Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung.

Ausgabe der Modenwelt mit Unterhaltungsblatt.

Zweiundzwanzigster Jahrgang.

1895.

Unterhaltungsblatt.

Berlin.
Franz Lipperheide.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Y
Z. 203.
~B

LANDES- UND STADT- BIBLIOTHEK DÜSSELDORF

Inhalts-Verzeichniß.

Die Zahlen bedeuten die Seitenzahlen. Die eingeklammerten Zahlen geben die Anzahl der Illustrationen an.

Romane, Novellen und Skizzen.

Neue Rathsmädel-Geschichten. Von Helene Böhlau. 1, 9, 17, 25, 33, 41.
Sonne und Mond. Neujahrs-Novelle von Alfred Gasparv. 3.
Vergangenheit. Novelle von Hans von Echtlich. 11, 19.
Künstler- und Dichter-Ehen. Plauderei von Paul Zunk. 23.
Aus Schottlands Heidenzeit. Von E. Eschricht. 27.
Das sündhafte Annerl. Ein Kinderbild aus Nordböhmen von Johanna M. Lankau. 30.
Zigeunerleben u. Ziegeunerlieder. Skizze von Franz Violet. 31.
Erinnerung. Von Felix von Stenglin. 32.
Der säumige Zahler. Eine Studenten-Geschichte von Ludwig von Ploetz. 35, 43.
Die arme Sängerin. Aus dem Kleinleben einer Großstadt von P. Gisbert. 38.
Ferik. Marokkanisches Sittenbild von Hans Wachenhusen. 44.
Auch ein Bekehrter. Von Alois Leonhard. 47.
Kinderfragen. Von Käthe Stellmacher. 48.
Indian Summer. Eine Herzensgeschichte von Wilhelm Wolters. 50, 57, 65.
Mein Cabinen-Genosse. Ein Reise-Abenteuer von Claus Rittland. 53, 60.
Aus dem Sonnenflimmern. Skizze von Wanda Bartels. 63.
Zwischen zwei Zahlen. Humoreske von E. Bely. 68.
Frieda. Eine Wiener Geschichte. Von Balduin Groller. 73, 81, 89, 97, 105, 113.
Die letzte Freude. Erzählung von Olga Wohlbrück. 75, 83.
Die beiden Schutzengel. Von M. Zehme. 78.
Gefunden. Pfingst-Erzählung von Käthe Becker. 87.
Das Dessert. Novelle von Natalie Guth. 91, 100.
Junge Ehe. Skizze von Hedwig Katz. I 107, II 115.
Die Sommerreise. Von Max Eggersdorf. 110.
Nur ein kurzes Geschichtchen. Von Arthur Hughes. Aus dem Englischen übertragen von Jeanne Friedländer. 119.
Ein Strand-Roman. Humoristische Novelle von H. von Osten. 121, 129,
Der letzte Akt. Skizze von E. von Bojanowska. 125.
Warum die Frauen lange Haare tragen. Plauderei von Wolfgang Kirchbach. 127.
Todtes Lieben. Skizze von J. Korus. 131.
Zukunfts-Actien. Erzählung von E. Juncker. 137.
Die Mausefalle. Eine harmlose Erinnerung an Sedan. Von Hans Georg. 139.
Begegnung. Wander-Skizze von Julius Weil. 140.
Aus dem Feenreich. Novelle von Hermine Villinger. 145, 153, 161.
Gavotte. Eine Rococo-Skizze von Helene von Krause. 147, 155.
Zu irgend einer Zeit. Skizze von Käthe Stellmacher. 158.
Baby's Equipage. Humoreske von Paul Oskar Höcker. 163.
Ein Gottesgericht. Novelle von August Trinius. 169, 178.
Nikolaus Bandi. Novelle von Benedek Elek. Aus dem Ungarischen übertragen von C. Langsch. 171.
Seefahrende Frauen. Von Friedrich Meister. 174, 183.
Das alte Album. Erzählung von Gertrud Franke-Schievelbein. 179.
Strandgut. Ein Weihnachtsmärchen von Hans Hoffmann. 185.
Die rechte Weihnachtsfeier. Erzählung von Lona Heim. 187.

Gedichte.

Neujahrsgruß. Von Johannes Trojan. 1.
So sind die Männer! Von F. W. Otto. 15.
Scherzo. Von Julius Otto Bierbaum. 23.
Des Faschings Ende. Von Johannes Wilda. 32.
Dem Fürsten Bismarck zum 80. Geburtstage. Von Johannes Wilda. 49, 50.
Der Erbe. Von Ada Negri. Aus dem Italienischen übertragen von Paul Heyse. 62.
Der Morgen. Von Johannes Wilda. 80.
Pfingstmorgen. Von Frida Schanz. 88.
Hannele. Von Johanna M. Lankau. 92.
Was der alte Jackl verzählt. Von Julie Denk. 104.
Der Vogelfreie. Von Elsa Kroll. 135.
Der Sieg ist unser! Von Emil Rittershaus. 142.
Herbstzauber. Von Frida Schanz. 152.
Zum Todtensonntag. Von Gottfried Doehler. 177.
Große Erwartung. Von Johannes Trojan. 190.

Biographisches.

Fürstin Bismarck. 7.
Aus der Wiener Gesellschaft. Beiblatt zu Heft 1.
Anton Rubinstein. Von Richard Schott. 16.
Der österreichische Thronfolger. 24.
Prinz Eduard von Anhalt und seine Braut, Prinzessin Luise von Sachsen-Altenburg. 24.
Emma Baumann. Von L. Diehlmann. 30.
Maximiliane Gräfin von Oriola, geb. von Arnim. Eine Jugend-Erinnerung von Marie von Olfers. 31.
Eine Führerin der deutschen Frauenbewegung. Von Marie Raschke. Beiblatt zu Heft 4.
Julie Ludwig. Von Frida Schanz. 39.
Ada Negri. Biographische Skizze von Hedwig Jahn. 46.
Adele Sandrock. Biographische Skizze von Leo Gerhard. 55.
Ingeborg von Bronsart. Beiblatt zu Heft 8.
Franz von Defregger. Von Max Haushofer. 71.
Herzog Emanuele Filiberto von Aosta und seine Braut, Prinzessin Helene von Orleans. 80.
Gertrud Götze. Beiblatt zu Heft 11.
Gustav Freytag. Von Gottfried Doehler. 95.
Fürstliche Kinder. Von M. Resau. 96.
Herzogin Pauline von Talleyrand und Sagan. Von H. von Beck. 102.
Georg Engels. Von Eugen Zabel. 124.
Thomas Koschat. Von Richard Schott. 127.
Zum 80. Geburtstage Andreas Achenbach's. Von Ludwig Pietsch. 151.
Vittoria Colonna. Von Richard Schott. 159.
Conrad Ferdinand Meyer. Von Georg Malkowsky. 159.
Johanna Ambrosius. Beiblatt zu Heft 20.
Marie Dahn-Hausmann. Von Fritz von Ostini. 167.
Zum 80. Geburtstage Adolf Menzel's. Von Ludwig Pietsch. 183.
Rosa Kahlig. Beiblatt zu Heft 23.
Friedrich Mitterwurzer. Von Leo Gerhard. 192.

Natur und Kunst, Altes und Neues.

Das Behring'sche Diphtherie-Heilmittel. Von Erich Wernicke. 6.
Ludwig XIV. und Maria Mancini. Von Helene Lobedan. 7.
Moderne Tänze. Von Gabriele von Lieres und Wilkau. 14.
Literarische Streifzüge. Von Felix Poppenberg. I 15, II 39, III 95, IV 135, V, 190.
Der Rennwolf. Von Estelle du Bois-Reymond. 16.
Im Toilette-Zimmer einer vornehmen Dame am Anfange des achtzehnten Jahrhunderts. Von O. Hohnstein. 22.
„Glaubenslos". Ein Essay von A. Sauer. 23.
Afrikanische Strauße. Von C. Nolte. 36.
Die Kettenstich-Maschine im Dienste der Gobelin-Stickerei. Von Friedrich Fischbach. 40.
Das Weib als Krieger. Kulturhistorische Plauderei von Heinrich Theen. 47.
Friedrichsruh und der Sachsenwald. Von Fedor v. Köppen. 54.
Frauen-Gymnasien deutscher Zunge. Von Elsa Kroll. 56, 63.
Anastasia, Gräfin von Kielmannsegg und das Banner der Wiener Künstler-Genossenschaft. Von Natalie Bruck-Auffenberg. 64.
Torquato Tasso's Tragödie. Ein Gedenkblatt von Felix Poppenberg. 71.
Neue französische Bücher. Von Elsa Kroll. 79.
Gute Luft im Schlafzimmer. Von Fr. Dornblüth. 79.
Damen im Herrensattel. Von Theo Seelmann. 86.
Drei Königinnen des Nordens. Reise-Skizzen von Johannes Wilda. I 94, II 103.
Eine Wendung des Geschmacks. Pariser Eindrücke von Julius Lessing. 102.
Neues über Frauenarbeit in der Antike. Von J. Stockbauer. 104.
Aus der Berliner Gesellschaft. Beiblatt zu Heft 13, 15.
Wiener Blumen-Corso. Von Natalie Bruck-Auffenberg. 110.
Ein Brief über das Damen-Radfahren. Von Martin Siegfried. 111.
Vom Wiener Derby. Beiblatt zu Heft 14.
Die Aufführung der Rubinstein'schen geistlichen Oper „Christus" in Bremen. Von Emmy Bock. 117.
Der Kaiser Wilhelm-Kanal. Von Johannes Wilda. 118.
Berliner Villen-Colonien und Park-Anlagen. Von Wilhelm Gerstenberg. I 119, II 134.
Londoner Briefe. Von Henriette Jastrow. I 126, II 167.
Musikalische Rückblicke. Von Ernst Wolff. I 133, II 172.
Lawn Tennis-Tournier in Homburg v. d. Höhe. Beiblatt zu Heft 17.
Konstantinopeler Sommerfrischen. Von Gottfried Albert. 142.
Das Kinderheim Christina-Huis im Haag. Von Hildegard Lehnert. 143.
Die Frauen und das Studium. Von Richard Wulckow. 150.
Die nordische Frauenarbeits-Ausstellung in Kopenhagen im Sommer 1895. Von Lauritz Swendsen. 160.
Waffen-Trophäen. Von Jakob Stockbauer. 166.
Amerikanische Dienstmädchen. Von L. von Geidy. 168.
Die Marie Seebach-Stiftung in Weimar. Beiblatt zu Heft 21.
Legenden über die Issa-Gestalt der Muhammedaner und das Urtheil der Moslems über Christen. Von Helene Böhlau (Madame al Raschid Bey). 175.
Federn. Plauderei von A. Oscar Klaußmann. 175.
Der Meister von Palmyra. Dramatische Dichtung von Adolf Wilbrandt. Besprochen von Elsa Kroll. 182.
Hartherzig oder nicht? Ein Beitrag zum Kapitel „Kindererziehung". Von C. Gunderloch. 190.
Pariser Plauderei. Von Käthe Schirmacher. 191.

Kunstgewerbliches.

Bauerntisch aus Föhrenholz. Beiblatt zu Heft 2.
Tafel-Service mit farbiger Blumen-Verzierung. Beiblatt zu Heft 3.
Blumenbehälter aus Majolica. Beiblatt zu Heft 5.
Truhe mit Lederschnitt und Vergoldung. Beiblatt zu Heft 6.
Stuhllehne. Beiblatt zu Heft 9.
Holzgefäß. Beiblatt zu Heft 12.
Album mit Filigran-Verzierung. Beiblatt zu Heft 16.
Zierkrüge aus echtem Zinn. Beiblatt zu Heft 19.
Zwei Standuhren. Beiblatt zu Heft 22.
Sitztruhe mit Kerbschnitt-Arbeit. Beiblatt zu Heft 24.

Verschiedenes.

Jahreswende. 8.
Steineichen im Parke der Villa Falconieri. 8.
Die Staupsäule am Breslauer Rathhaus. 16.
Der Friedhof St. Peter in Salzburg. 24.
Die Nachfolger der Pharaonen. 32.
Der Garten der Hesperiden. 40.
Gemälde-Auction. 48.
Herrnskretschen im Winter. 48.
Ostern im sonnigen Süden. 64.
Die Jünger in Emmaus. 64.
Marienmonat in Valencia. 80.
Auf Rügen. 96.
Verlassene Saline in der Bretagne. 104.
Nausikaa. 104.
Aus Pommern. 112.

09.1658.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Herzeleid. 128.
Abendfrieden. 128.
Erwartung. 144.
Wasserträger am Nil. 144.
Das Todeszeichen. 144.
Eine Sonnenblume. 152.
Seekönigs Grab. 152.
Stillleben. 160.
Die Mahlzeit der Schnitter. 160.
Landschaft bei Mondschein. 168.
Schloß-Romantik. 176.
Bei der Lectüre. 176.
Am Waldrand. 184.
Vor Weihnachten. 192.
Das Weihnachtslied der Waisen. 192.

Redactions-Post.

Seite 8, 16, 24, 32, 40, 48, 56, 72, 80, 88, 96, 104, 120, 128, 136, 144, 152, 160, 168, 176.

Aus der Frauenwelt.

Beiblatt zu Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23, 24.

Die Mode.

Beiblatt zu Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18, 19, 20, 21, 22, 23 I., III., 24 I., III.
Die heutige Mode in ihrer Uebertreibung. Beiblatt zu Heft 5, 7, 10, 18.

Handarbeiten.

Beiblatt zu Heft 1, 2, 3, 4, 5, 6, 7, 8, 9, 10, 11, 12, 13, 14, 15, 16, 17, 18 II., 19 II., 20, 21 II., 22 II., 23 III., 24 III.
Imitation der Porzellan-Malerei auf Holz. Beiblatt zu Heft 4.
Schumacher's Mosaik-Technik. Beiblatt zu Heft 7.
Aetzdrucke. Beiblatt zu Heft 16.
Kerbschnitz-Maschine. Beiblatt II zu Heft 18.
Bronze-Malerei auf Glas. Beiblatt III zu Heft 24.
Weihnachtsarbeiten. Beiblatt II zu Heft 23, 24.

Literarisches.

Beiblatt zu Heft 3, 8 II., 9, 12, 13 II., 18 II., 19 II., 20, 24 III.

Illustrationen.

Portraits.

Fürstin Bismarck. 4.
Maria Mancini. 8.
Gräfin Elise Wilczek. Beiblatt zu Heft 1.
Erbprinzessin Charlotte von Sachsen-Meiningen. 12.
Gräfin Lucie Radolin. 13.
Anton Rubinstein. 16.
Erzherzog Franz Ferdinand von Este. Von Julius Ritter von Blaas. 17.
Prinzessin Luise von Sachsen-Altenburg. 20.
Prinz Eduard von Anhalt. 20.
Emma Baumann. Mit Autogramm. 25.
Maximiliane Gräfin von Oriola, geb. von Arnim. Zeichnung von Marie von Olfers. 32.
Lily von Gizycki. Beiblatt zu Heft 4.
Julie Ludwig. 40.
Ada Negri. 41.
Adele Sandrock. Mit Autogramm. 56.
Anastasia Gräfin von Kielmannsegg. 64.
Ingeborg von Bronsart. Beiblatt zu Heft 8.
Prinzessin Helene von Orleans. 73.
Herzog Emanuel von Aosta. 73.
Gertrud Götze. Beiblatt zu Heft 11.
Gustav Freytag. 89.
Fürstliche Kinder. 93.
Herzogin Pauline von Talleyrand und Sagan. 100.
Sir Edward Malet. Beiblatt zu Heft 15.
Georg Engels. Mit Autogramm. 124.
Thomas Koschat. 128.
Freiin Stona von König. Beiblatt zu Heft 17.
Lieutenants Stavenhagen und Bencard. Beiblatt zu Heft 17.
Marie Keuchenius. 144.
Andreas Achenbach. 152.
Vittoria Colonna. Von Jules Lefebvre. 156.
Conrad Ferdinand Meyer. Mit Autogramm. 160.
Johanna Ambrosius. Beiblatt zu Heft 20.
Marie Dahn-Hausmann. Mit Autogramm. 161.
Marie Seebach. Beiblatt zu Heft 21.
Arthur Nikisch. 172.
Adolf Menzel. 181.
Rosa Kahlig. Beiblatt zu Heft 23.
Friedrich Mitterwurzer. Mit Autogramm. 192.

Religiöses.

Die Jünger in Emmaus. Nach Rembrandt. 60, 61.
Marienmonat in Valencia. Von José Benlliure. 76, 77.

Aus der Gegenwart.

Professor Behring und Dr. Wernicke, mit Versuchen zur Herstellung des Heil-Serums beschäftigt. 8.
Moderne Tänze. 12 (3), 13.
Schloß und Park Friedrichsruh. Von Th. von Eckenbrecher. 49.
Friedrichsruh vom Park ausgesehen. Von Th. von Eckenbrecher. 52.
Fürst Bismarck's Arbeitszimmer. Von Th. von Eckenbrecher. 53.
Fürst Bismarck's Schlafzimmer. Von Th. von Eckenbrecher. 53.
Das Banner der Wiener Künstler-Genossenschaft. 64.
Franz von Defregger. Von Hugo Engl. 65, 68 (2), 69 (2), 72 (2).
Aus der Berliner Gesellschaft. Beiblatt zu Heft 13.
Wiener Blumen-Corso. Von Theo Zasche. 108, 109, 112 (2).
Wiener Blumen-Corso. Nach photographischen Aufnahmen. 108, 112.
Vom Wiener Derby. Beiblatt zu Heft 14.
Lawn Tennis-Tournier in Homburg v. d. Höhe. Beiblatt zu Heft 17.
Wohnhaus der Johanna Ambrosius. Beiblatt zu Heft 20.
Das Marie Seebach-Heim in Weimar. Beiblatt zu Heft 21.
Zum Todtensonntag. Von O. Gerlach. 177.

Land und Leute.

Steineichen im Parke der Villa Falconieri. Von Luise Begas-Parmentier. 1.
Die Staupsäule am Breslauer Rathhaus. Von Grete Waldau. 13.
Der Friedhof St. Peter in Salzburg. Von R. Püttner. 21.
Straußenjagd in Nordafrika. Von Hugo Ungewitter. 33.
Herrnskretschen im Winter. Von R. Schuster. 45.
Ostern im sonnigen Süden. Von Noë Bordignon. 57.
Zur Hochzeit reitende Huzulinnen. Von W. Szerner. 81.
Auf Rügen. Von Ernst Heyn. 92.
Verlassene Saline in der Bretagne. Von Eduard Spoerer. 97.
Aus Pommern. Von A. Chelius. 105.
Berliner Villen-Colonien und Park-Anlagen. Von O. Günther-Naumburg. 113 (2), 116 (5), 117 (5), 116 (4), 129 (3), 132 (3), 133 (4), 136 (4).
Wasserträger am Nil. Von Hugo Ungewitter. 140.

Genre-Bilder.

Jahreswende. Von Carl Bennewitz von Loefen jr. 5.
Die Nachfolger der Pharaonen. Von G. Wertheimer. 28.
Des Faschings Ende. Von Karl Rickelt. 29.
Der Garten der Hesperiden. Von A. F. Gorguet. 37.
Gemälde-Auction. Von A. Wagner. 44.
Der Morgen. Von Bruno van Riesen. 80.
Nausikaa. Von G. D. Leslie. 101.
Herzeleid. Von Adolf Hering. 121.
Abendfrieden. Von Hugo Darnaut. 125.
Erwartung. Von August Reinhardt. 137.
Das Todeszeichen. Von Félix Hippolyte Lucas. 141.
Eine Sonnenblume. Von Clara Walther. 145.
Seekönigs Grab. Von Ferdinand Graf von Harrach. 148, 149.
Stillleben. Von Elise Hedinger. 153.
Die Mahlzeit der Schnitter. Von Pierre Alexandre Wille. 157.
Landschaft bei Mondschein. Von P. Hey. 165.
Schloß-Romantik. Von Carl Ludwig. 169.
Bei der Lectüre. Von W. von Czachórski. 173.
Am Waldrand. Von Hugo Darnaut. 180.
Das Weihnachtslied der Waisen. Von Therese Schwartze. 185.
Vor Weihnachten. Von August Reinhardt. 188.
Große Erwartung. Von Fritz Gehrke. 189.

Verschiedenes.

Der Rennwolf. Von Lucy du Bois-Reymond. 9 (3).
Afrikanische Straußenfarm. 36.
Gerupfter Strauß. 46.
Damen im Herrensattel. 84 (6), 85 (7).
Vignette. Von Hans Mützel. 88.
Waffen-Trophäen. Von Karl Rickelt. 161, 164 (3).
Hölzerne Unterlagen für die Waffen-Trophäen. 164 (2).
Vignette. Von M. Ränike. 176.

Kunstgewerbliches.

Bauerntisch aus Föhrenholz. Beiblatt zu Heft 2.
Tafel-Service mit farbiger Blumen-Verzierung. Beiblatt zu Heft 3.
Blumenbehälter aus Majolica. Beiblatt zu Heft 5.
Truhe mit Lederschnitt und Vergoldung. Beiblatt zu Heft 6.
Stuhllehne. Beiblatt zu Heft 9.
Holzgefäß. Beiblatt zu Heft 12.
Album mit Filigran-Verzierung. Beiblatt zu Heft 16.
Zierkrüge aus echtem Zinn. Beiblatt zu Heft 19.
Zwei Standuhren. Beiblatt zu Heft 22.
Sitztruhe mit Kerbschnitt-Arbeit. Beiblatt zu Heft 24.

Die Mode.

Beiblatt zu Heft 1 (5), 2 (5), 3 (7), 4 (6), 5 (5), 6 (5), 7 (3), 8 (9), 9 (6), 10 (4), 11 (6), 12 (5), 13 (7), 14 (8), 15 (8), 16 (8), 17 (7), 18 (12), 19 (10), 20 (10), 21 (9), 22 (10), 23 (10), 24 I. (7), III. (2).
Die heutige Mode in ihrer Uebertreibung. Beiblatt zu Heft 5 (2), 7 (2), 10, 18.

Handarbeiten.

Beiblatt zu Heft 1 (2), 3, 5 (2), 6 (2), 7 (3), 8, 9 (3), 10 (2), 11, 13 I. (2), II., 14 I. (2), II., 15, 19 II. (2), 20 (3), 21 II. (2), 22 II. (3), 23 III.
Schumacher's Mosaik-Technik. Beiblatt zu Heft 7 (3).
Kerbschnitz-Maschine. Beiblatt II zu Heft 18 (5).
Weihnachts-Arbeiten. Beiblatt II zu Heft 23 (20), 24 (17).

Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 1. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 1. Januar 1895. — Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Neujahrsgruß.

Gegrüßt sei auf der Erde,
Neujahr, mit frohem Schall,
Daß in den Herzen werde
Geweckt ein Wiederhall!

Ein Wiederhall, der sage:
Wir bleiben doch getrost,
Ob auch noch manche Tage
Uns Winterſturm umtost.

Ob auch noch mancher Morgen
Uns graut in Leid und Weh;
Die Freud' erblüht aus Sorgen
Wie Röslein aus dem Schnee.

Und sollt' es wider Hoffen
Und Wünschen uns ergehn,
Und wir, von Schmerz getroffen,
In dunkle Ferne sehn:

Auch in die dunkle Ferne
Vergebens schaun wir nicht,
Es glänzen hell die Sterne
Hervor mit ihrem Licht.

Die glänzen, Den zu künden,
Der über ihnen thront,
Damit den Ort wir finden,
Wo ew'ge Liebe wohnt.

Johannes Trojan.

Nachdruck verboten.

Neue Rathsmädel-Geschichten.*)

Von Helene Böhlau (Madame al Raschid Bey) in München.

I.

Die Rathsmädel gehen einem Spuk zu Leibe.

Ich weiß noch so manches aus der Zeit, in der das kleine, nun längst wieder bescheidene Weimar ganz unvermuthet anfing, mitten unter den tausend und abertausend europäischen Städten und Städtchen sich außerordentlich wichtig zu thun. Es mochte auch alles Recht dazu haben; denn es hatten in dem stillen Neste seltene Vögel sich eingenistet, Vögel, deren gleichen vordem in Deutschland nicht gesehen waren, und die auch keine Jungen ihrer Art bekommen haben, sodaß sie wirklich außerordentlich seltene Vögel geblieben sind, bis heutzutage.

Von dieser Zeit habe ich schon mancherlei geschrieben, und es hat den Leuten vielleicht gefallen, weil es so ruhig hinerzählt war, allem Feierlichen, Schweren aus dem Wege ging, alles Leichtlebige bei dem Zipfel nahm.

Ich will Euch nun wieder aus den Gassen erzählen, aus den Bürgerstuben, aus den Gärten vor der Stadt, von jenen alten, gesegneten Gärten, und ich werde mich auch wieder vorsichtig, wie das erste Mal, an den großen Thieren vorbeidrücken und mich mit den Vergessenen, Verwehten abgeben.

Die werde ich aus ihren Gräbern noch einmal in ihre alte weimarische Sonne locken, von der sie so gerne sich wieder bescheinen lassen würden.

Es ist eine alte Frühlingsgeschichte, die Ihr hören sollt, eine weiche, hingeschwundene Frühlingsgeschichte, in der es sproßt und keimt, in der ein lustiger, feuchter Wind weht, Nebel ziehen, in der Herzen schlagen, und in der allerlei behauptet wird, worüber man heutzutage vornehm die Achseln zucken müßte, wollte man auf der Höhe der Zeit stehen; damals aber glaubte und sprach man, was einem Vergnügen machte. So glaubte man in jenen Tagen und tuschelte es sich gegenseitig wie eine interessante Hofgeschichte zu, daß die verstorbene Hofdame der Herzogin Amalie, von der Carl August gesagt hatte: „Genie die Fülle, kann aber nichts machen!“ ganz unvornehmer Weise spuken ging, und zwar in Tiefurth, im Park und im Schlößchen.

Man erzählte sich geheimnißvoll die unglaublichsten Dinge. Die bürgerliche Gesellschaft faßte die Sache ernsthaft, aber doch humoristisch auf. Sie hatte ihren Spaß daran, daß die kleine, bucklige, häßliche Dame solche Geschichten machte.

Der Adel aber zog ein sehr bedenkliches Gesicht, denn es war absolut nicht comme il faut von der Göchhausen. — Außerdem sprach die Hofgesellschaft mit einem tiefen Bedauern darüber, daß ihr so etwas „arri-

*) Wir sind in der Lage, hiermit die neue Folge des vortrefflichen Buches „Rathsmädel-Geschichten“, das vor allen anderen ihrer Werke den literarischen Ruhm Helene Böhlau's begründete, unserem Leserkreise bieten zu können. Die Red.

Steineichen im Parke der Villa Falconieri.
Nach dem Bilde von Luise Begas-Parmentier in Berlin. — Siehe Seite 8.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

viren" mußte — solch eine „Calamität"! — Man fand, daß sich die Göchhausen noch nachträglich schwer „ridiculisirte" und unmöglich machte.

Verschiedene Personen waren ihr nachts begegnet, wie sie schimpfend und klagend die Parkwege auf- und niedergehuscht war.

Sie hatten sie ganz genau erkannt, — daran bestand kein Zweifel!

Einem weimarischen Fleischermeister, der ein Kalb von Krommsdorf erst spät heimgetrieben, war sie im Park auch nachgehuscht, und er erzählte, daß sie ihm scheußlich weinerlich und wichtig gesagt habe: „Ich la—ngweil mich so!" — Weiter nichts. Aber wie sie es gesagt hätte! Wie aus einer Flasche heraus! Der Fleischer konnte es den Mägden, die die Neuigkeit, sammt dem Fleisch von dem armen Krommsdorfer Kalb, das die merkwürdige Geistererscheinung mit erlebt hatte, pfundweis nach Hause trugen, gar nicht haarsträubend genug vormachen.

Sie war, wie gesagt, allen möglichen Leuten erschienen, immer klagend, immer schimpfend und immer unzufrieden; — manchmal auch nur murmelnd und brummend; — aber wie murmelnd! — eben, ganz wie eine arme Seele murmeln muß: durch die Zähne, und wie aus einer Flasche. Es war überhaupt das Merkwürdige und Ueberzeugende an der Sache, daß sich die Göchhausen genau nach Vorschrift benahm, — nach Vorschrift der alten Kobold- und Geistergeschichten.

Die Weimaraner mußten immer etwas zu schwatzen haben und hatten auch gottlob immer etwas; sie waren an die merkwürdigsten Dinge gewöhnt, eine solche Fülle von gesegnetem Klatsch hatte sich seit 1775 auf das graue Rattennest niedergelassen. Seit geraumer Zeit aber schon floß diese Quelle spärlicher, und die verwöhnten Gaumen mußten mit allerhand fürlieb nehmen und thaten dies wohl oder übel.

Zu allererst tauchen aber in unserer Geschichte ein paar lachende, blüthenjunge Gesichter auf, ein paar feste, kindlich behende Körper, blonde dicke Zöpfe, junge, weiche, noch etwas tollpatschige Hände, helle Kleider, die sich lebendig um diese jungen Körper schmiegen, die so jugendsicher auf leichten Füßen sich bewegen, so kernig, so wohlgebaut und unschuldig.

All diese schönen Dinge miteinander gestalten sich hier zu ein paar Mädchen, die in der alten Wünschengasse daheim sind.

Sie haben ihr Lebtag in der Wünschengasse gewohnt und sind mehr, als ihnen lieb ist, dort bekannt, bei Freund und Feind, Nachbar und Nachbarin.

„Die Rathsmädel" heißen sie bei Alt und Jung, und sind die Töchter des Herrn Rath Kirsten, der, ehrsam und würdig, nie verstanden hat, weshalb gerade ihm das Schicksal diese blonden Hexen aufhalste, die ihm mehr Mühe und Kopfzerbrechen kosteten, als seine Buben. Ja, in der That, er und Frau Rath wären auch nie und nimmermehr mit dem hübschen Paare fertig geworden, wenn nicht die ganze Wünschengasse ihnen beigestanden hätte, die Rangen zu erziehen; und nicht nur die Wünschengasse fühlte sich dazu berufen, alle Freunde und Feinde haben an dem merkwürdigen Werke mitgeholfen. „Da gehen sie!" hieß es, wenn sie miteinander durch die dämmerige Gasse schlenderten. Und wer dies aussprach, schaute ihnen gewissermaßen gespannt nach.

Von Jugend auf hatten sie es verstanden, die würdige Wünschengasse in Aufregung zu erhalten.

Sehr früh war es angegangen, das Ausschauen nach den Rathsmädchen, das Schimpfen und Lachen, das Nörgeln und Hetzen, das Verhätscheln und Anraunzen. Nie, solange die Wünschengasse steht, sind aber zwei Schwestern von Kindesbeinen an trotz alledem so ungetrübt heiter gewesen wie diese zwei, so treu ihren Freunden ergeben.

Sie gehörten zu den glückseligen Menschen, die ihr Lebtag Freunde haben, — zu den Menschen, die nie einsam sind, — zu den sonnigen Kraftmenschen, die Wärme und Strahlen für andere übrig haben.

Von Jugend an waren sie stolz auf ihre Freunde, verstanden keinen Spaß, wenn irgend jemand diesen Freunden nahe treten wollte, waren ihnen dankbar, — und was die Hauptsache ist, unverbrüchlich treu. Und diese Freunde: der blondlockige, kleine, gescheidte Heinrich Goullon, den sie auf den weimarischen Straßen „den Pudding" nannten, seiner französischen Abstammung wegen; in den weimarischen Mäulern aber war „der Pudding" zu einem „Budang" geworden. — Und der schöne Franz Horny, der sich als Maler später einen Namen machte und in jungen Jahren in Amalfi starb; — sein Bild hängt dort in einer Kapelle, wo es von den Landleuten als ein heiliger Johannes oder Sebastian verehrt wird. — Und der Dritte im Bunde: Ernst Schiller, Schiller's Sohn.

Mit diesen Dreien haben die Rathsmädchen sich so köstlich vergnügt, wie dies jetzt im lieben Deutschland nimmermehr geschieht.

Die Leute in unserm Zeitalter haben die schöne, heitere Urwüchsigkeit wie ein altmodisches Kleidungsstück abgelegt.

Die guten Freunde sind oftmals miteinander ausgegangen und haben sich oben im Ettersberg, im alten Gutshofe von Röses Pathen Sperber, einquartiert. Sie sind ins Wasser gefallen, haben miteinander getanzt, wenn es ihnen paßte; sie haben getollt und gelacht, sie sind Schlitten gefahren, sie haben Räuber und Prinzeß in den Gassen gespielt, sie haben „Budang" als Mädchen verkleidet und sind mit ihm spazieren gegangen. Und die beiden schönen Mädchen sind recht eigentlich von den etwas älteren Kameraden erzogen und in die Lehre genommen worden, haben ihre Schularbeiten ihnen vorweisen müssen und sind von ihnen belobt und gestraft worden. Herr und Frau Rath wären ohne die Kameraden nie mit der Erziehung ihrer beiden Schelme zu Ende gekommen.

Ein feuchter Frühlingssturm fährt heut' durch die Wünschengasse. Zerrissene dunkle Wolken jagen über den Himmel, und in die Dämmerung dröhnt die große Glocke im Schloßthurm. Der Sturmwind fährt in das mächtige Geläute; er reißt die großen, vollen Töne wie Wolken auseinander und nimmt diese Riesentöne mit sich fort, zerstreut sie, läßt sie hie und da aufdröhnen und plötzlich verhallen.

Die Glocke läutet die Osternacht ein.

Es ist ein wunderbares Getöse, erschütternd, wie überirdisch; so voll, so rein, so tief wie die tiefste Menschenwonne und das tiefste Menschenleid.

Die alte Glocke, die sie im dreißigjährigen Kriege, weiß Gott wo, erbeutet haben, ist das lebendige Herz des Städtchens Weimar geworden. Ein jeder versteht dies Herz da oben im grünen Thurm. Es dröhnt mächtig aus, was die andern Eintagsherzen fühlen. Es erschüttert sie, es erweckt sie, es reißt sie im Gefühle mit sich fort, wie von jeher ein großes, mächtiges Herz die kleinen mit sich gerissen hat. —

Die Rathsmädel, Röse und Marie, schauen zum Fenster hinaus.

„Hörst Du?" sagt Marie.

Sie sind bisher immer, wenn die große Glocke geläutet wurde, zum Schloß hinunter gelaufen und haben hinauf nach der grünen Thurmspitze gesehen, die von der Wucht der Glockenschläge langsam, aber deutlich hin- und herschwankte; oder sie haben das Ohr an die alte Thurmmauer gehalten, und das Dröhnen ist ihnen schauervoll durch den Körper gezittert; oder die Kameraden nahmen sie bis hinauf in den Glockenstuhl, und sie haben da, schwankend und schwindelnd, und ganz betäubt von den ungeheuren Schlägen, die den Thurm zu zersprengen drohten, sich aneinandergeklammert und an den riesigen Balken festgehalten.

Heute schauen sie aber, wie gesagt, nur gedankenvoll zum Fenster hinaus.

Es ist, als läge irgend etwas auf ihnen.

Röse hat auf das „Hörst Du?" von Marie nicht einmal geantwortet.

Sie stecken beide feierlich in weißen Kleidern und tragen grüne Schärpen.

Grüne Schärpen sind für sie noch immer der Inbegriff von aller Schönheit und Eleganz.

„Röse! Marie! Schließt das Fenster! Gleich! — Was fällt Euch ein! — Der Wind!" So ruft Frau Rath, die Mutter der Rathsmädchen.

Eine rührende Zartheit liegt über der schlanken Gestalt. Der Haushalt mit den wilden Mädchen und Buben, die Kriegsjahre, der überernste Gatte, die Geldsorgen, — das alles ist der fein organisirten Frau zu viel geworden.

Um sie her wachsen die Kinder urkräftig in die Höhe; sie aber hat etwas Müdes, Insichgekehrtes, als wenn sie nur bei sich selbst fände, was sie sucht.

Die beiden Mädchen schließen das Fenster, und das Glockengeläut dringt nur noch dumpf ins Zimmer.

Der Wind heult im Schornstein. Frau Rath zündet die Lichter an.

Das große Familien-Zimmer macht heute ein feierliches Gesicht.

Der runde Eßtisch ist blendend weiß gedeckt; statt des einen Talglichtes brennen zwei Wachskerzen auf einem Leuchter unter einem grünseidenen, ovalen Schirm.

„Oho," sagt Marie, „den nimmst Du?"

„Was denn sonst, Schatz? — Habt Ihr Euch die Hände gewaschen?"

„Jawohl, mit Schmierseife!" antwortet Röse.

„Röse, mein Kind!" Frau Rath ist heute bewegt und streicht ihr über's Haar. — „Gutes Kind!"

Röse ist von dieser Freundlichkeit so sonderbar berührt, daß sie ihrer Mutter um den Hals fällt und in Thränen ausbricht.

„Ruhig, ruhig!"

Der Vater tritt ein, mustert alles und sagt: „Ist Senf auf dem Tisch?"

Senf war eben das Neuste.

Und es ist Senf auf dem Tisch, es ist überhaupt alles in schönster Ordnung; er findet nichts zu tadeln und geht feierlich im Zimmer auf und ab.

„Charmante Leute!" bemerkt er und wiederholt es noch einmal: „Charmante Leute!"

Niemand stört den Vater. Er liebt das „Anreden" nicht. Man hat zu warten, bis er fragt.

„Du könntest der Thon, dächt' ich, noch eine kleine Aufmerksamkeit erweisen," wendet er sich zu seiner Frau.

„Ja was denn?" fragt diese, „wie meinst Du denn?"

„Ich dachte so etwa . . . etwa . . ."

Er schien sich über das, was er eine „kleine Aufmerksamkeit" nannte, nicht recht klar zu sein.

„Weißt Du, Kirsten, ich dächte, wir erwiesen ihr schon eine recht große!" Das sagt sie leise und schaut mit einem Seitenblick auf die Mädchen.

Röse lehnt am Nähtisch, müßig den Fingerhut der Mutter auf der Platte tanzen lassend. Marie sieht ihr gespannt zu.

„Ist das eine Art, den Bräutigam zu erwarten?"

Herr Rath meint das ernst und rügend aus seiner hohen Halsbinde heraus, im Hintergrunde des großen Zimmers, zu seiner Frau.

„Bst!" macht Frau Rath. — „Mein Gott, so jung sollte sie nicht sein. So ein armes Ding!"

„I was!" sagt Herr Rath. — „Papperlapapp! Warst Du etwa älter?"

Frau Rath lächelt schmerzlich. Alle Papperlapapps ihres Lebens zogen an ihrer Seele vorüber. — Sie lächelt, — alle heißen Thränen, alles Sehnen, alles Verstummen hatte sich bei ihr zu einem müden Lächeln herabgemildert, — oder in ein Lächeln zusammengefaßt, — wie man will.

Apothekers kamen.

Frau Apotheker in der schönsten Haube. Des Gatten rundes Bäuchlein war mit „selber gestickter" Seide überspannt und glänzte wie ein heiteres Gestirn. Er kniff Röse in die Wange und war vortrefflich gelaunt.

Marie tuschelte Röse etwas zu, indem sie vorsichtig nach den Fenstern des gegenüberliegenden Hauses sah; da zeigte sich eben eine Dame in vollem Putz, in weißer Haube mit blauen Bändern und im weißen Kleide. Sie öffnete das Fenster und hakte die Fensterflügel ein, damit der Wind, der durch die Gasse fegte, es nicht wieder zuwerfen könnte.

„Jetzt kommen sie!" flüsterte Marie. Und es währte nicht lange, da empfing man bei Kirsten's wieder Gäste: Frau Geheimderath Thon und deren Sohn Ottokar Thon, Adjutanten des Großherzogs Carl August.

Frau Geheimderath Thon begrüßte sich lebhaft mit den Eltern Kirsten, küßte dann zuerst Röse auf die Stirn, dann Marie.

Sie war die Dame, die aus dem Fenster geschaut hatte. Das weiße Kleid umschloß in langen Falten eine volle, stolze Gestalt. Das schöne Busentuch war aus kostbaren gelblichen Spitzen, und eine breite, hohe Haube mit himmelblauen Bändern beschattete ein energisches, wohlconservirtes Gesicht.

Ottokar Thon reichte Röse die Hand und führte ihre rundliche Kinderhand dann an die Lippen.

Röse war befangen und schweigsam. Auf ihrem frischen Gesichte aber lag eine große, stille Wonne. Sie ließ indessen ihrer Schwester Hand nicht los, bis man sich zu Tische setzte.

Noch war das große Wort nicht gesprochen; aber sie ahnte, sie wußte alles! Ottokar Thon war erregt; er sprach mit ihr, als spräche er zu einem lebendigen Heiligthume, — so etwas scheu, — und doch . . ., — Rösen überschauerte es.

Wie er schön und stolz in seiner schwarzen, verschnürten Uniform aussah!

Von dem Augenblick an, als sie ihn zuerst gesehen, war ihre Seele ganz erfüllt von seinen guten Eigenschaften, seiner Gescheidtheit und seiner Tapferkeit; er war Lützow'scher Jäger gewesen, und sie hatte auch gehört, wie er sich in Wien ausgezeichnet.

Die Schopenhauerin erzählte, daß Carl August ihn unbändig gelobt habe, und daß Carl August eine Schrift über die Zukunft Deutschlands von ihm kenne, von wahrer staatsmännischer Bedeutung.

„Solch' ein Mensch will mich!"

Das waren Röse's Jubelgedanken. —

Röse saß bei Tisch neben dem lieben, herrlichen Menschen und hörte zu, wie alle sprachen.

Es war ihr so feierlich und still zu Muthe. Und sie mußte träumerisch an einen Vogel denken, der in

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

seinem Nest auf schwankem, grünem Zweige sitzt, das von einem weichen Winde hin- und hergeweht wird. Die Sonne glitzert durch die dichten Blätter, und es wirkt so ein wohliges, grünes Licht um ihn her. Kein Auge sieht ihn; und es ist ihm genug. Sie fühlt eine Seligkeit, die ihr in ihr selbst noch fremd und neu ist; deshalb macht sie sich unbewußt ein Bild von dieser großen, stillen Wonne, ein kindisches, süßes Bild.

Und es waren nicht nur die Gefühle festlich und heiter; nein, so erschien alles und jedes! Zu allererst die Suppe. Eine echte Festsuppe: Grünkern mit Kerbelrübchen. Das war Frau Raths Meisterwerk. Die Kerbelrübchen, wie Mandeln so fein und klein, zergingen auf der Zunge, und die Suppe duftete wie ein blühendes Aehrenfeld. Ganz sommerlich duftete es aus der Terrine in die Höhe und verbreitete sich im Familien-Zimmer. Warmer Sonnenschein, Lerchengesang vom blauen Himmel, der echte köstliche Kornduft, ein sanfter Wind, der über die Aehrenhäupter streicht, — Erdgeruch! Das alles kam, als der Deckel von der Suppenschüssel gehoben wurde, den Gästen bewußt oder unbewußt in Erinnerung.

Das war die Eigenthümlichkeit dieser Suppe!

Frau Rath hatte den Mädchen gesagt: „Die Suppe muß sein wie eine Musik oder wie ein Gedicht, die Leute sollen fröhlich davon werden."

Ja, es war eine feierliche Suppe!

Draußen wirthschaftete der Sturm gewaltig. Die Fensterscheiben klirrten, und im Schornstein heulte und jammerte er.

Nach der Suppe gab es einen Karpfen, — einen Spiegelkarpfen mit großen, goldenen Schildern und Flecken, den besten Karpfen, den der Hoffischer gehabt hatte, einen Riesen! Röse und Marie hatten natürlich mitgeholfen, ihn aus dem Behälter herauszufischen, in dessen klarem Ilmenwasser die festen Karpfenbursche sich im dichten, graulich flimmernden Gewimmel durcheinander drängten, und den allerherrlichsten hatten sie also erwischt.

Er war so schön, so unaussprechlich schön in seiner Strammheit, seiner Schlüpfrigkeit und in seinem Goldglanze gewesen.

Der Hoffischer hatte ihn selbst geschlachtet, hatte ihm den Kopf auf den festen Tisch geschlagen, dessen Füße im Rasen neben den Fischbehältern eingerammt waren, und der über und über von Fischschuppen flimmerte. Dann hatte er den Fisch in zwei Hälften getheilt und den Rathsmädchen in den Korb gepackt und ihnen die Fischblase extra verehrt. Marie war darauf getreten, um sie zerplatzen zu lassen; es hatte auch wie ein Schuß geknallt. Das war ein althergebrachter Spaß gewesen.

Als der Karpfen auf den Tisch im Familien-Zimmer kam, blau gesotten mit geriebenem Meerrettig, und ganz in Petersilie ruhend, da rief der Apotheker: „Donnerwetter, ist das ein Prachtkerl! Ist das ein Einziger gewesen?"

Diese beiden Dinge, die Suppe und der Karpfen, waren aber nur die Vorläufer vom Propheten.

Die Gäste waren nicht zum Karpfenessen geladen, sondern zu einem wirklichen und wahrhaftigen Fasanenschmaus.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Sonne und Mond.

Eine Neujahrs-Novelle von Alfred Gaspary in Berlin.

Herein!"

„Guten Tag, oder beinahe guten Abend, Fräulein Rombach! — Störe ich?"

„Ihr Besuch ist mir stets angenehm, Herr Professor; aber Sie haben mich eben wieder einmal nervös gemacht! — Ich hab's wohl gemerkt, daß Sie die ganze Zeit vor der Thür gehorcht haben!"

„Ich bitte Sie, bestes Fräulein, Sie waren gerade am Schlusse des Nocturnos, und da wollte ich doch — —."

„Nein, nein! Die Schwelle hat bereits geknackt, als ich eben begonnen hatte. Sie wissen doch, daß ich diese Kritik hinter der Thür nicht vertragen kann!"

„Und Sie wissen doch, daß ich Sie so gern Chopin spielen höre."

„Aber ich muß Sie dann schon im Zimmer haben und Ihre ironischen Bemerkungen direct bekommen! — Nun, lächeln Sie nicht erst lange hinter der Hand, sondern sagen Sie mir, daß ich den unglücklichen jungen Polen nach seinem Tode geohrfeigt habe, oder wie sonst Ihre berühmten Zeitungsphrasen lauten. Also?"

„Sie spielen den Chopin wirklich ganz ausgezeichnet."

„Aber?"

„Kein Aber! Freilich hätte ich den Schluß ein bißchen leichter, versöhnender genommen. Doch das ist wohl Geschmackssache."

„Herr Professor Hartwig ist ja heute ganz verdächtig milde! — Ist Ihnen irgend etwas passirt?"

„Passirt? — Nein! — Doch ja! Habe mich eben nach der Wagnerprobe mit dem Idioten Reiman gezankt. Dieser Mensch schreibt Musik-Referate für eine anständige Zeitung und ist ein completer Esel! Esel sind ja bis zu einem Grade auch musikalisch — — —. Ja, wenn dieser Mensch irgend ein Fräulein Lehmann oder Meyer auf's Podium treten sieht, und selbige hat ein weißes Kleidchen an mit blauen Schleifen und reißt ihr sogenanntes Rosenmündchen auf — —."

„Alter Spötter und Sauertopf!"

„Ja, ja! Das bin ich!"

„Schön ist das aber nicht von Ihnen. Wenn Sie ahnten, wie oft Ihre beißenden Bemerkungen kränken!"

„Weiß ich! Will ich!"

„Aber warum sind Sie so verbittert? — Sie stiften auf diese Weise mehr Schlimmes als Gutes. Es ist doch nicht die Aufgabe des Kritikers, jedes junge, aufstrebende Talent zu entmuthigen und abzuwürgen wie der Hund den Hasen."

„Hübscher Vergleich! Komme mir wirklich oft wie ein müder Jagdhund vor. Müde wie ein Schießhund! — Sie kennen doch Börne?"

„Sie haben heute Ihren elegischen Tag, da sind Sie entsetzlich!"

„Das glaube ich selbst; ich befreie Sie auch sofort wieder von meiner Gegenwart. Es war nur so ein widerwärtiger, dunkler Winternachmittag draußen, daß ich auf den Gedanken kam, ich könnte schnell einen Augenblick in Ihr gemüthliches Zimmer treten, ehe ich in meine öde Werkstatt hinaufkrieche."

„Sie sollen aber nicht gleich wieder gehen! Legen Sie Ihren Pelz ab und bleiben Sie wenigstens so lange, bis die rothe Wintersonne hinter jene grauen Häuser gesunken. — Es war den ganzen Tag nicht recht hell. — Wollen Sie nicht die Ueberschuhe ausziehen? Sie wissen, Gummi ist ungesund an den Füßen."

„An was alles Sie denken! Wie ich dagegen bin! Da hab' ich schon wieder eine von den neuen Galoschen verloren. Da wird mir Frau Kuhfant eine tüchtige Rede halten. — Sehn Sie nur, was für ein feiger Kerl ich bin, da hab' ich ihr gleich zur Begütigung eine Flasche Punsch-Extract und Pfannkuchen mitgebracht; nun kann sie mit dem verzogenen Bengel, ihrem süßen Emil, nachher Sylvester feiern. Wenn der Junge nur nicht durchaus bei Ihnen Klavierstunde haben müßte!"

„Emil Kuhfant hat eben so viel Anlage als die meisten klavierspielenden Kinder."

„Ja aber, daß Sie ihn unterrichten müssen und ich dies infame Geklimper mit anhören muß! — Wie werden Sie denn den Sylvesterabend verleben?"

„Nicht viel anders wie jeden anderen Abend. Vielleicht erbaue ich mich noch an einer Beethoven'schen Sonate; vielleicht lese ich noch ein bißchen Storm; vielleicht schreibe ich noch einen Neujahrsbrief an meine verheirathete Schwester! — Und Sie? Sie gehen wohl in die Oper? Hernach ein kleines Souper der männlichen und weiblichen Sterne unseres Opernhimmels und der Leuchten unserer Kritik?"

„Da möge mich dieser und jener vor bewahren! Zu dergleichen bin ich doch nachgerade zu alt geworden."

„Sie alt, mit Ihren sechsundvierzig Jahren?!"

„Ei, ei! Woher wissen denn Fräulein Rombach so genau mein Lebensalter?"

„Aus der Musikzeitung!"

„Ach ja! Biographie des neugebackenen Professors, mit Portrait. Der reine Steckbrief! Seh ich auf dem Bilde nicht aus wie ein Bierbrauer? — Wenn diese Menschen einen nur zufrieden lassen wollten! Ich thue doch niemanden etwas."

„Nein?! — Und Ihre Kritik, Herr Professor Hartwig?"

„Die ist mein Beruf, meine Pflicht; an meiner Ueberzeugung kann ich doch nichts ändern!"

„Das sollen Sie auch nicht; aber es giebt eine gewisse milde, wohlwollende Art, die Menschen zu tadeln, mit der mehr erreicht wird, als durch Spott und Ironie, weil sie sich nicht bloß an den Verstand, sondern auch an das Gemüth wendet; und für diese Beurtheilung sind Künstler gerade am empfänglichsten."

„Ich will Ihnen etwas sagen, Fräulein Rombach, Sie können mir einen gewissen Zeitungsartikel nicht vergessen."

„O, daran dachte ich ganz und gar nicht!"

„Ich glaube doch! — Ich kann Ihnen aber versichern, daß, wenn ich Sie vor Jahren einmal abschlachtete und ihre Stimme tadelte, ich wahrhaftig zu der Ueberzeugung gelangt war ..."

„Daß die Kunst für mich zu schade sei!"

„Nein, daß Sie trotz allen Fleißes nie eine Sängerin werden könnten. Ich halte es immer noch wie damals für meine Pflicht, Neulinge in der Kunst vor Enttäuschungen zu bewahren; freilich, die Kunst vor den Neulingen ebenfalls. — Doch das habe ich Ihnen schon so und so oft gesagt. Die liebe Eitelkeit kommt indessen doch immer zum Vorschein. Aber so sind die Frauen nun einmal!"

„Sie sind ja heute recht liebenswürdig, Herr Gallapfel!"

„Wenn ich sehe, wie alles in der Musik herumdilettirt, wie all diese jüngeren und älteren Damen durchaus Concerte geben müssen —!"

„Nun, mich trifft Ihr Vorwurf nicht, denn seit meinen mißglückten Versuchen habe ich auf die Oeffentlichkeit verzichtet."

„Nein, Sie sind auch nicht gemeint; Sie sind ein vernünftiger Kerl!"

„Danke! Aber eitel bin ich doch?"

„Ohne Zweifel!"

„Halten Sie mich denn wenigstens für aufrichtig?"

„Nun, je nachdem."

„Wie meinen Sie das, Herr Professor?"

„Gegen Sich selbst aufrichtig zu sein, verhindert Ihre Eitelkeit; anderen gegenüber mögen Sie es bis zu einem gewissen Grade sein."

„Bis zu einem gewissen Grade! — Nun sagen Sie mir um alles in der Welt, wenn Sie mich nicht für unbedingt ehrlich halten, weshalb Sie mir jeden Bogen Ihrer Musikgeschichte sofort im Manuscripte herunterbringen und mein Urtheil verlangen?"

„Das ist wohl auch so eine Schwäche von mir, — ebenfalls ein wenig Eitelkeit."

„Nun, von jetzt ab brauchen Sie mir die Bogen nicht mehr zu bringen, ich will Sie nicht in Ihren Schwächen unterstützen, Herr Sauertopf!"

„Aber bestes Fräulein, so hatte ich es doch gar nicht gemeint!"

„Ich meine es aber so! Glauben Sie nur nicht, daß es eine besonders leichte Arbeit ist, Ihre kleine, steile Handschrift mit den vielen Notenbeispielen ohne Linie zu lesen!"

„Ja, ja, ich schreibe wohl ziemlich undeutlich."

„Aber Sie sprechen um so deutlicher!"

„Bitte, lassen Sie das doch, es war nur Scherz von mir."

„Meine Eitelkeit ist trotzdem verletzt!"

„Sollte ich Sie wirklich gekränkt haben, so bitte ich um Verzeihung. Sie wissen ja, wie ich bin."

„Leider weiß ich's! Allein, da wir nun 'mal von ‚Aufrichtigkeit und so weiter' begonnen haben, könnten wir schnell miteinander abrechnen; es ist ja so wie so der letzte Tag des Jahres, Ultimo, wie die Kaufleute sagen."

„Ist das nun Ernst oder Scherz, Fräulein Rombach?"

„Sie werden es sehen, Herr Professor! — Sie haben mir vorhin Eitelkeit vorgeworfen. Ich verstehe Sie recht; ich weiß, daß Sie mir eine so ganz plumpe Eitelkeit auf irgend welche äußeren Vorzüge nicht zutrauen; es wäre auch absolut keine Ursache vorhanden, weshalb ich —"

„Verzeihen Sie, ich muß Sie denn doch auf diese sehr schönen Hände aufmerksam machen; auch dürfte Ihr dickes Blondhaar in dem schlichten griechischen Knoten —"

„Das fasse ich als Scherze in einer ernsten Unterhaltung auf, wie wir sie jetzt führen. Doch lassen wir meine Eitelkeit! Ich wollte von Ihrem Cardinal-Fehler sprechen."

„Dacht' ich's doch; nun komme ich daran!"

„Sie halten sich jedenfalls für einen vorurtheilsfreien, gerechten Kritiker? Sie nicken recht selbstbewußt! — Geben Sie auf mein Urtheil etwas?"

„Mehr als auf das irgend einer anderen Frau!"

„Das würde nicht viel bedeuten."

„Nun, Sie wissen doch selbst, wie oft ich Ihren Rath einhole und mich leiten lasse."

„Gut, ich will es glauben, trotz der widersprechenden Bemerkungen vor wenigen Minuten. Also mein wohlerwogenes, ehrliches Urtheil über Sie ist, daß Sie als Kritiker voller Vorurtheile stecken, oft sogar parteiisch sind. — Jetzt lächeln Sie wieder hinter der Hand, und doch ist's Ihnen nicht angenehm, dergleichen zu hören! — Ich habe Ihre Musikbesprechungen seit fünf Jahren, all' Ihre größeren und kleineren Schriften gelesen; ich habe, seit einem Jahr ungefähr, den Vorzug, in ein und demselben Hause mit Ihnen zu wohnen und Sie öfter zu sprechen, und ich muß Ihnen sagen, daß mit dem Lesen jeder neuen Arbeit sich mehr und mehr bei mir die Ansicht befestigt, daß Sie für alle Kunstleistungen von Seiten der Frauen kein Ohr, kein Urtheil besitzen. — Lassen Sie Ihr ironisches Lächeln! Meine Person mit ihren ehemaligen Bestrebungen soll ganz aus dem Spiel bleiben; ich weiß selbst, daß ich keine ausübende Künstlerin sein kann. Ich spreche also vom Weib als Künstlerin im allgemeinen. — Ich gebe zu, daß sie Sterne ersten Ranges anerkannt und gelobt haben, aber es war ein widerwillig, ohne Freude am Schönen gegebenes Lob. — Was wollen Sie am Ofen? Das Feuer brennt ganz gut!"

„Bitte, lassen Sie mich ein bißchen im Feuer herumstochern, das erleichtert das Reden wesentlich. — — Die Frage, die Sie aus unserer wohl mehr scherzhaften Unterhaltung heraus anregen, ist recht ernst, denn ich sehe, daß Sie nicht besonders gut von mir denken. — Ich kann Ihnen aber versichern, ich wollte nie, solange ich nun schon der Musik diene, ungerecht sein. Sie haben mit Ihrer Bemerkung, daß ich nicht gut auf die musizirende Weiblichkeit zu sprechen bin, insofern das Richtige getroffen, als ich der Frau, als dem receptiven Theile der Menschheit, nicht die gleiche Fähigkeit zum Schaffen zugestehe. Eine Frau kann nach meiner Ansicht nicht das Gleiche in der Kunst leisten, als ein entsprechend begabter Mann."

„Aber sie wird etwas anderes leisten! Wer giebt Ihnen nun das Recht zu sagen, woher nehmen Sie die Norm, um zu beurtheilen, daß diese anderen Leistungen der Frau weniger werth sind, oder weniger Berechtigung haben, als die des Mannes? — Ich glaube gelesen zu haben, daß es auf der Erde ein Fünftel mehr Frauen als Männer giebt, denken Sie, daß nur —"

„Verzeihung, ich unterbreche Sie! Mich deucht, Sie sind auf die Frauenfrage gerathen und wollen mir doch nur den Text lesen."

„Sie haben recht! — Allein es scheint mir in unseren Lebensauffassungen ein so tiefer Gegensatz zu sein, daß ich glaubte, weiter ausholen zu müssen. Ich will nur noch das eine fragen: Warum ist eine Frau nach Ihrer Meinung weniger fähig, künstlerisch zu wirken, da sie doch tiefer fühlt als der Mann, und das Kunstwerk eigentlich eine Verkörperung des Gefühlten ist?"

„Ja, ja, da liegt's gerade! Das Gefühlsleben der Frau mag wohl das des Mannes übertreffen; aber zum Verkörpern braucht man das Technische, das Handwerksmäßige, und dies erwerben sich die Frauen zumeist schwerer als die Männer. Da stellt sich bald der Körper des Weibes hindernd in den Weg, bald thun es die Pflichten gegen die Familie, gegen den Mann. Na, und so weiter! Doch wenn alles dies auch überwunden wird, so geht den meisten Frauen doch zur bewußten Pflege einer Kunst, und auch Wissenschaft, die erforderliche Ruhe, Kälte, Objectivität ab."

„Ruhe, Kälte und Objectivität! Das fehlt uns also! — Nun, gesetzt, dem wäre so, sollte da all' das tiefe Empfinden des Weibes in der Kunst keine Aussprache finden?"

„Gewiß soll es das! Erstens giebt es eine gute Anzahl bevorzugter Frauen, die kühn und bewußt die Grenzen überschreiten und überschreiten dürfen und dann soll — —."

„Warum reden Sie nicht weiter? Die Sache interessirt mich außerordentlich."

„Mich aber, offen gesagt, nicht im geringsten! Was hat es für einen Zweck, daß wir uns hier die Köpfe zerbrechen über Dinge, die ohne uns ihren schiefen, verkehrten Gang gehen, an denen wir nichts ändern können?!"

„Jetzt kommt also Sauertopf, Gallapfel und Compagnie wieder heraus! — Sie sehen so verbissen und böse aus, als ärgerten Sie Sich über die paar vernünftigen Worte, die Sie eben zu mir gesprochen."

„Rede ich denn so auffallend selten vernünftig, verehrtes Fräulein?"

„Sie haben eine besondere, überlegene Art, mit Damen zu plaudern, die mich verletzt. Männern gegenüber sprechen Sie ganz anders!"

„Darf ich fragen, wer Ihnen dies verrathen hat?"

„Ich habe es selbst gehört! Auch vergessen Sie Sich mir gegenüber hie und da, indem Sie meinen unverzeihlichen Fehler, daß ich ein Weib bin, übersehen; dann sagen Sie, wie zum Beispiel vorhin, ich sei ein ganz vernünftiger Kerl."

„Kann ich dafür, daß ich in Beziehung auf die holde Weib-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

lichkeit zu ganz bestimmten, für diese wenig schmeichelhaften Ueberzeugungen gelangt bin?“

„Also Weiberhasser infolge schlechter Erfahrung?“

„Jawohl, meine Gnädige!“

„Wie viele Frauen mußten Sie zur Erlangung dieser traurigen Weisheit studiren?“

„Schon um nicht selbst bei Ihnen in Mißcredit zu kommen, will ich sagen: eine. — Aber es war thatsächlich nur eine!“

„Und danach bildeten Sie Ihr Urtheil?“

„Wie viele Frauen soll der Mann denn kennen lernen, um auf die Allgemeinheit schließen zu dürfen?“

„Zwei: eine gute und eine schlechte! Sie haben es offenbar versäumt, die gute kennen zu lernen.“

„Denken Sie, daß man diese beiden lieben oder geliebt haben muß?“

„Durchaus nicht! Nur mit ihnen sich beschäftigen, sie zu verstehen suchen, ist gemeint.“

„Möchten Sie Sich wohl selbst einmal zu solchem Studium als Versuchs-Object hergeben?“

„Lassen Sie uns doch das Persönliche vermeiden, es plaudert sich ohne dies wirklich besser! Muß ich, die Frau ohne Objectivität, Sie dies lehren? — — — — — — Was wollen Sie denn wieder am Feuer, Herr Professor? Sie werfen nur die Kohlen heraus! Zudem sehen Sie auf dem Fußkissen vor dem Ofen eher komisch als kritisch aus.“

„Ich will vor Ihnen nicht kritisch erscheinen; freilich auch nicht lächerlich. Nein, dies bei Leibe nicht! Also werde ich aufstehen. Aber sehen Sie, wenn ich so sitze und in den glühenden Kohlen herumstochere, da kommt eine höchst angenehme, beschauliche Stimmung über mich, die schon viele Poeten vor dem Kaminfeuer erlebt und oft beschrieben haben.“

„Und Sie pflegen diese Stimmung Ihren ‚ungesunden Zustand‘ zu nennen.“

„Ganz recht! Aber ich brauche ihn von Zeit zu Zeit. Gewissermaßen ist er die Reaction meines täglichen Daseins.“

„Sie schämen Sich aber dieser Reaction, denn Sie verbergen sie vor den Leuten —.“

„Und komme damit zu Ihnen, Fräulein Rombach! — Ja, hier in Ihrem Zimmer entsteht eigentlich meist erst diese Stimmung. Je mehr mich die anderen abstoßen, je lieber langweile ich Sie hier mit meinen Grillen, je wohler fühle ich mich hier.“

„Sie sollen Sich gleich noch behaglicher fühlen, denn ich werde die Lampe anzünden und Thee machen.“

„O nein, noch nicht die Lampe! — Sehen Sie, da liegt noch der rothe Schein über den Dächern, noch ist's Dämmerstunde zum Plaudern, und dieser Schein sieht aus — —.“

„Als ob der Tag verblühte, würden die Dichter sagen.“

„O nein, Fräulein Rombach, Sie sollten die Sache nicht ins Lächerliche ziehen! Sie wissen doch, ich habe gerade meine Reaction. — Dies Abendroth sieht aus, als decke ein alternder Mensch seine todten Wünsche mit den welken Rosen der Jugend zu! Schönes Bild! Wie? — Im übrigen wissen Sie nun einmal, wie jämmerlich mir zu Muthe sein kann!“

„Soll ich dem Apostel der Arbeit und Pflichterfüllung seine eigene Lehre vortragen? Haben Sie mir nicht oft mit Ihrer praktischen Lebensweisheit über die Stunden der Unlust fortgeholfen, in denen man sich überflüßig auf der Welt vorkommt? — Lassen wir am letzten Tage des Jahres dies Thema! — Sie stecken mich thatsächlich mit ihrem Weltschmerz an.“

„Aber stehen Sie noch nicht auf! Nur noch fünf Minuten wollen wir am Fenster bleiben.“

„Nur unter der Bedingung, daß Sie meine arme Hand loslassen; Sie pressen sie ja, daß — —.“

„Lassen Sie mir noch einen Augenblick Ihre liebe, schöne Hand, die so gut Chopin spielt und so prächtigen Thee bereitet! In Ihrer Hand spricht sich Ihr Wesen aus: ein gesundes, warmes Geistesleben. Und mir ist so kalt und frostig. Lachen Sie nicht über mich! Ich meine: kalt im Herzen, im Kopf. Kennen Sie dies Frieren der Einsamen? — Es packt einen in der hellen, warmen Loge in der Oper, mitten im hellen, warmen Salon der Gesellschaft, vor dem hellen, warmen Feuer in meinem Zimmer. Kennen Sie dies Frieren? — Es ist infam, — ganz infam! — Kennen Sie es auch? — Ja, ja, nun sind Sie still; Sie wissen — — —.“

„Ich werde gleich die Lampe anzünden; aber zuvor will ich Ihnen zum Troste sagen, daß ich wohl verstehe, was Sie meinen. — Wissen Sie, warum ich Ihnen Chopin besser zu spielen scheine, als manche andere? — Weil ich einst so recht frisch und jung gewesen bin, einen recht frohen, kecken Sinn hatte, und weil doch nun schließlich alles von den Jahren mit Enttäuschungen und fruchtloser Arbeit verdeckt und verdunkelt worden ist. — Da lernt man wohl Chopin-Spielen! — — Und dann wird man alt vor der Zeit. Daß man die dreißig erreicht, das ist's nicht, aber — wie sagten Sie doch? — daß man todte Wünsche mit welken Rosen zudeckt — — —. Doch da sehen Sie, wie Sie mir die Stimmung verdorben haben! — Wir wollen uns nun durch den leichten Zauber der Petroleum-Lampe und meiner Theekanne ganz geschwind in eine gemüthlichere Welt versetzen!“

„Nein, nein! Noch ein bißchen Geduld; das Abendroth ist noch nicht verblaßt! — — Sehen Sie die schwarzen, spitzen Wolkenzungen, die sich langsam hineinschieben in unser fahles Abendroth? — Das ist die nahende Verbitterung des Alters, die Sie an mir tadeln. Und dort hinter den Dächern den weißlichen Schein, sehen Sie ihn? Das ist der Mond, der zaghaft emporsteigt, um silbern jene schwarzen Wolken zu verschönern. Lassen Sie uns noch warten, bis die bleiche Sonne der Nacht vollends erschienen ist! Ich habe die eigenthümliche Empfindung, als hänge davon etwas Besonderes ab, als sei dies ein ganz besonderer Abend, dieser letzte des Jahres! — Sie haben vorhin mit mir abgerechnet; ich möchte es ebenfalls thun. Ich verspreche, nicht scharf und bitter zu sein, wie Sie es nennen; im Gegentheil, ich will Ihnen ein Märchen, eine Fabel erzählen: die Geschichte von der Jungfer Sonne und dem Junker Mond.“

„Ist sie lang?“

„Nein, lassen Sie mich nur erzählen! — Also:

Im fernen, fernen Morgenlande, — alle schönen Märchen spielen dort, — da lebte einmal ein blendend schönes Jungfräulein, das weder Vater noch Mutter, weder Bruder noch Schwester sein nannte. Es kümmerte sich auch um die anderen nicht viel, sondern schritt ruhig und stolz und strahlend, voller Licht und Schönheit seine Bahn. Die Dame war schon in dem Alter, in dem andere weibliche Wesen heirathen; ein sanftes Feuer lebte auch in ihrem Busen, und sie konnte wohl gar heiß küssen, aber sie begehrte keinen Mann. Erhob wirklich jemand zu ihr seine Augen, dann blitzte sie ihn so stolz und siegreich an, daß er geblendet den Blick wandte und sich gestand: sie ist zu schön, zu stolz, zu ruhig für dich! — So lernten alle, ihr aus dem Wege zu gehen, und froh und heiter war sie darüber und fuhr fort, einsam zu wandeln. — Da gewahrte sie eines Abends, als sie durch die tiefblauen Hallen ihrem Schlafgemache zuschritt, daß um eine der hohen Palmensäulen ein ernstes, bleiches Antlitz lugte. Es war der Junker Mond! Sie hatte ihn hie und da wohl gesehen und über sein zages, und doch neugieriges Wesen lächeln müssen, aber nimmer hatte sie daran gedacht, daß er zu ihr, der Strahlenden, Siegreichen seine Blicke erheben würde. Nun aber wußte sie's im Augenblick: er war in sie verliebt, er lief ihr nach! »Der Narr macht mich lächerlich!« sagte sie voller Unwillen, und zornig erröthend eilte sie schnell davon. — Sehen Sie, wie der Junker jetzt über das Dach blinzelt! Er kommt aber erst völlig hervor, wenn sie mit ihrem Purpur ganz verschwunden ist. — Der Mond war damals, als sie ihn zuerst hinter der Palme gewahrte, nicht das erste Mal ihren Spuren gefolgt; o nein, schon oft hatte er es gethan, und unbekümmert um ihren Stolz that er es auch künftig. Dabei war ihm ganz elend zu Muthe. Immer bleicher und zaghafter wurde er; schließlich getraute er sich nur noch in den Nächten hervor und bummelte und irrte umher, infolge dessen er wie ein lüderlicher Journalist und wie ein braver Nachtwächter am Tage schlafen mußte. Dabei trieb er auf seinen nächtlichen Streifereien allerlei indiscrete Kurzweil; er schaute in alle Fenster, wohnte jedem Stelldichein bei und beleuchtete alle Dinge recht kritisch, sodaß sie lange, harte Schatten warfen. Er fühlte selbst, daß dies ein häßliches Leben sei, denn im Grunde war er ein guter Kerl; allein er wußte es nicht zu ändern. — Oft dachte er, ob er, wenn die stolze Sonne nur einmal abends sich umwenden oder ihren Gang ein wenig hemmen würde, wohl den Muth zu einem Antrage finden könnte? Die Sonne aber wallte stets gleichmüthig und stolzlächelnd weiter und entschwand am Abend erröthend. Nachdenklich sah ihr der Junker aus der Ferne nach; er wußte nicht, ob sie noch immer zornig sei, oder ob er ihr Roth anders zu deuten habe — —. Fräulein Rombach, liebes Fräulein Helene, wissen Sie nicht, ob die Sonne böse ist auf den armen Mond, oder weshalb sie sonst wohl erröthet? — Bitte, bitte, Fräulein Helene, sagen Sie es doch — —!“

„Auf diese Frage kann ich Ihnen leider keine Antwort geben; aber ich möchte an Sie, Herr Professor, die Frage richten, warum Sie mich plötzlich mit meinem Vornamen anreden?“

„Aber — Helene heißt doch die Sonne, die Leuchtende!“

„Sie haben recht, ich will leuchten! Da sind die Streichhölzer. — Sehen Sie, da brennt unsere Lampe! — Nun werde ich gleich den Neujahrsbrief an meine Schwester schreiben; — — und Sie gehen wohl an Ihr Manuscript —?!“

„Ja gewiß! — Das heißt, eigentlich bin ich zu einem Punkte gelangt, — ich hatte eigentlich die Absicht, erst einmal zu hören, was Sie dazu meinen! — Ich habe heute früh mir eine, wie ich glaube, recht glückliche Disposition für den Abschnitt über die Symbolik der Musik aufgeschrieben. Es wäre mir lieb, wenn Sie diese paar Seiten unten behalten und durchlesen würden —: ich möchte mir dann vielleicht erlauben, sie mir nach dem Abendbrod wieder zu holen — — —.“

„Es hat keinen Zweck, mir die Blätter zu geben, denn ich werde heute doch nicht mehr Zeit und Ruhe finden, sie zu lesen. Ueberhaupt in so tiefsinnigen Dingen, wie die Symbolik der Musik eines ist, fühle ich keine Berechtigung mitzusprechen.“

„Ich habe Sie also vorhin wirklich gekränkt! — Sie wollen mein Manuscript nicht mehr sehen? — O Fräulein Rombach, wie kalt, wie stolz sie aussehen! Sie werden Sich dies hoffentlich noch einmal überlegen. Offen gesagt, hatte ich beim Arbeiten immer die Empfindung, als schriebe ich nur für Sie. Das erleichterte mir alles wesentlich, denn da wurde es lebendig. In diesem Gedanken schrieb ich so gern — —.“

„So bringen Sie mir die Bogen nach den Feiertagen; aber ich habe das peinliche Gefühl, daß Sie mein Urtheil überschätzen.“

„Was suchen Sie, Fräulein Rombach? Kann ich Ihnen behülflich sein?“

„Nein, danke, Herr Professor! Mein Schreibzeug ist nur wieder verschwunden. Bitte bemühen Sie Sich nicht, der Emil wird es wohl genommen haben.“

„Wie eilig Sie es mit diesem Briefe an Ihre Frau Schwester haben! — — Vielleicht, — Fräulein Rombach, sollten Sie vielleicht die Absicht hegen, auch mir einen Neujahrsbrief zu schreiben, in welchem Sie mir, auf meine Abrechnung hin, für's neue Jahr die Freundschaft kündigen? — O, Fräulein Rombach, Sie sagen nichts und sehen fort! Also errathen? Also, weil ich Ihnen die Geschichte von Sonne und Mond erzählt, und Sie mir zum Schluß nicht sagen konnten — —.“

„Bitte gehen Sie jetzt hinauf, oder ich sende Ihnen morgen früh eine Neujahrskarte mit einem großen Vollmond!“

„Fräulein Rombach, Sie schicken mich mit Spott weg, und das thut mir um so weher, als mir die Erzählung sehr schwer geworden ist! Ja, ich hätte sie gar nicht fertig gebracht, wenn mir nicht die Dämmerung verborgen hätte, daß Sie über mich lächelten!“

„Das habe ich nicht gethan! Ich hörte Ihnen ernst und aufmerksam zu, doch für unsere Freundschaft wäre es besser gewesen, Sie hätten mir diese Geschichte nicht erzählt.“

„Aber ich mußte sie erzählen, denn lange drängte es mich, Ihnen zu gestehen, wie aufrichtig ich Sie verehre, wie es mich in den Gesellschaften zu Ihnen zog, wie meine Besuche in diesem Zimmer die Sonnenblicke meines Lebens wurden! Ich hatte die Empfindung, daß ich hier ein besserer Mensch sei, daß von Ihnen auf mich etwas überginge, das ich mir selbst nie geben konnte! Wie oft wollte ich Ihnen dies gestehen, — aber, — aber — ich fand den Muth nicht! Ich sah Ihr schönes, stilles Gesicht, die ruhigen, strahlenden Augen, und wahrhaftig, es war, als blende mich die Sonne — —. Und meine Ahnung hat mich nicht betrogen, mit einem kleinen Scherz haben Sie mich heimgesandt!“

„Herr Professor, warum zerstören Sie jetzt muthwillig unsere Freundschaft?!“

„Sie selbst deuteten ja vorhin an, daß nach dieser Aussprache eine Aenderung unserer Beziehungen eintreten müsse! Sie wollten an meiner Arbeit nicht mehr theilnehmen! Darum sage ich Ihnen nun alles! Es soll nun alles aus und zu Ende sein! — Lange, lange hab' ich nicht gewagt, das entscheidende Wort zu sprechen, aber Sie selbst haben mir heute vorgeworfen, daß ich den Frauen kalt und fremd gegenüber stehe; Sie selbst riethen mir, jene erste Enttäuschung zu vergessen und die andere, die gute unter den Frauen zu suchen! Sehen Sie, in dem Augenblicke kam mir stärker als je der Gedanke, daß Sie die gute wären, daß Sie auch allein seien und es Ihnen vielleicht doch ein wenig Glück gewähren könne, die Sonne des Einsamen, Frierenden zu sein! — — So, nun ist unsere Freundschaft zerbrochen; nun haben wir im alten Jahr ordentlich abgerechnet, und nun wünsche ich guten Abend und ein — fröhliches Neujahr — —!“

„Halt, Herr Professor! — Bitte noch einen Augenblick! Schließen Sie, bitte, noch einmal die Thür, denn ich bin mit meiner Abrechnung noch nicht ganz zu Ende. Ich muß Ihnen noch danken für Ihre Offenheit; ich bin jetzt zu verwirrt, um Ihnen zu antworten — —“

„Fräulein Rombach, Helene, wäre es vielleicht doch möglich, daß — —!“

„Ich kann Ihnen wirklich im Augenblick keine Antwort geben; aber als Sie so heftig zu mir sprachen und Sich so zornig zur Thür wandten, da fiel der Lichtschein auf Ihren Scheitel, und da sah ich, daß — bitte, seien Sie nicht bös! — daß sich dort das Haar zu lichten beginnt, daß, wie der Scherz sagt, der Mond aufgeht, ein Zeichen für das Entschwundensein des Lebenslenzes. Und da habe ich gedacht, daß ein Mann in Ihrem Lebensalter doch wohl zu ernst sei, um solche Worte, wie Sie sie eben zu mir gesprochen, leichthin zu sagen. — Und darum, wenn Sie wirklich glauben, daß solch eine untergehende Sonne, — o Gott, Herr Professor! — — Ich bitte Sie, — ich hab' doch noch gar nicht gesagt —, daß ich — —, ich muß es mir erst überlegen! — Denken Sie doch, mit meinen dreißig Jahren! Gehen Sie jetzt hinauf, sinnen Sie über die Symbolik nach —“

„Nicht über die Symbolik, sondern —. Ach, was werden Sie denken, Helene!“

„An das Glück, für jemanden Sonne zu sein! — Nein, bitte, — nun gehen Sie, oder ich werde böse! — Sollten Sie mich aber im Laufe des Abends die Nocturne von Chopin spielen hören, so gilt Ihnen dies als Bitte, heute Abend zum Thee zu kommen!“

Fürstin Bismarck. † am 27. November 1894.

Nach einer Photographie von Loescher und Petsch, Berlin. — Siehe Seite 7.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Jahreswende.
Nach dem Bilde von Carl Bennewitz von Loefen jr. in München. — Siehe Seite 8.

„O Helene, wie glücklich ich bin, wie gut, wie engelsgut Sie, — Du bist! Und Deine lieben, geliebten Hände, und —"

„Jetzt eilen Sie aber! Schnell, schnell, daß Sie hinaufkommen, sonst sind Sie am Ende gar noch auf der Treppe, wenn ich meine Nocturne beginne!"

Nachdruck verboten.

Das Behring'sche Diphtherie-Heilmittel.

Von Dr. Erich Wernicke in Berlin-Charlottenburg.

Siehe die Abbildungen Seite 8.

Welches Mutterherz erbebte nicht angstvoll bei der Nennung des Namens Diphtheritis, jener schrecklichen Krankheit, die leider so häufig unter den Kindern wüthet! Nicht selten erliegen mehr als drei Viertel der von der Krankheit ergriffenen Kinder dem erbarmungslosen Feinde und gerade in dem Lebensalter, in dem sie nach Ueberstehen der vielfachen Gefahren, die das erste Lebensjahr für die Kinder mit sich bringt, nun anfangen, sich so recht zur vollen Lust und Freude der Eltern zu entwickeln. Und wie versagt gerade so oft die ärztliche Kunst und Macht bei dieser Krankheit! Mit den verzweifelnden Eltern steht so oft der treue Hausarzt kummervollen Blickes am Bettchen auch seiner Lieblinge, ohne sichere Hülfe bringen zu können. Nach vielen Hunderten wohl zählen die Mittel, die alle im Laufe der Zeit gegen die Krankheit empfohlen wurden: aber eines erwies sich immer so unsicher in seiner Wirkung wie das andere. Mit Mißtrauen betrachtete man daher in ärztlichen Kreisen jedes neue, auch noch so gepriesene Heilmittel, und nur zögernd wandte man es an, um es bald als nutzlos wieder zu verwerfen.

Nun scheint aber wirklich in dem neuen Behring'schen Diphtherie-Heilmittel ein mächtiges Arcanum gefunden zu sein. In gleicher Weise rühmen es die Aerzte aller Länder, die seit der Entdeckung Gelegenheit hatten, es anzuwenden, und wunderbare, alle Erwartungen übersteigende Heil-Resultate sollen schon erzielt sein; so hört man von allen Seiten. Bei vollkommener Unschädlichkeit in seiner Anwendung, weder Fieber noch sonst stürmische Erscheinungen auslösend, richtet sich seine Wirkung einzig und allein gegen den diphtheritischen Proceß im Körper. Das muß ja ein merkwürdiges Mittel sein! Und wirklich, es verdient schon seiner Herstammung wegen das größte wissenschaftliche Interesse. Während nämlich die meisten Mittel unseres Arzneischatzes, die wir gegen die Diphtheritis bisher anwendeten, aus dem Pflanzenreiche stammen oder chemische Stoffe sind, ist das neue Mittel ganz anderer Art, denn es wird gewonnen aus dem Blute von lebenden Thieren, die, an sich empfänglich für die Diphtheritis-Krankheit, bei der Einimpfung durch eine geeignete Behandlung künstlich unempfänglich gegen die Krankheit gemacht worden sind. Das sich aus dem durch Aderlaß gewonnenen Blute solcher Thiere abscheidende Blutwasser (Blut-Serum) stellt das Behring'sche Heilmittel dar. — Das klingt wunderbar.

Bevor ich auf die nähere Beschreibung des Mittels, seine Gewinnungsart und seine Anwendungsweise eingehe, wollen mir meine liebenswürdigen Leserinnen eine kleine Abschweifung von meinem eigentlichen Thema gestatten, die nothwendig ist, namentlich zur Würdigung der Wirkungsweise des Mittels, die man als eine specifische, direct gegen den diphtheritischen Krankheits-Proceß gerichtete bezeichnet. — Das neue Diphtheritis-Heilmittel ist eine Frucht der Arbeiten auf dem erst seit einigen Decennien erschlossenen Gebiete der Bacteriologie, d. h. derjenigen Wissenschaft, welche sich mit den mikroskopisch kleinen Lebewesen beschäftigt, die in so großer Anzahl und in einer Menge von Arten in der ganzen Welt verbreitet sind, sodaß es keinen Gegenstand in der Welt giebt, an und in welchem sich nicht diese kleinsten Lebewesen, Bacterien genannt, fänden. Nach dem heutigen Stande der Wissenschaft rechnet man die Bacterien zu den Pflanzen, speciell zu den Pilzen. Hier bilden sie eine besondere Gruppe, die man als Spaltpilze bezeichnet, weil sie bei ihrer Vermehrung sich so verhalten, daß durch Querspaltung eines Individuums zwei Wesen entstehen. Man hat sich der näheren Erforschung der Welt dieser kleinsten Pilze erst zuwenden können, nachdem man über besonders gute Mikroskope verfügte, und solche besitzt die Wissenschaft erst seit kurzer Zeit. Um die Bacterien überhaupt sicher erkennen zu können, ist nämlich eine 500 bis 1000fache Vergrößerung erforderlich. Mit Hülfe so starker Mikroskope hat man nun derartige Lebewesen in ungeheurer Verbreitung in dem Wasser, dem Boden und in der Luft, kurz überall nachgewiesen. Ja, unser eigener Körper beherbergt auf seinen Haut- und Schleimhaut-Oberflächen zahllose Mengen von Bacterien. Die Form dieser kleinen Pflanzen ist äußerst einfach. Sie erscheinen in drei Grundformen: als kleine Kugeln, als Stäbchen, oder als kleinste, schraubenförmige Gebilde. Jedes dieser Gebilde für sich stellt eine Zelle dar, einen Elementar-Organismus. Trotz dieser einfachen Grundformen giebt es nun eine gewaltige Anzahl von bekannten Arten. Aus einer Art wird nie eine andere, so wenig wie aus einem Fliegenpilz je ein Champignon wird. Je mehr man sich mit den Bacterien beschäftigt hat, um so mehr hat man erkannt, daß sie eine höchst wichtige Aufgabe im Reiche der Natur zu erfüllen haben, denn ihre überwiegende Mehrzahl ist dazu bestimmt, im Vereine mit den wohlbekannten Schimmel- und Hefepilzen diejenigen Vorgänge in der Natur hervorzurufen, die wir schlechthin als die Zersetzungsvorgänge der organischen Substanz auf Erden kennen. Sie verwandeln durch ihren Lebens-Proceß, wenn ein thierischer oder pflanzlicher Organismus dem Tode anheimgefallen ist, die abgestorbenen organischen Massen in einfache Stoffe, aus denen der Leib der wachsenden grünen Pflanzen sich wieder aufbaut. Ohne die Bacterien würde unsere Erde erfüllt sein von den Leichen der Pflanzen und Thiere, die, keiner Verwesung und Fäulniß ausgesetzt, nun unverändert liegen bleiben würden, um alles neu keimende Leben zu erdrücken. Für den menschlichen Haushalt speciell sind die Bacterien und ihnen verwandte Lebewesen ganz besonders wichtig; so würde uns weder Bier noch Wein zur Verfügung stehen, wenn nicht diese mikroskopisch kleinen Lebewesen vorhanden wären; kein Käse, kein Sauerkraut, keine saure Milch können ohne sie bereitet werden; und so erweisen sich die Bacterien in einer Reihe ihrer Vertreter als durchaus nützliche Wesen für den Menschen. —

Aber es giebt unter ihnen wiederum besondere Arten, die man seit ungefähr fünfzehn Jahren als die größten Feinde des Menschengeschlechts kennen gelernt hat. Es ist ein mehr als tausend Jahre alter Glaube in der Medicin gewesen, daß die sogenannten ansteckenden Krankheiten dadurch entstünden, daß unsichtbare, kleine, meist als Thiere gedachte Wesen sich durch die Luft verbreiteten, in den menschlichen Körper eindrängen und so die Krankheit erzeugten. — Die Forschungen der Neuzeit, die auf dem Gebiete der Bacteriologie bezüglich der Entstehung der ansteckenden Krankheiten besonders wichtig geworden sind, haben es uns nun bewiesen, daß dieser alte Glaube so sinnlos nicht gewesen ist, wie man oft gemeint. Vor allem verdanken wir es den Forschungen eines Robert Koch und seiner Schüler, daß wir jetzt mit positiver Sicherheit wissen: ein großer Theil der ansteckenden Krankheiten wird dadurch erzeugt, daß pflanzliche Parasiten — also nicht thierische Wesen, wie man geglaubt hat — in den menschlichen Körper von außen eindringen, sich hier lebhaft vermehren und durch ihren Wachsthums- und Vermehrungs-Proceß Stoffwechsel-Producte erzeugen, die für den menschlichen Körper giftig sind, krankmachend wirken. — Diese pflanzlichen Parasiten gehören zu den Bacterien, und wir wissen jetzt, daß die Schwindsucht durch eine besondere Bacterien-Art, die Tuberkel-Bacillen, erzeugt wird, der Typhus durch die Typhus-Bacterien, die Cholera durch die Cholera-Bacterien, die Pest durch die Pest-Bacterien und die Diphtheritis durch die Diphtheritis-Bacterien.

Wenden wir uns nun nach diesen Vorbemerkungen, meine sehr verehrten Leserinnen, der näheren Betrachtung der Diphtheritis-Bacterien zu. Die Diphtheritis-Krankheit äußert sich bei den Kindern, wie ja nur zu gut bekannt, im Anfange dadurch, daß diese, soweit sie schon bestimmte Gefühle äußern können, über Beschwerden beim Schlucken klagen. Blickt man nun in den geöffneten Mund, so findet man auf den gerötheten Mandeln, an dem Zäpfchen und dem weichen Gaumen grau- und gelb-weißliche häutige Belege, die an der entzündeten Schleimhaut festhaften.

In derartigen häutigen Belägen sind nun zahllose, eigenthümlich gestaltete Bacterien vorhanden, die von dem jetzigen Greifswalder Professor Löffler zuerst 1884 in Berlin gesehen, in ihrer Bedeutung als die specifischen Erreger der Diphtheritis-Krankheit erkannt und näher studirt worden sind. In unserer Zeichnung auf Seite 8 sind diese Diphtheritis-Bacterien bei 1000facher Vergrößerung abgebildet. Sie erscheinen als kleine, ziemlich dicke, vielfach an den Enden keulen- oder birnenförmig angeschwollene Stäbchen und lassen sich auch außerhalb des menschlichen Körpers auf geeignetem Nähr-Material, wie es Löffler zuerst gelehrt, künstlich züchten. Mit solchen Culturen nun kann man empfängliche Thiere, wie z. B. Meerschweinchen, impfen und bei ihnen durch Uebertragung der Diphtheritis-Bacterien genau denselben Krankheits-Proceß erzeugen, wie ihn die Diphtheritis beim Menschen zeigt. Mit dem weiteren Studium des von Löffler entdeckten Bacillus haben sich besonders dann Ende der achtziger Jahre zwei französische Forscher, Roux und Yersin, in Paris, beschäftigt. In Deutschland begann Professor Dr. Emil Behring in Halle, damals, im Jahre 1890, Stabsarzt und Assistent des unter Leitung des Professors Robert Koch stehenden Berliner hygienischen Instituts, seine Studien über den Erreger der Diphtherie. Die Diphtheritis-Bacterien zeigen im Körper des Menschen ein höchst eigenthümliches Verhalten. Sie finden sich nämlich einzig und allein in den erkrankten Schleimhäuten des Halses und gehen für gewöhnlich nicht in das Blut und die Säftemasse des Körpers über; trotzdem erregen sie die schweren Krankheits-Erscheinungen, die wir bei der Diphtheritis kennen. Das kommt daher, daß die Bacterien bei ihrer Wucherung in den erkrankten Schleimhäuten ein Gift von einer Wirksamkeit erzeugen, welche die des Strychnins und anderer heftig wirkenden Substanzen weit übertrifft. Dieses Gift, erzeugt von den vielen Milliarden von Diphtheritis-Bacillen auf den erkrankten Schleimhäuten des Halses, wird in den Körper aufgenommen und verursacht die verderbliche Krankheit. Diese kann auch dadurch so gefährlich werden, daß sie vom Schlund in den Kehlkopf und die Luftröhre hinabsteigt und nun daselbst, ebenso wie auf den Mandeln, dicke Häute bildet, sodaß der Kehlkopf verstopft wird und die Kinder ersticken würden, wenn der Arzt nicht die Luftröhre von außen öffnet. Aber auch nach dem Luftröhrenschnitt sterben viele Kinder, da die Diphtheritis-Bacillen fortfahren, das Diphtheritis-Gift abzusondern. Sind nun die Zellen und die Säfte des Körpers fähig, das Gift zu ertragen, so gesundet der Körper wieder; wird aber die Menge des abgesonderten Giftes sehr groß, so erliegt der Körper der Zerstörung durch das Diphtheritis-Gift.

Behring suchte nun nach Mitteln, die im stande wären, dieses Diphtheritis-Gift, das auch im Körper der mit den Diphtherie-Bacillen geimpften Laboratoriums-Thiere sich bildet, direct zu treffen. Vor Jahren hatte er schon bei den Wund-Infections-Krankheiten in dem Jodoform ein Mittel gefunden, das die Stoffwechsel-Producte gewisser Bacterien unschädlich macht. Nach vielfachen Versuchen gelang es ihm, künstlich diphtheriekrank gemachte Meerschweinchen mit chemischen Mitteln zu heilen. Die so behandelten Thiere machten zwar eine schwere Reconvalescenz durch, wurden dann aber allmählich gesund. Nach längerer Zeit zeigten nun solche Thiere eine etwas erhöhte Widerstandsfähigkeit gegen eine zweite Impfung mit Diphtheritis-Bacillen und auch gegen das Diphtheritis-Gift, das von den Bacillen in ihren Culturen, z. B. in Fleischbrühe, hergestellt wird. Der Ausgangspunkt für alle weitere Forschung, durch die das neue Diphtherie-Heilmittel gefunden wurde, war nun die von Behring gemachte Entdeckung, daß das Blut von solchen Thieren, die von einer schweren Diphtheritis-Krankheit geheilt waren, ganz merkwürdige Eigenschaften erworben hatte. Es zeigte sich nämlich, daß das Diphtheritis-Gift, im Glas mit solchem Blute gemischt, sofort entgiftet wurde; es erwies sich ferner, daß Thiere, denen solches Blut unter die Haut eingespritzt war, hierdurch gegen eine Infection mit Diphtheritis-Bacillen plötzlich unempfänglich gemacht worden waren; ja weiterhin konnte gezeigt werden, daß es sogar gelingt, schon schwer an Diphtheritis erkrankte Thiere durch Einspritzung solchen Blutes oder Blutwassers unter die Haut zu heilen. Bevor diese, uns jetzt so einfach erscheinende Thatsache erkannt worden war, bedurfte es zahlloser Experimente an großen und kleinen Laboratoriums-Thieren. In gemeinsamer Arbeit mit Professor Behring hat der Verfasser dieses Artikels, als Behring's damaliger Mit-Assistent am hygienischen Institute zu Berlin, diese Versuche, auf denen die neue Heilmethode der Diphtheritis beruht, in den Jahren 1890 und 1891 ausgeführt. Die erste Veröffentlichung darüber erfolgte Anfang 1892 in der Zeitschrift für Hygiene. Es waren darin die oben erwähnten Thatsachen zum ersten Male ausführlich experimentell begründet, und damit wurde ein ganz neuer Weg gezeigt, auf dem man zu einem Heilmittel gegen die Diphtheritis des Menschen gelangen mußte. Diese Experimente sind dann in Deutschland sowohl wie in Frankreich nachgeprüft worden. Die Nachuntersucher, denen irrthümlicher Weise vielfach das Verdienst der Entdeckung des Diphtherie-Heilmittels beigemessen wurde, haben die Behring'sche Entdeckung lediglich nachentdeckt und bestätigt.

Um die Diphtheritis beim Menschen mit dem Blut-Serum von Thieren zu behandeln, die gegen die Diphtheritis immun gemacht worden sind, mußte man zur Gewinnung großer Mengen von Blut-Serum auch große, viel Blut liefernde Thiere zu den Experimenten heranziehen. Es wurden zuerst Schafe genommen. Behring und ich konnten zeigen, daß es gelingt, diese Thiere durch entsprechende Behandlung gegen immer größere Mengen des Diphtherie-Giftes widerstandsfähig zu machen, und daß während der Behandlung, deren Dauer sich über viele Monate erstreckt, das Blut-Serum solcher Thiere eine immer größere, gegen die Diphtheritis-Krankheit schützende, und die Diphtheritis heilende Kraft erlangt. Nachdem das festgestellt worden war, wurden zuerst Kinder mit dem Serum behandelt, und da stellte es sich dann heraus: die Einspritzung des Blut-Serums unter die Haut auch der diphtheritiskranken Kinder hat keinerlei schädigende Folgen, übt aber einen sichtbaren Effect auf den günstigen Verlauf der Krankheit aus. — Ehe nun aber das Blut-Serum von Diphtherie-immunisirten Thieren als ein Heilmittel beim Menschen bezeichnet werden konnte, mußten zahlreiche Versuche an Kindern angestellt werden. Hierzu war ein umfangreicher Bestand von großen Thieren nöthig, die nach geeigneter Vorbehandlung ein wirksames Blut-Serum in genügender Menge lieferten. Unter Leitung von Professor Behring, mit dem sich dann im letzten Jahre Professor Ehrlich zu gemeinsamer Herstellung von großen Mengen des „Diphtherie-Heil-Serums", wie das Mittel genannt wird, verband, haben die Farbwerke der Firma vormals Meister, Lucius und Brüning in Höchst a. Main, die Fabrication in die Hand genommen, und von daher kann das Mittel bezogen werden. —

Das Mittel wird dort in der Weise hergestellt, daß zuerst durch eine mehrere Monate dauernde Vorbehandlung große, gesunde Thiere, wie: Schafe, Kühe, Pferde, — so beeinflußt werden, daß sie schließlich gegen die größten Mengen von Diphtherie-Gift immun geworden sind. Nunmehr entnimmt man diesen Thieren durch einen Aderlaß eine beträchtliche Menge Blut. Die kleine Operation, die bei vielen Thieren schon zwanzig und mehrere Male vorgenommen worden ist, schädigt diese so wenig, daß sie unmittelbar nach der Vollziehung, ohne jeden Verband sich munter und lustig umhertummeln. Das sofort in reinen Glasgefäßen aufgefangene Blut läßt man darauf in der Kälte stehen. Hier scheidet sich das ganz klare Blutwasser von dem sogenannten rothen Blutkuchen ab. Dieses Blut-Serum wird dann in kleine, saubere Fläschchen gefüllt und mit einem Mittel versetzt, welches es vor jedem Verderben bewahrt. Bevor aber das fertige Serum zur Verwendung bei kranken Kindern abgegeben wird, prüft man es sorgfältig auf seine Wirksamkeit an Thieren. Erweist es sich dort von einem ganz bestimmten Wirkungswerth gegenüber dem Diphtherie-Gifte, dann steht seiner Verwendung bei Kindern nichts entgegen.

Was nun die Anwendung des Diphtherie-Heil-Serums bei dem diphtheritiskranken Menschen selbst betrifft, so verfährt man folgendermaßen: Man füllt das in einem Fläschchen enthaltene Blut-Serum, etwa 5—10 ccm, also etwa $^1/_2$ Eßlöffel voll, in eine gut gereinigte Glasspritze, die mit einer feinen, durchbohrten Nadel aus Stahl versehen ist. Die Spritze ähnelt der bekannten Morphium-Spritze; sie ist nur etwas größer. Die feine Nadel sticht man durch die Haut ein und spritzt nun das Diphtherie-Heil-Serum dem Kranken darunter. Diese kleine Manipulation ist fast schmerzlos. Die erkrankten Stellen im Halse behandelt man nicht mit dem Serum, sondern läßt die Kinder, soweit sie schon dazu im stande sind, nur mit Gurgelwassern gurgeln. Die Wirkung des Mittels ist nun folgende: In kurzer Zeit an der Einspritzungsstelle, in der Unterhaut, von den Säften des Körpers aufgesogen, entfaltet es seine Thätigkeit sofort gegen das im Körper des kranken Kindes kreisende Diphtherie-Gift, indem es dieses unschädlich macht; es richtet sich also direct gegen die Krankheitsursache. Nach geraumer Zeit fangen die häutigen Beläge im Halse an, sich abzustoßen, und nach einigen Tagen sind die Kinder gesund. Es wurden nun im Laufe der letzten zwei Jahre in vielen Kliniken unter den Augen sorgsam beobachtender Aerzte sehr zahlreiche Erfahrungen über das Behring'sche Mittel gesammelt; diese haben ergeben, daß das Mittel an sich niemals schädlich wirkt, (höchstens wird ab und zu ein harmloser Nesselausschlag beobachtet) daß es aber ein directes Heilmittel gegen die Diphtheritis darstellt. Es wirkt um so sicherer, je früher es im Verlaufe der Krankheit angewendet wird.

Diejenigen Kinder, die gleich am ersten Tage der Erkrankung mit dem Mittel behandelt worden sind, hat man im Koch'schen Institute für Infections-Krankheiten alle wieder gesund werden sehen; aber auch von den, erst an den späteren Krankheitstagen behandelten Kindern sind so viele durch die Behandlung mit dem Heil-Serum gerettet worden, wie sonst durch keine bisher bekannte Behandlungs-Methode. Selbst in den allerschwersten, hoffnungslosesten Fällen wurden wunderbare Heilungen erzielt, weshalb man das an sich schadlose Mittel überall anwenden sollte. Daß nicht alle behandelten Diphtheritis-Fälle bisher geheilt wurden, liegt entweder an dem Zuspätkommen für die Behandlung, wobei das Gift schon tiefgreifende Veränderungen im Körper verursacht hat, oder an sonstigen mit der Diphtheritis complicirten Erkrankungen.

Das neue Mittel besitzt noch einen ganz besonderen Vorzug. Die Diphtheritis ist eine ansteckende Krankheit, und nur zu oft erleben wir das tieftraurige Ereigniß, daß die Krankheit von einem Kind in der Familie auf das andere übergeht, trotzdem man die Kinder ängstlich vor Ansteckung bewahrte, — ja, daß die pflegende Mutter, der Arzt, oder sonst Personen der Umgebung des Kranken, angesteckt werden. Wie schon oben erwähnt, erwies sich das Blut-Serum gegen die Diphtherie immunisirter Thiere nicht nur im Experiment im Laboratorium von Heilkraft während der Krankheit, sondern namentlich auch von schützender Wirkung wider die Infection. Und so ist es beim Menschen gleichfalls! Schon kleine Mengen, einige Cu-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

bikcentimeter des Heil-Serums verleihen, unter die Haut gespritzt, den Personen der Umgebung eines Diphtheritis-Kranken Schutz gegen die Ansteckung.

Möge das Behring'sche Diphtherie-Heilmittel, dessen Wirkungsart durch die vieljährige Laboratoriums-Arbeit des Entdeckers, in gemeinsamer Arbeit namentlich mit dem Verfasser dieses Artikels, ferner mit Ehrlich, Koßel und Boer festgestellt worden ist, alle die Hoffnungen erfüllen, die die Entdecker und das Publikum zu hegen berechtigt sind!

Nachdruck verboten.

Ludwig XIV. und Maria Mancini.

Von Helene Lobedan in Berlin.

Siehe das Portrait Seite 8.

Die Jugendliebe Ludwigs XIV. für die schöne Nichte des Cardinals Mazarin schildert die berühmte belgische Schriftstellerin Lucien Perey in ihrem neuesten Werke, und sie darf mit Recht das umfangreiche Geschichtswerk „den Roman des großen Königs" nennen*), nur daß dieser Roman, der sich in Wirklichkeit am französischen Hofe abspielte, viel abenteuerlichere Verwicklungen bietet, als die kühnste Phantasie erfinden könnte.

Ludwig XIV. wurde im Jahre 1638 geboren und durch den Tod seines Vaters mit fünf Jahren König von Frankreich. Seine Mutter, Anna von Oesterreich, und der Cardinal Mazarin führten für ihn die Regierung, beide, wie man allgemein annahm, und wie die vorliegenden Briefe zu bestätigen scheinen, in geheimer Ehe verbunden.

Mazarin hatte seine verwitweten Schwestern, die Gräfin Martinozzi und Madame de Mancini, mit ihren Kindern aus Rom kommen lassen, um durch Heirathen seiner Nichten und Neffen seinen Einfluß auf den unbotmäßigen hohen Adel Frankreichs zu verstärken. Eheschließungen sogar zwischen zehn- und zwölfjährigen Kindern galten für nichts Ungewöhnliches, und seine Nichten waren frühreife, weltgewandte kleine Damen.

Maria Mancini, die dritte der fünf Schwestern, ein Jahr jünger als der König, war in die Einladung des Onkel Cardinals eingeschlossen. Doch die harte Mutter weigerte sich erst, sie mitzunehmen, weil sie dies einzige unschöne Kind für das Kloster bestimmt hatte, und weil ihr verstorbener Gemahl, der sich eifrig mit Astrologie beschäftigt gehabt, prophezeit hatte, daß diese Tochter einst schweres Unheil stiften werde. Aber das vierzehnjährige Mädchen berief sich mit Erfolg auf den Willen des allmächtigen Staatslenkers.

Von der Königin Anna sehr zuvorkommend aufgenommen, erhielt Madame de Mancini im Jahre 1654 Wohnung im Louvre. Maria und ihre jüngere Schwester Hortensia wurden noch zur Erziehung für anderthalb Jahre in ein Kloster gegeben, und unter Leitung der hochgebildeten Aebtissin lernte Maria schnell, schloß Bekanntschaft mit der schöngeistigen Gesellschaft im Hôtel Rambouillet, wurde bald als echte précieuse gefeiert und hatte sich darein ergeben, den vermeintlichen Mangel an Schönheit durch die Anmuth ihrer Unterhaltung vergessen zu machen. Immer wieder erlebte sie Zurücksetzungen. Der Sohn des Marschalls de la Meilleraye, der nach dem Willen des Cardinals und seines Vaters Maria heirathen sollte, weigerte sich dessen, weil er die jüngere, schönere Hortensia liebte. So verbrachte Maria freudlose Tage in Gesellschaft einer alten Kammerfrau; sobald Besuche kamen, durfte sie nicht im Zimmer der schwerkranken Mutter bleiben.

Der König, welcher Madame de Mancini während ihrer letzten Krankheit täglich besuchte, hatte Maria im Vorzimmer bemerkt, freundlich angeredet, und die jungen Leute wußten es seitdem einzurichten, dort täglich eine Weile mit einander plaudern zu können. Die Mutter starb. Ohne den Wunsch der verstorbenen Schwester zu beachten, und obwohl er selbst eine Abneigung gegen Maria empfand, brachte der Cardinal diese nicht in ein Kloster, sondern stellte sie mit ihren beiden jüngeren Schwestern unter die Obhut der Madame de Venel, einer kalten, habsüchtigen, ihm ganz ergebenen Person, die bereit war, jeglichen Spionsdienst für ihn zu leisten.

In der größeren Freiheit und beglückt durch die immer deutlicher hervortretende Zuneigung des Königs, erblühte Maria zu einer Schönheit. Die Königin Anna, welche gleichfalls Maria nicht wohlwollte, lud sie trotzdem häufig ein, in der sicheren Erwartung, daß dann der König gleichfalls kommen werde. Eine vortheilhafte Veränderung des Wesens des Königs fiel allgemein auf; er wurde viel lebhafter. Maria regte ihn an, zeitgenössische Dichter und Schriftsteller zu lesen und mit geistreichen Leuten zu verkehren.

Mazarin legte den Huldigungen des Königs anfänglich nichts in den Weg; im Gegentheil sorgte er durch Madame de Venel dafür, daß Maria auch durch den Glanz der Kleidung sich als Königin der Feste behauptete. Er glaubte nur an eine Tändelei von beiden Seiten, der er ein Ziel setzen werde, sobald sich sein seit langen Jahren verfolgter Plan einer Heirath des Königs mit seiner Cousine, der Infantin Maria Theresia von Spanien, verwirklichen lasse. Dazu war aber bei der Fortdauer des Krieges zwischen beiden Ländern noch keine Aussicht. Ludwig sollte sich seine Sporen in den Niederlanden verdienen, und da Maria nebst ihren Schwestern die Königin in das Feld begleitete, feuerte die Anwesenheit der Dame seines Herzens ihn an, sich bei jeder Gelegenheit durch Tapferkeit hervorzuthun. Auch als der Hof im Winter von 1658 auf 1659 in Fontainebleau verweilte, zeichnete der König Maria bei allen Festen aus, und die Höflinge folgten seinem Beispiele.

Kein Wunder, daß die Anbetung des jungen schönen Roi Soleil Maria beglückte. Er hatte so oft betheuert, keine andere als sie zu heirathen, daß sie in ihren stolzen Träumen sich schon als Königin in Paris einziehen sah. Da ihre Schwestern und Cousinen Prinzen von Geblüt geheirathet hatten, erschien ihr die Kluft, die sie von dem Könige trennte, nicht unübersteiglich, der Widerstand des Cardinals nicht unüberwindlich, war der Cardinal doch sonst stets darauf bedacht, seiner Familie jeglichen Vortheil zu sichern! Auch die Zeitgenossen hielten sein Widerstreben nur für einen schlauen Schachzug. Lucien Perey beweist, welche erbitterten Kämpfe innerhalb der königlichen Familie stattfanden, welcher Aufwand von Diplomatie, Intrigue, Hinterlist und Verrath dazu gehörte, ehe Mazarin des Königs Widerstreben gegen die Heirath mit der Infantin besiegte. Er konnte in die Verbindung seiner Nichte mit dem Könige nicht willigen, ohne seine politische Lebensarbeit zu zerstören.

Mazarin hatte indessen, um Spanien gefügiger bei den Friedensverhandlungen zu machen, anscheinend eine andere Prinzessin als die Infantin für Ludwig XIV. zur Braut erkoren und eine Zusammenkunft der Herzogin von Savoyen und ihrer Tochter mit der Königin Anna und Ludwig XIV. in Lyon vereinbart. Dieser Plan beunruhigte Maria nicht sonderlich, da der König sie und eine andere Hofdame aufforderte, ihn zu Pferde zu begleiten, statt in der schwerfälligen Gala-Carosse mit seiner Mutter zu fahren. Bei der Langsamkeit des Reisens waren den beiden Liebenden damit viele Tage ungestörten Beisammenseins gesichert. Eine spöttische Bemerkung von Maria über die Häßlichkeit der ihm zugedachten Braut genügte, um das anfänglich zuvorkommende Benehmen des Königs gegen die Prinzessin in eisige Kälte zu verwandeln. Mazarin war diesmal das Eingreifen seiner Nichte genehm; er hatte sie wohl überhaupt nur mitreisen lassen, um sie nöthigenfalls als Werkzeug zu brauchen; auch erreichte er mit jenem Scheinmanöver seinen Zweck. Spanien schickte heimlich einen Gesandten nach Lyon, zu Verhandlungen über den Frieden und die Heirath mit der Infantin. Die savoyischen Fürstinnen ließ man unverrichteter Sache abziehen.

Jetzt erwachte Maria aus ihrer trügerischen Sicherheit. Während der Rückreise nach Paris, die sie wieder zu Pferde mit Ludwig machte, kam es zu leidenschaftlichen Aussprachen, welche mit Betheuerungen unwandelbarer Treue seitens des Königs schlossen.

Mazarin verdoppelte nun die Zahl der Späher, mit denen er seine Nichte und den König umgab. Seinen eigenen Neffen Philipp Mancini ließ er unter einem Vorwande in ein Gefängniß sperren, um das Liebespaar einer Vertrauensperson zu berauben. Madame de Venel suchte auf jegliche Weise Kenntniß der Schreiben an und von Maria zu erlangen, denn der König theilte darin den Inhalt aller Briefe mit, die in Angelegenheit der spanischen Heirath zwischen ihm, dem Cardinal und seiner Mutter gewechselt wurden. So sehr sich auch Ludwig sträubte, der Einfluß des Cardinals erwies sich noch zu mächtig über ihn. Während der König nur geringfügige Concessionen zu machen glaubte, ward er geschickt von einem Schritte zum anderen gedrängt, und die Verhandlungen an der spanischen Grenze nahmen ihren Fortgang. Um dieser näher zu sein, begab sich der Hof nach Bayonne; die Schwestern Mancini wurden indessen vorher mit Madame de Venel in eine Art von Verbannung nach La Rochelle geschickt. Bald vertauschte Maria freiwillig die Stadt mit der öden, einsam gelegenen, kleinen Festung Bruage am Gestade des atlantischen Oceans; wie es scheint, war eine Entführung beabsichtigt, die sich von dort aus leichter hätte bewerkstelligen lassen.

Mazarin sah durch seine Nichte die Friedens-Verhandlungen ernstlich bedroht; Maria's Beziehungen zu seinen politischen Gegnern ließen ihm ihren Einfluß auf den König gefährlich erscheinen. In eindringlichen Worten stellte der Cardinal Ludwig die Pflichten gegen seine Unterthanen vor, die nach so langen Kriegsjahren auf Frieden hofften. Er drohte sogar mit seinem Rücktritte vom Amt.

Durch eine List ward dann schließlich die Einwilligung Ludwigs für die officielle Werbung erlangt.

Nun ermahnte der Cardinal Maria, daß ihre Ehre einen Bruch mit dem Könige fordere, und die Nachricht von der Sendung des officiellen Brautwerbers nach Madrid bewirkte bei der heißblütigen Italienerin einen plötzlichen Umschwung der Gefühle. Sie erklärte sich nicht nur bereit, den Briefwechsel mit dem König abzubrechen, sie wollte sogar, um nicht die Verlassene zu scheinen, dem Könige durch eine schnelle Vermählung zuvorkommen und den jungen Prinzen Carl von Lothringen heirathen, eine Ehe, um deren Zustandekommen sich schon vorher einflußreiche Frauen bemüht hatten. Mazarin war darauf gefaßt, daß sie bei dieser Entsagung nicht beharren werde, ebensowenig glaubte er, daß sein Rath an sie, in der Philosophie Seneca's Trost zu suchen, sie über die Zerstörung ihrer stolzen Hoffnungen fortbringen werde, obgleich sie als echte précieuse ernsthaft darauf einging. Er versprach nun die gehorsame Nichte glänzend zu versorgen und verhieß, — was ihr den meisten Eindruck machte, — sie werde sich durch diesen hochherzigen Verzicht dauernd die Freundschaft des Königs sichern. Außerdem beließ er sie in der Annahme, daß er der Heirath mit dem Lothringer nicht abgeneigt sei.

Allein so genehm ihm die Verbindung mit diesem Fürstenhause sonst gewesen wäre, wollte er Maria doch unter allen Umständen aus Frankreich entfernen, weshalb er Verhandlungen über ihre Heirath mit dem Connétable Don Pedro Colonna in Rom anknüpfte, den die verheißene reiche Mitgift lockte. Mazarin beharrte bei diesem Plane, trotzdem Maria ausdrücklich erklärte, Frankreich nicht verlassen zu wollen. — Sie und die Schwestern wurden dann nach Paris zurückgeschickt, denn die Vermählung des Königs mit der Infantin verzögerte sich.

Der Spott und die Kränkungen, die Maria nun zu erdulden hatte, machen es erklärlich, daß sie die Huldigungen des jungen stattlichen Lothringers als eine gewisse Genugthuung empfand, und die Ehe mit irgend einem ungeliebten Manne einem Leben im Kloster vorzog. Wie eifrig der kranke Mazarin auch die Unterhandlungen mit Colonna fortsetzte, brachte er diese doch nicht mehr zum Abschluß.

Inzwischen erfolgte die Vermählung des Königs am 9. Juni 1660 an der spanischen Grenze; Maria Theresia, eine fahle Blondine mit unbedeutenden Zügen und schlechten Zähnen, linkisch und ungebildet, die bis zum Tage ihrer Hochzeit noch nie ein Wort mit einem Manne außer ihrem Vater gewechselt hatte, war wenig geeignet, die schöne geistreiche Maria aus Ludwigs Herzen zu verdrängen. Das Berliner Museum besitzt ein Bildniß Marias, ein Meisterwerk von Mignard, das wir, in Begleitung dieses Artikels, unseren Lesern vorführen; es hat den seltsamen Reiz ihrer damaligen schwarzlockigen Schönheit mit den großen, dunklen Augen, die den Ausdruck verschleierter Gluth zeigen, der Nachwelt aufbewahrt. — Schon auf der Reise nach Fontainebleau, wo der Hof bis zu dem feierlichen Einzug in Paris verweilen sollte, trennte sich Ludwig von Mutter und Gemahlin, um in Gesellschaft des nun freigelassenen Philipp Mancini einen Ausflug nach Bruage zu machen, und an der Stätte von Maria's Verbannung das ihm abgerungene Opfer seiner Liebe zu beweinen. Da auch der Briefwechsel nie ganz aufgehört hatte, wuchs Mazarin's Besorgniß, und er nahm wieder seine Zuflucht zur Intrigue. Er, die Königin Anna, sowie Olympia, redeten dem Könige vor: Maria hätte ein Herzensverhältniß zur selben Zeit mit dem Lothringer angeknüpft, während der König in Bruage der Erinnerung seiner Liebe gelebt habe.

Der Bewerbung des jungen Lothringers entledigte man sich dann gleichfalls durch List. Sein Onkel, der regierende Herzog, wurde angestiftet, sich um die Nichte des Cardinals zu bewerben, angeblich damit er auf diese Weise die im Kriege verlorenen Gebietstheile zurückerlange, und als Maria den alten Gecken unwillig abwies, verbot dieser als Chef des Hauses auch die Heirath seines Neffen, des Prinzen Carl, mit ihr.

Mazarin erreichte zunächst seinen Zweck, eine Freundschaft zwischen dem Könige und Maria zu hindern. Bei dem ersten von Maria gefürchteten Wiedersehen mit Ludwig in Fontainebleau behandelte der König sie, während er zwischen seiner Mutter und Maria Theresia stand, mit stillschweigender Verachtung. Die Königin Anna that das Ihrige, den Stachel noch tiefer in die Wunde zu drücken, sodaß Maria in Verzweiflung den Hof verlassen wollte, und, um aus der peinlichen Lage herauszukommen, sich bereit erklärte, den Connétable Colonna zu heirathen. Es war Mazarin's letzter Erfolg; er starb am 9. März 1661.

Maria hatte ihre Gegnerin in Paris einziehen sehen; sie mußte es mit anhören, daß der König ihr gegenüber die Gemahlin rühmte. Es kam zu herben Auseinandersetzungen zwischen den beiden. Doch die erbitterte Stimmung war bei Ludwig nicht von langer Dauer; allmählich trat ein Umschwung ein. Maria gewahrte — und jetzt mit Schrecken — alle Anzeichen einer wiedererwachenden Leidenschaft des Königs, der sich erbot, für sie einen Gatten unter dem hohen französischen Adel zu wählen. Noch immer blieb der Abschluß der Verhandlungen mit Colonna aus. Sollte er endgültig zurücktreten, war Maria selbst entschlossen, in ein Kloster zu gehen. Als der Ehecontract endlich eintraf, zögerte sie mit der ihr eigenen Energie nicht, die Vermählung durch Procuration schnell vollziehen zu lassen und gleich darauf abzureisen. Ludwig erwies ihr die Ehren einer königlichen Prinzessin, Madame de Venel geleitete sie auf seinen Befehl bis Mailand.

Mit Thränen in den Augen blieb der König am Wagenschlage stehen, so, wie er sie einst nach La Rochelle in die Verbannung hatte reisen sehen. Diesmal gab es kein Wiedersehen für beide. Wie viele andere Frauen auch später in Ludwigs Leben eine verhängnißvolle Rolle gespielt haben, Maria durfte doch in ihrem Herzen die Ueberzeugung bewahren, daß keine andere Frau ihm die reinen ritterlichen Gefühle einflößte, die er für diese seine Jugendliebe empfand.

Noch ehe sie Rom erreichte, verfiel Maria in eine lebensgefährliche Krankheit; der Rückschlag nach so viel Aufregungen machte sich geltend. — Ihre späteren wechselvollen Schicksale beabsichtigt Lucien Perey in einem besonderen Werke zu schildern, das auch uns vielleicht Anlaß geben wird, noch einmal auf die interessante Persönlichkeit Maria Mancinis zurückzukommen.

*) Le roman du Grand Roi Louis XIV et Marie Mancini, d'après des lettres et documents inédites, par Lucien Perey, Paris. Calman Lévy 1894.

Nachdruck verboten.

Fürstin Bismarck. †

Siehe das Portrait Seite 4.

Zur Zeit, wo der preußische Minister-Präsident Herr von Bismarck in dem größten Theile des deutschen Vaterlandes noch für den leibhaftigen Gottseibeiuns galt, wurden auch Berichte, die sich voll Begeisterung über das reizende, geradezu mustergültige Familienleben im Bismarck'schen Hause äußerten, mit allgemeinem Unglauben aufgenommen. Heute zweifelt selbst der Bismarck-Feind nicht mehr an der Wahrheit jener Schilderungen. Wir wissen alle: es ist so gewesen! Und wir wissen, daß hierzu in erster Linie die edle Frau beigetragen hat, über deren Sarg sich jetzt die Gruft schloß. — Die Hüterin des Herdfeuers ist doch immer diejenige, die den Charakter des Hauses bestimmt; wo sie klug und gütig zu walten versteht, glättet sich das Rauhe, und die sanften Fittiche der Eintracht breiten sich über das Heim. Ja, der größte lebende Deutsche hat auch das unermeßliche Glück gehabt, eine der vortrefflichsten deutschen Frauen sein eigen nennen zu dürfen! Nur wenigen Bevorzugten ist es vergönnt gewesen, den Bismarck'schen Familienkreis persönlich kennen zu lernen; aber wer auch nur das kleine Büchlein gelesen hat, das die ersten Briefe Otto von Bismarck's an seine Schwester Malwine und an seine Frau Johanna enthält, der muß tief davon überzeugt sein, daß der Geist inniger Zusammengehörigkeit, eine zarte und gleichzeitig unerschütterliche Liebe zwischen diesen hervorragenden Menschen gewaltet hat. Jene ersten Familienbriefe legen eines der untrüglichsten Zeugnisse dafür ab, wie liebenswerth der ist, den man den „Mann von Blut und Eisen" nennt, ein wie vorzügliches Wesen die Frau gewesen sein muß, die es verstand, ihn dauernd zu beglücken. Wahrlich, alles was deutsch sein will, hat ihr ein dankbares Gedächtniß zu bewahren, denn ohne ihre unermüdliche Hingabe hätte die Geschicklichkeit der Aerzte wohl kaum ausgereicht, dem Vaterlande das kostbare Leben des Fürsten so lange zu erhalten! — Es ist in diesen Tagen genugsam über den äußeren Lebensgang der Fürstin, die 1824 als Tochter des Herrn von Puttkamer auf Viartlum in Pommern geboren wurde, geschrieben worden, weshalb hier von Wiederholungen füglich abgesehen werden darf. Nur sei hervorgehoben, daß in der Fürstin eine Frau heimgegangen ist, an der sich manche moderne Frau, die von „veralteten Idealen" spricht, ein Beispiel nehmen könnte. Johanna von Bismarck ist nie äußerlich hervorgetreten, sie ist immer bescheiden geblieben; aber welche Fülle von segensreicher Thätigkeit hat hinter dieser Zurückhaltung, hinter dieser Bescheidenheit gewirkt! In ihr sehen wir eine Frau, die mit ihrem Gatten leidet und ihn stützt, die ihm sein inhaltsvolles Leben erst lebenswerth macht, die ihn zu allem Thun stärkt! Sie theilt seine Interessen und nimmt sich doch persönlich der geringsten Erfordernisse des Haushaltes an. Sie versteht es, den anmuthigen Geist der Kunst, namentlich der Musik, das häusliche Leben verschönern zu lassen, sie sorgt unermüdlich für alle Bedürfnisse aller Familien-Mitglieder und weiß doch der Außenwelt gerecht zu bleiben, zumal auch im stillen unvergessene Werke der Barmherzigkeit zu üben!

Und so empfinden wir Deutschen, wie verlassen der greise Fürst sich jetzt fühlen muß, nachdem ihm das theuerste persönliche Gut, das er besessen, entrissen worden ist. Aufrichtig und tief trauern wir mit ihm,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

durchdrungen von dem Wunsche, daß er dennoch ein Lächeln der Freude finde, wenn der Sachsenwald wieder im Frühlingsschmuck ergrünt, und daß die Liebe seiner Kinder und Enkel, die Liebe des ganzen deutschen Volkes, das frostige Gefühl der Vereinsamung sänftigen und lindernde Milde auch über seine letzte Lebenszeit verbreiten möge.

Johannes Wilda.

Nachdruck verboten.

Jahreswende.

Zu dem Bilde von Carl Bennewitz von Loefen jr. in München. Siehe Seite 5.

Die Sache hat schon lange gespielt.

„Er ist bereits zu gewitzigt, er kann sich nicht entschließen," sagten die Bekannten.

„Er compromittirt Else noch!" klagte die Mutter.

„Unsinn!" „Sie müssen sich doch erst kennen lernen; wie sollen sie denn das anders machen, als daß sie mit einander verkehren?" rief der Vater.

„Und dann schnappt er ab!" beharrte die Mutter.

Der Vater schalt: „Stelle die Else doch nicht so untergeordnet hin! Und ist rechtzeitige Erkenntniß mit vorübergehendem Schmerze nicht besser als ein falscher Schritt, der endlose Qual nach sich zieht?"

Else selbst sagte nichts. Nur ihre kleine Schwester merkte, daß sie heimlich viel weine. Sie wußte selbst, daß ihre Befangenheit ihr Wesen gedrückt und unnatürlich erscheinen ließe, und daß gerade eben dies Otto unsympathisch sei und ihn bedenklich mache.

Ja, Otto, war bedenklich — sehr bedenklich! — Er wollte ja gern, aber — es war doch kein Spaß, wenn es darauf ankam, ob zwei Menschen ihr Leben lang glücklich oder unglücklich werden sollten. Oder — wenn sie überhaupt nur Komödie gespielt hätte und ihn ablaufen lassen würde?

So war der Sylvester-Abend gekommen. — Otto war in großer Gesellschaft zu Elses Eltern eingeladen worden.

Bei Else wechselte übertriebene Heiterkeit mit Unfreundlichkeit gegen Otto.

Kühl und stumm saß dieser abseits; er kümmerte sich nicht mehr um die Tochter des Hauses.

„Gott sei Dank!" dachte die Mutter, „wenigstens hält er sich fern und macht sie und sich heute Abend nicht mehr zum Mittelpunkte der Beobachtung.

Da — —, es geschah eigentlich nichts, und doch war es etwas Entscheidendes!

Als Otto einmal verstohlen seitwärts schaute, fing er einen Blick Elses auf, einen echten, natürlichen, unbewußt ihm zugesendeten Blick. Und in diesem Blicke lagen Angst und Liebe.

Und Otto fiel es auf einmal wie Schuppen von den Augen. Nicht Elses Liebenswürdigkeit, sondern ihre Unliebenswürdigkeit war Maske gewesen; eine Maske, die sie zu ersticken drohte, und die sie doch nicht abzureißen vermochte.

Da wallte das Herz in Mitleid und Zuneigung heiß ihm auf.

Und als die Uhr anhob, mit der Mitternachtsstunde den Anbruch des neuen Jahres zu verkünden, als die meisten Gäste ihre Aufmerksamkeit der Mutter des Hausherrn zugewendet hatten, und dieser selbst zu seiner Frau getreten war, um mit ihr anzustoßen, da stand Otto aus seiner Ecke auf und ging direct und zuerst mit seinem Glase auf Else zu.

Sie sagten nichts; sie wußten nicht einmal, daß sie sich angeschaut hatten, wie sie zitternd mit einander anstießen, und doch wußten beide, daß dieser Moment über ihr Geschick entschieden hatte: das innerliche Verlöbniß war besiegelt!

W. J.

Nachdruck verboten.

Steineichen im Parke der Villa Falconieri.

Zu dem Bilde von Luise Begas-Parmentier in Berlin. — Siehe Seite 1.

Unter jenen Künstlerinnen, die durch ihre Arbeiten die Tradition von der Minderwerthigkeit weiblichen Kunstschaffens entkräften, steht seit langem Luise Begas-Parmentier obenan. Ein starker männlicher Zug geht durch ihre Arbeiten, — zumeist Darstellungen italienischer Landschafts-Motive —, der theils in der künstlerischen Anschauung der Natur beruht, theils in der vollständigen Beherrschung des Gesehenen durch alle Mittel moderner Technik. Dazu tritt, als speciell weibliches Element, eine zarte Empfindung für fein abgewogene Farbentöne und für das Geheimniß aller künstlerischen Wirkung, den intimen Stimmungszauber. Luise Begas-Parmentier hat sich der neuen Richtung gerade so weit angeschlossen, als ihr diese gesund erschien, und ist mit seinem Takt allen Ausschreitungen fern geblieben; ihre Bilder sind deshalb modern in der besten Bedeutung des Wortes.

Alle Vorzüge ihrer Malweise finden sich auf dem Original unserer heutigen Darstellung vereinigt. Die „Steineichen im Parke der Villa Falconieri", dem ehemaligen, noch aus dem Jahre 1550 stammenden Sommersitze des Cardinals Ruffini, zu Frascati im herrlichen, römischen Albaner-Gebirge, geben einen Ausschnitt italienischer Natur in einer äußerst sorgsamen Studie wieder. Aber die Art, wie Luft und Licht zur unmittelbarsten Anschauung gebracht werden, wie die alten knorrigen Riesenbäume gleichsam erstarrt in der schwülen Gluth des Mittags dazustehen scheinen, und wie das Sonnenlicht in einzelnen unruhigen Flecken über den Grund und die Mauer im Hintergrunde zittert, erheben die Darstellung von der Studie zum vollendeten geistvollen Kunstwerke. Nach dem Vorgang der Modernen ist die intensive Licht- und Schattenwirkung ohne allzu scharfe Contraste erzielt. Nur die dunkel gefärbten, tiefbeschatteten Baumstämme bringen die nöthige Kraft und Tiefe in das Bild.

C. E.

Maria Mancini.

Nach dem Bilde von Mignard im Kgl. Museum in Berlin. — Siehe Seite 7.

Dr. Wernicke. Professor Behring.

Professor Behring und Dr. Wernicke mit Versuchen zur Herstellung des Heil-Serums beschäftigt.

Nach einer Photographie — Siehe Seite 6.

Diphtheritis-Bazillen in 1000facher Vergrößerung. Siehe Seite 6.

Redactions-Post.

Fragen.

Asyl. — Wer von den geehrten Mitleserinnen vermag mir eine vertrauenswürdige philantropische, deutsche Anstalt zu nennen, wo ein körperlich und geistig sehr zurückgebliebenes, aber gut geartetes junges Mädchen dauernde, liebevolle Aufnahme finden könnte?

Eine amerikanische Abonnentin.

Haberfeldtreiben. — Woher stammt dieser Ausdruck?

Abonnentin in Norddeutschland.

Antworten.

Baronin C., Lemberg. — Der Maler H. Vogel, der die Grimm'schen Märchen so reizend illustrirt hat, ist ein Voigtländer und stammt aus Plauen.

Professor L. M., Pisa. — Nach der Behauptung von Autoritäten kann man vor dem 16. Lebensjahre eines Mädchens nie sicher sein, ob es wirklich eine gute Stimme besitzt. Vor diesem Alter sollte die Ausbildung nicht stattfinden, und so frühzeitig auch nur, wenn das Mädchen gesund und kräftig ist.

Frl. Melanie S., Remagen. — Das erste Taschentuch wurde, wie historisch festgestellt sein soll, vor 350 Jahren von einer venetianischen Dame getragen.

Unwissende 20 in Dürnkrut. — Das läßt sich praktischer mündlich erklären. Sie wenden sich am besten an irgend einen Lateiner dort.

Major v. S., Bonn. — Der Spatz kam früher allerdings nicht überall in Deutschland vor. Er soll beispielsweise in verschiedenen Orten des sächsischen Voigtlandes und in den Dörfern Oybin und Hain in der sächsischen Oberlausitz gefehlt haben. Den Grund darf man wohl dem Mangel bebauter Felder zuschreiben.

K. K. Post-Offizial, Wien. — Der Töchterhort ist eine erst seit 1890 bestehende Stiftung für verwaiste Töchter von deutschen Reichs-Post- und Telegraphen-Beamten; Protectorin ist die Kaiserin. Der junge Verein hatte bis zum Juni dieses Jahres bereits 64,000 M. an Unterstützungs-Geldern aufgewendet. Das Capital-Vermögen betrug Ende 1894 ungefähr 290,000 M. Ueber ein Drittel sämmtlicher Beamten und Unterbeamten sind bereits Mitglieder geworden.

Dr. R., Weimar. — Als Aufsichtsräthe der Gesellschaft „Pan" fungiren: Professor R. Begas, Professor Arnold, Böcklin, Geheimrath Bode, Director des Berliner Museums, Dr. Freiherr von Bodenhausen, Dr. R. Dehmel, Holger Drachmann, Arne Garborg, Dr. R. Graul, Dr. Max Halbe, Otto Erich Hartleben, Hildebrandt, L. v. Hofmann, Prof. Albert Keller, Max Klinger, Prof. K. Köpping, Prof. G. Kühl, Max Liebermann, Freiherr v. Liliencron, Prof. Maison, Prof. Gabriel Max, Freiherr v. Ompteda, W. v. Polenz, St. Przybyszewski, Geheimrath v. Seydlitz, Prof. Starbina, Prof. Stuck, Prof. F. v. Uhde, W. Weigand, Prof. Wörmann, Director der Dresdener Galerie.

L. M. S., Prag. — Die gräfliche Familie Hochberg gehört zum schlesischen Uradel. — Hans-Heinrich XI., Fürst von Pleß, ist auch Graf von Hochberg, Freiherr zu Fürstenstein u. s. w. — Der Intendant der königl. preußischen Hof-Theater, Hans-Heinrich XIV. Bolko, Graf von Hochberg, Freiherr zu Fürstenstein, ist 1843 geboren und feierte am 2. September 1894 seine silberne Hochzeit mit Eleonore Auguste, Tochter des Prinzen Ferdinand zu Schönaich-Carolath und dessen verstorbenen Gemahlin Johanna, geborene Prinzessin von Reuß-Schleiz-Köstritz. Graf Bolko hat sechs Kinder.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamerstraße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. Januar 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 1.

Gräfin Elise Wilczek.
Nach einer Photographie des Hof-Ateliers Adèle in Wien

Aus der Wiener Gesellschaft.

Das reizende Original des schönen Altniederländer Köpfchens, das unserer heutigen Nummer zum Schmucke gereicht, Gräfin Elise Wilczek, ist eine der berühmtesten Schönheiten der Wiener aristokratischen Gesellschaft, der strahlende Stern der großen Wiener Festlichkeiten. Unser Bild stellt sie in einem Kostüme dar, das sie zur Makart-Feier im Wiener Künstlerhause trug. Gräfin Elise Wilczek ist als die dritte Tochter des Fürsten Kinsky am 4. Juli 1865 zu Chotzen in Böhmen geboren; im Januar des Jahres 1884 vermählte sie sich mit Graf Hans Wilczek, dem Sohne des populärsten Wiener Cavaliers, Grafen Wilczek, dem Begründer der berühmten Wiener freiwilligen Rettungsgesellschaft. Die Familie hat ihren Sommersitz auf Schloß Dobroslawitz in Oesterreichisch-Schlesien. Der Ehe entsprossen drei bildschöne Knaben, die Grafen Hans, Loel und Ferdinand.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Als ein erfreuliches Zeichen dafür, daß das Verständniß und die Freude an künstlerischem Schmuck des Hauses in immer weitere Kreise dringt, darf der ungewöhnliche Erfolg der diesjährigen Messe der Berliner Künstlerinnen gelten. Schon am Tage der Vorbesichtigung trugen einige Hauptstücke, darunter ein großer Wandschirm von Marie von Olfers, wie ein gemaltes Tischchen von Hildegard Lehnert, den Vermerk „Verkauft", und am Abend des zweiten Tages betrug die Einnahme bereits 4000 M. Unseren Leserinnen durften wir einige, besonders zur Nachahmung reizende Gegenstände noch unter den „Weihnachtsarbeiten" der vorigen Nummer vorführen, und wir freuen uns, auch weitere Mittheilungen in Aussicht stellen zu können.

— Die vierte Aerztin für Frauen- und Kinderkrankheiten hat Berlin jüngst in Frau Dr. med. Pauline Plötz erhalten.

— Zur Erinnerung an die Vollendung des neuen deutschen Reichstagsbaues werden gegenwärtig sinnig ausgestattete Briefbeschwerer verkauft, deren Material — geld und dunkelrother Marmor — aus den Abfällen des Fußbodens der Wandelhalle jenes ersten architektonischen Monumental-Werkes, das im wieder geeinigten deutschen Reiche erstand, gewonnen wurde. Durch Vermittlung des Herrn Geh. Rath Knack, Bureau des Reichstags, Portal 5, NW., sind diese „Reichstagssteine" zum Preise von je 20 Mk. erhältlich; der aus ihrem Verkauf sich ergebende Gewinn kommt der geplanten Errichtung einer „Heimat für alleinstehende deutsche Mädchen und Frauen der gebildeten Stände" zu gut.

Itzehoe. — J. H. die Prinzessin Luise zu Schleswig-Holstein-Sonderburg-Glücksburg, Aebtissin des adligen Convents zu Itzehoe, ist verschieden. Die verewigte Prinzessin war die zweite Tochter des am 17. Februar 1831 verstorbenen Herzogs Wilhelm; ihre Mutter, Herzogin Luise, war eine geborene Prinzessin von Hessen-Kassel. Se. Maj. der König von Dänemark, Ihre Hoheiten die Prinzen Julius und Johann von Holstein sind die überlebenden Brüder, die verwittwete Frau Herzogin von Anhalt-Bernburg ist die überlebende Schwester der heimgegangenen Prinzessin.

Wien. — Ihre Majestät die Kaiserin trat über Miramar die Reise nach Afrika an.

— In Oesterreich zeigt sich unter den erwerbsuchenden Frauen neuerdings eine unleugbare Neigung dafür, sich im Handwerk, — das ja bekanntlich einen goldenen Boden hat, — und zwar in Handwerks-Zweigen, die bis dahin ausschließlich von Männern betrieben wurden, eine selbständige Thätigkeit zu erschließen. Nachdem vor kurzem in Wien eine Frau ihre Meisterprüfung als Schuhmacher mit Auszeichnung bestanden hat, erhielt hier jetzt ein junges Mädchen die obrigkeitliche Bewilligung, als Anstreichmeister das große väterliche Geschäft fortzuführen.

Brünn. — Eine interessante Ausstellung wurde im Brünner Gewerbe-Museum eröffnet. Angefangen von den prähistorischen Funden bis zu den modernsten Erzeugnissen von Hanau und Schwäbisch-Gmünd, fand sich da der Frauenschmuck fast aller Zeiten und Länder vereinigt. Reich beschickt von den Wiener Museen und den zahlreichen Landes-Museen Oesterreichs, aber auch von dem Hamburger und Nürnberger Gewerbe-Museum, deren Schmucksammlungen berühmt sind, erfreute sich diese Ausstellung des lebhaftesten Interesses seitens aller Kreise, namentlich der österreichischen Monarchie.

Paris. — Die Pariser medicinische Facultät zählt gegenwärtig 183 weibliche Zuhörerinnen, von denen 167 Ausländerinnen sind. Ein Fräulein Gertrud Gordon ist unter den letzteren die einzige Deutsche. — Die medicinische Facultät der Seine-Stadt stellt jährlich einer größeren Anzahl weiblicher Aerzte Diplome aus. Die meisten der in Paris praktizirenden Aerztinnen sind verheirathet. Musterhafte Gattinnen und glückliche Mütter, finden sie daneben doch noch Zeit, ihrem Beruf als Medicinerinnen nachzugehen.

Zürich. — An den schweizerischen Hochschulen erwarben im letzten Studienjahre 13 Damen den Doctorgrad, und zwar entfielen dabei auf die Universität Bern sieben, Genf eine, Zürich sechs Promotionen. Von acht Damen wurde die medicinische, von fünf sechs Damen die philosophische Doctorwürde errungen. Von den sieben Berner medicinischen Dissertationen aus weiblicher Feder haben fünf die Auszeichnung erhalten, in Virchow's „Archiv für pathologische Anatomie und Psychologie" aufgenommen zu werden.

Chicago. — Eine bekannte amerikanische Bicyclistin, Annie Sondonderry, befindet sich gegenwärtig auf einer Radreise um die Welt. Die Dame ist im September von Chicago abgefahren und hat ihre Tour über Cleveland, Buffalo und Rochester nach New-York fortgesetzt. Dort geht sie zu Schiff nach Bordeaux, radelt dann durch Frankreich, Italien, Griechenland, Türkei, Persien, Indien bis Calcutta, von hier nach Japan, dann setzt sie mit dem Dampfer nach San Francisco über, und im August 1895 denkt sie in Chicago wieder einzutreffen.

Die Mode

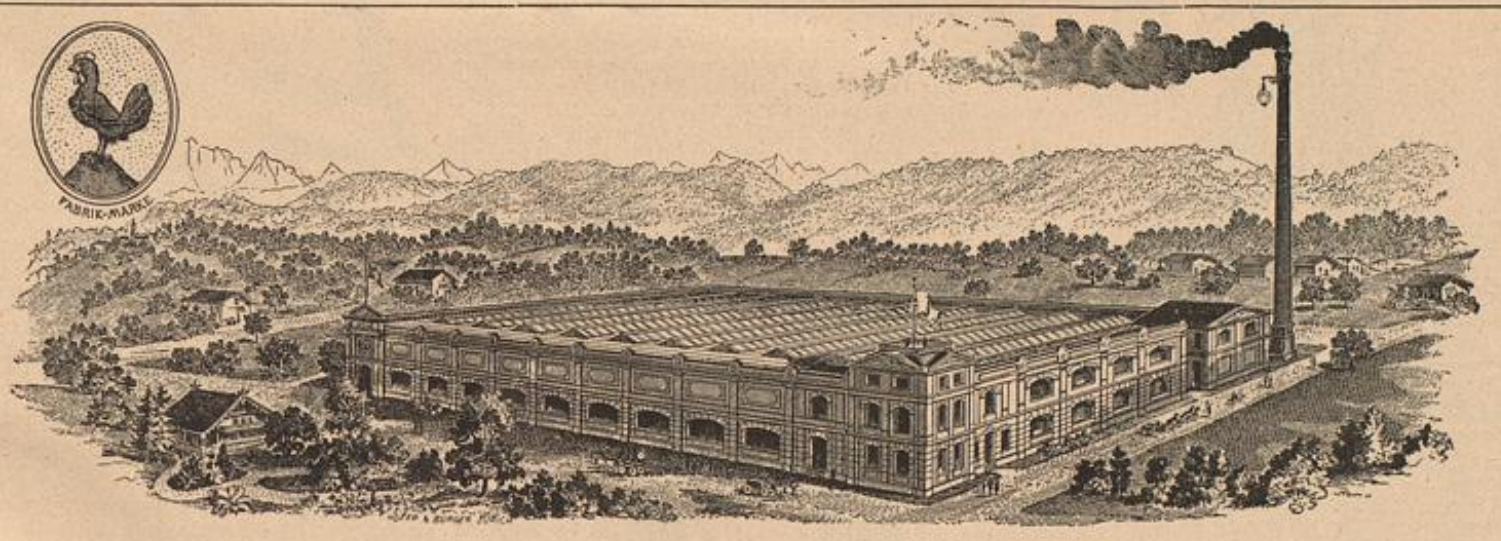
Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Kein anderes Toiletten-Stück hat in diesem Winter so sehr mit aller Tradition gebrochen wie der Pelzschmuck. Während früher Muff und Kragen stets nur geringe Variationen der einmal feststehenden Formen aufwiesen, bethätigt sich jetzt an ihrer Gestaltung eine schöpferische Phantasie. Unser interessantes Modell veranschaulicht, wie das scheinbar so widerstrebende Material sich zu Arrangements verarbeiten läßt, die ursprünglich für ganz leichte Gewebe berechnet wurden. Die Sans-gêne-Schleife, in ihrer eigentlichen Form schon wieder zu den vergessenen Größen zählend, ist hier in geschickter Weise als Boa in Pelz ausgeführt, wobei die Enden der Schleife mit sechs Schwänzchen in gleicher Länge wie der Paletot abschließen. Eine Schleife, aus drei Schlupfen und einem Ende, das gleichfalls in drei Schwänzchen endigt, gebildet, verdeckt den kleinen Muff fast ganz. Agraffen aus Simili-Steinen halten beide Schleifen zusammen. Dieser Pelzschmuck aus hellgrauem Tibet wurde zu einem Plüsch-Paletot in Sealskin-Imitation getragen. Ueber die Krempe des großen schwarzen Sammethutes legten sich zu beiden Seiten schwarze Straußfedern; ein Arrangement weißer Spitzen, aus dem sich ein Reiher erhob, nahm die Mitte ein.

Boa und Muff mit Pelzschleifen.

Boa aus Pelzschwänzchen.

— Eigenthümliche Form weist auch eine neue Art von Boa auf, die sich ganz aus Zobelschwänzchen zusammensetzt. Diese erscheinen lose übereinander geordnet, sodaß oben die Boa die größte Ausdehnung zeigt



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich

empfiehlt:

Seidene Ballstoffe

60 Pfg.

bis **Mk. 18.65** p. Meter — ab meiner eigenen Fabrik, —

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v. Mk.	1.85—18.65	**Seiden-Grenadines**	v. Mk.	1.35—11.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ „	13.80—68.50	**Seiden-Bengalines**	„ „	1.95— 9.80
Seiden-Foulards	„ 95	Pfge.— 5.85	**Seiden-Surahs**	„ „	1.35— 6.30
Seiden-Masken-Atlas	„ 60	„ — 3.15	**Seiden-Faille française**	„ „	2.45— 9.85
Seiden-Merveilleux	„ 75	„ — 9.65	**Seiden-Crêpe de Chine**	„ „	2.35—10.90
Seiden-Ballstoffe	„ 60	„ —18.65 p. Meter.	**Seiden-Foulards japan.**	„ „	1.45— 5.85

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. **porto- und steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und in Handbreite unter dem Taillenschlusse spitz verläuft. Der Halskragen wird durch einen glatten Pelzstreifen gebildet. Nur leicht umgenommen, ist das originelle Toiletten-Stück für das Theater als Ergänzung eines duftigen Kleides, geschlossen dagegen über dem Winterumhang auf der Straße zu tragen.

— Aus Gründen der Kleidsamkeit wie des Praktischen wird Weiß immer die bevorzugte Farbe für Theater- und Ballumhänge bleiben. Die lichte farbige, oder wie auf unserer Darstellung, die dunkle Toilette, ergiebt die beste Folie für das schlichte Weiß, dem sich auch die Garnitur einzufügen und unterzuordnen hat. Für die Grundform unserer mit eigenartigem Kragen ausgestatteten Pelerine wurde schwerste weiße Ottoman-Seide verwendet. Weißseidene Kurbelstickerei, mit Goldfäden untermischt und von einzelnen Spinnen aus Goldfäden unterbrochen, bedeckt den kleineren Kragen ganz und erscheint als einzelne schräge Bäumchen am Rande des unteren Kragens. Breiter, echter Straußfedern-Besatz umgiebt die elegante Hülle und verleiht ihr einen ganz besonders vornehmen Reiz. Die Unterfütterung besteht aus weißer Seide. E. E.

Anzug für Ski-Läuferinnen.

Paris. — Jugend und Schönheit schmücken sich selbst und bedürfen weder kostbarer Stoffe noch eines besonderen Raffinements in der Anordnung, um ihrer Wirkung sicher zu sein. Mit verhältnißmäßig einfachen Mitteln, gepunkteter cyclamenrother Gaze über gleichfarbiger, ganz leichter Seide, mit ein wenig Band und ein paar Blumen, ist in dem Original unserer Skizze eine ganz entzückende Ball-Toilette geschaffen, die Eleganz mit jugendlichem Charakter vereint. Der seidene Glockenrock erscheint mit einem 10 cm breiten Atlasbande umrandet, das effectvoll durch den Bezug aus faltiger Seiden-Gaze schimmert; gleiche Bänder fallen vom Gürtel aus glatt bis zum Saume des Rockes hernieder. Die glatte seidene Taille bekleidet gefaltete Gaze, den Ansatz des kurzen doppelten Bauschärmels an den viereckigen Ausschnitt decken Bandschleifen und einzelne große Mohnblüthen. Ein Blüthengewinde geht von der Mitte des Gürtels bis zum Ausschnitt, wobei die Blüthen sich nach oben verkleinern.

Ballumhang.

V. de G.

Christiania. — In Sachen des Schneeschuh-Sports dürfen wir Norwegerinnen wohl das Recht für uns in Anspruch nehmen, als besonders competent zu gelten. Durch langjährige Gewohnheit haben wir ein Kostüm ausprobirt, das allen praktischen Anforderungen genügt und zudem leicht anzufertigen und kleidsam ist. Ganz dicker Winterloden oder Tuch bildet das Material; der Rock ist fußfrei und nur gerade so weit geschnitten, um volle Bewegungsfreiheit zu sichern, aber ohne durch eine unnütze Stoffmenge die Läuferin zu beschweren oder dem Winde eine Angriffsfläche darzubieten; aus dem gleichen Grunde verzichten wir auch, allen Erlassen der Mode zum Trotz, auf die weiten bauschigen Aermel und begnügen uns damit, dieselben an der Kugel mäßig weit, unten aber so eng zu gestalten, daß der aus dicker Wolle, — zwei Maschen rechts, zwei Maschen links, — gestrickte Fausthandschuh darüber greifen kann. Unter dem losen Sack-Paletot wird eine Bluse, durch festen Ledergürtel zusammengefaßt, getragen; den Kopf deckt eine gestrickte Zipfelmütze aus rother Wolle, die je nach der Temperatur tiefer in die Stirn gezogen werden kann. Besondere Sorgfalt muß man der Fußbekleidung zuwenden, für die entweder der „Finschuh", oder, wie unsere Darstellung zeigt, die „Ragsocken" dienen. Letztere bestehen aus groben, rechts und links gestrickten Ueberstrümpfen, unter denen ganz weiche Schuhe angelegt werden; auch kann man die Ragsocken mit Leder-Gamaschen füttern, wodurch der Schuh überflüssig wird. Als sehr praktisch bewährt sich der lange Stock, dem unten eine Doppelkugel aus Holz angefügt wurde, um ein allzu tiefes Einsinken in den Schnee unmöglich zu machen.

Ball-Toilette für junge Mädchen.

L. Thr.

* * *

— Das Neueste in Paris ist augenblicklich das „Mode-Magazin für Hunde", das eine erfinderische Schneiderin hier eingerichtet hat. Ein hübsch möblirter Salon steht den ankommenden vierbeinigen Kunden zur Verfügung; darin finden sie auch ein Buffet, das mit Zwieback und anderen Leckereien reichlich versehen ist. Die Besitzer oder die zärtlichen Besitzerinnen der Hunde können in dem Atelier für ihre Lieblinge alles bekommen, was sie nur wünschen. Ja, es werden ihnen auf Verlangen sogar ein Hunde-Mode-Journal und Pröbchen von Stoffen für Hundekleider ins Haus geschickt.

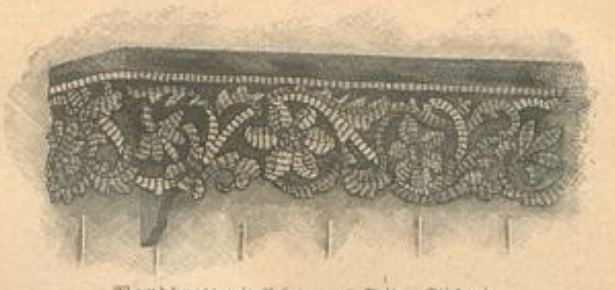
Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

— Unter dem Namen Braselin ist ein Mittel zur Herstellung einer wasserechten Mattirung und nicht ausschlagenden Politur in den Handel gebracht worden, das die Beachtung aller Kunstfreunde verdient, die sich mit Holzarbeiten wie Kerbschnitt, Intarsia und namentlich Brandmalerei beschäftigen. Durch Braselin bleiben Farbe und Charakter des Holzes erhalten: dasselbe gewinnt nur einen feinen, weichen Mattglanz, wie die englischen Möbel mit geschliffener Politur. Der hauptsächlichste Vorzug aber besteht darin, daß die mattirten Gegenstände sich vollständig unempfindlich gegen Flüssigkeiten zeigen, wie gegen Wasser, Bier, Wein, Essig, Fett, sogar Tinte. Reibt man die Flecke sofort mit einem nassen Tuche ab, oder entfernt die Rückstände nach dem Auftrocknen, so bleiben keine Spuren zurück. Gebrannte Thürfüllungen, Wand-Vertäfelungen u. s. w. lassen sich ohne Nachtheil mit kaltem oder warmem Seifenwasser abwaschen.

Das Mittel wird strichweise auf das Holz gepinselt, bei größeren Flächen mit Schwamm oder Lappen aufgetragen; in letzterem Fall ist es rathsam, dem Braselin einen kleinen Zusatz von Lein- oder Polir-Oel zu geben. Auch kann man einen Polir-Ballen mit der Masse befeuchten, damit sie sich leichter verreiben läßt. Nach dem Antrocknen wird der Ueberzug mit feinem Glaspapier oder pulverisirtem Bimsstein überrieben und der Anstrich wiederholt. Sobald derselbe hart geworden ist, kann man den Gegenstand fertig schleifen, indem man etwas Bimssteinmehl aufstreut, das Pulver mit einigen Tropfen Lein- oder Terpentinöl verrührt und mit Glaspapier oder Watte abreibt. Sollen Holzsachen glänzend polirt werden, so kann hierfür Braselin in zwei Tönen, gelblich wie farblos, oder jede andere Politur Verwendung finden. Man verdünnt dann Braselin mit Spiritus, auch läßt sich durch Zusatz von Farbe eine beliebige Tönung hervorrufen. O. A.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 59. Applicirte Spitze. Renaissance-Stickerei. Spanien. XVII. Jahrhundert. Die originelle gestickte Spitze, die das heutige Musterblatt nach einem prächtigen alten Stück unserer eigenen Sammlung wiedergiebt, unterscheidet sich in Wirkung wie Ausführung wesentlich von den Spitzen-Stickereien venetianischer Herkunft. Zunächst werden die in der bekannten Renaissance-Stickerei dicht gefüllten Blatt- und Blüthenformen auf kräftigem Leinengrund ausgeführt, der nach dem Aufnähen der feinen braunen oder weißen Guimpen-Schnur wegzuschneiden ist. An den Stielen gelangt außerdem die bei der Goldstickerei vorkommende „Cordel-Technik" (siehe das Extra-Blatt Nr. 35) zur Anwendung. Die ausgeschnittene Spitze ist, wie die farbige Tafel zeigt, von schmalen gestickten Streifen begrenzt, beliebig auf Stoffgrund als Borte für Portièren, Decken oder Möbel aufzuheften. Die spitzenartige Wirkung der Stickerei veranschaulicht das kleine Wandbrett. J. F.



Wandbrett mit Behang aus Spitzen-Stickerei.

— In flottem Platt- und Stielstich und der gefälligen, leichten Stilisirung, die den schwedischen Musterungen eigen ist, präsentirt sich die farbenprächtige Stickerei-Verzierung eines eleganten Ofenschirmes. Dunkelrothes Tuch bildet den 82 zu 57 cm großen, bestickten Stofftheil; buntfarbige nordische Wolle dient zur Ausführung der in sich abgeschlossenen aufsteigenden Bäumchen-Figur. Der einfache dunkle Bambus-Ständer mißt 140 cm zu 78 cm; den 41 cm hohen, geschwungenen Füßen schließen sich die kräftigen äußeren Stäbe von 9 cm Umfang und der 17 cm hohe Aufsatz an. Die bestickte, mit leichtem Futter zu versehende Stoff-Fläche ist dem Innenrande des Gestelles eingefügt. Reiches Schnur- und Quastengehänge schmückt den Ofenschirm. J. F.

Ofenschirm. Plattstich-Stickerei.

Bezugsquellen: Pelz-Garnituren: Witzleben & Kracke, SW, Markgrafenstr. 61. — **Ballumhang:** F. Schröder, C, Jerusalemerstr. 29. — **Plattstich-Stickerei zum Ofenschirm:** Frl. L. Fickermann, Stöfde, Schweden. — **Bambus-Gestell:** Schulz & Reichel, W, Friedrichstr. 75. — **Muster-Vorzeichnungen:** Frl. E. Riemann, W, Winterfeldtstr. 23. — **Braselin:** K. Braselmann, Höchst a. M.: Probeflaschen gegen 1 M. in Briefmarken. Kleine Flaschen à 50 Pf. durch Frau Magda Wilda, SW, Belle-Alliancestr. 69.

Von der Kgl. Staatsregierung conc. Lehranstalt.

Deutsche Schneider-Akademie

Leipzig, An der Pleisse 3.

Damenschneiderei, Mäntel-Wäsche-Confection.

Zuschneide und Praktische Curse, Zeichnen und Buchführungs-Curse etc.
Reifezeugniss: als Directrice, Schneiderin etc. **Prospecte** gratis.

Akademische Schule für bildende Künste, Berlin W., Lützowstrasse 82.

Getrennte Kurse für Damen u. Herren. **Zeichnen u. Malen** (Elementares, Landschaft, Blumen, Stillleben, Portrait, Akt). — **Kupferstechen u. Radiren.** — **Modelliren.** — Perspektive, Anatomie, Kunstgesch. — Lehrer: Die Herren Maler Prof. **J. Jacob, P. Barthel, Conrad Fehr, E. Hausmann, W. Herwarth, W. Leistikow** und **H. Looschen.** Bildh. **O. Riesch** und Kupferst. Prof. **G. Eilers.** — Privatunterricht wird ertheilt. Anmeld. Vormittags. Prospekte gratis beim Vorsteher **Conrad Fehr.**

Verlag von **Franz Lipperheide** in **Berlin.**

Lehrbücher der Modenwelt. Zweite Auflage.

Band I. Die Anfertigung der Damen-Garderobe. Mit 419 Abbildungen. M. 10.—.
„ II. Die Anfertigung der Kinder-Garderobe. Mit 380 Abbildungen. M. 7.60.
„ III. Die Anfertigung der Leib- u. Hauswäsche. Mit 493 Abbildungen. M. 7.60.

Strickgarne

Keine Hausfrau versäume, sich franco Preisliste und Muster meiner anerkannt guten wollenen Strumpfgarne kommen zu lassen. Lager sämmtlicher deutschen und englischen Qualitäten.
Versandt an Private zu En gros Preisen.
Gust. Becker jr. Witten a.d. Ruhr.
Specialgeschäft für Strickgarne.
Gegründet 1869.

Malerinnen-Schule

Karlsruhe

U. d. Prot. I. K. H. d. Grossherz. Luise v. Baden

Lehrplan u. nähere Auskunft durch d. Vorstand.

Original Singer Nähmaschinen

Höchste Arbeitsleistung! Leichteste Handhabung!
Schönster Stich! Grösste Dauer!

sind die Eigenschaften, denen die Original Singer Nähmaschinen ihre unvergleichl. Erfolge verdanken

Die Neue Familien Nähmaschine

der Singer Co., die hochharmige **Vibrating Shuttle** Maschine, hat sich wieder, wie alle bisherigen Erzeugnisse dieser Fabrik, als ein glänzender Erfolg erwiesen; dieselbe ist mustergültig in der Construction, leicht in der Handhabung und unübertrefflich in Leistungsfähigkeit.

12 Millionen Original Singer Maschinen

für den Hausgebrauch, Weißnäherei, Damen-Confection und industrielle Zwecke jeder Art im Gebrauch, mehr als 400 erste Preise sind denselben verliehen worden, so jetzt wieder von allen Ausstellern auf der

Weltausstellung Chicago die höchste Auszeichnung 54 ERSTE PREISE.

G. NEIDLINGER, Hoflieferant, HAMBURG.

Filialen an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.

Neu! Praktisch! Billig

C. Brocke, Ballenstedt a. Harz empf. tragb. Brat-, Koch- u. Backöfen. Währ. auf d. Platte gek. wird, stellt man unterh. d. Feuerg. prächt. braun u. sehr saft. Roastbeef, Geflügel, Wild etc. her. Rohrleitg. nicht erf. Ofen f. 2 Pers. incl. Pfanne M. 9 frco.

Prospecte gratis!

Allein Verkauf: **F. L. H. Müller, Berlin SW.** Kochstrasse 12.

LIEBIG Company's FLEISCH-EXTRACT

NUR ÄCHT wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in blauer Farbe trägt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 2. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 13. Januar 1895. — Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Neue Rathsmädel-Geschichten.

Von Helene Böhlau (Madame al Raschid Bey) in München.

(1. Fortsetzung.)

Die Fasanen hatte der junge Adjutant Thon von einer Hofjagd mitgebracht, denn er war ein großer Jäger vor dem Herrn, und hatte sie Frau Rath Kirsten in die

Rennwolf in Fahrt.
Nach einer Zeichnung von Lucy du Bois-Reymond in Berlin.

Der Rennwolf. — Siehe Seite 16.

Küche geliefert, und nun sollten sie feierlich gemeinschaftlich verzehrt werden.

Als die Magd diese seltenen Geschöpfe hereinbrachte, waren alle erstaunt, auch der Herr Rath, daß diese merkwürdigen, nußbraun gebratenen Thiere silberne Füße und silberne Köpfe hatten.

„Ja," rief der Apotheker, „Herr Adjutant, alle Achtung vor Eurer Fasanenjagd! Das nenn' ich mir Silberfasanen! Silberne Köpfe und silberne Füße!"

Röse und Marie kniffen sich gegenseitig in die Finger und waren glückselig über das Erstaunen, und daß ihr Vater auch nichts davon gewußt hatte.

Die Schopenhauerin hatte Frau Rath, als sie von dem Geschenk gehört hatte, diesen herrlichen Ausputz für gebratene Vögel aus ihrem Silberschrank geliehen.

Dazu brachte Herr Rath auch eine Ueberraschung: zwei Flaschen alten Steinwein in Bocksbeuteln. Diese beiden Flaschen hatte er in dem Franzosenjahr vor den gierigen Langfingern versteckt. Er hatte sie im kleinen, dunkeln Höfchen unter dem Regenfaß vergraben und, als die Luft wieder rein war, wieder hervorgeholt, und seitdem lagerten sie in einer Mauernische, hoch oben in Rath Kirsten's Keller, ganz von Staub und Spinnweben bedeckt; und in solchem Zustande setzte er sie, als die Vögel mit den silbernen Füßen kamen, zum Entsetzen seiner Frau stolz auf den Tisch.

„Aber Kirsten!" sagte diese gekränkt.

„Papperlapapp!" — Herr Rath war schon dabei, eine zu entkorken, — „gehört sich's nicht etwa so?"

Und der Apotheker unterrichtete Frau Rath Kirsten, daß ein alter, seltener Wein in so staubigen und schimmligen Flaschen auf den Tisch kommen müsse; das sei für den Kenner das Feinste.

Die Fasanen hatten einen stattlichen Hofstaat von Salaten, Compots und Beilagen aller Art.

„Na, und wie steht's denn mit dem Fuchs, den Sie verspürt haben wollen?" fragte der Apotheker den jungen Thon. „Das wäre heute so eine Nacht für die Bestie, um den Fasanen im Webicht einen Besuch zu machen!"

„Freilich, freilich, das wird er wohl auch vorhaben!" antwortete der Adjutant lebhaft.

„Seinen Bau hat der freche Bursche übrigens an der Ilm an dem Abhang zwischen Krommsdorf und Tiefurth — so eigentlich mitten im Tiefurther Park. Verspürt ist er nun der Lump . . . . aber . . .!"

„Ja — aber!" lachte der Apotheker und stieß mit dem Adjutanten auf den Fuchs an.

Marie zupfte Röse am Kleid.

Röse saß zwischen Marie und Ottokar Thon.

„Röse," tuschelte Marie besorgt, — „sie werden doch nicht gar zu lange bleiben?" —

Röse fuhr wie aus einem Traum auf.

„Was?" fragte sie.

„Na, wenn unsere Drei nun kämen?"

„Die kommen doch nicht eher, als bis alle hier fort sind; die werden unten schon lauern bis der Letzte hinaus ist!" flüsterte Röse.

Jetzt erhob sich Herr Rath Kirsten und ließ seinen lieben, verehrten Gast, die Frau Geheimderath Thon, hoch leben und bedauerte, daß sie Weimar so bald wieder verlassen müsse.

Die Dame war nur auf kurze Zeit aus Eisenach gekommen, um ihren Sohn zu besuchen.

Darauf erhob sich Frau Geheimderath, schlug mit dem Compot-Löffelchen an ihr Weinglas und dankte sehr wohlgesetzt und stattlich.

Es war ein wohlthuender Anblick, diese kräftige, hochgewachsene Frau in ihrem weißen Kleid so frei und vornehm stehen zu sehen.

Sie sprach davon, wie beruhigt und glücklich sie ihren Sohn diesmal verlasse, wie beruhigend seine Zukunft, soweit menschliches Berechnen nicht trüge, vor ihren Augen läge, — und für diese Beruhigung, diese frohe Aussicht danke sie dem gütigen Elternpaare im Namen ihres Gatten.

Sie hob ihr Glas und stieß mit Herrn Rath und Frau Rath an, dann mit Apothekers, und mit Röse ganz besonders.

„Gott segne Dich, mein liebes Kind!" sagte sie.

Ihr Sohn trat auf sie zu und küßte ihr die Hand; darauf küßte er Rösens Hand wieder tief bewegt.

Frau Rath traten Thränen in die Augen. „Du wilder Schlingel!" flüsterte sie Röse zu.

Aber ausgesprochen wurde das große Wort nicht. Das war auf Vater Kirstens Befehl hin so eingerichtet.

Die jungen Leute sollten noch mit der Heirath warten, und er wollte in seinem Hause Ruhe haben, und vorderhand keinen „Verlobungstrafik", wie er sich ausdrückte. Das Geküß und Gethu' sollte möglichst eingeschränkt werden.

Das fehlte ihm jetzt: auf Schritt und Tritt über ein verliebtes Paar zu stolpern!

Er war Herr im Hause, damit basta!

Der Apotheker erstickte fast an einer Rede, und die Apothekerin mußte ihren Mann zweimal am Rockschoß zupfen, als sie bemerkte, daß ihm der schönste gewürzte, Verlobungs-Trinkspruch auf der Lippe saß.

Zerlegter Rennwolf.
Nach einer Zeichnung von Lucy du Bois-Reymond in Berlin.

Einmal hatte er sich schon erhoben; da war aber der Wind mit solcher Gewalt gegen die Scheiben gefahren und hatte an den wackligen, alten Fenstern gerüttelt, daß der Apotheker ordentlich zusammengefahren und wieder zur Besinnung gekommen war. Ihm war Wind greulich zuwider.

Röse vermißte das Aussprechen des großen Wortes durchaus nicht. Es war gut so. Sie wünschte sich's nicht anders. Nichts schreckte sie aus ihrem süßen Traume auf. Sie fühlte sich so unaussprechlich glücklich!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Und es war nichts Beängstigendes bei diesem Glück. Zugleich erschien es ihr aber auch noch fremd. Sie mußte sich erst daran gewöhnen.

Ja, wie es ihr Vater eingerichtet hatte, so war es gut!

Sie kannte auch Onkel Apothekers Verlobungs- und Hochzeits-Sprüchlein und gab ihrem Vater, als sie mit ihm anstieß, extra einen Kuß dafür, daß der in der schön gestickten, seidenen Weste nicht reden durfte.

Der junge Adjutant Thon sah das wundervolle, blonde, kindliche Geschöpf vor sich, in dessen süßer Träumerei. Und sie war sein eigen, sie war ihm versprochen!

Er war wie verdurstet, wie verschmachtet. Ein Kuß auf diese junge Wange, auf den kecken, räthselhaft schweigenden Mund, schien ihm Erlösung, — das seidenweiche Haar zu streicheln, Erquickung!

Und daß sie an seiner Seite so bräutlich verschämt schwieg, erschütterte ihn.

Er empfand ihre junge Liebe wie den Duft einer Blume. Ein berauschender Duft! —

Marie flüsterte Rösen ins Ohr: „Du, Röse, sie wird doch heut auch wirklich spuken?"

„Wer?" fragte Röse.

„Ach geh!"

„Wenn das so werden soll, wenn Du ewig nur vor Dich hingucken willst! — Na dann —!" Marie sprach sich nicht weiter aus, schien aber entrüstet zu sein.

„Jesses," flüsterte Röse, „wenn ich nicht gleich aufpaß'! — Mich freut's g'rad' so wie Dich, wenn sie spukt; vielleicht mehr noch!"

Der noch nicht officielle Bräutigam hörte die beiden zankend mit einander tuscheln.

„Ich denke, die Demoiselle sind immer ein Herz und eine Seele?"

„Sind wir auch!" sagte Röse.

Er lächelte und sprach eifrig mit seiner jungen, zukünftigen Braut; etwas würdig, wie er es mit jedem jungen Mädchen that, aber jedes Wort bebte und zitterte und war beladen mit allem Möglichen, und die Blicke beider hingen aneinander, — forschend, ergründend und scheu den Anblick genießend.

Draußen fauchte in langen Zügen unvermindert der Wind und trug jetzt, wie es schien, einen merkwürdig hellen, rhythmischen Pfiff auf seinen Flügeln.

Röse, die eben im lebhaftesten Gespräche mit ihrem Anbeter war, spitzte die Ohren, erhob sich wie im Traume, ging dem Fenster zu, blieb aber zögernd, wie unverrichteter Sache, stehen und begab sich wieder auf ihren Platz.

Der junge Thon beobachtete sie.

„Schaf!" flüsterte Marie ihr zu. „Wenn sie's merken, lassen sie uns bei dem Wetter nicht los!"

Es war etwas übermüthig Glückseliges in Rösens Gesicht gekommen.

Die Rathsmädel kniffen sich gegenseitig versteckt in die Arme.

Frau Rath aber hatte auch den Pfiff gehört und dachte bei sich: „Das war ja Budang's Pfiff; was lauert denn der?"

Jetzt schellte es unten.

Das sind sie! dachten Röse und Marie gleichzeitig erschreckt und sprangen beide auf, um die Hausthür zu öffnen. Was ihnen denn nur einfiele! Waren sie denn des Kuckucks!

Sie trafen aber ganz etwas anderes, als sie vermutheten.

Die Schopenhauerin schickte als Dessert nach dem Fasanenschmaus für Röse ein weißsammetenes Ridicül mit Perlenstickerei und mit einem Veilchen-Bouquet daran gebunden, etwas unsagbar Schönes, Bräutliches. Sie hatte jedenfalls nicht anders gedacht, als daß die Verlobung doch bei einem Gläschen Wein trotz alledem feierlich ausgesprochen worden sei.

Röse und Marie wußten nicht recht, was sie damit beginnen sollten; sie berathschlagten und hielten sich deshalb ziemlich lange auf der Treppe auf. Marie kam auf den schlauen Gedanken, das wundervolle Ding mitsammt den Veilchen in ihr Schnupftuch zu wickeln; so wollten sie es aufheben, bis die Gäste fort wären, denn beide fürchteten, es möchte dem Vater nicht recht sein, wenn sie das Verlobungsgeschenk der Schopenhauerin jetzt mit hereinbrächten. Und es geschah so, wie sie sich vorgenommen.

„Was war denn?" fragte Frau Rath ernst, als die Mädchen wieder eintraten.

Röse erröthete und flüsterte ihrer Mutter etwas ins Ohr.

Der junge Thon fand, daß die beiden Mädchen seit einiger Zeit von einer merkwürdigen Unruhe befallen waren. Es war ihm, als müsse er mit Röse ein feierliches, großes Wort reden.

Eine bange Unruhe überfiel ihn. Liebte sie ihn auch wirklich? War er ihrer sicher?

Die beiden Mädchen hielten sich, während sie ganz vernünftig und liebenswürdig sprachen, unter dem Tisch an den Händen fest.

„Heut' wär' eine schöne Nacht für meinen Fuchs!" dachte der junge Thon, mitten in seinem Herzensrausch. Er hat bereits gestern die halbe Nacht platt auf dem Bauche vergeblich vor dem Fuchsbau gelegen und sieht sich schon, wie er an der, nur ihm bekannten Stelle abermals auf den Fuchs paßt. Er hört im Geiste die knospenden Bäume über sich rauschen, fühlt wohlthätig den kühlenden, weichen Sturm. Und das Lauern, das scharfe Hinhorchen, — das Spannen, — die Naturlaute, die nachts hier und da geheimnißvoll auftauchen, — da wird's ihm wohl werden!

Die Gäste empfehlen sich zur Bürgerstunde. Alle machen Frau Rath Kirsten Complimente über das splendide Gastmahl, und Frau Geheimderath Thon drückt Röse mütterlich zärtlich an sich und flüstert ihr etwas in's Ohr. Röse erröthet tief und küßt ein wenig zaghaft und verlegen die Hand ihrer künftigen Frau Schwiegermutter.

Und wieder ist sie durchschauert von etwas Ungeahntem, Unbekanntem, als Ottokar Thon ihr zum Abschied die Hand drückt, so erregt und bewegt, als wäre dieser einfache Händedruck eine heilige Handlung.

Als alle fort waren, fällt sie ihrer Mutter in die Arme und küßt sie und lacht, und dabei glänzen ihr die Thränen in den Augen.

Die Mädchen müssen noch mit aufräumen, alles an Ort und Stelle bringen; sie sind zu diesem Behuf aus ihren weißen Kleidern in die grauen Gingham-Alltagskleider geschlüpft und wirthschaften mit wahrem Feuer und so ordentlich und vernünftig, daß Frau Rath ihre Freude hat und bei sich denkt: „Was für ein paar flinke Mädchen sind sie doch, pflichttreu und brav!"

„Jesses, Röse," flüstert Marie, „mach' zu! Wenn Du so trödelst, wann denkst Du denn, daß wir fortkommen?"

„Erst müssen doch alle im Bett sein," sagt Röse bang, „was hilft's denn sonst? — Poltere doch nicht so!" Marie ging darauf hin auf den Fußspitzen.

Drüben bei Thon's war schon alles dunkel.

„Ach Gott!" brummte Marie, „weßhalb dauert's denn bei uns so lang?"

Die Magd schlürfte noch draußen herum; der Vater sah nach diesem und jenem; die Mutter schloß das gespülte und geputzte Silberzeug in den Schrank.

Röse beguckte sich noch einmal nachdenklich die silbernen Füße und Hälse der Fasanen.

Nach und nach zog aber auch in das Kirsten'sche Haus Dunkelheit und Nachtruhe ein.

Die beiden Mädchen waren hinauf in die Kammer geschickt; die Magd, Vater und Mutter, jedes war schlafen gegangen, und keine Maus rührte sich.

Es schlug elf Uhr. — Da war es, als wenn auf der dunkeln Treppe sich vorsichtig etwas bewege. Es knarrte eine Stufe; es huschte und schlich etwas. Zwei Stimmen wisperten vorsichtig. „Ach Gott im Himmel," sagte Röse tief erregt, dicht am Ohr Maries, „mir ist's ordentlich angst, — so 'was haben wir noch nie gethan! Glaubst Du, daß der Vater bös sein würde?"

„Röse," erwiderte Marie mit Herzklopfen und verhaltenem Athem, „jetzt ist's zu spät! — Mach' nur leise, — Du trampelst ja!"

„Na," murrte Röse, „wenn das Trampeln is! Gar nich!" Aber da krachte die alte Stufe so entsetzlich. Den beiden kam es wie ein Kanonenschuß vor. — Sie standen ganz starr und hatten nicht den Muth, sich wieder zu regen. — „Ach Gott!" klagte Marie

Dann aber schlichen sie langsam und vorsichtig weiter.

„Ich höre da draußen wen," brummte Herr Rath in seinen Kissen.

Frau Rath war schon am Einschlafen und entgegnete undeutlich: „Der Wind; auch wohl die Katze."

Das leuchtete Herrn Rath ein, denn der Wind rasselte draußen an den Dachrinnen, klirrte mit den Fensterscheiben, sang und jodelte in den Schornsteinen. Es war eine wilde, stürmische Osternacht. Zerrissene Wolken fuhren über den Himmel.

Unten an der Hausthür fingerten jetzt ein paar ängstliche, zitternde Händchen vorsichtig, um den großen Hausthürschlüssel geräuschlos in das Schlüsselloch zu stecken.

Röse und Marie hatten diesen Schlüssel, pochenden Herzens, aus der Mutter Speisekammer stibitzt.

Nun standen sie draußen, im Sturm aufathmend, und schauten mit ängstlichem Blicke nach dem Fenster oben. Sie seufzten beide tief, denn es war ihnen nicht geheuer zu Muthe. Sie hätten's nicht thun sollen! So heimlich fortzuschleichen war das Rechte nicht, das fühlten sie. Und sie dachten beide mit einem Gefühl bangen Seelendruckes an Frau Geheimderath Thon, vor der sie den denkbar größten Respect hatten. Was die wohl dazu meinen würde?"

„Donnerwetter!" rief Röse, „ist das ein Wetter! — Himmlisch!"

Sie faßten sich an den Händen und ließen sich von dem Winde treiben. „Glaubst Du wirklich, daß es 'was giebt, wenn sie's oben merken?" fragte Röse.

Marie antwortete nicht. Der Wind hatte ihren wollenen Longshawl gefaßt und sich darin verfangen.

„Weißt Du," sagte sie nach einer Weile, „ich glaub' schon. Aber wenn alles gut ausgeht, und wir haben sie wirklich gesehen, und wir sagen's, dann — dann . . ."

Der Wind nahm ihr den Athem.

Sie wollten nicht quer über den Markt laufen, sondern lieber gedeckt, wie die Diebe an den Häusern hin; und so eilten sie Hand in Hand vorwärts. Ihre engen Kleiderröcke flatterten wild im Westwinde; die Stirnlöckchen, selbst die schweren, hängenden Zöpfe wehten und peitschten um sie her. „Diese Scheusäler!" brummte Röse, als ihr Maries Zopf übers Gesicht gefahren war.

Jetzt mußten sie am „Elephanten" vorbei. Aus der Gaststube schimmerte Licht in die Dunkelheit; es trat jemand aus der hellerleuchteten Thorfahrt. Röse und Marie drückten sich athemlos, erschreckt in den Schatten an die Mauer. Dann liefen sie weiter, mit halb zugekniffenen Augen, weil der Sturm Sand und Staub aufrührte.

Das Wolkengeschiebe riß auseinander, und der Vollmond schaute auf einen Augenblick ungeheuer glänzend, als wäre er von den Wolken eben erst wieder blank gewischt worden, auf die dunkle, windgepeitschte Erde hinab.

„Gucke, der Mond!" bemerkte Röse im Rennen.

Als sie am Schlosse vorbei zur Burgmühle kamen, und die Ilm nächtlich an ihnen vorbeirauschte, blieben sie stehen und lauschten in das Dunkel hinaus.

Ihre Herzen hämmerten, ihre Wangen glühten; der Sturm hatte sie wie ein paar Rosenbüsche zerzaust.

„Die andern werden in der Fähre stecken," flüsterte Marie, „wenn sie uns nur nicht erschrecken!"

Ja, sie fürchteten sich sehr! Das grelle, plötzlich hervorbrechende und wieder verschwindende Mondlicht, die schweren schwarzen Wolken, der Sturm, der in den hohen Bäumen sauste, und dazwischen die unheimliche Stille, ohne menschlichen Laut, nur von entferntem Hundegebell unterbrochen, das Kreischen der uralten, verrosteten Wetterfahne auf der Mühle, — alles bedrückte sie!

Röse versuchte einen kleinen rhythmischen Pfiff, dem ähnlich, den der Wind vorhin durch die Wünschengasse getragen hatte; aber er kam so zaghaft zu stande, daß er wie ein Hauch verflog.

„Bis hierher wird sie doch nicht kommen?" fragte Marie kaum hörbar.

„Ach gar!" wehrte Röse mit geheucheltem Muthe, und beide schmiegten sich fest aneinander.

„Sie sitzen gewiß in der Fähre und schaukeln sich," meinte Marie. „Wir müssen ein bißchen näher. Ob der Müller ihnen wohl die Fähre los gemacht hat?"

Sie gingen vorwärts, aber sehr, sehr langsam.

„Wie die Ilm rauscht!" sagte Marie.

Jetzt pfiffen sie beide. Budang würde erklärt haben: „Scheußlich falsch."

„Oho!" hörten sie laut rufen.

Und es kam wirklich aus der Fähre. Es dauerte nur ein paar Augenblicke, da standen ihre drei Freunde Budang, Horny und Ernst Schiller vor ihnen.

„Trödelbüchsen!" rief Budang.

„Gottlob, daß Ihr da seid!" sagte Marie aufathmend.

Horny und Budang halfen den Mädchen auf die dunkele Fähre. Das Ilmwasser rauschte und gluckste um die groben Bretter und schien eine eisige Kälte zu verbreiten.

Budang und Ernst Schiller stießen vom Ufer, die Fähre zwischen den getheerten Tauen lenkend. Die vier Räder, an welchen die schweren Taue liefen, schnurrten; der Wind klappte und rasselte damit. Röse und Marie saßen aneinander gedrängt. Wie dünkte ihnen ihre alte gute Fähre heute sonderbar und bedrohlich, einem Riesen-Ungethüm ähnelnd, dem man nicht trauen durfte. Wie sie über das klatschende Wasser schlich, wie sie schwankte, ruckte und zuckte! Der Sturm erschwerte die Ueberfahrt außerordentlich.

„Wie schaurig die Ilm sein kann!" wisperte Röse wieder, — „so schwarz!"

Budang rief: „Na, Ihr fürchtet Euch wohl?"

Keine Antwort.

Die jungen Burschen lachten nur kurz auf, denn sie waren gerade dabei, die Fähre am andern Ufer anzulegen und mußten aufpassen.

Beim Aussteigen waren die Rathsmädchen noch immer

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schwer und bang gestimmt. Alle miteinander schritten in einer Reihe den aufwärts führenden Weg hinan. Den breit ausladenden Westwind hatten sie jetzt in der Seite. Man konnte sich ordentlich dagegen stemmen. Der Mond war einmal wieder hinter den Wolken verschwunden, die Dunkelheit pechschwarz.

Röse fragte Budang zaghaft bittend: „Einhäkeln?"

„Ja, aber so schwer mußt Du Dich nicht wieder machen!"

„Budang," kam es schüchtern von Rösens Lippen, „in der Osternacht da stehen die Todten aus ihren Gräbern auf."

Marie, die sich an Röse hielt, fuhr zusammen.

„Nu ja," meinte Budang kaltblütig, „deshalb gerade, denke ich, gehen wir doch!"

Tiefe Stille.

Marie ergänzte Rösens Wissen: „Und die Thiere sprechen mit einander und die Sonne tanzt, wenn sie aufgeht!" Es durchrieselte sie selbst bei ihren Worten.

„Ach Budang," begann Röse wieder, „es giebt so fürchterliche Dinge! Am Tage denkt man nicht daran, aber nachts, da sieht alles so wie in einer alten schrecklichen Geschichte aus. Weißt Du, von dem Fährmann, der die Todten über ein großes schwarzes Wasser setzt; — so wie wir vorhin, fuhren sie von allem fort, was sie kennen und was sie lieb haben. — So hat es gewiß gerauscht, — und so kalt wird's gewesen sein, und die Taue haben so geklappt, und die Räder gescheuert; und alles pechschwarz, Sturm, nie wieder Sonnenschein! — Und da haben sie auch so auf der Bank gesessen und sich gefürchtet, — und sind auf Nimmerwiedersehen fortgefahren! — Budang, wie mir die Göchhausen leid thut! — Glaubst Du denn wirklich, daß sie kommt? — Und wie ist's denn nur, daß sie gerade kommt und die anderen nicht? — — Ach, Budang, wer so 'was wissen könnte! Ob sie wohl recht unglücklich ist?"

Marie bemerkte zu Ernst Schiller: „Und daß sie wie aus einer Flasche spricht, — so siebt, — das ist gräßlich!"

Sie gingen jetzt durch die breite Allee von Kastanien, alle Hand in Hand.

Der Wind schlug die Zweige mit den dicken, glänzenden Blätterknospen aneinander; es klappte und sauste, und über die kahlen Felder kam es unheimlich angebraust.

Röse wisperte: „Kahle Bäume sind die Gerippe, und die Blätter werden erst das Fleisch daran." Dabei hielt sie sich an Budang fest vor Grauen. Und Marie flüsterte bebend: „Pfui Röse!"

„Jetzt haben wir's," sagte Budang, „jetzt fürchten die sich!"

Aber sonderbar, sie gingen alle etwas aneinander gedrängt; ganz geheuer war es keinem von der Gesellschaft zu Muthe.

„Ich weiß noch gar nicht, wie das werden wird, wenn sie wirklich kommen sollte! Was machen wir denn da mit Röse und Marie —?" meinte Ernst Schiller.

Röse ließ ihn nicht aussprechen: „Da sei Du nur ohne Sorge, wenn es darauf ankommt, fürchte ich mich gar nicht! — Ich rede sie an!"

„Oho," rief Budang, „Ihr wißt, daß Ihr nicht prahlen sollt!"

„Budang," zürnte Röse, „das geht jetzt nicht mehr, so darfst Du uns nicht behandeln! — Weißt Du, wir sind so gut wie verlobte Mädchen!"

„Jawohl," antwortete Budang halb ironisch, halb ärgerlich, „laß die dummen Witze!"

Röse fuhr empört auf. „Nein, jetzt glaubt er's nicht! — Haben wir je gelogen?"

Die ganze Karawane stockte mit einem Ruck. Sie standen alle zusammengedrängt wie in einem Nest, und der Wind schnob um sie her und trieb sie noch näher zu einander.

„Beide?" fragte eine sonderbare Stimme, von der niemand sogleich wußte, wem sie angehörte. Sie klang so fremd, so unterdrückt, als wenn der Frühlingssturm selbst mit einem Mal eine leise, ängstliche Frage gethan hätte.

Franz Horny sah beim grellen Mondlicht eine sonderbare Veränderung in dem Gesichte seines Freundes Ernst Schiller.

Ja, er und Ernst Schiller hatten mit den beiden Mädchen Götzendienst getrieben; für sie gab es nichts Schöneres, nichts Lieblicheres als diese Geschöpfe. Aber Horny war kühlen Herzens geblieben, sein ganzes erstes Jugendfeuer gehörte seiner Kunst. Und er fragte ruhig noch einmal, wenn auch seines Freundes wegen innerlich erregt: „Beide?"

„Nein," sagte Marie, „nur Röse; aber sie darf's ja noch nicht sagen!"

„Nun, — weshalb sagst Du dann: beide?"

„Ich weiß nicht," meinte Röse beschämt. Da hatten sie sie doch auf einer Lüge ertappt, die Bengel!

Es war ihr aber so entwischt, weil noch nie eine etwas gehabt hatte, was die andere nicht auch besaß. Es mochte ihr neu sein, daß sie Einzelwesen waren. Es verdutzte sie völlig. Beide gehörten so eng zusammen. Sie waren sogar merkwürdiger Weise in ein und demselben Jahre geboren, als gute Kameraden so ganz nah aufeinander gefolgt; das wissen wir ja.

Im Webicht peitschte der Wind das Gestrüpp der Büsche durcheinander. Er sauste durch die Tausende schlanker Ruthen und Zweige, wie durch ein Riesensieb.

Ein Schrei von einem Käuzchen! Fern brömselte ein anderes schwatzend und klagend, frühlingshaft spitz und grell vor sich hin. Auch ein Liebespärchen, das sich lockte und schalt, kos'te und sich beklagte!

Wenn man genau hinhörte, fiebte und klatschte es da und dort: unbestimmbare Nachtlaute. Ganz fern ein Vogelaufkreischen!

„Guten Appetit!" sagte Horny, „da ist einer über Eure Fasanen gekommen, — vielleicht ein Fuchs."

„Wie waren sie denn?" fragte Budang, der an Röses Verlobungsgeschichte nicht glauben wollte und sich doch nicht recht zu fragen getraute.

„Gut," sagte Röse. Sie hatten auch silberne Köpfe und silberne Füße aufgesteckt bekommen. Sie sahen prachtvoll aus."

Die Karawane setzte sich wieder in Bewegung, jetzt ganz still.

Röses Verlobung lag über allen wie etwas Unbegreifliches.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Vergangenheit.

Novelle von Hans von Echtlich in Schwerin.

„Frankfurter', neueste ‚Kölner', Herr Baron?"

Ich hatte das Couvert zurückgeschoben, und die fliegenden Frackschöße umflatterten mich wie allabendlich.

„Na, die ‚Kölner', Josef!"

Meine Cigarre rauchend, überflog ich nun die Nachrichten. Nicht, daß mich da etwas besonders interessirt, daß ich etwas gesucht hätte, bewahre! Ich hatte nach allgemeinen Begriffen nur noch sehr wenig in der Welt zu suchen; ein Hagestolz, Invalide, — das sagt genug! Wenn ich einmal morgens nicht wieder aufgewacht wäre, hätte nur der Josef abends auf mich gewartet; er hätte vielleicht noch einige Tage meinen Platz im „Hôtel Dasch", in der Wilhelmsstraße zu Wiesbaden, dem einzigen in der Welt, der mir gehörte, für mich reservirt, und wenn ich mich am dritten Tage noch nicht eingestellt, denselben andern eingeräumt. Josef zog dann möglicherweise bedauerlich eine Parallele zwischen einem Junggesellen und einem Ehemann, die zu Gunsten des ersteren ausfiel. Das war dann die einzige lobende Nachrede, die ihren Grund in dem silbernen Boden hatte, den ich gelegt. Wer wüßte auch überhaupt von mir weiteres, als daß ich die beiden letzten Kriege mitgemacht gehabt, Anno siebzig mit dem eisernen Kreuz und einem zerschossenen Fuß wiedergekommen war und bald darauf des Kaisers Rock wehmüthig an den Nagel gehängt hatte!

Gewohnheitsmäßig die auswärtigen Anzeigen übersehend, fand ich in der Todtenliste den Namen einer Frau, die ich einst sehr gut gekannt, sehr geachtet hatte, und für die ich doch nie etwas anderes übrig gehabt, als Mitleid. „Verwittwete Frau Rittmeister von Hermheim, geb. Gräfin von Schlippenbach", stand dort.

Die bläulichen Ringe meiner Cigarre wurden weiter und weiter, und dazwischen sah ich ein Bild nach dem andern vor mir auftauchen aus der Vergangenheit.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Mir war's, als spräche jemand zu mir in dem harten, kalten Ton, den ich früher so oft gehört: „Wollen Sie sie noch einmal sehen, Herr von Werthern? Sie haben sie dort herum spielen sehen, haben sie auf den Knien geschaukelt, als sie noch ein kleines Ding war, da meine ich nur —."

„Ich blickte der Fragestellerin in ihr altes, runzliges Gesicht. Die stahlgrauen Augen musterten mich so scharf wie immer; nur die Stimme zitterte ein wenig bei der Frage. Ich kannte jede Falte in diesem herben Frauenantlitz, das Leben hatte mit harter Schrift darauf geschrieben; aber heute hatte ich mir doch gedacht, daß eine Thräne diesen kalten Blick mildern, den letzten brennenden Schmerz ihres Alters lindern würde. Nun aber war es mir, als trüge sie das Haupt höher als sonst, wie wenn sie sich aufrechter hielt, fast wie in früheren Tagen. Sie war eine von den starken Naturen, die sich gegen die Schicksalsschläge aufbäumen, die ihnen trotzen, bis Der, welcher dem Sturme Ruhe gebietet, auch das wilde, unruhige Menschenherz stille werden läßt.

Nach einer stummen, bejahenden Bewegung war ich der Voranschreitenden durch die öden, vereinsamten Räume gefolgt. Ihre hohe Gestalt in dem schwarzen Trauerkleide paßte in diese kalte, unheimliche Umgebung. Da befand sich alles in peinlichster Sauberkeit; kein Stäubchen lag auf den hochbeinigen, steiflehnigen Möbeln, den Zeugen einer vergessenen Zeit. Keiner dieser geraden, hart gepolsterten Stühle stand anders als vor Jahren, und doch heimelte es mich hier nicht mehr an.

Irgend etwas fehlte: Vielleicht der Zauber der kleinen, lichten Mädchengestalt, der über die Dinge da wie ein Sonnenstrahl geglitten war? — Sie fehlte; nun war es hier dunkel geworden! — Ja, ja, das war's!

Die Rittmeisterin wandte sich nicht nach mir um; sie wußte, ich kannte den Weg, ich hätte ihn auch im Finstern gefunden. Sie strich mit der starkknochigen Hand eine Portière zurück, eine Art Erker wurde sichtbar. Hier wehte einem andere Luft entgegen; etwas von dem Frühlinge draußen drang durch die großen, mit Blumen geschmückten Fenster. Doch die Blumen und Rankgewächse selber schienen sich zur Erde zu neigen, als sei ihnen die Todesahnung des Herbstes gekommen; denn die großen, braunen Mädchenaugen, die über ihnen gewacht, hatten sich müde zum langen Schlaf geschlossen, die Hände, die sich um sie gemüht, ruhten aus von allem irdischen Werk.

Als wir an einem kleinen, altmodischen Schreibtische vorüber schritten, wandte sich die Rittmeisterin zurück, um ein daraufstehendes Bild zu verhängen; es war ein schöner, dunkler Knabenkopf, den mein Blick flüchtig gestreift. — Ich suchte in der Erinnerung. Wo hatte ich diese Augen doch gesehen? Mich dünkte, sie hätten sich einmal mit versengender Gluth in meine Seele gebrannt.

Als ich noch einmal zurücksah, war das Bild fort. Frauen, die im Leben viel und rastlos gearbeitet haben, schieben öfter hier und da etwas zurecht, mechanisch, ohne es sich selber bewußt zu sein, weil die Ruhelosigkeit der nimmer endenden Arbeit sich ihrer bemächtigt hat. Daher achtete ich nicht auf das Thun der Rittmeisterin. Während ich noch in Gedanken versunken stand, war sie leise weiter gegangen in dem schleppenden, gedämpften Schritt alter Leute, oder als fürchte sie, das blasse Kind, das da drinnen schlief, zu erwecken.

Hinter den herabgelassenen Vorhängen waren die Fenster geöffnet. Die Greisin schob jene zurück, um den Sonnenschein in's Gemach zu lassen, der nun wie ein Meer von Licht hereinfluthete. Wie es duftete von den Syringen, deren blühende Zweige sich im Frühlingslichte vor den Fenstern auf und nieder bewegten, und von den Maiglöckchen und weißen Rosen, die dort das schneeige Linnen des schmalen Bettes fast verdeckten! Vor meinen Augen zitterten die Knospen und Glöckchen der Maienblüthen. War der feuchte Schleier schuld daran, der mir den klaren Blick genommen, oder zitterte die welke knöcherne Hand die das weiße Tuch von dem Antlitz des schlafenden Kindes gezogen, das auf dem Kissen wie im tiefen Traume ruhte? War das der Tod? Wunderbar ernst und ruhig zeigte sich dies Kindergesicht; nur die halb geöffneten Lippen schienen schmerzlich verzogen zu einem Lächeln, einem mitleidigen Lächeln zu unserm Weh, als wollten sie uns zuflüstern: „Ich habe alles überwunden, Freude und Leid, — das Räthsel des Todes gelöst, warum klaget Ihr?" Ich habe dies Lächeln bei Todten und Sterbenden oft gesehen, aber es hat sich mir sonst nie so eingeprägt; vielleicht war der Contrast zwischen Tod und Leben nicht so hart gewesen.

Man hat gesagt, ich hätte Hilde von Hermheim gern gehabt. Sie mögen recht gehabt haben, die Leute. Ich wußte es nicht bis zu dem Augenblick, wo ich dort stand, und die großen, braunen Kinderaugen sich nicht aufthaten, als ich leise „Hilde!" rief. Nun wußte ich, daß diese dunkeln Sterne für mich erloschen seien, daß ich das Kind dort geliebt hatte mit der einzigen, großen Leidenschaft des Mannes. „Hilde"! hätte ich schreien mögen, „Hilde"! Aber ich schämte mich vor der Frau, die dort so ruhig stand und doch das Einzige hingegeben, was sie an diese Welt gefesselt. Wie öde mußte das Leben für sie sein, wie freud- und liebeleer! Und ich, der ich noch in der Vollkraft des Mannes stand, wollte weich sein? Wie eine verwitterte Eiche, um die der Sturm der Zeiten alles niedergepeitscht, was einmal um sie her aufgeblüht und geknospet, beharrte sie in ihrer starren Ruhe. Sie glich einer verlassenen Warte aus der großen Zeit, in der ihre Jugend verkümmerte, weil neben der Begeisterung für Freiheit und Vaterland sich kein Raum befand für die Liebe in dem engen Menschenherzen. Sie hatte es in früheren Tagen oft ausgesprochen, nun fiel es mir wieder ein: „Ihr kleinlichen, oberflächlichen Menschen von heute, Ihr wäret nicht mehr geschaffen für die große Zeit, die alles vernichtete, was nicht lebensfähig, was zu schwach war, Opfer zu bringen für das Vaterland und das Schwert zu führen gegen den verhaßten Erbfeind!" Sie hatte Opfer gebracht und alles hingegeben, was ihr lieb und theuer gewesen: den Vater, den geliebten Mann, die Brüder. Und noch mehr! Aber davon sprach sie nie, und von ihren Lippen habe ich's auch nicht gehört, und doch ist gerade dies ein bedeutsames Stück ihrer Lebensgeschichte. —

Während ich noch als Lieutenant in der kleinen, rheinischen Garnison-Stadt stand und oben die beiden Erkerzimmer bei der Frau Rittmeister von Hermheim bewohnte, da haben es mir die Leute erzählt, weswegen sie so bitter und schroff sei. Sie wäre es nicht immer gewesen, das Schicksal wäre schuld daran, daß sie's geworden. Ja, sie ist ein schönes, lachendes Mädchen gewesen in früheren Tagen, und später eine heitere, glückliche Frau, die ihre Pflicht kannte, ihre beiden Kinder, einen Knaben und ein Mädchen, ernst und streng erzog. Als die Freiheitskriege kamen, da hat sie gethan, was nur eine deutsche Frau vermag; sie hat nicht allein entbehrt, was sie entbehren konnte: ihr Silber, ihren Schmuck, — das haben andere auch gethan, — sondern sie hat schwer gedarbt, nur um etwas zu erübrigen für die gerechte Sache. Sie hat den greisen Vater ohne Thränen ins Feld ziehen sehen, den geliebten Mann, die Brüder, — mit der einzigen Klage auf den Lippen, daß sie bleiben mußte, daß sie nichts weiter thun konnte, als Wunden verbinden und Schmerzen lindern. Als sei das nicht genug! — Und als keiner ihrer Helden wiederkam, hat sie nicht geweint und gejammert wie die andern Frauen, die der Krieg zu Witwen gemacht; sie hat es still getragen, und sie hatte ihren Gatten, ihren Joachim doch so geliebt! Nur als ihr sein Freund die zerfetzte Uniform als letztes Andenken gebracht, war sie zum ersten Mal unter ihrem Schmerz zusammengebrochen. Alles, was eine verschlossene, leidenschaftliche Natur verbirgt, hatte sich in heißem Schluchzen und bittern Thränen hervorgerungen: der Schmerz forderte seine versagten Rechte, und das Herz schrie auf in wilder Verzweiflung um die Liebe, die das Vaterland ihm geraubt. Aber es war nur ein Augenblick; dann hatte sie sich aufgerichtet an dem Sohn. Und sie hatte seine Knabenhand um den Griff des Säbels gelegt. „Da, Eberhard, wenn Du groß sein wirst, sollst Du Deinen Vater rächen!" Allein ihr Sohn hat die Vergeltung des Jahres 1870 nicht mehr gesehen; nur einmal hat er die Waffe gezogen, nicht wider die Welschen, sondern gegen das eigene Volk, gegen die eigenen Brüder, im Kriege 1866. Sie grollte diesem Kriege, den sie einen Brudermord nannte. Auch über die Siege freute sie sich nicht; noch zu fest wurzelte sie mit ihrem ganzen Sein, mit all ihrem Fühlen und Denken in der Zeit, wo das geknechtete deutsche Volk aufgestanden wie ein Mann, einig in dem einzigen Gedanken, die Schande, die ihm die Welschen angethan,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

mit Blut auszulöschen, die heilige, deutsche Erde frei zu machen von den Fußtritten derer, die sie entweihten. Daß gerade dieser Kampf ihr den einzigen Sohn, die Stütze des Alters, nehmen mußte, das machte ihn in ihren Augen nicht gerechter; und doch habe ich sie nicht verzweifelt gesehen, als wir wiederkamen und ein anderer Commandeur unser Regiment heimführte. So ernst und düster, wie an diesem Tage, war sie immer gewesen, so lange ich sie kannte.

Neben ihr aber war die kleine Hildegard, das Kind ihres Sohnes, aufgeknospet wie eine Blüthe am verdorrten, todten Stamm. Unser Oberst hatte spät geheirathet und die zarte junge Frau nach einem Jahre wieder verloren. Nach dem Herzen der Rittmeisterin war sie wohl nie gewesen, die für ihren Einzigen immer ganz etwas Besonderes gewollt; indessen man hätte doch glauben sollen, daß die Rittmeisterin sich des verwaisten Kindes gern angenommen, auch weil es einsam um sie geworden, und weil der Mensch irgend etwas auf dieser Welt haben muß, woran er sein Herz hängt. Das Kind war wohl um sie, doch es fürchtete sie, und wenn es irgend konnte, schlüpfte es in meine Junggesellen-Behausung. Das fiel dann wie ein Sonnenstrahl in mein verräuchertes Nest. Ich wüßte keinen Tag und keine Stunde in all den Jahren, wo sie mir nicht willkommen gewesen wäre. Das zwitscherte und kicherte neben mir wie ein kleiner Vogel, mit dem Stieglitz im Bauer um die Wette, aber sie störte mich nie. Wenn ich arbeitete, drückte sie sich in eine Ecke mit der Puppe, dem Baby, das immer Baby blieb,

Erbprinzessin Charlotte von Sachsen-Meiningen.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hof-Photograph, Berlin.

Moderne Tänze. — Siehe Seite 14.

Stellung in der Menuet à la reine.

Figur aus der Menuet Don Juan.

wenn auch das Roth auf den Wangen längst verblaßt und verkratzt war, während Hilde selber größer wurde und mit dem Schulranzen zu mir kam, um ihre Weisheit auszukramen: Literatur, Geschichte, französische Vocabeln, die ich ihr überhören mußte, sodaß ich meine Brocken wieder sammelte, was mich „Anno Siebzig" öfter herausgerissen hat. — Dann fiel eines Tages, bald nach dem Kriege, der erste Stern auf meine Achselstücke und ich wurde in eine andere Garnison versetzt. Hilde half mir wie ein guter Kamerad packen, wußte sie doch besser Bescheid unter meinen Sachen, als der Bursche oder ich. Bis zum letzten Augenblicke blieb sie krampfhaft gefaßt; aber als die Sachen fort waren und die Stuben leer geworden, warf sie sich mit nie geahnter Heftigkeit an meine Brust und schluchzte, beide Arme um meinen Hals schlingend: „Onkel Werthern, nimm mich mit!" Ich hätte ihr zum Troste sagen mögen. „Ich komme wieder und hole Dich, wenn Du groß bist. Bleib' mir so lange ein treuer Kamerad! Die Großmutter bedarf Deiner, kleine Hilde, sie hat nur Dich auf der Welt!" Da stand auch schon die Rittmeisterin in ihrer Herbheit auf der Schwelle. „Herr von Werthern, es ist Zeit, Sie müssen fort! Aber ich wollte Ihnen doch sagen, daß Sie wiederkommen sollen, wenn Sie mögen, als mein Gast. Auch ich werde Sie vermissen, wie die Hilde. Doch wo ist sie?"

Hilde war fort, nirgends zu finden!

Ich erwiderte damals: „Ich komme gern wieder, Frau von Hermheim!" Und ich kam wieder, — Siebzig, als es nach Frankreich ging! Es war jedem verstattet, noch einmal die Heimat aufzusuchen, — das Elternhaus! Ich hatte keines; aber ich mußte noch einmal nach der alten Garnison, noch einmal das Haus wiedersehen, das mir Jahre hindurch wie ein Heim gewesen, — und Hilde von Hermheim!

Sie war kein Kind mehr; groß und schlank war sie geworden und so ernst! Das Lächeln war fort von den rothen Kinderlippen, und über den Augen, in denen es früher wie Sonnenlicht aufgeleuchtet, lag es wie ein Schleier. Wer hätte früher nicht lachen mögen, wenn man hineinsah! „Hilde, Kleine, Du hast Häkchen drinnen," hatte ich ihr oft neckend gesagt. Die Häkchen hatten sich mir ins Herz geschlagen. — Der feuchte Schimmer, der in den großen, braunen Augen lag, zeugte aber nicht nur von Weh des Augenblicks.

„Sie müssen auch fort, Herr von Werthern, Sie auch?" klagte sie, als ich ihr die Hand zum Abschied hinstreckte. „Ach, es ist eine furchtbare, eine harte Zeit! Ich glaubte stets, ich hätte Deutschland, unser schönes, herrliches, deutsches Land, lieber als alles auf der Welt. Ich sollte mich freuen über den gerechten Arm Gottes, der die Vergeltung will, sagt die Großmutter. Ach, Onkel Heinz, ich kann es nicht! Schiltst Du mich auch dafür? Du hattest doch früher immer mit mir Erbarmen, mit dem thörichten, wilden Ding und schütztest mich vor dem Zorn der Großmutter!"

Ich hätte das Mädchen in meine Arme nehmen mögen, um ihr zu sagen, daß ich sie schützen wollte vor der ganzen Welt; aber aus ihren Augen sprach der Ausdruck stummer Qual, und diese Schmerzverklärung, die etwas Geweihtes besaß, hielt meine bange Frage zurück, die ich auf den Lippen hatte: „Was hat man Dir gethan, Hilde?"

„Ich habe kein Recht, Sie Onkel zu heißen, Herr von Werthern," meinte sie, „ich bin das Kind nicht mehr, das all' sein Leid, seine bittern Thränen an Ihrer Brust, auf Ihren Knien ausweinen durfte; und wie haben Sie mit mir um den Vater getrauert! Doch klagte ich Ihnen, was mich heute so trostlos macht, Sie würden mich nicht verstehen, — ebenso wenig wie die andern! Sie würden mir vielleicht zürnen; Sie dürfen ja nicht anders, Sie tragen den Rock des Königs!"

Ich verstand sie in der That nicht; ich sah nur, daß der erste große Schmerz ihrer Seele an ihrem jungen Leben gerüttelt haben mußte, wie der Frühlingssturm am ersten weichen Grün. Auch in ihr war etwas geknickt und gebrochen. Ob ein linder Hauch der Maienzeit das wieder aufzurichten vermochte? Sollte ich fortgehen, ohne ihr ein Wort zu sagen, ohne Gewißheit? „Hilde, sei Du mir treu!" wollte ich sprechen, aber

Anfangsstellung zur Gavotte-Quadrille.

ich vermochte es nicht. Sie sah mich an mit so wehen, traurigen Augen, als wünsche sie mir zuzuflüstern: „Frage nicht, ich darf's Dir doch nicht sagen, so schwer es mir auch wird!

„Sie müssen wiederkommen, Herr von Werthern!" Aengstlich wie durch einen Gedanken erschreckt, griff sie nach meiner Hand.

„Schon mancher, der's fest versprochen, hat sein Wort nicht halten können, Hilde, und ließ doch mehr zurück als ich, — sein Glück!" Da warf sie sich mir leidenschaftlich an die Brust: „Onkel Werthern, wenn Dir eine Schwester lieb wäre, würdest Du da nicht gern heimkehren wollen?" Ich weiß nicht mehr, ob ich ihr „ja" geantwortet, mir thaten ihre Worte weh; — ich drückte nur ihre Hand fester und ging dann hastig hinaus. Ich wollte mich nicht mehr umsehen nach dem kleinen Hause, das mir so lieb gewesen; vielleicht, daß ich es nimmer wiedersah, wie — Hilde von Hermheim selbst! Doch ich konnte es nicht lassen. Sie hatte sich weit hinausgebeugt aus dem Fenster, um mir nachzublicken. Das lockige, helle Haar wehte im Morgenwinde um das süße, traurige Gesicht; mit der schlanken Kinderhand winkte sie mir ein Lebewohl. — Dies war das Bild, das ich mit hinüber nahm nach Frankreich, das meine Träume in Feindesland durchzog wie ein lichter Stern die dunkle Nacht.

Lebe wohl, Hilde, Hilde von Hermheim, lebe wohl!

* * *

In einer so sturmbewegten Zeit wie die von 1870, in dem Enthusiasmus, der alles hinreißt, vom Knaben, der die Schulbänke drückt, bis zum Greise, der am stützenden Stabe

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

dahinwankt, versinken alle persönlichen Interessen, — erscheint einem das Herzeleid des einzelnen, wie das eigene, gering, kleinlich. — Auch das traurige Gesicht Hilde von Hermheim's verblaßte mehr und mehr vor meinen Augen. Und doch habe ich es öfter gesehen, als es mir gut war, und als ich es mir altem Narren selber zugetraut hätte! — Einmal war sie wirklich mein guter Stern, die kleine Hilde. Ob ihre Gedanken grade bei mir geweilt hatten? Es mag eitel sein, wenn ich's behaupte; aber die Macht der Gedanken ist eine große, das lasse ich mir nicht nehmen, wenn's die Aufgeklärten auch Aberglauben schelten. Wer

Figur aus der Gavotte de Vestris.

selber einmal nach den Strapazen des achtstündigen Eilmarsches seine zerschlagenen Glieder gefühlt hat, der wird zugeben, daß es da nur einen Gedanken giebt: schlafen! Ob man noch ein Vaterhaus, ein Mädel daheim hat, man weiß es nicht, man ist sich selber fremd, weil man nicht mehr wie sonst zu fühlen, zu denken vermag, — man ist eben ein andrer Mensch geworden. Wozu macht uns der Krieg überhaupt? Das ist des Nachdenkens werth! —

Unsere Aufgabe bestand darin, die Vereinigung der beiden französischen Heeresmassen bei Chalons zu hindern oder aufzuhalten, ehe unser Gros herankam. Das energische Vordringen hatte uns wohl erschöpft, uns aber auch einige Stunden Rast erübrigt, bis die anderen Regimenter zur Stelle sein konnten, mit denen wir zusammenstoßen sollten. Von einem verlassenen Gehöfte hatten wir freudig Besitz ergriffen, schützte uns doch das Dach vor dem strömenden Regen, der draußen auf die Steine klatschte. Einen neunzigjährigen Greis, den die Gicht an Händen und Füßen wahrscheinlich an der Flucht gehindert, mußten wir als Hausgenossen mit in den Kauf nehmen. Dem boshaft dreinschauenden Alten wurden nur leicht die Hände gebunden; im übrigen aber theilten wir ihm von der Suppe, und dem Grog, den unsere Cognac-Flaschen hergaben, christlich mit. Nach meinem Ermessen stand alles in bester Ordnung; die Flammen am Herde erloschen, die Kohlen strönten verglühend eine wohlthuende Wärme aus. Kurz, wie fühlten uns beinahe wie zu Hause. Unser Hauptmann lag nebenan, in Decken gewickelt, comfortabel gebettet. Einige unwichtige Mittheilungen hatte er mir, dem Premier noch zu machen. Oder waren sie wichtig? Wahrscheinlich! Er hätte indessen genau so gut sagen können, Paris brenne, oder die Franzosen stünden vor Berlin, mich hätte er nicht aufgerüttelt, ebensowenig wie mich der Gedanke an die Schlacht der nächsten Tage wach hielt. Ich war ja nicht mehr ich selbst, Heinz von Werthern; eine elende Schlafmütze war ich, die nicht mehr so viel Schneid besaß, um sich gegen die Müdigkeit zu wehren!

Wie lange ich auf dem Stroh gelegen, ich weiß es nicht; ich hatte nur noch, wie in weiter Ferne, das Poltern der Füsiliere gehört, die sich zur Ruhe streckten; dann nichts weiter! — Wie flüchtige Minuten wichen die Stunden im Traume. — Es mußte kurz nach Mitternacht gewesen sein, als ich, mehr im Halbschlaf als mit Bewußtsein, empfand, daß mir das Athmen schwer wurde. Die Glieder waren mir wie gebrochen, und schmerzten, als ich mich rührte, um mich auf die andere Seite zu werfen. Wie rother Nebel dampfte und wogte es um mich, und aus diesem Nebel löste sich ein Mädchenbild, — Hilde, — oder war sie es nicht? Die großen Augen richteten sich angsterfüllt auf mich, und das schmale Kindergesicht war so wachsbleich und regungslos wie bei einer Todten. Eben nur in den Augen concentrirte sich das Leben, in der furchtbaren Angst, die aus ihnen sprach. Auf einmal stand sie in einem rothen Meer von Flammen. Der Schein fiel auf ihr helles Haar, daß es wie Gold aufleuchtete, und das weiße Gesicht ward rosig überhaucht. War es die Morgensonne, die sie umstrahlte, wie an dem Tage, da ich Abschied genommen? Sie winkte wie damals, aber nicht zum Lebewohl, nein, ängstlich, als wolle sie mich rufen und warnen. Doch es war nicht das Licht des hellen Sommermorgens, das sie damals wie ein Heiligenschein umwob, — großer Gott, nein, es war Feuer! Ich mußte sie retten aus den Flammen! Die Angst um sie gab mir Riesenkräfte, — ich schnellte empor, und „Feuer!“ schrie ich auf.

Und in Wirklichkeit stand die Hütte in Flammen!

Wie ein electrischer Strom war mein Ruf den anderen in die Glieder gefahren. Der Posten da draußen mußte das Flackern durch die Läden nur für das Herdfeuer gehalten haben, geschlafen hatte er nicht, denn fast gleichzeitig mit meinem Rufe trat er über die Schwelle. Aufspringen, die Waffen ergreifen, war nur ein Gedanke, ein Griff! Und dann standen wir draußen in der feuchten Nachtluft.

Wo war der Alte? Fort? Niemand hatte ihn entwischen sehen.

„Sollte der wohl noch in dem Brandneste stecken! Bilde mir noch jemand ein, daß er sich nur sein Pfeifchen angesteckt hat!“ brummte der Hauptmann. „Wie konnte man auch nur so verrannt einem Franzosen trauen! Und wenn er schon mit dem einen Fuße im Grabe steht, wie dieser alte Schurke, — er rächt sich doch noch!

Krach, sagte es hier in den Flammen. Meine verlorene Cognac-Flasche meldete sich, und einige Glassplitter flogen uns um die Ohren. Meine treue Waffengefährtin, die mich oft innerlich erwärmte! Wehmüthig betrachtete ich die Scherben. „Schade, Werthern, die hätte ein besseres Ende verdient, — der Cognac wenigstens,“ bemerkte lachend unser jüngster Seconde, Hans von Bonnin. Ich drehte mich um und blickte in das erste lustige Gesicht im Kreise. Den andern mußte ebensowenig lächerlich zu Muthe sein als mir. Die Tage von Mars-la-Tour und Gravelotte warfen ihre Schatten vor-

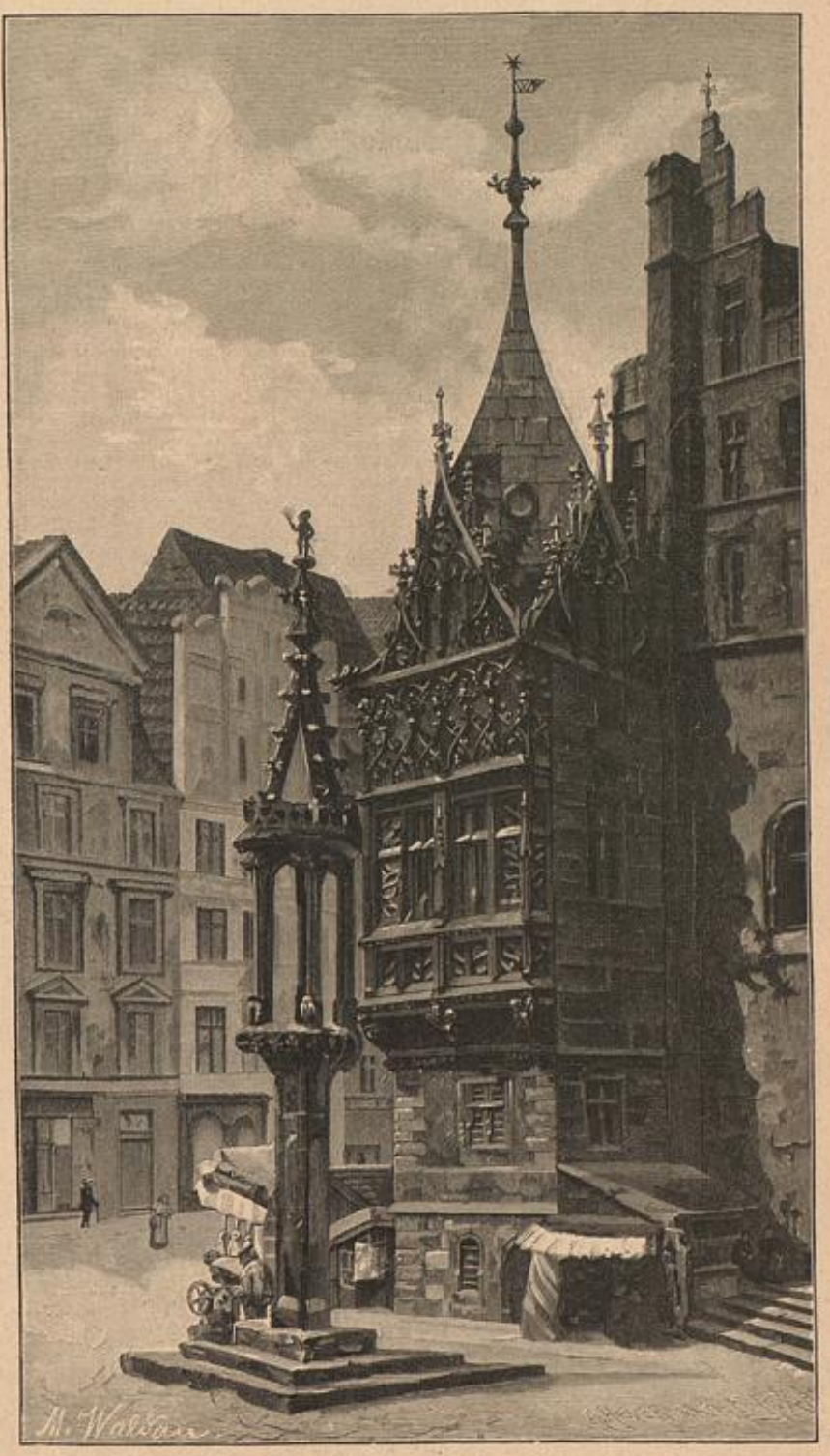
Gräfin Lucie Radolin.
Nach einer Photographie von J. C. Schaarwächter, Hof-Photograph, Berlin.

Moderne Tänze. — Siehe Seite 14.

aus. Das kleinste Gemetzel begeistert und hebt den Muth der Soldaten, während die Strapazen der Eilmärsche die Stimmung drückten. Und nun dies Abenteuer dazu! Nur der kleine Lieutenant mit dem hübschen Knabengesicht ließ sich nicht niederdrücken.

Auch die erste Schlacht machte wenig Eindruck auf Bonnin. Er stand neben mir, als das Knattern anfing, das unheimliche Singen und Pfeifen wie aus höchsten Höhen und wieder in unmittelbarer Nähe. Wer Nerven hat, bei dem fangen sie in diesem Augenblick an zu reißen und zu brechen; aber wir Deutschen hatten siebzig selten Nerven, Hans von Bonnin besaß gar keine. Hell sausten die Kugeln an ihm vorbei, der, tollkühn stets voraus, sich niemals eine Deckung suchte. Bei dem Pfeifen der Salven von drüben beugte sich unsere ganze erste Compagnie im Vordertreffen, wie ein Aehrenfeld vor dem Sturm. Nur der Kleine nicht! „Runter Bonnin, die blauen Bohnen sind eklich, und Sie sollen nicht unnütz fallen!“ raunte ich ihm noch zu. „Fallen?“ fragte er lächelnd, „ich und fallen, Werthern? Mich treffen sie nicht, da suchen sie sich einen besseren Kerl, als ich einer bin!“ Und er sah wirklich aus wie ein junger, siegender Gott. Aus den blauen, leuchtenden Augen blitzte helle Kampfeslust. Dort in den Knäuel der Feinde hätte er hinein mögen, um alles in der Welt, während er stehen bleiben mußte, um auf die Salven zu antworten, weil es galt, den Feind zu ermüden, abzulenken. Hier und da riß es auch wohl einen der unsern zu Boden, ihn traf keine Kugel, es war, als sei er gefeit. Die knabenhaft, schlanke Gestalt hoch emporgereckt, stand er da, die Augen wie suchend in weiter Ferne. Nun kam mir ein wunderlicher Gedanke. „Wen suchen Sie?“ fragte ich unwillkürlich. „Ich, — ich?“ sagte er zögernd und wurde bei meiner Frage blaß, thatsächlich blaß, — ich irrte mich nicht.

„Vorwärts,“ wurde commandirt. Bonnin drängte gewaltsam vor, von meiner Seite fort, — dann sah ich ihn nicht mehr. Nach dem Gemetzel brachte ihn der Zufall mir wieder nahe. Seine Uniform war zerschunden, zerfetzt, sein Gesicht von Pulver geschwärzt, glühend von der furchtbaren Anstrengung; — aber keine Kugel hatte ihn getroffen. — Meine Frage hatte er anscheinend vergessen. „Das Faustrecht ist das beste Recht, nicht wahr, Werthern?“ meinte er zu mir. „Ja, Kleiner, aber



Die Staupsäule am Breslauer Rathhaus.
Nach dem Bilde von Grete Walbau in Breslau. — Siehe Seite 16.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

es wäre besser, es gäbe keinen Unfrieden auf der Welt, der diese Opfer fordert!“ Ich deutete auf die Verwundeten und Sterbenden, die sich in Schmerzen wanden. Uns zunächst lag unser lustiger Tambour bleich und still. An der Stirn zog sich ein rother Streif bis zur Schläfe hin, aus der noch leise das Blut sickerte. Die Kugel hatte eine dichte, blonde Locke mit weggerissen, — er war todt. — Bonnin zuckte zusammen; es war, als verlösche das Leuchten in seinen Augen. „Wenn ich nur nicht noch einmal einen guten Freund so finden muß, das ertrüge ich nicht. Ich kann so etwas nicht sehen, Werthern!“ Damit wandte er sich hastig ab.

Es war mehrere Wochen später. Wir sollten unsere Cavallerie, die bei St. Remy auf Vorposten stand, verstärken, im Falle der Feind die Vorposten angreifen würde, die durch hannoversche Artillerie nur ungenügend gedeckt sein konnte. Unsere Brigade mußte, wenn man nach den Anzeichen auch auf Uebermacht des Feindes schließen konnte, eine Entscheidung der Lage hervorrufen. — Mit großen Erwartungen marschirten wir daher in den hellen Morgen hinein. Bonnin war beim Ausrücken noch ganz lustig gewesen, nun schritt er schon seit Stunden ernst und schweigsam neben seinem Zuge her. Es fiel mir auf, und ich fragte ihn leise, was er hätte. Er antwortete kaum. Dann erkundigte er sich: „Können Sie mir nicht sagen, Werthern, ob wir heute auf französische Cavallerie stoßen werden?“

Ich wußte es nicht, es war unwahrscheinlich; was kam auch schließlich darauf an! Was mochte er nur haben, der Kleine? Ich hatte ihn immer ein wenig verzogen, er war es so gewohnt, man konnte gar nicht anders. Ich suchte es vor mir zu rechtfertigen, weil er meinem einzigen, verstorbenen Bruder merkwürdig ähnlich war und ihm wirklich ein älterer Freund Noth that. — Heute war er mir, wie öfter in den letzten Wochen, unbegreiflich. Ich schob es zuerst darauf, daß sein junger, allzu biegsamer Körper den Strapazen des Krieges nicht gewachsen sei. Aber er blieb fast immer der erste; Stärkere als er waren fertig und lagen in den Hospitälern. Krank hätte er freilich sich nie gemeldet; er würde so lange marschiren, bis er umfiel. Da half kein Reden, das wußte ich!

Gegen Mittag hörten wir in der Richtung nach Metz die ersten Kanonen dröhnen; das verdoppelte unser Marsch-Tempo. Eine fieberhafte Spannung bemächtigte sich der meisten. Würden wir noch etwas zur Entscheidung thun können, oder würden die Unsern der Uebermacht des Feindes weichen müssen? — Um vier Uhr erreichten die ersten Regimenter die Mosel. Hinter den Höhen war das Gefecht entbrannt, und eine Nacht von Pulverdampf sahen wir über dem Thal lagern, in dem der Kampf raste. Näher kamen wir. Nun gewahrten wir, wie der Feind trotz mörderischen Feuers keine Bresche in unsere Cernirungs-Linie zu schießen vermochte. Die Unseren standen wie Helden, mit aller Aufbietung der letzten, sinkenden Kräfte. Es konnte Abend werden, — kein Ausgang ließ sich absehen. Da kamen wir! Als erstes rückte unser Bataillon vor. Eine furchtbare Erbitterung ergriff die Franzosen, als sie die Hoffnung auf den sicheren Sieg sinken sahen. Der Muth der Verzweiflung stählte sie und riß uns eine schmerzliche Lücke nach der andern. Offiziere und Leute, ganz gleich, wie niedergemäht sanken sie hin. Die Verstärkung der folgenden Regimenter hinter uns gewährte uns keinen Schutz, denn sie brachte den Feind nur noch mehr außer sich. Vor sich sah er den sicheren Tod, und hinter sich einen enger und enger werdenden Raum, da die Unseren ihn wie ein eiserner Ring fester und fester zu umschließen begannen.

Vor uns crepirte eine Kartätsche; — nieder! Als ich fühlte, daß mich die Sprengstücke unversehrt gelassen hatten, war mein erster Gedanke: Hans Bonnin! Ich weiß nicht warum, aber mich überkam eine furchtbare Angst um ihn, die mich kaum athmen ließ. Ich suchte ihn mit den Augen, bis ich ihn sah. Da stand er weit vorgebeugt; sein leuchtender Blick schien vergeblich den Qualm des Pulvers durchdringen zu wollen. Zum Henker, wen suchte er immer? War es nicht, als ginge ihn der Kampf um ihn her nichts an? Er schien nicht das Winseln und Stöhnen der Verwundeten zu vernehmen, seine Leute nicht fallen zu sehen. Er kämpfte wohl, aber mit der kalten Ruhe, die etwas Grausameres hat, als die verbissenste Wuth und der roheste Ausbruch ungezügelter Naturen! —

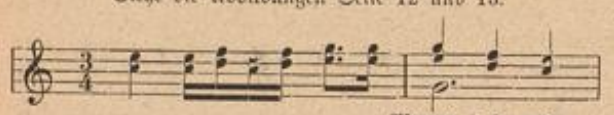
(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Moderne Tänze.

Von Gabriele von Lieres und Wilkau in Berlin.

Siehe die Abbildungen Seite 12 und 13.



Menuet à la reine.

Der Tanz ist eine Wissenschaft, die man nicht hoch genug schätzen kann, sagt Molière; und andere geistreiche Leute haben besonders auf das culturhistorische Interesse des Tanzes verwiesen, der sowohl den Charakter des Volkes, als auch den des Zeitalters, dem er entsprang und in dem geübt wurde, getreu wiederspiegele.

In der That, sind die primitiven Tänze der Naturvölker, die derb-lustigen Reigen des deutschen Mittelalters, die zügellosen Tänze der französischen Revolution, die feierlich bewegten Tänze Alt-Spaniens nicht von innigster Beziehung zu der Art und Lebensführung der Nation und Epoche, der sie angehören, durchdrungen? Entspricht es nicht auf's selbstverständlichste unserm Jahrhundert, dem eisernen Jahrhundert, dem Jahrhundert der gewaltigen socialen und politischen Umwälzungen, daß in ihm eine lange Weile hindurch vor dem Ernste der Zeit die heitere Tanzkunst ganz in den Hintergrund trat, daß sie geringer geschätzt wurde und, weil es ihr an Pflege gebrach, wirklich verfiel? Und ist es endlich nicht sehr bezeichnend für dies ernste Jahrhundert, daß, als man sich nun endlich doch wieder auf die mißachtet gewesene „Kunst des Tanzes“ besann und sie auszuüben suchte, nicht wirklich neu erfundene Tänze geschaffen wurden, sondern daß man zurückgreifen mußte in's Arsenal der Vergangenheit und aus den lang versunken gewesenen Schätzen einer harmloseren Zeit, der Zeit der Schäferspiele, des Rococo, die alten Tänze hervorsuchte, auf daß sie für uns wieder „moderne Tänze“ würden?

Die Tanzkunst lag in den letzten Jahrzehnten bei uns wirklich sehr im Argen. Rasende, von souveräner Verachtung aller künstlerischen Feinheiten erfüllte Rundtänze, ohne Ausdruck und Aufmerksamkeit getanzte Lanciers füllten die Ballabende aus; einen schulgerechten Tanzschritt zu machen, galt der Blasirtheit fin de siècle, die, sonderbar genug, gerade in den Tanzsälen sich häufig breit macht, als eine Ungeheuerlichkeit. Auf den Bällen im königlichen Schlosse zu Berlin wurden auf Wunsch einer sehr hochgestellten Frau nur noch Galopp und Lancier getanzt, weil man selbst auf diesem, sonst mit Fug und Recht in jeder Beziehung als die hohe Schule der Salon-Eleganz geltenden Boden — — den Walzer nicht mehr zu tanzen verstand!

Und heute? Auf demselben Parkett der Hofbälle im Weißen Saale sehen wir jetzt die schwierigsten Tänze, die es je gegeben hat, die altfranzösischen vis-à-vis-Tänze. Wir sehen die königliche Anmuth der Menuet, die lebensvoll beseelte Zierlichkeit der Gavotte. Und um eifrige und gewandte Tänzer und Tänzerinnen her sehen wir Zuschauer, die mit künstlerischer Freude und mit raschem Verständnisse dem und jenem, durch seine Geschicklichkeit besonders ausgezeichnetem Paare von Tour zu Tour mit den Blicken folgen.

Woher dieser plötzliche Aufschwung in unserer Tanzkunst? Woher diese mächtig neuerwachte allgemeine Theilnahme für den Tanz? Die Meisten werden zu der Wandlung, die sich in den Tanzsälen und auf den Tanzkarten vollzogen hat, ihren Standpunkt, — ich glaube, durchweg wohl einen anerkennenden, beipflichtenden Standpunkt, — nehmen, ohne sich über solche Fragen viel den Kopf zu zerbrechen. Hier oder da ist aber doch einer, den es lockt, den feinen Fäden nachzuspüren, die zusammenlaufen mußten, damit die ideale Tanzkunst einer versunkenen Zeit in der heutigen Welt wieder heimisch werde, und der zugleich diese, Gegenwart und Vergangenheit verbindenden Fäden zurückverfolgen möchte, bis in die verschollenen und verklungenen Jahrhunderte hinein, in denen sie ihren Ursprung nahmen.

Menuet und Gavotte sind's, die gegenwärtig das Parkett unserer Salons wieder beherrschen.

Zunächst ein kurzer Rückblick über die historische Entwicklung der Menuet! In welchem Jahre die Menuet entstand, ist unbekannt; die älteste uns erhaltene, sehr feine und charakteristische Tanzmusik zu ihr stammt aus dem Jahre 1663 und ist von dem seinerzeit hochgeschätzten Kapellmeister Ludwigs XIV., von Lully, componirt worden. Die Ueberlieferung erzählt, ein Tanzmeister zu Poitiers, einer kleinen Stadt Süd-Frankreichs, habe zur Feier der silbernen Hochzeit eines dortigen Bürgers die Menuet erdacht. Sicher ist es, daß die Pariser Akademie der Tanzkunst der Einführung des ohne ihr Zuthun entstandenen Tanzes sich zuerst heftig entgegensetzte; dessen Schönheit und Zierlichkeit aber, — menu bedeutet klein, zierlich, — überwand diesen Widerstand, und nur wenig später gewann er, zuerst in seinem Ursprungslande, dann bei fast allen Nationen Europas, eine Popularität ohnegleichen. Könige und Fürsten tanzten ihn, die berühmtesten Tonkünstler, so unser deutscher Meister Mozart, beeiferten sich, Musikweisen dazu zu componiren. Die Tanzkunst erlangte ein Ansehen, das sie weder zuvor noch später je erreicht hat. Und unantastbar ist's, daß die Menuet diese Werthschätzung verdiente. Denn wie sie der schwierigste aller Tänze ist, so ist sie auch der in seinem Aufbau und seiner Durchbildung ästhetisch vollendetste Tanz insofern, als das in der echten, hohen Tanzkunst bedeutsamste und idealste Moment der Plastik: die Ruhe und schönheitsvolle Rundung in der Bewegung sich aufs unvergleichlichste in ihr entwickelt. Sie ist, — den „Tanz der Könige“ hat man sie genannt, — unstreitig derjenige Tanz, in dem der edelste Anstand des Körpers entfaltet werden kann.

Bis in den Anfang des neunzehnten Jahrhunderts, also zwei Jahrhunderte und mehr hindurch, blieb die Menuet der Favorit-Tanz der hohen und höchsten Kreise. Da aber war sie schon degenerirt. Man legte ihr ein schnelleres Tempo unter; man ging von der classisch-einfachen, für je ein Paar berechneten Form, in der sie ursprünglich getanzt wurde, ab, indem man diese mit künstlerisch tieferstehenden Arrangements vertauschte. Wie der edle Tanz mit jeder solchen Veränderung an Werth verlor, so büßte er naturgemäß auch an Anziehungskraft ein, und endlich verschwand er aus Salon und Ballsaal, und aus dem Gedächtnisse der großen Menge.

Altfranzösische Tanzkunst! Bis vor kurzem hatte man in weiteren Kreisen kaum noch eine Vorstellung davon, was das sei! Ein treues Andenken bewahrten ihr fast allein die choreographischen Kenner vom Fach, die Mitglieder der alten, berühmten Tänzer-Dynastien. Die Hoguets, Röhnisch u. s. w. haben die Menuet à la reine niemals vergessen, und da aus jenen Familien selbstverständlich die gesuchtesten Tanzlehrer der obersten Zehntausend, hervorgingen, ist dem Tanzunterricht unserer Fürsten- und höchsten Adelskreise trotz allem der und jener altfranzösische Tanz erhalten geblieben. So hat auch Kaiser Wilhelm II. als Knabe bei seinem Tanzlehrer Röhnisch die Menuet à la reine geübt.

Zur öffentlichen Geltung gelangten diese Ueberlieferungen freilich erst wieder, als Angehörige des deutschen Hochadels, darunter die schon damals bei ihrem ersten Auftreten in Berlin durch Anmuth Aufsehen erregende Gräfin Lucie Radolin, Tochter des preußischen Ober-Hofmarschalls Fürsten Radolin, und zwei Prinzessinnen Radziwill, — alles in allem zehn, in das Ideal-Gewand der Königin Louise gekleidete, jugendliche Mädchengestalten, — im Winter 1889 auf einem Balle im Palais Radolin, zuerst vor versammelten Gästen wieder die Menuet à la reine tanzten, die ihnen von einer Verwandten der erwähnten Tänzerfamilie Hoguet, einer Schülerin des verstorbenen bekannten Balletmeisters Hoguet, der Frau Köbisch-Wolden, eigens einstudirt worden war. Die königliche Solo-Tänzerin a. D. Köbisch-Wolden ist, wie alle Eingeweihten wissen, seit Jahren die Tanzlehrerin par excellence für die ersten Gesellschaftskreise Berlins, und ihrer rastlosen Lehrthätigkeit danken wir es nicht am wenigsten, daß Menuet und Gavotte in unserer vornehmen Welt sich so rasch wieder eingebürgert haben und mit Vollendung getanzt werden.

Jene im Radolin'schen Palais vorgetragene Menuet à la reine erregte nicht nur das augenblickliche Entzücken der Gesellschaft, sondern auch deren nachhaltige Theilnahme. Man sprach lange davon; sie gelangte, wie man sagt, endlich zu einer privaten Wiederholung vor den Augen des deutschen Kaisers. Und — eines Tages war die Wiedereinführung der Menuet auf den Hofbällen zu Berlin eine vollendete Thatsache!

Auf dem ersten Hofballe des Jahres 1892 tanzten im Weißen Saale Angehörige der Hofgesellschaft, unter ihnen wieder Gräfin Lucie Radolin und Prinzeß Radziwill, aber keine Angehörigen des königlichen Hauses, die in der Composition einfache, doch ungemein anmuthige Menuet Don Juan. Auf dem zweiten Hofballe tanzte eine Versammlung von Fürstlichkeiten, darunter die Erbprinzessin Charlotte von Sachsen-Meiningen, — die erste preußische Prinzessin, die den alten Tanz wieder ausgeführt hat, — der Erbgroßherzog und die Erbgroßherzogin von Baden, der Prinz und die Prinzessin Aribert von Anhalt, im ganzen zwölf Paare, die kunstreiche Menuet à la reine. Von da ab wurden im Weißen Saale abwechselnd die Menuets Don Juan und à la reine getanzt, die Menuet Don Juan jedoch nie von königlichen Prinzen und Prinzessinnen. Auf dem ersten Hofballe jener Saison tanzten die Menuet Don Juan zwei Colonnen, je zu sechs Paaren; auf dem zweiten drei Colonnen; auf dem dritten standen fünf Colonnen, also dreißig Paare, auf dem spiegelnden Parkett.

In Stuttgart wurde von der Prinzessin Pauline von Württemberg und der Hofgesellschaft, in Berlin von den jungen Gästen einer Festlichkeit im Hause eines commandirenden Generals die schwierige „Gavotte de Vestris“ getanzt.

Als neues Reis am alten Stamme fand auch die „Gavotte-Quadrille“ ihre Erfinder und ihre Verbreitung. An das erwachte Interesse für die altfranzösische Tanzkunst anknüpfend, hatten einige königliche Tänzer zu Berlin, Mitglieder der „Genossenschaft deutscher Tanzlehrer“, unter Anlehnung an die echten Gavotten des siebzehnten Jahrhunderts jenes Touren-Arrangement zu vier Paaren zusammengestellt, das durch Vermittelung des General-Intendanten Grafen Hochberg im Herbste 1892 zuerst durch Angehörige des Corps de Ballet dem deutschen Kaiser vorgeführt ward. Se. Majestät befahl dann die Einführung auf den Hofbällen, indem er zugleich diesem Tanze den Namen „Gavotte-Quadrille“ gab.

Thatsächlich ist die Composition durchaus etwas anderes als das, was man unter der „Gavotte“ schlechthin zu verstehen hat, und die ihr später noch hinzugefügte Bezeichnung „Gavotte der Kaiserin“ trägt sie nicht ganz mit Recht. Der Tanz, der uns in ihr vorliegt, zeigt nicht den Stil der echten Gavotte. Er stellt sich vielmehr dar als ein Arrangement, das in seinem Aufbau einem guten Bekannten aus unseren Ballsälen der letzten Jahrzehnte, der „Quadrille à la cour“, ziemlich nahe steht, und das nur durch ihm willkürlich hinzugefügte, der wirklichen Gavotte entnommene Einzelheiten, Schrittformen und Figuren den Schein der altfranzösischen Tanzkunst gewinnt. Immerhin hat die Gavotte-Quadrille, obgleich sie kein historisches Interesse besitzt, ihre guten Eigenschaften. Sie ist verhältnißmäßig leicht erlernbar und wird, — mit Accuratesse und allen Feinheiten, die ihr, allerdings immer aus den reichen Schätzen der echten Gavotte, beigefügt werden können, getanzt, — der Anerkennung des großen Publicums stets sicher sein.

Einen Fehler hat die Gavotte-Quadrille freilich, den die altfranzösischen Tänze nicht haben; oder besser gesagt: ein hoher choreographischer Vorzug mangelt ihr, den letztere besitzen. Das echte Menuet und die echte Gavotte, wie sie in ihrer Blüthezeit vorgetragen wurden, und wie wir sie heut' wieder in den Salons bewundern, sind nie Carré-Tänze, vielmehr führt jedes einzelne Paar sie selbständig aus, ohne in Beziehung zu den übrigen Tänzern zu treten, — wenn auch natürlich von den hinter- und nebeneinander stehenden Colonnen die Tanzfiguren gleichzeitig ausgeführt werden müssen. Bei der Gavotte-Quadrille aber bewegen sich acht Personen durcheinander; es geht hierbei mit der Selbständigkeit des einzelnen Paares jene verhältnißmäßige Bewegungsfreiheit der Tänzer verloren, die für deren Schwung und Feuer, mit einem Wort: für außerordentliche Tanzleistungen — eine, in tanzkünstlerischer Hinsicht ideale Grundlage bildet.

Unrichtig erscheint es auch, wenn man die Behauptung aufstellt, die Gavotte-Quadrille sei ein Nothbehelf gewesen, weil die wirkliche Gavotte dem Verständniß unserer heutigen Zeit fern läge. Ist doch, wie ich oben schon erwähnte, beispielsweise die echteste der echten Gavotten, die höchst charakteristische „Gavotte de Vestris“, so getanzt nach dem hochbedeutenden, von seinen Zeitgenossen auf das maßloseste verhätschelten Tänzer Vestris, — le dieu de la danse nannten ihn jene, — der sie um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts erfand, bei uns wieder eingeführt und mit Beifall begrüßt worden! Nicht ohne Bedeutung für den Stand unserer heutigen Tanzkunst und unseres neubelebten Verständnisses für sie erscheint auch diese Thatsache.

Die Gavotte kam im sechzehnten Jahrhundert zuerst in der Dauphiné auf. Wie die Menuet gelangte sie rasch zu großer Beliebtheit; wie jene wurde sie in den mannigfaltigsten, allerdings nicht immer hochwerthigen Variationen getanzt und wie jene, ja noch früher, verschwand sie Anfang dieses Jahrhunderts völlig aus den Vergnügungen der Gesellschaft, nach und nach verdrängt von den wilden Tänzen, die seit der französischen Revolution sich immer mehr eingebürgert hatten. In ihren Bewegungsformen giebt die Gavotte sich munterer und lebhafter als die Menuet; von leichter, beflügelter Grazie getragen, steht sie zu jenem Tanz etwa im Verhältnisse des Allegro con scherzo zum majestätischen Andante. —

Und nun für diejenigen Leserinnen, welche die wieder modernen alten Tänze noch gar nicht vorgeführt gesehen haben, eine kurze Beschreibung, wie diese Tänze sich denn eigentlich darstellen!

In Colonnen, jede zu einem halben Dutzend Paare, jede genau die Richtung und Linie haltend, Paar und Paar, Colonne und Colonne in einem Meter Entfernung von einander, treten Tänzer und Tänzerinnen an. Mit langsamer Verbeugung begrüßen sie die Zuschauer; dann, — nach einer Pause, in der sie in schöner pathetischer Stellung verharren, — sich gegenseitig mit gleicher Verbeugung. In abgemessenem Schumkreisen, mit Hin- und Herschreiten, Verbeugungen und Tour de main geht der Tanz weiter. Das Hinreißende aber an ihm, was sich in Worten kaum schildern läßt, und was selbst die Illustration nur theilweise wiedergeben kann, ist der fortwährende Wechsel von plastisch schönen, oft secundenlang in bewegter Ruhe anhaltenden Stellungen, darin Arm, Fuß und Kopf, und sogar der Hand, die Rollen genau vorgeschrieben sind, das Heben und Schweben, in die sich jeder einzelne Schritt und jede Figur des Tanzes zerlegt!

Das ist das Kunstvolle, Schwierige und Edle an den altfranzösischen Tänzen, diese schönheitsuchende Beherrschung in

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

jeder Bewegung des Körpers. Das, und der ganze, vom Geiste der Ritterlichkeit und der vornehmsten Sitte erfüllte Inhalt, — der in ihrer ausdrucksvollen Gebärdensprache, in der Art, wie der Herr seiner Dame, das Paar den Zuschauern gegenübertritt, liegt, — erhebt in ihnen die Kunst des Tanzes wieder zu jener Höhe, die der große Franzose im Auge gehabt haben mag, als er den Ausspruch that, mit dem ich diese Betrachtung begann.

Nachdruck verboten.

So sind die Männer!

Von F. W. Otto in Hamburg.

Der König Salomo, weise und mächtig,
Erbaute ein Königshaus, groß und prächtig;
Von Cedernholz, Gold und behauenem Stein
Soll's nach der Chronik gewesen sein. —
Als einst er nun sein Werk hat besehen,
Durch's Fenster geschaut nach Morija's Höhen,
Wo er in unvergleichlicher Pracht
Den Bau des Tempels zu stande gebracht,
Den alle Länder und Zeiten gepriesen,
Da sieht er zwei Spatzen, die erkiesen
Sich just seines Hauses kaum fertiges Dach,
Um dort zu erbauen ihr eh'lich Gemach,
Und ruheten von der Arbeit ein wenig.
Und alldieweil dem weisesten König
Ja alle Sprachen auf Erden kund,
Er auch die Spatzensprache verstund.
Da hört er, daß, wie gemeinlich die Leute,
Auch die Spätzin sich über sein Bauwerk freute
Und eben ihrem Herrn und Gemahl
Die Hallen rühmte, das hohe Portal;
Wie eines sich so zu dem anderen schicke
Vom vornehmsten bis zum geringsten Stücke,
Wie stolz es und fest auf dem Fundament
Und wie sicher in seinen Fugen ständ.

Herr Spatz, der zupfte sich hier und da
Eine Feder zurecht, dann nickt' er: „O ja,
's ist ja recht hübsch, sein Palatium, —
Doch — wollt' ich, — ich bliese es um und um! —"
„Du? Mann?" — piepst die Spätzin aus tiefster Brust.
Und auch der König verspürte die Lust,
Seiner Ueberraschung Ausdruck zu geben;
Doch schon sah den Spatz er von dannen schweben, —
So ruhig und sicher, als sei, was er sagt,
Ein Ding, das bewiesen und abgemacht.
Und — trug noch im Anfang die Spätzin Bedenken,
So mußt' sie ihm jetzt vollen Glauben wohl schenken,
Denn, nicht wenig stolz auf so einen Mann,
Sie den Kragen sich breiter zu zupfen begann
Und so vornehm kleine Augen zu machen,
Daß der König verfiel in ein herzliches Lachen. —
Geärgert zwar hatt' es den Weisen doch, —
So viel Mensch ist der Allerweiseste noch,
Daß ein abfällig über sein Kunstwerk Schwatzen
Er nimmer verträgt, selbst nicht von den Spatzen.
Und andern Tags schickt er zu dem Patron
Und ladet den Spatzen sich vor seinen Thron.
Herr Spatz war gerade nicht selber zu Hause
Und kam erst nach einer geraumen Pause,
Welche Frau Spätzin unter der Macht
Furchtbarer Gedanken hat verbracht.
Und als er dann kam, da erfüllte die Kammer
Der Ehegemahlin verzweifelnd Gejammer:
„Ich bitte Dich flehentlich, einzigster Mann!
Was fange ich armes Geschöpf denn nur an,
Wenn Du nun verklagt wirst und gleich interniret
Und dann criminaliter justificiret!
Und warum? — — O, lange schon warnte die Sipp' — —"
„Halt Weib!" — schrie der Spatz da —
„Pipperlipipp!
Schweig' mir von Deinen Verwandtschaftskreisen,
Was ich gesagt hab', das werd' ich beweisen! —
Hut her! — Und dann schau' mich ordentlich an,
Ob ich so zum Könige fliegen kann — —."
Was konnte die arme Frau Spätzin da machen?!
Sie rannte und holte ihm schnell seine Sachen.
Sie hatte ja leider noch Stunden genug,
Wenn er angetreten den letzten Flug,
Mit Mutter und Schwestern und Basen und Tanten
Und einer Schar guter Straßenbekannten
Das ganze fürchterliche Geschick,
Das in einem leichtsinnigen Augenblick
Der Mann auf sein unschuldig Weib beschworen,
Zu klagen vor etwas geneigteren Ohren.
Er aber piept kurz: „Bis gleich! — Leb' wohl! —"
Derweil sie verstohlen in's Kamisol
Schluchzt: „O diese Männer! — O diese Männer! —"
Ein Sprung, und keck und stolz wie ein Gönner
Zu seinem Clienten, zum Könige fliegt
Freund Spatz, als ob ihm „den Kuckuck d'ran liegt". —
Doch mit ganz bedenklich veränderten Mienen
Ist er vor Salomo's Throne erschienen.
Laut pocht ihm das Herz, Kopf senkt er und Schwanz
So tief als er kann, und dann bleibet er ganz
Demüthiglich dicht an dem Eingange stehen. —
Kaum aber hat dort ihn der König gesehen,
So herrscht er:
„Du Knirps! — Was hast Du gewagt
Und Deiner Frau gestern für Unsinn gesagt?! —"
„Ach, — allergroßmächtigster Herrscher und König! —
Ich glaubte, es mach' Eurer Herrlichkeit wenig,
Wenn so ein geringer, armseliger Gast
Die Gelegenheit einmal beim Schopfe erfaßt,
Um seiner Frau gründlich zu imponiren. —
Die Weiber sind anders ja nicht zu regiren,
Als wenn sie es merken, man sei doch ein Mann,
Der getrost mit dem Teufel es aufnehmen kann.
Und als nun mein Weib die Bewunderung kriegte,
— Just das ist der Anfang der schlimmsten Geschichte,
Hält die Frau uns vor, was ein andrer gethan, —
So faßte ich denn den vorwitzigen Plan. —
Und wenn's der Herr König bei Licht will beschauen,
— Ihr habt ja auch selbst eure fünfhundert Frauen, —
So sagt wohl ein Ehemann im Redefluß
Zur Frau 'mal, was er nicht soll und muß. —"
— „So — so —," lacht der König, — „ich sollte Dich schelten, —
Doch diesmal mag Deine Vertheidigung gelten,
Nur weil's wegen Education Deiner Frau
Geschah, so nehm' ich's 'mal nicht so genau. —
Nun trolle Dich jetzt; jedoch will ich hoffen,
Du würdest bei derlei nie wieder betroffen!" —
Hoch athmet der Spatz auf und dienert hinaus
Und fliegt ohne Aufenthalt wieder nach Haus. —
„Dem Himmel sei Dank!"
So hört er von weitem
Sein Weibchen schon rufen; dann tritt er mit breitem
Gefieder herein und verwundert sich baß,
Daß die Frau da geweint hat ohn' Unterlaß.
— „Ach Liebster, ich glaubte, er würde nun rasen,
Daß Du Dich vermessen, sein Haus umzublasen! —
Was wollt' denn der König? — So sprich doch nun!" —
— — „Er hat mich gebeten, es nicht zu thun." —

Nachdruck verboten.

Literarische Streifzüge.

Von Dr. Felix Poppenberg in Berlin.

I.

Es will sich nimmer erschöpfen und leeren, das literarische Füllhorn, und tagtäglich fast ergießt sich aus ihm eine Hochfluth neuer und neuester Bände, im Prunkgewand, im Goldschnitt-Geschmeide oder auch, nach Pariser Mode, in hellgelber Tracht.

Wer hat die Zeit, fragt man staunend, das alles zu schreiben? Wer hat die Zeit, fragt man skeptisch, das alles zu lesen? Vor dem vereideten Literatur-Makler, der eingesetzt ist, zu richten über das deutsche Schriftthum, thürmt sich, aus Büchern fest geschichtet, eine chinesische Mauer auf, die auch des Tapfersten Muth und des Frömmsten Geduld lähmen kann.

Und nun das Publicum! Wie soll es sich in diesem Labyrinthe zurechtfinden? Wonach soll es greifen, wenn es lesen will? Die Lectüre wird fast zu einem Lotteriespiel, bei dem man jedoch nur zu oft eine Niete zieht.

Und wie ein unerfahrener Reisender auf seiner Expedition Zeit und Geld oft wenig vergnüglich verthut, so geht's auch dem Wißbegierigen, der eine Reise um die moderne Literatur macht. Könnte ein getreuer Cicerone auf dieser Fahrt sich nicht einiges Verdienst erwerben? Er würde den harmlosen Wanderer sicher an den gähnenden Untiefen der Langweile, wie an den versandeten Bächen der Plattheit vorbeiführen; er würde mit ihm alte berühmte Stätten aufsuchen und neu Entdecktes kritisch mustern; und was als groß erkannt und echt, bekäme, frei nach Bädeker, den wohlverdienten Stern. —

Ich fordere hiermit zu einer solchen literarischen Gesellschaftsreise auf.

* * *

Zwei Welten lassen sich im literarischen Kosmos deutlich scheiden, die alte und die neue. Vor wenig Jahren noch lagen sie im erbittertsten Kampfe miteinander, — hinüber, herüber sausten Geschosse. Auf der alten Seite sprach man mit bedenklich geschüttelten grauen Häuptern von Tradition und verletzter Pietät; auf der jungen warf man die trotzigen Jünglingsköpfe zurück und redete hitzig von Freiheit, Individualismus und Götzendämmerung. Jetzt ist Waffenstillstand eingetreten. Die Kämpfe haben ausgetobt; man verträgt sich nebeneinander.

Vor einigen Jahren noch hatten die Führer der älteren Generation, Träger berühmter Namen im Reiche der Schrift, ihre Production in den Dienst polemischer Tendenz gegen die jungen Bilderstürmer gestellt. Paul Heyse schrieb seinen verbitterten „Merlin", Spielhagen das maßvollere „Sonntagskind", dem es jedoch auch an heftigen Ausfällen nicht mangelte. Beide sind vom Schlachtfelde zurückgekehrt und dienen in ihren neuesten Werken einem künstlerisch völlig reinen Schaffen ohne Nebenzwecke.

Paul Heyse hat zwei reizvolle Novellenbände erscheinen lassen: „Aus den Vorbergen" und „In der Geisterstunde". In beiden weht die weiche Anmuth und der bestrickende musikalische Zauber der Form, der diesen letzten Troubadour zu einem gefeierten Frauenliebling machte. In den ersten Novellen ist viel schmerzliche Entsagung und Menschenleid verdichtet, aber die Töne sind nicht so stark angeschlagen, daß sie uns packen und schütteln, sondern sie klingen weich und verhallend, wie wenn Nachtwind über Harfensaiten leis dahinfährt. Paul Heyse ist nicht mächtig des großen, gewaltigen Schicksals, das den Menschen erhebt, wenn es den Menschen zermalmt; er ist mehr der Sänger süßer, linder Schmerzen. Und eben darum liebt man ihn.

Auch in einem jüngst herausgekommenen Buche „Melusine und andere Novellen" (Berlin bei Wilhelm Hertz) zeigt sich vollendet Heysesche Formkunst und Plastik. In der ersten Geschichte „Hochzeit auf Capri" werden wir, wie in den Erstlingen des Dichters, unter italienischen Himmel geführt, und mit seinem anmuthigen Humor wird von Münchner Bravherzigkeit und Capresischer Verschlagenheit fabulirt. In den anderen Novellen klingen die Molltöne vor; sie alle behandeln feinfühlig weibliche Herzensprobleme: Liebe, die stärker ist, als der Tod, mit süßem Weh und banger Freude, mit Schmerz und Enttäuschung, mit stiller Resignation. In der letzten aber giebt es zum Schluß ein weihevolles Herzensauferstehen. Zwei Gatten, die einander fremd geworden, finden den Weg zu einander zurück.

Friedrich Spielhagen hatte die letzte Zeit manche Wandlung gebracht. Er hat sich der jungen Generation mehr und mehr angeschlossen. In seinem neuen Roman „Stumme des Himmels", verzichtet er bewußt auf eine Haupteigenschaft des älteren Romans, die man auch in allen seinen früheren Werken finden kann, auf die reich complicirte äußere Handlung mit Verlieren und Wiederfinden, mit Aufdeckung verborgener Familienbeziehung, und was des umständlichen Apparates mehr ist. Hier giebt es nur eine innere Handlung, die sich in den Seelen der betheiligten Menschen abspielt, und die in ihrer Tragik ergreifend ist. Zwei Menschen, die geboren sind für einander, finden sich. Aber der Mann ist verheirathet. Auf Kosten einer Dritten wollen sie nicht glücklich werden, die Schmach eines unwürdigen Versteckspiels zu ertragen, sind sie zu stolz. So gehen sie an sich und ihrer Liebe zu Grunde. Der Roman ist nicht ganz einwandfrei, die Zeichnung der Figuren ist nicht übermäßig plastisch; ohne Ergriffenheit wird ihn aber niemand aus der Hand legen.

Von den Trägern klingender Namen hat sich Wildenbruch vor kurzem wieder zum Wort gemeldet. Sein Roman „Schwesterseele" ist erschienen. Wildenbruch ist eine pathetische, aber eine ehrliche Natur. Sein Pathos und sein Ueberschwang verleiten ihn oft, vor allem in der Zeichnung seiner Personen, über menschliches Ziel hinauszuschießen, und seine häufig recht brennende Phantasie verführt ihn zu bedenklichen Excentricitäten. So ergeht's ihm auch in diesem Buche, in dem ein weltfremder, linkischer Mensch, der von den Leuten verlacht wird, der aber im Inneren den Beruf und die Gabe des Dichtens fühlt, die Hand eines stolzen und schönen Mädchens erringt. Das Buch hat intimeren Reiz übrigens dadurch, daß es offenbar ein gut Stück Selbstbekenntniß darstellt. In dem schüchternen, unbeholfenen Referendar Schottenbauer, der sich in der Welt der Akten so ungern und in der der Rüstungen, Schwerter und Jamben so willig tummelt, steckt viel vom Verfasser selbst.

Die bedeutenderen Leistungen der älteren Generation sind der immer jung bleibenden Marie von Ebner-Eschenbachs tiefsinnerliche Novelle „Glaubenslos", die mit erschütternder Kraft die Seelenkämpfe eines jungen Priesters malt, und des gleichfalls nicht alternden Theodor Fontanes „Meine Kinderjahre", ein autobiographischer Roman, so voll Persönlichkeit, Leben und frischer Anschaulichkeit, daß einem das Herz weit aufgeht. Die philosophische Facultät der Universität Berlin hat jetzt den fünfundsiebzigjährigen Fontane zum Ehrendoctor gemacht, womit sie sich selbst ehrt. Und er schafft rüstig weiter, zu gleicher Zeit an zwei Werken: die Fortsetzung jener köstlichen Memoiren, und die Ehegeschichte „Ephi Briest".

Bei unserer Wanderung durch die alte Welt dürfen wir schließlich nicht an einem bedeutsamen Denkmale vorbeigehen, dem gedanken- und gestaltungsvollen Romane „Der Wahrheitssucher" von Karl Emil Franzos, einem der ernstesten und gediegensten Bücher aus den letzten zwei Jahren. Es ist die mit reiner psychologischer Kunst ausgeführte geistige Entwicklungsgeschichte eines Menschen, der die Wahrheit sucht in der Religion, in der Politik, in der Literatur; — eine Odyssee, reich an Schmerzen, an Erfahrung, auf bunt wechselndem Schauplatze mit bunt belebter Scenerie. — Kürzlich ist von demselben Autor „Ungeschickte Leute" erschienen, ein interessanter Novellenband, der manches seltsame Menschen-Exemplar in wohlgelungener Wiedergabe dichterisch festhält.

* * *

Wir fahren von der alten Welt zur neuen hinüber. Die Haupterfolge sind hier bis jetzt nicht in Büchern, sondern auf der Bühne erstritten worden. Der anerkannt Erste des jungen Geschlechtes ist Dramatiker: Gerhart Hauptmann. Einer der letzten großen Romane, die aus dieser Generation hervorgingen, ist Hermann Sudermann's „Es war".

„Es war" wuchs aus der ostpreußischen Heimat des Dichters hervor; mit kräftigen Zügen zeichnet Sudermann, wie eine in der Freiheit seelisch robust gewordene Natur auf dem Boden der Heimat, wo die Athmosphäre alter Schuld noch unheilvoll wirksam ist, schwach und elend wird. Die Stärke dieses Romans liegt nicht in seinen Gestalten, auch nicht in der manchmal sehr gequält und mühsam fortschreitenden Handlung, sondern in seinen Situationen. Hier merkt man die Hand des Dramatikers, hier ist alles leibhaftig und anschaulich. Und eine Prachtfigur geht durch das Buch: der alte orthodoxe Pastor.

Es ist sonst das Haupt-Charakteristicum der jüngeren Schriftsteller-Generation, in das moderne Gesellschaftsleben, vor allem das der Gegenwart hineinzugreifen; es ist ihr Ehrgeiz, in ihren Büchern ein Document des augenblicklichen Empfindungs- und Anschauungslebens zu geben. Sudermann zeigte indessen dies Merkmal nicht.

Zwei junge, ganz junge Schriftsteller haben unlängst Erstlinge auf dem literarischen Altar dargebracht. Beide gaben gute Talentproben, und beide verdienen ein Geleitwort. Hugo Gerlach, der eine, zeigte starke Begabung für Beobachtung des Berliner Volkslebens, und zwar nicht für nur Aeußerlichkeiten; er kennt auch genau die Anschauungen und Empfindungen der Leute aus Berlin N. und weiß sie überzeugend und echt hinzustellen. Wer Sinn für drastische Komik hat, dem wird das Buch „Die vom Hinterhaus" (Fontane's Verlag in Berlin) gefallen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Der andere Neuling, Georg Hirschfeld, der aussieht wie ein jüngerer Bruder Gerhard Hauptmanns, ist durch Erich Schmidt und Otto Brahm in die Literatur eingeführt worden. Hirschfelds Talent liegt in eigenartigen psychologischen Studien. Sein erstes Buch „Dämon Kleist" (S. Fischers Verlag in Berlin) versucht sich, noch skizzenhaft und selbstverständlich noch nicht ausgereift, an seelischen Problemen, an qualvollen inneren Erlebnissen künstlerisch feinfühliger Naturen. Es ist hier vieles versprochen, reiche Hoffnungen sind geweckt.

Und diese beiden Hoffnungskinder mögen für heute den Schluß machen.

Nachdruck verboten.

Der Rennwolf.

Von Estelle du Bois-Reymond in Berlin.

Siehe die Abbildungen Seite 9.

„Wir sangen der Eisgangs-Lieder noch viel . . . .
Von der bahnvernichtenden Flocke!
Ach, sie verscheucht den Waller auf bestirntem Krystall,
Wie der Gewitterregen
Den Waller im durchblümten jungen Grase!"

So seufzte vor mehr als hundert Jahren der halbvergessene Dichter des Eislaufs, Klopstock. Und nach ihm seufzte seitdem so manches Eisläufer-Herz, wenn nach einer Reihe von klaren Frosttagen die Schneewolken sich zusammenballten, und eine undurchdringliche Decke sich erbarmungslos auf die blankgefrorenen Seen legte. Allein jedes Ding hat seine zwei Seiten. Derselbe Schneesturm, der den Eissport vereitelt, eröffnet ein anderes Gebiet: den Schneesport.

Schon vor einigen Jahren wurden die norwegischen Schneeschuhe oder ski in Deutschland eingeführt, die sich rasch Freunde erworben haben. Aber ihr Gebrauch beschränkt sich im wesentlichen auf hügeliges Terrain, da das Hinabgleiten von Abhängen und der weite mit gewaltigem Schwung ausgeführte Sprung dabei die Hauptsache sind. Nun ist in diesem Winter aus Schweden ein neues Beförderungsmittel zu uns gekommen, das sich ganz besonders für die norddeutsche Ebene, namentlich für das Befahren verschneiter Seen eignet, an denen die Mark, Mecklenburg und Holstein so reich sind. Es handelt sich um einen Tretschlitten, der bei den schwedischen Bauern im „Norrland" üblich ist, den sogenannten Sparkstötting oder Rännulf, zu deutsch Rennwolf.

Dieser Schlitten besteht aus zwei Schneeschuh-artigen Kufen, die durch ein leichtes Holzgerüst mit einander verbunden sind. Man steht mit einem Fuß auf einem der hinteren Kufen-Enden, stützt sich mit beiden Händen auf eine an dem Gerüst angebrachte Querstange und stößt sich mit dem freien Fuße kräftig vom Erdboden ab. Zu diesem Zwecke trägt man derbe Stiefel und schnallt sich Schlittensporen an die Füße. Einer weiteren Ausrüstung bedarf es nicht. An dem Schlitten befindet sich ein kleines Sitzbrett, auf dem ein zweiter Passagier, oder eine leichte Bürde befördert werden kann. Der ganze Schlitten ist aus schwedischem Fichtenholze gebaut. Der für Erwachsene bestimmte wiegt 10 bis 15 Kilogramm. In der Art wie er heute zu Sportzwecken angefertigt wird, ist er vollständig in seine einzelnen Theile zerlegbar, sodaß man ihn bequem in der Hand tragen, oder auf der Eisenbahn transportiren kann. Derartige Schlitten sind beispielsweise durch die Berliner Firma B. Birkholz zu beziehen. Der Preis beträgt 20 bis 27 Mark.

Während nun der Schneeschuh ungebahnte Wege und eine ziemlich mächtige Schneeschicht erfordert, eignet sich der Rennwolf hauptsächlich zum Befahren von geebneten Straßen, auf denen fester Schnee dem abstoßenden Fuß einen gewissen Halt gewährt, also für Chausséen, festgetretene Waldwege und Eisflächen. Zugleich bietet die Länge der Kufen einigen Schutz gegen die Gefahr des Einbrechens, die bei Fahrten über unerprobtes, verschneites Eis nicht unerheblich ist. Man kommt mit dem Rennwolf ungefähr ebenso schnell vorwärts wie ein Schlittschuh-Läufer. Unter günstigen Umständen kann man in einer Stunde bis 20 Kilometer zurücklegen. Darüber entscheidet die Bodenbeschaffenheit und dann die Geschicklichkeit der Fahrenden, denn auch dieser Sport ist nicht ohne Uebung erlernbar, obgleich er geringere Anforderungen an den Anfänger stellt, als der Schneeschuh-Lauf, und daher Alt und Jung gleich zugänglich ist.

Ursprünglich war der Gebrauch des Rennwolfs auf eine einzige Provinz Schwedens beschränkt. Von dort aus hat er seinen Weg nach Stockholm gemacht, wo er jetzt in sportmäßiger Weise ausgebeutet und zu Wettfahrten benutzt wird. Seine Einführung in Deutschland ist ein Experiment, hoffentlich ein erfolgreiches. Es muß sich noch zeigen, ob der Schnee bei uns lange genug liegen bleibt, damit weitere Kreise Gelegenheit haben, die Bekanntschaft der Rennwolfs zu machen. Das Bedürfniß der Menge nach körperlicher Bewegung in der freien Luft nimmt von Jahr zu Jahr zu; jede neue Uebung, die diesem Bedürfniß entgegenkommt, ist freudig zu begrüßen. Wer einmal draußen war, wenn die Wintersonne rothglühend über dem bereiften Walde aufging, und die weite Eisfläche von Ufer zu Ufer in perlmutternem Glanz erschimmerte, den leidet es nicht mehr im Hause, sobald das Quecksilber unter Null Grad sinkt. Er zieht hinaus aus der dunstigen Ameisenstadt, wo die Menschen übergeschäftig ihrem leidigen Tagewerke nachhasten, und ruft im Geiste dem freiwillig Zurückbleibenden mit Klopstock zu:

„Auf denn, erwache! Der December hat noch nie so schön,
Nie so sanft, wie heut, über dem Gefilde gestrahlt,
Und die Blume vom nächtlichen Frost
Blühte noch niemals, wenn es tagte, so!"

Nachdruck verboten.

Anton Rubinstein †.

Von Richard Schott in Berlin.

Auf einen Musiker, von dem ein Mann wie Hans von Bülow sagte: „Daß Rubinstein die Gabe des Sanges besitzt, das beweisen seine vielen schönen, sehr beliebt gewordenen Lieder; daß er maßvoll, kurz, meisterlich zu instrumentiren versteht, seine großen Symphonien u. s. w. Möge sich sein Licht recht bald weit verbreiten", auf einen Künstler, der schon als Knabe den großen Liszt zu dem Ausruf begeisterte: „Der wird der Erbe meines Spiels!" — auf solchen Mann darf das Wort Schiller's:

„Denn wer den Besten seiner Zeit genug
Gethan, der hat gelebt für alle Zeiten",

sicherlich mit Recht angewendet werden. Und thatsächlich hat Rubinstein nicht nur dem großen Publicum, das ihm zujubelte, wohin er nur kam mit seinem flammenden Temperament, er hat auch den Besten seiner Zeit genug gethan! Strenge „Nichts-als-Kritiker" haben es zwar zuweilen gerügt, daß er zu subjectiv spiele, daß er die Meister, deren Werke er reproduciren solle, durch seine eigene Persönlichkeit in den Hintergrund dränge. Dem unbefangen empfindenden Hörer gegenüber aber war es gerade die künstlerische Persönlichkeit Rubinstein's, die zur Begeisterung hinriß; diese Persönlichkeit, die einen Konzertabend, an dem er am Bechstein erschien, für jeden einzelnen im Publikum zu einem unvergeßlichen Ereignisse stempelte. Am Treffendsten wird solche unmittelbare Wirkung durch einen Ausspruch von Rubinsteins Mutter

Anton Rubinstein † am 21. November 1894.
Nach einer Photographie
von E. Bieber, K. Bayer. Hof-Photograph, Berlin.

charakterisirt, dessen Kenntniß der Verfasser dieser Zeilen der Mittheilung seines Freundes, des Dr. S. Bernstein in Steglitz, verdankt, der in Odessa häufig Gelegenheit hatte, sich mit der geistreichen, energischen Frau zu unterhalten, die selbst einst als Konzertsängerin von Ruf die Welt durchreist und ihren Kindern den ersten Klavierunterricht ertheilt hatte. Auf die Frage, welcher von ihren beiden Söhnen besser gespielt habe, Anton oder der 1881 verstorbene Nicolai, antwortete Frau Rubinstein: „Das waren ja ganz verschiedene Naturen! Nicolai spielte großartig schön, sogar correcter und sauberer als Anton. Wenn Nicolai in Gesellschaft spielen mußte, das gab ja immer einen fabelhaften Beifall. Er war in der Wiedergabe der Meister von einer rührenden Treue, von einer Gewissenhaftigkeit, die sich nie genug that, die ganz unbeschreiblich ist. Wenn der heilige Geist in Person herabgestiegen wäre, er hätte an dem Spiele keine Note, keinen Accent, kein Jota zu ändern gefunden. Und wenn Nicolai sich vom Flügel erhob, dann erscholl immer ein brausendes Händeklatschen, einen Jubel, ein Beglückwünschen ohne Ende. — — Antons Spiel aber, das war etwas ganz anderes! Wenn er mit einem donnernden Accorde schloß, oder mit einem zarten, hingehauchten Pianissimo, da blieb oft alles mäuschenstill, ebenso, wie er selbst oft in Gedanken sitzen blieb. Sie schwiegen alle; denn sie fühlten, so spielt nur ein Gott. Es war eine Stimmung, so innerlich, so ernst, so andächtig, wie in der Kirche. Und das war meinem Anton das Liebste; denn aus Händeklatschen, Bravo-Rufen und Compliment-Spenden machte er sich nicht viel."

Die Macht der Individualität war es, die dem Meister zu seinen schönsten Triumphen verhalf, und diese Macht war merkwürdigerweise bei dem Virtuosen Rubinstein größer, als bei dem Componisten, der deshalb auch nie ganz die Bedeutung und Anerkennung erlangen konnte, die dem Klavierspieler in der ganzen Welt zugestanden wurde. Heinrich Ehrlich, der bekannte Musik-Schriftsteller, glaubt freilich die verhältnißmäßig geringere Ersprießlichkeit von Rubinsteins eigenem Schaffen auf andere Ursachen zurückführen zu müssen. Er schreibt einmal an Eugen Zabel, den Verfasser der 1892 erschienenen trefflichen Rubinstein-Biographie: „Rubinstein habe ich 1845 bis 1846 in Wien gekannt. Er wohnte in einer Seitenstraße der Kärnthnergasse, Hof, drei oder vier Treppen, und gab Lectionen, wenn von ihm welche verlangt wurden. Eines Tages zeigte er mir Lieder und Skizzen größerer Compositionen, und ich prophezeite ihm, daß er ein großer Mann werde müsse, wenn er in dieser ernsten Weise fortführe, was er leider nicht so ganz gethan hat. . . . „Er ist ein reichster Erfinder geblieben, aber ein nicht immer ernster Ausführer."

Nun, sei dem nun, wie ihm wolle; interessant ist Rubinsteln auch als schaffender Künstler immer gewesen, und unter den neueren Componisten gebührt ihm sicher einer der ersten Plätze. „Rubinsteins Stil ist Beethoven'scher als der Mendelssohn'sche, durchsichtiger als der Schumann'sche, geschmackvoller und tiefer als der Hiller'sche, relictis ceteris", urtheilte Hans von Bülow einmal in einer Kritik über Rubinsteins Klavierkonzert in G-dur. Unvergängliche Erfolge freilich sind ihm außer mit seinen Lieder-Compositionen, von denen viele längst volksthümlich geworden sind, versagt geblieben. Von seinen Opern und Oratorien, von den „Maccabäern", die bei uns am bekanntesten geworden, von dem „Dämon", „Feramors", „Nero", dem „Verlorenen Paradies", „Sulamith" u. s. w. haben nur einzelne Stücke sich in der Gunst der Musikfreunde zu behaupten vermocht; diese aber sind auch oft von hervorragender Schönheit. Seine letzte in der Berliner Hofoper aufgeführte Bühnen-Composition war die graziöse Musik zu dem Ballet „Die Nebe". Am beliebtesten ist der Componist Rubinstein jedenfalls auf dem Gebiete des Liedes geworden, das ihm einige unvergleichliche Perlen verdankt. Hier sprudelt die Erfindungskraft des Meisters am frischesten, hier theilt er uns das, was er empfunden, am unmittelbarsten mit. Der „Asra", „Es blinkt der Thau", „Gönnt mir goldne Tageshelle" und viele andere Gesänge werden gewiß niemals von den Repertoires der Liedersänger und -Sängerinnen verschwinden.

Unvergängliche Verdienste hat Rubinstein sich als Leiter der von ihm gegründeten Russischen Musikgesellschaft und des Petersburger Conservatoriums um sein Vaterland erworben, und hierbei kamen auch seine persönlichen Vorzüge, seine große Herzensgüte, sein unvergleichlicher Wohlthätigkeitssinn, — er erspielte, wie man ausgerechnet hat, im Laufe der Jahre nicht weniger als 300,000 Rubel für wohlthätige Zwecke, — seine Lebensklugheit, sein unermüdlicher Fleiß und seine gewaltige Arbeitskraft in besonders hohem Grade zur Geltung. Selten wohl hat ein Lehrer die Hochachtung und Verehrung seiner Schüler in so reichem Maße genossen, wie Rubinstein. „Man kann sich keine größere Verehrung vorstellen," erzählt ein ehemaliger Schüler des Conservatoriums, Laroche, „als wir jungen Leute für Anton Rubinstein hegten. Wir bildeten eine bunte Menge. Wir gehörten verschiedenen Richtungen an. Richard Metzdorff fühlte sich als Wagnerianer. Slawinsky begeisterte sich für die neuen Erscheinungen, schwärmte zuerst für Schumann und dann für Seroff. Ich betete Berlioz an. Tschaikowski schwärmte für Mozart und zuweilen auch für Glinka. Aber alle, wie wir da waren, vergötterten Rubinstein!" —

Nun hat denn am 21. November 1894, an welchem Tage Anton Rubinstein 65 Jahre alt in seiner herrlich am Meeresufer gelegenen Villa in Peterhof an Herzschlag starb, ein wahrhaft bedeutendes, an inneren und äußeren Erfolgen außergewöhnlich reiches Künstlerleben seinen jähen Abschluß gefunden. Ein Künstler und Mensch ist dahingeschieden, dem auch ein anderes Schiller'sches Wort nachgerufen werden darf:

„Nur zwei Tugenden giebt's. O, wären sie immer vereinigt,
Immer die Güte auch groß, immer die Größe auch gut!"

Anton Rubinstein war ein großer und ein guter Mensch zugleich, und als ein solcher wird er fortleben in der Erinnerung aller, die das Glück gehabt haben, ihn und seine Kunst kennen zu lernen.

Nachdruck verboten.

Die Staupsäule am Breslauer Rathhaus.

Zu dem Bilde von Grete Waldau in Breslau. — Siehe Seite 13.

Die Hauptstadt des Schlesierlandes ist bekanntlich reich an interessanten architektonischen Schöpfungen, unter deren Profan-Bauten das schöne Rathhaus die Gothik am würdigsten vertritt. Aus den vielen Details dieses Baues hat nun Fräulein Grete Waldau, eine begabte Künstlerin, die „Staupsäule" zum Gegenstande des hübschen Bildes gemacht, das wir hier in Holzschnitt reproduciren. Die Säule selbst, wie der reich ornamentirte Erkerthurm dahinter sind aufs glücklichste zur Geltung gebracht; es strömt uns der volle Hauch der wohlhabenden und schönheitsfrohen und zugleich auf Zucht und Sitte haltenden alten Wratislavia daraus entgegen. — Das „Staupen" im Mittelalter ging gewöhnlich einer Landesverweisung voran. Der Verbrecher, der des Landes verwiesen werden sollte, wurde vom Henker an der Säule öffentlich mit Ruthen ausgepeitscht und dadurch entehrt. R. Z.

Redactions-Post.

Fragen.

Russische Osterformel. — Könnte mir eine Mitleserin sagen, wie die Begrüßungsformel der Russen am Osterfest: „Christus ist erstanden, — er ist wahrhaft auferstanden", auf russisch lautet? Ich wäre für gütige Auskunft sehr dankbar. L. M. in W.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Perlen (176). — Im 9. Jahrhundert erschienen die „Traumlehren" des Astrampsychus und des Nicephorus, wo es heißt: „Perlen bedeuten einen Thränenstrom". In dieser Stelle hat das Citat in „Emilia Galotti" seinen Ursprung.

Regierungsrath Sz., Wien. — Das officielle Organ der Allgemeinen deutschen Bühnen-Genossenschaft ist die von Dr. P. Kühn in Leipzig redigirte Zeitschrift „Deutsche Dramaturgie".

Mitarbeiterin in Blumenau. — Es empfiehlt sich stets, bei Briefunterschriften an die Redaction zu bemerken, ob die Schreiberin Frau oder Fräulein ist. Die Redaction weiß ja sonst nicht, wie sie adressiren soll. Ebenso kann man, wenn nur der Anfangsbuchstabe des Vornamens angegeben wird, zuweilen nicht errathen, ob der Absender Herr oder Dame ist. — Die principielle Wiederholung der genauen Wohnungsangabe in Briefen ist überhaupt eine praktische Gewohnheit, die man nur bei offenbarer Ueberflüssigkeit außer acht lassen sollte. — Schließlich muß die deutlich lesbare Namensunterschrift als eine Sache von größter Wichtigkeit bezeichnet werden. Es ist rücksichtslos, den Namen schwer lesbar zu schreiben, und recht wenig gescheidt, falls man dies absichtlich thut, um mit einem originellen Namenszuge zu paradiren.

Victoria S., Sudenburg. — Vorsitzende des Lette-Vereins ist Frau Anna Schepeler-Lette, Berlin, Großbeerenstr. 5. — Die Vorlesungen des Lette-Vereins im Winter 1895 begannen am 9. Januar mit einem Vortrage des Hauptmanns a. D. Tanera. Am 16. Januar spricht Alexander Meyer „Ueber die Arbeit"; am 23. Januar erzählt Johannes Trojan „Ernstes und Heiteres aus eigenen Schriften"; am 30. spricht Fritz Mauthner „Zur Geschichte der Liebe in der Poesie"; am 6. Februar macht Julius Stinde Mittheilungen „Aus der Familie Buchholz", und am 13. Februar endlich wird Ernst Wichert über ein noch nicht bestimmtes Thema reden.

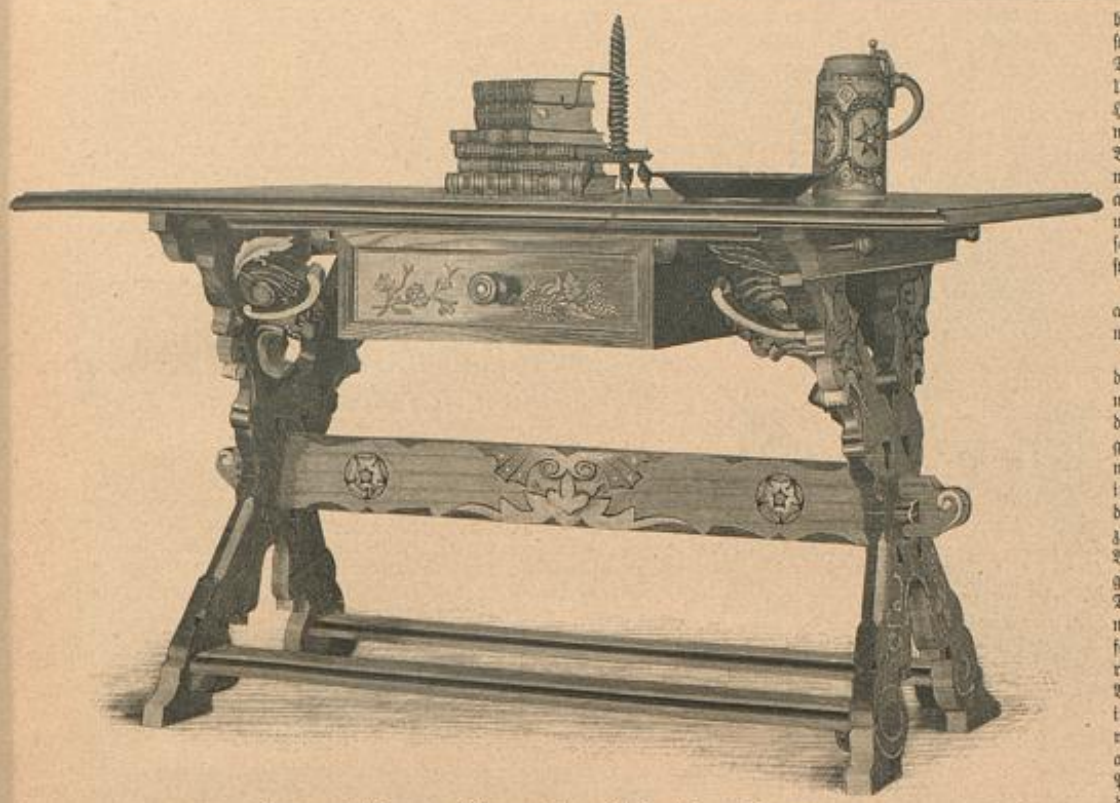
H. v. L., Schönau. — Die erste Nähmaschine kam 1854 aus Amerika nach Berlin und befindet sich heute im Besitze eines dortigen Schneidermeisters. Ihr erstes Debut bestand in Herstellung einer Steppjacke, die König Friedrich Wilhelm IV., als er in Begleitung von Prinzessinnen die Maschine besichtigte, zum Geschenk annahm.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W. Potsdamerstraße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

13. Januar 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 2.



Bauerntisch aus Föhrenholz mit farbiger Bemalung.

Unter dem Namen Deutsche Bauernmöbel hat die Firma J. A. Eysser in Nürnberg Zimmer-Einrichtungen geschaffen, deren einzelne Gegenstände sich durch schlichte Formen auszeichnen, verbunden mit gediegener Ausstattung. Der große Tisch mit verschränkten Beinen und breiter Leisten-Verbindung, nebst fortlaufenden Stützen für die Füße der Sitzenden, zeigt farbige Bemalung auf dunkel gebeiztem Holzgrund. Zu 77 cm Höhe des Fußgestelles hat die Tischplatte eine Größe von 140 zu 90 cm. Ein eckiger Schiebekasten vervollständigt den für ein Herren- oder ein einfaches Wohnzimmer geeigneten Tisch. E. F.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Gegenwärtig wird ein Ausspruch Kaiser Wilhelms II. besprochen, in dem der Monarch gesagt haben soll, er könne nichts Besseres für die Wohlfahrt seines Landes denken, als daß jedes deutsche Mädchen dem Vorbilde der Kaiserin folgen und gleich derselben ihr Leben der Pflege der drei „K" widmen würde: Kirche, Kinder und Küche. — Die Kaiserin geht um halb zehn Uhr zu Bett und steht um sechs Uhr auf. Sie überwacht ihre sieben Kinder sorgsam beim Lernen, wie beim Spielen! Auch um die Dienerschaft kümmert sie sich, und eine der wenigen von ihr bekannten Aeußerungen gilt der Dienstbotenfrage. Diese Aeußerung lautet: „Nach meiner Ansicht entspringt der unbefriedigende Zustand unserer Dienstboten dem Umstande, daß die Hausfrauen sich zu wenig um deren Wohlergehen kümmern. Wir sollten alles aufbieten, um unserer Dienerschaft ihre Mußestunden im Hause so angenehm als möglich zu machen."

Wien. — Das der Künstler-Genossenschaft von den Frauen Wiens gewidmete Banner ist nunmehr im Stiegenhause des Künstlerhauses zur Seite einer Votiv-Tafel aufgestellt worden. Diese nach Zeichnung des Professors Karl Mayreder hergestellte Votiv-Tafel zeigt in röthlicher Marmor-Umrahmung auf dunkelgrünem Porphyr in goldenen Lettern die Inschrift: „Aus Anlaß des fünfundzwanzigjährigen Bestehens dieses Hauses sind die Frauen Wiens am 16. December 1894 der Genossenschaft der bildenden Künstler Wiens als Stifter beigetreten."

Kopenhagen. — Eine interessante Autographen-Sammlung auf einer Fensterscheibe enthält einer der dänischen Hof-Salon-Wagen. Es haben in demselben nämlich eine große Anzahl fürstlicher Besucher des gastlichen Königshauses von Dänemark mit Diamanten ihre Namen auf ein und dasselbe Wagenfenster gekritzelt, und zwar, — was der Sammlung noch einen besonderen Reiz verleiht, — ihre Namen in derjenigen Form, in welcher diese in traulichem Familienkreise bekannt sind. Obenan stehen: Bertie und Alix (Prinz und Prinzessin von Wales), darunter: Sascha 1883 (der verstorbene Kaiser Alexander III. von Rußland). Danach kommt die jetzige Kaiserin-Witwe als: Dagmar und daneben: Eddy (der verstorbene Herzog von Clarence). Unter den anderen Fürstlichkeiten seien noch hervorgehoben: Nicky (Großfürst von Rußland), Nick (der gegenwärtige Zar), Alix (die Zarin), Christian (König von Dänemark) und Wilhelm (der deutsche Kaiser). — Es läßt sich nicht leugnen, daß manche der Namen nicht so leicht zu entziffern sind. Einige von den Fürstlichkeiten haben sich offenbar „eingeschrieben", während der Zug in Bewegung war.

Stockholm. — Nach hier eingetroffenen Meldungen aus Rom hat der Aufenthalt in dem dortigen milden Klima eine wohlthätige Wirkung auf das Allgemeinbefinden der Kronprinzessin von Schweden und Norwegen ausgeübt. Die Prinzessin wird den größten Theil des Winters in Rom verbleiben.

Warschau. — Gräfin Cäcilie Plater-Zyberk hat sich als Meister bei der Warschauer Schneider-Genossenschaft eintragen lassen. Die Gräfin führt schon seit Jahren eine Frauen-Handarbeitsschule; sie beabsichtigt nun, ihre Schülerinnen als Lehrlinge bei der Genossenschaft einzutragen, um sie dann als Gesellen freisprechen zu können.

London. — Vor kurzem hatte eine Gesandschaft des afrikanischen Volksstammes der Swazis eine Audienz bei der Königin. Die Ansprache, welche der Wortführer der Schwarzen an die hohe Frau richtete, bewegte sich in ziemlich unklaren Ausdrücken. In einem Satz wurde „die große weiße Königin" angefleht, die „Kleinen" zu erhalten und zu beschützen. Mag nun das Wort „Kleine" in der Swazi-Sprache gelautet haben, wie es will, der Dolmetscher übersetzte es durch „Baby". „Aber wo ist das Baby?" fragte die Königin, deren mütterliche Gefühle durch das Wort erregt wurden. „Hier", sagte der Dolmetscher und zeigte auf einen — dunklen Krieger von sechs Fuß Höhe! Die Königin lächelte, und die anwesenden Engländer hatten alle Mühe, ihren Ernst zu bewahren.

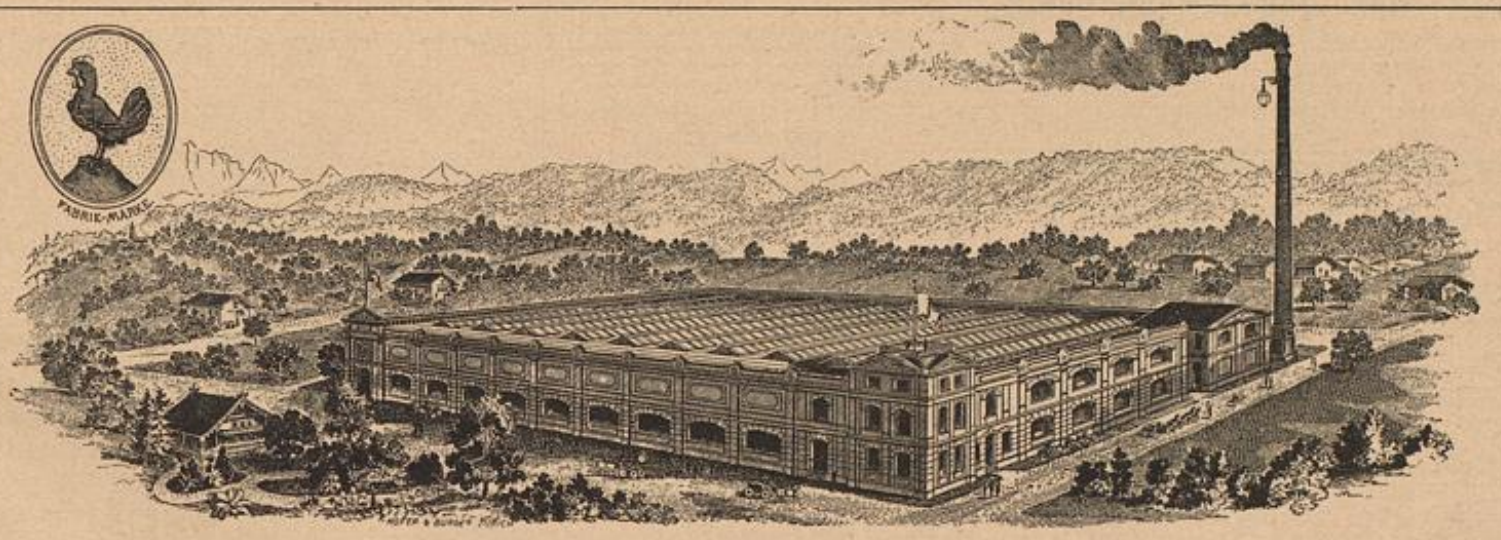
Paris. — Eine neue Frauen-Beschäftigung, die Handschriften-Malerei, hat sich hier in den letzten Jahren herausgebildet. Bis jetzt sind es nur vornehme junge Damen, die Bücher schreiben und mit reizvollen Bildchen, Zierat und Anfangsbuchstaben versehen. Es sind dies ausschließlich Gebetbücher zum eigenen Gebrauch oder zu Geschenken. Manche Braut ist stolz darauf, an ihrem Hochzeitstage ein selbstgeschriebenes, kunstreich verziertes Gebetbuch zu haben. Für den Handel ist in dem alt-neuen Fache noch nicht gearbeitet worden.

Die Mode.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Kostüm im Rubens'schen Charakter.

Berlin. — Den Phantasie-Masken, für die keine Idee zu originell, keine Ausführung zu gewagt ist, solange sie geschmackvoll und kleidsam bleibt, stellen sich die strengen Nachbildungen historischer Kostüme entgegen. Zwischen beiden Kostüm-Arten vermittelt jedoch jenes Genre, das, mit Zugrundelegung des historischen Charakters, sich doch nicht zu ängstlich an diesen hält und in Einzelheiten die eigene Phantasie so weit zur Geltung kommen läßt, wie es aus Gründen der Kleidsamkeit, — vielleicht auch aus Rücksicht auf den Geldbeutel, — wünschenswerth erscheint. Unsere Skizze stellt ein Kostüm im Rubens'schen Charakter dar, eine Tracht, die sich ihres malerischen Reizes wegen stets besonderer Vorliebe erfreut. Das Schleppkleid aus rothem Sammet vervollständigt ein blau damassirter Einsatz in Rock und Taille; blauer Damast bildet den engen Aermel, den an seinem oberen Bausch Sammetstreifen überspannen. Aus schönen Venetianer



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) **Zürich**

empfiehlt:

Foulard-Seide

95 Pf.

bis **Mk. 5.85** p. Meter in den neuesten Dessins und Farben.

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v.	Mk. 1.85—18.65	**Seiden-Grenadines**	v.	Mk. 1.35—11.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„	„ 13.80—68.50	**Seiden-Bengalines**	„	„ 1.95— 9.80
Seiden-Foulards	„	95 Pfge.— 5.85	**Seiden-Surahs**	„	„ 1.35— 6.30
Seiden-Masken-Atlas	„	60 „ — 3.15	**Seiden-Faille française**	„	„ 2.45— 9.85
Seiden-Merveilleux	„	75 „ — 9.65	**Seiden-Crêpe de Chine**	„	„ 2.35—10.90
Seiden-Ballstoffe	„	60 „ —18.65	**Seiden-Foulards japan.**	„	„ 1.45— 5.85

p. Meter.

Seiden-Armûres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. **porto-** und **steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Eichhörnchen. Pfauenauge.
Kopfbedeckungen für Maskenbälle.

Relief-Spitzen bestehen der breite Kragen wie die Aermel-Manschetten. Bereichert wird das prächtige Kostüm durch Perlschnüre für Hals-, Taillen und Rock-Garnitur, die goldene, edelsteingeschmückte Agraffen zusammenhalten. Den Kopf bedeckt ein großer, kühn geschwungener Sammethut, geschmückt mit langen, gelben und blauen Straußfedern.

Wer einen Maskenball ausschließlich in der Rolle der Zuschauerin besucht, begnügt sich gern damit, nur mit einer originellen Kopfbedeckung, höchstens noch mit einigen Abzeichen der Toilette, dem Carneval ein Zugeständniß zu machen. Diese Kopfbedeckungen können überaus reizvoll und capriciös und, in Verbindung mit einer duftigen Ball-Toilette, häufig ganz besonders kleidsam sein. So erscheint eine Coiffüre aus sechs schwarzen Straußfedern, die sich theils vorn sehr kühn erheben, theils hinten und seitwärts auf das Haar legen, hier von tiefrothem Chrysanthemum gehalten, von besonders pikantem Reiz. In etwas gemäßigter Form würde das Arrangement auch zur gewöhnlichen Gesellschafts-Toilette zulässig sein. Die Robe besteht aus wassergrüner Seide, die bläuliche Gaze verschleiert; letztere bildet auch die seitwärts durch ein breites Seidenband emporgenommenen Aermel. Um den Hals legt sich ein rothes Sammetband, hinten zur Schleife gebunden. Als äußerst amüsanter Carnevals-Scherz bietet sich der Fächer. Aus weißem, mit bunten Rosensträußen bedrucktem Carton bestehend, ist derselbe mit Ausschnitten und Carton-Streifen genau in der Art eines Zug-Rouleau eingerichtet. Ein Druck am Griff genügt, die Jalousie zu schließen, oder, wie unsere Skizze zeigt, zu öffnen, sodaß die Trägerin auf diese Weise ihre Beobachtungen machen kann, ohne selbst allzuviel gesehen zu werden. — Genaue Anleitung zur Herstellung des großen Flügelhutes aus rothem Krepp mit Nelken-Garnitur giebt die Rubrik „Putz“ im technischen Theil der heutigen Nummer. Zu der enormen Breite des Hutes bilden mächtige Epaulettes aus Gold-Gaze, die mit Draht gesteift auf den Schultern hochstehen, den wünschenswerthen Ausgleich. Das Kleid selbst besteht aus weißer Seide, ist vorn mit goldgesticktem Krepp garnirt und mit einem Nelkenstrauß geschmückt.

Maskenhut aus Krepp, mit Nelken-Garnitur.

Carnevals-Coiffüre mit Straußfedern; Fächer mit Jalousie-Vorrichtung.

Mehr als ein Scherz, der wohl im kleinen, intimen Kreise sehr lustig wirken kann, denn als Vorlagen für einen größeren Maskenball, sind die beiden kleinen Skizzen zu betrachten. Bei der einen krönt den Kopf ein Eichkätzchen, während Pelzschwänzchen den Ausschnitt umranden und andere Schwänzchen von Köpfchen gehalten, sich von der Halskrause aus strahlenförmig über den Ausschnitt spannen, — eine amüsante Carricatur der Tagesmode, die den Pelzköpfchen und -Schwänzchen eine mehr als gerechtfertigte Verwendung gönnt. Als Kopfbedeckung der anderen Dame dient ein riesenhaftes Pfauenauge. Gleiche, etwas kleinere Schmetterlinge ersetzen die Achselschleifen.

Wien. — Über den Gebrauch von Parfum herrschen sehr verschiedene Ansichten, — die eine will ihn der Frau der guten Gesellschaft überhaupt nicht gestatten, die andere hält ihn für unerläßlich. Allerdings darf auch dann nur das feinste Parfum in discretester Weise zur Anwendung kommen, sodaß es für die Umgebung kaum als leiser Hauch wahrnehmbar ist. Neben „peau d'Espagne“ wird augenblicklich „Moïka“, „Bouquet vingtième siècle“, „Heliophore“ und „Strenia“ bevorzugt; Delahais und Houbigant haben diese Compositionen in den Handel gebracht, die theils eine pfefferartig penetrante Schärfe, theils Moschusduft aufweisen und daher mit ganz besonderer Vorsicht zu gebrauchen sind. Mittelst einer eigenartigen, flachen Zerstäubeflasche aus federndem Metall, die durch einfaches Zusammendrücken der Hand functionirt, können diese Wohlgerüche auf das Feinste vertheilt werden. Der festschließende Apparat wird, mit Kölnisch-Wasser oder Tannenduft-Parfum gefüllt, oft in der Tasche mitgeführt. N. Br.

Handarbeiten

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Extra-Blätter der Illustrirten Frauen-Zeitung. Nr. 72 Plattstickerei. Den verschiedenen Darbietungen des Extra-Blattes sei noch ein Wort über die Verwendbarkeit der schönen Muster hinzugefügt. Der Hauptreiz des alten Musterstückes beruht allerdings auf der einheitlichen Ausführung in Stickerei, doch läßt sich auch mit der Anwendung einzelner Musterpartien reiche Wirkung erzielen. Für Portièren, Tisch- oder Billard-Decken z. B. bietet die breite Eckborte, Abb. 3, eine prächtige Ausstellung; dem Moiré-, Tuch- oder Ripsgrund der Plattstickerei kann sich beliebig Rand- und Mittelfläche von Sammet, Plüsch oder Fries gesellen. Der Bogenabschluß, Abb. 4, wie der Plein, Abb. 2, eignet sich, auf Leinen, Seide oder Filet-Canevas gearbeitet, zur Ausschmückung von kleineren Decken, Körben, Sophahehängen u. dgl. — J. F.

— Schmale und breitere Kleiderbesätze, besonders zu den rauhen englischen Stoffen, lassen sich schnell fördernd und billig aus Wolle selbst herstellen. Zum Häkeln eignet sich für feinere Börtchen am besten die leicht drellirte nordische Wolle, für kräftige Borten die sogenannte Deckenwolle. Als Abschluß des unteren Rockrandes wirkt eine Luftmaschen-Kette sehr gut, in die eine Reihe fester Maschen greift oder eine Schnur, in Art der bekannten Pfeifenschnüre ausgeführt. Feste, breitere Borten, ähnlich der Herkules-Tresse, entstehen durch mehrere Reihen Kettenmaschen, die in zwei Farben wechseln oder in einer Farbe abschattirt werden können. Rosetten stellt man sehr reizend durch Wickelmaschen her; in einen Ring von 3—4 Luftmaschen greifen hierfür 8—9 Wickelmaschen. Die einzelnen Rosetten sind unsichtbar an einander zu fügen und lediglich noch je durch kleine, mit Picots gezierte Luftbogen zu bereichern. Im Häkeln Geübten wird es Freude machen, selbst Muster zu erfinden; es sei nur noch darauf hingewiesen, daß sehr häufig die linke Seite der Häkelarbeit passementerie-artiger wirkt als die rechte, also nach oben zu nehmen ist. M. St.

Bezugsquellen: Fächer mit Jalousie-Vorrichtung: C. Sauerwald, W, Leipzigerstr. 21. — **Zerstäubeflasche und Parfums:** Alfred Becher, Wien I, Kärnthnerstr. 43 und G. Lohse, Berlin W, Jägerstr. 46. — **Bauerntisch aus Föhrenholz:** J. A. Eysser, Hof-Möbelfabrik, Nürnberg, Pellerhaus.

Akademische Schule für bildende Künste, Berlin W., Lützowstrasse 82.
Getrennte Kurse für Damen u. Herren. **Zeichnen** u. **Malen** (Elementares, Landschaft, Blumen, Stillleben, Portrait, Akt). — **Kupferstechen** u. **Radiren.** — **Modelliren.** — Perspektive, Anatomie, Kunstgesch. — Lehrer: Die Herren Maler Prof. **P. Barthel, T. von Eckenbrecher, Conrad Fehr, E. Hausmann W. Herwarth** und **H. Looschen.** Bildh. **O. Riesch** und Kupferst. Prof. **G. Eilers.** — Privatunterricht wird ertheilt. Anmeld. Vormittags. Prospekte gratis beim Vorsteher **Conrad Fehr.**

Industrie- und Haushaltungsschule
Dresden-Neustadt, Kaiserstraße 5, 2.
Der Unterricht umfaßt Kochen, Waschen, Plätten, Zimmerreinigen, Schnittzeichnen, Schneidern, Wäschezuschneiden, Maschine- und Handnähen, Putzmachen, Kunstarbeiten, Elementarunterricht, Buchführung. — Pensionspreis mit Unterricht 500 Mk. Musik und Sprachen extra u. nur auf Wunsch. — Prospekte grat. durch die Vorsteherin **A. Schoel.**

Photographische Lehranstalt
für Damen und Amateure
von
W. Büsing, Berlin W., Bendlerstrasse 13.
Gelehrt werden **sämmtliche** photogr. Negativ- und Positiv-Verfahren, wie photo-mechanische Druckverfahren. Der Unterricht ist sowohl praktisch, wie theoretisch. Eintritt jeder Zeit. Kurze u. längere Kurse. Uebernahme aller vorkommenden photogr. Arbeiten. Nähere Auskunft wird bereitwilligst ertheilt.

Von der Kgl. Staatsregierung conc. Lehranstalt.
Deutsche Schneider-Akademie
Leipzig, An der Pleisse 3.
Damenschneiderei, Mäntel-Wäsche-Confection.
Zuschneide und Praktische Curse, Zeichnen und Buchführungs-Curse etc.
Reifezeugniss: als Directrice, Schneiderin etc. **Prospecte** gratis.

Malerinnen-Schule
Karlsruhe
U. d. Prot. I. K. H. d. Grossherz. Luise v. Baden
Lehrplan u. nähere Auskunft durch d. Vorstand.

Das Atelier der Kunststickschule des
Frauenerwerbsvereins zu Dresden,
Ferdinandstr. 13, II,
empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Sicheres Einkommen.
Schneiderinnen, Modistinnen, Friseurinnen u. weiblichen Agenten, weise ich einen vortrefflichen Nebenverdienst nach, der ohne Kapital oder Spesen zu erreichen ist. Adressen erbeten an **Rudolf Mosse,** Berlin S. W. unter **„K. 2384“.**

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc.
Gobelin-Vernis- martin u. aller Phantasie-Malereien. **Unterricht,** Ausführung und Entwürfe im **Atelier** von **Johanna Helfer,** *Berlin, W. Bülowstrasse 21.*

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b. Fr. Clara Roth, Berlin W, Lützowstr. 84a.

Verkauf:
seltenster antiquer italienisch. Spitzen u. Stickereimuster, desgl. hervorragend schöner alter Nadelarbeiten. Interessenten belieben Adressen sub „Italien“ bei d. Expedition zu hinterlegen.

Die Kunst der Graphologie!
Charakterdeutungen aus d. Handschrift w. angefertigt à 75 Pfg., mit Begründung 1,50 Mk. Schriftprobe u. Betrag in Briefmarken einzusenden an
E. L. Berger, Bonn, Königstr. 39.

Häusliche Kunst.
Herausgegeben von
Frieda Lipperheide.
Mit 585 Illustrationen.
Vollständig in elf Lieferungen zu je 50 Pf., oder in elegantem Leinenband mit farbigem Titel-Aufdruck 7,00 Mark.
Das Werk enthält zahlreiche **Techniken,** welche bei Anwendung der **einfachsten** Mittel gestatten, unserm Heim ein behagliches Aussehen zu verleihen und deren **praktische** und **vielseitige Anwendung, bequeme Ausführung** und **künstlerische Wirkung** von **fachkundigen Händen erprobt** sind. Die zahlreichen **Abbildungen** erläutern das Ganze auf das Umfassendste.
Das Werk ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Seidenstoffe
direct aus der Fabrik von **von Elten & Keussen, Crefeld,**
in jedem Maaß zu beziehen. Schwarze, farbige u. weiße Seidenstoffe, Sammte, Plüsche u. Velvets. Man verlange Muster mit genauer Angabe des Gewünschten

Schering's Malzextrakt
ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur **Kräftigung** für **Kranke** und **Rekonvaleszenten** und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der Athmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten etc. Flasche 75 Pf., 6 Fl. M. 4,—, 12 Fl. M. 7.50.
Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei **Blutarmuth (Bleichsucht)** etc. verordnet werden.
Malz-Extrakt mit Kalk. Dieses Präparat wird mit grossem Erfolge gegen **Rhachitis (sogenannte englische Krankheit)** gegeben und unterstützt wesentlich die **Knochenbildung** bei Kindern. Preis für beide Präparate: Fl. M. 1.—, 6 Fl. M. 5.25 u. 12 Fl. 10,—.
Schering's Grüne Apotheke **in Berlin N., Chausseestr. 19.** (Fernsprech-Anschluss.)
Niederlagen in fast sämmtlichen Apotheken und grösseren Droguenhandlungen.

ROWLANDS' KALYDOR

köstliche, verschönernde und heilende Milch für die Haut: **Röthe, Runzeln, Entzündungen** etc., verschwinden durch deren Gebrauch und man erhält einen ausnehmend feinen Teint. Unschädlichkeit garantirt.
ROWLANDS' ODONTO
Das beste aller bisherigen **Zahnpulver,** macht die Zähne blendend weiss; beugt dem Hohlwerden derselben vor und macht den Athem wohlriechend.
Man verlange in den Droguen-Handlungen **Rowlands'** Artikel von Hatton Garden, 20, London und hüte sich vor werthlosen Nachahmungen.

Seidenstoffe
in einzelnen Roben direct an Private.

Denkbar grösste-Auswahl in allen **existirenden Farben** und **Geweben** bei ausserordentlich billigen Preisen.
Bei Probenbestellung Angabe des Gewünschten erbeten.
Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete
Michels & Cie, Berlin SW., Leipzigerstr. 43
Königl. Niederl. Hoflieferanten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 3. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 1. Februar 1895. — Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Neue Rathsmädel-Geschichten.

Von Helene Böhlau (Madame al Raschid Bey) in München.

(2. Fortsetzung.)

„Röse," wagte Budang nach einer Weile sich zu erkundigen, „ist denn Deine Verlobung wirklich wahr?"

„Ja, Budang."

„Mit dem Thon, der Euch die Fasanen geschickt hat?"

„Ja."

„Herr Gott!" sagte Budang, „glaubt der, daß Du eine vernünftige Person bist? Thust Du's denn freiwillig? Verlobst Du Dich denn gern? Ich begreif's nicht! Wieviel jünger bist Du denn als ich?"

„Anderthalb Jahr," gab Röse wie im Examen Auskunft.

„Stell' Dir vor," fuhr Budang fort, „wenn ich mich in anderthalb Jahren verheirathen wollte. — Lächerlich!"

„Ja," bestätigte Röse aufrichtig.

„Und Du weißt's, daß Du verlobt bist, — seit heute erst, — und bist doch mitgerannt! — — Du bist aber gedankenlos! Da muß man doch, dächt' ich, ganz erschüttert sein?"

„Ach," meinte Röse betreten, „ich bin ja auch noch nicht ganz verlobt! — Und glaubst Du etwa, ich denk' nicht immer dran? — Immer! — — Nein, weißt Du, mir ist's auch viel lieber, daß ich mit Euch hier renne; zu Haus war mir's manchmal ganz angst und bange vor Glück."

„Weiß denn der Thon, daß Du hier mitläufst?"

„Nein."

„Na, mir scheint, Du denkst wirklich über gar nichts nach! Wie bist Du nur!"

„Ach geh'!" wehrte Röse ab.

Der Sturm hatte nachgelassen.

Sie bogen jetzt in das Dorf ein.

Die Kirchthurmuhr schlug zwölf: die Geisterstunde!

„Da kommen wir ja gerade recht," meinte Horny.

Marie that einen tiefen Seufzer. „Wenn Ihr so sprecht, geh' ich wenigstens nicht mit," protestirte sie leise, aber heftig.

„So seid Ihr Mädchen: »Wasch' mich, mach' mich aber nicht naß!«" rief Budang. „Ich habe es immer gesagt, Röse und Marie denken nicht; sie thun's nur!"

Der österreichische Thronfolger, Erzherzog Franz Ferdinand von Este.

Nach dem Bilde von Julius Ritter von Blaas in Wien. — Siehe Seite 24.

Photographie-Verlag von Victor Angerer, K. u. K. Hof-Photograph, Wien.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Nein," sagte Röse, „da irrst Du Dich!"

Sie gingen jetzt auf einem schmalen Wege, der an der Ilm vorüberführt. Und die Ilm gluckste und rauschte auch hier geheimnißvoll nächtlich, und der Wind pfiff noch gespenstischer durch die riesig hohen Ulmen. „Wenn sie hier käme," flüsterte Marie zitternd, „da könnten wir doch nirgends ausweichen, — so zwischen der Mauer und der Ilm. — — — Ich stürb' auf der Stelle, wenn sie mich anfaßte!"

„Fällt ihr nicht ein," zürnte Budang; „wie soll sie darauf kommen, Dich anzufassen? Schließlich war sie doch eine vornehme Dame, und die wird sich nicht noch im Grabe solche Handgreiflichkeiten angewöhnt haben!"

„Laß' doch," meinte Ernst Schiller, „sie mag das nicht hören!"

Marie war jetzt im Grund ihres Herzens tief erregt; das nächtliche Ausreißen von daheim, die dumpfe Sorge, daß sie doch etwas Unrechtes thäten, das schauerliche Ziel, die vermuthliche Nähe des Entsetzlichen, — all das hatte sie überwältigt, und sie brach in Thränen aus.

Seele und Körper erschauerten ihr. Sie suchte eine Stütze; Rösens Hals umklammernd, weinte sie bitterlich.

„Marie," schalt Budang, „sei doch vernünftig!"

Die drei Freunde standen um die Rathsmädchen her und wußten nicht, was beginnen.

„Laßt sie nur!" sagte Röse. Und beide Mädchen steckten ihre blonden Köpfe ganz dicht zusammen, und die jungen Körper schmiegten sich fest einer an den andern.

Der Mond schien hell über sie hin.

„Röse," bat Marie schluchzend, „nicht wahr Du, wir verlassen uns doch nicht?"

„Nein," sagte Röse, „gewiß nicht."

„Die arme Göchhausen!" schluchzte Marie wieder, „wie muß der zu Muthe sein! — Und wie schrecklich, daß sich die Leute so vor ihr fürchten!"

„Wir wollen sie anreden," ermuthigte Röse, „und wollen sie fragen. Vielleicht können wir ihr helfen. Komm' Marie!"

Die guten Herzen der beiden überwanden das Grauen.

Sie hielten sich noch eine Weile umschlungen, während Röse leise beschwichtigend auf Mariens Rücken klopfte. „Nun gehen wir weiter," sagten sie dann, und sie hingen sich wieder ein in die Arme ihrer Freunde.

„Der Mond hat sich wieder versteckt," meinte Marie bedenklich.

In der großen, tiefen Stille, die durch kein Geräusch gestört war, nur die Ilm plätscherte, und der Wind fuhr durch die Baumkronen, da hörten sie etwas! — Was war das?!

Sie befanden sich noch auf dem schmalen Weg. — Von Fern ein Scharren, — ein Laufen, — ein Huschen, — Schritte, — aber merkwürdige Schritte, — in Sätzen, — etwas ganz Unvermuthetes, Unvernünftiges, Menschenunwürdiges!

Sie standen alle bewegungslos, lautlos.

Wenn sie das wäre, so wär's grauenhaft, so ein unwürdiges Hupfen und Huschen!

Ihre Herzen klopften zum Zerspringen. Es kam näher, — auf ihrem Wege kam es auf sie zu, — näher, — immer näher, — auf dürren Blättern gehend, dann stampfend! Ja, wenn sie das wirklich wäre, dann überstiegen diese Laute alle Phantasie! Der entsetzlichste Kobold hätte nicht widersinniger rennen, hüpfen und stehen bleiben können, wie es das that, was da ankam! — Und zu denken, daß diese arme Seele eine vornehme, geistreiche Hofdame war, wenn auch mit einem etwas boshaften Mundwerk gesegnet und mit einem Buckel! — Ein Mensch! Eine Hofdame!! — so heruntergekommen, so urweltlich sich aufführend, — so ungeheuerlich!

Die junge, starke Phantasie der fünf Nachtwandler wurde mächtig bestürmt. Sie standen wie Schatten an die Gartenmauer angedrückt, — todtenstill. Wie mußte erst das Aussehen des Spukes sein, nach solchen Lauten! — Sie hatten sich alle eine unbestimmte Vorstellung von der Begegnung mit der Göchhausen gemacht, etwas Geisterhaftes — Nebelhaftes — Huschendes — Fiependes, — und daß sie wie aus einer Flasche sprechen würde; aber nicht so — um Gotteswillen nicht so!

Der Mond war hinter eine zerfetzte Wolke gekrochen, deren Ränder versilbernd.

Da sahen sie sich etwas bewegen, — etwas Ungestaltes, Niederes; — es glühten zwei Augen, da war gar kein Zweifel, — und zwei unbegreifliche, wackelnde Hörner zeigten sich und hoben sich gespenstisch vom dunkeln Hintergrund ab! Diese wackelnden Hörner, was sollten die? Was wollten die!?

Röse und Marie waren gelähmt vor Entsetzen.

Da mit einem Mal ein Zappeln, ein Strampfen, ein Bocken und Stampfen, und wie aus einer Trompete, ein urweltlicher, scheußlicher Ton, und — ein Gelächter! Budang war's, der lachte.

Der Mond hatte sich jetzt durch seine Wolken gearbeitet und beleuchtete — ein kleines, graues Ungethüm, das verdutzt auf vier hohen, sparrigen Beinen stand und seinen Riesenkopf mit seinen Riesenohren vor sich hinstreckte und horchte.

„Jesses, ein Esel!" rief Röse erlöst.

Durch die Stimmen erschreckt, machte das kleine junge Scheusal hopsend und holpernd Kehrt und jagte wieder mit vorgestrecktem Kopf in die Nacht und in den Park hinein.

„Weiß Gott," sagte Budang, „das war unser alter bekannter ‚Muffel', der ist dem Pächter entwischt!"

Sie waren alle still und betreten, als müsse noch 'was kommen; zu einem wirklichen herzhaften Gelächter brachten sie es nicht. Es lag etwas in der Luft, so etwas Rauschendes, Werdendes, — so etwas Banges, Wehes. — Auf Windesflügeln fuhr es durch die hohen Bäume und sauste schwer über die uralte Erde hin; es klopfte und pochte überall an, an die schwellenden Knospen, an die Herzen, an die Gräber, — denn es war heilige Osternacht, wo die Todten auferstehen!

Fern fiepte es wieder: Fledermäuschen, — Käuzchen, — verliebtes Nachtgethier.

Jetzt zogen sie über die großen, weiten Parkwiesen. Die Schritte waren unhörbar auf dem moosigen Rasenboden. Eine moderige Feuchtigkeit stieg auf.

Sie gingen immer noch in einer Reihe, Hand in Hand.

„Ist's wahr," erkundigte sich Röse bang, „daß vor Goethe's Gartenhaus alle Morgen gekehrt wurde? Daß ein wunderschönes Mädchen dort gekehrt hat? — Glaubt Ihr das?"

Sie unterhielten sich alle mit halber Stimme. Die Wucht der stürmischen, feuchten Frühlingsnacht lag über ihnen.

Marie sagte leise: „Goethe hat das Mädchen selbst einmal gesehen; die Schopenhauern hat's erzählt, und die weiß auch, wer's gewesen ist. Beim ersten Morgenschimmer hat er das Mädchen getroffen, wie sie gekehrt hat, — und da hat sie aufgeschrieen wie eine arme Seele und ist zusammengesunken wie ein Wisch; und eine alte Frau, die wie ein Schatten war, hat sie mit sich genommen und hat etwas gemurmelt, wie: »Ach, wenn ma auch immer alleinig is!« Dann sind sie nie wieder gekommen, und das Kehren war aus!"

Diese erschütternde Erzählung stieß auf einigen Unglauben. — „Ja wißt Ihr denn das nicht?" rief Marie unwillig, „Goethe hat der Schopenhauern gesagt, daß das nicht das einzige Mal gewesen ist, daß er das Mädchen gesehen hat. Wenn er in seinem Zimmer bei der Arbeit saß, hat es sich ihm manchmal so zart an die Seite gedrängt, — so wie ein Kätzchen, — oder wie ein Mädchen, das ihn lieb hatte und für ihn gestorben ist. Einmal hat er auch, als es wieder so kam, einen ganz feinen Arm gesehen, der über seine Brust sich spannte, — nur einen Arm und eine Hand. Und wenn er in der Dämmerung in seinen Garten ging, da soll etwas neben ihm aufgetaucht sein, etwas Unbestimmtes. Es haben's auch andere Leute gesehen und sind davor erschrocken. Ja, es war oft jemand unsichtbar um ihn, der ihn übermenschlich liebte! Und der Schopenhauern hat er erzählt, daß kein Gefühl je dem gleichgekommen ist und ihn so übermannt hat, wie der Schauer, wenn das Wundersame bei ihm gewesen sei. Und an dem Morgen, an dem er das schöne Mädchen kehren gesehen hat, da soll er ganz verstört gewesen sein!"

Mit dem Kehren schien es also doch seine Richtigkeit zu haben; alle unterhielten sich weiter über geheimnißvolle Dinge. Jeder hatte etwas zu erzählen.

Röse wußte von einem Kobolde, der den Leuten beim Umzug als Feder nachfliegt und im neuen Hause wieder mit einzieht; die Beutlersleute, die über Kirstens wohnten, kannten einen in ihrer Familie, der auf Spinnenbeinen ging und eine Zipfelmütze trug. — Im alten Rattennester Weimar spukte es zu jener Zeit eben noch recht kräftig. Da gab es keinen Kreuzweg und kaum eine Wegesbiegung, wo nicht irgend etwas nächtlich hockte und sein Wesen trieb, und kein altes Haus, in dem es ganz einfach geheuer war, und keine adelige Familie, die nicht gerade so wie ihr altes Familiensilber ihren alten Familienspuk besaß. Das heißt, auf den Familienspuk war bei weitem sicherer, als auf das Familiensilber zu rechnen.

Und so strichen unsere Fünf im nächtlichen Grauen auf den einsamen Parkwiesen hin und her und betraten nun mit abermals klopfendem Herzen die dunkelsten, geheimnißvollsten, überwachsenen, feuchten Wege an der Ilm, um trotz allem der gespenstischen Hofdame zu begegnen, denn gerade dort, hieß es allgemein, sollte sie spuken.

Die Kameraden sprachen zwar nach der Eselbegegnung ziemlich von oben herab von diesen Dingen, waren aber wiederum um nichts weniger eifrig und weniger erregt, als unsere Rathsmädchen. Jetzt gingen sie über die Borkenbrücke und versuchten ihr Glück und ihr Grauen am jenseitigen Ufer. Da führte der Weg an einem mit Bäumen und Büschen bestandenen Abhange hin, und kaum waren sie hier eine Strecke in tiefem Schweigen geschlichen, — denn es war eine so feuchte, monddurchschienene Einsamkeit, als wäre Jahrhunderte lang hier niemand gegangen, — da standen sie alle, mit einem Schlage wie gebannt!

Nahe, — in ihrer allernächsten Nähe, hatte jemand aufgestöhnt, und sie hatten alle deutlich gehört, wie etwas, das in den Büschen steckte, so recht verbissen und verzweifelt zwischen den Zähnen „verdammt!" gezischt hatte. „Verdammt!" deutlich „verdammt!" nichts weiter, und dann wieder tiefe, tiefe Stille auf beiden Seiten.

„Das is' sie aber!" flüsterte Röse schaudernd.

Alle hielten den Athem an und horchten.

Das Einsame, Verlassene, Geheimnißvolle in den Büschen schien indessen auch zu horchen.

Todtenstille!

Die Geistersucher warteten, ob sich's nicht wieder regen würde, — denn da war etwas, — das war sicher!

Sie fühlten die Nähe eines fremden Wesens; sie standen wie die Bildsäulen so starr, — ganz furchtbare Erwartung! Dasjenige, das in den Büschen auf so sonderbare Weise „verdammt!" gesagt hatte, mußte sicherlich in Verwunderung gerathen sein, was mit den vielen Schritten, die es doch kommen gehört hatte, geworden sei.

Jetzt aber, — was war das?! — Ein Fiepen, ein jämmerliches, sonderbares Fiepen, als singe ein Wasserkessel, oder quietsche ein Wägelchen, oder auch als wimmere ein Hund unter ganz besonderen Umständen!

Es war ein ganz merkwürdiger Ton! Allen schien es durchaus nicht unmöglich, daß sie es wäre, denn daß sie fiepe, oder wie durch eine Flasche rede, hatten sie ja gewußt!

Das war das Entsetzliche!

Der Mond schien dämmernd hell; hell genug, um das, was im Gebüsch steckte, zu erkennen, falls es sich hervorwagte.

Dadurch merkwürdig ermuthigt und wie von Jagdeifer gepackt, mahnte Röse: „So kommt doch!?" Und sie war's, die sich wieder auf die Beine machte, ohne auf die andern zu achten, die ihr schleichend folgten.

So ging's den kleinen Abhang ein wenig hinan; einige Schritte, mit klopfendem Herzen und stockendem Athem. — Dann ein gewaltiges Rascheln im dichten Gebüsch, — ein furchtbarer Schrei, — ein Springen, — ein heiserer Laut, — und im Mondlichte sahen sie, wie Röse von einem großen, dunkeln Mantel umfangen wurde. — Ein ungeheurer Schreck! — Etwas so Unbegreifliches! Schauervolles!

Marie schrie verzweifelt auf.

„Ruhig, — ruhig!" sagte eine erregte Stimme, „was macht Ihr denn hier? Röse, um Gottes willen, wie kommst Du hierher?"

Von Röse hörte man kein Sterbenswort; aber sie schien zu flüstern und war immer noch in dem großen Mantel verschwunden. Und jetzt, — ein zarter, zarter Frühlingslaut, — so süß, so wunderlich, — ein Laut wie ein Kuß!

„Herr Gott, der Thon!" rief Marie ganz überwältigt, „der lag hier auf der Fuchspasse!" Das nicht gerade jagdgemäße Wort hatte sich ihr im Schreck und in der Ueberraschung gebildet.

Da sprang auch schon Thon's Hund, dem er im Aerger und in der Erregung über die geheimnißvollen nächtlichen Schritte, die ihm den Fuchs verscheuchten, die Schnauze zugehalten hatte, wedelnd an Marie in die Höhe.

„Ja, der Thon!" antwortete der Geheimnißvolle bewegt, erschüttert, doch auch unwillig aus dem großen, dunkeln Mantel heraus. — „Was fällt Euch denn ein?"

„Ich hab's ihm schon erzählt," sagte Röse betreten, „daß wir ausgerissen sind."

„Ja aber," meinte Budang in seiner offenen Weise, „sie sind ja mit uns; — und wenn wir dabei sind, dürfen sie alles! — Frau Rath hat es ihnen ein für alle Mal erlaubt."

Der junge Adjutant mußte über die Ehrenwache, die die beiden Mädchen hatten, lächeln.

In den wenigen Worten Budangs lag jedoch so eine überzeugende Vortrefflichkeit, — so eine unantastbare Treuherzigkeit, — daß jedes weitere Wort, jeder Unwille und jedes Mißtrauen abgeschnitten war. Der Adjutant schüttelte Budang die Hand und begrüßte die beiden andern, währenddem er seine junge Braut nicht aus dem Arme ließ.

„Also die Göchhausen wolltest Du sehen? — Für so etwas hattest Du also doch noch Raum?"

„Und Sie," flüsterte Röse bedrängt und zaghaft — „lagen da doch des Fuchses wegen?"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Ja, mein Herz, — weil ich's daheim nicht aushalten konnte. — Was denkst Du denn? Da ist die Welt zu enge!"

„Ja," sagte Röse leise, „deßhalb war ich eben auch hier."

Und nun gingen sie alle mit einander und brachten die leichtsinnigen Dinger, die Rathsmädchen, heim in die Wünschengasse.

Unterwegs erzählte Röse ihrem Bräutigam von ihren Kameraden, — wie gut sie immer wären, wie lustig, wie treu, und was sie alles von ihnen gelernt hätten, besonders von Budang.

Sie schüttete ihrem Bräutigam ihr ganzes Herz aus, das voller Liebe und Freundschaft war, voller Anhänglichkeit, — und erzählte alle möglichen dummen und lustigen Streiche.

Er mußte in aller Eile alles wissen. Und sie bat ihn, auch ihre Kameraden lieb zu haben. „Sie sind so gut, so klug! Solche giebt's nicht wieder!" rief sie.

Und er hörte ihr glücklich lächelnd zu.

Das war Frühlingsreinheit, — Frühlingszartheit, — Frühlingswonne!

Der Wind hatte sich gelegt, und der Mond schien hell.

Viele, viele Jahre sind vergangen. — Die Jugend vieler Millionen Menschen ist verweht. — Es ist alles anders geworden.

Röse ist nun eine alte Frau. — Was das Leben ihr gab, hat es ihr längst wieder genommen. Sie hat alle Freuden genossen und alle Freuden mit Leiden gezahlt — nach Menschenart. Sie ist unendlich geduldig geworden. Sie kennt alles und weiß alles. Sie hat alles sich wiederholen sehen, immer von neuem. — Sie ist gut, still und heiter und lebt in sich selbst. Hier, nur in sich selbst, findet sie die schöne, alte Welt, die ihr so lieb ist, so heimisch, — sonst nirgends!

Fremde Gesichter sind um sie, und man spricht von fremden Dingen, die sie nichts angehen.

Ein Sehnen wie nach einer verlorenen Heimat ergreift sie oft, — aber da ist nichts zu machen. Alles ist unerbittlich, was geschieht.

Geduldig, — geduldig, — geduldig! darauf läuft's hinaus.

Jetzt ist sie schwer krank. Von lieben Menschen wird sie gepflegt. Ihre Enkelin sitzt bei ihr am Bette.

Draußen Frühlingsdämmerung und wieder einmal weicher Sturm, der breit durch die Straßen fährt.

Die alte Frau träumt und spinnt an ihren Gedanken.

Da, — was ist das?

Der Sturm trägt wie auf Flügeln einen rhythmisch muntern Pfiff zu ihrem Fenster hinauf; ganz wie damals in der Wünschengasse, als sie beim Fasanenessen saßen.

„Das ist er, nach sechzig Jahren!" sagt sie leise bewegt zu ihrer Enkelin, — „das ist Budang!" Und wie ein milder Glanz geht es über das Gesicht der Greisin. — „Das ist er!" nickt sie träumerisch.

„Siehst Du, so pfiff er immer, der Budang, wenn er uns abholen wollte; so pfiff er, wenn er wissen wollte, ob der Vater nicht mehr daheim sei, und ob er mit den beiden andern heraufkommen dürfe!"

Da thut sich die Thür auf. Ein schöner, kleiner, alter Mann tritt ein, in tadellosem Anzuge, blüthenweiß und rabenschwarz; so tadellos, daß es sofort wie etwas Besonderes auffällt. Er hat einen gescheidten Kopf mit lebendigen, geistvollen Augen, — und seine silberweißen, dichten Locken liegen ihm wie eine helle Wolke über der Stirn. — Er hat eine Art geistvoller Grazie in Blick und Bewegung.

„Wie geht's der Röse?" fragt er.

Röse streckt ihm die feine Hand entgegen.

„Goullon," sagt sie bewegt mit hellen Thränen im Auge, „Du kannst ja noch Deinen Pfiff!"

„Gelt," antwortet der Geheimrath, den sie sonst den ‚Budang' nannten, „das freut Dich?"

Dann saßen die beiden Alten zusammen und plauderten und machten mit einander einen weiten, — weiten Ausflug in die gute, alte Zeit.

Und das war die beste Medicin.

Es war das vierte Mal heute, daß er herauf zu seiner alten Freundin in Sorgen und Bangen kam; — aber zuletzt, da hatte er's gefunden, was ihr wohl that.

„Gott segne Dich," sagte Röse, „Du lieber Mensch, — Du treuer Mensch!"

Ja, treu waren sie ihr Lebtag einander gewesen, — treu in großer, wahrer, seltener, — starker Freundschaft.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Vergangenheit.

Novelle von Hans von Echtlich in Schwerin.

(Schluß.)

Mit den beiden verstärkenden Regimentern hatte das Gefecht für die Deutschen einen anderen Charakter angenommen. Gott, der Lenker der Schlachten, hatte entschieden. Hier wehrte sich nur noch der Mensch in ohnmächtiger Verzweiflung gegen das Schicksal. Allmählich drängten wir den Feind zurück. Noch war es keine Flucht, aber mit jedem Schritte weiter kam die Unsicherheit der Unhaltbarkeit über ihn. Wie auch der Ehrgeiz der Offiziere die Leute anspornte, es war vergeblich; er brachte sie nicht mehr zum Stehen.

Da auf einmal sprengte ein junger französischer Kürassier-Offizier mit gezogenem, blutigem Säbel auf den Flügel zu, den unser Bataillon ins Wanken gebracht, und der sich eben in heller Flucht auflöste. „Stehen!" keuchte er, „kämpfen und sterben, Kameraden!" Erst war's, als bannte sie sein Blick, aber dann hörten sie nicht mehr auf ihn, und wie ein drohendes Gespenst hielt er dort allein auf dem schaumbedeckten Schwarzen. Es schien, als wolle er zusammenbrechen auf dem Pferd im wilden Schmerz um den Schimpf, den ihm das eigene Volk angethan. Und dann raffte er sich auf, um den Tod zu suchen. — Er schlug seinem zitternden, sich bäumenden Thiere die Sporen in die Weichen, so daß es in rasenden Sätzen in unsere dichtesten Reihen hineinbrach. — Da legte einer der Soldaten auf den Reiter an, aber in demselben Momente schlug ihm auch schon Bonnin das Gewehr aus der Hand. „Nicht schießen!" schrie er so laut, daß es heiser an mein Ohr drang, — „nicht schießen!"

Aber eine andere Kugel, die er nicht hindern konnte, riß den jungen Kürassier-Lieutenant fast gleichzeitig aus dem Sattel, und der reiterlose Hengst jagte über die Todten am Boden hinweg. Ich sah nur noch, wie Bonnin neben dem Gestürzten niederkniete, Kampf und alles um sich her vergessend. Die Ulanen und Dragoner jagten in Carrière dem fliehenden Feinde nach, an ihm vorbei, — er sah sie nicht. Hielt ihn eine letzte Freundespflicht?

Der Tod erkennt keine Feindschaft der Völker an. Er streckt sie neben einander zu Boden, und dieselbe Erde deckt sie. Aber mir war doch Angst um den kleinen Bonnin, und als wir uns der Verfolgung anschlossen, rief ich ihm zu, uns zu folgen. „Ich komme gleich, Werthern, halten Sie meinen Zug einstweilen zusammen!" bat er. Er warf den blonden Kopf zurück, und so sah ich noch einmal sein hübsches Knabengesicht; es war so blaß und verstört wie nie zuvor. Und noch einmal winkte er abwehrend mit der Hand: „Ich komme bald, Werthern, ich komme nach!"

Nun fing die Hetze auf den todtmüden Feind an. Unsere Soldaten hielt der Siegestaumel aufrecht, keiner blieb zurück, der noch ein Glied zu rühren vermochte. Eine versprengte Kugel traf meinen Fuß. Sie hatte mich zu Boden gerissen. Aber wer konnte jetzt liegen bleiben! Es waren nur noch so wenig Offiziere da, ich mußte mit fort! — Wenn nur noch Bonnin in der Nähe gewesen wäre! Warum kam er nicht? — Auf den Degen gestützt schleppte ich mich weiter. — Die Hülfe des Rothen Kreuzes war fern, und die Erde so hart; es war ja nicht die Muttererde! Ob ich es wieder sah, mein geliebtes deutsches Land? — Die Wunde brannte, und das warme Blut sickerte langsam durch das weiße Tuch, das mir mein Bursche um jene geschlagen. Er hatte mich forttragen wollen aus der Schußlinie; er allein, und war nur halb so stark als ich! Er war nur ein einfacher Bauernbursche, aber so anhänglich und treu, daß es mich rührte; er wollte mich durchaus nicht liegen lassen, und wenn er mich allein fortschleppen müsse, „und's ihn z'nicht mache'". Nur als ich ihm sagte, die Schmerzen stiegen bis zur Unerträglichkeit, da gab er nach; ich drückte ihm die Hand zum Dank und hieß ihn den andern folgen.

Es mußte bald zum Sammeln geblasen werden. Sie bliesen wohl, aber ich hörte es nicht mehr. Das warme Blut tropfte auf die Erde, und mit ihm wich die Lebenskraft. Müde war ich, so müde! — Wie lange ich so gelegen, ich weiß es nicht! Als ich erwachte, lag ich noch auf derselben Stelle. Wenn ich mich nur hätte fortbewegen können! Es war hell, der Vollmond stand am Himmel. Aber wenn ich auch den Weg fand, keine Freundeshand streckte sich mir helfend entgegen; ich fühlte mich hülflos allein. Zum ersten Male im Leben empfand ich das jämmerliche Gefühl, das den starken Mann erfaßt, wenn das Schicksal ihn zum Krüppel gemacht hat. — —

In der Ferne hörte ich die Kanonen; ins Unbestimmte hinein sandte der Feind sein Feuer.

Wo waren sie, die Kameraden? Waren sie alle todt? Der kleine Bonnin, und die anderen, und meine Leute, die mich aus dem Feuer tragen wollten und mich doch so elend hier verkommen, verschmachten, von den Hyänen des Schlachtfeldes ausrauben ließen? Ein Gnadenstoß von ihnen, und es war alles vorüber! Aber den wollte ich nicht. — „Leben, nur leben!" schrie es in mir.

Wenn der Tod einem die allmählich in Eiseskälte absterbenden Füße hinanschleicht, dann fürchtet man ihn auf einmal, den man im vollen Leben nie gefürchtet. Und so kroch ich weiter, mühsam, beschwerlich, den Angstschweiß der Erschöpfung auf der kalten Stirn. Wohin? Ich wußte es nicht! Mir war's, als hätte ich die Strecke schon einmal gemacht; aber da war ich noch gesund gewesen. Es war Tag, nun war es Nacht geworden! Das blasse Mondlicht lag feuchtschimmernd auf den Blättern der Sträucher, auf den Gräsern und Halmen am Boden. War das der Nachtthau, der aus den Schatten funkelte und glitzerte? Oder waren es die Blutlachen, die hier stehen geblieben? Dort zeigten sich die Spuren des Kampfes: Eindrücke von Fußtritten, die Gräser und Blüthen der Felder waren niedergetreten. — Dort lag eine Waffe, ein Helm, eine dunkle Masse. War es eine Leiche? — Das war der Kampf der Vernichtung! Die Knospen und Blüthen, die er hier geknickt, zertreten hatte, sie würden sich wieder aufrichten im Sonnenschein; aber ein entflohenes Leben ruft kein Frühling zurück, und was das tückische Erz einmal vernichtet, das richtet nichts wieder auf. Die Wunden heilen, vernarben wohl, doch ein Krüppel bleibt man sein Leben lang!

Ob es nicht besser war, dies Leben auszuathmen hier unter den glitzernden Sternen, die von der Ewigkeit redeten in ihrer Unwandelbarkeit und Klarheit, von der Ewigkeit, in der ein kurzes Menschenleben wie ein Athem verweht?

Ewigkeit!

Ich konnte den Gedanken nicht ausdenken; — mir schwindelte; ich mußte ruhen, ausruhen!

Frostschauer packten und schüttelten mich auf einmal. War das der Tod? Kam er? Wie ein gehetztes, krankes Wild floh ich ihn. Nur weiter, — weiter zu den anderen! Es mußte hier doch noch schwächeres Leben, als das meinige sein! — Mich erfaßte ein namenloses Grauen vor dem Tode! — Ja, wenn Hilde von Hermheims kühle, weiße Hände mir den Todesschweiß von der Stirne gewischt, mir die Kissen geglättet hätten zur letzten Ruhe und die schlanken Finger sich gefaltet hätten zum letzten Gebete für meinen ewigen Frieden, das mochte für mich Sterben heißen, seliges Sterben! Aber dies hier war das elende Verenden, Verkommen eines Thieres!

Da knisterte es in dem Gezweig. — Es konnten Helfende sein, — oder die Hyänen des Schlachtfeldes!! — Dort weiter hin, wo die Kameraden lagen, würde Hülfe mich eher finden, und die Bestien, die mich nicht finden sollten, wagten sich nicht hin. So kroch ich weiter, von Secunde zu Secunde nach Athem ringend. Alles um mich war so unklar, so nebelhaft; wie durch einen Schleier sah ich, und doch lag helles Mondlicht überall. Nun erblickte ich einen Deutschen und einen Franzosen neben einander hingestreckt; — ob sie noch sterbend mit einander gerungen? Ich erkannte deutlich die preußische Uniform, und nun ganz klar die Abzeichen des Offiziers. „Todt, auch todt!" murmelte ich. Sie lagen so friedlich da, wie im Schlafe. Ob sie wirklich todt waren? Ich mußte es wissen. Mich verlangte nach Leben, nur einmal noch eine warme Hand zu fassen, die Hand eines Kameraden zu drücken! Vielleicht war's einer, und er war nicht todt.

Ich beugte mich über die regungslosen Gestalten, über das blasse Gesicht des blonden Deutschen. Großer, barmherziger Gott, es war — — der lustige, kleine Bonnin!

Seine linke Hand lag auf dem Herzen, die andere hielt noch zärtlich die Rechte des Feindes. — Durchs Herz getroffen, armer, kleiner Kamerad!

Der Helm war zurückgefallen und ließ das volle blonde Haar frei, das sich an den Schläfen der weißen, breiten Stirn wellte. Die Lider mit den langen dunkeln Wimpern deckten die großen blauen Augen, die nun erloschenen und gebrochenen. „Hans Bonnin!" drängte es sich über meine Lippen; aber der Mund, den ich nur lachend und scherzend kannte, blieb stumm, — stumm, schmerzlich gepreßt.

Nun wußte ich erst, wie fest er mir ans Herz gewachsen, der kleine Bonnin; und ich konnte es ihm nicht einmal mehr sagen, nicht seinen Lockenkopf weicher betten, der im Fall auf den harten Steinen niedergeschlagen war. Hätte ich nur die harten Worte zurücknehmen dürfen, die ich ihm so oft über seinen bodenlosen Leichtsinn gesagt, die ihm Thränen der Wuth und Reue in die Augen trieben; den Kummer hätte ich ihm sparen können! Wie schwer es mir oft wurde, ihm böse zu sein; böse nur, weil ich's der Mutter versprochen, ihren Jüngsten zu hüten, und sie wußte doch auch, wie in den Wind gesprochen alles bei ihm war! Ja, sie wußte es, und doch war er ihr Verzug. Arme Mutter! Dein Jüngster liegt hier so hart, kannst Du's leiden? Und hast doch Deinem Liebling in seiner sonnigen Kindheit jeden Abend die Kissen zurecht gezupft und geglättet, und ihn mit süßen Liedern in den Traum gewiegt! Nun darfst Du ihm nicht einmal die Augen zudrücken zum letzten, langen Schlaf, mußt es leiden, daß gleichgültige Menschen ihn ebenso wie die anderen einscharren in die französische Erde, die er so haßte, und die ihn nun decken wird für alle Zeit. Neben mir, in unserer Mitte wäre er vielleicht nicht gefallen. Was hatte ihn zurückgehalten? Die Hand des Freundes, die er noch sterbend erfaßt; des Freundes, von dem er mir nie gesprochen?

Nun wußte ich, was er damit gemeint, als er gesagt: „Wenn ich nur nicht noch einmal einen guten Freund so finden muß, — ich ertrüge es nicht, Werthern!"

Die Unruhe um den Freund hatte ihn immer wieder hineingetrieben; ihn suchte er, wenn er, allen voran, den Pulverqualm zu durchdringen strebte. Aber wer war es, der so verhängnißvoll in Bonnin's schattenloses Leben gegriffen?

Ich kroch näher, um ihm in das düstere Gesicht zu sehen. Nun rührte er sich, und seine trockenen Lippen flüsterten kaum hörbar: „Donnez-moi de l'eau, seulement une goutte de l'eau!" Woher sollte ich Wasser nehmen? Meine Kraft ging zu Ende. Wenn ich nur noch die Feldflasche mit dem alten Cognac gehabt hätte, den die Flammen verzehrt! Ich wußte, daß Bonnin immer Sherry mit sich führte in einer kleinen Flasche; — es war kein Raub, Bonnin gab im Leben gern, auch wenn er dann entbehren mußte. — Wenn nur die Schwäche nicht gewesen wäre! Mir schien es, als könne ich kein Glied rühren, so müde war ich. Jetzt flüsterte der junge Franzose wieder, und verächtlich zuckte es um die blassen Lippen. „Laß es doch nur, Hans! Ich weiß, was Du für den Freund gethan, für den Feind thust Du's nicht gern; ich weiß es, ich hatte es nur vergessen! — Du wolltest mich ja niederschießen, Hans, wenn Du mich träfst unter den Feinden. Warum hast Du's nicht gelitten, daß sie nach mir zielten? Ach, Deine Kugel thut so weh! Wehr, als all' die anderen! Glaube es mir, Hans, ich bin kein Ueberläufer, ich bin ein Sohn meines Vaterlandes, wie Du dem Deinen treu! Ach, das Vaterland, wie neide ich Dir Dein's!"

Nach einigem Tasten und Suchen, hatte ich den Sherry gefunden. Für uns beide reichte er nicht mehr; sollte ich dem Feinde geben und selber verschmachten? Ich wollte nicht darüber nachdenken; als ich sah, wie heiß seine Lippen brannten, bot ich ihm mit zitternder Hand den Becher, den er bis auf den letzten Tropfen durstig aussog. „Hab' Dank, Hans!" flüsterte er zärtlich, den dunkeln Kopf der Mutter-Erde zuwendend, „lieber Hans!" Wie fremd und weich es von diesen Lippen klang! — Würde er wieder erwachen? Und wenn —? — Ich wollte nicht einschlafen! Gewaltsam öffnete ich die Augen; aber die in Mondlicht getauchte Landschaft verschwamm immer mehr und mehr, — ich sah nur noch die glitzernden Sterne über mir; einer nach dem anderen versank, bis ich keinen mehr zu erkennen vermochte; — es war dunkle Nacht.

Im Hospitale der Schwerverwundeten erwachte ich. Der große Blutverlust hielt mich wochenlang in todähnlichem Schlafe, bis das Wundfieber kam und mit ihm die wildesten Phanta-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sien und Träume. Nach Hilde und Hans von Bonnin habe ich gerufen und den jungen Franzosen angeklagt, daß er meinen einzigen Freund in den Tod getrieben; und dann sah ich ihn wieder vor mir, strahlend, mit dem Siegeslächeln auf dem jungen Gesicht. — Ich weiß es wohl, sie zählten mich zu den Hoffnungslosen; es war, als habe der Nachtthau die Wunden vergiftet. Und doch kam ein Tag, an dem ich die Augen wieder aufschlug zum Leben. Deutlich und klar sehe ich noch den riesigen Saal des Hospitals vor mir. Ein Lager neben dem anderen, Freund und Feind; ich wollte sie zählen, aber zuletzt verwirrten sich die Zahlen in einander, und dann gab ich es auf. Was ich bisher nicht gehört, nur wie in weiter Ferne, das Stöhnen und Röcheln, jetzt hörte ich es bis zur Unerträglichkeit. Wie das nervös macht! Neben mir lag ein junger Franzose; in Fieberträumen hörte ich ihn sprechen, sehen konnte ich ihn nicht, denn der dunkle Kopf lag tief in den Kissen vergraben. Ob er niemand auf der Welt hatte, der sich um ihn kümmerte? Das arme junge Blut jammerte mich; er war in seiner Heimat heimatlos! Was mochte ihn dazu verdammt haben?"

Als ich noch darüber sann, war jemand vom Rothen Kreuz an mein Bett getreten und fragte mich, ob ich Freiherr von Werthern sei? Ich antwortete ihm kaum, sondern riß den Brief mit den großen, steifen Buchstaben ungestüm an mich; gerade so hatte Hilde von Hermheim schon ihr A B C gemalt! — Sie schrieb im Namen der Großmutter, ich möchte doch kommen, wenn es irgend anginge. Sie wollte mich pflegen wie einen Bruder, und wie traurig sie sei, daß ich seit Wochen leide, und sie habe es nicht gewußt. Ich hätte doch Niemanden auf der Welt, der mir näher stände; ich müsse kommen. Ich nähme der Großmutter und ihr die Ruhe, käme ich nicht! Sie ahnte ja nicht, wie elend ich war, und daß mich selbst Engelshände nicht über den Rhein zu tragen vermochten, — aber die Sehnsucht nach der Heimat hatten diese heimatduftenden Grüße mächtig erweckt; ich hätte aufschluchzen mögen! Ob ich es wiedersah, mein deutsches Land, und Hilde? Wie thöricht, daß ich sie noch nicht vergessen; ich wußte es und konnte mir doch nicht helfen!

Da hörte ich ihren Namen rufen. „Hilde!" Wie ein Aufschrei klang es aus einer gequälten Brust. Der junge Franzose hatte sich aufgerichtet; es war der Kürassier-Offizier, neben dem ich Hans Bonnin todt gefunden. „Hilde!" ächzte er, „Hilde, auch Du bist treulos, auch Du hast mich verlassen, und an Dich habe ich geglaubt wie an das Vaterland, das Schimpf und Schande auf sich gehäuft! Ach, Gott, willst Du mir zeigen, daß nur Du getreu bist, daß die Welt falsch und treulos ist, und auch Hilde?"

Niemals vergesse ich dies blutleere, junge Gesicht, dessen dämonische Schönheit selbst das Elend nicht zu zerstören vermochte. Die Augen glühten mich an in Haß und Zorn; es war ein irres Licht, das darin aufflackerte. Die Lippen öffneten sich zum Sprechen, aber es drang kein Ton an mein Ohr. Ein Krampf schüttelte den Kranken, ein Aechzen, ein Stöhnen drang wie aus todeswunder Brust, und dann floß ein breiter Strahl rothen Blutes über die blassen Lippen und färbte die weiße Decke vor ihm, — der dunkle Lockenkopf sank kraftlos in die Kissen zurück.

In wirren Fieberträumen hab' ich ihn nach Hilde von Hermheim rufen hören, wild und leidenschaftlich; und dann wieder bat er in weichen Tönen, sie möge ihm nicht zürnen, er könne nicht anders; wenn das Vaterland ihn rufe, müsse er folgen, und gelte es auch sein Glück, sein Lebensglück! — Was hatte er für ein Recht auf Hilde von Hermheim? — Ich sollte es noch erfahren. —

Die Strahlen der Herbstsonne drängten sich durch die trüben Scheiben der verhangenen Lazarettfenster, wo die Hoffnungslosen lagen. Wenn man so still daliegt, Tage, Wochen, in einem so großen, düsteren Raume und einer nach dem anderen leise hinausgetragen wird, — da stumpft man allmählich ab. „Bist Du der Nächste?" fragt man sich wohl; aber auch dies ist einem gleichgültig. Mir wenigstens war's so. Wenn man nicht wieder in frischer Kraft hinausschreiten kann in die Welt, was liegt einem dann noch am Leben?

Einmal ging es mir nahe, daß jemand neben mir die Augen für immer geschlossen; noch vor ein paar Stunden hatten sie mich angesehen mit dem sonderbaren Blick, der mir das Knabenbild auf Hildes Schreibtisch so fest eingeprägt. Die Rittmeisterin hatte es vor mir verbergen wollen! Warum doch nur? Wie mochten Muth und Lust früher darauf geleuchtet haben; nun war es wie erloschen! Der Tod hatte es schon gezeichnet, dies blasse, junge Gesicht. Selbst die Sonnenstrahlen, die sich durch die Vorhänge stahlen, vermochten keinen Lebenshauch darüber zu breiten; regungslos lag der Kranke nun schon seit Tagen. Plötzlich machte er eine gewaltsame Bewegung, um sich aufzurichten. Sein Blick suchte mich, der ich inzwischen sein Vertrauter geworden war.

„Herr von Werthern," flüsterte er in weichem, wohlklingendem Deutsch; „wenn Sie nach Deutschland kommen, wollen Sie dann nicht aus Freundschaft für Hilde die Grüße eines Sterbenden ihr bringen? Mein Herz, meine Seele wären ihr Eigenthum gewesen, wenn auch mein Blut und Leben dem Vaterlande gehört hätten! — Meiner Großmutter sagen Sie, bitte, sie möchte mir verzeihen! Wie sie ihrem Vaterlande getreu gewesen, so wäre ich's dem meinen. Ich hätte nicht anders gekonnt, es wäre Tradition. Der Enkel einer Freifrau von Hermheim könne nur für sein Vaterland kämpfen und sterben, — daß es Frankreich sein mußte, war mein Schicksal, dem ich zum Opfer gefallen. Die Kinder sühnen die Sünden der Eltern. Hertha von Hermheim folgte dem Feinde ihres Vaterlandes gegen den Willen der Mutter nach Frankreich; von dem Augenblick an war sie für diese gestorben, bevor noch der Tod ihre junge Lebenskraft gebrochen. Ohne Mutterliebe, ohne weiche Frauenhände bin ich aufgewachsen! Meine Großmutter hat nie danach gefragt. Was ging sie, die echte, deutsche Frau, der kleine Franzose an, der in dem alten Vendé-Schloß im Haß gegen das Mutterland aufwuchs? Als mein Vater gestorben, da verlangte sie als ein Recht, daß ich zu ihr käme; ich that es, — es war mein Schicksal. Die zarte Pflanze faßt Wurzel im fremden Erdreich, der Baum nicht mehr! Die Liebe zum Heimatlande, welche die Großmutter gewaltsam unterdrücken wollte, flammte nur heller auf; zwei harte Steine schleifen hart, und gleich schroffe Naturen einen sich nie, und verständen sie sich auch noch so sehr! Selbst Hilde's sanftes Bitten vermochte uns nicht immer den Frieden wieder zu geben. Und doch war ich das Ein und Alles dieser kalten, harten Frau, das Ideal ihres Lebens, der Sohn ihres Herzens. In mir fand sie ihre Jugendträume verklärt, fand sich selber wieder; nur eins nicht, — die Liebe zu Deutschland; und das war mein Schicksal! Als Siebzig das Vaterland mich rief, da mußte ich ihm folgen; ich hätte mich selbst verachten müssen, hätt' ich's verleugnet.

Prinzessin Luise von Sachsen-Altenburg.
Nach einer Photographie von A. Kersten, Hof-Photograph, Altenburg.

Prinz Eduard von Anhalt.
Nach einer Photographie von A. Bernhard, Hof-Photograph, Ballenstedt.

Siehe Seite 24.

Sie können den Kampf nicht verstehen, den ich durchgekämpft. Sie wissen nicht, was mich alles hielt. Das Heim, das mir lieb gewesen, wenn ich in den Ferien kam, die Bande des Blutes und — Hilde von Hermheim! Ich hatte zu wählen zwischen ihr und der Heimkehr, und ich wählte — das Vaterland. Gott weiß, wie schwer ich mit mir gerungen, — aber die Ehre steht höher als das Leben und alle Liebe!

Das Land rief seinen Sohn; mit dem Fluch der Ahne beladen folgte ich ihm. Ich suchte nichts weiter als einen ehrlichen Soldatentod. Mit der Ruhelosigkeit der Verfluchten suchte ich ihn, von einer Schlacht zur anderen gehetzt. Die Kugel, die ich suchte, fand ich nicht; die mir bestimmt war, sie traf den, der einst mein Freund gewesen in den sonnigen Tagen von Heidelberg, Hans Bonnin! Wir haben alles zusammen getragen, der kleine lustige Bonnin und ich; wir meinten, die Welt trenne uns nicht! Da kam der Krieg, eine jähe Scheidewand zwischen uns aufrichtend, einen Abgrund, über den selbst Freundschaft keine Brücke zu schlagen vermag. — Bonnin's helle Begeisterung that mir weh, und doch ist es etwas Großes um eine solche Liebe zum Vaterlande, die mächtiger ihn ergriff, als ich ihm zugetraut hatte, die stärker als unsere Freundschaft war, die ihn doch in den Tod getrieben. Er beschwor mich bei allen Heiligen, ich solle von dem Wahn lassen, solle für Deutschland, welches mich wie einen Sohn aufgenommen, kämpfen. — An all' die süßen Erinnerungen mahnte er mich, an das, was mich für ewig trennen würde von allen, die mir lieb und theuer seien. Er nannte es einen Wahnsinn, für eine Idee alles zu opfern. Er hat Recht behalten, vielleicht. — Es war mein Schicksal, an dem ich zu Grunde gehe, wie es seins war, für mich zu sterben. Wie glücklich hätte ich werden dürfen, hätte ich ihm gefolgt! Im Groll sind wir auseinander gegangen. Als Feind würde er mir immer gegenüber stehen, wo ich das Schwert zöge gegen sein geliebtes, deutsches Land; und doch hat er mich mit seinem Leibe gedeckt. Nun wissen Sie alles, Herr von Werthern; ich meine, Sie hätten ein Recht darauf gehabt. — Und nun habe ich noch eine Bitte, — der Tod gleicht alles aus, Haß und Liebe — ich bin Ihr Feind nicht mehr, nicht wahr?"

Er hatte mit immer leiser werdender Stimme gesprochen; mühsam jedes Wort hervorstoßend, fuhr er fort: „Wenn Sie heimkommen werden, dann bringen Sie dies Bild an Hilde von Hermheim. Sie darf mich nicht so bald vergessen; sie soll es mit sich ins Grab nehmen, wenn sie mich noch lieb hat, hören Sie, und diesen Brief! — Der Tod mag leicht sein, aber dies Absterben ist so schwer! Sie können es nicht nachfühlen, Sie leben dem Leben entgegen, und ich dem Tode. Wie kurz die Stunden sind! — That ich Ihnen unrecht, Herr von Werthern, verzeihen Sie mir! Wenn Sie Mitleid mit mir haben, sagen Sie ihr, wie ich gelitten unter dem, was Hans Bonnin einen Wahnsinn genannt; und dürfte ich noch einmal leben, noch einmal würde ich fürs Vaterland sterben!"

Der dunkle Lockenkopf sank müde in die Kissen zurück und die Hand, die er mir herübergereicht, lag kalt und schwer in der meinen. Noch einmal sahen mich diese großen, nachtdunkeln Augen an. „Haben Sie Dank, Herr von Werthern," flüsterte er kaum hörbar, „und wenn Sie heimkommen, grüßen Sie Hilde von Hermheim, meine Hilde!" — Er lächelte dabei so glücklich wie jemand, den ein glückseliger Traum umgaukelt. „Hilde, meine Hilde!" Ein kaum hörbarer Seufzer drang über die weißen Lippen, und der schöne, dunkle Kopf sank in die Kissen zurück.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

„Herr von Werthern, lassen Sie uns jetzt gehen!" Eine Hand legte sich hart auf meinen Arm. Hatte ich denn so lange dort gestanden und auf das starre, süße Gesicht geblickt, — auf das der Tod noch einmal allen Zauber ausgegossen, der vor der Vernichtung so oft auf schönen, jungen Leichen ruht, — nur um mir den Augenblick schwer zu machen?

„Gut, daß nun alles vorüber ist!" sagte die Rittmeisterin gepreßt; — „auf die Heimkehr der Unseren hat sie noch in den letzten Stunden gehofft." — Ob sie noch mehr gehofft? Ich fragte nicht und sie hätte es mir auch wohl nie gesagt, was ihr das Herz abdrücke! „Sie sind um wenige Tage zu spät gekommen, Herr von Werthern! Es hat wohl so sein sollen. Hilde's Augen blickten mit jedem Tage größer und sehnsüchtiger über den Rhein, ob Ihr nimmer heimkehrtet. Sie hatte Sehnsucht nach dem Frieden, nun ist sie zum ewigen Frieden gegangen, und es ist wohl besser so für sie. Sie hat nie rechte Lebenskraft gehabt. Sie wehrte sich nicht gegen den Tod, wie sonst die Jugend; so, wie ein kleines Kind ist sie in meinen Armen eingeschlafen. Wenn auch das Schicksal sie um eine Hoffnung betrogen, Jugend ist biegsam, muß sich beugen und darf nicht brechen; was der erste Sturm niederdrückt, das taugt nicht! Das Leben macht wetterhart; man muß es sein, denn Leben heißt Kampf!" Sie stand da vor mir in ihrer Herbheit; da war keine weiche Regung in dem vornehmen, kalten Gesicht. „Kommen Sie, Werthern, es ist nicht gut für Lebende unter Todten zu sein!"

Ich hätte es ihr gern erspart, aber es ging nicht! „Frau Rittmeister," begann ich, „ich habe noch eine Pflicht gegen einen Sterbenden zu erfüllen, eh' ich gehe." Sie sah mich forschend an, aber sie sagte nichts. Ich hatte das Bild Anatole de Beaumont's aus meiner Tasche gezogen, und als ich den Brief entfalten wollte, fiel es zur Erde. Ehe ich es hindern konnte, war die Rittmeisterin davor niedergekniet; ihr Antlitz war aschfahl geworden. „Herr von Werthern," schrie sie auf, „wie kommen Sie dazu? Was sagen Sie, eines Sterbenden?" In den kalten, grauen Augen flammte es auf; die dürre Rechte hielt das Bild umschlossen, mit der anderen hatte sie meinen Arm wie mit eisernen Krallen umklammert. „Was sagen Sie, eines Sterbenden? Das kann doch nicht sein, Werthern, dann habt Ihr ihn gemordet!" kam es heiser von ihren Lippen. Es war, als spräche sie irre. „Er war doch noch so jung, so blutjung; mußtet Ihr mit ihm rechten, was that er Euch? Er war mein Ein und Alles, mein Stolz, meine Freude, war ein echter Schlippenbach, ein Sohn meines Hauses und Namens! Da war nichts von der weichen Art der Hermheims an ihm; er hatte meine Gesinnungen und meine Natur. Wie ich in einer Idee gelebt, so ist er um einer Idee willen gestorben! — Was habe ich gethan? Habe ich ihn hinausgestoßen in meiner Härte, ihn in den Tod getrieben? Niemals sollte sein Fuß diese Schwelle wieder betreten, und jetzt, — wenn ich ihn wieder zum Leben erwecken könnte, ich gäbe mein Herzblut hin! — Nun straft mich Gott an dem, was mir höher stand, als der Inhalt meines Lebens. O mein Gott, bin ich denn wahnsinnig, Werthern?"

So jammerte sie, mit den dürren Händen nach den Schläfen tastend, als suche sie den Kopf frei zu machen von den dunkeln Schatten, die über sie hereinbrachen, und die grauen Augen glühten aus tiefen Höhlen zu mir auf.

„Hier, die Todte kann mich verklagen, Werthern! Ich habe ihr Glück vernichtet, aber ich meinte gerecht zu handeln! O, über die Gerechtigkeit der Menschen! Ich habe sie beide in den Tod getrieben, Werthern! Er war zu stolz; auch mein Flehen hätte ihn nicht zurückgerufen, er wäre nie wieder gekommen! Er hatte meine Natur! Hilde hat es das Herz gebrochen. Ich habe es mit ansehen müssen, wie sie dahinschwand, wie ein verlöschendes Licht; das war hart, furchtbar hart, es war meine Strafe!" Aufschluchzend barg sie das welke Gesicht in die knöchernen Hände.

Ich hatte das Gefühl, Thränen oder die Nacht des Wahnsinns würden ihr Opfer nie wieder frei geben. Ich nahm ihr die Hände vom Gesicht und erzählte ihr, diese fest in den meinen haltend, wie alles gekommen. Von dem kleinen Bonnin und ihrem Liebling; wie der ohne Groll gegangen sei, wie die deutsche Heimat mit ihren geliebten Gestalten noch seine letzten Träume verklärt hätten. Umsonst, es rüttelte sie nicht aus ihrem dumpfen Schmerz. „O, daß ich ihm noch einmal die Hand zur Versöhnung hätte reichen dürfen!" klagte sie. „Der kleine Bonnin, der durfte es; ihm war's vergönnt, den Freund mit seinem Leben zu schützen; und mit Hildes Namen auf den Lippen ist er gestorben, nur ich habe ihm nichts sein können, nichts! Verzweifelt blickte sie auf das Bildniß des jungen, französischen Kürassier-Lieutenants. Sie sah nicht die verhaßte Uniform des Feindes, nur die geliebten, schönen Züge sah sie, als wollte sie nimmer davon lassen.

Nach einer Weile nahm ich das Bild ihr leise aus der Hand, um es Hilde mit in den Sarg zu geben. „Lassen Sie es mir," flehte sie, „es ist das Einzige, was ich noch habe auf dieser Welt!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Der Friedhof St. Peter in Salzburg.

Nach dem Bilde von R. Püttner in München. — Siehe Seite 24.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Es that mir in der Seele weh, aber ich konnte doch nicht anders, als ihr sagen: „Er hat es so gewollt."

„Hilde hat mir den Lebenden geraubt, wie im Tode noch den Todten, Werthern; und ich habe es verdient! Mit ihm sind meine letzten Hoffnungen vernichtet. Sie sollten todt und erstorben sein; sie waren es nicht; ich habe mich selbst betrogen, ihn und mich! Wie schwer die Hoffnungen in einem sterben! Da löst sich jede einzelne erst nach hartem Kampf. Wissen Sie keinen Trost für mich, Werthern, keinen?" fragte sie, wieder meine Hand nehmend und sich daran vor dem Lager niederlassend. „Keinen als die Zeit, Frau Rittmeister!" Da sah sie mich schier verzweifelt an. „Werthern, die Zeit, die fürchte ich wie das lange Leben. Der Tod ist barmherzig, doch wenn man ihn ruft, kommt er nicht. Sie starben alle um mich her, nur mich hat er vergessen, — wie mich mein Gott verlassen hat!" Weinend barg sie den grauen Kopf in die Kissen. Den lindernden Thränen wollte ich nicht wehren.

Und was sollte ich nun noch hier? Einen Strauß Myrten und weißer Rosen, den ich in der Hand gehalten, legte ich auf die Brust der Todten. Noch einmal sah ich in das stille, süße Gesicht Hilde von Hermheims, dann nahm ich meine Krücke und schlich hinaus.

So sonnig und blüthenreich wie den Frühlingsmorgen, an dem wir Hilde hinaustrugen auf den Friedhof, hatte ich mir wohl früher meinen Hochzeitstag gedacht, — nun machte mich dieser Tag zum einsamen Manne. Wie ein Blüthenschnee lagen die weißen Rosenkränze und Fliederdolden auf dem schmalen Sarg; sie verdeckten ihn fast, aber sie täuschten mich nicht hinweg über die Bitterkeit des Augenblicks.

Ich wollte nicht sehen, daß man den kleinen Sarg hinunterließ in die dunkle Tiefe, und ging leise fort. An der Biegung des Waldrandes tauchte die kleine Stadt noch einmal vor meinen Blicken auf. Wie sonnenbeschienen sie dalag, und wie sich die Thürme des alten Gemäuers in den Wellen des Rheines spiegelten, der Sonnenschein auf den weißen Kreuzen und den betenden Engeln des Friedhofes flimmernd lag, — wie es blendete! Gleich himmlischen Strahlen glitt es über diesen friedlichen Fleck Erde! Lautlos wichen die Räder meines Wagens über den moosigen Grund des Waldes. Ueber mir in den Zweigen zwitscherten die kleinen Sänger in den hellen Frühlingstag hinein. — Fern ab läuteten die Glocken, die Hilde von Hermheim noch einen letzten Scheidegruß der irdischen Heimat in das enge Bett hinabriefen; ferner und ferner verklangen sie! Hier im Walde verdorrte manch' kleiner Baum, weil die hohen darüber ihm Licht und Leben nahmen; — auch die schwachen Menschen gehen oft an der Härte und der Unbeugsamkeit der Starken zu Grunde.

Du warst auch ein Opfer, arme, kleine Hilde! Schlaf sanft den ewigen Schlaf!" — — —

und Edelsteinen geschmückt, und von ihm fallen zwei breite, schleierartige, mit Spitzen besetzte weiße Bänder lang über den Nacken herab. Ueber diesen hohen Aufbau wird nun das gekräuselte Vorderhaar terrassenartig garnirt und mit Pomade und Klebstoff befestigt, sodaß sich ein künstliches Lockengebäude hoch über den Kopf erhebt. Nachdem dann noch vor dem Anfange des Scheitels zwei kleine Löckchen in Form von Krebsscheren auf der Stirn befestigt wurden, ist die Frisur der Mode gemäß untadelhaft vollendet, und die Zofe kann in der Toilette fortfahren.

Gesicht, Hals, Brust, Schultern und Arme bedeckt sie mit einer zarten weißen Schminke; auf die Wangen legt sie ein zartes Roth, während mit kräftigerem Roth die Lippen gefärbt werden. Die feinen, blonden Augenbrauen glättet sie mit einer weichen Bürste, zieht unter den Augen einen schmalen, schwarzen Strich, um dadurch deren Feuer zu verstärken, und klebt nach genauer Anweisung auf Hals, Brust und Gesicht die kleinen schwarzen „Mouches" oder Schönheitspflästerchen.

Dann nimmt sie die lange, spitze, aus eng aneinander gereihten Fischbein-Stäbchen harnischartig zusammengefügte, rosaseidene Schnürbrust und legt sie ihrer Herrin an, indem sie die Schnur möglichst fest anzieht, wodurch der Busen gehoben und die Taille zierlicher gestaltet wird. Ueber letzterer befestigt sie nun den durch Fischbeinreifen gespannten Reifrock aus schwerer weißer Seide, der aber noch von mäßigem Umfange ist und noch nicht, wie dies erst später die Mode erforderte, die ungeheuere Weite von fast fünf Metern erreicht.

Darüber zieht sie ihrer Herrin das Unterkleid von hellblauer, mit Goldblumen durchwirkter Seide an, das in der Höhe des Knies mit einem breiten Volant verziert und oberhalb dessen, sowie am Saume mit breiter Goldborte besetzt ist, während zwischen dem Volant und dem Saume guirlandenartig garnirte Goldfranzen angebracht sind. Das Oberkleid ist aus gelber Seide gefertigt und mit roth-seidenem Unterfutter versehen. Die vorn offene Taille wird durch ein violett-seidenes Mieder geschlossen, das, tief ausgeschnitten, an seinem oberen Rande mit Spitzen besetzt ist und den Busen nicht verhüllt. An dem Ausschnitte zeigt sich die Taille roth eingefaßt und mit Spitzen garnirt. Die halblangen, bis zum Ellbogen reichenden Aermel weisen breite Aufschläge von rother Seide auf, unter denen dreifache Spitzen-Unterärmel hervorschauen. Ein gelb-seidenes Band, dessen vorn weit herunterhängendes Ende mit Goldfranzen besetzt ist, umschließt die Taille, während der gelb-seidene Rock von der Taille weit nach hinten zurücktritt und zusammengerafft über dem Unterkleide das roth-seidene Unterfutter zeigt.

Nachdem die Zofe der Dame das Kleid angezogen und das kostbare Perlen-Halsband, den einzigen Schmuck, den die Mode gestattet, befestigt, streift sie ihrer Herrin die hellblauen, mit Goldblumen gestickten Handschuhe über, die, den ganzen Unterarm verhüllend, bis zum Ellbogen emporreichen, und legt ihr schließlich die grünseidene Contouche, das neueste Erzeugniß der Mode, um. Diese, ein weites, sehr faltiges Kleid, das von dem viereckigen, vielgefälteten Ausschnitte am Halse, ohne jede Unterbrechung, nach Art einer sehr langen und weiten Schaube, bis zu den Füßen herabfällt, und das mit langen, offenen Aermeln versehen ist, befestigt sie durch eine goldene Spange vorn über der Brust, sodaß es in freien Falten herabwallt.

Noch einen langen Blick wirft die Dame in den Spiegel; dann ergreift sie, zufrieden mit dem Ergebniß, die goldene Dose mit den Schönheitspflästerchen, sowie den kunstvoll verzierten Elfenbeinfächer und rauscht aus dem Zimmer, um sich dem sie erwartenden Vergnügen der Menuet und des Contre-Tanzes hinzugeben.

Nachdruck verboten.

Scherzo.

Es ist kein Wind von hold'rer Art,
Als der um ihren Kleidsaum weht,
Wenn meine Frau im Tanze
Durchs Zimmer geht.

Und gar kein schöner Tönen ist,
Als das aus ihrem Munde klingt,
Wenn meine Frau zur Zither
Ein Liedel singt.

Und ist auch gar kein schöner Licht,
Als das aus ihren Augen braun,
Wenn sie aus Dämmerdunkel
Hellfröhlich schau'n.

Huh, aber wenn's gewittert! Huh!
Der Donner grollt, der Sturm rasaunt!
Flieht männiglich! Frau Sonne
Ist schlecht gelaunt!

Otto Julius Bierbaum.

Nachdruck verboten.

„Glaubenslos?"

Ein Essay über eine Erzählung von Marie von Ebner-Eschenbach.

Von Professor A. Sauer in Prag.

Die Dichtung, der diese folgenden Zeilen gewidmet sind, ist den Leserinnen dieses Blattes wohl nicht fremd. In der ‚Deutschen Rundschau' zuerst erschienen, seit Jahresfrist durch den Buchhandel verbreitet, von der Kritik viel besprochen, ist das Werk heute in seiner Gesammtheit wie in seinen Einzelheiten noch allen gegenwärtig. Und dennoch lockt so vieles zu immer neuer Beschäftigung mit dieser Erzählung, die viele Hunderte von deutschen Romanen hoch überragt, die kein Unterhaltungs-Roman im gewöhnlichen Sinn ist, sondern eine große, ernste Dichtung, aus der Fülle des Lebens gewonnen, mit dem Seherblick der Weisheit erschaut, — ein wunderbares Kunstwerk von tadelloser Reinheit und Vollkommenheit, unter den herrlichen Werken der größten deutschen Dichterin der Gegenwart vielleicht die gediegenste und reifste. Es ist eine Dorf-Novelle von ergreifender Einfachheit und Schlichtheit, eine Herzensgeschichte von zwingender Wahrheit, ein Stück Leben und ein Stück Natur im geschlossenen Rahmen eines farbenreichen Gemäldes, und endlich auch ein scharfes, eindringliches Mahnwort an die Gegenwart, gemildert und gemäßigt durch die beseligende Menschenliebe und den sonnigen, alles durchdringenden Humor der Dichterin. Aber nicht von allen leuchtenden Vorzügen des Romans soll hier die Rede sein, nicht von der großartigen Exposition, nicht von der straffen Führung der Handlung, nicht von der ausgezeichneten Charakteristik der zahlreichen Personen: sondern nur den Gedankengehalt des Werkes wollen wir in aller Kürze auszulösen versuchen. Sind diejenigen Dichtungen die größten, die die meisten Gedanken in dem Leser anregen, dann ist ‚Glaubenslos' eine der bedeutendsten, die je geschrieben wurden, und daher unerschöpflich wie alle großen Kunstwerke. Auch wir wollen es nicht erschöpfen, sondern nur andeuten, aus welchen Tiefen es stammt, und zu welchen Höhen es emporführt.

Eine Frage wirft die Dichterin in dem Titel des Werkes auf, eine Frage und damit ein Problem. Aber sie bietet uns nicht eine bloße Problem-Dichtung, in der das Irrlicht der Dichtung in dem Sumpfe des Problems versinkt, wie in so vielen modernen Producten, sondern darüber hinaus eine Charakter-Studie. Als lebensvolle Figur steht der Held, Leo Klinger, der Cooperator in dem kleinen österreichischen Gebirgsdorfe Schran, vor uns; und was er erlebt, gestaltet sich auch für uns zum Erlebniß und zum Lebensgewinn. Er ist der Sohn eines verdrossenen, hochmüthigen, eigensinnigen, unliebenswürdigen Vaters, der das Vertrauen der anderen mit Keulenschlägen todt schlug und dann außer sich war, daß ihm selbst seine Nächsten keines entgegenbrachten, — und einer nachgiebigen, gehorsamen, frommen Mutter, die er, eine Märtyrerin der Ehe, unter des Vaters Behandlung dahinsiechen und früh enden sieht. Auf Bitte der Mutter, doch gegen den Willen des Vaters, ergreift der begabte Jüngling den ihm eingeborenen geistlichen Beruf. Die Seelenreinheit und Frömmigkeit der Mutter ist sein köstlichstes Gut; aber auch den Keim eines frühen Todes hat sie ihm als verhängnißvolles Erbe mitgegeben. Ungewöhnlich groß, mit schmalen Schultern und etwas eingesunkener Brust tritt der schöne, lichtblonde, blauäugige, junge Priester uns am Anfange der Erzählung entgegen. Erschöpft vom Bergsteigen, athmet er hörbar und stoßweise. Studien, Sorgen und Zweifel haben seine Gesundheit erschüttert; man liest ihm die zahlreichen durchwachten Nächte an den Augen ab. Er wird nicht alt, sagen die Leute im Dorf von ihm; er wird nicht alt, fühlt der Leser des Buches. Ohne Gönner und Freunde, war er auf den entlegensten, schwierigsten, am wenigsten einträglichen Posten gestellt worden.

Und wie ein Wesen aus einer anderen Welt, wie ein Apostel, ja ein Engel des Lichtes erscheint er den Bewohnern des weltabgelegenen Alpendorfes. Tiefer Friede, unsagbarer Zauber gehen von ihm aus; sein Umgang ist Glück und Erbauung, seine Begegnung bringt Trost und Beruhigung. Es ist ihm Macht gegeben über die Gemüther. Unter seinem milden Einfluß öffnen sich die verschlossensten Herzen. Er versteht es, den Menschen ihr Inneres bloßzulegen, die Gedanken der anderen zu errathen. Sein leuchtender Blick treibt zu Scham und Selbsterkenntniß, zu Reue und Buße. Er macht die verhärtetsten Menschen an ihr Gewissen glauben, an den Richter in ihrem Innern, an die Stimme in ihrer Brust. Aber er ist sich seiner Macht, die fast an Allmacht grenzt, keineswegs bewußt. Der Friede, der von ihm ausgeht, zieht seine Stärke aus den schweren Zweifeln und Kämpfen seiner Seele. Er hat nicht die Kraft, die Ergebnisse der Wissenschaft mit dem Glauben zu vereinbaren. Er verliert den Glauben an die Lehren der Kirche; er verliert den Glauben an die Strafen der Hölle, und der Gott, zu dem er betet, verflüchtigt sich ihm zu einem unfaßbaren Wesen. Je geringer sein Gottvertrauen wird, desto stärker wird sein Vertrauen auf die Menschen. Als der Apostel eines verfeinerten, veredelten Menschenvolkes fühlt er sich. Aber nur zu bald muß er eine Fülle von Enttäuschungen erleben. Schaudernd lernt er die Bestie im Menschen kennen. Er sieht entsetzt, wie sich ein Abgrund des Lasters vor ihm öffnet und ihm seinen verpesteten Giftstrom ins Gesicht speit. Er wird Zeuge eines empörenden Vorgangs und sieht seine Erziehung und Fürsorge an seinem Lieblingsschüler aufs ärgste zu Schanden werden. Von Freveln der fürchterlichsten Art, die — allen bekannt, nur dem Seelenhirten verborgen — in der Gemeinde geschehen, vernimmt er. Die Verleumdung kriecht an ihn heran, wagt seine edelsten Beziehungen zu verdächtigen, seine über alles erhabene Reinheit zu beschmutzen; in Rausch und in Verblendung erhebt eines seiner Pfarrkinder das Messer gegen ihn. Da wird er irre an der Güte der menschlichen Natur. Er bricht zusammen! Gepeitscht von den Furien des Zweifels, meint er, niemals mehr zurückzukehren zu können in den milden Dämmerschein frommen Glaubens, kindlicher Hoffnung und Vertröstung; der Menschenglaube, der seine Stärke war, ist nun seine Schwäche. Was der Born der Begeisterung gewesen, mit der er lehrte, wird nun die Quelle der Verzweiflung, die ihn nach diesen harten Erfahrungen ergreift. In seinem Kampfe meint er, sich über die andere Menschheit stellen zu können; er, dem das milde Wort von den Lippen geflossen: „Giebt es eine größere Schuld als nicht verzeihen können?" Er schwingt nun von der Kanzel als Engel des Gerichtes über seine Gemeinde das Schwert der Rache, ohne den Erschütterten auch nur den kleinsten Ausblick auf Sühne und Verzeihung zu gewähren. Und indem er daran verzweifelt, jemals die von ihm angestrebten Ziele zu erreichen, will er seinen geliebten greisen Pfarrer, der nach hart durchgekämpftem Leben als die edelste Verkörperung der Milde und Ergebung erscheint, dessen einzige Stütze er ist, verlassen, — will seinen Beruf aufgeben, will hinaus in die Welt, obwohl er fühlt, ihr nicht gewachsen zu sein. Sein Menschenglaube aber siegt. Seine Kräfte sind stärker als seine Zweifel. Er bringt es nicht über sich, das Vertrauen des alten Herrn zu täuschen; er gewinnt die Ueberzeugung, daß das Gute im Menschen lebe, und daß der Trieb zum Guten oft stärker im Menschen sei, als der Trieb zum Schlechten. Er lernt trotz aller Hemmnisse an den Fortschritt der Welt zu glauben, wie ihm diesen die Koglerbäuerin in ihrer einfachen, schlichten Art schildert: „Die Schlechtigkeit der Leut' macht Sie verzagt. — Hochwürden, ich hab' auch mit viel Leut' z' thun, und is allerlei G'sindel d'runter. Die Wirthschaft geht aber doch fort, und am End' vom Jahr merkt m'r, daß der Nixnutzigste sein Biss'l mitg'holfen hat beim Antauchen, auf gute oder auf schlechte Art, mit sein' Will'n oder geg'n sein Will'n."

Er überzeugt sich, daß er nicht vergebens gestrebt, daß nicht alle Samenkörner, die er ausgestreut, auf unfruchtbaren Boden gefallen sind; er sieht sich geehrt und geliebt, von einem unschuldigen Wesen als „ihr Höchstes" geachtet. Er überzeugt sich, daß er die Macht, die er über andere Menschen ausüben möchte, wirklich besitzt; die stolzeste, von ihm selbst für unbeugsam gehaltene Bäuerin des Ortes fügt sich seinem Rath und Wunsch und giebt ihm zulieb die Einwilligung zur Verheirathung ihrer Tochter mit einem Knechte. Sein Menschenvertrauen siegt, und es erfüllen sich an ihm die Worte, die der alte Pfarrer, Leo's furchtbares Gleichniß von dem, seine Heimat fliehenden Wanderer weiterführend und umbildend, zu ihm gesprochen hatte: „Ich meine aber, wenn Du der Wanderer wärest und wüßtest, in einer dieser dunkeln Hütten wohnen Menschen, die Deiner bedürfen, Du hättest Dir, den aufgethürmten Welten zum Trotz, einen Weg gebahnt und wärest zurückgekommen zu den Deinen." Der Menschenglaube hat ihm den Rückweg zum Gottesglauben gebahnt!

Und darum ist in dem Titel des Buches das Problem des Romans nicht erschöpft. Es ist nicht allein ein religiöses, es ist auch ein sociales Problem. Es ist nicht ein einzelner Beruf, den die Dichterin schildern will, es sind alle Berufe, die sie gleichnißweise darstellt. Verlassen will der Priester den kleinen Ort am Gebirgssee, weil er dort nichts leisten zu können meint, weil sein Wissen und Können dort brach liegen müssen, weil er gewissermaßen dort in der Verbannung sich fühlen muß, weil, wie man ihm vorwirft, der Wirkungskreis für ihn dort zu klein ist. Aber auch diese Anwandlungen vergehen, auch aus diesen Kämpfen geht Leo als Sieger hervor. Er kommt vielmehr zu der Ansicht, daß kein Ort der Welt so klein sei, daß man an ihm nicht auch zum allgemeinen Besten etwas beitragen könnte. Das Dorf ist ihm eine Welt im Kleinen, die Dorfschule ein Abbild der Schule des Lebens. In den Gesichtern der Kinder, in denen er als Lehrer und Erzieher zu lesen versucht, spiegeln sich alle Charaktere ab, die in der Welt wirken. Und er sagt sich: Vom Dorf ziehen die Menschen aus nach den Städten, und die Stadtbevölkerung wird zum Theil so beschaffen sein, wie das Menschen-Material es ist, das ihr vom Lande her zugeschickt wird. Da sprudelt eine der Quellen, die sich, zu einem Strom vereinigt, in das große Meer, die menschliche Gesellschaft, ergießen. Eine dieser Quellen fassen und rein erhalten, erkennt er als seine Lebensaufgabe neben den Pflichten des Priesters, dem Trösten, Helfen und Bessern. Und so stellt er es als das Programm seines weiteren (wenn vielleicht auch nicht langen) Daseins hin: „Hier leben und sterben, ungekannt und ungenannt im bergenden Schatten, in dem allein sein ganzes Wesen sich entfalten kann. Ein stiller Hüter an einer der unzähligen Quellen, aus dem Heil und Unheil in die Welt fließt."

Unsere von Zweifeln vielfach bedrängte und im Dunkel tappende Zeit kann Trost und Erhebung, Stärkung und Belehrung schöpfen aus diesen Worten des resignirt-zufriedenen, so zur Glaubensstärke vorgedrungenen Seelenhirten. „Weg mit dem großstädtischen Dünkel, mit der Verachtung der Provinz, des eintönigen, arbeitsamen Dorflebens!" so ruft es laut aus diesem Buch uns entgegen. In der Zeit des rastlosen Ehrgeizes wird hier stille Hingabe an den Beruf in edler Pflichterfüllung gepredigt; in der Zeit der lautesten Reclame wird hier die ruhige, bescheidene Wirksamkeit, die alle Kräfte auch an das Kleinste setzt, ins hellste Licht gestellt; in der Zeit allgemeiner Glaubenslosigkeit und maßloser Wissensherrlichkeit erschallt hier, zur Einkehr und zum Nachdenken mahnend, das tiefsinnige Wort: „Glauben ist mehr als wissen, und glauben können, das höchste Glück."

Nachdruck verboten.

Künstler- und Dichter-Ehen.

Plauderei von Paul Zunk in Berlin.

Das Werkchen von Alphonse Daudet, das den Titel „Künstler-Ehen" trägt, beginnt bekanntlich mit einem Meinungsaustausche zwischen einem Maler und einem Dichter über das Thema: „Sollen Künstler heirathen?"

Trotzdem der Maler in glücklichster Ehe lebt, räth er doch seinem Freunde, sich nicht zu verheirathen, und zwar, weil Künstler sich nicht verheirathen dürften. Nach den Klippen befragt, die den Künstler in dem Ehehafen bedrohen, antwortet der Maler: „Die erste und schlimmste von allen besteht darin, daß man in Gefahr kommt, sein Talent zu verlieren, oder daß es sich wenigstens verringert. Den Grund hierfür bilden die Sorgen um die Existenz und gesellschaftliche Pflichten, die den Künstler von der Arbeit abziehen, sowie die Luft der Häuslichkeit, die ihn betäubt, matt und müde macht.

Eine fernere Gefahr ist das mangelnde Verständniß der Frau für das geistige Leben ihres künstlerischen Mannes. Es genügt nicht, hübsch, gut und klug zu sein, um die Lebensgefährtin eines Künstlers werden zu können, — eine solche muß einen ganz undefinirbaren Takt, eine selbstlose Aufopferungsgabe besitzen, wie man sie nur selten im Leben findet. „Ich habe," sagte der Maler, „mehrere Ehen gekannt, in denen die Frau entweder der Henker oder das Opfer war, häufiger sogar Henker als Opfer; und fast immer geschah das, ohne daß sie selbst eine Ahnung von dem hatte, was sie verursacht. Da war ich z. B. eines Abends bei dem Componisten Dargenty. Es waren mehrere Personen anwesend, und man bat ihn, sich an das Klavier zu setzen. Kaum hatte er begonnen, eine seiner reizenden Mazurken zu spielen, in denen er sich als der echte Erb: Chopins zeigt, als seine Frau auch schon zu plaudern anfing, — erst leise, nach und nach aber lauter. Die Conversation ward immer lebhafter und immer allgemeiner, und schließlich war ich noch der einzige, der dem Spiele zuhörte. Da schloß Dargenty das Klavier, wandte sich zu mir und sagte mit einem Lächeln, aber in so bitterem, so wehklagendem Tone: „So geht es nun immer! Meine Frau liebt die Musik nicht! Kannst Du Dir etwas Schrecklicheres denken? Eine Frau heirathen, welche die Kunst des Gatten nicht liebt? Geh, mein Lieber! Folge mir und heirathe nicht! Du bist allein und bist frei. Bewahre Dir Deine Einsamkeit und Deine Freiheit!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Der Dichter will von diesen Einwendungen nichts wissen und sagt: „In den Stunden der Arbeit allein zu sein, — ja, das geht noch an; aber es kommen Momente der Ermüdung, der Entmuthigung, in denen man an sich, an seiner Kunst verzweifelt. Wie glücklich muß dann der sein, der immer jemand um sich hat, der einem treu beisteht, ein liebendes Herz, dem man seinen Kummer mittheilen kann! — Und dann das Kind, das Lächeln des Kleinen, der immer und ohne jede ausgesprochene Ursache heiter und vergnügt ist; ist das nicht das beste Vergnügungsmittel, das man haben kann?“ . . . Statt weiterer Antwort giebt der Maler seinem Freunde ein Manuscript, in welchem mehrere Künstler-Ehen nach dem Leben geschildert sind.

Diese Beispiele sind allerdings durch die Bank geeignet, Künstler von der Ehe abzuschrecken, da sie nur von unglücklichen Heirathen zu erzählen wissen.

Daß dies ein sehr einseitiger Standpunkt ist, der weder den Frauen gerecht wird, noch auch den thatsächlichen Verhältnissen entspricht, lehrt schon ein Blick auf das Eheleben unserer deutschen Künstler und Dichter.

Betrachten wir also das eheliche Leben einiger von ihnen, und wir werden sehen, daß wahres Künstlerthum und wahres Eheglück sehr gut neben einander zu bestehen vermögen.

Unter den classischen Dichtern lebte Klopstock mit Margarethe Moller, als ‚Cidli‘ hochgefeiert, eine kurze, aber glückliche Ehe. Auch Lessing war nur ein kurzes Eheglück vergönnt; nach vierzehnmonatlicher Dauer erreichte es sein Ende, als ihm seine Frau (die Witwe des Hamburger Kaufmanns König) im Jahre 1778 im Wochenbette starb. Wie tief der unglückliche Dichter diese Frau geliebt, läßt folgende Briefstelle erkennen: „Wenn Du diese Frau gekannt hättest! . . . Wenn ich mit der einen Hälfte meiner Tage das Glück erkaufen könnte, die andere mit ihr zu verleben, wie gerne wollt' ich es thun!“ Eine Kraft und Bitterkeit liegt in diesem verhaltenen Schmerze, der Bände voll weichlicher Klagelieder aufwiegt und ein beredtes Zeugniß von der großen Liebe giebt, die Lessing seiner Frau entgegen trug.

Sehr glücklich war Wieland's Ehe mit seinem „nicht sehr schönen“ aber doch „guten, angenehmen Hausweibchen“ Dorothea Hildebrand; und geradezu idyllisch erscheint das Familienleben von Johann Heinrich Voß und Ernestine Boie. Ernestinens Schilderung ihrer ersten Ehejahre zu Wandsbeck und Otterndorf ist eine der anmuthigsten Episoden der deutschen Sittengeschichte. Während Voß an seiner Uebersetzung des Homer arbeitete, waltete die junge Frau in dem bescheidenen Hauswesen, und beide freuten sich wie die Kinder, wenn sie ihren ärmlichen Hausrath durch ein neues Stücklein vermehrten. — Welchen wohlthätigen Einfluß die Ehe auf unseren Schiller ausübte, ist bekannt. Ohne die Hingabe seiner Lotte wäre uns der Dichter sicherlich nicht so lange erhalten geblieben; er selbst hat es dankbar bezeugt, was ihm Lotte bedeutete, indem er sagte: „Von dieser Seite hat mir der Himmel nichts als Freude gegeben.“ Ihre Ehe war echt deutsch und wie sie in der Glocke geschildert ist: Die Leidenschaft floh, aber die Liebe blieb.

Goethe's Verhältniß zu Frau Christiane ist vielfach mißdeutet und entstellt worden. Es ist ja nicht zu leugnen, daß Christiane Vulpius ihre erheblichen Schwächen besaß, doch ist andererseits zu bedenken, daß diese von dem Klatsche der Kleinstadt, dem Neide der Nebenbuhlerinnen um die Gunst des Dichterfürsten vergrößert und verschlimmert worden sind. Es müssen ihre guten Eigenschaften die weniger guten jedenfalls überwogen haben, denn sonst hätte sie ein Goethe schwerlich in sein Haus genommen oder gar besungen. Und daß das eheliche Leben des Dichters in der That freundlicher und besser geartet war, als man gemeinhin annimmt, erhellt auch aus Mittheilungen, die nach Goethe's Privatakten (von Richard und Robert Keil unter dem Titel „Goethe, Weimar und Jena im Jahre 1806“ herausgegeben) das Verhältniß des Olympiers zu seiner Gattin als ein auf wahrhafter Neigung, Liebe und Treue beruhendes darstellen.

Aus Herder's Ehe mit Karoline Flachsland hat Schiller in einem Briefe an seinen Freund Körner eine drollige Episode mitgetheilt, die erkennen läßt, daß auch jener Dichter sich, ungeachtet der gelegentlichen Bewölkung des Ehehimmels, in befriedigender Harmonie mit der Gattin befand. Schiller schreibt: „Herder und seine Frau leben in einer egoistischen Einsamkeit und bilden zusammen eine Art heiliger Zweieinigkeit, von der sie jeden Erdensohn ausschließen. Aber weil beide stolz, beide heftig sind, so stößt diese Gottheit zuweilen unter sich selbst an einander. Wenn sie also in Unfrieden gerathen sind, so wohnen beide abgesondert in ihren Etagen und Briefe laufen Treppe auf, Treppe nieder, bis sich endlich die Frau entschließt, in eigener Person in ihres Ehegemahls Zimmer zu treten, wo sie eine Stelle aus seinen Schriften recitirt mit den Worten: »Wer das gemacht hat, muß ein Gott sein, und auf den kann niemand zürnen«. Dann fällt ihr der besiegte Herder um den Hals, und die Fehde hat ein Ende. . . .“

Eines der eigenthümlichsten Beispiele der Liebe einer Frau zu ihrem künstlerischen Gatten hat Charlotte Stieglitz, die Frau des Dichters Heinrich Stieglitz gegeben, die sich erdolchte, um dem dahinschwindenden Genius des Gatten durch einen ungeheuren Schmerz neue Kraft zuzuführen. Leider verfehlte dieses nur durch Nerven-Ueberreizung erklärliche Opfer vollständig den beabsichtigten Zweck.

Ueberaus glücklich gestaltete sich die Ehe Kinkel's mit seiner Johanna. Als Kinkel sein Lieb endlich nach langen Kämpfen errungen hatte, widmete er ihm zum Hochzeichtstage das von tiefem Glücke zeugende Gedicht: „Gruß an mein Weib“, das beginnt: „Und sieh, nun ist es doch gekommen, was uns die Welt so schwer gemacht!“ Johanna Kinkel hat bewiesen, daß man eine genial begabte Frau, daß man musikalische Künstlerin und Dichterin sein kann, ohne die Emancipirte zu spielen, ohne aufzuhören, eine sorgsame Mutter und eine verständige und emsige Hausfrau zu sein.

Als ein Stillleben voll Frieden, Harmonie und Glück ist die Ehe Leopold Schefer's zu bezeichnen, der diesem schönen Verhältniß selbst ein dauerndes Denkmal setzte, indem er seine Schriften seiner geliebten Friederike als Ehrengeschenk mit den Worten widmete: . . . „O, unseres schönen und trotz mancher Versagung köstlichen Lebens! Machte ich Dir die Welt klarer, so lehrtest Du mich, Du das gute, fleißige Weib, die treue, immer sorgsame Mutter. . . . Woher quoll der Frieden und die Zufriedenheit in unserem Laien-Brevier, — als aus dem Genuß meines Menschenglückes zumeist nur durch Dich.“

Unter der Zahl der deutschen Musiker sei hier Mozart genannt, der ein sehr glückliches Eheleben mit seiner Konstanze führte, die er erst nach hartnäckigem Widerstande der Verwandten heimführen konnte. Er beschreibt seine Frau als „nicht häßlich, aber auch nichts weniger wie schön; ihre ganze Schönheit besteht in zwei kleinen schwarzen Augen und einem schönen Wachsthum. Sie hat keinen Witz, aber Menschenverstand genug, um ihre Pflichten als Frau und Mutter erfüllen zu können.“ Am 4. August 1782 war die Hochzeit und Mozart berichtet: „Wir sind für einander geschaffen, und Gott, der alles anordnet und folglich auch dieses alles also gefügt hat, wird uns nicht verlassen.“ Er hat sie auch nicht verlassen: es war Segen bei dieser Ehe, innerlicher Segen, denn sie beruhte in Wahrheit auf Liebe. Als längst verheiratheter Mann schließt Mozart einen Brief an seine Konstanze noch mit folgenden Worten: „Adieu, liebe Einzige! Fang Du auch auf in der Luft; es fliegen 2999 und ½ Küsse von mir, die aufs Auffangen warten. Adieu! Tausend zärtliche Küsse! Ewig Dein Mozart!“ Des Gatten Tod machte Konstanze grenzenlos elend; sie flehte heiß zum Allmächtigen, daß er auch sie zu sich nehmen möge.

Wie Mozart's, war auch die Ehe Robert Schumann's eine gesegnete; bedeutender aber noch dadurch, daß Schumann's Gattin gleich ihm eminent künstlerisch beanlagt war. Es ist keine glücklichere, keine harmonischere Vereinigung in der Kunstwelt denkbar, als diese des erfindenden Mannes mit der ausführenden Gattin, des die Idee repräsentirenden Componisten, mit der ihre Verwirklichung vertretenden Virtuosin. Hand in Hand gehend, trugen sie die ihnen beiden gespendeten Kränze und Palmen. Ueber ihr eheliches Leben hat Ferdinand Hiller die schönen wahren Worte gesagt: „Er war ihr wie der Tochter der Vater, wie der Braut der Bräutigam, wie dem Jünger der Meister, wie dem Gläubigen der Heilige.“ Als liebevolle Vermittlerin stand sie zwischen dem in seine Träume und Gedankenwelt vertiefsten schweigsamen Manne und dem praktischen Leben, der Außenwelt. Sie offenbarte alles, was in seiner Seele erklungen, und rastete nicht, bis sie seinen Klavier-Dichtungen ein immer allgemeineres Verständniß erschlossen. So war ihre Ehe ein gegenseitiges seliges Geben und Nehmen, so war ihre Größe sein, seine Anerkennung ihr Verdienst.

Von bedeutenden Musikern sei noch der Meister von Bayreuth genannt. In seiner ersten Ehe fand Richard Wagner leider kein Glück. „Dem so ganz von seinem Dämon Beherrschten hätte von jeher ein hochgesinntes, ein verständnißvolles Weib zur Seite stehen müssen,“ urtheilte eine Freundin über Wagner's erste Frau. In Frau Cosima von Bülow hatte er dieses Weib gefunden, und in einer Weise, die nach allen Seiten hin zum Segen gereichte. Daß sie ihrem Gatten an Thatkraft ebenbürtig war, beweist die, von ihr nach seinem zu früh erfolgten Tode aufgenommene Weiterführung des Werkes von Bayreuth.

Zum Schlusse möchten wir noch zweier Maler und ihrer Ehen gedenken, von denen die eine dem Anfange eines Romans gleicht. Wir meinen die Arnold Böcklin's, der im Jahre 1853 in Rom Angelina Pascuzzi heirathete, unbesorgt um seine nichts weniger als glänzenden Verhältnisse. Aber diese anscheinend leichtsinnige Ehe, ohne jede Gleichheit der Bildung, Religion, Sprache, Tradition und Sitte, ist, weil vom Götterstrahl der Liebe berührt, zwei echte Menschen sie eingingen, eine überaus glückliche geworden. Die schöne Römerin ward das Ideal einer Frau, die nur für ihren Gatten lebt; mit Aufopferung und Treue hängt sie an ihm, den ihre wunderbare Schönheit und zärtliche Liebe in jeder Trübsal tröstete.

Die Sonne der Ehe lachte, wenngleich nur kurz, auch Hans Makart. Seine Gattin war ein einfaches Bürgermädchen, das sich bald zu einer höchst anmuthsvollen Frau ausbildete, die ihm eine Häuslichkeit voll stiller, heiterer Zufriedenheit schuf. Makart hat ihr liebenswürdiges Blondköpfchen auf vielen Bildern verewigt und sie noch kurz vor ihrem frühen Tode als Katharina Cornaro verherrlicht.

Es würde hier zu weit führen, noch weitere Beispiele glücklicher Künstler-Ehen mitzutheilen; die erwähnten genügen auch wohl, um Daudet's ehefeindliche Ansichten ins Unrecht zu setzen. Es soll ja nicht verschwiegen bleiben, daß es auch unglückliche Künstler-Ehen giebt, wie der französische Poet sie schildert, doch folgt daraus keineswegs, daß der Künstler nicht heirathen soll! Wenn Daudet, der im Widerspruch zu seinem Worte selbst den Sonnenschein in seiner Ehe fand, sagen will, es giebt nur unglückliche Künstler-Ehen, so sagen wir an der Hand der Erfahrung: die Zahl der glücklichen überwiegt! Ja, wir gehen sogar noch weiter und behaupten, daß die genannten Dichter und Künstler nicht so viel und so freudig geschaffen hätten, wenn sie unverheirathet geblieben wären. Von ihren Frauen gilt dasselbe, was Johannes Scherr an den Frauen Uhland's und Rückert's preist: „Sie haben den Hort der idealen Güter der Nation vermehren helfen. Die Liebe und Treue, die unermüdliche Duldsamkeit und liebevolle Fürsorge ihrer Frauen ist ja auf deutscher Erde meist der einzige Lohn und Trost der Ritter des Geistes, welche, während sie sich im schweren Dienste der Freiheit, der Schönheit und Humanität abmühen, gewöhnlich nur einen unbestrittenen Besitz erlangen: ein Grab. . . .“

Nachdruck verboten.

Der österreichische Thronfolger an der Spitze des Husaren-Regiments Graf Nádasdy Nr. 9.

Zu dem Bilde von Julius Ritter von Blaas in Wien. — Siehe Seite 17.

Die Reiter-Portraits von Julius von Blaas erfreuen sich weit über die Grenzen des Wiener Kunstlebens hinaus mit Recht großer Beliebtheit. Wie er die Persönlichkeiten mit außergewöhnlicher Kraft zu charakterisiren weiß, so sind auch die Pferde, die er als feiner Kenner beobachtet und malt, von großer Lebendigkeit. Eine der trefflichsten Arbeiten des Künstlers stellt den österreichischen Thronfolger an der Spitze des Oedenburger Husaren-Regiments Graf Nádasdy Nr. 9 dar, das Erzherzog Franz Ferdinand im Entstehungsjahre des Bildes, 1892, als Oberst commandirte. Hinter dem hohen Regiments-Commandeur reiten der Regiments-Adjutant, der Rittmeister der ersten Schwadron und ein Trompeter. — Erzherzog Franz Ferdinand von Oesterreich-Este, dessen stattliche Erscheinung in der kleidsamen Husaren-Uniform etwas an den deutschen Kaiser Wilhelm II. erinnert, ist seither zum Generalmajor befördert worden und commandirt als solcher gegenwärtig die 38. Infanterie-Brigade. Der nach dem Tode des Kronprinzen Rudolf (30. Januar 1889) zur Thronfolge berufene Erzherzog gehört zu den reichsten Fürsten Europas. Von dem 1875 verstorbenen letzten Herzog von Modena, Franz V., erbte er den Namen Este und das enorme Vermögen dieser Linie des österreichischen Kaiserhauses. Der hoffnungsvolle und liebenswürdige österreichische Thronfolger ist am 18. December 1863 zu Graz geboren, stand also, als Julius von Blaas ihn als Husarenführer darstellte, im 29. Lebensjahre.

M. v. G.

Nachdruck verboten.

Prinz Eduard von Anhalt und seine Braut, Prinzessin Luise von Sachsen-Altenburg.

Siehe die Portraits Seite 20.

Wohl selten war ein Volk je so eng mit seinem Fürstenhause verwachsen, wie es das des kleinen Herzogthums Anhalt ist. Seit den Tagen der Annalise, der Apothekers-Tochter, die an der Seite des alten Dessauers zu einer so vortrefflichen Fürstin wurde, ist jedes frohe Familienfest, das die Askanier feiern, zugleich ein Volksfest für das ganze Ländchen und besonders für seine schöne Hauptstadt und Residenz Dessau. So ist denn auch die Kunde von der Verlobung des Prinzen Eduard, des dritten Sohnes des regierenden Herzogs Friedrich, dort überall mit Jubel aufgenommen worden, besonders da die schöne Braut, um die der Prinz gewiß nicht aus diplomatischen Rücksichten, sondern allein aus aufrichtiger Herzensneigung warb, einem Geschlecht angehört, das den Anhaltinern eine ihrer verehrtesten Fürstinnen geschenkt hat: die regierende Herzogin Antoinette, auch eine Prinzessin von Sachsen-Altenburg und als solche eine Tante der Prinzessin Luise, die ihr Prinz Eduard nun als Schwiegertochter zuführt. Prinzessin Luise ist am 11. August 1873 als die jüngste Tochter des Prinzen Moritz, des Bruders des regierenden Herzogs, zu Altenburg geboren Ihre beiden älteren Schwestern, die Prinzessinnen Marie Anna und Elisabeth, sind bereits vermählt, die erstgenannte mit dem Fürsten Georg zu Schaumburg-Lippe, die letztere mit dem Großfürsten Constantin Constantinowitsch von Rußland. Prinz Eduard von Anhalt, der am 18. April 1861 zu Dessau das Licht der Welt erblickte, ist preußischer Rittmeister à la suite der Armee und Hauptmann à la suite des Anh. Inf.-Rgts. Nr. 93. Das von Prof. Hanns Fechner geschaffene meisterhafte Portrait des kunstliebenden Prinzen ist durch die vorjährige Berliner Kunst-Ausstellung auch in weiteren Kreisen bekannt geworden. Der Künstler wurde für dieses Bildniß damals mit der kleinen goldenen Medaille ausgezeichnet.

R. S.

Nachdruck verboten.

Der Friedhof von St. Peter in Salzburg.

Zu dem Bilde von R. Püttner in München. — Siehe Seite 21.

Die österreichische Monarchie erfreut sich so entzückend gelegener Städte, wie kaum ein anderes Reich auf der Erde, und eine Perle in diesem holden Kranze ist die Hauptstadt des gesegneten Kronlandes Salzburg. Aber die große Schar der besuchenden Fremden kennt Salzburg nur zur Sommerszeit und, — welch' melancholische Erinnerung! — in der Zeit, wo unendlicher Regen auch eine paradiesische Gegend trostlos macht. Der Einheimische, der seine Vaterstadt auch allwinterlich in Schnee und Rauhreif sieht, weiß mehr von ihren Reizen; ja, er behauptet sogar, daß man Salzburg im vollen Winterschmucke kennen müsse, um einen vollständigen Begriff von dessen Schönheit zu erhalten. — Der Schöpfer unseres Bildes, der Maler Püttner, hat nun Salzburg ebenfalls im Winter-Diadem studirt, aber zu seinem Vorwurfe keinen auf Eiskrystallen glitzernden Sonnenschein erwählt, sondern eine dichte Schneeluft, aus deren Schleiern die Umrisse der Feste Hohen-Salzburg gespenstisch hervordämmern. Die Stimmung ist dem Schauplatze, dem berühmten Friedhofe von St. Peter, angemessen. Auf den Dächern der, an die jähe Nagelfluh-Wand sich lehnenden Kapellen, über den absonderlichen, in die Felswand gehauenen Grabzellen, auf den Vorsprüngen der Margarethen-Kirche, auf Grabkreuzen und Pfeilern lastet der weiche, schwere Schnee, — schwer und doch sanft, wie es das Erinnern ist an die Abgeschiedenen, die hier friedlich schlummern. Der Künstler hätte sich kaum eine Aufgabe wählen können, die in Bezug auf das Malerische, Stimmung-Erregende, dankbarer gewesen wäre, als diese, der er sich mit solcher Meisterschaft unterzog. Jedem Besucher des schönen Salzburg aber sei es gerathen, eine Besichtigung des Friedhofes St. Peter nicht zu unterlassen; auch im Sommer wird die Schönheit dieser Ruhestätte zu ihm reden, weniger ergreifend vielleicht, aber dafür auch weniger an den tiefen Ernst als an die freundliche Stille des Todes gemahnend.

Frhr. v. R.

Redactions-Post.

Fragen.

Adieu. — Wer vermag uns die beste Verdeutschung für das Wort „adieu“ zu geben? Lisa M. und Edith Z.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Haberfeldtreiben (8). — Der Ursprung des Namens Haberfeldtreiben ist bisher nicht festgestellt worden. Einige behaupten, der Name sei entstanden, weil dieser Brauch Feldmark-Frevler und Wucherer durch Verwüstung ihrer Felder strafe, andere, weil früher Mädchen, die bestraft werden sollten, von den Dorfburschen unter Schlägen durch ein Haberfeld getrieben worden wären.

Regierungsräthin S., Berlin. — Der Berliner Verein für Kinder-Volksküchen speist täglich in acht Anstalten ungefähr achttausend Kinder. Die Mittel sind dabei die beschränktesten, sodaß die Hülfe zu dem verdienstlichen Werke nur in jeder Weise befürwortet und angeregt werden kann. Professor Dr. Tobold ist stellvertretender Vorsitzender des Vereins. Vorstandsdamen in Ihrer Gegend sind Gräfin Melitta Dönhof und Frau Bürgermeister Kirschner.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W., Potsdamerstraße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. Februar 1895. — XXII. Jahrgang. Heft 3.

Tafel-Service mit farbiger Blumen-Verzierung

Von dem reich und künstlerisch verzierten Tafel-Service, das in beliebiger Stückzahl zusammengestellt wird, bieten wir verschiedene Formen an Tellern, Schüsseln, Tassen, Schalen u. s. w. Die feinen, sogenannten Sternrippen des Porzellans ließen sich nicht wiedergeben, ebenso wenig der Reiz der blauen, dem Scharffeuer ausgesetzten Malerei, die sich durch Tiefe und Glanz auszeichnet. Wie bei allen Erzeugnissen der Königlichen Berliner Manufactur, so sind auch bei diesem Service alle Einzelheiten, selbst an den kleinsten Gegenständen, auf das sorgsamste ausgeführt. E. F.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Daß die Kaiserin Friedrich eine treffliche Aquarell-Malerin ist, dürfte bekannt sein; indessen auch in der Bildhauerei hat die hohe Frau Arbeiten geschaffen, welche die aufrichtige Bewunderung unserer Künstler erregten. In ihrem hiesigen Palaste und auf Schloß Kronberg im Taunus hat die Kaiserin sich Ateliers eingerichtet, wo sie zeitweise nur der Kunst lebt. Dort entwirft sie Skizzen zu Bildern und Modelle zu Statuen. Mit großer Vorliebe behandelt die Kaiserin Friedrich Büsten und Statuen, die ihren verstorbenen Gemahl zum Gegenstande haben. — Auch an der bekannten Bronze-Büste Kaiser Friedrichs von Joseph Uphues hat die hohe Frau in entscheidender Weise und mit bestem Erfolge mitgearbeitet, und es war dabei, wie Bildhauer Uphues selbst bekennt, „erstaunlich anzusehen, wie tief sich die Kaiserin-Witwe die herrlichen Züge Kaiser Friedrichs eingeprägt hatte, daß sie ohne Photographie und ohne jegliches anderes Material die Büste sprechend ähnlich machen konnte".

— In den vorderen Sälen der Schulte'schen Kunst-Ausstellung hatte jüngst eine größere Sammlung von höchst anziehenden Aquarellen, landschaftlichen Aufnahmen, Studien Köpfen und Kinderbildnissen Platz gefunden, die für das reiche Talent, die glückliche Auffassung und vor allem auch für die ungewöhnliche zeichnerische Kunst ihrer Schöpferin, der bekannten Malerin L. Du Bois-Reymond, beredtes Zeugniß ablegten. — Daneben stellte eine andere junge Berlinerin, Lolo Barnay, eine Tochter Ludwig Barnays, des genialen Schauspielers, ein Paar von ihr gemalte Kinderköpfe von reizvoller Lebenswahrheit aus.

— In der Aula der Crain'schen Fortbildungsschule, Keithstr. 11, wurden in den Monaten von October bis December vorigen Jahres allwöchentlich Vorträge über die Theorie weiblicher Kunst-Handarbeit gehalten, in denen die Vortragende, Fräulein Louise Hagen, ihren Zuhörerinnen die ästhetischen und praktischen Grundlagen der weiblichen Handarbeit in fesselndem Vortrage klarlegte, hieran, der Ornamentik und Farbenlehre gewidmete Bemerkungen schloß und, unter Vorlegung entsprechender Muster aus der Stoffsammlung des kgl. Gewerbe-Museums u. s. w., endlich eine Uebersicht über die bekanntesten Handarbeits-Techniken der Gegenwart gab. Wiederholungen der anregenden Vorträge finden gegenwärtig an jedem Dienstag Abends von 8—9 Uhr in der Aula der Friedrichswerder'schen Oberrealschule, C, Niederwallstr. 12, statt. Eintrittskarten zu 3 Mk. sind für den 18 Vorträge umfassenden Cursus bei Moritz Busse, W, Leipzigerstr. 42, erhältlich.

Köln a. Rh. — Auf Anregung einer Vereinigung kunstsinniger Damen ist unlängst auch in Köln eine Kunststickerei-Schule eröffnet worden. Als Leiterin derselben wurde Fräulein Fanny Graeff, die ihrerseits eine Schülerin der bekannten Berliner Kunststickerin Frau Seliger-Dernburg ist, gewonnen.

Troppau. — Kürzlich fand hier die Taufe des am 4. Januar geborenen Töchterchens des Freiherrn von Seefried auf Buttenheim und der Baronin Elisabeth von Seefried geb. Prinzessin von Bayern statt. Der Täufling erhielt die Namen Gisela Augusta Maria Emilia. Taufpathin war Ihre k. und k. Hoheit Prinzessin Gisela von Bayern, die Mutter der Frau Baronin von Seefried. Die hohe Pathin war durch Frau Baronin Emilie Seefried auf Buttenheim, Gemahlin des königlichen bayerischen Kämmerers und Obersten a. D. Ludwig Reichsfreiherrn von Seefried auf Buttenheim, vertreten.

London. — Zu ihrem Marine-Hofmaler, ihrem „Marine-Painter in Ordinary", hat die Königin von England den Neapolitaner Eduardo de Martino ernannt. Die englische Presse, welche der schon oft bewiesenen Vorliebe der Monarchin für ausländische Kunst ohnehin wenig freundlich gegenübersteht, zeigt sich nicht sehr erbaut von dieser Wahl der hohen Frau.

— Vor kurzem starb hier, vierundsechzig Jahre alt, die englische Dichterin Miß Christina Rosetti. Im Tode vorausgegangen war ihr ein Bruder, der im Auslande bekanntere Dante Gabriel Rossetti, Maler und Dichter, der Gründer der präraffaelitischen Schule in England. Christina Rosetti hat an zwanzig Bände lyrischer Gedichte verfaßt. Ihr im Jahre 1862 erschienener „Goblin Market and Other Poems" war ihr Erstlings- und vielleicht ihr bestes Werk.

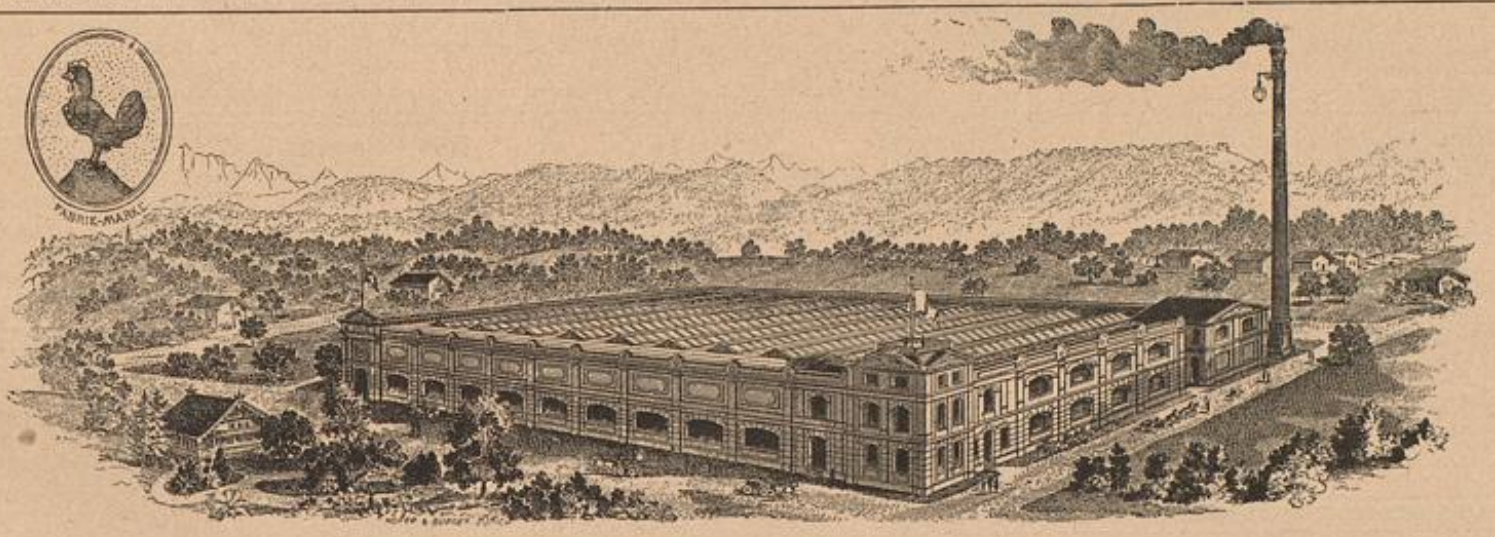
Paris. — Während die Berliner kgl. Oper schon vor Jahr und Tag dem anmuthigen Werke von Frau Ingeborg von Bronsart „Jery und Bätely" die Pforten geöffnet hat, läßt jetzt erst die Pariser Oper die Composition eines Tonsetzers weiblichen Geschlechts zur Aufführung zu; sie hat eine Oper von Augusta Holmès „La Montagne noire" angenommen. Die Componistin, die 1847 zu Paris geboren und anfangs als pianistisches Wunderkind aufgetreten ist, machte später unter César Franck theoretische Studien, und ist bereits mit mehreren Konzert-Compositionen erfolgreich an die Oeffentlichkeit getreten. Sie steht mit Cécile Chaminade an der Spitze der weiblichen Componisten Frankreichs.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Der belletristische Theil unserer Zeitung bringt in der heutigen Nummer die Portraits des Prinzen Eduard von Anhalt und seiner Braut, der Prinzessin Luise von Sachsen-Altenburg, und im Anschluß hieran möchten wir unseren Leserinnen einige Kostüme aus der reichen Ausstattung der Prinzessin-Braut schildern. Leider verbietet uns der beschränkte Raum, auf das Allgemeine einzugehen, und so müssen wir uns auf die Wiedergabe einiger Toiletten beschränken, deren jede ein Genre für sich re-

Brauttoilette



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich

empfiehlt:

schwarz, weiß und **farbig** von **60 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v. Mk. 1.85—18.65	**Seiden-Grenadines**	v. Mk. 1.35—11.65
Seiden-Bastkleider per Robe	„ „ 13.80—68.50	**Seiden-Bengalines**	„ „ 1.95— 9.80
Seiden-Foulards	„ 95 Pfge.— 5.85	**Seiden-Surahs**	„ „ 1.35— 6.30
Seiden-Masken-Atlas	„ 60 „ — 3.15	**Seiden-Faille française**	„ „ 2.45— 9.85
Seiden-Merveilleux	„ 75 „ — 9.65	**Seiden-Crêpe de Chine**	„ „ 2.35—10.90
Seiden-Ballstoffe	„ 60 „ —18.65	**Seiden-Foulards japan.**	„ „ 1.45— 5.58

p. Meter.

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. **porto-** und **steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Nur ächt, wenn **direkt** ab **meiner** Fabrik bezogen —

Henneberg-Seide

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

präsentirt, ausgezeichnet durch vornehmen Geschmack, gediegene Ausstattung und Kostbarkeit des Materials. Sämmtliche Toiletten, Hüte und Umhänge wurden von der Firma D. Pétrus, Berlin W, Unter den Linden 10, geliefert, die damit wieder einen Beweis ihrer großen Leistungsfähigkeit erbrachte. — Das Brautkleid besteht aus schwerster Faille française; der Rock von 7 m Weite erscheint in tiefe Röhrenfalten geordnet, sodaß die Schleppe nicht lang und schmal herabfällt, sondern sich auch nach den Seiten ausbreitet. Den Saum umgiebt ein gefalteter Kreppstreifen, abwechselnd von einem Myrten- und Orangenblüthen-Sträußchen gehalten. Kostbare Brüsseler Points, zum größten Theile alte Familienspitzen, bedecken die ganze Taille und begrenzen nach innen durch zackenförmige Silberstickerei abgeschlossen, in zwei breiten Streifen die Vorderbahn. Auch an den kurzen Puffärmeln aus Atlas- unter denen noch ein zweiter Kreppbausch hervorquillt, wiederholt sich die reiche Spitzen-Garnitur in Gestalt mächtiger Epaulettes; den Hals umgiebt eine Krepp-Berthe, mit Myrten- und Orangenblüthen-Sträußen gerafft. Zu den alten Spitzenmustern passend wurde der Schleier von der genannten Firma hergestellt, eine wahre Musterleistung der Spitzen-Technik. — Für den ersten Kirchgang bestimmt ist eine überaus prächtige Toilette aus centifolien-rosa Moiré scintillante mit dazugehörigem Mantelet aus grauem Sammet. Auch hier zeigt der Rock tiefe Röhrenfalten und lange Schleppe. Die Vorderbahn ist durch drei große Figuren aus Spitzen-Applicationen bereichert, die sich auch auf dem Umhang wiederholen. Eine gleiche Figur deckt das Mieder der Taille und findet sich im verkleinerten Maßstabe vorn an der Aermel-Manschette und am Aermelbausch wieder. Ueber die Schultern legt sich ein eigenartiger Jäckchentheil aus crèmefarbenem Sammet, von Spitze umgeben. Gürtel und Halsbündchen bestehen aus dem grauen Sammet des Mantelets. Dieses fällt in tiefe Tüten aus, und ist mit grauen Straußfedern-Röllchen umgeben. Als ein kleines Wunderwerk stellt sich das Hütchen dar: ein Kranz von rosa Rosen und grauen, aus schmalen Röllchen zusammengesetzten Sammet-Rosetten, das Ganze von einem Reiher überragt. — Fast noch ausgesprochener als bei den beiden anderen Toiletten, kommt das Princip der heutigen Mode, die Kleiderröcke in steife Röhrenfalten zu ordnen, bei dem dritten Anzuge, einer sehr eleganten Besuchs-Toilette zum Ausdruck. Das Kleid besteht hier aus dunkel lavendelblauer Repsseide; der anliegende Paletot aus schwarzbraunem Velours du Nord. Den zipfligen Schulterkragen aus Breitschwanz, der sich bis zum Taillenschlusse in einer spitzen Zacke verlängert, schmücken Perl-Passementerien; entsprechende Ausstattung weisen auch die Aermel-Manschetten auf. An dem flachen, sandfarbigen Filzhute ist die eigenthümliche Biegung der Krempe bemerkenswerth, wie auch die Garnitur aus gelblicher Spitze, die oben ein Pelzröllchen abschließt. Zu beiden Seiten treten kleine schwarze Straußfedern-Köpfe über die Krempe. C. E.

Besuchs-Toilette mit Cape.

Besuchs-Toilette mit Paletot.

Wien. — Uebersättigt durch die allzu extravagant gebogenen und überreich garnirten Hüten, wendet sich die Mode in der zweiten Hälfte des Winters mehr den einfacheren Formen zu. Einen jener großen flachen, runden Hüte, die immer so kleidsam sind und den Charakter einer distinguirten Eleganz tragen, stellt unsere Skizze dar. Die Grundform besteht aus Cylinder-Plüsch, und zwar der Kopf aus dunkel kornblumenblauem, die Krempe aus schwarzem Plüsch; die Innenseite derselben ist wiederum mit Atlasfutter, der Farbe des Kopfes entsprechend, bekleidet. Originell ist das auswärts, unter der Krempe auf das Haar herabfallende Spitzen-Arrangement, mit dem ein Tuff gleicher Spitzen auf der Hutkrempe harmonirt. Die auseinanderstrebende und auf dem Rand angebrachte Garnitur besteht aus allerlei schwarzen Federarten, Straußfeder-Köpfen, langen Flügeln und mit dichteren Endpunkten versehenen Feder-Rosetten, graziös abwechselnd geordnet. Den Hals umgiebt eine Boa aus abschattirt orange gefärbtem Angora. R. Br.

Paris. — Eigentliche „Kostüm-Hüte", d. h. solche aus dem Stoffe des Kostüms gefertigt, die in dem Ausputz ganz mit diesem übereinstimmen, werden von der augenblicklichen Mode nicht sonderlich begünstigt, dagegen liebt man es in einzelnen Fällen, den Hut durch die Garnitur der Toilette in etwas anzupassen, — auf nebenstehender Skizze geschieht dies durch einen Biberstreifen, der dem Pelzbesatz des Kragenmantels entspricht. Der Hut aus dunkelbraunem Plüsch, einer Imitation von Sealskin, zeigt eine eigenartige, weitvorgebaute und dennoch solide und kleidsame Form. Eine Fülle von granatrothen Sammetschleifen bildet die Garnitur, die noch bereichert wird durch große, blattartig geformte Metall-Nadeln, die in allen möglichen Bronze-Tönen changiren. Der Mantel besteht aus modefarbenem Tuch und ist mit bogenförmig ausgeschnittenem Biber besetzt, dem sich eine Schnurstickerei anschließt. A. Gr.

Runder Hut aus Cylinder-Plüsch.

Hut und Cape mit Pelzbesatz.

— Dankbarere Masken-Kostüme lassen sich nicht so leicht denken, als solche, die irgend einem zur Zeit beliebten Theaterstücke entnommen sind; denn Gestalten, die uns von der Bühne her vertraut sind, üben einen ganz besonderen Zauber aus, wenn sie in Wirklichkeit zwischen uns treten. Sardou's Gismonda, die ja neuerdings auch den Berliner Leserinnen bekannt geworden, hat das Kostüm für unsere eine Skizze geliefert. Besonders Damen, die ein wenig frostig sind, und deshalb den leichten, kurzen und tief decolletirten Anzügen keinen Geschmack abzugewinnen vermögen, dürfte diese vornehme Tracht willkommen sein, die gerade in den schwersten Stoffen am schönsten wirkt. Jene dicken, farbig gemusterten Gewebe, die ursprünglich nur für Möbelbezüge bestimmt sind, eignen sich prächtig für das vorn ganz glatte, hinten in ein paar tiefen Falten zur Schleppe ausfallende Gewand. Bei der sehr kurzen Taille verbietet sich das Tragen eines Corsets; dasselbe muß durch einen festen, ziemlich breiten Gürtel ersetzt werden. Die Aermel zeigen Keulenform, umschließen in der unteren Hälfte den Arm eng und springen über dem Handgelenk wieder breit aus. Goldborten, mit farbigen Steinen ausgenäht, umranden den Rock, umgeben den kleinen viereckigen Ausschnitt und markiren den Gürtel. Ein Häubchen aus Gold-Brokat, gleichfalls durch bunte Steine belebt, schmiegt sich eng der Form des Kopfes an. — Die japanische, und seit Jahren auch deutsche Modeblume, das Chrysanthemum ist für ein zweites, gleichfalls kleidsames und originelles Kostüm verwendet worden. Japanische Seide, in einer dem Chrysanthemum eigenthümlichen Nuance: gelbbraun, rosa, mattviolet ist für das Unterkleid verwendet, wie für die Draperie des Oberkörpers, die von der vorderen Mitte über die linke Schulter, von dort über den Rücken wieder nach vorn genommen, und hier im Taillenschlusse befestigt wird. Abstechende Seide bildet das Futter. Für die weiten offenen Aermel dient geblümte Seide mit einfarbigem Futter. Riesige Chrysanthemen umgeben den Rock, sämmen die rechte Seite des Ausschnittes und schmücken zu beiden Seiten das japanisch frisirte Haar. Ein flach gebundener Chrysanthemen-Strauß auf fester Unterlage vertritt die Stelle des Fächers. B. de G.

Masken-Anzug „Gismonda".

Masken-Anzug „Chrysanthemum".

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Schutzbrille für Holzbrand-Arbeiten. So schön, dauerhaft und vielseitig verwendbar auch die Brandmalerei ist, so macht sich doch oft während der Arbeit ein Uebelstand sehr unangenehm bemerkbar: der aufsteigende Rauch, der sich besonders beim Einbrennen des Grundes entwickelt, belästigt die Augen, ja reizt sie mitunter zu Thränen. Nach sehr eifriger und anhaltender Thätigkeit kann es leicht vorkommen, daß die Augen geröthet und entzündet erscheinen, und manche Freundin der interessanten Technik mag aus diesem Grunde ihre Lieblingsbeschäftigung eingestellt haben. Da ist es gewiß mit Freude zu begrüßen, daß neuerdings in der Brille für Holzbrand ein wirksames Schutzmittel für die Augen während der Arbeit geboten ist. Zwar trägt die Brille nicht gerade zur Verschönerung bei, aber da die mit Filz umrandeten großen

Akademische Schule für bildende Künste, Berlin W., Lützowstrasse 82.
Getrennte Kurse für Damen u. Herren. **Zeichnen u. Malen** (Elementares, Landschaft, Blumen, Stillleben, Portrait, Akt). — **Kupferstechen** u. **Radiren.** — **Modelliren.** — Perspektive, Anatomie, Kunstgesch. — Lehrer: Die Herren Maler Prof. **P. Barthel, T. von Eckenbrecher, Conrad Fehr, E. Hausmann, W. Herwarth** und **H. Looschen.** Bildh. **O. Riesch** und Kupferst. Prof. **G. Ellers.** — Privatunterricht wird ertheilt. Anmeld. Vormittags. Prospekte gratis beim Vorsteher **Conrad Fehr.**

Photographische Lehranstalt
für Damen und Amateure
von
W. Büsing, Berlin W., Bendlerstrasse 13.
Gelehrt werden **sämmtliche** photogr. Negativ- und Positiv-Verfahren, wie photo-mechanische Druckverfahren. Der Unterricht ist sowohl praktisch, wie theoretisch. Eintritt jeder Zeit. Kurze u. längere Kurse. Uebernahme aller vorkommenden photogr. Arbeiten. Nähere Auskunft wird bereitwilligst ertheilt.

Von der Kgl. Staatsregierung conc. Lehranstalt.
Deutsche Schneider-Akademie
Leipzig, An der Pleisse 3.
Damenschneiderei, Mäntel-Wäsche-Confection.
Zuschneide und Praktische Curse, Zeichnen und Buchführungs-Curse etc. Reifezeugniss: als Directrice, Schneiderin etc. **Prospecte** gratis.

Töchterpensionat f. In- u. Ausländerinnen
Halberstadt a. Harz.
Vorzügliche Referenzen.
Prospekte durch die Vorsteherin
Ottilie Bremer.

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc.
Gobelin-Vernis-martin u. aller Phantasie-Malereien. **Unterricht,** Atelier **Ausführung** und **Entwürfe** im von **Johanna Helfer,** *Berlin, W. Bülowstrasse 21.*

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. d. Fr. Clara Roth, Berlin W, Lützowstr. 84a.

Töchterpension in Eitorf a/Sieg. Unterr. i. Hausw., Handarbeit., Wissensch. Erholungsbed. j. Mädch. u. Kind. Kind. gew. Pfl. Gute Empf. Räh. d. Hrn. Pastor **Ulrich-Kerwer** i. Eitorf u. d. Vorst. Fr. H. Grüttner.

Malerinnen-Schule
Karlsruhe
U. d. Prot. I. K. H. d. Grossherz. Luise v. Baden
Lehrplan u. nähere Auskunft durch d. Vorstand.

Verkauf:
seltenster antiquer italienisch. Spitzen u. Stickereimuster, desgl. hervorragend schöner alter Nadelarbeiten. Interessenten belieben Adressen sub „Italien" bei d. Expedition zu hinterlegen.

Halb. Roll. v. ca. 25 qm frcs. d. ganz Deutschl.
Linoleum „Henel".
Qualitäts-Proben und Muster franco. Billig. Bezugsquelle ab Fabrik-Depôt.
Einfarbig ca. 2 mm stark, qm 1,60 M.
Gemustert „ 2 „ „ „ 1,80 „
Einfarbig „ 3 „ „ „ 2,30 „
Einfarbig „ 3½ „ „ „ 2,85 „
Gemustert „ 4 „ „ „ 3.30 „
Granit ca. 4 mm in durchgeh. Must., tritt sich nie ab, qm 4,25 „
Extrabreites englisches Linoleum
366 cm (4 engl. Yards) breit
Einfarbig ca. 4 mm stark, qm 3,70 M.
Gemustert „ 4 „ „ „ 4,60 „
Läufer und Teppiche in allen Grössen.
Jul. Henel vorm. **C. Fuchs,**
Lieferant mehrerer Höfe.
BRESLAU, Am Rathhause No. 24/26.
Einzelne Meter unfrankirt zu obigen Preisen.

E. M. Marmalle, Plauen i. Vogtl.
Äußerst vortheilhafte Bezugsquelle f. Private. **Monogramm u. beste Maschinenstickerei** auf einf. u. doppelt. Madapolam, vollständ. Ersatz f. Handstickerei. **Gardinen** u. **Stores** feineren Genres. Muster u. Auswahlsendung zu Diensten.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich
Königl. Spanische Hoflieferanten
versend. porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreisen schwarze, weisse u. farbige Seidenstoffe jeder Art von 65 Pf. bis M 15.— per mètre. Muster franko.
Neuheit: Aegir-Seide.
Beste Bezugsquelle für Private. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Verlange Stollwerck'sche CHOCOLADE
Ueberall käuflich v. M. 1.20 ½ Ko. an aufwärts.

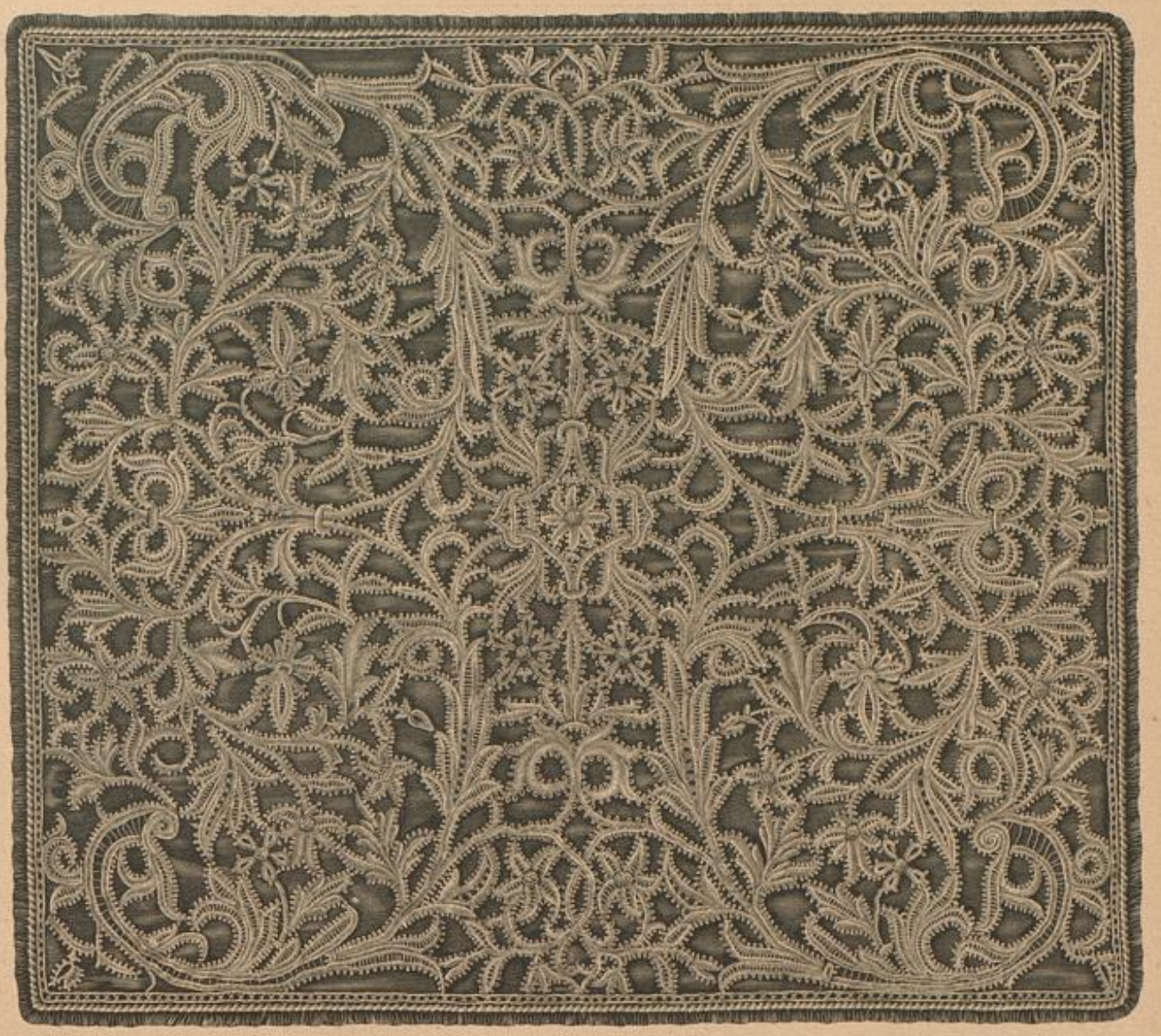
Echt persisches Insekten-Pulver, 1894er Ernte
von **unübertroffener Wirkung,** à Pfd. 4 Mk. und in Schachteln à 0,25, 0,50, 1,—, 1,50, 2,— Mk. u. in Blechbüchsen à 2,—, 3,—, 4,50 u. 6,—, Insektenpulver-Tinctur à Flasche 25 Pf., 50 Pf. u. 1 Mk. Insektenpulver-Blasebälge à Stück 0,50, 0,75 und 1,— Mk.
J. C. F. Schwartze, **Berlin W., Leipzigerstr. 112.** Ecke der Mauerstr.

ZUNTZ CHINES.-THEE *in vorzüglichsten Qualitäten* à M. 2,50 bis 6,— für ½ Kilo
Eigene Einfuhr von
A. Zuntz sel. Wtwe, Kgl. Hofl.
BONN, BERLIN W., HAMBURG.
zu haben in den durch Firmenschilder kenntlichen Niederlagen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Gläser das Auge luftdicht abschließen und so gegen den aufsteigenden Qualm sichern, muß die Eitelkeit der Zweckmäßigkeit ein kleines Opfer bringen. Das zur Herstellung der Brille benutzte Marienglas beeinträchtigt in keiner Weise die Sehkraft. A. O.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten Nr. 60. Genähte Goldspitze. Filigran-Arbeit. Spanien. XVII. Jahrhundert. Als Ergänzung der, diesem Hefte beiliegenden Farbentafel bietet die nebenstehende Abbildung die gesammte Musterung einer prächtigen, genähten Goldspitze, die auf dem 112 cm zu 100 cm messenden, rothen Atlasgrund die kostbare Ueberlage zu einer Decke bildet. Das hoch interessante alte Sammlungsstück, dessen ausführlicher Darstellung das nächstfolgende Extra-Blatt vom 1. 3. 95 noch gerecht werden wird, zeigt im wesentlichen die Technik der bekannten Filigran-Arbeiten aus Gold- und Silberdraht, mit welcher unsere Nadelspitze auch den Namen gemein hat. Wie dort die Kunst des Goldarbeiters einen Draht an den anderen löthet, und auf diese Art die zartesten Gebilde von spitzenartiger Feinheit formt, so reiht sich hier fortlaufend ein Goldfaden dem anderen in dichtem Gefüge an; jede einzelne Form entsteht auf diese Weise nur durch das Aneinanderreihen der mit feiner Näh- oder Spitzenseide übernähten Fäden. An der auf Pausleinen oder dunklen Carton übertragenen Vorzeichnung markiren Hülfsstiche die Stelle, von welcher man jede Figur zu beginnen hat; diesen Hülfsstichen schließt sich dann die, mit dichten Languetten übernähte erste Fadenreihe, und in der Folge jede neue Reihe an, indem die Nadel stets in die Languetten der vorhergehenden Tour eingreift. Einfach verschlungene, oder verschränkte Picots, die während der Arbeit ausgeführt werden, schmücken und gliedern einzelne Formen; ihre Ausführung wird das erwähnte Extra-Blatt erklären und mit einem vollen Viertheil das ganze Muster der schönen Decke geben. Die dicht genähten Languetten, welche zur Herstellung der Spitze erforderlich sind, bestimmen zugleich deren Farbengebung, von der unser Musterblatt den Leserinnen eine Vorstellung zu schaffen sucht. Der durchschimmernde Goldfaden verleiht jedem Farbenton leichten, metallischen Glanz, in dem ein Hauptreiz der schönen, gediegenen, doch nicht ohne Fleiß und Ausdauer herzustellenden Arbeit beruht. Die prächtige Musterung bietet sich jedoch auch einer einfacheren Ausführung dar, in der Art der Venetianer-Spitzenstickerei, oder mit ausgesparter Zeichnung auf dicht gefülltem Grunde. Wir behalten uns vor, darauf noch zurückzukommen. J. F.



Decke. Genähte Goldspitze. Filigran-Arbeit.

Literarisches.

Dilettanten-Theater für Damen. (Eine Original-Sammlung von heiteren und ernsteren Vorträgen, Solo- und Duoscenen, Lustspielen, lebenden Bildern und Gelegenheits-Aufführungen aller Art. Herausgegeben von Paul Rüthling, Kgl. Hof-Schauspieler a. D. Stuttgart, Verlag von Levy & Müller.)

U. a. Beiträge von Dr. Ella Mensch, Anna von Krane und Anna Löhn-Siegel bringend, enthält der hübsch ausgestattete Band eine Reihe anmuthiger, harmloser, von Damen darzustellender dramatischer Scenen, die wohl geeignet sind, bei ihrer Aufführung in Privatkreisen lebhaften Beifall zu erwecken. Bei sämmtlichen Vorträgen erleichtern genaue Bühnen-Anweisungen die Inscenirung und Spielweise.

Wirthschaftsbuch für die deutsche Hausfrau. Carl Fränkel, Berlin W, Werderstr. 3.

Unter den vielen Wirthschafts-Büchern empfiehlt sich das im elften Jahrgange erscheinende Buch durch Einfachheit und praktischen Inhalt. Auf die Rubriken für die täglichen Wirthschafts-Ausgaben folgen Monats- und Jahresabschluß, ein Kalender mit Raum für Gedenktage und sonstige Notizen, Inventar-Aufstellungen für Wäsche- und Bücherschränke, Keller-Controle über Wein, Bier u. s. w., Adressen der Lieferanten, nebst einem Verzeichniß der Telephon-Nummern von Freunden, Gewichtstabellen, Post-Tarif, Koch-Recepte, Auszug aus der Gesinde-Ordnung, Flecken-Reinigungsmittel, Haus-Apotheke, Sehenswürdigkeiten Berlins — sauber cartonnirt für den Preis von 0,50 Pf.

Bezugsquellen: Hut aus Cylinder-Plüsch: Maria Holzwarth, Wien VI, Mariahilferstr. 27. — Schutzbrille für Holzbrand-Arbeiten: Schutzschule für Frauen, Berlin W, Kronenstr. 57, Preis 2.50 Mark (excl. Porto). — Tafel-Service mit Malerei: Königliche Porzellan-Manufactur, W, Leipzigerstr. 2.

Berlin. **Gustav Cords,** Cöln a/Rh.

Special-Geschäft für Damenkleiderstoffe.

Leipziger-Strasse 36, *BERLIN W. 8,* Ecke Charlotten-Str. 24.

Hervorragende Frühjahrs-Neuheiten.

Neue Jacquard- und Chiné-Gewebe mit seidener Kette. Kleine, geblümte Effecte auf zarten Grundfarben, sehr geschmackvolle Ramage-Muster in hell- und mittelfarbig, kleine und grössere matt hervortretende, flammenartige Muster (Chiné-Geschmack.) Breite 105/120 cm, das Meter 4 Mark 60 Pf. bis 6 Mk. 50 Pf.

Ganzwollene Cheviot-Gewebe. Solide inländische Fabrikate, reich mit Bourette-Garnen im englischen Geschmack ausgeführt. Breite 100/115 cm, das Meter 1 Mk. 80 Pf., 2 Mk. 10 Pf., 2 Mk. 50 Pf. bis 3 Mk.

Echt schottische Home-spun- u. Zwirn-Qualitäten in grosser Auswahl und im Alleinverkauf der Firma. Gediegene Qualitäten aus besten Hochlandwollen von den renommiertesten schottischen Fabrikanten hergestellt. Breite 120/130 cm, d. Meter 3 Mk. 50 Pf., 4 Mk. 20 Pf., 4 Mk. 50 Pf. bis 7 Mk. 50 Pf.

Ganzwollene neue Piqué-Gewebe in vielen neuen einfarbigen und melierten Stellungen. Breite 115/120 cm, d. Meter 2 Mk., 3 Mk., 4 Mk. 50 Pf.

Ganzwollene Gewebe in grossen, neuen Streifen-Sortimenten. Schmale Ausführungen in zwei Farben und mit Seiden-Effecten. Breite 96/120 cm, das Meter 1 Mk. 25 Pf., 1 Mk. 70 Pf., 2 Mk. 70 Pf. bis 3 Mk. 50 Pf.

Ganzwollene und halbseidene Krepp- und Taffet-Gewebe mit perlenden Streifen-Effecten in lebhaften Farben. Breite 110/120 cm, das Meter 2 Mk. 70 Pf. bis 4 Mk. 20 Pf.

Ganzwollene Plaid-Qualitäten. Neue Ausführungen in kleinen Block-Karos und in grösseren, lebhaften Mustern im schottischen Geschmack. Br. 98/115 cm, das Meter 1 Mk. 35 Pf., 1 Mk. 50 Pf., 2 Mk., 2 Mk. 50 Pf., 2 Mk. 80 Pf.

Ganzwollene Diagonales boutonné und glacé. Zweifarbig gehaltene und genoppte Qualitäten in sehr schönen Farbenstellungen. Breite 95/120 cm, das Meter 1 Mk. 10 Pf., 1 Mk. 40 Pf., 2 Mk., 2 Mk. 50 Pf., 3 Mk.

Ganzwollene Croisés und Diagonales vigoureux. Schmal- und breitgerippte Gewebe in vielen neuen Melangen. Breite 96/120 cm, das Meter 1 Mk. 10 Pf., 1 Mk. 30 Pf., 1 Mk. 80 Pf., 2 Mk. 20 Pf. bis 3 Mk. 80 Pf.

Ganzwollene neue Serge-Gewebe. Gediegene Qualität, in ausgesucht schönen melierten Farbenstellungen. Breite 120 cm, das Meter 3 Mk. 60 Pf., 4 Mk. 40 Pf., 4 Mk. 80 Pf.

Glänzende Mohair- und Alpacca-Qualitäten in glatt und kleinen piquéartigen Fantasie-Mustern. Breite 95/100 cm, das Meter 1 Mk. 50 Pf., 1 Mk. 90 Pf., 2 Mk. 50 Pf., 3 Mk. bis 4 Mk. 50 Pf.

Proben-Versand nach auswärts.

Um ***Probenbestellungen*** bei der Reichhaltigkeit sämtlicher Läger ***prompt*** und ***richtig*** effectuieren zu können, wird um Angabe der ***Art*** sowie des ***Zwecks*** und um ***annähernde Preisbestimmung*** der gewünschten Stoffe höflichst gebeten.

Muster und alle Aufträge von 10 Mark an franko.

Seidenstoffe

direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld,

in jedem Maaß zu beziehen. Schwarze, farbige u. weiße Seidenstoffe, Sammte, Plüsche u. Velvets. Man verlange Muster mit genauer Angabe des Gewünschten

Für Kinder genügt ¼—½ für Erwachsene ¾—1

Tam.-Confitüre.

In Schachteln à 80 Pf., auch einzeln à 15 Pf. in allen Apotheken.

Nur echt von

C. Kanoldt

Nachfolger,

Apoth. — Gotha.

Apoth. Kanoldt's

Tamar Indien.

Aerztlich warm empfohlen., unschädl., rein pflanzl., sicher und schmerzlos wirkende

Confiture laxative

von angenehm erfrisch. Geschmack ohne jede nachtheilige Nebenwirkung.

Allein echt.

Appetitlich. — Wirksam.

Seit Jahren in Kliniken und grösseren Heil-Anstalten gegen

Verstopfung,

Congestion, Leberleiden, Hämorrhoiden, Migräne etc.

fortlaufend in Anwendung.

A. Bertuch, Berlin W., Kanonier-Str. 30.

Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers.

Grösstes Etablissement für wirklich gediegene Kücheneinrichtungen.

Nur bestes eigenes Fabrikat.

Stets praktische Neuheiten für Küche und Haus.

Lieferant der kaiserl. Hofküchen.

Rollschutzwände, gesetzl. gesch. **Stellbare Zug-** sowie **Patent-Ketten-Jalousien, Rollläden** etc. empfiehlt billigst

Rollwände- u. Jalousien-Fabrik

C. Behrens, Hannover.

Gegründet 1860 von Davids & Co.

Garantirt echt

Gebr. W. & N. Schutz-Marke

Negergarn

ist das beste baumwollene Strickgarn

Diamantschwarz und alle Farben echt und nicht gesundheitsschädlich

NEGERGARN-ESTREMADURA, NEGER-DOPPELGARN

auch in gebleicht aus dem edelsten Material gefertigt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Original Singer Nähmaschinen

Höchste Arbeitsleistung! Leichteste Handhabung!
Schönster Stich! Grösste Dauer!

sind die Eigenschaften, denen die Original Singer Nähmaschinen ihre unvergleichl. Erfolge verdanken

Die Neue Familien Nähmaschine

der Singer Co., die hocharmige **Vibrating Shuttle** Maschine, hat sich wieder, wie alle bisherigen Erzeugnisse dieser Fabrik, als ein glänzender Erfolg erwiesen; dieselbe ist mustergültig in der Construction, leicht in der Handhabung und unübertrefflich in Leistungsfähigkeit.

12 Millionen Original Singer Maschinen

für den Hausgebrauch, Weissnäherei, Damen-Confection und industrielle Zwecke jeder Art im Gebrauch, mehr als 400 erste Preise sind denselben verliehen worden, so jetzt wieder von allen Ausstellern auf der

Weltausstellung Chicago die höchste Auszeichnung 54 ERSTE PREISE.

G. NEIDLINGER, Hoflieferant, HAMBURG.

Filialen an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.

Anzeigen
Anzeigen
Anzeigen
Anzeigen

jeglichen Inhalts, falls solche nicht als zur Aufnahme ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden in der Illustrirten Frauen-Zeitung eine weit über den Kreis der Abonnenten hinausgehende Verbreitung. Denselben ist eine vorzügliche Wirkung gesichert, zumal die Leser den gebildeten und wohlhabenden Kreisen angehören. Die Annahme der Anzeigen erfolgt, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, zum Preise von M. 1.— für die einspaltige Nonpareille-Zeile (etwa 32 Buchstaben fassend) oder deren Raum, und findet in allen Annoncen-Bureaux, sowie direct bei den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Potsdamerstraße 38, und zu Wien I, Operngasse 3, statt. Alleinige Inseraten-Annahme für Frankreich und Belgien bei der Compagnie générale de Publicité Etrangère, John F. Jones & Cie in Paris, 31 bis Rue du Faubourg Montmartre.

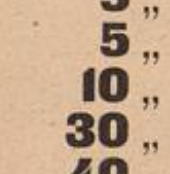
Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt so lange der Inserions-Auftrag dauert.

Strickgarne

Keine Hausfrau versäume, sich franco Preisliste und Muster meiner anerkannt guten wollenen Strumpfgarne kommen zu lassen. Lager sämmtlicher deutschen und englischen Qualitäten.

Versandt an Private zu En gros Preisen.

Gust. Becker jr. Witten a.d. Ruhr.
Specialgeschäft für Strickgarne.
Gegründet 1869.



Glasey-Nachtlichte,
unübertroffen seit 1868, 6 mal prämiirt; silberne Medaille Amsterdam 1883 und Nürnberg 1882 „für vollkommene Ausführung der Fabrikate in jeder Hinsicht".
Ueberall vorräthig.

●● Reizende Neuheit! ●●

Wäsche-Puff u. Closet

für Erwachsene und Kinder passend!
Durch Wasserverschluß vollständig luftdicht und geruchlos!
Preislisten und Empfehlungen gratis und franko!

Carl Dettmer,
Göthen i. A. 13.

Alles zu Fabrikpreisen.

Aussteuern in Möbel u. Polstersachen.

Prachtcataloge sende franco zur Ansicht.

Altdeutsche Möbel,
Hocker, Schemel, Ofenbänke, Truhen, Staffeleien, Bauerntische etc.
Ill. Preislisten gratis u. franco.

Kerbschnittsachen.
Ill. Preislisten gratis u. franco
bei **Constantin Decker,** Stolp i/Pom.

Patentirter Stick- und Filet Guipure-Rahmen

aus gebohrten und mit Haken versehenen 6 mm dicken, hochfeinen, vernickelten Messingröhren, äusserst bequem und rasch mittelst Stellschrauben für beliebige Grössen einzurichten.

Preis für Grössen von 40/40 cm M. 4.—
„ für 1 Paar Stäbe für Stickerei 60 × 40 extra „ 2.25.

Eisenwerke Gaggenau, A.-G.

Zu beziehen durch deren Vertreter, Herren: **W. Leppmann,** Berlin S.W., Ritterstr. 75, **Barno Wichmann & Ewers,** Hamburg, Neuer Wall 30, **Hollender & Nicklas,** München, Theatinerstrasse.

Conrad Felsing,

Königlicher Hof-Uhrmacher,
Berlin W., 20 Unter den Linden,
empf. sein anerkannt grösstes Lager in

Uhren, Broncen und Musikwerken

zu billigen, an jedem einzelnen Stück mit Zahlen deutlich bemerkten Preisen.
Preislisten franko.

Hermann Tillmans

Berlin SW, Königgrätzerstraße 32.

Vollständige Wohnungs-Einrichtungen,
einzelne Möbel und Decorationen.

Tapisserie

Engros. Endetail.

Albert Schulz
Berlin NW., Albrecht-Str. 4. Parterre.
Empfehle angefangene und fertige Stickereien jeder Art, garnirte Kordwaaren u. diverse Fantasieartikel in reicher Auswahl.
Materiale jedes Quantum zu Engros-Preisen.

Indische Seidenstoffe

für Kleider, Blousen, Zimmerdecorationen, Kissen u. s. w. in den herrlichsten Farben und Mustern. — Proben frei.

Seidenwaarenhaus
Albert Krohne,
Dresden-A.

Verlange überall

Neugebaur & Lohmann's Tana-Cacao.

VORZÜGLICHSTE MARKE

Neu! Praktisch! Billig

C. Brocke, Ballenstedt a. Harz empf. tragb. Brat-, Koch- u. Backöfen. Währ. auf d. Platte gek. wird, stellt man unterh. d. Feuer g. prächt. braun u. sehr saft. Rostbeef, Geflügel, Wild rc. her. Nobelig. nicht exf. Ofen f. 2 Pers. incl. Pfanne Mk. 9 frco.

Prospecte gratis!
Allein-Verkauf: **F. L. H. Müller,**
Berlin SW. Kochstrasse 12.

Jede Dame verlange meine neueste illustr. Preisliste (gratis) enthaltend alle modernen Haar-Arbeiten. Beste Ausführung. Solide Preise. **Albert Rosenfeld,** Specialist für Damen-Haararbeiten. Berlin N.W., Schadowstraße 2 parterre.

Prämiirt Brüssel 1876. Stuttgart 1881. Porto Alegre 1881. Wien 1883.

Burk's Arznei-Weine.

In Flaschen à ca. 100 Gr. 260 „ 700 „

Gleiche Preise in ganz Deutschland.

Mit edlen Weinen bereitete, **Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende diätetische Präparate.**

Von vielen Aerzten empfohlen:

Burk's Pepsin-Wein (Essenz),
Verdauungsflüssigkeit.
In Flaschen à M. 1.—, M. 2.— u. M. 4.50.

Burk's China-Malvasier,
Ein delikates Tonicum
In Flaschen à M. 1.—, M. 2.— u. M. 4.—,

Burk's Eisen-China-Wein,
wohlschmeckend und leichtverdaulich.
In Flaschen à M. 1.—, M. 2.— u. M. 4.50.

Zu haben in den Apotheken Deutschlands
u. vieler grösseren Städte des Auslandes.

Man verlange ausdrücklich:
„Burk's Pepsin-Wein"
„Burk's China-Malvasier"
etc. etc. und beachte obige Schutzmarke und die Firma

C. H. Burk, Stuttgart.
Export nach überseeischen Ländern

Grosse Geld-Lotterie

zur Wiederherstellung des Domes in Trier.

Zur Ausspielung kommen: **110 000 Loose und 17 265 Gewinne.**

Erste Klasse.
Ziehung in Berlin am 14. und 15. Februar 1895.

Der grösste Gewinn ist im glücklichsten Falle 500 000 Mk.

Gewinne	Mark	Mark
1	à 40 000 =	40 000
1	„ 30 000 =	30 000
1	„ 20 000 =	20 000
1	„ 15 000 =	15 000
1	„ 10 000 =	10 000
2	„ 5 000 =	10 000
3	„ 4 000 =	12 000
5	„ 3 000 =	15 000
5	„ 2 000 =	10 000
10	„ 1 000 =	10 000
30	„ 500 =	15 000
40	„ 300 =	12 000
100	„ 200 =	20 000
200	„ 100 =	20 000
400	„ 50 =	20 000
3200	40 =	128 000
4000	Gewinne = Mark	387 000

Zweite Klasse.
Ziehung in Berlin am 8., 9. und 10. April 1895.

Gewinne	Mark	Mark
	1 Prämie =	300 000
1	à 200 000 =	200 000
1	„ 100 000 =	100 000
1	„ 50 000 =	50 000
1	„ 25 000 =	25 000
1	„ 15 000 =	15 000
2	„ 10 000 =	20 000
3	„ 5 000 =	15 000
5	„ 3 000 =	15 000
10	„ 2 000 =	20 000
40	„ 1 000 =	40 000
100	„ 500 =	50 000
200	„ 300 =	60 000
500	„ 200 =	100 000
1000	„ 100 =	100 000
11400	„ 50 =	570 000
13265	Gew. u. 1 Prämie = M.	1680 000

Welcher von diesen 25 Hauptgewinnen zuletzt gezogen wird, erhält zugleich die Prämie von 300 000 Mark.

Preise der Original-Loose incl. Deutsch. Reichsstempel:

Loose z. 1. Kl. gültig:

Ein Achtel M. 2,20. Ein Viertel M. 4,40.
Ein Halbes M. 8,80. Ein Ganzes M. 17,60.

Erneuerung zur 2. Kl. hat bis spätestens 31. März, Abends 6 Uhr bei dem Collecteur, von welchem das Loos 1. Kl. entnommen ist, stattzufinden.

Voll-Loose (für beide Klassen im Voraus bezahlte Loose):

Ein Achtel M. 4,40. Ein Viertel M. 8,80.
Ein Halbes M. 17,60. Ein Ganzes M. 35,20.

Auf in der 1. Klasse gezogene Voll-Loose (für beide Klassen in Voraus bezahlte Loose) werden sowohl die im Voraus gezahlte Einlage (Loospreis) als auch die Reichsstempel-Abgabe für die 2. Klasse bei der Gewinnerhebung zurückvergütet.

Porto und amtliche Gewinnliste 50 Pfg. extra (Einschreiben ausserdem 20 Pfg. mehr).

Originalloose zum Planpreise empfiehlt das Bankhaus

Carl Heintze, Berlin W., Unter den Linden 3.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamerstraße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 4. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 10. Februar 1895. — Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Neue Rathsmädel-Geschichten.

Von Helene Böhlau (Madame al Raschid Bey) in München.

(3. Fortsetzung.)

II.

Das dritte Rathsmädel.

Die Rathsmädel hatten noch eine Schwester; eine Schwester, die sie wunderbarer Weise gar nicht kannten. Sie hatten schon als Kinder oft in der Dämmerung sich von ihr unterhalten, wenn der Schnee fiel, und sie daheim still in der Familienstube stecken mußten. — So eine unbekannte Schwester zu haben, draußen in der weiten, unbekannten Welt, war doch etwas höchst Merkwürdiges!

Sie hatten von jeher sehr gern von dieser Schwester gesprochen; es war ihnen dabei zu Muthe gewesen, als erzählten sie sich Märchen.

Ja, und draußen mußte der Wind gehen und Schnee fallen! — Sie mußten in der Dämmerung sitzen, und niemand durfte sie beachten; dann kam die Schwester d'ran, und sie unterhielten sich darüber, wie diese wohl aussehen könne.

Sie war um fünf Jahre älter als Röse und war die Tochter aus des Vaters erster Ehe, und nach ihrer Mutter Tode von ihrer Großmutter mit nach München genommen. Als darauf Herr Rath zum zweiten Male heirathete, hatte die Großmutter ihre Enkelin ganz bei sich behalten.

Dann vergingen viele Jahre, und als die Schwester Barbara schreiben gelernt hatte, schrieb sie pflichtschuldigst aus dem fernen München alle Weihnachten an den Herrn Vater und die Frau Mutter nach Weimar.

Diesen Brief lasen die Rathsmädchen jedesmal mit wunderlichem Schauer.

Einmal schrieb auch die Großmutter.

„Hochverehrend liebenswerthester Herr Sohn!

Ihr liebs Schreiben hat mich sehr glücklich gemacht, woraus ich sah, daß es Ihn und der Frau und den guten Kindern wohl und gut geht. Auch bei uns fehlt nix. Man wird ein alts Möbel, das heißt, um von mir zu reden. — Waberl wird groß. Sie tritt die Kindsschuh aus. — Curios, was für ein ruhiges Mädel sie immer war. Grad als wenn meine geliebte Tochter in Gott sie für ihre alte Mutter in Voraussicht so gebohren hätte.

Herr Sohn, ich hab gar keine Noth mit ihr ghabt, das müßt ich lügen.

Hinter der großen Frauenkirche, da haben wir seit Jahresfrist jetzt unser Quartier.

So eine große Kirche habt Ihr sicher nit in Eurer Stadt.

Wabi sagt: Wie eine große, dunkle Wolke steht sie auf dem kleinen Platz und verfinstert die Häuser.

Sie wirft ihren Schatten auch über unser Haus. Aber es ist doch gut wohnen. — Fünf Fenster in Front, drei Fenster die große Stub' und zwei Fenster die Schlafstub, dazu Alkoven, ein kleines, schwarzes Küchl, Holzlag und Speicher. Kurtz Alles, was der Mensch braucht — und das Glockengeläute obendrein.

Das weckt uns schon um fünf des Morgens. Das ist ein Geläut, Herr Sohn, wie zum jüngsten Gericht.

Mein Hausgeist ist ein frommes Kind.

Herr Sohn mögen mir nit zürnen.

Die Großmutter meint, es wär ein bisserl zu fromm gerathen. Es thuts der Großmutter nit gleich an Lebenslust. Die Großmutter hält das Leben vor eine recht hübsche Sach und wäre dabei allerhand noch mitzunehmen, was sich bietet, wie ist Kommödi und Aufzüg, wenn zu sehen sind, und ein Gang zu guten Freünden, und ein gut Obst und ein gut Bier. Gottes Gaben sind verschiedenerlei.

Emma Baumann

Emma Baumann vom Stadttheater in Leipzig als Frau Fluth in Nicolai's Oper „Die lustigen Weiber von Windsor". Nach einer Photographie von Georg Prokesch, Leipzig.
Siehe Seite 30.

Waberl hingegen scheint zu meinen: „Nur das Himmelreich ist gut."

Herr Sohn mögen mir nit zürnen, ich hab sie allweil aufgemuhntert, aber genutzt hats nix, sie ißt wie sie ißt. Und eine alte Frau weiß, daß an einem Menschen nit viel zu schiegen und zu richten ißt. Sie laufen einher, wie der Herr Gott sie in seiner Laune gemacht hat.

Aber der Herr Sohn verspricht mir, sowie ich alte Frau daß Zeitliche gesegnet habe, das Kind zu sich zu nehmen, damit es ihm nit in das Kloster eschappirt. Sie trägt das Bildniß der heiligen Jungfrau an einem Schnürl um den Hals, was bedeutet, daß sie besonders dem Schutz der heiligen Jungfrau anvertraut ist.

Das ißt so eine Sach bei den Schwestern, von denen sie unterrichtet ißt. Sie ißt halt brav und fleißig gewesen, aber ich mein schon, das Bildl un die Schwestern haben sie den weltlichen Dingen entrückt.

Um noch etwas Besunders zu erwähnen:

Sie hat eine Gabe an sich, die mir wohl und auch nit wohl gefällt. Sie hat eine gesegnete Hand. Und das ißt so gekommen:

Ein Kindel in unserm Haus hatte die Fraisen und war gottserbärmlich geplagt. Zufällig hat die Waben das Kindel in die Arme bekommen und hats umher tragen un gestreichelt un die Fraisen sind weggewesen wie weggeblasen und wenns wieder kommen sind, da haben die Leut in ihrer Angst nach der Waben geschickt — dann hats sich rumgeredet und es sind welche kommen mit einem Mäderl, das den Rothlauf hatte, und Waberl hats gestrichen und geliebkost, und auch das Mäderl ist gesund worden.

Und wenn wir jetzt bei einand sitzen und spinnen oder Wäsche flicken, da klopfts hin und wieder an die Thür und es kommt Eins herein mit Zahnschmerz, oder hat die Gichter und will sich von der Bärbel curiren lassen.

Nun in Gottes Namen! Es kann ja wohl nit von Uebel sein?

Aber das Mädchen, mei Waben thut mir halt leid, — wenns so still und brav dahinlebt.

Ich habs ‚mein Hausgeist' benamst: Herr Sohn, ich hab Ihm von Ihrem Kind geschrieben, damit Sie wissen, wies in die Höh gewachsen ist, — und damit Sie, wenn ich das Zeitliche gesegnet hab, sich beeilen, das Madel zu sich zu rufen.

Indessen wünschen wir unter dem Trostreichen Gesang des freudenreichen Alleluia! Leben Sie wohl und seyn Sie von uns alle Beyde herzlichst gegrüßt, der Herr Sohn, die libe Frau und die Kinder. Zugleich daß ich Zeitlebens verbleib

dero

Großmutter."

Dieser Brief war es hauptsächlich, der auf die Rathsmädchen wie ein Märchen wirkte.

Sie waren stolz darauf, in einem düstern Haus, das von einer Riesenkirche beschattet wurde, eine Schwester zu haben, die eine Mutter Gottes am Halse trug, eine katholische Schwester! Sie sprachen von dem fürchterlich lauten Geläut, von dem die Schwester geweckt wurde, und daß sie mit ihren Händen die Kinder heilte und Leute mit Zahnschmerzen.

Daß gerade ihnen so etwas Merkwürdiges begegnen mußte!

Einmal stand bei Raths eine katholische Magd im Dienst, der waren sie auf Schritt und Tritt nachgeschlichen, denn sie erwarteten immer etwas Merkwürdiges von ihr. Den Rosenkranz der Magd hatten sie befühlt, in ihr Gebetbuch geschaut, — und sie hatte ihnen einmal das „Heilig" vorgesungen, — etwas ganz Außerordentliches.

Das „Heilig" machte den Rathsmädel tiefen Eindruck, und sie hatten es bei Spaziergängen oft zu singen versucht.

Auch von der Beichte war ihnen von der Magd erzählt worden.

Das war alles so unaussprechlich geheimnißvoll. Die Weimaraner zu jener Zeit hatten von „dem Katholischen" keine rechte Idee. Es lag ihnen zu fern.

In Weimar gab es auch keine katholische Kirche,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und die Magd mußte jährlich einmal nach Jena wandern zur großen Osterbeichte. Da kam sie ihnen vor, wie eine Person aus der biblischen Geschichte, so erhaben; und sie wären augenblicklich mit ihr gegangen, um zu beichten.

Sie beneideten sie.

Ihr eigener Gottesdienst kam ihnen, zu ihrer Schande sei's gesagt, dann ziemlich langweilig vor. Etwas Längeres als eine Predigt schien ihnen auf der Welt nicht zu existiren.

Das war das Längste.

Aber Budang, Ernst von Schiller und Horny brachten ihnen zum Trost, wenn sie zur Kirche mußten, immer winzige Blumen-Bouquetchen zum Mitnehmen, oder Budang schnitt ihnen ihre Namen besonders kunstvoll aus, oder auch sie gaben ihnen Malz-Bonbons mit.

Die Kameraden selbst gingen nur dreimal des Jahres: zu Weihnachten, Ostern und Pfingsten; dann war es ein großes Fest neben dem Fest, denn da gingen sie alle mit einander.

Wenige Jahre, nachdem Rath Kirsten den langen Brief der Großmutter erhalten hatte, kam wieder einer. Und Röse und Marie lasen auch diesen. Das war auch ein sehr merkwürdiger Brief. Die Großmutter schrieb:

„Hochverehrend libswerthester Herr Sohn!

Mein arm Waben hat einen netten Handel mit mir.

Sie ist halt dazu ausersehen, ein Gott wohlgefälliges Engerl zu sein, das arme Mädel.

Herr Sohn, — s'ist nun so weit mit mir, wie's sich's gehört, wenn der Herr Gott ein End machen will.

Vorhanden ist, von allem was gewesen, nur ein zerlumpeter Leichnahm noch, voller Gebresten und Jammer, der mir und dem Mädel ein bös Stückl ums andere ausführt. — Um meinet und Ihres Willen mög's nun genug sein. Sie pflegt mich wie eine heilige Nonn' — Gott sei's geklagt.

Da giebts nix. — Ungeduld kennt's scheint's nit — und wenn ich mich ungebärdig stehl vor Schmerz.

Herr Sohn, s'ist eine schlimme Krankheit, die mir Gott geschigt hat, ein Gebresten vor ein Thier zu gräßlich, geschweige vor ein menschlich Wesen.

Mein Waben ist nun durch Gottes Gnaden einundzwanzig Jahr — und so mög es dem Herrn gefallen, mich baldn zu erlösen, das wünsch ich söhnlich, denn ich jammere und stehn ihr die Ohren voll Tag und Nacht.

Sowie ich die Augen geschlossen hab, was durch Gottes Barmherzigkeit recht bald geschehen möge, schick ich Euch das Mädchen, Ihr Kind, Herr Sohn. Wollen es als solches halten im Angedenken an die Mutter, meine seelige Tochter. Das walte Gott.

Es grüßt Sie, mit vollkommster Ehrerbietung, Herr Sohn und die lieb Frau und die Kinder

In Todesnoth und Jammer
Die Großmutter."

Also die geheimnißvolle Schwester sollte nun kommen!

Und sie würden nun zu „Drei" sein!

Diese einfachen Schlüsse erschienen den Rathsmädchen über alles Maß außerordentlich.

Röse schrieb einen langen Brief darüber an ihren Bräutigam Ottokar Thon, der seit geraumer Zeit in Eisenach mit dem Großherzog war und auch noch bleiben mußte, zu Herrn Rath Kirstens ganz besonderer Freude.

Liebesgeschichten im eigenen Hause waren ihm unbequem. Sein Hauswesen sollte wie am Schnürchen gehen.

Der neuen Tochter sah das ganze Haus Kirsten mit Bangen entgegen.

Die Brüder, die von Jena noch in den Ferien da waren, wollten am wenigsten von ihr wissen. „Ich mein'," sagte der Aelteste, „wir hätten Weibsleute genug. Röse und Marie zählen doppelt."

Die Mutter verwies ihnen streng solche Reden. Aber auch sie sah dem fremden Mädchen bänglich entgegen. Würde es ihr bei ihnen gefallen? Würde sie mit ihren Kindern Freundschaft schließen? Sie wollte ihr eine gute Mutter sein, aber würde das ernste Mädchen zu ihr Vertrauen haben? Auch die katholische Religion machte sie besorgt. Es war alles gar zu fremd.

Herr Rath Kirsten war der einzige, der es für gut fand, keinerlei Aeußerung zu thun. Das war seine Art so. „Also Du machst ja wohl alles und richtest es ein." Das war das einzige, was er über diese Angelegenheit zu seiner Frau sagte.

Frau Rath Kirsten und die Rathsmädchen aber reinigten das ganze Haus, vom Keller bis zum Boden, und richteten mit einander das Bett der neuen Schwester in der großen Dachstube, in der die Rathsmädel schliefen.

„Seid recht gut und freundlich mit ihr," ermahnte die Mutter. „Sie muß bei Euch schlafen, denn Ihr müßt wissen, daß sie Schweres durchgemacht hat, und die traurigen Gedanken kommen über Nacht."

Die Rathsmädel versprachen alles, was die Mutter von ihnen verlangte, und waren des besten Willens voll.

So kam der Tag heran, an dem sie die Schwester erwarten konnten. Ist sie groß oder klein, braun oder blond? Das waren die Fragen, die sie nicht beantworten konnten, denn die Großmutter hatte nie von Barbara's Aussehen ein Wörtchen geschrieben.

Aber beide waren der Meinung, daß sie groß sein müsse.

Der Vater war allein auf die Post gegangen, um sein Mädchen zu erwarten.

Er wollte es so.

Sie hatten im Familienzimmer einen feierlichen Kaffeetisch gedeckt, und ein Riesen-Napfkuchen stand mitten unter den Tassen, wie ein Berg.

Die Brüder waren da, die Mutter und die Mädchen.

Röse und Marie wollten zum Fenster hinausschauen, aber die Mutter verbot es ihnen.

„Das mag er nicht, das wißt Ihr ja!"

Es war October, ein sonniger October mit bunten Bäumen, die sich ihrer Farben, ungestört von Regen und Nebel, freuen konnten.

In Weimar gehört so ein trockener, sonniger October zur Seltenheit; gewöhnlich faulen die Blätter an den Bäumen, ehe sie abfallen. Dies Jahr aber war auch ein vortrefflicher Zwetschgenherbst. Die Zweige bogen sich unter der blauen Last, und bei Rath Kirstens auf dem Hausflur standen heuer acht große Tragkörbe voll der reifsten Zwetschgen aufmarschirt zum großen Zwetschgenmuß-Kochen, à Mann ein Korb; auch die neue Schwester war schon im Besitz ihres Korbes, und die Magd und Herr und Frau Rath, und jedes der vier Rathskinder.

Uebermorgen sollte großes Zwetschgenspellen sein, und Tags darauf das Rühren und Kochen im Waschkessel, von früh morgens bis spät in die Nacht. — Ein Hauptfest, an dem geschwelgt und geschleckt wurde.

In ihrem Erwartungseifer aber hatten sie die Schritte auf der Treppe überhört.

Da öffnete sich die Thür, und der Vater trat ein. „Ich bring' sie Euch", sagte er mit einem merkwürdigen Ausdruck im Gesicht.

Da stand die Schwester auf der Schwelle: klein, zierlich, aber reizend, — flachsblond. Sie steckte in einem schwarzen, engen Kleid und trug einen großen, schwarzen Holländer Hut.

Röse und Marie waren ganz aus dem Gleichgewicht gekommen. — „So ein Geschöpfchen! So ein Püppchen!" dachten sie.

Jetzt lag das zarte Mädchen schon in Frau Raths Armen, und jetzt gab sie den Schwestern die Hand und bot ihnen den feinen Mund zum Kuß.

Röse hielt das fremde und doch so nahverwandte Händchen nachdenklich zaghaft in der ihren. „Was für Knöchelchen!" dachte sie, „wie ein Rebhuhn."

Sie banden ihr den Hut ab; drunter war feines Härchen, zierlich aufgesteckt.

„Mein Himmel, seid Ihr Riesen dagegen!" rief die Mutter; und die beiden waren doch gar nicht übermäßig groß. Sie schaute lächelnd auf ihre Mädchen, die ziemlich verblüfft, aber voller Theilnahme jetzt neben der neuen Schwester standen. Sie sahen wie die Kraft selber aus, die Schelme, die sich auch jetzt, wie immer, zu einander neigten, weil sie gewohnt waren, sich alle Augenblicke etwas Wichtiges mitzutheilen. Diese zwei Schelme mit den rosigen Gesichtern, den sternklaren, dunkel bewimperten Augen, mit den um Stirn und Nacken ein bißchen ganz fein geringelten Härchen, die das Haar selbst weich in die Haut vermittelten; mit den runden Wänglein, den kecken, aber feinen Näschen, den unruhigen Schwatzmäulchen und den anmuthigen Gestalten; mit den festgefügten, aber feingebauten Beinchen, die unter den kindlichen Röcken so deutlich daher schritten.

Jetzt standen beide Mädchen ganz gerührt da.

Sie machten sich mit der älteren Schwester wieder zu thun, rückten ihr den Stuhl, und Marie führte sie an den Tisch. Die Schwester bat, ob sie sich erst die Hände waschen dürfe. Marie ging sogleich zur Mutter und fragte dringlich nach einem Stück Mandelseife.

Und die Mutter gab es ihr aus der Kommode.

„Der können wir doch nicht von unserer Schmierseife geben!" sagte Marie leise.

Und mit einem Stück Mandelseife und der neuen Schwester wanderten sie beide hinauf in die Dachstube.

Dann ging's an das feierliche Kaffeetrinken.

Die Schwester aß wie ein Vögelchen, und Röse und Marie nöthigten sie gewaltig. Sie saß zwischen beiden. Der Vater hielt auch mit.

„Siehst Du," sagte er zu seiner ältesten Tochter, „mit diesen beiden großen Bernhardiner-Hunden," damit deutete er auf Marie und Röse, „mußt Du nun auskommen."

Da lächelte das fremde Mädchen zum ersten Male.

Und der Vater hatte recht!

Wie sie so dasaßen, vorgebeugt mit ihren blonden Mähnen und den guten Gesichtern, die Schwester nicht aus den Augen lassend, ließ sich gar nichts Treffenderes von ihnen sagen.

„Sag' 'mal," fragte der Vater, um nur etwas zu sagen, „von Eurer Wohnung aus konnte man die Alpen doch wohl nicht sehen?"

„Nein, aber aus unsern Speicherfenstern sehr gut."

„Die Alpen?" erkundigten sich Röse und Marie zu gleicher Zeit, „wie sehen die denn aus?"

Waberl zögerte: „So halt, wie eine ganze Kette von zackigen Bergen; auch manchmal wie Wolken und manchmal schneeweiß, wie aus lauter Eis, und manchmal himmelblau. Aber nur bei schönem Wetter kann man sie sehen."

„So? Warst Du auch einmal wirklich dort?"

„Nein, das ist zu weit."

Röse und Marie wollten noch viel wissen. Ihre Schwester hatte so eine sanfte Stimme und sagte „net" statt nicht, und manchmal „halt", — das gefiel ihnen; aber sie sprach nur, wenn man sie fragte.

„Du kannst die Leute von Zahnschmerzen und so 'was heilen, das wissen wir," sagte Röse.

Da antwortete sie gar nicht und wurde roth bis unter die flachsblonden Härchen.

„Bst!" machte die Mutter leise.

Den Abend, als die Schwester schon im Bette lag, um sich von der langen, beschwerlichen Reise auszuschlafen, kamen Budang, Ernst von Schiller und Horny voller Neugier und Theilnahme; und die Rathsmädchen lieferten ihnen eine Beschreibung der neuen Schwester.

„Zum Anfassen ist sie 'mal sicher nicht," sagte Röse. „Ich sag' Euch, so zart! Knöchelchen wie ein Wickelkind! Gehen hört sie kein Mensch; weißt Du, ihre Großmutter hat sie ihren ‚Hausgeist' genannt, und — komisch! — einmal hat sie ‚Bärbel' geschrieben, dann ‚Waberl', dann wieder ‚Wabi', dann schließlich nur ‚Waben', ganz wie's ihr einfiel. Ihre alte Großmutter machte nämlich Schreibfehler."

„Na, na!" meinte Budang vielsagend; da schwieg Röse beschämt. Die Orthographie war auch ihre und Marie's stärkste Seite nicht.

Als die beiden Mädchen abends hinauf in ihre Stube schlichen, schauten sie neugierig nach dem Bett, in dem ihre Schwester in tiefem Schlafe lag.

„Wie ein Madönnchen," flüsterte Marie.

„Aber so ein trauriges, kleines Mäulchen hat sie," meinte Röse.

Am frühen Morgen, als die beiden Schelme noch den Schlaf der Gerechten schliefen, wusch und kämmte sich die sanfte, fremde Schwester lautlos.

Sie hatte so vorsichtige, rücksichtsvolle Bewegungen wie eine Krankenwärterin, steckte sich das blonde Haar zierlich auf, betete ihr Morgengebet, schlüpfte unhörbar aus der Thür und begab sich geradenwegs in die Küche.

Und als Frau Rath nach dem Frühstück ausschauen wollte, fand sie die Magd und ihre neue Tochter schon in voller Arbeit.

„Mein liebes Kind, Du solltest doch noch schlafen nach Deiner Reise!"

„Ich brauche wenig Schlaf," antwortete das Mädchen freundlich.

Sie war den ganzen Tag auf den Füßen und fand, ohne zu fragen, immer etwas zu thun.

Bei dem Zwetschgenspellen und Zwetschgenkochen nahm das stille Mädchen die erste Stelle ein. Röse und Marie aber sahen die ganze Muskocherei für einen ausbündigen Spaß an und benahmen sich danach; sie aßen während der Arbeit, soviel sie unterbringen konnten, warfen sich mit Kernen, wühlten die Früchte durcheinander und vergnügten sich auf ihre Art.

Die Schwester hingegen wußte nichts von Spiel und Zeitvertreib bei der Arbeit.

Die Großmutter hatte ganz recht, daß sie das Mädchen ihren Hausgeist „benamset" hatte. Es war auch, als wäre bei Raths wirklich so ein Seelchen eingezogen.

Eine ganz große Arbeitskraft hatten sie gewonnen, unheimlich groß, wenn man bedachte, daß die von dem zierlichen blonden Mädchen ausging.

Jeder begann sich wie verwöhnt zu fühlen. Es wurde viel weniger im ganzen Hause gerufen und verlangt.

Röse und Marie waren beschämt, alles schon meist sauber aufgeräumt zu finden, wenn sie nach dem Frühstück in ihre Stube kamen, um ihre Betten zu machen. Und nicht nur das! Sie hatten an der zarten Schwester die allersorgsamste Kammerjungfer bekommen. Sie half ihnen, wo und wie sie nur konnte, und immer mit einer so lieblichen Dienstbeflissenheit, gewiß nicht, als wäre sie die ältere Schwester.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Aus Schottlands Heidenzeit.

Erzählung von E. Eschricht in Lübeck.

Vom Benledi herabkommend, schritt durch die feierliche Schönheit des Thales von Bochastle mit rüstigem Fuß eine hohe, schlanke Frau, ihren stattlichen Knaben an der Hand führend.

Sie hatte dieses ihr einziges Kind im großen Ring der Druiden vorgestellt, und der weise Mann, der das Amt des Richters von Callander versah, schnitt den zwölften Strich in ihres Sohnes Kerbholz, und damit war nun auch er mit allen Altersgenossen zum ersten Mai für das Fest des Baaltein verpflichtet.

Ohne Aufenthalt hatte nach der beendeten Ceremonie die stolze Witwe sich zum Heimweg gewendet; sie lebte in der Einsamkeit ihres Wohnsitzes ohne Verkehr, die Clansleute ebenso meidend wie die MacGregors, zu deren Sippe sie doch selbst gehörte. In abwehrender Haltung trug sie dem Chef und seinem Anhange die rücksichtslose, sie beraubende Behandlung und Härte nach, die man ihr werden ließ, da kaum die Adleraugen ihres Gatten sich auf immer geschlossen hatten.

„Mutter Agandecca," sagte der Knabe, den eiligen Wandel und das Stillschweigen unterbrechend, „warum gehst Du so rasch und bist so stumm? — Ich bin müde und hungrig!"

„Dann sitz' nieder und ruhe Dich", sagte sie sanft und mit gepreßter Stimme, „ich will Dich speisen."

Sie entnahm der Strohtasche an ihrem Arme getrocknetes Fleisch und Brod; der Knabe aß mit gutem Appetit und heiterer Miene, nicht achtend, daß seine Mutter nicht mit ihm theilte; erst als er satt war, fragte er: „Bist Du traurig, Mutter?"

Ein leiser, klagender Seufzer hob ihre Brust, als sie antwortete: „Was Dich stolz macht, drückt mich nieder in tödtlicher Furcht. Nach Deines Vaters Heimgang hast Du das Licht der Welt erblickt; seit zwölf Jahren hüte und pfleg' ich Dich als meines Herzens einzigen Schatz, und seit zwölf Jahren liegt die bange Furcht vor Deinem Maitag auf meiner Seele. Nun ist er gekommen, und mich lähmt das Grauen! Finstre Schatten fliegen wie Raben um unsre Häupter; friedlos, freudlos und verlassen, umirrend wie ein Schemen auf der Heide von Lena wird mein Leben sein, wenn Du am Fest des heiligen Baal das schwarze Brod essen müßtest! Und wer soll, wenn Du nicht mehr bist, den Wurfspeer von der Wand erlösen und rächen Deines Vaters Gal Tod?"

„Mutter Agandecca, sie sagen doch: der heiligen Erdmutter Ceridwen geopfert zu werden, das erlöste die Väter und führte die umirrenden Seelen zu Walhalla's Freuden; und wohin die Asche des Opfers gestreut wird, werden auch Steine fruchtbar, und Milch fließt vom herben Stamme der Mispeln!"

„Ja, — sie sagen es! Aber wo der heilige Columban die Veste des Baal zerstört hat, verlangen die Unirdischen keine Menschenopfer mehr, sondern sie segnen aus der Fülle ihrer eigenen Kraft!"

Da sprang er auf und rief stolz: „Ryno hat mich der Vater benannt, als er gehen mußte, eh' ich geboren war, Ryno, nach Fingals Sohn! Vom gadhelischen Stamm der Kelten sind wir siegreich hier einst mit den Scoten von Dalriada eingezogen, Helden und Barden! Siehst Du, Mutter, nun sinkt die lodernde Fackel des Sonnengottes, und der Nebel steigt. Nun schweben die Geister meiner Väter auf Wolken vor dem Winde; sie spannen die luftigen Bogen und jagen das Nebelwild mit den Helden Fingals in fröhlicher Jagdlust, und aufwärts ziehend, harfen sie die Thaten des Krieges und die Lust der Jugend vor der Wolkenhalle! Zu ihnen, Mutter, will auch ich dereinst! Darum nichts — nichts vom heiligen Columban! Dem tönt kein frohes Jagdhorn mehr in den Lüften, und die Wunden seiner Krieger schließt ruhmlos das Grab!"

„Komm denn, Ryno! — Es wird kalt hier zwischen dem Gestein; ich möchte zurück sein, bevor es dunkelt." Und traurig setzte sie, den alten Gedanken wieder aufnehmend, hinzu: „Ja! Aber wenn auch Du von mir gehst, bin ich ganz verlassen und einsam, — o Ryno, laß mich nicht zurück!"

Wie erschreckt von ihrer beharrlichen Trauer, die ihm ein so trostloses Bild ihrer Zukunft entwarf, fragte er, ihre raschen Schritte hemmend: „O meine Mutter, mußt Du denn allein bleiben? Wenn die Götter mich zu ihrem Opfer erwählen, ist es nicht gleich einem herrlichen Waffensiege, gleich einem neuen Ruhme unseres Hauses? Und Du gehst dann mit mir, meine Mutter! Ich bin ja noch niemals ohne Dich gewesen!"

Da zog sie ihn liebkosend an ihr Herz. Und aus dem großen Glücksgefühl heraus, diesen Knaben so ganz ihr eigen nennen zu können, faßte sie sich muthig und sagte: „Komme jetzt! Es ist ja Thorheit, daß wir uns schon grämen; Du wirst das schwarze Brod nicht essen!"

Sie wanderten Hand in Hand weiter den Weg gen Callander, und den „Wald der Klagen" links liegen lassend, bogen sie ab zu den Stromschnellen des Carchonzie.

Hier weilten sie abermals auf der Höhe; ganz hingenommen von ihrem Zauber, betrachteten sie stumm die erhabene Schönheit der Natur. Ueber den herrlichen Waldungen und Gehölzen lag zwischen dem tiefdunkeln Nadel- und Mispelgesträuch das smaragdene Grün des jungen, sich eben aus der bräunlichen Knospe lösenden Laubes, wie ein zarter Schleier. Aus feuchtem Moos und dürrem Herbstlaub am Boden hoben die schlanken Gräser und Kräuter ihre leuchtenden Spitzen schon mit dem würzigen Hauch der Frühlingsblüthen empor; in blauer Ferne lag die Kuppe des Benledi, und rings umher von Bergen und Höhen hernieder rauschten Quellen und schmale Bäche, wie ein glitzerndes Netz über das dunkle Gestein geworfen.

Sie stiegen nun abwärts und erreichten am engen Felsenspalt die Brücke; unter ihnen kochte mit brausendem Getön das Wasser. Agandecca schritt, wie immer, an dieser Stelle über den geländerlosen Steg voran, wendete sich jenseits und ließ ihren Knaben den Stab mit den zwölf Kerben erfassen, an dem sie ihn zu sich herüberzog.

„Mütterchen," rief er fröhlich, „das nächste Mal mußt Du mich voran gehen lassen, ich bin ja doch seit heute kein Kind mehr; fortan will ich Dein Schutz und Deine Stütze sein! Sieh nur, sieh das jauchzende Wasser unter uns! Heut Abend, Mütterchen, wenn ich schon liege, da erzählst Du mir wieder vom Wasser-Kelpie! Nicht wahr? Hier unten steht das Schloß auf tiefem, tiefem Grund und da tanzen die schönen Kelpie-Töchter!"

Da lachte auch sie und erwiderte: „Ich denke, mein großer Sohn ist kein Kind mehr?"

„O Mütterchen Agandecca, Du Böse! Auch die ältesten Helden lauschen dem Gesang der Barden; und es ist gewiß, so gut wie Du kann kein Ferngewanderter harfen und singen!"

Bald verlor sich der schmale Weg auf felsigem, spurlosem Boden, und noch bevor sie das Plateau vor ihrer Burg erreichten, empfing sie schon die herausfordernde Melodie des Mac-Gregor-pibroch, und sie sahen oben die hohe, wuchtige Gestalt des alten Jägers und Haushüters am Felsrande hin und zurück im Rhythmus tänzelnd schreiten, so den Takt zur bag-pipe gebend. Die Mutter verlassend, eilte Ryno, durch die geschlossenen Zähne mit Summen die Musik begleitend, im tanzenden Schritte voran, dann und wann einen Satz rückwärts machend, wo es die Gewalt des Kriegsliedes heischte. Und so persönlich hinreißend wirkte die Aufforderung der Dudelsackpfeife, daß selbst Agandecca den, bis dahin so sorgenschweren Schritt frohmuthig beflügelte und mit ganz rosigen Wangen und strahlenden Augen ihr Haus erreichte, das, von zwei Seiten durch römische Mauern geschützt, ein langes, feldsteinerbautes, halb in die Felsen gehauenes, festes Heim war. In der Mitte des breiten Plateaus stand vorgerückt ein schwerfälliger, runder Pikten-Thurm; hinter diesem, nur wenige Schritte von ihm getrennt, führte ein schönes römisches Portal in das schlichte, niedrige, aber starke Wohnhaus. Der alte Jäger spielte noch immer, und Ryno tanzte, als ob die überstandene Wanderung erst beginnen sollte.

Beim Erscheinen der Edelfrau verstummte die Musik, und einige Frauen traten der Herrin entgegen. Durch das geöffnete Portal drang der freundliche Schein des auf dem Herd in der Halle hellodernden Holzfeuers; hier hingen die Waffen der Vorfahren an den Wänden, glänzten die Trinkhörner vom Gesimse und prangten die vielendigen Geweihe der Hirsche. Inmitten stand der große Eichentisch; er harrte der Heimkehrenden, mit Speisen und Getränken wohl besetzt.

Die Eintretenden schritten zur Linken in das „Ben" oder Wohngemach; hier reihten sich Felle vom Hirsch und Eber an den Wänden und deckten den lehmgestampften Fußboden. Große Truhen mit Decken und flachen Polstern belegt, dienten zum Ruhen. Vor den glaslosen Fensterhöhlen hingen farbige Stoffe; Frau Agandecca wob sie mit kunstfertiger Hand auf dem hohen Webergahmen, der neben dem Herd an der Wand stand. Ein knisterndes Holzfeuer lohte auch hier.

Nachdem Mutter und Sohn sich der schützenden Oberkleider entledigt hatten, gingen sie in die Halle zurück, und am oberen Ende des Tisches Platz nehmend, theilten sie das Mahl mit den Berufensten des Ingesindes, das stehend die Speisen einnahm. Nur Starno, der Jäger, saß neben Ryno, dem er Schulmeister in Jagd- und Fisch-, Land- und Forstwissenschaften war. Der Herrin verwaltete er klüglich das winzige Besitzthum, denn die Sippe hatte bei des edlen Clan-Chiefs Tode der Witwe nur ein arg beschnittenes Erbtheil belassen; Ryno aber sollte nicht als ein armer bonnot laird zu seinen Jahren kommen; das waren Ehrgeiz, Ziel und Streben Starno's.

Fröhlich plauderte Ryno mit dem Alten; die heutigen Erlebnisse gaben reichen Stoff. Erst nachdem er, plötzlich von großer Müdigkeit übermannt, sich in das Ben und auf seine Lagerstatt begeben hatte, nahm die Witwe das Wort. Sie saß berathend und Rath annehmend, im voraus die Möglichkeiten hin und her erwägend, noch spät am Herdfeuer. Wie seit langen Jahren, versuchte Starno ihre aufgeregte Leidenschaft, die Angst um die Zukunft mit maßvollem Wort zu beschwichtigen, und schließlich erinnerte er, wie er es schon oft gethan, mahnend: „Beschwört nicht die bösen Geister des Hauses herauf! Das Glück verläßt den, der das Unglück ahnt. Gedenke Fingals, wie er im dämmernden Grauen des Morgens die Gestalt des Unheils zu sehen vermeinte. Auch dem muthigsten Manne drückt die Hand aus den Wolken die Stirne nieder! An jenem Tage ward schweres Waffenunglück verhängt, und alljährlich verhüllte der Tapfere sein Haupt vor der Unheil kündenden Gestalt, des Todes von Carthon und Clesamor gedenkend."

Die Herrin schüttelte traurig den Kopf und erwiderte: „Auch Fingal neigte die Stirn, Du sagst es! Das Herz der Menschen erfüllen die Unirdischen mit Freude und Schmerz; es würde nichts nützen, wollt' ich mich auflehnen! Ich hätte fliehen sollen, — fort, in ein fernes Land, wo die milden Sitten des heiligen Columban nichts wissen vom Opfer des Baal; aber mein Fuß war wie gewurzelt in diesem steinigen Boden, und ich floh nicht! Es war so der Wille der Väter, die über den Wolken schweben, und an denen unsere Herzen hangen; der Wille über uns ist stärker als der Wille in uns; — es muß kommen, was kommen soll!"

Es waren nun die beiden letzten Apriltage herangekommen, die den großen Vorfesten für den ersten Mai, dem Baaltein, gewidmet waren. Von den Bergen und aus den Thälern, hoch vom Norden und aus dem Flachland des Südens strömten die Clans-Stämme zusammen und umlagerten den Fuß des Benledi. Viele von ihnen übernachteten dort in den Felsenhöhlen, trunken von Meth, oder unlustig des weiten Heimweges, und froh, am kommenden Morgen die ersten auf dem Festplatze sein zu können.

Hoch oben, ein weites Plateau vor sich beherrschend, geheimnißvoll hinter Gestein und ragenden Felswänden verborgen, lag das Allerheiligste des Druiden-Ringes. Dort brannten Tag und Nacht die Feuer und lohten die Pechfackeln, die Kuppe des Berges mit einem blauen, harzduftenden Rauch verhüllend.

Im Vordergrunde dieses dem Baal geweihten Heiligthums saßen in ihren langen, weißen Gewändern, den Barducucullus, die Druiden-Priester, große, kraftvolle Gestalten, zumeist weißhaarig und langbärtig; dann die Opferpriester, die nur dem Dienste des Allerheiligsten Geweihten, und die Oberpriester in ihren Eigenschaften als Aerzte und Wahrsager, Sterndeuter, Lehrer, Richter.

Keine Zeit, kein Ort war so heilkräftig, wie diese drei Tage am Benledi, an denen alle Kranken sich hier heraufschleppten oder tragen ließen, Genesung erhoffend. In rastloser Thätigkeit bewegten sich die Aerzte zwischen ihnen.

Die Lehrer trugen große Tafeln mit Runenschriften, wie die Angelsachsen sie zu ihnen dereinst heraufgebracht hatten. Auf diesen Tafeln waren die Beschlüsse der Richter verzeichnet, die Ordnung der Gemeinden, die Rechtsurtheile.

Die Sterndeuter führten geschliffene Gläser mit sich zur Betrachtung des Himmels, Sonnenuhren zur Zeitberechnung.

Unter den geheiligten Zweigen der Esche und Mispel trieben die Weissager ihre mystische Kunst, und die Barden erzählten in rhythmischem, fingendem Tone zur Harfe, was vom Getriebe der Welt Wanderer und Schiffer oder die eigene Erfahrung sie gelehrt hatten. Ununterbrochen erschallten die Volksgesänge aus einzelnen Gruppen; die Methkrüge kreisten, und ihnen folgte mit habgierigem und verschmitztem Gesicht der Händler und Tabulet-Krämer, der anpreisend und trügend zu dieser Frist die Haupternte des ganzen Jahres hielt.

Am Mittage des zweiten Tages, da das Gestirn des Sonnengottes im Zenith stand, verstummte der Lärm und leerte sich der weite Platz auf der Höhe.

Bei dem Allerheiligsten saßen in einer langen Reihe die Druiden. Vor ihnen dehnte sich im ersten Grün die weite Fläche, in deren Mitte der Holzstoß für das Opfer errichtet war, und an deren äußerstem Rande die berufenen Knaben standen, etwa dreißig an der Zahl. Unter ihnen befand sich auch Ryno. In seinem schottischen Kilt, von den Kelten „Philibegs" genannt, mit der Iltistasche, die unter der kurzen Jacke vorn am Gürtel herabhing, mit den nackten Knieen, und vor allem mit der Adlerschwinge an seiner Mütze, sah er stolz und strahlend aus.

Hinter den Knaben, unter Bäumen und Gesträuch, standen und saßen die Familien.

Nun erhoben sich auf ein rhythmisches Tönen der Pauken die Priester, und langsam schreitend, einer hinter dem anderen, immer begleitet von den Paukenklängen, zirkelten sie mit schleifendem Fuß einen weiten Ring um den Holzstoß. Diesen folgten, in gemessener Entfernung von einander, die Knaben, bis der Kreis von ihnen geschlossen war. Die Druiden nahmen dann ihre Plätze wieder ein, und unter ihren Augen gruben die Knaben mit dem Messer, das sie im Strumpfe bei sich getragen, in dem aufgerissenen Rasen einen schmalen Graben.

Während ihrer Arbeit erschollen die Gesänge der Männer, unter Führung der Barden, indessen die Frauen eine Speise aus Milch und Eiern bereiteten und auf erhitzter Steinplatte einen flachen Kuchen von Hafermehl ausstrichen und buken. — Nach der Arbeit wurden die Knaben mit der Speise erquickt, wobei die Opferpriester hinzutraten und den Opferkuchen in so viele Theile zerlegten, als Berufene da waren; ein Stück aber wurde schwarz gefärbt.

Stille ringsum! Gedämpft und verlangsamt dröhnten die Pauken.

Die Erwartung, zum Opfer vielleicht das eigene Fleisch und Blut hergeben zu müssen, schnitt tief durch das Herz der Mütter, und auch die Väter schauten finster drein; aber die es anging, die todbereiten Knaben, hielten kaum jubelnde Ausbrüche des Stolzes und der Freude zurück.

Langsam legte der Oberpriester die Stücke in ein Steingefäß, deckte ein Tuch darüber und hob nun seine Arme und das bekränzte Haupt zur Sonne empor, in fremden, der Menge unverständlichen Lauten, mit flehender Stimme Gebete sprechend. Darauf neigte er sich verstummend dreimal tief; und langsam, feierlich, Schritt um Schritt zurücktretend, winkte er alsdann den Knaben.

Sie eilten herbei, umringten die Schicksalsurne und griffen mit den raschen, jungen Händen unter das Tuch, jeder ein Stück erhaschend.

Mit einem Jubelruf hielt Ryno die Hand empor, — er hatte das schwarze Brod des Opfers gezogen!

Ein wilder Freudenschrei und Tumult erhob sich; Pauken und bag-pipe gellten; die frisch mit Reisig bestreuten Feuer lohten knisternd auf, während die Knaben Ryno aufhoben und über ihren Köpfen auf der Innenseite des Ringes umhertrugen; dann erst brachten sie ihn hinaus zu den Ihrigen, die das Opfer umdrängten und nach ihm griffen. Ein jeder wollte ihn berühren, alle wollten ihn tragen; von Arm zu Arm wurde der Sohn der Witwe geschleudert, emporgehoben, gerissen in der Leidenschaft eines rasenden Fanatismus.

Bleich wie ein Schemen der Heide von Lena lehnte seine Mutter am Stamme der grünenden Eiche, den Blick aus todestraurigen Augen nicht lösend von der geliebten Gestalt des Knaben, der selbst, wie berauscht, dann und wann helle, jauchzende Rufe ausstieß, denen das Echo der Menge folgte.

Aber nicht allzulange währte die fröhliche Erregung des Kindes; bald klang seine Stimme bang und angstvoll, und endlich, — vom grausamen Toben allmählich selbst ermüdet, — legten die Knaben den ohnmächtigen Ryno zu den Füßen seiner Mutter nieder.

Sie wusch sein Gesicht und seine Glieder, flößte ihm Meth ein, bettete ihn in ihrem Schoß, und schützend über ihn geneigt, saß sie starren Auges, bis die Sonne sich zum Niedergange rüstete.

Nun wurde das Kind abermals emporgerissen und im Triumphe heimgeführt, um am nächsten Morgen nach Sonnenaufgang zur Opferung abgeholt zu werden. Fackeln begleiteten den Zug, und der Weg ward unter Gesängen und Tänzen zurückgelegt.

Schon beim Absteigen hatte Starno sich des Knaben bemächtigt und ließ ihn nicht mehr aus seinen Armen, ihn dann und wann hoch über den Kopf hebend, um die tobende, gierige, entfesselte Menge zu befriedigen. Auch Starno stieß zeitweilig einen Schrei aus, einen wilden, gequälten Laut des Jammers und der Herzenspein, während Thränen seinen alten Augen entströmten.

Endlich wurde es still im Hause der Witwe. Der Lärm der Abziehenden scholl bisweilen bei Biegungen des Weges noch zu ihnen herauf; dann war auch das vorüber.

Am Herd in der Halle saß das Hausgesinde; sogar der Hirt der großen Schafherde lehnte an der weit über Mannshöhe langen Schalmei, die, mit dem Baste der Birke umwunden, schlank wie ein Stab, sich nur wenig an der Schallöffnung weitete. Mit zottigen Fellen bekleidet, hockte am Boden der junge Schäferknabe; oftmals war er Ryno's Spielgefährte. Er weinte aus den großen Kinderaugen heiße Thränen des Jammers. Mitten zwischen ihnen lagen die Hunde, in die geflüsterten Klagen und das Schluchzen ein kurzes Geheul mischend.

In ihrem Ben saß die Mutter am Lager des Sohnes; seine Glieder zitterten und zuckten von dem schrecklichen Bacchanal. Mit weit offenen Augen lag er fieberheiß da, sich schlaflos regend, trotz der tödtlichen Ermattung. Zerdrückte Kräuter und feuchtes Linnen waren ihm um die schmerzenden Glieder gelegt; sein Herz schlug, als wolle es die junge Brust zersprengen.

Endlich sprach er mit heiserer Stimme: „Erzähle, Mutter Agandecca, erzähle, damit ich schlafen kann!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Der Mond warf seine bleichen Strahlen durch die enge Oeffnung des Fensters; Ryno lächelte ihm zu.

„Sieh' Mutter, die Tochter der Nacht streicht mit weißen Fingern über Deinen Webstuhl. Ach, Mutter, Mutter, ich werde Dich nie mehr das Schiffchen werfen sehen! Bald kommen sie und holen mich; tragen und werfen mich in dem schrecklichen Triumph-Zug! Ach, Mutter, ich möchte schon heute den Opfertod gestorben sein; das geht rasch und macht keine Qual! Ich fürchte nicht den Tod, ich fürchte mich vor den Menschen, liebe Mutter, — ich fürchte mich so sehr! O, daß ich schon eingegangen wäre und stolz wandeln dürfte mit den Heldenvätern über den Wolken! Erzähle, meine Mutter, daß ich Deine Stimme mit mir nehme und nie vergessen kann! Weißt Du, erzähle vom Wasser-Kelpie, dann schlaf' ich ein und nehme alles mit hinüber in einen schönen Traum!"

Und noch immer wie gelähmt von Todesschauern und Entsetzen, erhob sie die müde Stimme und sprach:

„Es war einmal eine frohe Zeit bei dem Kelpie; da baute er für seine siebenundzwanzig Töchter ein schönes Schloß auf dem Grunde des Wassers, unter den Stromschnellen des Carchonzie. Und die Töchter trugen silberne Schuhe, und wehende Silberschleier um den Leib; sie tranken aus Muscheln und aßen von rothen Korallen; sie spielten mit goldenen Bällen, die sie den Fischen zuwarfen; und die Fische fingen diese auf und warfen sie zurück. Wenn aber die Tochter der Nacht mit weißem Antlitz aus den Wolken schaute, erklang eine schöne Musik aus der Tiefe herauf; dann sangen und harften die Kelpie-Töchter und schwangen sich tanzend auf den Wassern. Alle Fische thaten es ihnen nach, so gut sie eben konnten.

»Vater,« sagte eines Tages eine wunderschöne Kelpie-Tochter, »weißt Du, Vater, wir wollen gern siebenundzwanzig Knaben haben, mit denen wir die Bälle werfen, und mit denen wir tanzen können! Die Fische sind so dumm und langweilig, davon werden wir auch ganz dumm und langweilig; die Fische thun nur nach, was wir ihnen vormachen, aber die Knaben, die spielen so schön! Wenn wir müde und heiß vom Tanzen uns auf die ragenden Steine setzen und vom Schaum der Stromschnellen netzen lassen, da sehen wir die Knaben toben und laufen! Und sie wissen so viele Spiele mit Verstecken und Suchen; darum wollen wir die Knaben haben, hörst Du wohl, Du alter Kelpie-Vater? Nun mach' aber, daß Du fort kommst, Du sollst sie uns sogleich holen!«

Und weil seine Töchter so wunderschön waren, konnte der Wasser-Kelpie ihnen nicht widerstehen, und darum sagte er: »Ja, meine siebenundzwanzig Töchter, Ihr sollt Eure siebenundzwanzig Knaben sofort haben!«

Weil es nun gerade um die Zeit der Maienfeste war, spielten, lachten und tanzten die Menschen auf der Erde; und alle Knaben spielten Steinwerfen, Ringen und Laufen; und wo sie so recht in einem Haufen zusammen lärmten, wieherte plötzlich mitten zwischen ihnen ein graues Pony; und das war der Kelpie!

Rasch tummelten sich die Knaben um das Thier, umdrängten es, schwangen sich auf seinen Rücken; erst zwei, dann drei, dann vier, und jauchzend kletterten sie von allen Seiten nach, — immer war noch wieder ein Platz zu finden! Es war, als wüchse das sich lang ausstreckende Pferd! Und wie nun siebenundzwanzig Knaben auf seinem Rücken saßen, lief es wie toll mit ihnen umher. Schon eilten die Eltern hinzu, — da rannte es in großen Sätzen durch das Thal von Bochastle dem Carchonzie zu, die Hügel hinauf, schwang sich mit einem Sprung über die Felswand, gerade dort, wo das Wasser im brausenden Gange niederstürzt, und — verschwand in den Fluthen mitsammt den jauchzenden Buben!

Alsbald erhob sich ein wolken-andringendes Jammern und Weinen aus dem Walde, — die Eltern suchten ihre Kinder!

Der Abend wurde plötzlich schwarz wie die Nacht; ein wüthender Sturm raste, die Bäume entwurzelnd und die Stätten der Menschen vernichtend!

Und zwischen all' den Müttern, die um ihre Knaben klagten, war auch eine Witwe, der der Kelpie ihren einzigen Sohn genommen hatte. Sie klagte nicht und weinte nicht; sie ging an die Ufer des Carchonzie, beugte sich tief über die Fluth und rief mit leiser Stimme ihres Sohnes Namen. Da zerriß ein Blitz die Dunkelheit, und sie sah sein feines, blondes Gesicht unter der Wasserfläche empor lächeln. Mit ausgebreiteten Armen stieg sie rasch zu ihm hinab. — Seitdem sieht sie immer zu, wenn die wunderschönen Kelpie-Töchter mit ihrem Knaben und seinen Genossen frohe Spiele spielen. Sie spielen und jauchzen Tag und Nacht; manchmal hörst Du es deutlich, wenn Du am Ufer stehst und die Tochter der Nacht sich in den brausenden Wassern spiegelt. Und manchmal auch, wenn Du einsam durch den Wald gehst, den sie hier den ‚Wald der Klagen' nennen, hörst Du das Weinen der Mütter und das gräßliche Stöhnen der Väter. Denn obwohl es schon lange, lange her ist, daß ihnen ihre Kinder genommen sind, klagen sie noch heute! Das Weinen und Stöhnen hört nimmer auf in der Welt! Wenn eines stirbt, nimmt schon ein anderes die Last seiner Leiden und seiner Thränen auf sich, denn diese Last ist das Erbe aller Menschen!"

„Aber das Lachen auch, weißt Du, Mutter!" rief Ryno. „Denn immer noch spielen und lachen die wunderschönen Kelpie-Töchter mit den Knaben!"

Die Mutter sagte: „Ja, — ja!" Aber sie sagte es in ihrer bedrückten, freudlosen Art und fügte hinzu: „Versuch' jetzt auch zu schlafen, denn stolz und muthig sollst Du eingehen zu Deines Vaters Schatten!"

Still huschte die Tochter der Nacht mit weißen Fingern an den Wänden weiter; am Webstuhle vorüber, rührte sie schon an das Lager des Knaben. Er schloß die Augen und schien zu schlafen.

Die Nachfolger der Pharaonen.

Nach dem Bilde von G. Wertheimer in Paris. — Siehe Seite 32.

Mutter Agandecca aber saß und sann. Sie grollte den Göttern, die ihres Kindes Blut verlangten! Zwölf Jahre im Bann der Furcht hatten ihnen nicht genügt! Sie gedachte Fingals. Nur am Morgen der Entscheidung war ihm die unheilvolle Gestalt erschienen, sie aber sah sie durch alle die langen Jahre! In dem schwarzen Haupthaar ihres Knaben lag auf dem Scheitel eine schneeweiße Locke, — der Gram um ihres Gatten Gal Tod hatte den Sohn gezeichnet, — Gram, Sorge und Angst vor dem drohenden Geschick! Wie hatte sie diesen Knaben geliebt in ihrer keuschen, einsamen Zurückgezogenheit von der Welt, geliebt mit dem von tödtlicher Furcht umdrängten Herzen! Und nun war es da! Das Gesicht Fingals trog nicht, noch trog ihre Ahnung! Mit roher Hand rissen sie ihn von ihrem Herzen, weihten ihn dem schrecklichen Tode! Schon dies Vorspiel gab ihr ihren Knaben zurück mit zerzausten Locken, die zarten Glieder zerdrückt, die Haut geschunden. Trunkene Wilde, mit Mordlust in den Augen, Roheit in jeder Bewegung, lechzten nach seinem Blute! Ihr schauderte bei dem Gedanken an die Hand des Priesters, an den Opferstein, an den Holzstoß! Ach, und sein Blut —! Mit zärtlichen Lippen hatte sie jeden Tropfen aufgesogen, wenn er je nach Kinderart sich verletzt hatte! Sein Blut! In hohem Bogen sollte es lebenswarm emporsteigen aus dem schlanken Hals, — dann immer langsamer und langsamer quillen, dann tropfen, schwer und einzeln, — und dann war es aus! In Rauch und Asche sollte die zarte Gestalt sich lösen, verstreut in Atome über das Erdreich! Und auf diesem Erdreich sollte sie einsam weiter wandeln, umirrend wie die Schatten auf der Heide von Lena!

Der Knabe hatte sein Gesicht der Wand zugekehrt; die vollen Locken lagen über seinen Kopf geworfen. Mit den weißen Fingern rührte die Tochter der Nacht jetzt leise an das feine

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Des Faſchings Ende.

Nach dem Bilde von Karl Rickelt in München. — Siehe Seite 32.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Genick und die helle Rundung unterm Ohr. Hoch klopfte die blaue Ader am Halse entlang.

Von Todesangst gebannt, bohrten sich die Blicke der Mutter in diese geweihte Stelle am Fleisch ihres Kindes; ihr Herz wollte brechen, und sie ächzte leise.

Da wendete Ryno plötzlich das Haupt und sah sie aus den noch immer offenen großen Augen an. Und leise sagte er: „Weißt Du, ganz süße Mutter, — ich möchte nicht sterben!"

Und ebenso leise fragte sie zurück: „Was sollen wir thun, Du und ich?"

„Ich bin so müde, meine Mutter, und alles schmerzt mich, so bin ich zerschlagen! Ich kann nicht gehen; wirst Du mich tragen können?"

Sie nickte nur stumm.

„Dann komm, wir wollen zu den Töchtern des Kelpie, ganz still und allein, Du und ich!"

Sie stand nun lautlos auf und öffnete die Thür zur Halle; der Hund hob den Kopf und wedelte mit dem Schweif. Die Herrin streichelte ihn und trat an die Herdbank; dort athmete in tiefem Schlaf Starno. Leicht öffnete sie jetzt auch die Außenthür; Kummer und Ermattung lagen wie Blei in den Gliedern des Schlafenden und verriegelten das Ohr des sonst so treuen Wächters.

Agandecca ging zurück. Sie hob den Knaben von seinem Lager. Er umschlang mit beiden Armen ihren Hals und schmiegte sich fest an ihren Leib. So verließen sie still und vorsichtig ihre theure Heimstatt.

Noch immer huschten die weißen Hände mit fahlem bläulichen Licht durch die Nacht; ein räthselvolles Raunen lief durch die Föhren, und ein stilles Winken kam durch die dünnen Nebelschleier des ziehenden Gewölkes: die Heldenseelen der Väter zogen aus zur Jagd vor dem Morgengrauen.

Und wie sie so dahinschritt, schwand die Trauer und die bange Furcht aus dem Herzen der Witwe. Die Sorge vor der einsamen Zukunft war erloschen, und mit der Freudigkeit ihrer ersten frohen Jugendjahre blickte sie grüßend in das Reich der Helden hinauf; eine fremde, ungewohnte Kraft half ihr den Knaben zu tragen wie eine leichte Last!

Dieser war wieder fest eingeschlafen auf ihrer Schulter, athmete sanft und stöhnte nur manchmal leicht. Sie sang mit halblauter Stimme die Lieder aus seinen Kindertagen und grub hin und wieder mit zitternder Freude ihre Lippen in sein Gelock, nicht achtend, wie sein Haupt schwer lastete, und die umschlingenden Arme sich von ihrem Halse gelöst hatten. Kein Laut, — kein Seufzer traf mehr ihr lauschendes Ohr.

So erreichten sie die Stromschnellen des Carchonzie, deren kochendes Weiß sich noch nebelhaft dehnte, während die ersten Strahlen des steigenden Sonnengottes mit goldenen Reflexen schon hoch oben die fallenden Wasser streiften.

Sie legte sanft ihre Bürde auf das weiche Moos zwischen dem Gestein nieder. Keine Regung mehr in des Knaben Gliedern, kein Gruß von seinen Lippen! Und in plötzlich erwachender grausamer Gewißheit warf sie sich über das schon erkaltende Angesicht ihres Kindes. Nun verstand sie das Raunen und Winken! Sein Vater Gal hatte ihn mit hinauf nehmen wollen, wo das Hifthorn klang, und das Nebelwild, vor ihnen aufgescheucht, dem dunkeln Schoß der Nacht entsprang!

Und auch sie sollte nicht ruhmlos sterben, nicht in banger Furcht, feige und verborgen; die Todten mahnten sie an Pflicht und Ehre!

Kein Schrei ertönte, keine zitternde Klage kam über ihre Lippen! Sie küßte den stummen Mund ihres Knaben zum letzten Mal!

Die Sonne stieg, und die Pflicht gebot! Sie hob den Sohn empor, dem heiligen Lichte entgegen.

„Du hast ihn nicht gewollt, Du forderteſt ein anderes Opfer, höchste Gottheit! Aber Du, Erdmutter Ceridwen, die Du alles hergiebst aus Deinem heiligen Schoß und alles zurücknimmst mit lösender Kraft, Dir weihe ich meinen Knaben! Führe Du ihn aus der Tiefe Deiner Wasser zu seiner Väter Schatten auf den Wolkenhöhen, daß er das Nebelwild jage und die lustigen Speere werfe! Laß ihn theilhaben am Gesange der Barden und am Ruhme der Helden! —"

Und den Geweihten nicht mehr mit ihren Lippen berührend, trug sie ihn nieder, wo der tosende Gischt drohend zu ihr empor sprang, und ließ ihn sanft hinunter gleiten in die vielarmige Fluth, die ihn hinab trug, wo tief unten die Kelpie-Töchter den jubelnden Reigen schwangen mit den frohen Söhnen der Clans.

Dann hob sie ihr Angesicht wieder der Sonne entgegen und sprach: „Ich komme!"

Sie wendete rückwärts den eilenden Fuß, nicht rechts noch links blickend, da von allen Seiten schon die Menge dem Benledi zuströmte. Bald trat sie ruhigen Schrittes durch die tosenden Haufen bis vor den Ring der Druiden. Hier stießen die Rasenden mit wildem Geschrei den alten Jäger Starno vor sich her.

„Gebt frei den Schuldlosen!" befahl Agandecca mit starker Stimme, „ich, — ich habe das Opfer entwendet, hier stehe ich!"

Und erhobenen Hauptes, die Arme über die Brust gekreuzt, trat sie zu der Eiche, unter deren schirmenden Zweigen sie gestern gesessen und den schönen Knaben, ihr verlöschendes Lebenslicht, im Schoße gehalten hatte.

So lehnte sie am Stamm, stolz und fest, umloht von der Flammenpracht des göttlichen Gestirnes.

„Ich bin bereit!"

Die Druidenpriester erhoben die Arme und beteten.

Stille ringsum!

Da scholl es laut von des Oberpriesters zornbebender Lippe: „Steinigt sie, steinigt sie!"

Es dröhnten die Pauken und gellte die bag-pipe; aber über alles hinweg klang das Wuthgeheul der Menge:

„Steinigt sie, steinigt sie!"

Sie aber hob die Arme und Blicke zur Sonne und rief abermals: „Ich bin bereit!"

Sie stand noch einen Augenblick, immer das verklärte Antlitz dem Lichte zugewendet, als schon die ersten Steine sie berührten, — da traf sie barmherzig der Wurf aus ihres alten Starno sicherer Hand vor die Stirn, und lautlos brach sie zusammen.

Bald erhob sich vom Holzstoß, aus den zerschmetterten Gliedern, in lodernder Flamme ihre stolze Seele dem ewigen Lichte entgegen, indes die Asche ihres Leibes verstreut zurückkehrte in den heiligen Schoß der Erdenmutter Ceridwen, die alles hergiebt und alles zurücknimmt in urewiger Schöpfungskraft.

Nachdruck verboten.

Das sündhafte Annerl.

Ein Kinderbild aus Nord-Böhmen von Johanna M. Lankau in Dresden.

Verwichenen Samstag ist das Annerl zehn Jahr' alt geworden, und nächsten Freitag soll's das erste Mal zur Beicht' gehen. Na, so'n Glück, daß es nicht vierzehn Tage später auf die Welt gekommen ist! Sonst müßt' es halt noch ein ganzes Jahr herumgehen mit den Sünden! Ja, die Sünden! Die machen ihm heilloses Kopfzerbrechen, und die ganze Zeit simulirt's darüber nach, ob es auch keine vergißt, und ob es überhaupt genug Missethaten haben wird.

Zu Mittag giebt's Knödel mit Salzfleisch und nachher dem Annerl sein Leibgericht: einen Kaiserschmarrn. Die Knödel wollen nicht recht rutschen, die sind so „arg" trocken heute, und nicht ein bisserl Schmalz ist darauf! Mißvergnügt stechen die kleinen Finger die Gabel ins Tischtuch. „Ein roth's Tupferl und ein blau's Tupferl und dann wieder ein roth's, — ob die auf einmal gespießt werden können?" fragt sich die Kleine halblaut und fängt an, das buntgemusterte Tuch zu durchlochen.

„Annerl, wirst glei' die Gabel weggeben!" ruft die Mutter entsetzt. „Was mich das Mädel immer mit dem Tischzeug erbosen kann! 's ist schon rein sündhaft!"

„Wieder eine neue Sünde!" jubelt Annerl innerlich; am liebsten gäb's der Mutter ein Busserl zum Dank; die ist nur jetzt nicht zum Busseln aufgelegt! Endlich kommt die Mehlspeis'! Da geht gleich ein Leuchten über die drei rosigen Kindergesichter; schnell strecken die kugelrunden Aermchen die „abgeschleckten" Teller hin: „Gelt, Mutterl, mir z'erst!" betteln der Pepi und die kleine Berthel.

„Na, Annerl, magst keinen Schmarrn heute?" fragt der Vater und schiebt den letzten Knödelrest in den schmunzelnden Mund. „A, na, Vatter," stottert sie, „weißt, ich möcht' besser schon genug haben. Weißt, 's ist von wegen der Beicht'," flüstert sie ernsthaft; „mer soll da nix essen, was einen zur Sünd' verleiten thut, hat Hochehrwürden gesagt."

„Was Hochehrwürden sagt, ist freilich gut und recht, Annerl; aber seit wann ist denn 's Schmarrn-Essen eine Sünd'?" platzt der Vater heraus, stemmt die Arme auf den Tisch und sieht belustigt zu seiner Aeltesten hinüber.

„Das schon nicht, Vatter, — aber weißt, — der Zucker!"

„Ja, so der Zucker!" meint er gedehnt, denn er hat von der Mutter ein Fußtrittel unterm Tisch bekommen; er möchte sein still sein jetzt, — heißt das in der Familiensprache. Wenn die Eltern dann allein sind, klären sie sich die „Tritteln" gegenseitig auf. Es geht nichts über vorsichtige Elternherzen!

Daß das Annerl gern über den Zucker geht, wußte die Mutter schon lange; daß es nun Reue fühlt und die Leckerhaftigkeit als Sünde erkannt hat, freut die wackere Frau doppelt; aber nur bedachtsam sein und die kleinen, kindlichen Gebrechen nicht in das Lachen ziehen! Sonst geht das Gefühl von der Seele ab, wie von den Blumenvögeln der feine Staub.

Als abgegessen ist, nimmt das Annerl sein Holzbitschel unter den Arm. „Mutter, ich darf schon ä bisserl auf den Bawelatsch hinaus?" — „Freilich, geh' in Gott's'namen!"

Der Bawelatsch ist eine Art Holz-Balcon, der an der Hinterseite des Hauses wie ein einsames Nest zwischen Himmel und Erde hängt, und auf dem man jetzt völlig ungestört ist. Freilich ist es in dem schattigen Garten oder in der kühlen Hausflur viel angenehmer als hinter dem braungefirnißten, von der glühenden Sonne beschienenen Holzlattenwerke. Annerl zaudert einen Augenblick, als ihr hier die warme, trockene Badstuben-Temperatur entgegenschlägt. Aber sie ist hier allein und ungestört, und das giebt jetzt den Ausschlag. — Nachdem sie noch die Thür „abgesperrt" hat, athmet sie wie erleichtert auf, streicht die braunen Zottelhaare aus der Stirn und setzt sich langsam platt auf den Boden; die Fußbank hat sie vor sich als Tisch hingestellt. Mit dem Rücken gegen die warmen Holzplanken lehnend, fängt sie mit einer feierlichen Miene an, ihre Kleidertasche auszukramen. Während sie das carrirte Sacktüchel herauszieht, fällt ein kurzes, abgenagtes Bleistift-Ende heraus. Das letztere kommt mitten auf den „Tisch". Der nächste Griff fördert ein invalides Porzellanpüppchen zu Tage. „Willst meine Beicht' etwan mithören und 's dann dem Pepi vorplauschen? Da wird nix draus, Dockerl; man braucht's niemand zu sagen, nur dem Hochehrwürden! Muß dich derweil' ins Kellerloch 'geben," meint sie bedauernd und schiebt das Figürchen unter die Fußbank. Hierauf entsteigt ein zerknülltes Papier von fragwürdiger Reinlichkeit der Tasche; es ist mit ziemlich verblaßten Bleistift-Hieroglyphen bedeckt. Auf dieses „Wischel" sind schon einige Sünden notirt worden; am Vormittag beim Holzauflauben, Wasserholen und beim Beerensuchen im Busche; — kein Wunder, wenn der Merkzettel die Spuren der jedesmaligen Schreibunterlage verräth.

„So, nun noch das saubere Papier! Maria und Josef! Wo hab' ich das hingeruschelt? Ja, richtig! Unterm Schürzenlatzel steckt's!" ruft sie vergnügt, nestelt den rothen Latz vom Leibchen und bringt einen neuen unbeschriebenen Briefbogen ans Licht. „So, nun könnt' mer endlich schreiben! Gottel, wenn ich nur genug Sünden zusammenkrieg'!"

Nach geraumer Zeit ist eine schiefe Reihe großer, steiler Buchstaben entstanden. „Beichtzettel von Wetzig Anna" steht als Ueberschrift; darunter: „Nummereins: Ich hab' dreimal genascht."

In der „Kuchel" war's so ganz still damals gewesen; auf dem Tische lag ein Berg schneeweißer Zucker; eine Fliege und das Annerl waren allein dabei. Den beiden hat der Zucker gewaltig in die Augen gebissen, aber die Fliege unternahm zuerst die Bergpartie und genoß sie in vollen Zügen. „Geh'st glei' 'runter, Viechel, damisches!" rief dann das Annerl, — wollte die Fliege fangen, bekam aber ein Stückerl Zucker zwischen die Finger . . . . . „Ich hab' dreimal genascht"

„Nummer zwei: Ich hab' die Gabel ins Tischtuch gestochen." „Wie viel Mal?" fragt sie sich, — „beinah alle Täge, — 's laßt sich halt nicht zählen! Also!" meint sie und wirft das Köpfchen gefaßt zurück.

„Nummer drei: Ich hab' die alte närrische Kath'rin zweimal ‚böhmische Urschel' geschimpft." Ein fixes Mäulchen hatte sie halt immer, und die Lumpensammlerin, die sich gern „einen zu viel" einschenken ließ, war eine zu gespaßige Person. „O Jegerl, daß so 'was 'ne Sünd' ist!" seufzt Annerl. Nun schreibt sie emsig weiter.

„Nummer vier: Ich hab' der Maritschel ein'n Brief in den Kasten getragen."

Die Maritschel mußte den ganzen Tag drüben im Grieslerladen die Leute bedienen. Annerl holte bei ihr die gesammten Küchenbedürfnisse der Mutter, manchmal auch für den Vater „Spagat" (Bindfaden) und Schuhwichse. Für ein Sechserl „Povidl" (Pflaumenmus) hatte Annerl gestern verlangt, während sie ihr Töpfchen auf den Ladentisch schob. „Gelt, Schneckerl," sagte die Grieslertochter, die etwas unter der Schürze versteckt hielt, freundlicher als sonst zu dem Kinde, „spring' 'mal zum Postkastel und steck' das Brieferl an meinen Schatz 'nein!" „Ist's der im Himmel?" fragte die Kleine mit weiten Augen. „Schaferl!" lachte die Maritschel, „draußen im Sächsischen ist er, auf der Holzflöße. Warum sollt' er denn im Himmel sein, Annerl?" — „Weißt, heute in der Früh' hat der Herr Lehrer 'was aus der Bibel erklärt und gemeint, mer dürft' einen Schatz nur im Himmel haben, hier auf Erden wär's, hör' ich, nicht geheuer von wegen die Motten und — —."

Plötzlich klappten kräftige Schritte über die hölzernen Stiegen.

„Heiliger Nepomuk!" stieß die andere hervor, „mach', daß Du fort kommst, damit Dich mein' Mutter nicht erwischen thut; die schlüg' mich zu Tode!" damit hatte das erschrockene Mädchen den Brief und ein blankes Kreuzerstück in Annerls Hände gedrückt und die Ladenthür zugeschlagen. Der Brief wanderte in den Kasten, der rothschimmernde Botenlohn in die Sparbüchse, — jedoch in dem Kinderherzen war lebhafte Reue über die Mitschuld an Maritschels „Sünde" erwacht. Freilich, eine „Sünde" mußte es schon sein, warum dürfte sonst die Grieslerin nix davon wissen! Und so „zum Plaisir" wird einen die leibliche Mutter nicht todtschlagen wollen! . . . . . .

Annerl hat sich jetzt tief in ihr reuiges Innere versenkt! Die heiße, trockene Luft hat sie müde gemacht, und weil ihr keine Sünden mehr einfallen, fängt sie auf einmal an, bitterlich zu weinen. Was wird der Hochehrwürdige sagen, wenn sie so wenige „Nummern" bringt! Die Tschiebeck Rosel hatte schon gestern dreizehn Nummern auf ihrem Beichtzettel, und die saß noch zwei Bänke unter ihr. Aber daß ihr auch gar nix mehr einfallen wollt'! „Ach, Du lieb's Herrgottel!" ruft sie plötzlich, geraden Blicks in den gelb- und rothflammenden Abendhimmel sehend, „ich bitt' Dich, laß mir doch noch ein paar Sünd'n einfallen!"

Da schlägt ein klinkendes Geräusch an ihr Ohr; noch mit gefalteten Händen wendet sie sich rückwärts zur Thür, hinter deren Glasfenstern sie einen — Engel mit langen, schneeweißen Flügeln stehen sieht. Dieser nickt ihr lächelnd zu und verschwindet. Wunderlicher Weise hat das Engelsantlitz große Aehnlichkeit mit dem Gesicht der Mutter.

„O lieb's Engerl," jubelt Annerl auf, „ich weiß schon, was Du mir sagen möcht'st! Na, daß ich darauf vergessen konnt'!" Mit freudebebenden Fingern schreibt sie mit dicken Strichen unter das übrige: „Nummer zehntausend: Ich hab' zehntausend Mal mein gutes Mutterl geärgert."

So, — jetzt können die anderen ihre Sünden alle zusammenlegen, so viele wie Watzig Annerl hat keine einzige!

Flugs rafft sie ihre Habseligkeiten zusammen, stößt die Bawelatsch-Thür auf und springt seelensvergnügt hinunter in den blühenden Garten, zum Pepi und zur Berthel, und hat keine Ahnung davon, daß Hochehrwürden die Sach' denn doch anders gemeint hat, als sie es sich denkt.

Und der Engel? So einen hat jedes Menschenkind auf Erden gehabt, — nur daß dem Annerl sein „Engel" gerad' heute von der Waschbleiche kam, mit einem Buckelkorb auf dem Rücken, wo an der einen Seite ein langer Bettlakenzipfel herunter hing. Und dem Annerl waren von der Sonne die Augen geblendet. — Ist's uns nicht auch schon so ergangen? Und die zehntausend Aergernisse? Könnten wir die nicht auch auf unseren Beichtzettel schreiben, Du und ich?

Nachdruck verboten.

Emma Baumann.

Von L. Diehlmann in Leipzig.

Siehe das Portrait Seite 25.

Erwartungsvolle, feierliche Stille herrschte am 6. September 1894 im Leipziger Opernhause, denn es sollte dem Liebling des Leipziger Opern-Publicums, der Coloratur-Sängerin Frau Emma Baumann, zu ihrem zehnjährigen Wirken an dieser Bühne eine herzliche Ovation dargebracht werden.

Das große Haus war bis auf das letzte Plätzchen gefüllt; es war, was den Herren Directoren so angenehm in das Ohr klingt, vollständig ausverkauft. Und das Auftreten Emma Baumann's — es wurde La Traviata gegeben — entfesselte denn auch geradezu elementare Beifallsstürme; man glaubte kaum noch unter den gemüthlichen, in Musikfragen aber oft recht ungemüthlichen Leipzigern zu sein, so sehr schienen sie ihre Natur verleugnen zu wollen, indem sie ihren Beifall wie heißblütige Italiener oder rabiate Spanier äußerten.

Frau Baumann als „Violetta" sang schöner denn je; der Beifall wuchs von Akt zu Akt; zum Schlusse endloser Jubel, und als äußerliches Zeichen der Liebe und Anerkennung ungezählte Lorbeer- und Blumenspenden, unter deren Fülle die tief gerührte Künstlerin fast begraben wurde. —

Emma Baumann ist es nicht an der Wiege gesungen worden, daß sie einst als ein so schöner Stern am deutschen Kunsthimmel glänzen sollte; es ist ihr ergangen, wie so manch' anderem großen Talente, dessen Bedeutung man nicht erkennen und begreifen wollte. Sie wurde in Erfurt als Tochter des königlichen Beamten Karl Schuboß geboren. Doch kaum fünf Jahre alt, zog sie mit den Eltern nach Breslau. — Hier vertraute man ihr als erste Partie das Studium des ABC und des kleinen und großen Einmaleins an, welche Aufgabe sie auch glänzend gelöst haben soll. Sehr frühzeitig that sie sich daneben mit ihrem hellen und klaren Stimmchen hervor; bei Schulprüfungen und ähnlichen Veranlassungen mußte sie ihr Licht leuchten lassen und mit Solo-Gesängen aufwarten. Das brachte ihr, nach ihren eigenen Auslassungen, viele Lobeserhebungen ein und, was ihr — unter uns gesagt, verehrte Leserinnen — viel lieber war, Zuckerdüten und andere anspornende Süßigkeiten. Ihre späteren Gesangsstudien leitete Frau Director Seydelmann, und noch in jugendlichstem Alter wagte sie den ersten Schritt auf die weltbedeutenden Bretter. Mitten in diesen ersten Bühnenversuchen wurde sie indessen hinterrücks von Gott Amor überfallen: sie heirathete, eigentlich noch als ein richtiger Backfisch, den Bassisten Baumann. Vorläufig war es nun mit allen Bühnenversuchen vorbei! Lange hielt sie es aber so nicht aus, denn sie hatte einmal „Blut geleckt" und sich vorgenommen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

eine große Sängerin zu werden. Dieses sich selbst gegebene Versprechen mußte doch eingelöst sein! Gar zu leicht sollte ihr das freilich nicht werden; manche bittere Enttäuschung mußte sie mit in den Kauf nehmen. So versicherte ihr der Leiter einer großen Hofbühne auf das allerbestimmteste, daß sie sich nur durchaus keine Hoffnung machen solle, einstens Lorbeeren auf der Bühne zu ernten, das könnte er ihr ganz genau sagen! Auf Verlangen hätte er es der jungen Sängerin wohl auch schriftlich gegeben. Ein Fall, der zeigt, wie wenig Verlaß zuweilen auf Aussprüche von Autoritäten ist.

Zunächst erhielt unsere Sängerin Engagement in Dortmund, wo sie sehr gefiel und an günstigen Anerbietungen von Directoren und Agenten keinen Mangel hatte. So wurde auch der verstorbene Commissionsrath Engel in Berlin, der bekannte Besitzer von Kroll's Etablissement, auf sie aufmerksam. Nun war die Sache gemacht, und man hatte wieder einmal Gelegenheit, die feine Spürnase des alten Engel zu bewundern. Der neue Stern der Kroll'schen Bühne zog mächtig, sodaß die Kunde von dem herrlichen Coloratur-Sopran auch zu Ohren des Directors Stägemann nach Leipzig drang. Director Stägemann besitzt nun ebenfalls ein außerordentliches Geschick und Glück im Erkennen und Beurtheilen junger Talente. Rasch entschlossen, sicherte er sich den neuentdeckten Schatz für seine Bühne, und wie richtig sein rasches Zugreifen gewesen, bewies der Erfolg. Frau Baumann entwickelte sich in Leipzig außerordentlich schnell zur vollendeten Künstlerin, namentlich zur Meisterin auf dem Gebiete des Coloratur-Gesanges. Außer sämmtlichen Coloratur-Partien sang und singt sie heute naive und dramatische Rollen mit großem Erfolg. Unser Bild zeigt die Künstlerin in der Rolle der Frau Fluth in Nicolai's Oper „Die lustigen Weiber von Windsor". Frau Baumann weiß diese lebenslustige Frau besonders prächtig zu verkörpern. Ihre stolze Figur, ihr liebenswürdiger Humor kommen ihr hier besonders zu statten.

Viel begehrt ist Frau Baumann ebenso als Konzertsängerin. Sie versteht in vollendeter Weise Konzertgesang von Bühnengesang zu trennen, und bei Wohlthätigkeits-Konzerten sichert sie den Veranstaltern durch ihre stets bereitwillige Mitwirkung immer ein volles Haus. Ueberhaupt hat ihre nie ermüdende Liebenswürdigkeit neben der zur Seele dringenden Stimme sie zum Liebling der Leipziger gemacht. Die Künstlerin, die inzwischen den Titel als herzoglich Coburg-Gothaische Kammersängerin erhielt, vergilt dafür Treue um Treue; wenn ihr Anerbietungen von anderer Seite gemacht wurden, worunter sich auch ein glänzender Antrag zu einer Tournée durch die Vereinigten Staaten befand, schlug sie alles aus und zog ihr liebes Klein-Paris vor, dem sie noch recht lange erhalten bleiben möge!

Nachdruck verboten.

Zigeunerleben und Zigeunerlieder.

Skizze von Franz Violet in Berlin.

Völker entstehen und vergehen; ihr Andenken wird durch die Kunde von ihren Thaten und ihren Leiden erhalten, oder es verschwindet gleich dem Wassertropfen im Weltmeere. Völker haben ein körperliches und ein Seelenleben, wie die Einzelwesen. Die Geschichte verzeichnet fast nur jenes, denn die Völker-Psychologie ist eine schwierige, tastende Wissenschaft neuesten Datums. Und doch ist das innere Leben der Völker oft anziehender als die Erforschung ihrer wechselnden Schicksale. Wir erkennen den unzerstörbaren Gottesfunken auch in den Abkömmlingen uns feindlicher Rassen; die Menschheit erscheint uns wieder wie eine große Familie, zu der auch die Ausgestoßenen, die „verlorenen Söhne", gehören. Nur die großen Züge allgemeiner Menschlichkeit verbinden diese mit den Kulturvölkern; aber die Naturmenschen bewahren solche Züge oft treuer als ihre civilisirten Brüder, gleichsam wie ihr einziges, unveräußerliches Erbtheil. Oder ist die gegenseitige Liebe zwischen Mutter und Kind kein Gegenstand unserer höchsten Bewunderung, selbst wenn sie die einzige Thatsache wäre, die wir von einem Volke zu berichten wüßten? Gerade sie macht uns einen Volksstamm werth, auf den man meist mit der tiefsten Verachtung und mit Abscheu hinabsieht. Die Zigeuner verdienen diese Verachtung gewiß; doch die Zigeunermütter sind oft Heldinnen, zu denen manche Salon-Dame nicht ohne das Gefühl der Beschämung aufblicken kann.

Seit dem Anfang des 15. Jahrhunderts durchzieht das dunkelfarbige, räthselhafte Volk heimatlos und unstät die Länder Europas. Alle Versuche, es seßhaft zu machen, sind an der unbezähmbaren Wanderlust der Zigeuner gescheitert. Alle Verfolgungen und Entbehrungen haben sie nicht ausrotten können; ihre Geschichte in dem Zeitraum von mehr als 450 Jahren ist eines der traurigsten Kapitel in der Leidensgeschichte der Menschheit, dessen aktenmäßige Belege in den Archiven von Rom und Venedig liegen. Die neuere Wissenschaft erst hat die indische Abstammung der Zigeuner erschlossen; sie sind spätgeborene Söhne der großen Völkerwanderungs-Epoche. Die einzige, bleibende Veränderung ihres Wesens brachte das ihnen aufgedrungene Christenthum hervor, aber es erwies sich auch nur als ein äußerer Firnis, der recht oft reißt und abspringt. Während in Mittel- und West-Europa ihr Auftreten nur in kleinen Banden zu beobachten ist, haben sie in dem Waldgebirge der Karpathen, in Ungarn und Siebenbürgen sich in größeren Massen erhalten. Dort ist unter dem Schutze der Romantik des Landes ihre Eigenart am reinsten gewahrt worden. Dort lebt ihre Volksseele sich in alter Ursprünglichkeit aus in Liedern, Märchen und Sagen.*)

Die siebenbürgischen Zeltzigeuner (Kortoráz) leben in einzelnen Trupps oder Sippschaften zusammen, die sich in vier Hauptstämme, unter je einem Oberhäuptling, einordnen, im übrigen aber völlig selbständig sind. Diese Selbständigkeit ist durch die räumliche Zersplitterung bedingt. Schon in der äußeren Einrichtung der Sippschaften spricht sich die wichtige Stellung aus, die die Frau einnimmt. Die Verwandtschaft wird in weiblicher Linie aufwärts gezählt. Der Mann gehört nach der Verheirathung zur Sippe der Frau und nimmt auch deren Namen an. Die Verwandten der weiblichen Linie werden als „süße Verwandtschaft" bezeichnet. Die Frauen verschwägerter Sippen nennen sich untereinander „Schwestern". Den Matronen ordnen sich alle Mitglieder der Gemeinschaft willig unter; trotz ihrer Häßlichkeit, trotz ihres häufigen Hanges zur Trunksucht genießen jene ein Ansehen, das an Tacitus' Urtheil über die germanischen Frauen erinnert, denen etwas „Heiliges und Seherisches" innewohne. In der That wäre der Zeltzigeuner hülflos ohne die liebende Pflege weiblicher Hände. Wie die Mutter für die Kleinen sorgt, so schafft die Frau dem Gatten einen eigenen Haushalt; sie bringt ihm zu, was er zur Ausübung seines Berufs als Handwerker, Kesselschmied oder Musiker bedarf; sie allein befriedigt seine bescheidenen Wünsche in Bezug auf einen gewissen Comfort. Um der Frau willen giebt der Zigeuner alle übrigen verwandtschaftlichen Bande preis. „Die Mutter war Deine Mutter; das Weib war und ist Dein Weib", heißt es im Sprichwort. Mit dem Tode der Gattin zerreißt der Zusammenhang mit deren Sippe; es heißt: „Neues Weib, neue Sippe." Selbst die überlebenden Kinder werden den Verwandten der Mutter überlassen, denn eine zweite Ehe in derselben Sippe zu schließen, ist nicht erlaubt. Für den Begriff der „bösen Stiefmutter", der im deutschen Volksmärchen eine so große Rolle spielt, ist in den Sagen der Zeltzigeuner kein Raum.

Unter den Hausthieren wird das Zigeunerkind geboren; mit diesen theilt es nicht allein das Lager, sondern oft genug auch die Speise. Schweine, Hunde und Pferde sind seine Spielkameraden.

„Als die Mutter mich geboren,
Hat sich niemand um mich geschoren;
In dem Gras bin ich gelegen,
Und getauft hat mich der Regen."

Mag auch der Vater dem Neugeborenen seine Anerkennung versagen, indem er es nicht vom Boden aufhebt und seinen Hals mit einem rothen Faden schmückt, die Mutter versäumt keine Pflicht. Wie sie äußerlich das zappelnde, kleine Wesen durch allerlei Zaubermittel gegen Unheil zu schützen sucht, seinen Körper durch Einreiben mit Hasen- oder Gänsefett „fest" macht, ihm Muscheln und Kräutersäckchen als Amulette umhängt, so beschleunigt sie die Taufe, damit nicht ein plötzlicher Tod den kleinen Heiden in einen bösen Vampyr verwandle; so trägt sie bei aller Arbeit stets das Kind auf dem Rücken oder singt es mit sanften Wiegenliedern in den Schlummer:

„Vöglein Du, in meinem Zelt,
Du mein Liebstes auf der Welt!
Schlaf', mein Blümchen, schlaf' in Ruh',
Meines Herzens Lerche Du!

Hab' bei Dir schon manche Nacht
Bis zum Morgen treu gewacht!
Wach' auch jetzt bei Dir, mein Stern,
Dich allein hab' stets ich gern!"

Besonders glücklich ist diejenige Mutter, deren Kind unter günstigen Vorzeichen geboren ist. Als solches gilt z. B. der Glaube, daß das Ende eines Regenbogens über das Neugeborene fortgezogen sei; das geschieht nur bei Glückskindern!

Gegen Verweichlichung bleibt das Zigeunerkind auch von Seiten der Mutter geschützt; ohne körperliche Hülle, fast nackt wächst es auf, und es ist geradezu wunderbar, wie sich dabei so häufig Schönheit des Leibes entwickelt. Namentlich finden sich unter den Zigeunerinnen in der Jugend Gestalten von fremdartigem, fast berückendem Zauber, den die leidenschaftlichen, von langen Wimpern umrahmten Augen, die zarte, durchsichtige Hautfarbe, die edle Haltung hervorrufen. Schon der letztgenannte Umstand allein beweist, daß wir es mit einem rassenreinen arischen Volke zu thun haben.

Während die schnell heranreifenden Mädchen im Zelt ganz unter der Obhut der Mutter bleiben, von ihr in den sogenannten brodlosen Künsten, die aber oft genug das Brod allein herbeischaffen müssen, im Kartenschlagen, Wahrsagen aus der Hand und in allerlei Formelkram zur Besprechung von Krankheiten, unterrichtet werden, bleiben die Knaben sich frühzeitig selbst überlassen. In völliger Sorglosigkeit wachsen sie auf; ihr einziges Bedürfniß ist die Stillung des Hungers, und dafür sorgt die Mutter durch heimlich gereichte Bissen. Sonst muß der Diebstahl helfen. Da der Zigeunerknabe, sobald er kräftig genug ist, aus dem elterlichen Zelt hinausgeworfen wird, ist seine Lagerstätte bei den Thieren des Haushaltes. Traurig genug geht es ihm dann oft, zumal im Winter.

Zwei Vorstellungen haften jetzt allein in seiner Seele und bleiben die Leitsterne für sein ferneres Handeln: die Erinnerung an die genossene Mutterliebe und der Wunsch, sich durch die Heirath ein eigenes Heim zu schaffen. Nur zu diesem Zwecke wird gespart, damit bald das nöthige Geld für die Brautgeschenke da ist, denn mit der Ehe gewinnt der Heimatlose ein eigenes Zelt. Darum jubelt er:

„Kalt die Winterwinde blasen,
Durch die Nacht sie tosen, rasen;
Glücklich, wer an Herdesgluth
Sanft in Liebesarmen ruht!

Winterwind, blas' immer zu,
Bald find' ich auch Rast und Ruh';
Meine Hochzeit wird bald sein, —
Nenn' ein Zelt, ein Weib dann mein!"

Glücklicher Weise begegnen sich in diesem Punkte die Wünsche beider Geschlechter. So niedrig sonst auch die gesellschaftliche Stellung der Zigeunerfrau ist, so viel Arbeit, Noth, Elend und körperliche Mißhandlung ihrer in der Ehe wartet, ihr einziges Streben ist doch darauf gerichtet, Gattin und Mutter zu werden. Heirath und Liebe sind dem Zigeuner zwei zusammengehörige Begriffe. Sein Sprichwort sagt: „Eine Geige ohne Saiten ist eine Wirthschaft ohne Weib"; und: „Die Kinder sind der Sauerteig der Ehe."

Mit dem Frühling beginnt für die jungen Leute eine Zeit seligen Liebesglücks. Neben lustigem Getändel kommen auch Auftritte gegenseitiger Erbitterung und Eifersucht vor; abwechselnd Klagen über Untreue und Flehen um Erhörung. Wildes, leidenschaftliches Geigenspiel und sehnsüchtige Lieder begleiten alle Ereignisse. Manche dieser Dichtungen lassen sich unseren mittelhochdeutschen sogenannten „Tageliedern" würdig an die Seite stellen; andere zeichnen sich durch Zartheit und Innigkeit der Empfindung aus.

Mit allerlei Liebeszauber sucht man die gegenseitige Treue fest zu bannen, und wenn es gelingt, ist keiner glücklicher als der Zigeuner. Er ißt wo möglich ein Stückchen vom Nagel des linken Mittelfingers der Geliebten, ohne daß sie es erfährt, oder sie selbst bereitet ihm den Liebeskuchen, der ihn beseligt:

„Wohl kein Weib backt solches Brot,
Wie mein süßes Lieb es bot,
In dem Wald, beim Festgelag',
Mir am Sanct Georgi-Tag.

Knetet Blumen von der Au
In den Teig und frischen Thau,
Backt hinein die Liebe groß, —
Sklav' wird ihr, der es genoß."

In Saus und Braus, mit tagelangen Trinkgelagen wird das Hochzeitsfest gefeiert, und es beginnt zunächst eine, leider meist sehr kurze Zeit ehelichen Glücks. Bald stellen sich die Sorgen um den Lebensunterhalt ein, und mit diesen Zwiste, die bald in Thätlichkeiten ausarten. Die Trunksucht trägt das Ihrige dazu bei. Gewöhnlich hilft aber dem Zigeuner sein fröhlicher Humor über den Aerger fort, und die Frau ist es gewohnt, eine nicht allzu reichliche Tracht Prügel als das „Salz der Ehe" hinzunehmen. Ernster wird das Zerwürfniß nur, wenn fremde Elemente sich zwischen die Ehegatten drängen. Im allgemeinen aber halten die Gatten in rührender Liebe zu einander; diese Liebe findet ihren Ausdruck in den ergreifenden Todtenklagen. So jammert die Frau an der Leiche des Gatten: „Die Leute fragen mich, warum ich weine. Die Winde fragen mich, warum ich klage. Die Vöglein fragen mich, warum ich jammere. Und allen sage ich: Mein Baum ist verwelkt, mein Zelt ist geleert, und mein Herz ist traurig, denn ich bin ein verlassenes Weib! — Und sie fragen mich: Warum bist Du verlassen? Warum ist leer Dein Zelt? Warum traurig Dein Herz? Warum verwelkt Dein Baum? Und allen sage ich: Mein Zelt und mein Herz und mein Baum ist mein Mann, und der ist gestorben und ging von dannen, und kommt nimmer wieder her! — Dann weinen die Leute, dann klagen die Winde, dann jammern die Vöglein! Doch mein Weinen, mein Klagen und Jammern ist größer als das aller Leute, Winde und Vöglein! — Ein welkes Blatt lieg' ich auf dem Wege; der Schmutz fällt auf mich, der Regen wäscht mich, und es peitscht mich der Wind! Doch niemand beschützt mich, denn Du, meine Seele, hast mich verlassen!" —

Doch selbst für dieses große, tiefe Leid findet die Zigeunerfrau einen Trost, wenn sie Mutter ist. Nur die Kinderlose wird allgemein bedauert; nur sie ist ganz elend. Die Mutter weiß, wem sie jetzt ihre einzige Liebe zuzuwenden hat; sie weiß auch, daß diese nicht verloren ist, denn selbst in reiferen Lebensjahren gedenken die Kinder der Eltern in pietätvoller Gesinnung. Es ist ein Ausnahmefall, wenn der Sohn über der neuen Liebe die Mutter vergißt. Oft liegt auch keine böse Absicht des Sohnes vor, sondern ihn trieb nur die Noth und der wüthende Kampf um sein elendes Dasein von der Mutter fort; dann begleiten ihn ihre Segenswünsche und ihre Sorgen:

„Im Gebirg verstrich die Zeit
Meinem Knaben ohne Leid!
Doch jetzt gleicht er einem Blatt,
Das der Sturm ergriffen hat!

Auf die Mutter hört er nicht,
Folgt nur dem, was Liebchen spricht.
Wissen möcht' ich dies allein:
Liebt er noch sein Mütterlein?"

Von dem Tode der Mutter wird natürlich am meisten die zurückbleibende, unversorgte Tochter betroffen; darum äußert sie auch ihren Schmerz am ergreifendsten. Ein Lied dieser Art mag hier noch Platz finden:

„Wo begraben liegt mein Mütterlein,
Steh' ich Arme, einsam und allein!
Hier auch meines Vielgeliebten Grab ich seh',
Hoch bedeckt von starrend Eis und frost'gem Schnee!

Und ich Arme hab' mich schmerzbewegt
Auf die beiden Gräber hingelegt!
Die Du keine Mutter, keinen Liebsten hast,
Halte unten, tief im Grabe, süße Rast!"

Wenn wir diese kunstlosen, aber unbestreitbar tief empfundenen Lieder vernehmen und sie mit dem sonstigen Kultur-Standpunkte der Zeltzigeuner vergleichen, so haben wir allen Grund, nicht über die Innigkeit ihres Gefühlslebens vorschnell abzuurtheilen. Man hat die Zigeunerinnen mit Recht „die Mütter des Elends" genannt; aber wie viel beneidenswerther sind sie in ihrer grenzenlosen Liebe zu ihren Kindern, als oft die Frauen mancher Kulturvölker! Wie viel glücklicher sind sie durch den lebenslänglichen Lohn, den sie für diese Liebe von ihren Kindern empfangen! „Was ist das Weichste auf der Welt? — Mutterschoß! — Was ist das Süßeste weit und breit? — Mutterbrust! — Was ist das Weheste auf der Erde? — Muttergrab!" sagt ein zigeunerisches Sprichwort. Die wunderschöne blaue Blume, die „Blume des Glücks", die den Mann in allen Fährlichkeiten beschirmt, die ihn segnet und reich macht, die ihm selbst die Todesstunde erleichtert, sie muß, nach dem zigeunerischen Märchen, um Mitternacht auf dem Grabe der Mutter gepflückt werden. Dort allein wächst und blüht sie, die Blume der Mutterliebe!

*) Dr. H. v. Wlislocki hat sie, in zehnjährigem Zusammenleben mit den Zigeunern Siebenbürgens, genauer erforscht. Die mitgetheilten Proben von Volksliedern sind seinem Buche: „Vom wandernden Zigeunervolke" (Hamburg, Verlagsanstalt und Druckerei, A.-G. 1890) entnommen.

Nachdruck verboten.

Maximiliane Gräfin von Oriola, geb. von Arnim.

Eine Jugend-Erinnerung von Marie von Olfers in Berlin.

Siehe das Portrait Seite 32.

Am 3. Januar dieses Jahres wurde in Berlin Maximiliane Gräfin von Oriola, die älteste, 1818 geborene Tochter Bettina von Arnim's, zu Grabe getragen. Der Schnee fiel in dichten Flocken, und sie war doch eine Frühlingsblume. „Präsident Maiblümchen" hieß sie in unserm von ihr so geliebten Dichterverein, der den für die damalige Zeit charakteristischen Namen „Kaffeter" führte. Dieser Verein zählte berühmte Namen unter seinen Mitarbeitern: Andersen, Grimm, Geibel, — ich will nicht mit allen prahlen, es würde zu weit führen.

Eine kleine goldene Kaffeetasse war der Orden, Kaffee der Trunk, und doch waren wir keine „Kaffeeschwestern": wir lebten in ganz anderen Regionen, — wir dichteten, musicirten, illustrirten. — Man kam bald bei diesem, bald bei jenem Mitgliede

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zusammen. Jeder sollte etwas mitbringen, Geschriebenes oder Gezeichnetes. Auch wurde vorgelesen. Um seinen Beifall kund zu geben, bekam man eine Pfeife; für Mißfallens-Aeußerungen eine Knarre. So entstanden eine Menge lustiger Jahrgänge unserer Werke mit den amüsantesten Protokollen. Präsident Maiblümchen aber führte das Scepter unter fortwährendem, allseitigem Beifall. Nie trübte auch nur das geringste Mißverständniß ihr gerechtes, weises, lustiges, gütiges Regieren. Was sie schrieb, ward immer anerkannt und bejubelt; meist waren es Erzählungen aus der Familie, immer voller Grazie und Tact, voll von übersprudelndem Humor, durch den sich der Getroffene nie beleidigt fühlte, so viel wir auch lachten. — Wo sie hinkam, sproßte und blühte alles; sie hatte die schöpferische Gabe, aus dem vertrocknetsten Eckchen neues Leben hervorzuzaubern. Jung und Alt, Klug und Einfältig, jeder lag in ihrem Banne, wenn sie das, bis zuletzt wunderbare Licht ihrer schönen, braunen Augen auf ihn richtete.

Daß ihr der Glanz der Welt zufiel wie etwas Selbstverständliches, machte sie weder hochmüthig noch übermüthig; sie blieb sich und ihren Freunden getreu, wo sie auch stand. Nähe und Ferne beglückte ihre feine poetische Seele, fand in Wort und Schrift immer das Rechte. Wenn einmal etwas von ihren Briefen hinausklingt, wird sogar der Fremde fühlen, welch' eine Grazie der Liebe daraus quillt, ein echter Jungbrunnen, in dem jeder sein Herz vom Staube dieser Zeit reinigen kann.

Sie kam mir immer jung vor; erst jetzt sehe ich, daß sie ein ganzes Stück älter war als wir, ihre Gefährtinnen. Unsere schönsten Jugendjahre verlebten wir miteinander. Zuerst in der sogenannten großen Welt; aber wie klein war die damals! Zu unserm Glück; denn man stand mitten darin und fühlte sich als Individualität. In der Masse muß diese verloren gehen, ebenso wie die Unschuld, mit der wir uns an Meisterwerke heranwagten: Shakespeare, Schiller, — wir scheuten vor keinem zurück.

Wie groß war diese kleine Welt an Pracht, an edelstem Vergnügen! Musik, Malerei, Tanz standen als geliebte, nicht nur geduldete Künste in ihrem Dienst.

Unsere Spiele durften sich bis an die Stufen des Thrones wagen; ebenso stiegen die Hohen zu uns herab und ließen sich unsere Begeisterung gern gefallen.

Frau Bettina half uns beim Malen der Decorationen, war immer voll origineller Ideen, die sie auf merkwürdig einfache, praktische Weise verwirklichte. Damals wurden die ersten Papierblumen zur Ausschmückung gemacht, die jetzt ganz Berlin überschwemmen. Im Sommer gab es Landpartien, Lustfahrten, manche nach Tegel; — man tanzte im Grünen, spielte Kinderspiele.

Märchenhaft erscheint einem jetzt vieles davon. Zum Beispiel eine Fahrt nach Treptow, an der Kaiser Wilhelm als Prinz von Preußen theilnahm und uns alle zum selben Abend zu einem Tanz im Palais einlud.

Derlei kann jetzt nicht mehr geschehen. Die Welt ist zu wirklich! In der „Cantiansstraße" waren wir Freundinnen eine Zeitlang Nachbarn. Auch ein verschollener Name! Die Museen verdrängten uns; aber darüber kann sich der, der die Kunst liebt, nur freuen. Damals räumte uns Bettina ein Zimmer zum Atelier ein. Maximiliane, oder „Max", hatte ein großes Talent für Landschaft; Professor Schirmer war ihr Lehrer. Es existiren viele Bilder und reizende Zeichnungen von ihr. Solange es irgend ihre gelähmten Hände erlaubten, zeichnete sie auch noch später.

Ab und zu suchte uns Frau Bettina mit grausamer Kritik heim, nannte unsere Felsen „Klöße" und unsere Engel „mißrathene Sterbliche"; aber ob sie auch oft kein gutes Haar an uns ließ, ihr Besuch war immer anspornend, erfrischend, ein reinigender, befruchtender Strom, nicht eine Sturmfluth, die alles mit hinwegspült. Wir hingen ihr enthusiastisch an.

Uebrigens amüsirten wir uns nicht nur mit der Kunst, sondern auch mit der Wissenschaft; und da es damals noch keine Lyceen gab, trugen wir uns selbst Geschichte vor. — Die anderen arbeiteten oder zeichneten. Ich habe noch ein allerliebstes Blättchen von der „Max", auf dem unten historische Daten verzeichnet sind.

Es war eine Zeit voll Frohsinn und doch nicht oberflächlich. Dann kamen schwere Jahre nebst längerer Trennung. Es fiel ein Schatten auf ihren Lebensweg, der sie auch körperlich erkranken ließ. Sie entfloh vor ihm, mit lieben Verwandten nach dem sonnigen Italien.

Das Tagebuch, das sie dort führte, ist voll der lieblichsten Schwermuth, Tiefe und Schalkhaftigkeit; diese letztere war eine der erfrischendsten Beigaben ihrer sonst eher melancholischen Natur, wegen derer wir sie mitunter „unseren Mondschein" nannten.

Dann begann ein neues Leben für sie. Sie verheirathete sich im Juni 1853 mit dem Grafen Eduard Oriola, einem der edelsten, ritterlichsten Erscheinungen jener Zeit, sowohl nach außen, wie nach innen. Wir fuhren zur Hochzeit, die auf dem Arnim'schen Gut Wiepersdorf, im sogenannten „blauen Ländchen," gefeiert wurde.

Bei herrlichem Sommerwetter, eine fröhliche junge Gesellschaft! Es gab zwei Trauungen, eine im Hause, eine in der hübschen kleinen Kirche, zu der der Hochzeitszug durch den blühenden Garten ging.

Graf Oriola, der 1862 in Breslau als Generallieutenant starb, stand längere Zeit am Rhein. Wir besuchten unsere „Max" dort und fanden ihr Haus, wie wir es für sie geträumt und gewünscht, erfüllt von neuen und alten Freunden. Sie hatte wieder ihren Zauberkreis um sich gezogen.

Uns schrieb sie fleißig Briefe; Moment-Photographien waren es, lebendig, augenblicklich wie sie selbst; man sah ihr in Haus und Herz.

Fast alle Jahr gab's Taufen.

Einen liebevolleren Vater, eine liebere Mutter hat wohl kein Kind auf Erden gehabt! Die Mutter hing an jedem einzelnen, lebte jedem seiner Eigenthümlichkeit nach.

In dies wundervolle Familienleben griff der Tod grausam ein. Wir glaubten, sie würde sich nie wieder aufrichten. Nicht der Liebe der Kinder und der Freunde gelang dies; an den schweren Zeiten, an den Leiden anderer, denen sie Trost und Hülfe brachte, lebte sie wieder auf. Es waren die Kriegsjahre! Durch ihre gütigen Hände erstarkte manches junge Dasein; sie gewann es dem Tode ab und sich für alle Zeit die treuesten Freunde, — Söhne, wie sie sich mit Recht nannten. Mit diesen zog auch wieder Frohsinn in ihr Haus. Von neuem begannen in Berlin unsere lustigen Spiele; diesmal mit den Kindern, für die wir Komödien schrieben. Es war eine herzige Gesellschaft voller Gaben und Schönheit. Manchem wird sie noch in später Zeit erscheinen in ihrem hellen, unschuldigen Licht, und Maximiliane als Stern darüber, die Liebenswürdigste, die Klügste, die Gütigste!

Ich kann ja hier nicht annähernd ein Bild geben von dem, was sie der Welt, was sie uns allen war. Das müssen einmal ihre Briefe und Tagebücher thun. Fünfzehn Jahre ist sie krank gewesen und doch bis zum letzten Augenblicke voll von Geist und Gemüthsleben! Für alle, die ihr nahten, stand ihre Seele offen, die immer das Ideal, die blaue Blume, suchte, gleich den Seelen ihrer edeln Vorfahren.

Als ich ihr liebes Antlitz im Tode sah und den Strauß Maiblumen in ihren Händen, da wußte ich es: Sie hat das Ideal gefunden! Ein neuer Lenz ist angebrochen für unsere heißgeliebte Frühlingsblume!

Maximiliane Gräfin von Oriola
geb. von Arnim.

Jugend-Portrait nach einer Zeichnung von Marie von Olfers in Berlin. — Siehe Seite 31.

Nachdruck verboten.

Die Nachfolger der Pharaonen.

Zu dem Bilde von G. Wertheimer in Paris. — Siehe Seite 28.

Der Künstler führt uns hier ein außerordentlich packendes Motiv vor. Wir sehen die Ruinen eines uralten, egyptischen Tempels, der von Palmen umgeben an jetzt verlassener Stätte liegt. Das bleiche Mondlicht übergießt das Gemäuer mit weißfahlem Licht; es glitzert auf der stillen Fläche eines ehemals heiligen Gewässers. Wir können uns vorstellen, wie die schweigende Ruhe dieser erhabenen Einsamkeit plötzlich durch ein markerschütterndes Gebrüll unterbrochen wird, das wie rollender Donner rings in der Wüste verklingt. Ein langgestreckter geschmeidiger Körper mit mächtigem Kopfe schreitet vorsichtig heran, auf den Tempel zu. Der König der Thiere ist es, der seinen nachschleichenden Gefährtinnen das Zeichen giebt, daß alles sicher sei, daß er ringsum den Ueberwinder des Thieres, den Menschen, nicht wittere. Und dann geht er auf leisen Tatzen durch die Vorhalle, über die Stufen und zum Wasser, das bereits von der ersten durstigen Zunge in Bewegung gesetzt, in zitternden, leuchtenden Halbkreisen zu fliehen scheint. — Der Mensch der Ueberwinder, — aber das Menschengeschlecht der überwundene Theil! Die Pharaonen sanken seit Jahrtausenden dahin, aber die Natur herrscht fort! Sie verleiht dem Könige der Thiere die Gewalt, die sie den Königen der Menschen genommen. Die Vergänglichkeit alles menschlichen Könnens und Wollens, die Ewigkeit der Natur, — das ist, was uns der Maler in seinen „Nachfolger der Pharaonen" zeigt. R.

Nachdruck verboten.

Des Faschings Ende.

Zu dem Bilde von Karl Rickelt in München.
Siehe Seite 29.

Nun ist das letzte Kreuzerlein
Verraucht in Faschingswonne;
Schon sehe ich den trüben Schein
Der Aschermittwochs-Sonne.

Komm' „Schnipp", mein treuester Kumpan,
Heb' flugs ein Wehmuthsfingen
Ob Deines Herren Elend an,
Das soll gen Himmel dringen!

Doch Elend? Pah! Wenn's Glück verrann,
Muß man die Zeit begreifen;
Auf das, was man nicht halten kann,
Soll man mit Grazie pfeifen!

Johannes Wilda.

Nachdruck verboten.

Erinnerung.

Von Felix von Stenglin in Berlin.

Wir standen am Fenster, mein alter Freund und ich. Soeben hatten wir zusammen gespeist, — recht gut, erst Suppe, dann Lachs, darauf Fasan mit allerhand leckeren Früchten. Dazu hatten wir von seinem vorzüglichen Rheinwein getrunken. Als alter Junggeselle in einer Stellung mit gutem Einkommen, liebte er heitere Mahlzeiten und eine schmackhafte Kost.

Nun sahen wir über die weite Fläche des Parks, wo alles in der Blüthenpracht des Frühlings stand. Er zeigte mir einige Aquarelle, die er früher, vor langen, langen Jahren gefertigt hatte, und die Zeugniß gaben von einer sehr bedeutenden Begabung für die Kunst.

Die Erinnerung nahm ihn gefangen. „Ja," sagte er, „das da, — das malte ich an einem wunderschönen Tage, — wunderschön und doch wieder sehr traurig, wie man's nehmen will. Ich suchte mich damals durch Zeichenunterricht zu ernähren; — wie man so ist als junger Mensch; da denkt man, die Welt zu stürmen, und muß nachher erkennen, daß man gar nichts ist, gar nichts kann! — — Also, ich gab auch damals auf einem Gute Unterricht, sechs Wochen lang. Ich war empfohlen durch meinen Lehrer und sollte freien Aufenthalt für die Stunden erhalten. Na, da hab' ich nun eine herrliche Zeit durchlebt. Der Gutsbesitzer war ein sehr jovialer Mann und wohl ein guter Landwirth; von der Kunst aber, schien mir, verstand er nicht viel, und er bekümmerte sich denn auch herzlich wenig um das, was wir trieben, — nämlich seine beiden Töchter, meine Schülerinnen, und ich. Die Mutter war todt, und die Wirthschafterin, die sonst die Mädchen behütete, konnte immer nicht lange abkommen; so gingen wir denn jeden Tag allein hinaus und studirten; — na, und wenn man jung ist, — — Sie können Sich wohl denken, daß es sehr lustig war."

Mein alter Freund legte das Blatt hin und blickte hinaus. „Welche mir eigentlich am besten gefiel, die dunklere oder die blonde, weiß ich nicht. Jedenfalls bauten wir große Luftschlösser, in denen ich immer als ruhmgekrönter Künstler figurirte; und daß dann irgend eine Prinzessin kam, die mir zur Gemahlin beschieden war, — das gehörte immer dazu. Ich dachte mir bald die eine, bald die andere darunter. Und was die sich eigentlich gedacht haben, weiß ich nicht recht; ich weiß nur, daß sie mich sehr verwöhnten und mir viel von meinem Talent vorerzählten, — und das zu hören, ist natürlich einem jungen Menschen sehr angenehm. Ich glaubte es wohl selbst und wollte in Gedanken alle Entbehrungen ertragen, um das Ziel zu erreichen .... Und dies Bild da, das malte ich am letzten Tage, draußen im Freien, und die beiden Mädchen sahen mir zu."

„Wie lange ist das her?"

„Das? Nun, — gerade vierzig Jahre ..."

„Und Sie haben die Mädchen nie wiedergesehen?"

„Nein," sagte er, „das verbot sich von selbst. Ich sagte bald der Kunst, die mich nicht ernährte, Lebewohl und wurde auf Verwendung eines Freundes meines Vaters, der es sehr gut mit mir meinte, Beamter. Die Familie wünschte es."

Vierzig Jahre! — Da war er tagein, tagaus den Weg ins Bureau gegangen, hatte öde Zahlen geschrieben und gleichgültige Berichte verfaßt. — Vierzig Jahre! — Damals stand er am Scheidewege. Auf der einen Seite die geliebte Kunst, das ideale Streben, die Hoffnung auf Ruhm und Reichthum, dazu auf ein liebenswerthes Mädchenherz, — einstweilen allerdings Entbehrungen und Kämpfe; auf der anderen Seite die sogenannte „sichere Lebensstellung", aber Preisgeben der Kunst, Eintauchen in das ewige Einerlei des „Berufs!"

„Mochten Sie denn nicht in Ihren Freistunden noch malen?"

„Ach, wissen Sie, wenn ich aus dem Bureau kam und gegessen hatte, — da fehlte mir die Lust. Ich hatte mir außerdem das Schlafen nach Tisch angewöhnt, weil meine einförmige Thätigkeit sehr abspannend war, und wenn ich aufwachte, war es dunkel. Morgens aber schlief ich lange, da der Kreis der Collegen im Stamm-Local meist bis nach Mitternacht beisammen blieb, und da wollte man sich doch nicht ausschließen."

„Und haben Sie die Kunst nicht entbehrt?"

„Zuerst wohl, aber das verwächst sich."

Das verwächst sich! Ich sah ihn mitleidig an und blickte dann nochmals auf seine Skizzen. Welch ein Können stak darin, welch' eine Beobachtung und welch' künstlerisches Gefühl! War das derselbe Mensch?

„Kommen Sie," sagte mein Freund, als ich noch so nachdachte, „hier ist der Kaffee, ich lechzte schon danach; und da echt Danziger Goldwasser, letzte Sendung. Nein, sehen Sie, ich hätte es doch schwer zu etwas bringen können; die Kunst geht nach Brod, so hat man doch sein Auskommen. Nehmen Sie! Bin neugierig, wie es Ihnen schmeckt."

Ich hob das Glas. „Auf die Braune oder auf die Blonde?" Er wehrte ab. „Lassen Sie nur; das waren kindische Ideen! Es war anmaßend, mich zu den Mädchen zu erheben, die aus so wohlhabender und angesehener Familie waren; der Mensch soll nie zu hoch streben, und man muß zufrieden sein, wie das Leben uns lenkt. Also prosit! — na: meinetwegen: die Braune und die Blonde! Dann will ich aber die Dinger, die Skizzen da, wegschließen. Prosit! — Frau Lamm, wie ist es mit dem Hummer-Salat heut' Abend? Alles besorgt? Das ist schön. Passen Sie auf, wie ausgezeichnet Frau Lamm den Hummer-Salat zu machen versteht! Sie essen ihn ja auch gern, nicht wahr? Ich leidenschaftlich. Noch einen Danziger? Nehmen Sie doch! Prosit! Es lebe der Hummer-Salat! Nicht wahr? Das ist 'was! Prosit!"

Redactions-Post

Antworten.

Abonnentin in Sch. — Felix Dahn ist Professor an der Breslauer Universität. — B. Heimburg heißt Bertha Behrens und wohnt in Niederlößnitz bei Dresden.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamerstraße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

10. Februar 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 4.

Lily von Gizycki.
Nach einer Photographie von Alb. Grundner, Berlin.

Eine Führerin der deutschen Frauenbewegung.

Obenstehendes Bild zeigt die geistvolle Gattin des Professors der Ethik an der Berliner Universität von Gizycki, welche am 2. December 1894 in den dichtgefüllten Räumen des Konzerthauses einen mit großem Beifall aufgenommenen Vortrag über „die Bürgerpflicht der Frau" hielt.

Lily von Gizycki, geb. von Kretschmann, wurde am 2. Juli 1865 zu Halberstadt geboren. Ihre Großmutter war die Baronin von Gustedt, geb. Gräfin Pappenheim, deren Lebenserinnerungen von der Enkelin 1892 herausgegeben wurden.

Diese Großmutter, ein Liebling Goethes, hat auf die geistige Entwickelung ihrer Enkelin den größten Einfluß geübt; durch sie lernte sie Welt und Menschen kennen vom Kaiserthron bis zum Arbeiterhause, und Geist und Herz bewahrten und verarbeiteten die empfangenen Eindrücke. Der bekannte Herausgeber des Goethe-Jahrbuches Professor Ludwig Geiger forderte sie auf, eine Erinnerung an die Großmutter für dieses Jahrbuch zu schreiben. Auch für die Westermann'schen Monatshefte, für Nord und Süd und für die deutsche Rundschau verfaßte sie Erinnerungen aus der Goethe-Zeit, wofür sie in Weimar in den Archiven ihre Studien machte. Im Jahre 1892 erschienen, herausgegeben und durch eine biographische Skizze eingeleitet von Lily von Kretschmann die „Erinnerungen der Baronin von Gustedt"; diese geben nicht nur einen interessanten Einblick in das geistige Leben am Weimarer Hofe, an welchem sie Hofdame der geistvollen Großherzogin Maria Paulowna war, sondern zeigen auch, wie die edle Frau als Gutsherrin für das Wohl ihrer Unterthanen, besonders der Kinder sorgte, und dadurch der Kaiserin Augusta, ihrer ehemaligen Gespielin und Freundin bis an's Lebensende, zu manchen ihrer Wohlfahrts-Einrichtungen den Weg wies.

Unmittelbar aus dem Weimarer Studium hervorgegangen ist das Charakterbild: „Eine weimarische Fürstentochter", zu dem der verstorbene Erbgroßherzog der Herausgeberin die Daten gab. Hieran schlossen sich die im Jahre 1894 erschienenen Erzählungen: „Deutsche Fürstinnen".

Eine wichtige Epoche in dem Leben Lily von Kretschmanns bildete die Bekanntschaft mit dem Professor der Ethik von Gizycki. Mit ihm begründete sie die deutsche Gesellschaft für ethische Kultur und gab als Mitredacteurin und rege Mitarbeiterin die Wochenschrift „Ethische Kultur" heraus. Sein Einfluß lenkte ihren Geist mehr und mehr dem Studium der Gegenwart, besonders der Frauenfrage im weitesten Sinne, zu; ihm verdankt sie ihr reiches Wissen auf diesem Gebiete. Im Juli 1893 wurde sie seine glückliche Gattin.

Der im Eingang erwähnte Vortrag: „Die Bürgerpflicht der Frau" hat das Interesse für diese bedeutende Frau und ihr Streben in die weitesten Kreise getragen. In Dresden und Breslau hat sie den Vortrag mit gleichem Erfolge wiederholt. Einen weiteren Schritt vorwärts that sie, indem sie mit die Anregung zu der bekannten Petition an den Reichstag gab, deren Erfolg freilich abzuwarten bleibt.

Marie Raschke.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Sechs weibliche „Hospitanten" studiren im gegenwärtigen Winterhalbjahr an der hiesigen Universität. Den Damen ist vom Minister die Genehmigung ertheilt worden, die Vorlesungen der Professoren zu besuchen; sie hören u. a. bei dem Mathematiker Fuchs, den Literarhistorikern Erich Schmidt und Ludwig Geiger und dem Botaniker Schwendener, sowie bei dem Sprachphilosophen Steinthal Colleg.

— Der Verein „Frauenheim" zu Berlin legt seinen, befriedigende Aufschlüsse über die finanzielle und sonstige Lage des Unternehmens gebenden „Bericht für das Jahr 1894" vor. Der Zweck des Vereins, dessen Vorsitzender Commerzienrath F. Kühnemann, Berlin, Gartenstraße 21, ist, besteht darin, achtbaren alleinstehenden Frauen gegen mäßiges Entgelt eine dauernde, ihrer gesellschaftlichen Stellung entsprechende Wohnstätte, sowie auf Wunsch Verpflegung zu gewähren. Zu dem Zwecke hat der Verein in dem Vororte Groß-Lichterfelde bei Berlin bereits zwei, gegenwärtig von zusammen 26 Damen bewohnte Häuser erbaut.

Breslau. — Zu seinem achtzigsten Geburtstage wollen die schlesischen Frauen und Jungfrauen dem Fürsten Bismarck eine kostbare Adresse und, als Erzeugniß des schlesischen Kunstgewerbes, einen Teppich überreichen, der in der Knüpfschule des Vaterländischen Frauenvereins zu Neustadt O./S. angefertigt werden soll.

Leipzig. — Ein internationales Damen-Preisradfahren wird der Vorstand des sächsischen Radfahrer-Bundes am 19. März 1895 in der Alberthalle des Krystall-Palastes zu Leipzig gelegentlich des Weltmeisterschafts-Kampfes veranstalten. Zulässig bei demselben sind alle Arten Niederräder; die Uebungen sind selbst zu wählen und hinter einander in einer Fahrdauer von längstens acht Minuten auszuführen.

Wien. — Mit ganz besonderem Glanze pflegt Prinz Carneval in der Kaiserstadt an der Donau das Scepter zu führen; nicht oft aber mag man in Wien tanzfroher und tanzeifriger gewesen sein, als im gegenwärtigen Winter. Etliche Einzelheiten über die Bälle des heurigen Faschings mögen hier folgen. Einen hübschen Einfall verwirklichte der Verein „Wiener Frauenheim", indem er die Propaganda für seinen Ball einem Comité von siebenzig jungen Damen aus der Wiener Gesellschaft übertrug, die monatelang in eifrigster Weise für ihre Zwecke thätig waren. Wie der „Frauenheim-Ball" war auch der, ihm um wenige Tage vorangegangene „Universitäts-Ball" glänzend besucht. Zeitlich sehr nahe standen sich in diesem Jahre die beiden größten Repräsentations-Bälle der österreichischen Residenz: der Ball der Stadt Wien und der Hofball. Die letztere Festlichkeit gewann einen besonderen Reiz noch dadurch, daß auf ihr die jugendliche, reizende Erzherzogin Maria Annunciata ihr Ball-Debut feierte.

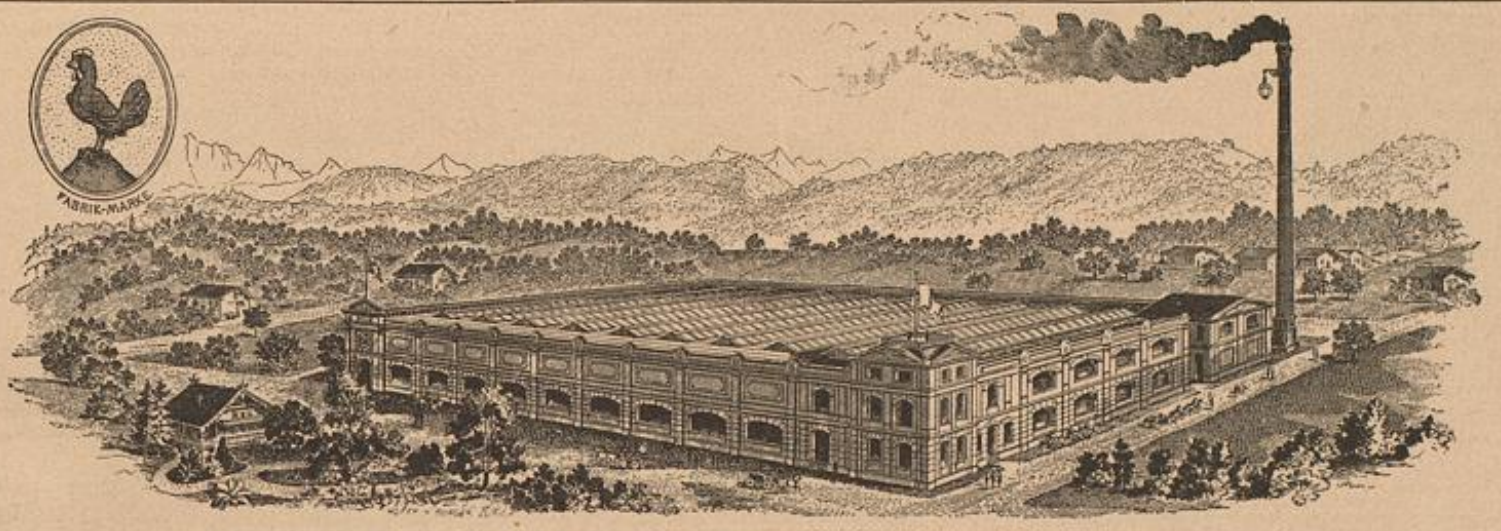
— Der „Wiener Mode-Club", dessen Bestrebungen dahin gerichtet sind, eine selbständige Wiener Mode zu schaffen, veranstaltet in der Zeit vom 16. März bis 15. April 1895 in den Localitäten der Gartenbaugesellschaft eine Wiener Mode-Ausstellung. Dieses Unternehmen soll bezwecken, das Publikum auf die leider noch immer nicht vollkommen anerkannte Leistungsfähigkeit der österreichischen Mode-Industriezweige aufmerksam zu machen. Alle Zuschriften, sowie Anmeldungen sind zu adressiren: An das Comité der Wiener Mode-Ausstellung, I, Eschenbachgasse 11, im Niederösterreichischen Gewerbeverein.

Christiania. — Einen bewunderungswürdigen patriotischen Eifer beweisen die skandinavischen Frauen für die Angelegenheiten ihrer Landesvertheidigung. In Norwegen hatte sich im Jahre 1890 ein Damen-Ausschuß gebildet, der unter den Frauen des Landes eine Sammlung zum Bau eines Kriegsschiffes veranstaltete. Es sind jetzt 600,000 Kronen zusammengekommen, die zum Bau eines „Torpedo-Jägers" nach englischem Muster verwandt werden sollen. — In Schweden hat der „Frauenverein für die Vertheidigung des Vaterlandes" verschiedene Anwesen erworben, die zur Befestigung der strategisch wichtigen Punkte des Landes mit verwandt werden sollen; der König hat die Uebernahme der Grundstücke durch die Armee-Verwaltung kürzlich angeordnet.

Paris. — In den Salons des bekannten Kunsthändlers Georges Petit wurde hier jüngst die dritte Sonder-Ausstellung der „femmes artistes" eröffnet. Mit tüchtigen Werken war bei dieser Veranstaltung in erster Linie auch die Bildniß-Malerei vertreten. So brachte Mlle. Brouardel, Tochter des berühmten Professors an der Faculté de Médecine, neben einer Anzahl Aquarelle, drei gediegene Portraits. Mlle. Sparre bewährte sich durch das wohlgetroffene Brustbild Hugues Le Roux's; daneben stellte sie einen fein beobachteten Studienkopf, sowie ein interessantes Interieur „un coin de mon atelier" aus. Mlle. Mathew brachte ein mit breiter Pinselführung gemaltes Herren-Portrait, Kniestück, nebst einigen Landschafts-Studien in Oel, Mme. Real del Sarte Portraits in Oel, Aquarell und Pastell, Mme. Fr. Vallet einige ihrer bekannten anmuthigen Frauengestalten aus dem Pariser Straßenleben. Mlle. Lucas Robiquet erschien mit Portraits und mit fein beobachteten orientalischen Scenen voll märchenhafter Licht- und Farbenpracht, Mlle. Dufem mit der höchst lebensvollen plein air-Darstellung zweier Chorkinder. Die begabte Mlle. Desbordes befremdete durch die seltsam mystisch phantastischen Stoffe ihrer Gemälde. Mme. Muraton erweckte mit ihrem Bildchen „Oublié" — von den flüchtenden Bewohnern des brennenden Hauses vergessen, sieht ein an die Kette gefesselter Hund dem Flammentode entgegen — die Theilnahme der Besucher. Hohes Lob verdienten und erruteten ferner die Aquarelle aus Stadt und Land von Mme. Monard, die feinen Genre-Bilder von Cécile Chenevière, Aquarelle, zum Theil für Illustrationen für zwei Bände der Mousquetaires von A. Dumas geschaffen — die Blumenstücke der Damen Arnould, Salard und Villebesseyx, die Zeichnungen und Radirungen von M. Fleury, Herman und Bosny, die Miniaturen und Emaillen von Bernamont, Sabert, Grimblot, Odérieu und Rhen, sowie, nicht zuletzt, auch die vortrefflichen Arbeiten der Bildhauerin Casine.

New-York. — Den Gipfel — der Excentricität hat wohl eine junge Amerikanerin erklommen, die sich jüngst auf der Spitze eines 13,000 Fuß hohen Bergrückens trauen ließ. Miß Nellie Connors aus der Lake City hatte sich bereit erklärt, ihrem Zukünftigen auf jener Bergspitze, und nirgends sonst, die Hand zum Ehebunde zu reichen. Die Braut, von zwei Brüdern begleitet, verließ die Lake City zu einer bestimmten Tagesstunde, und von der entgegengesetzten Seite des Berges setzte sich Mr. Olson, von einem Priester und einigen Freunden begleitet, in Bewegung. Die Höhe konnte nur auf Schneeschuhen erstiegen werden. Der Bräutigam und der Pater erreichten die Spitze zuerst, aber sie brauchten nicht lange zu warten, denn bald kletterten die Braut und ihre Brüder die Abhänge hinauf. Nach kurzer Ruhe schritt der Geistliche wirklich zur Einsegnung der Ehe.

Yeddo. — Der Mikado will — eine europäische Schwiegertochter! Am Hofe von Tokio, wo man sich bekanntlich möglichst nach europäischem Muster eingerichtet hat, denkt man augenscheinlich allen Ernstes daran, für den Thronfolger um die Hand einer Prinzessin aus einem souveränen Fürstenhause Europas zu bitten. Die japanischen Gesandtschaften in den Hauptstädten der alten Welt sollen bereits darauf bezügliche Sonder-Instructionen erhalten haben und beauftragt sein, im Hinblick auf eine mögliche Verbindung ihre Beobachtungen zu machen. — Es wird erzählt, daß der künftigen Kaiserin Japans die größte religiöse Freiheit gelassen werden soll.



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich

empfiehlt:

Foulard-Seide

95 Pf.

bis **Mk. 5.85** p. Meter in den neuesten Dessins und Farben.

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v. Mk.	1.85—18.65	**Seiden-Grenadines**	v. Mk.	1.35—11.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ „	13.80—68.50	**Seiden-Bengalines**	„ „	1.95— 9.80
Seiden-Foulards	„ 95	Pfge.— 5.85	**Seiden-Surahs**	„ „	1.35— 6.30
Seiden-Masken-Atlas	„ 60	„ — 3.15	**Seiden-Faille française**	„ „	2.45— 9.85
Seiden-Merveilleux	„ 75	„ — 9.65	**Seiden-Crêpe de Chine**	„ „	2.35—10.90
Seiden-Ballstoffe	„ 60	„ —18.65	**Seiden-Foulards japan.**	„ „	1.45— 5.85

p. Meter.

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. **porto- und steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Innerhalb jenes besonderen Stiles, der sich für die Theater-Toilette herangebildet hat: ziemlich schmucklose Kleider und große, desto reichere, beliebig anzulegende Kragen und Jabots, die den Oberkörper umhüllen, sorgt die Mode stets von Neuem für Variationen. Spitzen jeder Art bleiben immer das bevorzugteste Material, und ganz besonders reizvolle Effecte können erzielt werden, wenn man zwei Arten, die auch ein wenig in der Farbe abstechen, zusammen verarbeitet. An unserem Modell ist eine vorn spitze, hinten in der Art eines Matrosenkragens gehaltene Grundform aus weißem Seidenkrepp mit Gazefutter hergestellt. Dieser schließt sich eine zarte weiße, gekrauste Tüllspitze an,

Kragen für Theater-Toilette. Rückansicht.

während ein abgepaßter Kragen aus kräftig in Buttergelb gefärbter, ausdrucksvoller Bourbon-Spitze die Grundform fast ganz verdeckt. Auch für nicht sehr schlanke Gestalten erweist sich dieser Kragen ungemein kleidsam. C. E.

Kragen für Theater-Toilette. Vorderansicht.

— Verschiedenstes Material für eine Toilette zur richtigen Harmonie zu vereinigen, ist schon seit langem eine besondere Kunst unserer Modistinnen, die immer größere Feinheit und Vollkommenheit anstrebt. Marineblauer, dicker, gerippter Velvet, der sogenannte Architecten-Sammet, bildet an einem eleganten Hauskleide den Grundstoff für Rock und Taille; dazu bestehen Mieder, Tailleneinsatz und Aermel-Manschetten — letztere noch durch übergeschlagene gespaltene Stulpen vervollständigt, — aus tiefrothem Spiegelsammet. Schwarze Passementerie über marineblauem Atlas ist der Vorderbahn des Rockes streifenartig eingefügt und von zwei flachen Stoffstreifen begrenzt, die sich, durch das Mieder unterbrochen, auf der Taille fortsetzen. Auf dieser formt gleiche Passementerie mit Seidenunterlage einen originellen dreieckigen Einsatz. Schmetterlingsschleifen aus Moiré schmücken die Taille vorn und im Rücken, hier noch durch lang herniederflatternde Bänder vervollständigt. Ein Straußfedern-Röllchen schließt den geraden Halskragen ab. E. E.

Elegantes Hauskleid.

Wien. — Noch immer bleibt die Mode der Neigung treu, einzelnen Toiletten-Stücken eine leichten historischen Anstrich zu geben, und mit mehr oder weniger Glück versucht sie, die Trachten der verschiedensten Zeiten für diese Experimente heranzuziehen. Als vollständig geglückt darf der Versuch an dem schönen Modell unserer Skizze gelten. Die lose Paletot-Form aus sandfarbigem Tuch weist lange schmale Schlitzen auf, die sich auch an den Aermeln wiederholen. Durch die Ausschnitte wird kastanienbrauner Sammet sichtbar. Das bekannte Motiv, das an den Wämmsen der Landsknechte verwerthet ist, schließt sich auch hier ganz zwanglos der modernisirten Form an. Breite Revers vervollständigen die originelle Hülle. Ein kleines Hütchen, mehr eine Kappe, ist mit Pelzröllchen umrandet und mit ein paar hochstehenden grünen, goldig changirenden Sammetblättern geschmückt. A. Gr.

Paletot aus Tuch.

— Bei der großen Beliebtheit, deren sich die Spitzen in diesem Jahre zu erfreuen haben und bei der Kostbarkeit der echten Nadelwerke, die diese nur wenigen Auserwählten zugänglich macht, ist es nicht zu verwundern, daß man die Nachbildung durch die Maschine immer mehr und mehr vervollkommnet. In der That kommt jetzt die Imitation den Originalen so nahe, daß schon sehr geschulte Augen dazu gehören, das unechte Material vom echten zu unterscheiden. Den feinen Applications-Spitzen, den Imitationen von Alençon- und Brüsseler Spitzen, den prächtigen Nachbildungen von Venetianer Relief-Spitzen gesellen sich neuerdings auch die Nachahmungen von irischer Guipure. Die Zeichnung der echten Muster, wie Spitzenbändchen und die verbindenden Stäbchen der Ausführung sind aufs getreueste copirt; die Gesammtwirkung des Originales bleibt vollständig gewahrt. Für das Frühjahr werden gerade diese Spitzen in Schwarz eine hervorragende Rolle in der Ausstattung von Umhängen, als Epaulettes und Kragen spielen. A. L.

Paris. — Den alljährlich wiederkehrenden Anzügen für Communicanten steht die Mode ziemlich thatenlos gegenüber. Sie zeigen nach wie vor den einfachen Character, der dem jugendlichen Alter und der ernsten Veranlassung angepaßt ist. Der herabwallende Musselin-Schleier, über dem leichten zierlichen Tüll-Häubchen arrangirt, bleibt unverändert und verleiht der kindlichen Gestalt einen rührenden Zauber, mit Ernst und Würde gepaart. Unsere Abbildung stellt ein Kleid aus Linon dar, dessen Rock durch Einsätze aus feiner Stickerei, an beiden Seiten durch je drei Säumchen begrenzt, ausgestattet ist. Der Rock-Garnitur entspricht die Passe der Taille, der sich ein krauser Stoffstheil blusenartig anschließt. Auch die enge Manschette des Bauschärmels trägt als Abschluß die gleiche Verzierung. Das ganze Kleid wird, mit Rückenschluß, über einem Unterkleide aus leichter Seide gearbeitet. —

Anzug für eine Communicantin.

In Uebereinstimmung mit der Toilette müssen natürlich auch die Geschenke, die man den jungen Communicantinnen überreicht, durchaus einfach gehalten sein. An Schmuck ist nur das goldene Kreuz oder das Medaillon in Gold oder Email, am schlichten Bande getragen, gestattet. Das Meßbuch dagegen darf reicher ausgestattet erscheinen, Leder oder Sammetbezug, letzterer mit Beschlag aus Silber oder vergoldeter Bronze; ein schöner Rosenkranz war aus Perlmutter, durch goldene Glieder zusammengefaßt, gefertigt. Für den kleinen Beutel wird ausschließlich weiße Seide mit Bandschmuck verwendet, die Vorderseite erhält das gestickte Monogramm der Empfängerin. B. de G.

* * *

Eine große Wandlung erfährt die Toilette für Hoftrauer: Den stumpfen, schwarzen Wollstoffen, die bisher für allein zulässig galten, gesellen sich, allerdings erst für die zweite Hälfte der Trauer, schwarzer Sammet und schwarze Seide. Damit sind diese Stoffe überhaupt erst hoffähig geworden, da außer für Trauergelegenheiten schwarze Toiletten nicht bei Hoffestlichkeiten getragen wurden. Majestät und Würde kann man besonders der schleppenden schwarzen Sammetrobe nicht absprechen.

Handarbeiten

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Imitation der Porzellan-Malerei auf Holz.

Die soeben erschienene Neuheit, die geschützten „Holzwaaren für Porzellan-Malerei" von Rößler & Weißenberger in Stuttgart ermöglichen eine leichte und sehr wirkungsvolle Nachbildung von Porzellan-Malereien, namentlich für Zimmer-Decoration in der so beliebten Delfter Weise. Die Gegenstände sind mit einem rein weißen, matten Ueberzug versehen, der später durch Lackiren oder Poliren Glanz erhält und den mit Aquarell-Farben bemalten Sachen das täuschende Ansehen von Porzellanstücken verleiht. Die Vortheile liegen auf der Hand. Holz ist nicht nur billiger, sondern auch weit dauerhafter und haltbarer, als das leicht zerbrechliche irdene Material, das oft schon bei unvorsichtiger Berührung Schaden nimmt; die Ausführung der Malerei in Wasserfarben bietet viel weniger Schwierigkeit als in Porzellan-Farben und ist auch denen möglich, die keine Uebung in der Porzellan-Malerei haben, und — last not least — man braucht die Gegenstände nicht brennen zu lassen und erspart dadurch Kosten sowie Weitläufigkeiten, Mühen und die Unsicherheit des Gelingens, was besonders ins Gewicht fällt. Die größeren Magazine für Kunstmaterialien führen allerlei Teller, Schalen, Schilder, Paletten, Tische, Consolen, Präsentirbretter, Kalender, Löscher ꝛc., die in dieser Weise vorbereitet sind. Diese Holzwaaren können ohne Schaden abgewaschen werden; ebenso lassen sich unsaubere Stellen durch Abreiben mit Glaspapier leicht reinigen. Wenn man nicht aus freier Hand malen kann, muß man die Zeichnung oder Pause recht zart, nicht mit ölhaltigem blauen Copirpapier, auftragen. Die Malerei läßt sich in beliebigen Aquarell-Farben ausführen, sowohl einfarbig, z. B. in Sepia oder Blau, wie auch bunt. Zur Imitation der Delfter Malerei ist Indigo zweckmäßig zu verwenden. Auf der präparirten Holzfläche malt sich leicht und angenehm wie auf Papier; fehlerhafte Stellen können gelegentlich durch Abschaben mit scharfem Radirmesser gebessert werden. Die vollendeten Sachen übergiebt man einem Tischler oder dem Geschäfte, woher sie entnommen sind, zur Politur, falls man diese Arbeit nicht selbst ausführen will. Für manche Gegenstände genügt auch einfaches Bestreichen mit recht klarem Mastirlack mittelst eines breiten, weichen Pinsels. Das Poliren ist etwas umständlicher, erfordert auch Zeit, kräftige Arbeit und Ausdauer. Man bestreicht die gemalte Fläche in einem warmen Raum schnell und leicht mit hellem durchsichtigen Firniß und wiederholt das Lackiren noch ein- oder zweimal nach erfolgtem Trocknen an einem staubfreien Orte. Hierauf wird die Holzfläche durch vorsichtiges Abreiben mit ossa sepiae, fein pulverisirtem Bimstein, Glaspapier oder Schachtelhalm geglättet. Nachdem man einen Watte- oder Flanellballen mit einem Tropfen Oel benetzt, mit alter, weicher Leinwand umhüllt und mit Politur angefeuchtet hat, fährt man damit in beständiger schneller, kreisförmiger Bewegung über die Fläche, ohne auf dem Holze selbst inne zuhalten; klebt er fest, so giebt man wieder ein Tröpfchen Leinöl auf den Ballen, wird er trocken, so erneuert man das Anfeuchten mit Politur. Je länger man das kräftige und anhaltende Reiben fortsetzt, um so blanker und glänzender erscheint die Fläche, nur muß man für helle Politur sorgen, da sonst die Gegenstände einen gelblichen Ton erhalten. O. A.

Geschenke für Communicantinnen.

Bezugsquellen: Theater-Kragen: J. Michaelis, W., Potsdamerstr. 43. — **Holzwaaren für imitirte Porzellan-Malerei:** Rößler & Weißenberger, Stuttgart.

Industrie- und Haushaltungsschule
Dresden-Neustadt, Kaiserstraße 5, 2.
Der Unterricht umfaßt Kochen, Waschen, Plätten, Zimmerreinigen, Schnittzeichnen, Schneidern, Wäschezuschneiden, Maschine- und Handnähen, Putzmachen, Kunstarbeiten, Elementarunterricht, Buchführung. — Pensionspreis mit Unterricht 500 Mk. Musik und Sprachen extra u. nur auf Wunsch. — Prospekte grat. durch die Vorsteherin **A. Schoel.**

Deutsche Militairdienst-Versicherungs-Anstalt in Hannover.
Vermögensbestand Ende 1894: 60 Millionen Mark.
Zweck: 1) Wesentliche Verminderung der Kosten des Militairdienstes, Unterstützung von Berufssoldaten, Versorgung von Invaliden. Nur Knaben unter 12 Jahren finden in dieser Abtheilung Aufnahme. 2) Versicherung von Kapitalien — fällig bei Erreichung eines bestimmten Lebensalters oder bei früherem Ableben (abgekürzte Lebensversicherung) —; mit Combinationen, welche jedem Familienvater Gelegenheit bieten zu **vortheilhafter** und **sicherer**
Kapitalanlage.
Von 1878 bis Ende 1894 wurden erledigt 259397 Anträge über ℳ 299502000. — Versicherungs-Kapital.

Von der Kgl. Staatsregierung conc. Lehranstalt.
Deutsche Schneider-Akademie
Leipzig, An der Pleisse 3.
Damenschneiderei, Mäntel-Wäsche-Confection.
Zuschneide und Praktische Curse, Zeichnen und Buchführungs-Curse etc.
Reifezeugniss: als Directrice, Schneiderin etc. Prospecte gratis.

Photographische Lehranstalt
für Damen und Amateure
von
W. Büsing, Berlin W., Bendlerstrasse 13.
Gelehrt werden sämmtliche photogr. Negativ- und Positiv-Verfahren, wie photo-mechanische Druckverfahren. Der Unterricht ist sowohl praktisch, wie theoretisch. Eintritt jeder Zeit. Kurze u. längere Kurse. Uebernahme aller vorkommenden photogr. Arbeiten. Nähere Auskunft wird bereitwilligst ertheilt.

Lederschnitt, Metallätzen, Korbschnitt, Holzbrand etc.
Gobelin-Vernis- martin u. aller Phantasie-Malereien. **Unterricht,** Ausführung und Entwürfe im **Atelier** von **Johanna Helfer,** *Berlin, W. Bülowstrasse 21.*

Töchterpensionat f. In- u. Ausländerinnen
Halberstadt a. Harz.
Vorzügliche Referenzen.
Prospekte durch die Vorsteherin
Ottilie Bremer.

Das Atelier der Kunststickschule des
Frauenerwerbsvereins zu Dresden,
Ferdinandstr. 13, II,
empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr.
b. Fr. Clara Loth, Berlin W., Lützowstr. 84a.

Malerinnen-Schule
Karlsruhe
U. d. Prot. I. K. H. d. Grossherz. Luise v. Baden
Lehrplan u. nähere Auskunft durch d. Vorstand.

Nur 10 Mark
Portraits in Lebensgröße nach jeder Photographie sprechend ähnlich in Kreide gemalt. A. Geissler, Kunstmaler, Leipzig, Weststr. 93.

Patentirter Stick- und Filet Guipure-Rahmen
aus gebohrten und mit Haken versehenen 6 mm dicken, hochfeinen, vernickelten Messingröhren, äusserst bequem und rasch mittelst Stellschrauben für beliebige Grössen einzurichten.
Preis für Grössen von 40/40 cm M. 4.—
„ für 1 Paar Stäbe für Stickerei 60 × 40 extra „ 2.25.
Eisenwerke Gaggenau, A.-G.
Zu beziehen durch deren Vertreter, Herren: W. Leppmann, Berlin S. W., Ritterstr. 75, Marno Wichmann & Ewers, Hamburg, Neuer Wall 30, Hollender & Nicklas, München, Theatinerstrasse.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 5. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 1. März 1895. — Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Neue Rathsmädel-Geschichten.

Von Helene Böhlau (Madame al Raschid Bey) in München.

(4. Fortsetzung.)

Da, das ganze Hauswesen bekam einen glatteren, geräuschloseren Gang.

Das „dritte Rathsmädel“ war und blieb still, antwortete freundlich, wenn es gefragt wurde, war immer gleichmäßig liebenswürdig, hatte aber ein ganz undurchdringliches Wesen.

„Schade!“ sagten Röse und Marie. Sie waren nach einigen Wochen kaum bekannter mit ihr, als am ersten Tag, und wurden doch von ihr verwöhnt, daß es eine Art hatte.

Sie kämmte den beiden großen Schlingeln das dicke, lange Haar, was bisher immer Frau Rath besorgt hatte, flickte ihnen die Kleider, half ihnen nähen und schneidern und saß bis an die Ohren und mit einem rührenden Eifer in Röse's Ausstattungsarbeiten.

Eines Tages gingen alle drei Schwestern miteinander durch den Park.

Da fragte Röse: „Sag' einmal, Du erzählst gar nichts von Dir. — Wir haben Dich doch lieb, — erzähl' doch!“

Das zierliche Mädchen sah sie ganz verwundert an. „Wie denn? — Was denn?“ fragte sie.

„Na,“ sagte Marie, „zum Beispiel, Du bist doch viel älter als wir; warst Du denn nie verliebt?“

„Nein.“

„Na, und war denn nie wer in Dich verliebt?“

„Nein.“

„Bist Du denn nie in Gesellschaft gegangen, und hast Du denn nie getanzt?“

„Nein, die Großmutter war zu alt. Sie wär' schon mitgegangen; aber ich wollt' halt net. Ich hatte Angst, daß die Großmutter sich verderben könnt'.“

„Aber sonst hätt'st Du's gemocht?“

„O ja, warum net?“

„Gefällt es Dir bei uns?“ erkundigte sich Röse.

„Ja.“

Da war die Unterhaltung wieder aus.

„Wie lebtest Du denn daheim in München?“ fragten sie nach einer Weile.

„Wir arbeiteten, und Sonntags gingen wir spazieren, und jeden Tag durfte ich in die Messe gehen.“

Jetzt erzählte sie ihnen unaufgefordert von der großen Frauenkirche, den riesig hohen Gewölben, den vielen Säulen, dem wundervollen Gesang, der mächtigen Orgel, den vielen Menschen, dem Weihrauchduft und den vielen, vielen Grabkugeln am Charsamstag.

„Ja, das war wunderschön!“ sagte sie.

„Sehnst Du Dich darnach?“

„Manchmal.“

„Daß Du das nun hier aber nicht hast, bist Du denn nicht traurig darüber?“

„Man soll niemand beschwerlich fallen,“ antwortete sie kurz.

„Ach nein!“ rief Röse. „Wenn man traurig ist, sollen die Menschen einen trösten. Uns wenigstens kannst Du alles sagen. Wir sagen auch alles.“

„Bist Du nicht einmal in München in der Komödie gewesen?“ forschte Marie.

„Ja, einmal.“

„Na, und?“ fragten beide: „Wie war's denn da?“

„Passabel.“

„Und was sahst Du denn?“

„Einmal ‚Die Brüder‘, das and're Mal weiß ich's gar nimmer.“

„So? ‚Die Brüder‘? Das kennen wir hier ja gar nicht!“ meinten sie verwundert.

„Na, wart', nächstens gehen wir alle miteinander einmal in die Komödie, wir und Budang und die anderen, da wirst Du sehen, daß es hier nicht nur ‚passabel‘ ist.“

Und nun erzählten sie ihrer Schwester von ihren Streichen: wie sie mit Budang, Ernst von Schiller und Horny aller Nasenlang durchs Hinterpförtchen in das Theater geschlüpft seien, — und wie herrlich das war. Sie berichteten ihr Abenteuer mit dem Großherzog Karl August, wie der sie beobachtet habe, und daß sie

Straußenjagd in Nordafrika.

Nach dem Bilde von Hugo Ungewitter in Düsseldorf. — Siehe Seite 36.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

nun schon seit Jahren mit seiner Erlaubniß „unbezahlt" ins Theater gingen, fanden aber bei ihrer Schwester kein besonderes Verständniß.

Sie fühlten beide, daß die arme Schwester es kümmerlich gehabt habe, trotzdem ihre verstorbene Großmutter eine sehr gute Frau gewesen sein mußte. Die Schwester that ihnen leid.

Und als sie das nächste Mal mit Budang zusammen kamen, sagten sie ihm: „Weißt Du, die ‚Waben'," so nannten sie die Schwester, weil ihnen das gefiel, „ist eigentlich wie ein altes Weibchen aufgewachsen. Sie versteht uns gar nicht, das arme Ding. — Und so verschlossen wie sie ist! Weißt Du, nichts als Pflicht und Bravheit." Budang war auch sehr mitleidig gestimmt; sie beschlossen alle, ganz besonders „nett" mit ihr zu sein.

Merkwürdiger Weise hatte Budang keinerlei bissige Bemerkungen gemacht, als sie Wabens Pflichttreue und Bravheit als etwas ganz extra Mitleid-Erregendes hingestellt hatten.

„Sie ist sehr niedlich," sagte er, „und sieht nicht älter aus als wir."

„Ja, aber ich glaube, aus jeder von uns gingen zwei Waben zu machen."

„Aber nicht aus der Bravheit," sagte Budang. Er konnte sich's doch nicht verbeißen.

Und sie ließen sich's von ihm ruhig gefallen, denn sie glaubten an ihn.

In die Komödie gingen sie denn auch bald, und beeiferten sich alle, es der fremden Schwester recht ans Herz zu legen, was sie schön fanden. Sie hatten sie in die „Zauberflöte" geführt.

Aber sie bemerkten zu ihrem Erstaunen, daß Waben während der Vorstellung die Augen fest geschlossen hielt.

„Die schläft!" sagte Marie zu Budang. Und Röse stieß ihre Schwester leicht an.

„Du schläfst ja!"

„Nein," sagte Waben, „ich höre auf die Musik."

Jetzt aber schloß sie die Augen nicht mehr, sondern sah nur nieder.

Nach einer Weile fragte Röse wieder:

„Weshalb siehst Du denn nicht auf die Bühne? Das ist jetzt unser Allerbester, der da singt."

„Mir gefällt's net; die Musik spielt ganz 'was anderes, als die Schauspieler vorstellen. Die Musik ist aber wunderschön!"

Was die Schwester gesagt hatte, flüsterte Röse Budang zu, der hinter ihnen saß.

Und Budang nickte dazu.

Er sprach dann in der Pause mit Waben über die Musik. Sie sagte ihm: „Ich wollte, die Großmutter hätte die Musik bei ihrem Tode hören können, — das wär' eine Himmelfahrt geworden! Die arme Großmutter!"

Der Waben standen die dicken Thränen in den Augen.

„Sie hat sehr ausstehen müssen," meinte Budang. „Röse und Marie haben's erzählt."

„Ach, ausgestanden!" erwiederte das Mädchen erregt. — „Da giebt's kein Wort dafür! Wer das mit angesehen hat, den freut nichts mehr."

Es war das erste Mal, daß sie ihren Thränen freien Lauf ließ, seit sie von daheim fort war.

Das hatte die Musik gethan.

„Wollen Sie lieber nach Hause gehen?" fragte Budang.

„Ach nein!" sagte das zarte Mädchen. „Sie hat's ausgehalten, und ich soll net 'mal d'ran denken können? Hier wird's einem, als wär's erst gestern geschehen, — und das ist gut. — Die armen Seelen brauchen unser Mitleid. Sie werden überall zu schnell vergessen."

Mit den armen Seelen meinte sie natürlich die der Abgeschiedenen.

Röse, die zugehört hatte, überlief ein Schauer. „Die armen Seelen", das kam ihr so geheimnißvoll vor, so wie aus einem uralten Märchen. Ueberhaupt, obwohl Waben ein tüchtiges und zuverlässiges Hausmütterchen war, würden sich die Rathsmädel nicht gewundert haben, wenn es sich herausgestellt hätte, daß sie wirklich ein Hausgeist sei, ein armes Seelchen oder sonst so etwas. Sie erschien ihnen immer fremder.

Aber die beiden Schelme fühlten sich nicht durch sie bedrückt und kritisirt. Es war ihnen in ihrer Nähe wohl.

Sie klöppelte für beide Mädchen ganz wundervolle Klosterspitzen nach einem alten Spitzenrest, den sie mitgebracht hatte.

„Ja, weshalb machst Du's denn nicht für Dich selbst?" fragte Röse.

„Wär' net übel, — für mich selbst?" war die Antwort.

Die Waben wurde wöchentlich einmal zu Schopenhauers Adele eingeladen und kam so in den Kreis der geistreichen jungen Damen, die alle um einige Jahre älter als die Rathsmädchen waren, und denen die Rathsmädchen ihrer Zeit Liebesbriefchen hin und her getragen hatten, die sie aber alle in ihrem Leichtsinn erst unten auf der dunkeln Wittumstreppe indiscreter Weise gelesen hatten. Das heißt, Liebesbriefe waren es auch im eigentlichen Sinne des Wortes nicht, sondern vielmehr sprachen die jungen Damen sich gegenseitig über den Zustand ihres Herzens in langen Episteln aus und machten den Rathsmädeln damit, ohne es zu wollen, das größte Gaudium; denn sie dachten nicht entfernt an die Treulosigkeit der beiden Schelme.

Bei Adele Schopenhauer waren wöchentliche Zusammenkünfte dieser jungen Damen und einiger schöngeistiger Jünglinge; die Waben war nur durch die größten Ueberredungskünste ihrer Schwestern dahin zu bringen, Adelens Kränzchen zu besuchen.

Nach einigen Wochen schien sie freilich recht gern zu gehen. Die langen Zuredereien und das Drängen hörte von selbst auf. Sie ging still und kam still, sprach über nichts, was sie dort in der Gesellschaft erfahren hatte, — aber es schien etwas Lebendigeres in ihr Wesen gekommen zu sein. In dieser Zeit war es zum ersten Mal, daß sie bei Raths ein silberhelles, junges Lachen hörten. Und die Mutter meinte: „Laßt sie — fragt nicht!"

Sie war so reizend, so elfenhaft und so liebenswürdig diensteifrig.

Frau Rath sagte: „Was ist die Waben für ein süßes Kind; wie ein Sonnenstrahl, so still und gut!"

Frau Rath hatte sie ganz besonders ins Herz geschlossen.

Ja, die Waben war viel heiterer. Es schien, als wäre aus dem jungen, pflichttreuen Nönnchen ein junges Mädchen geworden. Sie blühte wahrhaft auf und wurde jeden Tag reizender. Man hörte sie die Treppen hinauf und hinab laufen. Sie ging nicht mehr so krankenwärterinmäßig, und Röse und Marie hörten sie einmal singen, als sie sich das Haar machte.

Sie lauschten an der Thür; es klang ihnen beiden, wie dazumal, als ihre Lerche, die sie zu Weihnacht bekommen hatten, zum ersten Male im März ganz unvermuthet im dunkeln Bauer die ersten leisen Töne hören ließ.

Das Herz hatte ihnen bei diesen wunderbaren Lerchentrillern, die aus der dunkeln Ecke kamen, erbebt.

Alle im Hause freuten sich, daß Waben auflebte.

So war sie auch einmal wieder ganz wohlgemuth zu Schopenhauers gegangen, und spät abends bei Mondenschein und Winterkälte wandelte sie über hart gefrorenen Schnee am Arm eines jungen Mannes, der sie von Schopenhauers heimbegleitete, die alte Wittumstreppe hinab, die von der Esplanade zur inneren Stadt führt.

Der junge Mann hatte ihr den Arm geboten. Er hatte das schon öfter so gethan; es war ihm zu einer angenehmen Gewohnheit geworden, das liebliche Geschöpf heimzubegleiten. Sie hatten keinen besonders weiten Weg vor sich, aber sie verstanden ihn auszunützen. Waben hatte noch nie so viel hintereinander geplaudert, wie auf der kurzen Strecke, die zwischen ihrem elterlichen Hause und dem Hause der Schopenhauern lag, — und der junge Mann war ein sehr aufmerksamer Zuhörer. Bei dem hellen Mondlichte war zu constatiren, daß die Waben einen durchaus nicht ungefährlichen Begleiter hatte: hochgewachsen, schlank, mit einem prächtigen Kopf, groß geschnittenen Zügen, reichen, dunkeln Locken; dabei vornehm in Gang und Haltung, liebenswürdig und galant in der Art, wie er mit dem kleinen Persönchen sprach, sich zu ihr neigte und auf ihr Geplauder hörte.

Sie gefiel ihm, das war kein Zweifel.

„Demoiselle Barbara, wie kann man nur so ein Nixchen sein! Ich fühle Ihren Arm nicht mehr als eine Feder."

„Ja, es ist dumm," sagte Waben, „ich bin ein bisserl klein; aber da ist nun nichts zu machen."

„Ein Mädchen kann gar nicht klein und zart und süß genug sein," erwiderte er.

„Das sind' ich net," meinte sie. „Man soll vor einem Mädel doch Respect haben, und sie soll ordentlich arbeiten können. Ich bin freilich viel stärker, als ich aussieh', Gottlob! Sonst könnt ich mir das Salz zum Brod net verdienen."

„Nun, verdienen? Wer spricht denn von verdienen?"

„Glauben Sie," fragte Waben, „ich möchte daheim schlafen und essen, wenn ich mir net sagen könnte, ich hab's verdient? Was denken Sie denn? Halten Sie uns Mädel für Tagediebe? Oder für was denn?"

„Sie sind so tapfer, — so tüchtig, — so anders, als die Mädchen gewöhnlich sind. Sind Sie denn auch ein wirkliches Menschenkind, Sie Elfchen?" sagte er zärtlich.

„Ach gar!" meinte Waben. „Kennen Sie meine Schwestern nicht?"

„Nein, merkwürdiger Weise! Ich bin nun schon seit vier Wochen hier, aber Ihre Schwestern hab' ich nun noch immer nicht kennen gelernt."

„Die sollten Sie sehen! Röse und Marie sind beide so fleißig und tüchtig, aber dabei lustig, daß es den ganzen Tag zu lachen giebt, — und so wunderschön! Wissen Sie, sie sind das Schönste und Beste, was es auf Erden giebt."

„Die eine ist verlobt?" fragte er.

„Ja, die Röse. — Sie glauben nicht, wie gut sie mit mir waren, vom ersten Augenblick an, wie große Kinder. Sie sind so freundlich, wie halt eben nur Kinder sind."

„Nun, ich werde ihnen ja wohl auch einmal begegnen. Sie erlauben mir, Demoiselle, daß ich bei Ihren Eltern meine Aufwartung mache?"

Wabens Wangen glühten.

„Gewiß!" sagte sie.

Sie war so selig. Sie wußte nicht, ging oder schwebte sie. An seinem Arme wußte sie das nie. Er sprach so zärtlich. Das war wie himmlische Musik. Gott, daß es solches Glück auf Erden gab!

Jetzt standen sie an der Hausthür.

„Morgen seh' ich die Schwestern von der Galerie aus im Schlosse. Sie sind mit bei dem großen Aufzug."

„Sie freundliches Seelchen!" sagte er. „Da müssen wir die Schwestern uns doch miteinander anschauen. Sie finden mich auch auf der Galerie; ich beschütze Sie, und ich vertheidige einen Platz für Sie."

Neue Wonne! Wabens Herz schlug.

„Weshalb aber machen Sie nie etwas mit?" fragte er.

„Ich habe ja Trauer um meine arme Großmutter."

„Wissen Sie, Sie sind ein so liebenswürdiges, gutes Mädchen! Sie sind so gleichmüthig!"

„Ja, leider aber auch ein bisserl langweilig," meinte sie lächelnd und schloß dabei die Thür auf.

Er wollte etwas darauf entgegnen.

„Nein, nein, lassen Sie's!" Sie gab ihm die Hand zum Abschiede. „Man muß der Wahrheit die Ehre geben. Ich bin schon ein bisserl langweilig."

„Liebes, gutes Herzens-Demoiselleben!" sagte er.

„Und empfehlen Sie mich Ihren Eltern."

Die Waben stand noch eine ganze Weile im stillen, dunkeln Hausflur und hörte ihr liebesseliges Herz schlagen.

Am anderen Morgen war ein ganz gewaltiges Treiben im Kirsten'schen Hause und in der ganzen Stadt Weimar, denn es war der große Tag, an dem abends im Schlosse der Maskenzug zu Ehren Ihrer Majestät der Kaiserin-Mutter, Maria Feodorowna, vor sich gehen sollte.

Die Waben hatte bei Schopenhauers, wie daheim, nichts weiter gehört und gesehen, als Vorbereitungen zu diesem großen Feste. Allen schönen und weniger schönen Mädchen und Frauen aus der weimarischen Gesellschaft war das große Ereigniß, daß sie Goethe's Verse vor einer Kaiserin sprechen sollten, zu Kopf gestiegen. Und die ganze weimarische Gesellschaft hatte seit Wochen etwas merkwürdig Papageienhaftes bekommen; es schnatterte oder declamirte mit ängstlichem Pathos in jedem dritten Hause irgend wer irgend etwas, ohne Ende dasselbe, immer wieder von Anfang an; unermüdlich, zum Haar-Ausraufen. Jeder und jede war wochenlang von dem Schreckgespenst, in dem bevorstehenden bedeutenden Unternehmen mit „Steckenbleiben" Unheil anzurichten, wie von einem Alpdruck besessen; nur das wüthendste Declamiren gab eine gewisse Beruhigung.

Jeder erzählte Wunderdinge von seinem Kostüm, von den Proben, die Goethe selbst überwachte.

Das Ganze sollte ein unerhört pomphaftes und vornehm gespreiztes Ansehen bekommen, wie noch nie etwas derartiges zu stande gekommen war. Die weimarische Glorienzeit sollte darüber liegen wie eine schwere, duftende Weihrauchwolke; die Weimaraner sollten in ihrer eigenen Herrlichkeit wahrhaft waten, aber mit graziösem Anstand.

Ja, was sollte nicht alles vor der Kaiserin des Riesenreiches sich produciren!

Das winzige Nest wollte ihr zeigen, was es bedeutete, was für Ungeheures, gen Himmel Aufdampfendes in ihm ausgebrütet worden war.

Aber der graziöse Anstand war den guten, fidelen, ungeschickten Weimaranern mühselig und beschwerlich beizubringen.

Seine Excellenz mochte während der Proben oft genug daran gewesen sein, die Hoffnung und die Geduld zu verlieren; denn was die Weimaraner thaten, und wie sie sprachen, war natürlicher Weise himmelweit von seinem Ideal entfernt.

Wer das echte „Weimarsch" kennt, der wird verstehen, welche Riesengeduld Seine Excellenz haben mußte, den Weimaranern ihr geliebtes Deutsch in einigermaßen richtigen Lauten beizubringen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Bei einigen ganz verzweifelten Fällen, natürlich mußte es sich um hübsche junge Weimaranerinnen handeln, soll Seine Excellenz sich in der Verzweiflung mit einem Kuß geholfen haben, von dem er wohl hoffen mochte, daß er begeisternd und reinigend zwischen die arg malträtirten O's und A's, T's und D's und G's und K's, u. s. w. fahren würde.

Ja, es war eine schwere Arbeit, den weimarischen Pomp auf die Beine zu bringen!

Er lag da wie ein wundervoller byzantinischer Kirchen-Goldbrocat; aber niemand verstand ihn zu tragen.

Einzig und allein Seine Excellenz selbst.

An dem zur Aufführung bestimmten Tage hieß es: „Nu, es wird schon gehen!" wie es schließlich dann immer heißt und heißen muß. —

Waben hatte im Kirsten'schen Hause alle Hände voll zu thun, — und that alles mit so leichtem, glückseligem Herzen. Sie befand sich wohl, wie eine Amsel im April. Sie wußte zwar kein Wort ihres Anbeters, das direct von Liebe gehandelt hätte, — aber wozu?

Der Klang seiner Stimme, — die Art, wie er alles sagte, wie er ihr die Hand gab, — das sprach so eine nie gekannte Sprache. Sie wußte sich geliebt! — Ja, sie wußte es!

Das war so überzeugend und wieder so verschwimmend, so unbestimmt, beängstigend.

War es? War es nicht? Täuschte sie sich doch? — Nein, — nein, — nein! Gewiß nicht!

So ging es immer auf und nieder in ihrem Herzen.

Und sie nähte dabei mit fliegender Eile.

Röses Bräutigam war gekommen, und es ging im Hause hoch her.

So eine festliche, leichte Luft war überall zu spüren; so etwas Erregendes und Erregtes. Es erschien Barbara, als wäre sie in eine andere Welt versetzt, zum ersten Mal in den Sonnenschein.

Marie sollte bei dem Aufzug als Genius figuriren und hatte auch etwas zu sagen, große, getragene Worte, die sie feierlich und ruhig zu sprechen verstand.

Budang war ihr Meister gewesen und hatte nicht geruht, bis das Ganze tadellos gelang.

Als Waben beim Gewand-Anprobiren half, war sie von der Schönheit ihrer Schwester wahrhaft erschreckt. Die jungen, weißen, vollen Glieder, das schneeweiße Gewand, das herrliche Gesichtchen, die lebendigen Augen, die schöngezeichneten Augenbrauen, die ihr so etwas Vornehmes, Geistiges gaben, und das blonde Riesenhaar, das in dicken Locken wie eine Fluth über Arme und Hals bis über die Kniee fiel und sich reizend an den rosigen Ohren kräuselte und um die kindliche Stirn. Es war ein so anmuthiges Haar!

Röse war zum ersten Mal in ihrem Leben nicht mit ihrer Schwester gleich gekleidet; sie stellte ein Zigeunermädchen vor, war aber auch, wie Marie, eingewickelt in ihre bräunliche Haarfluth.

Die kleine Waben wurde stolz auf ihre beiden Schwestern.

Und beide sagten immer wieder von neuem: „Ach, Waben, daß Du nicht mitkannst! Wie jammerschade!"

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Der säumige Zahler.

Eine Studenten-Geschichte von Ludwig von Ploetz in Berlin.

Frau Martha Wedemeyer hatte einen neuen Zimmerherrn bekommen.

Die im besten Lebensalter befindliche Wittib besaß ein zweistöckiges, nicht allzu festes Haus mit hohem Ziegeldach in der Hauptstraße der kleinen süddeutschen Universitäts-Stadt. Im Erdgeschoß betrieb sie unter der Leitung eines tüchtigen Werkmeisters die Kupferschmiede weiter, die ihr seliger Mann vor drei Jahren ihr hinterlassen hatte. Im ersten Stocke hatte sich ein Kanzleirath mit zahlreicher, dabei noch alljährlich zunehmender Familie angesiedelt. Aber ganz oben im Giebel war noch ein Stübchen frei, das sie seit dem Tode ihres Mannes an Studenten vermiethete.

Es war ein kleiner Raum und nur mit dem einfachsten Hausrath ausgestattet; freilich, für zehn Mark monatliche Miethe, — denn so viel forderte Frau Martha, — konnte man keinen Salon verlangen!

Ein nicht zu unterschätzender Vorzug des Stübchens war jedoch, daß man aus dessen Fenster eine höchst annehmbare Aussicht hatte. Man sah auf das mit schmaler Schieferkante eingefaßte rothe Ziegeldach des Nachbarhauses, aus dessen Mansarden-Fenster im Sommer eine Unzahl Blumentöpfe hervorschaute. Hier hatte eine alte Jungfer ihr Heim aufgeschlagen. — Dann schweifte der Blick weiter auf ein Stückchen Straße, und dann, ganz hinten, sah man einen Streifen Bergland, das bei Regenwetter so nah herantrat, daß man meinte, vom Nachbardach aus hinüberspringen zu können.

Trotz der schönen Aussicht hatte Frau Wedemeyer in diesem Frühjahr das Stübchen für das Sommer-Semester nicht wieder an den Mann bringen können und sich bereits darauf gefaßt gemacht, es für diesmal leer stehen lassen zu müssen.

Da war zuguterletzt, noch kurz vor Schluß der Immatriculation, ein Spätling gekommen, ein langer Geselle, mit kerngesundem Antlitz, aus dem heraus zwei braune, bewegliche Augen lugten, wie zwei lustige Brüder.

Der hatte sich das Zimmer besehen, hatte einen Blick aus dem Fenster auf das Dach des Nachbarhauses mit den Blumentöpfen, auf das Stückchen Straße, auf den Streifen Bergland geworfen und fuhr sich nachdenklich mit der Hand durch das blonde, nicht gerade gut gepflegte Haar.

„Hätte schon Lust, hier Hütten zu bauen!" brummte er vor sich hin.

Er warf noch schnell von der Seite einen prüfenden Blick auf Frau Wedemeyer, die in ihrer schlichten, glatten Haartracht mit den versöhnlich ineinandergefalteten Händen wirklich so recht wie eine gute Studenten-Mutter ausschaute. Dann war er entschlossen.

„Die Bude nehmen wir, liebe Frau! Was? Werden uns schon vertragen? Zanken ist überhaupt Unsinn für zwei Gemüthsmenschen wie wir. Also Topp! Abgemacht!"

Er hatte sich breitbeinig vor sie hingestellt, hatte ihre runde Hand ergriffen und sie derb zur Besiegelung des Paktes geschüttelt.

„No ja," stimmte Frau Martha zu, „'s wird Ihne scho g'falle. De andre Herra hat's hi au recht gut b'hagt."

„Na ja, das sehe ich Ihnen gleich an, liebe Frau, daß wir uns vertragen werden. Und das ist die Hauptsache! — So, nun will ich aber meine Siebensachen vom Bahnhofe holen; in fünf Minuten bin ich wieder hier und richte mich ein."

Er hatte ihr noch seine Visitenkarte in die Hand gedrückt und war, einen Walzer pfeifend, die enge Treppe hinuntergestürmt, gleich drei Stufen auf einmal nehmend, recht wie ein toller Sausewind.

Frau Wedemeyer schaute ihm sinnend nach, wie er polternd in der Tiefe verschwand.

Er hatte überhaupt nicht nach dem Preise der Wohnung gefragt. Daraus schloß sie, daß er ein schlechter Finanzmann wäre, und dachte an die Ersten jedes Monats. Sie wollte auf der Hut sein.

Aber im übrigen gefiel er ihr ausnehmend. Es lag so eine ursprüngliche Fröhlichkeit in seinem Wesen, die sie anmuthete wie frischer Seewind. Gerade so einer mußte zu ihr passen! Denn sie war seit dem Tode ihres Mannes, den sie zärtlich geliebt hatte, eine schwermüthige kleine Frau geworden. Auch der stete Aerger, den sie mit dem Werkmeister und den Gesellen in der Kupferschmiede hatte, die die Herrschaft eines Frauenzimmers nicht recht respectiren wollten, war nicht geeignet, ihr Leben sonniger zu machen.

Frau Martha hatte ganz vergessen, daß sie die Visitenkarte des neuen Miethers in der Hand hielt. Jetzt fiel ihr Blick darauf. Wißbegierig hielt sie das Papier ans Licht und las: „Walther Bogula, Student der Philologie."

Nach einer halben Stunde polterte es wieder unten im Hausflur, und Herr Bogula erschien mit einem Dienstmanne, der einen mächtigen grauen Reisekoffer auf dem Rücken trug. Vor der Treppe hielten die beiden an, und die Rothmütze setzte ihre Last auf der Diele nieder, um zu verschnaufen. „S'isch zwar eigentli gar net nöthig," meinte der Mann, seine mächtigen Hände reibend, „denn dös Ding sieht wohl schwerer aus, als es isch."

„Schnaufen Sie trotzdem nur munter drauf los, sobald sich oben meine Wirthin sehen läßt; es macht doch immer einen guten Eindruck, wenn man mit recht viel Gepäck ankommt," meinte der glückliche Kofferbesitzer ermuthigend.

„Des will i schon b'sorge!"

Dann stieg der Mann die ausgetretenen Stufen weiter hinauf und schnaufte, als berge der graue Koffer Centner-Gewichte.

Frau Martha hatte inzwischen Staub gewischt und ein Paar frische Gardinen vor das Fenster gesteckt. Ja, auf dem wackeligen kleinen Tische stand gar ein Sträußchen bunter Gartenblumen zum Willkomm.

So sah das Stübchen wirklich recht freundlich aus.

In der Ecke, neben dem Bette, wurde der große graue Koffer aufgestellt, und als Bogula allein war, begann er auszupacken, womit er überraschend schnell fertig wurde; dann stopfte er sich seine Tabakspfeife und qualmte so mächtig drauf los, daß das ganze Stübchen bald im Rauche schwamm.

„Muß erst die Bude einmal ausräuchern, damit's hier ein bissel behaglich wird!"

Schließlich holte er auch eine Zieh-Harmonica hervor und spielte ein lustiges Volkslied. Verwundert steckte die alte Jungfer aus dem Dache des Nachbarhauses ihren Kopf hinter den Blumentöpfen hervor.

So hielt Bogula Einzug in seiner neuen Klause. —

Frau Wedemeyer hatte sich in ihrem neuen Miether nicht getäuscht. Es war wirklich alles in allem ein lieber, frischer Mensch.

Des Morgens ging er regelmäßig ins Colleg, auf den Fechtboden, oder sonst wohin, und des Abends holten ihn seine Freunde ab, um mit ihm in der Stadt herumzutollen. Etwas lustig mußte es da wohl manchmal zugehen; denn Frau Martha war des öftern nachts davon aufgewacht, wie Bogula schweren Schrittes, gegen jede Stufe anstoßend, die Treppe hinaufstieg.

Aber in den Nachmittagsstunden, da blieb er zu Hause, holte sein Pfeifchen heraus, setzte sich an das Fenster mit der schönen Aussicht und las im Shakespeare oder in einem Bande der Leih-Bibliothek.

Oftmals holte er auch seine Harmonica hervor und spielte eins auf.

In diesen Stunden war Frau Wedemeyer meist hinaufgeschlichen und hatte sich gerade im Stübchen zu schaffen gemacht, das Bett ausgeklopft, oder frisches Wasser in die Karaffe gethan, oder sonst etwas.

Dann pflegte Bogula sie in seiner freundlichen Weise festzuhalten. Er spielt ihr besonders heitere Melodien auf der Harmonica, oder las ihr gar etwas recht Lustiges aus dem Shakespeare vor, etwa, wie die Frauen Windsor's den dicken Falstaff prellen, oder dergleichen.

Manchmal aber begann er auch zu erzählen von dem, was er alles erlebt hatte in seiner Heimatstadt hinten im Pommerland und in den Universitäts-Städten, wo er sich bisher umhergetrieben hatte, — krauses, wunderliches, immer wieder neues Zeug, sodaß die erstaunte Hörerin gar nicht zu fassen vermochte, wie ein Mensch so viel erleben konnte.

Die Arglose! Sie ahnte nicht, daß das alles den Bänden der kleinen Leih-Bibliothek, die sich einige Häuser weiter befand, entnommen war, und daß Bogula nur an Stelle des Helden seine eigene werthe Persönlichkeit gesetzt hatte.

So war ein Monat in schönster Harmonie zwischen beiden vergangen, und es war der „Erste" des neuen Monats herangenaht, ein Tag, der in dem Verhältniß zwischen Miether und Wirthin insofern von hoher Bedeutung ist, da dann ersterer an letztere die Miethe zu bezahlen pflegt.

Frau Wedemeyer wartete den Tag über in Ruhe ab, ob Herr Bogula nicht von selbst Anstalten machen würde, ihr das Geld zu geben. Da dieses aber in keiner Weise geschah, und der Bruder Lustig, als er am Abend von ihr Abschied nahm, um zu seinen Freunden zu gehen, sich auch nicht im geringsten merken ließ, was heute für ein wichtiger Termin sei, so faßte sie sich schließlich ein Herz und schrieb eine kurze Rechnung: „Zehn Mark Miethe und drei Mark für Kaffee." Die trug sie hinauf und legte sie mitten auf den wackeligen Tisch des Stübchens.

Nachdem Bogula in der Nacht von seiner Kneiperei zurückgekommen war, las er flüchtig den Zettel, steckte ihn in die Schublade des Tisches, wo noch mehrere derartige Papiere ruhten, und ging zu Bett.

Als Frau Martha am nächsten Morgen den Kaffee hinaufbrachte, hoffte sie, Bogula möchte jetzt endlich von der Miethe anfangen zu reden. Doch der sprach von allem andern, nur nicht davon. Nun wollte sie wenigstens ihrerseits auf den Busch klopfen und räusperte sich mehrmals Muth. Aber schließlich war es ihr doch zu peinlich, und sie ging unverrichteter Sache mit dem leeren Kaffeegeschirr wieder die Treppe hinunter. Bogula mochte in diesem Monate wohl zu viele Ausgaben gehabt haben; gewiß würde er am nächsten Ersten seine Versäumniß nachholen; war er doch ein so guter Mensch!

In den zahllosen Gärten der Universitäts-Stadt blühten die Rosen auf und kündeten das Nahen des Juli. Schnell waren den beiden Hausgenossen in alter, einträchtiger Weise die vier Wochen vergangen, bis der Rosenmond erschien, und mit ihm ein neuer „Erster".

Bogula war heute Morgen zu Hause geblieben, denn es war gerade Sonntag. Er hatte sich das Pfeifchen angezündet, hockte in bequemer Haltung am Fenster und suchte an Qualmerzeugung mit dem Schornsteine des Nachbarhauses zu wetteifern, dessen krause Rauchsäule der Wind lustig zum Himmel trieb.

Er fühlte sich so recht zufrieden und glücklich, und erst ganz spät fiel ihm ein, was für ein kritischer Tag heute sei. Ehe er noch recht zur Ueberlegung kam, hörte er auch bereits die schlürfenden Schritte von Frau Wedemeyer auf der alten wackeligen Treppe.

Gewiß wollte sie ihren Tribut fordern

Schnell entschlossen griff er zu seinem Shakespeare, und als Frau Martha die Thür öffnete, da hatte er auch schon den dritten Richard zur Hand und schleuderte der Eintretenden mit der schnarrenden Stimme eines Helden aus dem Vorstadt-Theater die finsteren Worte Glocesters entgegen:

„Nun ward der Winter unsres Mißvergnügens
Glorreicher Sommer durch die Sonne York's;
Die Wolken all', die unser Haus bedräut,
Sind in des Weltmeers tiefem Schoß begraben.
Nun zieren unsre Brauen Siegeskränze,
Die scharf'gen Waffen hängen als Trophä'n — —"

„Aber Herr Bogula, no einen Moment!" versuchte Frau Wedemeyer, die sich heute fest versprochen hatte, an den wunden Punkt zu rühren, ihn zu unterbrechen. „No a kurz Wörtle, 'sischt wegen der Mieth'! I han net viel Zeit. Drunten in der Kupferschmied' wart' einer."

Aber machtlos verhallte ihre Stimme in dem Schwalle der dröhnenden Worte ihres Miethers.

„Nun Herr Bogula, no einen Moment!" versuchte Frau Martha aufs neue, indem sie energisch mit ihren runden Händen auf die buntgestreifte Schürze schlug.

Doch Bogula ließ sich nicht stören und declamirte immer weiter fort, mit wirr aufgerichteten Haaren, indem er mit der freien Hand nach oben griff, wie ein Zauberkünstler, der aus der Luft Thalerstücke herunterholen will.

„Aber Herr Bogula, drunten in der Kupferschmied' wart' einer, no einen Moment!"

„Und darum, weil ich nicht als ein Verliebter
Kann kürzen diese fein beredten Tage,
Bin ich gewillt, ein Bösewicht zu werden!"

Und so ging es weiter.

Endlich war der Monolog Glocesters zu Ende, und Bogula schnappte nach Luft. Doch Frau Wedemeyer war nicht gegangen, sondern stand noch immer an der Thür.

„Aber mei liaber, beschter Herr! I wollt mi no erlaube, Ihne d'Rechnung z'gebe; i han's ja so eilig! Drunten in der Kupferschmied' 'sischt einer und will mi spreche. I kann ihn doch nit so lang' warte lasse!"

Sie übergab mit unsicherem Lächeln ihrem Miether die Rechnung.

Der nahm das Papier kaltblütig an sich und — that es wieder in die Schublade.

„Aber wie 'sischt's denn mit der Bezahlung, Herr Bogula?" Endlich hatte sie es herausgebracht.

Bogula fuhr mit der Hand durch die blonden Haare und schritt in tiefem Sinnen im Zimmer auf und ab.

„Ich dachte, Ihre Kupferschmiede ginge ganz gut, liebe Frau?"

„I kann ja freili net klage, Herr Bogula."

„Na, zu was brauchen Sie denn die lumpigen Paar Mark von mir?"

„S' muß doch halt alles sei Richtigkeit habe!"

„Können Sie nicht noch bis zum nächsten Ersten warten, liebe Frau? Der Juni war ein so theurer Monat. Es gab so gute Krebse im Restaurant drüben, und das Bier war so gut gerathen im Stadtgarten diesmal. Nicht wahr, Sie warten, liebe Frau?"

Er hatte seine Harmonica von der Kommode genommen und griff, einen Seitenblick auf seine rundliche Wirthin werfend, die noch immer überlegend an der Thür stand, kräftig auf die Tasten.

Ein lustiger Walzer klang durch das Stübchen. Zwar nicht lange; denn der Studiosus legte das Instrument bei Seite, und die Melodie nachpfeifend, packte er seine Gläubigerin um die Hüfte und schwenkte sie im Tanze herum, daß die Wände dröhnten.

„'Sicht g'nug, Herr Bogula!" rief sie lachend und außer Athem, „i will ja warte!" —

Natürlich hatte Bogula am ersten August auch noch nicht

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Afrikanische Straußenfarm.
Nach einer Photographie.

bezahlt! Ja, es wurde Herbst und es wurde Winter, ohne daß die gutmüthige Frau Wedemeyer auch nur einen Pfennig von ihrem losen Miether zu sehen bekam.

Aber diese finanziellen Mißhelligkeiten waren nicht im stande, das gemüthliche Zusammenleben der beiden zu zerstören. Zwar gab es am Anfang eines jeden Monats kleine Auseinandersetzungen zwischen beiden, bei denen Bogula sich unerschöpflich in Ausflüchten und Vertröstungen aller Art zeigte; doch schließlich blieb immer wieder alles beim alten, und es herrschte tiefster Friede.

Und an einem November-Abend, als ein helles Ofenfeuer das Stübchen so recht behaglich durchwärmt hielt, da hatte der junge Philologe seiner hausmütterlichen Freundin sein Herz völlig aufgedeckt; es lag nun vor ihr wie ein Stück Krystall.

Das kam so:

Bogula hatte der andächtig lauschenden Frau Wedemeyer auf seiner Harmonica den „Rothen Sarafan" vorgespielt. Das wehmüthige russische Volkslied hatte ihn so recht bewegt. Dazu schien der Mond voll ins Fenster hinein, sodaß etwas wie eine weihevolle Stimmung den Bruder Lustig überkam.

Er setzte sein Instrument bei Seite und fuhr sich mit der Hand nachdenklich durch das blonde Haar. Dann stand er hastig auf und holte aus der Tischschublade ein zerknittertes Heft heraus.

„So, nun setzen Sie Sich 'mal dort in die Ecke, liebe Frau!" commandirte er, „ich will Ihnen jetzt einmal etwas aus einem dramatischen Gedichte besonderer Art vorlesen. Es heißt: ‚Krone und Liebe.' Nicht wahr, ein schöner Titel? Daraus will ich Ihnen nun also einmal eine Stelle vortragen, wie ein Ritter seine treulose Gattin zur Rede stellt."

Frau Martha faltete ihre Hände und sah andächtig zu ihm hinauf. Ihretwegen konnte er nun beginnen.

Zuvor setzte er sich jedoch die Lampenglocke als Helm auf das blonde Haar und hängte sich das Bettlaken als Rittermantel um die Schultern. So sah er wirklich recht romantisch aus.

Dann begann er seine Verse und drang auf Frau Wedemeyer ein, erst leise klagend, dann hart und zuletzt voller Zorn, recht wie ein betrogener Ehemann. Dazu schnitt er die fürchterlichsten Gesichter, die unter der weißen Lampenglocke noch besonders grotesk erschienen.

Als er geendet hatte, legte er Helm und Mantel bei Seite und athmete tief von der Anstrengung.

„Wer meinen Sie wohl, wer das gedichtet haben könnte, liebe Frau?" fragte er mit bewegter Stimme.

„S' wird der Uhland g'weje sein!" sagte die Gute schnell fertig. Es war dies nämlich der einzige Dichter, von dem sie wußte, außer Shakespeare, und der konnte es doch nicht gethan haben, denn der stand in Braun eingebunden dort friedlich auf der Kommode.

„Nein, Uhland ist es nicht, liebe Frau; es ist ein anderer!"

„No, wer denn?"

„Ein anderer, den Sie kennen!" Er sah sie mit durchdringendem Blick an.

„Aber Herr Bogula, 's wird doch net —?"

„Ja, ich bin's gewesen, liebe Frau!" — So stolz mußte Odysseus gesprochen haben, als er sich den Phäaken zu erkennen gab.

Er schüttelte seiner Wirthin derb die Hand.

„Ischt's wahr? Ischt's wahr? Hätt i dös g'wußt, hätt i no a bißle besser aufpaßt!"

Bogula hatte sich am Fenster niedergehockt. Er fuhr wieder mit der Hand sinnend durch das blonde Haar.

„Seit zwei Jahren beschäftige ich mich mit dieser schönen Kunst. O, es ist auch eine harte Kunst! Sie lassen einen hungern, sie lassen einen dürsten," — es war nicht recht klar, wen er mit dem sie meinte — „sie verfolgen einen! Ich will nur auf die Lebensschicksale von Johann Gottfried Seume hinweisen, welche im ‚Vaterländischen Kalender' von diesem Jahre so schön beschrieben sind; ja, und erst nach dem Tode sehen sie, was man für ein Kerl gewesen ist!"

Er strich sich mit dem Rücken der Hand über die Stirn, dann reckte er sich auf.

„Ja, liebe Frau, ich denke aber doch schon bei Lebzeiten einen Erfolg zu erringen! Ich habe ein Trauerspiel bei der Intendanz eingereicht, und ich glaube bestimmt, diese wird es nehmen."

Er rieb sich vergnügt die Hände.

„Denken Sie 'mal, wenn ich dann so über Nacht ein berühmter Mann geworden bin, so à la Uhland! Was meinen Sie? Und Geld giebt's dann obendrein! Ja wohl!" — er schnalzte mit der Zunge. — „Und schaun's, dann sollen Sie sehen, wie wunderschön ich meine Miethe zu zahlen verstehe!"

Er schlug ihr mit der flachen Hand auf die Schulter, daß sie einen kleinen Schrei ausstieß.

„Des glaub i Ihne net amal; Sie Schalksknecht! Sie gebe mir doch nix! Aber nun Adjes! I muß runter; in der Kupferschmied' wart' sicher einer auf mi."

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Afrikanische Strauße.

Von C. Nolte in Frankfurt a. M.

Siehe auch die Illustration Seite 33.

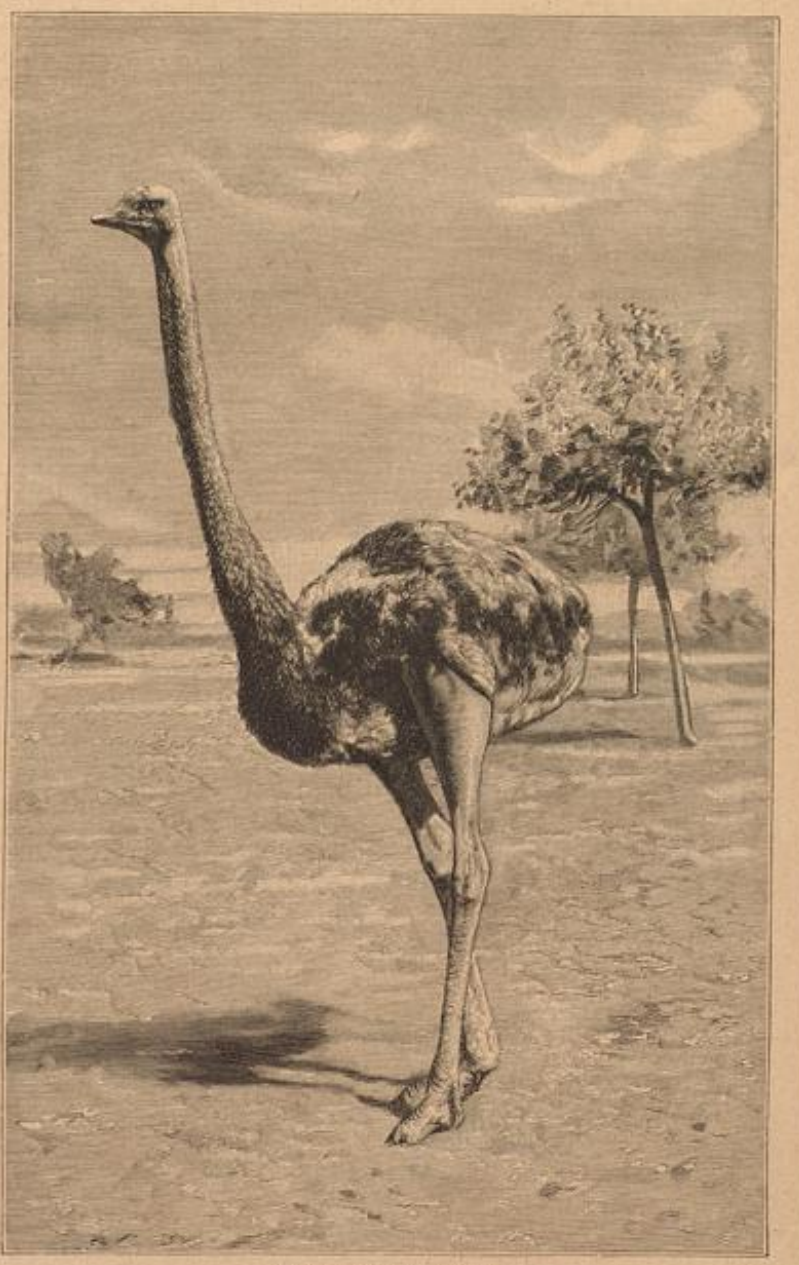
Wie viele unserer Damen haben sich wohl Rechenschaft gegeben, wo die schönste aller Zierden eines Hutes, die Straußfeder, herkommt?

Federn wilder Strauße, die bis zur Mitte der sechziger Jahre ausschließlich den Bedarf europäischer Märkte deckten, werden jährlich seltener, und seit in Südafrika allein ungefähr 200,000 Zuchtstrauße gehalten werden und die Federnpreise in den letzten Jahren tief gesunken sind, lohnt es sich nicht mehr, die Jagd auf wilde Vögel in den unwirthlichen Gegenden, wo diese Thiere, von der Kultur zurückgedrängt, nur noch hausen, zu betreiben.

Meine Mittheilungen beschränken sich auf die Zucht und Jagd der Strauße in Südafrika, wo ich Gelegenheit hatte, dies während eines mehrjährigen Aufenthaltes eingehend kennen zu lernen.

Die erste nähere Bekanntschaft, die ich mit zahmen Straußen machte, war auf einer Farm in der Nähe von Victoria West, wo wir, auf einer Reise von Gräf Reinet nach letzterem Orte begriffen, ausgespannt hatten, um die Pferde zu füttern. Auf dem Gehöfte liefen mehrere zahme Strauße umher, die wir jedoch nicht weiter beachteten. Wir saßen beide (mein Reisebegleiter und ich) auf der Deichsel der Karre und aßen unser Frühstück, das wir „ländlich, sittlich" auf einem kleinen Wasserfaß ausgebreitet hatten. Gerade als ich im Begriffe stand, ein dickgestrichenes Stück Butterbrod zum Munde zu führen, langte mir etwas über die Schulter, und ehe ich mich noch von meiner Ueberraschung erholt, war ein großes Straußenmännchen mit dem leckeren Bissen davongelaufen. Doch nicht immer so harmlos laufen Begegnungen mit diesen Riesenvögeln ab, wie ich später auf meine Kosten erfahren sollte.

Während der Brutzeit werden die Männchen recht bösartig und greifen selbst ihnen bekannte Bedienstete der Farm an, mit denen sie zu anderen Zeiten auf freundschaftlichem Fuße stehen. So ritt ich eines Abends aus, um mich in der Kühle ein wenig zu erfrischen und einem benachbarten Farmer einen Besuch abzustatten. Gemüthlich dahintrabend, kam ich einer am Wege ruhig weidenden Straußenfamilie, nichts Böses ahnend, näher, als sich plötzlich das Männchen aufrichtete und durch heftiges Flügelschlagen seinen Aerger kundgebend, auf mich zueilte. Da ich von der Gefährlichkeit dieser Thiere zur Genüge gehört hatte, hielt ich es nicht für rathsam, in diesem Augenblick nähere zoologische Beobachtungen über die Familie Struthionidae zu machen; mein Pferd gegen den Wind umwerfend, galoppirte ich querfeldein, über Gräben und Büsche wegsetzend, bis ich nach einiger Zeit die Genugthuung hatte, die erboste Bestie hinter mir zurückzulassen.



Gerupfter Strauß.
Nach einer Photographie.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Der Garten der Hesperiden.

Nach dem Bilde von A. F. Gorguet in Paris. — Siehe Seite 40.

Die Straußenzucht hat leider schon viele Menschenopfer gefordert, denn das Thier besitzt in seinen äußerst muskulösen, mit zwei großen, starken Zehen versehenen Beinen eine furchtbare Waffe. Im Victoria West-District, wo ich Gelegenheit hatte, eingehende Studien zu machen, werden die Strauße in großen Einfriedigungen, sogenannten „Camps“ aus Mauern von lose aufeinander gefügten Steinen oder aus Drahtzäunen hergestellt, gehalten. Die Errichtungskosten solcher Umzäunungen sind nicht ganz gering. Diese haben einen Umfang von drei bis sechstausend Meter; es werden fünfzig bis hundert Vögel hineingethan. Theilweise wird gefüttert; aber wo gutes Weidefeld, reich an Alkalien (denn diese sind unbedingtes Bedürfniß zum Gedeihen der Zucht) sich vorfindet, bleiben die Thiere auf die Weide allein angewiesen.

Wir wollen hier kurz den Lebenslauf eines Straußes verfolgen. Das Legen der Eier beginnt Ende Juli und dauert bis Ende März, wo die Eier im Incubator ausgebrütet werden. Die Lege-Periode währt fast ununterbrochen bis Ende März. Läßt man die Vögel das Brutgeschäft selbst verrichten, so legen sie gewöhnlich zweimal zwölf bis zwanzig Eier und bringen also während der Saison zwei Bruten auf. Das Männchen scharrt und gräbt mit dem Schnabel eine grubenartige Einsenkung in einen buschreichen, mit lockerer Erde oder Sand bedeckten Theil des „Camps“, die als Nest dient.

Manche Farmer richten auch selbst an geeigneten Stellen ein Nest ein und legen künstliche Eier hinein, die so vortrefflich nachgemacht sind, daß sie selbst die Vögel täuschen, die es eigentlich doch besser wissen sollten. Man nimmt den Straußen ab und zu einige der Eier weg, um sie im Haushalt zu verwenden; solche Eier wiegen, beiläufig gesagt, etwa vier Pfund und entsprechen einem Gehalt von vierundzwanzig Hühnereiern; ein schönes Frühstück, wenn man hungrig ist! Ich habe im Inneren Buschmänner gesehen, die wirklich eine solche Leistung in einer Sitzung fertig brachten. Der Buschmann ist eben darauf angewiesen, tüchtig zu essen wenn sich ihm eine Gelegenheit bietet, da er oft tagelang hungern muß.

Das Ausbrüten der Eier dauert durchschnittlich fünfundvierzig Tage, und gar putzig sehen die eben ausgekrochenen jungen Sträußchen aus, etwa wie Igel, die man auf Stelzen gesetzt hat. Beim Auskriechen haben die Thierchen schon die Größe eines Huhns, doch tragen sie anstatt des Flaums ein borstiges Gewand, das sich nur allmählich in Gefieder verwandelt; erst nachdem sie das Alter von einem Jahr erreicht haben, beginnen die Federn Werth zu bekommen. Ausgewachsen ist der männliche Strauß erst im dritten Jahre.

Sehr gebrechlich sind die Beine der jungen Strauße, die vor Kälte und Nässe sorgfältig bewahrt werden müssen. Hochinteressant ist es, die jungen Thiere in den verschiedenen Altersstufen zu beobachten, wozu auf einer großen Farm reichlich Gelegenheit geboten wird; da sehen wir sie von kaum ausgekrochenen Küchlein bis zu ausgewachsenen Brutvögeln. Von den kleinsten an, die ihren schwarzen Hirtenknaben den Eltern gleich betrachten und sich bei herannahender Gefahr, oder auf einen Lockruf, schnell um ihn versammeln, bis zu den „einjährigen“, die den Besucher zutraulich und neugierig von oben bis unten mustern und mit ihren langen, schlangenartigen Hälsen und großen Schnäbeln in seine Taschen und überall herumfahren, um zu sehen, ob es nicht irgend etwas zu annectiren gäbe, wobei es einem eigentlich ganz gruselig wird. Doch die Ausgewachsenen lassen wir ungeschoren, d. h. wenn wir sie nicht gerade scheren wollen, und dann hat es seine liebe Noth. Die einfachste Art des Federgewinnens ist die im Victoria West District übliche. Bei bösartigen Thieren sind dazu vier Mann erforderlich. Einer geht nahe an den Vogel heran und wirft ihm einen Sack über den Kopf. Sofort eilen zwei andere herbei und binden zu ihrem Schutze dem Strauß die Füße, was natürlich sehr schnell und vorsichtig geschehen muß. Ein vierter kommt nun herzu und schneidet die Federn, wo sie am dichtesten und schönsten sind, beinahe glatt über der Haut ab. Auf modernen Zuchtfarmen hat man kleine Verschläge, die gerade für die Größe des Vogels bestimmt sind, und deren Seiten dem Thier bis zu den Flügeln reichen; dort hinein wird der Strauß durch hingestreutes Futter gelockt, der Verschlag schnell hinter ihm geschlossen, und die Procedur des Federschneidens wird in aller Ruhe und ohne Gefahr vorgenommen, indem ein Mann den Vogel am Hals festhält und der andere die Federn schneidet. Gerupft „wie die Gänse“, wie es kürzlich in einer deutschen Zeitschrift zu lesen war, werden die Thiere nicht; denn eine derartige Entfernung der Federn würde eine Blutung verursachen und Wundfieber zur Folge haben, außerdem den Nachwuchs der Federn schädigen. Die gewonnenen Federn werden in den nächsten „Winkel“ (d. i. ein Geschäft im Dorfe, das die Producte der Farmer, wie Federn, Wolle, Häute, Cerealien ꝛc. kauft, und in dem alles, von einer Stecknadel bis zu einem großen Ochsenwagen, zu haben ist, gebracht und verkauft. Dort wirft man sie in große Schubladen und bündelt und sortirt sie zu Ende der Saison sorgfältig; dann werden sie, in Kisten verpackt, an einen der großen Hafen- und Handelsplätze der Cap-Colonie, Port Elizabeth oder Capstadt, versandt. Von hier aus gelangen sie nach London und werden auf den monatlich in Mincing lane stattfindenden Auctionen verkauft.

Der Strauß liefert heutzutage noch, trotz der schlechten Federnpreise, einen jährlichen Ertrag von durchschnittlich 80 bis 90 Mark per Kopf der Herde.

Im Süden von Nordamerika hat man in der letzten Zeit der Straußenzucht ebenfalls große Aufmerksamkeit zugewandt, und sie soll sich sehr gut rentiren.

Die deutsche Südwest-Afrikanische Colonie bietet stellenweise äußerst geeignete Striche zur Straußenzucht.

Der Habgier einiger Jäger und Züchter ist es zuzuschreiben, daß die kleinen Federn auch auf den Markt gelangten. Anfänglich wurden diese nur als Besatz für Kleidungsstücke verwandt, bis einige Schlauköpfe in Paris darauf verfielen, die kleinen Federn zu spalten und aneinanderzusetzen und so täuschend zu vereinigen, daß, wenn sie erst auf den Hüten von den geschickten Händen der Modistinnen verarbeitet waren, man sie kaum von den echten, großen Federn unterscheiden konnte. Dadurch natürlich sanken die guten Qualitäten im Preis und kamen außer Mode.

Wenn unsere Damen wüßten, mit welch' unsäglichen Entbehrungen und Gefahren die Jagd wilder Strauße (deren Federn bedeutend schöner sind, wie die der zahmen) verbunden ist, würden sie die Federn wieder in Gnade aufnehmen, und so will ich denn zum Schlusse noch einige Worte sagen über die Art und Weise der Jagd, wie sie in der Kalahari-Wüste betrieben wird. Zu einem solchen Jagdzuge gehört eine umfangreiche und kostspielige Ausrüstung. Große, starke Wagen, von zwanzig paarweise vor einander gespannten Ochsen, gezogen, enthalten unsern Proviant, Tauschartikel, Flinten und Munition für sechs Monate. Etwa ein Dutzend gute Pferde werden vorausgetrieben, und langsam und unter vielen Beschwerden geht es über die weglosen Steppen und Sanddünen in das Herz der Wüste. Schon bei Beginn dieser hört das Wasser auf, und Menschen und Vieh sind zur Befriedigung des Durstes auf eine, nach der Regenzeit den gelben Wüstensand mit ihren weitläufigen grünen Ranken und großen Blättern, wie mit einem Teppich bedeckenden, dort wachsenden wilden Melone, von den Eingeborenen „Zzama“ genannt, angewiesen. Das zahlreiche Wild lockt uns nicht von unserem Ziel ab; weiter geht es durch die Ketten der Sanddünen, die mit größeren Flächen harten Kalkbodens abwechseln, bis wir Straußenspuren entdecken. Da wird denn an einem geeigneten Orte, wo Holz und Zzama ist, ausgespannt, und die während des Marsches allmählich hinzugekommenen Buschmänner werden auf die Kundschaft geschickt. Haben sie den Standort der Thiere erspäht, so wird am nächsten Mittage, gerade wenn die Sonne am heißesten brennt, ein gutes Pferd gesattelt, und, mit der besten Flinte bewaffnet, geht es im leichten Handgalopp zur bezeichneten Stelle. Ehe wir dort anlangen, steigt man ab; rutscht vorsichtig eine hohe Sanddüne hinauf, oben Ausschau haltend. Ja, richtig! Dort in der Ebene steht, zum Theil träge äsend, zum Theil schlafend, eine Truppe von vier oder fünf der Riesenvögel; nun wieder schnell aufs Pferd, und wir reiten, die ungestüme Jagdlust bezähmend, langsam im tiefen Sand, der keinen Hufschlag vernehmen läßt, möglichst lang gedeckt bleibend, unter dem Wind, damit uns die Thiere nicht wittern, auf ihren Standplatz los. Halt! Jetzt sind wir an der letzten Sanddüne angelangt; der Sattelgurt wird stramm gezogen, das Gewehr fest gegriffen, und nun hinauf auf die Düne. Von oben betrachtet, liegt die Kalkebene weißschimmernd, von Gluthwellen vor unseren Augen flimmernd, zu unseren Füßen. Dort steht auch das geschätzte Wild, für das wir unser Leben aufs Spiel setzen, vor uns, kaum 100 Schritte entfernt. Jetzt gewahren uns die Vögel; im Moment ist alle Trägheit abgeschüttelt, und fort geht's in Riesensätzen! Da sausen wir auch schon dahinter her, daß das lose Kalkgeröll Meter weit hinter den Pferdehufen hinausgeschleudert wird, Mensch wie Pferd vom gleichen Jagdeifer beseelt. Doch nun zuerst die Thiere dem Wind entgegen treiben, da sie dann schwerer rennen. Halloh! Es ist gelungen! Jetzt ist es nur noch eine Frage der Zeit; unserer Beute sind wir gewiß! Da theilen sie sich, doch halten wir uns hinter dem großen Männchen her; toller und immer toller geht die wilde Jagd, daß die Büsche nur so an uns vorbeifliegen. Ha! Der Flügelschlag, mit dem sich der Vogel beim Laufen forthilft, wird immer schlaffer, da fängt er an zu taumeln, und jetzt, — hurrah! — er bricht zusammen! Flink vom keuchenden Roß, die Büchse an die Wange, und der Todesschuß knallt; noch einige Male tritt der Vogel krampfhaft aus, er streckt sich und verendet mit einem Zittern, das durch den ganzen Körper geht. Zwanzig Minuten hat die wilde Jagd gedauert. Doch schnell wieder aufs Pferd, denn es gilt noch einen oder den anderen der Truppe, ehe sie zu weit entkommen, zu erlegen! Erschöpft sinkt man endlich beim letzten Schlachtopfer nieder, und ach, wie gern gäbe man oft die kostbare Jagdbeute für nur einen Trunk kalten Wassers! Die Federn rupfen dann die Buschmänner und bringen sie uns ins Lager. — In Nordafrika erschlägt man die Strauße.

Noch vieles könnte ich hier über die Jagd mittheilen, auch über die Listen der Buschmänner, deren sie sich beim Beschleichen dieses Wildes bedienen, aber leider gestattet es der Raum nicht.

Wenn auch Südafrika heutzutage den Markt zum größten Theil mit Federn versorgt, so steht es doch in dieser Beziehung nicht allein da; Aegypten, Algier, Mogador und Senegal liefern ebenfalls noch beträchtliche Quantitäten. Und doch behauptet man, Straußenfedern seien aus der Mode gekommen, trotzdem heutzutage allein aus den afrikanischen Ländern Federn im Werthe von über 30 Millionen Mark jährlich auf den Markt gelangen.

Nachdruck verboten.

Die arme Sängerin.

Aus dem Kleinleben einer Großstadt von P. Gisbert in Berlin.

Für fünfzehn Mark Honorar, — es war das Höchste, was der Verein für Kunstleistungen zahlte, verschönte sie die Festabende der „Blauen Schleife“. Ein Festabend der „Blauen Schleife“ ohne Gesangsnummern von Fräulein Clara Müller wäre etwas Unvollständiges gewesen.

Und alles an ihr paßte auch zu den einfachen, kleinbürgerlichen Naturen der Vereinsmitglieder: ihr Name, ihr Aussehen, ihr Gesang, — alles schlicht und ungeschminkt.

Man hatte sie allgemein gern; die Pfeile übler Nachrede prallten an dem Schilde ihres schlichten Lebens ab. Hier gab es nichts nachzureden. Clara Müller war nicht mehr jung und hübsch, und arm obendrein.

Ihr Repertoire bestand aus vier bis fünf niedlichen, gefühlvollen Liedchen, von denen zwei die Vöglein im Walde, die anderen die Blümlein auf der Wiese besangen.

Das eine besonders, in dem Fräulein Müller das Zwitschern der Vöglein nachahmte, konnten die Vereinsmitglieder kaum genug hören. „Fräulein Müller macht es aber auch gar zu schön!“ hieß es, und das Lob der einfachen Leute that der Sängerin sichtlich wohl; ein wirklich frohes Lächeln flog dann über ihre verwelkten Züge, und ihre winzige Gestalt wuchs beinahe.

Und ihr altes Mütterchen erst in der Ecke des Saals! Wie freute das sich, wenn die Damen und Herren alle ihrer Clara Beifall klatschten! Dazu zahlten sie ihr noch für den Abend; ja, nach Beendigung des Konzertes saß Clara auch noch mit am „Künstlertisch“ und bekam ihr warmes Abendbrod: Wiener Schnitzel oder Rehfilet. Wein konnte sie dazu trinken, soviel sie wollte, eine Begünstigung, die sie freilich herzlich wenig ausnützte.

Sie, die Mutter, hätte womöglich ebenfalls mitessen können; aber sie hielt auf Anstand und zog es vor, gleich nach dem Konzert nach Hause zu gehen und hier ihr kärgliches Abendbrod einzunehmen.

Ihre Clara kam dann später nach Haus gefahren, sogar eine Nachtdroschke zahlte der Verein! O, er bildete ein reines Glück für ihre Tochter, dieser Verein! Und außer dem Honorar, dem warmen Abendbrod und der Nachtdroschke gab es auch sonst Vortheile mancher Art. Da fand sich denn doch einmal die oder jene Familie, die ihrem Töchterchen bei ihrer Clara Gesangsunterricht geben ließ. Zwar zeigte sich eine solche Aufgabe manchmal nicht leicht, weil diese „Mädchens“ oft gar kein Talent und noch weniger Stimme hatten. Das Singen klang dann, als ob auf einen irdenen Topf geschlagen würde; die Mutter mußte sich in der Küche die Ohren zuhalten, wenn sie's hörte, aber, — lieber Gott, es gab doch schönen Zuschuß für die Wirthschaft!

Wenn ihre Clara einmal ein eigenes Konzert veranstaltete, dann machte sich der Verein erst recht nobel. Er nahm mindestens dreißig Billets, die nur fünfzig Pfennig das Stück kosteten; allein dreißigmal fünfzig Pfennig sind doch immerhin ein Gegenstand! Und der Vorstand gab sich dazu viele Mühe um zahlreichen Besuch und erwähnte des Konzertes schon zeitig vorher in einer geeigneten „Kaffeepause“.

Je mehr die Mutter sich's überlegte, desto freudiger mußte sie sich sagen, daß der Verein „Blaue Schleife“ für sie und ihre Clara ein wahres Glück sei.

Ach, es hatte Zeiten in ihrem Leben gegeben, in denen sie sich schon vom Glück ganz verlassen glaubte. Vielleicht gerade deswegen, weil sie früher mit der Clara zu hoch hatte hinaus wollen. Eigentlich nicht sie, sondern ihr seliger Mann. Er wußte freilich mit der Kunst und dem Gesang besser als sie Bescheid, — war er doch selbst Musiker, ein tüchtiger Geiger, der sein Metier verstand.

Er wäre wohl auch noch mehr geworden als „so einer im Orchester“, wenn er ein klein wenig mehr Glück gehabt hätte, der arme Mann. Immer nur elende Stunden geben und Noten abschreiben am Tage, und abends wieder spielen, spielen bis tief in die Nacht hinein! Das ist nichts für einen Künstler. Da bleibt es immer trüb und grau, und es giebt so gar keinen Sonnenschein dazwischen. Was er sich nicht erarbeitete, das hatte er nicht, und nie kam einmal etwas von außen, etwas ganz Unverhofftes.

Wenn er darüber klagte, dann hatte die Frau es ihm ausreden wollen und ihn auf Gott verwiesen, der die Seinen nicht verlasse. Manchmal hatte sie ihn auch durch diesen Trost besänftigt, aber meistens war er doch ungeduldig geworden und hatte gemeint: er wolle nicht erst auf den Himmel vertröstet sein und lieber hier auf Erden schon mehr haben als das tägliche Brod. Gotteslästerlich lauteten solche Reden; die Frau fühlte es, denn schließlich sollte jeder doch dem Himmel dafür danken, wenn er sein tägliches Brod hätte. Und es hat jeder darum zu bitten; auch der Reiche und Vornehme kann nie wissen, wie es in Zukunft mit ihm wird. Dies alles konnte sie ihrem Mann aber nicht sagen, wie sie wollte, denn er wurde dann leicht unwirsch und that so, als ob Gott und die Welt sich gegen ihn verschworen hätten.

Er hatte es ihr oft erklärt, was er so unter Glück verstände. Als junger Mensch hatte er davon geträumt, noch in der Zeit, in der er in das Haus ihres Vaters, eines kleinen Kaufmanns, gekommen war. So über Nacht berühmt werden, durch die Welt ziehen und Gold und Ehre einheimsen, das wäre so etwas!

Von jedem Konzertabend, an dem er spielte, erwartete er dieses Glück. In den nächsten Tagen würden dann die Blätter alle voll sein von dem großen Geiger, die Konzert-Agenten alle zu ihm kommen und ihm glänzende Anerbietungen machen. Aber es kam niemand, und er spielte doch so seelenvoll, so schön, daß sie, deren Herz er vornehmlich durch seine Geige gewonnen hatte, und ihre Eltern oft ganz hingerissen waren. Dann sprach er auch wohl davon, daß ihm doch ein sehr großes Glück zu theil geworden sei, nämlich ihre Liebe.

So ging es Jahre durch, viele lange Jahre. Man durfte in seiner Gegenwart von weltberühmten Geigern nicht mehr reden. Jeder Erfolg erschien ihm nur als bloßes Glück, als gemacht, oder gar als ein Schwindel. Zuweilen erlangte er zwar ganz gute Anstellungen, einmal sogar als Konzertmeister; aber so sanft er zu Hause Frau und Kind gegenüber sein konnte, so unverträglich bezeigte er sich mit den Leuten. Vom Kapellmeister ließ er sich überhaupt nichts sagen, und ein gutes Wort geben konnte er auch nicht. Er war eben verbittert worden und ward es mehr und mehr.

Da war es das Kind allein, das ihm wirklichen Lebenstrost brachte; sie, die Frau, konnte es nicht, das fühlte sie wohl, ohne zu murren. Bei dem Kinde entzückte ihn vor allem das Musikalische. Wenn das Mädchen schon als ganz kleine „Göhre“ jede Melodie, die es gehört, nachsang, da sprang er wohl begeistert auf und rief: „Das ist Begabung, das vererbt sich!“ Wie sorgsam bildete er dann das Talent des Kindes aus! Beinahe jede Mußestunde wendete er daran, und fast täglich horchte er auf die Töne ihrer feinen Stimme, ob sie nicht etwa an Klang eingebüßt hätten. Aber sie wurden immer schöner und stärker, und gar oft meinte der glückliche Vater zu seiner Frau: „Das Mädel wird die größte Sängerin der Welt! Ich als Musiker kann's beurtheilen; ihr kann es nicht fehlen, es ist unmöglich!“

So ging es wieder Jahre fort; das Talent Clara's wuchs, aber ein Schlimmes war dabei, das Mädchen selbst blieb im Wachsthum gar zu sehr zurück für ihr Alter. Für das, was der Vater mit ihr vorhatte, erschien das nicht gerade angenehm; Opernsängerinnen müssen doch schön stattlich sein. Er suchte sich dann zu trösten. „Ach, sie ist gerade gewachsen,“ sagte er zu sich selbst. „In der Kunst wird nicht mit dem Meterstab gemessen; sehr viele große Künstlerinnen waren winzig von Gestalt.“ Er selbst war übrigens ebenfalls klein und hatte es nicht gern, wenn immer auf große Figuren, als etwas Bevorzugtes hingewiesen wurde.

Welche Mühe gab er sich mit dem Kinde! Von Jahr zu Jahr mehr. Wie oft mußte die Mutter bitten, daß er Clara eine Ruhepause gönnen möge und sich auch. Aber davon wollte er wenig hören. Fleiß sei in der Kunst unentbehrlich, und beim Gesang besonders komme es auf die Schule an, lautete die Antwort. So kam die Zeit, wo Clara öffentlich auftrat und in Vereinen oder kleinen Kränzchen mitsang. Der Musiker hatte seine helle Freude dran, wenn die Leute ihm gratulirten und allerhand Complimente machten. Clara sang aber auch wie ein Engelchen, und da sie noch so jung und kindlich schüchtern war, entzückte sie die Menschen.

Der stolze Vater ruhte nun nicht eher, als bis er sein Kind auf der Bühne sah. Sein ganzes Geld wandte er daran, sie zu einer berühmten Gesangslehrerin und Vortragskünstlerin zu schicken. Der Vater war in der Stunde meistens dabei. Was mußte das Kind da alles lernen: Gesten machen und Posen, das Gesicht verdrehen und declamiren und alles, was

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

mit dem Gesang eigentlich nichts zu thun hatte, aber für die Bühne eben nothwendig erschien.

Manchmal kam Clärchen ganz erschöpft nach Hause und meinte: „Papa, es wird schwer gehen", oder: „ich kann's nicht aushalten"! oder ähnlich. Aber der Papa beruhigte sie dann wieder und versicherte ein über das andere Mal, daß sie es hundert Mal besser als die anderen mache; er habe es gesehen. Er war eben ganz davon überzeugt, daß sie Furore machen müsse; das sagte er allen, die es hören wollten; besonders den Theater-Agenten, mit denen er jetzt immer zu thun hatte, gab er „Brief und Siegel" darauf. Manche lächelten; andere wieder stimmten seiner Meinung bei.

Ach, und dann kam ein furchtbarer Tag, ein furchtbarer Abend! Es hieß, nun werde Clärchen zum ersten Male auftreten, aber in einer kleinen Stadt. Sogar in der Zeitung stand etwas darüber.

Da wurde nun alles für die Reise und das erste Auftreten zurecht gemacht. Klärchen mußte probiren und wieder probiren, sich schminken und anziehen. Der Papa nahm sie immer wieder vor und war begeistert. Sie singe besser als die Lucca; nun würden die Leute einmal hören, was singen heiße!

Mit den größten Hoffnungen reisten Vater und Tochter zu dem Gastspiel ab. Das arme Kind zitterte den ganzen Tag vor Aufregung. Der Papa gab ihr Champagner, und dann ging's auch einigermaßen. Je näher aber der entscheidende Moment heranrückte, desto aufgeregter wurde der Alte selbst.

Als Clara die Bühne dann betrat und sich singen hörte, klang es so schwach, so zaghaft. Ihre Partner sangen viel, viel kräftiger und bestimmter. Sie fühlte es und ihr bischen Muth schwand dahin. Und am Schlusse? Alles blieb eisig still, keine Hand im Theater rührte sich.

O, es war ein furchtbarer Abend, und das arme Kind in dem Flitterkostüme saß dann erschöpft in der Garderobe und weinte, und der Alte wetterte über das „elende Publicum".

Ja, was ist der Mensch mit seinen Plänen?

In den nächsten Tagen lasen die Eltern es Schwarz auf Weiß, daß ihr Clärchen vollständig durchgefallen sei. Gute Freunde hatten sich diese vernichtende Kritik kommen lassen, um sie der Familie zuzuschicken; gute Freunde thun so etwas ja sehr gern.

Der Alte aber blieb noch eifriger als je dabei, Clärchen ein glänzendes Engagement zu verschaffen. Es half ihm lange nichts, wie sehr er sich auch mühte. Dann endlich nach Monaten gelang ihm ein Versuchs-Engagement für Clara an ein ganz kleines Hoftheater in Thüringen.

Allein schon nach vier Wochen folgte die furchtbare Enttäuschung, und die Aufregung war wieder groß. Der Intendant hatte Clärchen entlassen, sehr höflich zwar und mit dem üblichen Bedauern, wie das so ist, wenn man etwas Unangenehmes zu sagen hat; aber die Ablehnung stand unwiderruflich fest.

Clärchen kam selbst mit dem Bescheide ganz zerknirscht an; das arme Kind war tief unglücklich. Der Vater wüthete, es gab bei ihm einen wahren Tobsuchtsanfall. „Diese jämmerliche Schmiere, die sich Hoftheater nennt!" rief er, „da ist da ein x-beliebiger Stallmeister, ein Herr von So und So, der wird eines Tages auf Befehl des Fürsten Intendant, ein Mensch, der Gicks von Gacks nicht unterscheiden kann, und der will über Kunst urtheilen und Talente herausfinden!"

Es waren furchtbare Zeiten; jeder Tag brachte eine Marter.

Clärchen bat den Vater inständig, er möge es ihr erlassen, sich noch einmal auf der Bühne an den Pranger zu stellen. Singen wolle sie schon, aber nur nicht diese Rollen spielen! Dennoch zwang er sie noch einmal dazu.

Das bedauernswerthe Kind! Ausgezischt und ausgepfiffen wurde es an jenem Abend. Das war das Ende der ganzen Herrlichkeit, die so viel Zeit und Geld gekostet hatte! Clara erklärte jetzt, daß sie um keinen Preis mehr auftreten wolle, und der furchtbar enttäuschte Vater mußte sich darein finden. Aber seine Kraft war gebrochen, und wie er vordem seine Tochter zu sehr verzärtelt und verhätschelt hatte, so kränkte er sie jetzt mit bittern Redensarten. Sie habe seine Erwartung getäuscht, sie sei selber an ihrer Blamage schuld! Sie dürfe überhaupt nicht mehr singen. So wurde das Leben für die beiden Frauen von Tag zu Tag schlimmer. Der Vater vernachlässigte seinen Beruf und blieb oft die Abende und halbe Nächte fort. „Er müsse sich betäuben," das war das Einzige, was er zu seiner Entschuldigung vorbrachte, „er müsse vergessen!" Zuletzt verdiente er nichts mehr, und Mutter und Tochter hatten ihn noch mit zu ernähren. Schließlich wurde er krank, sehr krank, und in lichten Augenblicken, wenn er nicht tobte und phantasirte, jammerte er über sein verfehltes Leben. Glücklicher Weise für die Frauen ging es dann rasch zu Ende mit ihm; beide pflegten ihn sorgsam bis zu seinem Tode.

So standen sie nun allein; aber Gott half ihnen weiter. Jetzt entfaltete sich das Talent Claras sicherer als früher. Sie trat in bescheidenen Konzerten auf, wo ihre Stimme gefiel. Nun zog man sie zu Vereins-Veranstaltungen hinzu, und so gelangte sie nach und nach zu ihrer anspruchslosen, aber sie und die Mutter nährenden Stellung. Und wenn die Mutter im Konzerte stillzufrieden in der Ecke des Saals saß, und die Mitglieder der „Blauen Schleife" ihrer Tochter Beifall klatschten, dann bat sie den Himmel, daß das Glück immer so bei ihnen wohnen möge, wie heute.

Nachdruck verboten.

Literarische Streifzüge.

Von Dr. Felix Poppenberg in Berlin.

II.

Wie ein Märchen aus alten Zeiten muthet es an, wenn man ein Buch von Elise Polko in die Hand nimmt. Weiche Empfindsamkeit und romantisch stilles Schwärmen hat sie sich trotz Zeitenwandels treu-innig bewahrt. Auch in ihren neuesten Novellen „Hell und Dunkel" (Köln, Ahn) finden wir alle jene Stimmungen und Motive wieder, die in der „mondbeglänzten Zaubernacht" einst webten und schwebten. Verlorene Volksliederweisen werden aufgegriffen und Novellen darum gesponnen; wie in Eichendorff'schen dämmerhaften Traumgedichten wandelt man durch verwilderte Gartenpracht, wo sich der Epheu um zerfallene Freundschaftstempel rankt und altmodische Blumen, „wie Federnelken und Goldlack" in dichter Fülle wuchern. Welke Blätter werden aufgerollt mit alten lang vergessenen Geschichten von Scheiden und Meiden, und die Frage tönt: „Kennst Du es wohl, das alte Lied? Es klingt so süß, es klingt so trüb . . . !" Doch diese Töne sind uns fremd geworden und passen schlecht in unsere Gegenwart.

Wie anders ist die Welt, in die uns eine andere Frau führt, Maria Janitschek. Wer sie einmal gesehen, diese hohe, königliche Gestalt mit dem Medeen-Kopf, der wird den Eindruck nicht vergessen; und wer auch nur ein Gedicht von ihr gelesen, dem wird sie es angethan haben. Hier ist nichts Süßliches und Weichliches, hier ist eine reifere, herbere Kunst, und doch frauenhaft! Dabei zeigt sich eine Vollendung der Form, eine Marmor-Plastik, die auch philosophische und abstracte Stoffe durch lebensvolle und packende Symbolik meistert. Maria Janitschek hat jetzt einen Band Novellen: „Pfadsucher" (Berlin, Grote) herausgegeben. Nietzsche's Ideen sind hier in Gestalten verkörpert.

Eine Sammlung interessanter Frauen-Portraits hat Laura Marholm unter dem Titel: „Das Buch der Frauen", Zeitpsychologische Portraits (Paris und Leipzig, Langen), erscheinen lassen. Es sind Charakteristiken von feinem Nachfühlen. So stellt die Verfasserin unter anderen Eleonore Duse, „das moderne Weib auf der Scene", vor uns hin, dann Anne Charlotte Edgren-Leffler, die spätere Herzogin von Cajanello, die den Leserinnen der „Deutschen Rundschau" als Roman-Schriftstellerin wohl bekannt sein wird. Eigenartigen Reiz erhalten diese literarischen Portraits durch die fesselnde Beigabe der Bilder der geschilderten Frauen.

* * *

Zur Weihnachtszeit hatte sich auf dem Büchermarkt eine alte, vielen liebe, von manchen aber vielleicht schon halb vergessene Bekannte eingestellt: Frau Wilhelmine Buchholz! „Wilhelmine Buchholz' Memoiren" von Julius Stinde (Berlin, Freund & Jeckel) heißt das Werk. Die wackere Buchholzen ist trotz großmütterlicher Würde immer noch die Alte, und sie hat ihren Berliner Mund immer noch auf der richtigen Stelle. Sie ist eine aufmerksame Zeitgenossin, und alle bemerkenswerthen Zeitereignisse und Zeiterscheinungen finden in ihren Denkwürdigkeiten gehörige Beachtung: Neu-Berlin gesehen par le tempérament de Mme. Buchholz. Als echte Frau setzt sie gleich mit einer Modefrage ein und stellt philosophische Betrachtungen darüber an, daß nun die „Hammelkeulen-Aermel", die unsere Großmütter bereits getragen, wieder herrschen, und daß die Zeit so weit liegt, da die Kleider eng waren, und die Aermel in den Nähten knackten. Frau Wilhelmine ist gar nicht zufrieden mit der neumodischen Sonntagsruhe, und sie schildert beweglich ein Gemälde voll Grauen und Schauder, wie an einem Sonntag hell und klar ihr unvermuthet Besuch ins Haus fällt, ein rundgezähltes Dutzend und sie nur Ausschnitt für zwei hat. Sie sieht den „Circus unter Wasser", der mittlerweile schon etwas Altes geworden ist, mit vergnügten Sinnen. Sie wird für die ethische Gesellschaft gepreßt und jubelt Bismarck's Einzug zu. Ja, sie geht sogar — o Wilhelmine, wer hätte das gedacht! — in Ibsen's „Gespenster". Die „Jungfrau von Orleans" mit der Lindner in der Titelrolle ist ihr aber lieber. Ueber die Buchholzen vergißt man häufig, daß ihr geistiger Vater auch fabulirender Poet ist, daß er draußen in der Natur auf grüner Heide und am Meeresstrand so gut Bescheid weiß, als in Berlin SO. Das bringen zwei kleine Erzählungen parabolischer Art („Die Perlenschnur" und „Die Seerose"), die eben in einem hübschen Damast-Geschenkband wieder herausgegeben sind, in neue Erinnerung.

Stinde hat zwei literarische Vettern, die ihm sowohl im breit behaglichen Humor, als in dem stillen, sinnigen Naturgefühl verwandt sind: Johannes Trojan und Heinrich Seidel. Des ersteren Sammelband „Das Wustrauer Königsschießen" (Leipzig, Liebeskind) ist ein Buch voll goldiger Laune mit Trojan's liebevollen Vertiefen ins Kleinleben, mit seiner warmherzigen Beobachtung des Schnurrigen, Absonderlichen.

Heinrich Seidel's neue Gabe „Von Perlin nach Berlin" ist eine köstliche Auto-Biographie. — Wissen Sie, was Perlin ist? Wissen Sie, wo Perlin liegt? Ich habe es auch nicht gewußt. Jetzt aber weiß ich's: es ist ein Kirchdorf in Mecklenburg-Schwerin, und es ist der Geburtsort Heinrich Seidel's, des Dichters von Leberecht Hühnchen, der die Harmlosigkeit mit dem Schimmer hellster und reinster Poesie umkleidete. — Seine Perliner Knabenjahre hat Seidel frisch und lebendig geschildert; wie er anfangs als „Drömer" und „Slapmütz" herumlief, wie er in der Schule durchaus kein Musterknabe war und das hoffnungsvolle Wort: „Ut em ward' nix!" tagtäglich an sein Ohr schlagen hörte, ebenso oft wie den freundlichen Rath: „Mein Jung', du mußt Grobschmied werden." Etwas Aehnliches ist er dann auch geworden, wie er scherzend sagt: der Dichter Seidel ist nämlich Ingenieur; der Verfasser von Leberecht Hühnchen hat das eiserne Hallendach des Anhalter Bahnhofes in Berlin entworfen.

Charakteristisch ist für Seidel und Trojan vor allem ihr scharfer Blick für die Kleinigkeiten des Lebens, die „Andacht zum Unbedeutenden", wie ein Jacob Grimm'scher Ausdruck lautet. Das macht sie einem Dritten verwandt, der zwar nicht dichterisch producirt, aber dichterisch empfindet, mit Ludwig Pietsch. Der siebzigjährige Pietsch hat jetzt den zweiten Band seiner erinnerungsreichen Lebensgeschichte erscheinen lassen, ein Buch voll Anschaulichkeit und Natürlichkeit; es heißt: „Erinnerungen aus den sechziger Jahren" (Berlin, Fontane). Das ist ein hochinteressantes Werk, in dem ein Mann, der noch unter uns lebt, von einer Berliner Vergangenheit erzählt, die die Jüngeren fast märchenhaft anmuthet; von einer Zeit, da die Potsdamerstraße, ungepflastert, trottoirlos, bei Regenwetter einem Sumpf glich, und in der eleganten Bendlerstraße die Frösche quakten. Alles ist im Plauderton erzählt, nichts Papiernes, feierlich Memoirenhaftes stört. Es ist, als säße man in der Dämmerstunde in jenem hier geschilderten gemüthlichen Thurmzimmer der Bendlerstraße L. P. gegenüber; auf der Blechplatte vor dem Eisenofen strecken sich wohlig seine Hausthiere, die sechs Katzen, und nun geht das Erzählen los! Von der schönen Desirée Artôt mit ihrem röthlich schimmernden, löwenfarbigen Haar und ihrer süßen Stimme; von den italienischen Gastspielen im Victoria-Theater und im Opernhaus, über die sogar der gefürchtete Kritiker Rellstab sich entzückte; von Frau Viardot und Albert Niemann; von Turgénjew und Storm; von Böcklin und Menzel; von der Familie Meyerheim und der Familie Vegas. — Und man wird nicht müde, diesem unerschöpflichen, so reich gesegneten Erinnerungsmenschen zuzuhören.

* * *

Mannigfache Provinzen hat das große Literatur-Reich. Alle finden sie ihre Bebauer und ihre Ansiedler. Auch die historische Provinz ist noch nicht verödet, trotz lockenden Neulands. Treulich bleiben auf ihrem Gebiete Ebers und Wolff. Ebers führt uns mit seinem Buch „Im Schmiedefeuer" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) nach Alt-Nürnberg. Das Local-Colorit und die historische Stimmung sind kaum getroffen, auch an lebendiger Anschaulichkeit fehlt's. Es ist dem Verfasser scheinbar nur darauf angekommen, die verschiedenen Paare seiner Fabel „nach mancherlei Leiden und traurigem Los" zu vereinigen, was ihm auch zu glücklich gelingt.

Julius Wolff erhebt diesmal das Zeichen des Bundschuhs und inscenirt mit seinem „Schwarzen Weib" (Berlin, Grote) allerlei Bilder aus der Zeit des Bauernkriegs. In dem Rahmen aus Greuel und Blut läßt er nach seiner Gewohnheit eine Liebesgeschichte spielen. Florian Geyer, Ritter und Bauerngenosse zugleich, und die schwarzhaarige Judica, die von der Mutter das Bauernblut, vom Vater das heiße, adelige Helfensteiner Blut geerbt, sind ihre romantische Helden, und sie finden einen romantischen Tod, Seite an Seite kämpfend gegen die Landsknechtsspieße.

Wer Wolff'sche Weisen liebt, den möchten wir auf einen weniger bekannten Dichter aufmerksam machen, auf Joseph Lauff, einen preußischen Artillerie-Hauptmann, der gleich jenem den Hippogryphen sattelt „zum Ritt ins alte romantische Land." Auch er hat von den Helfensteinern gesungen und vom Claus Störtebeker. Zu seinem neuesten Roman „Die Hauptmannsfrau, ein Todtentanz aus dem sechzehnten Jahrhundert" (Köln, Ahn) nimmt er sich als Stoff die Zeit des Schmalkaldischen Bundes, die Kriege Karls V. gegen den abtrünnigen Kurfürsten von Sachsen und die protestirenden Stände. Bei Lauff läßt, wie bei Wolff, für den feineren Geschmack die Charakteristik zu wünschen übrig. Die Personen erinnern immer etwas an Figuren der Opernbühne; sie sind auf einen Ton gestimmt, — was für den Autor sehr bequem ist, — und sie entbehren der bunten Eigenschaftsmischung, die jeder Menschenkenner bei sich und anderen schon nach kurzer Beobachtung entdeckt.

Auch das Ausland bietet manch Beachtenswerthes. Ganz neu ist für Deutschland ein sehr interessanter Autor der Holländer, Maarten Maartens. Er schildert Holländer und Holländerinnen, aber nicht in holländischer Sprache, sondern im vortrefflichsten Englisch. Das eigenartigste Werk von ihm, „Gottes Narr", ist nun deutsch erschienen (Köln, Ahn). Der Verfasser erzählt die Geschichte eines Schwachsinnigen, der in seiner Jugend beim Spiel durch den Ungestüm seines Bruders eine Gehirn-Erschütterung erlitten hat und für sein ganzes Leben ruinirt ist. Dieser Idiot wird durch ein Testament Haupterbe des großen Vermögens seines Großvaters, während die Brüder Hendrik und Hubert weit geringer bedacht sind. Hendrik, der schlimmere von beiden, geht nun darauf aus, den Bruder Elias um sein Geld zu bringen und benutzt dazu die Abwesenheit Huberts. Als dieser zurückkommt, ist er empört über das Unrecht, das an dem tauben und blinden Bruder begangen ist; es kommt in der Wohnung des Elias zu einer stürmischen Scene, in deren Verlauf Hendrik erstochen wird. Hubert hat es gethan, aber Elias, der Schwachsinnige, in dessen Nacht die That gleich einem Blitz hineinleuchtet, nimmt die Schuld für den Bruder auf sich. Die etwas verwickelte Handlung bietet nicht den Hauptreiz; dieser liegt anderswo: in der feinen Charakteristik des Elias, des Gottes-Narren, des Armen im Geist, der in der engen, kleinen Kinderwelt lebt, die seine umnachtete Seele begreift; in der Innerlichkeit, die er sich schafft, da er das Außenleben weder mit Augen noch Ohren fassen kann und hoch über der speculativen Gewissenlosigkeit der schlangenklugen Kinder der Welt um sich herum dasteht.

Interessante Bücher kommen auch vom Norden. Vor allem können wir eine neue, schön ausgestattete Uebersetzung von J. P. Jacobsen's „Niels Lyhne" begrüßen (Paris und Leipzig, Langen). Dies stimmungsvolle Werk ist von Mathilde Mann übertragen, vor allem gelungen in den wunderbaren Naturschilderungen, wo alles lebt, blüht und duftet.

Knut Hamsun's, des Norwegers, neues Buch „Neue Erde" (Köln und Paris, Langen) fixirt höchst anschaulich Sitten und Zustände der norwegischen Gesellschaft, der Künstler und der Großhändler. Es ist weniger ein festgefügter Roman, als eine lose Reihe von Aufnahmen, durch ein leichtes Band festgehalten, aber von einer außerordentlichen Schärfe und Treffsicherheit.

Nachdruck verboten.

Julie Ludwig.

Von Frida Schanz in Berlin.

Siehe das Portrait Seite 40.

Mitte September vorigen Jahres ging die flüchtige Notiz durch die Tagesblätter, daß die Schriftstellerin Julie Ludwig in ihrem Heimatlande Thüringen, wo sie Erholung von schwerer Krankheit gesucht hatte, im Alter von zweiundsechszig Jahren gestorben sei.

Die Entschlafene gehörte nicht zu den Modegrößen der Literatur; aber jeder, der ihre ernsten und gehaltvollen Schriften kennt, mußte ihr ein ganz besonderes Maß von Liebe und Verehrung zollen. Und wer ihr persönlich näher getreten ist und die großangelegte, edle und bescheidene Seele, die in dem zartesten Frauenkörper lebte, voll erkannt hat, dem bedeutete ihr Tod eine schmerzliche Lücke. Ein reiner, bedeutender, herzensguter Mensch, ein echtes Talent weniger, — das will gewiß nicht wenig sagen!

Wie eine Art von Erbadel haftet die künstlerische Begabung der Familie Ludwig an. Der große ernste Realist Otto Ludwig, der Verfasser der „Makkabäer", des „Erbförsters" und der erschütternden Novelle „Zwischen Himmel und Erde" war der Onkel der Dichterin. Ihr Bruder, der Landschaftsmaler Professor Carl Ludwig, ist Meister der Farbe, Poet und Kenner der Natur, wie wenige Künstler unserer Zeit. Ihre Schwester Auguste, die Berufsgenossin des Bruders, pflegt das Gebiet des

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Genre, namentlich des humorvollen Kinderbildes, mit seltenem Talent. Die Begabung Juliens aber bestand in einer besonderen Eigenart schriftstellerischen Geschicks. Sie war im traulichsten Sinne des Wortes eine gute „Erzählerin". Bei dem, was sie schrieb, lag die Musik im Ton; in jenem eigenen, fesselnden, anheimelnden Ton, der mit so freundlicher, magischer Gewalt zum Anhören, zum Lesen und Wiederlesen der schlichtesten Begebenheiten zwingt.

Es ist wohl nicht zu viel gesagt, daß ihre ersten Novellen, „Mein Großoheim" und „Das Gericht im Walde" in kleinerem Kreise geradezu Aufsehen erregten. Wenigstens erschienen sie als schöner, verheißungsvoller Anlauf zu einer bedeutenden Laufbahn. Paul Heyse, der große Meister der Novelle, hat das Bändchen, das diese Erzählungen enthält, nicht nur durch ein lobendes Vorwort geadelt, sondern auch „Das Gericht im Walde" in seinen klassischen „Novellenschatz" aufgenommen.

Das „Excelsior!", das aus diesen ersten frohen Erfolgen herauszuklingen schien, ist nicht zur vollen Wahrheit geworden. Das Leben drückte mit strengen Ansprüchen, mit immer neuen harten Geboten den Flügelschlag dichterischen Strebens nieder.

Julie Ludwig.
Nach einer Photographie von Bernhard Hoffmann, Arnstadt.

Und Julie Ludwig war eins der tiefbescheidenen Wesen, bei denen das demüthige Pflichtgefühl der Frau den nöthigen Egoismus der rücksichtslos strebenden, alle Hindernisse besiegenden Künstlerin nicht aufkommen läßt.

In rührender Liebesthätigkeit strömte sie still, ohne Aufsehen, ihre beste Kraft dahin, und als der Druck der Verhältnisse mit der Zeit nachgab, da hatte auch die Schwungkraft der Jugend schon nachgelassen.

Manche eigenartige, reizvolle Novelle hat Julie Ludwig auch später noch geschrieben. Ich denke an „Blaubart" und „Im kühlen Grunde". — Der feinspannende Ton ihres Vortrags, ihr reiches Gemüth, der edle Werth ihrer Lebensanschauungen und ihre ganz besondere Liebe zur Thierwelt, befähigten sie auch zur Jugend-Schriftstellerin in sehr hohem Grade. Aber trotz ihrer werthvollen Leistungen auf verschiedenen Gebieten schwebt doch eine eigene Wehmuth über diesem ganzen entsagenden Frauenleben, diesem nicht zu freier Entfaltung gelangten Talent.

Drei Sonnenstellen liegen auf Julie Ludwig's Lebenspfad. Ihre Kindheit, die sie auf thüringischen Schlössern, die ihrem Vater als Amtswohnung angewiesen waren, verlebte, muß von köstlicher Poesie durchdrungen gewesen sein. Sie hat den Schimmer dieser Eindrücke meisterhaft über den „Großoheim" und die Erzählung „Der schiefe Thurm" zu breiten gewußt.

Später, nach dem Tode des Vaters und manchem mühseligen Hin und Her, kam eine zweite Glückszeit, ein an Anregungen und frischem frohen Leben reicher, längerer Aufenthalt in Düsseldorf, wo die jüngere Schwester Auguste ihre Malstudien betrieb und Julie, von der ersten stilllieligen Schaffenslust getragen, sich so recht auf der Höhe des Lebens fühlte. Katharina Diez, die treffliche Volksschriftstellerin, war ihre treue Freundin. Das große Jahr 1870/71 kam und riß die Genossinnen zu hoher Begeisterung fort, die Julie in manchem edeln Gedicht niederlegte. Aber Juliens poetisches Dichterstübchen mit den üppig wuchernden, grünen Schlinggewächsen stand auf einmal verwaist. Ihre Schwägerin, die Frau des ältesten Bruders, war in Gohlis bei Leipzig jäh gestorben, und Julie räumte, ohne sich zu besinnen, ihre Wünsche und ihre Manuscript-Anfänge still beiseite, um die Stelle der Todten auszufüllen, die vier Kinder im zartesten Alter hinterlassen hatte. Die Liebesthätigkeit, die sie begann, ließ sie nicht wieder los; ihre geliebten grünen Schlingpflanzen verkümmerten, und viele frische Ranken dichterischer Phantasie wahrscheinlich gleichfalls. Aber sie hat es nie beklagt; die Menschenpflanzen, denen sie ihre Zeit und ihre zarte Kraft widmete, gediehen, und das war ihr mehr werth, als die ganze übrige Welt.

Eine Quelle neuer Anregung ward ihr übrigens auch in Gohlis durch den Verkehr mit Julius Lohmeyer, — für dessen damals fröhlich blühende „Deutsche Jugend" sie schon von Düsseldorf aus Beiträge geliefert hatte, — und mit seinem feinbegabten Freunde Victor Blüthgen.

Sie hat viele dieser Anregungen später noch in heiterer Ruhe verarbeitet, denn es kam ja noch einmal Sonnenschein, — Abend-Sonnenschein! Das war, als die drei Künstlergeschwister sich in Berlin zusammenfanden und einen gemeinsamen, von eigenartiger Traulichkeit belebten Hausstand gründeten, eine wahre Oase des Friedens und altväterlich lieber Einfachheit mitten im lärmenden modernen Babel. Julie bildete dessen sorgendes, stillwaltendes Element. Sie machte sich auch jetzt noch mit ihrem Schriftstellerinnen-Beruf nicht breit; aber manche stille Segensstunde an ihrem Schreibtische hat ihr diese Zeit des Abendsonnen-Goldes doch beschert.

Gar zu rauh für ein so sympathisches, gütig zartes Wesen scheint dem kurzsichtigen Menschenverstande die fast dreiviertel Jahr lange, grausame Leidenszeit, die ihrem Tode voranging.

Aber nun die milden Augen sich in sanfter Sterbestunde so friedlich geschlossen, scheint das ganze Leben mit seinen Schmerzen und Entbehrungen doch so wundersam abgetönt und verklärt.

Wir wollen sie in treuer Erinnerung halten, die liebe Todte!

Nachdruck verboten.

Die Kettenstich-Maschine im Dienste der Gobelin-Stickerei.

Von Friedrich Fischbach in Wiesbaden.

Wer die Toiletten der neueren Zeit studirt, findet reizende Verzierungen, die auf den verschiedensten Stoffen mit Seiden- und Metallfäden ꝛc. angebracht sind. Die Confections-Geschäfte haben längst die große Bedeutung der Corneln- oder Bonnatz-Maschine anerkannt. Die gestickten Fenstervorhänge, die wieder erfolgreich mit den gewebten concurriren, sind größtentheils Maschinenarbeit; ja selbst die feineren Stickereigeschäfte haben in letzten Jahren solche Maschinen angeschafft, da diese eine fast ähnliche Bedeutung haben, wie die Nähmaschine für jeden Haushalt. Wer sich eingearbeitet hat, weiß die Ersparniß an Zeit und Arbeit hoch zu schätzen. Freilich ist die Anstrengung größer, als bei der langsamen Geduldarbeit der Handstickerei. Der Fuß muß durch Treten die Maschine im Gange halten; die eine Hand schiebt den zu bestickenden Stoff und die andere führt die Kurbel. Das Auge hat scharf die vorgezeichneten oder aufgedruckten Linien festzuhalten, da jedes Verlassen der Linie beim Schieben eine Verschlechterung der Ware bedeutet. Es gehören also körperlich kräftige Mädchen oder Frauen dazu, um größere Arbeiten mit dieser Maschine durchzuführen. Ferner ist zur Ermöglichung künstlerischer Leistungen eine mindestens halbjährige Uebung erforderlich. Wer die Linien eines Gesichtes und der Hände und Füße nicht auf durchsichtigem Papier correct nachzeichnen kann, versteht noch weniger das Gewebe so zu schieben, daß die Contouren tadellos sind. Hier beginnt also das Arbeitsgebiet der künstlerisch ausgebildeten Mädchen und Frauen, da die gröbere Ware, bei der nur annähernde Contour-Treue verlangt wird, den gewöhnlichen Arbeiterinnen überlassen bleibt.

Nach dieser Erläuterung leuchtet wohl ein, daß die schwierige Frage, wo neuer und passender Erwerb für künstlerisch Gebildete zu suchen sei, durch den Hinweis auf die Kettenstich-Maschine beantwortet werden darf. Beispielsweise sollen für einen großen Festsaal Gobelin-Stickereien hergestellt werden. Nehmen wir, um deutlicher zu sein, an, die Fresken Rethel's im Rathhause zu Aachen wären mit der Kettenstich-Maschine zu copiren. Auf der Leinwandfläche hat die Künstlerin zunächst alle Haupt-Contouren zu zeichnen um sie in entsprechenden Farben mit der Maschine zu sticken. Natürlich legt sie den Stoff so, daß sie stets einige Quadratfuß bequem hin und her schieben kann. Sind die Contouren fertig, so ist es nöthig, möglichst entsprechende Farben-Nuancen in Wolle, Seide und in Metallfäden so zahlreich vorräthig zu haben, daß das Original getreu erreicht wird. Die Uebergänge in den Schattirungen zu finden, ist die schwierigste Arbeit. Selbstverständlich wird eine Dame, die in der Malerei geübt ist, auch in dieser Technik das Bessere erreichen. Daß die durch abgesetzte Töne erzielten Schattirungen in einiger Entfernung sehr gut wirken, ist bekannt. Unsere Technik erlaubt aber auch das Ineinander-Arbeiten der Töne, da man strichweise fertige Partien übersticken kann. Die sammetartige Weichheit des Moosstichs wirkt so ausgezeichnet, daß eine Concurrenz mit der mühsamen und zeitraubenden Gobelin-Stickerei sehr vortheilhaft erscheint.

Nur wenige Patrizier sind im stande, die in Paris fabrizirten theuren Gobelins zu kaufen. Noch unerschwinglicher sind die alten Gobelins, die auf zehntausend bis hunderttausend Mark taxirt werden. Wie Marmor und Bronze zählen Gobelins zum fürstlichen Luxus. Es ist daher zeitgemäß, den Erwerb suchenden Damen die viel billigere Gobelin-Stickerei als lohnende und würdige Beschäftigung dringlichst zu empfehlen.

Zum Beweis, daß nicht ein theoretischer Calcul, sondern genügende praktische Erfahrung dieser Empfehlung zu Grunde liegt, sei es gestattet, Folgendes mitzutheilen:

Als Director der Textil-Zeichenschule in St. Gallen, 1883 bis 1888, unternahm ich die Hebung der damals so gesunkenen Vorhangstickerei. Es glückte mir, eine talentvolle Schülerin, Fräulein Wellauer, zu bewegen, die mühsame Technik der Kettenstich-Maschine zu erlernen. Nach einem halben Jahre gestand mir der kunstfreundliche Fabrikant, Herr Fr. Schelling, daß er nunmehr mit Fräulein Wellauer Neuheiten auf den Markt bringen könne, durch die die Concurrenz überflügelt würde. Wir gingen schrittweise zu schwierigeren Aufgaben über. Die Herolde des Niederwald-Denkmals wurden als große Bilder gestickt; doch stellte sich damals, 1887, als störend heraus, daß zu wenige Farben zur Verfügung standen. Es glückte mir, den Herrn Besitzer des Hecht-Hôtels in St. Gallen zu veranlassen, seinen großen Speisesaal mit Gobelins in Kettenstich-Technik zu decoriren. 28 Pilaster und über hundert Meter horizontale Friese zeigen hier kein sich wiederholendes Ornament. Alles ist auf Sammet und goldgelber Seide gestickt und macht einen reichen, monumentalen Eindruck. Heute, nach acht Jahren, sieht die Decoration noch wie neu aus. Fräulein Wellauer verheirathete sich 1890 und zog nach Guatemala. Leider fand Herr Schelling keinen Ersatz für diese Künstlerin. — Es ist zeitgemäß, auf das brachliegende Gebiet hinzudeuten. Die Schweiz sucht Massen-Artikel, die durch Schönheit und Billigkeit den Markt beherrschen. Für die Gobelin-Stickerei hat das geringe Luxus-Bedürfniß der kleinen Schweiz keinen rechten Boden. Speciell Berlin, Dresden, München, Wien sind bessere Pflanzstätten, um den Wettbewerb mit Paris aufzunehmen und den Markt zu erobern. In Wiesbaden verfertigte Frau Elise Bender, die jetzt als Hof-Kunststickerin in Berlin lebt, ein großes gesticktes Bild für das Wiener Café „Im Stern". Hier wurde die Kettenstich-Maschine in Verbindung mit der Sammetmalerei benutzt. Die Wirkung ist eine vorzügliche.

Nachdruck verboten.

Der Garten der Hesperiden.

Zu dem Bilde von A. F. Gorguet in Paris.

Siehe Seite 37.

Wo der Garten der Hesperiden eigentlich gelegen hat, darüber sind sich die Gelehrten, wie über verschiedenes andere in der Welt, noch erheblich uneins. Das steht aber fest, daß es dort sehr hübsch gewesen sein muß, und daß die jungen Damen, die den Namen Hesperiden führten, wohl geeignet waren, einen unternehmenden Mann, wie den starken Herculeš, zu veranlassen, trotz eines abscheulichen Drachens — übrigens keine „Schwiegermutter" — ihnen einen Besuch abzustatten. Allerdings geschah diese Visite nur in der wenig löblichen Absicht, den Damen einige ihrer goldenen Aepfel zu escamotiren. Wenn man Herrn Gorguet's Anschauung trauen will, dürfte Hercules seinen verwegenen Streich etwa in Gehrock und Cylinder ausgeführt haben. Dieser Gedanke soll die Anerkennung, die das interessante Bild des Franzosen verdient, nicht beeinträchtigen. Die Gruppirung der Jungfrauen ist wirklich schön und lebendig, selbst wenn man annimmt, daß der Künstler hat parodiren wollen. Das ist aber nicht der Fall; er betrachtet seine Auffassung mit der ganzen Kraft der modernen Schule als berechtigte, und wir widersprechen nicht, weil wir einen ungetrübten künstlerischen Eindruck erhalten, zu dem der Wiesengrund vorn und die kräftigen Bergzüge des Hintergrundes nicht wenig beitragen. Die Blumen- und Fruchtpracht ist nur discret angedeutet, daher desto wirkungsvoller im Gegensatze zu der starren Folie der Coniferen. W. A

Redactions-Post.

Fragen.

Album. — Weiß eine der verehrten Abonnentinnen etwas recht Hübsches, was eine Mutter ihrer heranwachsenden Tochter ins Album schreiben könnte?

M. L., Bergedorf.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Russische Osterformel (16). — Die russische Osterformel „Christus ist auferstanden", — er ist wahrhaftig auferstanden, — lautet auf russisch, der Aussprache nach in unsere Schrift übertragen: „Christoss woskrjäss, — Wolstinnjä woskrjäss". — Den zahlreichen Einsendern der Antwort sagen wir unseren verbindlichsten Dank.

Hellenita Milfort. — Fräulein Dr. Susanna Rubinstein wohnt, wie uns mitgetheilt wird, zur Zeit in Wiesbaden.

Alix, Oesterreich. — So sig geht die Beantwortung von Fragen durch den Druck nicht. Sie müssen bedenken, daß jedes Heft einige Wochen vor dem Erscheinungs-Termin fertig gestellt wird.

Lawntennis. — Das erste deutsche Lawntennis-Jahrbuch erschien im Verlage der Redaction von „Spiel und Sport", Charlottenburg 1894.

Kränzchen in Reichenberg. — Das Wort Zar bedeutet König; es kommt in dem Titel des russischen Kaisers nur einmal vor, wo es heißt „König von Polen", im großen Titel auch in der Formel „König von Sibirien". Seit Peter dem Großen wird der russische Monarch in der vornehmen Gesellschaft Kaiser genannt; das Volk nennt ihn Gossudarj, Herr. Das russische Alphabet hat einen Buchstaben, der vollkommen unserem Z entspricht. Mit diesem Buchstaben fängt das Wort Zar, eigentlich Zarj an, mit dem Auslaut auf ein kaum hörbares j. Daher spricht man Zar und nicht Czar, zumal Cz im Russischen gar nicht vorkommt und nach der slavischen Phonetik wie Tsch ausgesprochen werden müßte. Uebrigens nennt sich nur der russische Kaiser als König Zar; alle fremden Könige heißen Kralj. Die Kaiserin heißt als Königin Zarüza; Zarewna bedeutet soviel, als Gemahlin des Thronfolgers. Der russische Thronfolger heißt nicht Zarewitsch, — dieser Titel gebührt jedem Sohne des Kaisers —, sondern Cesarewitsch.

Gräfin Z., Lemberg. — Besten Dank für Ihr anerkennendes Urtheil, das um so mehr erfreut, da es auf gründlichem Verständnisse der uns gestellten Aufgaben beruht.

A. St., Heilbronn. — Zur Zeit Friedrichs des Großen hat eine Frau Pastorin Dorothea Christiana Erxleben, Tochter des Arztes Dr. Leporin in Quedlinburg, der nebst seinen Söhnen schwer von der Willkür des damaligen preußischen Werbe-Systems verfolgt wurde, sich im Alter von 39 Jahren den Doctor-Hut erworben. Auf des Königs Befehl nahm die medicinische Facultät der Universität Halle 1754 die Prüfung vor und berichtete dann dem Monarchen: „Ermeldete Erxleben hat auf alle quaestiones theoreticas und practicas in lateinischer Sprache mit solcher gründlichen Accuratesse und modernster Beredsamkeit geantwortet, daß wohl wenige Candidati mit derselben in Vergleichung können gesetzet werden." Bereits 1762 starb die bedeutende Frau. Die damalige „Berlinische privilegirte Zeitung" (Vossische) brachte aus Quedlinburg folgenden Nachruf: „Diese sowohl durch ihren edeln Charakter und ungeheuchelte Gottesfurcht würdige, als durch schöne und gründliche Wissenschaften berühmte Frau schrieb mit gleicher Leicht- und Gründlichkeit in Deutscher, Französischer und Lateinischer Sprache, sowohl in Prosa, als ligata oratione . . . . Unermüdet das Elend des armen Nächsten zu lindern, exercirte sie praxin medicam mit Ruhm, Glück und göttlichem Segen. So wie diese außerordentliche Frau voller Muth bei allen Vorfällen des Lebens, so hat sie sich auch im Sterben erwiesen. Ohne Schrecken sah sie dem Tod entgegen, machte dessen Ankunft ihren Kindern kund, bestellte ihr Haus und starb sitzend sanft und seelig am 13. Juni an einer Verblutung, so ein gefährlicher Schade an der Brust verursachet im siebenundvierzigsten Jahre ihres rühmlichen Lebens. Hätte es doch Gott gefallen, diese Jahre zu verdoppeln!"

Abonnentin in Kristiania. — Frau Ida Boy-Ed wohnt in Lübeck, Marlystraße 8.

Panchita in Cadiz. — Ueber Pundita Ramabai, „die Vorkämpferin der indischen Frauenbewegung" ist Folgendes mitzutheilen: Es sind neuerdings aus den Jahrhunderte lang geknechteten Frauen Indiens Vorkämpferinnen und Vorläuferinnen einer neuen Aera ihres Volks erstanden. Zu ihnen gehört Pundita, d. h. die Gelehrte Ramabai, die bereits vor ihrer Bekehrung zum Christenthum aufs energischste für die Befreiung und Hebung ihres Geschlechts eintrat. Schon 1882 gründete sie in Puna einen Verein, der es sich zur Aufgabe machte, die Bildung unter den Hindufrauen zu fördern und den Kinderheirathen entgegen zu treten. Ein Jahr darnach wurde sie in England getauft, ging von dort nach Amerika, wo sie sich als Kindergärtnerin ausbildete, und kehrte erst 1887 nach Indien zurück. Hier eröffnete sie das erste Heim für junge indische Witwen und errichtete dann viele Kinderschulen. — Ein Büchlein über Pundita Ramabai hat Marie von Kraut nach dem Englischen bearbeitet. (Halle 1895.)

Narcisse, Lemberg. — Arsinoë oder Alphesiböa, war eine Tochter des Phegeus und Gattin des Alkmäon, dem sie trotz seiner Untreue treu blieb. Ihre Brüder tödteten Alkmäon, worauf sie durch Alkmäons Söhne ihre eigenen Brüder ermorden ließ. Dabei fand sie auch selbst ihr Ende.

Japan-Schwärmerin. — An die zerpflückten Chrysanthemum-Blätter thun Sie unter der nöthigen „Rührung" Oel, Essig, Pfeffer und Salz, sowie ein Glas Madeira-Wein und der Chrysanthemum-Salat ist fertig. Wir wünschen übrigens guten Appetit!

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamerstr. 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. März 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 5.

Blumenbehälter aus Majolica.

In reizvoll lebendiger Bewegung, den bunten Falter zu haschen, der sich auf den Rand des Baumstumpfes niedergelassen hat, sieht das kleine Persönchen und hebt sich klar von dem dunkelbraunen Tone des Holzes ab. Auf diesem liegen Veilchen in vollen Bündeln und einzeln verstreut, so naturwahr, daß ihnen nur der Duft fehlt; mit ihrem satten Lila und dem tiefen Grün der Blätter bilden sie einen Uebergang, gleichsam einen Theil der Blumen, die in dem Behälter Aufnahme finden sollen.

E. F.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Einen hochinteressanten, zu Herzen gehenden Vortrag über die Frauen-Mission in Indien hielt im hiesigen Stadtmissionshause jüngst Fräulein Gertrud Götze, die 6½ Jahre in Vorder-Indien im Dienste des „Frauen-Vereins für christliche Bildung des weiblichen Geschlechtes im Morgenlande" gewirkt hat und jetzt in der Reichshauptstadt auf Urlaub weilt. Aus den lebensvollen Ausführungen der Rednerin, einer bewunderungswürdigen tapferen Vorkämpferin christlicher Religion und Gesittung, sei das Folgende hervorgehoben: Von den Segnungen, die das Christenthum den Frauen gebracht hat, spüren die Indierinnen nichts; die tiefste geistige und sittliche Finsterniß herrscht in ihren, von der Außenwelt ganz abgeschlossenen Frauen-Gemächern. Schon mit 4—6 Jahren werden die Hindu-Mädchen vom Vater verkauft oder verlobt; mit 8—12 Jahren müssen sie sich von der Mutter trennen, um dem Manne übergeben zu werden, der sie wie eine Sklavin behandelt. Nur unter den allergrößten Schwierigkeiten kann eine Hindu-Frau Christin werden; der Uebertritt bedeutet für sie das Zerreißen aller Bande der Freundschaft und Familie. Die früher in Indien übliche Sitte der Witwen-Verbrennung hat die englische Regierung aufgehoben; jedoch fast noch schrecklicher als der Flammentod ist die feindselige Verachtung, die fortgesetzte Peinigung und Mißhandlung, welcher die überlebende Witwe den heidnischen Sitten des Landes gemäß für den Rest ihrer Tage anheimfällt. Dabei giebt es in Indien 23,000,000 Witwen und darunter 203,000, die noch nicht vierzehn Jahre alt sind.

— Lebhafte Theilnahme erweckt in allen betheiligten Kreisen eine von Frau Minna Cauer und Frau Lily von Gizycki gegründete, unter dem Titel „Die Frauenbewegung" seit kurzem im Verlage von Ferdinand Dümmler in Berlin erscheinende Revue für die Interessen der Frauen. Sie öffnet ihre Spalten allen in der Frauenbewegung auftretenden Richtungen, läßt Meinung und Gegenmeinung unpartheiisch zu Worte kommen und ist außerdem Publications-Organ einer Anzahl deutscher und ausländischer Frauen-Vereine. — Welch' warmen Wiederhall manche der auf das Wohl der Frauen gerichteten neuen Bestrebungen finden, geht aus den zahlreichen und zuweilen sehr beträchtlichen Gaben hervor, die aus dem Publikum für solche Zwecke gespendet werden. So wurden Frau Cauer von einer Dame, die ungenannt bleiben will, jüngst 20,000 Mark mit der Bestimmung überwiesen, davon 10,000 Mark zum Besten studirender junger Mädchen und 10,000 Mark zur Aussendung von Wanderlehrerinnen zu verwenden.

— Einen interessanten Einblick in die nationale Entwickelung der modernen Webekunst gewährte die Ausstellung im königl. Kunstgewerbe-Museum, die vom 10.—27. v. M. die neuen Erwerbungen der königl. Gewebe-Sammlung in Crefeld zur Anschauung brachte. Den unterschiedlichen französischen, englischen und italienischen Webereien standen Erzeugnisse der heimischen Industrie würdig zur Seite; besonders fiel ein prächtiger Sammetstoff auf, der in Crefeld, auf Befehl Seiner Majestät des Kaisers für den neuen Thron im Rittersaal des kgl. Schlosses hergestellt ist. Unter den Damast-Webereien, die fast durchwegs zu Decorations-Zwecken, oder für Möbelstoffe bestimmt sind, nimmt Frankreich einen hervorragenden Platz ein. Da waren herrliche Pfeilerfüllungen, deren reich gegliederte, aufstrebende Zeichnung an die raffaelischen Fresken mahnt, naturgetreu wirkende Blumensträuße auf dunklem Grunde, oder eingewebte Federn und Spitzen-Gefältel auf heller Seide. Höchst originell und technisch bemerkenswerth sind auch einzelne Gewebe nach chinesischen und japanischen Motiven: Sturmschwalben, die über eine bewegte Wasserfläche hinfliegen; ein in gelb, roth und violett, den Farben des Abendhimmels, spielender Seidenstoff, von dem sich verstreutes dunkles Gewölk abhebt, das wiederum durch geschoreuen und gerissenen blaugrauen Sammet markirt wird. England widmet sich in der Damast-Weberei der Nachbildung alter Rococo-Stoffe und beweist im Stoffdruck auf Seide, Cretonne und Velvet die anerkannte Meisterschaft; auch der Elsaß stellt Webereien und Stoffdrucke aus, die den Erfolgen Englands nachstreben. Wir sahen prächtige Cretonne-, Seiden- und Velvet-Drucke von schönster Wirkung. Ein reiches Geranke von Theerosen auf fahlblauem Grunde in lebensvoller, fast allzu naturalistischer Ausführung läßt allerdings die ruhige Flächenwirkung der englischen Ornamentik vermissen.

Hirschberg i. Schl. — Die Vorsteherin des Hirschberger Frauenheimes, Fräulein Marie Brückner, Hirschberg i. Schl., Gartenstraße 4, bittet wiederholt, Gaben für den Erweiterungsbau des Witwen- und Waisenhauses „Frauenheim" in Hirschberg i. Schl. beitragen zu wollen. In demselben werden alleinstehende, hochbetagte, arbeitsunfähige Damen der gebildeten Stände aus allen Orten Deutschlands aufgenommen. Es braucht leider nicht besonders betont zu werden, wie groß vielfach die Noth unter den Genannten ist.

— Ilka Palmay, die aus Anlaß ihrer Verheirathung mit dem Grafen Klinsky bekanntlich von der Bühne schied, hat nun doch der Lockung nicht widerstanden, noch einmal auf die weltbedeutenden Bretter zurückzukehren. Frau Palmay, dieser als Bühnensängerin so hochgefeierte Liebling der „blauen Donau-Stadt" ist jüngst unter glänzenden Bedingungen verpflichtet worden, im März d. J. im Theater an der Wien ein längeres Gastspiel zu geben. — Ein bevorstehendes zweites Theater-Ereigniß, das unsere Frauenwelt besonders interessiren wird, dürfte die neue italienische Oper „Eros" sein, die Gemma Bellincioni mit ihrer Truppe im Herbst hier zur Aufführung bringen will. Zu dieser Oper hat die Diva, die sich neuerdings vielfach literarisch beschäftigt, selbst den Text geschrieben.

— Der „Allgemeine österreichische Frauen-Verein" beabsichtigt nach dem Muster der in Dresden, Berlin, München und Leipzig bereits eingerichteten gleichen Unternehmungen einen „Rechtsschutz für Frauen" in's Leben zu rufen, der allen Unbemittelten weiblichen Geschlechtes unentgeltlich Rath und Beistand gewähren soll. Es ist der Vereins-Leitung bereits gelungen, eine Anzahl von Wiener Anwälten, theils als juridische Beiräthe, theils zur Verfolgung der zur Kenntniß des Vereins gelangenden Streitfälle zu gewinnen. Das Bureau des „Rechtsschutzes" soll vorläufig im Gemeindehause des 7. Bezirkes, Neubaugasse 25, jeden Freitag Abend von 5—7 Uhr für die Rechtsuchenden geöffnet sein. Spenden für die Rechtsschutz-Institution nimmt Frau Anna Frisch, Wien I, Wipplingerstraße 21, entgegen.

London. — Eine „Fanatikerin der frischen Luft", wie es in unserer nur allzu verzärtelten modernen Welt deren nicht viele geben mag, ist die Königin von England. Wenn längst der Herbstwind schon kalt durch die Bäume streicht, pflegt Ihre Majestät immer noch die Fenster offen zu halten. Manche, weniger als die hohe Frau abgehärtete Hofdame hat das zu ihrem stillen Entsetzen wieder und wieder persönlich erfahren.

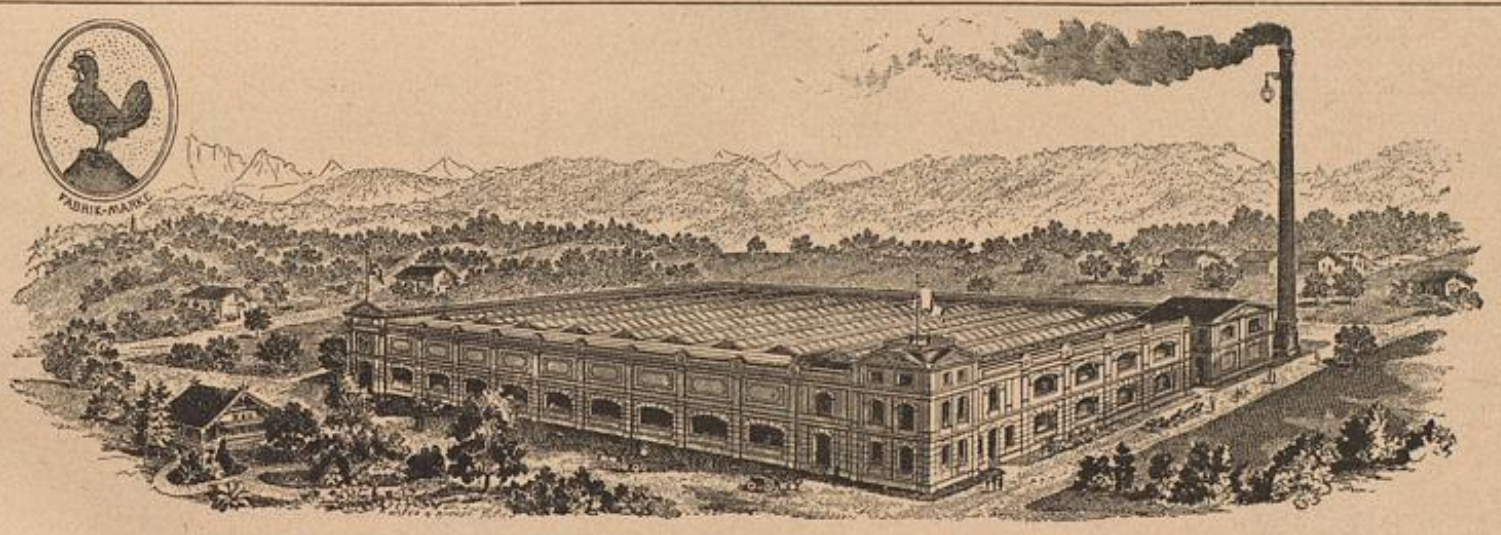
Die Mode.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Das Ballfest des Vereins „Berliner Presse", auf dem sich die der Bühne, der Künstlerschaft und der Journalistik angehörigen Elemente ein Rendezvous geben, ist auch für die Mode insofern von Bedeutung, als durch diese bunte Mischung die verschiedensten Stile und Eigenarten zur Geltung gebracht werden. Der sich streng an die Vorschriften der Mode haltenden Eleganz gesellen sich einzelne Toiletten-Combinationen, bei denen phantastische Gestaltungskraft und ein besonders raffinirter Geschmack thätig gewesen. Nur zwei Toiletten wollen wir herausgreifen, deren jede ausschließlich für die bestimmte Trägerin berechnet war, und die deshalb wohl nur geringe Aussicht haben, typisch zu werden, aber dennoch interessant erscheinen. — Denkbarste Einfachheit zeichnete die decolletirte Atlas-Robe der Baro-

Ball-Toilette mit großer Kreppschleife.

nin v. M. aus. Das Kleid war vollständig schmucklos, mit enorm weiten Glockenärmeln gearbeitet, erhielt aber ein ganz besonderes Cachet, durch eine mächtige schwarze Kreppschleife, die, im Rücken angebracht, bis auf den Saum der Schleppe niederwallte. Vorn ergänzte den Aus-



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich

empfiehlt:

Seid. Bastrobe

Mk. 13.80

bis **Mk. 68.50** p. Stoff z. kompl. Robe — Tussors u. Shantungs

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v.	**Mk.** 1.85—18.65	**Seiden-Grenadines**	v.	**Mk.** 1.35—11.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„	„ 13.80—68.50	**Seiden-Bengalines**	„	„ 1.95— 9.80
Seiden-Foulards	„	95 Pfge.— 5.85	**Seiden-Surahs**	„	„ 1.35— 6.30
Seiden-Masken-Atlas	„	60 „ — 3.15	**Seiden-Faille française**	„	„ 2.45— 9.85
Seiden-Merveilleux	„	75 „ — 9.65	**Seiden-Crêpe de Chine**	„	„ 2.35—10.90
Seiden-Ballstoffe	„	60 „ —18.65	**Seiden-Foulards japan.**	„	„ 1.45— 5.85

p. Meter.

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. **porto-** und **steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ball-Toilette aus indischer Seide.

schnitt ein Gefältel aus weißem Tüll, durch einen Strauß gemischter bunter Rosen gehalten, ein Arrangement, das den Ernst der Toilette vortheilhaft milderte. — Das Bestreben der Mode, die Linie von Hals und Schulter unverwischt zum Ausdruck zu bringen, konnte unmöglich deutlicher veranschaulicht werden, als durch das Ballgewand einer jungen, fast überschlanken Italienerin. Ganz in Prinzeßform gehalten, bestand das Kleid aus einem dicken und doch schmiegsamen, fraisefarben und silbergrau geblümten japanischen Seidenstoffe. Der drapirten Vorderbahn, die an beiden Seiten breite, fraisefarbige Sammetstreifen begrenzten, schlossen sich die Aermel, in Verbindung mit der Draperie geschnitten, an. Bei der vollständig unverhüllten Schulter wurde ein gewisser Halt durch Stoff-Bandeaux angestrebt, die die Aermel zu tragen schienen. Diese selbst zeigten die unvermeidliche Glockenform, sprangen jedoch bei dem weichen, ungefütterten Stoffe nicht allzu weit aus. C. E.

Ball-Toilette aus besticktem Stoff.

Wien. — Zu der überaus prächtigen Ball-Toilette, die das der heutigen Nummer beiliegende farbige Modenbild, Pl. 1104, in dem ganzen Reiz der Farbe und mit genauer Berücksichtigung des wundervollen Materials wiedergiebt, bringen wir nebenstehend die Rückansicht. Das kleine Bildchen verdeutlicht besonders den stolzen Fall der Schleppe, auf deren Mittelnaht sich dieselbe venetianische Goldspitze über weißer Atlasunterlage wiederholt, die auch die Vorderbahnen aufweisen. Hinten verbreitert sich der gefaltete Atlasgürtel zur spitzen Medicis-Form. R. Br.

Die heutige Mode in ihrer Uebertreibung.

Nach Modellen und Moden-Zeitungen.

Capote mit Elsaß-Schleife. Moden-Caricatur.

Les extrêmes touchent! — Unsere Tagesmode, die mehr als je zuvor eine Fülle von reizenden Einzelheiten bietet, die, geschickt angewendet, der Trägerin einen besonders pikanten Reiz zu verleihen vermögen, legt wiederum die Gefahr einer Uebertreibung allzu nahe. Nur um eine Linie die charakteristische Grenze überschritten, und das Pikant-Reizvolle wandelt sich zur Caricatur! Diese genaue Grenze inne zu halten, das Charakteristische der Mode zum Ausdruck zu bringen und sich dennoch von allen Ausschreitungen fern zu halten, ist eben das, was wir als die „Kunst, sich zu kleiden", bezeichnen, wir geben es zu, eine Kunst, deren Ausübung gerade jetzt einen ganz besonderen Takt erfordert. — Nebenstehend bringen wir einige lustige Caricaturen zur Darstellung, denen wir gelegentlich in zwangloser Reihe weitere folgen lassen werden. Flatternder Bandschmuck und dicht gedrängte Schleifen, wie unser Geschmack sie jetzt so bevorzugt, finden wir hier in der Uebertreibung angewendet. Der breite Hut mit der reichen Blumen- und Schlupfen-Garnitur, den beiden über die Krempe herabfallenden Schleier-Enden, die große Cravate, die riesigen Aermel, der weit ausspringende Glockenrock sind zu amüsanter Wirkung zusammengestellt. Dazu bringt der große Pompadour noch ein charakteristisches Moment in das Bildchen. — Das kleine Köpfchen, dessen unterer Theil ganz in dem beängstigend hohen Stehkragen verschwindet, krönt einer jener Capote-Hüte mit riesiger Schleife, wie wir sie in gemäßigter Form jetzt bei unseren Modedamen bewundern können. C. E.

Toilette mit Schleifenschmuck. Moden-Caricatur.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Extra-Blätter der Illustrirten Frauen-Zeitung. Nr. 73. Decke mit genähter Goldspitze. Filigran-Arbeit. Das vorliegende Extra-Blatt bietet ein Viertheil, und somit die vollständige Vorzeichnung der prächtigen Filigran-Decke, deren Gesammt-Uebersicht nebst einem farbigen Musterblatt das Heft vom 1. Februar d. J. brachte. Unsere Darstellungen zeigen einzelne Blättchen in zwei verschiedenen Ausführungen, die an Stelle der genähten Spitze treten können. Die einfache Venetianer-Stickerei muß, nachdem die fertige Arbeit ausgeschnitten wurde, dunklerem Stoff, — Seide, Atlas oder Sammet, aufgelegt werden. Von dem dichtgefüllten Grunde der zweiten Ausführung hebt sich das Ornament ausgespart ab; Schnurstich umrandet die Formen der Musterung, die in zusammenhängender Zeichnung und nicht, wie bei der alten Spitze, in einzelnen Figuren zu arbeiten ist. J. F.

Ausführung in Venetianer Stickerei.

Ausführung mit gefülltem Grund.

Bezugsquellen: Ball-Toilette aus besticktem Stoff: Ch. Drecoll, Wien I, Kohlmarkt 7. — **Blumenbehälter aus Majolica:** Hohenzollern-Kaufhaus (H. Hirschwald) W, Leipzigerstr. 117/118.

Photographische Lehranstalt
für Damen und Amateure
von
W. Büsing, Berlin W., Bendlerstrasse 13.
Gelehrt werden sämmtliche photogr. Negativ- und Positiv-Verfahren, wie photo-mechanische Druckverfahren. Der Unterricht ist sowohl praktisch, wie theoretisch. Eintritt jeder Zeit. Kurze u. längere Kurse. Uebernahme aller vorkommenden photogr. Arbeiten. Nähere Auskunft wird bereitwilligst ertheilt.

Von der Kgl. Staatsregierung conc. Lehranstalt.
Deutsche Schneider-Akademie
Leipzig, An der Pleisse 3.
Damenschneiderei, Mäntel-Wäsche-Confection.
Zuschneide und Praktische Curse, Zeichnen und Buchführungs-Curse etc.
Reifezeugniss: als Directrice, Schneiderin etc. Prospecte gratis.

Malerinnen-Schule
Karlsruhe
U. d. Prot. I. K. H. d. Grossherz. Luise v. Baden
Lehrplan u. nähere Auskunft durch d. Vorstand.

Töchterpension in Eitorf a/Sieg. Unterr. i. Haush., Handarbeit., Wissensch. Erholungsbed. j. Mädch. u. Kind. sind. gew. Pfl. Gute Empf. Räh. d. Hrn. Pastor Kirch-Kerner i. Eitorf u. d. Vorst. Fr. H. Grüttner.

In eine deutsche Familie nach Rußland wird eine ältere **Kindergärtnerin** I. Klasse gewünscht, zu zwei Kindern von 4 und 6 Jahren. Gehalt jährlich 500 M. Hierauf Reflectirende, werden gebeten, ihre Adresse nebst Zeugnissen, behufs näherer Besprechung postlagernd **S. R., Oliva** bei Danzig (West-Preußen) zu schicken.

Handschriften deutet à 1 Mk. 50 Pfg. Oskar Faerber, Dessau, Amalienstr. 13.

Nur 10 Mark
Portraits in Lebensgröße nach jeder Photographie sprechend ähnlich in Kreide gemalt. A. Geissler, Kunstmaler, Leipzig, Weststr. 92.

Damen, welche sich **leichten u. lohnenden Erwerb** schaffen wollen, lehre ich Handschuhe waschen und in allen **Couleuren färben.** Leicht faßlich u. ausführbar. Adr. erbet. unt. „Handschuhe" b. die Exp. d. Z.

Blüthen-Begonien-Knollen in prächt. Farben, durch ihre Schönh. weltb. Blumen bis 16 cm Durchmess. ab jetzt in Töpfe gesetzt blühen von Mai bis Novbr. 10 St. Mk. 2.50 nebst Anweis. E. Berger, Kötzschenbroda.

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc. Gobelin-Vernis- martin u. aller Phantasie-Malereien. Unterricht, Ausführung und Entwürfe im Atelier von Johanna Helfer, Berlin, W. Bülowstrasse 21.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. v. Fr. Clara Roth, Berlin W. Lützowstr. 84 a.

Meinen Mitmenschen,
welche an Magenbeschwerden, Verdauungsschwäche, Appetitmangel ꝛc. leiden, theile ich herzlich gern u. **unentgeltlich** mit, wie sehr ich selbst daran gelitten, und wie ich hiervon befreit wurde. Pastor a. D. Kypke in Schreiberhau (Riesengebirge).

Verkauf:
seltenster antiquer italienisch. Spitzen u. Stickereimuster, desgl. hervorragend schöner alter Nadelarbeiten. Interessenten belieben Adressen sub „Italien" bei d. Expedition zu hinterlegen.

Jede Dame verlange meine neueste illustr. Preisliste (gratis) enthaltend alle modernen Haar-Arbeiten. Beste Ausführung. Solide Preise. **Albert Rosenfeld,** Specialist für Damen-Haararbeiten. Berlin N.W., Schadowstraße 2 parterre.

Gänsefedern, wie dieselben von der Gans kommen mit Daunen à Pfd. 1,50 Mk., dieselben gerissen, zum gleich Füllen der Betten, à Pfd. 2,25 Mk. vers. i. Säcken 9 Pfd. netto p. Nachn. H. Ney, Swinemünde, Gänse-Mast-Anstalt.

Südfruchtkorb
enth. 4 Pfd gemischt. — Traubenrosinen, Smyrnafeigen, Datteln, Krachmandeln und 18 Apfelsinen, alles Ia Qual. zollfrei u. franco M. 3,50 vers. **Eugen Alexander,** Import v. Südfrüchten, Hamburg.

Verblüffende Bequemlichkeit.

Musik-Instrumente
aller Art: Spec. **Alte Geigen.**
Dölling & Winter
Markneukirchen.

Billigste Bezugsquelle für
Teppiche!
fehlerhafte Teppiche, Prachtexemplare, à 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Prachtkatalog gratis.
Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre,** BERLIN S., Oranienstr. 158.

Beste und billigste Bezugsquelle für
Leinenwaaren
Versand an Private in jed. Einzelmaaß. Ill. Preisl. u. reichh. Musterres. kostenlos.
Schlesisches Leinen-Haus
Emil Feist, Schmiedeberg im Riesengeb.

Napoleon I.
und die Frauen.
Mit 11 Vollbildertafeln.
Von **Fr. Masson.**
Uebertragen von
O. Marschall v. Bieberstein.
Das Liebesleben des grossen Korsen wird in überaus fesselnder Weise geschildert. Das Werk beginnt mit einem Tagebuch des Grossen Kaisers, über sein erstes Liebesabenteuer — des dazumal Achtzehnjährigen. Das Buch, welches in Frankreich binnen Jahresfrist 17 Auflagen erlebte, ist reich illustrirt und 19 Bogen stark.
Brosch. M. 3.60, geb. M. 4.60.
Schmidt & Günther, Leipzig.

Heckels Petroleumseife bestes Waschmittel, Gebrauchsanweisg. wird beigegeben. Fabrik: Robert Heckel, München, Kellerstr. 7.

E. M. Marmalle, Plauen i. Vogtl.
Äußerst vortheilhafte Bezugsquelle f. Private. **Monogramm u. beste Maschinenstickerei** auf einf. u. doppelt. Madapolam, vollständ. Ersatz f. Handstickerei. **Gardinen** u. **Stores** feineren Genres. Muster u. Auswahlsendung zu Diensten.

Gegen Einsendung von **20 Pfg.** für Porto versende an alle
Fettleibige
den Prospekt über **Dr. Jauer's Normaltrank** à Fl. 6 Mk. der eine unschädliche Gewichtsabnahme in kurzer Zeit bewirkt.
Osk. Mühlradt, Altona, Elbe.

mit Anleitung M. 2.50.

Als Geschenk für angehende Hausfrauen und für Köchinnen eignet sich ganz besonders Katharina Pratos Kochbuch „Die süddeutsche Küche", 23. Auflage, u. Katharina Pratos, „Haushaltungskunde", 4. Aufl., wovon jedes in elegantem Einbande 5 Mark kostet. Das Kochbuch ist auch in italienischer Uebersetzung erschienen, zum Preise von 4 Mark. Zu beziehen durch jede Buchhandlung.

Fels vom zum Meer
Modernste und vornehmste Halbmonatsschrift in prächtiger Ausstattung, mit hochbedeutsamem litterarischem Inhalt, Romanen erster Autoren ꝛc. Farbige Kunstbeilagen und Textbilder. Probehefte in allen Buchhandlungen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 6. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 10. März 1895. — Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Neue Rathsmädel-Geschichten.

Von Helene Böhlau (Madame al Raschid Bey) in München.

(Schluß.)

An Waben begannen sich zum ersten Male die jungen, lustigen Wünsche zu regen.

Aber sie hatte ja das Köstlichste im Herzen!

Und mit ihrem Schopenhauer'schen Freunde sollte sie alle Herrlichkeiten, die es zu sehen geben würde, zusammen genießen! —

Sie fand sich pünktlich auf der Galerie ein, von der aus man in den großen Schloßsaal hinabsehen konnte. Ihr Beschützer war schon da und hatte in der vordersten Reihe, neben sich, ihr einen Platz gegen die andrängenden Neugierigen vertheidigt.

Nun hieß es geduldig sein da oben auf der Galerie.

In dem dunkeln Saal brannte noch keine einzige von den Hunderten von Wachskerzen, und sie sahen von ihren dämmerig beleuchteten Plätzen in einen schwarzen Abgrund hinab; aber Waben und ihr Begleiter unterhielten sich vortrefflich mit einander, wie sich das leicht denken läßt. Die Zeit verstrich ihnen beiden im Umsehen.

Waben achtete kaum darauf, wie die Lämpchen der Kerzenanzünder gleich Glühwürmern in der großen Dunkelheit auftauchten, und wie die Flammen an den Zündschnürchen, was das Neueste war, von Licht zu Licht hüpften und im Nu die ganzen Kronleuchter im vollen Lichtgefunkel erstrahlen machten, und wie im Laufe von einer Viertelstunde alles glänzte und funkelte, — ein ganzes Meer von Licht!

Personen schritten geschäftig hin und her durch den Saal, anordnend oder Umschau haltend.

Um das junge Paar her wurde geflüstert und getuschelt. „Der Oberhofmarschall!“ hieß es, — „da, — — da, — — da! Da ging er eben!“

Die Leute waren von diesem Anblick schon erregt. Die Hälse wurden gereckt. — Jeder Lakai wurde angestarrt.

Waben plauderte wie noch nie in ihrem Leben. — Sie blühte neben ihrem Anbeter auf, wie ein Rosenstock nach langem trüben Regenwetter, wenn ein paar Stunden warme, volle Sonnenstrahlen ihn treffen. Wie offen sie sprach! Ihr ganzes unschuldiges, gleichförmiges Leben lag vor ihm ausgebreitet.

Sie wußte nicht, wie rührend sie war, und er wußte das auch nicht. Sie hatte nichts zu geben und mitzutheilen, als ihre Vergangenheit, — gar nichts weiter, — und diese Vergangenheit gab sie bebend vor Wonne. — Er fragte, und sie antwortete. Sie vertraute. — Jubelnd empfand sie zum ersten Male, daß sie wirklich lebe.

Er war auch ganz entzückt von seiner kleinen Freundin, dachte besonnen, daß sie eine gute, commode Frau abgeben würde, und erwog dies hin und her, während sie eifrig schwatzte.

„Aus guter Familie ist sie, — mitbekommen thut sie sicher auch etwas. — Die Kleine ist wohlerzogen, lächerlich unschuldig, ein durchaus bequemer Charakter.“

So dachte er, wie ein junger Mann, der auf Freiersfüßen geht und Ausschau hält, zu jeder Zeit gedacht hat.

Er empfand alles sehr befriedigend. Seit Wochen war er erst in Weimar angelangt, war hier zu einer guten Stellung gekommen, und seine Absicht ging dahin, sich mit einer alteingesessenen, wohlgeachteten Familie zu verschwägern.

Jetzt spiegelten sich die brennenden Kerzen in dem blanken Parkett des riesigen Saales wie in einem stillen See.

Es war so friedlich, so eigenthümlich; der große, leere, helle Saal hatte etwas Beruhigendes. Dann waren reichgeschmückte Gäste gekommen. Oben auf der Galerie reckten sich abermals die Hälse. Es wurde wieder eifrig getuschelt. Sie waren alle erregt, und die Erregung stieg, je mehr es sich da unten bewegte, je mehr es glänzte und flimmerte und farbig aufleuchtete. Sie sahen auf wohlfrisirte Köpfe, mit griechisch aufgesteckten Lockenfrisuren, auf Toupés jeder Art, auf hohe, schneeweiße, batistene Halsbinden, auf bloße Hälse und Arme, enge Kleider mit langen Schleppen, Fräcke und Uniformen, Lakaien und hohe Würdenträger, — ein schillerndes, bewegliches Durcheinander.

Hin und wieder schlug so ein aristokratisches, undefinirbar parfümirtes Lüftchen nach oben.

Die Wachskerzen brannten still, das Licht im ganzen Saal war gelblich warm.

Es hatte etwas Schmeichelndes, Schmückendes, — etwas Berauschendes.

Waben konnte sich über die große Helligkeit in dem weißen Saal gar nicht genug wundern.

Und dann die Herrschaften, die russische Kaiserin,

Ada Negri.

Nach einer Photographie von Guigoni & Bossi in Mailand.

Siehe Seite 46.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die fremden Uniformen, das ganze geheimnißvoll pomphafte Ceremoniell, — die große Feierlichkeit, die große Vornehmheit!

Waben kam es vor, als wenn sie in eine uralte Geschichte hineinschaue, in längst vergangene Dinge. Daß so etwas wirklich noch existirte! Ein bißchen komisch erschien es ihr, — ein bißchen ernsthaft, — ein bißchen schaurig, aber hauptsächlich sehr amüsant. Die einzelnen Personen interessirten sie gar nicht, nur das Ganze. Sie hörte kaum darauf hin, als ihr Begleiter die verschiedensten Leute bezeichnete.

Aber der Zug! Der große Maskenzug! Da war der weimarische Pomp wirklich auf die Beine gebracht! Da lag die weimarische Glorienzeit wirklich wie eine duftende Weihrauchwolke darüber. Da war die ganze ernsthaft feierliche Pracht vor aller Augen wie ein byzantinischer Prachtbrocat ausgebreitet. Herrliche Gestalten und Farben, rauschende Musik und große Worte, und ein Schimmern und Auftauchen und Ziehen und Kommen und Verweilen, — eine Pracht und Herrlichkeit sondergleichen.

Die braven, fidelen Weimaraner hatten sich von dem großen, feierlichen Pomp am Schlafittchen nehmen lassen. Sie gehörten sich nicht mehr selbst. Es war etwas in sie gefahren, was sie begeisterte.

Sie bewegten sich nicht mehr wie die Weimaraner, sie sprachen nicht mehr wie die Weimaraner. Es war etwas Außerordentliches.

Wabens Begleiter fühlte ein Händchen auf seinem Aermel. „Meine Schwester! Meine Schwester!“ sagte eine weiche, leise Stimme ganz erregt. „Sehen Sie, meine Schwester!“

Er hatte Marie schon längst gesehen. Sie stand jetzt gerade vor der Kaiserin Maria Feodorowna und sprach die Goethe'schen Worte; das gute Rathsmädel leuchtete dabei wahrhaft von Schönheit und Glückseligkeit. Sie bewegte sich ohne jede Befangenheit, ganz natürlich. Es war, als wenn die blonde Haarfluth funkelte, als wenn das schöne Gesicht und die Arme und der Hals und das weiße Gewand strahlten.

Sie war prachtvoll in ihrer stolzen, freien Jugendlichkeit, der Inbegriff eines herrlichen, blüthenjungen Weibes. Es lag etwas Heiteres, etwas Frohlockendes über die Gestalt gebreitet. — Aller Augen sahen auf sie.

„Das ist Ihre Schwester?“ sagte Wabens Freund.

Waben lächelte.

„Die verlobte?“ fragte er.

„Nein!“

„Herr Gott im Himmel!“ kam es von den Lippen des jungen Mannes, wie ein Seufzer.

Waben blickte auf ihn und sah, wie fest der Blick seiner Augen sich an ihre Schwester heftete.

Sie sah auch, was für einen prächtigen Kopf er hatte, so männlich und gescheidt, mit so fest geschnittenen Zügen.

Und es senkte sich wie eine tiefe Traurigkeit auf sie nieder. Es war aber keine rechte Traurigkeit, es war etwas anderes, — etwas Schwereres.

Traurig war sie schon manchmal gewesen, aber so etwas Schreckliches schien noch nie über sie gekommen zu sein! Es war ihr, als wenn ihr Blut aufhöre zu fließen, als wenn eine Spange sich ihr fest um den Hals lege, als wenn das Herz es nicht mehr für der Mühe werth hielte, weiter zu schlagen.

Sie sah sich selbst! Ja, sie war so winzig, so langweilig, so arm. Wie hatte sie nur denken können, — daß . . . .

Aber alle diese Gedanken waren gar keine eigentlichen Gedanken. Wie große, graue, schwere Steinplatten kamen sie ihr vor, die langsam auf sie drückten und sie tief in den Boden hineinpreßten, ganz langsam und schmerzlos, — aber entsetzlich.

Herr Gott, daß es so etwas gab!

Während sie so litt, wendete er kein Auge von ihrer Schwester. Sie wartete, daß er sie wieder anreden würde und sie schaute alles im voraus.

Sie sah und hörte alles so genau, als wäre es schon geschehen.

Sie wußte, daß seine Stimme kalt und gleichgültig klingen würde. Sie sah und verstand das alles so tief, so klar, so anders, wie sie sonst nie verstand und begriff.

Ja, — und so kam es denn auch, ganz so! —

Sie war nicht überrascht und nicht erschreckt, — aber wie ausgelöscht. Sie fühlte sich selbst nicht mehr. Alles so grau, so fahl, — alles so gleichgültig, — so erstickend, — so weh! — Sie wollte gehen. Sie hatte genug gesehen; aber er redete ihr zu, zu bleiben.

Gerade sprach der Großherzog Karl August mit ihren beiden Schwestern. Er war außerordentlich gnädig und schien an den beiden schönen Mädchen großes Gefallen zu finden. Es waren ja seine guten Freundinnen, und sie sprachen jedenfalls miteinander von früheren Erlebnissen, von ihrem gemeinschaftlichen Frühstück im römischen Hause; von der Schaukelei auf der schmiedeeisernen Thür an der Sternbrücke, von den ungesetzmäßigen Theaterbesuchen, von der lustigen Fahrt in Karl Augusts Kalesche auf dem Vogelschießen.

Karl August und die Rathsmädel hatten eben von jeher großes Wohlgefallen aneinander gehabt.

„Serenissimus zeichnet die Fräulein Schwestern ja außerordentlich aus!“ sagte Wabens Anbeter sehr befriedigt und ganz versunken, nur Augen für das wunderschöne Mädchen unten im Saale behaltend.

Das war nun ein trauriges Nachhausegehen.

Waben langte still und matt daheim an. Frau Rath war noch auf und sagte: „Warte, mein armes Bärbelchen, Du sollst mir nicht immer Zuschauerin bleiben! Glaube das nicht!“

Waben hörte und fühlte nichts, ging zu Bett und schlief wie betäubt ein und wachte auf, als lägen noch immer die schweren Steine auf ihr.

Und so blieb es.

Tags darauf war große Nachfeier für die Theilnehmer und Theilnehmerinnen am Zug bei der Oberhofmeisterin.

Da gingen die Rathsmädel hin in gelbrothen Kleidern aus indischer Seide, die sie von Röse's künftiger Schwiegermutter bekommen hatten. Dazu trugen sie goldene Gürtel und gelbrosa Rosenkränze auf dem geflochtenen Haar.

Die schmiegsame Seide floß an den schönen Gestalten köstlich herab. Waben half ihren beiden Schwestern beim Anziehen.

Schweren Herzens sagte sie: „Nun seid Ihr noch schöner als gestern.“

Und das waren sie auch.

Es war der Ehrentag ihrer Schönheit. Sie schienen selbst ganz feierlich gestimmt, wie die eine die andere so ansah.

Budang, Franz Horny und Ernst von Schiller, die den Zug nicht mitgemacht hatten, kamen, um die Kameradinnen sich anzuschauen. Die Lichter unter dem grünen Seidenschirm waren angesteckt, und die beiden Mädchen gingen im Zimmer umher in ihrer unschuldigen Herrlichkeit.

Die Kameraden verhielten sich einsilbig.

Da stand etwas so fremd Schönes vor ihnen, etwas so Bekanntes, Vertrauliches, süß Freundschaftliches, — und doch so Entrücktes.

Die Schönheit ihrer Kameradinnen lag ihnen schwer beengend auf dem Herzen; es war ihnen dabei nicht wohl zu Muthe.

Am anderen Morgen, als die beiden schönen Geschöpfe spät zum Frühstück kamen, schenkte Waben ihnen ihre Milch ein.

Die Pathe Sperber hatte nach ihrer Gewohnheit, wenn bei Kirstens irgend etwas Besonderes los war, einen Kuchen geschickt, und in diesen Kuchen aßen Röse und Marie sich in ihrer Zufriedenheit und Glückseligkeit tief ein, wie ein paar Mäuse, und erzählten dabei der Mutter und Waben ihre Erlebnisse.

Die alten Erlebnisse, die schöne Mädchen, so lange die Welt steht, zu jeder Zeit erzählt haben: berauschende Dinge, die das Geschöpf triumphiren lassen im glückseligen Machtgefühle.

Und dabei aßen die beiden ungeheuer viel Kuchen und fischten nach den Rosinen darin.

Und während sie im besten Plaudern waren, brachte die Magd einen vollblühenden Rosenstock herein, etwas ganz Unbegreifliches zu dieser Winterszeit, und sagte: „Eine schöne Empfehlung an Fräulein Marie.“

Und an dem Rosenstock hing auch noch ein Briefchen.

Marie wurde dunkelroth und nahm mit zaghaften Händen das Wunder in Empfang.

„Ach Marie!“ jubelte Rose auf.

Ein süßes Gesichtchen wurde bleich, — ein paar Lippen zitterten wie in namenlosem Weh, und eine zarte Gestalt ging unhörbar zur Thür hinaus, ohne daß jemand darauf geachtet hätte.

Das war von *ihm*!

Daß er den Abend oft mit Marie getanzt habe, das hatten sie ja schon erzählt. Wie war er denn nur hingekommen? Er hatte es eben möglich gemacht, dachte Waben dumpf.

Aber der Anblick des blühenden Rosenstockes, — das war es, — das erst hatte ihr schneidend weh gethan!

„Jede Imagination muß ihren Corpus haben,“ sagt der alte Paracelsus.

Oben in der Schlafkammer lag das gebrochene Mädchen bei verschlossener Thür auf den Knieen und hielt den Rosenkranz zwischen den zitternden Fingern und hatte sich das Bild der heiligen Jungfrau auf den Stuhl gelehnt und hielt Gottesdienst, einen so schweren, herzbeklommenen Gottesdienst.

Und sie sehnte sich nach Weihrauch und dem tiefen Orgelbrausen in ihrem Schmerzensrausche, nach den Aufzügen der Geistlichen bei der großen Messe; sie sehnte sich nach den prachtvollen Meßgewändern, klangvollen Worten und starken Tönen, nach der großen Herrlichkeit und den gewaltigen Glocken, den hohen Säulen und den anstrebenden Gewölben.

Hätte sie dort jetzt auf den Knieen liegen dürfen! Auf Orgelbrausen und Weihrauchwolken wäre ihr Weh der Mutter Gottes zu Füßen gestürmt. Aber so, in dieser Kahlheit hier, da hob der Schmerz sich nicht zum Himmelsflug, sondern drückte und drückte und wurde wieder zur grauen, schweren Steinplatte, die sie ganz begrub.

Wie zu einer Heimat sehnte sie sich nach ihrer hohen, stillen, dämmerigen Kirche und sie breitete die Arme aus und schluchzte laut. —

Mittlerweile war dem Rosenstocke der Mann auf Freiersfüßen selbst gefolgt und hatte sich nach dem Befinden der Schwestern erkundigt. Dies Befinden war vortrefflich. Sie waren lustig und guter Dinge. Röse's Bräutigam erschien auch, und die beiden schönen Paare standen auf ihrer Lebenshöhe, denn auch Marie war ganz entzückt von dem begeisterten, wohlerzogenen jungen Menschen, der sich in sie so plötzlich verliebt hatte, wie in ein Wunder. So gab es in dem Kirsten'schen Familienzimmer eine prächtige Harmonie. Schöne Menschen in voller Jugend, die nur von den besten, schönsten Dingen sprachen und dachten und träumten, die Feste beredeten und Ausflüge und allerhand Vergnügungen und Feierlichkeiten, um die herrliche Zeit zu genießen.

Als Waben hereintrat, begrüßte ihr Schopenhauer'scher Freund sie, leicht befangen, als alte Bekannte, — that es aber mit gutem Gewissen, denn das große Liebesfeuer, das jetzt in ihm brannte, hatte das kleine, bedächtige Flämmchen, das für die zarte Waben geglommen hatte, vollständig verschlungen.

Und was er im Schein des bedächtigen Flämmchens gesagt, gethan und geblickt hatte, davon wußte er wohl nichts mehr.

„Ihr kanntet Euch schon?“ fragte Röse ihre Schwester.

„Ja, von Schopenhauers her,“ antwortete sie ruhig.

Und da stieg die Seligkeit im Kirsten'schen Familienzimmer schon wieder hell empor. —

Und über Waben schlug es grau und erstickend zusammen, wie dunkles Wasser.

Sie wußte nicht, was sie mit sich selbst anfangen sollte.

Sie liebte ihn so sehr!

Wie ein trauriger Schatten kam sie sich mitten unter den glücklichen Menschen vor.

Das ging so ein paar Tage fort, — so hülflos, so über Bord geworfen fühlte sie sich! — Dann hatte sie einen Entschluß gefaßt, nahm sich ein Herz und bat: „Vater, erlaubst Du mir, daß ich nach Jena zur Beichte fahre?“

Das war ein Ruf nach Rettung, den sie gethan hatte. Es faßte sie wie die Sehnsucht nach einer alles verstehenden Mutter, die durch und durch sieht, alles weiß und voller Hülfe und Liebe ist.

Und so fuhr Waben nach Jena, in der alten, rumpeligen Postkutsche, und der Postillon blies ein Stückchen, das zu Herzen ging; so ein echtes, rechtes Postillon-Stück, welches die alte, lederne Kutsche zu einem lebendigen Ding macht, das jubelnd oder klagend am frühen Morgen auszieht und nachts jubelnd oder klagend in langgezogenen Tönen durch die dunkeln Straßen fährt — und die Schläfer weckt — und ihnen das Herz bewegt.

In Jena, in der grauen Stadt, die, von sonnigen, heitern Bergen umgeben, im weiten Kessel wie ein Pilznest hockt, mit spitzen grauen Giebeln und spitzen Dächern, da fand sie in der kleinen, uralten, geheimnißvollen Kirche, die zwischen Gräbern in der Sonne liegt, das Orgelbrausen, die Weihrauchwolken, die Säulen, die Priesterworte, — das Heimische, wonach es sie in ihrer Noth verlangt hatte. Da durfte sie auf ihren Knieen liegen und schluchzend ihr Weh anvertrauen. Und die Weihrauchwolken nnd die Orgeltöne waren wie breite Flügel, auf die sie ihren Jammer niederlegte, und die mit ihm höher flogen, und höher und höher, immer höher.

Und in der Beichte demüthigte sie sich vor Gott und einem alten, ärmlichen Priester, schüttete ihr Herz aus und beschuldigte sich.

Und ihre Schuld war: daß sie liebte und nicht zu Ende mit dieser Liebe kommen konnte, daß sie beneidete, verzagte und glücklich sein wollte.

Aber der alte, ärmliche Geistliche tröstete sie und ermahnte sie. Er sprach von der heiligen Wonne der Selbstverleugnung; er sprach von der Seligkeit des großen Ueberwindens, von der reinen Freiheit der freien, ruhigen Seele, die nichts Irdisches will, mitten im Leide nicht beunruhigt, mitten in der Freude unbegehrlich, selbst arm alles anderen gönnend, — nichts wollend selig.

Er sprach in seiner Einfalt die großen unirdischen, asketischen Worte zu ihrer Jugend, die sich aufgebäumt

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

hatte gegen das „Ueber Bord Geworfensein", die genießen und leben wollte.

Aber das gute Geschöpf hatte sich ganz und rückhaltslos gedemüthigt. — Sie wollte nur Hülfe und streckte die Hände aus und nahm, was man ihr gab: die große, schwere, ernste Gabe.

Das zarte Gesicht leuchtete, die gebrochene Gestalt richtete sich auf, und sie empfing die Absolution ihrer Sünden.

Tief in der Nacht fuhr die rumpelige Postkutsche in Weimar wieder ein; der Postillon blies und weckte die Schläfer.

Im Posthof schlüpfte aus dem dunkeln Wagen ein zartes Wesen und ging durch die engen Gassen und Straßen.

Und als sie oben in der Schlafstube, im alten Haus in der Wünschengasse, vor den Betten der schönen, glückseligen Schwestern stand und die beiden Mädchen fest schlafen sah, kniete sie nieder und faltete die Hände, und es war ihr, als wenn sie mit geschlossenen Augen langsam in das tiefe, stille, sanfte Meer der Entsagung einginge. Wie weiche Wellen schlug ein großer Frieden ihr entgegen, etwas so unsagbar Besänftigendes, etwas so hinsterbend Süßes. Und es ward ihr weich und weit ums Herz, so frühlingshaft, so werdend, als wenn von einem großen, wunderbaren Geheimniß der Schleier gehoben würde. Man glaubt, das Beste auf Erden sei das Glück? Das glaubt man; aber es giebt noch etwas, etwas so geheimnißvoll Unergründliches, was größer als Glück und Unglück ist, was über allem steht, — etwas Unantastbares. Und dies Große wohnt einzig und allein im Herzen entsagender Menschen.

Die unbeachtetste, die geringste Seele kann es mit seiner Größe erfüllen, die mächtiger ist, als alle Welten, als alle Glückseligkeiten.

So umschloß die, von der kleinen Oellampe dämmerig beleuchtete Stube drei Bräute: zwei glückselige, schlafende, irdische Bräute, — und eine süße, kleine Himmelsbraut, mit lichtem, klarem Herzen; eine Himmelsbraut, auch wenn sie nicht ins Kloster ziehen wollte, sondern hier zu bleiben gedachte, in diesem glücklichen Hause.

Mitten im Leiden nicht mehr beunruhigt, mitten in der Freude unbegehrlich, selbst arm alles andern gönnend, — nichts wollend selig.

Das ist das Große, das Lebendige! Das ist das Unantastbare!

Nachdruck verboten.

Der säumige Zahler.

Eine Studenten-Geschichte von Ludwig von Ploetz in Berlin.

(Schluß.)

Bogula's Trauerspiel wurde von der Intendanz — nicht angenommen; im Gegentheil, er erhielt es zurück mit einem Briefe, den er sorgfältig vor Frau Martha verbarg, denn dieser lautete nicht gerade übermäßig schmeichelhaft. — Die alte Erbtante, von der er ihr in der letzten Zeit immer erzählte, starb auch nicht, weil sie nämlich gar nicht existirte. Dem Krebse-Essen und Bayrisch-Biertrinken mochte er noch nicht entsagen; so blieb Frau Wedemeyer immer wieder nichts weiter übrig, als zu warten.

Schließlich hatte ihre Geduld aber doch ein Ende.

Als Bogula auch den ersten Januar hatte vorüberstreichen lassen, ohne irgenwie Anstalten gemacht zu haben, die Miethe zu bezahlen, da nahm sie sich vor, dem Sausewind einmal ordentlich die Leviten zu lesen.

Je länger sie sich aber überlegte, was sie sagen wollte, um so mehr schreckte sie von dem Vorhaben zurück, denn es bestand kein Zweifel daran, daß er ihr an Redegabe doch bedeutend überlegen war.

So kam sie denn schließlich auf den Einfall, ihren Aerger schriftlich auszudrücken; sie schrieb einen Brief und legte ihn auf den Tisch des Hauses nieder. Wenn Bogula den las, dann mußte es wirken!

Als der Bruder Studio aus dem Vormittags-Colleg kam, fand er den bewußten Brief vor und überflog ihn sogleich.

Er lautete:

„Hochgeehrter Herr!

Da Si nicht keineswegs zalen, bitte ich gleich zalen, wo sonst ich andere Schrite ergreifen gedenke.

Es ehrt sich ergebens

Martha Wedemeyer, geborene Zädel."

Kopfschüttelnd legte Bogula das Schreiben in die Tischschublade, zündete seine Pfeife an, holte die Harmonica hervor und spielte, als wenn gar nichts vorgefallen wäre.

Indessen wartete Frau Wedemeyer unten im Comtoir der Kupferschmiede auf seinen Besuch. Da dieser aber durchaus nicht erfolgte, stieg sie schließlich die Treppe hinauf, um zu sehen, welchen Eindruck ihr energischer Brief auf den säumigen Zahler gemacht hätte.

Schon auf der Treppe scholl ihr die Musik entgegen: ein übles Vorzeichen, daß auch ihr neuestes Mittel nichts gefruchtet hatte.

„Aber Herr Bogula!" sagte sie bitter beim Eintritt, die Hände in die Seite stemmend, „was soll i blos von Ihne denke, Herr Bogula!"

Sie wollte fortfahren, doch jener schnitt ihr das Wort ab, indem er in strafendem Ton anhob: „Ich müßte Sie eigentlich fragen, was ich von Ihnen denken soll, liebe Frau Wedemeyer, geborene Zädel! Sie schreiben mir hier diesen Brief! Sehen Sie denn nicht, daß derselbe von orthographischen Fehlern wimmelt? Nennen Sie das Bildung? Und sehen Sie nur diesen falschen Satzbau an. — —"

„Herr Bogula, wir wolle doch lieber bei der Sach bleibe!" warf Frau Wedemeyer muthig ein.

„Das gehört zur Sache, liebe Frau! Sehen Sie hier: ‚Hochgeehrter Herr! Da Si nicht keineswegs zalen, bitte ich gleich zalen, wo sonst' ... Mein Gott, wie das alles klingt! Das ist doch barer Unsinn! Und diese orthographischen Fehler! Zahlen ohne h, und Schritte mit einem t! Und hier zum Schlusse: ‚Es ehrt sich ergebens.' Nein, liebe Frau, so geht es nicht weiter!!"

„Aber Herr Bogula!" versuchte Frau Martha den Redeschwall zu unterbrechen.

Allein, das blieb alles vergebens. Unaufhaltsam, unwiderstehlich wie ein Gießbach, der über Felsen und Baumstämme stürmt, ging es vorwärts.

„Ich werde mich mehr Ihrer geistigen Ausbildung annehmen müssen, wozu bin ich denn Philologe!

So, hier habe ich ein berühmtes Buch, das von einem sehr berühmten Mann geschrieben ist, der sich Georg Wilhelm Friedrich Hegel nannte und aus Stuttgart stammte. Das giebt uns Menschen sehr wichtige Aufschlüsse über viele Dinge. Sehen Sie, hier das erste Kapitel ist schon sehr wichtig und enthält gleich am Anfang die sehr bedeutende Frage: ‚Was ist der Geist?'"

„Jesses, Jesses! Lassen Se mi doch blos zum Wort komme!" flehte Frau Wedemeyer. „Mein liaber, beschter Herr Bogula, sehn Se, Bücher z'kaufe, da hent Se Geld, aber Ihre Wirthin z'zahle, da hent Se keins! Denken Se denn gar nit mehr an d'Mieth', Sie Schalksknecht? Und so reichlich hab' i's doch au nit!"

Sie hob ihre buntgestreifte Küchenschürze vor die Augen und begann zu schluchzen.

„Na, na, nur nicht weinen!" beruhigte Bogula sie gutmüthig. „Es ist doch nicht so schlimm, liebe Frau! Habe aber diesen Monat wirklich nichts übrig! Ich hatte an den Schneider und an den Schuster Rechnungen zu bezahlen und an den Restaurateur drüben. So sind nur fünfzig Mark geblieben und die brauche ich selbst; ich kann doch auch nicht von der Luft leben!"

„Ja, die andern Leut' könne Se natürlich zahle, mi aber nit!" klagte Frau Wedemeyer.

„Aber, liebe Frau, wozu denn die Thränen? Nächsten Monat sollen Sie ganz gewiß das Geld erhalten, oder — doch wenigstens einen namhaften Theil! Ich werde dem Briefträger den Auftrag geben, Ihnen direct meinen Wechsel*) für den Februar auszuhändigen. Dann können Sie ja . . ."

Mit einem Ruck ließ Frau Wedemeyer die Schürze fallen. Jetzt war sie, wohin sie wollte. Diesen Moment mußte sie ausnutzen.

„Ischt das Ihr Ernscht, liaber Herr Bogula? Und's muß ja Ihr Ernscht sein! Dann gebe Sie mir doch a Vollmacht, Ihr Geld vom Briefträger in Ihrem Namen abz'hebe. I zieh' dann einen Theil von der Schuld ab und laß Ihne de Reschd. Dann ischt ja alles gut, dann bin i z'friede!"

Was sollte Bogula machen? Frau Martha appellirte so stark an seinen besseren Menschen, daß ihm wirklich nichts anderes übrig blieb. Er setzte sich hin und stellte ihr eine Vollmacht aus, für den Monat Februar Geldsendungen an ihn in Empfang zu nehmen.

„Kommt Zeit, kommt Rath!" dachte er beim Schreiben. —

Als die letzten Tage des Januar herankamen, fiel Bogula ein, daß er seiner getreuen Wirthin das bewußte Schreiben ausgestellt hatte, und er beschloß, Gegen-Operationen vorzunehmen.

Er ging nicht mehr ins Colleg, auch nicht spazieren, sondern saß den ganzen, lieben, langen Tag, wie ein auf Beute lauernder Raubritter an dem großen Fenster des Restaurants drüben, an dem vorbei die Briefträger ihren Weg zu nehmen pflegten, begierig, den Geldbringer abzufassen.

Am einunddreißigsten nun geschah es, daß Bogula während einer Viertelstunde von einem Freunde in einer dringenden Sache abgerufen wurde, und das Unglück wollte es, daß just während dieser Spanne Zeit der Briefträger ungehindert in das Haus der Wedemeyer drang und dieser, die in ihrem Comptoir gleichfalls auf der Lauer lag, auf Grund des Scheines die von Bogula's Vater geschickten hundert Mark einhändigte.

Als die Schlaue am Abend ihren Miether nach Hause kommen hörte, stieg sie freudestrahlend die Treppe hinauf und übergab ihm zwanzig Reichsmark in blankem Golde.

„Hier, mein liaber Herr! Ihre Schuld an mi ischt auf hundertsechzig Mark aufg'laufe gewese; die Hälft' hab' i von Ihrem Wechsel abg'zoge. Hier ischt der Reschd!"

„So, so! Also doch!" sagte Bogula, indem er tieftraurig den Kopf in die Hände stützte und mit den Fingern in den blonden Haaren wühlte.

Frau Martha wurde es ein wenig beklommen ums Herz, wie er so dasaß und auf die Tischplatte starrte.

„Was soll ich nun machen?" stöhnte er; „der Restaurateur drüben will bezahlt sein, sonst will er mir nichts mehr zu essen geben. Und in den nächsten Tagen wollen meine Freunde eine Winterpartie ins Gebirge machen. Das wäre doch so schön; das Wandern ist ja so herrlich, wenn man noch jung ist! Aber, das geht ja nun alles nicht! Ich werde mich einschließen und durchhungern diesen Monat."

Er warf einen Blick durch die gespreizten Finger und sah, daß seine Worte nicht ohne Wirkung blieben, denn Frau Wedemeyer schaute verlegen auf ihre buntgestreifte Schürze.

„Und Sie würden ja auch sonst Ihr Geld schon erhalten. Ich bin doch bombensicher! Haben Sie nur Glauben an meinen Stern. Ich werde bestimmt demnächst große literarische Triumphe feiern, und dann werde ich auch einen guten Brocken ‚Moos' übrig haben. Wahrscheinlich werde ich dazu in der nächsten Zeit die große Erbschaft machen und dann sehr reich sein."

Er wies mit dem Finger auf einen Brief, der vor ihm auf dem Tische lag und die unfertigen Schriftzüge seiner kleinen Schwester enthielt.

„Sehen Sie, der ist von meiner Erbtante! Schauen Sie nur die Schrift, wie schwach und hinsterbend! Gewiß, sie kann nicht mehr lange leben! Ja, so ist es, meine gute Frau! — Ich habe gedacht, Sie hätten mehr Vertrauen zu mir; aber Sie sind mir nun gar nicht mehr gut und wollen nichts von mir wissen! Und ich habe Sie doch immer so lieb gehabt!"

Jetzt war es um die kleine Wittib geschehen. Sie klopfte leise und besänftigend ihrem Miether auf den Rücken und legte die achtzig Mark zu den übrigen zwanzig auf den Tisch.

Dann eilt sie hastig aus dem Stübchen, um ihre Rührung zu verbergen.

Bogula lauschte an der Thür, bis es auf der Treppe still geworden war, darauf ging er an das Fenster, durch das der Mond voll seinen silbernen Glanz warf und lachte so übermüthig in die Winternacht hinaus, daß ein schwarzer Kater, der sich auf dem Dachfirste des Nachbarhauses erging, voller Schrecken in die Bodenluke der alten Jungfer flüchtete.

Die nächste Zeit verbrachten Frau Martha und ihr Miether in alter Harmonie beim Klange der Harmonica, bei den Erzählungen wunderbarer Erlebnisse, bei den Vorlesungen aus dem alten, ewigen Shakespeare und aus den Werken des Dichters der Zukunft, Namens Walther Bogula.

Nur hin und wieder seufzte Frau Wedemeyer in sich hinein, wenn sie an die Miethe dachte; aber sie ließ es sich nicht merken, denn das Semester ging zu Ende, und der Tag, wo die Studienzeit ihres Philologen abgelaufen war, und er weit fort in seine Heimat zurück mußte, stand vor der Thür.

Darum wollte sie nicht die letzte Zeit ihres Beisammenseins trüben. Sie wußte ja auch, daß ihr nach dem Gesetze die Sachen des Bruder Leichtfuß zum Pfande blieben. Wie eine Festung stand der große graue Koffer in dem Stübchen; darin würde sich doch manches Werthvolle finden.

Als unter den Buchen des Stadtparks die Anemonen blühten und mit ihnen der Schluß des Wintersemesters kam, erwartete Frau Wedemeyer voller Wehmuth die Stunde der Trennung, und oft saß sie, wenn ihr Philologe ausgegangen war, oben allein im Stübchen und überlegte, wie traurig es sein würde, wenn er fort wäre. An die Rechnung dachte sie eigentlich gar nicht mehr, denn sie fühlte sich gesichert.

Der Tag der Abreise war gekommen. Selbstverständlich hatte Bogula noch immer nicht bezahlt.

Frau Martha stieg des Morgens nach oben und fand ihn bereits reisefertig im Stübchen stehen. Er hatte gerade noch einen langen Blick aus dem Fenster auf die alte, liebe Aussicht, das Dach des Nachbarhauses, das Stückchen Straße und den Streifen Bergland geworfen.

Als er seine Wirthin kommen hörte, wandte er sich um und reichte ihr voller Bewegung die beiden Hände. Er stand hochaufgerichtet, das Haupt ein klein wenig nach unten gebeugt. In seinen braunen Augen glänzte es seltsam auf wie Abschiedsschmerz.

Er trug seinen schwarzen Sonntagsrock, das Alltagskleid hatte er darunter geknöpft; unter dem rechten Arm hielt er die Harmonica, unter dem linken seine drei Bände Shakespeare, aus der Rocktasche schaute das Mundstück der Pfeife hervor.

„Meine liebe Frau Wedemeyer," sagte er voller Rührung, „nun ist es doch gekommen, wie unsere Feinde es gehofft haben, nämlich, daß ich Ihnen die Miethe nicht bezahlen kann! Da stehen meine Sachen," er zeigte auf den großen Koffer in der Ecke; „hier ist der Zugang dazu," er überreichte ihr einen kleinen Schlüssel, „geniren Sie Sich nur nicht und behalten Sie die Sachen zurück, bis ich Ihnen das Geld von Hause geschickt haben werde. Jeder ist sich selbst der Nächste, und Sie haben vornehmlich ein gutes Recht darauf!"

Er schüttelte unablässig die breite Hand seiner alten getreuen Wirthin, sodaß die Harmonica fast aus ihrer Lage zwischen Arm und Hüfte heruntergerutscht wäre.

„So, nun leben Sie wohl und vergessen Sie Ihren alten, lustigen Bogula nicht ganz!"

Jetzt konnte sich Frau Wedemeyer nicht mehr halten. Laut schluchzte sie los und weinte wie ein Gießbach, der plötzlich aus verborgener Felsspalte hervorbricht.

„Jesses, Jesses, Herr Bogula, wie wird mir der Abschied schwer! Ach, komme Se doch blos amal wieder her! Ach und der Koffer! Dös kann i gar net annehm'. Ach Jesses, Jesses!"

Bogula umarmte sie noch einmal, soweit es die Harmonica und der Shakespeare gestatteten, und küßte sie zum ersten und letzten Mal in seinem Leben recht herzhaft auf die Stirn.

„Geniren Sie Sich nur nicht, und nun leben Sie wohl, alte, gute, liebe Frau!"

Er war mit einem Male verschwunden und raste die Treppe hinunter, denn es war die höchste Zeit, daß er zum Bahnhofe kam.

Nachdem sich Frau Martha am nächsten Tage etwas beruhigt hatte, ging sie wieder hinauf in das herrenlose Stübchen und entschloß sich, den großen grauen Koffer zu öffnen. Mühsam hob sie den mächtigen Deckel empor und schaute hinein. Aber im nächsten Augenblick erhob sie sich aus der knieenden Lage, und obwohl ihr eigentlich gar nicht darnach zu Muthe war, fing sie herzlich an zu lachen.

„Der Schalksknecht, der Schalksknecht, o, der heillose Schalksknecht!" rief sie, die Hände zusammenschlagend.

Der ganze Inhalt des großen Koffers bestand nämlich — — in einem gebrauchten Schnupftuch! — — — —

Frau Wedemeyer hatte im folgenden Semester nicht wieder vermiethet. Es war kein Student gekommen. Sie hatte sich auch nicht sonderlich bemüht, welche heranzulocken.

Das Stübchen war ihr Lieblingsaufenthalt geblieben, auch jetzt, wo Bogula nicht mehr darin weilte. Dort saß sie oft in den von Geschäften freien Stunden neben dem mächtigen grauen Koffer und dachte an den Losen, an den Klang seiner Harmonica, an seinen Pfeifenqualm und an seine unbezahlte Rechnung.

Nach vier Wochen erhielt sie einen zärtlichen Brief von ihm, worin er seinem Aerger, daß die alte Erbtante durchaus nicht sterben wollte, und daß die Intendanz noch immer nichts hätte von sich hören lassen, beredten Ausdruck gab. Doch vertröstete er seine Freundin auf bessere Zeiten, wo alles wieder gut gemacht werden sollte. —

Ein Jahr war ins Land gezogen, und wieder blühten die Anemonen unter den Buchen.

Oben im Stübchen stand Frau Martha am Fenster und sah nachdenklich zu, wie der Schnee auf dem Dache des Nachbarhauses schmolz und in starken Bächen über die Regenrinne strömte.

Da drang vom Flur her die rauhe Stimme des Werkmeisters hinauf: „Frau Wedemeyer, der Briefträger wart't unten auf Sie!"

Hurtig eilte sie die ausgetretenen Stufen hinunter.

Himmel, war es denn wahr? — — Bogula hatte das Geld geschickt!! — Und hinten auf der Postanweisung stand folgende kurze Notiz: „Ich habe glücklich das Examen bestanden, und mein Vater hat aus Freude darüber alle meine Schulden bezahlt. Hurrah! Es lebe meine alte, brave Frau Wirthin!"

Frau Wedemeyer stieg wieder die Treppe hinauf und schaute aus dem Fenster zu den Bergen hinüber.

„Ja, dös han i doch immer g'wußt," sagte sie voller Rührung, „der liebe, lustige Bogula war doch kei schlechter Kerl!"

*) Monatsgeld des Studenten.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Ferik.

Marokkanisches Sittenbild von Hans Wachenhusen in Wiesbaden.

Es war in Tlemßen, einem der Fruchtgärten Algeriens in der Provinz Oran, nahe der marokkanischen Grenze, dem Haupt-Karawanen-Platz der Stämme Marokko's. Drüben, jenseits der Grenze, gährte es wieder; man wußte nicht recht, was los war. Gab es Fehde zwischen den nomadischen Stämmen, oder war der Sultan mit seinen Reitern im Anzuge, um die Steuern zu fordern, die sie niemals gutwillig zahlten, — genug, auch die französische Grenz-Garnison war auf dem qui vive, denn Tlemßen ist seit 1845, nachdem hier die letzten Kämpfe mit Abd-el-Kader stattgefunden, im Besitz der Franzosen.

Ich wohnte seit vierzehn Tagen in einem niedlich sauberen Wirthshaus, einen Freund von Algier erwartend, um mit ihm in die Angad-Wüste zu gehen; der kam aber nicht, weil sich dort schon die Nachricht von neuen Unruhen an der marokkanischen Grenze verbreitet hatte.

Mein Nachbar gegenüber war ein Marokkaner, doch geborener Türke, und als Tabakhändler nannte er sich auf Türkisch einen Tütünschi. Muhammed war ein Biedermann, eine corpulente, kräftige, bärtige Männergestalt, die von Sonnen-Auf- bis Niedergang in der offenen Holz-Boutique vor der Häckselmaschine saß und jedem, der kam, den verlangten, frischen türkischen Taback zuschnitt. Er lachte gern, denn er war sorgenlos. Hinter seiner Boutique, in einem Garten von hohen Palmen, Jasminen, Pfeffer- und Johannisbrod-Baum beschattet, lag sein Wohnhaus, auf das ich von meinem Fenster blickte. Vor demselben, unter dem Tschardack, der offenen, am Hause entlang laufenden Holzgalerie, wurde unter dem Baumschatten die ganze Wirthschaft durch eine Schwarze in Heuschreck-grünem Mantel besorgt, ein Scheusal, von einer Farbe, so blank wie ein gewichster Stiefel. Sie trug aus dem Bache hinter dem Garten den hohen Krug kerzengrade auf dem Kopf herbei, wusch das Geschirr und barg furchtsam das schwarze Gesicht in ihrer Milaja, wenn sie sich von mir beobachtet sah.

Muhammeds einzige Gattin watschelte nur wenn es Abend ward durch den Garten, auch dann hinter ihrem Schleier. Eine lustige Person des Hauses war aber sein Sohn, den ich für etwa dreizehn bis vierzehn Jahre alt hielt, ein bildhübscher Knabe mit feinen, mädchenhaften Zügen, für den es kein größeres Vergnügen gab, als wenn einmal die beiden Ferkel eines in der Nachbarschaft wohnenden Griechen, eines Roßhändlers, aus dem Hofe ausgebrochen waren. Schweine sind für die orientalische Jugend ein Gegenstand des Spottes; wenn Ferik sie sah, jagte er ihnen nach, packte sie bei den Schwänzchen, trieb seinen Uebermuth mit ihnen, und der Alte lachte zuschauend, daß ihm der Bauch wackelte.

Obgleich ich noch ein ganz miserables Arabisch sprach und mich namentlich mit dem Mogrebinischen, dem abendländischen, westlichen Arabisch nicht abzufinden verstand, gelang es mir doch leidlich, mich mit dem Knaben, der mir alles von den Lippen las, zu unterhalten; er suchte mich aus Neugier oft auf und setzte sich mit gekreuzten Beinen neben mich, wenn ich im Garten unter dem großen Eukalyptus lag.

Ferik hatte es mir angethan. Er war die Heiterkeit selbst und immer zu Dummheiten aufgelegt. Sein Gesicht, sein ganzes Wesen besaß für mich etwas Anziehendes. Er hatte große mandelförmige, schwarze Augen, die, wenn er ruhig war, tiefmelancholisch blicken konnten, während im nächsten Moment schon der Schelm wieder aus ihnen leuchtete. Sein Wuchs war nicht gerade zierlich, aber seine Bewegungen hatten eine wilde Anmuth; Hände und Füße waren klein, Hals und Nacken, die von der türkischen Jacke nicht bedeckt wurden, waren von der Sonne stark angehaucht, aber in ihrer weichen Form schön und kräftig modellirt. Strümpfe und Schuhe trug er nicht; sein weites Beinkleid reichte geschlossen nur über das Knie; er lief barfuß und schien stolz auf seine wohlgeformten Beine und die kleinen Füße. Ferik machte so auf mich den Eindruck eines Griechenknaben.

Ich hatte ihn ganz lieb gewonnen, nur seine turbanartige Kopfbedeckung von weißem, leichtem Stoff gefiel mir nicht. Wenn sein Vater es nicht sah, kam er zuweilen auch in mein Zimmer, sichtbar aus Neugier, zu sehen, was ich als Ungläubiger treibe. Er setzte sich auf meinen Stuhl, was ihm ungewohnt war, da er sonst nur mit gekreuzten Beinen am Boden saß, nahm meine Feder und malte die Buchstaben meiner Briefe oder sonstiger Manuscripte nach. Von einer Schulbildung verrieth er kaum etwas, obgleich er behauptete, er gehe zum Lehrer; er wuchs offenbar wild auf. Sein Vater hatte Geld, und so brauchte er nichts zu wissen. Vom Schreiben hat ja der Orientale im allgemeinen überhaupt keinen Begriff.

Ein eigenthümliches Freundschaftsverhältniß hatte sich durch die Nachbarlichkeit zwischen Ferik und dem alten invaliden Turko entwickelt, der in meiner Herberge die Gäste bewirthete und zugleich der Koch des Hauses war, denn eine weibliche Bedienung giebt es im ganzen Orient in solchen Häusern nicht.

Der Turko, — Jussuf hieß der alte Graubart mit seinem schon fast schwarz gewordenen, einst roth gewesenen Tarbusch auf dem geschorenen Haupt, — spielte gewissermaßen den zweiten Vater des Knaben; so mürrisch und theilnahmlos er sonst war, behandelte er Ferik mit zärtlicher Rücksicht, vielleicht für den Tabak, den ihm Muhammed umsonst spendete. Ferik konnte mit ihm jede Dummheit treiben, er ließ sich's gefallen. Von dem Bakschisch, dem Trinkgeld, das ihm einkehrende Gäste reichten, kaufte er dem Knaben Zuckerwerk und schickte ihn damit nach Hause, während die Gäste, reisende arabische Handelsleute, bei ihrem Kommen und Scheiden von dem hübschen Knaben gar keine Notiz nahmen.

Am Freitag, dem mahommedanischen Ruhetag, ging Ferik mit seinem Vater in die Moschee. Er trug dann seinen Sonntagsstaat: Jacke und Beinkleid von hochrother Rohseide und Schuhe an den nackten Füßen. Sah er uns dann, so schien er eitel auf seine Kleidung und legte grüßend, mit freundlichem Lachen die Fingerspitzen an den Mund. —

Da mein Reisegefährte sich vergeblich erwarten ließ, beschloß ich, einstweilen bis zu dem vorletzten französischen Fort gegen die Wüste zu, nach Sebdou, zu gehen. Ein Freund, den ich im Fort gewonnen, Edward Montegue, Lieutenant der Spahis, wollte mich mit seinen rothmäntligen Reitern zu meiner Sicherheit begleiten, weil die Marokkaner truppweise über die Grenze schweiften und schon mancherlei Räubereien begangen hatten, und weil er überhaupt in seine Garnison Sebdou zurück mußte.

Als ich, um Lebewohl zu sagen, an Muhammeds Boutique trat, stand Ferik darin. Er legte die Hand auf die Brust, dann die Fingerspitzen an die Lippen und blickte mich recht traurig an, als verliere er einen Spielkameraden. Als ich am Morgen mit den Spahis schon um fünf Uhr vorüberritt, stand er vor der Thür und winkte mir ebenso traurig nach.

„Ça me paraît obscure!“ meinte Montegue, den Knaben lachend anschauend.

„Was denn?“ fragte ich; Montegue aber gab keine Antwort.

Unser Weg führte an der wegen ihrer Marabut-Gräber hoch geheiligten schönen Moschee vorüber, um deren Erhaltung willen, als General Cavaignac Tlemßen belagerte und seine Geschütze auf die Moschee richtete, die Stadt sich ergab.

Muhammed kam eben aus der Moschee, in der er sein Morgengebet verrichtet hatte; er schlüpfte in seine Schuhe, sprach mir sein „Selam alek“ und rief Allah's Schutz für mich an.

Montegue erwartete noch eine Ordre vom Commandanten des Forts. Wir hielten wenige Minuten auf dem Platz. Ferik benutzte dies, um mir einen Lavendelstrauß zum Abschied zu bringen.

Da ward es plötzlich lebendig vor uns. Ein Trupp von Reitern sprengte auf den Platz und hielt dann uns gegenüber, eine andere sich langsam daher bewegende Reitergruppe erwartend. Alle waren sie mit Staub bedeckt; der Schweiß lag auf den dunkeln, meist bärtigen Gesichtern unter dem Haik und dem großen M'Dall, dem Wüsten-Strohhut.

Montegue selbst ritt zu den ersteren heran, sie als Marokkaner erkennend; ich begleitete ihn neugierig. Der Aelteste der Reiter, ein Mann mit greisem Bart, kam uns entgegen. Schweigend deutete er auf die andere Gruppe, in der man unter dem Zuruf von Neugierigen einen kraft- und fast regungs-

Gemälde-Auction.

Nach dem Bilde von A. Wagner in Cassel. — Siehe Seite 48.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Herrnskretschen im Winter.
Nach dem Bilde von R. Schuster. — Siehe Seite 48.

losen jungen Mann vom Sattel hob, um ihn in den Schatten der Moschee, auf die Schwelle des Portals zu legen.

Noch ein anderes, recht farbenreiches Bild zeigte sich uns fast gleichzeitig: etwa ein halbes Dutzend jener edleren, schnellfüßigen, rehfarbigen Kameele, Mahari genannt, die nur von den Edeln der Sahara, den Tuarek und anderen reicheren Stämmen geritten werden, — gefolgt von fast ebenso vielen schwerfälligen Lastthieren.

Schnell und schlank griffen die ersteren aus, als sie auf dem Platze erschienen. Sie trugen mit Teppichen behangene Sattelgerüste, auf denen, dicht an einander gedrängt, Weiber und Kinder saßen; die ersteren in ihren weißen oder hellfarbenen weiten Mänteln, verschleiert, die dunkeln Augen furchtsam vor sich gerichtet, die Kinder mit nackten Beinen auf dem Schoß ihrer Mütter.

Ein alter weißbärtiger Beduine führte diesen Troß; etwa zwanzig Schwarze in elenden, bis an die Kniee reichenden groben Hemden folgten ihm, die schwarzen, schweißigen Gesichter mit Staub bedeckt, sichtbar ermattet im Wettlaufe mit den Kameelen. Sie waren Flüchtige, die sich vor den schwarzen Reitern des Sultans über die Grenze gerettet.

„Führt die Weiber ins Karawanserai!" rief Montegue seinen beiden Ordonnanzen zu, die sofort über den Platz dahinsprengten und dem Weißbärtigen den Befehl überbrachten. In tiefer Stille entfernte sich die Karawane. Jede der Frauen zog den von Staub bedeckten Schleier fester über das Antlitz.

Es war ein still-feierlicher Zug, beobachtet nur von mir; denn die Spahis als Mohammedaner blickten fort, weil es als Schmähung des Weibes gilt, wenn man es auf der Straße anschaut, weshalb selbst der Mann, wenn er seiner Frau begegnet, sie nicht beachtend an ihr vorübergeht.

Auch Montegue respectirte diese Sitte und gab inzwischen seinem molasim tani, seinem Unterlieutenant, die Ordre, die Reiter zur Ablegung ihrer Waffen aufzufordern.

Lautlos zogen die Weiber und Kinder, offenbar die Angehörigen der Edeln des Stammes, die man vor den Händen des Feindes gerettet, vorüber. Traurig blickten die dunkeln, schlaftrunkenen Augen aus den von Staub bedeckten Gesichtsschleiern hervor. Die Frauen waren meist noch jung, trugen große goldene Gehänge an den Ohren, Spangen um den Hals und die goldenen Krollkralls, goldene Reifen, um die nackten Fußgelenke, ebenso an den mit Hennah gefärbten Fingern und Armen, mit denen sie die Kinder auf ihrem Schoße hielten.

In wilder Flucht mochten sie alles Werthvolle an sich gehängt, und was sonst transportabel war auf die ihnen folgenden Lastkameele geschafft haben, um nicht als Sklavinnen davongeschleppt zu werden.

Montegue, der schon als Knabe die Interpreten-Schule in Algier durchgemacht und alle Dialekte der arabischen Sprache kannte, horchte jetzt der Erzählung des aufgeregten alten Mannes, der mit dem Verwundeten gekommen war und freiwillig den mit Schlangenhaut überzogenen Handschar überreicht hatte, zum Zeichen, daß sie nicht in feindseliger Absicht die Grenze überschritten.

„Immer dieselben Geschichten da drüben!" wandte sich Montegue zu mir. „Der Stamm ist abgefallen vom Scherif, vom Sultan. Dessen schwarzen Reiter haben ihn zu Paaren getrieben und der Unglückliche da", — er zeigte auf den Schwerverwundeten, — „ist der Sohn des Schechen. Sein Vater ist gestern im Kampfe gefallen; man hat den Sohn über die Grenze gerettet. Man kennt ihn hier; er brachte stets Datteln und Getreide in ganzen Karawan-Ladungen, denn der Stamm ist reich, oder vielmehr", — setzte er achselzuckend hinzu, — „er war es bis jetzt! ... Gerade Ihr Freund Muhammed steht in dem Geruch, daß seine Tabaksbude das Depeschen-Bureau der dies- und jenseitigen Stämme sei, die sich gegenseitig unterstützen. Sie sehen, wie er sich um den Verwundeten kümmert; er ist dem gefallenen Schech nahe verwandt. Beendet ist der Kampf hiermit jedenfalls noch nicht, denn diese hier sind nur Versprengte."

Als wir fortritten, sah ich, wie Muhammed und der Knabe, die bei dem Verwundeten niedergekniet waren, eben einem französischen Militärarzte Raum gaben. ...

* * *

Ein Vierteljahr war wohl verflossen, als ich auf demselben Wege nach Oran zurückkehrte, und zwar mit einem Trupp französischer Fantassins, Infanteristen, die von einem Recognoscirungs-Marschaus der kleinen Sahara kamen. Der Trupp bot einen kläglichen Anblick. Die Soldaten, zwei Compagnien, gehörten der unglücklichen Fremdenlegion an und zeigten ein Gemisch von fast allen Nationen, leider großentheils Deutschen; junge Leute, die in ihrer Carrière entgleist, vielleicht Muttersöhnchen, die durch Leichtsinn mit den Gesetzen in Conflict gerathen waren und landesflüchtig keine andere Rettung sahen, als sich für diese Fremdenlegion anwerben zu lassen, aus der selten einer wiederkehrt.

Ich fühlte mich wohl, als ich in Tlemßen mein Obdach wieder nehmen konnte, um doch eine anständige Kost zu haben; wenn's da auch freilich, wie überall, täglich nur den besagten Hammel, das Lammfleisch, gab. Der alte Turko empfing mich und reichte mir schon vor der Thür ein Glas algerischen Weins. Darnach schlief ich achtzehn Stunden lang, ohne zu erwachen.

Mittags zum Fenster hinausschauend, sah ich Muhammeds Boutique geschlossen. Vor derselben standen Neugierige, meist waren es verschleierte Weiber; hinten im Garten aber schien es sehr lebendig zuzugehen. Ich sah bunte Turbane, weiße Haiks, aus deren Kapuze dunkle Gesichter schauten. Es mußte ein Familienfest in dem sonst so stillen Hause gefeiert werden.

„Was giebt's da drüben?" fragte ich den Turko.

„Feriks Hochzeit!" war die Antwort.

„Was? Ferik heirathet schon? Und wen denn?" rief ich erfreut.

„Den Hassan, der, als Du von hier gingst, schwer verwundet angebracht wurde!"

„Den ...? Wie kann denn der Ferik einen Hassan heirathen?"

Der Alte lachte in seinen grauen Bart hinein.

„Hast Du noch nicht gewußt, daß Ferik ein Mädchen ist?"

Ich schlug mich vor die Stirn. Unwillkürlich erinnerte ich mich der Worte Montegue's beim Anblick des Knaben.

Bei Gott, mir hatte allerdings wohl so etwas geschwant, aber ..! Mir fiel jetzt erst die orientalische Sitte ein, nach der die Töchter in den Familien während ihrer Kindheit in Knabenkleidung gesteckt werden, um sie nicht in den geschlossenen Räumen des Haremlik, der Frauenwohnung, einsperren zu müssen. Ferik also ein Weib! Wo hatte ich nur meine Augen gehabt! Jetzt erst verstand ich des barschen Turko zarte Rücksicht für den Knaben.

Was da drüben in Muhammeds Hause vorging, davon sah ich natürlich nichts. Nachmittags aber erschien ein Trupp junger Beduinen in ihren weißen Haiks, zum Theil auf goldgestickten Schabracken. Sie schwangen in der breiten Straße ihre langen Flinten, schossen sie um die Wette ab und führten eine „Fantasia", ein Waffenspiel, auf. Dann endlich gegen Abend erschienen vier Kameele, deren eines einen leicht gebauten, großen, wie ein Nettig geformten Palankin, von roher Seide trug, wie sie zur Reise vornehmer Orientalinnen benutzt werden.

Und jetzt öffnete sich endlich die Thür zu Muhammeds Garten. Halbnackte Schwarze machten eine betäubende Korybanten-Musik mit Dudelsack und Flöten. Die Straße füllte sich wieder. Der Führer des Festkameels gab diesem vor der Thür einen Schlag mit dem Stecken gegen die vorderen Kniee; das Thier streckte sich nieder, und aus dem Garten heraus trat eine weibliche Gestalt in weißem, silbergesticktem Mantel, das Gesicht durch den weißen Schleier verhüllt bis auf die großen, dunkeln Augen.

Wohl nur zufällig schlug sie den Blick zu meinem gegenüberliegenden Fenster auf, dann packte sie der junge Beduine, der neben ihr schritt und hob sie in den Palankin.

Das waren Feriks dunkle Augen, ganz diese! —

Auch die anderen Kameele waren inzwischen eines nach dem anderen niedergekniet. Das nächste erstieg der junge Ehegatte, während das mit dem Palankin sich erhob. Er ergriff die rothen Zügel und folgte der Gattin. Dann erhob sich auch das letzte Thier, das eiligst mit einem großen Ballen beladen worden war, und gravitätisch schritten die Kameele davon, das vorderste geführt von einem Schwarzen in blendend weißem Hemd. Ein Höllenlärm erschallte plötzlich. Die Begleiter des jungen Paares, das jedenfalls nach Marokko zog, schossen ihre Flinten ab und jagten auf ihren flüchtigen Thieren dem Zuge voran, der nach wenigen Minuten meinen Augen entschwand.

Von Muhammed war den Tag hindurch nichts zu sehen; seine Boutique blieb geschlossen. — Der Turko sagte mir am Abend, Ferik sei eben zwölf Jahre alt geworden und von Muhammed schon längst dem wieder hergestellten Sohne des reichen Schechen in Marokko versprochen worden, dessen Stamm sich nach vergeblichen Kämpfen dem Sultan unterworfen hatte.

Ein Gefühl des Mitleids beschlich mich, als ich abends hinüber schaute, wo es wieder so still geworden. Dieses heitere, lustige Kind, hinausgeführt aus dem väterlichen Heim in die Wüste drüben, in die Nomadenzelte des Duars! —

Unter einem Tamarindenbaum, im Garten des Wirthshauses sitzend, während der Mond schon an dem blauen, sternblitzenden Himmel stand, und die Wasserpfeife rauchend, die der Turko mir gebracht, fragte ich diesen: „Warum hast Du mir denn nicht gesagt, daß Ferik ein Weib ist?"

Der Alte, ein Egypter vom Kopten-Stamm, nahm die Frage sehr ernst.

„Herr," sagte er, „das thut man nicht! Das ist Familiengeheimniß, und wer es erräth, der schweigt darüber! Ferik hat eine viel frohere Kindheit genossen, als sie sie gehabt haben würde, wenn sie gezwungen gewesen wäre, sich schon als Kind bei jedem Schritt auf die Straße das Antlitz zu verhüllen und im Haremlik zu verkümmern."

„Ist sie denn aber jetzt die einzige Frau des jungen Schech, der nach seiner Verwundung sich so schnell wieder erholt hat?"

„Du sahst doch seinen Harem, der sich damals mit ihm hierher geflüchtet!"

„Jawohl! Es waren wohl zehn Frauen."

„Nur fünf! Die anderen waren Sklavinnen! ... Aber sie haben Raum genug im Hause des reichen Schechen. Jede hat ihr herrlich ausgestattetes Zelt auf der schönen grünen Oase, hat ihre Dienerinnen und alles, was sie begehren kann."

„Und war das ihre ganze Mitgift, die auf das Kameel gepackt wurde?"

„Vermuthlich! Hassan ist reich! Er konnte dem alten Muhammed ein gutes Stück Geld zahlen, denn der Sultan hat ihn in alle seine Würden und Güter wieder eingesetzt!"

Nachdruck verboten.

Ada Negri.

Biographische Skizze von Hedwig Jahn in Berlin.

Siehe das Portrait Seite 41.

Es ist in diesen Tagen ein Jahr her, daß ich von Mailänder Freunden auf die in Italien berühmte Dichterin Ada Negri aufmerksam gemacht wurde und das unter dem Namen Fatalità erschienene Bändchen ihrer Gedichte zugeschickt erhielt. Ich las mit immer steigendem Interesse die ernsten Verse, in denen sich ein so echter, tief empfundener Schmerz ausspricht, und es regte sich der lebhafte Wunsch in mir, diese eigenartigen Dichtungen in die deutsche Sprache zu übertragen, um sie auch denen zugänglich zu machen, die nicht italienisch verstehen. Durch das bereitwillige Entgegenkommen des Herrn Alexander Duncker wurde dieser Entschluß sofort zur Ausführung gebracht; im September konnten die Gedichte in deutscher Form vor dem Publikum erscheinen und jetzt ist bereits der Druck der zweiten Auflage in Angriff genommen!

Auf das lebhafteste beschäftigte natürlich die Persönlichkeit der Dichterin meine Gedanken; es lag mir sehr viel daran, mehr von ihr und ihrem Leben zu erfahren, als die, den Gedichten vorangestellte Schilderung der Schriftstellerin Sofia Bisi Albini mittheilt. Aber die junge Dichterin zeigt sich in der Correspondenz ebenso zurückhaltend, wie sie es auch im persönlichen Verkehr sein soll; ihre schöne, gleichmäßige Handschrift, der liebenswürdige, echt italienisch verbindliche Stil verrathen wenig von ihrem inneren und äußeren Leben.

Auch hat sie eine ausgesprochene Abneigung, ihr Bild fortzugeben und so ist das in der heutigen Nummer der „Illustrirten Frauenzeitung" enthaltene Portrait das erste, was an die Oeffentlichkeit gelangt. Es wird gewiß vielen Freude machen.

Am 3. Februar 1870 in Lodi geboren und in den ärmlichsten Arbeiter-Verhältnissen aufgewachsen, hat sich Ada Negri mühsam die Kenntnisse erworben, um als Lehrerin an einer Volksschule in dem kleinen Flecken Motta-Visconti eine Anstellung zu finden, wohin sie mit der Mutter übersiedelte. Ihr Vater scheint früh gestorben zu sein, und Mutter und Tochter waren dem harten Kampfe mit des Lebens Noth allein preisgegeben. „Ich habe eine traurige, unglückliche Jugend gehabt," schreibt Ada Negri selbst. Diese ersten Jugend-Eindrücke haben einen tiefen Schatten auf ihr Leben geworfen und ihrer Muse die tragischen Töne verliehen, die durch fast alle ihre Lieder klingen.

In dem ersten Gedichte der Sammlung, das dieser eben den Namen „Fatalità" („Schicksal") gegeben hat, schildert sie, wie das Unglück nachts an ihr Lager tritt und dem erschreckten jungen Wesen gelobt, es nie zu verlassen:

„Daß ich je, schüchtern Mädchen, von Dir weiche,
Wird nimmer, nimmermehr geschehn!
Durch Blüth' und Dorn, zum Tod und Schattenreiche
Folg' ich Dir nach, wohin Du auch magst gehn."

Die Lebenslust der Jugend wehrt sich gegen diesen Fluch; aber als die Schreckensgestalt sagt:

„Nur dem, der leidend, blutend schafft,
Erstrahlt des höchsten Ruhmes Schein;
Der Schmerz giebt den Gedanken Götterkraft,
Dem tapfern Kämpfer winkt der Sieg allein",

da erwidert sie: „Bleib!" —

Stolz sagt sie ferner in dem großartigen Gedichte: „Willkommen Unglück":

„Die Götterkraft, die mächtig in mir glüht,
Wirst Du mir aus dem Herzen nicht entfernen;
Du hältst den Flug nicht auf, der fort mich zieht
Unwiderstehlich zu den höchsten Sternen.
Ohnmächtig, düst're Göttin, ist Dein Wort,
Ich gehe ruhig meine Straße fort."

Und weiterhin:

„Mir strömt das Blut durch alle Adern wild,
Des Volkskinds warmes Blut, — und alle Sorgen
Zerreiß' ich, alles Jammern, alle Wuth
Und schreite auf die Zukunft zu voll Muth.

Ich will die Arbeit, die uns göttlich macht" — —

Ja, mit dem ganzen Feuer ihrer Jugend nimmt sie den Kampf mit dem Leben auf, und unverbittert durch das traurige Geschick, das ihre Jugend verdüsterte, erkennt sie mit Begeisterung alles Herrliche und Schöne an, was das Leben bietet und singt in glühenden Tönen:

„Und ich, die Deinen Fesseln mich entrang,
Ich sing' dem Leben einen Lobgesang."

Als weicher Ton zieht sich durch ihre Verse die innige Liebe zu ihrer Mutter, der die Tochter vergilt, was jene mit schweren Entbehrungen und harter Arbeit für ihr Kind gethan hat. Wundervoll spricht sich das in dem Gedichte „Wenn müde mich in froher Kinderzeit", „So seh ich wieder euch, ihr trauten Räume", besonders aber in dem ergreifenden „Erbarmen" aus, in dem sie sagt:

„Was mir an Freude, Lieb' und Licht
Das Schicksal wollte geben,
Nimm alles, nur die Thränen nicht ....
Doch laß die Mutter leben."
Erbarmen! ....

Auch die wenigen Naturschilderungen in ihren Gedichten zeigen warme Empfindung, wie die in ihrer Einfachheit schönen Poesien „Schneefall", „Nacht" u. s. w. beweisen.

Von der Liebe des Weibes zum Manne ist wenig in ihren Versen zu finden. Die Erklärung dafür scheint in der Scheu zu liegen, etwas von ihrem innersten persönlichen Empfinden mitzutheilen. Vielleicht läßt sie in ihrem zweiten Werke, das nahezu vollendet ist, neue Töne erklingen; die große Anerkennung, ja die begeisterte Aufnahme, die ihre Gedichte nicht nur in Italien, sondern auch in Deutschland gefunden haben, wird vermuthlich dazu beitragen, sie eine frohere Lebensanschauung gewinnen zu lassen.

Ihre ganze Seele gehört dem niederen Volke, dem sie entstammt; glühend fühlt sie das Schwere mit, das den in Armuth arbeitenden Klassen von Kindheit an auferlegt ist. Sie hat all das Bittere selbst erfahren; sie weiß, was Noth und Hunger heißt und spricht es in warmen Worten aus; aber sie singt vor allem das hohe Lob der Arbeit und preist den Muth, der sich nicht niederdrücken läßt, sondern tapfer den Kampf mit dem Geschick aufnimmt.

Sie hat sich selbst durchgearbeitet und genießt nun den Lohn ihrer Mühe. Seit einigen Jahren ist sie Lehrerin der Literatur an einer höheren Schule in Mailand; auch hat sie für ihre dichterischen Verdienste vom Staate den Ehrensold erhalten, den vor ihr die verstorbene Dichterin Giannina Milli bekam. So lebt sie jetzt in gesicherten Verhältnissen mit ihrer Mutter, besitzt einen Kreis von Freunden und ist im stande, ihre ganze Muße dem erhabenen Ideale zu weihen, dem sie von frühester Jugend an zustrebt.

Ich schreibe diese Zeilen gerade an dem Tage, an dem sie vor fünfundzwanzig Jahren das Licht der Welt erblickte; ich hoffe, daß ihr der helle Sonnenschein des Ruhms, der ihr schon in so früher Jugend zu theil geworden, leuchte und ein verklärendes Licht über ihre Dichtungen werfe, auf daß sie auch fröhlichere Weisen anstimmen und nicht nur die Tiefen des Schmerzes, sondern auch die Höhen des Glückes und der Liebe erkennen und besingen möge.

Was sie erstrebt, spricht sich auf das herrlichste im letzten Verse der Sammlung aus:

„Kunst, für Dich kämpfe ich, Zukunft, ich harre Dein!
Und die Gefühle, die im stolzen Flammenschein
Mir Herz und Geist durchglühten,
Werf' ich, im Strahlenkleid der Dichtung, voller Glanz
Der Erde und dem Himmel zu, als Kranz
Von Blitzen und von Blüthen!" ...

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Das Weib als — Krieger.

Kulturhistorische Plauderei von Heinrich Theen in Söby, Schleswig.

Die Frauen ringen heutzutage nach neuen Rechten, die selbstverständlich neue Pflichten nach sich ziehen. Warum sollten die politisch gesinnten Frauen nicht auch einmal das Schwert in die Hand nehmen und ins Schlachtfeld einschwenken wollen? Warum sollten die Heere der Zukunft nicht — Frauenheere sein? Wir würden dann sicher weniger Klagen über erwerblose und unbeschäftigte Frauen und Mädchen hören. Haben die politischen Weiber in Paris doch die Feuertaufe erhalten als begeisterte Kriegerinnen für den Kampf um die Freiheit und — Vernichtung. Und in der That, sie haben sich trefflich geschlagen! Mit kaltblütiger Todesverachtung standen sie im dichtesten Kugelregen gegen ihre landsmannschaftlichen Feinde und fochten mit dem Muthe der Verzweiflung bis zur Erschöpfung ihrer Kräfte. Es wird von einer Tochter erzählt, die, an der Seite ihrer Mutter fechtend, diese nach jedem gelungenen Schusse fragte: „War das gut, Mama?", — von einer Mutter, die mit ihrem auf dem Rücken gebundenen Kind im dichtesten Kugelregen focht, bis sie, von einer feindlichen Kugel durchbohrt und zum Tode getroffen, mit dem Kinde zusammensank. Mit entsetzlicher Emsigkeit halfen die Weiber die Häuser in Brand stecken, mit bestialischer Wuth packten sie den gleich ihnen entmenschten Feind, oder überschütteten ihn mit kaltem Hohne noch im letzten Augenblick. Sie haben den Beweis geliefert, daß die mörderische Waffe in der Hand des Weibes nichts einbüßt von ihrer Furchtbarkeit, daß sie vielmehr doppelt wirksam ist; denn die Waffe in ihrer Hand reißt so tiefe, klaffende Todeswunden in die menschliche Gesellschaft, daß der Krieg der Männer zum Kinderspiel wird und sich der Mannesmuth schamroth verstecken muß vor dem doppelt vernichtenden Schlachtenmuth der — Weiber.

Der politischen und kriegerischen Weiber hat es zu jeder Zeit gegeben. Blättern wir in den Annalen der Geschichte nach, so werden wir einer Menge Beispiele von solchen begegnen, die selbst kriegerischen Geist besaßen, die Waffen trugen und sogar Entscheidungen durch diese herbeizuführen oder durch sie zu sterben wußten. Wir meinen hier nicht jene heroischen Beispiele von Selbst-Aufopferung, mit der z. B. die Römerin Lucretia sich den Dolch in die Brust stieß, nachdem Tarquinius ihre Ehre so tief verletzt hatte, oder mit der Arria, da ihr zum Tode durch eigene Hand verurtheilter Gemahl zögerte, das Urtheil an sich zu vollstrecken, um ihm Muth einzuflößen, sich selbst durchbohrte und ihm den blutenden Dolch mit den Worten hinreichte: „Pätus, es schmerzt nicht!" — Von solchen Frauen soll in dieser Abhandlung nicht die Rede sein, sondern wir wollen das zum Kampf, zum Mord bewaffnete Weib einmal einer eingehenden Besprechung unterziehen.

Wir haben hier vor allem die griechische Mythe von einem Amazonen-Reich aus dem Zeitalter der Barbarei. Die Amazonen waren ein streitbares Frauenvolk an der Ostseite des Schwarzen Meeres und im Kaukasus, das, wenn auch nicht unvermählt, doch von den Männern abgesondert lebte und eine Königin zur Herrscherin hatte. Die neugeborenen Knaben schickte man entweder den Vätern zurück oder tödtete sie; die Mädchen dagegen erzog man zu Kriegerinnen und löste ihnen, damit sie den Bogen besser handhaben konnten, die rechte Brust ab; daher stammt nach gewöhnlicher Annahme der Name Amazone, d. h. „Brustlose". Die Amazonen bildeten nach der Sage einen furchtbaren Staat und unternahmen weite Kriegszüge in Asien und Europa, auf denen sie viele Orte zerstörten, aber auch eine Anzahl neuer Städte, wie Smyrna, Ephesos, Myrina u. s. w., gründeten. — Daß es auch in Südamerika Amazonen gegeben habe, und zwar an den Ufern des Amazonen-Stromes, der, wie man früher meinte, nach ihnen benannt wurde, ist eine alte Tradition. Humboldt bemerkt dazu, daß es wohl Frauen gewesen, welche sich, müde der Sklaverei, in der sie bei den Männern gehalten wurden, gleich flüchtigen Negern in verschiedenen Gegenden zusammenthaten und, um ihre Unabhängigkeit zu wahren, zu Kriegerinnen wurden. Wahrscheinlicher ist jedoch nach neuerer Ansicht, daß lediglich die wieder auflebende Erinnerung an die Amazonen des Alterthums von den Entdeckern und Eroberern auf die neue Welt übertragen wurde, infolge dessen sie auch von amerikanischen Amazonen berichteten. Mit fortschreitender Kenntniß der neu entdeckten Länder wurde der Wohnsitz dieser Damen immer weiter nach dem Innern Amerikas verlegt, bis sie endlich von den Brüdern Schomburgk, infolge deren Entdeckungsreisen in Britisch-Guayana, aus ihrem letzten Zufluchtsorte vertrieben wurden. — Die Sage von den Amazonen bietet uns wahrscheinlich nichts anderes als die Symbolisirung der noch nicht vollzogenen Trennung des männlichen und weiblichen Berufes in den Uranfängen der Menschheit, wo der Mensch noch auf der niedrigsten Stufe stand. Denn je höher die Kultur steigt, um so mehr scheidet sie die Berufe zwischen Mann und Weib. Die Frauen, die also die Scheidewand zwischen Mann und Weib total niederreißen wollen, beweisen, daß sie in dem ursprünglichen Zustande der Rohheit der Menschen ihr Heil suchen und erwarten.

Die Poesie hat vielfach das fabelhafte Regiment der Amazonen verherrlicht, u. a. Kleist in seinem ebenso schwungvollen, wie von gewaltigen Leidenschaften durchflutheten dramatischen Gedichte „Penthesilea", dessen Heldin zum Schlusse ihren Geliebten, Achill, in wilder Liebesraserei mit Nägeln und Zähnen zerfleischt und sich dann selbst den Tod giebt. — Die sagenhafte Geschichte von dem „böhmischen Mägdekrieg" berichtet uns, daß nach dem Tode der Königin Libussa deren Freundin Wlasta (etwa ums Jahr 740) eine Weiberverschwörung angezettelt habe, die damit endete, daß die Weiber und Mägde in einer Nacht alle ihre Männer, Söhne und Freunde ermordeten, um das weibliche Geschlecht in Böhmen zur Herrschaft zu bringen. Hierauf sollen die Weiber die dem Wyssehrad gegenüber gelegene Burg Dewin (Mädchenburg) erbaut, das umliegende Land erobert und endlich das Gesetz gegeben haben, daß nur Mädchen auferzogen, den Knaben aber das rechte Auge ausgestochen und beide Daumen abgeschnitten werden sollten, damit sie erwachsen keine Waffe führen konnten. Die Weiberherrschaft war aber nur von kurzer Dauer, denn nach mehreren Jahren eroberten die Männer Dewin mit List und machten jener wieder ein Ende. Die Sage, der schwerlich etwas Historisches zu Grunde liegt, ist unter anderen von van der Velde in einer Novelle behandelt worden.

Wir verlassen das Gebiet der Dichtung und geben über zur Wirklichkeit, wo die bewaffneten Weiberheere nicht minder grausam und unmenschlich handeln.

Da ist es vor allem das germanische Weib, das unsere Aufmerksamkeit erregt, und über dessen Thun und Handeln wir zuverlässige Berichte besitzen. Es nahm großen Antheil an dem gefahrvollen Kriegsleben der Männer; nicht selten griffen die Weiber selbst zu den Waffen und mischten sich, wenn sich die Gefahr steigerte, in die Reihen der Kämpfenden. Die Frauen trieben ihre Männer, die Mütter ihre Söhne mit Flehen oder mit Gewalt zurück, wenn diese sich zu schimpflicher Flucht wandten, und der Feige galt ihnen als ehrlos. Auf großen Wanderzügen, wo es hieß, neue Wohnungen zu gewinnen, folgte die ganze Familie dem Mann und stand während des heißen Kampfes mit anderen Völkern hinter den Schlachtreihen in der Wagenburg, von wo aus die Kämpfer Labung und Unterstützung erhielten, die Verwundeten Hülfe und Pflege fanden. Ging die Schlacht verloren, so vertheidigten sie oft ihre Verschanzung mit bewunderungswürdigem Muthe, und es geschah nicht selten, daß die Weiber ihre Kinder und sich selber unter einander lieber tödteten, als daß sie sich gefangen in die Gewalt des siegreichen Feindes lieferten. Nicht wenig trug die Keuschheit der germanischen Frauen dazu bei, daß sie nicht lebendig in die Hände fremder Männer fallen wollten. — Mit der fortschreitenden Kultur und Civilisation der germanischen Völker trat das Weib dann immer mehr in den Kreis edler Weiblichkeit zurück, in dem es noch heute mit mehr Selbstbewußtsein verharrt, als die Frauen anderer kultivirter Völker.

Man sollte es kaum glauben, auch noch in unseren Tagen, in dem Jahrhunderte der Bildung und Wissenschaft, giebt es bewaffnete Weiberheere! So finden wir in dem vielgenannten Negerstaate Dahome in Ober-Guinea ein weibliches Amazonen-Heer, das in mehrere schwarze und braune Regimenter und Bataillone eingetheilt ist. Die eigentliche königliche Garde besteht aus 5000 weiblichen Kriegern, die auf königliche Kosten unterhalten werden und aus fünf Abtheilungen bestehen: der Artillerie, mit Säbeln, kupfernen Tromblons und 25 bis 30 Geschützen nebst einer Menge Musketonnern bewaffnet; den Elephanten-Jägerinnen, der tapfersten Schar, die einen blauen Turban mit hohen Hörnern, den Dolch im Gürtel und eine lange Flinte tragen und trefflich disciplinirt sind; der Infanterie, mit Säbel und Flinte; den Mäherinnen, mit glänzenden Sturmhauben und 1 bis 1½ Meter langen, aufrecht stehenden Sensenklingen, und den Bogenschützen, die ein Elite- und Parade-Corps bilden und Bogen und Köcher nebst einem kleinen Dolch führen; letztere sind zugleich die Tänzerinnen ersten Ranges. Diese Weibersoldaten sollen den Berichten zufolge viel kriegerischer, tapferer und grausamer sein als die männlichen und sind dem Könige rücksichtslos ergeben.

Wenn es in dem Leben der Alten an heroischen Thaten des Weibes durchaus nicht fehlt, so trat es als bewaffnete Kriegerin gegen einen Feind doch höchst selten auf. Bei Belagerungen der Städte jedoch nahm das Weib sehr oft zu allen Zeiten den lebhaftesten Antheil an der Vertheidigung; wir erinnern hier nur an Karthago, Saragossa und Missolunghi. Auch die deutschen Frauen haben ihren Muth einige Male dadurch an den Tag gelegt, daß sie bei Belagerungen ihren verzagten Männern, die dem Ergeben nahe waren, Muth zusprachen; sie retteten manche Stadt, indem sie den Feind durch fortgesetzte Vertheidigung zum Abzuge zwangen. So drang eine Bürgermeisterin von Rothenburg, das von den Schweden hart belagert wurde, mit bewaffneten Weibern in den Sitzungssaal des Rathhauses, wo die Väter der Stadt wegen der Uebergabe derselben Rath hielten, zwang sie zur Weitervertheidigung und rettete auf diese Weise Rothenburg. Solche und ähnliche Fälle kommen in der deutschen Geschichte häufig vor; ebenso geschah es, daß die Weiber offen und bewaffnet gegen eine feindliche Inversion rebellirten, wie z. B. die kainer Weiber von Veldes mit Erfolg gegen die Franzosen unter Napoleon I. Traurig verlief jedoch ein bewaffneter Weiberputsch im Salzburger Lande gegen die Bayern.

Um auch einige Beispiele von hervorragenden kriegerischen Weibern aus dem Mittelalter anzuführen, nennen wir Margarethe, Tochter König Waldemars IV. von Dänemark, geboren 1353, die „Semiramis des Nordens" genannt, der es durch Klugheit und Waffengewalt gelang, Dänemark, Schweden und Norwegen zu einem scandinavischen Reiche zu vereinigen. — Eine andere kriegerische Frau war Johanna von Flandern, die ihr ganzes Leben hindurch blutige Kämpfe zu bestehen hatte; ebenso Johanna von Penthièvre, die Hinkende, die nach ihres Oheims Johann von Brabant Tode Ansprüche auf dessen Land machte. Jakobäa von Holland führte fast ihr ganzes Leben Krieg, mit allen Wechselschicksalen eines solchen. Johanna von Neapel huldigte ebenfalls dem Kampfe, bis sie, die ihren Gemahl erdrosseln ließ, 1382 selbst ermordet wurde. Das Leben der meisten kriegerischen Frauen jener Zeit strotzt förmlich von Verbrechen und Grausamkeiten; nur der ungebändigte Sinn und die allgemeine Rohheit, die die Gemüther ihrer Zeitgenossen beherrschte, entschuldigt sie einigermaßen.

In den Erhebungs- und Befreiungskriegen der Deutschen, Spanier, Griechen, wie auch in den Revolutions-Jahren in Deutschland, Ungarn, Polen und anderen Ländern haben viele Frauen thatsächlich mit den Waffen in der Rechten theil genommen an dem Kampfe der Männer und vielfach männlichen Muth an den Tag gelegt. Bei der Belagerung von Saragossa gegen die Franzosen hat sich Augustina, das sogenannte „Mädchen von Saragossa", in der Geschichte ein bleibendes Andenken gesichert, und in Deutschland riß der Haß gegen den ersten Napoleon und die allgemeine Begeisterung für die Abschüttelung des Fremdenjoches manche edle Jungfrau in die allgemeine Strömung heldenmüthiger Aufopferung mit hinein, sodaß viele die zarte Scheu und die Bedenklichkeiten ihres Geschlechts beiseite warfen und mitten im Schlachtengrausen den Kämpfenden Erfrischungen und Munition zutrugen, ja selbst die Waffen in die Hand nahmen, um für das Vaterland zu fechten. Wir nennen hier nur Johanna Luring, Lotte Krüger, Dorothea Sawosch, Karoline Petersen, Johanna Steger und an die, selbst von Rückert gefeierte Heldin Prochaska, die in der Lützow'schen Freischar so tapfer mitfocht, und deren Geschlecht man erst entdeckte, als sie in dem siegreichen Gefechte an der Göhrde (16. September 1813) tödtlich verwundet zusammensank. Sie starb drei Tage nachher. — Der große deutsch-französische Krieg von 1870 und 1871 hat, soviel wir wissen, keine deutschen Heldinnen aufzuweisen, die mit Waffen in der Hand in Reih' und Glied gestanden haben. Eine besondere Species von Muth besaß eine Berliner Soubrette, die beim Beginne des Krieges durch die Zeitung einen Aufruf veröffentlichte zur Errichtung einer weiblichen Courier-Reiterei.

Es ist und bleibt aber doch seltsam, daß, wenn es auch oft eine menschliche Empfindung, eine edle Regung, der Strom einer allgemeinen Volksbewegung, eine wirkliche Begeisterung ist, was der Frau die Waffe in die Hand drücken kann, ein solches bewaffnetes Weib immer unser feineres Gefühl mehr oder minder verletzt. Vor der Bühne jedoch klatschen wir ihr fast stets Beifall. Wenn die Jungfrau von Orleans mit linkisch und unbeholfen geschwungenem Schwerte den Montgomery und Lyonel besiegt, die geharnischte Johanna von Montfaucon den Feind Lafarra am Helmbusche niederreißt, Hedwig, die Banditenbraut, den Hahn nicht spannen kann, um den Räuber todtzuschießen, und Preciosa mit verkehrt gehaltener Flinte den Zigeuner-Hauptmann vor sich her treibt, so faßt den Zuschauer jubelndes Entzücken, während ihn die Wirklichkeit verletzten würde.

Kehren wir noch einmal zu den Franzosen zurück, die ja bekanntlich in allen Uebertreibungen den anderen Völkern vorangehen. Als die französische Republik im Jahre 1795 zugleich acht Jahrgänge zur Armee berief, um damit ein Heer aufzubringen, das im stande war die ganze Welt zu erobern, meldeten sich auch Hunderte von Frauen, die als kampfesmuthige Soldaten das Schwert in die Hand nehmen und ins Feld ziehen wollten, und viele wurden auch in die Regimenter eingestellt. Als ihnen später der Waffendienst wieder verboten wurde, verbargen die meisten ihr Geschlecht, um weiter zu dienen. Die Ursachen hierzu waren wohl sehr verschieden, aber es mochten auch manche von wirklicher Vaterlandsliebe begeistert gewesen sein. Während der letzten Belagerung von Paris endete eine von der Versailler Regierung gegebene Aufforderung zur Bewaffnung der Pariser Amazonen, die ja auch vergiftete Glasnägel erfunden hatten, womit sie den deutschen Barbaren die Augen auskratzen wollten, mit folgendem Passus: „Der alten Welt muß ein Ende gemacht werden! Der Handschuh ist hingeworfen. Wir müssen siegen oder sterben! Sehen wir zu, ob die Nichtswürdigen es wagen, wehrlose Frauen zu morden!" War das nicht echt weiblich logisch gesprochen? Zumal diese wehrlosen Frauen sich mit Mord-Werkzeugen bewaffnet hatten, um Widerstand zu leisten und zu siegen oder zu sterben. Aber sie rechneten dabei auf die Rücksicht und Galanterie der Feinde für das — schöne Geschlecht.

Nein, da lob' ich mir doch die wackeren deutschen Weiber von Weinsberg, die ihre Ehe- und Hausgenossen, ihre Verlobten und Freunde auf den Rücken luden, um sich das „Liebste, was sie auf dieser Welt besaßen", zu retten. Das sind doch lauter vollsaftige Gestalten echter und tüchtiger Weiblichkeit! — Da halt' ich es auch lieber mit der selbst vom Altmeister Goethe durch ein Lied verherrlichten siebzehnjährigen Johanna Sebus, die im Jahre 1809 beim Eisgang des Rheins aus Menschenliebe den Tod fand; diese besaß jedenfalls einen edleren, höheren Muth, als im allgemeinen die interessanten bewaffneten und politischen Weiber an den Tag legen. Denn so viel ist doch gewiß, daß die echten Frauen die rauhe Sitte des Krieges verabscheuen, die der Mann, gestählt im steten Streite des Lebens, oft sogar mit Begeisterung aufrecht hält, und die ihn die Waffe ergreifen läßt für einen Kampf, den nicht immer nur die Ehre und das Recht ihm aufdrängen, sondern weit öfter eitle Ruhmsucht oder Raublust.

Was sagt nun die öffentliche Meinung über die bewaffneten Weiber? Es ist nicht zu leugnen, daß es in der Gesellschaft zweierlei Meinungen hierüber giebt, eine günstige und eine ungünstige. Das bewaffnete Weib wird eben so sehr gelobt und mit einem Schimmer der Romantik umkleidet, wie es verächtlich gefunden wird. Nicht überall flößt die Waffe in der Hand des Weibes Grauen ein, nicht immer trifft sie das Verdammungsurtheil; es kommt hauptsächlich darauf an, aus welchen Motiven, unter welcher zwingenden Gewalt äußerer Umstände oder innerer Beweggründe sich das Weib bewaffnet. Denn die Frau kann allerdings vieles thun, was der Mann thut, aber sie muß es anders vollbringen, d. h. es müssen andere Voraussetzungen vorhanden sein; bei ihr entscheidet das „Wie" oft weit mehr, als das „Was".

Am Schluß unserer Betrachtung können wir nur sagen: Gebt dem Manne, was des Mannes, und dem Weibe, was des Weibes ist; aber gebt dem letzteren keine Waffen! Das Spielen mit Schießgewehren ist gefährlich, und wenn es kein Spiel ist, so ist die Kriegswehr in der Hand des Weibes am allergefährlichsten für sie selbst. Die Waffen zu ergreifen, ist nicht der Beruf der Frauen gesitteter Völker; das Schwert gehört dem Mann, und dieser sei der Vertheidiger und Beschützer des Vaterlandes; das Weib dagegen sei die Beschützerin und die Trägerin der Sitte des friedlichen Hauses!

Nachdruck verboten.

Auch ein Bekehrter.

Von Alois Leonhard in Straßburg.

Der Erzherzog Ferdinand von Oesterreich und Tirol, ansässig auf Schloß Ambras und Gemahl der Philippine Welser, war ein Lebenskünstler, wie es selbst in seinem Jahrhundert der Renaissance wenig andere trafen. Er gab manch glänzendes Ringelstechen und liebte die reich gearbeiteten Harnische, die damals gerade vor den Hakenbüchsen ihren praktischen Werth verloren, so verständig, daß er sich von Hunderten christlicher Fürsten und Ritter, ja sogar vom Großvezier allmählich die berühmte Ambraser Sammlung spenden ließ, wofür er jeden mit Wappen und Ruhmesthaten in ein Ehrenbuch aufnahm und mit einem Exemplare des Werkes bedachte. Er betheiligte sich an der schönen Literatur mit einem Drama, das den Sieg der Tugend über ein verführerisch Weiblein so sinnig ausmalt, daß der Inhalt fast die Worte Lügen straft. Er wählte sich endlich eine Frau, an der die äußere Schönheit schon von den zeitgenössischen Malern, noch mehr aber die Herzensschönheit von den sonst so skeptischen Geschichtsforschern unserer Tage ins Licht gestellt wurde, und das ist wohl für den feinen Geist des Erzherzogs der gewichtigste Beweis. Kurz, er war nicht blos ein Potentat, sondern auch ein

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

interessanter Mensch, sodaß manches geringfügige Blatt über sein Thun und Lassen unsere Aufmerksamkeit mehr erregt, als die mit mächtigen Siegeln beschwerten Pergament-Acten aus seiner Staatskanzlei.

Ein solches Erinnerungsblatt aus seinem Privatkreis, das bisher im k. k. Statthalterei-Archiv zu Innsbruck geschlummert hat, sei hier zur Ergötzlichkeit unserer Leserinnen mitgetheilt.

Es ist nur ein Brief an den Erzherzog, geschrieben von einem in der Geschichte ganz unberühmten Baron, der sich die Ehre ausbittet, bei seiner demnächst stattfindenden Hochzeit auch einen Vertreter des Erzherzogs begrüßen zu dürfen. So viel Lärm um einen Omelette-Esser? Nein, auf den Endzweck des Schriftstückes kommt uns nichts an! Aber die Art, wie sich der Baron als „alter Diener und Waidmann" an seinen hohen Landesherrn wendet, die Ausdrücke der Ehrfurcht und der Schelmerei, die er mit sichtlicher Bedachtsamkeit wählt, und selbst die Reihenfolge, in der er seine Sätze vorschickt, lassen uns ein nicht gewöhnliches Verhältniß der beiden Männer durchfühlen.

Den Anfang macht der Baron mit einer tiefen Verbeugung vor seinem durchlauchtigsten Fürsten; er weiß, wie man sich großen Herren nähert. Dann deutet er auf seine unterthänigsten Dienste hin, wie es einem Bittsteller zukommt. Mit einer feinen Acten-Formel „fügt" er ihm dann seinen Heirathsentschluß zu wissen, und jetzt steckt der Schalk den Kopf heraus: eine „Schickung Gottes" nennt er es, fast wie eine geprüfte Unschuld, daß er sich verlobt hat, doch nicht, ohne schnell beizufügen: „Erleuchtung des heiligen Geistes", denn der Erzherzog stand ja um dieselbe Zeit gleichfalls im Begriff, die auserkorene Philippine zur Seinen zu machen. Die scheidende Sonne der Junggesellenschaft sticht den beiden Herren noch in die Augen, und zugleich gewöhnen sie sich bereits an das sanfte Mondlicht der ehelichen Sitte. Jäh durchbricht dann der alte Jagdfreund die Schranken des Bittgesuch-Stils: dem löblichen, ja heiligen Stand der Ehe zu lieb, wolle er sein bisheriges „rohes Buebenleben" aufgeben, wobei er das Wort „Bueb" offenbar in launig volksthümlicher Weise für „Junggeselle" gebraucht. Das Wort ist der Haupttrumpf des Briefes. Es klingt wie zornige Wehmuth über Freunden, denen der Vernünftige doch zu rechter Zeit den Rücken wenden muß, wie ein Nachhall nicht blos von Rüdengebell und Halali, sondern auch von derben Anekdoten und Späßen beim Schmaus, von gröblichen Liedchen, ungefähr in dem Tone des Schnadahüpfls, das soeben aus dem Tiroler Volksmund zum ersten Mal in den Druck befördert wurde:

Der Herrgott hat viel leid'n müaß'n,
Kreuz, Oelled*), Noath und Müah;
Ober 's Aergste hat er nit probiart:
Verheiret war er nia!**)

Das sind recht ungalante, schnöde Verse, ohne Zweifel! Aber wer sein „Elend" singt, noch dazu so lästerlich, ist nicht tragisch zu nehmen. Die Erfahrung lehrt, daß sich oft gerade jene am ungeberdigsten aufspielen, die gegen den Reiz der Weiblichkeit am wenigsten Widerstandskraft in sich verspüren und des Selbstzuredens bedürfen. Bekehren sie sich dann, so herrscht im Kreise der Schönen weit mehr Befriedigung, als wenn neunundneunzig Gerechte das längst erwartete Rechte thun. So mag es auch gewesen sein, als der freiherrliche „Bueb" seinen alten Waidmannsnacken beugte und sich der etwas barbarisch benamsten Barbara Rabenhauptin zu eigen gab. Wer lange gewählt und geschmäht, trifft nicht immer das Feinste. Recht geschieht ihm!

Von den Einzelheiten der Liebschaft und Werbung hat sich kein Bericht gefunden. Aber wohl kann man sich vorstellen, wie das glücklich verlobte Paar eines Tages anfing, die Liste der Hochzeitsgäste zu berathen, und wie die Braut in dem natürlichen Bestreben, vor den Vettern und Basen einen möglichst glänzenden Ehrentag zu feiern, den Gedanken hinwarf: „Könntest Du nicht den Erzherzog einladen? Du hast doch von mancher lustigen Jagd mit ihm erzählt."

Bräutigam (wohl wissend, wie viel gute Kameradschaft mit dem „Buebenleben" kommt und geht): „So ein hoher Herr hat gar viel Regierungsgeschäfte."

Braut: „Aber einen Vertreter könnte er doch senden."

Bräutigam: „Das müßte man schon recht schlau einfädeln."

Braut: „Darauf verstehst Du Dich ja."

Wie sollte der Baron einem solchen Winke der geliebten Barbara Rabenhauptin widerstehen? So nahm er denn seine stilistische Kunst zusammen, — ein Dutzend Rothwild zur Strecke zu bringen, wäre ihm vielleicht leichter gewesen, — und schrieb also, wie in dem genannten Innsbrucker Archive noch heute im Original zu lesen ist:

„Dem Durchleuchtigsten Hochgebornen Fürsten vnnd Herren, Herren Ferdinannden Erzhörzogen zu Oesterreich Hörzogen zu Burgundi vd. Grafen zu Tyrol vd. meinem gnedigsten Herren.

Durchleuchtigister Hochgeborner Fürst, gnedigister Herr, Nach erbiehtung meiner gehorsamisten vnnd vnnderthenigsten diennste, fueg Ewer Fürstlich Durchleuchtigkhait Ich Zu wissen, Das Ich mich nach schickhung Gottes vnnd durch erleichtung des heiligen Geiżts aus dem bisheer gefuerten Rohen Pueben leben In den loblichen heiligen Stannd der Ehe begeben, vnnd Zu der Edlen vnnd Tugenndthafften Junnckhfrawen Barbara Rabenhaubtin ehelichen verpflichtet, auch zu verrichtung sollicher Unnserer hochzeitlichen Freiden den dritten tag May nechstkhunfftig In der Stat Linz furgenumen hab. Dieweill Ich dann Ewer Fl. Dl. aller Diener vnnd Waidmann bin, Vnnd biß In mein grueben nach höchstem Vermugen vunderthenigist sein vnnd beleiben will, So lanngt an Ewer Fl. Dl. alls meinen gnedigisten Herren mein diemuettiges gehorsambs bitten, die wöllen mir Zu sonndern gnaden vnnd Eheren Jemannden auf beruerte mein hochzeitlicher Freiden, verordnen und schickhen, der mir solche mein hochzeit umb sovil paß Zieren vnnd erhöhen helffen muge. Das umb Ewer Fl. Dl. Zuuerdiennen will Ich nach meinem höchsten Vermugen Jeder Zeit vnnderthenigist gehorsam willig vnnd berait sein. Vnnd thue mich allso Ewer Fl. Dl. alls meinen gnedigisten Herren vnnderthenigist beuelchen.

Datum Wienn den XXIII. tag Aprillis, Anno 1556.

Ewer Fl. Dl.

Gehorsamister
Dienner

Bar. Giennger.

*) Elend.

**) Aus: „Gedichte in Tiroler Mundart von Karl Schönherr."
Leipzig, Schulze, 1895.

Hiermit schließt die wahrhaftige Geschichte. Der Erzherzog hat sicherlich gelacht und seinen treugehorsamen Waidgesellen den erbetenen Trauzeugen in Gnaden bewilligt. Für ein ausgiebiges Hochzeitsfest im behaglichen Linz braucht man auch keine Sorge zu haben. Bleibt uns nur übrig, dem neuen Ehemanne zu wünschen, daß er seinen Landesherrn bald wieder um einen Vertreter anzugehen hatte, nämlich zur Taufe!

Nachdruck verboten.

Kinderfragen.

Von Käthe Stellmacher in Elbing.

Die Tage der Kindheit fallen mir ein:

Mütterchen sitzt mit mir im Wald auf der Moosbank, vor der mein Spielplatz ist, an jedem lichten Sommertag. Der Sonnenschein fällt durch das Laubdach, und zwischen den hohen Stämmen schimmert es weißlich. Mein Kindesauge blickt lange dorthin in die helle Ferne; mein Kindesherz fängt an sich zu regen, und der junge Mund fragt neugierig: „Mütterchen, was ist dort drüben hinter den Bäumen?"

Die Mutter lächelt. Dann erzählt sie mir von dem Schloß, das hinter dem Walde liegt mit Blumen-Terrassen und Springbrunnen.

Nun habe ich Tag und Nacht keine Ruhe; ich denke an nichts als an das unbekannte Schloß.

Eines Tages gehen wir hin, schauen es an in all seiner Herrlichkeit, die meine jungen Sinne ganz gefangen nimmt, mein kleines Herz für Tage und Wochen mit bunten Bildern füllt.

Aber hinter dem Schlosse lag ein Berg. Und wie die Zeit vergeht, denke ich mehr an den Berg als an das Schloß. Endlich fasse ich mir ein Herz und frage: „Was mag über jenem Berge hinter dem Schlosse liegen?"

Mutter streichelt mein Haar und erwidert ernster, als ich sie gewöhnlich sehe: „Dort liegt das Meer, mein Kind!"

Wie gut Mütterchen ist! Als ich so innig bitte, geht sie mit mir zu dem Berg und hinauf. Ich schaue das Meer in seiner Unendlichkeit.

Lange erfreut mich das Spiel der Wellen, lange denke ich an nichts als an den klaren Spiegel, der in schimmernder Bläue vor mir liegt.

Aber als das Auge weiter schweift, weiter und weiter, — und nichts findet als Wellen und Himmel, — Himmel und Wellen, da beginnt das ungestüme Herz zu pochen: „Was ist dort, wo die Wellen aufhören, und der Himmel heruntergeht?"

„Dort sind immer noch Wellen, mein Kind, Wellen, — Wasser!"

„Aber wenn die Wellen aufhören, — was liegt dann hinter ihnen?"

Ich begreife es nicht, warum die Mutter plötzlich wieder so ernst aussieht, bin erstaunt über die Zärtlichkeit, mit der sie mich an ihre Brust drückt, frage mich bange, warum denn Thränen aus ihren Augen auf meine Stirn fallen?

Dann ist sie freundlich wie sonst. Mütterchen weiß Antwort auf alle meine Fragen. Sie erzählt mir von den fremden Ländern, die jenseits des Meeres liegen.

Wie die goldenen Märchen an das junge Ohr klingen! Sie locken — und locken!

Die Zeit verrinnt, — die Jahre vergehen. Und nun bitte ich die Mutter: „Laß mich sehen, was hinter dem Meere liegt!"

Sie kommt wieder mit mir bis zu dem Schlosse, bis über den Berg; aber weiter kommt sie nicht. Ihre Augen sind trocken, nur ihr Tuch ist naß. Sie läßt es im Winde flattern. Ich wende das Angesicht mit meinen Thränen zurück zu ihr — dann bin ich fort, — weit fort.

Ich sehe die fremden Länder. Ich sehe einen neuen Wald und hinter dem Wald ein neues Schloß; einen neuen Berg hinter dem Schloß, und hinter dem Berg ein neues Meer. Wälder und Schlösser, Berge und Meere, sie tauchen auf und tauchen unter. Aber immer frage ich wieder: „Was mag dahinter liegen?" —

Nun bin ich heimgekehrt zur Moosbank im Walde. Wieder fällt der Sonnenschein durchs Laubdach, und zwischen den hohen Stämmen schimmert es weißlich. Das treue Herz, an dem mein Kindeshaupt geruht, das Ohr, das willig jeder Kinderfrage lauschte, sie hören mich nicht mehr. Der Mann mit grauem Haar, der den Blick hinaus in die leuchtende Ferne schickt, er weiß es wohl: hinter dem Walde liegt das Schloß, hinter dem Schlosse der Berg, — hinter dem Berge das Meer und die fremden Länder, die er nun alle kennt.

Und dennoch pocht immer noch die alte Kinderfrage an das welterprobte Herz, — dennoch frage ich, sehnsüchtiger denn je, immer noch die Theure, die mich nicht mehr hört: „Was ist dort drüben hinter den Bäumen?"

Nachdruck verboten.

Gemälde-Auction.

Zu dem Bilde von A. Wagner in Cassel. — Siehe Seite 44.

Die schöne Leserin wird sicher schon einmal einer Versteigerung beigewohnt haben, wenn auch nicht gerade einer Gemälde-Auction; sie wird daher wissen, welch einen amüsanten Stoff dem Genre-Maler ein solcher Vorgang bietet. Bei einer Gemälde-Auction erhöht sich aber mit dem edleren Stoffe das Interessante. Zwar finden sich auch hier Händler genug ein, die wenig Anziehendes besitzen und nur des schnöden Mammons halber kommen, den sie zu verdienen hoffen; zu ihnen gesellt sich jedoch der Kunstfreund, der „Kenner" und „Mäcen" in allen Abstufungen vom wildesten Dilettantismus bis zur tiefsten fachmännischen Bildung, und das Studium der Physiognomie dieser Männer ist es, was den Maler, wie jeden gut beobachtenden Menschen bei derartigen Gelegenheiten so fesselt. — Der alte Niederländer, der auf dem Wagner'schen Bilde soeben unter den Hammer kommt, erweckt ersichtlich die größte Antheilnahme. Wer wird ihn bekommen? Was wird für ihn gezahlt werden? scheinen die die Versteigerung leitenden Herren am grünen Tische gespannt zu denken. Nun, so ein guter Niederländer, der seine zwanzig-, fünfzig- oder gar hunderttausend Mark und darüber werth ist, der bietet schon ein Object, das in Aufregung versetzen kann! Hoffen wir nur, daß der Käufer nicht hereinfällt; denn dieser Fall soll, wenn man dem Anguren-Lächeln der gewiegten Händler trauen darf, auf Kunst-Auctionen noch crasser sich ereignen, als bei anderen, minder idealen Geschäften, den Pferdehandel mit eingeschlossen.

R. St.

Nachdruck verboten.

Herrnskretschen im Winter.

Zu dem Bilde von R. Schuster in Dresden. — Siehe Seite 45.

Wohl ist sie schön, die berühmte Sächsische Schweiz mit ihren horizontal geschichteten, steilen Sandsteinfelsen, durch welche die Elbe sich energisch ihren Weg bahnt; schöner noch aber ist es dort, wo das Böhmische Paradies beginnt, wo der mauerartige, starre Sandstein abgelöst wird durch anmuthig gestaltete Kegelberge, wo üppig grüne Matten an Stelle des gleichförmigen Kiefernwaldes treten. Nahe diesem Uebergange, da, wo es zur Edmunds-Klamm geht und hinauf zum gewaltigen Prebischthor, vielleicht dem interessantesten Punkte der Sächsischen Schweiz, liegt das österreichische Herrnskretschen am Ausgange des Edmunds-Grundes. Ein entzückendes Fleckchen Erde, dieses ansteigende, enge Thal, mit seinem vom Forellenbache durchrieselten Grün, auf dem die braunen böhmischen Holzhäuser malerisch versteckt liegen, umdrängt von stolzen Tannen, Buchen und sonstigem Laub- und Nadelholz! — Unser Bild zeigt den lieblichen Ort im Winter. Dichter Schnee liegt überall; auf dem dunklen Fluß treiben dicke Schollen. Aber der Reisende, der im Prag-Dresdener Eilzuge vorbeisaust, erfreut sich doch im Fluge der eigenartigen Landschaft und nimmt sich vielleicht vor, eigens einmal eine Winterpartie nach Herrnskretschen zu unternehmen. Und daran thäte er recht! Schöne Gegenden sich im Sommer besehen, das kann schließlich jeder; doch im Winter durch dicken Schnee auf die Berge zu klimmen und sich an der Stimmung des trübe verschleierten Himmels zu begeistern, das erfordert mehr, dazu gehört ein Naturfreund mit warmem Herzen und — ein warmes Glas Grog, — oder auch deren mehrere; notabene, wenn man's vertragen kann.

J. W.

Redactions-Post

Fragen.

Weichbild. — Woher stammt dieser Ausdruck?

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Asyl (8). — Diese Frage hat briefliche Erledigung gefunden.

Adieu (24). — Trotz der vielen Einsendungen ist die Frage, welcher Ausdruck wohl am passendsten im Deutschen das Fremdwort „adieu" ersetzen könne, nicht befriedigend beantwortet worden. Fast alle Einsender klammern sich an das Wort Gott und geben eine Uebersetzung: „Mit Gott", „Gott befohlen" ꝛc. Aber so schön dies klingt, so sehr es dem Volkston entspricht, in unser Gesellschaftsleben wird es sich nicht einbürgern. Unser Gefühl sträubt sich dagegen; wir empfinden instinctiv eine gewisse Profanirung des Heiligen, ein Gedanke, der uns bei dem Fremdworte eben so wenig stört, wie er den in Gefühlssachen weniger bedenklichen und hier durch Gewohnheit abgestumpften Franzosen behindert. Das ebenfalls vorgeschlagene „Lebe wohl" ist dann schon besser, obgleich „Leben Sie wohl" auch etwas Umständliches besitzt. — Wir stellen also diese Frage noch weiter zur Discussion, da es immerhin nicht ausgeschlossen erscheint, daß ein dankenswerther Vorschlag gemacht werden könnte.

Sportfreunde und -Freundinnen in Prag. — Der von dem deutschen Kaiser gestiftete Wanderpreis zur Hebung des Rudersports an den höheren Berliner Lehranstalten ist nach einem Entwurfe des Professors Emil Doepler d. J. von Otto Roloff in Berlin in Silber und Gold ausgeführt. Er hat die Gestalt einer gothischen zweihenkligen Weinkanne. Der Körper ist in spiegelnden leicht gewundenen Flächen nach unten erweitert und trägt am oberen Rande die eingravirte Inschrift: Ehrenpreis Seiner Majestät des Kaisers und Königs Wilhelm II. gestiftet 1895. Darunter ist ein Streifen, auf dem sich in leichtem vergoldeten Relief die Kaiserlichen Insignien und Lorbeerzweige absetzen. Auf dem Deckel thront der preußische Adler mit weitgespreizten Fittigeln und mit dem goldenen Ruder und Lorbeerkranze in den Fängen; die beiden Henkel laden kräftige senkrechte Bügel aus; Knäufe und Spitzen sind von Bernstein, dem Kleinode des Meeres gebildet; auch der untere Rand der Kanne ist mit einem goldenen Wellen-Ornamente abgeschlossen. Die Kanne steht mit drei Knopffüßen auf einem profilirten Sockel von graugeadertem Pavonazetta-Marmor und mißt bis zur Spitze 66 cm.

N. v. S., Fiume. — Julius von Payer genießt im deutschen Reiche als Künstler und kühner Nordpolfahrer das größte Ansehen. Seine geplante künstlerische Nordpol-Expedition erweckt daher auch dort das größte Interesse, wie überhaupt die Leistungen der Oesterreicher in hohen Breiten die Anerkennung der ganzen gebildeten Welt gefunden haben. Besseres Menschen-Material als die dalmatinischen Seeleute giebt es für solche Zwecke nicht.

F. G., Lahr. — Die National-Glückwunsch-Postkarte der deutschen Reichsfechtschule zum 80. Geburtstage Fürst Bismark's wird gewiß reichlich benutzt werden.

Konzertmeister in W. — „Fünfzehn Briefe von Richard Wagner" sind im Verlage der Gebrüder Paetel in Berlin erschienen. Sie sind an die Herausgeberin Frau Eliza Wille, geb. Sloman, die damals in Marienfeld am Züricher See wohnte, gerichtet. Im Wille'schen Hause verkehrten viele bedeutende Menschen, wie: Keller, Semper, Mommsen u. s. w.

Freifrau v. H., Schönberg. — Der italienische Historiker Bruto Amante glaubt jetzt mit vollkommener Sicherheit die Grabstätte und die sterbliche Hülle Vittoria Colonna's, der berühmten Dichterin und Freundin Michelangelo's, nachgewiesen zu haben. Der Gatte Vittoria's, Don Ferrante d'Avalos, Marchese di Pescara, ist in S. Domenico Maggiore zu Neapel beigesetzt, und dort hat Amante auch die Leiche seiner aus dem Fürstenhause Colonna stammenden Gemahlin gefunden. Diese ist über dem Sarge des früher verstorbenen Marchese beigesetzt. Das Skelett ist noch als weibliches zu erkennen; eine Haube aus der Mitte des 16. Jahrhunderts, Haarlocken, Juwelen und andere Gegenstände, die bei der Leiche gefunden wurden, dienen als weitere Beweise für deren Echtheit, die schließlich auch noch dadurch bestätigt wird, daß der Sarg einer brieflichen Beschreibung entspricht, die ein damaliger Verwalter des Hauses Colonna von dem Sarge der Vittoria verfaßt hat.

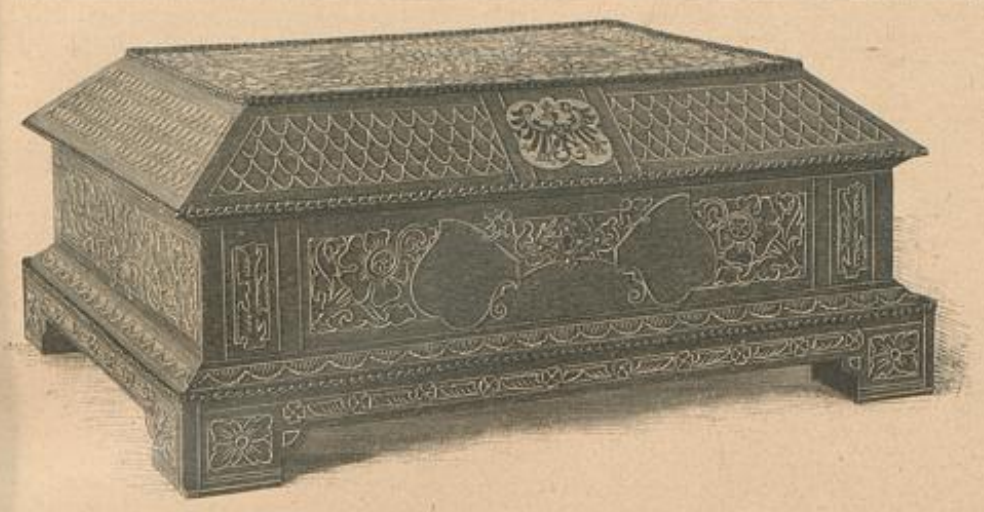
Frau Generalin Z., B. — Ein schönes Confirmations-Geschenk ist das „Vater Unser in Bildern" von Paul Thumann. Die Ausgabe für Protestanten enthält eine Dichtung Luther's, die für Katholiken eine Dichtung F. W. Weber's. Der Preis beträgt 15 resp. 12 Mark. Den Verlag hat Adolf Titze in Leipzig.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamerstraße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

10. März 1895. — XXII. Jahrgang. Heft 6.



Truhe mit Lederschnitt und Vergoldung.

Aus gelbbraunem Rindleder gefertigt, zeigt die schöne Cassette die alte Form mit dachartigem Deckel und eckigen Füßen, auf denen der vorspringende Boden ruht. Die feinen Linear-Ornamente sind scharf geschnitten, und die Kerbe gleichmäßig mit Gold gefüllt, sodaß sie wie Stift-Vergoldung wirken. Soll die Truhe als Hochzeitsgeschenk dienen, so würde der auf silbernem Felde liegende Adler durch Wappen oder Chiffre des Gebers zu ersetzen sein, während die Schilde auf der Vorderwand Namen oder Wappen des Brautpaares aufzunehmen hätten. Bei einer Gesammtlänge von 46 cm zu 36 Tiefe und 19 cm Höhe mißt der eigentliche Kasten 42 zu 32 cm; die geraden Wände sind 7 cm hoch, ebenso die schrägen Flächen des Deckels, der 34 cm lang und 25 cm breit ist. Der Boden springt zunächst 2 cm vor, um dann 2 cm hoch gerade abzufallen. Alle, einzeln hergestellten Ledertheile verbinden kreuzweise geschnürte feine Riemchen. Goldgelbes Brocat-Futter erhöht die Eleganz der gediegenen Arbeit. E. F.

Aus der Frauenwelt

Berlin — Im hiesigen „Neuen Theater" fand vor kurzem wieder eine jener Theater-Vorstellungen statt, mit denen unsere Aristokratie sich in den Dienst der Wohlthätigkeit stellt. Diesmal handelte es sich um eine Aufführung zum Besten mehrerer hiesiger Kranken- und Waisenhäuser, die in Gegenwart Ihrer Majestät der Kaiserin und eines auserlesenen Publicums ausschließlich von der Hofgesellschaft dargestellt wurde. Das interessante Programm wies drei Stücke auf. In dem ersten derselben, einer lustigen Komödie von Labiche, entfaltete die Vertreterin der weiblichen Hauptrolle, Baronesse Marie de Greindl, eine Tochter des belgischen Gesandten, eine bezaubernde Anmuth. Graf Otto zu Castell-Rüdenhausen fand in dem zweiten Stücke Gelegenheit, seine Bühnengewandtheit zu bezeugen. Den Beschluß des Abends machte die einaktige Operette „Der Herr von Papillon", in der Frau von Kendell, geb. Gräfin Arco (Breslau) durch Erscheinung, Stimme und Spiel lebhaftesten Beifall hervorrief. Indem wir unter den übrigen Mitwirkenden noch den Erbprinzen von Stolberg-Wernigerode, Herrn von Puttkammer, Graf Görtz nennen, müssen wir aus Rücksicht auf den knappen Raum manche treffliche schauspielerische Begabung unerwähnt lassen.

Danzig. — Fräulein Käthe Schirmacher aus Danzig, welche an der Sorbonne zu Paris bereits im Jahre 1888 ihre Agrégation de l'Université absolvirte und damit den Titel eines Professors erhielt, hat nun in Zürich auch den philosophischen Doctor-Grad erworben.

Brüssel. — Von drei weiblichen Studenten der Medizin indischer Herkunft, die an der hiesigen Universität ihre Prüfungen bestanden, erlangten eines der jungen Mädchen „mit Auszeichnung", die beiden anderen „mit großer Auszeichnung" den Doctor-Grad. Auf Grund ihrer Diplome erhalten die Damen jetzt in ihrer Heimat Anstellungen in Frauen- und Kinder-Krankenhäusern und in den Hospitälern der Harems mit einem jährlichen Gehalt bis zu 12,500 Francs.

Paris. — In der Galerie des Theaters de la Bodinière stellten unlängst eine Anzahl Künstlerinnen, „les femmes pastellistes", Blumen, Landschaften, Genre-Bilder und Portraits aus. Diese Ausstellung gewährte einen sehr erfreulichen Eindruck von regem künstlerischen Schaffen, wie von gediegenem Können. Die Namen der Damen Metra, Turner, Hiullard, Duckem, Borde, Balles, Petitdemange, Dabour, Carpentier müssen hierbei ganz besonders erwähnt werden. — Gelegentlich der ungefähr zur gleichen Zeit im Salon Georges Petit eröffneten Ausstellung der „Union des Aquarellistes" zeigte Mme. Maximilienne Guyon sich im Portrait-Fache, wie in ihren figurenreichen Bildern als eine ernste Künstlerin von besonders reicher Begabung.

— Die hiesige „Union Centrale des Arts décoratifs" ist gegenwärtig damit beschäftigt, die zweite Ausstellung von Frauen-Kunstwerken (reservée aux travaux d'art décoratif exécutés à la main par les femmes), welche vom 25. April dieses Jahres bis 1. Juni in Paris stattfinden soll, vorzubereiten. Diese Ausstellung setzt es sich als Ziel, auf Geschmack und Kunstsinn des Publicums zu wirken, wie auch der Frau im Hause, in der Familie, die keiner bestimmten Industrie angehört, die Wege zu bahnen, um ihre Kunst-Arbeiten weiteren Kreisen zugänglich zu machen. — Die einzuliefernden Arbeiten zerfallen in vier Klassen. 1. Nadel-Arbeit: Stick-, Häkel-, Strick- und Tapisserie-Arbeit, Wäsche, Spitzen, Passementrie, Mode ꝛc. ꝛc. 2. Malen und Zeichnen: Malen auf Fayence, Porzellan, Glas. Email-Malerei. Malerei auf Stoff, Fächer, Füllungen (paneaux décoratifs). Malereien auf Papier für Tapete, Illustration, Randmalerei (enluminures), Pyro-Gravure, Zeichnungen und Entwürfe für decorative Industrie. 3. Bildhauer-Arbeit und Gravüre: auf Stein, Holz, Elfenbein und sonstigem plastischen Material. Kupferstich, Radirung, Lithographie, Ciseliren, Treiben in Metall. 4. Allerhand Arbeiten: Künstliche Blumen und Federn, Korbmacher- und Leder-Arbeiten, Luxus-Spielereien, decorative Einbände und kunstgewerbliche Photographien. — Die Anmeldung der Arbeiten muß bis zum 15. März, die Einlieferung am 15. April bei der Jury der Ausstellung erfolgen.

Die Mode

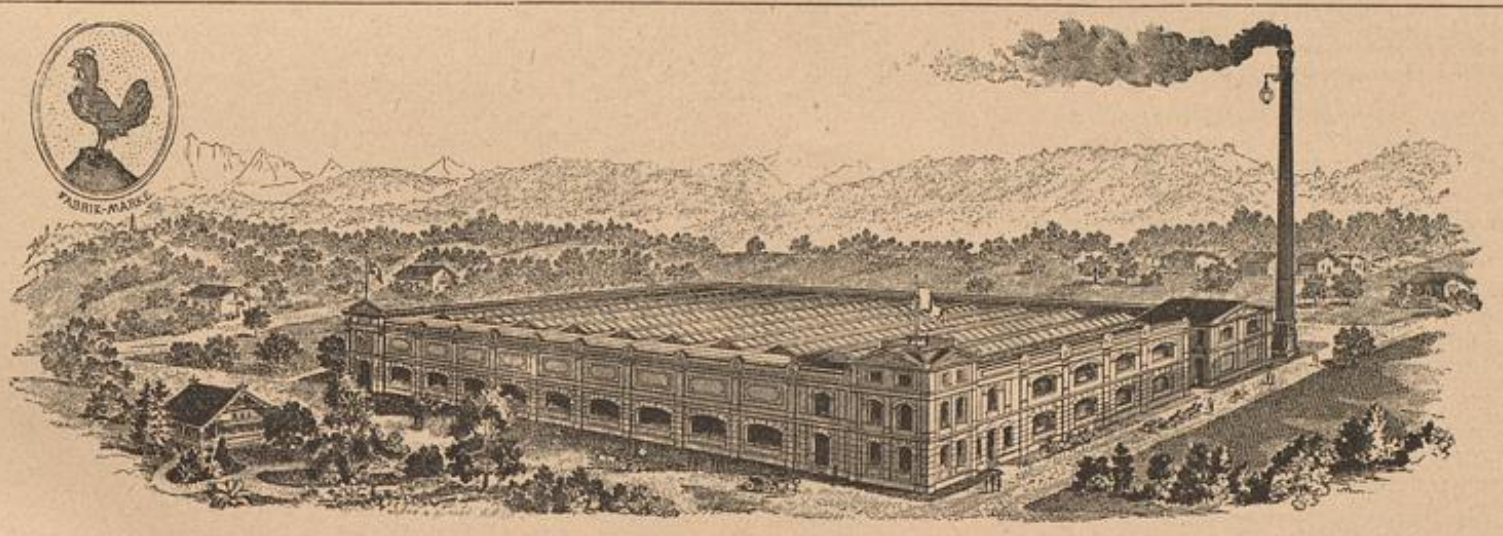
Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Mit der nebenstehenden Abbildung zeigen wir einen sehr aparten Hut in der Vorder- und Rückansicht und zwei moderne Capes. Bemerkenswerth erscheint die eigenartige, dreieckige Form des Hutes. Eine Ecke wird nach vorn leicht aufgebogen, die anderen beiden ebenso nach den Seiten. In Falten gelegter schwarzer Sammet bekleidet die Form; auf jeder, der nach den Seiten abstehenden Ecken ist ein durch Draht gesteiftes Spitzen-Arrangement angebracht. Ein großer Strauß vielfarbiger Rosen garnirt die Hinterseite des Hutes, von hochstehendem weißen Federtuff überragt. Das Cape, das wir in der Rückansicht darstellen, — die beliebte Form „Caban algérien", — besteht

Cape aus Reversible-Stoff. Dreieckiger Hut. Cape mit à-jour-Stickerei.

aus wolligem feinen Reversible-Stoff, die obere Seite grau, die innere rothcarrirt, und weist den unverändert bevorzugten Capuchon auf. An dem anderen Cape kommt die schon im Winter bei Ball- und Gesellschafts-Toiletten beliebte à-jour-Stickerei zur Geltung, wie denn überhaupt diese Art der Arbeit die Hauptmode des Frühjahrs bilden wird. Ueber hellerfarbigem Atlas ist modefarbenes Tuch gespannt, das durch die eingestickten Löcher das lebhaft glänzende Futter schimmern läßt. Lange gleichfarbige Atlasschleife. D. L.

— Zu der, in der heutigen Nummer dargestellten Toilette aus rosa Seide mit schwarzen Spitzen (Abb. 44—46) geben wir eine zweite Rückansicht, die, sich genau an die Vorderansicht anlehnend, eine andere interessante Ausführung bietet. Die Stofftheile, welche die berthenartige



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich

empfiehlt:

Foulard-Seide

95 Pf.

bis **Mk. 5.85** p. Meter in den neuesten Dessins und Farben.

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v. Mk.	1.85—18.65	**Seiden-Grenadines**	v. Mk.	1.35—11.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ „	13.80—68.50	**Seiden-Bengalines**	„ „	1.95— 9.80
Seiden-Foulards	„ 95	Pfge.— 5.85	**Seiden-Surahs**	„ „	1.35— 6.30
Seiden-Masken-Atlas	„ 60	„ — 3.15	**Seiden-Faille française**	„ „	2.45— 9.85
Seiden-Merveilleux	„ 75	„ — 9.65	**Seiden-Crêpe de Chine**	„ „	2.35—10.90
Seiden-Ballstoffe	„ 60	„ —18.65	**Seiden-Foulards japan.**	„ „	1.45— 5.85

v. Meter.

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. **porto- und steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Taillen-Garnitur bilden und zugleich in die Stoffmassen des Aermels übergehen, treten in der Mitte des Rückens ebenso zusammen wie vorn, sind jedoch hier durch einen Blumenstuff gehalten, unter dem eine breite Watteau-Falte in langer Schleppe niederfällt, — im Gegensatz zu der erstgenannten Toilette, welche einen rund geschnittenen Rock zeigt. Auch für die schleppende Toilette wurde rosa Seide gewählt; farbige Seidenstickerei garnirt in Miederform die Taille und, bis zur Kniehöhe, die Vorder- und Seitenbahnen des Rockes.

D. K.

Empfangs-Toilette „Tea gown". Rückansicht zum Colorit 1108.

Wien. — Die Watteau-Falte, die wir für große Ball-Toilette angewendet abbilden, kommt auch an dem schönen Tea gown, der eleganten Empfangs-Toilette für Fünf-Uhr-Thees, prächtig zur Geltung. In dem der heutigen Nummer beiliegenden Colorit, Nummer 1108, wurden wir der farbigen Wirkung des interessanten Materials vollauf gerecht; bei der kleinen Skizze der Rückansicht dürfen wir uns darauf beschränken, den Ansatz der Falte und die große Schmetterlingsschleife, die sich im Nacken ausbreitet, zu veranschaulichen. — An der andern, auf demselben Colorit dargestellten, durch Einfachheit und glattes Anliegen der Taille ausgezeichneten Promenaden-Toilette ist die lange schwarze, zu zwei Schlupfen eingeschlungene Sammetschärpe besonders bemerkenswerth. Bei der Rückansicht zeigen wir Taille, Halsbündchen und Aermel-Manschetten mit schmalen Börtchen in Kurbelstickerei bedeckt.

N. Br.

Toilette mit Watteau-Falte.

— Nicht leicht hat die Mode unseren Kindern etwas Reizenderes und Bequemeres gebracht, als die Bauernkleidchen, die für Mädchen von zwei bis sechs Jahren gefertigt werden. Mit dem Beginne der Schulpflicht hört das Kostüm auf, und wenn die Kleidchen auch nicht eigentliche Bauerntracht, sondern weite, lose Hängerchen sind, so erinnern sie doch durch Farbe und Besatz an erstere. Sie werden aus hellrothem Flanell oder leichtem Tuch geschnitten und in eine herzförmige Passe gefügt, die man aus einem Bauerntuch oder aus großgeblümter Cretonne fertigt. Roth ist auch hier die Grundfarbe. Das Hängerchen reicht bis an die Füße und erhält am unteren Rande einen breiten Streifen aus Cretonne aufgesteppt. Der weite Ballon-Aermel erscheint oben mehrere Male eingekräuft und an der Hand in ein schmales geblümtes Bündchen gefaßt. Das Kleidchen wird rückwärts zugehakt und hat ein Halsbündchen aus Flanell oder Cretonne. Wählt man zum Aufputz ein rothes Tuch, so stellt man den Randbesatz aus der Bordure, Passe und Bündchen aus dem Fond desselben her. — Sehr hübsch sieht das Kleidchen auch aus dunkelblauem oder dunkelgrünem Flanell aus, immer jedoch mit rother Verzierung.

R. U.

Toilette mit Schärpe. Rückansicht zum Colorit 1108.

Paris. — Auch jenen Toiletten-Requisiten, die niemals an das Licht des Tages gelangen, widmet die elegante Französin eine liebevolle Fürsorge; für die Sicherheit ihres Auftretens ist das Bewußtsein nothwendig, vom Kopf bis zu den Füßen bis auf die kleinste Kleinigkeit tadellos und geschmackvoll gekleidet zu sein. Das Strumpfband erscheint denn auch nicht nur als das haltende Band, sondern als ein reizender, aus dem zartesten Material zusammengesetzter Schmuck. Auf den ersten Blick könnte man im Zweifel sein, ob es sich wirklich um Strumpfbänder oder um einen kleidsamen Halsschmuck handelt, so raffinirt copiren diese kleinen Dinger alle die für die Hals-Garnituren üblichen Formen. Das breite seidene Gummiband wird kunstvoll verschleiert durch faltige Seide, Krepp-Puffen, Spitzen; Rosetten und Schleifen übernehmen die weitere Ausstattung.

B. de G.

Erinnerungs-Mappe. Plattstich- und leichte Stickerei.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Zur Aufbewahrung aller, bei festlichen Anlässen einlaufenden Glückwunschschreiben und -Telegramme bestimmt, bildet die elegante „Erinnerungs-Mappe" eine besonders als Hochzeitsgeschenk geeignete Gabe, die schon durch ihre Ausstattung, — sie ist mit eingesticktem Datum und Monogrammen versehen, — auf ihren Zweck hinweist. Unsere 28 cm zu 22 cm große Mappe zeigt zwei, für sich bestehende Theile, die später durch Bandschleifen verbunden werden. Die Deckelplatte ist mit zweifarbigem Seidenplüsch bezogen, der auf gemeinsamer Futter-Unterlage mosaikartig zusammengefügt erscheint, und zwar deckt die schildförmige Innenfläche fahlrosa Plüsch, von dem sich ein zierlicher, in den natürlichen Farben gehaltener Vergißmeinnicht-Strauß wirksam abhebt. Zur Ausführung der im Knötchenstich gearbeiteten Blüthen des Straußes, deren Mitte gleichfalls ein Knötchen aus Goldfaden bildet, dient zartblaue Chenille; Stiele und Blätter sind im Plattstich in drei Tönen theegrüner Filoflosse-Seide gestickt; blau und gelb markirt sich der kleine Schmetterling. Ein naturgroßer Theil der Stickerei läßt ihre reizvolle Wirkung erkennen. Die Verzierung der Ecken aus fahlblauem Plüsch bildet rosa Plattstich-Stickerei, der an einer Seite ein Goldschnürchen als Contour aufgeheftet wird. Die fertige Arbeit ist auf starken Carton gezogen und mit weißem Moirée-Papier gefüttert; der gestickten Oberseite entspricht ein gleichgroßer, mit einfarbigem rosa Plüsch bezogener Boden, dem Klappen aus altrothem Atlas zur Aufnahme der Schriftstücke hinzugefügt sind.

Stickerei zur Mappe.

J. F.

Bezugsquellen: Tea gown: Ch. Drecoll, Wien I., Kohlmarkt 7. — **Erinnerungs-Mappe:** M. Härtel, Berlin W., Leipzigerstr. 6. — **Truhe:** Georg Hulbe, W. Leipzigerstr. 121.

Das Korsett vor der Pariser Akademie.

In einer der letzten Sitzungen der Académie de Médecine wurde anhaltend und eifrig über den Gebrauch des Korsetts, seine event. Gefahr oder seine Unschädlichkeit diskutirt und hat sich schließlich die gelehrte Versammlung einstimmig zu seinen Gunsten ausgesprochen.

Mit jenem raffinirten Verstand, der ihnen eigen ist, wenn es sich um ihre Schönheit handelt, haben die Frauen auf dieses Verdikt nicht gewartet, um sich des Korsettes als eines ihrer unentbehrlichsten Hilfsmittel zu bedienen. Durch den Gebrauch des Korsetts haben sie sich jene schönen Formen anzueignen bestrebt, welche von den Dichtern zu allen Zeiten besungen worden sind.

Aber hinsichtlich der Geschmeidigkeit und in Rücksicht auf die Gesundheit muß man sein Korsett richtig zu wählen verstehen. Seit einigen Jahren ist das echte Fischbein so selten und folglich so kostspielig geworden, daß die Industrie nothgedrungen einen Ersatz dafür suchen mußte. Unter den in Gebrauch gekommenen Ersatzmitteln sind solche, von deren Gebrauch wir alle Frauen, welche um ihre Schönheit, ihre Gesundheit und noch mehr um ihr Leben besorgt sind, entschieden abraten müssen. — Sie mögen sich vor Allem von den Stahl-Fischbeinen fernhalten — zwei Ausdrücke, die sich nicht zusammen vereinen lassen — und deren Gebrauch unwiderruflich ausschließen, sei es für ihre Korsetts oder für ihre Corsagen. Unter einer gleißnerischen Verkleidung, die ihm, ob man es mit dem Auge betrachtet, oder mit den Händen berührt, das Aussehen eines unschädlichen Fischbeins gibt, verbirgt sich ein gefährlicher und in vielen Fällen tödtlich wirkender Gegenstand. — Man werfe uns keine Uebertreibung vor.

Beim geringsten Unfalle, einem Sturze; einer falschen Bewegung, zerbricht der Stahl; er krümmt sich beim Bruche und mit seinem gezahnten Rande verursacht er, gleich einer Säge, eine tiefe unheilbare Wunde.

Unlängst gleitet in Mons, Belgien, ein junges Mädchen aus und fällt. Hätte es nicht diese gefährlichen Stahl-Fischbeine getragen, so wäre es mit einem unschuldigen Sturze davongekommen. Der Stahl hatte zur Folge, daß der Fall tödtlich ausfiel. Das sogenannte Fischbein, gezahnt wie es alle beim Bruche sind, machte in das Fleisch des unglücklichen Kindes einen tiefen, fürchterlichen Einschnitt und verursachte den Tod desselben.

Man zeigt uns noch andere zahlreiche Unfälle dieser Art an, die, wenn sie auch nicht tödtlich verliefen, jedoch von schweren Folgen begleitet waren. — Also, meine Damen, keine Schwäche! Verlangen Sie von Ihren Lieferanten vor Allem, daß sie von Ihren Korsetts und von Ihren Kleidern die Stahl-Fischbeine unerbittlich ausschließen, welche so großen Gefahren aussetzen, ohne andererseits irgend einen Vortheil zu bieten.

Photographische Lehranstalt
für Damen und Amateure
von
W. Büsing, Berlin W., Bendlerstrasse 13.
Gelehrt werden sämmtliche photogr. Negativ- und Positiv-Verfahren, wie photo-mechanische Druckverfahren. Der Unterricht ist sowohl praktisch, wie theoretisch. Eintritt jeder Zeit. Kurze u. längere Kurse. Uebernahme aller vorkommenden photogr. Arbeiten. Nähere Auskunft wird bereitwilligst ertheilt.

Von der Kgl. Staatsregierung conc. Lehranstalt.
Deutsche Schneider-Akademie
Leipzig, An der Pleisse 3.
Damenschneiderei, Mäntel-Wäsche-Confection.
Zuschneide und Praktische Curse, Zeichnen und Buchführungs-Curse etc.
Reifezeugniss: als Directrice, Schneiderin etc. Prospecte gratis.

A. Vertrauensperson sucht e. i. all. Lebenslag. erfahr. ehem. Landwirth, 54 J. a., Anstellg. b. begüt. Herrsch., sei e. Dame od. Herr. Off. u. **B. D. postl. Danzig.**

Malerinnen-Schule
Karlsruhe
U. d. Prot. I. K. H. d. Grossherz. Luise v. Baden
Lehrplan u. nähere Auskunft durch d. Vorstand.

Das Atelier der Kunststickschule des
Frauenerwerbsvereins zu Dresden,
Ferdinandstr. 13, II,
empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc.
Gobelin-Vernis-martin u. aller Phantasie-Malereien. **Unterricht,** Atelier
Ausführung und Entwürfe im
von **Johanna Helfer,** *Berlin, W. Bülowstrasse 91.*

Damen, welche sich leichten u. lohnenden Erwerb schaffen wollen, lehre ich Handschuhe waschen und in allen Couleuren färben. Leicht faßlich u. ausführbar. Adr. erbet. unt. „Handschuhe" d. die Exp. d. Z.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b. Fr. Clara Roth, Berlin W. Lützowstr. 84.

Nur 10 Mark
Portraits in Lebensgröße nach jeder Photographie sprechend ähnlich in Kreide gemalt. A. Geissler, Kunstmaler, Leipzig, Weststr. 92.

E. M. Marmalle, Plauen i. Vogtl.
Äußerst vortheilhafte Bezugsquelle f. Private. Monogramm u. beste Maschinenstickerei auf einf. u. doppelt. Madapolam, vollständ. Ersatz f. Handstickerei. Gardinen u. Stores feineren Genres. Muster u. Auswahlsendung zu Diensten.

Meinen Mitmenschen,
welche an Magenbeschwerden, Verdauungsschwäche, Appetitmangel ꝛc. leiden, theile ich herzlich gern u. unentgeltlich mit, wie sehr ich selbst daran gelitten, und wie ich hiervon befreit wurde. Pastor a. D. Kypke in Schreiberhau (Riesengebirge).

DER GUTE TON
in allen Lebenslagen. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentl. Leben von *Franz Eckhardt.* 12. verb. Aufl. Prachtwerk in 8°. Gedr. in 2 Farb. a. Velinpap. m. viel. Vign. 47 Bog. eleg. geb. m. Goldschn. 10 Mk.
II. Teil. Unserer Frauen Leben. 3. verb. Aufl. 20 Bog. geb. 6 Mk.
Zu beziehen durch alle Buchh.
oder direkt portofrei v. Verl. JULIUS KLINKHARDT in Leipzig u. Berlin W.

Vornehmstes Konfirmationsgeschenk!
Vater Unser in Bildern von Paul Thumann.
Für Protestanten: Mit einer Dichtung von Martin Luther. 4. Auflage.
Für Katholiken: Mit einer Dichtung von F. W. Weber. 3. Auflage.
Quartformat. Prachteinband in Kalbleder 15 Mk. Prachteinband in Kaliko 12 Mk.
Verlag von Adolf Titze in Leipzig.

Neu! Neu! **Für junge Damen!** Neu! Neu!
Als ein passendes Geschenk besonders für junge Damen erschien soeben das Pracht-Album:
Unsere Theater- und Konzert-Erinnerungen.
Ein Sammelbuch für Theater-, Konzert- und andere Programme zum Einkleben u. Aufbewahren derselben als eine reizvolle Erinnerung an die besuchten Theater, Konzerte und sonstigen Festlichkeiten. Eine eleg. Tischzier, Preis 4.50. Luxus-Ausgabe 7.50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt von der Verlagsbuchhandlung Max Schildberger, Berlin W., Schillstrasse 3.

Gartenbuch für Hausfrauen
von
Henriette Davidis u. J. Hartwig
17. AUFLAGE.
geheftet 3 M, eleg. geb. 4 M.
Verlag von J. Baedeker in Leipzig.

„Kochstudien in der Musterküche."
Musikalische Küchen-Scene f. 8 Damen, Küchen-Gerätschaften und Klavier. (Weiblicher Chor ad libitum). Unter Benutzung klassischer Melodien mit parodist. Text. Preis d. Musikauszuges 3 Mk. Eduard Bloch, Berlin C. 2, Brüderstrasse 2.

B. Schott's Söhne, Mainz.
Um die Wahl von Musikstücken unseres umfangreichen Verlages zu erleichtern, versenden wir auf Verlangen gratis u. franco:
Führer durch unsere Piano-, Violin- und Gesangs-Cataloge,
nur beste Stücke enthaltend. Schwierigkeitsgrad resp. Tonumfang ist angegeben.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-, Kerbschnitt-, Holzbrand- u. Holzmalerei-Vorlagen,
Preiscourante mit 1200 Illustr., auch über Werkzeug und Materialien, 30 Pf. Briefm.
Mey & Widmayer in München,
Amalienstraße 7.

Lingner & Kraft's Stiefelzieher „Famos"
Preis: M. 1.50 fl. 1.- ö.W.
zu haben in allen besseren Haushalt-Geschäften

= Im Schlosse Sr. Majestät des deutschen Kaisers im Gebrauch. =

Verblüffende Bequemlichkeit.

„Famos" zieht jeden Stiefel (ohne Bücken oder Stützen) **im Nu** vom Fuss. Preis fein polirt M. 1.50 (in Oesterr. Ung. fl. 1.— ö. W.) in allen besser. Haushalt-Geschäften der Welt. Nur echt, wenn der Stempel: Lingner & Kraft, Dresden eingepresst ist. Nur nach Orten, wo nicht zu haben, senden franko 1 „Famos" gegen Einsendung von 2 M. = fl. 1,10 ö. W. auch in Briefmarken.
Lingner & Kraft, Dresden.

Musik-Instrumente
aller Art; Spec. **Alte Geigen.**
Dölling & Winter
Markneukirchen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 7. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 1. April 1895. — Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Dem Fürsten Bismarck zum 80. Geburtstage.

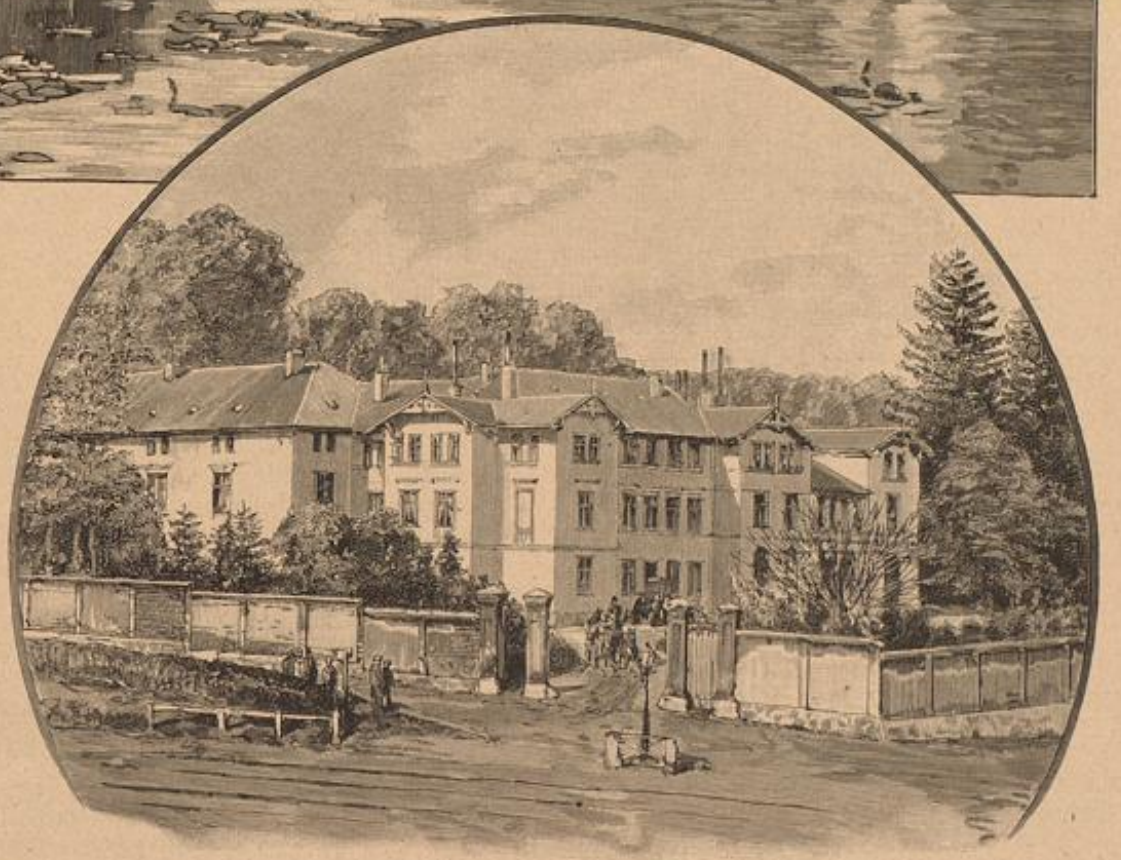
Ich weiß einen alten Recken, im Silber glänzt sein Haar,
Doch strahlt mit Adlersblicken sein blaues Augenpaar;
Noch überragt er fürstlich — ist achtzig Jahre alt —
Um volle Haupteslänge den deutschen Männerwald!

Auch haust er in einem Walde; Einsiedel ist er nicht,
Es lauscht der ganze Erdkreis, wenn unser Recke spricht.
Und scheucht ein Meinungsstreiten das Volk aus seiner Ruh',
So fragt's: „Was sagt der Alte im Sachsenwald dazu?"

Der aber wandelt bedächtig, — wo ihm die Saat bestellt,
Wo ihm die Buchen rauschen, dort ist jetzt seine Welt;
Der grünen Krone Pflege ist friedlicher Beruf
Der Hand, die eine goldn'e in Kriegeswettern schuf.

„Im Glanze und im Erfolge," spricht er, „da fand ich's kaum,
Da blieb das Glück trotz allem ein ungestillter Traum;
Doch an des Herdes Flamme, beim Waid- und Ackersmann,
Da kehrte es bescheiden in trauten Stunden an.

„Und heut', meine deutschen Brüder, wo ihr ein Zeugniß gebt,
Daß ich mein langes Leben doch nicht umsonst gelebt,
Auch heute schau' ich dankbar auf meinen Pfad zurück
Und sprech' aus Herzensgrunde: Bei Gott, auch das ist Glück!"



Schloß und Park Friedrichsruh.
Nach einer Zeichnung von Th. von Eckenbrecher in Berlin.
Siehe Seite 54.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ja, Schilder und Schwerter klirren, und jubelnd braust's durch's Reich:
»Heil Otto Dir, Du Großer, Du, dem kein and'rer gleich!«
Heil Dir, Du alter Recke, ja das ist Glückes Flug:
Ein Treubund bis zum letzten bewußten Athemzug!

O, möge der Herrgott schirmen noch lang' Dein greises Haupt,
Daß oft Du noch erschauest, wenn sich der Wald belaubt;
Und wie der Lenz auf ewig sich schmückt mit neuem Grün,
So wird im deutschen Volke Dir ewig Treue blüh'n!

Johannes Wilda.

Nachdruck verboten.

Indian Summer.*)

Eine Herzensgeschichte von Wilhelm Wolters in Dresden.

I.

Sommerschwüle.

Erstes Kapitel.

Wera.

5. Juli 18 . .

Wer hätte das gedacht! Nach so vieler Jahre Trennung mit einem Male so nahe bei einander! Ich bin noch ganz erfüllt von unserem Wiedersehen, dem herrlichen, sonnigen Tage gestern, und muß Dir gleich in aller Morgenfrühe einen Gruß senden. Trotzdem Du gewiß eine ganze Schieblade voll von Briefen von mir besitzt, in denen ich Dir alles anvertraut habe, was zu vertrauen mir nur irgend werth erschien, so ist mir's doch, als ob wir uns gestern eigentlich neu gefunden, — wiedergefunden als die Alten! Uns wenigstens als die Alten, denn sonst halte ich mich trotz der beginnenden ominösen Zwanzig durchaus noch nicht für ins alte Register gehörig! Ein reizender Gedanke Deines Vaters, sich so ganz in unserer Nähe anzusiedeln! Wir wollen ihn uns zu nutze machen! Nicht? Sobald Du kannst, kommst Du herein in die Stadt, damit Du auch mein jetziges Heim kennen lernst. Es ist sehr einfach und bescheiden und vielleicht ein wenig spießbürgerlich, mein gnädiges Fräulein Baronesse, aber doch gemüthlich. Und wenn ich mir einmal einen freien Tag machen kann, soll mich der liebenswürdige Eilzug schleunigst nach dem kleinen, entzückenden Häuschen am Berghange befördern! Dann verkriechen wir uns in Dein Stübchen hinauf, setzen uns auf die beiden himmlischen Plüschpolster-Stühle am Fenster, die durch unsere gestrige Eröffnungs-Unterhaltung historisch geworden, und lugen zwischen den Weinblättern hindurch auf den schimmernden Fluß drunten, auf dem die Segelboote vorübergleiten, und auf die waldigen Hügel drüben! Und während das übermüthige Lachen Deiner Schwesterschar zu uns heraufschallt, plaudern wir von den alten Zeiten, in denen wir selbst noch so aus unseren Nachbargärten hinüber und herüber hüpften und unter dem Regenschirm in der „Pilzlaube" wegen Heine'scher Liebesklagen gemeinsame Thränenbäche weinten. Wir ließen uns durch das Gewitter nicht stören, und während große Tropfen auf unser Gloria-Dach herabprasselten, saßen wir mit brennenden Wangen dicht an einander geschmiegt, und unsere unschuldigen Herzchen erbebten in ahnungsvoller Rührung über uns unbekannte, sehnlichst herbeigewünschte Zukunftsschmerzen und -Freuden, bis Euer Bursche, der lange Fritz, meldete, daß wir augenblicklich hinaufkommen sollten, und mit dieser prosaischen Botschaft der Poesie ein plötzliches Ende bereitete! . . . Doch, was schwatze ich da ins Unendliche! Der Kaffee, der Kaffee! Buttersemmeln, gestrichen für meinen gestrengen monsieur frère! Ich glaube, ich bin wahrhaftig zur Schriftstellerin geboren, trotzdem mein Bruder das Gegentheil behauptet, — jedenfalls nur aus Angst, daß ich ihm einmal ins Handwerk pfuschen könnte! Ich habe einen ordentlichen Drang, alles, was ich denke, aufs Papier zu bringen. — Ade, auf Wiedersehen! Unsere Briefe werden sich sicherlich kreuzen, aber das schadet nichts!

Antonie.

10. Juli.

Unsere Briefe haben sich nicht gekreuzt! — Dein „gnädiges Fräulein Baronesse" saß Abend für Abend oben in einem Deiner „himmlischen" Polsterstühle, starrte nach den fernen Thürmen der Residenz, wenigstens nach der Richtung, in der sie hätten aus dem Nebel auftauchen können, dachte an Dich, aber — schrieb nicht.

Ich bin verstimmt, niedergeschlagen, matt, energielos; es kostet mich große Ueberwindung, die Feder in die Hand zu nehmen und die Gedanken so zu sammeln, daß sie, in Worten wiedergegeben, irgend einen vernünftigen Zusammenhang bekommen. Und doch habe ich so sehr das Bedürfniß, mit Dir zu sprechen, all den unbestimmten Druck vom Herzen zu wälzen.

Du hast ein falsches Bild von mir mit fortgenommen neulich. Die „Alten" schreibst Du. Du, ja! Du bist noch ganz die Heitere, Frische, Lebensfreudige, Leichtfüßige von damals, nur ein wenig hübscher geworden; aber mir, mir hat die Zeit einen rechten Stich ins Melancholische, Grießgrämige gegeben, und ich komme mir so unendlich schwerfällig und wirklich alt vor. Nie habe ich das so gefühlt wie jetzt, nachdem der Trubel der Uebersiedlung, der Einrichtung vorüber, und alles einen gleichmäßigen Gang, den Gang eines Uhrwerks geht, in dem jedes Rädchen sich drehen muß, wie's das treibende Gewicht verlangt, . . . es mag wollen oder nicht. Wie ich das hier aushalten soll auf die Dauer, hier in dieser abgelegenen Ländlichkeit, ohne Verkehr, ohne Anregung, ich weiß es nicht! Ich verdumme und verstumpfe schon jetzt zusehends. Seit wir von Hannover fort sind, habe ich keine Zeitung in der Hand gehabt. Mein Vater will nichts sehen, nichts hören von dem, was in der Welt vorgeht. Der stille Ingrimm über den so traurigen Ausgang dieses unglücklichen Bruderkrieges nagt an seinem Leben. Wie thut er mir leid, wie lieb' ich ihn und kann doch nichts thun für ihn! Wie hat er sich in der kurzen Zeit, seit er seinen Abschied genommen, verändert! Ich glaube, er hat noch nicht ein einziges Mal wieder gelacht. Wer weiß, ob er es jemals wieder thut. Seine Mienen, sein ernstes, ja fast finster blickendes Auge mit den tiefen Falten rings herum, sein ganzes düsteres, verschlossenes Wesen scheinen mir immer sagen zu wollen: „Ein ehemaliger Oberst König Georgs darf überhaupt nicht lachen, bis . . ." Wie und wann dieses „bis . . ." kommen soll, ich mag's nicht ausdenken! Dazu der Riß, der schreckliche, unausgesprochene Riß in der Familie, — meine Stiefmutter, die kein Verständniß für ihn hat, seinen Schmerz nicht theilen kann und will. Ach, diese Politik! Dieses Sechsundsechzig! Dieses Langensalza! Wenn irgend jemand darunter leidet, bin ich's. — Und zu alledem (aber um Gotteswillen, es ist nur für Dich!) die plötzlich nothwendig gewordene Einschränkung. Ehe wir abreisten, hat mein Vater seine Pferde verkauft, seine Lieblinge, — auch meins. — „Unnöthig! . . . Luxus! . . . Brauchen keine Pferde im Exil!" war seine Antwort auf einen stummen, traurigen Blick von mir. Aber ich weiß es nur zu wohl! — woher das Futter nehmen? Entsetzlich! — Caro, der seine braune Schnauze tiefsinnig vor mir zwischen den Vorderpfoten auf den Teppich streckt, ist die einzige lebende Erinnerung an die fröhlichen Zeiten des Glanzes. Einschränkung! Verhaßtes Wort! Als Ihr damals, bald nach Deines Vaters Tode, fortzogt zu Euren Verwandten, und Deines Vaters Bibliothek versteigert wurde, — mir ist's noch wie heute, — da vermocht' ich's in meinem Unverstande nicht zu begreifen, wie man ohne so etwas leben könne, das mit uns so verwachsen. Jetzt soll ich's verstehen lernen, wie man es können muß! . . .

Nein, nein, ich bin undankbar, schlecht, so erbärmlich schlecht! Als ob es nicht hätte noch schlimmer kommen können! Als ob der Krieg, der entsetzliche, mörderische Krieg, . . . ich schaudere, den Gedanken zu verfolgen. Mein geliebter Vater! Ich will mir Mühe geben, ihm zu ersetzen, was er verloren! Komm' bald zu mir heraus! Ich brauche Trost von Dir, und ich kann nicht fort. Bei uns geht alles nach dem Programm. Und noch ist keine Nummer „Stadtbesuch" darin aufgenommen. Also komm!

Zweites Kapitel.

Antonie.

24. Juli.

Vierzehn Tage sind vergangen, und Du bist nicht gekommen! Es ist wenigstens lieb von Dir, daß Du mir ab und zu ein paar Abendstunden widmest; ohne Deine Briefe wäre ich ganz einsam und verlassen.

Eine schwüle Luft lagert über unserem Schieferdach. Schwül draußen, schwül innen. Man lebt nicht, man vegetirt.

Jetzt habe ich wenigstens eine Leih-Bibliothek in unserem Nest, in das ich neulich mit Papa einen officiellen Ausflug unternommen, entdeckt; aber sie ist auch darnach! Mehr Papierhandlung als Bibliothek. „Haben Sie nichts neueres?" fragte ich den schlanken Ladenjüngling, dessen Lockenkopf à la Hottentotte bei meinem Eintritte hinter einem mit Tapete verklebten Verschlage auftauchte. „Nur . . ." — nicht wiederzugebende, aus Höflichkeit und Stolz gemischte Gliederverrenkung — „bitte . . . ‚Problematische Naturen' — ‚Soll und Haben' — ‚Ewige Liebe' von A. v. Z. . . ." Ich entschied mich für das letztere, für mich wenigstens das „neueste". Und nun brüte ich eine Stunde lang über einem Kapitel von A. v. Z.'s „Ewiger Liebe", schleppe mich dann nach dem Pianino, — zu welchem mein Flügel zusammengeschrumpft ist, — und versinke nach ein paar Takten wieder in Stumpfsinn. Ach, Luft, Luft! Wie ist es möglich, daß das Leben sich mit einem Male so wenden kann! Es war so hübsch, dies Leben, und ich habe nichts daraus herüberretten können. Ein Genießen! Die Großstadt mit allem Schönen, was sie bieten kann. Leider, leider! Hätte ich es doch nie kennen gelernt! Wäre ich aufgewachsen unter Druck und Entbehrung! Denn nun ist's so schwer, so entsetzlich schwer zu ertragen, dieses vis-à-vis du rien, dieses Alleinsein mit der Langweile. Darum doppelt schwer, da einem alles in den Schoß gefallen, da man an allem nur genascht, genippt hat, nichts mit saurem Schweiße sich errungen, das einen nun als treuer Freund in diese Oede begleiten könnte. Ach, diese Langweile! Ich wache auf, gehe hinunter an den gedeckten Kaffeetisch, wieder hinauf oder in den Garten, wieder hinunter an den gedeckten Mittagstisch, und so weiter, und lege mich des Abends schlafen, alles, wie's das Reglement vorschreibt. Ich habe rein nichts zu thun; ich bin eigentlich vollkommen überflüssig in der ganzen Maschinerie und entdecke plötzlich eine nie geahnte Lust in mir, sehr viel zu thun, ganz und gar nicht überflüssig, sondern sehr nöthig zu sein! Ach, wie beneide ich Dich! Wie anders ist Dein Leben! Du hast einen Wirkungskreis, einen regen Verkehr, einen Bruder, mit dem Du Leiden und Freuden theilst, eine Mutter, für die Du sorgst, mit einem Wort, eine Aufgabe. Ich habe nichts! Ich sitze da, lege die Hände in den Schoß und lasse mir mein Taschengeld (wozu eigentlich?) verabfolgen. Ich weiß nicht, wie das werden soll, wenn mir's jetzt schon unerträglich ist. An den Winter mag ich gar nicht denken. Gestern kam an Papa eine Einladung, in die ehrenwerthe Honoratioren-Gesellschaft „Ressource" einzutreten. Papa in der „Ressource" von Thalheim! Es ist geradezu zum Lachen! Papa, die Polonaise mit der Frau Gemeinderath eröffnend, und ich am Arme des „Herrn Apothekers"! — Wie sich übrigens Papa und Mama die gesellschaftliche Entwicklung meiner Schwestern denken, wenn sie den Flügelkleidern entwachsen sein werden, ist mir nicht recht klar. Doch was geht das mich an! . . .

Komm bald!

* * *

3. August.

Was ist das? Warum schreibst Du nicht? Seit acht Tagen keine Zeile. Nehmen Dich die Vorbereitungen zur Hochzeit Deiner Freundin so sehr in Anspruch?

Es ist entsetzlich heute! Papa ist außer sich, ich weiß das und darf's doch nicht merken lassen. Irgend eine Bemerkung von — seiner Frau muß ihn verletzt haben. Ich höre ihn stundenlang in seinem Zimmer unter mir auf und nieder gehen, dann und wann bleibt er plötzlich vor dem Fenster stehen. Mir ist es, als ob ich ihn sehe, hochaufgerichtet, kerzengerade, wie er mit der zierlichen, schmalen Hand nervös den grauen Schnurrbart dreht. Ach, könnte ich ihm doch etwas sein! Eine Freundin! Aber nein, das geht nicht. Das ist gegen die hergebrachte Ordnung der Dinge, gegen das Reglement, gegen die Subordination! Der Untergebene hat sich nicht in Angelegenheiten der Vorgesetzten zu mischen! Reglement! In den großen, weiten Verhältnissen, in denen wir bisher gelebt, hat man es nicht gespürt; in diesen engen Pfählen jetzt wird es erdrückend. Alles reibt sich jetzt an diesem einen Worte. Es ist, als ob es nichts weiter als dieses eine Wort gebe, und als ob es nur einzig und allein in der Familie aufrecht erhalten und geübt werden müsse. Was haben die Verhältnisse aus dem liebenswürdigen Vater gemacht! Er ist barsch, rauh, ja hart geworden. Ach, es ist unsagbar traurig! Nicht auszuhalten! An einen Besuch in der Stadt ist vorläufig gar nicht zu denken. Also komm oder schreibe wenigstens!

Drittes Kapitel.

Wera.

4. August.

Verzeih, Du Arme, ich kann Dir heute nichts geben, nichts sein, ich bin nicht ich selbst mehr. Ich wandle wie im Traume.

Mein Lebtag hab' ich nicht geträumt, weder im Schlafen noch im Wachen. Und jetzt sitze ich da, und die Buchstaben fangen an in wunderlichen Verschlingungen durch einander zu kriechen; . . . sie weben sich wie Fäden zu einem dünnen, durchsichtigen Schleier zusammen, und hinter diesem Schleier Gestalten, . . . Bilder, . . . Bilder, . . . und mit einem Male bin ich selbst mitten drin . . .

Es ist Nachmittag, glühend heiß, die Sonne brennt; merkwürdig, ich muß daran denken, wie eigenthümlich der Wagen nach Leder und Lack riecht, in dem ich mit

*) Anmerkung. Bezeichnung für den Herbst Nordamerikas.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

meinem Bruder zu der Trauung abgeholt werde. Wir fahren bis hinein in den Garten der Villa, bis unter das Glasdach vor der Treppe. Vor uns, hinter uns Wagen, eine ganze Reihe.

Es ist Haustrauung. Die Vorhänge in dem großen Saale sind heruntergelassen, ein eigenthümliches Zwielicht erfüllt den heißen Raum. Ich stehe allein; der Herr, der mich führen soll, ist noch nicht gekommen, hat sich verspätet, oder was weiß ich! Die kleine Orgel beginnt, feierlicher Gesang ertönt, dann spricht der Geistliche . . . Ich habe das Gefühl, daß die Worte denen, die sie angehen, ins Herz dringen müssen; ich bin selbst ganz erschüttert. Ich weiß nicht, mir wird auf einmal so . . . so beklommen, so ängstlich zu Muthe; das Blut steigt mir in die Wangen, daß sie brennen . . . Da sehe ich plötzlich, gerade an dem Pfosten der Thür zum Nebensaale, die Köpfe der Vorderen überragend, ein Gesicht . . . zwei dunkle Augen auf mich gerichtet . . . und mir ist's, als ob es mich mit unwiderstehlicher Gewalt dorthin zöge, daß ich mich an die Brust dieses Menschen lehnen solle und weinen . . . Ich bin wahnsinnig geworden, denke ich, beiße mich auf die Lippen, daß ich das Blut an der Zunge schmecke, und senke den Blick; . . . aber ich fühle, wie diese Augen sich mir in die Seele bohren, und mich nicht loslassen . . .

„Ja," sagt der Bräutigam, „ja," haucht die Braut. Die Ringe werden gewechselt; wiederum Gesang, wieder die Klänge des Harmoniums; . . . es klingt mir alles wie aus weiter Ferne herüber; ich sehe alles, aber weit, weit weg, wie im Nebel . . . Dann entsteht eine Bewegung, die Ceremonie ist vorüber. . . . Ich wage kaum, die Augen zu erheben, er ist nicht mehr da. . . . An derselben Stelle sehe ich meinen Bruder; er lächelt . . . Ich glaube, er liest mir die Gedanken von der Stirn, und ich möchte aufstampfen vor Scham, vor Wuth . . .

Und nun fahren wir nach dem Hotel, in dem das große Essen stattfindet, zu vieren in einem Wagen.

Da sitzt er mir gegenüber, fast an die Decke des Wagens stoßend, und stellt sich selbst vor: Dr. Dupont, Er ist unglücklich, daß er so spät das Vergnügen habe, bittet tausendmal um Entschuldigung, sei zu einem Kranken gerufen worden; . . . er wird das Vergnügen haben, mein Tischnachbar zu sein.

Ich schweige.

„Sie sind ja so still geworden, gnädiges Fräulein," sagt er und streicht sich leicht über den dunkeln, spitzen Alba-Bart, „hat Sie die Feierlichkeit so angegriffen?" Mir ist's, als ob seine Mienen sich zu einem spöttischen Lächeln verziehen.

Banale, unverschämte Gesprächsanknüpfung! denke ich. Und ich antworte spitz, ich werde ordentlich grob.

Und nun das Essen. Ich werfe einen Blick über die Tafel. Gottlob! Mein Bruder sitzt ganz am anderen Ende; ich athme erleichtert auf. Ach, stundenlang, und doch nicht lange genug allein mit ihm! . . . Um uns Scherzen, Lachen, . . . Gläserklingen, Reden; . . . ich weiß von nichts mehr . . . Wir sprechen über . . . über . . . Spinoza, . . . über die Welt, . . . die Menschenseele . . . und was sich alles daran knüpft . . . Und dann fliege ich mit ihm durch den Saal, und dann drückt er mir die Hand; . . . ich verbeuge mich, steif, kühl, fast verächtlich . . . Was muß er von mir denken? . . . Und nun . . .

Nun sitze ich und träume . . . Mir ist's, als ob ich plötzlich in eine andere Welt versetzt worden wäre, und ich kann mich nicht in ihr zurecht finden . . .

Toni, Toni, ich habe niemals gewußt, was Liebe ist; . . . jetzt weiß ich's! . . . Um Gotteswillen, zerreiße, verbrenne, vernichte dies unselige Geständniß! . . .

* * *

5. August.

Während Du liest, was ich gestern in fliegender Eile aufs Papier geworfen, bin ich von neuem damit beschäftigt, Dir zu beichten. Zu beichten, das ist das richtige Wort. Wie glücklich sind wir, daß wir uns haben! Und wenn die lange Trennung zwischen uns die alte Jugendfreundschaft nie vergessen machen konnte, so wollen wir jetzt, da wir uns so nahe, wenn wir uns gleich, wie's scheint, nicht oft Aug' in Auge sehen können, doppelt innig angehören, und unsere Gedanken sollen unverfälscht von Herz zu Herzen fliegen. Stehen wir uns doch trotz aller Verschiedenheiten auch geistig so nahe, das haben wir wohl beide gefühlt, beide bestätigt gefunden neulich, so nahe wie in unserer fröhlichen Kinderzeit. Und giebt es denn ein größeres Glück, als der befreundeten Seele alle Empfindungen, alle leisen Regungen unverhüllt offenbaren zu können? Freilich habe ich mit meinem Bruder Freude und Leid immer geschwisterlich getheilt; aber er ist ein Mann, — und alles kann man ihm doch nicht sagen, so wenig wie der so viel älteren Mutter, mag sie noch so voller Liebe sein; die Schwester ist es allein, die schwesterliche Freundin, die uns ganz und gar verstehen wird. —

Es ist also doch möglich, was ich nie geglaubt, daß man lieben kann vom ersten plötzlichen Augenblick an; . . . das muß ich nun an mir erfahren! . . . An mir, die ich wirklich nie geahnt, was Liebe bedeutet; das weißt Du ja zum Theil aus eigener Anschauung, daß dies keine Phrase ist.

Ich habe Dir damals nichts von der Geschichte mit Dr. Weber geschrieben. Ich wollte auch der Vertrautesten nichts von solch' Schrecklichem wissen lassen. Merkwürdig, ebenfalls ein Arzt . . .

Es geschah nicht lange nachdem wir Hannover verlassen; ich war noch so jung und unerfahren wie möglich, kaum sechzehn geworden. Ich nahm Schwimm-Unterricht. Da war auch ein Mädchen, älter als ich, schon seit drei Jahren verlobt, schlank, schlicht, kleinbürgerlich, mit glattem Haar und treuen, etwas ängstlichen Augen. Im Wasser wurde die Bekanntschaft angeknüpft, auf dem Lande der Verkehr fortgesetzt. Ich besuchte sie auf ihre wiederholten Bitten hin, und sie auch mich. Einmal hatte ich sie zu mir eingeladen; sie sollte zum Abend bleiben. Sie kam freudig erregt: ihr Bräutigam sei auf zwei Tage da, — er war in Leipzig Assistenzarzt in einer Klinik, — er werde sie abholen; er freue sich, mich bei der Gelegenheit kennen zu lernen, es sei schon längst sein Wunsch gewesen; sie habe ihm so viel von mir erzählt und geschrieben. Es war noch sehr früh, und wir wollten eben erst zu Tisch gehen, als er schon erschien. Wir hatten in dem kleinen Hinterstübchen gedeckt, das mein Arbeitsstübchen war und sehr eng, zu eng, einen Fremden hineinzuführen. Aber es blieb nichts anderes übrig, als ihn mit hereinzunehmen. Wir entschuldigten uns, und er folgte augenscheinlich sehr gern unserer Einladung. Das Tischgespräch drehte sich gleich lebhaft um Dinge, die mich damals interessirten. Mein Bruder hatte mir Lessing aufgedrängt, und ich fing an, Geschmack an diesem zu gewinnen. Auch in den „Faust" hatte ich die Nase gesteckt. Bei „Faust" seufzte er und sagte lächelnd: „Es steckt in jedem ordentlichen Mann ein Stückchen Faust." „In Ihnen auch?" fragte ich neckend. „Ja, in mir auch," antwortete er und sah mich dabei so sonderbar an, daß ich fühlte, ich wurde roth und wußte doch nicht warum. „Das verstehe ich nicht," warf seine Braut ein. Er runzelte ein wenig die Stirn und erwiderte achselzuckend: „Ja, dann läßt sich's auch nicht erklären!" Er war offenbar unangenehm berührt von dieser Bemerkung und wandte sich gleich wieder an mich. Nach dem Thee gingen wir hinüber in den Salon auf der anderen Seite des Corridors. Er zögerte ein wenig und ließ meine Mutter voran und seine Braut mit meinem Bruder gehen. Dann reichte er mir den Arm, und wir folgten den anderen den schmalen, langen Gang hinunter. Ich fühle noch den leichten, zitternden Druck seines Armes und weiß, wie unbehaglich es mir mit einem Male wurde. Ich glaube, es war Mitternacht vorüber, als die beiden endlich gingen. Vier Wochen darauf, an einem Tage so wie heute, Gewitterwolken am Himmel, die Sonne fahl und stechend, gehe ich hin zu ihr. Sie öffnet mir selbst, sie kommt mir so merkwürdig hastig, erregt vor. „Was ist denn?" frage ich. „Mama und Tante sind ausgegangen," antwortet sie zerstreut und führt mich in das Wohnzimmerchen, „ich bin ganz allein und . . . sehr besorgt und . . ." „Ja so sprich doch, was ist denn vorgefallen?" „Ich weiß es selbst nicht . . . Seit vierzehn Tagen schreibt Bruno nicht mehr; . . . ich bin unglücklich, ich weiß nicht, was ich thun soll . . . Er verreise, war seine letzte, kurze Mittheilung, er werde schon von sich hören lassen; . . . seitdem nichts mehr, nicht einmal eine Karte! . . . Ich warte und warte, ein Tag nach dem anderen vergeht; . . . ich weiß, er ist launenhaft und voll merkwürdiger Einfälle, aber doch . . ." Und sie bricht in Thränen aus. Ich suche sie zu trösten, suche nach Erklärungen. Da klingelt es draußen, ein kurzes „Guten Tag!" zu dem Mädchen, ein Schritt, die Thür öffnet sich, und er tritt herein. Er wirft einen Blick in die Stube, stutzt, bleibt stehen, und sein schmales Gesicht wird bleich. Minna fliegt auf ihn zu. „Später!" sagt er und löst sich aus der Umarmung. Wir setzen uns alle drei um den Tisch herum, der vor dem Sopha stand, nahe dem Fenster. Er bat mich, auf dem Sopha Platz zu nehmen, und ich that es. Erst versuchte Minna noch einmal ihn zu fragen; er aber verwies es ihr beinahe drohend: „Später!" So fange ich denn an, zu plaudern; wie der Abend ihm bekommen sei, an dem wir uns zuletzt gesehen, — nur um irgend etwas zu sagen. „Gut," antwortet er, starrt mich mit seinen schwarzen Augen an, als ob ich ein Gespenst wäre und fährt sich mit der Hand ein paarmal verstört über die Stirn. „Kann ich nicht eine Tasse Kaffee bekommen?" wendet er sich an Minna. „Gewiß, gewiß! . . . Einen Augenblick, ich bin gleich wieder da!" Kaum hat sich die Thür hinter ihr geschlossen, ist er so heftig aufgesprungen, daß der Stuhl umstürzt, liegt auf beiden Knien vor mir, faßt meine Hand und preßt sie an die Lippen. Alles das Werk einer Minute. Sprachlos, wie gelähmt sitze ich vor ihm. Endlich entreiße ich ihm meine Hand und versuche aufzustehen. „Lassen Sie . . .", stammelt er, „hören Sie mich! . . . Sie müssen mich hören! . . ." Sein Gesicht war ganz verzerrt; heiser, dumpf, abgebrochen stößt er alles heraus. „Ich liebe Sie! . . . Sie, . . . Du, . . . Du mußt mich wieder lieben! . . . Ich weiß, Du mußt mich lieben, liebst mich! . . ." Ich erinnere mich noch genau, wie bei diesen Worten ein gelber Blitz ins Zimmer hereinzuckte, gerade als ob er ihm ins Gesicht hinein spränge. „Das ist der Funke," keucht er, „der göttliche Funke von Seele zu Seele! . . . Mein mußt Du werden! . . . Mein bist Du! . . ." Und er streckt die Arme nach mir aus. Die Sinne schwinden mir fast. „Sie sind ein Schuft!" rufe ich und taumele zurück. Da sehe ich im Spiegel mir gegenüber Minna, die hinter uns im Rahmen der Thür steht, weiß, stieren Auges, regungslos. „Er ist ein Schuft!" wiederhole ich, am ganzen Körper bebend, und stoße ihn mit Gewalt von mir. „Ein elender, erbärmlicher Schuft und Betrüger! Ich bin unschuldig! . . ." Ich war von dem Gedanken wie vernichtet, daß sie, die gute, treue, ehrliche Seele, mich im Einverständnisse mit ihm wähnen könnte, — obgleich dies ja ganz unmöglich erschien. Er gebärdete sich wie rasend, schrie, er vermöge nicht ohne mich zu leben; von dem ersten Augenblick an, da er mich gesehen, wisse er, daß ich es sei, die er in Gedanken geliebt, seit er denken könne. Wir gehörten zusammen, seien von der Natur für einander bestimmt; das sei die echte, wahre Stimme des Blutes, die gesprochen. Alles was vor, was bis zu diesem ersten Moment, diesem ersten Blicke, in dem sich unsere Augen begegnet, geschehen, sei null und nichtig, sei ein Surrogat gewesen für das vergeblich Ersehnte, nun endlich, endlich Vorhandene . — Ich rief, er solle kein Wort weiter reden, ich verachte ihn. Man holte mir einen Wagen; ich war nicht im stande nach Hause zu gehen. —— Sie sind beide sehr unglücklich geworden; die arme, gute, sanfte Minna und er haben sich dennoch geheirathet. Sie konnte trotz allem nicht von ihm lassen; er willigte stumpf in alles ein, unter der Bedingung, daß sie fortzögen, weit fort, daß er mich nie wiedersehen könne.

Ich habe es nie zu begreifen vermocht, habe ihn einen Schuft genannt und nenne ihn noch heute so; . . . aber, . . . aber, . . . ich muß heute an ihn denken und ihn bedauern.

Jetzt ist mir's selbst so gegangen . . . Es ist, als ob mein Innerstes um und um gekehrt wäre. Ich habe warten müssen auf ihn, auf ihn ganz allein. Er ist's, der für mich bestimmt ist, er oder keiner! Das weiß ich. O Gott, wie ist es möglich, daß ein Fremder, ein ganz Fremder plötzlich eine solche Macht über einen anderen ausüben kann! Und wenn er . . . Ich möchte in den Boden sinken! . . . Ein Mädchen, das einen Mann liebt, der es nicht wiederliebt, der seine Liebe verschmäht . . . Was müßte dieser Mann von diesem Mädchen denken, wenn er es erführe? Müßte er nicht geringschätzig, . . . o, ich kann den Gedanken nicht ertragen! . . . Nein, er darf es um keinen Preis erfahren, um keinen Preis merken! Vielleicht habe ich mir schon etwas merken lassen, . . . schrecklich! . . . Ich werde heucheln, ihm zeigen, wie gleichgültig er mir ist, wie vollständig gleichgültig! — Liebt auch er mich, dann hat er ja die Macht, das Vorrecht, es zu zeigen, es zu sagen. Beneidenswerthes Vorrecht der Männer! Und ob er es thut, ob er mich wohl liebt, wenigstens zu lieben angefangen? Kann ich daran zweifeln? Kann ein Mann einem Mädchen sagen, was er mir gesagt, wenn er es nicht liebt? . . . Ein Mann? . . . Ein Mann thut so etwas vielleicht, ja wohl! Aber nicht er, nicht dieser Mann, dieser gute, edle Mann. Denn das ist er. Das steht ihm auf der Stirn geschrieben, auf der hohen Stirn, und aller Spott, alle Ironie, die zuweilen um seine Lippen zucken, können diese Schrift nicht Lügen strafen. Was er gesagt, hat er auch gemeint!

Toni, daß ich's nur gestehe, ich bin glücklich in diesem Gedanken. Glücklich und wieder ruhig, wieder heiter-zufrieden und leichten Sinnes, wie vor dem ereignißvollen Tage. Wann ich ihn wohl wiedersehen werde?

Viertes Kapitel.

Antonie.

8. August.

Wenn es wirklich gottlos ist, mit seinem Geschick zu hadern, so wird es mir gehen, wie Bürger's Leonoren; wenn Undank eine Sünde ist „schwarz wie die Nacht", — ich mache mich derselben täglich schuldig ohne Reue; wenn Neid „ein kleines, kriechendes Laster" ist, ich bin auch

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

mit diesem Laster behaftet! Du siehst, eine ganze Serie niedlicher Eigenschaften in klassischer Charakterisirung.

Weißt Du, was ich that, als ich den ersten Deiner Beichtbriefe erhielt? Nicht? Nun, ich will Gleiches mit Gleichem vergelten. Offen will ich sein bis in die letzten, nur vom Schein einer Diebslaterne beleuchteten Winkel meiner Verbrecherseele. Ich blieb malerisch auf der Chaiselongue, auf der ich lag, liegen, ließ den linken Arm hinunterhängen, lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen; eine Attitüde, ungefähr wie die einer sterbenden Kleopatra. Und dann ließ ich vor meinem Innern — die ehemaligen Lieutenants meines Vaters Revue passiren: . . . Botho von Wildberg mit seiner ausgesprochenen Vorliebe für Citronen-Eis, . . . den kleinen Curt Hanke mit der unausgesprochenen für das Ballet, . . . Stockhausen, und alle die anderen einstigen Cour-Macher . . . und hinterher die Civilisten, den „Walzer-Assessor", wie er genannt wurde, und den und den und den, einen langen Zug, ab und zu ein Bändchen im Knopfloche des Fracks; . . . aber es war keine Ideal-Gestalt unter allen, keine, der ich hätte können mein jetziges Leid klagen. Und wenn auch! Wenn auch eine darunter gewesen, — wer sollte sich wohl von einer verabschiedeten, in die Verbannung gezogenen Oberstentochter von fünfundzwanzig Jahren, ohne Vermögen, Leiden klagen lassen wollen? . . . Ich sprang auf und rannte vor den Spiegel. Nein, nicht einmal hübsch! . . . Eine passable Figur, das ist alles! Braune Hexe hat mich Curt Hanke einmal seiner Schwester gegenüber genannt, die's nicht unterlassen konnte, mir dies wieder zu sagen. Wozu hat man mir auch solch ein Monstrum von Spiegel, vom Fußboden bis an die Decke, in die Stube gestellt? dacht' ich. Ironie! Infame, rücksichtslose Wahrhaftigkeit! Ich drehte dem Glase den Rücken und setzte mich zur Abwechslung ans Fenster, aus dem ich Dich vor dem Deinen mit glückgerötheten Wangen sitzen zu sehen mir einbildete, und da kam das kleine, kriechende Laster gekrochen; ich fühlte, wie es sich mir wie eine Schlange oder so ein tausendfüßiges, schlangenartiges Scheusal ums Herz ringelte und es zusammenpreßte, daß ein Tropfen Bitterkeit nach dem anderen mir herauf auf die Zunge trat. Ja, sie, dachte ich, sie, sie hat alles, alles, was ich entbehre: Licht, Freiheit, Bewegung, Leben. Denn nur Bewegung ist Leben, Ruhe ist Tod! Und ich! Strömt nicht auch mir warmes Blut durch die Adern? Und ich muß sitzen, eingezwängt wie in einem Witwensitz mit heruntergelassenen Vorhängen, wie eine Nonne, die nicht hinaus darf aus den Gittern ihres Gefängnisses ohne Erlaubniß der Aebtissin, eingesargt bei lebendigem Leben, zu nichts gut, zu nichts erschaffen als zur Beichtigerin, zur Vertrauten der heißen Herzensregungen anderer! „Antonie von Wreden, concessionirte Vertrauensperson" ist der einzige Titel, den ich mir auf meiner Visitenkarte mit vier aristokratischen vergoldeten Messingzwecken an die Thür meiner Klause nageln lassen kann!

Aber so durch und durch verdorben, so verstockt bin ich denn doch noch nicht, daß ich nicht, bei diesen Gedanken angekommen, plötzlich Halt gemacht und mir selbst „Pfui!" zugerufen hätte.

Ich stand auf und öffnete beide Fenster. Die kühle Abendluft strömte herein; ich lehnte mich hinaus und, siehe da, das gütige Geschick bot mir gleich eine Entschädigung, nämlich den Anblick unseres Arztes, der die Dorfstraße heraufkam. Ja, meine Liebe, et hic dii sunt, wie Dein Dichter-Freund sagt, der auch mir Weltkinde nicht unbekannt ist, auch wir haben einen Arzt! Und was für einen geschmackvollen Mann! Liddy hatte sich neulich erkältet, fieberte ein wenig, und Papa ließ ihn rufen. Ein rothes, rundes, lieblich glänzendes Gesicht erschien, dessen linke Seite durch eine tiefe Schmarre in zwei Hälften getheilt ist. Und zwar so, daß, während die rechte Seite lächelte, die linke infolge ihrer Naht nicht mitthun kann und ordentlich verlegen dreinschaut. Monsieur le docteur trocknete sich mit dem Taschentuche seine kurzgeschorene Malcontent-Perücke, wobei er seinen dicken schwarzen Spazierstock, als dessen Griff ein mächtiger silberner Todtenkopf dient, unter den Arm klemmte, und postirte sich dann, dieses freundliche, hoffnungerweckende Memento vor sich zwischen den Beinen aufpflanzend, neben das Bett Liddys. Siehst Du, das ist mein Mann, mein Arzt! Er ist noch Junggeselle, frisch von der Universität weg. Ich muß Eindruck auf ihn gemacht haben; denn ich sehe ihn seit der Zeit allabendlich um dieselbe Stunde auf seinen Beinchen à la Teckel vorüberwackeln. — Uebrigens nicht die einzige Fenster-Promenade! Ich habe auch ein Pendant dazu am Morgen! Denke Dir! Ich Undankbare! Seit ein paar Tagen „weilen" verschiedene, jedenfalls Sommerferien genießende Künstler aus Deiner Residenz, von welchem Theater weiß ich nicht, „in unseren Mauern", die im „Weißen Roß" unten ein paar Vorstellungen gegeben haben, darunter auch eine zum Besten der „Kleinkinder-Bewahranstalt" des Ortes, zu der wir (noblesse oblige!!!) vier Karten, die man uns geschickt, behalten haben, ohne sie zu benutzen. Ich ließ es mir nicht nehmen, die eine von meinem Taschengelde zu bezahlen, trotz des Nasenrümpfens meiner Mutter. Jetzt kann ich doch sagen, daß ich in meinem Leben etwas für die leidende Menschheit gethan! Eines Morgens sehe ich nun ein Pärchen vor unserem Garten vorüberwandeln (ich saß in der Laube auf der kleinen Terrasse), zweifellos „Künstler"; schon ganz und gar Landpomeranze geworden, die vor jedem Schaufenster der Residenz stehen bleiben würde, wenn sie noch einmal dahin gelangen sollte, werfe ich einen flüchtigen Blick hinunter; der Blick wird aufgefangen und erwidert, und wie erwidert, sage ich Dir! Mit ein paar Augen, so groß und rollend wie die Theetassen-Augen des Hundes auf der Truhe mit den Kupfermünzen in Andersen's Märchen! Von dem Tag an wandelt der junge Adonis ohne seine Donna mit einem Buch in der Hand Punkt zehn Uhr morgens am Garten vorbei, zu meiner stillen Herzensfreude und Augenweide. Besonders zu letzterer. Einen blendend weißgelben Strohhut mit weißem Band auf dem Haupte, das Gesicht in majestätische Falten gelegt, den Mundwinkel rechts und links heruntergezogen. Gelbe Schnabelschuhe, rothe Glacés, schwarzes Sammet-Jacket, bei 25 Grad Reaumur im Schatten, und auf dem Lande! Alles mir zu Liebe, bilde ich mir ein! So schreitet er mit langen Schritten tiefsinnig einher, bleibt plötzlich, wie von irgend einem erhabenen Gedanken erfaßt, stehen, mit der elegant zusammengeklappten Rechten eine große Geste nach oben hin ausführend. Ich sitze in meiner Parkett-Loge hinter dem Weinspalier und verbeiße mir das Lachen. — Ich, die ich doch lieber weinen sollte, da mir des alten, guten Gellert Fabel aus der schönen Schulzeit in den Sinn kommt, die mit der Moral schließt:

„Doch wenn sie erst des Narren Lob erhält,
„So ist es Zeit sie auszustreichen . . ."

Genug! Denke nicht zu schlecht von Deiner Toni, die sich vielleicht selbst schlechter macht, als sie ist; die nur einen unbändigen Drang hat, zu fliegen, und der die Flügel so sehr verschnitten sind. Denke nicht schlecht von ihr, die Dir von Herzen Glückauf wünscht und darauf brennt, bald wieder Ausführliches und Gutes von Dir zu hören. Denke nicht schlecht und schreibe bald

Deiner

Toni.

P. S. Hurrah! Eben läßt mich Papa hinunterrufen und meldet mir, daß ich ihn morgen in die Stadt begleiten werde. Er muß einiges besorgen, und ich habe mir ein Stündchen Zeit für Dich erkämpft, was, wenn Du's nicht wärst, unmöglich gewesen wäre! Komm, wenn Du irgend kannst, schon an den Bahnhof und hole mich ab. Mach Dich frei! Wir sind 4 Uhr 20 Minuten nachmittags dort!

(Fortsetzung folgt.)

Friedrichsruh vom Park aus gesehen.

Nach einer Zeichnung von Th. von Eckenbrecher in Berlin. — Siehe Seite 54.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fürst Bismarck's Arbeitszimmer.
Nach einer Zeichnung von Th. von Eckenbrecher in Berlin. — Siehe Seite 54.

Nachdruck verboten.

Mein Cabinen-Genosse.

Ein Reise-Abenteuer. Von Claus Rittland in Weimar.

Langsam und gemächlich schritt ich vom Hôtel de ville in Triest nach dem Quai hinunter. Dort lag das Lloyd-Schiff „Austria", das mittags halb ein Uhr in See stechen sollte, und das ich zur Reise nach Alexandrien benutzen wollte.

Ich hatte noch viel Zeit, weßhalb ich in Seelenruhe das mich umgebende bunte, lärmende südliche Hafentreiben musterte. Neben mir her rumpelten, — immer gleichen Schritt mit mir haltend, — zwei mit Koffern beladene Handwagen, — wunderschöne solide Koffer von jeder Art und Größe, alle mit derselben Signatur H. J. versehen. Ich stellte meine Betrachtungen darüber an, was für eine riesengroße Familie ich da als Reisegesellschaft erhalten würde, eine Familie, die solchen Koffer-Ballast mit sich schleppte!

Auf dem Dampfer war es schon ziemlich voll. Ich freute mich, daß sich in meiner Cabine nur zwei Betten befanden. Leider fand ich das obere bereits mit einem Mantelsack belegt. Seit ich einmal — nach einem lustig durchzechten Abend — geträumt, ich läge in einer unteren Schiffskoje und plötzlich bräche mein Obermann durch sein Bett, mich mit seiner Last erdrückend, — befällt mich stets ein Angstgefühl, wenn ich mich in dem Bewußtsein niederlegen muß, daß einen halben Meter über meinem Gesichte das Gewicht eines anderen Menschen ruht. Ich kehrte bald auf das Verdeck zurück. Soeben kam eine Anzahl Menschen an Bord, die ich — mit Recht! — als die Eigenthümer jener gewaltigen Koffermenge erkannte: Vater, Mutter, zwei Töchter, zwei Knaben, Baby, Wärterin, Hauslehrer, Bonne und Kammerjungfer. Sie sprachen Englisch, aber mit einem gewissen Nasal-Laut, der den Bewohnern der Neuen Welt eigen ist.

Fürst Bismarck's Schlafzimmer.
Nach einer Zeichnung von Th. von Eckenbrecher in Berlin. — Siehe Seite 54.

Eine anspruchsvolle Familie! Sie machte sich bemerkbar auf dem Steamer. Lebhaftes Rennen, Kramen, Rufen und Fragen begann mit ihrer Ankunft. Die Mama hatte Seekrankheits-Besorgnisse, weil ihre Cabine zu weit am Ende des Schiffes gelegen war; die Töchter fürchteten in der ihrigen das Stampfen der Schraube zu hören; die Knaben begannen sofort eine brüderliche Prügelei; das Baby, ein etwa anderthalbjähriger Knirps, heulte, als sollte es abgeschlachtet werden, und die Jungfer kam in heller Empörung von ihrer Cabine zweiter Klasse herübergestürzt mit der Mittheilung, die mit ihrer Nummer bezeichnete Koje sei nicht in der Frauen-Cabine, sondern die zweier schwarzbärtiger Männer! — Jedes wandte sich an den Familienvater mit seinem Anliegen; er mußte für alles sorgen, alles ins reine bringen.

Endlich war die gewaltige Familie zufriedenstellend untergebracht. Das Abfahrts-Signal ertönte, und die „Austria" bewegte sich vorwärts.

Wir hatten herrliches Wetter, auch Aussicht, daß es so bleiben würde. Der Capitain prophezeite wenigstens eine friedliche Fahrt. Aber das Mißgeschick auf See kann auch bei ruhigem Wetter über einen armen Passagier hereinbrechen! Das sollte ich bald erfahren.

Nach der Abfahrt streckte ich meine Glieder auf einem Schiffsstuhl aus, zündete eine Cigarre an und gab mich dem träumerischen Nichtsthun hin, das die Hauptbeschäftigung an Bord bildet. Weiter und weiter entschwand meinen Blicken die anmuthige istrische Küste. Triest war nur noch ein weißer Schimmer. Miramare zerfloß in Sonnendunst; und das öde, unwirthlich aussehende Ufer Dalmatiens begleitete unsere Wasserstraße.

Die Stunde des Diners nahte. Ich stieg hinab, meiner Toilette mit einigen Bürstenstrichen nachzuhelfen. Da trat mir eine große, stramme Frauengestalt mit weißer Haube und Schürze schreckensbleich entgegen: die amerikanische „nurse". — „O, Sir," stotterte sie, „ich bitte um Verzeihung! — Was hat Baby gethan!"

„Nun?" — Mir ahnte nichts Gutes.

„In Ihre Cabine ist sie gegangen — und — —."

Ihre Stimme bebte. Ich sah in Gedanken schon meine Haaröl-Flasche über den neuen Hohenzollern-Mantel ausgegossen, oder die Glasbüchsen meines Reise-Necessaires in Scherben; — aber es war noch ein eigenartigeres Vergnügen, das Baby sich ausgedacht hatte.

„Alle Ihre Cigarren hat sie aus dem Kasten herausgenommen und in der Mitte durchgebrochen!" beichtete die unglückliche Kinderfrau.

Ich trat ein. Da lagen sie auf dem kleinen, rothen Plüschbänkchen, meine guten, leichten „Garcias" (die einzige Sorte, die ich gut vertrage! — Der Vorrath hatte noch für einige Wochen in Egypten ausreichen sollen!) — alle, — ohne Ausnahme, — fein säuberlich in der Mitte durchgebrochen, — Baby hatte augenscheinlich Sinn für Symmetrie! — und neben einander aufgezählt. — Die kleine Verbrecherin, ein niedliches, rosiges Geschöpfchen im weißen Spitzenkleidchen stand davor, schaute mich mit ihren runden, unschuldigen Kinderaugen an und sagte freundlich: „Ettas!" — „Lotters" meint sie," erklärte mir die Kinderfrau; „ihr Bruder Dick hat zu Weihnachten ein Spiel bekommen: große braune Holzbuchstaben, aus denen man Namen zusammensetzen muß. Das hat sie nachmachen wollen."

Hätte ich einen prügelfähigen Jungen vor mir gehabt, — ich wäre in der Stimmung gewesen, meinen Händen eine tüchtige gymnastische Uebung zu gönnen; diesem harmlos lächelnden Baby gegenüber war ich machtlos!

Wehmüthig blickte ich auf das Trümmerfeld hinab. Dann öffnete ich den Cigarrenkasten, um nachzusehen, ob nicht einige Stück übrig geblieben wären. Aber nein, Baby war gründlich verfahren!

Jetzt kam der amerikanische Papa herbei, sah die Bescherung, bat mich bestürzt um Entschuldigung und brachte mir dann eine vom Stewart erhandelte Kiste feinster Havannas mit der Bitte, sie als Ersatz anzunehmen. Diese Sorte war mir aber zu schwer, — ich machte mich schon darauf gefaßt, die Seereise über auf meinen Lieblingsgenuß verzichten zu müssen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Inzwischen war mein Cabinen-Genosse eingetreten, — ein hübscher, stattlicher, brünetter, junger Mann. — Als er des Amerikaners Verlegenheit bemerkte, holte er aus seinem Koffer ein Kistchen hervor, — sonderbarer Weise gerade meine Garcia-Sorte! — und bot uns diese an, indem er freundlich bemerkte, daß er genügenden Vorrath habe, um einen Theil davon entbehren zu können.

Baby's Vater war dankerfüllt. — Dieses kleine Intermezzo vermittelte meine Bekanntschaft mit der Familie Jeffrey, — so hießen die Amerikaner. Sie waren bei Tische meine Nachbarn; wir unterhielten uns lebhaft und setzten auch später auf Deck die Unterhaltung fort.

Am nächsten Tage wurde es schon als ganz selbstverständlich angenommen, daß ich meinen Schiffsstuhl mit in das Bereich rückte, das Mr. Jeffrey für seine Familie erobert hatte, — natürlich war es der beste, windgeschützteste Platz auf der Mitte des Verdecks.

Jeffrey's waren aus Chicago; schon seit acht Monaten hatten sie den europäischen Continent durchstreift, wollten nun einige Monate in Kairo zubringen und im Frühjahr nach Amerika heimkehren. Ein kühnes Unterfangen, so eine schwerfällige Maschine, wie diese zahlreiche Familie, über ein Jahr lang in beständiger Bewegung zu erhalten! Mr. Jeffrey schien das aber ganz natürlich zu finden. Und er hatte ja die Hauptlast davon. Seine Gattin, eine echte, magere, zierliche Yankee-Dame mit scharfgeschnittenen, länglichen Gesichtszügen schien nur auf der Welt zu sein, um sich pflegen und bedienen zu lassen, ab und zu auch wohl mit matter Stimme nach dem Verbleib ihrer Angehörigen zu fragen: „Wo ist Kruse mit Baby? — Womit ist Dick beschäftigt? — Hat denn nur niemand Mabel und Violet gesehen?" — Dann pflegte Mr. Jeffrey eine Inspections-Reise anzutreten, um Rapport erstatten zu können. Jedes der übrigen Familienglieder that gewöhnlich irgend etwas, was es nicht thun sollte, die Erzieher und Dienstboten inbegriffen. Bridget, die Kindswärterin, hockte mit Vorliebe auf dem Zwischendeck unter verwogen aussehenden Griechen- und Italiener-Weibern und erzählte nachher mit sittlicher Entrüstung, welche bedauernswerthe Begriffe über Reinlichkeit diese Leute hätten. Baby trippelte inzwischen umher, steckte weggeworfene Apfelsinen-Schalen in den Mund und verdarb sich den Magen. Seine beiden älteren Brüder Tom und Dick balancirten meistens auf der Schiffsbrüstung, kletterten in den Maschinenraum hinab oder spähten sonst nach einer guten Gelegenheit zum Verunglücken aus. Sie wurden in diesem schönen Streben nicht häufig durch ihren Hauslehrer, Herrn Winkler, einen gelehrten jungen Deutschen, gestört. Letzterer zog es vor, den lieben langen Tag mit einem griechischen Doctor auf Deck zu spazieren und lehrreiche Gespräche über die neugriechische Mundart zu führen. — Bessie, die Jungfer, steckte beständig unten in den Wirthschaftsräumen; Mademoiselle Amélie aber, die Bonne, französische Schweizerin von Geburt, ein Fräulein in sehr hohen Zwanzigern mit riesengroßen, flammenden schwarzen Augen, lag gewöhnlich, irgend einen neuen Roman in der Hand, auf einem möglichst weit von Mr. Jeffrey entfernten Schiffsstuhl und huldigte augenscheinlich ebenfalls dem Princip, den ihr anvertrauten jungen Menschenkindern eine freie Entwicklung ihrer Individualität zu gönnen. Ihre älteste Schülerin, Miß Violet, bedurfte wohl auch keiner strengen Zucht; sie war ein sanftes, liebliches, jungfräuliches Kind, zart, schlank, rosig und hellblond, — ein bißchen unbedeutend. Die ganze niedliche siebzehnjährige Persönlichkeit kam mir wie eine Schrift ohne Grundstrich vor, — aber äußerst anmuthig! — Ihre jüngere Schwester Mabel dagegen, im Aeußeren ein Abbild der brünetten, spitznasigen Mama, zeigte sich bereits als ein Charakterchen mit sehr vielen Ecken und Kanten; lebhaft und altklug, tyrannisirte sie die ältere fürchterlich und hielt auch den Eltern gegenüber nie mit ihrer stets sehr entschiedenen Meinung zurück.

„Mama, willst Du wissen, was Violet thut?" Mit diesen Worten kam sie am Tage nach der Abfahrt auf Mrs. Jeffrey zugesprungen. Diese ließ sich gerade von Mademoiselle eine französische Predigt vorlesen, während ich mit ihrem Gatten eine Partie Schach spielte.

„Nun?" fragte die Yankee-Mama

„Flirtations fängt sie wieder an," berichtete der kleine braune Kobold, — „mit dem zimmetbraunen Gentleman! — Siehst Du? — Dort!" — Und sie wies nach dem hinteren Schiffsende, wo Miß Violets graziöse Gestalt lehnte und in geringer Entfernung die stattliche, ein wenig zur Corpulenz neigende Figur meines Cabinen-Genossen, der sich mir heute beim Frühstück als Herr Neubert aus Prag vorgestellt hatte. Sein röthlichbrauner Reise-Anzug hatte ihm die Bezeichnung Miß Mabels eingetragen. „Schon seit einer halben Stunde stehen sie da neben einander. Er sagt (in sehr komischem Englisch): »Die See ist recht schön glatt!« Sie antwortet: »Ja, allerdings!« Dann sagt er: »Und wie blau der Himmel ist!« »Ja, tiefblau!« antwortet sie. Und so geht's fort. Dabei lächeln sie sich aber beide so verständnißinnig an, als hätten sie sich wunder was Interessantes erzählt. Mich ignoriren sie vollständig. Langweilige Gesellschaft, das!"

„Mademoiselle, bitten Sie doch Violet, herzukommen; sie soll die schöne Predigt mit anhören!" forderte Mrs. Jeffrey die Bonne auf. Diese entfernte sich und kehrte bald darauf mit der hochroth und verlegen aussehenden Violet zurück.

Ich zweifle, ob diese junge Dame viel von den erbaulichen Worten des Predigers Lavoisier, eines berühmten Genfer Geistlichen, die Mademoiselle mit großem Ausdruck vortrug, gehört hat! — Herr Neubert hielt sich immer in nächster Nähe auf und blickte mit seinen hübschen, etwas tiefliegenden blauen Augen, die stark mit dem sehr dunkeln Haar und Schnurrbart contrastirten, nach unserer Ecke herüber.

Nach beendeter Lectüre entfernte sich Mademoiselle. Violet wollte ihr folgen; aber „Du bleibst hier, my dear!" befahl die Mama.

Ich unterhielt mich mit den jungen Mädchen über Deutschland. Als wir auf die Berliner Theater zu sprechen kamen, erzählte Mabel, daß sie Josef Kainz als Romeo gesehen hätten. „Natürlich wieder einer, für den Violet schwärmt. Sie ist immer gleich in Entzücken!"

„Und Sie, Miß Mabel, schwärmen Sie für niemand?"

„Nein! Wenigstens für keinen Mann," antwortete sie bestimmt. „Ich halte wenig vom Charakter der Männer. Ich habe nur ein Ideal: Doctor Clarissa Poyser."

„Wer ist denn das?" fragte ich belustigt.

„Eine bedeutende Frau, der erste Advocat Chicago's!"

„Nun, nun —!" protestirte Mr. Jeffrey.

„Entschieden, Papa! Darüber ist ja ein Urtheil!" beharrte die Kleine, die dann, sich zu mir wendend, fortfuhr: „Ich habe sie einmal plaidiren hören. Sie vertheidigte einen Mörder. Die Zeugenaussagen waren erdrückend, aber Doctor Clarissa Poyser hat ihn durchgebracht. Einstimmig freigesprochen! Das Publikum war rasend vor Begeisterung. Einige Damen haben dem Mörder Blumen gebracht und — ja, sogar Billets geschrieben!"

„Sie doch hoffentlich nicht?" neckte ich die Kleine.

Sie kräuselte verächtlich die Lippen. „O, dear — no! Ich hielt ihn ja auch für schuldig. Desto mehr hat mir die Leistung der Poyser imponirt."

„Dann werden Sie vielleicht auch einmal Advocatin, Miß Mabel?"

„Papa erlaubt's ja nicht!" antwortete sie in kläglichem Tone.

Da stieß Mrs. Jeffrey einen Schreckensruf aus: „O, Dick, was ist geschehen?" — Der Genannte kam, von einem kleinen, ältlichen Herrn geführt, auf uns zu, in einer traurigen Verfassung! Die Stirn verbunden, — unter der Binde sickerte noch Blut hervor, — die Nase dick geschwollen; das Kinn blutrünstig. Dick war kopfüber die Schiffstreppe hinabgefallen, dem fremden Herrn vor die Füße. Dieser hatte ihn dann mit Hülfe des Stewarts gewaschen und verbunden, rieth aber Mr. Jeffrey, lieber von dem Schiffsarzte noch einen festeren Verband anlegen zu lassen.

Mr. Jeffrey dankte dem hülfreichen Herrn, der sich als Doctor Tommaschek aus Wien vorstellte, und entfernte sich mit dem heulenden Jungen, während seine Gattin erbleichend nach Eau de Cologne verlangte. Violet ging, diese zu holen. „Wenn sie nur die Flasche findet," klagte Mrs. Jeffrey. „Mademoiselle hatte sie weggepackt. Wo ist nur Mademoiselle?"

„Ich glaube, sie sitzt dort hinten und liest," bemerkte ich.

„O, sie vertieft sich immer so sehr in die Predigten ihres verehrten Lavoisier," hauchte Mrs. Jeffrey.

„Oder auch in 'was anderes," brummte Mabel vor sich hin.

Da Violet noch immer nicht zurückkehrte, erbot ich mich, Mademoiselle zu benachrichtigen.

Die Schweizerin legte ihr Buch in den Schoß, als ich mich näherte. Ich konnte den Titel lesen und will ihn lieber hier nicht verrathen. Es war allerdings sehr „'was anderes!"

„Sie lieben den Verfasser, Mademoiselle?" war ich indiscret genug, das Fräulein zu fragen.

Sie erröthete. „Oh, mais non, monsieur, — ich verabscheue ihn! — Aber Sie verstehen, ich fühle mich verpflichtet, Kenntniß von allen neuen literarischen Erscheinungen zu nehmen, — — um zu wissen, welche ich meinen Schülerinnen zu lesen gestatten darf!"

„Wie aufopfernd!" —

Der kleine Patient kehrte jetzt mit seinem Papa und einem neuen Verbande zurück. In diesem Moment schritt Herr Winkler vorbei, an des Griechen Seite.

„Also Sie meinen in der That, daß die alten Hellenen das eu wie ey ausgesprochen haben? — Zevs statt Zeus?" hörten wir ihn fragen.

„Herr Winkler, auf einen Moment," wurde der eifrige Philologe durch Mr. Jeffrey unterbrochen. — „Bei allem Respect vor Ihrer Gelehrsamkeit würde ich Ihnen doch dankbar sein, wenn Sie ein wenig mehr Aufmerksamkeit — —". Ich wollte dem Gespräch nicht länger beiwohnen und machte einen kleinen Spaziergang auf Deck. Herr Neubert gesellte sich zu mir, ebenso Dr. Tommaschek. Letzterer war ein angenehmes, gemüthliches Herrchen; auf den ersten Anblick erschien sein rundes, vergnügtes, blondbärtiges Gesicht sehr unbedeutend, — aber beim Sprechen gewannen die kleinen, grauen Aeuglein einen klugen, beinahe verschmitzten Ausdruck. — — „Sie sind aus Prag?" fragte er im Laufe des Gesprächs meinen Cabinen-Genossen. Neubert bejahete. „Eine schöne Stadt! In welcher Straße wohnen Sie, wenn ich fragen darf?"

„In der — — Franzgasse," antwortete der andere.

„Franzgasse? — Wo ist die doch gleich?" — Dr. Tommaschek schien etwas neugieriger Natur zu sein.

„Da unten, — an der Moldau. — — Ja, kennen Sie denn Prag genauer?" meinte Neubert ungeduldig.

„Allerdings!" — bemerkte Tommaschek, „aber es mag sich sehr verändert haben in letzter Zeit." —

Neubert bat, der Amerikaner-Familie vorgestellt zu werden. Und von nun an gesellten sich die beiden Herren immer häufiger zu unserem kleinen Kreise. — Sehr lebhaft ging es in diesem Cirkel eigentlich nicht zu. Mrs. Jeffrey und Violet waren schweigsamer Natur, ebenso Herr Neubert; aber sein ruhiges, bescheidenes Wesen gefiel den Damen. „So vertrauenerweckend und gentlemanlike!" Nur Mabel konnte ihn nicht leiden. „Er sieht mir zu friseurmäßig aus mit seinem schwarzgewichsten krausen Haar," erklärte sie ihre Antipathie. „Und er verdreht der Violet den Kopf."

Meistens führten Mr. Jeffrey und ich die Unterhaltung. Herrn Tommaschek schien die kleine sich entspinnende Liebesgeschichte Spaß zu machen, wenigstens saß er gewöhnlich stillvergnügt neben Violet und ihrem Verehrer. Zu letzterem schien er sich sehr hingezogen zu fühlen. Mit einem, — ich möchte sagen — beinahe väterlichen Wohlwollen ruhte sein Blick oft auf dem jungen Manne. —

Es war am dritten Reisetage. Ich hatte länger als sonst geschlafen und gewahrte beim Erwachen bereits Herrn Neubert in tiefem Negligé vor der Waschschüssel stehend. Er glaubte mich offenbar noch friedlich in Morpheus Armen versenkt, denn er wusch sich sehr ausführlich. Ich stellte meine Betrachtungen darüber an, zu welchem ansehnlichen Gewicht es dieser voluminöse Jüngling noch bringen könnte, wenn er so fortführe zuzunehmen. Uebrigens besaß er einen schönen Körper und auffallend weiße Haut für einen brünetten Kopf. Sein Hals war ein wenig entstellt durch eine lange rothe Narbe, die vom linken Ohr über die Schulter hinablief.

In diesem Moment wurde der Wollvorhang der Cabine zurückgeschoben, — Herr Neubert hatte vergessen die Thür zu schließen, — und Dr. Tommaschek's freundliches Gesicht guckte herein. „A, pardon," rief er alsobald, „ich hab' mich in der Thür geirrt!" — und zog sich wieder zurück, aber erst nachdem er einen neugierigen Blick auf die herkulische Gestalt meines Schlafkameraden geworfen hatte.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Friedrichsruh und der Sachsenwald.

Von Fedor von Köppen in Breslau.

Siehe die Illustrationen auf Seite 49, 52 und 53.

Als Kaiser Wilhelm I. im Jahre 1871 im Einverständniß mit dem ersten deutschen Reichstage beschloß, die Verdienste, die sich die hervorragendsten unter den deutschen Heerführern und Staatsmännern während des Krieges von 1870/71 um Kaiser und Reich erworben hatten, durch Verleihung von Dotationen anzuerkennen, hatte er den deutschen Reichskanzler Fürsten Bismarck mit einer besonderen Anerkennung bedacht, in dem er ihm den zu den königlichen Domänen im Herzogthum Lauenburg gehörigen Grundbesitz im Amte Schwarzenbeck als Dotation zueignete.

Die Verleihung bestimmte zugleich, daß der dem Fürsten überlassene Grundbesitz in eine unmittelbare Verbindung mit der ihm verliehenen Fürstenwürde dergestalt zu bringen sei, daß beide Verleihungen vereint auf die Nachkommenschaft des Fürsten übergehen.

Demgemäß hat der Fürst ein Familien-Fideicommiß errichtet und dem Besitze den Namen „Fideicommiß-Herrschaft Schwarzenbeck" beigelegt. Er hat den Besitz am 1. Januar 1872 angetreten und ihn seitdem durch mehrfache Ankäufe, wie der Güter Silk und Schönau, der Ländereien von Sachsenwaldau und mehrerer Bauernhöfe abgerundet und erweitert.

Den größten Theil des Besitzes nimmt der sogenannte Sachsenwald ein. Dieser umfaßt die Reste des weit ausgedehnten Waldgebiets, das vor etwa tausend Jahren die alte „Hamma" („Hamburg" gleich „Waldburg") von allen Seiten umgab. Je mächtiger das große Handels-Emporium an der Unter-Elbe sich erhob, desto weiter trat der Wald von seinen Mauern zurück; gegenwärtig sendet er nur seine letzten westlichen Ausläufer bis auf die Entfernung von etwa einer Meile an die Stadt Hamburg heran. Der Wald erstreckt sich gegen Osten zwischen der Elbe und dem Flüßchen Bille 1½ Meilen weit zu beiden Seiten der Berlin-Hamburger Eisenbahn bis gegen Schwarzenbeck hin, bei einer Breite von ca 1 Meile von Norden nach Süden, und bedeckt einen Flächenraum von ca 8000 Hectaren (gleich 300000 Morgen). Es ist ein schönes Stück altdeutscher Erde, die Wohnstätte der sächsischen und wendischen Stämme, die das Land zwischen Elbe und Ostsee bevölkerten. Hunderte von Hünengräbern, die im Wald und an dessen Rande liegen, geben Zeugniß von den gewaltigen Kämpfen, die zwischen den hier seßhaften slavischen Wenden und den germanischen Einwanderern sächsischen Stammes geführt wurden. In christlichen Zeiten kam das ganze Waldgebiet in den Besitz des Erzbisthums Bremen, von dem im Jahre 1228 der Herzog Albrecht zu Sachsen-Lauenburg den Sachsenwald für seine Ansprüche an Ditmarschen und die Grafschaft Stade zu Lehen erhielt. Von der Zeit an theilte der Sachsenwald die Schicksale des Herzogthums Lauenburg und ging mit diesem durch die Convention von Gastein (1865) an die Krone Preußen und 1871 durch kaiserlichen Receß vom 24. Juni aus dem Domänial-Vermögen des Kaisers Wilhelm I. an seinen gegenwärtigen Besitzer über.

Ein Theil des Sachsenwaldes, der nach der Landstraße und nach der Eisenbahn durch eine hohe, rothe Umfassungsmauer abgegrenzt wird, während auf der anderen Seite das Flüßchen Aue in ziemlich tief eingeschnittenem Thale zu der größeren Bille sich windet, und die vierte Seite von einer Reihe dichter Hecken eingefaßt wird, ist zum eigentlichen Park eingerichtet, der das gegenwärtige Herrenhaus „Friedrichsruh" von allen Seiten unmittelbar umgiebt.

Zu der Zeit, als Fürst Bismarck den Besitz der Herrschaft Schwarzenbeck antrat, gab es daselbst noch kein herrschaftliches Wohnhaus. Etwa 1½ Meilen westlich von Schwarzenbeck, in dem weiten Au-Thale, an dem Rand eines Teiches, befanden sich einige kleine Arbeiterhäuschen, deren Bewohner in einer benachbarten Tuchfabrik beschäftigt waren. Etwas tiefer in den Wald hinein lagen zwei Wirthshäuser, von denen das eine „Landkrug" (Landhaus), das andere „Frascati" genannt wurde. Das letztere lag an der Stelle eines früheren Jagdhauses. Ein eifriger Nimrod, Herr Graf Friedrich Karl August zur Lippe, zu Sternberg und Schmalenberg, „des brandenburgischen rothen Adlerordens Ritter", der dieses Stück Land von der Lauenburgischen Herrschaft gepachtet hatte, war der Erbauer jenes Jagdhauses (um 1767), dem er den Namen „Friedrichsruh" gab. Hier fröhnte er in dem lustigen Sachsenwalde seiner Jagdleidenschaft; denn es gab damals viel Jagd im Sachsenwald, und zwar nicht allein auf Hirsch, Reh und Wildschwein, sondern auch auf Luchs und wilde Katze, und der „Heljäger" fuhr in stürmischer Nacht mit Horriboh und Hussasa mit seiner klaffenden Meute über die Wipfel des Sachsenwaldes daher. Graf Friedrich zur Lippe ging 1781, im Alter von 76 Jahren, in Friedrichsruh zu seiner ewigen Ruhe ein; sein Jagdhaus ist spurlos verschwunden, nur der Name „Friedrichsruh" vererbte sich auf die nächstliegenden Häuser, zu denen auch das oben erwähnte „Landhaus" kam. Als Friedrichsruh eine Station der Berlin-Hamburger Eisenbahn wurde und bei seiner schönen, romantischen Lage im Sachsenwalde die Hamburger und auch andere Touristen zu Sonntagsausflügen und Sommerfrischen herbeilockte, erbaute ein gewisser Emil Specht aus dem benachbarten Bergedorf, der frühere Bediente eines Hamburger Kaufmanns, an der Stelle des alten Jagdhauses „Friedrichsruh" ein Gasthaus im Schweizerstil, eben jenes erwähnte „Frascati". Im Jahre 1857 (9. November) brannte „Frascati" ab. 1858 wurde das neue Gasthaus von Specht erbaut. Die darin betriebene Gastwirthschaft ging später ein; das Haus wurde 1872 vom Reichskanzler käuflich erworben und in ein behagliches Sommerheim umgestaltet.

Das herrschaftliche Wohngebäude zu Friedrichsruh ist sowohl in seinem Aeußeren, als in seiner inneren Einrichtung weniger fürstlich und stattlich, als behaglich und freundlich. Durch die hohen Baumkronen und Sträucher in seiner unmittelbaren Umgebung und durch die hohe rothe Umfassungsmauer wird das Herrenhaus unseren Blicken aus der Ferne entzogen. Auf dem Vorplatze, nahe vor dem Hause, steht eine anderthalbhundertjährige Tanne von stattlichem, edelm Wuchs, mit mächtigem Stamm und weit ausgebreiteten Aesten und Zweigen, pyramiden-förmig hoch aufgerichtet, ein Bild der Fülle und der zur reichen, schönen Entfaltung gekommenen Kraft. Der Baum sah dereinst das alte Jagdschloß „Friedrichsruh" des Grafen zur

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Lippe entstehen und wieder verfallen, er sah ein anderes Haus über dem Schutte sich erheben, und er stand eines Tages im Widerschein der Flammen, die das Wirthshaus „Frascati" verzehrten. Ob er auch den Fürstenbau noch überleben wird, der jetzt dort emporragt?

„Wenn der Baum einmal eingegangen ist," sagte unser Begleiter bei einem Besuche in Friedrichsruh, der Oberförster, „dann steht dort schon einer, der ihn ersetzen wird; den haben wir selber gepflanzt." Er zeigte auf einen Lebensbaum, der, etwa eben so viele Jahrzehnte, wie jener Jahrhunderte alt, wenige Schritte davon seitwärts stand, in vollen, edeln Formen, scharf nach dem Wipfel sich zuspitzend, ein schlanker Stamm, träumerisch in dunkles Grün gehüllt.

Wir schreiten zwischen den beiden Bäumen hindurch und betreten das Innere des Fürstenhauses. Eine Vorhalle, ein Vestibül, wie in Varzin, empfängt uns nicht; wir treten vom Corridor sogleich rechts in das Vorzimmer. Die Räume im Erdgeschosse sind die Wohnräume der fürstlichen Familie. Hier befindet sich zunächst das Empfangszimmer des Fürsten, dessen Wände mit den Bildnissen bedeutender Staatsmänner, — Disraeli, Thiers, — geschmückt sind; links vom Eingange steht die lebensgroße Büste des Feldmarschalls Grafen Moltke; der Kamin trägt eine bronzene Nachbildung des Reiter-Standbildes des Großen Kurfürsten von Schlüter. Rechts schließt sich an das Empfangszimmer das Bibliothek-Zimmer. Hier finden wir außer Büchern politischen Inhalts, socialistischen Schriften u. s. w. auch die Werke unserer klassischen Dichter, die historischen Werke von Ranke, Weber u. a. Aus dem Bibliothek-Zimmer treten wir in das Arbeits-Zimmer des Alt-Kanzlers. Dieses enthält außer den für den Gebrauch bestimmten Möbeln noch eine historische Reliquie von hohem Interesse, nämlich einen einfachen Spieltisch von Mahagoni-Holz. Ist dieser zusammengeklappt, so lesen wir auf einer in die obere Fläche eingelassenen Metallplatte die Inschrift: „Auf diesem Tisch ist der Präliminar-Friede zwischen Deutschland und Frankreich am 26. Februar 1871 zu Versailles, Rue de Provence Nr. 14, unterzeichnet worden." Wird der Tisch geöffnet, so erblickt man in dem mit grünem Tuch überzogenen mittleren Rund noch die Stearinflecke von den Kerzen, die den Unterzeichnern des Friedens leuchteten. Die frühere Eigenthümerin des Tisches, Madame de Jessé, soll sich lange geweigert haben, dieses Möbel in andere Hände übergehen zu lassen. Erst nachdem Fürst Bismarck einen ganz gleichen Tisch neu hatte herstellen lassen, war die Dame bereit, selbigen zum Tausch anzunehmen.

In den Wohnzimmern erregen manche Gegenstände, als werthvolle Geburtstagsgaben und andere Geschenke, unser Interesse. Vor allem fällt eine kunstvoll gearbeitete silberne Nachbildung des Germania-Denkmals im Niederwald auf, ein Geschenk Kaiser Wilhelms I. zu Weihnachten 1883, das er mit den eigenhändigen Worten begleitete: „Der Schlußstein Ihrer Politik; zur Erinnerung an eine Feier, die vorzugsweise Ihnen galt, welcher beizuwohnen Sie aber leider verhindert waren. W."

In einem anderen Zimmer finden wir einen mächtigen Schrank von Eichenholz mit zwei Flügelthüren, der dem Kanzler an seinem siebzigsten Geburtstage von deutschen Papier-Fabrikanten verehrt wurde. Er enthält in zahlreichen Fächern und Schubladen alle möglichen Sorten Papiere, Briefumschläge, Einladungs- und Tischkarten, Stahlfedern, Bleistifte von dem kleinsten Briefstaschen-Stift bis zu den bekannten langen Parlaments-Bleistiften, mit denen der Kanzler im Reichstage zu hantieren pflegte; kurz alles, was ein schreibender Mensch irgend gebraucht oder doch gebrauchen könnte, und zwar in solchen Vorräthen, daß nicht allein der Kanzler und seine Enkel, sondern auch noch deren Kinder und Enkel daran ihr Lebelang genug haben werden.

Ebenda steht ein Tisch mit ovaler Platte von etwa 3 Meter Längen-Durchmesser aus einem einzigen Eichenstamme, groß genug, daß die ganze fürstliche Familie daran Platz fände. Er ist ein Geschenk des Tischlers Sander in Wanzleben bei Magdeburg für den Kanzler zu seinem siebzigsten Geburtstage und zeigt in der Mitte das Bismarck'sche Wappen mit den Jahreszahlen 1815 und 1885, außerdem auf jeder Seite ein paar Widmungsverse:

„Mit Gunst! Du hast mit fester Hand
Zusammengeleimt das deutsche Land.

Solch' Obermeister lob' ich mir,
Gott schütz' das Handwerk für und für!

Wenn einer gern uns Ränke spann,
Dann setztest Du den Hobel an.

Dann flogen auch die Späne gleich,
Gott schütz' den Kaiser und das Reich!

Der Speisesaal liegt nach der Parkseite hinaus. Eine Glasthür führt auf die Veranda, auf der die fürstliche Familie öfters den Kaffee einnimmt, vor sich die liebliche Aussicht über einen grünen Wiesenstreifen hinweg nach dem Parke.

Unter den übrigen Wohnräumen des unteren Stockwerks befinden sich noch das Schlafgemach, das Toiletten-Zimmer und der ehemalige Eingangs-Salon der verstorbenen Fürstin. Dessen überaus einfache, obschon vornehme Einrichtung zeugt von dem „Geiste der Füll' und Ordnung", der in diesen Räumen waltete und waltet. Es wird viele unserer verehrten Leserinnen überraschen, zu erfahren, daß die Frau Fürstin manche Stunde des Tages an ihrem Arbeitstische zubrachte, um die Wirthschaftsbücher durchzusehen und durchzurechnen, und daß keine Rechnung einging, die nicht von ihr selbst sorgfältig geprüft wurde. — In der Zimmereinrichtung finden wir nirgends eine Ueberladung mit Luxus-Gegenständen, Nippes-Sachen, nicht eine Bronze-Figur, eine Statuette aufgestellt, von der wir nicht fühlten, daß sie gerade hier an ihrem rechten Platze stünde. Dürfen wir eine Curiosität erwähnen, die uns in dem Toiletten-Zimmer auffiel, so waren es die riesengroßen, porzellanenen Waschschüsseln. Der Salon des Fürsten ist mit schönen, türkischen Teppichen belegt. Auch das Plüsch-Ameublement zeigt türkisches Muster, in dem — der Tapete entsprechend — die gelbe Farbe vorherrschend ist. Die Marmorplatten einiger kleinen Tische, die in den Fensternischen stehen, sind mit zierlicher Mosaik-Arbeit ausgelegt. Den Schmuck der Wände bilden einige Familienbilder, — von den Eltern des Fürsten, auch von seiner Lieblingsschwester, der Frau von Arnim-Kröchlendorff aus ihren Mädchentagen. Dort hängt auch ein Bild von Hünten, die berühmte Attacke der Garde-Dragoner bei Mars la Tour (16. August 1870) darstellend, durch welche die französische Angriffsbewegung gegen die preußische linke Flanke zum Stillstand gebracht wurde. Es könnte uns fast Wunder nehmen, dieses Schlachtenbild in dem Salon der verstorbenen Fürstin zu finden; allein, wenn wir es näher betrachten, dann erkennen wir in den Reihen der mit Ungestüm vorwärts stürmenden Dragoner auch die jugendlichen Gestalten ihrer beiden Söhne mit dem Ausdruck des Muthes und der Todesverachtung im Antlitz, — die beide, Graf Herbert, als Fähnrich, Graf Wilhelm, als Gefreiter, — in demselben Zuge der 3. Schwadron des 1. Garde-Dragoner-Regiments hier ihre ersten, blutigen Lorbeeren brachen.*)

In dem Treppenhause, dessen Wände mit Jagd-Trophäen, alten Waffen und Rüstungen geschmückt sind, steigen wir zu den Zimmern des oberen Stockwerkes hinauf. Es sind größtentheils Gast- und Logir-Zimmer. In den Zimmern gerade über dem Speisesaal wohnte Kaiser Wilhelm II. während seines zweimaligen Besuches in Friedrichsruh im Jahre 1888. Von diesen Fenstern aus genoß er die erquickende Aussicht über die grünen Wiesen und die waldumkränzten, blinkenden Wasserflächen. Die hellen Laubkronen, zwischen denen die Sonnenstrahlen hindurchspielen, erheben sich über die dunkleren Föhren, die den Saum des Waldes bilden. Hoch und kühn steigen die schlanken Säulen auf und schließen sich zu ehrwürdigen Hallen; darüber hin schlagen die Wipfel lustige Bogen. Baum und Quell erzählen uralte Räthsel; aus den Zweigen schallt Vogelgesang, tausend Stimmen locken und laden zur Einkehr in den Waldfrieden, und wir folgen dem lockenden Rufe, wir verzichten auf die Besichtigung der Fremdenzimmer des herrschaftlichen Gebäudes und treten hinaus in den Wald, in den herrlichen, grünen Sachsenwald.

Es ist ein schöner, sonniger Herbstmorgen; die Sonnenstrahlen brechen durch die Baumkronen und spiegeln sich tausendfältig in den frisch gefallenen Thautropfen, die blinkend an den Blättern und Nadeln der Bäume hängen. Stiller, heiliger Friede liegt über die Natur ausgegossen, „just als ob der ganze Wald — wüßte, daß es Sonntag wäre."

Wir folgen einem anmuthigen Pfade, der sich unter schattigen Buchenkronen zwischen dem Flüßchen Aue und bewaldeten Hügeln hinschlängelt. Hier und dort lichtet sich das Gezweige, und wir sehen eine breite, spiegelglatte Wasserfläche im Sonnenschein erglänzen. Es sind die Fabrikteiche, zu denen die Aue hier angestaut ist, die von dunkelm Wald umkränzt aus einiger Entfernung die Täuschung gestatten, als ob wir uns in der Nähe einen Hochland-Sees befänden. Dort unter den Buchenwurzeln sprudelt dicht an unserem Weg ein frischer, lebendiger Quell hervor; daneben ist ein Ruheplätzchen aus Baum-Aesten hergestellt; ein Becher zum Schöpfen eines kühlen Trunkes steht auf einem bemoosten Stein; auf dem Ruhesitze liegt ein Strauß von frischen Feldblumen. Ringsum ist alles still.

Wir schreiten tiefer in den Sachsenwald hinein. Wir geh'n —

— „auf thaubeperltem Pfad,
Durch schlankes Gras, durch duft'ges Moos,
Durch frischer Lüfte stärkend Bad
Dem grünen Dickicht in den Schoß;
Und in der Hallen weite Pracht,
Wo endlos Säul' an Säule steht
Und durch der Schatten hehre Nacht
Des Unsichtbaren Schauer weht". — —

Was Willibald Alexis von unseren niederdeutschen Wäldern im allgemeinen sagt, das möchten wir auf den Sachsenwald insbesondere anwenden: „Die Ehrfurcht und die Scheu vor dem Schatten ihrer Wälder, vor dem Rauschen ihrer Kronen, vor dem Gesang der Vögel in den Lüften, vor dem Rieseln ihrer Quellen blieb den germanischen Stämmen eigen. Hatte man ihre Götter daraus vertrieben, so blieb ihre Geisterwelt darin wohnen. Das wilde Feuer sauste durch den Forst, der getreue Eckard saß auf dem Stein; viele tausend Wasserweibchen, Zwerge und Waldmännchen bewohnten die deutsche Erde. Und auch der gute fromme Christ schlich zuweilen an die Quelle und unter den Baum, um ihren Eingebungen zu lauschen." — —

Eine solche Geisterwelt lebt auch im Sachsenwald und ladet das Gemüth zur stillen Versenkung in das geheimnißvolle Schaffen und Weben der Natur. Auch hier klingt das altgermanische Heidenthum in tausend Märchen und Sagen nach. Wir haben des „Heljägers" bereits gedacht, der in stürmischen Nächten mit Rossen und Rüden über die Wipfel hinfegt. Einer von seinen Hunden trägt im Volksmunde den Namen „Maul". Tagelöhner Möller in Dassendorf hat ihn in seiner Jugend selbst einmal gesehen; das Geisterthier hatte die Gestalt eines Jagdhundes und war schwarz und weiß getigert. Es hatte sich in einer Hütte unter eine Bettstelle niedergelegt und ließ niemanden an sich heran, kein Mensch durfte es stören; kam ihm jemand zu nahe, dann „knurr he; he wul nich weg; wo he leg, do leg he; he frät nichts." — So „leg he" ein ganzes Jahr lang, bis einst in einer der Zwölfnächte der „Heljäger" wieder durch den Sachsenwald fuhr und den „Maul" mit sich nahm. — Es giebt auch ein gespenstisches „weißes Roß", das im Sachsenwald in der Freiheit umherläuft; es duldet keinen Reiter auf seinem Rücken und noch niemand hat es gebändigt. Wenn jemand es besteigen will, dann wächst es beständig, bis es über die höchsten Baumwipfel emporragt. Zwei Leute aus Witzhave sind einmal beim Holzholen mitten im Walde mit ihm zusammengetroffen. Als Hack es sah, lief Hinsch davon und brach das Bein. — Ferner meldet die Sage von einem Schmied Meland oder Ammeland, der im Sachsenwald in der Stangenmühle wohnte, von welcher der Mühlendamm noch heute steht. Der schmiedete die besten Waffen von seltenem Werth und von wunderbarer Wirkung. Noch vor kurzem fand man dort in der Erde ein dreikantiges, armdickes, zehn Fuß langes, an beiden Enden zugespitztes Stück Eisen, das auf Meland's Schmiedekunst zurückgeführt werden muß, denn kein anderer hätte ein solches Stück Eisen zu schmieden vermocht. Heute wohnt in derselben Gegend ein schneidiger Schmied, von dem die deutschen Lieder melden:

„Es kommt kein Schmied dem Schmiede gleich,
Er schmiedet zusammen das Deutsche Reich."

oder:

„Er schmiedet Germania, dem fürstlichen Weib,
Das Panzergeschmeid' um den blühenden Leib
Zu Schutze und Trutze geschaffen."

*) Herbert wurde in dieser Schlacht durch eine Chassepot-Kugel am Oberschenkel verwundet und in das Lazareth zu Mariaville, 1/4 Meile von Mars la Tour, gebracht. Dem jüngeren Wilhelm wurde sein Pferd durch fünf Kugeln verwundet. Beide wurden im Laufe des Feldzuges zu Officieren ernannt und erhielten das eiserne Kreuz.

Wir sind bei unserer Morgenwanderung immer tiefer in den Sachsenwald gerathen und freuen uns namentlich der herrlichen, dichten Buchenhaine, die einen Hauptbestandtheil des Waldes bilden. Unser freundlicher Oberförster, macht uns auf mehrere solcher prächtigen Buchen aufmerksam, die ein Alter von dreihundert Jahren und darüber erreicht haben. Sie werden von dem Fürsten mit der besonderen Rücksicht behandelt, die dem Alter gebührt. Laub- und Nadelholz theilen sich fast gleichmäßig in das Gebiet des Waldes. Mit Buchen, Eichen, Birken und Eschen wechseln Kiefern und Fichten. Der jährliche Holzeinschlag ist auf vier Quadratmeter für den Hektar festgesetzt. Wenn es nicht Sonntag wäre, so würden wir ganz in der Nähe der Bahnstation das Geräusch einer Dampfschneidemühle und Holzsägerei vernehmen. Die Bestrebungen bei der Verarbeitung des Holzes sind hauptsächlich dahin gerichtet, Pflasterklötze, Minenhölzer zum Export nach England, Faßdauben, Stab-Fußböden, Dielen und Bohlen herzustellen. Wer in Berlin auf dem Holzpflaster der Lützowstraße geht, der tritt auf Holz aus dem Sachsenwalde. Der Ertrag des geschlagenen Holzes wurde in den letzten Jahren auf nahezu eine Million Mark jährlich geschätzt.

Ein Theil des Waldes ist in Gehege für Edelwild und Schwarzwild verwandelt, in anderen Theilen ist die Jagd verpachtet. Wer Glück hat, der trifft bei einem Spaziergang im Sachsenwald auch wohl ein Rudel Rehe, die, vom vorüberschnaubenden Dampfroß beim Aesen aufgescheucht, fliegenden Fußes in das Dickicht flüchten. Bei der Frage, ob es auch Freibeuter (Wilddiebe) im Sachsenwalde gäbe, nahm das sonst so freundlich wohlwollende Gesicht des Oberförstes ein düsteres und zorniges Aussehen an. „Ja, es gab ihrer wohl viele," antwortete er, „aber sie haben mich kennen gelernt und wissen wohl, daß ich nicht mit mir spaßen lasse; jetzt läßt sich nicht leicht einer vor mir blicken." — Die beiden Flüßchen des Sachsenwaldes, die Bille und Aue, haben gute Fische; die Bille liefert auch Forellen für die fürstliche Tafel.

Auf den Fürsten Bismarck ist jener altgermanische Gemüthszug, die Liebe zum Walde, übergegangen. Oft, wenn der Wagen noch vor dem Thorwege hielt, der ihn bei seiner Ankunft von Berlin von der Bahnstation abholte, wanderte der Fürst, bevor er sein Wohnhaus betrat, in seinen geliebten Wald. Auch jetzt geht er noch viel in den Wald, öfters in Begleitung seines wackeren Oberförsters, der hier im Sachsenwalde der „Reichskanzler" ist. Dann überzeugt er sich, wie viel Heideblößen wieder für die Forstkultur gewonnen sind, wieviel Holz geschlagen ist, wie die jungen Schonungen stehen und die neuen Pflanzungen gedeihen. Schon ganz in der Nähe seines Wohnsitzes sieht der Fürst die Pflanzungen von besonders schönen ausländischen Coniferen, die er zum Schutze gegen die Weststürme mit dem günstigsten Erfolg anlegen ließ. Man trifft darin große Gruppen der schönsten aller Tannen, nämlich der aus dem Kaukasus herstammenden Abies Nordmanniana, von Douglas- und Sitka-Fichten und einer gegen den Wind unempfindlichen Cypresse (Cypressus Lawsoniana), zwischen denen langnadelige, fremde Kiefern und japanische Lärchen eingesprengt sind. Nicht die kleinste Veränderung entgeht der Aufmerksamkeit des Besitzers. Dieselbe Kraft, die für das Reich im Großen thätig war, waltet auch in dem kleinen Reiche der fürstlichen Herrschaft. Möge es dem greisen Fürsten, zu dessen achtzigjähriger Geburtstagsfeier jetzt die ganze civilisirte Welt nach Friedrichsruh blickt, noch lange beschieden sein, sich in ungeschwächter Rüstigkeit seines herrlichen Besitzes zu erfreuen!

Nachdruck verboten.

Adele Sandrock.

Biographische Skizze von Leo Gerhard in Wien.
Siehe das Portrait Seite 56.

Aus der großen Anzahl neuer Sterne und Sternchen, welche die in jüngster Zeit erstandenen Schauspielhäuser dem Wiener Kunsthimmel zugeführt haben, leuchtet sieghaft und wie eine Sonne viele anderen überstrahlend, das große Talent Adele Sandrock's hervor.

Es ist der Künstlerin trotz ihrer reichen Begabung nicht leicht geworden, die Höhe zu erklimmen, auf der sie gegenwärtig thront, und ihr Lebenslauf bietet einen neuen Beweis dafür, daß auch das hervorragendste Talent von rastlosem Fleiß und unausgesetztem Streben begleitet sein muß, wenn ein hohes Ziel erreicht werden soll.

Adele Sandrock ist im Jahre 1866 in Rotterdam geboren. Ihre Mutter war eine der bedeutendsten Bühnenkünstlerinnen Hollands. Noch heute weiß die alte Dame durch ihre Recitationen mächtig zu bewegen und tiefe Wirkung hervorzurufen. Adele verstand bis zu ihrem 15. Jahre nur holländisch; erst in diesem Alter ging sie an das Studium der deutschen Sprache. Nach Jahresfrist trat sie im damaligen Berliner Urania-Theater in „Mutter und Sohn" zum ersten Mal auf. Sie war dann in Moskau, Budapest, sowie später an einer Reihe kleinerer österreichischen und ungarischen Provinzbühnen engagirt. Ihr unablässiges Streben, das Niveau ihres künstlerischen Könnens zu heben und zu verbessern, brachte ihr immer größere Erfolge, und mancher Kunstverständige, der Gelegenheit hatte, sie in dieser Zeit zu sehen, hat ihr schon damals eine große Zukunft vorausgesagt. Leider gehören die Bühnenleiter nicht immer zu den Kunstverständigen; es sind oft mehr oder minder schlaue Geschäftsleute, die ein Talent nur nach dem Marktpreise beurtheilen, den es sich zu erringen gewußt hat. Hierunter hatte auch unsere Künstlerin zu leiden. Der Zufall, der oft so gewichtig ins Menschenleben eingreift, brachte indessen rasch eine Aenderung. Im Jahre 1889 wollte das Theater an der Wien Dumas' „Fall Clemenceau", der in Berlin soeben einen Sensations-Erfolg errungen hatte, zur Aufführung bringen; es fehlte aber eine Darstellerin für die Rolle der „Isa". Nach vielem Schwanken und Zögern entschied man sich, Adele Sandrock für diese Rolle zu engagiren. Sie spielte die Isa und errang einen unbestrittenen Erfolg. Es blieb aber noch immer unentschieden, ob der Löwenantheil an diesem Erfolg ihrem Spiele beizumessen sei oder der Rolle, die — man mag über das Stück selbst denken wie man will — zweifellos zu den wirksamsten und packendsten der modernen Bühnen-Literatur gehört. Bald darauf erhielt Fräulein Sandrock einen Engagements-Antrag von der Direction des neu errichteten Deutschen Volkstheaters. Auch

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

da fahndete man nach einer Darstellerin für eine Effect-Rolle, und zwar für die Zigeunerin „Sanda", in dem Ganghofer-Brociner'schen Drama: „Die Hochzeit von Valeni", einem Gemisch von derber Realistik und blühender Romantik. Adele nahm das Anerbieten an, trat auf und gefiel außerordentlich. Ihre seelenvolle, durchgeistigte Darstellung fesselte und interessirte lebhaft und verlieh dem Stück an dieser Bühne eine Anziehungskraft, die jahrelang vorgehalten hat. Ihren eigentlichen großen Erfolg aber, mit dem sie ihre Stellung für Wien und für die deutsche Kunst überhaupt errang, erzielte sie als „Eva" in dem gleichnamigen Stücke von Richard Voß. Die Stunde, wo sich dieses Ereigniß vollzog, wird wohl jedem, der sie mit erlebte, in Erinnerung bleiben.

Es war am Abend der ersten Aufführung von „Eva". — Voß war bis zu dieser Zeit in Wien nicht sehr gekannt; von seinen Stücken war bislang keines dort zur Darstellung gebracht worden. — Auf den bewegten ersten Akt, in dem die Darstellerin der Titelrolle als junges Mädchen erscheint, das sich von ihrem aristokratischen Verlobten lossagt und einem ehemaligen Bediensteten ihres Vaters die Hand zum Bunde reicht, folgen zwei Akte, die die junge Frau in ihrer neuen Häuslichkeit schildern. Fräulein Sandrock spielte diesen Theil ihrer Rolle sehr correct und stimmungsvoll; allein man fühlte aus ihrem Spiele deutlich heraus, daß sie sich nicht voll gab, daß es nur ein Theil ihres Könnens war, das hier zur Geltung gelangte. Auch das Stück befriedigte nicht vollkommen. Das Publicum schien befremdet, ermüdet, ohne sich über den Grund dieses Unbehagens Rechenschaft geben zu können. Es herrschte eine ganz ungewöhnliche Unruhe in dem dichtbesetzten Hause. Man plauderte, räusperte sich; dann zischten wieder einige, um die Ruhe herzustellen.

Der vierte Akt zeigt Eva in ihrem neuen Verhältnisse zu ihrem einstigen Verlobten. Mit der allerliebst gespielten Liebes-Scene wendete sich die volle Aufmerksamkeit den Vorgängen auf der Bühne zu. Die Spannung wuchs in der dramatisch und theatralisch so geschickt verfaßten Scene mit der früheren Geliebten des herzoglichen Verführers. Nach dem kühn geführten Auftritte, wo Eva dem Herzoge sein Verschulden vorwirft, erbrauste eine Beifalls-Salve, — und nach der Schluß-Scene, in welcher Eva ihren Verführer niederschießt, ging ein Beifallssturm durch das Haus, so anhaltend, so allumfassend und von solcher Echtheit, wie er in unserer Zeit nur selten gehört wird. Das Publicum hatte sich von seinen Sitzen erhoben; es applaudirte stehend und mit nassen Augen. Die Frauen schwenkten die Tücher, und zehn oder zwölf Mal mußte der Vorhang in die Höhe gehen, bis man, zumeist aus Rücksicht für die Bühnenarbeiter, die das Heben und Senken des Vorhanges zu bewerkstelligen hatten, und deren Kraft erschöpft war, die eiserne Gardine sinken ließ. An diesem Abend ward Adele Sandrock für die deutsche Kunst geboren!

Sie hat seither die Rolle der Eva noch oft gespielt, und jedes Mal mit ihr neu erschüttert und begeistert. Denn das ist das Wesentliche ihrer Eigenart, daß sie auch in derselben Sphäre und in dem gleichen Rahmen stets anders zu gestalten und stets neue Wirkungen hervorzurufen vermag. Man war eine Zeit lang der Meinung, daß sie nur in der Wiedergabe sogenannter Sensations-Rollen excellire, nur mit solchen zu ergreifen und zu fesseln im stande wäre, daß es ihr aber versagt sei, mit den nicht nur auf äußeren Effect angelegten Dramen Wirkung zu erzielen. Sie hat seither diese Ansicht wiederholt durch die gelungene Vorführung klassischer Frauengestalten auf das glänzendste widerlegt, erst neuerdings durch die vollendete Ausgestaltung der Rolle der Maria Stuart.

Einen ihrer größten Triumphe feierte sie in dem Voß'schen Drama „Schuldig" in einer Scene, in der sie kein Wort zu sprechen hatte, und nur durch Bewegung, Mienenspiel und Blick zum Ausdrucke bringt, was sie bewegt. Kummer und Kränkung, Haß gegen ihren Peiniger, und tiefste Seelenqual, — all dies lag in ihrer Geste und spiegelte sich wieder in ihren großen, schönen, ausdrucksvollen Augen. — Niemand, der diese blauen Augen je gesehen, wird sie vergessen. Sie prägen sich in das Gedächtniß ein, ebenso wie der metallische Wohllaut ihrer Stimme.

Solche Gewalt über seine Zuhörer zu gewinnen, ist nur einem Darsteller möglich, der vollständig in seiner Rolle aufgeht. — Das ist bei Adele Sandrock der Fall. Erst unlängst äußerte sie darüber zu einem ihrer zahlreichen Interviewer: „Ich lebe so völlig in der Rolle, die ich spiele, daß ich alles wie mein eigenes Schicksal empfinde. Ich fühle das Leid der Gestalten, die ich darzustellen habe, so heftig, daß ich es im wirklichen Leben nicht heftiger fühlen könnte. — Ich weiß überhaupt nie, daß ich auf der Bühne bin, und das Publicum merkt das ganz deutlich. Das Publicum verlangt vom Schauspieler, daß er wirklich das empfinde, was er ausdrückt. — Darum bin ich auch nach jeder Vorstellung sehr erschöpft und muß immer erst langsam wieder zu mir kommen."

Zum Glück für ihre sensiblen Nerven sind nicht alle ihre Rollen so tief eingreifender Art; ihr reiches Repertoire umfaßt auch Darbietungen wie „Minna von Barnhelm", „Francillon", sowie überhaupt alle Salon-Damen mit einem pathetischen Zug. Ihr schmiegsames Organ findet auch für die Lichtseiten der Kunst den rechten Ausdruck; die Aeußerungen vornehmer Schalkhaftigkeit sind ihr ebenso geläufig, wie die erschütternden Töne tiefster Tragik.

Adele Sandrock ist jetzt in den Verband des Burgtheaters übergetreten; als „Maria Stuart" führte sie sich dort im Februar dieses Jahres auf das glänzendste ein. Sie wird in der reineren, künstlerischen Atmosphäre dieses vornehmen Instituts reichlich Gelegenheit finden, ihr großes Talent zu bethätigen, es noch zu erweitern und zu vertiefen, und sie wird, — darüber kann kein Zweifel bestehen, auch dieser Bühne wieder eine lange Reihe künstlerischer Ehren und Erfolge bringen.

Nachdruck verboten.

Frauen-Gymnasien deutscher Zunge.

Von Elsa Kroll in Friedenau bei Berlin.

Ovid und Cicero in Frauenhand! Schon einmal hat uns die deutsche Geschichte dieses Bild gezeigt, im Zeitalter der Ottonen, wo die lateinischen Autoren in den Frauenklöstern eifrig gelesen wurden, und sie zeigt es wiederum in unseren Tagen. Doch liegt über dem modernen Bild eine wesentlich andere Stimmung als über seinem alten Gegenstücke. Gewinnen wir dort den Eindruck einer beschaulichen Muße, eines stillen geistigen Genießens im Schatten hoher Mauern, die das Weltgetriebe fernhalten, so giebt uns der Anblick der jungen Frauenköpfe, die sich heute über die alten Classiker neigen, in entgegengesetzter Art zu denken. Statt der Muße ernste Arbeit; statt geistigen Genießens geistiges Ringen; statt der Weltflucht das entschlossene Vorhaben, thätig in die Welt hinauszutreten; statt der Errichtung schützender Mauern ein kräftiger Ansturm auf Bollwerke, die solchem Vorsatze wehren.

Adele Sandrock

Adele Sandrock vom Wiener Burgtheater als Maria Stuart.
Nach einer Photographie von Rudolf Krziwanek, Wien. — Siehe Seite 55.

Die bloße Thatsache, daß ein großer Theil der Frauen, — in Deutschland etwa dreißig Procent aller erwachsenen Frauen, — von der Ehe ausgeschlossen bleibt, läßt es als eine Forderung der Billigkeit erscheinen, daß man der Frau alle Arbeitsfelder auch außerhalb des Hauses eröffne, auf denen sie eine für sich selbst und für andere ersprießliche Wirksamkeit zu entfalten vermag. Die gelehrten Berufsarten sind, wie die Erfahrung dargethan hat, hiervon nicht ausgenommen. Auch haben viele Kulturländer die Frauen schon in aller Form zu den Universitäten zugelassen, und wo dies noch nicht der Fall ist, wird man vermuthlich dem Zuge der Zeit nachgeben müssen, der um so stärker drängt, als zu dem Momente des Angebots sich das der Nachfrage hinzugesellt, ein Bedürfniß nach Aerztinnen, wie nach wissenschaftlich gebildeten Lehrerinnen sich geltend macht.

Wohl finden sich auch an deutschen Hochschulen in Vergangenheit und Gegenwart hier und da weibliche Hörer. Im Jahre 1787 erhielt des berühmten Geschichtsforschers Schlözer Tochter Dorothea zu Leipzig die Doctor-Würde, und auch in unseren Tagen haben Frauen in Deutschland nicht nur akademische Vorlesungen besucht, sondern auch den Doctor-Titel erlangt. Aber erstens waren diese überwiegend Ausländerinnen, — worunter auch Oesterreicherinnen, — und zweitens ist meines Wissens noch keine dieser als ordentliche Hörerin immatriculirt gewesen. Gerade die Zulassung der Frauen zum Rang ordentlicher Hörerinnen oder, was dasselbe bedeutet, zur Ablegung der Maturitäts-Prüfung ist aber gegenwärtig bei uns das Ziel des eifrigsten Strebens, denn sie bedingt die spätere Zulassung zum Staats-Examen und vermag so allein den Frauen die völlige Gleichberechtigung mit ihren männlichen Collegen zu verbürgen. Wir besitzen in Deutschland drei Veranstaltungen, die das weibliche Geschlecht auf die Maturitäts-Prüfung vorbereiten, und in Oesterreich, wo die Dinge ähnlich liegen, eine solche Schule, und zwar in Wien, die das älteste aller Frauen-Gymnasien deutscher Zunge ist. Zu erwähnen wäre noch die verwandte Schule in Agram, auf die ich nicht näher eingehen kann. Die genannten Schulen sind in der zuversichtlichen Hoffnung gegründet worden, daß bis zu dem Zeitpunkte, wo sie ihre ersten Schülerinnen entlassen können, die heimische Alma Mater sich bereit finden werde, auch ihre Töchter an ihr großes Herz zu nehmen, ihre Töchter, die ihr so gern die herzlichste Treue und Dankbarkeit geloben möchten, die sie aber bisher angewiesen hat, sich in der Sorgfalt fremder Pflegemütter einen Ersatz zu suchen. Die Regierungen stehen freundlich zu der Sache. Freilich wäre es den Frauen-Gymnasien dringend zu wünschen, daß sie recht bald eine ganz bestimmte Zusicherung über die Zulassung ihrer Schülerinnen zur Maturitäts-Prüfung erhielten, denn an ein eigentliches Aufblühen der jungen Anstalten ist natürlich erst dann zu denken. Auch sei darauf hingewiesen, daß sämmtliche Schulen — in Wien, Karlsruhe, Berlin und Leipzig — einstweilen ihre Gründung und Erhaltung einzig der privaten Energie der Vereine zu danken haben, nur hat an den drei erstgenannten Orten die städtische Verwaltung die Benutzung städtischer Schulräume gestattet.

Ehe wir nun des näheren von diesen Gymnasien reden, müssen wir einer Veranstaltung Erwähnung thun, die freilich zu einer Zeit entstand, wo auf Zulassung zu inländischen Universitäten noch nicht zu rechnen war und die ihren Lehrplan daher nach den Forderungen des Maturitäts-Examens in Zürich regelte, die aber doch als der wichtige erste Schritt auf dem bezeichneten Wege anzusehen ist: es sind die von Helene Lange unter der Aegide des Wissenschaftlichen Central-Vereins zu Berlin gegründeten, im October 1889 eröffneten Real-Curse für Frauen, die 1893, nach vierjährigem Bestehen, zu Gymnasial-Cursen ausgebaut wurden, unter Theilnahme einer besonderen Vereinigung, der viele hervorragende Männer und Frauen, auch eine ganze Reihe von Universitäts-Professoren, angehören. Der Name „Real-Curse" deutet darauf hin, daß diese Curse im wesentlichen das Lehrziel unserer Real-Gymnasien verfolgten nach Maßgabe der eigenartigen Züricher Prüfungsbedingungen, deren Hauptvortheil in der Möglichkeit liegt, das Griechische durch das Englische oder Italienische zu ersetzen. Da der Unterricht durchaus auf Erwachsene rechnete, so haben nicht allein angehende Studentinnen, sondern auch viele andere strebsame Frauen, besonders Lehrerinnen, dort nach freier Wahl Förderung gesucht und gefunden. Die allgemein günstigen Erfahrungen der Berliner Real-Curse und die Leistungen ihrer drei zur Universität Zürich entlassenen Schülerinnen haben dazu geführt, daß die Eigenart dieser Einrichtung auch bei ihrer Umwandlung in Gymnasial-Curse im ganzen festgehalten worden ist; abgesehen natürlich von der Regelung des Lehrplanes, die nicht länger nach dem Muster des Real-Gymnasiums, sondern nach dem des humanistischen Gymnasiums erfolgte.

Als man sich mit zunehmender Hoffnung auf die Erschließung der inländischen Universitäten ans Werk machte, Anstalten für die Vorbereitung weiblicher Candidaten auf die Maturitäts-Prüfung des eigenen Landes zu schaffen, mußte man sich dem humanistischen Lehrplan anbequemen. „Anbequemen" ist das rechte Wort, denn wenn irgendwo, so heißt es hier: „Der Noth gehorchend, nicht dem eig'nen Triebe." Es ist unseren Frauen-Gymnasien zum Vorwurfe gemacht worden, daß sie zu einer Zeit, wo schon für die Knaben-Gymnasien und das damit verknüpfte Berechtigungswesen, der Ruf nach einer Reform dringend laut wird, ihren Schülerinnen die volle, die „ungemilderte" Gymnasial-Bildung aufzwingen wollen. Hierauf ist wohl zu erwidern, daß die Frauen-Gymnasien eine zeitgemäße Reform gewiß nicht als die letzten willkommen heißen werden, daß diese jungen Schulen aber bei ihrer ohnehin schon exponirten Stellung kaum mit Experimenten vorangehen können, sondern diese den durch Jahrhunderte gefestigten Anstalten für Knaben überlassen müssen; kurz, daß die darin gebotene Ausbildung nicht Selbstzweck, nicht die so heiß ersehnte „harmonische Bildung" ist, — weshalb ja auch die Gymnasial-Schulen keineswegs die übrigen Schulen für das weibliche Geschlecht zu verdrängen beabsichtigen, — sondern einfach Mittel zum Zweck, nämlich zur Zulassung zu den Universitäten. Wer ein Ziel sicher erreichen will, muß eben, solange nur ein Weg dahin gebahnt ist, diesen Weg gehen, und mag er auch noch so viel daran zu tadeln finden.

(Schluß folgt.)

Redactions-Post

Fragen.

Schlafittchen. — Kann mir jemand den Ursprung des Ausdruckes „beim Schlafittchen nehmen", erklären? C. C., Dorpat.

Antworten.

Ditton. — Wir bedauern sehr, aber Rathschläge in Geldangelegenheiten ertheilen wir principiell nicht.

M. H., Prag. — Der Zeichner der „Fliegenden Blätter" Maler H. Vogel wohnt in Loschwitz bei Dresden.

O. P., Szegedin. — „Hofball" und „Ball bei Hofe", ob das ein Unterschied ist? Wir wissen keinen; vielleicht ertheilt eine in Hof-Angelegenheiten erfahrene österreichische Landsmännin Ihnen Auskunft.

Santa Lucia. — Eine Badenser Abonnentin bittet eine orientirte Leserin um freundliche Mittheilung des Textes zu dem italienischen Liede Santa Lucia.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamerstraße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Erstes Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. April 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 7.

Die heutige Mode in ihrer Uebertreibung.
Nach Modellen und Mode-Zeitungen.

Promenaden-Mantel.

Collet mit Echarpes.

Revers, die sich breit über den Aermel legen, sind an der Tagesordnung, — wohin die Uebertreibung führen kann, wird in drolliger Weise an unserem ersten Figürchen verdeutlicht. Mit reicher Stickerei bedeckt erscheinen die, noch über die gewaltigen Bauschärmel hinausgreifenden Revers des langen Frühjahrsmantels. Der Hut hat Matrosen-Form und Rosetten-Garnitur; je drei Federn auf schwanken Posen breiten sich fühlerartig zu beiden Seiten aus. — Tütenfalten, wallende Stoff-Bandeaux und überreicher Federschmuck, diese Lieblings-Motive der Tagesmode, haben unsere Künstlerin zu der zweiten Caricatur begeistert. Das Collet ist möglichst kurz und zeigt eine solche Stoff-Fülle, daß die Falten in tiefen Wellen übereinander liegen; als Schmuck dient die beliebte à-jour-Stickerei, die hier zu großen Rosetten-Mustern ausartet. Auf dem, über der welligen, losen Modefrisur weit zurückgesetzten Hute ragen zwei mächtige Straußfedern kühn empor, während ganze Büschel von Federn seitwärts über die Krempe fallen und somit die gewünschte Ausdehnung in die Breite erzielen, — eine Caricatur, die für das Frühjahr fast noch mehr Bedeutung haben wird, denn an sämmtlichen Frühjahrshüten ist die stark in die Breite gehende Garnitur charakteristisch. Der Halskrause schließen sich seitlich flatternde Bandeaux an, gehalten von rosettenartigen Veilchensträußen. C. E.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — In den vornehmen Räumen des „Vereins Berliner Künstler" fand jüngst die Ausstellung des Nachlasses der hochbegabten Malerin Agnes Stamer statt, der im vorigen Jahre durch den Tod uns entrissenen, langjährigen Mitarbeiterin der „Illustrirten Frauen-Zeitung". Dreißig Gemälde und Skizzen, zumeist in Aquarell und Gouache ausgeführt, gaben hier noch einmal Zeugniß für das reiche Talent der so früh Geschiedenen. Unter den ausgestellten Werken interessirte durch Duft und Schmelz des Tones, wie durch glückliche Auffassung ein ganz von Frühlingslicht und Luft erfülltes Bild, das auf einer Veranda ein sitzendes junges Mädchen und zwei sich neckende Kinder zeigt. Lebensvolle Wärme athmen auch die Gestalten der beiden Wäscherinnen, die, von der Waschküche unter'm Dach aus, einem älteren, den Tragkorb auf dem Rücken, gebückt in den Vordergrund des Bildes hineinschreitenden Manne lachend nachblicken. Trefflich ist hier besonders die Wirkung des Tageslichtes, das durch die Dachluke, wie durch eine Lattenthür in den sonst halb dunklen Bodenraum hineinspielt, wiedergegeben. Sehr fein in Stimmung und Farbe sind zwei Intérieurs: eine schreibende Dame in Trauer, und eine andere Dame, die ihre Lectüre unterbricht, um mit dem Kätzchen zu spielen. Erwähnen wir endlich noch die „Florett-Fechterinnen" der Künstlerin, die höchst charakteristischen Bildnisse einer alten und einer jungen Bäuerin, die ungemein fein beobachtete Studie des in einem Winkel des Ballsaales plaudernden, eleganten Paares, so haben wir mit dieser kurzen Aufzählung eben nur einen flüchtigen Hinweis darauf gegeben, wie schön und groß die Begabung war, deren weiterer Bethätigung so schmerzlich früh ein Ende gesetzt ward.

— Frau Lily von Gizycki, die Vorkämpferin für die „Bürgerpflicht der Frau", ist von einem schweren Verluste getroffen worden: sie hat vor kurzem ihren Gatten verloren. Professor G. von Gizycki gehörte der Berliner Universität seit siebenzehn Jahren als Lehrer an.

Gotha. — „Hiarne", die große Oper Ingeborg von Bronsarts, der Gattin des General-Intendanten des Großherzoglichen Hoftheaters in Weimar, ging hier am 7. März mit glänzendem Erfolge in Scene.

Leipzig. — Der rührige „Frauen-Gewerbe-Verein" zu Leipzig begründet am 1. April d. J. daselbst eine Verkaufsstelle für alle Arten häuslicher und kunstgewerblicher Arbeiten von Frauenhand. Für dieselbe ist in der besten Geschäftsgegend der Stadt, Universitätsstraße 4, ein großer, schön ausgestatteter Laden auf zwei Jahre gemiethet worden. Nach Erwerb der Mitgliedschaft des Vereines (Beitrag 1 Mk. jährlich) können auch außerhalb Leipzigs wohnende Frauen und Mädchen selbstgefertigte Arbeiten hierher zum Verkauf einliefern. Die Verkaufsstelle zieht für ihre Bemühungen nur zehn Prozent von der Verkaufssumme ab. Nähere Auskunft giebt die Schriftführerin des „Frauen-Gewerbe-Vereines", Fräulein Lotte Dürr, Leipzig, Querstraße 14.

Karlsruhe. — Der „Badische Frauen-Verein", Abtheilung I, in Karlsruhe, Linkenheimerstr. 2, eröffnet zu Ostern d. J. einen erweiterten Kunststickerei-Cursus, in welchem jungen Mädchen Gelegenheit geboten wird, alle die Kenntnisse zu erwerben, die sie besitzen müssen, um an Kunststickerei-Schulen als leitende Lehrerinnen Anstellung zu finden. Näheres durch die oben angegebene Adresse.

Wien. — In London, das trotz seiner ausgedehnten Armenpflege, bisher noch keine Volksküchen besitzt, sollen demnächst nach dem Muster von Wien solche eingerichtet werden. Zu diesem Zwecke hat Miß Edith Sellers sich hierher begeben und, an der Hand der Patronesse Rosa von Gerold, im Laufe des Winters diese Anstalten in sämmtlichen Bezirken Wiens eingehend studirt. Die Erfolge ihrer Bemühungen werden nun bald den Armen an der Themse zu gute kommen.

Kopenhagen. — Zum Andenken an die Königin Karoline Amalie, Gemahlin des Königs Christian VIII., Großtante J. M. der deutschen Kaiserin, wird im Rosenborger Garten ein prächtiges Denkmal errichtet. Die Statue der Königin, von Professor Bissen modellirt, wird auf einem mit Bronze-Reliefs gezierten, von Professor Holm modellirten Sockel ruhen. Die Enthüllung des Denkmales, dessen Kosten durch freiwillige Beiträge aus allen Theilen des Landes gedeckt werden, soll am 28. Juni 1896, dem hundertjährigen Geburtstage der Königin Karoline Amalie, stattfinden.

Bukarest. — Im Jahre 1893—94 studirten an der Bukarester Universität 91 Damen, von denen 7 sich der Medizin, 11 den Rechtswissenschaften, 47 der Philosophie und Literatur, 26 der Mathematik, Biologie und Chemie widmeten. Die Vorbereitungen für die Universität empfangen die jungen Mädchen hier in Privat-Anstalten (Lyceen). Die Reisezeugnisse, welche diese Lyceen ihren Schülerinnen ausstellen, werden vom Staate als vollgültig anerkannt und berechtigen die Inhaberinnen zur Ablegung der Maturitäts-Prüfung. Im Jahre 1893 haben in Bukarest 51 Mädchen die Maturitäts-Prüfung bestanden.

Moskau. — Bei der Tifliser Pferdebahn sollen versuchsweise weibliche Schaffner angestellt und, wenn die Sache sich bewährt, die Schaffnerstellen zur Hälfte mit Frauen besetzt werden.

Die Mode

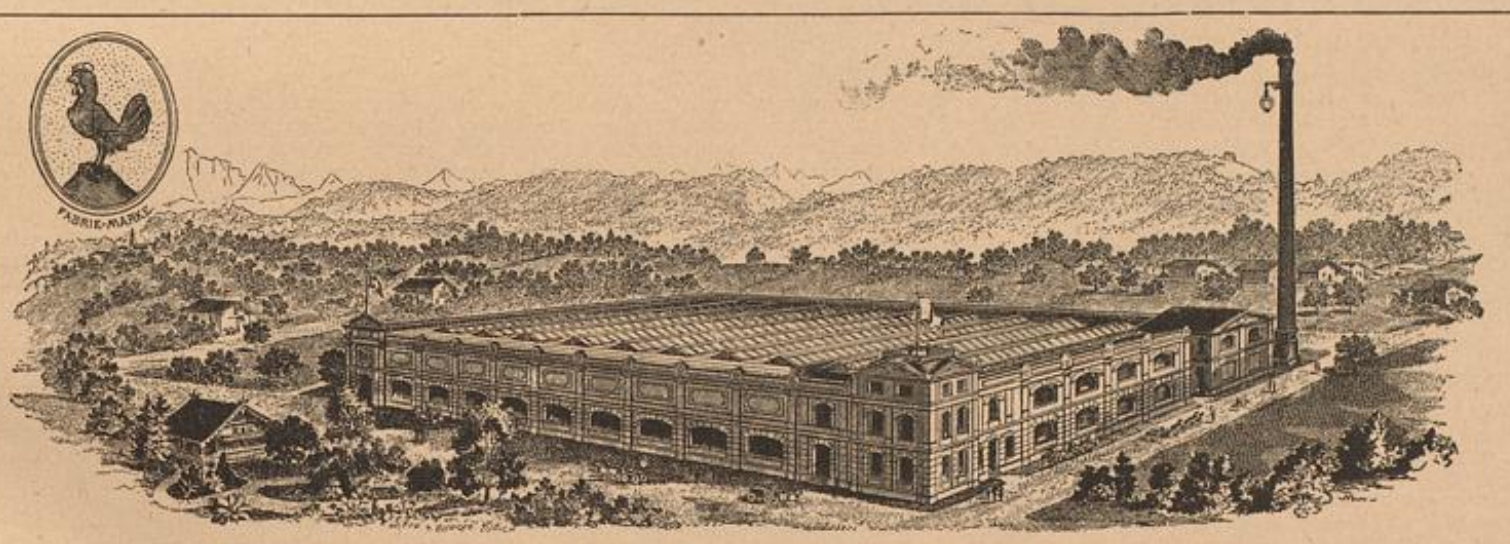
Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Noch ausgangs der Saison beschert uns die Mode eine der interessantesten und pikantesten Neuheiten, die sich denken läßt. Es mußte auffallen, daß bei dem Reichthum der diesjährigen Gesellschafts-Toilette der Haarschmuck etwas kümmerlich bedacht wurde. Man liebte es, nur solchen Schmuck anzubringen, der sich dem Kopfe anschmiegte, sich tief in die losen Haarwellen versenkte; die Auswahl erschien deshalb etwas beschränkt. — Auch das Goldnetz, das wir mit dem farbigen Bilde des Umschlages und in der nebenstehenden Skizze, in zwei durchaus verschiedenen Anwendungsarten darstellen, schließt sich dem Charakter der Haarfrisur innig an. Die große Abbildung giebt das aus starkem Golddraht, mit einem Abschluß winziger Filgelchen quadratisch gearbeitete Netz mit einer Längsseite über das zu einem Wulst emporgekämmte Haar gelegt wieder, dazu das Seitenhaar stark gekraust. An der Skizze dagegen fällt die Spitze des Netzes tief in die Stirn; das Haar erscheint im gewellten „Madonnen-Scheitel" arrangirt. Das dazu gezeichnete Kleid zeigt mit den gebauschten Aermeln und dem breit abstehenden, mit Spitzen besetzten Leinenkragen eine so starke Anlehnung an die Rubens-Zeit, daß es fast als Kostüm wirkt. Bei unserer Mode jedoch, die sich duldsam zeigt, so lange ihre Schöpfungen durch Kleidsamkeit bestechen, darf auch diese Toilette in intimeren Gesellschaftskreisen als zulässig gelten.

Goldenes Haarnetz.

C. E.

— Bei der Straßen-Toilette bleiben wir immer den einfacheren Formen mit wenig auffallender Garnitur getreu. Nachdem uns die Gesellschafts-Toiletten in der letzten Saison eine Ueberfülle an originellen Ideen, sowohl in Form als auch in Farben-Zusammenstellung geboten, erscheinen für das Frühjahr die einfachen und doch distinguirten Toiletten, wie die umstehende, am angemessensten. Hellgraues Tuch dient als



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich

empfiehlt:

Seid. Bastrobe

Mk. 13.80

bis **Mk. 68.50** p. Stoff z. kompl. Robe — Tussors u. Shantungs

owie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v. Mk.	1.85—18.65	**Seiden-Grenadines**	v. Mk.	1.35—11.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ „	13.80—68.50	**Seiden-Bengalines**	„ „	1.95— 9.80
Seiden-Foulards	„ 95 Pfge.	— 5.85	**Seiden-Surahs**	„ „	1.35— 6.30
Seiden-Masken-Atlas	„ 60 „	— 3.15	**Seiden-Faille française**	„ „	2.45— 9.85
Seiden-Merveilleux	„ 75 „	— 9.65	**Seiden-Crêpe de Chine**	„ „	2.35—10.90
Seiden-Ballstoffe	„ 60 „	—18.65	**Seiden-Foulards japan.**	„ „	1.45— 5.85

p. Meter.

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. **porto- und steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Material; die Längsstreifen, welche die Rockbahnen begrenzen und die Taillen-Garnitur ergeben, sind aus schwarzem Sammet und weißem Tuch übereinander gelegt. Das weiße Chemiset, das noch immer die Hinneigung zur Herrenmode bekundet, ist aus weißem Tuch gefertigt, der schwarze Medicis-Gürtel und die Cravate bestehen aus Moirés. An dem Hute erscheint die sehr breite, abstehende Form interessant; als Garnitur sind zwei horizontal gesteckte Federn verwendet, dazu rosa Rosen, vorn zu einem Bouquet geordnet und von einem Reiher überragt. Mit einem ganz schwarzen Hute dürfte die hübsche Toilette sich sehr gut für Halbtrauer eignen. D. K.

Promenaden- oder Halbtrauer-Toilette.

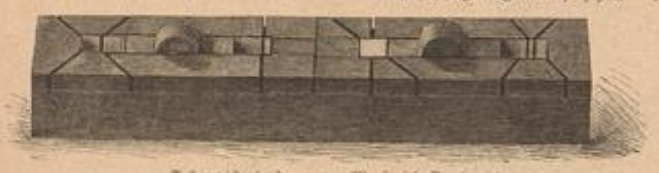
Paris. — Mit Beginn des Frühjahrs treten die bequemen, aus Rock, Bluse und Paletot zusammengesetzten Kostüme wieder in ihr Recht. Leichtes Tuch wurde an dem Modell unserer Skizze für Paletot und Rock verwendet, während die Bluse aus sehr starkem Flanell besteht. Der Rock ist in weiter Glockenform geschnitten, der Paletot zeigt Sackform, hinten durch eine Watteau-Falte erweitert und an beiden Seiten durch Einsätze vom Stoff der Bluse unterbrochen. Breite schwarze Litzen mit rosa Abschlußrändern und große graue Perlmutter-Knöpfe ergeben die weitere Ausstattung, die sehr geschickt zwischen den Grundfarben, gedämpftem Lavendelblau für Rock und Paletot, Cyclamenrosa für Bluse, seitliche Einsätze und den originellen spitzen, weit abstehenden Halskragen vermittelt. Der schwarz gehaltene Hut besteht aus einer Grundform von Roßhaar-Geflecht und einer Garnitur aus Straußfedern und Sammetschleifen. B. de G.

Promenaden-Toilette mit losem Paletot.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Schumachers Mosaik-Technik.

So groß auch das Gebiet der Liebhaberkünste ist, die zum Schmucke des Hauses von geschickten Frauen ausgeübt werden, so wenig die zarten Hände vor dem sprödesten Material zurückschrecken: die schöne, alte musivische Kunst wird noch immer wenig gepflegt. Zwar ist schon vor Jahren von der Holzschnitzerschule für Frauen der Versuch gemacht worden, die edle Kunstarbeit in das Gebiet der Frauenthätigkeit einzureihen, und auch diese Zeitschrift berichtete in der Nr. vom 1. November 1893 über die Glasstein-Mosaik. Aber die hübsche Technik hat keine große Verbreitung gefunden, besonders wohl aus dem Grunde, weil die Fabrikation nicht gleichen Schritt mit den Wünschen des Publicums hielt; sie gewährte bisher nur das Material zu wenigen Mustern und gestattete kein selbständiges Arbeiten und freies Schaffen. Deshalb ist die Einführung einer neuen, durch Patent geschützten Mosaik-Technik von Schumacher, in Osterode am Harz, mit Freude zu begrüßen, zumal dies Verfahren den Ungeübten wenig Schwierigkeiten verursacht und kunstfertigen Händen reichlich Gelegenheit bietet, ihr Können in frei erfundenen, reizvollen Arbeiten zu bethätigen. Diese werden wesentlich, und in anderer Weise als die sonst üblichen Kunstfertigkeiten, zu eigenartiger dauerhafter Verzierung der verschiedensten Gegenstände und zu farbenfroher Ausstattung des Heimes beitragen.

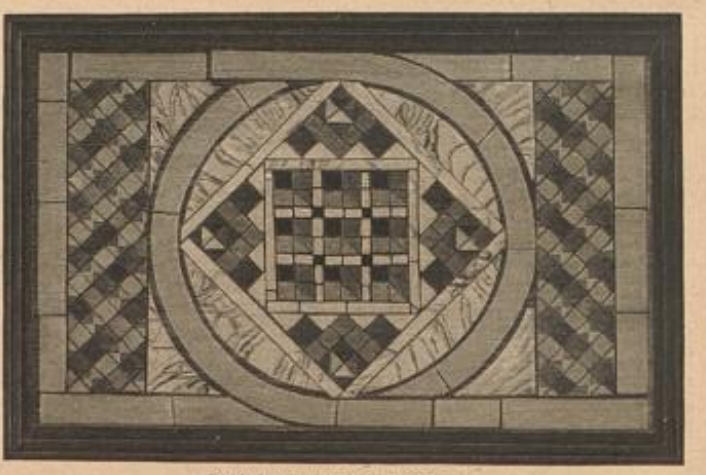


Schneidelade zur Mosaik-Technik.

Die Industrie liefert aus thonfarbigem Marmorguß allerlei Schalen, Dosen, Kasten, Briefbeschwerer, Lesepulte, Tische, sowie aus polirtem Nußbaum- und Olivenholz Cassetten, Etuis, Kästchen und Kasten für Schmuck, Handschuhe, Karten, Taschentücher, Nadeln ꝛc., — kurz zahlreiche Dinge, die zur Mosaik-Einlage geeignet sind. Jedoch ist die Technik durchaus nicht auf die für diesen Zweck hergestellten Erzeugnisse beschränkt; es lassen sich vielmehr mannigfache Gegenstände aus Holz, Metall, Thon, Stein mit Mosaik wirksam decoriren, sobald sie nur mit einem kleinen Rahmen versehen werden, den leicht jeder Tischler anfertigt.

Schale mit Mosaik-Einlage.

Die zur Ausführung der Mosaik erforderlichen Werkzeuge und Materialien sind in zwei geschmackvoll ausgestatteten Kasten vereinigt, die zwar je 8 Mark kosten, deren Inhalt aber so reichhaltig ist, daß er für eine Fülle hübscher Arbeiten dienen kann. Auch wird sich das eine oder andere der erforderlichen Instrumente — Laubsäge, Feile, Pincette, Gravir-Nadel, Schraubenzwinge, Sägebrett, Bleistift-Cirkel — schon längst in vielen fleißigen Händen befinden als erprobter, hilfreicher Freund bei mancher Kunstfertigkeit, und da man alle Geräthe einzeln erhalten kann, stellt sich dann die Auslage niedriger. Immerhin ist die zweckmäßige Zusammenstellung des gesammten Arbeits-Materials, bis auf Baus- und Copirpapier herab, äußerst bequem und angenehm. Als neues, eigenartig und sinnreich construirtes Werkzeug verdient die „Schneidelade" Beachtung. Sie ist mit zwei Nuthen von 5 resp. 7 mm Breite und vielen Einschnitten versehen und dient dazu, die Mosaik-Steine in verschiedene Formen sicher zu zerlegen, wenn das Muster eine Zurichtung des quadratischen Rohmaterials bedingt. Die Steine sind in sechs Farben — roth, gelb, blau, grün, weiß und schwarz — und in zwei Größen — 5 und 7 mm Oberfläche bei 4 mm Höhe — vorhanden; sie tragen stets auf einer Fläche einen Punkt, als Zeichen, daß diese Seite unten zu liegen kommt. Welche Mannigfaltigkeit von geometrischen Mustern sich aus den verschiedenfarbigen und durch Theilung verschieden gestalteten Steinen ergiebt, bedarf keiner Erklärung. Da außerdem noch acht einfarbige Platten, in Braun, Grau und den genannten Farben, für Einlagen und Hintergrund, und farbig marmorirte für die Umrandung sich darbieten, ist auch die Ausführung figürlicher Darstellungen ermöglicht und der Phantasie ein weiter Spielraum gewährt. Schon die dem Kasten beigelegten 24 Muster, die sich mannigfach variiren lassen, bieten eine Fülle von Anregung; aber allerwärts finden wir verwendbare Motive, nicht nur in illustrirten Zeitschriften und Stickereimustern, sondern auch in der Tapete, dem Teppich, dem Damast-Gewebe und anderen Dingen unserer Umgebung.



Deckel mit Mosaik-Einlage.

Für den ersten Versuch ist es rathsam, ein einfaches geometrisches Muster als Ausschmückung für einen Briefbeschwerer oder ein Kästchen zu wählen. Sind Dreiecke oder sonstige Theilstückchen erforderlich, so bereitet man die betreffende Anzahl sorgfältig vor. Wir legen den Stein in die Nuthe, rücken ihn an eine Querwand und halten den Schieber mit der linken Hand fest, während wir den Schnitt mit der breiten, senkrecht gehaltenen Laubsäge vornehmen. Wenn sich an den Sägezähnen Staub ansetzt, ist er mit dem Borstenpinsel zu entfernen. Nach Beendigung dieser Vorarbeiten wird mit der Arbeit begonnen, immer von der Mitte aus, die sich leicht durch Kreuzungslinien feststellen läßt. Nachdem wir etwas Natron-Wasserglas in den Blechdeckel des Kästchens gegossen haben, erfassen wir den betreffenden Stein mit der Pincette und setzen ihn an seine Stelle. So wird Stein an Stein gereiht, wie das Muster es vorschreibt, immer mit Beachtung des Punktes für die unten liegende, minder gute Fläche; denn bei dieser Technik wird nicht nach der Methode der Umkehrung „alla rovescia" wie bei der Glasstein-Mosaik, gearbeitet. Soll ein marmorirter Rand das Muster einfassen, so sind die erforderlichen Streifen aus der Platte herzurichten; dies geschieht mit der schmalen Laubsäge auf dem Sägebrett, das durch die Schraubenzwinge am Tische befestigt wird. Nachdem wir die geschnittenen Seiten auf Sandpapier glatt geschliffen haben, bestreichen wir die unteren und seitlichen Ränder dünn mit Wasserglas und fügen sie an richtiger Stelle ein. Um die kleinen, unvermeidlichen Lücken, die gerade für die Mosaik charakteristisch sind, zu füllen, bestreicht man die Oberfläche mit einem Kitt, der aus Marmorpulver und Wasserglas angerieben ist und gut in die Fugen eindringen muß. Hierzu wird ein Schabeisen benutzt, das auch zum Reinigen der Fläche und zum Abschaben der Steinchen dient, die etwa hier oder da ein wenig hervorragen.

Nun muß die Arbeit bis zum folgenden Tage trocknen; hierauf wird sie nochmals mit Schabeisen und Sandpapier sorgfältig gereinigt, vom Staub befreit und leicht mit einem angefeuchteten Tuche abgerieben. Ein dünner Anstrich mit Politur-Lack erhöht die Frische und Schönheit der Farben, während etwas Politur-Crême, nach dem Trocknen aufgetragen, ihnen Hochglanz verleiht. Zum Reinigen des Pinsels, der zum Lackiren benutzt wurde, dient Spiritus, für Wasserglas und die Werkzeuge genügt Wasser.

Die Anfertigung von figürlichen Darstellungen bietet ebenfalls keine große Schwierigkeit, namentlich für diejenigen, die schon gut mit der Laubsäge umzugehen wissen. Denn hierbei ist die Hauptsache, daß die auf die Platten genau aufgebauste Zeichnung vermittelst der schmalen Laubsäge auf dem Brett recht eigen ausgesägt und so bearbeitet wird, daß alle Mustertheile in den verschiedenen Farben genau in den Fond einpassen. Nach dem Abglätten und Befestigen kommt die Gravir-Nadel zur Anwendung, mit der alle feineren Linien, wie die Vorlage es vorschreibt, eingeritzt werden, und zwar möglichst tief, damit die Gravirung auch nach dem Abschleifen wirkungsvoll bleibt. Die übrigen Manipulationen sind dieselben, nur ist es zweckmäßig, den Kitt zweimal aufzustreichen, damit er dunkler erscheint. Sollen einige Steine oder Theile golden wirken, so werden sie vor dem Lackiren mit Wasserglas und dann mit Goldbronze überzogen. Man kann nicht nur die Mosaik-Einlage, sondern auch die Gegenstände aus Marmorguß lackiren und sie dadurch vor Staub sicher zu schützen; meistens geschieht dies aber nur bei der Mosaik und der marmorirten Bordüre, denn die matte Thonfarbe erscheint unlackirt zarter und schöner. Auch läßt sich die Masse leicht mit Borstenpinsel oder leinenem Lappen abwaschen; man braucht nur dem Wasser etwas Borax (50 Gramm auf 1 Liter) zuzusetzen.

Unsere Frauen und ihr Heim!

Die dankenswerthen Bestrebungen: die Wohnräume, den häuslichen Herd nach eigenem Empfinden auszustatten, in der Anordnung und Dekoration derselben den Charakter des Individuellen zum Ausdruck zu bringen und sich auf diese Weise nach und nach von den mehr oder weniger schablonenhaften Rathschlägen des Dekorateurs loszumachen, gelangen — namentlich unter den höheren Ständen — erfreulicherweise immer mehr in Aufnahme, und im Gefolge dieser Bestrebungen wird sich dann auch gar bald der sicherste Weg zeigen, eine — deutscher Eigenart voll entsprechende Wohnungs-Ausstattung herauszubilden.

Noch schaut sowohl der deutsche Fachmann, als auch der Laie bei einer Wohnungs-Ausstattung zu sehr bald nach Frankreich oder England, bald nach Japan, Amerika oder dem Orient und die so oft gehörte Frage: „Welcher Stil ist denn nun eigentlich derjenige, der auf lange Zeit die deutschen Erfordernisse zu befriedigen im Stande sein wird" verräth am Besten das unsichere Herumtappen sowohl der Fachleute, wie des Publikums.

Jeder Stil hat seine Berechtigung, wenn er mit Verständniß und künstlerischem Empfinden — d. h. in diesem Falle, mit dem nöthigen Anpassungsvermögen an deutsche Bedürfnisse und Gewohnheiten — am richtigen Platze angewendet wird. Das Schöne bleibt ewig schön, gleich welcher Stilepoche es angehören mag, siegreich wird es jede Modewandlung bestehen! Jeder Stil hat seine Reize, und auch dem ältesten lassen sich immer wieder neue und interessante Seiten abgewinnen, wenn tüchtige Schulung gepaart mit künstlerischem Können zusammenwirken. Wo letztere jedoch fehlen, sieht es oft sehr bedenklich aus!

Ist es in der Ueberfülle des Gebotenen schon für den Künstler und Fachmann schwer, das Gediegene herauszufinden, um wie viel rathloser steht das große Publikum da, sich in diesem Chaos der Geschmacksrichtungen zurecht zu finden!

Nach dieser Seite eine Richtschnur zu geben, den Künstler und Fachmann anzuregen, den Laien zu unterrichten und zu belehren, einen Sammelpunkt für das wirklich Gute und Schöne in der Wohnungs-Einrichtung und Ausschmückung, eine Vermittlerin zwischen Künstler, Fachmann und Laien zu bilden, das ist das Ziel, welches sich die in dieser Zeitschrift bereits öfters erwähnte und rühmlichst bekannte „Zeitschrift für Innen-Dekoration" (Mein Heim — mein Stolz!) gesetzt hat, von der vor Kurzem der V. Bd. unter dem Titel: „Die Ausschmückung und Einrichtung der Wohnräume in Wort und Bild" erschienen ist.*) Sie will den vielfachen Ansprüchen der Jetztzeit Rechnung tragen, nach den verschiedensten Seiten Gutes und Empfehlenswerthes bieten und so fördernd auf den Geschmack des Publikums einwirken.

In jeder gebildeten Familie findet sich wohl heutzutage eine illustrirte Familien-Zeitschrift oder ein Mode-Journal, aber in den weitaus meisten Fällen fehlt — entgegen den Gebräuchen in England und Amerika — jede literarische oder künstlerische Publikation, welche Anregung für die vielseitige Gestaltung der Wohnräume giebt. — Wie anregend für Geist und Gemüth ist es, wenn in gewissen Intervallen kleine Veränderungen in der Wohnung vorgenommen werden, hier eine neue Draperie, dort ein lauschiger Erker oder ein hübsches Eck-Arrangement und Anderes neu geschaffen würde, abgesehen von denjenigen „Zufälligkeits-Arrangements", welche bei Anlaß von Gesellschaften, Bällen, Diners usw. plötzlich — aus irgend welchem Grunde — getroffen werden müssen, um das Auge der Gäste zu erfreuen und neben den gastronomischen, musikalischen oder sonstigen Genüssen auch in künstlerischer Beziehung dazu beitragen, den Aufenthalt der Geladenen zu einem angenehmen und erinnerungsreichen zu gestalten.

Welch' hohe Befriedigung muß dem Wohnungs-Inhaber oder Festgeber das Bewußtsein gewähren, solche dauernde oder vorübergehende Arrangements nach eigenen Angaben, aus eigenem Schönheitsgefühl und Studium geschaffen oder veranlaßt zu haben.

Ein treffliches Vorbild gewährt in dieser, wie auch in so manch anderer Beziehung eine sehr hohe Herrin, welche bei dem Bau ihres, herrlich an den Abhängen des Taunus gelegenen Landsitzes überall mit meisterhaftem Verständniß höchstihren eigenen Geschmack bei sämmtlichen Fragen der inneren und äußeren Ausstattung ihres Schlosses zur Geltung zu bringen wußte!

Ebenso unerläßlich also wie eine Familien-Zeitschrift oder ein Mode-Journal, muß es auch für jeden Gebildeten werden eine Zeitschrift zu lesen, welche in feuilletonistisch gehaltenen Aufsätzen und künstlerisch ausgeführten Illustrationen Anleitung giebt zur Erreichung, sei es eines behaglichen lauschigen Familien-Heims oder jener formvollendet und interessant eingerichteten Prunk- und Repräsentations-Räume, welche die gesellschaftlichen Pflichten der höheren Kreise zu unterhalten erfordern. —

„Mein Heim — mein Stolz!" das sollte der Wahlspruch einer jeden besseren Familie sein. Diese Devise birgt einen schier unbegrenzten Wirkungskreis voll der anregendsten und vielseitigsten Thätigkeit und schließt als Resultat das größte — das „häusliche Glück" in sich. Ein halbjähriges Probe-Abonnement dürfte dieses gar bald bestätigen!

Dr. R.

*) Verlag von Alexander Koch in Darmstadt N. 50. ¼jährl. M. 5.— (Ausland 5.50). Bd. V. (1894) eleg. gebd. M. 25.—. Probehefte gegen Einsendung von M. 1.— in Briefmarken. Inh.-Verz. gratis erhältlich. D. Red.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Eierwärmer aus bemaltem Filz.

Da sich auf den einfarbigen Platten sehr gut mit Oelfarbe malen läßt, wird manche geschickte Hand den Pinsel benutzen, um der Arbeit einen weiteren Reiz hinzuzufügen.

Der erste Versuch mag etwas mühevoll erscheinen, aber bei jeder neuen Arbeit werden sich die Schwierigkeiten mindern, und mit den schnelleren Erfolgen wird das Interesse an der uralten musivischen Kunst zunehmen, die sich hier im modernen Gewande als angenehme Beschäftigung im Hause und zum Schmucke des Hauses darbietet.

O. A.

Eierwärmer aus bemaltem Filz.

— Kleine, scherzhafte Ostergaben, die man zum Feste auszutauschen liebt, können stets auf freundliche Aufnahme rechnen; umsomehr wenn sie, wie die nachstehend dargestellten Sächelchen, in Form und Ausstattung durchaus „saisongemäß", auch praktischen Nutzen gewähren. Um mit den, an sich wohlbekannten Eierkörbchen zu beginnen, so hat man den zierlichen, aus Reisstroh geflochtenen Behältern, dem runden, wie dem ovalen mit geschnörkeltem Henkel, durch die Ausschmückung ihrer farbigen Filz- oder Flanelldecke mit drolliger Malerei oder leichter Stickerei von neuem Beachtung geschenkt. Bandschleifen oder bunte Tuchstreifen verzieren den Griff oder den Rand der Decke. Als niedliche Neuheit präsentiren sich ferner die, als nützlich erprobten Eierwärmer aus Filz; aus zwei gleichen Theilen zusammengenäht, erscheinen sie in Eiform mit dem gelungenen Portrait des Osterhasen, einem Küchlein, das eben die Schale verläßt, oder dergleichen. Die aus weißem oder weißgelbem Filz bestehenden Hüllen, etwa 10 cm hoch und 8 cm breit, sind schon vorgedruckt und fertig bemalt käuflich. Selbstverständlich eröffnet die phantasievolle Ausgestaltung dieser Scherze geschickten Händen ein weites Feld.

J. F.

Eierkörbchen mit bemaltem Filzdeckchen.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 61. Flechtenstich-Stickerei mit Umrandung. Spanien. XVII. Jahrhundert. Durch kunstvolle Vertheilung weniger Farbentöne erzielt die unserer eigenen Sammlung entnommene, altspanische Leinenstickerei, welche dem heutigen Musterblatt zur Vorlage diente, eine besonders vornehme coloristische Wirkung. Mit der, als „spanischer Flechtenstich" bekannten Stickweise sind unsere Leserinnen zuletzt durch die Nr. vom 1.9.94 vertraut; wechselnde Stichlage hebt den Glanz der offenen Stickseide vortheilhaft hervor. Eine Strichstich-Umrandung, die alle Formen begrenzt, erleichtert die Uebertragung des ausnehmend formenschönen, edlen Musters in Typen, und diese gestatten zugleich die Ausführung auf kräftigerem Gewebe, sowie in allen, dem Kreuzstich verwandten Sticharten. Um die prächtige Borte, deren Eckbildung sich nahezu von selbst regelt, als Plein oder Mittelstück zu gestalten, empfiehlt es sich den Eckspiegel zu Hülfe nehmen.

J. F.

Bezugsquellen: Goldnetz: J. H. Werner, Hof-Juwelier, W, Friedrichstr. 173. — **Arbeitskasten und Gegenstände zur Mosaik-Technik:** Holzschnitzerschule für Frauen, W, Kronenstr. 57. Anfertigung von Mosaik-Arbeiten übernimmt Fräulein Bertha Tetzner, W, Ziethenstr. 13. — **Eierwärmer und Eierkörbchen:** H. Langenbeck, W, Potsdamerstr. 37.

Original Singer Nähmaschinen

Höchste Arbeitsleistung! Leichteste Handhabung!
Schönster Stich! Grösste Dauer!
sind die Eigenschaften, denen die Original Singer Nähmaschinen ihre unvergleichl. Erfolge verdanken

Die Neue Familien Nähmaschine

der Singer Co., die hochharmige **Vibrating Shuttle** Maschine, hat sich wieder, wie alle bisherigen Erzeugnisse dieser Fabrik, als ein glänzender Erfolg erwiesen; dieselbe ist mustergültig in der Construction, leicht in der Handhabung und unübertrefflich in Leistungsfähigkeit.

12 Millionen Original Singer Maschinen

für den Hausgebrauch, Weißnäherei, Damen-Confection und industrielle Zwecke jeder Art im Gebrauch, mehr als 400 erste Preise sind denselben verliehen worden, so jetzt wieder von allen Ausstellern auf der

Weltausstellung Chicago die höchste Auszeichnung 54 ERSTE PREISE.

G. NEIDLINGER, Hoflieferant, HAMBURG.

Filialen an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.

Hausfrauen erregen Aufsehen

in allen **Kaffee-Gesellschaften,** wenn sie ihren Gästen meine als vorzüglich anerkannten **Fredener Zucker-Zwiebäcke** und **Kaffee-Kringel** vorsetzen. Mein Gebäck ist nahrhaft, leicht verdaulich, wohlschmeckend und kann aufbewahrt werden.

1 Probekistchen mit 200 Stck. Zwieback und 75 Stck. Kringel wird für **Mk. 4,00** franco versandt. **C. Haselhorst,** Versand-Bäckerei, **Freden** a. d. Leine.

ED. PINAUD
PARIS, 37, Bd de Strasbourg
PARIS 1889
Ed. Pinaud's Berühmte Parfums
Violettes de Parme
IXORA BREONI
BRISA DE LAS PAMPAS
BOUQUET THÉODORA
Ed. Pinaud's SAVON IXORA
Die Seife der eleganten Welt.
GRAND PRIX

Musik-Instrumente
aller Art: Spec. **Alte Geigen.**
Dölling & Winter
Markneukirchen.

Berlin. Gustav Cords, Cöln a/Rh.
Leipziger-Strasse 36. BERLIN W. 8, Ecke Charlotten-Strasse.

Special-Offerte für Neuheiten in wollenen Damen-Kleiderstoffen.

Ganzwollene glatte Fantasie-Gewebe.
Saison-Neuheiten.

Kräftige Köper-, Serge- und Diagonal-Bindungen in allen hellen, mittleren und buntfarbigen neuen Melangen für Promenaden- und Reisekleider.

Breite 96/100 cm, das Meter **1 Mk., 1 Mk. 20 Pf., 1 Mk. 50 Pf.**
Breite 105/115 cm, **1 Mk. 60 Pf., 1 Mk. 80 Pf., 2 Mk.**
Breite 120 cm, **2 Mk., 2 Mk. 50 Pf., 3 Mk., 3 Mk. 60 Pf., 4 Mk., 4 Mk. 80 Pf.** und **5 Mk. 20 Pf.**

Schottische Home-spun- und Zwirn-Qualitäten.

Von den renommiertesten Fabrikanten aus den besten Hochlandwollen hergestellt. Reichhaltige Auswahl in schönen neuen Farbenstellungen und kleinen Karos im Noppen-, Flammen- und Fantasie-Geschmack.

Breite 115/118 cm, das Meter **2 Mk., 2 Mk. 70 Pf., 3 Mk., 3 Mk. 50 Pf., 4 Mk.**
Breite 120/132 cm, **4 Mk. 80 Pf., 5 Mk. 50 Pf., 6 Mk. 40 Pf., 7 Mk. 80 Pf.**

Ganzwollene gemusterte und gestreifte Fantasie-Gewebe.

Neue Chiné- und Flammen-Effecte auf Taffet- und Croisé-Grundstoffen, sowie kleine ansprechende Jacquard-Figuren und schmale Streifen in den verschiedenartigsten Ausführungen.

Breite 100 cm, das Meter **1 Mk. 20 Pf., 1 Mk. 40 Pf., 1 Mk. 60 Pf., 1 Mk. 80 Pf.**
Breite 115/120 cm, **3 Mk. 20 Pf., 3 Mk. 50 Pf., 4 Mk.** und **4 Mk. 20 Pf.**

Gemusterte Fantasie-Gewebe mit Seide.
(Bourette-Kunstgarn.)

Cheviot- und Krepp-Grundstoffe in geschmackvollster Weise mit mehrfarbigen Seiden-Effecten im Noppen-, Streifen- und Karo-Geschmack ausgeführt.

Breite 98/100 cm, das Meter **1 Mk. 70 Pf., 2 Mk., 2 Mk. 50 Pf., 2 Mk. 70 Pf.**
Breite 115/120 cm, **1 Mk. 90 Pf., 2 Mk. 10 Pf., 2 Mk. 50 Pf., 2 Mk. 90 Pf., 3 Mk. 50 Pf., 4 Mk.**

Proben-Versand nach auswärts.

Um *Probenbestellungen* bei der Reichhaltigkeit sämtlicher Läger *prompt* und *richtig* effectuieren zu können, wird um Angabe der *Art* sowie des *Zwecks* und um *annähernde Preisbestimmung* der gewünschten Stoffe höflichst gebeten.

Muster und alle Aufträge von 10 Mark an franko.

Seidenstoffe
direkt aus der Fabrik von von Elten & Keussen, Crefeld,
in jedem Maaß zu beziehen. Schwarze, farbige u. weiße Seidenstoffe, Sammte, Plüsche u. Velvets. Man verlange Muster mit genauer Angabe des Gewünschten.

DER GUTE TON
in allen Lebenslagen. Ein Handbuch für den Verkehr in der Familie, in der Gesellschaft und im öffentl. Leben von *Franz Eckhardt.* 12. verb. Aufl. Prachtwerk in 8°. Gedr. in 2 Farb. a. Velinpap. m. viel. Vign. 47 Bog. eleg. geb. m. Goldschn. 10 Mk.
II. Teil. Unserer Frauen Leben. 3. verb. Aufl. 20 Bog. geb. 6 Mk.
Zu beziehen durch alle Buchh.
oder direkt portofrei v. Verl. **JULIUS KLINKHARDT** in **Leipzig** u. **Berlin** W.

Negergarn
ist das beste baumwollene Strickgarn
Diamantschwarz und alle Farben echt
und nicht gesundheitsschädlich
NEGERGARN-ESTREMADURA, NEGER-DOPPELGARN
auch in gebleicht aus dem edelsten Material gefertigt.

Rollschutzwände, gesetzl. gesch. **Stellbare Zug-** sowie **Patent-Ketten-Jalousien, Rollläden** etc. empfiehlt billigst
Rollwände- u. Jalousien-Fabrik
C. Behrens, Hannover.
Gegründet 1860 von **Davids & Co.**

Jacob Ravené Söhne
Berlin C., **Stralauer-Str. 28/29.**

liefern: **Garten- u. Balkon-Möbel. • Zelte • Zeltbänke Rasenmäher Baumscheeren Feld- u. Gartengeräthe** in grosser Auswahl.
Complette **Wirthschafts-Einrichtungen.**
Preislisten auf Bezugn. d. Ztg. **kostenfrei.**

Naphtha-Seife
durch Gebrauchsmuster geschützt
reinigt die Wäsche lediglich durch Kochen ohne zu reiben. Zu haben in den meisten Drogen- u. Seifen-Geschäften od. direkt durch
van Baerle & Sponnagel,
Berlin N., Hermsdorferstr. 8.
Probe-Post-Pakete von 3 Mk. an franko!
Wiederverkäufer gesucht.

Gegen **Stuhlverstopfung, Schwerverdaulichkeit, Hämorrhoidalleiden** empfohlen! **Wirkt nicht heftig** wie Pillen, Rhabarber, Senna, Tamarinde u. drastischere Stoffe, sondern **mild** und regelt die Verdauung ohne jede Beschwerde; geeignet für jedes Alter. Da minderwerthige Nachahmungen, fordere man ausdrücklich „Liebe's echten Sagradawein"; 2/3 und 1/1 Flaschen in den Apotheken.

Meinen Mitmenschen,
welche an Magenbeschwerden, Verdauungsschwäche, Appetitmangel 2c. leiden, theile ich herzlich gern u. **unentgeltlich** mit, wie sehr ich selbst daran gelitten, und wie ich hiervon befreit wurde. Pastor a. D. **Kypke** in Schreiberhau (Riesengebirge).

Blitzsaubere
Fussböden
erhält man durch **Müller & Mann's** streichfertige **Bernsteinlackfarbe,** enorm haltbar, schnelltrocknend, leicht anwendbar.
Streiche
selbst, dann sparst Du.
Versand direkt von der Fabrik in allen Farben. Postpackete Brutto 10 Pfund franko unter Nachnahme von 7,65 Mark.
Edmund Müller & Mann, Lackfabrik, Charlottenburg 11.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Bergmann's

Lilienmilch-Seife

von Bergmann & Cie

Zürich — **DRESDEN-RADEBEUL** — Tetschen a/E.

ist infolge ihrer gewissenhaften Herstellung und ihres reichlichen Gehaltes an kosmetischen Ingredienzien das beste Mittel gegen alle Hautunreinigkeiten und Hautausschläge und unentbehrlich zur Erhaltung eines frischen, zarten, weissen Teints. ☞ Empfehlenswerteste Kinder-Seife.

Man hüte sich vor Nachahmungen.

Nur echt mit der Schutzmarke:
Zwei Bergmänner.

Vorrätig à Stück 50 Pfg. in den meisten Apotheken, Droguerien und Parfümerie-Geschäften.

Ersparnisse

machen die Damen, welche vor Beginn grösserer Arbeiten Muster meiner Spezialitäten:

Strickwolle

(26 versch. Sort.), **Rockwolle** (8 versch. Sort.), **Deckenwolle** (8 versch. Sort.), **Tuchwolle** (13 versch. Sort.), **Teppichwollen, Stickwollen, Strick-, Stick- und Hakelgarne** aus Baumwolle, Halbwolle, Leinen, Ramie etc. verlangen.

Echtschwarze Baumwollgarne

in 12 versch. Sorten u. Stärken,

Strickereien nach Gewicht,

eign. Fabr., stellen sich sehr vorteilhaft. Man verlange güt. die Mustersortimente f. 1894/95, welche alle Sorten in natura zeigen, sowie das neue Preisbüchel mit Beschreibungen und Arbeitsvorlagen direkt von:

Paul Hoffmann, Ruhrort.

M. M. Catz · Crefeld

Seiden- und Sammet-Manufactur.

Gegründet 1846

empfiehlt ihre vorzüglich bewährten

Seiden-Stoffe

für Strassen-, Gesellschafts- und Ball-Toiletten.

Brautkleider.

Muster franco. Muster franco.

Verlange Stollwerck'sche **CHOCOLADE**

Ueberall käuflich v. M. 1.20 ½ Ko. an aufwärts.

Franz Christoph's **Fufsboden-Glanzlack**

in gelbbraun, mahagoni, nufsbaum, eichen und grauer Farbe. Sofort trocknend geruchlos. von Jedermann leicht anwendbar.

Niederlagen, die durch Plakate kenntlich, in den meisten Städten Deutschlands, sonst direkter Versandt in Postkolli à Mk. 9,50 franko ganz Deutschland. Farbenmuster und jede weitere Auskunft bereitwilligst durch die Fabrik **Franz Christoph, Berlin N. W.,** Mittelstrasse 11

Für Kinder genügt ¼–½, für Erwachsene ½–1

Tam.-Confitüre.

In Schachteln à 80 Pf., auch einzeln à 15 Pf. in allen Apotheken.

Nur echt von **C. Kanoldt** Nachfolger, Apoth. — Gotha.

Apoth. Kanoldt's **Tamar Indien.**

Aerztlich warm empfohlen., unschädl., rein pflanzl., sicher und schmerzlos wirkende **Confiture laxative**

von angenehm erfrisch. Geschmack ohne jede nachteilige Nebenwirkung. Allein echt.

Appetitlich. — Wirksam.

Seit Jahren in Kliniken und grösseren Heil-Anstalten gegen *Verstopfung,* Congestion, Leberleiden, Hämorrhoiden, Migräne etc. fortlaufend in Anwendung.

№ 4711. Eau de Cologne

in Köln 1875 mit dem einzigen ersten Preise.

auf allen Ausstellungen mit den ersten Preisen ausgezeichnet.

In allen feinen Parfümerie-Geschäften zu haben.

hergestellt von Ferd. Mülhens №4711 Köln.

Madapolam-Stickereien, Tüll-Gardinen und Klöppelspitzen

leinene billigst und in reichster Auswahl

direct vom Fabrikanten

Oscar Kinne, Eibenstock i/Erzgeb.

Muster umgehend und postfrei.

In Österr.-Ung., Deutschl. patent. **Frisuren-Monteur** womit man im Augenblick ohne

Haarbund und Haarnadeln die schönste, angenehmste Damenfrisur leicht ausführen kann. Nicht zu verwechseln mit den bereits bekannten Nadeln. Mit dem Monteur wird das Haar verbunden und der verbundene Haarsträhn um seine Arme gewunden. Pr. Stück imit. fl. 1.50 — fl. 2.—, echt Schildp. fl. 4 —. Versandt geg. Voreinsend. od. Nachnahme. Prospecte gratis.

A. Stockinger, Wien I. Spiegelgasse 8.

●● Reizende Neuheit! ●●

Wäsche-Puff u. Closet

für Erwachsene und **Kinder** passend! Durch Wasserverschluß vollständig luftdicht und geruchlos! Preislisten und Empfehlungen gratis und franko!

Carl Dettmer, Cöthen i. A. 13.

Neu! Unentbehrlich für Hausfrauen. Neu!

Dampf-, Wasch- u. Spülmaschine

gesetzl. geschützt Nr. 33425.

Diese Maschine bietet ganz besondere Vortheile und zeichnet sich durch bedeutende Leistungsfähigkeit gegen andere Maschinen aus. Dieselbe paßt auf jeden Herd, ersetzt den Waschkessel und dürfte bald für jeden Haushalt unentbehrlich werden.

Prospecte und Gebrauchsanweisungen gratis. Gut eingeführte Vertreter gesucht.

H. Laborde Nachf., Magdeburg.

C. F. W. Lademann Söhne, Berlin C, Wallstrasse 84–85.

Ausstattungs-Magazin für Haus und Küche incl. Küchenmöbel

empfehlen besonders: **Reinnickel-Kochgeschirre, Terrinen, Bratenschüsseln, Kaffee- und Thee-Service.** Ferner: Nickel-Brodkörbe, Präsentir-Flaschen- u. Gläserteller etc. Weinkühler, Butter-, Cakes- u. Honigdosen. Eiserne Bettstellen nebst Matratzen, Polsterbetten. Wasch-, Wring- u. Mangelmaschinen. Waschtische, Waschständer, Wannen, Closets, Bidets.

Preislisten gratis und franko.

Wenn Sie schön erscheinen wollen, dürfen Sie nicht

zu schlank

sein. Geg. 20 Pf. Marke sendet Prospekt üb. seit Jahren bewährte u. garantirt unschädl. Behandlung für Damen, welche eine gute Figur u. schöne Formen zu erhalten wünschen, das **chemische Laboratorium** von **L. Pietsch, Blasewitz-Dresden.**

Mal-Utensilien

für Porzellan-, Glas-, Oel-, Aquarell-, Majolika-, Bronce-, Gobelin-, Chromo-, Pastell-, Brandmalerei etc. Folgende Listen mit 300 Illustrationen senden auf Verlangen: No. 19a **Pastellmalerei,** 19b **Gegenstände zum Bemalen, Gobelinmalerei, Brandmalerei** etc., 19c **Oel-** und **Aquarellmalerei,** 19d **Porzellan-, Glas-** und **Majolikamalerei.**

Müller & Hennig, Künstlerfarben-Manufactur, Dresden.

MUSIK-WERKE

PATENT EHRLICH.

„Monopol". Resonatorspieldose besten Systems. Vollkommenste Musik. Grösst. Noten-Repertoir.

Unverwüstliches Notenblatt **„Semper invictus"**, mit verlöthet. Spitzen.

„Ariston". D. R.-P. Nr. 79765. Weltbekanntes Musikinstrument.

Notenrepertoir 6000 Nummern.

Verkauft bis Juni 1894 an Instrumenten 300 000 Stück.

MECHAN. PIANINO.

Specialität:

„AUTOMATEN".

„Bauern-Musik". „Gnom".

Neuheit: **Flötespielender Hirtenknabe** (Kunstwerk).

„ORCHESTRIONS", mit und ohne bewegliche Figuren.

Zu beziehen durch alle besseren Musikwaaren-Handlungen, Exporteure u. Grossisten.

Das beste u. berühmteste Toiletpuder

VELOUTINE FAY

EXTRA POUDRE DE RIZ

mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Passendstes Geschenk.

Die Firma **Davids & Co.,** jetzt nur in Berlin, garantirt bei billigen Preisen tadellose Ausführung.

Davids Patent-Rollwände

sind anerkannt die besten Schutzapparate gegen Zugwind, Neugier etc., für Zimmer, Gärten, Balkons, Hotels, unentbehrlich für Krankenzimmer. Leicht zu handhaben. Grosse Auswahl in einfacher wie eleganter Ausführung. Nur allein bewährte Konstruktion. Ueber 40 Tausend Stück im Gebrauch. **Stellbare Sonnen-Jalousien** mit Garten und Patent-Ketten-Verbindung, beste Ausführung unter mehrjähr. Garantie. **Roll-Jalousien** mit Lichtschlitzen, als Verschluss und Schutz gegen Sonne und Fensterkälte. **Holz-Rouleaux, Patent-Automatenstühle** für Zimmer und Garten etc.

Preislisten bitten postfrei zu verlangen.

Davids & Co.,

BERLIN C., Seydelstrasse 4 und 27, am Spittelmarkt. Fernsprecher I 2467.

Halb. Roll. v. ca. 25 qm frco. d. ganz Deutschl.

Linoleum „Henel".

Qualitäts-Proben und Muster franco.

Einfarbig ca. 2 mm stark, qm	1,60 M.
Gemustert „ 2 „ „ „	1,80 „
Einfarbig „ 3 „ „ „	2,30 „
Einfarbig „ 3½ „ „ „	2,85 „
Gemustert „ 4 „ „ „	3,30 „
Granit ca. 4 mm in durchgeh. Must., tritt sich nie ab, qm	4,25 „
Extrabreites englisches Linoleum 366 cm (4 engl. Yards) breit Einfarbig ca. 4 mm stark, qm	3,70 M.
Gemustert „ 4 „ „ „	4,60 „

Läufer und Teppiche in allen Grössen.

Jul. Henel vorm. **C. Fuchs,** Lieferant mehrerer Höfe. **BRESLAU, Am Rathhause No. 24/26.**

Billige Bezugsquelle ab Fabrik-Depot

Einzelne Meter unfrankirt zu obigen Preisen.

Zuntz Java-Kaffee

Unübertroffen in Wohlgeschmack Reinheit und Kraft!

Käuflich in allen Geschäften der Konsumbranche.

A. Zuntz sel. Ww. Hoflief. **Bonn, Berlin, Hamburg.**

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W., Potsdamerstraße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 8. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 14. April 1895. — Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Indian Summer.

Eine Herzensgeschichte von Wilhelm Wolters in Dresden.

(Fortsetzung.)

Fünftes Kapitel.

Antonie.

12. August.

Das war eine wahre Erfrischung! Stadtluft! Andere sehnen sich hinaus auf die Berge, in den Wald; für mich ist Staub-, Ruß- und Rauchgeruch wie Tannenduft, und das Gerassel der Wagen klingt mir wie das erfrischende Rauschen eines Wasserfalls. Bedenke doch, wenn man seit beinahe einem Vierteljahre keine Droschke zu Gesicht bekommen! Ich habe mir von der Glückskutsche mit dem weißen Gaule, die uns nach dem Bahnhofe brachte, die Nummer aufgeschrieben und werde sie in der Lotterie spielen, — vorausgesetzt, daß nicht irgend welche force majeure mich daran hindert.

Es war so reizend, daß sich alles so arrangirte, und wir so lange allein sein, uns wieder einmal ganz aussprechen konnten! Ich will zu beherzigen suchen, was Du mir gesagt, mir Mühe geben, in diesem Leben auch das Gute herauszufinden.

Wie hübsch Du's hast! Nun weiß ich doch genau, wie ich Dich mir vorstellen muß, wenn Du Deine Schriftsteller-Feder für mich über das Papier sausen läßt, in dem heiligsten Deiner drei' Stübchen; denn Du hast drei in einem; in jeder Ecke eines. Die Gelehrtenstube in der ersten, mit Bücherregal und Schreibtisch und, was mir am meisten imponirt hat, einem ordentlichen, richtigen, großen Tintenfasse, nicht so einem jämmerlichen Krystall-Fingerhut oder sonst einem Nippes-Ding, in dem ewig die Tinte eingetrocknet ist; in der zweiten das Hausmütterchen-Zimmer mit Nähtisch und Blumenfenster; und dann der Plauder-Salon mit Deines Vaters altem Leder-Lehnstuhl, in dem ich so gemüthlich gesessen wie noch nie auf meinen Sammet-Fauteuils, und den beiden Puffs. In der vierten steht der Ofen, sonst, bin ich überzeugt, hätte Deine Kunst dort noch ein Wartezimmer errichtet. Ich finde alles entzückend; selbst in den braunen, jovialen Etage-Ofen mit seinen lustigen Schnörkel-Verzierungen habe ich mich verliebt. Ich bin so begierig, wie sich bei Dir alles entwickeln wird. Entwickeln! Glücklich, wer irgend eine Entwickelung zu erwarten hat, so oder so, einerlei ob zum Guten oder zum Schlechten, es ist immer besser als gar keine! Doch ich will nicht gleich wieder mit Klagen anfangen, obgleich ich ein gutes Recht dazu hätte. Papa hat auf der ganzen Rückreise kein Wort gesprochen und noch spät in der Nacht mit Mama eine Unterredung gehabt, um halb zwölf — und nach einem Besuche bei seinem Bankier. . . . Hätte ich jemals gedacht, daß ich ein Interesse für die Kurse bekommen würde!

Uebrigens, was ist doch Dein Bruder für ein netter Mensch geworden. Etwas keck; aber das ist gerade hübsch. Auch ein wenig zum Scherz, zum Spott geneigt, wie Dein Arzt (Du brauchst nicht über Deinen Arzt roth zu werden); aber das gefällt mir. Ich bin jedenfalls

Ostern im sonnigen Süden.

Nach dem Bilde von Noë Bordignon in Venedig. — Siehe Seite 64.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ein weites, kluges Herz; denn Heine, wie Du weißt, sagt ja:

„Die Philister, die Beschränkten,
Diese geistig Eingeengten,
Darfst Du nie und nimmer necken;
Aber weite, kluge Herzen" . . . u. s. w.

Ein Beweis für mich. Wenigstens ein Gutes, das ich an mir entdecke!

Es war sehr freundlich von Deinem Bruder, uns in die Conditorei zu Papa zu bringen. Doch ich glaube, Du stehst noch so unter seinem Pantoffel wie früher. Weißt Du, ich nannte ihn nur immer „die Fuchtel". Er schwang sie auch unbarmherzig genug über die ganz in Anbetung versunkene Schwester. „Ja, mein Bruder sagt, mein Bruder will, mein Bruder hat verboten," hieß es. Er scheint mir noch immer zu sagen, zu wollen und zu verbieten. Warum hast Du mir denn bis jetzt ganz und gar verschwiegen, daß er mit seiner ersten Novelle solches Glück gehabt? Schicke mir doch die Zeitungsnummern, ich möchte sie gern lesen.

Wera.

14. August.

Hier sind die Zeitungen! Heinrich läßt Dir sein Compliment machen und Dir sagen, Du möchtest gnädig mit seines Geistes Kindern verfahren. Er denke an Lessing's Ausspruch von dem Frauenzimmer-Auge, das in gewissen Dingen mehr sehe, als hundert männliche Augen, und er bitte Dich, deshalb wenigstens eins zuzudrücken; denn ein schärferes Urtheil als das von zweihundert Männern könne er auf einmal nicht ertragen. Insbesondere legt er Dir seine Damen ans Herz.

Empfiehl mich, bitte, bestens den Deinen, vor allem Deinem Vater, für den ich schwärme. Ich habe nichts Barsches, nichts Rauhes an ihm entdecken können. Er ist die Verkörperung des Cavalier-Begriffs vom Scheitel bis zur Sohle; soldatisch knapp in seinen Reden, ernst, ja, aber voll liebenswürdiger Noblesse in jeder Bewegung. So war er wenigstens in meiner Gegenwart. Seine Einladung an mich, auf ein paar Tage Euer Gast zu sein, ist doch ein Zeichen seiner zarten Aufmerksamkeit gegen Dich.

Schicke die Blätter, bitte, wenn möglich schon ehe ich komme, wieder zurück.

Antonie.

17. August.

Ich erfülle Deinen Wunsch, obgleich ich die Novelle gern noch länger behalten hätte. Ich habe sie mit beiden offenen Augen gelesen und danke Deinem Bruder verbindlichst für die gütige Ironie. Meiner Ansicht nach ist alles trefflich, kernig, frisch, voll feiner Beobachtung. Dein Bruder ist Menschenkenner; man muß sich vor ihm in acht nehmen. Sein Humor ist köstlich, seine Bosheiten sind unbezahlbar. Die Episode von der verheerenden „Verlobungs-Epidemie" in der Gesellschaft „Eintracht" ist von solcher Lebenswahrheit, daß man sie glauben muß, — trotz aller Entrüstung über diese Moquanterien, was Du ihm aber nicht sagen sollst! Nur über „Marie von Asten" möchte ich gern mit ihm eine kleine Fehde anfangen. Vielleicht holt er Dich bei uns ab, und wir haben Gelegenheit, sie auszutragen. Ich erwarte Dich Sonnabend bestimmt!

Sechstes Kapitel.

Wera.

1. September.

Ich bin in großer Aufregung. Ich habe ihn gesehen, ihn getroffen, und zwar noch gestern Abend als ich von Euch kam, auf dem Wege vom Bahnhofe nach Hause.

Heinrich hatte mein Köfferchen einem Packträger gegeben, und wir gingen, weil der Abend so schön war, die Luft vom Regen abgekühlt, während die untergehende Sonne blutroth am Himmel stand, den weiten Weg zu Fuß.

Wie wir jenseit der Brücke sind und in die menschenleere Oststraße einbiegen, sehe ich ihn gerade uns entgegenkommen. Ich erkannte ihn schon von weitem, und mir pochte das Herz so, daß ich glaubte, mein Bruder müßte es hören.

Er trug einen dunkeln, weiten, fliegenden Regenmantel und hatte einen breitränderigen schwarzen Filzhut auf. Eine ungewöhnliche, interessante Erscheinung, so . . . ich kann die rechten Worte nicht finden für den Eindruck, hoch und schlank. Mit langen Schritten, sich ein ganz klein wenig in den Knien wiegend, kam er heran. Ich sah, wie auch er mich erkannte und seine Augen auf mich heftete mit demselben schrecklichen, mir die Sinne verwirrenden Ausdrucke wie damals. Augen, die zu sagen schienen: „Dich habe ich, Du bist mir sicher!" Das ist ja auch seine Ueberzeugung, daß er jedes Mädchen bezaubern kann, wenn er will; das hat er mir selbst gesagt an jenem Abend in der Champagner-Laune; unverschämt genug! Ich hätte ihm mögen die Augen auskratzen dafür, — oder ihm um den Hals fallen! . . . Er grüßte lächelnd, und ich nickte mit dem Kopfe, steif wie eine Hofdame. Nein, er soll's nicht wissen, nicht ahnen, wie's in meinem Innern aussieht; wie recht er hat, so leicht soll ihm der Sieg nicht werden!

„Das war ja wohl Dein Tischnachbar bei der Hochzeit?" fragte mein Bruder und sah mich etwas von der Seite an.

Mir wäre das Ja beinahe im Halse stecken geblieben. Aber ich gab mir Mühe, ruhig zu bleiben und nicht roth zu werden. Es war schrecklich! Wenn mein Bruder noch einmal den Kopf gedreht hätte, wär's mit dem Geheimnisse vorüber gewesen. Eine Biene, die aus einem der Gärtchen vor den Häusern gesummt kam, Heinrich gerade ins Gesicht, war meine Retterin. Sie verschaffte mir Zeit, mich zusammenzunehmen. Und das hatte ich wahrhaftig nöthig; denn gleich darauf fing mein Bruder wieder an, als ob ihn plötzlich nichts weiter auf der Welt interessirte als dies:

„Auch so ein Hippokrates?" „Ja." „Hm, hm! . . . Richtig! . . . Hat er nicht irgend so ein Specialfach? Wie? Nasen oder Ohren oder so etwas?" „Nein, er ist Nervenarzt, soviel ich weiß." „Ah, also eigentlich Frauenarzt?" „Meinetwegen Frauenarzt, wenn Dir's Vergnügen macht! Ich habe Dir das doch schon erzählt; es ist doch am Morgen nach der Hochzeit darüber gesprochen worden." — Ich sage Dir, ich war wüthend über ihn und verwünschte in diesem Augenblicke, daß er mich abholte.

„So?" erwiderte er, „dann hatte ich's vergessen." Ich werde aus ihm nicht klug; ich weiß nicht, hat er doch eine Ahnung, einen Verdacht, oder wittere ich nur in jeder unschuldigen Frage etwas? Kurz vor unserem Hause bleibt er stehen, deutet auf den Himmel und sagt: „Sieh nur diese wunderliche Wolkenbildung. Es sieht fast aus, wie . . . wie eine große Elektrisir-Maschine." Ich weiß nicht, wie er auf die Elektrisir-Maschine gekommen, und ob eine Elektrisir-Maschine das Requisit eines Nervenarztes ist; nach seinem verschmitzten Lächeln möchte ich's fast vermuthen.

Weiß er's oder nicht? Es wäre mir höchst peinlich, jetzt, da doch noch —.

Eben bin ich unterbrochen worden. Wunderbar, in diesem Augenblicke, da ich von ihm schreibe! Ein Packet mit einer Empfehlung von Herrn Dr. Dupont! Was sagst Du dazu?

Ich wußte im ersten Moment gar nicht, was ich denken sollte. Und doch war es gar nicht so schwer zu errathen: das Vielliebchen! Das hatte ich Dir wohl erzählt? Eine Hochzeit ohne Vielliebchen ist ja auch noch nicht dagewesen.

Es hat allerdings ziemlich lange gedauert, bis er sich seiner Schuld erinnerte. Und ich bin sehr enttäuscht. Ein Kästchen mit Confect, . . . eine Karte mit einem förmlichen Gruß . . . ohne irgend welche Beziehung, ohne die geringste Anspielung auf irgend eines unserer doch so inhaltsreichen Gespräche. Gerade wie irgend einem beliebigen Backfisch. Empörend! Sollte mein Benehmen gestern, mein freilich mehr als kühles, fast abstoßendes Benehmen die Veranlassung sein? Sollte ich ihn verletzt, gekränkt haben? Ich bin mit einem Male so niedergeschlagen, und ich war doch so froh. Ich weiß nicht, was ich davon halten soll!

* * *

3. September.

Wie lieb, wie gut von Dir ist es, daß Du mir gleich auf meinen gestrigen Brief hin geschrieben. Ja, Du hast recht, er konnte nicht anders. Er kann es ja nicht wissen, wie ich ihn liebe. Er muß das Gegentheil denken, habe ich ihm doch das Gegentheil gezeigt. Und er ist zu zartfühlend, zu stolz, zu sehr Mann, zu selbstbewußt, um anders handeln zu können, als er es gethan. Das ist auch der Grund, warum er uns keinen Besuch gemacht nach der Hochzeit. Er ist ja kein junger Bursch, der das dürfte, ohne daß man gleich in der ganzen Stadt davon sprechen würde. Nein, das ging nicht; besonders da wir gar nicht gesellschaftlich leben. Du hast recht! — Siehst Du, nun wechseln wir die Rollen; jetzt bist Du die Trostspenderin. Aber konnte ich denn anders? Mußte ich denn nicht auch so handeln, wie ich es gethan? Und was soll nun werden? Ich fühle es, wie diese Liebe in meinem Herzen wächst, wie sie zunimmt von Tag zu Tag; und ich kann nichts thun, als warten, bis ein Zufall uns wieder zusammenbringt, uns Gelegenheit giebt, uns auszusprechen. Zufall? Giebt es denn einen Zufall? Ist nicht alles im Leben Bestimmung? So will ich denn harren und hoffen. Der Gott, der mir diese Liebe ins Herz gelegt, so urplötzlich und so mächtig, kann mich nicht dafür strafen wollen; er wird die Sehnsucht auch stillen, die er geweckt.

Und dennoch, — mein Frohmuth ist dahin! Es ist Herbststimmung in mir geworden, wie draußen in der Natur, — grau und neblig . . . Wie rasch doch die Blätter fallen! Wird auf den Winter ein Frühling folgen?

II.

Schneesturm.

Siebentes Kapitel.

Wera.

8. November.

Der erste Schnee! Große, dicke Flocken schweben in der Luft, lagern sich gemächlich drüben auf die schwarzen Dächer unter mir und hängen sich breit und naß an die Scheiben. Bei mir ist's warm und behaglich und sonntäglich ruhig. Kein Lärmen auf der Straße, das Rollen der Wagen dringt nur leise durch die moosverstopften Doppelfenster in meine Höhe; nebenan dann und wann einmal die Schritte meines Bruders, der von Zeit zu Zeit von seinem Schreibtisch aufspringt und im Zimmer hin und her geht. Auf der anderen Seite sehe ich durch die offene Thür meines Mütterchens nimmer ruhende Hände sich mit der Häkelnadel lautlos bewegen. Rechts und links feierliche, stille Sonntagsarbeit, und mich überkommt der Drang, wieder einmal mit Dir zu plaudern, was ja in letzter Zeit fast nur zur Sonntagsarbeit geworden. Glaube ja nicht, daß ich deshalb weniger lebhaft mit Dir fühle, wenn ich auf je drei Deiner Briefe immer nur eine Antwort habe. Ich weiß selbst nicht, wie es kommt, aber die Wochen verfliegen wie noch nie. Tagüber mein Hausmütterchen-Beruf, und abends bin ich ein solches Gesellschaftswesen geworden, wie ich es mir niemals hätte träumen lassen. Kaum hat die Winter-Saison begonnen, kaum kreisen die ersten Theetassen, und werden die ersten Schlagsahne-gefüllten Schillerlocken herumpräsentirt, stecke ich schon mitten drin im literarisch-musikalischen Strudel, schleppt mich mein Bruder von einer Soirée zur anderen. Es ist, als ob er mich nicht zur Ruhe kommen lassen wollte, nicht zum Nachdenken über mich selbst, nicht zum Grübeln; ich fühle es, daß er meinen Kummer, den Grund meines veränderten stillen Wesens wenigstens ahnt und sich Mühe giebt, mich abzulenken, mich zu erheitern. Er ist unverwüstlich toller Laune und thut, als ob er ohne mich nirgends hinzugehen imstande wäre, als ob er gerade mich brauche, um seinem Uebermuth Ausdruck geben zu können. Und ich lasse mir's gefallen, seinen Schatten zu spielen; lasse mir's gefallen, wenn etwas von dem gesellschaftlichen Glanze, der sich über ihn ergießt, auf mich weiterstrahlt. Denn seit kurzem ist er überall gewissermaßen als geistiger Tafelaufsatz eingeladen, die crême auf den ästhetischen Torten; er ist Mode geworden, und da er überdies nicht nur schreibt, sondern auch gut spricht, so ist er doppelt gesucht, und es giebt keine schöngeistige Versammlung, bei der er nicht wenigstens einmal sein schelmisches Gesicht in ernste Falten legen und eines seiner neuesten Gedichte vortragen müßte. Wenn sich dann die bewegten Wogen der Complimente wieder beruhigt haben und er sich aus der Brandung der auf ihn Zustürzenden wieder herausrettet, wenn die kleine, dünne, exaltirte Frau Dr. Licht, der Stammgast in allen diesen Gesellschaften, ihm über Versmaß und Reimklang eine eingehende Lobeshymne gesungen hat und wieder auf ihren Stuhl an der Thür zurückgeflattert ist, zieht er mich mit sich in irgend einen stillen Winkel. Und, als ob er es wieder gut machen wolle, was er durch solch ein schwermüthiges Gedicht an mir verbrochen, das mir beinahe die Thränen in die Augen getrieben, — denn schwermüthig sind merkwürdigerweise, wie Du weißt, fast alle seine lyrischen Sachen, — fängt er an, halblaut seine Glossen zu machen und über die Herren, die in der einen Ecke des größeren Saales zu einem gesticulirenden Knäuel zusammengeballt stehen, und die Damen, die fächelnd an den Wänden herum sitzen, seine Betrachtungen anzustellen. Und ich muß das alles mit der harmlosesten Miene von der Welt anhören und thun, als theile er mir seine Entzückungen über die gebotenen Genüsse mit.

Hier schickt er Dir etwas eben Vollendetes aus seinem neuen Roman und bittet um Dein schleuniges Urtheil. Er kann Dir heute nicht selbst schreiben, er stecke zu tief in der Arbeit und lasse sich entschuldigen. Ich könnte fast eifersüchtig auf Dich, auf Eure Freundschaft werden! Er behandelt Dich gerade wie eine Schwester, eine Geistesschwester, und Eure literarische Korrespondenz, die Euren paar literarischen Unterhaltungen im Sommer gefolgt ist, steht an Lebhaftigkeit durchaus dem mündlichen Gedankenaustausche nicht nach, den ich mit ihm über seine Arbeiten habe. Er hat einmal gesagt, Du seist sein Probepublikum, und was Dir gefiele, müsse aller Welt gefallen. Von mir hat er so etwas noch nie behauptet!

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Antonie.

10. November.

Du und eifersüchtig auf mich! Solch ein Gedanke ist selbst im Scherz ein Verbrechen. Gönne Du mir doch wenigstens das Einzige, was ich überhaupt besitze, Eurer beider Freundschaft, ganz uneingeschränkt. Diese Freundschaft, die ohnehin gewissen engherzigen Leuten ein Dorn im Auge ist, über die ohnehin von einer Seite, die ich Dir nicht zu nennen brauche, die Nase gerümpft wird! Diese schöne, so seltene Freundschaft zwischen Mann und Weib, sie ist ja außer der Deinigen für mich das Einzige, was mich vor dem vollständigen Verkommen rettet. Ich werde sie festhalten mit aller Zähigkeit der Tochter meines Vaters, tausend neidischen Müttern zum Trotz! Sie sollen mir nur kommen und ein Wort ins Gesicht sagen! Sie sollen es nur wagen!

Ich kann es fast nicht mehr ertragen, dies Leben! Ob Sommer oder Winter, immer die gleiche tödtliche Atmosphäre, derselbe Druck, die Enge, in der sich alle an einander stoßen, in der ich niemand habe, der mich versteht, selbst niemand verstehe, auch den Vater nicht, der sich hineingegraben hat in diese eine fixe Idee, in diesen Groll über Dinge, die doch nicht mehr zu ändern sind. Und dabei der offenbare Mangel an dem Nothwendigsten, an Geld! Die sichtbare Angst vor weiteren Verlusten! Was soll daraus werden? Es ist mir peinlich, selbst mein Taschengeld noch anzunehmen. Ich frage mich, ob es recht ist, unter solchen Umständen nicht alles daran zu setzen, sich loszulösen von diesen ungesunden Verhältnissen. Mit eigener Kraft sich das Leben zu schmieden, anstatt wie ein unmündiges Kind unthätig und den Eltern zur Last, sein Leben immer und immer wieder als Gnade aus ihrer Hand zu empfangen.

Ich möchte manchmal alles zerreißen, möchte hinausrennen, in die Schneelandschaft hinein, immer weiter und weiter, fort und fort, einerlei wohin, nur fort! Aber selbst das kann ich nicht; ein Fräulein von Wreden darf überhaupt nicht rennen, geschweige denn allein! O, dieses verwünschte „von"! Wie ich es jetzt hasse, aus tiefster Seele, dieses „von", auf das ich, ich leugne es nicht, einmal stolz war! Es ist die Kluft, die Schranke, die mich von allem abschneidet, was mich aus dieser jammervollen Lage erretten könnte. „Du bist ohne Thätigkeit, ohne Beruf," hast Du mir einmal geschrieben, „das ist's, was Dich so drückt." Ja, freilich ist's das! Aber ich kann ja, ich darf ja eben keinen Beruf haben! Soll Antonie von Wreden Gouvernante werden? Oder Kindergärtnerin? Oder Stütze der Hausfrau? Bei Gott, ich hätte die größte Lust dazu, nur um aus diesem Zustande herauszukommen. Ich möchte Männerkleider anziehen und durchgehen! O, wäre ich nur ein Mann! Es ist zum Verrücktwerden!

Du siehst, wie meine Verbitterung wächst. Und doch lasse ich den Kopf nicht mehr hängen, gehe stolz und emporgerichtet, wenn auch oft mit zusammengebissenen Zähne zwischen den spöttischen Gesichtern meiner Schwestern und meiner Mutter einher, die nicht ahnen, was in meinem Innern gährt. Nimm Dir ein Beispiel daran und behalte auch Du den Kopf oben, Du, die gar keinen Grund dazu hat, dies nicht zu thun.

Gieb das Manuscript, bitte, Deinem Bruder; ich habe mit Bleistift meine Randbemerkungen gemacht. So voller Kraft, so voller Gluth und Leidenschaft und von solchem Glanze der Darstellung hat er noch nichts geschrieben! Aber vielleicht berücksichtigt er doch, was ich auszusetzen habe.

Achtes Kapitel.

Wera.

20. November.

Liebste Toni, eine Nachricht, die Dich ebenso überraschen wird, wie sie uns überrascht hat: mein Bruder hat sich verlobt!

Niemand hat eine Ahnung davon gehabt.

Wir fuhren gestern, Heinrich und ich, nach den Prinzenseen, um Schlittschuh zu laufen. Es giebt keine schönere Eisbahn als dort auf diesen Teichen mit ihren gewundenen Buchten und mit ihren Inselchen. Man läuft lange Strecken bis weit hinein in den Wald, den dunkeln, graugrünen Moosteppich zu beiden Seiten, zwischen schwarzen Tannen das Flüßchen hinauf, das sich in die Seen ergießt, und dessen stahlblau glänzende Decke so durchsichtig ist, daß die runden Kiesel am Boden und die gelben, verdorrten Schilfgräser hindurchschimmern, — oder auch um die Inseln herum, unter Brücken von Birkenstämmen hinweg, die sich in flachem Bogen von einer zur anderen schwingen. Ich hatte mich in dem kleinen Ziegelbau am Eingange ausgeruht und erwärmt und war dann vor demselben stehen geblieben, um einem Engländer zuzusehen, der auf den Spitzen seiner Schlittschuhe einen kühnen Tanz aufführte, und als ich mich nach Heinrich umwandte, war dieser verschwunden. Ich lief langsam allein in den großen, allgemeinen Ring hinein, der sich unausgesetzt um die Mittelinsel mit dem Concert-Pavillon dreht, und ich versank in Gedanken. ... Es mochte wohl über eine Stunde vergangen sein; ich merkte es erst daran, daß der Ring sich zu lichten begann, und ich hatte Heinrich noch immer nicht wieder getroffen. Ich stellte mich an den Rand des Teiches neben einen Erlenbaum, der beinahe aus dem Wasser herauswuchs, und spähte über die weite Fläche hinüber, über welche die sinkende Sonne schon bläuliche Abendschatten legte. Da sehe ich ihn plötzlich langsam zwischen den röthlich erglänzenden Stämmen der Tannen gegenüber, auf der anderen Seite herauskommen, Hand in Hand mit einem jungen Mädchen. Er hatte den Kopf nach ihr gedreht, und sie blickte vor sich auf das Eis nieder. Sie sahen mich nicht, aber kamen auf mich zu. Als sie dicht vor mir waren und Heinrich mich erkannte, nickte er ihr zu; sie wendete ein wenig das Gesicht nach ihm und nickte wieder, und sie hielten vor mir an, und Heinrich sagte lächelnd zu mir: „Du, Wera, hier bringe ich Dir eine neue Schwester! Gieb ihr einen Kuß; es ist Hilde Gude, meine Braut."

Du kannst Dir denken, wie versteinert ich im ersten Augenblicke war.

Aber dann gab ich ihr, gleich wo wir standen, einen herzhaften Kuß und Heinrich auch einen, unbekümmert um einen dicken Herrn, der sich ganz in unserer unmittelbarsten Nachbarschaft auf den Boden gesetzt hatte, während sein Hut und einer seiner Schlittschuhe bis dicht vor unsere Füße geflogen kamen, und der so unfreiwilliger Zeuge dieser Familien-Scene wurde.

Darauf holten wir Hildes Mutter im Wartehäuschen von einer Tasse Kaffee fort und überredeten sie, mit uns zusammen zu Fuß durch den Wald nach Hause zu gehen. Heinrich mit der Mutter voran, und wir beide hinterher. Und da wurde denn die Sache abgemacht, und mitten im Walde gab es noch einmal (diesmal ohne Zuschauer) ein fröhliches Küssen.

Sie ist eine flachsblonde Norwegerin, in Christiania geboren, wo sie auch bis jetzt gelebt. Klein, zart und duftig, aber von überraschendem Ebenmaße, weiß und roth im Gesicht, mit hellen, blaugrauen Augen, frisch, munter und naiv. Ihr Vater, der Musiker war, ist todt, ihre Mutter wohnt mit ihr seit einem Monate auf Besuch bei ihrer Schwester hier, die an einen deutschen Maler verheirathet ist. Hilde und die Mutter waren mit dieser Schwester-Tante in einer der Gesellschaften, die ich Dir neulich geschildert. Dort hat Heinrich sie gesehen, sie spielen gehört, — sie spielt wundervoll Clavier; dort hat's angefangen. Und ich, ich habe nichts, gar nichts gemerkt, obwohl gerade ich's hätte merken sollen, denn Hilde ist die Einzige, wie ich mich jetzt erinnere, die von seiner kritischen Zunge stets verschont wurde.

Alles ist bereits verabredet. Heinrich hat durchgeführt, was er sich immer schon vorgenommen; er sagt, eine lange Brautschaft sei Unnatur, und in vier Wochen ist Hochzeit.

Mama und ich, wir können uns noch gar nicht hineinfinden. Es ist auch gar zu plötzlich gekommen, und unser ganzes Leben ist mit einem Schlag ein anderes geworden. Ich freue mich mit Heinrich, und doch kann ich ein Gefühl der Wehmuth nicht unterdrücken. Nun verliere ich meinen Bruder, mag er es auch zehn Mal nicht Wort haben! Es ist doch nicht anders möglich, und ich vermag nicht, mich so rasch an den Gedanken zu gewöhnen. Ich weiß mich keiner Zeit zu erinnern, da ich ohne ihn gelebt hätte, seitdem ich aus dem Dunkel der frühesten Kindheit zu mir selbst gekommen bin; keiner Zeit, da ich nicht zu ihm emporgesehen wie zu dem verehrtesten, besten, treuesten Freunde, da ich nicht alle meine Empfindungen vor ihm ausgebreitet hätte, damit er sie gut oder schlecht heiße. Mit einer einzigen Ausnahme, die er mir verzeihen möge! Er hat mir die Richtung meines Lebens gegeben, mir das Verständniß für das Schöne im Reiche der Kunst geweckt und vor den Jahren, in denen andere Mädchen dazu reif wären, mir die Freundschaft mit Denkern und Dichtern vermittelt, die mich in mancher Stunde erhoben, mich die Welt von einer freieren, höheren Warte habe ansehen lassen, als es so vielen meiner Schwestern möglich ist, deren Leben im engen Kleinkrame aufgeht. Wie viel reinen Genuß bin ich ihm schuldig! Und jetzt soll ich ihn verlieren, die Rechte, die ich auf ihn habe, die alten Rechte des Blutes, geheiligt und gefestigt durch so vieler Jahre Gemeinsamkeit, einer anderen, einer Fremden abtreten!

Doch, wohin verirre ich mich! Nicht von meinem, von *seinem* Glück ist ja die Rede.

Noch weiß es niemand, außer den nächsten Freunden. Bald erhältst Du auch die officielle Bestätigung. Bis dahin bleibt es unter uns,

Antonie.

21. November.

Meinen herzlichsten Glückwunsch zu der natürlich auch mir ganz unerwarteten Verlobung, Dir und Deiner Mutter! Die Einlage bitte ich Deinem Bruder freundlichst zu übermitteln.

Neuntes Kapitel.

Wera.

28. December.

Lange ist's her, daß ich nichts von Dir gehört. Was soll das bedeuten? Du willst mich jetzt nicht mehr mit Deinem grauen Elend, das immer dasselbe bleibe, belästigen, so endet Dein letzter Brief. Was ist das für ein fremder Ton mit einem Male? Rechte nicht mit mir; ich bin einsam geworden, seit mein Bruder fort ist; was möchte ich nicht alles sagen und kann doch nicht! Wie gern käme ich zu Dir hinaus! Daß Deine Schwester Else ihren übermüthigen Sprung von der hohen Mauer hinab so schwer büßen muß, bedauere ich von ganzem Herzen. Welche Sorge für die Deinen! Der Fuß zweimal gebrochen und das Schlüsselbein dazu; es schmerzt, nur daran zu denken. Ich wünsche und hoffe, daß ihre Jugendkraft sie bald zur Heilung führen werde. Die Pflegerin, die graue Schwester, die Ihr habt, Schwester Clementine, kenne ich gut; sie hat mich selbst vor ein paar Jahren in böser Krankheit treu gehütet. Grüße sie, bitte, herzlich von mir, ich liebe und verehre sie in tiefster Seele; wie ein guter Engel hat sie über mich gewacht. Mir fällt da ein rührend-komisches Intermezzo ein. Wir waren eben in eine neue Wohnung gezogen, in die, welche Du kennst. In meinem kleinen Schlafstübchen waren die Dielen frisch gestrichen, und der Lack war noch nicht ganz eingetrocknet. Schwester Clementine zog des Abends ihre großen Filzschuhe an, in denen sie geräuschlos hin und her gehen konnte, setzte sich still vor mein Bett und saß, als ich am Morgen die Augen aufschlug, noch gerade so, wie ich sie beim Einschlafen gesehen: das freundliche Gesicht, von den Falbeln des weißen Häubchens umrahmt, nach mir gerichtet, die Hände in einander gelegt, ein Bild des Friedens. Die Schuhe waren an dem Fußboden angeklebt; um mich nicht im Schlafe zu stören, hatte die Gute sich nicht gerührt fast zwölf Stunden lang! — Als ich wieder ein wenig besser wurde, haben wir viel mit einander gesprochen, auch über ihren Beruf, den ich in seiner ganzen Schwere und Größe kennen und schätzen gelernt habe. Ein Samariterthum, so voller Hingebung, so voller Selbstlosigkeit, so ganz und gar aufgehend in dem einen Gedanken der Hülfe, zarter, rührender, trostsprechender Hülfe, ohne Ermüdung, ohne Ungeduld, ohne Rücksicht auf Gefahr, so alle irdischen Wünsche abstreifend, außer dem einen: zu nützen, zu dienen, in dem heiligen Bewußtsein einer Belohnung im Jenseits. Solch ein Samariterthum kennt wohl nur die katholische Kirche. Es hat mich, die Protestantin, mit staunender Bewunderung erfüllt. Als sie ging, allen Dank von sich abweisend, mußten wir, was wir ihr zugedacht hatten, eingeschlossen in ein Papier geben. Sie darf es nicht sehen, nicht wissen, ob man reich, ob arm gelohnt hat; für sie giebt es keine irdische Bezahlung, nicht reiche und arme Menschen, so wenig wie Protestanten, Katholiken oder Juden, nur Menschen, kranke leidende Menschen; ungeöffnet muß sie es der Oberin abliefern für das Ganze, die Gesammtheit, von der sie nur ein Theil ist, ohne eigenen Willen, ohne eigenen Besitz.

Wie schade, daß es Dir nicht möglich war, mich davon zu verständigen, als Du mit Deinem Vater in das Stift fuhrst, um sie zu holen!

* * *

Eben erhalte ich eine Einladung in die erste große Gesellschaft, welche Irene giebt, — die Freundin auf deren Hochzeit ich damals war. Sie ist erst kürzlich von ihrer langen Hochzeitsreise zurückgekehrt ... Weißt Du, was diese Einladung heißen will? ...

Zehntes Kapitel.

Wera.

3. Januar.

Toni, Toni, Toni! Erschrick nicht, es ist etwas geschehen, das ich nicht zu fassen vermag! Toni! Er liebt mich! ... Ich bin nicht mehr ich selbst! ... Wie soll ich Dir's erzählen, und doch muß ich's, Dir, Dir allein! Ich saß wieder neben ihm bei Tisch, und er war so schön, so gut, so liebenswürdig! Mir war so frei, so leicht, die Seele wie von einem Sonnenstrahl durchdrungen ... Und dann beim Tanze! ... Ach Toni, Toni, plötzlich wird mir so heiß, so drehend, ich gehe die lange Reihe Zimmer hinunter bis ins letzte, Irenens Boudoir, in dem es still und einsam ist, und setze mich in einen Lehnstuhl nieder, und wie ich aufblicke, steht er vor mir! Und er neigt sich über mich, immer näher und näher, und ich will aufspringen und kann doch nicht, und er legt die Hände auf meine Schultern und ... nein, Toni, ich kann's nicht niederschreiben, und doch möcht' ich's in alle Welt hinausrufen: Er liebt mich! Er liebt mich! Ich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schürfte die Augen, und nun ich sie öffne, ist es hell. Mittag vorüber, ein neuer Tag hat begonnen. Liebe, gute Herzensmutter, so plötzlich ist es gekommen: verloren! So gut wie verloren, früher als durch tausend Gefahr! Wie gestern Abend saßen wir drei Alten noch mit einander gesprochen, niemandes Ahnen da, und nun klopft sich mir im Fieber und jeden Schritt draußen muß mich zusammenschaudern, daß ich ihm nicht entgegenspringe ... O Gott, Gott, das Leben ist doch schwer!

* * *

4. Januar.

Er ist gestern nicht gekommen. Ich bin wahnsinnig! Hilf mir, rette mir, mach Dein geschehen sein, daß ihn abgehalten!

* * *

5. Januar.

Dank für Deine Hilfe. Ich, unter ich doch elend, elendig! Wissen ... doch mein, keine Nacht, meine liebe Tante, es ist schon wieder vorüber. Ich sprechte mir ja Dir, als Schutz Du bei mir, und seine Auseinandersetzungen schwirrte mir und die Hände und Füße ganz gegenseitig auf besseren Gedanken gebracht. Gegenseitig? Wie ist das doch sinnlos geworden! Vor Dir hier ich kein Wort mehr! Habe Geduld, schilt mich nicht, nicht gar so sehr! Ja, er ist ja einem Schwerkranken gerufen worden, gestern und heute, er kann seine Minute hier. Und ist es! Und er will doch nicht schreiben, ehe er gesprochen ... Morgen wird er kommen, andere kann's ja nicht sein!

* * *

7. Januar.

Vier Tage sind vergangen, und er ist nicht gekommen! Ich weiß nicht mehr, was ich thun soll, Tante! Vielleicht spricht er mir Hoffen, nicht mehr. Liebste Tante, das wird's sein, und Irene hat auch nicht ja mir gekommt! ... Tante, komm, komm, heute wurde ich wahnsinnig! Ich bin ganz heiter, das Schlachten steht mir im Halse, ich weiß es mit Gewalt zurückhalten, um meiner Mutter nicht zu erschrecken.

* * *

10. Januar.

Bei wahnsinnig umsonst für Deine Liebe! Bist Du gut nach Hause gekommen nach der regenschweren Fahrt? Das Fieber hat mich noch immer gepackt. Diese Nacht habe ich infolge der Tropfen etwas besser geschlafen, aber ich, doch so elend, so elend!

* * *

12. Januar.

Ich treu heute Irene. Er ist verreist, zu seinen Eltern; sein Vater ist krank geworden, sie hat es den einen Bekannten gehört. Ich lebe wieder. Die Nacht kam ganz zufällig auf ihn, und doch wachte ich mir auf die Lippen beißen, um mich nicht zu verraten.

* * *

15. Januar.

Es hat heute eine große Szene zwischen mir und meinem Bruder gegeben. Ich kam des Abends zu ihm. Er ging erregt im Schlafzimmer auf und ab, in dem Hilfe beschäftigt war, die Theaterkleider auszubürsten. Sie hatten offenbar über mich gesprochen; denn Hilde warf mir einen mitleidigen Blick zu, als ich eintrat. Aber er sah sich nicht kehrte: „Höre, Herta, ich muß Dir sagen, ich bin sehr böse über Dich: der Doktor muß ein Ende gemacht werden!“ „Bist Du toll!“ sagte ich ganz erschrocken. „Glaubst Du, daß wir alle blind sind, daß wir Deine vergiftenen Gesichte nicht sehen? Und das geht uns gar nicht so weiter! Du mußt Dich beherrschen!“ „Aber, mein Gott,“ rief ich, und mir traten gleich die verzweifeltsten Thränen in die Augen, sodaß ich viele Worte anstrengen mußte, „was thue ich denn? Bestrenge ich mich denn beherrschen?“ „Du sollst Dich beherrschen, Deine Einbildung bekämpfen, die Dich krank macht! ... Du hast Dir diesen Doktor von der Hochzeit her in den Kopf gesetzt, — ich weiß es wohl, laß mich nur ausreden! — und bildest Du ein, er liebe Dich ...“ „Heinrich!“ der Hilfe. „Laß mich!“ rief Heinrich gereizt. „Ich habe die Weiber-Sentimentalität satt! Thränen, nichts als Thränen! Was eigentlich Du denn eigentlich? Daß ein Mann, der Dir ein wenig den Hof gemacht, ein paar Komplimente gesagt, Dich vom Ball heimgebracht? ...“ „Heinrich!“ rief Hilde wieder. „Unterbrich mich nicht!“ donnerte er. „Mein Gott,“ sagt er sich, „Du solltest doch die Männer kennen! Und wenn Du sie nicht kennst, so kannst ich sie gewiß, und ich sage Dir, was Du Dir höchst klugst selbst sagen sollen, daß er auch nicht im entferntesten an Dich denkt!“ „Ich wenn keine Komplimente!“ schluchzte ich. „Aber einem Mädchen solche Dinge sagt, ... der ... wie er gehen, der ist kein ehrlicher Mann, wenn es es nicht ernst meint. Und ehrlich ist er, das weiß ich, das weiß ich!“ „Ja? Das weißt Du? Das weißt Du? Sage doch, bitte, wenn ich fragen darf, woher Du es eigentlich weißt?“ — „Weil ich ihn liebe!“ „Ah! ... Und warum liebst Du ihn denn?“ „Das weiß ich nicht! ...“ „Du weißt es also, weil Du es nicht weißt? Ächte Frauen-Logik! Ich habe besser von Dir gedacht! Ich will Dir einmal sagen, schon meinetwegen einen Verbrecher, ich meine, es doch gut mit Dir: ein Mann in den Jahren wie er, in der Stellung wie er, wie dem Bankerott wie er, wie den Erfolgen bei den Frauen wie er, ... der heirathet kein armes Mädchen, wenn er überhaupt heirathen will, für den giebt's überhaupt keine leichte Beute Schwärmerei mehr!“ „Du hast wohl auch eher Schwärmerei gehenratet?“ „Das ist etwas anderes ...“ „So?“ „Ja!“ — Und er lief hinaus und schlug die Thür hinter sich zu. Hilde, der Arme, die um meinetwillen den ersten ehelichen Zwist hatten gestern, sucht mich zu beschwichtigen. Und als ihre Bitten, ihre Worte ihr nichts nützten, setzte sie sich an das Klavier im dunklen Nebenzimmer und fing an zu phantasieren, so gut, so leise, so traurig, so friedvoll, daß mir's wehmüthig, aber doch für den Augenblick wieder etwas ruhiger ums Herz wurde. Ich habe ich mich verrathen und darüber Heinrich doch nicht allein sagen!

Ein Buch ist meine Zuflucht geworden. Ich kann nicht mehr schreiben, ich muß es niederschreiben, muß mir das Herz brennt: das ist das einzige Mittel, es vor dem Zerspringen zu retten!

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Mein Cabinen-Genosse.

Ein Reise-Abenteuer. Von Eduard Mittelstaedt in Bremen.

(Schluß.)

Er stammte seine Ich irgendwo mit heißem Wasser befeuchtete. „Schade,“ sagte Mr. Jeffers, „gerade heute, wo wir in Hafen anlegen!“ — Das wußte ich, — schade war's! Noch heute war die Gelegenheit, weiterhin Mittelmeer-Hafen erreichen hatten, durch ein stürmisches Nacht bei. Obwohl wir meinen Frauden Nebenplatz hatten, hielt sich Jeffers's an Deck zu halten. Bei mir trug also der Ball, einen heißen Spaziergang auf hohen Wellen zu machen, den Sieg davon. Ich öffnete meinen Reisekoffer und lag es einen der vom Winde herumgewirbelten Briefe. Dr. Trommsdorf begleitete mich. „Ich habe einen Reisebegleiter zu treue zu verlieren,“ erklärte er mir, und während ich ihn in einem Café traktirte, sah er in der Post ein Telegramm auf. Dann machten wir noch eine mehrtägige Rundreise und kehrten heil vor Minister des Transfers an Bord zurück.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das Wetter hatte sich wieder aufgeklärt. — Die abgekühlte Temperatur schien günstig auf Mrs. Jeffrey's Nerven zu wirken, denn sie war, während wir bei Tische saßen, außerordentlich gesprächig, — erzählte mir unter anderem mit großem Selbstbewußtsein, daß sie eine geborene von der Krafft sei und von den ältesten in New-York angesiedelten holländischen Familien abstamme, — eine Art amerikanischer Aristokratie, wie mir schien. Mr. Jeffrey dagegen war „self made man", hatte unglaubliche Schicksalswechsel erfahren, sich aber durch alle Stürme hindurch ein frohes, genußfähiges Gemüth gerettet. Mir gefiel er viel besser als seine vornehme Gattin; seine kleine Eitelkeit besaß er übrigens auch, und zwar eine, die ich häufig bei Amerikanern gefunden habe: er hielt sich für ein technisches Genie, — hatte natürlich auch eine Erfindung gemacht! „Ich wollte Ihnen ja schon immer einmal meinen Universal-Koffer zeigen," bemerkte er, als wir uns vom Tisch erhoben. „Darf ich Sie vielleicht jetzt für einen Moment in meine Cabine bemühen?"

Ich entgegnete, daß ich äußerst gespannt auf den Universal-Koffer sei.

„All' das viele Gepäck, das wir mit uns schleppen, gehört nämlich meiner Familie, erklärte er mir. „Ich selbst nehme nie mehr als den nach meinen Angaben hergestellten Universal-Koffer mit, selbst auf meinen längsten Reisen nicht. Sehen Sie, das ist er!" — Und er zog unter seiner Koje ein langes flaches, mit vielen Riemen und Schnallen versehenes, schwarzledernes Behältnis hervor. „In dieser Form ist's ein praktischer Cajüten-Koffer. Nun schiebe ich ihn zusammen, — und habe einen bequemen, leichten Handkoffer für Eisenbahnfahrten. Wenn ich ihn nun ganz auseinanderziehe, — was glauben Sie wohl, was dann aus dem Koffer wird?" — — „Doch nicht ein Bett?" fragte ich ergötzt. — „Nein, ein „Tub" (Zimmerbad). Sehen Sie?" — In der That kam ein solider Kübel zustande. — „Ganz wasserdicht! Baby wird jeden Morgen darin gebadet! Famos, nicht? — Und nun, — passen Sie auf, — nun rolle ich das Ding zusammen, — schiebe die Schnallen und Riemen beiseite, — und die schönste Schlummerrolle ist fertig! — Was sagen Sie dazu? Capitale Erfindung, — nicht?"

„Fabelhaft, — unendlich praktisch, in der That!"

Eins war mir nur etwas unklar: wo man eigentlich die, in dem Wunderkoffer verpackten Sachen lassen sollte, wenn er gerade seinen Beruf als Badewanne oder Schlummerrolle zu erfüllen hatte? Jedenfalls konnte ich aber das Ding als ein mir noch nie vorgekommenes Unicum bezeichnen. Beseligt über mein Lob verwandelte Mr. Jeffrey das lederne Chamäleon wieder in seine anfängliche Gestalt und schob es an seinen Platz zurück.

Ich stieg jetzt auf das Verdeck hinauf. Und als ich da herumspazierte — gewiß, ich wollte nicht indiscret sein! — aber — konnte ich es denn hindern, daß ich, — an einem gewissen jungen Pärchen vorbeipassirend, — die leise, aber deutlich geflüsterten Worte „sweet angel" vernahm? Hübsch klang es nicht; er sprach „zwiet" aus; aber sie schien tiefgerührt von der Anrede, — denn sie antwortete mit einem langen, zärtlichen Seufzer!

Strammen Schrittes, die Hände in den Paletot-Taschen, stampfte jetzt Miß Mabel an mir vorüber.

„Nun, Miß Mabel, — how d'you do?" redete ich sie an.

„Wüthend bin ich," war die grimmig hervorgestoßene Antwort. „Wüthend, — sodaß ich einem an die Gurgel springen möchte!" — — „Nur mir nicht!" bat ich', während ich neben ihr her trabte. „Wer hat Sie denn so geärgert, Miß Mabel? Wollen Sie mir nicht Ihren Kummer anvertrauen?" — Wer ist der Missethäter?"

„Der da, — und die da!" antwortete sie, mit einem geringschätzigen Achselzucken auf das schmachtende Liebespaar deutend. „Sie sollen sehen: noch bevor wir in Kairo ankommen, ist der da unser Bräutigam! Die Violet ist ja ganz vernarrt in den Menschen, — und die Eltern sind so schwach, — so schwach! Papa läßt sich ja rein auf der Nase 'rumtanzen!" (Ich dachte bei mir, daß Miß Mabel jedenfalls nicht diejenige war, die am wenigsten „tanzte"!) „Eben sagte Papa schon zu Mama, der junge Mann scheine doch recht ernste Grundsätze für sein Alter zu haben und einen ungemein praktischen Blick! — Praktischen Blick? Ja, — unsere Violet angeln, — das kann ihm wohl passen; das glaub' ich!" (Thränen der Wuth erstickten ihre Stimme. — Gottlob, daß sie den „zwiet angel" nicht gehört hatte!)

„Aber Miß Mabel, noch ist's ja lange nicht so weit," beruhigte ich das aufgeregte Kind. „Und was ist Ihnen nur so schrecklich zuwider an Herrn Neubert?"

Sie blieb stehen und durchbohrte mich mit ihren Blicken, als wollte sie mich verschlingen. „Na, — würden Sie denn Ihre Tochter so jedem x-beliebigen, zimmetbraunen Gentleman aus Böhmen an den Hals werfen? Ja?"

Ich bekannte, daß ich mich noch nicht recht in väterliche Gefühle für hübsche junge Damen hineinzusetzen vermöchte. „Erstens finde ich das Heirathen überhaupt eine gräßliche Einrichtung," fuhr Mabel fast schluchzend fort. „Aber vollends für den da ist unsere Violet doch viel zu gut, — die Gans!"

Ich bedurfte aller meiner Selbstbeherrschung, um ernst zu bleiben; ich suchte die besorgte Schwester möglichst zu beruhigen, — konnte mich aber des Gedankens nicht erwehren, daß die Kleine am Ende recht haben könnte. Herr Neubert hatte es wirklich verstanden, sich mit seiner ruhigen Freundlichkeit außerordentlich geschwind in Mr. und Mrs. Jeffrey's Gunst einzuschmuggeln. Der junge Mann hatte erzählt, daß er die letzten Jahre in Prag privatisirt habe, sich aber nun in Egypten nach einer angenehmen kaufmännischen Stellung umsehen wolle und Mr. Jeffrey hatte ihm seine Einführung bei verschiedenen amerikanischen Freunden in Kairo zugesichert. Der „x-beliebige Gentleman aus Böhmen" war auf dem besten Wege, Miß Mabel's Befürchtungen wahr zu machen!

Am folgenden Tage wich er der Angebeteten schon fast nicht mehr von der Seite, — und niemand störte die beiden in ihren traulichen Têtes-à-têtes; — allenfalls Herr Tommaschek, der es sehr liebte, den Dritten im Bunde zu spielen und Herrn Neubert durch lange, schrecklich ausführliche Conversationen in seiner angenehmen Beschäftigung zu unterbrechen.

„Ein langweiliger Mensch, dieser Tommaschek!" klagte mir mein Cabinen-Gefährte ungeduldig. „Neugierig wie ein Spatz — oder Großinquisitor!"

Der letzte Tag der Seefahrt brach an. Am nächsten Morgen gegen sieben Uhr sollten wir im Hafen von Alexandrien eintreffen.

„Was war denn nur heute früh in Ihrer Cabine los? Herr Neubert schien ja so aufgeregt!" fragte mich Tommaschek, als wir zusammen unseren Morgen-Thee tranken. Spionirte denn dieses wunderliche alte Herrchen immer um die Cabinen seiner Mit-Passagiere herum? — — „Ach, nichts weiter," antwortete ich ihm. „Neubert ärgerte sich nur, daß kein Barbier an Bord ist."

„Jetzt am letzten Tage? Da kann er doch auch bis Alexandrien warten!"

„Was wollen Sie, — die liebe Eitelkeit! Und zum Vortheil gereichen seiner Schönheit die Bartstoppeln gerade nicht, besonders da sie heller sind, als der Schnurrbart."

Tommaschek nickte. „Hm, hm!" Und seine Aeuglein funkelten lustig.

„Kennen Sie etwa unseren jungen Reisegefährten, Herrn Neubert, schon von früher her?" fragte jetzt Mr. Jeffrey, sich zu uns gesellend. „Vielleicht können Sie mir Näheres über ihn sagen? Er interessirt mich!"

„Mich auch," versetzte Tommaschek, ohne näher auf die Frage einzugehen; — „ein sehr angenehmer junger Mann, — wirklich sehr angenehm!"

Und wieder schlenderte er nach der Richtung des Verdecks, wo das Liebespärchen traulich mit einander plauderte. Zwar erhielt er einen Blick von Miß Violet, so unwillig abweisend, wie ihn ihre sanften Augen nur irgend zustande brachten; aber das schien ihn wenig zu kümmern. Komischer Kauz! Hegte er am Ende gar selbst Absichten auf die reizende Amerikanerin?

Einen Vortheil hatte uns der Aufenthalt in Korfu gebracht, der bei den jungen Mädchen große Freude erregte: eine böhmische Musikbande war von dort aus an Bord gekommen, — wüste, schmutzige Gesellen, aber vortreffliche Geiger. „Die müssen uns zum Tanz aufspielen!" hatte Mabel erklärt. Gleich darauf bereute sie freilich ihren Vorschlag, da sie Violets und ihres Verehrers glückstrahlende Mienen gewahrte und an die Gefahr dachte, die dieses verführerische Amüsement mit sich brachte. „Das Deck auf der „Austria" ist übrigens doch nicht groß genug," hatte sie schnell hinzugefügt. Aber nun war der Leu geweckt worden; da half kein Widerspruch mehr. Alles, was von Jugend an Bord war, stimmte dafür, den letzten Abend durch ein kleines improvisirtes Ballfest zu feiern.

Es war köstlich warme Luft. Der Mond schien so hell, daß es gar keiner anderen Beleuchtung bedurfte. Im Nu war das Verdeck von allen Stühlen und sonstigen Hindernissen geräumt. Zauberisch erklangen die feurigen Weisen durch die stille friedenathmende Nacht und der Kiel der „Austria" durchschnitt ruhig, fast lautlos die dunkeln Wogen.

Fröhliches, übermüthiges Leben begann sich auf dem Dampfer zu regen. Mabel und Violet waren die unermüdlichsten Tänzerinnen. Letztere flog — einer hellen, luftigen Wolke gleich, — über den schwankenden Brettergrund.

„Sie müssen amerikanischen Walzer lernen!" sagte sie zu Herrn Neubert.

„So? Muß ich? — Wenn Sie mir Unterricht geben wollen!" Und er war ein gelehriger Schüler. Es sah gut aus, wie die beiden hohen, schöngewachsenen Gestalten sich mit einander fortbewegten in dem eigenartig wiegenden, gleitenden, amerikanischen Walzerschritte.

„Violet, — nun ist es genug; Du ermüdest Dich!" mahnte endlich die Mama.

Violet blieb stehen, dicht vor mir, ihren Tänzer an ihrer Seite. „Der letzte Abend!" sagte sie traurig. Er flüsterte ihr etwas zu, — ganz leise. Darauf legte sie ihre Hand in die seine und senkte schweigend das blonde Köpfchen. — O Mabel, ein Glück, daß Du in diesem Moment in rasendem Galopp mit dem gelehrten Herrn Winkler über das Deck flogst; hättest Du „den da" jetzt beobachtet, — es wäre zu einer Scene gekommen! — —

Als die Sonne am nächsten Morgen auferstand aus ihrem Fluthengrabe, da beleuchteten ihre Strahlen eine gelbe, palmenbewachsene Küste mit einer blendend weißen Stadt: Alexandria!

Wir waren alle frühzeitig auf Deck. Jetzt hatten wir den Binnenhafen erreicht. Das Schiff warf Anker aus, und alsobald näherte sich eine Schar leichter, zierlicher Boote, — allen voran ein Boot, auf dem ich einen Beamten des österreichischen Consulats mit zwei Kawassen erkannte..

„Was sind das für Uniformen?" fragte Mr. Jeffrey, und auf meine Erklärung meinte er erstaunt: „Haben wir denn etwa irgend eine vornehme Persönlichkeit österreichischer Nation an Bord?"

„Es giebt auch andere als vornehme Persönlichkeiten, die officiell empfangen werden," bemerkte Dr. Tommaschek und blickte dabei auf — — Herrn Neubert. Der erblaßte und wollte sich schnell nach der Schiffstreppe wenden; aber Tommaschek hielt ihn mit eiserner Faust am Handgelenk fest. „Nein, bitte, Sie müssen uns erst einen Blick in Ihren Koffer gestatten, — Herr Butzky!" Der Pseudo-Neubert stand wie vom Donner gerührt. Inzwischen waren die Kawassen an Bord gestiegen, und legte Herrn Neubert Handeisen an. Es war ein dramatischer Moment! Der harmlose Dr. Tommaschek hatte sich als Geheimpolizist entpuppt! — Er stieg nun in unsere Cabine hinab, öffnete den hübschen, neuen Segeltuchkoffer meines Reisegefährten, entnahm diesem ein Packet Papierscheine, verglich sie mit einer Nummer-Liste, die er aus seiner Brieftasche gezogen hatte und murmelte vor sich hin: „Stimmt, — ganz genau! Das sind die Gas-Actien; er hat sich gescheut, sie in Wien discontiren zu lassen. — Ihr liebenswürdiger Cabinen-Genosse heißt, wie gesagt, in Wirklichkeit Butzky," erklärte er mir. „Vor etwa acht Tagen hat er einen erfolgreichen Einbruch in die Kasse seines Prinzipals gemacht, worauf er verduftete. Ich war ihm aber gleich auf der Spur und an der Narbe am Halse habe ich ihn, trotz seines geschickt hergestellten, brünetten Typus sicher erkannt."

Ich schauderte. Also vier Nächte hatte ich in friedlicher Gemeinschaft mit einem Gauner geschlafen! Angenehmer Gedanke!

Als ich, von dem mein Handgepäck tragenden Comissionair des „Hotel Abbat" gefolgt, durch den Speiseraum des Dampfers schritt und nach dem Verbleib der Familie Jeffrey forschte, der ich adieu sagen wollte, drang aus einer offenen Cabine heftiges Schluchzen hervor. Ich blieb stehen. Der Vorhang war zur Seite geschoben, und — ich erblickte Violet, auf dem Fußboden knieend, das Gesicht in den Kissen des niedrigen Schiffsbettes vergraben. Arme, kleine Violet! — Und Mabel stand daneben. „Siehst Du wohl, ich habe Dich immer gewarnt. Nun hast Du's!" Dann nahm das unbarmherzige Geschöpfchen seinen Reisemantel, verließ die Cabine und begab sich zu Herrn Tommaschek, um „Details zu hören". — — Da kam Mr. Jeffrey die Treppe herab. Ich wollte mich von ihm verabschieden; aber er sah mich kaum. „Mein Liebling!" rief er, in Violets Cabine tretend, und zog die bebende Mädchengestalt an seine Brust.

Ich entfernte mich leise. Wo ein junges Menschenkind den ersten herben Schmerz seines Lebens am treuen Vaterherzen ausweint, — da taugt kein fremder Zeuge!

Nachdruck verboten.

Der Erbe.

Bisher unveröffentlichtes Gedicht Ada Negri's. Aus dem Italienischen übertragen von Paul Heyse.

Draußen ist Finsterniß.
Drin unterm Hüttendach
Im kalten Zimmer
Zittert das flackernde
Licht einer Kerze
Mit schwachem Schimmer.

Am Boden ausgestreckt
Liegt hier ein Todter
In starrer, stummer
Ruhe. Sie deckten mit
Dem schwarzen Bahrtuch
Den letzten Schlummer.

Der blasse Ueberrest
Ist's eines Bauern,
Der rüstig schaffte,
Bis ihn dem fruchtbaren
Tagwerk am Pfluge
Der Tod entraffte.

Elend und Hunger
Hat hart ihm zugesetzt
Mit scharfen Bissen,
Die grimme Pellagra
Mit schwarzem Zahn ihm
Die Haut zerrissen.

Ein Weib im Winkel liegt
Auf dem Gesichte
Mit Gramgeberde.
Der Mutter ferne spielt
Ein rosig Knäblein
Auf nackter Erde.

Anstarrt die Finsterniß
Das Kind mit düstrem
Blicke so eigen,
Scheint raunend, schauernd sich
Sinnend und weinend
Ihm zuzuneigen.

Aus rohem, bäurischem
Ehbund im Stalle
Zur Welt geboren,
Welch Los, blondlockiges
Kind aus dem Volke,
Hast du erkoren?

Die rauhe Hacke nur,
In Sonne blitzend,
Den Pflug, den trägen,
Sengende Mittagsglut,
Wüthende Stürme,
Stürzenden Regen.

Dann der Malaria
Im Reisgefilde
Fiebernde Noth,
Endlose Plagen,
Die dunkle Lagerstatt,
Das trockne Brod.

Sage, was wird aus dir?
Ein schwaches Pflänzchen,
Nur karg genährt,
In blöder, lähmender,
Dumpfer Unwissenheit
Zum Thier verkehrt?

Oder ein kämpfendes,
Wildes und freies
Wesen, durchdrungen
Von seinem Menschenrecht,
Aus dem jungfräulichen
Volksgrund entsprungen?

Auf dich hernieder senkt
Sich dichte Finsterniß
Der Nacht, o Kind,
Die raunend, schauerlich
Mit Seufzern, Thränen dich
Anblickt und sinnt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Noch spielst du harmlos;
Doch liegt in Lüften ein
Gewitterahnen.
Mit raschem Flügelschlag
Entführt die Zeit dich
Auf dunklen Bahnen,

Vielleicht als Streiter in
Glühenden Kämpfen,
Die einst dir droh'n,
Als Opfer, oder als
Söldner im Heere der
Revolution!

Nachdruck verboten.

Aus dem Sonnenflimmern.

Skizze von Wanda Bartels in München.

Wie ist mir? Lachst Du unserer herrlichen Zeit, o Sonne Roms? Sind wir nicht andere, neue Menschen geworden, bessere als in den Tagen der alten Roma? Hat der Geist der Geschlechter, die kamen und vergingen, seit jenen Zeiten nicht Großes geschaffen? Haben wir nicht unseren kritischen Scharfsinn sogar an Deinem gluthstrahlenden Leib erproben gelernt und wissen nicht unsere Buben und Mädchen schon, woraus Du bestehst? — Und Du lachst unserer herrlichen Zeit und meinst, wir seien die Gleichen geblieben, trotz allem?

Ich blinzle empor in Dein hell leuchtendes Antlitz, um eine Antwort darin zu lesen; Du aber schaust wolkenlos auf mich nieder, bis salzige Fluth mir die Blicke umschleiert. Dann malst Du mir die Thränentropfen mit den Farben der Iris, der Götterbotin, und durch die schießenden Strahlen, die mir das Sehen verleiden, seh' ich Dich lachen, wolkenlos glühend, wie in den Tagen der ewigen Roma, und Du zeigst mir aus jenen Zeiten dies Bild als Antwort:

Sag' ich: es war 672 p. u. (nach Gründung der Stadt) oder: es war im Jahre 81 v. Chr.? — Wir Deutschen sind gründlich. Dir aber, o Sonne, ist's gleich, so deucht mir's; denn wohl das eine so wenig wie auch das andere stimmt mit dem Maß, an dem Du die Zeit missest. So laß' ich es bleiben und sage, was Du mir eingiebst.

Weiß und glühend seh' ich Dich auf die praecinctiones eines der kleineren Amphitheater Roms herniederflimmern, mit solch blendender Macht, daß die blauen Schatten sich kaum noch getrauen, deren Linien leise andeutend zu verschärfen, sondern sich so dicht als möglich an die Stufen schmiegen, als wollten sie sich verbergen.

In weißen, blendenden Festgewändern, daran die Purpursäume leuchten, mit gleißendem Schmuck umhangen, strömt das Volk der ewigen Stadt herbei zu den Spielen des heutigen Tages, die man dem Sulla zu Ehren giebt. Sein Name zittert in der flimmernden Sommerluft, von tausend Lippen genannt, die ihn preisen; denn mit der Schlacht bei Praeneste hat er den Krieg gegen Marius geendet, der Römer gegen Römer zu kämpfen zwang.

Heil ihm, der dem Lande den Frieden gab, Heil ihm! — „Felix" hat man ihn zubenamt oder er sich selber, und felix muß er sein, denn kein neidischer Blick, kein Wort, kein hämisches Flüstern wagt sich hervor, um an ihm zu tasten; einmüthiger Jubel wartet auf ihn.

Zu klein sind die Reihen, das drängende Volk zu fassen, und mehr als einer spricht tadelnden Mundes: wie so lange und endlos man die Zeit vergeude am Bau des Colosseï, und daß es unfaßlich, wie das Haupt der Welt eines Theaters ermangle, um seine Helden darin würdig zu feiern.

Andere aber sind froh, ihren Platz besetzt zu haben, und lassen die Augen fröhlich umhergehen, indessen sie den Schweiß von der Stirn wischen, den die glühenden Sonnenpfeile ihnen trotz der velorum erpressen, und behaglich kommt es ihnen von den Lippen:

„Ei sieh, Catullus von Verona, der Dichter! Wie er da steht und mit süßem Lächeln auf Ipsitilla einspricht, und wie es sich plustert, das Hühnchen, das sich von ihm geliebt wähnt, weil er ihm seine Verse sendet! — Er aber, der Schlaue, richtet er nicht die gleiche Anzahl derselben an Clodia, die Gluthäugige, die er Lesbia nennet?"

Oder: „Siehst Du den großen Mann mit den gewaltigen Armen? Das ist Cleanthes, der Grieche. Erst war er ein Ringer; aber die Götter legten ihm eine so mächtige Liebe zur Wissenschaft ins Herz, daß er, ob er gleich nicht mehr sein eigen nannte, als vier Drachmen, sich dem Studium der Philosophie ergab. So groß war sein Mangel, daß er nicht Geld genug besaß, um sich Schreibtäflein zu kaufen, sondern die Lehren der Stoiker mit spitzigen Knochen in Ziegelsteine riß. Sie nennen ihn auch „Hercules"; denn um seines Leibes Hunger und Durst zu stillen, zog er des Nachts Trinkwasser für die Reichen. — Das ist nun vorbei; er hat Schüler in Fülle, und die Gelehrten sind stolz, ihn zu den ihren zu zählen."

Wie die glühenden Pfeile der Sonne dringen die Worte von den Lippen, und ein Sausen und Raunen füllt das Theater, und dunkelhaarige Köpfe wenden sich zu einander, und erwartungsvolle Blicke fliegen dahin, wo die blauen Schatten unter den Eingangsthoren lagern.

Dann eine Stille, — lautlos, — athemlos; — denn unter dem Vortritte von vierundzwanzig Lictoren naht der dictator perpetuus, Sulla, der Glückliche; und wie sein Fuß die erste Stufe der praecinctionum betritt, bricht der Jubel aus und die Unruhe, — ein Wogen und Schreien, langverhalten und darum desto wilder, bis er seinen Platz eingenommen. Dann ebbt der Lärm und am Ende füllt nur das Summen die Luft, und die glühenden Sonnenstrahlen stechen, vor denen die Schatten immer kleiner werden.

Da wenden sich noch einmal alle Blicke nach einem der Eingänge, durch den ein wunderliches Paar tritt. Eine Frau, nicht groß, zierlich und mädchenhaft in der Erscheinung; und neben ihr, doch in sorgsam eingehaltener Entfernung, ein Mann, so stutzerhaft sorgsam gekleidet, mit so eigen tänzelnden Schritten, daß ein leises, lustiges Rauschen, wie von halblautem Kichern, schnell durch die Reihen fliegt und verstummt, wie in halbem Schrecken, denn die Nahenden sind Hortensius, der berühmte Redner, und Valeria, seine Schwester.

Suchend blickt Valeria sich um; aber die Reihen sind gefüllt, bis auf einen Platz neben dem Dictator, der, ob aus Zufall, ob aus Achtung, bis jetzt leer geblieben.

Zögernd, wie ein Kind, steht sie unschlüssig, aber Hortensius macht ihrem Schwanken ein Ende. Mit einigen trippelnden Schritten naht sie sich schüchtern und läßt sich, mit dem kurzen Augenaufschlag eines Kindes, das fürchtet, gescholten zu werden, neben Sulla nieder.

Vielleicht sind ihre Bewegungen ein wenig zu kindlich für ihre Erfahrung, denn sie ist bereits von ihrem ersten Gatten geschieden. Vielleicht lügt die Sonne, die den zarten Flaum ihrer Wangen wie Mehlstaub erscheinen läßt; vielleicht auch nicht.

Durch die flimmernden Sonnenstrahlen fliegen die Worte hin und wieder, die sie loben und verdammen, sie und ihren Bruder.

„Sie ist eine Zierpuppe, wie Hortensius," sagt der junge Cicero, der mit einigen Feuerköpfen zusammensitzt. „Seht ihn an, wie er schreitet! Wie ein Pfau! Sein neuester Spottname ist „Dionysia", nach der berühmten Tänzerin, deren anmuthige Gebärden er entlehnt. — Und werdet ihr's glauben? — ehegestern wollten wir einen Termin halten; er aber hat ihn verschoben, weil er die jungen Ahornbäume auf einem seiner Landgüter mit Wein begießen mußte! — Sagt ihm, einer seiner werthvollsten Sklaven sei erkrankt, so wird er die Achseln zucken; aber sagt ihm, einer seiner Ahornbäume beginne zu welken, so wird er rasen."

„Du kennst ihn, Marcus Tullius?" fragte einer über des jungen Redners Schulter. „Ist es Wahrheit, daß er dem Syagrius einen Injurien-Prozeß gemacht hat, weil jener in einer engen Gasse so unglücklich an ihn anstieß, daß der kunstvolle Faltenwurf seiner Kleidung sich verwirrte?"

Des Cicero Antwort verklingt in dem neu anschwellenden Summen und Brausen, denn die Spiele beginnen, und aller Augen weilen auf der Arena; nur einer sitzt stumm in Gedanken verloren, ohne des zu achten, was um ihn vorgeht. Das ist Sulla, mit dem Zunamen Felix!

Heiß flimmern die Sonnenstrahlen auf seinem kurzgeschnittenen dichten Haupthaar, das in der schwarzgrauen Farbe des Schiefers schimmert; denn Sulla der Glückliche ist kein Jüngling mehr, sondern ein Mann in der Hälfte der Fünfzig. Kriege und Entbehrungen haben ihre Schrift in die niedrige Stirn gegraben, fest und unverlöschbar, wie Cleanthes, der Grieche, die Weisheit der Stoiker in die Ziegelsteine grub. Er hält das Kinn in die Hand gestützt und seine dunkeln, finsteren Augen sehen so ausdruckslos über das gefüllte Amphitheater, als ob er ins Leere blicke. Seine nachlässig vornüber gebückte Haltung, mit dem Ellenbogen des linken Armes auf dem Knie ruhend, zeigt rücksichtslos, wie gleichgültig ihm das alles ist, was zu seinen Füßen geschieht, ob es gleich sei, um ihn zu ehren.

Nicht den leisesten Schimmer lebenswarmer Röthe vermag die brennende Sonne in sein gelbliches Antlitz zu locken, nicht den leisesten Schimmer von Antheil das Spiel da unten; und obgleich Stunden vergehen, fällt doch kein Blick von ihm auf das schöne Weib an seiner Seite, dessen Schatten sich an seiner linken Seite abzeichnet, bis zur Höhe seines Herzens. Deutlich malt die lachende Sonne das liebreizende Profil mit dem zierlichen Lockengeringel ihm auf das weiße, wollige Festkleid, als trüge dies das Bildniß der schönen Valeria.

Ist es die flimmernde Sonne, oder sind es die langen Stunden müssigen Schauens, oder ist es etwas anderes, das in dem lieblichen Köpfchen der schönen Römerin diesen Gedanken weckt; wer will es wissen?

Genug, ihre Finger strecken sich langsam, und behutsam zupft sie ein Weniges von der weichen, flockigen Wolle aus des glücklichen Sulla Festkleid.

Voll Staunen richten sich des Dictators finstere Augen erst auf die rosigen Finger, dann auf ihr Antlitz.

Sie aber sagt, halb scheu, halb schmollend:

„Mißgönnst Du mir, Glücklicher, daß ich durch dies Flöcklein Wolle versuchen wollte, Deines Glückes in etwas theilhaftig zu werden?"

Was die Sonne nicht vermocht und nicht die Spiele, das vermögen Frau Valeria's Kinderaugen. Des Dictators schmale, grausame Lippen lächeln, und ob er gleich nicht spricht, so weiß sie, daß er nicht zürnt; denn seine Augen schauen fortan nicht mehr ins Leere, sondern suchen die ihren.

Wieder vergehen Stunden; aber sie schleichen nicht mehr, wie im Anfange, sie haben Flügel gewonnen. Das Summen und Brausen umher schwillt und ebbt; Jubel tönt den Siegern und Hohn den Besiegten in den Spielen der Arena. Die glühende, flimmernde Sonne versinkt, die praecones kommen mit Fackeln und geleiten die Zuschauer nach Hause und — —.

Warum verwischst Du das Bild, ehe wir das Ende wissen, o Sonne Roms? Wolkenlos lachend enteilst Du nach Westen und läßt mir ein Bruchstück. Wolltest Du sagen:

Ihr seid noch die Gleichen, Ihr Menschenkinder! Ich kenne Euch wieder von Jahrhunderten zu Jahrtausenden; ewig dieselben seid Ihr geblieben und werdet es bleiben, so lange Eure Sprossen auf Erden wandeln!

Nachdruck verboten.

Frauen-Gymnasien deutscher Zunge.

Von Elsa Kroll in Friedenau bei Berlin.

(Schluß.)

Mit dem vorangegangenen Ausführungen sollte nicht gesagt sein, daß unsere Frauen-Gymnasien nicht wiederum strebsamen Frauen im einzelnen auch andere Förderung gewähren könnten, als lediglich zu Studienzwecken. Mit Rücksicht auf diese gestatten die Berliner und Leipziger Gymnasial-Curse die freieste Theilnahme an einzelnen Gegenständen.

Werfen wir nun einen Blick auf die Entstehung und Organisation der Frauen-Gymnasien, die als die jüngsten und eigenartigsten Schößlinge am alten Stamm unseres humanistischen Unterrichtswesens innerhalb des kurzen Zeitraumes von anderthalb Jahren in vier Städten deutscher Zunge entsprossen sind: in den Metropolen Oesterreichs und Deutschlands, in der Hauptstadt Badens, des Landes, das sich stets dem Fortschritte so freundlich zeigte, und in Leipzig, der ehrwürdigen Stätte deutschen Geisteslebens.

Die Wiener Gymnasiale Mädchenschule wurde im October 1892 durch den Verein für erweiterte Frauenbildung ins Leben gerufen. Die Anstalt verlangt den Nachweis einer in sich abgeschlossenen Elementar-Schulbildung und setzt daher, — wobei die eigenthümlichen österreichischen Schulverhältnisse in Betracht kommen, — als Aufnahme-Alter im allgemeinen das vollendete vierzehnte Jahr. Es sei an dieser Stelle ein für alle Mal bemerkt, daß solche Angaben nur die untere Grenze bezeichnen und unsere Frauen-Gymnasien factisch Schülerinnen verschiedener Altersstufen besitzen. Nicht nur ist im Anfange das Contingent derer vorhanden, die auf die Schulen sozusagen gewartet haben, sondern auch fernerhin werden ältere Schülerinnen aufzunehmen sein als die, auf welche man theoretisch rechnet. Die Frau entschließt sich eben aus mannigfachen Gründen häufig erst später zum Studium, und das ist kein Schade: wir haben das glückliche, unsere Benachtheiligungen einigermaßen ausgleichende Vorrecht, daß das Alter für uns einstweilen noch kein Hinderniß bildet. Gewichtige Stimmen haben sich sogar zu Gunsten eines späteren Beginns des Frauen-Studiums ausgesprochen, indem sie, wenigstens für die Pioniere auf dem nicht immer glatten Weg, ein hohes Maß von persönlicher Würde und innerer Festigung verlangen. — Die Wiener Schule umfaßt sechs Jahrgänge, von denen drei schon bestehen; es sind die vier Klassen des österreichischen Obergymnasiums, in Verbindung mit einem vorbereitenden und einem wiederholenden Cursus. Das Schulgeld beträgt 150 fl. jährlich und wird in besonderen Fällen auf die Hälfte ermäßigt. Leiter der Anstalt ist der Director des Wiener Pädagogiums, Dr. Emanuel Hannak.

Die Erfahrungen der Wiener Schule verwerthete man in gewissem Sinne bei der Gründung des Mädchen-Gymnasiums zu Karlsruhe, das der Verein „Frauenbildungs-Reform" im September 1893 eröffnete. Doch nimmt dieses seine Schülerinnen bereits mit dem vollendeten zwölften Lebensjahr auf, verlangt sie also noch im schulpflichtigen Alter und tritt somit, wenigstens theilweise, an die Stelle der hergebrachten Mädchen-Schulen, während die anderen in Frage stehenden Anstalten die gymnasiale Bildung auf jene nur aufsetzen wollen. Der Cursus umfaßt sechs Jahre, wie in Wien; er beginnt mit einer Uebergangsklasse, die der Untertertia entspricht, auch insofern, als die Schülerinnen beim Eintritt eben so gut wie der Untertertianer einen sechsjährigen Schulbesuch hinter sich haben, und läßt darauf die Klassen des deutschen Gymnasiums von Obertertia an folgen. Augenblicklich bestehen zwei Klassen, die Uebergangsklasse und Obertertia. Das Schulgeld beträgt 200 Mk. jährlich. Leiter der Anstalt ist Professor Dr. Müller.

Die Gymnasien in Wien und Karlsruhe haben, da sie eigentliche Schulen vorstellen, nicht versäumt, auch für die körperliche Ausbildung ihrer Zöglinge Sorge zu tragen, und zwar in ganz hervorragender Weise. In Karlsruhe hofft man die Zahl der Turnstunden demnächst von vier auf sechs wöchentlich zu erhöhen und hat die Einrichtung von Jugendspielen im Freien ins Auge gefaßt, wie solche in Wien bereits zu allgemeiner Befriedigung stattfinden. Auf einem geschützten Rasenplatze tummelt sich dort unter Aufsicht einer Lehrerin die harmlos fröhliche Schar der vierzehn- bis neunzehnjährigen Mädchen und erfreut sich an deutschem Schlagball, Reifwerfen und anderen die Gesundheit und Kameradschaftlichkeit fördernden Spielen.

Unsere beiden übrigen deutschen Veranstaltungen, die Gymnasialkurse für Frauen in Berlin und in Leipzig, documentiren sich schon durch den gewählten Namen als anders geartet. Ihre grundlegende Eigenthümlichkeit ist die, daß sie auf völlig erwachsene Schülerinnen rechnen; die Leipziger Curse nennen das erreichte sechzehnte, die Berliner das vollendete sechzehnte Jahr, und letztere bezeichnen sogar das achtzehnte Jahr als den geeignetsten Zeitpunkt für den Eintritt. Beide Anstalten setzen in ihrer Aufnahmeprüfung diejenigen Kenntnisse voraus, die eine voll ausgestaltete höhere Mädchenschule bietet. Der späte Beginn wird durch die kürzere Dauer der Vorbereitung ausgeglichen, — vier Jahre in Leipzig, drei bis vier Jahre in Berlin, — wie sie die gesteigerte Leistungsfähigkeit der Erwachsenen ermöglicht.

Zur Leitung sind in beiden Städten Frauen berufen: in Berlin Helene Lange, die rühmlich bekannte Vorkämpferin der Frauensache, in Leipzig Käthe Windscheid, Deutschlands erste deutsche Doctorin im unserem Jahrhundert, deren Portrait ein Beiheft der „Illustrirten Frauen-Zeitung" vom vorigen Jahre brachte. Das Honorar beträgt 125, resp. 120 Mk. für das Semester. In Berlin hat das zweite Schuljahr im October 1894 begonnen, in Leipzig beginnt es zu Ostern 1895. Die Vorgeschichte der Berliner Anstalt wurde bereits erwähnt; die Leipziger Curse, das jüngste Unternehmen dieser Art, sind ein Werk des Allgemeinen deutschen Frauen-Vereins. Bemerkenswerth ist, daß man jetzt in Leipzig daran geht, im Interesse derjenigen Schülerinnen, die die Stellung einer Oberlehrerin ins Auge fassen, facultative Curse in Pädagogik einzufügen.

Da selbst das älteste unserer Frauen-Gymnasien kaum mehr als ein Drittel seines Lehrganges absolvirt hat, sind eigentliche Resultate noch nicht nachzuweisen. Immerhin läßt sich im einzelnen manches übersehen. Was den Besuch betrifft, so haben wir in Wien 74 Schülerinnen in 3 Klassen, in Karlsruhe 18 in 2 Klassen, in Berlin 25 Vollschülerinnen und 11 für einzelne Fächer in 2 Klassen, und in Leipzig 9 für den ganzen, 4 für den halben Cursus. Die meisten von ihnen fassen die medicinische oder die philologische Laufbahn ins Auge. Auch müssen wir erwähnen, daß sich der Wiener Verein bemüht, den Gymnasial-Schülerinnen das Buchhändler- und Apotheker-Gewerbe zu erschließen und daß in ersterer Hinsicht seine Schritte bereits erfolgreich waren.

Die Leistungen der Schülerinnen werden im allgemeinen gerühmt; desgleichen lobt man die Entfaltung einer schönen Kameradschaftlichkeit, wie solche so leicht aus gemeinsamem ernstem Streben hervorwächst. Ich kenne aus eigener Anschauung nur die Berliner Gymnasial-Curse. Der Eindruck, den ich hier am stärksten empfing, war die frische Regsamkeit des Unterrichts, die nicht allein auf Rechnung des Lehrenden kam, sondern auch durch die selbständigen Fragen, die ehrerbietigen Einwürfe und verständnißvollen Ergänzungen der erwachsenen Schülerinnen gefördert wurde.

Die Pensen konnten im ganzen ohne erhebliche Schwierigkeiten absolvirt werden. Um dies recht zu würdigen, bedenke man die Stoffverschiebungen in den eigentlichen Gymnasial-

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Fächern gegenüber dem Lehrplane der Knabenschulen! Ueberall ist ein Fehlbetrag an Zeit zu decken, so in Wien zwei Jahre für Latein, ein Jahr für Griechisch, in Karlsruhe drei Jahre für Latein und je ein Jahr für Mathematik und Griechisch, ein noch höherer natürlich in den Gymnasial-Cursen. Außer der Sichtung durch Aufnahmeprüfungen wirken andere Factoren ausgleichend nach dieser Richtung: die größere Zielbewußtheit und Reife späterer Jahre, das Mehrwissen in den modernen Sprachen, die einerseits selber nun zurücktreten dürfen, andererseits schon eine sprachliche Schulung gegeben haben. Auf eben dieses Princip der Ausgleichung stützt sich die gegenwärtig so ernst erstrebte und in ihren Anfängen schon begründete Gymnasial-Reform, die vor allem den Gymnasiasten denselben Vortheil gewähren will, den unsere Gymnasiastinnen überall, — hier mehr und dort minder, — genießen, daß sie sich nicht in zu frühem Alter über den künftigen Beruf entscheiden müssen. Auch mit Modificationen der Methoden wollen unsere Frauen-Gymnasien sich vor der Ueberbürdung wahren; ferner läßt man die neuen gymnasialen Fächer nirgends gleichzeitig beginnen. Der Gesundheitszustand der Schülerinnen hat zu Besorgnissen keinen Anlaß gegeben.

Wie wir gesehen haben, ist die Frage, welcher Zeitpunkt für das weibliche Geschlecht zum Beginne gymnasialer Studien geeignet sei, praktisch sehr verschieden beantwortet worden, theoretisch nicht minder. Die einen empfehlen ein reiferes Alter mit dem Hinweis auf die Verantwortlichkeit der Berufswahl, wie auch aus hygienischen und anderen gewichtigen Gründen. Die anderen wollen durch das Gymnasium auf den Beruf zum Studium erst prüfen; sie wollen die ganze Fülle weiblicher Talente zur Auslese haben, sie halten es für mißlich, die gymnasiale Bildung auf eine andere Schulbildung aufzusetzen.

Wir enthalten uns in diesen noch nicht entschiedenen Dingen eines Urtheils, freuen uns aber des neuerwachten, vielgestaltigen Lebens und rufen unseren Frauen-Gymnasien ein ermunterndes, herzliches „Vorwärts!“ zu.

Nachdruck verboten.

Anastasia Gräfin von Kielmannsegg und das Banner der Wiener Künstler-Genossenschaft.

Von Natalie Bruck-Auffenberg in Wien.

Ein Meisterstück der Frauenarbeit ist das Banner, das von den Frauen Wiens unter der Führung von Gräfin Anastasia Kielmannsegg, der Gemahlin des niederösterreichischen Statthalters, den Wiener Künstlern zur Feier ihres 25jährigen Genossenschafts-Jubiläums gespendet wurde. Wohl nur durch das vieljährige, einträchtige Zusammengehen der k. k. Fachschule für Kunststickerei mit den Künstlern des österreichischen Museums konnten die Grundbedingungen für eine derartig ideale Arbeitsleistung gegeben werden, wie sie hier nach der herrlichen und eigenartigen Composition Professor Karger's und, unter seiner Aufsicht, von Frau Amélie von Saint-Georges, der Leiterin der obersten Ausbildungsklasse an der Stickerei-Fachschule, unter Mitwirkung von zwölf absolvirten Schülerinnen jenes Kunst-Institutes gefertigt worden ist. Das Banner, dessen Außenseite unsere Abbildung darstellt, zeigt auf der Rückseite auf schwarzem Sammetgrunde den Adler der Stadt Wien mit dem in Flachstickerei ausgeführten Stadtwappen in einem Lorbeerkranz aus Application und prächtiger Randborte von Goldstickerei; Goldstickerei in Spreng-Technik bildet die Inschrift auf beiden Seiten des Banners: „Der Künstler-Genossenschaft zum 25jährigen Jubiläum die Frauen Wiens. 1894.“

Die Zeichnung der Vorderseite ist auf rubinrothem Atlasgrund in Application, Nadelmalerei, Goldstickerei und theilweiser, leichter Anwendung von Malerei ausgeführt. Letztere zieht Schatten durch das Gewand, modellirt den knorrigen Baumstamm und das grünbronzene Figürchen der Pallas Athene in der Hand des Genius; sie schattirt Gesicht und Fleischtheile der Figur und das mit gestickten Stahlquasten und Besätzen reich verzierte Kissen aus zart mauvefarbiger Ottoman-Seide. Ueberaus reizvoll durchziehen Goldfäden hier und an dem grünlichen Gewand aus starkgerippter Seide den Stoff, die Lichtpartien darstellend. Die edelste Technik der Nadelmalerei ist an das wallende Blondhaar, den Schmuck, die Sandalen und

Anastasia Gräfin von Kielmannsegg.
Nach einer Photographie von Fritz Knozer, Wien.

Das Banner der Wiener Künstler-Genossenschaft.

besonders an den Fratzenkopf der Gürtelschließe gewendet. Flatterndes blaues Band hält das Gewand. Ueber dem schwarzen Sammetwappen zeigt sich die Helmzier in Application von Silber- und Goldstoff und theilweiser Nadelmalerei; in ausgezeichneter, von Frau von Saint-Georges neuerfundener Technik, einer Art der Gold-Anlege-Arbeit, die wie bossirt erscheint, sind die drei Wappenschildchen ausgeführt. Aehnliche Technik, nur noch weit feiner modellirt, bekundet das an der Ehrenkette des Helmkopfes hängende Medaillon mit dem Portrait Albrecht Dürer's, — die großartigste Leistung an dem ganzen Werke. Ein sehr schöner und ungemein kostbarer Theil ist die Bronze-Galerie des Banners, das in rothem Sammet und Gold montirt ist.

Die hervorragende Ehrung, die durch dies prächtige Banner den Künstlern zu theil wurde, und die in einer solennen Uebergabe-Feierlichkeit im Wiener Rathhause, in Gegenwart des Erzherzogs Karl Ludwig, des Protectors der Künstler-Genossenschaft, gipfelte, hat eine interessante Vorgeschichte. Vor einem Jahre hatte die Gräfin Kielmannsegg zu gunsten des Schulvereins für Beamtentöchter eine Ausstellung und Versteigerung von Gemälden, freiwilligen Spenden der Künstler, im Wiener Künstlerhause veranstaltet und erzielte durch diese eigenartig schöne Idee den enormen Ertrag von 37,000 fl. Für das Entgegenkommen der Künstler fühlte sich das Damen-Comité nun der Künstlerschaft verpflichtet und beschloß, ihr ein Banner zu stiften. Die hierfür abermals unter der Aegide der Statthalterin eingeleiteten Sammlungen sollten einen Fonds von 3 bis 4000 fl. zur Beschaffung des Banners ergeben. Anstatt dessen flossen nicht weniger als 17,000 fl. ein. Die Damen beschlossen, mit diesem stattlichen Ueberschusse dem Künstlerhause gemeinschaftlich als Stifter beizutreten, unter Verzichtleistung auf die Rechte eines solchen, als eine einzige juristische Person. — Die Künstler-Genossenschaft kämpfte eben schwer mit einem bedeutenden, aus der letzten internationalen Ausstellung erwachsenen Deficit, und sie ist somit ihren warmen Freundinnen und Förderinnen, den Frauen, doppelt dankbar, vor allem der edeln Dame, die sich zur hervorragendsten Protectorin der Genossenschaft machte.

Ueber die Gräfin selbst sei hier noch folgendes erzählt:

Gräfin Anastasia Kielmannsegg, deren schönes, dunkeläugiges Gesicht heute schon den meisten Wienern persönlich wohlbekannt erscheint, ist im Bilde wenig gesehen worden; desto mehr dürfte das hier gebrachte, wohlgetroffene Bildniß interessiren, das dem letzten Sommer-Aufenthalte der Gräfin zu Reichenau seine Entstehung verdankt. — Die Gräfin ist eine Kleinrussin, geboren 1860 zu Kischinew in Bessarabien auf Cajangk, dem Gut ihres Vaters Gubernal-Secretair Lebed von Lebedeff, der einen Monat vor der Geburt seiner Tochter starb. Die Mutter, der rumänischen Bojaren-Familie Ciollak entstammend, nahm nach diesem schweren Schicksalsschlag ihren Aufenthalt auf Schloß Raskow, einem anderen Familiengute, wo sie in der Einsamkeit des Landlebens ihren Liebling bis zum zehnten Lebensjahre erzog. Dann kam die junge Gräfin nach Dresden und gab sich sechs Jahre lang mit solchem Feuereifer dem Studium hin, daß der Arzt mit ernster Mahnung dazwischentreten mußte. Professor Rauheim leitete den Studiengang der begabten, unermüdlichen Schülerin bis zu ihrem sechzehnten Jahre. — Später fand sich ihre Mutter veranlaßt, nach Czernowitz in der Bukowina überzusiedeln, um in der Nähe ihres Bruders zu wohnen, der als rumänischer Senator in der Moldau lebt. Dort war es, wo Graf Kielmannsegg, damals Regierungsrath in der Statthalterei zu Czernowitz, die Lebensgefährtin finden sollte und wo er sich im Jahre 1884 vermählte. 1889 wurde der Graf niederösterreichischer Statthalter, und rasch errang sich seine Gemahlin die hervorragende Position, die sie heute unbestritten einnimmt, als Liebling aller Schichten der Wiener Gesellschaft.

Nachdruck verboten.

Ostern im sonnigen Süden.

Zu dem Bilde von Noë Bordignon in Venedig. — Siehe Seite 57.

Glückliches Land jenseit der starren Alpenkette, wo Lago Maggiore und Comer See blauen und die fruchtbare Ebene Oberitaliens beginnt; wo, vorm Nordwinde geschützt, sich frühzeitig ein liebliches Grünen und Blühen entfaltet, wenn diesseit der Berge die weiße Oster-Anemone im starren Nachtfroste sich bräunt und dahinstirbt!

Pasqua! Ostern! Die Primeln und Veilchen sind bunt eingestickt in den saftgrünen Teppich; die Narcissen duften! Und von der Messe kehren Oreste und Innocenza heimwärts. Sie sind sehr, sehr arm, aber sehr, sehr glücklich; denn sie lieben sich und stehen eben im Begriff, sich dies „mündlich“ zu eröffnen. Eben darum hat die schlaue Innocenza den scheuen Oreste seitwärts auf die Wiese gelockt, um hier, — ganz wie ein deutsches Mädchen, — durch schelmisches Befragen des Blumen-Orakels: „Er liebt mich, — liebt mich nicht, — liebt mich!“ — die beiderseits so innig erwünschte Entscheidung mit Evadist einzuleiten. Ja, Innocenza ist noch sehr jung, — eine Osterblüthe des Südens, noch nicht sechzehn Lenze alt, — aber so klug schon, o, so klug! Und das ist ein Glück für Oreste, das giebt Gewähr für einen guten Haushalt! — — Und so geschieht's! Lächelnd bückt sich die kleine Innocenza, um das Orakel zu pflücken, und — das Weitere kann sich der Leser schon denken. „Er liebt mich!“ Hingerissen von ihrem Blick umfängt er sie stürmisch, die Lippen finden sich, die junge Liebe hat ihr Erwachen gefeiert. Pasqua! Pasqua! Welch' sonnige Pasqua im Leben des braven Oreste und der kleinen Innocenza! J. W.

Nachdruck verboten.

Die Jünger in Emmaus.

Nach dem Bilde Rembrandt's im Louvre zu Paris. — Siehe Seite 61.

„Bleibe bei uns, denn es will Abend werden, und der Tag hat sich geneiget. Und er ging hinein, bei ihnen zu bleiben. Und es geschah, da er mit ihnen zu Tische saß, nahm er das Brod, dankte, brach es und gab es ihnen. Da wurden ihre Augen geöffnet, und sie erkannten ihn.“ Diese Worte aus dem Ostermontag-Evangelium (Luc. 24, 29) haben auf Rembrandt eine ganz besondere Anziehungskraft ausgeübt, und die Vorstellung, wie der wiederauferstandene Christus im Dämmerscheine des beginnenden Abends beim Brechen des Brodes von den erstaunten beiden Jüngern plötzlich erkannt wird, regte sein künstlerisches Empfinden aus mancherlei Gründen in hohem Maße an. Seit dem Jahre 1637 war auf Rembrandt's Bildern jener wundervolle goldig-braune Ton zur Herrschaft gelangt, aus dem sich in den vierziger Jahren dann das farbige Halbdunkel entwickelte, das für den Meister so außerordentlich charakteristisch ist. Bei diesem Vorwurf nun, bei diesem Vorgang in der von dem schwindenden Tageslichte nur noch schwach beleuchteten Halle konnte ein solches vortreffliches Hauptmittel malerischer Wirkung so recht zur Geltung kommen; hier konnte er aus Schatten und Dunkelheit die charakteristischen Stellen, namentlich den Kopf des Herrn, in scharfer Beleuchtung kraftvoll hervortreten lassen. Die röthlichen Töne des farbigen Halbdunkels beherrschen das Colorit dieses Gemäldes denn auch schon völlig; aber diese Töne sind so weich, so duftig, so warm, daß sie der, sonst nach Rembrandt's Art ziemlich realistisch behandelten Scene einen außergewöhnlich hohen poetischen Reiz verleihen. Wie stets bei seinen Darstellungen aus dem alten und neuen Testament hat der Meister auch hier, ohne Rücksicht auf geschichtliche Treue, den Vorgang in die scharf beobachtete Wirklichkeit des heimatlichen Lebens versetzt. Bei einem anderen ebenfalls 1648 gemalten Emmaus-Bilde, das sich im Museum zu Kopenhagen befindet, brachte Rembrandt außer dem Diener sogar noch eine alte Wirthin, die Licht und Gläser hereinträgt, mit auf die Leinwand. Auf die Durchführung der Köpfe aber wurde hier wie dort die höchste Sorgfalt verwendet, und der Ausdruck in ihnen ist es vor allem, der auch uns in jene Ostersstimmung versetzt, aus der heraus der Künstler sein Werk vor mehr als $2^1/_2$ Jahrhunderten schuf. R. Sch.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamerstraße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Erstes Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

14. April 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 8.

Ingeborg von Bronsart.
Nach einer Photographie von W. Höffert, Hof-Photograph, Berlin.

Eine im ernsten Streben der Vollendung entgegen ringende Künstlerseele und zugleich eine vornehme Frauengestalt voll liebenswürdigster Bescheidenheit ist es, die wir unseren Leserinnen heut in Bild und Wort nahebringen dürfen. Um so freudiger nahebringen, als die Kunde von einem neuen Erfolge, den die letzte Oper Ingeborg von Bronsart's „Hiarne" bei ihrer Aufführung am Herzoglichen Theater in Gotha errungen hat, jüngst die Zeitungen durcheilte.

Die jetzige Frau von Bronsart wurde 1840 als Tochter eines hochangesehenen, aus Schweden stammenden Kaufherrn in St. Petersburg geboren. Das Beispiel der Eltern, die beide ausübende Dilettanten in der Tonkunst waren, ließ schon früh die angeborene, außergewöhnliche musikalische Begabung der kleinen Ingeborg hervortreten. Mit zwölf Jahren gab die angehende Tonkünstlerin ihr erstes Concert, in dem sie als Klavierspielerin auftrat und das Orchester zugleich eine von ihr erfundene und von ihrem Lehrer instrumentirte kleine Composition vortrug. Von nun an ward sie schnell der Liebling der musikalischen vornehmen Welt von Petersburg.

1858 ging die Künstlerin nach Weimar, um dort Schülerin von Liszt zu werden; von da aus setzte sie ihre Studienreise nach Paris fort, wo sie auch mit ungewöhnlichem Erfolge in Concerten spielte. Schon damals veröffentlichte eine große französische Zeitschrift Bild und Biographie der jungen Virtuosin.

Der Raum gestattet uns nicht, ausführlich auf die Siege einzugehen, die das aufstrebende Talent auf vielfachen Reisen in Deutschland, wie in Petersburg und Paris, sowohl in der ausübenden Tonkunst, wie durch eigene Compositionen errang. Genug: die Künstlerin hatte trotz ihrer Jugend schon einen beachtenswerthen musikalischen Ruf erlangt, als sie sich 1861 mit dem als Dirigenten wie Componisten gleich trefflichen Hans von Bronsart vermählte. Bald nach dem Kriege von 1864 wurde Herr von Bronsart zum Intendanten des Hoftheaters in Hannover ernannt; späterhin folgte er einem Rufe nach Weimar, um die General-Intendantur des Großherzoglichen Hoftheaters zu übernehmen. In Hannover wie in Weimar wurde das Bronsart'sche Haus, in dem inzwischen zwei Kinder zur Freude der Eltern heranwuchsen, der Mittelpunkt regen musikalischen Lebens.

Frau von Bronsart's tonkünstlerisches Wirken hat die Anerkennung der ersten musikalischen Größen unserer Zeit, Liszt, Rubinstein, Joachim, Adolph Henselt, gefunden. Der Herzog von Sachsen-Altenburg widmete der Componistin die „Goldene Medaille mit der Krone für Kunst und Wissenschaft", der Großherzog von Weimar die „Goldene Medaille für Kunst und Wissenschaft". Bei der Weltausstellung in Chicago erhielt Ingeborg von Bronsart Medaille und Diplom der Jury; ihre Opern „Jery und Bätely" und „Hiarne" ernteten glänzende Erfolge. Von den sonstigen zahlreichen Compositionen der eifrig schaffenden Künstlerin seien als die bekanntesten hier noch erwähnt: „Kaiser Wilhelm-Marsch" (für Orchester, auch für Klavier), Op. 13, „Notturno" (für Cello), Op. 10, „Sechs Lieder (Text von Friedrich Bodenstedt), Op. 17, „Zwölf Kinderlieder" (Text von Claus Groth). G. v. L.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Eine unserer ersten Kunststickerinnen, Frau Elisabeth von Wedel, veranstaltete jüngst auf der oberen Galerie des Lichthofes im hiesigen Königl. Kunstgewerbe-Museum eine Ausstellung ihrer Schöpfungen, die das Entzücken aller Kenner und Kennerinnen hervorrief. Die Künstlerin auf dem Gebiete der Nadelarbeiten stellte diesmal die von Sr. Majestät dem Kaiser dem 1. Leib-Husaren-Regiment gestifteten Paukenfahnen, sowie mehrere im Privatbesitze befindlichen Werke aus. Unter diesen fielen einige mit Applications-Stickerei geschmückte Kissen, wie eine auf Hellblau in Weiß und Crème gestickte Decke sowohl durch die Vollendung der technischen Ausführung, wie durch den Reiz der Farbengebung auf. — Frau von Wedel hat am 1. April in dem Hause Halleschestraße 4 zu Berlin eine eigene Kunsthandarbeits-Schule eröffnet.

— Mit dem erfreulichsten Erfolge fand kürzlich wieder im Lette-Hause, Königgrätzerstr. 90, die Prüfung von 38 abgehenden Handelsschülerinnen statt. Die in Gegenwart des Wirklichen Geheimen Oberregierungsrathes Dr. Schneider abgehaltene Prüfung umfaßte die Handelswissenschaften, Stenographie, Rechnen, Deutsch, Englisch, Französisch, sowie die Handhabung der Schreibmaschine. — In der in den oberen Räumen des Hauses zugleich stattfindenden Ausstellung der Gewerbeschulen der Anstalt erregten neben den Darbietungen der Kochschule, der Druckerei, der photographischen Lehranstalt ꝛc. noch ganz besondere Bewunderung die Relief-Bilderstickereien für kirchliche Zwecke, welche die Gräfin Zugger, eine Schülerin der Kunststickerei-Schule des Lette-Vereins, ausgestellt hatte.

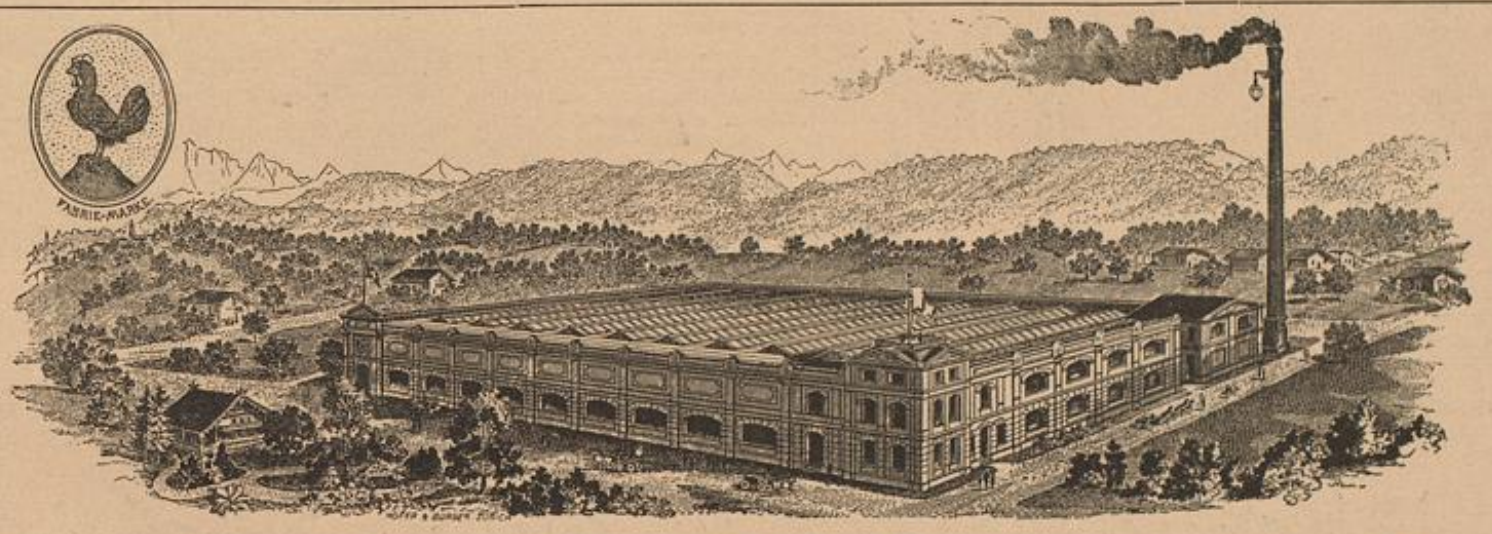
Karlsruhe. — Zum Besten eines Erweiterungs-Baues der dem Badischen Frauen-Verein gehörigen Kinder-Soolbad-Anstalt „Amelie-bad" in Dürrheim, fand hier vor kurzem ein glänzender Verkaufs-Bazar statt. Ihre Königl. Hoheit die Frau Großherzogin von Baden war Protectorin des wohlthätigen Unternehmens, das Ihre Excellenz Frau Gräfin Rhena als Ehren-Präsidentin leitete. Fast alle größeren Fabrikanten Badens hatten dem Bazar Gaben zugewendet, sodaß der letztere zugleich eine fast vollständige Uebersicht über das badische Kunstgewerbe bot. Eine der Verkaufsbuden war lediglich mit den schönen Schwarzwälder Fayencen angefüllt, die allgemein beliebt geworden sind, seitdem sowohl die Königin von Sachsen, wie die Königin von Rumänien für den eigenen Gebrauch derartige Fayence-Tafel-Service erstanden. (Wir gingen an anderer Stelle bereits näher auf die Schwarzwälder Fayencen ein. D. Red.). Junge Mädchen in Schwarzwälder-Tracht wirkten in dieser Bude als Verkäuferinnen.

Die Mode.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Für die Gewänder zur ersten Communion wie zur Firmung können wir nur immer wieder größte Einfachheit empfehlen; bei der heiligen Handlung und dem meist sehr jugendlichen Alter der Communicantinnen und Firmlinge berührt jeder Toiletten-Luxus peinlich. Anspruchsloser weißer Mull, leichte Stickerei und Bandschleifen als Garnitur sind das geeignetste Material. Für den Kopfschmuck lassen sich kaum allgemein gültige Regeln aufstellen, da derselbe von der jeweiligen Landessitte stets genau vorgeschrieben ist. Wir zeigen deshalb, um allen in Betracht kommenden Anforderungen gerecht zu werden, das ein kindliches Gesichtchen so reizend umrahmende Häubchen, den Blumenkranz und ein Schleier-Arrangement; in manchen Gegenden bleibt das Haar ganz unbedeckt. Der Anzug, Fig. 1, für ein zehnjähriges Mädchen ist aus Nansoc hergestellt, ein breiter Stickereistreifen umgiebt den Halsausschnitt, ein ebensolcher und eine Gruppe von Säumchen garniren den Rock. Im Haar ruht ein voller Rosenkranz. Duftiger Mull wurde für das zweite Kleid verwendet;

Anzüge für die erste Communion und die Firmung.



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) **Zürich**

empfiehlt:

Foulard-Seide

95 Pf.

bis **Mk. 5.85** p. Meter in den neuesten Dessins und Farben.

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v. Mk. 1.85—18.65	**Seiden-Grenadines**	v. Mk. 1.35—11.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ „ 13.80—68.50	**Seiden-Bengalines**	„ „ 1.95— 9.80
Seiden-Foulards	„ 95 Pfge.— 5.85	**Seiden-Surahs**	„ „ 1.35— 6.30
Seiden-Masken-Atlas	„ 60 „ — 3.15	**Seiden-Faille française**	„ „ 2.45— 9.85
Seiden-Merveilleux	„ 75 „ — 9.65	**Seiden-Crêpe de Chine**	„ „ 2.35—10.90
Seiden-Ballstoffe	„ 60 „ —18.65 p. Meter.	**Seiden-Foulards japan.**	„ „ 1.45— 5.85

Seiden-Armûres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. **porto- und steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

es zeigt den an der Schulter sechsmal eingekrausten Duse-Aermel, Passe, überhängende Bluse und am Rocke einen Streifen schmaler Säumchen, dazu Schleifenschmuck. An dem dritten Kleide aus Voile, fällt besonders die Rosetten-Garnitur auf; die angesetzten Achseltheile fasst eine Rüsche ein, je drei lose arrangirte Stofftheile zieren, senkrecht aufgesetzt, Rock und Taille, und werden oben durch Rosetten zusammengehalten. Charakteristisch bei diesem Kleide sind die Bauschärmel mit besonders angesetzten Achseltheilen. Auf dem Batisthäubchen ist eine doppelte Elsaß-Schleife angebracht, den Pompadour verziert Stickerei. Das einfache Musselin-Kleid der letzten Communicantin ist auf einem seidenen Unterkleide mit Rückenschluß gearbeitet, den Hals umgiebt eine volle Spitzenrüsche; aus Repsband besteht das Schleifen-Arrangement. Der Schleier wird bauschig aufgesteckt und zu beiden Seiten des Kopfes mit einer Rosette gehalten.

D. K.

Wien. — In ganz anderer Weise, als dies sonst bei den alljährlichen Ausstellungen im Wiener Gewerbevereins-Sale geschah, hat sich der Wiener Mode-Club unter Führung des Kammerrathes Ulz und Herrn W. Schack diesmal zu einer großen Exposition in den weitläufigen Räumen der Gartenbau-Gesellschaft zusammengefunden, um thatsächlich ein Bild des selbständigen wienerischen Schaffens im Modefache zu geben. Sind auch die großen Confectionnäre, vielleicht mit Unrecht, fern geblieben, so zeigt doch die Collectiv-Ausstellung, welche ausgezeichnete schneiderische Leistungen hier allgemein geboten werden; insbesondere auf dem Gebiete des „englischen Kostümes" wird Hervorragendes geschaffen. Unter anderem ist da ein schlichtes dunkeldrap-melirtes Kammgarnkleid, an dem der ganze Anschluß des Jäckchens durch millimeterbreite Handsäumchen bewirkt wird, die in verflochtenen Carreaux hergestellt sind, — ein Kunststück, dem selbst der Erfahrenste staunend gegenübersteht. Die faltenlosen Ballon-Aermel des Kostüms setzen sich aus Keiltheilen zusammen; auf dem Rocke wiederholt sich die merkwürdige Säumchen-Verzierung. In gleicher Weise ist ein helleres Kleid mit einem ornamentirten Schilfblatt-Muster in Steppsäumchen verziert und dabei der Aermel mit der Taille im Zusammenhange geschnitten. Beide Toiletten sind von Spevac. Außergewöhnlich gut gearbeitet ist auch ein helles Multon-Kostüm mit Jacke von Martinic, an dem ein reliefartig eingestepptes Dessin, augenscheinlich mit zwischengelegter, im Muster ausgeschnittener und dann mit Steppstich umrandeter Tucheinlage, die vornehm discrete Verzierung ergiebt für Rock, Taille und Jacke; an letzterer sind die großen Keulenärmel mit gestepptem Mittelstück auch schon vom Halstheile herab im ganzen geschnitten. — Interessant ist Franz Janik's Frisuren-Ausstellung; unter mehreren hübschen Neuheiten fällt eine Frisur auf, welche die Enden der Wellenschopf-Haare in einem griechischen Lockenknoten auf dem Wirbel vereinigt, während unterhalb noch der tiefsitzende Drehknoten befestigt ist. — Sehr fesch wirken buntfarbige Taffetschirme von Pachhofer mit kleiner, an dem Stocke angebrachter Geldtasche. Extravaganter als jemals dürfte man die Hüte finden, — alle die grellen und satten modernen Farben sind da in Stroh vorhanden; Capoten sieht man kaum, meist phantastische Toques und große runde Formen; Blumen überall. — In Wäsche, Negligées und dergleichen leisten E. Braun, Weidler und Budie & Brandt Vorzügliches; bei Bittmann's Kinderkleider-Ausstellung fallen allerliebste hellseidene Mädchenhüte mit Chenille-tüll-Rüschen auf.

Sehr interessant sind Kment's Handschuhe aus Schlangen- und Krokodil-Leder, an denen allerdings nur das obere Handblatt aus diesem wahrscheinlich etwas sprödem Materiale gearbeitet erscheint. Dagegen bringt Presser Damen- und Herrenstiefel aus schwedischem Handschuhleder mit Lackbesatz, in drap, grau und braun, die unübertrefflich glatt und elegant sitzen, natürlich aber mit Benzin gereinigt werden müssen. Stehlik stellt zu allgemeinem Erstaunen „Sommer-Pelzkragen" für Strand- und Alpen-Aufenthalt aus, übrigens sehr hübsch in ornamentirter Pelz-Mosaik aus Biber und Seal zusammengesetzt, und thatsächlich als zuverlässiges Schutzmittel wohlberechtigt.

Wiener Mode-Frisur.

Promenaden-Toilette, „genre tailleur".

Johanna Erdödy bringt wunderbare Fächer, darunter ein ganz neues originelles Modell, altrother Japonnais-Foulard mit leicht gesticktem Gold-Barock-Rand und gemalten Colibris auf Intarsia-Holzgestell, einen kostbaren Lederhaut-Fächer von Anna Plischke gemalt u. s. w. Hermann Herzfeld führt als Neuheiten große Musselin-Halsrüschen mit dazwischen gesetzten Blumen vor, indische bedruckte Gaze-Jabots, Crêpe lisse-Garnituren mit ledergelben Valenciennes und gestickte Blondenschleier, weiß, schwarz und farbig. N. Br.

Elegantes Promenaden-Kostüm.

Paris. — Schien es auch, als wolle der Winter dieses Jahres nie enden, als käme man überhaupt nicht mehr aus Pelzen und Mänteln heraus, so sind unsere schönen Pariserinnen doch nicht unthätig gewesen. Modistinnen, Putzmacherinnen, und vor allem tonangebende Modedamen haben gleichmäßig gearbeitet, um bei den ersten warmen Frühjahrstagen gerüstet zu sein. Besondere Veränderungen in den großen Linien der Toiletten sind nicht zu verzeichnen, die Weite der Glockenröcke dauert fort, nur das eigentliche Straßenkleid wird davon weniger berührt. Auch die Aermel zeigen, in Uebereinstimmung mit den Röcken, ungeheure Stoffverschwendung, was wiederum eine Ausdehnung aller Capes und Collets nach sich zieht. Das Cape unserer Darstellung besteht aus leichtem sandfarbenen Tuch und ist mit crème Applications-Stickerei versehen. Am Halse schließt es mit einem einzigen Haken, um leicht abgenommen und über dem Arm getragen werden zu können. Aus dünnem Wollstoff, der aber in der Farbe dem Cape entspricht, ist der Kleiderrock gefertigt und mit zwei Gruppen von je vier winzigen Säumchen garnirt. Crèmefarbige indische Seide ergiebt die Bluse. An dem Hute fällt einstweilen noch die zweiseitige, stark in die Breite gehende Garnitur auf, an die wir uns wohl während des Sommers gewöhnen müssen, denn sie ist das für die Hutmode besonders charakteristische Moment. — Großgeblümter Foulard mit einem Sammet-Streifen als unteren Abschluß bildet den Rock der zweiten Toilette, glatte Seide dient für die Taille, über die sich jedoch, mit Ausschluß der Aermel, ein Spitzen-Arrangement zieht, das auf der Vorderbahn des Rockes in zwei spitze Zipfel ausläuft. — Daß jedoch neben der reich garnirten Tracht auch das genre tailleur einen Compromiß mit dieser einzugehen strebt, beweist das Figürchen mit dem Tütenrock und der anliegenden Jacke, der die weiten Aermel mit der abfallenden Achsel und die große Halskrause viel von seinem strengen Charakter nehmen. Originell ist der Rockbesatz, gekreuzte Schlangenlinien aus dicker seidener Borte. Der Hut aus Perlborten zeigt die Ghismonda-Form und ist an beiden Seiten mit großen Azaleen-Tuffs geschmückt. — Für die Promenade in eleganten Curorten würde sich das Kostüm aus altgrünem Merveilleux, mit smaragd-farbenen Jetperlen übersäet, empfehlen. Die gleichfarbigen Sammetschärpe ist seitwärts eingeschlungen, ein schmaler Volant in Serpentine-Form umrahmt den Ausschnitt, den ein graziös arrangirtes grünes Krepp-Chemiset füllt. Große Fliedertuffs schmücken den schwarzen runden Hut aus paille d'amour. B. de G.

Toilette mit Bluse und Cape.

Toilette mit Spitzen-Arrangement.

Handarbeiten.

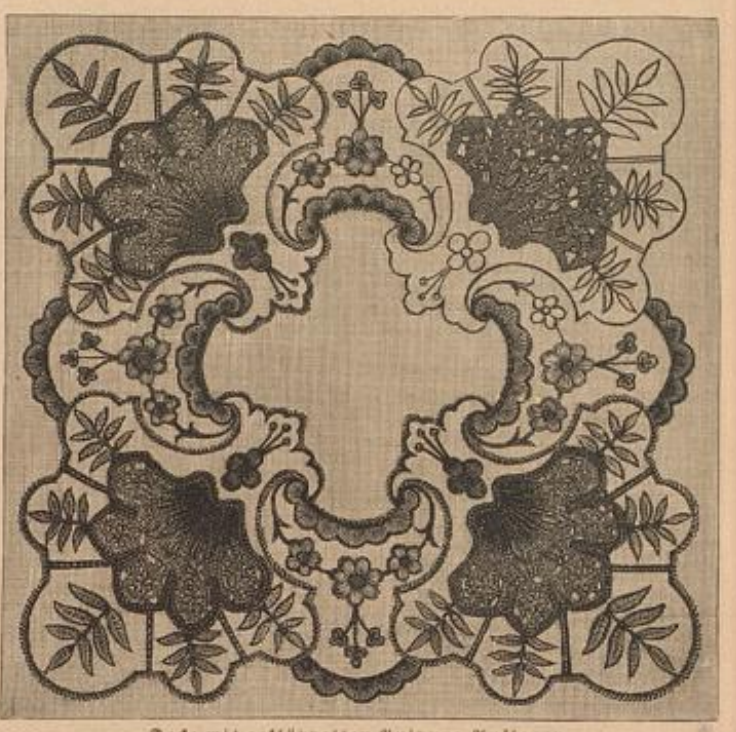
Nachdruck auch im einzelnen verboten.

— Zu dem ambulanten Thee, welcher jetzt bei den „Jours" unserer Damen vorzugsweise gereicht wird, kommen neuartige Thee-Servietten in Gebrauch, die, wenig größer als Eisdeckchen, auch deren quadratische Form haben. Aus gewöhnlichem weißen Stickleinen gefertigt, sind sie mit einem à jour-Saum und einer schmalen Zwirnspitze umrandet. Die Stickerei, Blümchen und Blätter oder ein leichtes Ornament, wird mit glänzendem weißen Stickzwirn in Plattstich auf dem für den Saum bestimmten Rande ausgeführt, sodaß die Innenfläche frei von Verzierung bleibt. — Bei dem letzten Gange der festlichen Tafel, dem Obst, reicht man Servietten, die, in Größe und Form der Eisdeckchen aus dünnem Congreß-Stoffe geschnitten, mit à jour-Saum und Spitzenabschluß versehen, in einer Ecke ein Fruchtmotiv, mit waschechter Seide gestickt, zeigen. — Für die garden parties des Sommers sind ähnliche Obst-Servietten aus Écru-Leinen mit gleichfarbiger kräftiger Spitze in Vorbereitung.

N. N.

— Einzelne Figuren in geklöppelter Guipure, wie Muscheln, Sterne, französische Lilien ꝛc., werden in neuester Zeit als besonders reizvolle Ausstattung bei einfacher, bunter Leinenstickerei angebracht. Unsere Vorlage für Deckchen oder Kissen, zeigt die Verwerthung solcher, meist bunt gehaltener, geklöppelter Formen, welche entweder unsichtbar mit Steppstichen, oder mit irgend einer Ziernaht auf dem Grundstoff befestigt werden.

Das 40 cm große Deckchen aus gelb-weißem Leinen hat in den Ecken je eine geklöppelte Muschel aus ziegelrothem Garne aufzuweisen, die mit Languetten-Stichen in theegrüner Seide applicirt und durch Blättchen- und Stielstich noch reicher gestaltet wurde. Stiel- und Languetten-Stich bilden auch die Contouren der Stickerei; die kleinen Blüthen erscheinen im versetzten Plattstich und die gefiederten Blätter im Fischgrätenstich ausgeführt. Als Material wurde Filosoffe-Seide in theegrüner und hellrosa Schattirung verwendet. Eine Ecke des Deckchens zeigt die Spitzen-Auflage unbestickt, umgeben von der Muster-Vorzeichnung. A. M.



Decke mit geklöppelten Guipure-Auflagen.

Bezugsquellen: Wiener Mode-Frisur, erfunden von F. Janik, Wien I, Freisingergasse 3. — **Deckchen mit Guipure-Auflagen:** Geschw. Rehm, W, Leipzigerstr. 129.

Seidenstoff-Fabrik-Union

Adolf Grieder & Cie in Zürich

Königl. Spanische Hoflieferanten

liefern auch **direkt an Private** meter- und robenweise **zu wirklichen Fabrikpreisen** porto- und zollfrei ins Haus **garantiert rein-seidene, vegetabilisch-gefärbte**

Schwarze und Farbige Seidenstoffe

in den letzten Neuheiten. In Folge des augenblicklich niedrigsten Standes der Rohseidenpreise liefern wir **reine, unbeschwerte Garantie-Seidenstoffe** zu billigsten Preisen, das bis jetzt Gebotene weit übertreffend. Muster umgehend franko.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 9. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 1. Mai 1895. — Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Indian Summer.

Eine Herzensgeschichte von
Wilhelm Wolters in Berlin.

(Schluß.)

Elftes Kapitel.

Wera.

24. Januar.

Der Wind peitscht gefrorenen Schnee gegen die zitternden Fensterscheiben, die Lampe flackert, als ob sie verlöschen wolle; naß, von Frost geschüttelt sitze ich da. Aus, Toni, aus! Verloren, was ich nie besessen und noch mehr dazu; alles verloren: Hoffnung, Liebe, Glauben, alles, alles! Verrathen, betrogen! . . . Ach, könnt' ich mein Gesicht auf ewig im Dunkel verbergen, daß man mir diese elende Schmach nicht ansehe! — — Geküßt, geküßt hat er mich, wie eine . . . um Gotteswillen, daß es Heinrich nie erfahre! — Ich komme von Irene. Morgen wird's auch in der Zeitung stehen: „Ethel Mackey und Dr. Dupont, Verlobte". Auf gold umränderter Karte. Gold umrändert . . . und mich hat er geküßt! . . .

Ich muß fort von hier, Toni, fort! Ich kann niemandem mehr ins Gesicht sehen, niemandem mehr unter die Augen treten . . . Ich komme von Sinnen! . .

Antonie.

24. Januar

Meine Freundin! Ernst und inhaltsschwer sind diese Zeilen, — die letzten, die Du von hier aus erhältst.

Erschrick nicht. Ich verlasse das Vaterhaus. Verlasse es als verstoßene Tochter und doch erhobenen Hauptes, ohne Reue über mein Thun, mit dem festen Entschlusse, nie zurückzukehren, komme es, wie es wolle.

Ich habe gekämpft mit mir, lange und schwer. Jetzt ist's entschieden

Ich werde kein Gnadenbrod mehr essen, werde hinaus in die Welt gehen, allein, auf die eigene Kraft gestellt, das Leben mir selbst zu schaffen, das ich lebe, gut oder schlecht, wie ich es eben vermag.

Es giebt auch protestantische Samariterinnen, und ich werde eine solche sein.

Als ich meinem Vater dieses mein Vorhaben mittheilte, hat er mir seine väterliche Einwilligung verweigert; als er sah, daß ich fest blieb, hat er mir gedroht, zu vergessen, daß ich sein Kind sei, und als ich ihm bebenden Herzens erwiderte, daß ich ihn anflehe, dies nicht zu thun, da ich trotz allem nicht anders könne, hat er kein Wort mehr mit mir gesprochen.

Nur geschrieben haben wir uns noch einmal. Er hat mir seine Unterstützung angeboten, wie einer Fremden; ich habe sie zurückgewiesen. Kann er sie nicht öffentlich, frei von allen Rücksichten, dem Kinde werden lassen, die Fremde kann heimlich keine annehmen, keine moralische, geschweige denn eine andere. Heißt er Erwin von Wreden, so heiße ich Antonie von Wreden und bin seine Tochter, stolz wie er.

So ziehe ich denn davon.

Bis Berlin werde ich mit dem, was ich habe, kommen; dort verkaufe ich meinen Schmuck, das Erbe einer Dulderin, das mir helfen soll, anderer Dulder Leiden zu stillen. So lange wird der Erlös wohl reichen, bis ich gelernt, mein Brod mir zu verdienen.

Defregger im Atelier. Nach einer Zeichnung von Hugo Engl in München. — Siehe Seite 71.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Neben mir steht der kleine Koffer, der alles enthält, was ich aus dieser alten Welt mit in die neue hinüber-nehme. In einer Stunde geht der Zug. Allein, un-begleitet gehe ich fort, ohne Lebewohl; mein Vater ist seit gestern verreist, er will mir nicht zum Abschiede die Hand reichen.

Der Schnee flimmert durch die Nacht. Ein mächtiger Feuerschein strahlt blutroth gegen den dunkeln Himmel. Zscherkowitz, das Wendendorf, brennt. Sie werden nieder-prasseln die engen Hütten, morsch und schwarz vom Alter, neue werden an ihrer Stelle erstehen, frisch und hell in der Morgenluft leuchtend, größer, freier, lichter, und ihre blanken Fensterscheiben werden fröhlich die Sonnenstrahlen widerspiegeln. So wird auch mir ein Morgen werden. Feierlich reiße ich mich in dieser Stunde los von allem, was diese alte Welt von Dünkel, Vorurtheil und falscher Vornehmheit in mich gepflanzt, werfe es von mir, all' das Rüstzeug einer altersgrauen Vergangenheit, und frei setze ich den Schritt in die Zukunft! —

Ich nehme dieses letzte Blatt an Dich aus diesen Räumen mit mir und schicke es Dir durch einen Boten vom Bahnhof in der Stadt, wo ich zwei Stunden Aufenthalt habe. Wenn Du kannst, so komm, mich noch einmal zu umarmen, und adieu zu sagen

Deiner

Toni.

Wera.

Eben habe ich an Dich geschrieben, als mir der Bote Deinen Brief bringt! Die Antwort fliegt voraus, ich komme gleich nach; vielleicht finde ich unterwegs einen Wagen, der mich rascher durch den Schneesturm fährt; aber wenn nicht, warte auf mich, warte! Ich komme auf jeden Fall, ich komme! . . .

III.

Frühlingswehen.

Zwölftes Kapitel.

Wera.

12. März.

Mir zur Seite, auf dem kleinen Tische, den man mir ans Bett gerückt, steht ein Primelstöckchen, das mich mit seinen kleinen, runden Blumenaugen so freundlich anguckt; Hilde hat es heute Morgen gebracht. Zwischen den grünen Blätterchen hindurch sehe ich die guten Augen von Schwester Clementine, die zum zweiten Mal ihre Hände um meine flackernde Lebensflamme gehalten, daß sie nicht auslösche. Und ich muß an Dich denken; ob Du wohl auch jetzt an einem Krankenbette sitzest? Ich hab' so lange, seit Deiner Abreise, nichts von Dir gehört; was ist das? Ich muß Dir wenigstens mit Bleistift diesen Gruß auf ein Zettelchen kritzeln; ich schicke ihn an die Adresse, die Du mir damals angegeben. Es ist wunderbar, daß ich sie behalten habe! Ich bin schwer krank gewesen, fast, glaube ich, wäre ich gestorben. Aber jetzt geht es wieder besser.

Und Du?

Ich muß schon aufhören. Strenges Verbot. Habe schon zu lange an diesen paar Worten gemalt. Schwester Clementine gießt eben aus der Flasche mit der langen, rothen, steifen Papier-Cravate die bittersüße Medicin in den Porzellanlöffel, der mich Wochen hindurch im Traume verfolgt hat. Muß wieder schlafen, auf allerhöchsten Befehl. Bin ganz zum Kinde geworden. Auf Wieder-sehen!

* * *

14. März.

Eben sind mir Deine Briefe, die so lange schon daliegen und die man mir verheimlichen mußte, von meinem Mütterchen eingehändigt worden, als eine Be-lohnung für meine so rasch fortgeschrittene Besserung. Was mußt Du nur von mir gedacht haben, daß ich auf keinen etwas erwiderte? Sie sind das erste, was ich seit Wochen lese; Aermste, wie Schweres hast auch Du erlebt! Ja, es mag nicht leicht sein, so allem zu entsagen, sich so von allem loszulösen, wenn man es auch freiwillig und gern thut, ganz und gar diesem einen Dienste Körper und Geist zu widmen. Daß Du dennoch durchgeführt, was Du Dir vorgenommen, das hab' ich von Dir nicht anders erwartet. Schreib' mir, wenn Du Zeit und Lust dazu hast, recht bald wieder; Du siehst es meiner Schrift an, es geht noch langsam mit mir. Schwester Clementine hält mir jedesmal das Tintenfaß hin, wenn ich eintauchen will. Sie läßt die Schwester Antonie herzlich grüßen. Ach, wie viele Male habe ich in meinen Fieberträumen sie mit Deinem Namen genannt, in meiner Phantasie Euch zu einem Bilde ver-webend. Oft haben wir, als ich allmählich wieder zu besserem Bewußtsein gekommen, von Dir gesprochen, mit ein paar wenigen, kurzen Worten zuerst, dann mehr und mehr! Ich habe ihr gesagt, was Du gethan, und sie hat mir erzählt, wie sie schon damals in alle Einzelheiten ihres Berufes Dich habe einweihen müssen, wie Du Dich mit ihr in die Pflichten der Pflegerin habest zu theilen versucht. „Uns ist das leicht," sagte sie, „aber sie . . . das ist noch etwas anderes!" Nun, das versteht sie wiederum nicht, daß man das Gute nur um des Guten willen thun, die Belohnung in sich selbst finden kann.

* * *

10. April.

Schwester Clementine hat mich nun schon seit acht Tagen verlassen; mein Mütterchen und Hilde haben meine Bewachung übernommen. So muß man es nennen; denn ich bin gesund, nur nicht ganz so kräftig wieder. Auch unser gutes, altes Doctorchen, das anfangs zweimal täglich sogar kam, läßt sich nicht mehr blicken. Er will nicht eher wieder erscheinen, als bis er, wie er sagt, mir meine volle Freiheit ankündigen kann; denn aus-gehen darf ich noch nicht. Aber ich sauge den hellen Frühlings-Sonnenschein in mich ein, der durch die Scheiben hindurchdringt ins Zimmer und in mein Herz hinein. Ich wandere in meinem Arbeitsstübchen auf und ab und freue mich an den Frühlingsblüthen, mit denen meine Lieben es geschmückt haben. Und dann lerne ich alle meine lieben Sachen, mein ganzes Besitzthum wieder neu kennen. Den Schreibtisch, das alte Lineal, auf dem ich die Bekanntschaft mit ein paar von Kreisen umringelten Klexen wieder erneuere, das ewige Kalenderchen, das noch auf den 24. Januar zeigt . . . Ich habe es um-gedreht, ich will nichts mehr vom Winter wissen . . . Oder ich lasse mir den alten Lederlehnstuhl, den Du einmal so bewundert hast, ans Fenster schieben, bis dicht an die Blumen hinan, und lese, Geschriebenes und Ge-drucktes. Das ist so wunderbar herrlich, daß man mit solchen Krähenfüßen einander alles mittheilen kann, was einem die Seele bewegt! Ach, Toni, es ist, als ob man von neuem geboren worden wäre, als ob man all' das, was man Jahre lang als etwas Selbstverständliches genossen, nun erst mit einem Male in seinem richtigen Werthe schätzen lernte. Licht, Luft, Sonnenschein, jedes Blümchen, jedes liebe Gesicht, jede freundliche Hand, und man wird dankbar gegen all' das viele Gute, das die Welt, die man seine Welt nennt, in sich schließt.

Es waren böse, böse Tage.

Bebend vor Frost und Hitze kam ich in jener Sturm-nacht nach Hause. Der Wind raste durch die Straßen, ganze Haufen von Schnee vor sich hertreibend. Lange war ich noch stehen geblieben, als längst schon Dein wehendes Taschentuch verschwunden war, hatte dem Zuge nachgesehen, der Dich in die dunkle Nacht hineinführte; als ich vor den Bahnhof hinaustrat, war kein Wagen mehr zu erblicken. Schritt um Schritt, bis an die Knöchel versinkend, eingehüllt in eine Kruste von Eis, kämpfte ich mich vorwärts den endlosen, langen Weg, auf der Brücke fast den Athem verlierend. Mit ge-schwollenem Gesicht und verglasten Augen kam ich an, einen stechenden Schmerz in den pochenden Schläfen, zitternd an allen Gliedern, kaum noch Kraft genug besitzend, die Thüre zu öffnen, die nassen Kleider von mir zu reißen, zerbrochen ganz und gar an Leib und Seele, ganz be-wußtlos schon.

Armes, armes Mütterchen, was mußt Du gelitten haben mit mir!

Viele Tage vergingen, bis ich zu mir kam in einem dämmernden Sinnen, das allmählich und langsam lichter und lichter wurde. Was habe ich alles durchgeträumt! Was mag alles durch mein krankes Gehirn gegangen sein, das eine gütige Hand vor ewiger Nacht errettete! Wie ein eiserner, glühend-feuriger Reifen lag mir's um die Stirn; ich weiß, daß ich mit Thränen in den Augen gefleht habe, ihn mir fortzunehmen. Und ich kann mich noch der wunderbaren, räthselhaften Empfindung entsinnen, wie ich eines Tages fühlte, daß dieser Reifen mit einem Male kalt und naß war, wie ich nur noch das Eis spürte, das man mir auf den Kopf gelegt. Und ich weiß auch noch, wie wunderbar ich aus dem Träumen ins Denken hinüberdämmerte. Ich erwachte und sah, daß ich mitten in einem weiten, blendend weißen Schnee-felde lag. Ach, dachte ich, und schloß die Augen, ach, wieder der Schnee! . . . Aber der Schnee ist warm und weich, merkwürdig! . . . Noch einmal öffne ich die Augen; da sehe ich ganz in der Ferne eine Hand, wie sonderbar, eine Hand, die größer und größer wird, über das Schneefeld gleiten. Sie kommt langsam und leise bis dicht zu mir heran, und ich erkenne den Trauring an der Hand meines Mütterchens; da wußte ich mit einem Male, daß ich im Bette lag, und daß die Hand meiner Mutter glättend darüber dahinfuhr; und es überkam mich ein Gefühl der Ruhe, der Sicherheit, des Friedens, wie in jenen frühen Tagen, wenn dieselbe Hand beim „Gute Nacht sagen" über das Kinderbett strich. Ich schlummerte wieder ein. Und dann, es mochten wohl ein paar Tage vergangen sein, hatt' ich einen wunderlichen Traum; als ob ich ihn gestern geträumt, so ist er mir im Gedächtnisse geblieben. Ich sehe mich auf einem Schiffe, allein auf einem großen, düstern Schiffe, das ohne Steuer, mit im Winde flatternden Segeln über ein endloses, graues Meer dahinfliegt. Nichts um mich herum als das dunkle Wasser, kein Laut als das dumpfe Sausen des Windes und das Gurgeln der Wogen am Bug des Schiffes. So treibe ich durch das Meer dahin. Da beginnt das Schiff langsamer die geglättete Fluth zu durchfurchen, den Kiel über knirschenden Sand streifend, bis es auffahrend still steht. Ich spähe hinaus in die nebelige Weite und steige hinunter ins Wasser. Es geht mir bis an den Hals; ich fange an zu waten. Das Wasser sinkt allmählich, der Grund taucht empor, ich stehe auf festem Boden. Und plötzlich lichtet sich der Nebel; in der Ferne winken die Thürme einer Stadt, Glocken klingen, und aus den Thoren strömen die Menschen. Eine kleine Schar löst sich von der Menge ab und eilt voraus; man streckt mir die Hände entgegen und ruft mich, und — da erwache ich und sehe zum ersten Mal in die lächelnden Gesichter Heinrichs und Hildes, die sich über mich beugen. „Guten Morgen!" sagt Hilde sanft. „Guten Morgen!" antworte ich und lache.

Und so bin ich wieder gesund geworden.

Dreizehntes Kapitel.

Wera.

30. Mai.

Nun ist alles wieder im altgewohnten Geleise, alles hat wieder den alten gemüthlichen Anstrich, — wenn auch ich als eine andere auferstanden bin.

Verstehe mich nicht falsch, es ist nicht Trübsinn, nicht Trauer in mir, aber dennoch, — ich weiß nicht, wie ich Dir das auseinandersetzen soll, — ich bin eben nicht mehr die, die ich war; die alte Wera, die so harmlos und heiter in die Welt schaute, sie ist dahin. Die Leiden-schaft hat das kühle Herz versengt, eine unwürdige Leidenschaft . . . Ueber meinem Haupte habe ich die Flügel des Todes rauschen hören . . . Nicht spurlos können solche Gewalten am Menschen vorüberziehen.

Aber ich habe mir vorgenommen, mich nicht mehr selbst zu zergliedern, nicht in Träumereien zu versinken; abgethan soll alles sein, was war, ausstreichen will ich ein Jahr meines Lebens und klaren Geistes das Leben neu erfassen, den Platz auszufüllen suchen, auf den ich gestellt bin. Eine Saite meines Innern ist zerrissen, — für immer, das weiß ich. Aber es sind noch andere da, nicht klanglos; sie zu einer Harmonie zu einen, wird die neue Aufgabe sein. Und wenn die bösen Geister: trübe Erinnerung, Neid, Eifersucht, ungerechtes Verlangen, Hoffnungslosigkeit, mich je einmal umflattern werden, so giebt es einen guten Bann für solche Nachtgespenster: Arbeit!

Du, liebe Toni, klagst nicht, selbst nicht der vertrau-testen Freundin gegenüber. Dennoch lese ich zwischen Deinen so dürftigen Zeilen, daß auch Du manchmal in diesem Deinem neuen Berufe, den Du Dir gewählt, Stunden des Schmerzes hast, daß auch Deine Seele erbebt über unerfüllte Wünsche. Was es auch sei, das Dich bedrückt, Dir hat das Schicksal einen Willen gegeben, einen festen Willen, der Dich vorwärts treiben wird, dem Ziele zu, das Dir zu erreichen vergönnt ist, über alle Klippen hinweg. Ob an diesem Ziele das Glück steht, ob an dem meinen, wer weiß es? Was ist denn Glück? Das habe ich mich jetzt oft gefragt, ohne die Antwort darauf zu finden. Eines jedoch ist mir klar geworden in diesen vielen Stunden einsamen Grübelns: die Dinge außer uns sind so, wie wir sie in uns be-trachten; — geben wir uns Mühe, alle von der besten Seite anzusehen!

Vierzehntes Kapitel.

Wera.

15. Juni.

Ich muß Dir, liebe Toni, heute von einer Be-gegnung erzählen, die mich tief innerlich ergriffen hat, und von der auch Du nicht ohne Rührung hören wirst.

Ich war in die Stadt gegangen, um einige Einkäufe für Hilde zu machen, die mich darum gebeten hatte, da sie selbst sehr unpraktisch in allem ist, was Wirthschaft betrifft. Als ich, mit Packeten bepackt, hastig aus einem Geschäfte hinauseile, fliege ich einem alten Herrn gerade in die Arme, ihm meine ganze Ladung vor die Füße werfend. Erröthend stammele ich eine Entschuldigung und blicke auf, da — sehe ich in das Gesicht Deines Vaters! Ganz der alte Cavalier, der er bis zur letzten Minute seines Lebens sein wird, bückte er sich, — aber ich kam ihm zuvor, — um die zu Boden gefallenen Sachen aufzuheben.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Und er fing an sich zu erkundigen, wie ich mich befände, wie meine Mutter sich befände, langsam neben mir herschreitend. Dann nach einer kleinen Pause, in der er sich mit der Hand über den Schnurrbart gefahren, der ganz weiß geworden, fragte er plötzlich: „Haben Sie Nachrichten von Antonie?“ Ich fühlte, wie ich roth wurde, aber ich antwortete der Wahrheit gemäß, daß wir leider jetzt sehr wenig von einander hörten, daß es Dir aber, so viel ich wisse, gut gehe. Und da er mir einen Blick zuwarf, der mir zu bedeuten schien, daß ich weiter erzählen möchte, fuhr ich fort, daß Du, — wie ihm ja jedenfalls bekannt, — gleich nach Deiner Ankunft in Berlin direct zur Oberin des Elisabeth-Krankenhauses gegangen seiest, die Dich zuerst hätte abweisen wollen, Dich aber schließlich unter der Bedingung angenommen habe, daß Du allen etwaigen Ansprüchen, zu denen Du, infolge Deiner Herkunft und Deiner Bildung, berechtigt zu sein glauben könntest, von vornherein entsagtest. Ich citirte ihm ein paar Aussprüche dieser Dame, die aus Eisen und nicht aus Fleisch und Blut geschaffen zu sein scheint, von der „Maschine“, der „denkenden Maschine“, für die es nichts weiter geben dürfe, als die Arbeit, die ihr vorgezeichnet sei, u. s. w. Ich berichtete, was Du dann für Schweres, für niedrige Dienste habest thun, wie Du Dich habest demüthigen, ja sogar strafen lassen müssen, und daß Du jetzt vorläufig für die nächste Zukunft als Krankenschwester dort bleiben würdest. Ich sprach das alles so vor mich hin, ohne ihn anzusehen. Er ging eine lange Weile schweigend neben mir her, als ob er mit sich kämpfe und überlege, was er mir erwidern solle. Schließlich sagte er halblaut und in einem Tone, der oberflächlich sein sollte, und dessen unterdrücktes Zittern doch vielsagend war, weiter nichts als: „Ich danke Ihnen!“ Dann an der nächsten Ecke blieb er stehen, reichte mir die Hand und wiederholte: „Ich danke Ihnen!... Vielleicht besuchen Sie uns einmal? ... Wir würden uns sehr freuen, Sie bei uns zu sehen.“

Welche Anstrengung mag es ihm gekostet haben, Deiner Erwähnung zu thun, mich nach Dir zu fragen! Wie groß muß dennoch und trotz allem seine Liebe zu Dir sein, daß er seinem Stolz ein solches Opfer zu bringen vermochte! — Daß ich ihm im großen und ganzen nichts Neues erzählt, glaube ich mit Bestimmtheit behaupten zu können; mir scheint, er hatte sich unter der Hand nach Dir erkundigt, — ich müßte mich sehr irren, wenn dem nicht so wäre. Sein ganzes Benehmen hat es gezeigt. Ich bin sicher, es bedarf nur eines Wortes von Dir, um eine Versöhnung herbeizuführen, sicher, daß Dir stets ein Zufluchtsort in der Noth im Vaterhause offen steht.

Fünfzehntes Kapitel.

Wera.

20. März.

Zum zweiten Male, seitdem wir uns zuletzt gesehen, schmilzt der Märzschnee und die Frühlingswinde wehen. Draußen und drinnen scheint die Sonne, und mit der neu erwachenden Natur ist auch ein neues Leben in Heinrichs Hause eingezogen, ein gar frisches, kräftiges Leben, das schon jetzt seine winzige Existenz mit Nachdruck in die Welt hineinposaunt.

Da liegt es nun, ganz eingewickelt in Weiß, unter dem Spitzendache, das wir ihm schon Wochen vorher sorgsam zurecht gemacht, und träumt, unbekümmert um die ganze lange Zukunft, die ihm werden wird. Ist es nicht wunderbar, von allen Wundern, die uns täglich umgeben, das größte? Ich kann mich solcher Betrachtungen nicht erwehren, wenn ich in dieses in blauen Dämmerschein gehüllte Nest hineinblicke. Da ist plötzlich ein Wesen, das noch vor gar nicht langer Zeit nicht war. Da ist es! Seine Fingerchen sind so hülflos, so klein; durch dieses Gehirnchen ist noch kein Denken gezogen, sei es noch so luftig, noch so rasch verfliegend. Und was werden nicht diese Finger einmal alles thun, aufbauend oder vernichtend; was für Gedanken, gute und böse, werden hinter diesen jetzt in friedlichem Schlummer geschlossenen Augen durcheinanderwogen? Tausend und abertausend Fäden sind hin und her gesponnen worden; tausend und abertausend Körnchen vom Winde da und dort hin getragen, sind aufgegangen, gewachsen, verdorrt, tausend Beziehungen geknüpft und gelöst, daß aus ihnen gerade dies eine Leben so und nicht anders entstehe; und was wird nun wieder alles entstehen durch die Aeußerungen dieses Lebens, wenn es zum Selbstbewußtsein gekommen? Mutter, Väter, Verwandte bewachen dies zarte Lager voller Liebe, voller Sorge, voller Hoffnungen; ... werden sie erfüllt werden? Was für ein Baum wird aus diesem Pflänzchen werden? Ich denke es mir eine herrliche Aufgabe, hier Gärtner zu sein, solch' junges Reis zu pflegen, sein Wachsthum zu leiten, zu lenken, es vor zu frühen Stürmen, vor Frost und versengender Sonnengluth zu hüten.

Ich komme gerade von Hilde; sie ruht, mit einem stillen Lächeln des Mutterglücks auf dem bleichen Gesichte. Die Klingel ist angebunden, das Schlaggewicht der großen Uhr ausgehängt, der Vorsaal mit Teppichen belegt; durch die Vorderzimmer wandert Heinrich auf und nieder, nachdenklich, sinnend. Auch ihm sind jetzt neue Pflichten erwachsen.

* * *

2. April.

Beim matten Licht eines Nachtlämpchens schreibe ich Dir diese Zeilen, in großer Erregung. Die Wärterin hat sich für eine Stunde niedergelegt; ich wache, ganz allein. Hilde schläft — gottlob! Es ist unheimlich still um mich herum. Die Nacht ist so grauenvoll, so voller Schrecken. Selbst der Athem der Schlafenden ängstigt mich. Ich sehe allerlei Schatten, Bilder. Meine Gedanken fliegen; ich muß sie festbannen mit Gewalt, sie aufs Papier zwingen, um ruhiger zu werden. Alles war so gut, so ausgezeichnet, Hilde schon aufgestanden. Da mit einem Male Fieber! Wir sind in entsetzlicher Angst. Der Arzt sagt, daß noch eine Pflegerin nöthig sei. Heinrich blieb bei Hilde, ich fuhr in die Stadt. Da wogen mir Menschenmassen entgegen, Fackeln, Lärmen, Geschrei. Die Frühjahrs-Hochfluth ist unerwartet gestiegen wie noch nie. Pioniere rasseln mit Pontons durch die Straßen, um Brücken, Stege zu bauen. Mit Mühe komme ich vorwärts. Das katholische Stift steht ganz in Wasser; in der engen Gasse reicht der gelbe Strom fast bis zum ersten Stock der kleinen Häuser. Aus allen Fenstern angsterfüllte Gesichter. Mein Wagen muß umkehren. Die alte Brücke ist gesperrt; das Wasser hat den ganzen Quai überfluthet. Nur die Laternenspitzen ragen noch heraus. Balken, Bretter kommen geschwommen und treiben krachend gegen die Pfeiler. Auf einem großen Umwege wieder zurück über die Marienbrücke. So weit man sehen kann Wasser, nichts als Wasser. Das Ostra-Gehege ein endloser See! Im Diakonissen-Hause ist niemand zu bekommen. Krankheit über Krankheit in der Stadt. Wieder weiter nach dem Helenen-Stift, — denselben Weg zurück nach der Altstadt. Auch dort vergebens. Todtmüde komme ich, erfolglos, nach Hause. Hilde ist in einen leichten Schlummer verfallen. Heinrich geht fort, um es noch einmal zu versuchen.

Eben kommt Heinrich. Auf einem Kahne gelangte er mit Lebensgefahr ins Stift. Aber auch dort sind alle Schwestern verschickt. O Gott, o Gott, es ist schrecklich! Was soll daraus werden? Wärst Du doch hier, geliebte Toni!

Antonie.

Wera H..., Dresden, Walpurgisstraße 16.

Ich habe mich frei gemacht und komme noch heute mit dem letzten Zuge, wenn nicht Drahtnachricht.

Antonie.

Wera.

Schwester Antonie, Elisabeth-Krankenhaus, Berlin.

Tausend, tausend Dank! Komme nicht! Näheres brieflich. Herzlichsten Gruß! Wera.

* * *

3. April.

Du bestes, treuestes Herz, wie soll ich, wie sollen wir alle Dir danken? Wie die Worte finden? Wenn das Bewußtsein, in der Ferne Menschen zu besitzen, die mit ihres ganzen Herzens Liebe an Dich denken, Dir irgend etwas sein kann, so soll niemand das schöne Recht haben, dieses Hochgefühl jemals stärker zu empfinden als Du! Das ist ja aber auch alles, was wir Dir geben können; nichts brauchst Du, nichts bedarfst Du, — hast, findest alles in der Ausübung Deiner harten Pflicht!

Liebste Toni, Gott sei Dank, daß es nicht nöthig war, von Deiner Aufopferung Gebrauch zu machen!

Das Frühlicht, das auf die Nacht folgte, in der ich Dir schrieb, verscheuchte all' die schwarzen Schatten; als der Arzt kam, war das Fieber verschwunden, die Gefahr vorüber. Mag sein, daß ich sie auch größer geglaubt, größer gemalt als sie war, da die aufgeregten, wilden, verheerenden Elemente den Tumult noch erhöhten in meinem Gemüthe, das in der bangen Sorge um ein, ja um zwei geliebte Leben den Halt verlor.

Die Fluthen haben sich verlaufen; man liest in den Blättern von den schrecklichen Verwüstungen in all' den Uferstädten. Viel Gut ist zerstört, Saaten sind vernichtet, ja sogar Menschenleben zu beklagen. Wie glücklich wir, denen ein gütiges Geschick alles erhalten!

Hilde zeigt schon wieder große Lebenslust, lächelt und grollt abwechselnd und hält ihre weiße Hand, die so mager, so schmal, so zart geworden, gegen die Sonne, daß das rothe Blut hindurchglüht; sie denkt gewiß an die schweren Tasten ihres geliebten Instruments, und wie sie es wird meistern können mit solch' dünnen Fingerchen. Ihr erster Gang war vom Bett ihres Kindes nach dem Klavier, vor das sie sich träumerisch niedersetzte, leise ein paar einzelne Töne anschlagend. Jetzt wird es wohl lange dauern, bis sie so weit ist, das wiederholen zu dürfen.

Ich bin einstweilen übergesiedelt zu Heinrich und Hilde. Mein armes Mütterchen ist ganz allein in unserer Wohnung zurückgeblieben. Hoffentlich geht es bald wieder so gut, daß sie mich nicht mehr brauchen!

Sechzehntes Kapitel.

Wera.

5. Mai.

Vier Wochen sind vergangen, und ich habe immer noch nicht mein altes Heim wieder aufgesucht. Zwar ist Hilde längst munter und schwebt im Hause umher wie eine Elfe, aber es ist doch gut, daß ich da bin, und ich kann mich auch gar nicht trennen. Hilde ist so ein zartes Wesen, solch' ein liebes, kleines Kind selbst noch, daß sie mich als Großmutter recht nöthig hat. Wie müssen wir oft lachen, Heinrich und ich, über ihre rührende Hülflosigkeit! Dann lacht sie mit und läßt mich gewähren. Süßere Wiegenlieder hat wohl noch kein Kind zu hören bekommen, als die, welche Hilde dem Flügel entlockt. Ein Hauch, der über flüsterndes Schilf und durch lispelnde Baumwipfel streicht. Märchen ohne Worte.

— — — — — — — — — — — —

IV.

Herbstgold.

Siebzehntes Kapitel.

Wera.

An die Frau Oberin
Antonie von Wreden,
Victoria-Hospital zum Rothen Kreuz,
Berlin.

10. September 18...

Meine geliebte Freundin!

Viele, viele Jahre sind dahin geeilt, seit wir zum letzten Male mit einander gesprochen. Das Meer des Lebens, in das wir Hand in Hand hinaustraten, seine Ströme haben uns weit von einander weggetragen, haben jedem mit sich selbst zu thun gegeben, sein Fahrzeug durch Wirbel und über Untiefen zu steuern; jetzt aber ist der Augenblick gekommen, da die See einmal glatt ist, und ich Dir ein Boot senden kann mit Kunde von mir, das auch mir Kunde zurückbringen soll von der geliebten, unvergessenen Jugendfreundin. Mein Neffe Heinrich ist es, Heinrichs Sohn, der Dir diese Zeilen überbringt.

Es ist uns ergangen, wie es vielen ergeht: unsere Briefe sind immer kürzer, immer seltener geworden, bis sie endlich ganz aufhörten; aber es ist uns auch wieder nicht ergangen, wie es bei so vielen geht, im Herzen sind wir uns doch treu geblieben, — nicht wahr? Und hoffentlich werden wir noch einmal ein glückliches Wiedersehen feiern!

Gewaltige Ereignisse sind inzwischen geschehen, Stürme durch die Welt gebraust, gegen die unsere kleinen Lebensstürme nichtig erscheinen; Völker haben mit einander gerungen, und manches Auge ist naß gewesen, manches im Tode gebrochen.

Du hast einen Theil an diesem Großen erhalten, hast Wunden geheilt, hast Schmerzen gelindert, manches Dankgebet ist für Dich zum Himmel gestiegen. Dein Name ist mit unvergänglichen Lettern hineingewebt in die Geschichte des letzten großen, furchtbaren Krieges; der Kaiser hat Dir die Hand gedrückt, während ich still in engem Kreise gesucht habe, zu thun, was die Natur zu thun mich lehrte.

Schau' in die fröhlichen, offenen, ehrlichen, blauen Augen Heinrichs, meines Herzensbuben, da siehst Du ein Stück Belohnung meiner Lebensarbeit!

Ich habe einmal die Einbildung gehabt, aus mir eine berühmte Schriftstellerin zu machen, im Reiche der Dichtung mein Glück zu suchen; aber das Schicksal hat es anders beschlossen, und da ich selber „kein Ganzes“ werden konnte, hab' ich des Dichters Rath befolgt, als dienendes Glied mich an ein Ganzes anzuschließen.

Das ist in kurzen Worten meine Geschichte dieser vergangenen Jahre.

Das weißt Du ja, daß ich damals Monat um Monat länger bei Heinrich und Hilde blieb, und daß endlich mein Mütterchen die Geduld verlor, allein in dem einsamen Stübchen zu hausen, und mir nachzog. So sind wir dann eine Familie geworden und, daß ich's gleich sage: eine glückliche. Hat auch mancherlei Unwetter den heiteren Himmel getrübt, auf Stunden, auf Tage, ja auf Wochen, so hat sich's gottlob doch immer wieder verzogen, sich immer wieder aufgeklärt.

Heinrichs Dichterglück ist ihm treu geblieben, das wirst Du vielleicht auch wissen; und er selbst ist der Alte, der sich jugendfrisch freut über das, was ihm gelingt, und mit sich selbst fertig zu werden weiß, wenn's ihm mißglückt, immer von neuem ringend, von neuem

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

strebend. Hildes Wesen und Hildes Kunst haben sich vertieft, vergeistigt, und die beiden verstehen einander, wissen einer den anderen zu schätzen, wie zwei gute Freunde, trotz der Verschiedenheit der Jahre. Es giebt für Heinrich keine schönere Arbeitsbelohnung, als den Tönen zu lauschen, die unter seiner kleinen Frau Finger entströmen, und zu manchem Gedichte, das er geschaffen, hat sie, wenn

Der Ederhof in Dölsach. Defregger's Geburtshaus.
Nach einer Zeichnung von Hugo Engl in München.

er es ihr vorgelesen, träumend die Saiten erklingen lassen. Wie sehr ist sie schon gedrängt worden, öffentlich zu spielen; allein sie behält ihre Kunst für das Haus. Freilich für ein Haus, in dem oft ein großer und erlesener Kreis sich als Publicum solcher intimen Konzerte versammelt. Heinrich der Jüngere ist emporgeschossen zu unser aller Freude; und ich kann wohl sagen, ich hab' ihn erzogen, mich bemühend, den Geist in ihn zu pflanzen, den sein Vater einst in mir zu wecken versuchte.

So hat sich's für mich zum Guten gewendet.

Mein Herz ist kühl geblieben; so kühl wie auch Deines, scheint es, geblieben, wohl immer gewesen ist, Du fest in Dir selbst ruhende, große Seele. — Jene eine Flamme, so kurz sie leuchtete, hat mein Fühlen verzehrt. Ich habe es gewußt. Warum sollte ich es Dir nicht sagen, daß mehr als einer versucht hat, es wieder zu erwecken? Vergeblich! Der Rechte ist eben nicht gekommen.

Nun ist es Herbst geworden. Indian summer nennen die Amerikaner solchen Herbst, der nirgends auf der Welt so schön sein soll wie in den paradiesischen Thälern Arizona's. Der Hauch des Sommers über den erglühenden Purpurfarben der herbstlichen Wälder; klar die Luft, gewitterlos, glänzend, ohne zu versengen, — Indian summer! Ich fühle etwas in mir von solchem Sommer.

Wir wohnen draußen auf der Höhe, zwischen Grün versteckt, die Fenster vom Weinlaub umrahmt. Tief unten fließt der Strom; wir sehen die Schiffe hin und her die schaumbespritzten Räder drehen, und in der Ferne erglänzen die Thürme unserer lieben Stadt, unserer Winterherberge. Droben im Giebel unseres Hauses sind zwei Stübchen, die Du wiedererkennen würdest: meines und das meines Mütterchens. Die alten, getreuen Möbel aus der Kinderzeit haben herauswandern müssen, dies Sommernest traulich zu machen. Nur der alte Leder-Lehnstuhl fehlt; auf ihn hat der junge Heinrich Beschlag gelegt. Das ehrwürdige Großvater-Erbstück schmückt nun des Enkels Arbeitszimmer.

Mütterchens Augen blitzen noch immer, trotz der achtzig Jahre, in die sie hineingeblickt; nur ihre Hände wollen nicht mehr ganz so flink sein, wie sie es gern möchte. Doch sie hat das Recht, sie ausruhend in den Schoß zu legen; sie hat es redlich verdient. Gut, daß jüngere Hände ihr die Arbeit abnehmen dürfen! — Daß auch Du mit den Deinen, mit Deinem Vater Dich längst versöhntest, daß Du es warst, die an seinem letzten Krankenlager gewacht, das habe ich mit schmerzlicher Freude erfahren.

Ich sitze in der Veranda vorm Hause; die Sonne quillt durch das bunte Laubgeflecht und malt einen länglichen, hellen Fleck auf das erste Blatt von nun schon dreien meines Briefes, das ich zur Seite gelegt habe, und gerade auf die Stelle: „Meine geliebte Freundin!" Heinrich, der junge, kommt herausgesprungen mit dem Ränzel in der Hand und treibt mich zum Schluß. Es ist seine erste Ausfahrt in die Welt; er besucht einen ehemaligen Schulfreund in den Ferien. Nimm freundlich dieses Lebens- und Liebeszeichen von uns allen aus seiner Hand, das Dir in Treuen sendet

Deine

Wera.

Achtzehntes Kapitel.

Mit gerötheten Wangen emporschauend, den Kopf ein wenig erhoben, so daß die blonden Locken ihm in den Nacken fielen, stand ein schlanker Knabe vor einer hohen, dunkeln Frauengestalt. Sie hatte seine Rechte gefaßt und sah ihm lange ernst in die hellen Augen. Dann hob sie mit der Linken einen Brief von dem grünen Tuche des Schreibtisches zu ihrer Seite und reichte ihn jenem: „Da nimm die Antwort und überbringe freundliche Grüße — und," fuhr sie fort, indem sie seine Hand los ließ und die schmale, weiße Rechte auf das Haupt des tiefer erröthenden Knaben legte, „geh mit Gott und werde ein braver Mann . . . Adieu!"

Sie berührte leise den Knopf der Klingel auf dem Tisch. Eine dienende Schwester in schwarzem Kleid und grauer Haube erschien.

„Begleiten Sie ihn hinunter!"

Der Knabe verbeugte sich; sie nickte ihm nochmals zu, und die beiden gingen leise über den Teppich dahin.

Die Thür schloß sich geräuschlos. Antonie stand noch immer auf der Stelle, auf der sie ihn verabschiedet.

Es war still in dem hohen Gemach.

Endlich wandte sich Antonie, öffnete langsam ein Fach ihres Schreibtisches und hob eine schwarze Kassette heraus. Ein kleiner Schlüssel lag auf dem Deckel. Sie öffnete und blickte eine Weile regungslos hinein.

„Vergilbt! . . ."

Sie setzte sich und stützte den Kopf sinnend in die Hand. Dann begann sie zu lesen.

Drei Briefe mit einer großen, alterthümlichen Handschrift.

„Fest und treu wie er selbst . . . bis zum Tode . . ."

Sie flocht das schwarze Band, das die Briefe umschlossen, wieder darum, legte sie zurück in die Kassette und hob ein anderes Packet heraus.

Es waren viele Blätter, große, kleine. Wenige Zeilen; lange, engbeschriebene Bogen. Ein Bild dazwischen.

„Wie er ihm gleicht, der Knabe . . . bis auf die Augen!"

Sie legte es zur Seite und las weiter.

„Das letzte Mal, — nun genug des längst Begrabenen!"

Auf dem Tische stand eine bronzene Schale. Sie legte das Bild und die Briefe darauf, zündete eine Kerze an und hielt das Licht an die dürren Bogen. Die Flamme loderte flackernd in die Höhe; ihr rother Schein mischte sich mit den rothen Strahlen der Herbstsonne, die durch das offene Fenster hereindrangen, und warf einen blinkenden Schimmer auf das Glas des Holzrahmens an der Wand, in welchem in goldenen Buchstaben geschrieben stand:

„Hebt sich die Seele über das eigene Leid hinaus und sucht fremdes zu heilen, so ist die Erlösung gefunden."

Nachdruck verboten.

Zwischen zwei Zahlen.

Humoreske von E. Vely in Berlin.

Drei Referendare, die ganz nahe vor dem Assessor-Examen stehen, steigen mit einander die teppichbelegten Stufen des gastlichen Hauses, in dem sie heute geladen sind, empor. Blumen und Statuen verzieren die Nischen des Treppenhauses; elektrisches Licht beleuchtet den Aufgang, der durch seine Breite schon vornehm wirkt. Mit Raum hat man hier nicht sparen müssen. In der weiten Halle rollen Wagen vor; Fußgänger kommen von seitwärts, Schleppen entfalten sich unten an der Treppe; der Chapeau claque wird bereits zierlich gefaßt.

Der eine der jungen Herren, schlank, mit braunem Haar, dem keckten Schnurrbärtchen und den lebensfreudigsten Augen, hat ganz heimlich, — er ist nämlich zu Fuß gekommen, — beim Portier die Stiefel gewechselt. Er ist verständig genug, ein wenig haushälterisch zu sein, denn sein Vater hat drei Söhnen Wechsel zu senden, und ein gut erzogener „Junge" berücksichtigt doch auch seinen „Alten"!

Der Zweite, blond und klein, könnte statt der Pferdebahn eine Droschke „erster Güte" sich spendiren; aber, er thut's nicht, denn ihm ist die Sparsamkeit angeboren. Der Dritte kommt in Mama's Equipage: Gummiräder, Atlaspolster, neueste Kutscher-Livree, Diener auf dem Bock, — und das ist unstreitig die bequemste Art.

Alle drei stoßen den herkömmlichen Gesellschaftsseufzer aus, als sie einander treffen, und der soll besagen: ‚wir geplagten Salon-Menschen treten nun schon wieder in Dienst, — ach, wie uns das langweilt! Aber, man kann sich doch am Ende schwer den Verpflichtungen entziehen; man will doch nicht kränken', u. s. w. Im Grunde kommen sie gern!

„Ach," sagt der hübsche Bruno Halden und giebt der Bartspitze noch einen kühnen Schwung „schon wieder tanzen! Es ist bereits das einunddreißigste Mal!" Er ist nämlich der vielgeladenste junge Mann der Stadt; die Töchter finden ihn reizend, die Mütter sehen hoffnungsvoll zu ihm empor, und die Väter wissen sämmtlich, daß er bei seinen Vorgesetzten beliebt ist.

Defregger's Villa in Bozen.
Nach einer Zeichnung von Hugo Engl in München.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Sennhütte Defregger's bei Spinges.
Nach einer Zeichnung von Hugo Engl in München.

„Fällt mir nicht ein!" brummt der Referendar Jenko und kneift die braunen klugen Augen zusammen. „Der Mensch ist am Ende doch kein Kreisel! Ich habe das vorhin der Mama erst noch erklärt, die mit allerhand Winken wie gewöhnlich bereit war. Ihr kennt das nicht, Kinder, wie übergut eine zärtliche Mama es meinen kann!

Hier gerade tanzen, Unsinn! Welche andere Pflicht hat man in diesem Hause, als dem stets exquisiten Souper, den prachtvollen Weinen und den erlesenen Cigarren die gebührende Ehre anzuthun? Es ist ja, Gott sei Dank, nicht 'mal 'ne Tochter da! Eigentlich sollte man nur in töchterlosen Häusern Einladungen annehmen!"

Franz Wimmer bleibt auf der Stufe stehen, die er eben erreicht hat, und legt dem Gefährten die behandschuhten Finger, von denen ein leichter Benzingeruch ausgeht, auf die Achsel.

„Aber wie, in aller Welt, soll man denn seine zukünftige reiche Frau kennen lernen? Bedenkt doch das!"

Jenko sieht ihm lachend in das erstaunte Gesicht. „Ja, mein lieber Freund, das ist doch die einfachste Sache von der Welt! Das macht man so: Man bittet den Hausherrn um die Biographie des Geldbeutels der anwesenden Schönen. An die einem am klarsten einleuchtende Zahl schlängelt man sich heran und, — die Pausen sind ausgiebiger, als die Tänze, glaub's mir!"

„Hm!"

Sie sind oben; sie werfen noch alle drei einen letzten Blick in den Spiegel, geben dem Frack einen Ruck, fassen den Klapphut vorschriftsmäßig und treten nach einander in den ersten Salon, — wo sie der Hausherr bewillkommnet, — um dann zu dessen Gattin mühevoller durchzudringen. Es ist ein Blenden von Licht, ein wohliges Gefühl von Wärme, Blumenduft, Schimmern weißer Nacken, Blitzen von Brillanten; kaum weniger strahlen junge Augen.

Noch nicht alle sind blasirte Gesellschaftsmenschen, die sich da versammeln; man sieht auch junge, frohe Gesichter, die mit Daseinsfreude um sich schauen.

„Hübsche Mädchen!" sagt Bruno Halden und vergißt, daß er sich vorhin über das Tanzen beklagt hat. „Wenn mir das Glück nur hold ist und mir beim Souper eine nette Nachbarin gesellt!"

Jenko sucht einen in der Sportswelt bekannten Herrn auf, spricht mit ihm über Pferde, blickt dabei gleichgültig über die Damen hin und verabredet einen Skat, sobald man unbeachtet entwischen kann.

„Wenn ich nur erst weiß, welche die Reichste ist, — damit man sich keine unnöthige Mühe giebt," reflectirt Wimmer und blickt nach dem Hausherrn oder sonst jemandem aus, der noch gut orientirt sein könnte. Und da führt ihm auch der Zufall den Bankier, Commerzienrath Leinfelder, in den Weg.

„Nun, Referendarchen, amüsiren wir uns?" fragt der immer Vergnügliche.

„Will's versuchen!"

„O, Sie Sünder, so blasirt zu sprechen!" ruft der kleine corpulente Herr, dessen Frackschnitt stets auf der Höhe der Zeit steht, und dessen Cravaten wahre Muster der Eleganz sind, entrüstet aus: „Ja, Sie Sünder! Sind denn hier nicht schöne Frauen genug versammelt, in Sammet- und Seidenschleppen, in duftigem Krepp und wolkigem Tüll, prachtvolle Nacken und herrliche Arme, Brillanten, Perlen und Korallenlippen? — Und die geistreichen unter ihnen erst!"

„Ach, die überlassen wir," — Franz Wimmer legt sich in die Brust, als spräche er für sämmtliche deutsche Referendare, — „den Reichstäglern und Literatur-Schwärmern, wie Sie einer sind!" Die Mädchen —"

„Nun," unterbricht der andere, „hübsche, gewandte, reiche, — auch da giebt's eine große Collection."

„Reiche —?" Herr Franz wiederholt das Wort mit einer Art von Gedankenstrich im Ton, „zum Beispiel —?"

Der freundliche Herr macht ein paar Schritte nach der nächsten Thür, und der gelehrige Schüler folgt ihm.

„Wirklich ernste Absichten?" fragt der Bankier, mit den Augen zwinkernd.

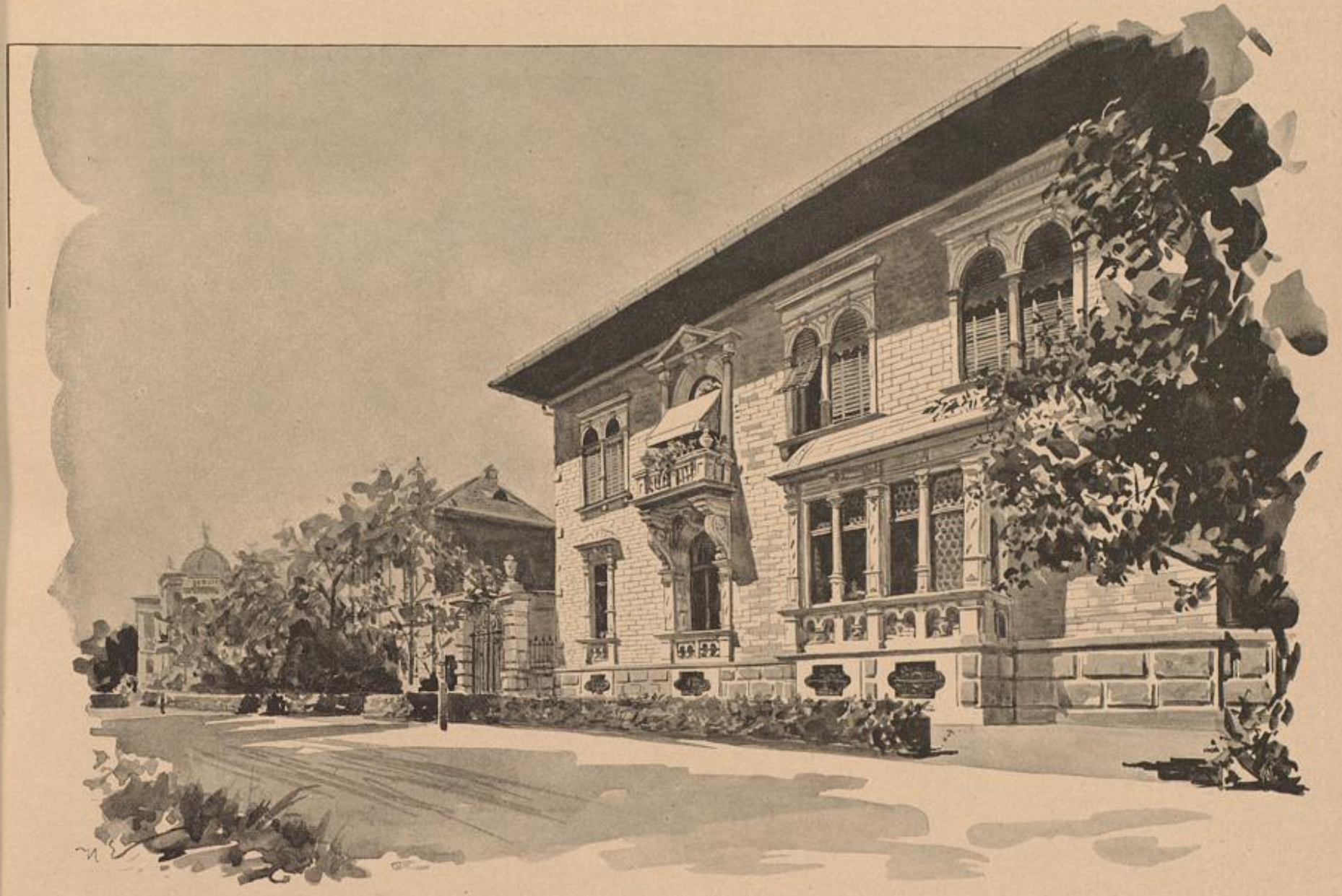
„Na, am Ende muß man doch 'mal d'ran denken, sich aus den Techtelmechteln zu befreien und gerade Pfade zu wandeln."

„Sie Tausendsassa! Natürlich, allerbeste Partie und keine Spesen für die Vermittlung! Da seh'n sie zuerst die Elly Sillern und Lonie Kallmann in den Empire-Toiletten aus weißem Krepp; ganz anspruchslos, was? Dort Fräulein Frieda Richter, der Goldfuchs; sie weiß, daß sie schön ist. Aber schöner ist für Kenner die gazellenhafte, braunäugige Helene von Zenzbach, verspricht sehr viel —."

„Ganz recht, reizende Erscheinungen! Allerdings, körperliche Schönheit ist jedenfalls eine angenehme Beigabe; aber vorerst soll ein verständiger Mann doch auf Charakter seh'n, und — Sie wissen ja, in unserer materiellen Zeit —," sagt der wißbegierige Referendar und hält den Eiligen an einem Frackknopf fest.

„Na natürlich," erwiderte der andere lachend, „der Geldbeutel, ohne Frage! Ja, orientirte ich Sie denn nicht bereits? Bleiben wir bei der Reihenfolge: zwischen einer halben und einer vollen Million; dort murmelt man von fünf, und da muß sich der Käufer an der Schönheit genügen lassen —." Und fort ist er.

Der Referendar steht und starrt nach der Mädchengruppe hinüber. Hm, das wäre alles recht gut, wenn die jungen Damen nur nicht in demselben Augenblick aufgestanden wären! Es ist ja ein ganz reizendes Bild, die Blondinen und Brünetten, die Cousinen in den gleichen Empire-Toiletten, aber an welche Zahl hat jede einzelne Anspruch? Halb, ganz, fünf —? Pah, Schönheit! Nannte er nicht Fräulein von Zenzbach die Schönste? Sicher ist's die, wo man sich an der Schönheit genügen lassen muß. Adel, arm natürlich —, nein, die steht außer Frage!



Defregger's Wohnhaus in München.
Nach einer Zeichnung von Hugo Engl in München.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aber nun die anderen? Es überkommt ihn wie ein Angstgefühl, er sieht nach seinem Instructor. Ja, hol' ihn der Kuckuck, den kann er jetzt doch nicht aus der Gruppe von literarisch angehauchten Damen befreien! Sind die Cousinen mit „halb" und „ganz" charakterisirt, so müßte er doch auch wissen, wo der Vollklang ist! Er möchte die Faust ballen und mit dem Fuß aufstampfen. Welche ist „fünf"?

Nun drückt ihm der Hausherr die Karte in die Hand: „Sie haben Glück: Fräulein Frieda Richter."

Was kann das anders bedeuten, als daß sie der Goldfisch ist? Nun braucht er nicht erst auf die Pause zu warten. Wahrhaftig, er fühlt etwas wie Muth über sich kommen; heut entscheidet sich am Ende sein Schicksal. Er folgt dem Hausherrn zur Vorstellung; seine Verbeugung muß bereits etwas Sieghaftes haben. Nun wechselt man einige Worte; viel Zeit lassen ihm all' die anderen alten Verehrer, die sich da heandrängen, nicht. O freilich! Goldfische umschwärmt man ja selbstverständlich; aber er kann hohnlächelnd auf sie alle herabsehen, — er hat das Souper!

Und es kommt heran, nachdem noch zwei Damen ein Lied gesungen und ein Herr etwas „Brahms" vorgetragen. Fräulein Frieda Richter hat den guten Geschmack, nicht zu den ersteren zu gehören.

Am Tische der Jugend finden sich die drei Freunde eng gesellt. Bruno Halden führt die schöne, distinguirte, arme Zenzbach, Jenko die kleine Kallmann, die ihr hübsches Kostüm durch eine dicke Blumen-Guirlande verdorben hat, die schräg von der Achsel bis zum breiten Gürtel hernieder führt; sie kommt an die linke Seite Wimmer's.

Nun, es sind immerhin zwei anständige Zahlen, eins und fünf, zwischen denen er sitzt. Er überschlägt noch einmal die Reihenfolge von vorhin; es kann nur sein, daß rechts „eins" und links „fünf" bedeutet. So standen sie, so zählte Leinfelder auf.

„Ach, mein Fächer!" klagt Frieda und erinnert sich, daß sie ihn im Salon in der Fensterbank liegen ließ.

Diensteifrig springt Wimmer auf und eilt hinüber, und der Zufall ist ihm wieder so günstig, daß er an dem Commerzienrath vorüber muß.

„Nicht wahr, zwischen „eins" und „fünf"?" raunt er demselben bedeutungsvoll zu, „Sie wissen ja, was wir besprachen."

„Pardon, nein, das ist ein kleiner Irrthum," versetzt jener, der bereits an diesem Abend sehr viel be- und versprochen hat: dem einen, daß er ihm seine Majoliken zeigen will, dem andern, daß er seine Kupferstich-Sammlung betrachten darf; Franz Wimmer kann ja auch unter denen sein, — „Vier und fünf; das ist sicher!"

„Ah! — Dank, herzlichen Dank!" und weiter stürzt er und findet den Fächer und kommt zurück, halb athemlos. Er ist froh, daß der kleine Commerzienrath seine Handbewegung so gut verstanden hat; man muß sich nur zu helfen wissen! Aber während ihm nun Fräulein Frieda mit einem freundlichen Lächeln dankt, kommt es wieder heiß über ihn. Welche hat „vier", welche hat „fünf"? Eine Differenz ist es doch immer, eine ganze Million!

Frieda ist „fünf"! Sie wurde am meisten umschwärmt; man schien ihn mit feindseligen Blicken zu betrachten. Natürlich, sie fürchten sämmtlich den Rivalen, und mit Recht!

Fräulein von Zenzbach ist wirklich nicht übel. Braune große Augen, schlanke Glieder, noch etwas überschlank und lang. Und wenn erst die Frau halten wird, was das Mädchen verspricht, — doch leider kein Geld dazu!

„Vier, — fünf, — rechts, — links!" Das tickt auf der Uhr in seiner Westentasche, es flüstert in sein Ohr aus all' dem Geräusch heraus, es klingt aus dem Anprall der Gläser. Und er lächelt hier und lächelt da.

Jenko, der Malitiöse, ruft eben herüber: „Franz, so animirt sah ich Dich noch nie! Welches Wunder hat sich denn begeben?"

Wenn der meint, ihn in Verlegenheit zu setzen, — o nein! Er wird die Phrase ausbeuten, indem er erst halblaut nach rechts versichert, „daß es freilich kein Wunder sei, gut gesinnt zu sein in solcher Nachbarschaft," und dann dasselbe schwungvoll nach links wiederholt.

Und nun nimmt Jenko das zierlich gezeichnete Menu zur Hand und sagt zu Bruno: „Blumenkohl!"

Bruno antwortet, und etwas wie Bedeutung liegt in dem Wort: „Stangenspargel!"

Franz Wimmer, der sich zwischen „Scylla und Charybdis" befindet, hat nicht Zeit, sich zu überzeugen, ob diese Genüsse wirklich seiner harren; er schwärmt rechts für Wagner und behauptet nach links, daß er jeden Tag einige Heine'sche Verse lese; er preist nach „vier" die Farbenpracht Titian's und giebt nach „fünf" zu, daß Reisen nach Italien nicht mehr ganz fashionable sind, daß man jetzt nach Schweden und Norwegen gehen müsse.

Fräulein von Zenzbach aber hat die schönen Augen über das Menu gleiten lassen und entdeckt zu ihrem Erstaunen, daß weder Blumenkohl noch Stangenspargel darauf verzeichnet sind. Welche Bedeutung aber haben diese mit besonderer Betonung von den beiden Herren ausgesprochenen Worte denn? Sie sinnt; sie hört nur flüchtig Brunos heitere Bemerkungen und die geistvollen Einfälle Jenkos. „Blumenkohl" und „Stangenspargel", — was für eine Art von Freimaurer-Sprache kann denn das sein?

Eben versichert ihr Bruno, der stets lustige, daß er für schlanke Damen schwärme, da fällt ihr Blick auf Lonie's Blumenschmuck; dann hebt sie wie halberschreckt die schmale Hand mit den langen Fingern. O, so war's gemeint! Es gefällt den Herren, die Damen mit jungem, grünem Gemüse zu vergleichen —! Das ist ja recht freundlich, das ist ja eine reizende Manier! Das verdiente doch, — was denn? Jedenfalls exemplarisch bestraft, gerächt zu werden! — Aber wie? — Die Röthe steigt ihr in die Wangen, ihre Augen blitzen; sie ist noch nie so schön, so heiter, so sprudelnd gewesen. Sie zeigt unverhohlen Gefallen an der Unterhaltung ihres Nachbars, und er, Bruno Halden, der verwöhnte junge Herr, meint, solch' anmuthige Nachbarin noch nie gehabt zu haben.

Jenko seufzt, als die Hauptgenüsse der Tafel vorüber sind, nach dem „erlösenden Wort". Bruno wünscht, neben Helene, den Namen hat er geschickt herausgelockt, stundenlang verweilen zu dürfen. Sie hat es ihm angethan, wie noch keine. Sie könnte die eine sein, um deretwillen er nie wieder eine andere anschauen möchte. Wenn sie jetzt in einem mondschein-überstrahlten Garten so nebeneinander säßen, da wüßte er, was er zu thun hätte: Nieder aufs Knie, die Hand aufs Herz, vor ihr, seiner Königin!

Ach, ein gehaltloser Referendar, ein Assessor mit kleiner Anstellung, — Bruno, Bruno!

„Pah, — Liebe! Wenn sie mich lieben könnte, ich wollte nie mehr Sehnen nach einer guten Havanna empfinden, nie mehr —." Ja, er hätte das Unsinnigste verschworen!

Die Hausfrau hat bereits den linken Handschuh an, die Stühle werden gerückt, man geht in den Salon.

„Gesegnete Mahlzeit!" Wirklich, soll er heute Abend die kleine Hand zum letzten Male so halten? Soll es abgethan sein mit diesem Wort, das sie mit einer ganz leisen, spöttischen Betonung gesagt? Er glaubt dazu ein leichtes Zucken der stolzen Lippen zu gewahren.

Nein doch!

„Mein gnädiges Fräulein, es wird ja getanzt!"

„Ich weiß!"

„Und da habe ich vielleicht das Glück, — das heißt, ich werde mich bemühen —."

Sie lacht nun wirklich.

„Herr Doctor, wenn Sie mit diesem schönen Schwung andeuten wollen, daß ich den Vorzug haben würde, auf Sie als Tänzer rechnen zu dürfen, so muß ich bemerken, daß ich heute nichts tanze — als den Cotillon. Und zu diesem werden die Paare ausgelost. Ein reizender Einfall der Hausfrau, nicht wahr?"

Sie steht da, so liebenswürdig unbefangen, und er ist wie ein Schiffbrüchiger, den eben die Woge ans Land geschleudert hat, und der nun auf dem Sande sitzt, während hinter ihm alles in den Fluten begraben liegt.

„O," stöhnt er hoffnungslos, „Sie tanzen nicht?"

„Aus Caprice nicht!" Und fort ist sie.

Er sieht ihr nach und vergißt die nächste Pflicht, allen die Hände zu schütteln, wie jene anderen. Sie tanzt nicht, — und er wird nicht Gelegenheit finden, ihr all das noch zu sagen, was ihm eben jetzt einfällt: daß sie das liebreizendste Geschöpfchen auf Erden ist, daß gazellenhafte, schlanke, braunäugige, blonde Schöne —! Und vorher hatte er sie überschlank genannt, und Jenko secundirt, der über die kleine runde Nachbarin eine pikante Bemerkung gemacht hatte. Sie weiß ja nicht um seine Dummheit, aber trotzdem bereut er diese, und möchte sie abbitten!

Franz Wimmer hat gewissenhaft die Zahl der Tänze nach recht und links vertheilt. Um den Cotillon hat er vergebens den Goldfuchs, der für ihn den größten Goldfisch „fünf" bedeutet, gebeten und dann den „charmanten" Einfall der Hausfrau zu allen Teufeln gewünscht.

Nun klingt die Tanzmusik. Jenko ist in ein Nebenzimmer geschlüpft, nachdem die Polonaise vorbei war, und Bruno drückt sich hinter eine Gruppe alter Herren, als gehörte er zu denen, die das Recht haben, zu betrachten, zu kritisiren.

Helene tanzt wirklich nicht; sie sitzt bei den ältesten Damen und plaudert mit ihnen, anmuthig, unterwürfig. Daß sie alle anderen Tänzer auch abweist, ist ihm gerade recht, daß aber er gleichfalls in der Ferne bleiben muß, nicht im mindesten.

Und plötzlich kommt ihm ein Einfall. Er eilt an die Seite der hübschen Hausfrau.

„Meine Gnädige, Sie gelten als eine der wohlthätigsten Frauen der Stadt!" —

„Ah," sie droht ihm schalkhaft mit dem Finger, „nur ohne Präliminarien zur Sache! Das soll heißen?"

„Daß Sie Sich meiner erbarmen müssen! Sie kennen Riecaut's Wort, Sie müssen mir ‚das Glück ein wenig corrigiren'!"

„Oho, Herr Dr. Halden!"

Er faltet die Hände, seine braunen Augen blicken so treuherzig, sein Ton ist so innig.

„Es ist ja recht hübsch, dem Zufalle, dem Lose die Entscheidung wegen des Cotillon-Partners zu überlassen; — aber bleiben Sie Ihrer wohlthätigen Rolle getreu, helfen Sie, — Discretion gegen Discretion, — dem Zufalle nach! Geben Sie mir Fräulein von Zenzbach!"

„Ah so, mein Herr Referendar!"

„Ich bitte Sie dringend! Es ist das einzige, mich vor einer Dummheit zu behüten!"

„Wie soll ich das verstehen?" fragt die Dame und lächelt ein wenig malitiös.

„Als ob Sie darüber der Aufklärung bedürftig wären!"

Sie ist es nicht; sie lächelt diesmal verständnißvoll und denkt an die Worte, die ihr vorhin Helene von Zenzbach zugeflüstert hat.

„Vertrauen Sie dem Fatum, Herr Doctor!"

Er verbeugt sich und tritt zurück. Von der anderen Seite hastet Franz Wimmer an die Dame des Hauses heran.

„Gnädige Frau, machen Sie einen Menschen glücklich! Gesellen Sie mir Fräulein Frieda Richter!"

Vielleicht hat die hübsche Frau die Losbestimmung erfunden, um hinter einige Herzens-Geheimnisse zu kommen.

Sie lächelt wieder diplomatisch und sagt auch hier: „Vertrauen Sie dem Fatum!"

Obwohl Dr. Bruno Halden Mitleid erwecken will, indem er erzählt, daß er sich den Fuß verstaucht hat und diesen noch schonen muß, gelingt ihm das nur insoweit, als man ihm gestattet, den jungen Frauen plaudernd die Zeit zu vertreiben; bis zu den alten, bei denen „sie" sitzt, läßt man ihn nicht gelangen.

Franz Wimmer tanzt gewissenhaft mit den beiden Zahlen. Man kann doch nicht wissen —! Oft drängt es ihn, in letzter Minute noch links zu schwenken und um Zuertheilung von Fräulein Lonie Kallmann zu bitten; denn wenn die nun die Richtige wäre?

Eine Fanfare! Zu den Urnen!

Die schöne Hausfrau hält eine silberne Urne im Arm; ein alter Rittmeister fungirt an einer goldenen.

„Je ein Männlein und ein Fräulein!" — Sie haben sich alle eng geschart. Sie treten nun zusammen, wie die Namen fallen; hier sieht man frohe, dort enttäuschte, da gleichgültige Gesichter.

Merkwürdig: Fräulein Richter, Herr Referendar Wimmer!

„Ueberglücklich, mein gnädiges Fräulein!" betheuert er und sieht sich nach Nummer vier um, die ein Lieutenant von dannen führt.

Merkwürdig: Fräulein von Zenzbach, Dr. Halden!

Die Miene der Hausfrau ist undurchdringlich. Des Fatums Macht hat entschieden.

Dr. Jenko bleibt ohne Dame. „Reserve," sagt er gleichgültig. Bruno ist langsam auf Helene zugetreten.

„Mein gnädiges Fraulein, das Schicksal rächt mich, — der Cotillon ist mein."

Sie steht wortlos auf und legt ihre Hand auf seinen Arm. Ihre gänzliche Unempfindlichkeit darüber, daß ihr das Los ihren Tischherrn wieder zuführt, verdrießt ihn. Er athmet ein paar Mal hastig und geleitet sie in die Nähe des offenen Wintergartens, wo man am angenehmsten sitzt. Jenko lehnt da an einer Säule. Wie sehr hat Bruno den Augenblick herbeigesehnt, der ihn wieder in ihre Nähe bringen sollte, und nun diese kühle Gleichgültigkeit! Hat sie schon vergessen, daß er ihr deutlich über Tisch gezeigt, wie sie ihn so ganz erobert?

„Ah!" macht Jenko mit einer Verbeugung, die ironisch sein soll. Helene ist vor ihm stehen geblieben, ihren Tänzer somit auch zwingend, in Jenko's Gesicht zu blicken. Dann sagt sie langsam mit klarer Stimme: „Ja, Ihre Verwunderung ist nur zu gerechtfertigt, Herr Referendar; Herr Dr. Halden hat das Malheur zum zweiten Male ‚Stangenspargel' zu bekommen!"

„Ah!" Jenko und Halden stehen mit unglaublich verblüfften Gesichtern da. Das schöne Mädchen weidet sich an der Verlegenheit; dann zieht sie ihre Hand von Bruno's Arm zurück, — kühl, unnahbar jetzt. Bruno ist erst roth, dann blaß geworden.

Jenko streicht seinen Schnurrbart: „Wahrhaftig, gnädiges Fräulein, Sie haben den Witz gemerkt? Lieber Gott, der ist doch ganz harmlos! Dergleichen machen wir alle Tage, und die Damen werden es ähnlich machen. Nur, daß man's in den seltensten Fällen gegenseitig versteht."

Sie hebt den Kopf noch ein wenig höher.

„Diesmal ward es aber verstanden! Und nun, Herr Dr. Halden, dispensire ich Sie von dem Cotillon, indem ich Ihnen eingestehe, daß ich meine Cousine bat, unsere Namen zusammen aus der Urne zu ziehen. Es reizte mich, Ihnen diese kleine Lection zu ertheilen."

Jenko zuckt die Achseln und ärgert sich über den Freund, der sich solche Maßregelung so gutmüthig gefallen läßt.

„Sie haben die Berechtigung, mir den Tanz zu versagen. Ich habe es verdient!" sagt dieser demüthig zu der noch immer zürnend dastehenden jungen Dame.

Ist's wirklich der Klang der Stimme, der sie rührt? Sie macht eine Bewegung, als wolle sie fort und bleibt doch.

„Wollen Sie wissen, was ich jetzt von mir denke?" fuhr Halden in schmerzlichem Ingrimme fort.

„Bitte!"

„Daß, — daß ich ein großer Esel gewesen bin!"

Nun lacht sie, und das klingt gar nicht mehr grollend.

„Wie komisch Sie das sagen!"

„Erlauben Sie, mein Fräulein, ich finde diesen Titel gar nicht komisch, — sondern bitterernst und reichlich verdient."

„Eigentlich, —" dann stockt sie und erröthet leicht. „Es war nur ein harmloser Witz, sagt Herr Jenko, — ein sehr ungalanter jedenfalls! Aber," lachend fügt sie es hinzu, „trotz des Aergers muß ich mich schließlich darüber amüsiren, und wenn Ihre Reue aufrichtig ist —? Wenn Sie noch Lust haben, wollen wir uns zum Cotillon setzen."

Ob er Lust hat! Er bietet ihr strahlend den Arm; er sieht fortan nichts mehr als sie, und sie hört geduldig zu, wie er plaudert. Sie wird sinnender, befangener.

Franz Wimmer ist nahe daran, ein Geständniß seiner Liebe zu wagen; aber die Vorsicht hat ja von jeher seine Schritte geleitet. Er denkt, er kann das noch im letzten Augenblick zwischen Thür und Angel; erst muß er sich doch noch einmal vergewissern, ob er die eminenten Fortschritte, die er in der Gunst seiner Nachbarin gemacht, mit „fünf" belohnt erhält.

Als der Cotillon vorbei ist, stürzt er auf den Hausherrn zu.

„Ein charmantes, schönes, kluges Mädchen, dies Fräulein Frieda Richter, dieser Goldfuchs!"

„Allerdings! — nur wäre ihr besser geholfen, sie verdiente statt jenes Beiworts das wohllautendere: Goldfisch!"

„Aber, — ich bitte Sie, die Erbin von fünf —." Er kommt nicht weiter, denn der Gastgeber lacht.

„Arm wie 'ne Kirchenmaus!" Er hebt drohend den Finger, „Sie müssen arg verliebt sein; meine Frau sagte so etwas. Was Sie nun aber da von einer Erbin phantasiren —."

Wimmer schnappt nach Luft; es ist ihm sehr erbärmlich zu Muth. Er verliert ganz den Kopf und sagt: „Der Commerzienrath Leinfelder meinte doch —."

„Mein guter Herr, den trefflichen Leinfelder pflegen wir den Confusionsrath zu nennen; der verwechselt in seinem Eifer alles. Fräulein Lonie Kallmann ist eine Erbin, aber — bereits Braut; nämlich die meines eigenen Neffen, den Familientrauer hindert, heute hier zu sein und officiell von seiner Stellung Gebrauch zu machen."

„Ah, — in der That!" stammelt Wimmer, „und das Fräulein von Zenzbach?"

„Millionärin! — Ihre Mutter war eine Griechin. Orientalische Schätze. Aber sehr vorsichtiges Mädchen, sehr wählerisch, so jung sie ist. Eine kleine Turandot!"

„Ah, — ah —!" Wimmer sendet einen langen Blick ins Leere. Ihm ist ganz schwindlig; er hat ja Fräulein von Zenzbach kaum beachtet!

Er reißt in der Verlegenheit seine Handschuh von den Fingern und stottert: „Ja, ja, dieser gute Leinfelder! Hält einen mit allerhand Geschichten auf! Ich habe ja wirklich kein Interesse daran, — wirklich, an keiner von beiden Damen!"

Als er allein steht, murmelt er: „O, ich Dummkopf erster Klasse!! In diesem Hause kann ich mich so bald nicht wieder sehen lassen!" —

Vier Wochen später giebt man in denselben Räumen einem jungen Brautpaar ein Fest, dem Assessor Dr. Halden und Fräulein Helene von Zenzbach. Diese hat sich leicht von dem erobern lassen, der ihr gegenüber, so verschieden von den andern, nicht mit faden Complimenten begann, sondern ihr zuerst eine Regung des Aergers verursacht hatte.

Franz Wimmer hat die Einladung zur Verlobung abgelehnt; am nämlichen Abend sitzt er über seinen Büchern. Aber er kann nicht repetiren; überall starren ihm zwei Zahlen entgegen: die, zwischen denen er sich damals mit Grazie, wie zwischen zwei Stühlen, so unsanft auf den Boden gesetzt hat.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Franz von Defregger.

Zu seinem sechzigsten Geburtstage.

Von Professor Max Haushofer in München.

Mit sieben Zeichnungen von Hugo Engl in München.

Ganz im Osten von Tirol, schon hart an der Grenze von Kärnthen, im Pusterthale, liegt das Dorf Dölsach. Zu seiner Markung gehört der Ederhof, ein schönes, hochgelegenes Anwesen. Auf diesem saß in den dreißiger Jahren ein wackerer Bauer, Defregger mit Namen, der außer seinem wohl bewirthschafteten Hofe einen einzigen Sohn besaß, jenen Franz Defregger, der ein Menschenalter später zu den glänzendsten Sternen am deutschen Kunsthimmel gezählt ward.

Frühzeitig, schon mit vier Jahren, legte der kleine Franz ohne alle Lehre einen mächtigen Trieb nach künstlerischer Bethätigung an den Tag. In seiner Pusterthaler Heimat waren aber damals Papier und Bleistifte noch selten und theuer, von Farben gar nicht zu reden. So mußte sich der kleine Sohn des Ederhofes damit behelfen, aus dem Papier alter Bücher mit der Schere Bildchen auszuschneiden: Bauern und Hirten, Pferde und Wagen, Rinder und Katzen, — wie es kam. Diese Bildwerke klebte er an die Balkenwände des Vaterhauses, wo sie sich auf dem schwarzbraunen Holze ganz hübsch ausnahmen. Dann ging er zeitweilig zur Bildhauerei über und schnitzte allerhand Gestalten aus Rüben und Kartoffeln, aber auch, bei höher entwickelter Fertigkeit, aus dem prächtigen Holze der Alpenwälder.

In der Gemeinde Dölsach wirkte damals ein Pfarrer, Namens Fuchs, der die außergewöhnliche künstlerische Begabung des Kleinen erkannte und dem Vater Defregger zusprach, er möge doch seinen Sohn etwas lernen lassen, was dessen Talent entspräche. Aber dem Ederbauer wollte der Gedanke nicht in den Kopf, daß sein Sohn etwas anderes würde, als ein richtiger Bauer, und daß der schöne Ederhof dereinst in fremde Hände kommen sollte.

So ward Franz Defregger ein wirklicher junger Bauer; aber in seiner Seele strahlte groß und licht ein Sehnen nach einem weiteren Wirkungskreise, nach einer Thätigkeit, die weit, weit über das Alltagsleben des Bauernthums hinausginge. Als er dreiundzwanzig Jahre zählte, starb sein Vater. Nun mußte er selbständig wirthschaften. Noch ein paar Jahre blieb er in diesem Geleise; dann trieb's ihn fort; er verkaufte den Hof, um nach Amerika auszuwandern.

Aber die Gunst des Zufalls wies ihm einen besseren Weg. In Innsbruck nämlich, wo er unterwegs bei Professor Stolz zeichnen und modelliren lernte, hielt er sich lange genug auf, daß Stolz Defregger's malerische Begabung erkennen und den nun fünfundzwanzigjährigen Mann an die Münchener Maler-Akademie verweisen konnte, die damals unter Piloty's Leitung eine Reihe von glänzenden Talenten zu ihrer Entwicklung führte. Für die Akademie noch nicht reif, mußte sich Defregger vorläufig mit einem Platze in der Kunst-Gewerbeschule begnügen. Aber auch diese war durch Dyck's feinsinnige Künstlerseele vortrefflich geleitet; Defregger lernte hier, tüchtig und gewissenhaft zu zeichnen.

Die amerikanischen Auswanderungspläne ließ er nun fahren; sein jugendlicher Feuereifer führte ihn statt dessen nach Paris (1863), wo er sich frischweg ein Atelier miethete und Bilder zu schaffen begann, die ihm nicht bloß von Kunsthändlern abgekauft wurden, sondern von denen eines sogar im Salon aufgenommen ward. Dann fiel ihn plötzlich wieder das Heimweh an. Aus dem Glanz und Lärm der Boulevards flüchtete er zurück nach den entlegensten Hochthälern von Tirol. Auf der Schloßalpe, die am Fuße der Eisfelder des Venedigers liegt, verbarg er sich wochenlang, sammelte hier und im benachbarten Pusterthale Natur-Studien und malte bäuerliche Portraits.

Endlich, im Jahre 1867, ward er in die Meisterschule Piloty's an der Münchener Akademie aufgenommen und zeigte sofort, worin das Wesen seiner künstlerischen Begabung bestand: im innigsten und seelenvollen Empfinden seiner Heimat, des Lebens seiner Tiroler. Vier Jahre lang hatte er an der Akademie gemalt und die feurigen Anregungen seines Meisters und begeisterter Studien-Genossen in sich aufgenommen, als auf einmal ein erbarmungsloses Verhängniß ihn für immer aus einer hoffnungsfrohen Laufbahn reißen wollte. Er erkrankte schwer; fast völlig gelähmt mußte er zwei Jahre auf dem Lager verbringen. Aber auch auf diesem Schmerzenslager noch malte er, und es war vielleicht eben diese Leidenszeit, welche die Phantasie und den gewaltigen Schaffenstrieb des Künstlers vergeistigte und herrlich ausreifen ließ. Denn gerade in dieser Zeit schuf er den Entwurf zu seinem gewaltigsten Werke, dem „Letzten Aufgebot", in welchem die heilige Begeisterung einer Nation für den Befreiungskampf zum ergreifendsten Ausdrucke kommt.

Die Hoffnung hatte ihn nicht verlassen, und auch das Schicksal seines Lebens wandte sich wieder nach der Sonnenseite zu. Er genas, konnte wieder vor seine Staffelei hintreten und fing nun an, rastlos, wie im Fluge zu schaffen. Und mit fliegender Eile, als gälte es, ihm seine Leidensjahre hundertfältig zu vergüten, wandte die Welt ihm Begeisterung, Berühmtheit und Wohlstand zu. Seine Werke wurden in kurzer Zeit weltbekannt. Bei alledem blieb er ein treuer und bescheidener Sohn seiner Heimat. Die guten und schönen Züge seines heimischen Volksthums mit unnachahmlicher Treue zu schildern, das war der Stolz und die höchste Leistung seiner Kunst. Die feinsten Regungen der Volksseele sprechen aus seinen Bildern, aus der Intimität dieser Bauernstuben und Dorfgassen, in denen treffliche und liebenswerthe Menschen hausen und schaffen, lachen und trauern.

Mitunter freilich treibt ihn sein künstlerisches Streben, wieder zu zeigen, daß seine Meisterschaft auch in andere Kreise zu greifen vermag. Dann malt er Madonnenbilder von ergreifender Innigkeit, Portraits von überraschender Naturwahrheit. Mit aller Begeisterung aber kehrt er immer wieder zu den Schilderungen des Tiroler Volkslebens zurück. Und als der treue Sohn seines Volkes zeigt er sich namentlich darin, daß er es verstanden hat, dieses Volk, trotz der Armuth und Einfachheit, in der es seine Geschichte hinlebt, immer liebens- und bewunderungswürdig erscheinen zu lassen.

Sehr schwer mag ihm das nicht geworden sein. Denn die Tiroler sind vor allem ein schöner Volksschlag, einer der schönsten vielleicht in ganz Europa. Jene Mädchen mit den ebenmäßigen Zügen und den leuchtenden Augen; jene Männer mit den Heldengestalten und den Heldengesichtern, wie wir sie auf Defregger's Bildern sehen: sie sind keine bloßen Erfindungen des Künstlers; sie wandeln überall in den Gassen und Thälern von Tirol umher. Und auch jene herzgewinnende Biederkeit und Innigkeit, jene Güte, Anspruchslosigkeit und Frömmigkeit, die aus den Werken des Künstlers spricht, ist nicht angedichtet, sondern des Volkes vielhundertjähriges Erbtheil. Wer einem solchen Volke entstammt ist, mag wohl mit Recht immer und immer wieder dessen edele Eigenschaften zum Gegenstande seines künstlerischen Schaffens machen.

Die Mitwelt gab Franz Defregger, was sie einem Künstler zu geben vermag. Er erhielt eine Professur an der Münchener Kunst-Akademie und den persönlichen Adel; die Kunsthändler stürmten sein Atelier; seine Bilder wurden Zierden aller Ausstellungen und Galerien. Er selbst ist bei all' diesen Erfolgen ein Mann von edelster Bescheidenheit geblieben. Aber die Erfolge seiner Werke machten es ihm möglich, sich in München am Rande des englischen Gartens ein zierliches, palastähnliches Haus zu erbauen, unter dessen Bäumen ihm eine frohe Kinderschaar herangewachsen ist. Hinter diesem Hause, im Garten, enthält ein abgesonderter Pavillon die Atelier-Räume, in denen Defregger rastlos thätig ist. Diese Atelier-Räume sind ruhig und einfach gehalten, ohne lärmenden Prunk, so still und vornehm, wie die Erscheinung des Künstlers selbst, der da an seiner Staffelei arbeitet.

Defregger zählt heute sechzig Jahre; denn es war am 30. April 1835, als er auf dem Ederhofe geboren ward. Trotz dieser sechzig Jahre ist seine hohe Gestalt schlank und elastisch geblieben, und sein Künstlerblick strahlt von jugendlicher Begeisterung, wenn er spricht.

Während der Künstler mit seinem Schaffen und Arbeiten in die anregende Atmosphäre von München gewiesen ist, blieb er doch seiner Heimat mit ganzer Seele treu; und um auch in ihr ein Heimwesen zu besitzen, baute er sich eine schöne Villa in den weinreichen Gartengefilden von Bozen. Damit er aber zeitweise eine ganz weltentlegene Stätte, ein stilles Berg-Asyl habe, wo sich's ganz zurückgezogen leben läßt, kaufte er sich noch eine hochgelegene Sennhütte bei Spinges, unweit Franzensfeste, wo der rauschende Bergwald und die kühle Gletscherluft Herz und Gedanken erfrischen.

Während Defregger's künstlerischer Schaffenszeit sind neue Strömungen in der bildenden Kunst fühlbar geworden, gährende Prozesse. Sein Arbeiten konnten sie nicht berühren, nicht stören. Er hatte sein Ideal gefunden und blieb ihm treu. Er ist mit diesem Kunst-Ideal innerlich so ganz verwachsen und hat mit ihm so reiche Erfolge, nicht bloß äußerlicher Natur, erzielt, daß er es verschmähen durfte, neuen Richtungen tastend und haschend nachzugehen. Eine vollendete künstlerische Individualität tritt uns in ihm entgegen, — möge es ihm noch lange Jahre gestattet sein, diese Individualität wirken zu lassen, zu fortwährender Bereicherung der Kunst, zum Stolze seines engeren und weiteren Vaterlandes!

Nachdruck verboten.

Torquato Tasso's Tragödie.

Ein Gedenkblatt zum dreihundertjährigen Todestage des Dichters.

Von Dr. Felix Poppenberg in Berlin.

Den Janiculus geht's hinauf zum Klostergarten von St. Onofrio. Drunten liegt das ewige Rom und weithin die Campagna. Ein müder Mann hat hier zum letzten Mal hinunter gesehen vom Berge auf die Herrscherin der Welt und ihre Herrlichkeit und hat sich dann zum Sterben gelegt. Auf der Erde unstät und friedlos, fand er erst in der Erde die ersehnte Ruhe, im Klostergarten von St. Onofrio. Doch sein Name lebt im Liede, in dem, das ihm ein Gott zu sagen gab, und in der Dichtung, die um seine schwankende Gestalt sich wob, der Name: Torquato Tasso. Und alljährlich an seinem Todestage, der am 25. April dieses Jahres zum dreihundertsten Male wiederkehrte, wallt man hinauf zu den Hieronymiten. Die Seelenmessen der Mönche klingen dumpf, der Weihrauch dampft, und Lorbeer und Rose schlingen sich um das Monument des Dichters.

* * *

Der Name Tasso erweckt in uns heute nicht mehr die Scenen und Gestalten seiner Dichtung, mit der er nach den Sternen griff. Die Kämpfe des „Gerusaleme liberata", die vom Alterthum das Rüstzeug borgten, sind für uns schattenhaft und wesenlos geworden. Stärker als sie sind andere Bilder, die dieser Name heraufbeschwört. Der Garten von Belriguardo steigt auf: die Brunnen rauschen unter blauem Himmel, die Myrte still und hoch der Lorbeer steht; in ihrem Schatten glänzen weiß die Marmorbilder. Und in diesem lockenden, berauschenden Paradiese wandelt, das Haupt mit dem Kranze bedeckt; wie unter einer Dornenkrone ein unglücklicher, zerrissener Mensch, von Liebesqual und Seelenschmerz und Zweifeln gefoltert. Aus den Büschen tritt Prinzessin Leonore, hoheitsvoll. Im Paroxysmus der Verzweiflung und der Sehnsucht reißt er sie an sich, — und als ein Irrsinniger wird er hinweggestoßen.

So hat Goethe die tragische Gestalt des Torquato gesehen, und so sehen wir sie in diesem Spiegelbilde unvergänglich.

Ein anderes Bild steigt dann auf: das Martyrium Tasso's. Lord Byron sah im zerfallenen Ferrara die Zelle im St. Annen-Spital, worin der Dichter sieben Jahre in Geistesnacht und Geisteszwang gesessen, und schrieb, in dieses Lebens Tragödie vertieft, dann Tasso's Klage. Eine deutungsvolle Erkenntniß der Tasso-Seele geben die Worte:

„Die Weisen schüttelten ihr weises Haupt,
Sie sagten, ich sei eine Wahnatur.
Ein solcher Knabe end' auf der Tortur,
Und Schläge sei'n das einz'ge Mittel nur.
Sie schlugen mich, ich aber weinte nicht,
Verdammte sie vor meiner Brust Gericht
Und suchte mein Asyl und weint' allein
Und träumte wachend in den Tag hinein."

Auch uns reizt und rührt die Gestalt Tasso's, der Mensch, seine inneren und äußeren Schicksale, mehr als das Werk, das er hinterlassen. Und wenn die historische Kritik auch die Leonoren-Liebe gestrichen hat, so bleibt an dieser problematischen Natur, dieser müden Seele des lebensschäumenden Cinquecento für Erforscher menschlicher Herzen noch genug des Interessanten. Bereits seine Jugend trägt das Schicksalszeichen, mit dem sein ganzes Leben geprägt ist. Schon als Knabe war ihm gegeben, an keiner Stätte zu ruhen. Er war der Sohn eines Verbannten und zog mit diesem in wilder Irrfahrt von Stadt zu Stadt, von einem Fürsten zum andern. Das Unstäte seines Wesens mag sich da schon ausgebildet haben. Früher Ruhm vergiftete ihn. Er ist der Typus des Wunderkindes. Mit vierzehn Jahren schreibt er ein Heldengedicht „Rinaldo" und wird mit Ehren und Anerkennung überhäuft. Von nun an zehrt es an ihm. Fieber des Ehrgeizes raubt ihm für immer Ruhe und Frieden. Seine Nächte sind schlaflos. Die Lorbeeren der Dichter des Alterthums, Dante's, Ariost's stechen und stacheln ihn zu Unsterblichkeitswünschen. Er ist von zärtlichster Empfindlichkeit; seine Seele ist wie ein krankes Kind, das immer gehätschelt sein will und bei der leichtesten unsanften Berührung schmerzhaft zusammenzuckt. Er hütet sich selbst eifersüchtig; nur in sich lebt er; er verschmäht es, in andere sich zu vertiefen, die Außenwelt in sich aufzunehmen. Er findet seine Welt nur in sich. So verliert er jede sachliche Schätzung, jeden ruhigen Blick für die Dinge. Sein Gesichtswinkel ist schief, seine Optik eine trügerische. Er sieht sich als Sonne im Mittelpunkt, um den sich alles dreht. Und als dann eines Tages ihm grausam die Augen zurecht gerückt werden, da gehen ihm freilich die Sinne aus den Fugen.

Mit einundzwanzig Jahren kommt Tasso (1565), ehrenvoll gerufen, an den Hof von Ferrara, der die Bühne seiner Lebens-Tragödie wird. Die Estes herrschen hier als Groß-Mäcene. Es ist eine Zeit des Schwunges, der verfeinerten Lebenskunst. Man sucht Erhöhung und Steigerung des Gefühls in den Ideen des Ritterthums, der Kreuzzüge mit ihrer Mischung von Abenteuerlust, Galanterie und Liebe, wie sie Ariost neubelebend gefeiert. Man zaubert sich zurück in jene Zeit durch prunkvolle Feste und gefällt sich in Maskenspiel und Mummenschanz. Liebeshöfe werden errichtet, in deren Verhandlungen spitzfindige Empfindungs-Raffinirtheit sich mit tändelnder Grazie eint. Die Antike giebt dazu noch besondere Würze. Der Olymp wird auf die Erde gebracht. Die Sprache wird mit mythologischen Emblemen reich aufgeputzt. Allegorische Darstellungen aus der Götter- und Heroen-Geschichte werden bei den Festen aufgeführt; mythologische Gruppen und Bilder werden gestellt, wie wir sie noch auf den Majoliken von Urbino sehen. Die Dichter gingen mit den Herrschern. Ein Hof war nichts, wenn ihm der Sänger fehlte. So berief Alfons von Este Torquato Tasso. Dessen ersten Schritte auf dem höfischen Boden sind tastend unsicher. Bald aber erringt er sich die Gunst der herzoglichen Schwester, der klugen, stattlich repräsentirenden, kraftvollen Lucretia, die sich des scheuen Mannes als mütterliche Freundin annimmt, und der blassen, asketischen Leonore mit dem leidvollen Blick und den heftischen Wangen. Der Dichter huldigt beiden in Liedern, und er huldigt ihnen, nach Sitte der Zeit, in Ueberschwang, mit vollen Händen die Preciosen der Courtoisie ausstreuend. Aus dieser galanten Lyrik die Leonoren-Liebe herauszukonstruiren, hat Bedenken. Viele andere Frauengestalten, gleich feurig und verschwenderisch gepriesen, haben in diesem Sonetten-Garten zierliche Büsten erhalten:

„Gespornt von jener Sehnsucht, welche führet
Die Seelen gern zu süßen Liebesschmerzen,
Versucht' ich viel der Frauen, und vieler Herzen
Fand weich ich, wen'ge blieben ungerühret."

Da klingen wie weiche italienische Musik die Namen Angioletta und Aurora, Masken-Chiffren für die Gräfin von Arco und Laura Bojardi Siene. Da wird die kluge Lucretia Bendidio gefeiert und die graziöse Leonore Sanvitale.

Und wenn auch den Dichter eine Leidenschaft zu der Prinzessin erfaßt hätte, an ihr ist er nicht zu Grunde gegangen; sein Leben ist ihm zerronnen durch sein eigenes Selbst.

Durch die Gunst, die er in Ferrara erfuhr, wurde sein krankhafter Ehrgeiz noch gesteigert. Er wurde noch empfindlicher; von den Frauen verwöhnt, witterte er in jedem Manne den Nebenbuhler, den Neider, der ihm den Kranz streitig machen könnte. Er sah Feinde ringsum, sein Argwohn streift schon jetzt bisweilen an Verfolgungswahn. Aufrecht erhält ihn in dieser Zeit noch die Arbeit an seinem Werke, am „Befreiten Jerusalem". Die Kreuzzugs-Ideale hatten ihn auf diesen Stoff geführt; der Sieg über die Türken bei Lepanto, der die Christenheit begeisterte, feuerte ihn noch mehr dazu an. Religion, Ritterthum, Poesie und Liebe, die Haupt-Factoren der Epoche, konnten hier Verherrlichung finden. Torquato Tasso war kein Epiker, dazu war er zu sehr subjectiver Gefühlsmensch. Er war auch kein Gestaltenbanner und Menschenschöpfer, denn sein Auge war nicht offen; er schaute nach wie vor nicht um sich, sondern immer in sich. So ist dies große Epos ganz unplastisch gerathen. Gottfried von Bouillon und seine Ritter, die Kämpfe und Abenteuer stehen bei der Lectüre nur in dämmerhaft verschwindenden Umrissen vor uns, wie halbverschwommene Figuren auf verblaßten alten Gobelins. Torquato Tasso war nur Lyriker. Nur überall da, wo er in seinem Gedicht auf den lyrischen Saiten spielt, ist sein Reiz geblieben. Eine wiegende, zauberweiche Musik tönt aus den verschlungenen Wogen dieser Stanzen. Armidens Wundergärten sind mit einem lockenden Farbenreiz geschildert, der uns Klingsohr's Liebeshain, wie wir ihn im Festspielhause von Bayreuth gesehen, erinnernd weckt. Durch die grüne Blumeneinsamkeit jauchzen die Nymphen; in der Quelle, die vom Felsen rauscht, wiegen sie sich in nackter Grazie. Und entsteigen sie der Fluth, dann wallt ihnen das Goldgewand des Haares bis zu den weißen Füßen. Lilien und Rosen sprießen unter ihnen. Und das Waldweben tönt wie lockende, schmeichelnde Liebeslieder. — In diesen Schilderungen gab Torquato Tasso seine wahre Seele hin. Bei der Inscenirung der Schlachten und Kämpfe war er pedantischer Nachbeter der Alten, vor allem Homer's und Virgil's, die er bis ins einzelne, in den Träumen, in den typischen Eingängen der Strophen, in den Vergleichen, sklavisch nachahmt.

Als sein Lied zu Ende, beginnt sein Weh. Künstlerische Zweifel kommen, er fürchtet sich vor der Veröffentlichung; er fürchtet sich vor den Richtern, die es ihm zerzausen könnten. Dabei läßt er sich von kritischen Freunden in Rom, denen er sein Werk mitgetheilt, an allem herumnörgeln. Der eine findet hier etwas auszusetzen, der andere dort. Diese Auseinandersetzungen entnerven ihn, sein reizbarer Sinn wird mürbe und aufgerieben, die ohnehin schwache Widerstandskraft noch verringert. Er hat jetzt die günstigste Disposition zur Aufnahme anderer psychischer Krankheitsstoffe. Es ist die Zeit der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Inquisition. Die Ketzerei wird scharf verfolgt." Das erzeugt in ihm sofort Reflexe. Er fühlt sich im Glauben wanken. Religiöse Scrupel plagen ihn; auch sein Werk erscheint ihm nicht mehr rein, und statt des Lorbeerkranzes sieht er einen flammenden Scheiterhaufen, in den der Henker sein „Gerusalemme liberata" hineinstößt. Nur zu gut merkt er dann oftmals, daß er selbst sein schlimmster Feind ist. In einem Gedichte klagt er:

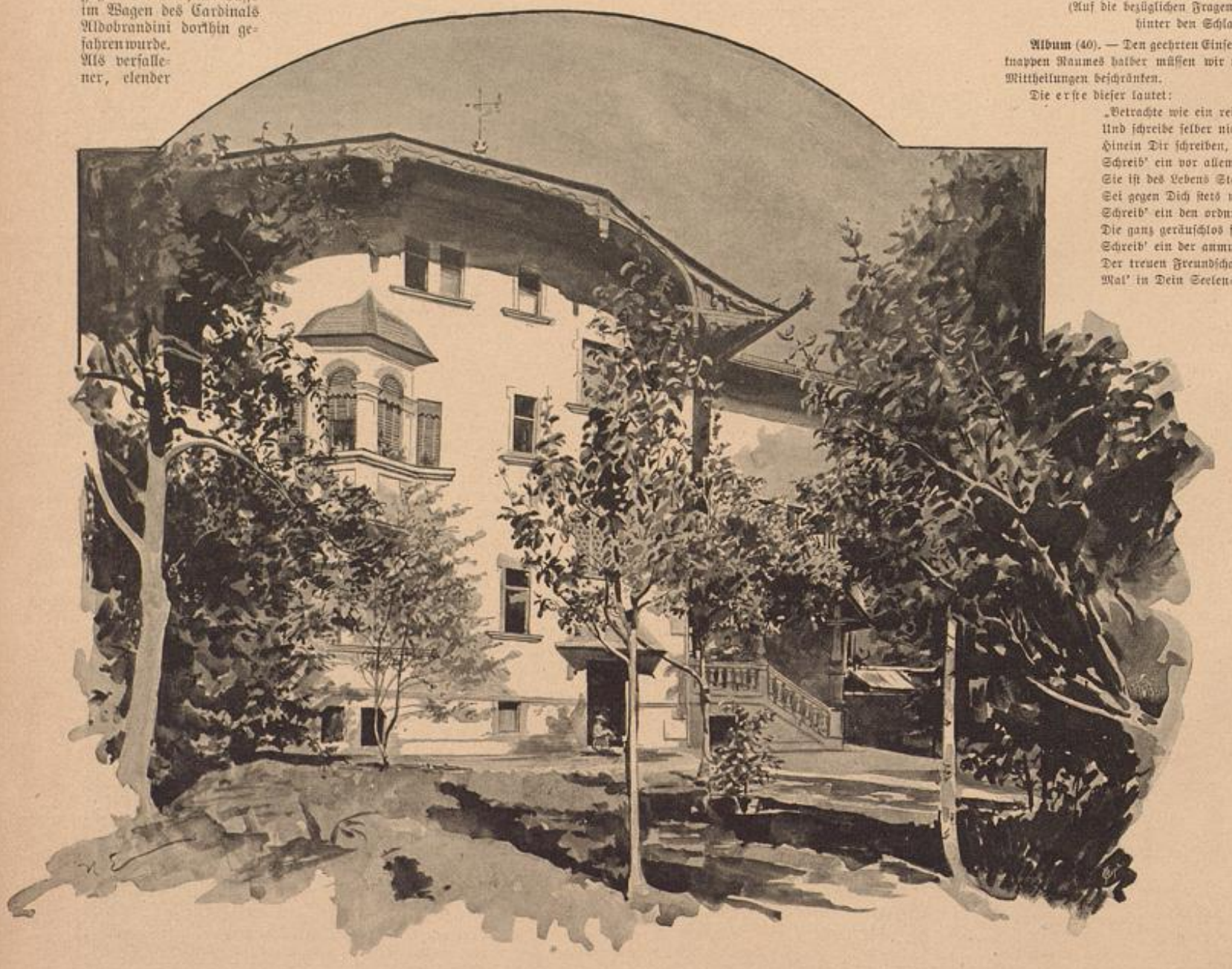
„Mir selbst ein ew'ger Schrecken werd' ich immer,
Mich selber fliehn, doch mir entfliehen nimmer."

Und in einem Briefe schreibt er in klarer Erkenntniß seines Leidens: „Ich bin krank, und meine Krankheit ist kein Spaß, noch ohne Gefahr. Ich brauche einen Arzt und einen Beichtiger und vielleicht einen, der die Geister zu beschwören und die Phantasmen zu bannen wüßte. Und wenn unter den Krankheiten der Seele eine der schlimmsten der Ehrgeiz ist, so erkrankte die meine an diesem Uebel schon vor vielen Jahren."

Sein Verfolgungswahn wird immer ärger, sein Wesen immer schlaffer und schwankender. Er möchte fort von Ferrara und kann sich doch nicht dazu entschließen. Er unterhandelte mit den Medicis, geht dann doch wieder zu den Estes und stößt so auf beiden Seiten an. Jetzt fürchtet er schon Vergiftung und Ermordung. Man muß auf ihn aufpassen. Er fühlt sich als Gefangener und beschimpft den Herzog. Wie ein Verbrecher entflieht er eines Tages aus Ferrara und führt in den Abruzzen ein irrendes, entbehrungsschweres Wanderleben. In Sorrento kommt er verstört und abgerissen bei seiner Schwester an. In der Enge und Einfachheit wird sein Sinn ruhiger, aber nur zu bald bohrt es wieder in ihm; er kann die Hofluft nicht entbehren. Er kehrt zurück, wird in Ferrara sich und anderen zur Last, geht abermals auf und davon und kommt abermals wieder. Er verspricht Besserung, gelobt alles, wenn er nur seiner Hoheit wieder die Hand küssen dürfe. Jetzt geschah die Katastrophe dieser Lebens-Tragödie. Tasso hatte den Tag seiner Rückkunft schlecht gewählt, die dritte Vermählung des Fürsten Alphons mit Margherite Gonzaga stand nahe bevor; alles lebte in diesen Vorbereitungen, niemand bekümmerte sich um den Dichter. Er sah sich vernachlässigt, und nun regten sich wieder die alten Höllengeister. Jetzt fühlt er, daß man ihn verschmäht, und nun bricht er in wilde Verwünschungen aus; er verflucht den Herzog, er flucht dem Hofe. Alphons läßt ihn ergreifen und als Wahnsinnigen in das St. Annen-Spital bringen. Sieben Jahre der Qual vergehen ihm hier in grausiger Einsamkeit. Er sinkt in Delirien, Visionen quälen, Zwangsvorstellungen martern ihn. 1586 öffnen sich endlich die Pforten; ein gebrochener, gestörter Greis, mit gebleichtem Bart und Haar, — so wankt er hinaus. Ein Irrleben ohne Rast und Ruh im tiefsten, herzzerschneidendsten Elend beginnt nun; oft weiß er nicht, wo er sein Haupt hinlegen soll, und demüthigende Almosenbitten muß er an Freunde und Fremde richten. Endlich findet der Umhergetriebene ein Asyl in Rom bei den Hieronymiten von St. Onofrio. Der Regen goß in Strömen, als Tasso im Wagen des Cardinals Aldobrandini dorthin gefahren wurde. Als verfallener, elender Mensch stieg er heraus mit den Worten: „Ich komme, um unter Euch zu sterben." — Aber selbst im Tode ward ihm noch eine Enttäuschung. Die Freunde hatten dem Siechen die Dichterkrönung auf dem Capitol gerüstet, eine feierliche Apotheose. Doch ehe sich noch dies letzte Sehnsuchtsziel erfüllte, ward er abgerufen. So starb er, wie er einst gesungen:

„Indes ist sonnenlos mein Tag; ich sehe
Verhüllt des Nachts der Sterne leichtes Heer.
Ich hatte Wünsche viel wie Sand am Meer
Und innen nichts, und außen nichts denn Wehe ..."

Innenraum in Defregger's Wohnhaus zu München.
Nach einer Zeichnung von Hugo Engl in München.



Gartenseite von Defregger's Wohnhaus zu München.
Nach einer Zeichnung von Hugo Engl in München.

Redactions-Post.

Fragen.

Bret Harte. — Kann mir eine amerikanische Leserin vielleicht den jetzigen Wohnort Bret Harte's (Francis Bret's) genau angeben? Meinen Dank im voraus!

Eine langjährige Abonnentin.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Album (40). — Den geehrten Einsenderinnen verbindlichsten Dank! Des knappen Raumes halber müssen wir uns hier auf Wiedergabe von zwei Mittheilungen beschränken.

Die erste dieser lautet:

„Betrachte wie ein reines Album Dein Gemüth
Und schreibe selber nicht hinein und lasse nie
Hinein Dir schreiben, was nicht schön und gut und recht!
Schreib' ein vor allem die Wahrhaftigkeit,
Sie ist des Lebens Stern und Kern und Angelpunkt;
Sei gegen Dich stets wahr, so bist Du's andern auch. —
Schreib' ein den ordnungsvollen Sinn für Thätigkeit,
Die ganz geräuschlos fördert, was gethan sein muß.
Schreib' ein der anmuthreichen Sitte Schmuck,
Der treuen Freundschaft festen Sinn, der niemals wankt.
Mal' in Dein Seelen-Album Dir ein Paradies,
In welchem glänzt der heitern Ruhe Sonnenschein.
So schreibe lang an Deinem Lebensbuche noch,
Und sind die Blätter vollgeschrieben, nimm getrost
Dein Album mit hinüber, daß der Engel Blick
Mit Freude schaue Schrift und Inhalt Deines Werkes."

A. P. in T.

Die zweite Einsendung heißt: „Wenn Du, mein liebes Kind, einmal im Zwiespalte mit Deinen Gefühlen bist, und Gereiztheit, verletzte Eitelkeit oder Eigensinn Dich hinreißen könnten, andere durch Worte oder Blicke zu beleidigen, so laß' vor allem die Liebe und Verzeihung, die Dein junges Herz gewiß auch gleichzeitig empfinden wird, sprechen. — Unterdrücke alle bösen Regungen, und Du wirst bald über die Ungezogenheiten anderer Menschen lächeln, diese durch Deinen liebenswürdigen Blick und Deine herzlichen Worte entwaffnen. — Liebe und Sanftmuth sind die größten Reize des Weibes."

Eine in Oesterreich wohnende Türkin.

Hannah. Der englische Premier Lord Rosebery (Archibald Philipp Primrose Graf von Rosebery) ist 1847 als Sohn Lord Dalmeny's und einer Tochter des vierten Grafen Stanhope geboren. Seit 1878 ist Se. Lordschaft mit der einzigen Tochter des Barons Meyer von Rothschild, Hannah, vermählt. Näheres an dieser Stelle mitzutheilen, verbietet uns leider der Raum.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamerstraße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Erstes Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. Mai 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 9.

Stuhllehne. Durchbrochener Lederschnitt; Leder-à jour-Arbeit; mit Plüsch unterlegt.

Im Anschluß an das Extra-Blatt Nr. 74, welches dem durchbrochenen Lederschnitt, auch Leder-à jour-Arbeit genannt, gilt und das dem vorigen Hefte beigegeben war, bieten wir eine prächtige Vorlage für eine Stuhllehne, in der die interessante Technik voll zur Geltung gelangt. Das Ornament, die geflügelte Frauengestalt und die schlanken Fruchtkörbe wirken ungemein reich, und zwanglos fügen sich die verbindenden Arabesken und Bänder ein; Schraffirung in verschiedener Strichlage belebt die glatten Flächen. An die Stelle des fortgeschnittenen Ledergrundes tritt kupferfarbener Plüsch, von dem sich die dunkelbraunen Lederformen plastisch abheben; obgleich dem Leder durchaus untergeordnet, hat die Stoffunterlage doch ihren wohl berechneten Antheil an der vornehmen Wirkung des Ganzen. E. F.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Bei einer größeren Soirée, die jüngst in der Wilhelmstraße bei dem Prinzen und der Prinzessin Eduard zu Salm-Horstmar stattfand, bewunderten die geladenen Gäste „Lebende Bilder", die, unter dem Beirathe der kunstsinnigen Wirthe von Herrn Maler W. Beckmann mit meisterhaftem Verständniß gestellt und in Stimmung, Farben wie edler Linienschönheit auf das Feinste durchgearbeitet, alles überboten, was man selbst in diesen erlesenen Kreisen der Reichshauptstadt an derartigen Vorführungen seit langem gesehen hat. In den, sämmtlich nach bekannten Originalen gestellten „Lebenden Bildern" entzückten Gräfin Nemes und das junge Fräulein von Arnim als „Madame Lebrun und Tochter". Fräulein von Spitzemberg war eine hinreißende „Hebe" (nach Thorwaldsen), Comtesse Marie Agnes Hochberg herrlich als „Arabische Wasserträgerin" (nach G. Richter), Fräulein von Schmidthals eine im höchsten Maße anmuthige „Griechische Tänzerin" (nach Thorwaldsen). In „Siegfrieds Abschied von Chrimhild" wirkte bezaubernd die rothblonde Schönheit der Frau Generalin von Alvensleben, — aber vollendeter vielleicht als alle übrigen künstlerischen Darbietungen des Abends erschien im Schluß-Tableau, in dem außerdem noch Comtesse Renata Hochberg, Fräulein M. von Szögyény, Frau W. Beckmann, Prinzessin Margarethe Dorothea zu Salm-Horstmar, Prinz F. zu Solms-Braunfels, Frhr. v. der Tann die Mittelgruppe des Meisterwerkes Hans Makarts darstellten, die herrliche Verkörperung der hoheitsvollen und zugleich so anmuthsreichen Gestalt der „Katharina Cornaro", welche Gräfin Alfred zu Dohna bot.

— Das „Werkthätige Damenheim" in Schöneberg bei Berlin, Colonnenstraße 2 — jenes so segensreich wirkende Asyl für mittellose, alleinstehende Damen der besten Stände — übernimmt neuerdings nicht nur, wie bisher, alle Wäsche-Arbeiten, sondern auch Damenschneiderei. Aufträge sind an die Oberin, Freifrau von Lerchenfeld, zu richten.

— Auf die bittere Lebensnoth, in der sich viele vermögenslose ältere Damen der gebildeten Kreise befinden, bezieht sich eine Bewegung, die sich neuerdings in Berlin bemerkbar macht. Pastor Schlegtendahl, Berlin N, Borsigstr. 5; Frl. v. Bismarck, Berlin W, Potsdamerstr. 134b, sowie noch mehrere andere hervorragende Persönlichkeiten, die zu den Veranstaltern der Bewegung gehören, bitten herzlich um Nennung von Adressen solcher, die bereit wären, sich thatkräftig an dem hier beabsichtigten Werke der Nächstenliebe zu betheiligen.

Leipzig. — Eine der überzeugtesten und tapfersten Vorkämpferinnen für die Frauenbewegung, Frau Luise Otto-Peters ist hier gestorben. Im Jahre 1819 zu Meißen als die Tochter eines höheren Gerichtsbeamten geboren, trat Luise Otto-Peters zu Anfang der 60er Jahre in die Frauenbewegung ein. Sie gründete zunächst einen auf Leipzig beschränkten Verein, der sich die Aufgabe stellte, die wirthschaftliche Selbständigkeit des weiblichen Geschlechts zu fördern; später dehnten sich ihre Bestrebungen auf ganz Deutschland aus. Wesentlich ihr verdankt der Allgemeine deutsche Frauenverein seine Gründung, dessen Organ „Neue Bahnen" sie bis zu ihrem Tode leitete.

Wien. — Der verdienstvollen Leiterin der K. K. Fachschule für Kunst-Stickerei in Wien, Fräulein Therese Mirani, wurde von Sr. Majestät dem Kaiser das goldene Verdienstkreuz mit der Krone verliehen.

Homburg v. d. Höhe. — Internationale Golf-Turniere sollen am 22. Juli hier abgehalten werden. Für die Sieger werden Ehrenpreise ausgesetzt. Am 26. September beginnen in Homburg die Internationalen Lawntennis-Turniere, die schon im Vorjahre so außerordentlich erfolgreich verliefen. Es sind sieben Turniere projectirt, für die schöne Ehrenpreise ausgesetzt werden.

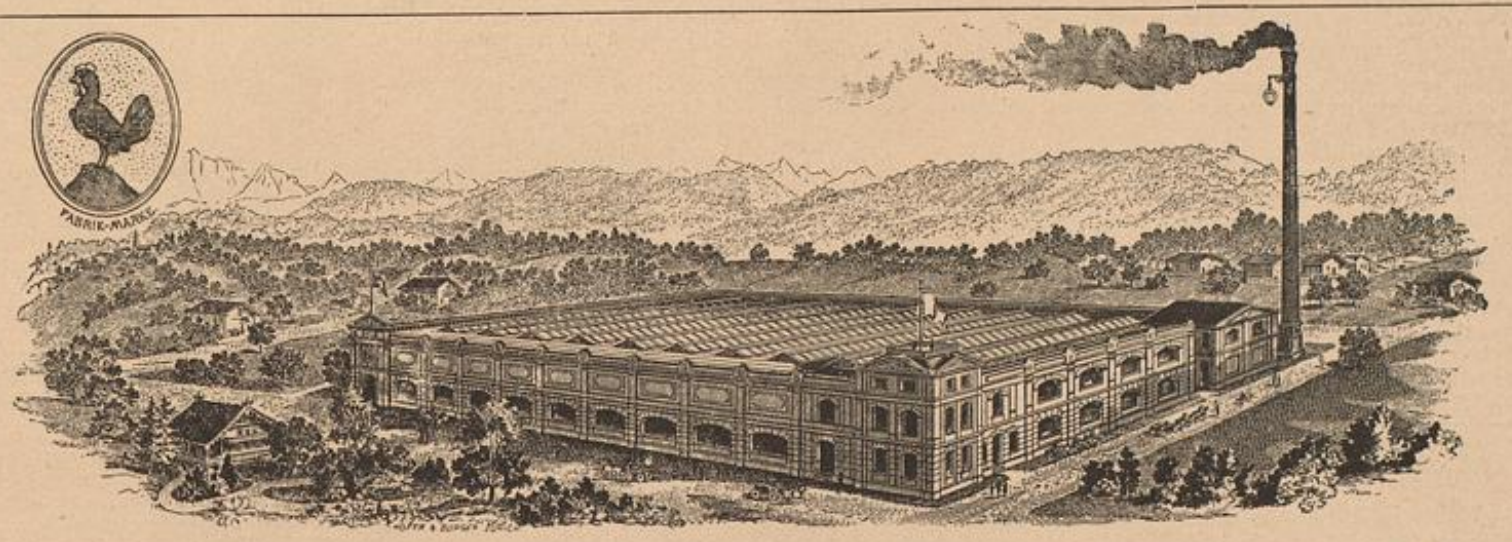
Rom. — Eleonora Duse hat gegenwärtig ein Schauspiel unter der Feder, das sie — wie man, vielleicht etwas boshaft, erzählt — ihrer Rivalin Sarah Bernhardt widmen will. — Die große Tragödin Virginia Marini vollendete kürzlich ein Schauspiel „Die Dornenkrone", das hauptsächlich die Widerwärtigkeiten ihrer Bühnenlaufbahn behandelt. — Giacinta Plezzana, eine dramatische Künstlerin, die von der älteren Generation des Publikums hochbewundert wurde, jetzt aber nur noch als Schriftstellerin auftritt, schuf eine neue Folge „Scenen aus dem Volksleben". — Adelaïde Ristori arbeitet am dritten Bande ihrer „Memoiren". Daß Gemma Bellincioni, nachdem sie jüngst das Libretto zu einer Oper vollendete, nunmehr mit der Composition eines Liederspieles beschäftigt ist, erscheint nach dem allen nur noch als ein vervollständigender Beitrag zu der außerordentlichen Vorliebe für die Schriftstellerei aller Richtungen, der sich just die größten Schauspielerinnen Italiens gegenwärtig hingeben.

Paris. — Im Alter von fünfundsechszig Jahren starb hier die seit langen Jahren gemüthskranke Gattin des jüngeren Alexander Dumas, verwittwete Fürstin Narischkin.

— Rue Bercuse 4 hat sich den studirenden, unverheirateten amerikanischen Damen ein Haus erschlossen, dessen Entstehen einer Reihe Damen aus der hiesigen amerikanischen Colonie, insbesondere den Bemühungen Mrs. Whilew Reid's zu verdanken ist, und das der Nachahmung seitens der Angehörigen anderer Staaten sehr anzuempfehlen wäre. Das Haus liegt in stiller Straße, zum Theil umschlossen durch einen schattigen Garten, im sogenannten Quartier Latin, in der Nähe des Luxembourg's, der Sorbonne, der Académie de France, der école des beaux arts, der école de médecine und der viel besuchten Maler-Ateliers. Außer fünfzig kleineren und größeren, behaglich eingerichteten Logierzimmern, weist es einen Lese- und Schreibsaal nebst Bibliothek, ein Besuchszimmer, ein five o'clock tea room, ein Restaurant und einen Speisesaal auf. Zwei Damen, eine Französin, unterstützt von einer Amerikanerin, leiten dies Haus, in dem die jungen Mädchen, bewahrt vor mancherlei Zufälligkeiten des Außenlebens, sich ihren Studien hingeben können.

Brüssel. — Fräulein Serrure, Musiklehrerin an verschiedenen Brüsseler Schulen, hat die Taubert'schen Kinderlieder in das Französische übertragen und den französischen Text der Musik angepaßt. Diese Uebertragung ist so trefflich gelungen, daß auf Anweisung des Brüsseler Stadtschul-Rathes die Taubert'schen Kinderlieder für alle Schulen Brüssels eingeführt worden sind. Auch das Genter Conservatorium hat sie für die Elementar-Classen eingeführt.

Edinburgh. — St. Andrews, die erste schottische Universität, welche den Frauen ihre Thore öffnete, hat dieser Tage der ersten Studentin,



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) **Zürich**

empfiehlt:

Seid. Bastrobe

Mk. 13.80

bis **Mk. 68.50** p. Stoff z. kompl. Robe — Tussors u. Shantungs

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v. Mk.	1.85—18.65	**Seiden-Grenadines**	v. Mk.	1.35—11.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ „	13.80—68.50	**Seiden-Bengalines**	„ „	1.95— 9.80
Seiden-Foulards	„ 95	Pfge.— 5.85	**Seiden-Surahs**	„ „	1.35— 6.30
Seiden-Masken-Atlas	„ 60	„ — 3.15	**Seiden-Faille française**	„ „	2.45— 9.85
Seiden-Merveilleux	„ 75	„ — 9.65	**Seiden-Crêpe de Chine**	„ „	2.35—10.90
Seiden-Ballstoffe	„ 60	„ —18.65	**Seiden-Foulards japan.**	„ „	1.45— 5.85

p. Meter.

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. porto- und steuerfrei ins Haus. — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

einer neunzehnjährigen, sehr anmuthigen Miß Blackadder aus Dundee, die Doctor-Würde ertheilt.

New-York. — Bei den neuesten Schulraths-Wahlen in Ohio wurde eine große Anzahl Damen in den Schulrath gewählt.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Tennis-Kostüm mit Tricot-Taille und Jacke.

Berlin. — In erfreulicher Weise führt sich das Tennis-Spiel auch bei uns mehr und mehr ein und bietet unserer jungen Welt willkommene Gelegenheit zum fröhlichen Beisammensein in freier Luft, zur Entfaltung von Geschicklichkeit und Grazie, — wie auch von einem gewissen Toiletten-Luxus. Denn so einfach in Stoff und Machart der Tennis-Anzug sich auch den unbefangenen Blicken darstellt, so sorgfältig muß die Anfertigung sein, um den echten sportlichen Chic nicht vermissen zu lassen. Gelblich weißer Flanell dient an dem Modell unserer Darstellung für Rock und Bluse; letztere ist mit gerader Passe, der sich regelmäßige Falten anschließen und mit den bekannten Puffe-Aermeln gearbeitet; Streifen aus naturfarbigem Leder und ein paar große Knöpfe ergeben den einzigen Ausputz. Das weiße grobe Strohhütchen umgiebt ein gleicher Lederstreifen. C. E.

Wien. — Ein eigenes Toiletten-Genre ist durch das Lawntennis-Spiel ins Leben gerufen worden; das so viel Freiheit der Bewegung gewährende Blusenkleid, das heute fast ausschließend die Mode beherrscht, ist vom Spielplatz ins tägliche Leben gelangt. Was irgend Neues für Tennis-Spielerinnen geschaffen wird, bewegt sich innerhalb dieses Stiles. Auch die dem Ruderkostüm entlehnte Tricot-Taille entspricht der Anforderung, die Körperform ganz leicht zu umschließen, und läßt außerdem den Hals frei. Sie wird, an unserer Vorlage breit weiß und blau gestreift, durch Puffärmel von dem Stoffe des Kostüms, hellblau und weiß gestreiftem Musselin-Flanell ergänzt. Dazu ein ärmelloses Ueberjäckchen aus weißem Stoff, in gerader Sackform geschnitten und mit einer breiten Spange über der Brust festgehalten. Breite dunkelblaue Schärpe mit langen Enden, Schirm-Mütze vom Stoffe des Ueberjäckchens. Auf der Brustspange können Spielabzeichen oder der Name des Spielclubs eingestickt werden. Ball und Schläger geben die Motive für reizenden Phantasie-Schmuck ab, der natürlich sehr gerne angewandt wird. — Ein anderes Kostüm zeigt die ungemein jugendliche und neuerdings gern verwendete Zusammenstellung von crème Wollstoff mit rothem Bauern-Kattun, der Bluse und Schärpe mit großen Rosetten ergiebt. Sehr am Platze ist der reizend kleidsame Pierrot-Hut, weiß mit rothen Pompons, der aber auch in buntem Filz mit verschiedenfarbigen Pompons geschmückt, sich verwenden läßt. — Ein drittes Lawntennis-Kostüm aus hafergelbem Wollkrepp findet seinen höchst originellen Besatz in der modernen Pattenform, die hier den Schlägern nachgeahmt erscheint und aus schmalen geflochtenen Lederriemchen gestickt ist. Gleiche Lederriemchen, auch gitterartig in einander verflochten, bedecken den Stehkragen, das schmale Achselstück und den sehr breiten Gürtel mit der modernen riesigen Schnalle aus ornamentirter Kupferbronze oder Altsilber. Lederknöpfchen schließen die vorne angebrachten Rockschlitze. Die Kopfbedeckung ist eine Art flacher Radfahrermütze aus leichtem Stoff, mit den sehr modernen mehrfachen Schlupfen über jedem Ohr geschmückt; hier erscheint die Mütze ledergelb mit rubinrothen Schleifen.

— Der Liebling der Ball-Saison, der Flitter, ist dermaßen auf die Straßen-Toilette übergegangen, daß die schwarzen Pailletten nicht nur die Hüte, Bänder und Capes für das Frühjahr bedecken, sondern auch auf Luxusschirmen ihren Platz finden; man kann gewiß nichts Schöneres sehen, als einen weißen Gaze- oder schwarzen Spitzenschirm mit funkelndem Stahl, mit Gold, Silber oder allem durcheinander reich benäht. Dazwischen ziehen sich faltige Theile, Festons und Rosetten aus unbenähtem Tüll oder Musselin. Eine besonders vornehme Neuheit des Winters, die nur auf ganz exclusiven Toiletten ihren Platz fand, die wunderschönen, matten Elfenbeinflittern, werden auch hier angewendet, um einzelne Musterungen weißer Spitzenschirme kräftiger hervorzuheben, wobei diese Flittern schuppenförmig über einander gelegt und mit Silberflittern untermischt erscheinen. Schwarze Tüll- und Seidenstoffe für Confektion und ganze Toiletten besteckt man so dicht mit Stahlflittern, daß ein strahlender Spiegelglanz bei jeder Bewegung der Trägerin entsteht, und diese Vorliebe geht so weit, daß sogar ein neuer orientalischer Decorations-Stoff für Zimmerschmuck in den Handel kommt, zwischen dessen Musterungen münzengroße Metall-Spiegelchen eingewebt sind. N. Br.

Wiener Tennis-Kostüme.
Wollkleid mit Taille aus Bauern-Kattun. Anzug mit Jacke. Kleid mit Patten-Garnitur.

Berliner Tennis-Kostüm mit Lederstreifen.

London. — Bei unseren jungen Damen bedeutet das Lawntennis mehr als nur ein Spiel: es wird mit einem Eifer studirt und gepflegt, als ob es sich um eine Wissenschaft handele; ein junges Mädchen das nicht Tennis spielt, ist hier kaum zu denken. Selbstverständlich wird auch das Kostüm mit besonderer Sorgfalt behandelt; es soll praktisch, bequem und dabei so kleidsam wie nur irgend möglich sein. Unsere Vorlage besteht in einem fußfreien, mäßig weiten Rock aus dunkelblauer Serge, dem sich ein breiter Miedergürtel mit Achselbändern anschließt, die vorn mit großen Perlmutterknöpfen geschlossen erscheinen. Auch der Gürtel ist durch drei Spangen zusammengehalten, von denen jede einen Knopf trägt; gleiche Knöpfe befestigen die Patten, unter denen der Rock an beiden Seiten schließt. Für die Bluse dient leichte gemusterte Seide, duftiger Krepp für die Hals-Garnitur. Der Strohhut zeigt die typische flache Form und ist nur von einem schwarzen Wachstuch-Streifen umgeben. M. G. C.

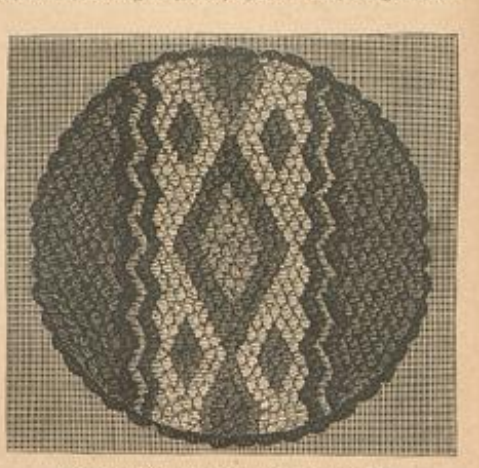
Englisches Tennis-Kostüm.

— Bei den praktischen Frühjahrsschirmen bleibt die Mode der dünnen Nadelform, mit Futteral und Schleife aus gleichem Stoff getreu; man verwendet dafür durchscheinenden Taffet, in den sogenannten „Impressionisten-Farben", grellrosa, rubinroth, corallenrosa, orange, orchideenlila und blau in den grellsten Tönen. Für die neutralen Toiletten in Grau, Braun, Mattblau und Sandfarben, ist dieser Contrast der Farben ganz prächtig.

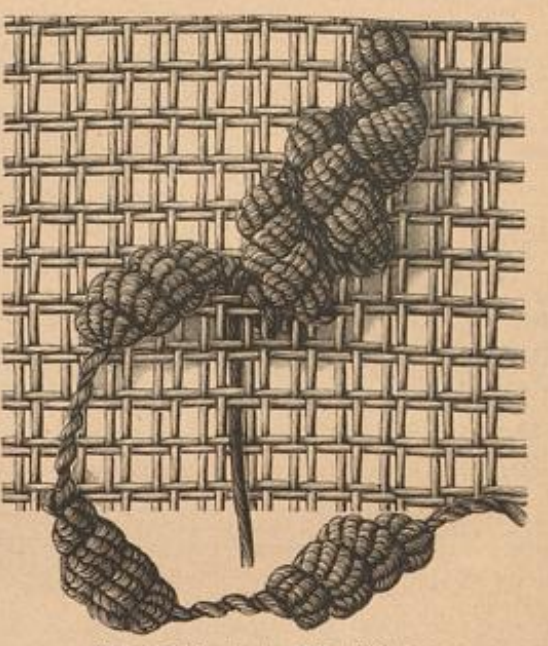
Handarbeiten

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Unter dem Namen Baja-Stickerei erscheint soeben auf dem Gebiete der Tapisserie eine neue Arbeit, die mit wenig Mühe und geringem Zeitaufwand eine sehr gute Wirkung erzielt. Das hierbei angewendete eigenartige Material läßt sich als eine Variante der Locken-Chenille bezeichnen — es ist ein Doppelfaden feiner nordischer Wolle, den ein starker Baumwollfaden theils eng umspinnt, theils in keilförmige Locken-Spiralen von ungefähr 2 cm Länge ordnet. Mit diesem Arbeitsfaden sticht man aber nicht, sondern er wird dem groben abgetheilten Canevas-Grunde aufgenäht und zwar am besten in auf- und absteigenden Reihen, wobei den durch Hinterstiche gehaltenen, umsponnenen Fadentheil stets die folgende Locken-Spirale deckt. Einfache Typen-Muster, wie sie für Gobelin-Stickereien vorhanden sind, lassen sich der neuen Arbeit zu Grunde legen, doch dürfen die Formen nicht groß sein, da jede Locke auf einem Canevas in der dargestellten Stärke vier Fadenkreuze in der Breite und zwei in der Höhe einnimmt. An unserer Vorlage, einem runden Kissen von 42 cm Durchmesser, zeigt der Mittelstreifen eine holzbraun gefüllte dunkelrothe Rautenform auf



Kissen-Vorlage in Baja-Stickerei.



Baja-Stickerei zur Kissen-Vorlage

gelblich-weißem Grunde, dazu moosgrüne kleinere Vierecke; an beiden Seiten schließt sich eine dunkelbraun und holzfarben gehaltene, dreifache Zackenreihe und dieser ein glatter marineblauer Fond an. Die verschiedensten Vorlagen sind meist mit vorgezogenem Muster, nach dem es sich besonders bequem arbeitet, auch angefangen, vorbereitet; das Stickmaterial ist in den satten Farbentönen der nordischen Stickereien und Smyrna-Arbeiten vorräthig. E. F.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten, Nr. 62. Gobelin-Stickerei. Italien. XVII. Jahrhundert. Einem Stuhlbezug im Genre Louis XIV., einem der interessantesten Stücke unserer Sammlung, ist die auf getheiltem Canevas ausgeführte Gobelin-Stickerei

Zur Gesundheitspflege.

Notizen für Hausfrauen.

Von Dr. Max Fendau.

Nachdruck verboten.

Mit der öffentlichen, von Staat und Gemeinde bewirkten Gesundheitspflege müßte, um einen bestmöglichen allgemeinen Gesundheitszustand zu erzielen, die Privat-Hygiene Hand in Hand gehen, letztere läßt aber leider noch viel zu wünschen übrig. Es zeigt sich dies stets in Zeiten einer Massenerkrankung, wie z. B. während der letzten Influenza-Epidemie.

Das Lüften und die Reinhaltung der Wohnungen, zwei wesentliche Bedingungen zur Erhaltung der Gesundheit, werden beispielsweise theils ungenügend und theils ganz falsch ausgeführt; jeder Arzt wird dies bestätigen!

Das Lüften einer Wohnung hängt nur vom „Wollen" ab, wenn man die Fenster lange genug offen hält, wird der Zweck mühelos erreicht; das Reinigen dagegen bedingt Zeit und Arbeitskräfte, es liegt also im Interesse der Hausfrauen, die rationellste Art der Zimmer-Reinigung mit der hygienisch richtigsten zu verbinden und hierauf bezüglich gestatte ich mir einige Rathschläge.

Salons, Speisezimmer ꝛc. mag man nach beliebigem System behandeln, aber in Schlafzimmern, Korridoren und Wirthschaftsräumen lasse man den Fußboden täglich naß aufwischen, denn es wird hierdurch die Zimmerluft erheblich gebessert und das Wohlbefinden gefördert.

Die Hausfrauen wissen dies auch ganz gut und wenn sie trotzdem diese hygienische Vorschrift außer acht lassen, so geschieht es aus Sparsamkeitsrücksichten, weil sie befürchten, daß die Fußböden durch die Nässe leiden und neu gestrichen werden müssen, was viel Geld kostet, auch für bewohnte Räume schwer ausführbar sein soll.

Das stimmte nur so lange als man die Fußböden noch mit Oelfarbe und Oellack strich, deren unerträglich penetranter Geruch und langsames klebriges Trocknen es allerdings fast unmöglich machte bewohnte Räume renoviren zu lassen; seit längerer Zeit hat man aber ein weit praktischeres Präparat für Fußboden-Anstrich, den sogenannten Glanzlack!

Von verschiedenen durch mich geprüften Fabrikaten dieser Art, bewährte sich am besten der Fußboden-Glanzlack von Franz Christoph in Berlin (Mittelstraße 11), der gelb-braun, mahagoni, eichen, nußbaum und grau geliefert wird; er ist ganz streichfertig, kann daher ohne Vorkenntnisse vom Dienstpersonal verarbeitet werden, trocknet bei absoluter Geruchlosigkeit während des Streichens und ist somit bei jeder Witterung, auch bei geschlossenen Fenstern verwendbar.

Es ist daher garnicht mehr umständlich, bewohnte Zimmer zu streichen, denn der Christoph'sche Fußboden-Glanzlack hinterläßt auch kein Kleben, sondern giebt eben dem Fußboden einen farbegesättigten prächtigen Glanz, der gegen Nässe standhält und kann das Zimmer sehr bald wieder benutzt werden; es wird überdies nur mäßig glatt, so daß ein Ausgleiten, wie es auf Parkett vorkommt, ausgeschlossen ist.

Denselben Lack ohne Farbezusatz liefert die Firma für Parkettböden und Dielen mit Oelanstrich, denen er schönen Glanz giebt; dieser farblose Lack eignet sich auch zum Streichen von Wachsdecken, Linoleum ꝛc., die hierdurch ansehnlicher und widerstandsfähiger werden.

In tausenden deutschen Haushaltungen ist der Christoph'sche Glanzlack eingeführt, ebenso in vielen Krankenhäusern und Hotels, für welche letzteren er unentbehrlich ist, weil oft ein für den nächsten Tag bestelltes Zimmer über Nacht renovirt werden muß und mit keinem anderen Material der Fußboden so schnell gestrichen werden kann.

In den meisten Orten Deutschlands bestehen Niederlagen der Firma, wo solche nicht vorhanden sind, wende man sich direkt an das Berliner Stammhaus, Mittelstraße 11, welches Poststücke für Mark 9,50 versendet, deren Inhalt zum Erneuerungsanstrich zweier Zimmer genügt.

Nachdem somit die Möglichkeit erwiesen ist, die Fußböden derartig zu präpariren, daß ihnen die Nässe nicht schadet, empfehle ich allen Hausfrauen dringlich die Schlafzimmer täglich feucht behandeln zu lassen, da gerade auf deren Fußböden durch das Federn der Betten ꝛc. naturgemäß sich am meisten Staub ablagert.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

entlehnt, deren theilweiser Wiedergabe wir die beigefügte Mustertafel widmeten. Die bunten Farben der glänzenden, etwas harten Wolle

Kissen mit Gobelin-Stickerei.

haben noch ihre ganze Frische bewahrt. Ornamente und Grundfüllung sind im geraden Gobelin-Stich gearbeitet, und zwar greift jeder Stich über zwei Doppelfäden und je ein Doppelfaden des Canevas-Grundes bleibt zwischen den einzelnen Stichen als Zwischenraum frei. Die sitzende Frauengestalt mit der Mandoline und dem aufmerksam lauschenden Vogel erscheinen im petit point. Die Verwendung unserer Vorlage als Sophakissen veranschaulicht die nebenstehende kleine Ansicht. A. M.

Literarisches.

Briefwechsel eines deutschen Fürsten mit einer jungen Künstlerin. (Herzog August von Sachsen-Gotha und Fräulein aus dem Winckel.) Herausgegeben von Wolf von Metzsch-Schilbach. Mit zwei Portraits. (Berlin, Verlag von Karl Siegismund. Preis 4 M., geb. 5 M.)

Therese aus dem Winkel, die ihrerzeit hochgeschätzte und bei all' ihrer persönlichen Bescheidenheit bedeutende Malerin und Schriftstellerin, stand mehrere Jahre hindurch mit dem Herzog August von Sachsen-Gotha, dem Bewunderer Napoleons I. und Förderer des Rheinbundes, in einem idealen Freundschaftsverhältnisse, dessen Ergebniß die vorliegend im Buche gesammelten, vom Jahre 1806 bis zum Jahre 1811 reichenden Briefe sind. Ganz im Geiste der Zeit, in der sie entstanden, abgefaßt, sind diese Briefe hochinteressant sowohl durch das in ihnen sich wiederspiegelnde Seelenbündniß zwischen dem Fürsten und der jungen Künstlerin, als auch durch die in ihnen aufgestaute Fülle von Beiträgen zur Kunst- und Literatur-Geschichte des Anfanges unseres Jahrhunderts und von historischen Erinnerungen aus der für Deutschland so traurigen Epoche vor den Befreiungskriegen. G. v. L.

Musterblätter für Metallarbeiten, entworfen von F. Lechleitner. München. (Verlag von Mey & Widmayer. Preis M. 2,50.)

Das Metalltreiben oder Ciseliren ist wohl die jüngste der Dilettanten-Arbeiten, die, von der Modenwelt im Jahre 1891 eingeführt, rasch überall Eingang gefunden hat. Bisher fehlte es aber noch an geeigneten Vorlagen, wenn man von den theuren Museums-Werken absieht, und da kunstgewerbliche Originale nicht überall zur Verfügung stehen, so dürfte die vorliegende Sammlung vielen willkommen sein. Dieselbe enthält neben kurzer Anleitung auch Vorlagen für Nagelarbeiten und solche, die beide Techniken vereinigen. E. F.

Unter Blumen, Monatsschilderungen über Blumen und Blumenzucht von Max Hesdörffer. (Berlin. Verlag von Robert Oppenheim (G. Schmidt). Preis M. 3.)

Im liebenswürdigen Plaudertone giebt der bekannte Verfasser die für jeden Monat nothwendige Anleitung zur erfolgreichen Behandlung der betreffenden Pflanzen. Das allerliebst ausgestatte Buch wendet sich weniger an Berufsgenossen als an Gartenfreunde und Freundinnen und kann gerade diesen wegen seines praktischen Inhalts und der ansprechenden Darstellungsart warm empfohlen werden. C. E.

Leder-à jour-Arbeiten, auch Material: Frl. H. Storbeck, SW. Wilhelmstr. 139. — **Baja-Stickereien,** auch mit vorgezogenem Muster und angefangen, P. Lindhorst, W, Mohrenstr. 38.

Geschenkswerke!!

Mein Heim — mein Stolz!

Illustrierte kunstgewerbliche **„Zeitschrift für Innen-Dekoration".**

V. Band. Jahrg. 1894 mit über **300** Illustrationen aus allen Gebieten der Wohnungs-Einrichtung und -Ausschmückung, mit hochinteressanten Textbeiträgen. — (Inhalts-Verzeichniss gratis.)

Elegant in Leinwand gebunden Mk. 25,—.

Ueber den vielseitigen Werth der „Innen-Dekoration" liegen die **schmeichelhaftesten Anerkennungsschreiben** vor u. A. von: Sr. Maj. dem König von Württemberg. — S. M. dem König von Rumänien. — S. K. H. dem Grossherzog v. Hessen. — S. K. H. dem Grossherzog von Baden. — S. K. H. dem Herzog von Coburg-Gotha. — S. H. dem Herzog von Anhalt. — Sr. K. H. dem Fürsten von Bulgarien, Sr. Durchlaucht dem Fürsten Bismarck u. anderen Notabilitäten, vielen hohen Privaten und Künstlern ersten Ranges (wie Lenbach, Pradilla, Wallot

Hochzeits-Album.

Reich illustriert von erster Künstlerhand.

Sinnigstes Geschenk für Brautleute

In originellem, hocheleganten, weissem, braunem oder dunkelblauem Einband.

Mark 15,—.

Bekenntniss-Buch.

Charakter-Spiegel meiner Freunde und Freundinnen.

Beliebtestes Geschenkswerk für Gebildete aller Stände und jeden Alters.

In eleg. Original-Leinwandband. Mk. 3,50.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt von

Alex. Koch, Kunstverlag, Darmstadt 176.

= Im Schlosse Sr. Majestät des deutschen Kaisers im Gebrauch. =

Verblüffende Bequemlichkeit.

Mein Testament. Preisbr. M. 2.80, geb. M. 3.40.

Wer sich für dieses neueste Werk des weltberühmten Prälaten **Kneipp** und seine ans Wunderbare grenzenden Heilerfolge interessirt, verl. die durch alle Buchhandl. gratis erhältl. **Kneipp-Broschüre.** Bes. Kneipp'sche Buchhdlg., Kempten (Bayern).

Mondamin alleinige Fabr. **Brown & Polson** K. engl. Hofl.

ist für **Kinder u. Kranke** m. Milch gekocht spec. geeignet — **erhöht die Verdaulichkeit der Milch.** — Zu hab. in Pack. à 60, 30 u. 15 Pf.

Gesellschafterin

für **auswärts,** welche in **Sprachen** und **Musik tüchtig,** sonst auch **universell** gebildet ist, wird **gesucht,** und wollen Petentinnen ihre Ansprüche nebst Empfehlungen bekannt geben. Vorstellung in Wien bis halben Mai.

Anträge sub: **Z. 1410** befördert **Rudolf Mosse, Wien.**

Hausfrauen erregen Aufsehen

in allen **Kaffee-Gesellschaften,** wenn sie ihren Gästen meine als vorzüglich anerkannten **Fredener Zucker-Zwiebäcke** und **Kaffee-Kringel** vorsetzen. Mein Gebäck ist nahrhaft, leicht verdaulich, wohlschmeckend und kann aufbewahrt werden.

1 Probetischchen mit 200 Stck. Zwieback und 75 Stck. Kringel wird für **Mk. 4,00** franco versandt. **C. Haselhorst,** Versand-Bäckerei, **Freden** a. d. Leine.

Meinen Mitmenschen,

welche an Magenbeschwerden, Verdauungsschwäche, Appetitmangel 2c. leiden, theile ich herzlich gern u. **unentgeltlich** mit, wie sehr ich selbst daran gelitten, und wie ich hiervon befreit wurde. Pastor a. D. **Kypke** in Schreiberhau (Riesengebirge).

Kerbschnitzerei

Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b. Fr. Clara Roth, Berlin W, Lützowstr. 84 a.

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc.

Gobelin-Vernis- martin u. aller Phantasie-Malereien. **Unterricht,** Ausführung und Entwürfe im **Atelier** von **Johanna Helfer,** *Berlin, W. Bülowstrasse 21.*

E. M. Marmalle, Plauen i. Vogtl.

Äußerst vortheilhafte Bezugsquelle f. Private. **Monogramm u. beste Maschinenstickerei** auf einf. u. doppelt. Madapolam, vollständ. Ersatz f. Handstickerei. **Gardinen** u. **Stores** feineren Genres. Muster u. Auswahlsendung zu Diensten.

Jede Dame verlange meine neueste illustr. Preisliste (gratis) enthaltend alle modernen Haar-Arbeiten. Beste Ausführung. Solide Preise. **Albert Rosenfeld,** Specialist für Damen-Haararbeiten. **Berlin N.W.,** Schadowstraße 2 parterre.

Keine prakt. Hausfrau sei ohne **Heussi's Sicherheitslichthalter.** Für 25—50 Pf. in jed. Laden z. haben od. dir. Post auf **alle Leuchter,** für **jed. Lichtstärke;** befest. d. lästige **Umwickeln; Lichtenden verbrennen vollständ. Paul Heussi, Leipzig 2.**

Neu! Neu! **Für junge Damen!** Neu! Neu!

Sehr passend ist das neue Pracht-Album:

Unsere Theater- und Konzert-Erinnerungen.

Ein Sammelbuch für Theater-, Konzert- und andere Programme zum Einkleben u. Aufbewahren derselben als eine reizvolle Erinnerung an die besuchten Theater, Konzerte. Preis 4.50. Luxus-Ausgabe 7.50. Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt von **Max Schildberger, Berlin W., Schillstr. 3.**

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, Zürich

Königl. Spanische Hoflieferanten

versend. porto- u. zollfrei zu wirkl. Fabrikpreisen schwarze, weisse u. farbige Seidenstoffe jeder Art von **65 Pf.** bis M 15.— per mètre. Muster franko.

Weisse Seidenstoffe

Beste Bezugsquelle für Private. Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Blitzsaubere

Fussböden

erhält man durch Müller & Mann's streichfertige **Bernsteinlackfarbe,** enorm haltbar, schnelltrocknend, leicht anwendbar.

Streiche

selbst, dann sparst Du.

Versand direkt von der Fabrik in allen Farben. Postpackete Brutto 10 Pfund franko unter Nachnahme von 7,65 Mark.

Edmund Müller & Mann, Lackfabrik, Charlottenburg 11.

Echt persisches Insekten-Pulver, 1894er Ernte

von **unübertroffener Wirkung,** à Pfd. 4 Mk. und in Schachteln à 0,25, 0,50, 1,—, 1,50, 2,— Mk. u. in Blechbüchsen à 2,—, 3,—, 4,50 u. 6,—, Insektenpulver-Tinctur à Flasche 25 Pf., 50 Pf. u. 1 Mk. Insektenpulver-Blasebälge à Stück 0,50, 0,75 und 1,— Mk.

J. C. F. Schwartze, **Berlin W., Leipzigerstr. 112.** Ecke der Mauerstr.

Willi Büsing, Berlin W., **Bendlerstr. — 13. —**

Langjährig. Assistent des Herrn Prof. Dr. Vogel (Techn. Hochschule in Charlottenburg).

Photochemisches Untersuchungs-Institut.

Photographische Lehranstalt für Herren und Damen, Fachleute und Amateure.

Amateur-Curse. Dunkelkammern stehen zur Verfügung.

Praktische wie theoretische Ausbildung in sämmtlichen photograph. Negativ- u. Positiv-Verfahren sowie photo mechanisch. Druckverfahren. Eintritt jeder Zeit. Kurse u. längere Curse. Uebernahme aller vorkommenden photogr. Arbeiten. Nähere Auskunft wird bereitwilligst ertheilt. **Täglich** geöffnet von 9—7.

Schutz-Marke **Negergarn**

ist das beste baumwollene Strickgarn Diamantschwarz und alle Farben echt und nicht gesundheitsschädlich

NEGERGARN-ESTREMADURA, NEGER-DOPPELGARN

auch in gebleicht aus dem edelsten Material gefertigt.

Für Freunde origineller Belletristik!

Paul Maria Lacroma's Werke.

Die fesselnden Romane: **Formosa, Die Modelltini, Dosta von Drontheim** (in **Abbazia** schliessend). — Die amüsanten Novellen **„Kleeblätter"** u. die interessanten Reiseskizzen **„Bagatellen". E. Pierson's** Verlag, Dresden und Leipzig. — Preis pro Band Mk. 2.—, eleg. gebunden Mk. 3.—. In allen Buchhandlungen und grösseren Leihbibliotheken zu haben.

In Österr.-Ung., Deutschl. **patent.** **Frisuren-Monteur** womit man im Augenblick ohne

Haarbund und Haarnadeln die schönste, angenehmste Damenfrisur leicht ausführen kann. Nicht zu verwechseln mit den bereits bekannten Nadeln. Mit dem Monteur wird das Haar verbunden und der verbundene Haarsträhn um seine Arme gewunden. Pr. Stück imit. fl. 1.50 — fl. 2.—, echt Schildp. fl. 4 —. Versandt geg. Voreinsend. od. Nachnahme. Prospecte gratis.

A. Stockinger, Wien I. Spiegelgasse 8.

A. Bertuch, Berlin W., **Kanonier-Str. 30.**

Hoflieferant Sr. Maj. des Kaisers.

Grösstes Etablissement für wirklich gediegene Küchenein richtungen.

Nur bestes eigenes Fabrikat.

Stets praktische Neuheiten für Küche und Haus.

Lieferant der kaiserl. Hofküchen.

Höchste Errungenschaft der Hygieine!

Jul. Hensel's

Hygieinisch. Cacao und Chocoladen

mit Zusatz von Nährstoffen

zeichnen sich besonders aus durch

hervorragende Nährkraft, Leichtverdaulichkeit, köstlichen Geschmack, Förderung einer gesunden Blutbildung und Wohlbekömmlichkeit.

Hygiein. Cacao in 1/2 und 1/4 Pfund-Dosen 3 Mk. pro Pfund,

„ **Chocolade** Nr. 1 2 Mk., Nr. 2 1 Mk. 60 Pf. pro Pfund.

Broschüre über rationelle Ernährung

gratis in Apotheken, Drogen- und Kolonialwaren-Handlungen erhältlich.

Knape & Würk, Cacao- u. Chocoladen-Fabrik, **Leipzig.**

Alleinberechtigte Fabrikanten.

Probiren Sie es.

Ihre Damen-Kleider nach Maasstaille und Angabe der Rocklänge bei Modebazar Beyreiss in Mühlhausen i. Thür. zu bestellen, dessen

überraschende Preiswürdigkeit,

präcise und vorzügliche Leistungen weit und breit anerkannt und preisgekrönt wurden.

Grossartige Stoff-Auswahl. Muster umgehend.

Vertreterinnen gesucht.

Wien 1894. — Aberm. Geld. Med. Vielf. preisgekr.: Neue echte

Loden-Costumes

für Damen à M. 21 bis à M. 75.

Porös-wasserdichte, echte

Loden-Stoffe

f. Damen- u. Herren-Kleidung. 130 ctm. mtr. 1.95 ℳ bis 6.50 ℳ.

Proben u. Abb. direkt v. d. Fabrik

F. Hirschberg & Co.

München.

Für Kinder genügt 1/4—1/2, für Erwachsene 1/2—1

Tam.-Confitüre.

In Schachteln à 80 Pf., auch einzeln à 15 Pf. in allen Apotheken.

Nur echt von

C. Kanoldt Nachfolger, Apoth. — Gotha.

Apoth. Kanoldt's

Tamar Indien.

Aerztlich warm empfohlen., unschädl., rein pflanzl., sicher und schmerzlos wirkende

Confiture laxative

von angenehm erfrisch. Geschmack ohne jede nachtheilige Nebenwirkung. Allein echt.

Appetitlich. — Wirksam.

Seit Jahren in Kliniken und grösseren Heil-Anstalten gegen

Verstopfung,

Congestion, Leberleiden, Hämorrhoiden, Migräne etc.

fortlaufend in Anwendung.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

AU BON MARCHÉ

NOUVEAUTÉS
MAISON ARISTIDE BOUCICAUT
PARIS

Billige und reelle **Bedienung** *ist der* **beständige Grundsatz** *der Firma* **AU BON MARCHÉ.**

Das Haus **AU BON MARCHÉ** besitzt aeußerst reichhaltige Sortimente und bietet, sowohl in Bezug auf Gediegenheit und Eleganz aller seiner Waaren, als auch bezüglich der **Billigkeit** seiner **Preise** anerkanntermassen unbestreitbare Vortheile dar.

Kataloge, Muster, Albums, sowie Modelle angefertigter Artikel werden auf Verlangen **franco** zugesandt.

Waarensendungen erfolgen nach allen Welttheilen.
Correspondenz in allen Sprachen.

Alle Bestellungen von **25 francs** an (*mit Ausnahme der Möbel, Sperrgüter, angefertige Vorhänge, Fuss-u, Sopha-Kissen, Decken unter* **20 francs** *Werth, sowie Stoffe mit Metall-Fäden*) werden **mittelst 15 o/o** Zuschlag des Faktura-Betrages, **porto-und zollfrei** befördert.

Das Haus **AU BON MARCHÉ** hat für den Verkauf, weder in Frankreich noch im Auslande, weder **Filiale,** noch **Reisende** oder sonstige **Vertreter,** und bittet seine Kunden sich vor Kaufleuten zu hüten welche sich missbräuchlich seines Titels bedienen.

Diese Magazines *sind die grossten, die best eingerichtesten der ganzen Welt* und eine der **Sehenswürdigkeiten von PARIS.**

M. M. Catz • Crefeld

Seiden- und Sammet-Manufactur

Gegründet 1846

empfiehlt ihre vorzüglich bewährten

Seiden-Stoffe

für Strassen-, Gesellschafts- und Ball-Toiletten.
Brautkleider.

Muster franco. **Muster franco.**

Davids Patent-Rollwände

sind anerkannt die besten Schutzapparate gegen Zugwind, Neugier etc., für Zimmer, Gärten, Balkons, Hotels unentbehrlich für Krankenzimmer. Leicht zu handhaben. Grosse Auswahl in einfacher wie eleganter Ausführung. Nur allein bewährte Konstruktion. Ueber 40 Tausend Stück im Gebrauch. **Stellbare Sonnen-Jalousien** mit Gurten u. Patent-Ketten-Verbindung, beste Ausführung unter mehrjähr. Garantie. **Roll-Jalousien** mit Lichtschnitzen, als Verschluss und Schutz gegen Sonne u. Fensterkälte. **Holz-Rouleaux, Patent Automatenstühle** für Zimmer und Garten etc.

Preislisten bitten postfrei zu verlangen.

Davids & Co.,
BERLIN C., Seydelstrasse 4 und 27, am Spittelmarkt. Fernsprecher I 2467.

Tiroler Damen-Loden

beste Qualitäten in allen Farben
empfiehlt

Fritz Schulze,

Königl. bayr. Hoflieferant,

München.

Muster gratis und franco.

ED. PINAUD

PARIS, 37, Bd de Strasbourg

PARIS 1889

Ed. Pinaud's Berühmte Parfums
Violettes de Parme
IXORA BREONI
BRISA DE LAS PAMPAS
BOUQUET THÉODORA

Ed. Pinaud's SAVON IXORA
Die Seife der eleganten Welt.

GRAND PRIX

Selbstthätige
Dampf-Waschmaschinen
(Patent Hoese)
vorzüglich geeignet für
alle Haushaltungen,
kocht und wäscht automatisch, desinfizirt die Krankenwäsche, ist für
Ärzte, Kliniken, Krankenhäuser, Familien mit Kindern unentbehrlich
eingeführt in zahlreichen Anstalten.

Kurd Hahn,

Berlin S., Grimmstr. 26.
Beschr. in Heft 8 der Illustr. Frauen-Zeitg.

Verlange Stollwerck'sche CHOCOLADE

Ueberall käuflich v. M. 1.20 ½ Ko. an aufwärts.

Richard Neumann,

WIEN,
I. Rothenthurmstr. 39,
Ecke Franz Josef-Quai.
Allein-Vertretung Deutschland und Oesterreich-Ungarn der patentirten, geschlossenen und offenen

Feuer-Kochherde

von **Newton, Chambers & Co., Thorncliffe** bei Sheffield.
Fabriklager von *Gas-Oefen u. Gas Kochapparate* etc. für häusliche und industrielle Zwecke. —
Illustr. Preis-Courante gratis u. franco.

Platina-Brennapparate (keine Nickelstifte),

Kasten für Kerbschnitt und Ausgründen.

Holzwaaren, Bambus-Schalen, Lederpapp-Gegenstände und Prima-Lederwaaren.
Aufgezeichnete Holzgegenstände für Brandmalerei und Kerbschnitt.

Neu! **Kasten für Bronce-Glasmalerei.** Neu!
Material. Gegenstände und Vorlagen dazu.

Werner & Schumann, Berlin C. 19.
Spindlersnof 7, Eingang Seydel-Strasse 27.
Illustr. Preislisten gratis. Reparaturen von Brennstiften billigst.

ROWLANDS' KALYDOR

köstliche, verschönernde und heilende Milch für die Haut: **Röthe, Runzeln, Entzündungen** etc., verschwinden durch deren Gebrauch und man erhält einen ausnehmend feinen Teint. Unschädlichkeit garantirt.

ROWLANDS' ODONTO

Das beste aller bisherigen **Zahnpulver,** macht die Zähne blendend weiss; beugt dem Hohlwerden derselben vor und macht den Athem wohlriechend.

Man verlange in den Droguen-Handlungen **Rowlands'** Artikel von Hatton Garden, 20, London und hüte sich vor werthlosen Nachahmungen.

Hermann Tillmans

Berlin SW, Königgrätzerstraße 32.

Vollständige Wohnungs-Einrichtungen,
einzelne Möbel und Decorationen.

Extra-Blätter der Modenwelt und Illustrirten Frauen-Zeitung.

Nr. 1. Maßnehmen, Zuschneiden 2c. Mit 98 Abbildungen. Vergriffen. Inhalt ging in die „Lehrbücher der Modenwelt" über.
Nr. 2. Frivolitäten (Occhi).
Nr. 3. Papierblumen. Mit 65 Abbildungen. Vergriffen. Durch Nr. 52 ersetzt.
Nr. 4. Filet-Guipure. 2. Auflage.
Nr. 5. Filetstricken. 2. Auflage.
Nr. 6. Spitzenarbeit. 2. Auflage.
Nr. 7. Frauenarbeit im Kriege. Mit 64 Abbildungen. Vergriffen.
Nr. 8. Rahmen-Arbeit.
Nr. 9. Die Anfertigung von Herrenhemden. Mit 54 Abbildungen. Vergriffen. Inhalt ging in die „Lehrbücher der Modenwelt" über.
Nr. 10. Weißstickerei. I. Abtheilung.
Nr. 11. Spitzenklöppeln. Mit 78 Abbildungen.
Nr. 12. Altdeutsche Leinenstickerei. Blatt I—V. Vergriffen. Inhalt ging in die „Musterbücher der Modenwelt" über.
Nr. 13. I. Knüpf-Arbeiten. I. Abtheilung. 2. Auflage. Mit 90 Abbildungen.
Nr. 13. II. Knüpf-Arbeiten. II. Abtheilung. 2. Auflage. Mit 84 Abbildungen.
Nr. 14. Venetian. Spitzen-Stickerei. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 15. Plattstich-Stickerei. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 16. Namen- und Monogramm-Stickerei. I.
Nr. 17. Spitzen-Arbeit mit Bändchen. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 18. Litzen-Besätze. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 19. Namen- und Monogramm-Stickerei. II.
Nr. 20. Häkelarbeit. Mit 3 Seiten Abbildungen.
Nr. 21. Aufnäh-Arbeit und leichte Stickerei.
Nr. 22. Kerbschnitt-Arbeiten. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 23. Leinenstickerei. Altdeutsche, slavische, italienische u. spanische Muster. Mit 23 Abbildungen. Vergriffen. Inhalt für „Musterbücher der Modenwelt" bestimmt.
Nr. 24. Stickerei mit Füllstichen. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 25. Neue Blumenstickereien. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 26. Flachstickerei. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 27. Lederschnitt-Arbeiten. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 28. Flachstickerei auf Canevas.
Nr. 29. Häkelarbeiten und in Typen gesetzte Muster.
Nr. 30. Buntstickerei auf Canevas. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 31. Puppen und Puppen-Garderobe. Mit 57 Abbildungen und 2 Seiten Schnittmuster.
Nr. 32. Aus dem ABC der Holzbrandtechnik von Professor J. Tapper I.
Nr. 33. Mossul-Stickerei.
Nr. 34. (Modenwelt, Nr. 14.) Leinenstickerei. Slavische Muster und ein Alphabet. Mit 57 Abbildungen. Vergriffen. Inhalt für „Musterbücher der Modenwelt" bestimmt
Nr. 35. Goldstickerei. I. Anlegen oder Lege-Arbeit u. Cordeltechnik.
Nr. 36. Flachstickerei auf Canevas. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 37. Blumenstickereien. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 38. (Modenwelt Nr. 15.) Passementerie-Garnituren.
Nr. 39. Häkelarbeiten für Wollsachen. Mit 23 Abbildungen.
Nr. 40. Buntstickereien auf Fries. Mit 4 Seiten Abbildungen.
Nr. 41. (Modenwelt Nr. 16.) Leinenstickerei mit Füllstichen.
Nr. 42. Bunte Tapisserie-Arbeiten. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 43. Elfenbein-Stickereien. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 44. Tambourir- oder Kettenstich-Arbeit mit Füllstichen.
Nr. 45. Schwedische Aufnäh-Arbeit mit Buntstickerei.
Nr. 46. (Modenwelt Nr. 17.) Decorative Stickereien für Kirche und Haus; Aufnäh-Arbeit 2c.
Nr. 47. Deckchen, doilies oder Eis-Serviettchen.
Nr. 48. Mittelalterliche Stickereien. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 49. Ungarische Plattstickereien. Mit 3½ Seiten Abbildungen.
Nr. 50. Japanische Blumengewinde und Blumengefäße. I. Von Julius Lessing. Mit 22 Abbildungen.
Nr. 51. Stickereien mit Durchbrüchen und dichten Füllstichen auf Canevas (Colbert-Stickereien).
Nr. 52. Blumengewinde und Blumengefäße II. Japanische Blumensträuße. Einzelne Blumen aus Seidenpapier.
Nr. 53. Aufnäh-Arbeit mit Spitzenbändchen auf Gardinen-Tüll für Fenster-Vorhänge 2c.
Nr. 54. Aufnäh-Arbeiten auf gemustertem Grunde.
Nr. 55. (Modenwelt Nr. 18.) Muster für Leinenstickerei, Filet 2c. Entwickelung und Ausgestaltung eines einfachen Motives.
Nr. 56. Tambourir-Arbeiten. Ketten-Plattstich mit Unterlegen.
Nr. 57. Schwedische Buntstickereien.
Nr. 58. Spitzen-Stickereien.
Nr. 59. Aufnäh-Arbeit.
Nr. 60. Verschiedene Filet-Arbeiten.
Nr. 61. Goldstickerei II. Stickerei mit Bouillon oder Cantille, Stechen, Indische Flitter- u. leichte Metall-Stickerei.
Nr. 62. Nadelmalereien auf Diagonal-Gewebe, auch in Verbindung mit anderen Stickweisen.
Nr. 63. Möbel und Hausgeräthe für Kinder und Puppen.
Nr. 64. (Modenwelt Nr. 19). Musterstricken nach Chiffre-Schrift.
Nr. 65. Kreuznaht-, Platt- u. Buntstickerei mit Umrandung.
Nr. 66. Gehäkelte Decorations-Passementerien-Crochir-Arbeit.
Nr. 67. Tuch-Mosaik mit Buntstickerei.
Nr. 68. Decorative Aufnäh-Arbeiten.
Nr. 69. Durchbruch-Arbeiten I.
Nr. 70. Polen-Teppiche.
Nr. 71. Stickereien in verschiedenen Sticharten mit und ohne Schnur-Umrandung.
Nr. 72. Plattstickereien.
Nr. 73. Filigran-Arbeit.

Preis je 50 Pfennig (30 Kreuzer). — Die Nummern 14 und ff. kosten für Abonnentinnen der Modenwelt und Illustr. Frauen-Zeitung nur 25 Pfennig (15 Kreuzer), wenn die Bestellung unter Beifügung der Abonnements-Quittung bei uns direct franco, nicht durch eine Buchhandlung erfolgt. Auch die anderen Nummern können von uns direct bezogen werden, falls der Bezug durch eine Buchhandlung zu weitläufig ist. Directen Bestellungen ist der Betrag beizufügen, wogegen franco expedirt wird.

Die Expedition der Modenwelt und Illustrirten Frauen-Zeitung.

Berlin W, Potsdamerstraße 38.
Wien I, Operngasse 3.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamerstraße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte Frauen-Zeitung

Heft 10. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 12. Mai 1895. — Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Frieda.

Eine Wiener Geschichte. Von Balduin Groller in Wien.

I.

Sein Kaffeehaus muß der Mensch haben. Das ist ein alter, unbestreitbarer Grundsatz, wenigstens für Wien und die Wiener. Es ist etwas so Selbstverständliches und Unumstößliches, wie wenn man etwa sagen würde: Sein Essen muß der Mensch haben. Und doch ist der Vergleich nicht einmal ganz zutreffend. Es ist ja richtig, sein Essen muß der Mensch haben, um zu leben, aber es kommt dabei nicht darauf an, was es gerade ist. Man ißt, was man bekommt; einmal dies, einmal das, wenn man nur satt wird davon, und wenn es nur nicht ein gar zu arges Schlangenfutter war, das einem vorgesetzt wurde. Mit dem Kaffeehaus ist es etwas anderes. Nicht das Kaffeehaus schlechtweg muß der Mensch haben, nicht um die Institution im allgemeinen handelt es sich, sondern es muß jeder Mensch sein Kaffeehaus haben.

Prinzessin Helene von Orleans.
Nach einer Photographie von L. Barney & Son, Buckingham.
Siehe Seite 80.

Ins Kaffeehaus geht man mit planetarischer Pünktlichkeit und Regelmäßigkeit. Man hat seine Kaffeehaus-Zeit, und wird man um diese Zeit von einem unkundigen Thebaner in der Wohnung gesucht, so erhält dieser dort die erstaunte Auskunft: „Der Herr ist im Kaffeehaus!" Und man zerbricht sich daheim die Köpfe, woher es komme, daß der das nicht gewußt habe.

Geht einer nur einmal im Tage ins Kaffeehaus, so richtet er es sich wenigstens so ein, daß sein Besuch ein ausgiebiger sei, und unter einem zweistündigen Aufenthalt thut es so ein Stammgast selten. Was er dort macht? O, er hat sehr viel zu thun, und die Zeit wird ihm für seine vielseitigen Pflichten gewöhnlich zu kurz. Ist er eingetreten, so nimmt ihm der Jean Hut und Ueberrock ab; der Franz bringt ihm den Kaffee, bis in die feinste Nuance seinen wohlbekannten Wünschen entsprechend; der Misko schleppt ihm seine Leib-Journale herbei, — der Julius die angezündete Virginier, und der Eduard das eigens für ihn aufgehobene Baunzerl oder Mohnstrizzerl zum Kaffee. Dann hat er also zu essen, zu lesen, zu rauchen und zwischendurch seine Ansichten über die Valuta-Regulirung oder die neueste Gerichtsverhandlung vorzutragen. Dann muß er, bevor er damit recht zu Ende gekommen ist, — er wird schon gedrängelt, — sich aufmachen zu einem Kampfe auf dem grünen Felde der Ehre, entweder am Kartentische oder an dem Billard-Brett; oder endlich, er hat seinen Pflichten als vereidigter, aber unbesoldeter „Kiebitz" nachzukommen. Ein Kiebitz ist nämlich ein Mensch, der einem Spiele zuschauen darf, der aber dabei immer der Verdächtigung ausgesetzt bleibt, daß er auch im Zuschauen Fehler mache. Der Kiebitz hat allerdings gewisse Beneficien; er genießt die Emotionen des Spieles mit, ohne daß es ihn etwas kosten würde. Darin findet der alte Spruch tiefer Lebensweisheit seine Begründung, daß für einen Kiebitz ein Spiel nie zu theuer ist. Er muß aber auch die Schattenseiten seines Berufes mit in den Kauf nehmen. Bei der Billard-Partie hat er aufzuschreiben, und wehe ihm, wenn er sich einmal irrt! Und ein Irrthum ist doch so menschlich und sollte daher auch verzeihlich sein.

Herzog Emanuel von Aosta.
Nach einer Photographie von Bettini, Livorno.
Siehe Seite 80.

Bei der Kartenpartie hat der Kiebitz seinen „Herrn" zu bedienen; ihm stets vorsorglich die Zündhölzchen zu reichen, so oft ihm in der Hitze des Gefechtes die Cigarre ausgeht. Er hat still zu halten, wenn er zusammengeschimpft und dafür verantwortlich gemacht wird, wenn seinem Herrn ein schlechtes Blatt fällt. Er hat bei Strafe der tiefsten Verachtung mit Gefühl zu kiebitzen, sich zu freuen, wenn sein Herr gewinnt, und zu Tode betrübt zu sein, wenn dieser verliert. Und das alles ohne zu mucksen; denn ein Kiebitz hat, — und das ist das Bitterste, — unter allen Umständen zu schweigen! Dabei wird er, es mag gehen, wie es wolle, von seinem Herrn immer moralisch getreten und mißhandelt. Gewinnt der Herr, so verfehlt er niemals, seine besondere Genialität hervorzuheben, durch welche allein es möglich geworden sei, trotz eines solchen Kiebitzes zu gewinnen; verliert er, nun, dann ist die Sache doch auch sehr klar. Mit einem solchen Kiebitz, den Gott in seinem Zorn erschaffen, war es einfach nicht anders möglich. Der arme Kiebitz aber macht ein schuldbewußtes und bekümmertes Gesicht und — schweigt.

Auch Andreas Gries hatte eine unbesoldete, aber sichere Anstellung als vereidigter Kiebitz der Billard-Partie auf dem mittleren Tische eines Ringstraßen-Kaffeehauses. Er hatte an jedem Nachmittag von vier bis sechs Uhr Dienst als „Schreibknecht" bei der „großen Saupartie", — wir bitten um Entschuldigung, aber sie heißt so, — dreier älterer Herren, die mit großem Ernst und nicht selten auch in lebhafter Erregung, ja mit Erbitterung ihre Kämpfe ausfochten.

Bei der großen Partie mit dem unschönen Namen kann man mit einem Stoße, von eins angefangen, bis über zweihundert Points gut — oder schlecht machen, wenn der Spielball gerade nicht dorthin laufen will, wo er eigentlich hinlaufen sollte. Da werden hohe Anforderungen an die mathematischen Talente des Schreibknechtes gestellt. Er muß mit zusammenzählen, wie viele Points bei jedem Stoße gemacht oder „verlaufen" wurden, um die Angaben der nicht ganz unbefangenen Spieler zu controliren; er muß dann rasch addiren oder subtrahiren können und das Ergebniß auf die ihm auf die Kniee gelegte große Tafel eintragen, so jedem Spieler das Seine gebend oder nehmend. Die Spieler controliren dann wieder ihrerseits ihn, und mag er auch im Rechnen ein Adam Riese sein, die Note, die er erhält, lautet doch immer: „Kopfrechnen schwach!"

Die drei Spieler, die jahraus jahrein mit einander spielten, wären unglücklich gewesen, wenn sie ihr Schreibknecht einmal im Stiche gelassen hätte, aber deshalb behandelten sie ihn doch schlecht. Bis man sich an einen neuen Kiebitz gewöhnt, mit dem man, im Anfang wenigstens, sogar auch noch höflich sein muß, das dauert geraume Zeit. Andreas Gries aber war schon lange im Dienst, sodaß er geradezu unentbehrlich geworden war.

Von den drei Partnern war der leidenschaftlichste Spieler der alte Baron Brandtner. Er stritt am häufigsten und am lautesten. Er kam immer mit seinem Fiaker vorgefahren und ließ den Wagen vor dem Kaffeehause warten. Er konnte es thun und gab das Geld leicht aus. Wenn er aber doch einmal, trotz seiner hohen Geschicklichkeit vierundvierzig Kreuzer, oder so eine ähnliche gewaltige Summe verlor, so konnte er so wüthend werden, daß er ohne Gruß davonrannte. Selbstverständlich kam er am nächsten Tage doch wieder zur Partie und begann sie sehr freundlich, höchstens, daß er in Erinnerung an die Ereignisse des Vortages seinen beiden Partnern schelmisch mit dem Finger drohte, als hätten sie sich etwas Großes zu schulden kommen lassen, das er nun gnädigst vergeben und vergessen wolle.

Der zweite Mann des Triumvirates war der pensionirte Sectionsrath aus dem Finanz-Ministerium Geza von Komaromy, ein eingetrocknetes Männchen, dessen gelbe Gesichtsfarbe allein schon für sein cholerisches Temperament gesprochen hätte, auch wenn dieses nicht ohnedies mit voller Klarheit während des Spieles in die Erscheinung getreten wäre. Er hatte einen stelzenden Gang, weil er sehr hohe Stiefelabsätze trug, die auffallen mußten, wennschon die bauschigen Falten der mit Absicht länger als unumgänglich nöthig zugeschnittenen Beinkleider dazu bestimmt gewesen sein mochten, sie zu maskiren. Der Herr Sectionsrath trug ferner eine tadellose schwarze Perrücke, in der stillen, aber trügerischen Hoffnung, der geehrten Mitwelt eine angenehme Täuschung bereiten zu können.

Den dritten Partner stellte Michael Bradmann, k. k. Professor an der Akademie der bildenden Künste. Er war ein Künstler von Ruf im Medailleur-Fach und ein durchaus selbstgemachter Mann, der es sogar bis zum Orden der eisernen Krone gebracht hatte. Seine hochaufragende Gestalt erschien trotz seines weißen Haupt- und Barthaares

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

geschmeidig, und wäre nicht die große Hornbrille gewesen, die ihm auf der Nase saß, so hätte nichts an ihm ans Greisenhafte gemahnt. —

Eines schönen Tages, — es war nämlich an einem stürmischen Märznachmittage, — hatte Andreas Gries, der arme Kiebitz, ein besonders schlechtes Leben, wobei allerdings im Interesse der Gerechtigkeit bemerkt werden muß, daß seine Leiden dieses Mal zum Theil selbstverschuldete waren. Einmal hatte er die „Schlechten", die der Professor gemacht hatte, dem Baron zur Last geschrieben, der ohnehin schon schlecht genug stand, und dieser war ihm dann auf die Sprünge gekommen. Wiederholt hatte er sodann subtrahirt, wo er hätte addiren sollen. Er war durchaus nicht bei der Sache, verfolgte nicht, wie sonst, mit der vorgeschriebenen und mit unerbittlicher Strenge geforderten Aufmerksamkeit die wechselnden Phasen des Spieles; er nahm die Meldungen der verschiedenen Ereignisse entgegen, ohne sich persönlich von ihnen zu überzeugen, und oft genug verstand er diese Meldungen ganz falsch.

Kurz, die drei Spieler traten endlich zu einer Berathung zusammen, um darüber schlüssig zu werden, ob es nicht an der Zeit sei, ihren Kiebitz zu pensioniren. Man wolle ihm ja gern ein Zeugniß ausstellen, um ihm im weiteren Fortkommen im Leben nicht hinderlich zu sein, aber sie hätten Anspruch auf bessere Leistungen, und er genüge den Anforderungen der heutigen Zeit offenbar nicht mehr. Dann wurde ihnen aber doch bange bei dem Gedanken, den erprobten Vertrauensmann zu verlieren, und sie beschlossen zunächst nur im allgemeinen, daß etwas geschehen müsse.

Andreas Gries, eine reckenhafte Gestalt mit mächtigem Brustkasten, saß während dieser Berathung tief zerknirscht da. Er war kein Altersgenosse der drei Spieler, von welchen jeder den Jahren nach sein Vater hätte sein können. Er zählte etwa vierunddreißig Jahre, trug einen kräftigen, braunen Schnurrbart und hatte einen schon etwas gelichteten Scheitel.

Die drei Spieler sahen auch mit großer Verachtung auf seine lächerliche Jugend herab. Er war nach ihrer Ansicht noch der reine Bub, und eigentlich hätte er noch auf ihren Befehl in die nächste Trafik laufen müssen, um ihnen Tabak und Cigarren zu holen.

Nach der vorläufig resultatlos verlaufenen Verhandlung wurde weitergespielt; als sich dann aber die Fehler im Zuschauen wiederholten, ging die einmüthige Ansicht der Partie dahin, daß der Kiebitz jedes Vertrauen verloren, und nicht nur das Vertrauen, sondern sogar eine Strafe verwirkt habe. Man beschloß demgemäß, daß der Kiebitz heute nicht nur für seine Herren das Billard-Geld, sondern auch ihre sonstige Zeche zu bezahlen habe, und der Baron ließ sich mit Rücksicht auf den soeben gefaßten Beschluß noch einen Cognac kommen, was er sonst, seiner eigenen Versicherung nach, nicht gethan haben würde.

„Nun? Warum geht's denn jetzt?" rief der Baron, nachdem der verurtheilte Kiebitz wirklich einige Posten richtig eingetragen hatte, und klopfte diesem dabei mit einer, in Anbetracht der Umstände immerhin schätzenswerthen Leutseligkeit auf die Schulter.

Der Kiebitz, durch das Lob beglückt, schwur, daß er sich seiner hohen, verantwortungsvollen Stellung würdig zeigen wolle, dankte für die gnädige Strafe und erklärte, sie annehmen zu wollen, nur solle man ihn um Gottes willen nicht unglücklich machen, ihm nicht seine Stelle nehmen und ihn nicht um das Brod bringen.

„Der junge Mann spricht gut," erklärte der Professor, „wir wollen sehen, was sich für ihn thun läßt!"

Andreas Gries rechnete also mit Todesverachtung weiter, aber die Sache ging doch bald wieder schief, und sie ward nun um so kritischer, als er dieses Mal dem Baron schon „Boni" herausgerechnet hatte, was die beiden anderen nicht gelten lassen wollten, während der Baron die Ansicht aufrecht hielt, daß in diesem Falle wirklich jeder Irrthum ausgeschlossen sei, und daß der Kiebitz dieses eine Mal ausnahmsweise seine Pflicht gethan habe. Die Sache war aber doch zu klar; der Baron mußte unter dem „Hut" wieder heraus und seine Guten wieder hergeben, was ihn natürlich arg verdroß.

Von diesem Moment an hatte er aber ein Auge auf den Kiebitz, und so kam er denn auch bald hinter des Räthsels Lösung.

„Aha!" rief er gedehnt, sich grausam an der Verwirrung des Kiebitzes weidend.

Beim nächsten Fenster, kaum sechs Schritte vom Kiebitz entfernt, saß nämlich ein älterer Herr. Das wäre noch gut gewesen; aber neben dem älteren Herrn saß eine junge Dame, und nach dieser hatte unser armer Kiebitz immer hingeäugelt, und das war nun ausgekommen.

„Aha!" wiederholte der Baron und stieß den Professor verständnißinnig an.

„So, so?" rief dieser, dem Sectionsrath mit den Augen deutend.

„Ach soo!" secundirte gleich darauf der Herr Rath.

Und nun ging's über den armen Gries mit Nadelstichen her, und es wurde ihm mit dem harmlosesten Tone durch „Aha!" „So, so?" „Ach soo!" und „Dann allerdings!!" das Leben sauer gemacht.

„Müssen wir uns das gefallen lassen?" fragte der Professor.

„Nein, das müssen wir uns nicht gefallen lassen!" meinte der Baron.

„Dazu haben wir ihn nicht aufgenommen," erklärte der Sectionsrath. „Strafe muß sein: Jean, noch einen Cognac!"

„Und mir einen Altvater!" bestellte der Professor. „Der Herr zahlt alles."

Dann stellten sie sich vor ihn hin und betrachteten ihn, wie etwa Bank-Directoren einen durchgegangenen und glücklich wieder zurückgebrachten Cassirer betrachten mögen.

„Also so einer ist das?! Wer hätte das gedacht?!"

Als dann die Partie endlich doch glücklich zu Ende gespielt war und die Spieler nach ihrer Gewohnheit das Local sofort verließen, da gingen sie im Gänsemarsch an ihrem Kiebitz vorbei und:

„Schämen Sie Sich!" rief der Baron.

„Schämen Sie Sich!" wiederholte der Professor.

„Schämen Sie Sich!" schloß der Rath.

Und der arme Andreas Gries saß geknickt und zerknirscht da und schämte sich.

II.

Als die Herren fortgegangen waren, athmete Gries auf und warf mit möglichst unbefangenem Gesicht spähende Blicke um sich, ob er wohl auch von anderer Seite beobachtet werde. Das Ergebniß seiner Auskundschafterei schien ihn zu befriedigen. Alle Leute waren da mit ihren eigenen Angelegenheiten beschäftigt und hatten offenbar Besseres zu thun, als sich um ihn zu bekümmern. Dann berief er, um für alle Fälle gesichert und bereit zu sein, die beiden Zahl-Marqueure zu sich und berichtigte seine, an diesem Tage besonders complicirte Zeche, da er ja strafweise nicht nur das Billard-Geld, sondern auch die Prassereien seiner Herren zu bezahlen hatte, die über ihr gewöhnliches Deputat hinaus noch in Cognacs und Altvätern geschwelgt hatten. Unter anderen Umständen hätte er sich wohl standhaft gewehrt gegen die tyrannischen Zumuthungen, mit welchen ihm dieses Mal die Kriegskosten widerrechtlich aufgebürdet worden waren, aber heute stand sein Kopf nicht darauf, sich um Dinge zu streiten, die ihm für den Moment furchtbar gleichgültig waren.

Sapperment, ist das ein Frauenzimmer! Das schönste Frauenzimmer von Wien! Das waren seine Gedanken, als er den beiden Schächern des Kaffeehauses ihren Sündenlohn hinlegte. Er gab ihnen auch, um nur rascher mit ihnen fertig zu werden, ein größeres Trinkgeld als gewöhnlich, wohl auch in richtiger, dieses Mal allerdings nur instinctiv empfundener Erkenntniß, daß nicht sie für seine Sünden büßen und statt des vierfachen Trinkgeldes nur ein einfaches in Empfang nehmen sollten.

Er hatte gleich bezahlt, um reisefertig und sprungbereit zu sein, wenn der Augenblick für ihn gekommen sein sollte. Schon einmal hatte er die Dame gesehen, — es war im kunsthistorischen Museum, — und schon damals hatte er sich vorgenommen, Näheres über sie zu erforschen; aber da hatte er sich sträflicher Weise in den Anblick eines Bruchstückes einer antiken Marmorstatue vertieft gehabt. Es war ein männlicher Fuß gewesen, und ihm war die unglückselige Idee gekommen, sich in Betrachtungen darüber zu verlieren, wie wesentlich anders der Einfluß der Sandalen auf Form und Bildung des menschlichen Fußes sei, als der unserer modernen Bekleidung.

Als er dann wieder aufblickte, war sie verschwunden, und er hatte sich doch eigentlich zu dem Fuße nur hingestellt, um sie nicht zu auffällig zu fixiren, und um ihr dann, ohne irgendwie die Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, weiter folgen zu können. Nun lief er die Säle auf und ab mit nervöser Hast und zum Staunen und nicht verhehlten Mißvergnügen der von ihm bei Seite geschobenen, in harmlose Betrachtung der wunderbaren Kunstschätze vertieften Leute; aber wie er auch hin und her lief, er fand sie doch nicht wieder.

Und heute nun saß sie da im Kaffeehaus; und da hätte er ruhig addiren und subtrahiren, und was mehr ist, auch richtig addiren und subtrahiren sollen!

Dieses Mal wollte er doch vorsichtiger sein. Er überlegte auch, ob sich nicht gleich an Ort und Stelle, im Kaffeehause selbst, eine Anknüpfung finden lasse. Das wäre ja nicht unmöglich gewesen. Man setzt sich in die Nähe, man fragt, ob die „Fliegenden Blätter" oder die Leipziger „Illustrirte" oder die „London News" schon frei seien; man entschuldigt sich ob der Störung, vor der man im Kaffeehause leider nie ganz sicher wäre, und stört nun recht ausgiebig weiter, indem man beredt diese Störungen verdammt.

Das wäre ja gegangen; aber das Mädel war zu schön! Die „infame Bande" im Kaffeehause, — Gries war wüthend darüber, — hatte das auch schon bemerkt. An vielen Tischen saßen Zeitungsleser, die überhaupt nur noch so thaten, als läsen sie die Zeitung; in Wahrheit bildete die Zeitung nur die spanische Wand, hinter der hervor sie nach der schönen Person lugten. Das waren meist die älteren Herren; die jüngere Generation, die sich mit Zeitungs-Lectüre nicht viel abgiebt, die steckte die Köpfe zusammen und erging sich in sachgemäßen Urtheilen, wobei man von den Mienen der erfahrenen Richter ablesen konnte, daß es eine hohe Klasse sei, in die ihr Urtheil dessen Gegenstand versetzte.

Hätten die verschiedenen „Zeitungsleser zum Scheine" bemerkt, wie viele ihrer waren, und wie lächerlich sich ihr ernsthaft geheimes Thun in dieser Gemeinsamkeit ausnahm, sie wären wohl etwas vorsichtiger gewesen und hätten besser acht gegeben auf sich; aber sie wähnten sich unbeobachtet, und auch mit Recht, wenn nicht Andreas Gries sich zur Stelle befunden hätte. In der Sorge, nicht selbst beobachtet zu werden, war er selber zum aufmerksamen Beobachter geworden, und er sah nun mit stillem, verbissenem Ingrimm, was eigentlich nur natürlich war, daß nämlich das wahrhaft Schöne nicht ihm allein gefalle.

Die junge Dame, der eine solche allgemeine, gespannte Aufmerksamkeit gewidmet wurde, fühlte sich durch diese offenbar nicht bedrückt. War es, weil sie daran gewöhnt war, so begafft zu werden, oder war es Stolz, oder beides zusammen? Oder war es, was bei einem schönen Mädchen eigentlich immer unwahrscheinlich ist, daß sie gar nicht bemerkte, wie sie beobachtet wurde? Genug, sie blickte sehr unbefangen um sich, wenn sie einmal die Augen von den Journalen erhob, so unbefangen und harmlos, daß das eigentlich schon beleidigend war für die große Schar ihrer Bewunderer.

Sie hatte Hut und Mantel abgelegt und saß in einem dunkelgrünen Kleide da, das den Halsansatz von wahrhaft königlicher Pracht und ebenso die wundervoll geformten Unterarme frei ließ. Sie trug kein Armband, und auch die Hände, von seltener Schönheit, waren nicht durch Ringe geschmückt. Das reiche Blondhaar war mit besonderer Sorgfalt und Kunstfertigkeit geordnet; es trug mit dazu bei, dem Kopfe einen majestätischen Charakter zu verleihen. Majestätisch erschien auch der etwas verschleierte Blick ihrer braunen Augen, die sich aber zu übermüthiger Lebhaftigkeit erhellten, wenn sie lachte, und wenn dann zwischen den feinen, rothen Lippen ihre prachtvollen Zähne hervorleuchteten. Erst wenn sie lachte, was ziemlich oft geschah, sei es im Gespräche mit ihrem Begleiter, sei es, weil ein Bild oder eine Textzeile in einem Witzblatte sie anregte, kam man dazu, ihr Alter richtig abzuschätzen. Da konnte man sehen, daß sie wohl nicht über achtzehn Jahre sein mochte, während sonst ihre voll entwickelte Gestalt in ihrer statuarischen Stattlichkeit leicht verleiten konnte, ihr schon vierundzwanzig Jahre zu geben.

Ihr Begleiter, — es ließ sich mit einiger Sicherheit schließen, daß es der Vater sei, — war ein Herr in den Fünfzigern, von kleiner, gedrungener Gestalt, die von ihr um Haupteslänge überragt ward. Sein lebhaft geröthetes Gesicht wurde von einem flockigen, grauen Bart umrahmt; auch das Haupthaar, soweit es noch vorhanden, war grau. Die unzweifelhaft vorhandene Glatze ward aber gemildert und zum Theile maskirt, nicht etwa durch die, gewöhnlich einen unerfreulichen Anblick gewährende Zwangsanleihe, die sorglich einige Haare quer über den Kopf auf die Seite hinüberleitet, wo sie eigentlich gar nicht hingehören, sondern durch ein dichtes Petrus-Schöpfchen, das sich gerade mitten über der Stirn emporreckte. Hinter den silbergeränderten Augengläsern blickten ein Paar lebhafte, glänzende Augen hervor, in denen scharfe Glanzlichter funkelten.

Als diese beiden nun Miene machten aufzubrechen, die Bedienungsmannschaft des Kaffeehauses sich um sie scharte, um ihnen beim Anziehen behülflich zu sein, und die Zeitungsleser und sonstigen Beobachter ihnen zum Abschied noch eine verdoppelte Aufmerksamkeit schenkten, holte sich Andreas Gries rasch seinen Ueberrock vom Nagel und verließ unbeachtet vor ihnen das Local. Diesmal sollten sie, das hatte er sich fest vorgenommen, nicht wieder spurlos seinen Blicken entschwinden, und er hatte auf der Straße so geschickt operirt, daß er sich nach einigen Flankenbewegungen nebst Umgehungs-Manövern in ausreichender Entfernung, um niemandem aufzufallen, aber doch für seine Absichten immer noch nahe genug, hinter ihnen befand.

Es regnete. Der Regenschirm, den das Mädchen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

aufgespannt hatte, — ihr Begleiter trug einen Stock und schien sich sehr wenig daraus zu machen, ob er naß würde oder nicht, — der Regenschirm war, wie Gries sofort bemerkte, nicht mehr ganz tadellos. Die Seide hatte bei einem Faltenbug gelitten und ließ dort Tageslicht durchschimmern. Noch etwas hatte Gries bemerkt: Der Saum des Kleides der jungen Dame streifte manchmal das nasse Pflaster und sog sich da voll mit dem schmutzigen Regenwasser. Er wollte schon hineilen, um sie darauf aufmerksam zu machen, aber dann besann er sich und that es nicht. Diese Anknüpfung schien ihm doch nicht sicher genug. Es war nicht wahrscheinlich, daß es bei einem derartigen Anlaß so weit kommen würde, daß man sich vorstellen und Bekanntschaft schließen könne. Man würde ihm gedankt und ihn verabschiedet haben, und das hätte dann jede spätere Annäherung mit dem Stempel der Absichtlichkeit versehen, ihr die Unbefangenheit genommen und sie so vielleicht erschwert. Er begnügte sich also damit, in gemessener Entfernung ruhig zu folgen.

Die beiden zogen ihres Weges, an der Universität, später an dem militärisch-geographischen Institute vorbei, dann schwenkten sie in den Josefstädter Bezirk ein, um schließlich in die Strozzigasse einzubiegen. Dort traten sie in einen Selcherladen, und Gries konnte durch die Scheiben bemerken, daß sie Vorräthe für ein frugales kaltes Abendessen einkauften. Als das besorgt war, gingen sie noch etwa hundert Schritte weiter und verschwanden dann endlich durch das Thor eines kleinen, zweistöckigen Hauses. Gries blieb an der entgegengesetzten Seite der Straße stehen, von wo er zu den Fenstern emporblickte. Es war inzwischen dunkel geworden; bald zeigte ein Lichtschein von zwei Fenstern, daß die beiden Leute sich in ihrem Heim befanden.

Gries wußte nun, wo sie wohnten; aber das war ihm nicht genug. Er strich noch einige Zeit an dem Haus vorbei, und dann wagte er sich hinein. Er stieg die schmale, kümmerlich beleuchtete Treppe empor; langsam, um nicht durch ein unnöthiges Geräusch unnöthige Aufmerksamkeit auf sich zu lenken, aber mit einer Ausrede wohl vorbereitet, falls es doch geschehen, und er zu einer Auskunft veranlaßt werden sollte.

Er fand auch sofort die Thür zur Wohnung, über deren Inhaber ein Messingtäfelchen Aufschluß gab; allerdings erst nachdem er ein Zündhölzchen hatte aufblitzen lassen, denn in der herrschenden Dunkelheit hätte er den Namen nicht entziffern können. Nun las er: Adolf Steininger.

Er wußte jetzt also, wie der Mann hieß. Langsam schritt er wieder die Treppe hinunter, eilte mit langen Schritten in das Kaffeehaus zurück und ließ sich den „Lehmann“ geben, das große Adreßbuch von Wien. Dann schlug er nach: Stei — Steiner — Steininger — Adolf Steininger, da hatte er's! Viel erfuhr er freilich nicht, aber es war doch etwas. Er las: Steininger, Adolf, Mechaniker, 8. Strozzigasse 127 I.

Hm, also ein Mechaniker!

III.

Andreas Gries war ein Oberbeamter der Wiener Sparkasse. Sein Amt nahm ihn täglich nur bis drei Uhr nachmittags in Anspruch, sodaß ihm Zeit genug blieb, sich verschiedenen Liebhabereien zu widmen, die über seine berufsmäßige Beschäftigung hinaus Anregung und seinem Leben Inhalt bieten sollten. Er war schon als Kind aus dem Salzburg'schen nach Wien gekommen und hatte sich hier in allen Lebenslagen als brav und tüchtig erwiesen. Durch eine geeignete Empfehlung war es ihm geglückt, nach mühselig durchkämpfter Studienzeit bei der Sparkasse als kleiner Beamter aufgenommen zu werden, und so hatte er schon frühzeitig das angenehme Gefühl kennen gelernt, sich für seine Lebenszeit versorgt zu wissen.

Er stand allein in der Welt; seine Eltern hatte er früh verloren, Geschwister besaß er nicht, und seine Verwandten waren sammt und sonders froh, der Nothwendigkeit enthoben zu sein, für ihn etwas zu thun. Ein Theil dieser wäre wohl in der Lage gewesen, ihm in seinen jugendlichen Bedrängnissen unter die Arme zu greifen, aber Verwandte, die in der Lage sind, etwas zu thun, thun es gewöhnlich doch lieber nicht. Das thun gewöhnlich nur solche, die eigentlich nicht in der Lage sind, es zu thun. Es ist immer die alte Geschichte: Der arme Mensch schenkt leichter und lieber als der reiche. Da aber nun Andreas auch die armen Verwandten nicht in Anspruch nahm, blickten sie mit besonderer Hochachtung auf ihn, und er ward für sie so recht der Stolz der Familie. Auch die reichen Verwandten liebten ihn; denn es war doch wirklich sehr schön von ihm, daß er sich niemals an sie gewendet hatte. Ja, ihre Stimmung für ihn wurde eine so gute, daß sie jetzt, wo er es nicht brauchte und in vollkommen sorglosen Verhältnissen lebte, sogar bereit gewesen wären, für ihn irgend ein Opfer zu bringen. Wenn der Mensch nichts braucht, kann er immer leicht Hülfe finden, sonst aber nicht. Darum leihen sich erfahrene Lebenskünstler, wenn es halbwegs angeht, immer dann Geld aus, wenn sie es nicht brauchen, ansonsten kann es ihnen gar zu leicht geschehen, daß sie es nicht bekommen.

Die Verwandten lebten aber alle in der Provinz, und so hauste denn Andreas für sich allein als ein mit seinem Schicksale wohl zufriedener Junggeselle in der großen Reichshaupt- und Residenzstadt Wien. In Gesellschaften kam er wenig; deshalb blieb er freilich den spähenden Augen töchtergesegneter Mütter, von denen jede den Wunsch hegte, bald Schwiegermutter zu werden, doch nicht ganz verborgen, und er hatte mancherlei Anfechtung zu bestehen, bis dann die schleichenden Jahre die Aufmerksamkeit nach und nach von ihm ablenkten. Die Mütter stellten die Bemühungen mit der Zeit ein, erkennend, daß sie doch fruchtlos seien. Sie zuckten bedauernd die Achseln und fanden, daß es schade sei um den Menschen. Man habe es wohl gemeint mit ihm, und nun werde er ein alter Hagestolz werden, und er hätte es doch so gut haben können. Oder wenn er kein alter Hagestolz werden sollte, so würde er doch seinen großen, entscheidenden dummen Streich machen; denn eine große Dummheit mache jeder Mensch im Leben, und dann werde er einer Köchin oder einer alten Wirthschafterin zum Opfer fallen. Man kenne das.

Andreas dachte aber gar nicht ans Heirathen. Er fühlte sein Dasein ganz und angenehm ausgefüllt. Die Hauptzeit des Werkeltages gehörte seinem Amte, in dem er in erfreulicher Weise aufgestiegen war, und wenn die Amtsstunden vorbei waren, da hatte er genug zu thun. Daß er eine Anstellung als beideter Kiebitz bekleidete, haben wir bereits gesehen, indessen als solcher versah er sein Amt doch nur während der Wintermonate oder bei schlechtem Wetter. Sonst zog es ihn hinaus in Gottes freie Natur, die er leidenschaftlich liebte. Er hatte sich ein gutes englisches Zweirad angeschafft, um auch die kurzen Nachmittage, die zu einer Fußpartie nach den Bergen des Wienerwaldes nicht ausgereicht haben würden, geschweige zu einem Ausflug in das Semmering-Gebiet, voll ausnützen zu können. An Sonn- und Feiertagen zog es ihn aber regelmäßig in die Berge, und da ließ er sich auch nicht leicht durch die Unbilden des Wetters abhalten. Mit Leib und Seele war er dem Touristensport ergeben, und zu dem sachlichen Interesse gesellte sich bei ihm bald eine genaue, fast wissenschaftlich zu nennende Kenntniß des theoretischen und praktischen Theiles dieses Sportes. Er verfolgte die einschlägige Literatur genau, lieferte selbst manchen Beitrag für die Fachblätter, die über seine Mitarbeiterschaft immer sehr erbaut waren, da er, wie kaum ein zweiter, jeden Steig kannte und bei seiner reichen Erfahrung und seiner vielfach bewiesenen Besonnenheit die volle Zuständigkeit hatte, Winke und Rathschläge zu ertheilen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Die letzte Freude.

Erzählung von Olga Wohlbrück in Berlin.

Sie weinten nicht, sie klagten nicht; sie schienen plötzlich stumpfsinnig geworden. Nur manchmal trafen sich ihre Augen, und dann reichten sie einander wie in spontaner Bewegung die Hand, und ihre Lippen verzogen sich zu einem trostlosen Lächeln.

Mit diesem Lächeln wollten sie einander Muth zusprechen, aber es vermochte nicht, sie über ihren Seelenzustand zu trösten; und sie wendeten sich gleich darauf immer hastig ab, gleichsam als scheuten sie es, einander die verzweifelten Gedanken von den Augen abzulesen.

In dem großen, dunkel verhängten Gemach stand der offene Sarg. Vorsichtig, als gelte es, einen Schlafenden nicht zu wecken, öffneten sie dann und wann die Thür des abgeschlossenen Raumes und warfen einen Blick auf das bleiche Todtenantlitz des Sohnes.

„Wie dumpf die Luft hier ist,“ sagte einmal die Mutter.

„Und er liebte Licht und Sonne so,“ klang es in demselben einförmigen Ton von den Lippen des Vaters.

Und beide, vom selben Gedanken getrieben, traten an die Fenster, zogen die Gardinen zurück und ließen die frische Herbstluft herein. Das bläuliche Tageslicht fiel grell auf das Gesicht des Todten. Es war ein junger Mann von kaum sechsundzwanzig Jahren. Die hohe, gewölbte Stirn war von einer Fülle dunkeln Haares umgeben; die feinen, schön geschwungenen Lippen zeigten sich leicht beschattet von einem weichen, braunen Bart. Die Augen waren geschlossen; aber man sah es der Liderwölbung an, daß sie groß sein mußten. Die Hände, schlank und gepflegt, lagen starr gekreuzt auf der Brust. Der Ausdruck des Gesichtes war seltsam lebendig; man meinte, jetzt müsse er sich verändern, müsse einem anderen Ausdruck weichen. Man konnte glauben, der junge Mann wäre mit einer unbeantwortet gebliebenen Frage aus der Welt geschieden. Schon? Und warum gerade jetzt?

„Wir wollen bei ihm bleiben,“ sagte die Mutter und trat vom geöffneten Fenster zurück.

Der Vater nickte, und sie setzten sich zu beiden Seiten des Sarges und legten ihre lebenswarmen, welken Hände auf die im Tode erstarrten Hände des Sohnes.

Sie sprachen nicht. Aber sie wußten, daß sie beide dasselbe dachten, daß ihre Gedanken in derselben Vergangenheit weilten. —

Dreißig Jahre waren es jetzt her, da hatten sie geheirathet. Sie war siebenundzwanzig Jahre alt gewesen und er fünfunddreißig. Sie hatten sich lieb gehabt von klein auf; aber da sie nichts besaß, durfte er sie nicht heirathen. Erst, als der „Alte“ gestorben war und Friedrich Engels sich als kleiner Kaufmann selbständig etablirte, da konnte er seine Braut heimführen. Das war ein wackeres Arbeiten gewesen! Bereits am ersten Tage nach der Hochzeit stand die junge Frau Engels in sauberer weißer Schürze hinter dem Ladentisch und half die Kunden zu bedienen. Die drei ersten Jahre ihrer Ehe verbrachten sie buchstäblich zwischen Reis- und Griestonnen, beim Abwägen von Kaffee und Zuckerdüten. Kaum, daß die junge Frau Zeit fand, im Hinterstübchen auf dem Petroleumherd ein frugales Mittagessen zu bereiten. Doch sie waren beide so anspruchslos und bescheiden; sie verlangten nach keinem Comfort, nach keinem Vergnügen; sie wollten es nur „vorwärts bringen“, etwas zurücklegen für ihre Kinder.

Der Kindersegen ließ freilich auf sich warten. Das erste Kind war so schwach, daß es bald nach der Geburt starb, und dann vergingen zwei Jahre, ehe die junge Frau wieder einen Ankömmling erwartete. Aber das war denn auch ein Ereigniß! Frau Engels durfte nicht mehr im Laden stehen, sondern mußte sich wie eine vornehme Dame, „wo sie ging und stand“, wie sie sagte, „bedienen lassen“. Eine richtige hübsche Wohnung von drei Zimmern wurde genommen und eine Dienstmagd gemiethet.

Eines Abends stürzte die Magd in den Laden, in dem Herr Engels gerade alle Hände voll zu thun hatte und rief laut: „Herr Engels, Herr Engels, es ist ein Junge!“

Herr Engels ließ natürlich alle seine Kunden stehen und lief, wie er war, über die Straße in seine Wohnung. Ein Junge! Welches Glück! Das erste Kind war ein Mädchen gewesen. Er benahm sich vor Freude so unsinnig, daß die Wärterin ihn, kraft ihrer Autorität, vor die Thür setzte und ihn in seinen Laden schickte. Dort erwies er sich an dem Tage als rechter Verschwender. Jedem Kinde gab er eine Düte Bonbons, jeder armen Kundin erließ er die Bezahlung.

„Man kriegt nicht jeden Tag einen Jungen!“ wiederholte er immer wieder.

Als das Kind acht Wochen alt war und die Sonne schön warm herniederschien, mußte es im hübschen Korbwagen mit den rothen Kaschmir-Gardinen vor der Ladenthür liegen. Der Vater lief wohl zwanzigmal in einer Stunde auf die Straße und betrachtete seinen Sohn. Auch die Vorübergehenden, die Kunden wie die Fremden blickten, immer auf das niedliche, peinlich sauber gehaltene Kind und sagten: „Jungchen, Du!“

Engels' „Jungchen“ war bald im ganzen Stadtviertel bekannt. Jeder wußte, wann Jungchen seinen ersten Zahn bekommen, wann er geimpft worden, wann er zum ersten Mal Papa und Mama gesagt. Als Jungchen die ersten Gehversuche anstellte, entstand in dem engen Gäßchen ein förmlicher Menschenauflauf, und überall fand der Kleine ausgebreitete Arme, die ihn stützen oder auffangen wollten. Jungchens erste Höschen (es waren dunkelblaue Sammethöschen mit weißen Perlmutterschnallen an den Knien) wurden von so vielen Händen betastet und geglättet, daß sie schon am Abend des ersten Tages recht ramponirt aussahen.

Jungchen ließ sich diese allgemeine Sympathie wohl gefallen; aber es war ein stilles, träumerisches Kind, ernst über seine Jahre hinaus und betheiligte sich ungern an den lärmenden Spielen seiner Altersgenossen. Am liebsten war es ihm, wenn er auf einem hohen Stuhl hinter dem Ladentisch sitzen durfte und die Kunden beobachten konnte. Seine ersten Leseversuche machte er auf dem Zeitungspapier, das der Vater zum Dütchendrehen brauchte; und mit der Feder, die Herr Engels für das Zahlenschreiben in sein großes Contobuch benutzte, kritzelte er die ersten Buchstaben auf das Papier. Als Jungchen in die Schule eintrat, konnte er schon lesen und schreiben, und als er das erste Mal mit dem Schulränzel über die Straße schritt und die Kinder ihn wie gewöhnlich: „Jungchen, Jungchen!“ anriefen, da sagte er: „Jetzt heiße ich nicht Jungchen mehr, sondern Willibald. Verstanden?“

Und auf all seine Schulhefte und Bücher malte er in großen Buchstaben mit rother Tinte: Willibald Engels. Er konnte es aber nicht verhindern, daß man ihn überall nur Willi nannte. In der Schule war er der erste. Herr und Frau Engels, die leicht zur Rührung neigten, weinten immer Freudenthränen, wenn er ihnen die durchweg vorzüglichen Censuren nach Hause brachte. Frau Engels stand nach wie vor an der Seite ihres Mannes im Laden; nur wenn Willi aus der Schule heimkam, ging sie in die Wohnung hinüber, damit's dem „Jungchen“, — so nannte ihn die Mutter immer noch, — nicht zu ungemüthlich sei.

„Was willst Du werden?“ fragte Herr Engels öfters den Kleinen.

„Das weiß ich nicht, aber ich will viel lernen,“ antwortete dieser.

Die Eltern gaben ihren Sohn in ein Gymnasium. „Engels' Willi wird ein Studirter,“ sagten sie im Stadtviertel, und die liebe Straßenjugend blickte mit einem gewissen Respect zu dem hübsch gekleideten, ernsten Knaben auf.

Einige gute Freunde meinten, es wäre nicht gut, daß Herr Engels dem Sohn eine so feine Erziehung gäbe; er werde die Eltern später nicht mehr respectiren, gering von ihnen denken und sich ihnen entfremden. Herr Engels pflegte dann jedesmal große Berathung mit seiner Frau zu halten.

„Glaubst Du wirklich, daß unser Jungchen sich uns entfremden wird?“

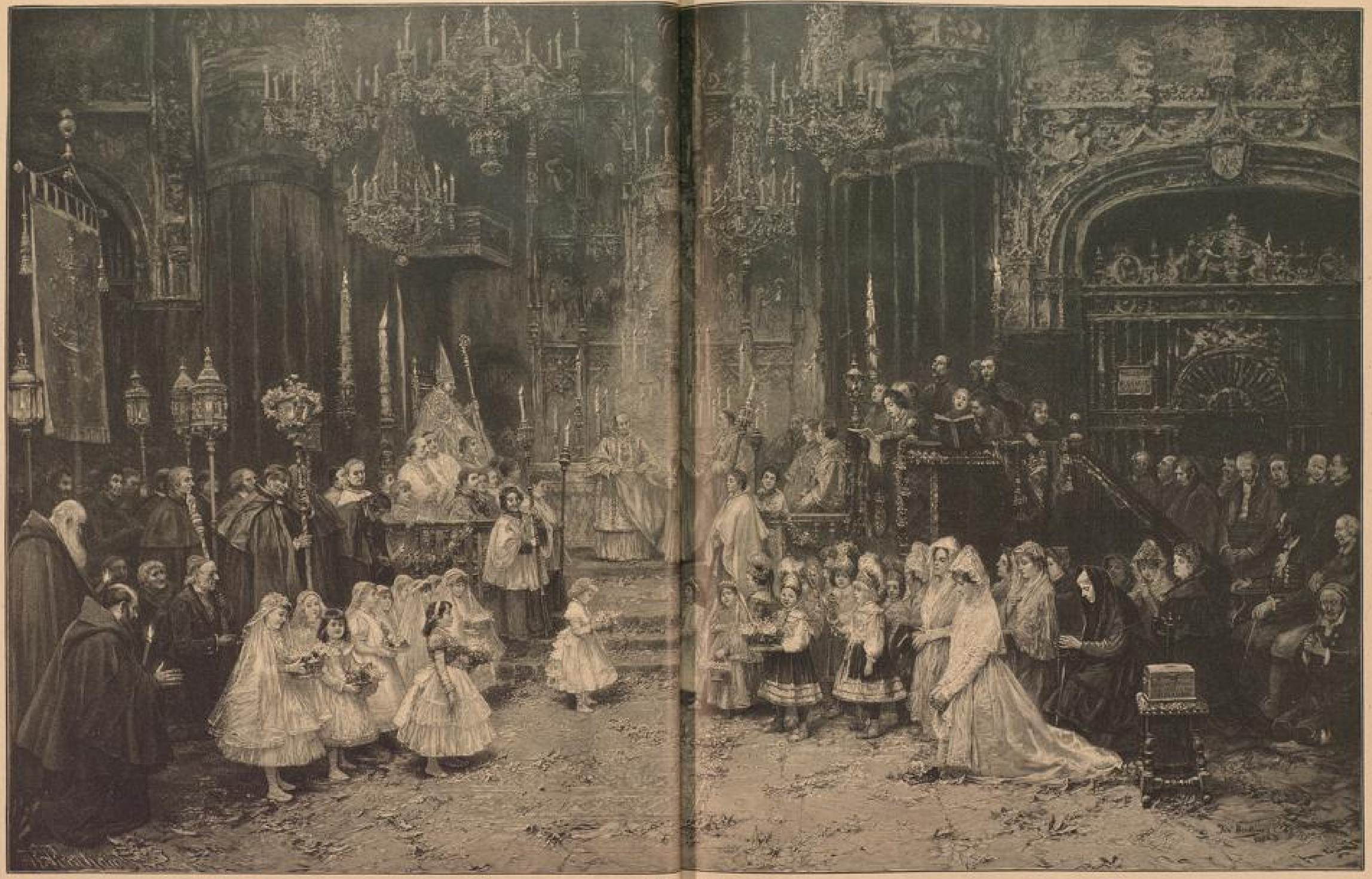
Und er entwickelte ihr alle gehörten Theorien.

Die Mutter seufzte und sah ihren Mann ängstlich an.

„Ist denn das möglich? Sind wir nicht seine Eltern, kann er denn jemals vergessen, was er für uns ist, und was wir für ihn gethan?“

Sie schlichen dann eine Weile ganz trübsinnig umher und beobachteten den Sohn mit ängstlicher Spannung. Hatte er sie noch immer lieb? Vergaß er sie noch immer nicht über seine Bücher und vornehme Freunde? Nein, er war lieb und gut, wie er es als kleines Kind gewesen. Er küßte dem Vater nach wie vor die Hand, wenn er ihm gute Nacht sagte, und er umhalste die Mutter mit der gleichen Zärtlichkeit, wenn er sie begrüßte. Manchmal schien er ja ernster und zurückhaltender,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Mariensaal Palenetz.
Nach dem Bilder Wettlaufer in Bonn.
[illegible]
Kunstgeschichte Verlag [illegible], A.-G., München.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

als es andere Kinder waren, aber vielleicht beschäftigten ihn große Gedanken? Nein .... ihr Willi hatte ihnen bis jetzt noch keinen Kummer zugefügt.

Nur, daß er am Sonntag öfters ausgebeten war und nicht bei ihnen bleiben konnte, bereitete den Eltern einen leisen Schmerz.

„Warum bringst Du denn Deine Freunde nicht auch einmal zu Dir hinauf?" fragte Herr Engels einmal.

Willi wurde verlegen, und seine Blicke irrten unschlüssig über den fettigen Rock des Vaters und über dessen thranige Hände, die eben einen Hering eingewickelt hatten. Der Vater fing den Blick auf; es that ihm weh, daß der Sohn sich seiner schämte.

„Wart', Jungchen, — noch ein paar Jahre, und dann steh' ich nicht mehr hinter dem Ladentisch!"

„Wirklich nicht, Vater?"

Es brach eine so große Freude aus den Augen des Knaben, daß der Mann betroffen ward und sich seufzend abwandte. Willi wurde roth. Es war ihm leid, daß er dem Vater weh gethan, denn er liebte seine Eltern unendlich und schätzte ihre Herzensgüte. Nur daß Herr Engels so unsauber aussah, daß ihm ein Parfum von Käse und Hering entströmte, mißfiel ihm. Er wollte nicht, daß seine Kameraden in die Lage kämen, sich die Hände abzuwischen, nachdem sie die Hand des Vaters gedrückt. Niemand durfte seinen Vater gering schätzen, und aus diesem Gefühl heraus verdroß es ihn, daß jener hinter dem Ladentische stand, um so mehr, als er von Fremden wußte, daß man bereits ein hübsches Vermögen besaß und behaglich leben durfte. Die Mutter, die großen Werth auf Sauberkeit legte, und an Sonn- und Feiertagen sogar recht vornehm aussah in dem schwarzen Seidenkleid, stand ihm näher; er liebte es, mit ihr in dem hübsch eingerichteten Wohnzimmer, wenn die Lampe brannte, von seinen Zukunftsplänen zu sprechen. Er wollte studiren, und dann hoffte er Schriftsteller zu werden.

Er hatte schon ein paar Aufsätze geschrieben; die las er ihr vor, während der Vater sich mit einigen Freunden bei einer Skatpartie im Wirthshause befand. Die einfache Frau saß da mit weitgeöffneten Lippen und gefalteten Händen. Ihr Jungchen hatte all die gescheidten Sachen geschrieben, ihr Jungchen, den sie auf den Knien geschaukelt, und dem sie manchen Klaps gegeben, wenn er unartig gewesen.

Helle Thränen rannen ihr über die Augen.

„Ach, Du mein lieber, goldener Junge!"

Das Jahr darauf bezog Willi die Universität, und als er das Candidaten-Examen machte, da zog sich Vater Engels vom Geschäft zurück und miethete einige Straßen weiter eine einfache, aber geräumige Wohnung. Das schönste Zimmer darin wurde für Willi eingerichtet; ganz modern, nach den Angaben eines großen Tapezierers.

Das Zimmer stand gar nicht im Einklang mit der übrigen spießbürgerlich einfachen Einrichtung; doch Vater Engels sagte: „Wir sind alt, Jungchen, und einfache, bescheidene Menschen. Du bist anders geartet, als wir. Dir ist die Schönheit Lebensbedürfniß. Bis jetzt hast Du uns nichts als Freude gemacht, — es ist billig, daß wir Dir auch Freude machen. Wir sind nicht reich, aber wir können, ohne Noth zu leiden, ja sogar ganz behaglich, von unseren Renten leben. Daß Du Dich nicht auf die faule Haut legen wirst, — hoffen und erwarten wir."

O nein, Willi legte sich nicht auf die faule Haut. Er arbeitete mit nimmer rastendem Fleiß, verfolgte sein Studium auf der Universität und versuchte sich auf schriftstellerischem Gebiet. Er veröffentlichte zuerst kleine Skizzen aus dem internen Leben der „Dütchendreher". Es waren kleine Meisterwerke feinen, gemüthvollen Humors und scharfer Beobachtungsgabe. Sein Name fiel auf, nachdem er kaum ein halbes Jahr geschrieben. In seinem eleganten Zimmer versammelten sich die jungen Schriftsteller und Künstler, und es wurden bei stets frisch gefüllten Biergläsern endlose Debatten geführt über die wichtigsten Fragen auf dem Gebiete der Kunst und Literatur.

Frau Engels, die ihr Wohnstübchen neben dem Zimmer des Sohnes hatte, lauschte oft den herüberklingenden Worten, die ihr eine ganz andere Welt erschlossen, als die war, in der sich bisher ihre Gedanken bewegten. Manchmal, wenn sie hörte, daß ihr Sohn die Thür öffnete und auf den Gang hinausrief: „Bitte, noch Bier!" dann trat sie wohl selbst in das Zimmer des Sohnes, um den leer gewordenen Krug hinauszutragen.

Die jungen Leute sprangen ehrerbietig auf, denn die einfache Frau hatte etwas, das den Respect herausforderte, und Willi sagte stets, mit ganz besonderer Herzlichkeit: „Willst Du nicht ein wenig bei uns bleiben, liebe Mutter?"

Sie schüttelte lächelnd den Kopf.

„Nein, nein, meine junge Herren, bleiben Sie nur hübsch unter sich, ich alte Frau passe da nicht hinein; aber einen guten Trunk will ich Ihnen schicken."

Ganz anders war Engels. Er stahl sich förmlich in das Zimmer des Sohnes hinein und wartete den jungen Leuten mit guten Cigarren auf. Und während er selbst, einen billigen Stengel rauchend, in irgend einer Ecke saß, sah er mit Vergnügen, wie den anderen das theure Kraut schmeckte.

Mit Papa Engels erlaubten sich die jungen Leute hie und da einen Scherz; doch dieser durfte nie eine bestimmte Grenze überschreiten, denn Willi verstand keinen Spaß in gewissen Dingen. Papa und Mama Engels waren in der jungen Kunst- und Literaturwelt bekannte und beliebte Persönlichkeiten, und das alte Elternpaar fühlte sich seltsam stolz und gehoben durch die besondere Achtung und Freundlichkeit, die man ihm von allen Seiten entgegenbrachte. Ja ... ihr Willi! Er machte ihnen eben nichts als Freude. Nichts als Ehre und Ruhm konnten sie mit ihm einlegen!

Und manchmal in den langen Abendstunden, während Willi mit Freunden etwas herumbummelte, saßen die beiden Alten und sprachen von der Zukunft ihres Sohnes, bauten Luftschlösser und zauberten die prächtigsten Bilder hervor. Er würde ein großer, berühmter Mann werden. Das unterlag keinem Zweifel. In den Zeitungen stand ja oft so viel Gutes von ihm; noch jüngst hatten sie in einer Recension gelesen: „Willibald Engels ist würdig, in die Zahl unserer besten Schriftsteller eingereiht zu werden." Sie hatten sein letztes Buch eigens aus einer Leihbibliothek geholt, um zu fragen, ob es „viel verlangt würde", und als sie das abgegriffene Exemplar sahen, da lächelten sie stolz.

Nun arbeitete ihr Sohn an einem Theaterstück. Er ging immer aufgeregt im Zimmer auf und ab und sprach laut mit sich selbst. Manchmal lachte er, dann schrie er wieder auf .... es war schier beängstigend. Die Alten schlichen die ganze Zeit auf den Zehenspitzen herum, um ihn bei seiner Arbeit nicht zu stören. Er war jetzt sehr ungleich in seinen Stimmungen: einmal übermüthig ausgelassen, dann wieder gedrückt und traurig. Eines Abends fragte er sie, ob sie seinen ersten Akt hören wollten, er wäre gerade damit fertig geworden.

Sie drückten einander heimlich die Hände und nickten ihm freudestrahlend zu. Papa Engels vertauschte in aller Eile seinen bequemen Schlafrock mit einem schwarzen Anzug und die Mutter steckte mit zitternden Händen ein neues Häubchen auf ihr graumelirtes Haar. Es war eben ein Festtag für beide. Dann saßen sie in seinem schönen, traulichen Zimmer; er nahm das Manuscript und las .... Und die beiden Alten saßen Hand in Hand in andächtiger Stimmung und konnten ihre Augen nicht wenden von dem schönen, durchgeistigten Kopf ihres Sohnes. Beim Lesen fiel ihm ein Blatt zur Erde. Die Mutter bückte sich, hob es auf und drückte es heimlich und rasch ans Herz.

An den folgenden Tagen fragte sie manchmal schüchtern: „Geht die Arbeit vorwärts?"

Und er antwortete, je nachdem es ihm zu Muthe war: „Die verdammte dritte Scene!" Oder: „Ja, ja .... die Lustspiel-Scene am Schluß des zweiten Aktes, die gelingt .... die wird hübsch!"

Und wenn er die vier zärtlich auf ihn gerichteten Augen sah, dann stützte er die Ellbogen auf den Tisch und sprach lange und ausführlich von seiner Arbeit, von der Scenen-Folge, der Verwicklung und Lösung, und zum Schluß meinte er: „So, jetzt habe ich wieder Muth geschöpft."

Ging er dann in sein Zimmer, so sagte die Mutter glückstrahlend zu ihrem Mann: „Siehst Du, daß er doch unser Jungchen geblieben ist, trotz allem!"

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Die beiden Schutzengel.

Von M. Zehme in Görlitz.

„Käthi, schläfst'?"

„Noa, — Du?"

„Du Hascherl Du, Du einfältig's, thät i denn frag'n? — Magst schlafen, Mädi?"

„Mag schon!"

„Aber kannst' net, gelt?"

„Noa, noa, — Du aa net?"

„Na, warum kannst net schlafen?"

„Weil — weil — 's Hunderl draußen dauert mi halt so viel."

„Mi aa, Käthi."

„Ja, Peperl, arg viel."

Nun wurde es eine Weile still im Kämmerchen, nur ein paar verstohlene Seufzerchen, ein Knacken der kleinen Bettstellen rechts und links. Schräge fiel jetzt der Mond hinein; er war bald voll; da gab er genug von seinem satten, weißen Lichte, daß sich die Geschwister über die schmale Stube fort wenigstens in ihren sanften Umrissen erkennen kannten. Sie hatten einander das Gesicht zugewandt. In dem einen Bette streckte ein etwa zehnjähriger Bube seine jungen Glieder; seine dunkeln Augen im magern Gesichte suchten die Schwester drüben mehr und mehr zu erkennen. Käthi war sechs Jahre alt; sie hatte die kräftigen, braunen Arme unter dem blondhaarigen Kopfe verschränkt und sah mit ihren blauen Augen nach dem weiß beschienenen Bette des Bruders. Der Vater der Kinder verträumte den Frühlingsabend im Hofbräu, die Mutter sprach just bei einer Flurnachbarin vor. Sie wohnten vier Treppen hoch in der Residenz, gehörten also zu den sogenannten „Treppelhupfern", und sahen nach dem Hofe hinaus. Dieser kleine Hof nun stieß direct an den großen, mit Frachtgütern aller Art besetzten Lagerplatz einer stark frequentirten Spedition an. Zur Sicherung hatte sich der Besitzer noch außer dem nachtwächternden Angestellten seit wenigen Tagen einen handfesten Kettenhund zugelegt, den jedoch dieses Vertrauens-Votum durchaus nicht über die Schattenseiten seines nächtlichen Lebenslooses fortzuhelfen schien; fast wollte er lieber noch am Tage an der Kette liegen, als nachts aus dem Hause gesperrt bleiben. Bei eingebrochener Dunkelheit ließ er sich die erste Viertelstunde mit einem energischen „Hau-hau" vernehmen; das klang zunächst noch ziemlich hoffnungsvoll. In der zweiten Viertelstunde lag schon ein eigenthümlicher Nachdruck auf dem letzten „Hauu", darnach untermischten sich diese Naturlaute ab und zu mit einem noch immer bescheidenen, freundlich an die Menschengüte appellirenden Winseln, das nun, von fünf Minuten zu fünf Minuten sich verstärkend, in langgezogenen, bitter klagenden, vorwurfsvollen Tönen ausklang. Zuweilen schnappte dabei die Stimme über, dann begann das Konzert sofort von neuem mit „Hau hauuuu".

So hatten auch heute Peperl und Käthi alle Stadien wieder mit durchgelitten; zweimal schon hatte die Kehle des vierbeinigen Nachbarn versagt, und die warmen Kinderherzen schlugen ordentlich beklommen.

„'s is net gut vom Herrn Stöhr, Peperl, net wahr?"

„Ja, Käthi, schrecklich is', daß so was sein muß. Gestohl'n haben's freili wieder drüben; aber — mi leid's halt aa gar net im weichen Bette, Du arm's, arm's Viecherl Du!"

„An Deckerl, an ganz, ganz weich's und warm's, dös könnten's ihm doch geben, Peperl."

„Freili, dös schon."

„Hörst', — ui Jes' Marie! Ich steck mi jetzt drunter, — ich kann's net mehr vertrag'n."

„Dös hilft dem Viecherl doch net, Käthi, da bist halt an ganz feig's Schlankerl, aa weiter gar nix, scham' Di."

„Hf — hf — hf —."

„Wanst' vielleicht, Käthi?"

„Nur ganz a klan's bisserl; — ich — bin aa net — feig."

„Na, na, — soll ich kommen?"

„Joa —."

Nun krabbelte sich der Bube aus seinen Federn heraus und sprang mit den bloßen Füßen über die Diele zum anderen Bette hin.

„Wan' halt net mehr, Mädi. Dös weiß ich schon, daß Du aa weich's, lieb's Herzerl bast und 's Hunderl aa gern in Dein Bett mit eini nehm' thätst. Soll ich mal nunter schrein?"

„Ja, Peperl, ja."

In seinem blüthenweißen, leinenen Hemdchen schlich Peperl nun an's Fenster, und, es leise aufstoßend, benutzte er eine Erholungspause des armen Köters zu einem durch die abendliche Stille ziemlich vernehmlichen „He da!"

Ein wüthendes, gereiztes Bellen war die einzige Antwort.

„Käthi, ich glaub, den Lump ärgerts mehr noch, als daß 's ihn freuen thut."

„Ich glaub aa."

„Da werd' ich lieber wieder ins Bett eini gehen; ich hab net grad sehr heiß."

„Da mach g'schwind, Du."

Und es war auch gut, daß Peperl so bald das Unnütze seiner Bemühungen einsah; eben hatte er sich gestreckt, da kam die Mutter zurück und mit ihr der Vater. Ihre Kinder im Schlafe glaubend, sprachen sie nur halblaut noch ein paar Worte mit einander.

„Sakra, die elende Creatur! Dös, wenn's mein wäre, — ich thät —."

„St, die arme Haut, — dauern thut's einem!"

Das hörte Peperl noch als letztes; dann wurde es still in der Kammer. Vater und Mutter schliefen; Käthi schlief nun auch, und ab und zu fielen dem Peperl wohl selber die schweren Augenlider herab. Er konnte sich so garnicht an diese Schlafmusik gewöhnen. Dazwischen hörte er doch immer wieder das traurige „Hau-hauu", und das mitleidsvolle Herz zog sich ordentlich zusammen im Gedanken an den Hund.

Nach noch einigen solchen Nächten, in denen der angestellte Hüter auch von der Unbill des Sturm- und Regenwetters gelitten haben mußte, war der Entschluß in Peperl gereift.

„Käthi, kommst' mit?" fragte er eines Morgens nach der Schule.

„Wohin?"

„Na, — 'nüber zum — zum Herrn Stöhr."

„Freili komm ich mit; was willst' da?"

„Geh', sei g'scheidt — wegem' Hunderl blos."

„Ja, ja, wegem' Hunderl:" sie wußte zwar nicht, was dort ausgemacht werden sollte, aber sofort schickte sie sich an, mit ihm zu trotten.

„Na, so doch net! Da, dös Deckerl nimmst Du, ich jen's dort; so, jetzt geh' zu."

„I red aber net."

„Na, brauchst aa net; laß mi schon mach'n."

Nun gingen sie zum Hause hinaus und kamen über den gepflasterten Nachbarhof geschritten; Käthi ein paar Schritte hinter Peperl her, die heimlich aus der elterlichen Wohnung escamotirte Decke ein Stückchen über die regennassen Steine schleifend. Im Hofe standen Rollknechte in Unterhandlung mit einem jungen Mann aus dem Comptoir. Peperl kannte schon den Eingang zu diesem; eine mächtige, schwarze Hand wies auf die seitlich gelegene Thür, die in den etwas vorspringenden Mittelbau des weiß getünchten Hintergebäudes führte. Die Mauern schimmerten heute mannshoch von der Erde aus in dunkler Regennässe. Von dem glänzend schwarzen Theerdache des langen Schuppens tropfte es noch hernieder, zwischen den Steinen hatten sich trübe, kleine Pfützen gebildet. Dicht vor der Durchfahrt zur Straße stand ein Rollwagen im Hofe; die starken Arbeitsgäule, unter ihren schwarzledernen Decken dampfend, stampften und scharrten unruhig mit den dicken, haarigen Beinen. Und wenn sie einsahen, daß ihre Ungeduld keinen Erfolg hatte, dann legte der eine seinen Hals über den etwas gesenkten des andern. So ruhten sie, als Peperl und Käthi vorbeigingen. Gutmüthig sahen sie unter den langen Wimpern vor mit ihren großen, dunkeln Augen auf die Kinder.

„Ach schau, Peperl, wie die sich grad gut sind," flüsterte Käthi stehen bleibend.

Der junge Mann hatte die Worte gehört; lachend fuhr er Käthi durch die braunblonden, halblangen Haare. „Wo naus?" fragte er.

„Zum Herrn Stöhr, wenn er z'treffen is."

„Das schon, im Comptoir, — dort. Was suchst' noch, Bub?"

„'s Hunderl blos, dös armselige."

„Ein armseliges Hunderl, das giebt's hier net; da bist falsch, denn den großen, bissigen Burschen dort, der eben sein feines Fleischsupperl frißt, den meinst doch etwa net?"

„Ja, was is dös!"

„Ach, geh zu, Du kleiner Fratz!"

„Jetzt, Käthi, gehn wir, oder gehn wir net?" flüsterte Peperl geheimnißvoll.

„Ich waß net."

„Fürchst' Dich gar am End? Ich net, — gewiß net, aber mitkommen mußt, — an arm's Hunderl ist's halt doch."

„Nicht anklopfen!" stand an der Thür zum Comptoir; das aber übersah Peperl ganz und gar in seiner Aufregung. Er klopfte mit dem mageren Finger vernehmlich an. Da wurde von innen energisch geöffnet.

„Kannst wohl nicht lesen? Da, an der Thür steht's doch, wie Du Dich zu benehmen hast!"

„Naa — na, a richtig — na, da entschuld'gens halt so'n Ungeschick."

Die Kinder blieben wie angewurzelt in der offenen Thür stehen.

„Thür zu, ich will hier nicht auf der Zugspitz sitzen! Ja, und was willst' den eigentlich?"

„'s Mädi kann net mehr schlafen."

„Und Peperl aa net."

Schulter an Schulter standen die beiden Ankläger vor der längs und breit gemessen imposanten Gestalt des Spediteurs. Peperl sah zu dem kleinscheibigen Fenster hinaus in der Richtung, in der die Hundehütte lag, Käthi hielt die mitgebrachte Decke zu einem Knaul zusammengeballt vor sich. Sie schaute sich halb neugierig, halb scheu in dem kleinen, verstaubten, streng geschäftlich eingerichteten Raume um. Verständnißlos aber blickte Stöhr auf die Knirpse vor sich nieder. Dem Stehpulte, mit den dicken Contobüchern darauf, den Rücken kehrend, ließ er sich so schwer auf den stöhnenden Drehschemel fallen, daß die verräucherte Hängelampe darüber tanzte.

„Ja, Kinderl, was geht's in Herrgottsnamen mich an, wie Ihr schlaft! Geht, sagt's der Mutter, was Euch plagt. Ihr spinnt*) wohl gar, oder wollt Spaß mit mir treiben; na, da wartet's mal ab, wie geschwind Euch der g'spaß'ge Sinn vergehen wird. Jetzt seht Euch hübsch mein' Pratzen an — so'n Ohrwatschen, die pfeift, hui!"

„O na, — na, Herr Stöhr, im Spaß kommen wir net," versicherte Peperl und concentrirte sich, Käthi mit sich ziehend, auffällig schnell rückwärts, „wir — wir können gewiß net schlafen, weg'm Hunderl draußen."

*) confus sein.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Ach so, das ist schon 'ne andre Sach; aber um Eures Schlafs willen kann ich mich auch nicht bestehlen lassen, — seht Ihr das ein? Noch ein par Tag hin, und Ihr hört's nicht mehr."

„Na, dös is aa wieder net; um's Hunderl is' halt,das uns so viel dauern thut."

Herrn Stöhr's braune Augen wurden mit einem Male ganz groß und bekamen einen seltsam warmen, innigen Ausdruck.

„Ja, Kinderl, Ihr seid gewiß schon ein paar sehr liebe, unschuldige Dingerl, aber ein Hofhund bleibt 'n Hofhund; er hat's nicht schlechter, als alle andern. Was bekommt er für'n gut's Fressen, — mancher Arme hat nicht so viel zu beißen, und in seiner Hütte, da liegt gutes, gutes Stroh gebreitet. Der Lump aber, abends, wenn er von der Kette los ist, so zum Rumpatrouilliren im Hofe, dann will er rein ins Haus, und dazu hab ich ihn halt nicht gekauft. Ganz zerschunden hat er mir schon die Thür, und das Gelärm ist mir selber rein zuwider. Und wenn er gar nicht Wächter spielen will, nachher muß er fort."

„No ja, is schon recht; aber so an Stroh is halt an bisserl hart, net wahr? Und so an Deckerl, dös is freilich besser. Hier, ich hab an's, und die Käthi hat an's!"

„Und die Mutter jetzt kans, — gelt? Ihr Spitzbuben, Ihr, — die dürft Ihr nicht hier lassen, da giebt's bei mir auch noch Deckerl genug! Ich werd' sorgen dafür; aber ob's helfen wird?! Ich bin ja auch kein Unmensch, und Ihr — Ihr seid wohl Thierschutzler?"

„Na, wir sind Peperl und Käthe Böttcher von neben her."

„So — so, na, jetzt kenn' ich Euch genau, und vergessen werd' ich Euch auch nicht gleich. Nun geht zu, und Euer Vaterl und Mutterl, die laß ich grüßen und ihn' sagen, daß sie ein paar sehr, sehr liebe Kinderl von ihrem Herrgott geschenkt bekommen hätten; — so, und seht Euch den Lump nur noch mal von nahe an, der Euch's Herzerl so schwer gemacht hat."

Sie kamen jetzt alle drei zu der festen, sauberen Hütte, neben der der Renitente mit gekrümmtem Rücken und sanft pendelndem Schwanze stand, behaglich noch den Suppennapf vor sich ausleckend und schleckend. Es war ein unglaublich häßliches Exemplar gemischter Race mit schmutzig gelblichem, struppigem Felle, einem plumpen Leibe und pinselscherartigem Kopfe. Mit fletschenden Zähnen knurrte er die fremden Kinder bösartig an.

„Gelt, das ist ein nettes Schoßhunderl, — der gefällt Euch?"

„Na na, zum Liebhaben schaut er freilich net aus; aber — zum Gutsein — vielleicht, — und halt zum Dauern," bemerkte Peperl philosophisch.

Stöhr strich mit weicher Hand noch einmal über die beiden Kinderköpfe.

„Behüt Euch Gott!"

„B'huit Gott, Herr Stöhr!" — — —

Und — wie's so schnell geschehen konnte, das erfuhren Peperl und Käthi nicht — der Störenfried ließ sich seit dieser Unterredung nie wieder hören.

Nachdruck verboten.

Neue französische Bücher.

Besprochen von Elsa Kroll in Friedenau bei Berlin.

Vielleicht ist es unseren Leserinnen nicht unwillkommen, wenn wir sie mit Folgendem auf einige der neuen und neuesten Erscheinungen französischer Literatur aufmerksam machen, die gewiß auch den Beifall der Frauenwelt erlangen werden.

Georges Ohnet hat uns einen neuen Roman vorgelegt, der in seiner harmlosen Schalkhaftigkeit herzlich erfreut. „Les Vieilles Rancunes" ist eine ergötzliche, nur ein wenig wunderliche Geschichte, die selbst ein recht junges Mädchen ohne Schaden in die Hand nehmen kann, während sie doch auch den reiferen Leser in freundlicher Weise zu fesseln vermag. „Der alte Groll" trägt schuld daran, daß eine junge Frau an ihrem Hochzeitstage von ihrer Pflegemutter mit List entführt wird und wie eine Prinzessin im Märchen von ihrem wackeren Ritter aus einem festen Schlosse zurückerobert werden muß. In dieser Pflegemutter vereinigt sich der hergebrachte Typus der bösen alten Jungfer und der bösen Schwiegermutter zu einem, wie sich denken läßt, recht unlieblichen Ganzen; aber da uns erklärt wird, wie sie zu solcher Verbitterung gelangte, und da sie zum Schlusse mit dem alten Groll auch das Drachengewand ablegt, so wollen auch wir ihr nicht allzusehr grollen. Am besten gezeichnet ist der prächtige, gutherzige und frohgemuthe Pflegevater des jungen Ehemanns, wie denn überhaupt das alte Paar bedeutend interessanter erscheint als das junge. Die Illustrationen der Prachtausgabe zeigen Grazie und Laune, die freilich auch hie und da in das Barocke hinüberspielen. —

Um dieselbe Zeit ist „Yan" erschienen, eine Novelle von Jean Rameau, die sich als eins der bekannten schmalen Zweifrancs-Bändchen der Collection Ollendorff Illustrée sehr zierlich präsentirt. Rameau ist Dichter und Maler zugleich. Ich weiß nicht, ob er jemals das Grausen verspürt hat, das unser Robert Reinick scherzhaft schildert:

„Ach, was ist es für ein Grausen,
Wenn ein Maler und ein Dichter
Beid' in einer Seele hausen!"

Ueber seine Bilder fehlt mir das Urtheil; auch hat er die Novelle nicht selbst illustrirt. Seine Bücher aber machen jedenfalls den Eindruck, als seien sie mit ungetheilter Seele geschrieben, und sie sind vielleicht in Deutschland nicht so bekannt, wie sie es ihrem poetischen Gehalt und ihrer ausgeprägten Eigenart nach verdienten.

Yan ist ein alter, zäher gascognischer Bauer, der nach langem Widerstreben einwilligt, in die schwere Schule der feinen Manieren zu gehen; es bestimmt ihn hierzu die Liebe zu einem Enkelsohne, der über seinen Stand hinaus heirathen will. Die Metamorphose, die Yan durchmacht, ist mehr tragisch als ergötzlich; ja, der Schluß ist sogar sehr tragisch für den Alten, und man wünscht sich beinahe einen anderen, so lieb hat man die knorrige Gestalt gewonnen. Doch hat der Dichter es verstanden, am Todtenbette Yan's eine Art heiterer Resignation von ihm auf uns überzuleiten, sodaß wir schließlich den Alten ohne große Traurigkeit in seinen gascognischen Himmel entlassen, wo nach seiner Meinung die Engel in der besten aller Sprachen, im Dialekt des schönen Adour-Thales, reden. Eine graziöse, schelmische und liebenswürdige Mädchengestalt, die Braut des Enkels, theilt sich mit Yan in unsere Sympathien, während dieser Enkel selbst durch seine Liebe ziemlich egoistisch gemacht wird.

Ich möchte hier noch auf ein nur wenig älteres Werk desselben Autors zurückgreifen, den Roman „La Rose de Grenade". Dessen Anfang gehört zu dem Entzückendsten, was je die Feder eines Roman-Schriftstellers hervorgebracht hat; er ist ein wahres Gedicht in Prosa und scheint seinem Leser selber die Worte des Liedes zuzurufen, das aus dem lachenden Frühling heraus über die Mauer des Klostergartens an unser Ohr klingt:

„Cueillez, cueillez ces roses,
Mon gentil chevalier!"

Der Held der Erzählung ist in jungen Jahren durch plötzliches Unglück seiner ganzen Familie beraubt worden und hat in seiner Gemüthserschütterung die strenge Weltabgeschiedenheit eines Trappisten-Klosters erwählt. Er hat indessen einen Freund aus dem früheren Leben hinübergerettet, Martin, den guten, sanften Pflugstier, mit dem er friedlich das Feld beackert, und dem er zuweilen sein Herz ausschüttet, da er mit Menschen nicht reden darf. Und diesen Freund soll er nun verlieren! Durch den strengen Willen des Priors wird Martins Leben bedroht. Da erwacht die ganze Energie des Jünglings; er setzt mit rührender Naivetät Himmel und Erde in Bewegung, um Martin zu retten. Es gelingt; aber er wird dabei wider seinen Willen in die Welt zurückgestoßen. Hier wandelt sich das Idyll zum Roman; auf den Klosterfrieden folgt die wilde Bewegung menschlicher Leidenschaften. Die Erzählung hält sich in ihrem Fortgange nicht auf der poetischen Höhe des Anfangs, ja, sie ist von sensationellen Effecten nicht ganz freizusprechen; doch sind die ergreifenden Conflicte mit tiefem Ernst behandelt, und da unser Freund, der einstige Trappist, in seiner Herzenslauterkeit und Einfalt siegreich über alle Versuchungen hinwegschreitet, etwa wie die heilige Margaretha auf Raffael's herrlichem Bilde über den Drachen, so scheiden wir von dem Buche doch mit einem Gefühl wahrer Befriedigung.

Man könnte Rameau in gewissem Sinne einen Romantiker nennen. Darum steht er aber dem wirklichen Leben nicht fern, er ist ein Meister idyllischer Kleinmalerei. Wenn z. B. der alte Yan sein Lorbeerbäumchen für den Palmsonntag schmückt und zurechtschnitzt, so geschieht es mit einem Behagen an der Sache, das sich in der Darstellungsweise wiederspiegelt. Auch besitzt Rameau die Kunst, den Leser aus den Blättern des Buches heraus von den Naturstimmungen wirklich anwehen zu lassen, die auf die Gestalten seiner Dichtung einwirken. Der Anfang der „Rose de Grenade", wo der junge Mönch, dem Brauche gemäß, an einem neuen Grabe schaufelt, indes der junge Frühling lockend und aufschreckend, gleichsam über die Mauer, zu ihm hereinblickt, ist hierfür wohl das beste Beispiel. Gern schildert Rameau das heimliche Walides- und Liebesweben, eins durch das andere, und beide in geheimnißvoller Harmonie miteinander. Die wahre Liebe ist bei ihm ein Frühlingssturm, der eine grüne und blühende Welt verheißt. Seine psychologischen Entwicklungen sind fein durchdacht, und wenngleich es ihm nicht an Kühnheit mangelt, überschreitet er doch nicht die haarscharfe Linie, jenseits derer ein zarteres Empfinden verletzt würde. —

Pierre Maël's „Roman de Femme" möge hier genannt sein, weil dieser Roman trotz seiner Mängel, — der Weitschweifigkeit, der Uebertriebenheit in einzelnen Zügen und der Lösung des Knotens durch das übliche Duell, bei dem die Vorsehung walten muß, — doch durch seine Seelengemälde ein tieferes Interesse erregt und vorzüglich in seinem zweiten Theile von ernstem ethischen Gehalt ist. Hier, wo wir die Pariser Boulevards und Salons mit den rauhen Küsten, den gewaltigen Orkanen der Bretagne vertauschen, erhält auch das Buch gleichsam einen neuen, großen Zug. Maël schildert die Entwicklung einer jungen Frauenseele, die unter widrigem Schicksal und trauriger Vereinsamung zu edler Menschlichkeit heranreift und so des Liebesglückes würdig wird, nach dem sie begehrt. Mehr noch als an den Schwachen und Hülfsbedürftigen erweist sich Paulinens sittliche Hoheit an dem Elenden, dem Verleumder, von welchem der Mann, den sie liebt, ihr blutige Genugthuung verschaffen will; sobald sich nur die Wogen ihres gerechten Zornes gelegt haben, beginnt sie um sein Leben zu zittern. Das Schönste an dem Buche ist die Darstellung, wie die Liebe an gemeinsamem Samariterthum der Liebenden wächst und gedeiht; ein armer Knabe wird bei einem Schiffbruch von dem Helden gerettet und von der Heldin geborgen. Durch das Erwachen der mütterlichen Instincte verklärt sich Paulinens Gestalt, und der kleine Lân schlingt durch sein Leben und mehr noch durch die Weihe seines frühen Todes das zarteste, heiligste Band zwischen den Herzen seiner Adoptiv-Eltern. Paulinens wahre Frömmigkeit wird viele wohlthuend berühren. —

Wer eine leichte und doch fesselnde Lectüre sucht, die zwar keinen großen Inhalt aufzuweisen hat, aber durch die Frische des Selbsterlebten und durch ein hübsches Erzähl-Talent anmuthet, der lese „Quelques Années de ma Vie" von Mme. Octave Feuillet, der Wittwe des berühmten Schriftstellers. Wir begleiten die liebenswürdige Frau von ihrer Kindheit an, die sie in einer Reihe von poesievollen Bildern darstellt, durch ihr ferneres Leben, — das Familienleben in Freud und Leid, wie das glänzende Pariser Gesellschaftsleben. Sehr amüsant ist ihre anschauliche Schilderung eines Besuches bei dem Kleiderkünstler Worth, der ihr in einem Tage ein Meisterwerk von Toilette anfertigt und dadurch in den Tuilerien solches Entzücken hervorruft, daß sein Weltruhm sich in diesem Augenblick begründet. —

Zum Schlusse möchte ich noch eine zweite Selbstbiographie, oder wenigstens ein Stück von einer solchen erwähnen, die freilich einen wesentlich anderen Charakter trägt; es handelt sich um eine Veröffentlichung von literarischer Bedeutung und hohem psychologischen Interesse. Von Benjamin Constant, dem berühmten politischen und philosophischen Schriftsteller aus der Zeit der vorigen Jahrhundertswende, der durch seinen für die Epoche höchst charakteristischen Roman „Adolphe" und durch sein Verhältniß zu Frau von Staël auch in der schönen Literatur einen hervorragenden Platz einnimmt, ist vor mehreren Jahren ein Tagebuch aufgefunden worden, das soeben unter dem Titel „Journal Intime de Benjamin Constant" bei Ollendorff in Paris erschienen ist, wo auch die übrigen genannten Bücher, mit Ausnahme von „Quelques Années de ma Vie", verlegt sind. Ein Theil von Constant's Briefwechsel ist dem Tagebuche beigegeben, und interessante Portraits des Autors und der berühmten Frauen, die in seinem Leben eine Rolle spielten, schmücken den umfangreichen Band. Constant's freimüthige Selbstbekenntnisse lassen uns tief hineinschauen in die Schatzkammern eines feinen und reichen Geistes, in das Labyrinth einer müden und unbeständigen Seele. Auch spiegeln sie das bewegte politische und allgemeine geistige Leben jener Tage. Die Schilderung seines Aufenthaltes in Weimar im Jahre 1804 ist für uns Deutsche besonders anziehend.

Nachdruck verboten.

Gute Luft im Schlafzimmer.

Hygienische Studie von Dr. Fr. Dornblüth in Rostock.

Unser modernes Schlafzimmer mit Himmelbetten und dicken Teppichen, mit Chaiselongues, Lehnsesseln und Puffen, drapirten Toilette-Spiegeln, Commoden und Schränken voll tausenderlei Kleidungsstücken und endlich mit Doppelfenstern und dichten Fenster- und Thürvorhängen, stößt dem Hygieniker kaum weniger Bedenken ein, als der oft nur allzu kleine, mit Betten und Schläfern überfüllte und zugleich als Aufbewahrungsort der Tageskleidung dienende Schlafraum der weniger Begüterten, die vielfach sogar fensterlose Alkoven oder mit spärlichen Fenstern versehene enge Höfe bewohnen.

Denn Haupterforderniß eines guten Schlafzimmers ist reine Luft, und die kann, trotz reichlichen Fensteröffnens und Lüftens bei Tage, nicht erhalten werden, wenn nicht auch nachts die freie und reine Außenluft genügenden Zutritt hat.

Jeder Mensch nimmt durch das Athmen beinahe so viel Sauerstoff in sein Blut auf, wie ein Viertel seiner gesammten festen und flüssigen Nahrung an Gewicht beträgt, nämlich ein erwachsener Mann in 24 Stunden durchschnittlich 520 Liter und in 8 Schlafstunden etwa 170 Liter; Frauen und Kinder brauchen allerdings weniger, aber doch an 100—140 Liter während des Nachtschlafes. Anstatt des aus den Lungen in das Blut übergegangenen und von diesem allen Organen zugeführten und für diese unentbehrlichen Sauerstoffs, geht die hier gebildete Kohlensäure wieder in das Blut über. Sie wird in den Lungen ausgeschieden und durch die Ausathmung aus dem Körper entfernt; ihre Menge beträgt, Männer, Frauen und Kinder durcheinander gerechnet, stündlich im Durchschnitte 9 Liter für den Kopf, also in 8 Schlafstunden 72 Liter. Während also der Sauerstoff-Gehalt der Schlafstuben-Luft fortwährend vermindert wird, erfährt ihr Kohlensäure-Gehalt eine fortschreitende Vermehrung, die in abgeschlossenen Schlafzimmern so groß werden kann, daß morgens statt der in 10000 Litern reiner Außenluft höchstens enthaltenen 4 Liter Kohlensäure deren oft 20, 40 und mehr gefunden werden.

Die veränderte Luftbeschaffenheit hat die nothwendige, durch die physikalischen Gesetze des Gas-Austausches bedingte Folge, daß weniger Sauerstoff aufgenommen und weniger Kohlensäure ausgeschieden wird, daß also das Blut und die sauerstoffbedürftigen Organe weniger Sauerstoff empfangen und mehr Kohlensäure zurückhalten, wodurch ihre Ernährung wie ihre Verrichtungen entsprechend geschwächt und geschädigt werden.

Neben der Kohlensäure scheiden wir noch andere luftförmige Stoffe aus, die dann wieder mit eingeathmet werden und für das Wohlbefinden nichts weniger als gleichgültig sind. Da ist zunächst der von Lunge und Haut ausgeschiedene Wasserdampf, der sich durch Beschlagen kalter Fenster und Wände bemerklich macht und hier Ansiedelung und Vermehrung von Schimmelpilzen und anderen schädlichen Organismen begünstigt, von denen Theile sich der Luft beimischen und, eingeathmet, verschiedenartige Krankheiten hervorrufen können. Besonders heftige und anhaltende Bronchial-Katarrhe, Rachen-Katarrhe und Diphtherie werden ohne Zweifel durch solche, auf feuchten Wänden oder an feuchten Einrichtungs-Gegenständen, Kleidern u. dergl. m. gezüchtete Pilzbildungen begünstigt.

Ferner empfangen die Schlafräume von ihren Insassen und aus deren Tageskleidern mehr oder weniger große Mengen von Riechstoffen, die den Schlafstuben besondere unangenehme Gerüche verleihen und theilweise gewiß sehr gesundheitsschädlich sind, wenn sie durch Athmung ins Blut gelangen. Diese Stoffe haften so hartnäckig an Kleiderstoffen, Betten, Teppichen u. dergl. m., daß sie auch durch reichliche und lange Lüftung bekanntlich nur schwer vollständig aus ihnen entfernt werden. Die Vorhänge, Teppiche, Polstermöbel u. s. w. halten aber nicht nur an sich diese Riechstoffe fest, sondern verhindern auch die genügende Lufterneuerung, indem in, neben, hinter und unter ihnen sogenannte todte Winkel sich bilden, in die reine Luft bei einfachem Lüften des Zimmers überhaupt nicht, bei starkem Zuge aber auch nur selten genügend eindringt. Daher kommt es, daß Schlafstuben, in denen den ganzen Tag die Fenster offen gestanden haben und die beim Zubette-Gehen ganz frische Luft zu enthalten scheinen, kurze Zeit nach dem Schließen der Fenster bereits wieder ihren Schlafstuben-Geruch angenommen haben, der durch wohlriechende Essenzen u. dergl. m. wohl zeitweilig verdeckt, aber nicht vernichtet werden kann.

In kleineren und stark belegten Stuben müßten die Schläfer zuletzt in ihren eigenen Ausscheidungen ersticken, wenn nicht durch Austausch mit reinerer Außenluft eine gewisse Lufterneuerung stattfände. Unruhiger, von schweren Träumen geplagter Schlaf, Benommenheit, dumpfer Kopf und Kopfschmerzen sind aber gewöhnliche Folgen der mangelhaften Athmung, wie wir ja auch bei Tage in mangelhaft gelüfteten Zimmern, — wie in Bureaux, Schreib- und Arbeitsstuben, Schulstuben, — Erschwerung der Kopfarbeit, Benommenheit, Kopfschmerzen u. s. w. finden. Eine Luftuntersuchung weist dann oft sehr beträchtliche Vermehrung des Kohlensäure-Gehaltes nach. Längerer, sowie häufig und regelmäßig wiederholter Aufenthalt in solcher verdorbenen Luft führt aber zu bleibenden Gesundheitsstörungen, namentlich zu Blutarmuth, Schleimhaut- und Drüsenschwellungen, besonders bei Kindern, schlechtem, bleichem und ungesunden Aussehen, sowie zu Verminderung der Widerstandskraft gegen viele Krankheiten.

Die Luft unserer Zimmer steht nun zwar durch zahlreiche kleinere und größere Oeffnungen, durch gelegentliches und absichtliches Oeffnen von Fenstern und Thüren, sowie auch durch die Außenwände in fortwährender Verbindung und im Austausche mit der Außenluft; Schlafzimmer aber, die ja so häufig nach engen Höfen ohne Luftbewegung, oder gar fensterlos im Innern der Hausflur liegen und des Nachts noch besonders gegen Zug- und Nachtluft geschützt werden, pflegen am wenigsten davon zu haben, sodaß der von außen Hereintretende morgens oft

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

unglaublich übelriechende Luft findet. Kleine und niedrige Schlafzimmer sind natürlich viel schlimmer daran als große und hohe, weil nicht nur in dem größeren Luftraume die menschlichen Ausdünstungen stärker verdünnt werden, sondern weil auch zahlreichere Fenster und größere Wandflächen stärkeren Luftwechsel zulassen.

Der Luftwechsel hängt außer von der Porosität oder Durchlässigkeit der Wände, — die sich nach dem Material und der Trockenheit dieser richtet, durch frischen Oelanstrich und feste Tapeten, sowie durch Feuchtigkeit sehr vermindert oder ganz aufgehoben wird, — von der Luftbewegung ab. Wind drückt auf und durch die ihm entgegenstehenden Wände, saugt dagegen an den seitlich von ihm bestrichenen Wänden, was selbstverständlich in freiliegenden Häusern sich mehr bemerklich macht, als in eng zusammengebauten, — an freien Plätzen und breiten Straßen mehr, als an schmalen Gassen und engen Höfen. Beim Oeffnen von Fenstern und Thüren kann er rasch eine vollständige Lufterneuerung bewirken, wenn nicht die Zimmereinrichtung ihn darin hindert.

Wichtiger, weil nicht an das Vorhandensein von Wind gebunden und unserer Einwirkung zugänglicher, ist die in und an unseren Häusern durch Wärme hervorgebrachte Luftbewegung. Warme Luft ist bekanntlich leichter als kalte und wird von dieser in die Höhe gedrängt; sobald also, was meistens der Fall ist, die Innenluft der Häuser wärmer ist als die Außenluft, bilden sich in ihnen aufsteigende Luftströmungen, indem kalte Außenluft unten hinein dringt und die warme Innenluft durch die Zimmerdecken und die oberen Wandtheile hinausdrängt. Wenn wir also ein Zimmer heizen, so befördern wir diese Luftbewegung, die, wenn reine Luft zuströmt, zur Reinigung beiträgt. Geschieht dies nicht genügend, so muß der reinen Außenluft eigener Zugang durch eine oder mehrere Röhren gewährt werden, die am besten hinter dem Ofen, in dem Mantelraum des Ofens, oder in einer oder mehreren Ecken des Zimmers, etwas über mannshoch münden, um lästigen und erkältenden Zug zu vermeiden. Der warmen Luft können oben in den Fenstern und Wänden, möglichst entfernt von den Einlaßöffnungen, Auslaßöffnungen geboten werden. Die Heizung wirkt auch dadurch günstig auf die Luftbeschaffenheit, daß die erwärmte Luft mehr Wasserdampf auflöst und so die Wände trockener und demgemäß Luft-durchlässiger hält, also die sogenannte Poren-Ventilation in derselben Weise von innen unterstützt, wie die Besonnung dies von außen thut. Feuchtigkeit der Wände aber hindert nicht nur den Luftdurchgang, weil das Wasser die Poren verstopft, sondern wirkt abkühlend und erkältend auf die Bewohner.

Selbstverständlich ist, daß durch Heizung die Schlafstuben-Luft weder verdorben, noch zu stark erwärmt werden darf. Weder Ofendunst, noch Kochdunst, noch der Dunst trocknender Wäsche, von Kleidungsstücken u. dergl. m. ist im Schlafzimmer zu dulden, und die Wärme darf nicht die für An- und Auskleiden und für ausgiebige Reinigung erforderliche Höhe von etwa 12 bis 14° R. übersteigen. Niemals aber ist die Wärme auf Kosten des Luftwechsels zusammenzuhalten, denn unreine warme Luft ist nicht besser als unreine kalte Luft. Schmutziges Wasser mögen wir nicht zum Waschen, noch weniger zum Mundspülen oder gar zum Trinken benutzen; schmutzige Luft aber führen wir ohne Scheu unserem Blut unmittelbar zu, lediglich weil wir die, von uns selbst und unseren Stubengenossen ausgeschiedenen Verunreinigungen nicht sehen und infolge mangelnder Uebung oder schlechter Gewöhnung auch nicht einmal riechen!

Nachdruck verboten.

Der Morgen.

Auf rosigen Wolken schlummert der Morgen,
Weiß nichts vom Tage, weiß nichts von Sorgen;
Ein leises Athmen, ein Wimpernheben, —
Der Tag, der Tag, was wird er dir geben?

Kind, was wird er dir geben, der rauhe?
Oeffnest zum Licht du das Auge, das blaue,
Lächelst, noch halb von den Träumen umfangen,
Empor zu dem Falter in holdem Verlangen.

Kind, wird einst der Abend sich neigen,
Wirst du in dunkele Tiefe steigen;
Möge die Sehnsucht auch dann dich umhegen,
Mögest du gern dich zum Schlummer legen!

Johannes Wilda.

Nachdruck verboten.

Marienmonat in Valencia.

Zu dem Bilde von José Benlliure in Rom.

Siehe Seite 76 und 77.

Die Maifeste, die in den katholischen Ländern nicht nur der Freude über die neuerwachte Natur, sondern in erster Reihe auch dem Marien-Cultus gewidmet sind, tragen in den romanischen Staaten ein weit glänzenderes Gepräge, als bei uns. Französische, italienische und besonders spanische Künstler haben daher diesen Festen von jeher mit Vorliebe die Motive zu ihren farbenprächtigsten Darstellungen entnommen. Selten aber ist die anmuthige Freudigkeit solch eines Maien- und Marienfestes in so lebensvoller und künstlerisch vollendeter Weise in einem Gemälde zum Ausdruck gebracht worden, als durch José Benlliure y Gil, den großen spanischen Coloristen und Charakteristiker. José Benlliure hat auf diesem Bilde eine schöne Jugenderinnerung aus seiner Vaterstadt Valencia mit begeisterter Hingabe gemalt, die nur durch das ausgeprägte Heimatsgefühl hervorgebracht werden konnte, das alle neueren spanischen Maler in hohem Grade auszeichnet und ihren Werken so charakteristisch nationale Züge und damit einen hervorragenden Reiz verleiht. Benlliure's malerische Vorzüge: das reiche, blühende Colorit und vor allem die unerschöpfliche Mannigfaltigkeit und Feinheit in der Individualisirung der zahlreichen Figuren, kommen deshalb auf diesem Gemälde ganz besonders zur Geltung. Je mehr man sich in diese Darstellung vertieft, um so mehr Feinheiten entdeckt man an ihr; jeder einzelne Kopf, jede einzelne Gestalt ist von innerem Leben beseelt, und es kann nicht Wunder nehmen, daß das Werk, als es gleichzeitig mit zwei anderen Schöpfungen des Meisters, der „Vertheilung der Preise

Der Morgen.

Nach dem Bilde von Bruno van Riesen in Berlin.

im Kinder-Asyl zu Valencia" und der mit der großen goldenen Medaille ausgezeichneten „Vision im Colosseum", im Jahre 1888 auf der Münchener Jubiläums-Ausstellung erschien, das größte Aufsehen hervorrief. Und doch war José Benlliure y Gil, der 1855 als Sohn eines Malers zu Valencia geboren wurde, erst 33 Jahre alt, als er ein so vollendetes Kunstwerk, wie diesen „Marienmonat", schuf. Aber dieser Künstler hat sich überhaupt ganz außergewöhnlich frühzeitig entwickelt. Schon mit neun Jahren hatte er sich im Atelier seines Vaters technisch soweit vorgebildet, daß er selbständig Bilder malen konnte, und als er 1878 nach Rom ging, wo er seitdem seinen Wohnsitz aufgeschlagen hat, war er ein fertiger Meister, von dessen Werken sehr bald die ganze Welt sprechen sollte.

R. Sch.

Nachdruck verboten.

Herzog Emanuele Filiberto von Aosta und seine Braut, Prinzessin Helene von Orleans.

Zu den Bildern auf Seite 73.

Von Rom aus zeigte König Humbert vor noch nicht ganz zwei Monaten den europäischen Höfen die Verlobung seines Neffen, des Herzogs von Aosta, mit der Prinzessin Helene von Orleans an. Und wie in Frankreich, wo man die fürstliche Braut ja längst genau kennt und der Verbindung eine politische Bedeutung beizulegen scheint, so rief auch in den Ländern des Dreibundes, in denen besonders die Persönlichkeit des Herzogs dem Publicum bekannt ist, die Verlobung des jungen Paares die herzlichste allgemeine Theilnahme hervor. — Der Herzog, ein schlanker Mann mit braunem Haupthaar und blondem Bart, gehört mit seinem frischen, lebendigen Wesen zu den Glücklichen, denen sich allerorten mit Selbstverständlichkeit die Herzen öffnen. Er ist jedermanns Liebling wegen seiner liebenswürdigen Heiterkeit, seiner anmuthigen Plaudergabe und ist zumal auch am Wiener Hofe gern gesehen. Am 13. Januar 1869 zu Genua als das erste Kind aus der Ehe des Prinzen Amadeo, — jenes Bruders des Königs Humbert, der in den Jahren von 1870 bis 1873 den spanischen Thron inne hatte, — mit der Königin von Spanien, Maria Vittoria dal Pozza della Cisterna, geboren, genoß er zunächst im väterlichen Heim die sorgfältigste Erziehung. Nachdem er dann auf der Artillerie-Akademie in Turin seine Studien gemacht, trat er in die Armee ein, der er jetzt als Oberst des in Turin stehenden Artillerie-Regimentes angehört. Der Herzog, der, wie seine Braut, ein sehr großes Vermögen besitzt, ist ein leidenschaftlicher Pfleger und Förderer des Rennsportes. Sollte der Prinz von Neapel, der Erbe der Krone von Italien, unvermählt oder ohne Erben sterben, so würde der Herzog von Aosta Ansprüche auf den italienischen Thron haben. — In Prinzessin Helene von Orleans bewundern alle diejenigen, die sie persönlich näher kennen lernten, eine Erscheinung, deren äußerer Liebreiz ihrer Charakterfestigkeit und ihren schönen Geistesgaben nicht nachsteht. Die zur Zeit vierundzwanzigjährige Prinzessin, das dritte Kind des Grafen von Paris, eine Schwester der gegenwärtigen Königin von Portugal und des französischen orleanistischen Thron-Prätendenten Louis Philipp, ist hoch und stolz gewachsen; sie besitzt blaue Augen und blondes Haar. Neben ihren vielseitigen geistigen Interessen pflegt auch sie mit Hingabe den Sport und gilt als eine Meisterin der Reitkunst und des edeln Waidwerkes. Allbekannt ist die Jugendneigung der Prinzessin zu dem verstorbenen Herzog von Clarence geworden; seit Helene von Orleans damals aus religiösen Bedenken der Verbindung mit dem der anglikanischen Kirche angehörenden Herzoge entsagte, wurde sie ein besonderer Liebling des Vaticans, von wo aus die wärmsten Segenswünsche sie in ihr junges bräutliches Glück begleiteten.

G. v. L.

Redactions-Post.

Fragen.

Mutterseelenallein. — Woher kommt dieses Wort und was bedeutete es ursprünglich? A. M.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Weichbild (48). — Die Erklärung ist noch umstritten; nach den einen kommt der erste Theil des Wortes, der mit unserem „weich" nichts zu thun hat, vom älteren wîh = heilig, — noch in Weihnacht = zu den wihen nachten ꝛc., — nach den anderen vom lat. vicus = Dorf. Das Wort „Bild", — nicht unser jetziges Bild, sondern etwa noch erhalten in Unbill, bedeutete „Gericht", „Gerichtsbarkeit", übertragen auch „Bezirk dieser Gerichtsbarkeit", sodaß das Wort nach der ersten Erklärung der geweihte Bezirk der Gerichtsbarkeit um eine Stadt herum, ungefähr = „Burgfriede", nach der zweiten einfach „Stadtgebiet", übertragen „Stadt-Gerichtsbarkeit", bedeuten würde (vgl. auch Kluge, Etym. Wörterbuch). In Westfalen findet man vielfach die Etymologie „Wiegbild".

Dr. Dr., Münster.

Schlafittchen (56). — Kommt her von „Schlagfittich", schlagender Fittich, und ist ein mißverstandenes Diminutiv. Wie man eine Gans zum Rupfen, Schlachten u. s. w. am Flügel packt, so den Menschen am Arm, Aermel, Kragen. Nach Kluge's etymologischem Wörterbuche hat Schlagfittich, d. h. die Schwungfedern des Flügels, in mitteldeutscher Mundart direct die Bedeutung „Rockschoß". Nach Grimm stammt das Wort aus dem Holländischen; auch bringt er aus Dialekten Beispiele vor.

Dr. K., Berlin; M. B., Hamburg, u. a.

O. P., Szegedin. — Es besteht in Wien in der That ein Unterschied zwischen einem Ball bei Hofe und einem Hofball. An dem ersteren, dem eigentlichen Hausball des Kaisers, nehmen nur der Hof, die Diplomatie, die hohen staatlichen Würdenträger und die Mitglieder der höchsten Aristokratie theil, während zu dem letzteren auch Nichtmitglieder der Aristokratie hinzugezogen werden, wie Abgeordnete, Angehörige des niederen Adels, bürgerliche Offiziere u. s. w. Uebrigens hat die Bezeichnung „Ball bei Hofe" erst neuerdings das frühere „Kammerball" verdrängt.

Anna E., Linz, und Regina U., Wien, u. a.

Otto E. Ehlers. — Die letzte bekannte Adresse des Herrn E. lautete: Kalkutta, Deutsches Consulat.

Bismarck-Verehrer im Steyerland. — Die xylographische Kunstanstalt von G. Heuer & Kirmse in Berlin W. giebt seit März d. J. eine illustrirte Rundschau für deutsche Geschichte, Kunst und Leben unter dem Titel „Bismarck" heraus, die alles an künstlerischen und literarischen Schätzen sammeln und buchen will, was den Fürsten Bismarck im ehrenden Sinne betrifft. Zu jedem Jahrgang dieser „Bismarck-Rundschau" liefert der Verlag ein besonderes Kunstblatt. Den Anfang bildet eine herrliche Kupfer-Aetzung nach dem neuesten, höchst charakteristischen Portrait des Fürsten von Meister Lenbach. — Das Portrait und die „Rundschau" — vier Hefte bilden einen Band — kosten zusammen 12 Mark.

L. D., Kr. — Wir bitten um Angabe Ihrer Adresse, damit wir Ihnen Ihre freundliche Einsendung wieder zustellen können.

E. M. Bredow. — Besten Dank! Ihrem Zwecke entspricht vielleicht: „Titulaturen in Briefen und Eingaben an Standespersonen und Behörden" von R. Stein. Berlin, Nicolai'sche Verlagsbuchhandlung.

P. J. — Ja, der betreffende Schriftsteller heißt wirklich so. Adresse: Berlin, Poststr. 20a.

Meta. — Das erste Oberlehrerinnen-Examen in Berlin findet am 5. Juni d. J. statt. Die Prüfung wird wie beim Examen der akademischen Lehrer in zwei Lehrgegenständen abgelegt; für den ersten steht die Wahl zwischen Religion, Deutsch, Französisch, Englisch, für den zweiten zwischen Geschichte, Geographie, mathematischen Wissenschaften oder Naturwissenschaften frei.

Bismarckfreundin. — Unsere geschätzte Mitarbeiterin Fräulein Johanna M. Lankau in Dresden erhielt für die dort zur Bismarckfeier ausgeschriebene Festdichtung für ihren Prolog den 3. Preis.

Pastor L. in M. — Das vaterländische Schauspiel „Marienburg" von Ernst Wichert ist in der Reclam'schen Bibliothek erschienen.

Frau v. L., Rheinland. — In Dr. Friedrich Kirchner's „Buch der Freundschaft" (Halle a. S., G. Schwetschke'scher Verlag) werden Sie alles finden, was Ihnen in betreff des Wesens der Freundschaft und über berühmte Freundschaften wissenswerth erscheint.

Alix. — Unsere Anfrage in Zürich ist leider unbeantwortet geblieben.

Santa Lucia. — Den vielen freundlichen Einsendern verbindlichsten Dank! Die badische Abonnentin erhielt den Text direct zugestellt und dankt speziell noch der Leserin in Saluru.

Rheinländerin in St. Louis. — Beiträge für das dem rheinischen Dichter Wolfgang Müller von Königswinter in Königswinter zu errichtende Denkmal nehmen die Bankhäuser Sal. Oppenheim jr. & Co. und J. H. Stein zu Köln entgegen.

Herrn N., Birre. — Verbindlichsten Dank! Die Haberfeld-Frage hatte aber bereits genügend Erledigung gefunden.

Literatur-Freundin in Lodz. — Wir möchten reiferen Leserinnen von den Norwegern besonders Jonas Lie empfehlen. „Die Töchter des Commandeurs" ist ein vorzüglich geschriebener, tief ergreifender Roman. — Den Dänen Bergsoe liest man wenig mehr, obwohl er sehr hübsche Bücher verfaßt hat, z. B. „Aus der alten Fabrik".

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamerstraße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

12. Mai 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 10.

Die heutige Mode in ihrer Uebertreibung.

Nach Modellen und Modezeitungen.

Wie eine Apotheose des Schmetterlings erscheint unsere heutige Skizze: flügelartig breitet sich der Schulterkragen aus, der seinen Schmuck in großen eingestickten Schmetterlingen findet; den Hut krönt ein weiteres, riesengroßes Exemplar von etwas fragwürdiger Gattung, als Hals-Garnitur scheint sich rückwärts gleichfalls ein Schmetterling niedergelassen zu haben, und sogar die Schleife des langen Nadelschirmes nimmt Schmetterlings-Gestalt an. Dagegen wirken der stark gefeilte Rock mit der Nahtverzierung aus schmalen Litzen, wie die mit überhängendem Bausch versehene Bluse verhältnißmäßig einfach. C. E.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Ihren hundertsten Geburtstag feierte hier eine deutsche Schriftstellerin, Frau Mühling, die durch Uebersetzung manches gute französische Werk unserer Bühne zugeführt hat. Die greise Dame, die unter dem Schriftstellernamen Olfers thätig gewesen ist, und deren Uebersetzung von Scribe's „Frauenkampf" sich gegenwärtig am Berliner „Schiller-Theater" erfolgreich auf den Brettern behauptet, erfreute sich in seltener Rüstigkeit ihres Ehrentages und der vielen Aufmerksamkeiten, die ihr zum Theil von sehr hochgestellten Personen an demselben dargebracht wurden.

— Dem Preisgericht für einen vom „Verein der Künstlerinnen und Kunstfreundinnen" jüngst ausgeschriebenen Wettbewerb, der das Gebiet der Landschaftsmalerei betraf, haben 19 Bewerbungen vorgelegen. Es wurden ausgezeichnet mit ersten Preisen die Landschaften von Emma Lischke-München und Anna Geressheim-Ahrenshoop, mit einem zweiten Preis eine Landschaft von Elisabeth von Eicken, mit einem dritten Preis eine Landschaft von Eva Stort; Luise Vollmann wurde ehrenvoll erwähnt.

— Am „Victoria-Lyceum" zu Berlin erhielten jüngst diejenigen Damen, welche die wissenschaftlichen Lehr-Curse drei Jahre besucht und vor der Regierungs-Commission die mündliche und schriftliche wissenschaftliche Prüfung bestanden hatten, zum ersten Male ein staatliches Zeugniß, sowie den Titel „Oberlehrerin."

Karlsruhe. — Das hier im Jahre 1893 vom Verein „Frauenbildungs-Reform" begründete erste Mädchen-Gymnasium Deutschlands hat von dem badischen Unterrichts-Ministerium soeben die Zusicherung erhalten, daß dieses bei Weiterentwickelung der Schule die Zöglinge nach Vollendung ihrer ordnungsmäßigen Studien zum Maturitäts-Examen zulassen werde. — Das Karlsruher Gymnasium, das sich in erfreulichster Weise entwickelt, fügt seinen beiden jetzigen Classen, Unter- und Ober-Tertia, zu Michaelis 1895 eine dritte, die Unter-Secunda, hinzu; das Schuljahr beginnt nach süddeutscher Weise Mitte September. Anmeldungen nimmt der Verein „Frauenbildungs-Reform" in Hannover, Lavesstr. 67, entgegen.

Wien. — Der segensreich wirkende „Schul-Verein für Beamtentöchter" hat gegenwärtig wieder für das Schuljahr 1895/96 die Ertheilung von Stipendien und Unterrichts-Beiträgen zum Besuch der höheren Bildungs-Anstalten in Wien und in den Kronländern an mittellose Töchter oder Waisen von Beamten bestimmt. Ferner gelangen eine Reihe von Freiplätzen und halben Freiplätzen, deren Benefícien sich jedoch nur auf den Unterricht selbst erstrecken, in den vom Vereine errichteten Instituten und Fach-Cursen, sowie in 60 dem Schul-Vereine für Beamtentöchter zur Verfügung stehenden Erziehungsanstalten, Fachschulen, Industrieschulen und Sprachschulen Wiens zur Verleihung. Schließlich werden eine Anzahl von frei werdenden Plätzen im „Beamtentöchter-Heim" vergeben. Das Kostgeld für die Zöglinge des Töchterheims beträgt monatlich 40 fl., kann jedoch in Fällen, die Berücksichtigung verdienen, auf 25 fl. herabgesetzt werden. Bewerberinnen um derartige Benefícien, sowie diejenigen, welche bereits im Genusse solcher stehen und um deren Fortbezug einkommen wollen, haben ihre Gesuche bis Ende Mai 1895 an das Präsidium des „Schul-Vereines für Beamtentöchter", 8. Bezirk, Langegasse 47, zu richten.

— Der „Allgemeine Oesterreichische Frauen-Verein" hielt vor kurzem eine Versammlung ab, um über die Dienstboten-Frage zu berathen. Bei diesem Anlasse besprach Dr. Julius Ener den dem Gemeinderathe vorliegenden Entwurf zu einer neuen Dienstboten-Ordnung. Der Redner führte aus, daß derselbe von der noch immer hier zu Recht bestehenden, alten Dienstboten-Ordnung vom Jahre 1810 in vielen Stücken nur unerheblich abweiche und den Fortschritten der Zeit und namentlich ihren Humanitäts-Anforderungen gegenüber der dienenden Classe nicht Rechnung trage. Herr Johann Herdagen, welcher seiner Zeit die Productiv-Genossenschaft der Arbeiterinnen Wiens gegründet hat, sah die Wurzel vieler Uebelstände in der concessionirten und nicht concessionirten Dienst-Vermittlung, wie sie in Wien gebräuchlich ist. Die Rede des Vortragenden gipfelte in der Forderung nach einer neuen, zweckentsprechenden Dienstboten-Ordnung, der Verstaatlichung des Vermittlungs-Wesens, der Errichtung von Ausbildungs-Schulen und Unterkunfts-Häusern und in der Schaffung einer Altersversorgung. ∎

Rom. — Zwei aristokratische Verlobungen machen in der vornehmen Welt Italiens gegenwärtig großes Aufsehen. Die eine ist die des Fürsten Scipio Borghese mit der Herzogin Maria Deferrari, die andere die des Don Giuseppe Borghese mit einer Prinzessin Colonna aus Neapel. Die junge Herzogin Deferrari gilt als die reichste Erbin Italiens; die Prinzessin Colonna besitzt eine Mitgift von 12 Millionen Lire, während die alte und berühmte Familie Borghese bekanntlich seit langer Zeit mit finanziellen Schwierigkeiten kämpft.

Die Mode

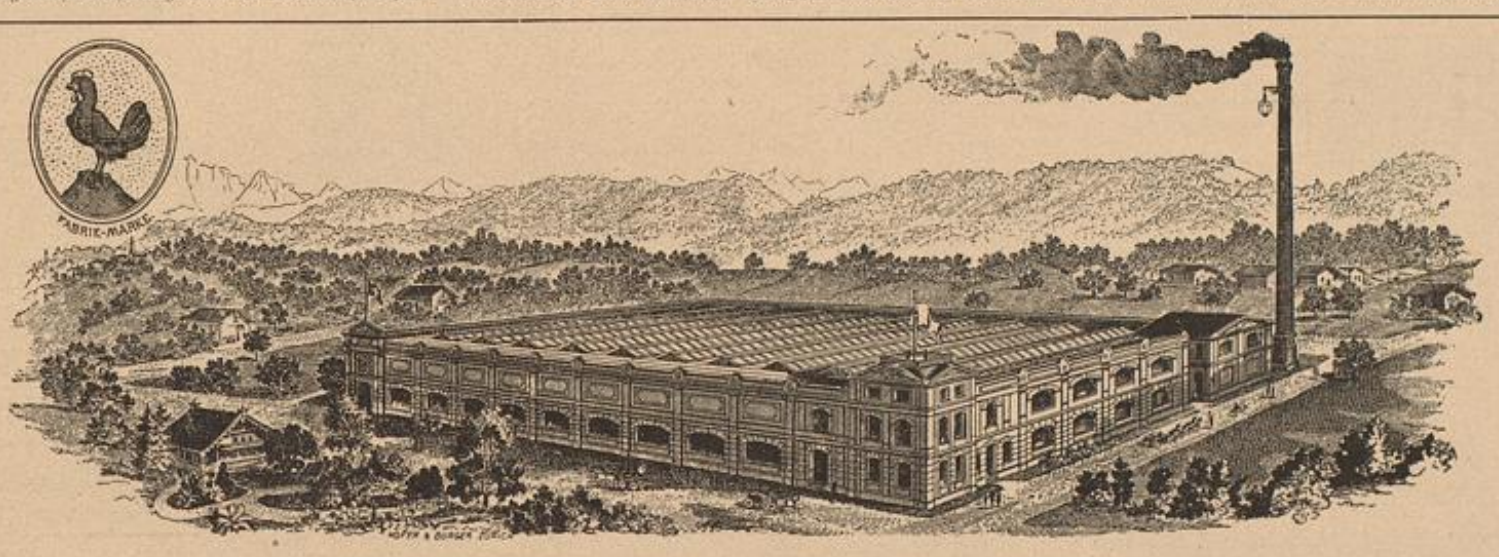
Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Unter „Neue Moden" der heutigen Nummer unserer Zeitung erwähnten wir einen besonderen Stil der Toilette, der das Genre Louis XVI. ziemlich treu copirt, und dem die Pariser Confectionnäre für die Hochsommertage einen großen Erfolg verheißen. Unsere Darstellung veranschaulicht eine solche Toilette, bei der allerdings von einer „Stileinheit" nicht zu sprechen ist, da die Mode sich einstweilen nicht von dem breit ausfallenden Rocke trennen mag. Hier erscheint derselbe aus drei breiten Serpentine-Volants von blaßblauem, bunt geblümtem Taffet gebildet, deren jeder durch einen myrtengrünen Kreppstreifen, von Rosetten zusammengefaßt, gehalten wird. Die Taille dagegen wirkt vollkommen stilecht, mit den engen, am Ellbogen durch einen Spitzen-Volant ergänzten Aermeln und dem gekreuzten Marie Antoinette-Fichu aus weißem Mull mit Spitzenansatz und grünem Kreppstreifen. Auch die Frisur und der große gebogene, federngeschmückte Strohhut passen sich diesem Stil trefflich an. Einstweilen wird es ja eines gewissen Muthes bedürfen, um ein Kostüm zu acceptiren, das von der bisher herrschenden Mode so durchaus abweicht, doch ist dasselbe so reizvoll und so sehr geeignet, eine ebenmäßige Gestalt zur Geltung zu bringen, daß ihm große Verbreitung zu wünschen wäre. C. E.

Sommer-Toilette im Genre Louis XVI.

— Die Mode kann sich in der Vorliebe für Veilchen noch immer nicht genug thun. Nachdem sich schon eine leise Ermüdung an den Veilchentuffs der Halsrüschen, den Veilchen-Garnituren der Hüte bemerkbar macht, erscheinen als jugendlicher Haarschmuck für Gesellschafts-Toilette einzelne, in die vorderen Löckchen verstreute Veilchen, während ein kleiner Strauß den Knoten am Hinterkopfe ziert. Besonders reizend wirkt dieses Arrangement, wenn man frische Blüthen verwendet. M. E.

Wien. — Durch den Todesfall im Kaiserhause aus dem Carneval in die Frühlingszeit verschoben, fand im Hause des Ministerpräsidenten Fürsten Windischgrätz die erste officielle Soirée statt, zu der die höchste Aristokratie und vornehmlich das diplomatische Corps ihre elegantesten und reizendsten Vertreterinnen entsendet hatten. Die Damen erschienen im Hofkleid mit vollen Schmuck, in großartigster Toiletten-Pracht, doch war fast nirgends die lange Schleppe zu sehen, vielmehr überall die Anordnung der sehr weiten, bauschenden Stoffmassen



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich

Foulard-Seide

95 Pf.

bis Mk. 5.85 p. Meter in den neuesten Dessins und Farben.

empfiehlt:

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v. Mk.	1.85—18.65	**Seiden-Grenadines**	v. Mk.	1.35—11.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ „	13.80—68.50	**Seiden-Bengalines**	„ „	1.95— 9.80
Seiden-Foulards	„ 95	Pfge.— 5.85	**Seiden-Surahs**	„ „	1.35— 6.30
Seiden-Masken-Atlas	„ 60	„ — 3.15	**Seiden-Faille française**	„ „	2.45— 9.85
Seiden-Merveilleux	„ 75	„ — 9.65	**Seiden-Crêpe de Chine**	„ „	2.35—10.90
Seiden-Ballstoffe	„ 60	„ —18.65	**Seiden-Foulards japan.**	„ „	1.45— 5.85

p. Meter.

Seiden-Armûres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. **porto-** und **steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

in die rundgeschnittenen großen Orgelfalten, die eben nur den Boden berührten. Besonders an der reizenden Robe der schönen Hausfrau, Fürstin Gabriele Windischgrätz; dieselbe bestand aus kaisergelbem Atlas-Brokat mit Rococo-Schleifenmuster und war an der Taille wie auf dem, an beiden Seiten unter Schlitzen sichtbar werdenden Unterkleide aus Illusions-Tüll mit durchbrochener altvenetianer Stickerei in großem Muster, mit Silber-Contour auf weißer schwerer Seide ausgeführt, besetzt. Eine der prächtigsten Toiletten trug die Gemahlin des englischen Botschafters, Lady Monson. Das schwere, blüthenweiße Duchesse-Atlaskleid erschien durchweg mit kleinen Brillant-Steinen ohne Fassung bestickt, dazwischen größere orientalische Schriftzeichen in Silber-Cantille und Wachsperlen; die weit abstehenden, steif unterfütterten Flügel-Epaulettes wiederholten die gleiche Stickerei; die faltige Blusentaille aus Tüll schloß eine Rüsche mit Wachsperlen-Rand oben ab. Interessant waren die sehr kleinen Volant-Aermel aus Tüll; an der linken Brustseite trug die Botschafterin einen ziemlich großen Strauß Centifolien und lila Flieder, im Haar eine an einer Gold-Spirale schwankende Zitternadel aus Brillanten. Es fiel auf, daß

Toilette mit venetianer Stickerei. Toilette mit Flügel-Epaulettes.

außer Perlen und Diamanten nur sehr viele prächtige Smaragde gesehen wurden, besonders mit gerundetem Schliff. N. Br.

Paris. — Ganz Paris rüstet sich zum Aufbruch, und unsere Modistinnen haben einstweilen nichts Wichtigeres zu thun, als jene Reisegewänder vorzubereiten, die so einfach und anspruchslos aussehen und gerade deshalb so besondere Sorgfalt der Arbeit erfordern, um tadellosen Chic aufzuweisen. Ein hinten und vorn ganz loser Sack-

Sack-Paletot für die Reise.

Paletot, — nicht eines jener in Deutschland üblichen Gigerl-Jackets, sondern eine unter die Hüften hinabgehende Form — wird durch einen doppelten Schulterkragen vervollständigt, den einzig Stepplinien umranden. Der Kragenform entsprechend, ist auch die breite, doppelte Aermel-Manschette gestaltet. Vorn wird der Paletot durch je zwei, mit Schnurösen verbundene Doppelknöpfe geschlossen. Für den See-Aufenthalt, wo die breitkrämpigen Hüte sich manchmal als recht unbequem erweisen, dient ein rundes Hütchen mit schmaler, aufgebogener Krempe, das ein Paar Flügel und ein Schleier garniren. Die langen Enden des letzteren werden um den Hals geschlungen und zu großer flatternder Schleife verknotet.

B. de G.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Die Vorliebe für Spitzen erstreckt sich, wie wir in der Nummer vom 14. April an dieser Stelle in Wort und Bild zeigten, auch auf die Handarbeiten. Neben einzelnen Auflagen in Guipure gelangen jetzt schmale, aber kräftige farbige Klöppelspitzen als Umrandung großer Musterpartien zur Verwendung, während das Muster selbst mit Garn, Seide, Goldfaden u. s. w. gearbeitet wird. Als Grundstoff für die in mannigfaltigster Ausführung und reizvoller Anordnung des vielgestaltigen Materiales vorhandenen Decken und sommerlichen Stuhlkissen bevorzugt man graues Leinen, doch sahen wir auch im Rococo-Geschmack gehaltene Vorlagen, die z. B. auf theegrünem Atlas zierliche Blumensträuße in Bändchen-Stickerei, verbunden mit lederfarbenen Klöppelspitzen zeigten. Da die eigenartige Wirkung der Spitzen-Verzierung mit in dem Reiz der Farbe liegt, den unsere kleinen Darstellungen naturgemäß entbehren müssen, so verzichten wir auf eine Wiedergabe, fügen aber noch hinzu, daß die originellen Arbeiten auch angefangen oder nur vorgezeichnet käuflich sind. E. F.

— Aus England stammt eine neue Art Decoration für Toiletten-Tische oder zum Drapiren der Vorhänge in Wohnzimmern, — naturgetreu nachgebildete Blumen aus Atlas und Sammet, deren Kelch als Nadelkissen dienen kann. Diese, an ihrem Stiel anzuhängenden Blumen-

Englisches Blumenkissen.

kissen dürfen wohl als eine Folge der naturalistischen Blumen-Stickereien der South-Kensington-Schule betrachtet werden, — jedenfalls tragen sie dazu bei, die Zimmer-Ausstattung freundlich zu gestalten. Unsere Vorlage zeigt die Blätter der Wasserrose aus weißem Atlas, die grünen Blätter aus moosfarbenem Plüsch gefertigt, dazu den Kelch — ein $5^1/_2$ cm im Durchmesser großes Kissen — aus goldgelbem Sammet.

E. F.

— Mit dem Mai beginnt die Zeit, wo man seinen Gästen gern eine kühlende Erfrischung reicht, und für eine der beliebtesten, die Mai-Bowle, ist das dargestellte Deckelglas bestimmt, das natürlich auch mit Erdbeerwein oder Limonade gereicht werden kann. Deckel wie Glas schmückt eine flotte, mit Oelfarben ausgeführte Malerei, die nicht eingebrannt ist, demnach beim Reinigen Vorsicht bedingt. Das Fußglas, gelblich-grün, aber durchsichtig, mißt einschließlich des 5 cm betragenden Deckels 20 cm Höhe. Ueber den Deckel legt sich, als Hinweis auf den im Glase gebotenen Trunk, ein Stielchen Waldmeister mit seinen blumenartig gestellten Blättern; am Fuß hockt das grüne Maifröschlein, lustig zum Sprunge bereit; auf dem Glase selbst erscheinen zwei, von den Geistern des Weines angeregte Gnomen, die, sich umschlungen haltend, ein Tänzchen wagen. Die kleinen Kerle mit ihren bunten Röckchen sind mit liebevoller Sorgfalt gemalt und heben sich plastisch von dem feingetönten Grunde ab. E. F.

Gemaltes Deckelglas.

Bezugsquellen: Kissen, Decken mit Klöppelspitzen verziert, auch angefangen: E. Heinze, W. Mohrenstr. 47. — **Englische Blumenkissen:** P. Lindhorst, W, Mohrenstr. 38. — **Gemaltes Deckelglas:** Fräulein L. d'Heureuse, W, Lützowstr. 84.

Willi Büsing, Berlin W., Bendlerstr. — 13. —
Langjährig. Assistent des Herrn Prof. Dr. Vogel (Techn. Hochschule in Charlottenburg).
Photochemisches Untersuchungs-Institut.
Photographische Lehranstalt
für Herren und Damen, Fachleute und Amateure.
Amateur-Curse. Dunkelkammern stehen zur Verfügung.
Praktische wie theoretische Ausbildung in sämmtlichen photograph. Negativ- u. Positiv-Verfahren sowie photo-mechanisch. Druckverfahren. Eintritt jeder Zeit. Kurse u. längere Curse. Uebernahme aller vorkommenden photogr. Arbeiten. Nähere Auskunft wird bereitwilligst ertheilt. **Täglich** geöffnet von 9—7.

Damen, welche sich **leichten u. lohnenden Erwerb** schaffen wollen, lehre ich Handschuhe waschen und in allen **Couleuren färben.** Leicht faßlich u. ausführbar. Adr. erbet. unt. „Handschuhe" b. die Exp. d. Z.

Alle Arten **Stickereien** auf **Costumes** fertigt
Clara Wolter, BERLIN. S.W. an der Jerusalemer Kirche 2.

B. Schott's Söhne, Mainz.
Um die Wahl von Musikstücken unseres umfangreichen Verlages zu erleichtern, versenden wir auf Verlangen gratis u. franco:
Führer durch unsere Piano-, Violin- und Gesangs-Cataloge,
nur beste Stücke enthaltend. Schwierigkeitsgrad resp. Tonumfang ist angegeben.

Kunststickereien jeder Art werden auf's Beste ausgeführt und angefangen. — Ebenso wird jungen Damen in allen Techniken der **Kunststickerei Unterricht** ertheilt bei Fräulein E. v. Rüdgisch Kurfürstenstraße 45. II.

Verlag von **Leopold Voss** in **Hamburg,** Hohe Bleichen 34.
Soeben erschien:
Die Handschrift.
Blätter für wissenschaftliche Schriftkunde und Graphologie.
Unter Mitwirkung von Sanitätsrat Dr. A. Erlenmeyer und Professor Dr. W. Preyer herausgegeben von
W. Langenbruch, gerichtl. vereid. Schriftsachverständigen.
1895. • No. 1.
Preis: vierteljährlich 2 Mark. Bestellungen direkt beim Verleger sowie bei allen Buchhandlungen und Postanstalten. — Probenummer postfrei.

Blitzsaubere
Fussböden
erhält man durch Müller & Mann's streichfertige **Bernsteinlackfarbe,** enorm haltbar, schnelltrocknend, leicht anwendbar.
Streiche
selbst, dann sparst Du.
Versand direkt von der Fabrik in allen Farben. Postpackete Brutto 10 Pfund franko unter Nachnahme von 7,65 Mark.
Edmund Müller & Mann, Lackfabrik, Charlottenburg 11.

Naphtha-Seife
durch Gebrauchsmuster geschützt
reinigt die Wäsche lediglich durch Kochen ohne zu reiben. Zu haben in den meisten Drogen- u. Seifen-Geschäften od. direkt durch
van Baerle & Sponnagel,
Berlin N., Hermsdorferstr. 8.
Probe-Post-Packete von 3 Mk. an franko!
Wiederverkäufer gesucht.

Geschenkswerke!!
Mein Heim — mein Stolz!
Illustrierte kunstgewerbliche
„Zeitschrift für Innen-Dekoration".
V. Band. Jahrg. 1894
mit über **300** Illustrationen
aus allen Gebieten der Wohnungs-Einrichtung und -Ausschmückung, mit hochinteressanten Textbeiträgen. — (Inhalts-Verzeichniss gratis.)
Elegant in Leinwand gebunden Mk. 25,—.
Ueber den vielseitigen Werth der „Innen-Dekoration" liegen die **schmeichelhaftesten -Anerkennungsschreiben** vor u. A. von: Sr. Maj. dem König von Württemberg. — S. M. dem König von Rumänien. — S. K. H. dem Grossherzog v. Hessen. — S. K. H. dem Grossherzog von Baden. — S. K. H. dem Herzog von Coburg-Gotha. — S. H. dem Herzog von Anhalt. — Sr. K. H. dem Fürsten von Bulgarien, Sr. Durchlaucht dem Fürsten Bismarck u. anderen Notabilitäten, vielen hohen Privaten und Künstlern ersten Ranges (wie Lenbach, Pradilla, Wallot)

Hochzeits-Album.
Reich illustriert von erster Künstlerhand.
Sinnigstes Geschenk für Brautleute
In originellem, hochelegantem, weissem, braunem oder dunkelblauem Einband.
Mark 15,—.

Bekenntniss-Buch.
Charakter-Spiegel meiner Freunde und Freundinnen.
Beliebtestes Geschenkswerk für Gebildete aller Stände und jeden Alters.
In eleg. Original-Leinwandband. **Mk. 3,50.**
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen oder direkt von
Alex. Koch, Kunstverlag, Darmstadt 176.

Die **besten** Werke d. Weltlitteratur (ganz oder in abgerund. Auszügen, circa 2000 Foliob. in 1 Prachtb., 2. Aufl. des „Hundertbücherbuchs", einzeln 10 M.), „Klassiker d. Kunst" (Malerei usw.); Porträts; 200 Folioi. Musik-Noten; 6 M.), „Konversationslexikon" (38 Lehrbücher des ganzen menschl. Wissens und Lexikon mit über 200000 Artikeln; 20 Bände; 28 M.) für zus. 40 M. einfacher ausgest. 28 M., — unerhört billig — u. bei 100000 Subskrip. auch noch Gründung e. Erwerbs- und Hochschule, bes. f. Frauen. Prospekt sendet Prof. Dr. Hottinger, Berlin W. 30.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b. Fr. Clara Roth, Berlin W, Lützowstr. 84 a.

Das Atelier der Kunststickschule des
Frauenerwerbsvereins zu Dresden,
Ferdinandstr. 13, II,
empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

= Im Schlosse Sr. Majestät des deutschen Kaisers im Gebrauch. =
Verblüffende Bequemlichkeit.

Baby-Bazar. M. Wolff.
Berlin W, Werderscher Markt 9.
Renommirtes einziges Spezialhaus für Komplete Baby-Ausstattungen.
General-Versandt der ärztlich sehr empfohlenen
echt pat. Ear Caps,
Stück 4 Mk. 50 Pf.
allein zweckmäßig gegen abstehende Ohren, **echt engl. pat. Binden** für Damen z. Wiedererlangung der Figur. Stck. 12 Mk.

Jul. Heinr. Zimmermann
Musikexport, Leipzig.
Illustrirte Preisliste gratis.

Mandelkleie mit **Veilchengeruch**
macht die Haut geschmeidig und erhält den Teint jugendfrisch!
Vollständiger Ersatz für Seife und Puder.
Alleinige Erzeuger:
A. Motsch & Co.
WIEN, LLUGECK № 3
Generaldepôt bei **J. Prochownik,** Berlin S.W., Ritterstr. 48.

Musik-Instrumente
aller Art: Spec. **Alte Geigen.**
Dölling & Winter
Markneukirchen.

Richard Neumann,
WIEN,
I. Rothenthurmstr. 39,
Ecke Franz Josef-Quai.
Allein-Vertretung Deutschland und Oesterreich-Ungarn der patentirten, geschlossenen und offenen
Feuer-Kochherde
von **Newton, Chambers & Co., Thorncliffe** bei Sheffield.
Fabrikslager von *Gas-Oefen* u. *Gas Kochapparate* etc. für häusliche und industrielle Zwecke. —
Illustr. Preis-Courante gratis u. franco.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft II. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 1. Juni 1895. — Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Frieda.

Eine Wiener Geschichte. Von Balduin Groller in Wien.

(1. Fortsetzung.)

Der Touristensport hatte Andreas dann infolge einer natürlichen Ideen-Verbindung auch auf einen anderen Sport gebracht, auf die Athletik. Das Radfahren und Bergsteigen hatten die Muskulatur seiner unteren Extremitäten außerordentlich entwickelt, aber es waren nun auch seine Arme förmlich hungrig geworden, sich in harter Kraftübung zu bethätigen. Auch sie wollten 'was zu thun haben und sich in Anstrengung Genüge schaffen. Er brachte sich also mit der Zeit ein ganzes Arsenal von Hanteln und Kugelstangen ins Haus, um die Arme nicht zu kurz kommen zu lassen und sie durch Arbeit mit Schwergewichten zu befriedigen. Nachdem er sich so zu Hause entsprechend eingearbeitet hatte, trat er einem der zahlreichen Athleten-Clubs bei, und bald genoß er als einer der stärksten Männer Wiens einen gewissen Ruf. Hierbei ging er ebenfalls mit förmlich wissenschaftlicher Gründlichkeit zu Werke. Auch für diesen Sport hielt er sich eine Reihe von Fachzeitschriften, um stets über die verschiedenen besten Leistungen informirt zu sein und die eigene Leistungsfähigkeit daran messen und richtig beurtheilen zu können.

Endlich hatte er noch eine stille Liebe: das war die Bildhauerei. Er hatte ein Zimmerchen seiner Wohnung zur Werkstatt hergerichtet, und da schnitzte er in Holz oder formte in Thon, was ihn eben freute. Seine Arbeiten hatten gerade keinen erheblichen künstlerischen Werth; es waren Fruchtstücke, Thiergestalten, Schüsseln mit Pflanzen-Ornamenten u. dgl., aber die Arbeit an sich vergnügte ihn, und die Bekannten und Freunde, denen er dann seine bescheidenen Kunstwerke dedicirte, hielten sie hoch in Ehren.

So vergingen Andreas die Tage, die Monate, die Jahre in stillem Genügen, und nun wunderte er sich, daß er mit einem Mal an allem die Lust verloren hatte. Wenn er sich über die Generalstabskarte beugte, um sich die Kilometer für seinen nächsten Radausflug auszurechnen, dann kam er damit nicht zustande, und er dachte sich, daß es überhaupt besser sein werde, den Ausflug zu verschieben. Die Bildnerei freute ihn auf einmal nicht, und nicht einmal auf die hochedle Touristerei stand ihm der Sinn. Ins Kaffeehaus freilich ging er noch und erfüllte getreulich seine Pflichten als Kiebitz, doch er war auch dort nicht ganz bei der Sache. Am wohlsten fühlte er sich noch in seinem Amte. Die gehäufte und verantwortungsvolle Arbeit hielt ihn im Bann, aber oft genug ertappte er sich auch dabei auf seltsamen, wunderlichen, ihm völlig neuen und ungewohnten Träumereien.

Es geschah ihm wohl auch, daß er, durch die Straßen der Stadt schlendernd, fast unwillkürlich einem geheimen Zuge nach der Strozzigasse folgte. Wenn er sich dabei auf sich selbst besann, dann machte er, seine eigene Thorheit belächelnd, mit einem plötzlichen Entschlusse Kehrt. Aber merkwürdig, beim Rückwege verlangsamten sich seine Schritte; er begann nachzudenken, und das Ergebniß seines Nachdenkens war dann die Ueberzeugung, daß doch er der Herr seiner Entschlüsse sei, daß ihm niemand etwas zu befehlen habe, daß er ein freier Mann sei und thun könne, was er wolle. Und es war doch gar niemandem eingefallen, ihm etwas zu befehlen. Weil er also thun konnte, was er wollte, so kehrte er wieder um, und ging nun gerade einmal, zweimal und dreimal durch die Strozzigasse. Dabei blickte er immer zu einer gewissen Fensterreihe hinauf, und er wäre sehr glücklich gewesen, dort ein gewisses Gesicht zu erblicken, und zwar meinte er dabei nicht das des Herrn Mechanikers Adolf Steininger;

Zur Hochzeit reitende Huzulinnen.
Nach dem Bilde von W. Szerner in München.
Damen im Herrensattel. — Siehe Seite 86.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

aber so gut behandelte ihn das Geschick doch nicht, daß ihm seine Absicht gelungen wäre.

Sehr bald hatte er auch mit seinen Entschlüssen gar nicht mehr zu kämpfen. Er ging nun einfach geraden Wegs und ohne noch weiter den Versuch zu machen, sich selbst zu foppen, nach der Strozzigasse. Er kam sich aber dabei so räthselhaft vor, daß er sich alle Mühe gab, über sich ins Reine zu kommen, und es folgte die gewissenhafteste Selbstprüfung.

Eigenthümlich war die Sache jedenfalls. Ob er eigentlich wirklich verliebt sei? Nein, das auf keinen Fall! Er ist doch ein gesetzter, vernünftiger Mensch; er kann das gar nicht voraussetzen von sich. Er hat die Person zweimal gesehen, gesprochen hat er mit ihr noch kein einziges Mal. Die Geschichte vom Blitz der Liebe beim ersten Anblick hatte er immer für Schwindel gehalten. Er war ja doch kein Gymnasiast, den der Anblick eines schönen Gesichtes niederwirft und in lyrische Extasen versetzt. Kann man denn wissen, ob die Göttliche nicht eine rechte Gans ist, oder ob sie nicht schon einen Liebhaber oder einen Bräutigam hat? Er überlegte sich die Sache genauer und kam zu dem Schlusse, daß man dies doch wohl wissen könne. Eine Gans sieht nicht so aus; nein, eine Gans ist sie ganz bestimmt nicht. Auch einen Liebhaber hat sie nicht, ganz bestimmt nicht! das wußte er. Nur woher er es wußte, wußte er nicht; aber er fühlte, daß es von ihm ein großes Unrecht wäre, anders zu denken. Und einen Bräutigam besaß sie ebenfalls ganz bestimmt nicht. So großartig ihre Erscheinung auch war, so mahnte doch manches an ihr an Dürftigkeit. Hätte sie einen Bräutigam, der müßte sie in Sammet und Seide kleiden! Sie hat Anspruch auf einen, der sie mit Glanz und Pracht umgiebt, und einen anderen wird sie sich doch nicht nehmen. Er — verliebt? Nein, das wäre doch der helle Blödsinn! Ja, diese junge Dame mußte in einen großartigen Luxus hineingesetzt, mit Diamanten überschüttet werden. Das gebührte ihr, darauf hatte sie vollen Anspruch. Da mußte ein gekröntes Haupt, ein Prinz, oder sonst eine fürstliche Persönlichkeit oder wenigstens ein hundertfacher Millionär kommen. Er wäre da ganz entschieden nicht der richtige Mann an der richtigen Stelle gewesen!

So reflectirte Andreas Gries, und dabei redete er sich ein, daß er doch viel klarer und vernünftiger denke, als so ein jugendlicher Schwärmer von einem Gymnasiasten. Die eine unklare, und im Zusammenhang mit seinen gar so furchtbar vernünftigen Erwägungen, etwas auffällige Thatsache, daß er nämlich doch immer wieder zur Strozzigasse lief, die erklärte er sich auf eine sehr einfache Art. Es war nur ein rein akademisches Interesse! Er hatte das schönste Frauenzimmer von Wien entdeckt; da verlohnte es sich wohl, ihrer Spur nachzugehen; das wird man doch wohl dürfen!

Der Umstand aber, daß sein Interesse in diesem Falle nur ein rein akademisches war, hinderte jedoch nicht, daß er von Tag zu Tag unruhiger wurde, da es ihm nicht gelingen wollte, ihrer ansichtig zu werden. Ob, wenn es ihm gelungen wäre, die Unruhe nicht noch größer geworden wäre, das kann kein Mensch wissen.

Von Tag zu Tag empfand er seinen Zustand als einen qualvolleren, und da ihm die Geschichte endlich unerträglich erschien, beschloß er, den Stier bei den Hörnern zu packen und auf gut Glück Herrn Steininger, natürlich Herrn Steininger, — denn es war ihm nur um diesen zu thun, — in der Wohnung aufzusuchen. Ein Vorwand war doch leicht zu finden. Er brauchte dringend etwas Mechanisches, — was? das wußte er selber noch nicht; allein jenes gewisse Etwas sollte Herr Steininger anfertigen; dafür war er eben ein Mechaniker.

Andreas zerbrach sich den Kopf, was das nur für ein mechanisches Ding sein könnte. Er hatte keine rechte Vorstellung davon, womit sich die Mechaniker eigentlich die Zeit vertreiben; schließlich dachte er sich aber doch einige complicirte Apparate aus, die er dringend benöthigte, und so machte er sich, mit Ausreden wohl ausgerüstet, an einem Sonntag Vormittag auf, nicht wie sonst wohl, die Rax-Alpe zu besteigen, sondern um Herrn Steininger in wichtigen geschäftlichen Angelegenheiten seinen Besuch zu machen.

IV.

Er klopfte bescheidentlich an die Thür, und auf das „Herein!" — ach, was war das doch für ein entzückendes, sorgloses „Herein!" — es war nämlich nicht die Stimme des Herrn Steininger, — stockte ihm der Herzschlag, und er mußte erst einmal recht tief Athem holen, bevor er eintrat.

„Herr Steininger nicht zu sprechen?"

„Papa ist nicht zu Hause!"

Andreas machte eine bedauernde Miene, aber innerlich war er seelenvergnügt über die Abwesenheit des von ihm so hochgeschätzten Herrn Steininger, des mit Recht so hochgeschätzten! Denn er mußte wirklich ein wahrhaft edler Mann sein, wie schon aus dem einen Charakter-Zug hervorging, daß er jetzt nicht anwesend war. Andreas befand sich, wie er sich die Sache sofort sehr richtig zurecht legte, nicht nur jetzt allein mit der jungen Dame, die ihn in letzter Zeit so unbegreiflich viel beschäftigt hatte, sondern er sah auch die unbedingte Nothwendigkeit vor sich, noch einmal wiederzukommen. Und auch das war etwas werth.

„Also Herr Steininger nicht zu Hause? Hm, hm! Das ist aber recht schade!" sagte der Heuchler.

„Soll ich ihm etwas ausrichten?"

„O, mein Fräulein, ich werde Sie doch nicht mit einem Auftrage belästigen!"

Das Mädchen lachte. Als wenn das gar so etwas Großes gewesen wäre, daß sie eine Post ausrichten sollte! Andreas sah sie an, wie sie lachte. Nein, diese Lippen, diese wunderbaren Zähne, dieses Gesicht, der Kopf, die Gestalt! Das war etwas für einen Kaiser, für einen hundertfachen Millionär. Jawohl, das hatte er sich schon einmal gesagt; er fand, daß er mit dieser Ansicht vollkommen recht gehabt. Ihre Blondhaare waren wieder kunstvoll und sorgfältig gesteckt, die Stirn- und Nackenlöckchen tadellos; der Kopf war, so wie er war, vollkommen ballfertig. Das mit weißen Spitzen umsäumte Hausjäckchen ließ den Nacken und die Unterarme ebenso frei, wie das Kleid, in dem sie Andreas schon gesehen. So königlich aber auch die Erscheinung war, bemerkte Andreas dennoch, — ein Mann über die Dreißig beobachtet eben anders als ein Gymnasiast, — daß ihre Kleidung abgetragen war und Dürftigkeit verrieth.

Die Tochter des Herrn Steininger sah lächelnd auf den seltsamen Besucher, der so verloren dastand, und dem es einerseits nicht eilte, irgend etwas zu sagen, und der auch andererseits keine Miene machte, sich zu empfehlen, um ein anderes Mal wiederzukommen. Einigermaßen war auch sie in Verlegenheit. In der einen Hand hielt sie ein angebissenes Butterbrod, in der anderen einen Holzkohlenstift, mit dem sie eben einen großen Frauenkopf gezeichnet hatte. Als nun Andreas so in ihren Anblick versunken dastand, da unterbrach sie die Verlegenheitspause, indem sie mit der Butterbrod-Hand auf einen Stuhl deutete. Andreas folgte der Einladung, Platz zu nehmen, mit großer Bereitwilligkeit und hielt es nunmehr an der Zeit, sich förmlich vorzustellen; er fügte hinzu, daß ihm Herr Steininger als ein außerordentlich geschickter Mechaniker empfohlen worden sei, und daß er die Absicht hege, bei ihm einen Apparat zu bestellen. Dann verließ er aber das geschäftliche Gebiet sehr bald, um sich mehr persönlichen Fragen zuzuwenden.

„Ich hatte soeben die Ehre," begann er, „mich Ihnen vorstellen zu dürfen, aber jede einseitige Vorstellung ist unvollständig."

„Wer ich bin, das wissen Sie doch schon, Herr Gries."

Wie lieb das von ihr war, daß sie ihn gleich bei seinem Namen nannte! Doch mit einem Male gefiel ihm nun sein Zuname gar nicht, wenigstens von ihren Lippen nicht. Wenn er sie nur erst dahin bringen könnte, daß sie zu ihm Herr Andreas sagte!

„Gewiß," erwiderte er, auf ihre Einwendung eingehend, „indessen, ich möchte Sie doch auch ansprechen können. Zu Ihrem Herrn Vater werde ich nicht Herr Adolf sagen, zu Ihnen möchte ich aber nicht Fräulein Steininger sagen."

„Ich heiße Frieda," sagte sie etwas kurz, weil sie bei sich fand, daß ihr Vorname mit dem zu bestellenden Apparat eigentlich nur in außerordentlich loser Verbindung stehen könne.

„Frieda! Das ist merkwürdig!"

Frieda lachte hell auf. „Warum soll das nun merkwürdig sein?!"

„Wenn man einen Menschen sieht, so denkt man sich manchmal, wie er wohl heißen könnte; und da sucht man sich einen Namen heraus, und manchmal trifft man das Richtige und manchmal auch nicht."

Ueber diese tiefsinnigen Erörterungen mußte Frieda wieder lachen. „Nun, haben Sie bei mir das Richtige getroffen?"

„Nein, Fräulein Frieda."

„Wahrscheinlich haben Sie überhaupt nicht darüber nachgedacht, wie ich heißen möge?"

„Allerdings, Fräulein Frieda, zufällig hatte ich wirklich darüber nicht nachgedacht."

„Dann ist es am Ende vielleicht auch nicht gar so merkwürdig, daß ich Frieda heiße?"

„In der That; eigentlich ist es auch gar nicht merkwürdig."

Die beiden unterhielten sich ganz gut bei ihrem inhaltschweren Gespräch.

„Da ich aber den Namen nun weiß," nahm Andreas wieder das Wort, „muß ich sagen, daß er ausgezeichnet für Sie paßt."

„Das hätten Sie von jedem anderen Namen vielleicht auch gefunden."

„Sie meinen, daß ich bestochen bin?"

„Das habe ich nicht gemeint; aber hinterher kann man leicht reden! Sie hätten den Namen gleich errathen müssen!"

„Fräulein Frieda?"

„Herr Gries?"

„Sie hatten eben ein Butterbrod in der Arbeit, als ich eintrat. Möchten Sie nicht weiter essen?"

„O, das hat Zeit; das Butterbrod kann warten!"

„Bitte, essen Sie weiter; thun Sie es mir zu Gefallen!"

Frieda biß herzhaft in das Butterbrod und aß weiter. „Wenn Ihnen damit ein Gefallen geschieht, mit Vergnügen!"

„Sie zeichneten auch soeben, als ich eintrat, Fräulein Frieda. Darf ich die Zeichnung ansehen?"

„O, ich bitte; sie wird Ihnen aber nicht viel Vergnügen machen, Herr Gries."

„Ich sehe, schon Sie sind zu bescheiden, Fräulein Frieda," sagte Andreas, indem er die Kohlenzeichnung ansah.

„Das soll nämlich ich sein," erläuterte Frieda.

Andreas hatte das schon ungefähr selbst erkannt, wobei ihm allerdings auch der auf dem Tische vor der Zeichnung aufgestellte Spiegel zu Hülfe kam, der andeutete, daß Frieda sich nach dem von diesem zurückgeworfenen Bilde zeichnete.

„Ich muß mich damit behelfen," erklärte Frieda weiter, „weil ich kein anderes Modell habe. Papa hat es gern, wenn ich zeichne; er glaubt, daß ich Talent habe, aber es ist nicht wahr."

„O, o!" wehrte Andreas ab, indem er betheuernd die Hand aufs Herz legte. Er begriff nicht, wie da jemand behaupten könne, daß es an Talent fehle.

„Ich zeichne nämlich auch," bemerkte Andreas, um anzudeuten, daß er die Sache verstehen müsse.

„Sie zeichnen auch, Herr Gries?"

„Jawohl, ich zeichne auch, Fräulein Frieda, aber ich bin ein großer Patzer."

„Auch?"

„Das Auch werden Sie zurücknehmen!"

„Wenn Sie es wünschen!"

„Ich habe von mir gesagt, daß ich nichts kann."

„Und ich sage es von mir."

„Fräulein Frieda?"

„Herr Gries?"

„Jetzt habe ich auf einmal vergessen, was ich sagen wollte!"

„Schade, aber dann sagen Sie etwas anderes."

„Etwas anderes fällt mir eben auch nicht ein!"

„Was ist da nun zu thun, Herr Gries?"

Frieda mußte nun wieder lachen. Das war doch ein zu komischer Mensch!

Andreas wußte nicht, wie ihm geschah, als er das lachende Mädchen vor sich sah. Auf seinem Herwege hätte er noch schwören können, daß er nicht verliebt sei, jetzt glaubte er seiner Sache doch nicht mehr ganz sicher zu sein. Er erkundigte sich nun, wann denn Herr Steininger am sichersten anzutreffen sei, und nahm sich dabei nicht gar zu fest vor, gerade genau zu der angegebenen Zeit wiederzukommen

V.

Andreas ließ acht Tage verstreichen, ehe er wieder in der Strozzigasse vorsprach. Er wollte es mit seiner Bestellung nicht zu dringlich erscheinen lassen, um sich nicht verdächtig zu machen. In der Zwischenzeit beschäftigten sich seine Gedanken aber fast ausschließlich mit seiner neuen Bekanntschaft. In weiser Erwägung hatte er sich vor seinem ersten Besuche schon darauf gefaßt gemacht, eine Enttäuschung zu erleben. An fürsorglicher Voraussicht hatte er es da überhaupt nicht fehlen lassen. Wie oft kommt es vor, daß man sich von dem Anblick eines Frauenbildes ganz bezaubert fühlt, und daß dann aber plötzlich der ganze Zauber verfliegt, wenn das Frauenbild den Mund aufthut, und man es zum ersten Male sprechen hört. O weh! Eine Illusion ist zerstört, und man fühlt sich ernüchtert. Also auch darauf war Andreas gefaßt gewesen; aber es hatte sich keine Enttäuschung eingestellt. Im Gegentheil: er fand, daß Frieda's außerordentliche Schönheit nur von dem voll gewürdigt werden konnte, der einmal mit ihr gesprochen hatte.

Durch seine Unterhaltung mit ihr war sie ihm nun auch menschlich etwas näher gerückt. Die Kaiser und die Prinzen, die er allein ihrer würdig erachtet hatte, lösten sich ihm zu phantastischen Schattenbildern auf, die nach und nach in nichts verschwammen. Und auch die hundert Millionen, die er für nöthig gefunden hatte, Frieda zu erhalten, schmolzen allmählich zusammen. Er gab es nun schon billiger und dachte, daß die Sache wohl auch mit einer Million zu richten wäre. Das

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

ließ sich schon eher hören, obgleich gerade er, als Sparkassa-Beamter, sehr wohl wußte, was auch nur eine Million zu bedeuten habe.

Trotz alledem ließ er sich, — wieder nur ganz akademisch, denn im Ernste konnte er ja doch nicht an die Sache denken, — in complicirte Berechnungen ein. Er machte Voranschläge, stellte Bilanzen und Kostenüberschläge auf die Beine. Nicht etwa, daß er wirklich ernsthaft daran gedacht hätte, — bewahre! Aber man kann doch einmal sehen, wie sich die Kosten stellen würden! Es ist immer gut zu wissen, was etwas kostet. Er rechnete also. Mit den Einnahmen war er bald fertig. Sein Jahresgehalt betrug 2400 Gulden; an Remunerationen und Tantièmen waren ihm garantirt 600 Gulden, und wenn das gewöhnlich auch erheblich mehr ausmachte, so wäre es doch finanziell nicht correct gewesen, es mit in den Kostenvoranschlag aufzunehmen. Sicher konnte er also auf 3000 Gulden im Jahre rechnen. War es mehr, desto besser, aber in ein ordentliches Budget gehören die Hoffnungen nicht hinein. Und nun die Ausgaben. Das rechnete sich schon schwieriger zusammen. Als verheiratheter Mensch lebt man ja anders, denn als Junggeselle. Wie bringt man nur die Kinderfrage ins Budget? — Die Sache verursachte ihm arges Kopfzerbrechen, aber schließlich hatte er nach langem Nachdenken und Hin- und Herrechnen ein Budget für ein Jahr zusammengebracht. Er hatte es herausgerechnet, wie folgt:

Ausgaben:

Hausgebrauch (Essen, Heizung, Beleuchtung, Lohn)	fl.	1200
Miethe	„	400
Lebensversicherung	„	190
Pensionsfond	„	54
Vereine	„	30
Cigarren	„	72
Kaffeehaus	„	75
Ego (Privatgebrauch)	„	120
Frau und Kinder (Kleidung, Schuhe)	„	120
Ego „ „	„	90
Vergnügen	„	100
Arzt	„	50
Apotheke	„	15
Geschenke	„	25
Anschaffungen	„	50
Unvorhergesehenes	„	50
Summa	fl.	2641

Zweitausendsechshundertundeinundvierzig Gulden Ausgaben gegen dreitausend Gulden Einnahme, — das ließ sich ja hören! — Wie wir sehen, hatte Andreas als richtiger Deutscher, für Bücher keinen Posten eingestellt in sein Budget.

Im allgemeinen war er sehr erbaut über seine Aufstellung. Er hatte sich herausgerechnet, daß es sich also doch leben ließe, falls einmal, — nicht etwa, daß er jetzt —! Und nun gar was Frieda beträfe, — nein, nur so und überhaupt! — Man weiß doch nun, wie und woher! Mit Frieda, — keine Idee! Absolut ausgeschlossen! Sie war ein Brillant und bedurfte ganz anderer Fassung. Es konnte durchaus nicht die Rede davon sein. Es war ja nur, daß man sich die Sache einmal klar mache, und daß man wisse, wenn wirklich doch einmal der Gedanke —. Aber nein, — der Gedanke war wirklich ausgeschlossen!

Am nächsten Sonntag Vormittag sprach er wieder in der Strozzigasse vor. Wie hatte er sich auf die Stunde gefreut, und nun brachte sie ihm eine Enttäuschung. Die Wohnung war versperrt; es war niemand zu Hause. Betrübt ging er von dannen und machte sich bittere Vorwürfe ob seiner Bedächtigkeit. Hatte er es denn nöthig gehabt, eine ganze volle Woche zu warten, um seinen Besuch zu wiederholen? Das hatte er nun von seiner übergroßen und überflüssigen Vorsicht! Er fühlte sich so niedergedrückt, daß er ernstlich darüber nachzudenken begann, ob er nicht sein diesmaliges Mißgeschick als einen Wink des Schicksals betrachten solle. Wie, wenn er überhaupt nicht mehr wiederkommen würde? Eigentlich war es ja doch ein unkluges Unternehmen, in das er sich da einlassen wollte. Was sollte dabei herauskommen? Frieda müßte eine Närrin sein, um ihn, und er ein Narr sein, um sie zu nehmen. Das heißt, ein Narr? — Ja wohl, ein Narr! Wenn nur die Narrheit nicht manchmal so süß lockte, daß sie viel werthvoller und weiser erscheint, als alle Weisheit!

Es versteht sich von selbst, daß Andreas schon am nächsten Tage, gleich nachdem er seine Amtsstunden hinter sich hatte, wieder an die Thür der Steininger'schen Wohnung klopfte. Er klopfte abermals vergebens, es war wieder niemand zu Hause. Jetzt faßte ihn der Aerger. Was ist das für ein Mechaniker, der nie zu Hause zu treffen ist, wenn man etwas von ihm braucht? Er ging mit dem festen Entschlusse davon, die Sache aufzugeben. Man muß der Stimme der Vernunft auch einmal Gehör geben. Das war entschieden nichts für ihn, und wohin hätte es führen sollen? Einen dicken Strich darunter und — aufgeben!

Als er dann am Abend, zufällig durch die Strozzigasse gehend, durch die Fenster der Wohnung des Herrn Steininger Licht schimmern sah, da beschloß er, doch noch hinaufzugehen. Er hätte auch gern wissen wollen, warum er das nicht hätte thun sollen! Daß er schon einige vergebliche Versuche gemacht, Herrn Steininger, — ja wohl, Herrn Steininger, — zu sprechen, das hatte ja doch niemand gesehen. Er war ein stark beschäftigter Mann, der tagsüber nicht Zeit hatte, der Besorgung von Apparaten, die er für seine Liebhabereien brauchte, nachzugehen, und dem man es daher wohl nachsehen konnte, wenn er die Abendstunden zu diesem Zwecke benützte.

Andreas hatte Glück; Herr Steininger war zu Hause, und Frieda war auch da; es verdroß ihn nur, daß sie ihm nicht mit jener Herzlichkeit empfing, auf die er, wenn auch nicht gerade Anspruch zu erheben, so doch hoffen zu dürfen geglaubt hatte. Sie begrüßte ihn etwas kühl, — das ist ja das Niederträchtige, daß gerade die schönsten Frauenzimmer immer so kühl sind, — und stellte ihn ihrem Vater als den Herrn vor, von dem sie ihm schon berichtet hätte. Herr Steininger schien sich aber an den Bericht gar nicht mehr recht zu erinnern und fragte, womit er dem Herrn zu Diensten stehen könne.

Andreas kam einigermaßen in Verlegenheit. Vor acht Tagen noch hätte er das Examen gut bestanden. Für seinen ersten Besuch hatte er sich gut einstudirt, was das eigentlich für Apparate seien, deren er so dringend benöthigte. In der Zwischenzeit hatte er aber, das kam ihm jetzt selbst sehr merkwürdig vor, an die Apparate gar nicht mehr gedacht, und so mußte er sich eben die ganze, ursprünglich eingelernte Litanei erst wieder mühsam ins Gedächtniß zurückrufen, was ihm denn schließlich auch gelang. Er hatte dreierlei Wünsche, von denen Herr Steininger die beiden ersten kurzweg als „Unsinn" bezeichnete. Andreas wollte sich nämlich einen Podometer, einen Schrittzähler für seine Fußtouren und einen Cyclometer, d. i. ein Instrument zur Messung der Entfernungen, die er auf seinem Fahrrade zurücklegen würde, construiren lassen, die beide über die sonst von ihnen geforderten Leistungen hinaus, ihm zu liebe, noch ganz besondere Stücke spielen sollten. Durch die summarische Verurtheilung seiner schönen Ideen in die Enge getrieben, nahm er sich dann um so mehr zusammen, um Herrn Steininger wenigstens für sein letztes Project zu gewinnen; denn sonst hatte er keinen Pfeil mehr im Köcher. Er setzte also mit vieler Umständlichkeit auseinander, wie er sich einen Aërodiaphthoroskop, ein Instrument zur Prüfung der Reinheit der Luft, ungefähr vorgestellt habe, und da genoß er die Befriedigung, wahrzunehmen, wie Herr Steininger auf seine Gedanken einging.

„Die Sache läßt sich machen", erklärte nach einigem Ueberlegen Herr Steininger, „aber Zeit braucht es, viel Zeit!"

„O, das thut gar nichts!" beeilte sich Andreas zu versichern, dem da ja nur eine angenehme Aussicht eröffnet wurde. Nun brauchte er wenigstens nicht wieder so künstliche Sachen zu erfinden, um den Verkehr aufrecht zu erhalten.

„Der Apparat wird auch ziemlich theuer zu stehen kommen", meinte Herr Steininger warnend.

„Ich habe nach jeder Richtung hin das vollste Vertrauen zu Ihnen, Herr Steininger," versicherte Andreas.

„Es sind da gewisse Vorarbeiten und Anschaffungen nöthig —"

Die Geld kosten, — gewiß! Ich habe auch schon daran gedacht," fiel ihm Andreas ins Wort. „Ich werde mir daher erlauben, Ihnen einen Vorschuß zu geben; d. h. nicht einen Vorschuß, das wäre nicht der richtige Ausdruck, — eine Angabe zu leisten, wollte ich sagen."

Der Ausdruck schien Herrn Steininger nicht von Belang zu sein, dagegen war ihm die Sache offenbar wichtig und nicht unerwünscht. Andreas bemerkte das auch sehr wohl, und da er genügend Geld bei sich hatte, so hätte er auch den Wünschen des Mechanikers gleich entgegenkommen können; aber andererseits dachte er sich, daß er für sein Geld ja noch einmal kommen könnte; und wenn es Herrn Steininger wichtig sein mochte, das Geld gleich zu bekommen, so war es doch auch ihm sehr erwünscht, einen so vortrefflichen Anlaß zu haben, bald wiederkommen zu müssen.

„Ja, — wenn —." Herr Steininger drückte sich nicht deutlicher aus; aber wer verstehen hätte wollen, der hätte auch so verstehen können, daß ihm eine sofortige Anzahlung sehr gelegen gekommen wäre. Andreas verharrte jedoch auf seinem egoistischen Standpunkt und wandte sich nunmehr, nachdem das Geschäftliche vorläufig erledigt war, wieder Frieda zu, um an die mit ihr früher geschlossene Bekanntschaft knüpfend, die Unterhaltung dort fortzusetzen, wo sie das erste Mal unterbrochen worden war.

Er hatte Frieda jetzt zum ersten Male bei Lampenbeleuchtung gesehen, und er fand, daß sie bei dieser genau so schön war, wie bei Tagesbeleuchtung. Er kam aus der stillen Bewunderung gar nicht heraus und entfernte sich schließlich vollkommen befriedigt von dem Ergebnisse seines Besuches.

VI.

Für seinen nächsten Besuch brauchte Andreas keine Ausrede mehr zu suchen, er hatte sie schon. Er mußte doch, wie verabredet worden war, Herrn Steininger die Abschlagszahlung überbringen, und es war nur ein Gebot der Anständigkeit, das auch bald zu thun. Er traf Herrn Steininger leider nicht zu Hause. So ungefähr wußte er jetzt doch schon, wann dieser zu treffen sei, und wann nicht; denn ganz genau hatte er das überhaupt nicht wissen wollen, weil ja das seinen Absichten eher ab- als zuträglich gewesen wäre. Er traf also Herrn Steininger nicht, sondern nur Frieda. Einen Augenblick überlegte er, ob er nicht auch aus diesem Zufalle für sich einen Vortheil ziehen solle. Es wäre nichts Auffälliges dabei gewesen, wenn er sich mit dem Mädchen nicht in geschäftliche Dinge eingelassen hätte. Hatte er Herrn Steininger nicht angetroffen, nun so mußte er eben ein anderes Mal wiederkommen, um ihm die Anzahlung persönlich zu leisten. Er gab aber den Gedanken gleich wieder auf, ein Gefühl der Anständigkeit bewog ihn dazu. Hier war Geld nöthig im Hause, und es wäre grausam gewesen, aus rein egoistischen Motiven der unzweifelhaft bestehenden Verlegenheit kein Ende zu bereiten.

Da es gerade ein Feiertag war, hatte Andreas am Vormittag vorsprechen können. So früh es auch noch am Tage war, so hatte sich Frieda doch wieder, was ihre Person betraf, so weit hergerichtet, daß sie nur ein entsprechendes Kleid anzulegen gebraucht hätte, um auch bei Hofe erscheinen zu können. Der Kopf befand sich mit seiner reichen Haarfülle in schönster Ordnung und die wundervollen weißen Hände weckten fast das Bedauern, daß sie nicht vom Schmucke der Diamanten funkelten. Wenn irgendwo Diamanten hingehörten, an eine ihrer würdigen Stelle hingehörten, so war es an Frieda's Haar, Nacken, Ohren oder Hände. Das Kleid freilich, das sie trug, wäre für einen Besuch bei Hofe nicht tauglich gewesen, und die Beschäftigung, der sie sich gerade widmete, als Andreas eintrat, paßte sich eigentlich auch nicht für eine Hofdame. Sie hatte nämlich Bürsten unter die Füße geschnallt und bürstete so den mit Wachs eingelassenen Fußboden.

„Wir haben kein Dienstmädchen," sagte sie aufklärend und ohne Verlegenheit zu zeigen, als Andreas nach seinem Eintritt sie entzückt betrachtete.

Andreas wollte die gebotene Gelegenheit nach jeder Richtung hin ausnützen, und da ihm in dieser Wirthschaft nun alles von Interesse war, wollte er Frieda zum Sprechen bringen, um möglichst viele Einzelheiten über die Hausführung zu erfahren. Daß es da sehr knapp zuzugehen schien, erfüllte ihn nicht mit Bedauern, sondern sogar mit Befriedigung.

„Ein Dienstmädchen wäre gewiß auch überflüssig," entgegnete er, auf Frieda's Bemerkung eingehend, „aber da haben Sie Sich wohl sehr zu plagen, Fräulein Frieda?"

„Es ist nicht arg; wir haben ja eine sehr kleine Wirthschaft."

„Kochen Sie auch selbst, Fräulein Frieda?"

„Das kann ich nicht, zudem besitzen wir nicht einmal eine Küche," erwiderte sie, indem sie sich die Bürsten abschnallte und sich sodann Andreas gegenübersetzte, dem sie schon früher einen Stuhl angeboten hatte.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Die letzte Freude.

Erzählung von Olga Wohlbrück in Berlin.

(Schluß.)

Das Stück war fertig. Die Exaltation der letzten Wochen hatte einer großen Erschlaffung Platz gemacht. Kaum, daß Willi den Muth behielt, das Stück einzureichen. Aber die Eltern suchten ihn aufzuheitern.

„Du wirst sehen, Jungchen, Du wirst groß durch dieses Stück und berühmt, so berühmt!"

Willi lächelte skeptisch, reichte das Stück aber nach langem Zaudern ein. Dann ruhte er von aller Arbeit aus. Er kaufte sich ein Boot und ruderte den ganzen Tag draußen auf dem See. Die Luft und die Sonne thaten ihm wohl, und mit jedem Tage wuchs seine Kraft, sein Hoffen.

Wenn er abends müde nach Hause kam, dann setzte er sich noch an den runden Tisch zu seinen Eltern, und zum hundertsten Mal wurde die Möglichkeit einer Annahme und einer Aufführung des Stückes besprochen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Wenn ich doch das nur erleben könnte!“ seufzte er. Und die Mutter schalt ihn, daß er in seiner Jugend so verzagt sei.

Aber Woche um Woche verging, und trotz verschiedentlicher

Die Jungfrau von Orleans.
Nach einer Abbildung in H. Wallon's „Jeanne D'Arc“.

Anfragen war dem jungen Schriftsteller noch keine Mittheilung aus dem Theater-Bureau zugekommen. Die Eltern zuckten bei jedem Klingelzeichen zusammen; jeder von ihnen wollte dem Briefboten die belangreiche Zuschrift zuerst entreißen. Aber es war immer wieder nichts. Im Hause wurde gar nicht mehr vom Stück gesprochen. Willi ritt aus, ruderte und schien ausschließlich seiner Gesundheit zu leben. Eines Abends brachten ihn ein paar Freunde auf ihren Armen heim. Sie sagten, er sei bei einer Boot-Partie verunglückt; der Kahn habe sich im Schilf verfangen, sei gekippt, und Willi wäre längere Zeit unter Wasser geblieben. Zum Glück habe man ihn retten können; die Eltern sollten nur nicht erschrecken, den Sohn ins Bett stecken, und in ein paar Tagen wäre er wohl wieder frisch und munter.

Die Mutter sagte kein Wort. Sie that, wie ihr geheißen, und schickte zum Arzt. Am folgenden Tag zeigte sich eine heftige Lungenentzündung. Die Eltern wichen nicht von dem Bette des Sohnes. Er hielt wirre Reden, richtete sich im Bette auf und fragte oftmals: „Das Stück, das Stück, werden sie es nehmen? Glaubt Ihr? Ist Nachricht gekommen?“ Um ihn zu beruhigen, logen sie und sagten, es wäre angenommen worden. Er verlangte den Brief zu sehen, und als sie sich rathlos anstarrten, da stieß er sie von sich und rief: „Warum betrügt Ihr mich?“

Drei Tage lag er im Delirium, am vierten beim Morgengrauen verschied er. — — Es war der erste Kummer, den er seinen Eltern in den sechsundzwanzig Jahren bereitete! — — —

Sie drückten ihm die Augen zu und küßten ihn auf die Stirn, aber sie weinten und klagten nicht. Sie

Französische Reiterin aus dem vierzehnten Jahrhundert auf der Jagd.

Italienische Reiterin aus dem vierzehnten Jahrhundert.

konnten es vorläufig noch gar nicht fassen, daß er nicht lebte, daß der Inhalt, der Zweck ihres Daseins vernichtet wäre. Nur einmal fragte die Mutter: „Warum hat er uns das angethan?“

Und der Vater streichelte mit stumpfem Lächeln die wachsgelbe Wange und wiederholte: „Das war nicht hübsch, Jungchen! Du solltest uns doch noch soviel Freude machen, soviel!“

Es war ihnen unheimlich bei dem Todten, und sie schlichen in ein anderes Zimmer. Freunde des Verstorbenen kamen; die bestellten den Sarg und die Traueranzeigen.

Erst kurz vor der Beerdigung trauten sich die Alten in sein Zimmer, an den offenen Sarg. Und nun saßen sie da und hielten seine Hände. Ein frischer Lufthauch spielte mit den dunkeln Haaren, und die Sonne zauberte rosigen Schein auf das gelbe Antlitz.

Draußen klingelte es. Die Alten sahen sich an in starrem Schreck. Kamen die Männer jetzt schon? Sollte der Sarg geschlossen, ihr Kind ihnen fortgenommen werden für immer? Nein, es war das Dienstmädchen. Sie brachte einen großen Brief.

„Für den jungen Herrn,“ sagte sie.

Für den jungen Herrn! Als ob er noch lebte!

Auf dem Couvert oben stand: Königliche Angelegenheit.

„Vom Theater!“ flüsterte die Mutter.

Sie machte dem Mädchen ein Zeichen fortzugehen und riß das Couvert mit zitternden Händen auf. Der Vater sah sie an mit weit geöffneten Augen.

„Sag's nicht laut, wenn's schlecht ist!“ murmelte er kaum verständlich und legte seine alte Hand wie schützend auf die geschlossenen Lider des Sohnes.

Aber die Mutter schrie plötzlich jubelnd auf: „Es ist angenommen, Jungchen, hörst Du? Es ist angenommen!“

Und in krampfhaftes Schluchzen ausbrechend, bedeckte sie das theure Antlitz mit unzähligen Küssen.

„Geh', Mutter, laß' ihn! Ich will's ihm lesen, daß er es auch hört.“

Und dabei ergriff der Alte das Schriftstück und las mit zitternder Stimme: „Euer Wohlgeboren! Wir benachrichtigen Euer Wohlgeboren hiermit, daß Ihr Stück: „Ein Triumph“ angenommen worden ist und noch im Laufe dieser Saison zur Aufführung gelangen wird. Ergebenst die Intendanz.“ Dann leise, zum Ohr des Sohnes hinabgeneigt: „Hast Du's gehört, Jungchen?“

„Ja, er hat's gehört,“ antwortete die Mutter und blickte zum geöffneten Fenster gläubig hinaus in den blauenden Himmel.

* * *

Die Theater-Saison war auf ihrem Höhepunkt.

Eines Abends kam Herr Engels nach Hause und brachte ein Abendblatt.

„Da lies!“

Die Frau blickte auf die mit dem Nagel angezeichnete Stelle.

Dido. Nach einer Federzeichnung der Eneit-Handschrift.

Französische Reiterin aus dem vierzehnten Jahrhundert.

Herzogin Anna Amalia von Sachsen-Weimar im Herrensattel.
Nach einem Bilde im Witthums-Palais zu Weimar.

Damen im Herrensattel. — Siehe Seite 86.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Amazone zur Zeit der französischen Revolution.

Reitende Kairotin.

Persische Reiterin.

Chilenische Reiterin.

Auf der Reise in Brasilien.

Da stand es: Die erste Aufführung des dreiactigen Schauspiels von Willibald Engels „Ein Triumph“ findet nächsten Montag statt.“

„Noch fünf Tage!“ sagte sie leise, und Thränen verdunkelten ihre Augen.

„Gehen wir hin?“ fragte der Mann, ohne seine Frau anzusehen.

Sie erschrak.

„Ins Theater gehen? Jetzt, kaum vier Monate nach seinem Tode?“

„Wie Du willst! Ich glaubte nur, das wären wir ihm schuldig. Wir müssen da sein, meine ich.“

Die Alten sprachen nicht mehr davon. Aber Frau Engels beschäftigte sich mit ihrer Garderobe. Es war doch gewissermaßen ein Ehrenabend für ihren Sohn, sollte sie da in tiefer Trauer im Theater erscheinen? Wäre das passend? Sie suchte unter ihren Kleidern das dunkelste und einfachste heraus, trennte den Crêpe-Schleier von ihrem Hut und garnirte ihn mit einer alten schwarzen Feder, an der einige Jet-Perlen gleich schwarzen Thränen hingen.

Am Abend vor der Première brachte Herr Engels zwei Theater-Billets.

„Es sind die theuersten Logen-Plätze. Es war nichts anderes zu haben, und auch die habe ich nur durch einen Zufall bekommen. Der Kassirer sagte, das Haus wäre ausverkauft.“

Seine Stimme klang heiser bei den Worten, und er beschäftigte sich angelegentlich mit dem Poliren seiner Nägel. Die Frau kämpfte mit ihrer Bewegung, dann suchte sie zu scherzen: „Auf so noblen Plätzen waren wir noch nie!“

Das Gespräch wurde auch diesmal nicht weiter geführt; denn beide wollten sich große Aufregung ersparen. Die Nacht verbrachten sie schlaflos; den Tag über konnten sie nichts essen. Sie kleideten sich langsam und mit großer Sorgfalt an. Aber sie waren in den vier Monaten erschreckend alt und mager geworden, die Kleider hingen ihnen nur so am Körper herunter.

Als sie die Treppe hinab stiegen, mußten sie sich gegenseitig stützen, um nur einigermaßen sicher zu gehen.

„Ich glaube, wir nehmen lieber eine Droschke,“ sagte Herr Engels.

Die Frau nickte. Sie winkten einen Wagen herbei und lehnten sich zurück.

„Es ist doch bequem zu fahren, und so angenehm. . . . Willi liebte es auch so!“ bemerkte die Mutter mit gepreßter Stimme.

„Ja, Willi hat viel Geld für Wagen ausgegeben . . . Ich habe schon gewiß seit zehn Jahren keine Droschke mehr benützt,“ antwortete der Vater.

Und er gab sich Mühe, ganz ruhig bei diesen Worten zu sein, um nicht zu zeigen, daß alles, was ihn nur im geringsten an seinen Sohn erinnerte, aufs neue sein Herz zerriß.

Sie kamen vor das Theater, und ihre Droschke schloß sich der langsam vorfahrenden Wagenreihe an.

„Die vielen Menschen!“ flüsterte die Mutter.

Ihr Mann mußte sie beinahe aus dem Wagen heben, so schwach fühlte sie sich.

„Gieb nicht nach, sei stark wie ich!“ raunte der Mann ihr zu und blinzelte mit den Augen.

Im Foyer staute sich eine geputzte, lachende, plaudernde Menge.

„Die Leute sind alle so lustig,“ murmelte die Mutter.

Der Vater antwortete nicht. Er führte die Frau so rasch, als er konnte, durch die wogende Menschenmenge zu der Prosceniums-Loge. Vorn hatten zwei sehr elegante junge Leute Platz genommen: ein Herr und eine Dame.

„Verzeihen Sie, das sind unsere Plätze!“ sagte der Alte bestimmt und zeigte die Billets vor.

Der junge Mann maß die Alten von oben bis unten und zuckte ärgerlich die Achseln.

„Wenn Sie darauf bestehen, müssen wir Ihnen allerdings Platz machen!“

Er erwartete wahrscheinlich von dem unansehnlich gekleideten Mann, daß dieser sich mit den hinteren Plätzen begnügen würde. Aber der Alte blieb ruhig stehen. Die jungen Leute wechselten die Plätze und warfen sich laut Bemerkungen über Ungezogenheit, Manierlosigkeit u. s. w. zu.

Frau Engels neigte sich zu ihrem Mann.

Reiterin im modernen Herrensattel.

Damen im Herrensattel. — Siehe Seite 86.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Wir hätten lieber in der zweiten Reihe bleiben sollen!“

Der Alte schüttelte den Kopf.

„Heute gebührt uns der erste Platz. Wir sind an seiner Stelle da!“

Das Theater füllte sich. Die Habitué's lorgnettirten die Logen und wunderten sich über die zwei seltsamen Gestalten, deren düstere Einfachheit in auffallendem Contraste zu dem übrigen eleganten Publicum stand. Das alte Paar aber saß aufrecht da, in starrer Ruhe mit bangem Herzklopfen den Augenblick erwartend, da der Vorhang aufgehen, und diese schwatzende, gleichgültige Menge im Banne der Dichtung ihres Sohnes sein würde.

Als das Klingelzeichen erscholl, faßten sie einander bei der Hand, und ihre Augen schienen den Vorhang durchdringen zu wollen. Da!... Nun theilte er sich. Die ersten Worte wurden gesprochen, dieselben Worte, die sie von den blühenden Lippen ihres Sohnes zuerst gehört.

„O, mein Gott!“ flüsterte die Mutter.

„Ruhe! Sei stark!“ antwortete der Vater leise. Und nun regten sich beide nicht mehr, sondern lauschten in athemloser Spannung. Plötzlich erhob sich ein Lärm aus dem Publicum; sie fuhren erschrocken zusammen. Nein, es war der erste schüchterne Applaus! Sie lächelten krampfhaft ...

„Jetzt, jetzt kommt die schöne Scene!“ lispelte die Mutter.

Der Vater nickte. Der Scene folgte stürmisches Klatschen und leiser Zuruf: „Bravo, bravo!“

Die Mutter suchte mit zitternder Hand nach ihrem Taschentuch.

„Nicht doch, nicht doch!“ beschwichtigte der Alte.

Aber ihm selbst wurden die Augen naß, und er blinzelte mehr als nöthig mit den Wimpern. Die zwei jungen Leute in der zweiten Reihe amüsirten sich über das alte Paar. Die junge Dame war ungezogen übermüthig, wie es viele verwöhnte Frauen sind.

„Soll ich auch mein Taschentuch ziehen?“ fragte sie kichernd ihren Mann, „oder soll ich mir die Thränen für später aufsparen?“

Der Vorhang fiel zum erstenmal: das Publicum applaudirte frenetisch.

„Ach Gott, ach Gott!“ stöhnte die Mutter beinah laut, und nun fand sie das Taschentuch und preßte es an die Augen.

Der Vater hatte sich erhoben und zu seiner ganzen Höhe emporgereckt. Er sah so stolz, so glücklich aus, als gelte der laute Beifall ihm persönlich.

‚Wer mögen die beiden sein?‘ fragte man in den Reihen des Parketts, und man steckte die Köpfe zusammen und tuschelte über die zwei sonderbaren Gestalten.

Der zweite Akt begann. Mit der Ruhe, die im Saal eintrat, steigerte sich auch die Spannung des alten Paares.

„Weißt Du noch, wie er an der dritten Scene gearbeitet hat?“ fragte die Mutter.

Der Vater brummte etwas in seinen weißen Bart und rieb die Handflächen nervös aneinander; die Mutter aber stützte die Hand krampfhaft auf die Logen-Brüstung. Jetzt kam die große Scene ... Und nun folgten die heiteren Verwicklungen; die Scherzworte und bon-mots flogen ins Publicum, das unaufhörlich lachte und klatschte. Sie hörte dabei ihr eigenes Lachen im traulichen Studirzimmer und sah sein übermüthiges, glückliches Gesicht. Große Thränen rannen unaufhaltsam über ihre eingefallenen Wangen. Sie wischte sie nicht ab, sie rührte sich nicht; nur ihre Hand griff, wie hülfesuchend, nach der ihres Mannes. Aber ihr Mann war ihr keine Stütze mehr; er selbst hatte die Herrschaft über seine Nerven verloren, und während Schauspieler die Worte seines Sohnes sprachen und das hundertköpfige Publicum diesen Worten lauschte, sah er nur sein Jungchen vor sich, wie es neben ihm hinter dem Ladentische saß, aus der Zeitung die ersten Worte buchstabirte, mit seiner Feder die ersten Zeichen kritzelte ..... Dem zweiten Akt folgte nach kurzer Zwischenpause der dritte. Das Publicum gerieth in die beste Stimmung; es war ein vorzügliches Stück, das man ihm geboten, und da es bekannt war, daß dessen Autor in jungen Jahren vor wenigen Monaten gestorben war, so fehlte es selbst an jenen Flaumachern, die in ängstlichem Neid den Flug jedes emporstrebenden Talentes niederzudrücken suchen.

Je animirter die Stimmung des Hauses wurde, je fröhlicher man auf die Intentionen des verstorbenen Autors einging, desto weher ward dem alten Paar zu Muthe; und die beiden, greisen Köpfe eng an einander geschmiegt, weinten sie beide unaufhaltsam, ohne sich ihrer Thränen zu schämen, ohne das Bewußtsein zu haben, daß neugierige und befremdete Blicke immer häufiger zu ihnen herüberflogen. Es war ihnen beiden, als seien sie jetzt allein mit ihrem Jungen, als spräche er mit ihnen, als tröste er sie und sage ihnen: „Seht Ihr? Nun habt Ihr doch wieder Freude an mir!“

Convulsivisch zuckten die Schultern der Matrone, und in den lärmenden, tobenden Beifallsjubel am Schlusse des Stückes mischte sich ein leises, zitterndes: — „O, Du mein liebes Jungchen, Du!“

Die jungen Leute in der zweiten Reihe hatten schon längst zu lachen aufgehört. Im wahren Schmerz liegt etwas seltsam Bezwingendes, Achtunggebietendes. Sie wußten nicht, warum die zwei Alten bei der heitersten Scene so unaufhaltsam weinten, sie begriffen nicht, warum die alte Frau, wie bewältigt von dem rauschenden Beifall, den Kopf auf die Brüstung niederfallen ließ und laut aufschluchzte; aber sie machten respectvoll Platz, als das greise Paar sich schwankend erhob, und der junge Mann half der alten Dame ritterlich den Mantel umlegen. Der Alte konnte sich jetzt noch weniger fassen als die Mutter vorhin; er wischte sich mit dem großen Taschentuch die Augen und fuhr mit der Hand zitternd über die Wangen seiner Frau.

„Danke, lieber Herr!“ sagte er dem jungen Mann, der ihr behülflich gewesen.

Das Publicum applaudirte noch immer. Der Vater stellte sich noch einmal recht stolz vor der Brüstung auf, wie um für sich all' die Huldigungen entgegenzunehmen, dann knickte er plötzlich zusammen und sagte leise, wie entschuldigend, daß er die anderen so lange aufgehalten: „Das Stück ist von unserem Jungen; es ist die letzte Freude, die wir an ihm erlebt!“

Und einander wie Kinder bei der Hand fassend, schwankend und zitternd, wandten sich die zwei Alten dem Ausgange zu.

Nachdruck verboten.

Damen im Herrensattel.

Von Theo Seelmann-in Halle a/S.

Mit einem Bilde nach W. Szerner und dreizehn Illustrationen. Siehe Seiten 81, 84 und 85.

Das Reiten der Damen im Herrensattel, das in moderner Zeit anfänglich nur von amerikanischen Amazonen, dann von Damen der englischen Sportwelt und schließlich von den Töchtern des Prinzen von Wales ausgeübt wurde, wird jetzt auch in deutschen Ländern erprobt; ob bereits mit Schule machendem Erfolge, dürfte dahingestellt bleiben. Diese Reitweise mag auf den ersten Blick nur bei den Emancipations-Bestrebungen der modernen Frauen möglich erscheinen, und doch ist sie keineswegs das ureigene Product unserer Tage; vielmehr haben die deutschen Frauen und Jungfrauen Jahrhunderte lang im Herrensattel gesessen und sind erst ganz allmählich zum Quersitz übergegangen.

Das deutsche Weib ist von jeher eine tüchtige Reiterin gewesen. Dafür zeugt schon, daß die höchste weibliche Gottheit in der Mythologie der alten Deutschen, Freya, die Gemahlin Wodans, auf einem prächtigen Schimmel, dem „Rollegaul“ reitet, dessen Sattel und Zaumwerk mit silbernen Röllchen besetzt sind, die wunderbar melodisch läuten, und daß die Verkörperungen der deutschen Jungfrau aus der Vorzeit, die Walküren, auf Wolkenrossen daherstürmen. Treffliche Reiterinnen waren die Töchter Karls des Großen. Angilbert schildert ihren Ausritt als Augenzeuge, in seinem „Lobgedichte“ mit den Worten:

„Leicht, auf flüchtigem Zelter, vor andern reitet Rhodudris;
Bertha glänzet sodann, zahlreich von Mägden umgeben,
Völlig an männlichem Geist wie Haltung ein Abbild des Vaters.
Gisala tummelt darauf in hurtigen Sprüngen ihr Jagdpferd;
Ob es auch knirschet und schäumt in die Zügel, sie treibt es zum Dickicht,
Wo Schlupfwinkel sich suchen im Tann rauhhaarige Hirsche.
Endlich reitet daher Theodrade mit blühendem Antlitz;
Schneeweiß leuchtet ihr Roß, und feurig trägt es in Sprüngen
Karls, des Gebietenden, Tochter hinaus in die schattigen Wälder.“

Der kriegerische Charakter, der dem Reiten in diesen Zeiten mehr oder weniger eigen war, bedingte schon, daß die Reiterinnen den Reitsitz der Männer annahmen. Völlig unentbehrlich aber wurde er, wenn sich die Reiterinnen thatsächlich am Kriege betheiligten, wie beispielsweise in der Mitte des zwölften Jahrhunderts dreihundert kühne Jungfrauen, den Walküren gleich, mit Kaiser Konrads Kreuzheer in das heilige Land beritten zogen. So oft in den folgenden Jahrhunderten Frauen sich den Anstrengungen und Gefahren des Krieges aussetzten und handelnd in den blutigen Gang der Schlachten eingriffen, bedienten sie sich als Reiterinnen des Männersattels. Die heldenhafte Jungfrau von Orleans, Jeanne d'Arc, saß nach Art ihrer männlichen Kampfgenossen zu Pferde. Die ganze Bewaffnung der damaligen Zeit, der schwere Brustharnisch und die eiserne Schienung von Armen und Beinen, nöthigte von selbst zur Einnahme des Männersitzes. Jeanne d'Arc hatte übrigens mit dieser Reitweise die männliche Tracht so lieb gewonnen, daß sie später während der englischen Gefangenschaft, in der sie anfänglich zur Anlegung der weiblichen Kleidung gezwungen wurde, ausdrücklich um die Erlaubniß bat, die männliche Ritter- und Reittracht weitertragen zu dürfen. Und dieses für unsere heutige Auffassung auffällige Kostüm störte, nach dem Zeugniß des Grafen Leicester, durchaus nicht den Zauber ihrer keuschen Anmuth.

Der Reitsitz der Männer wurde ferner auf der Jagd von den Damen der Herren und Fürsten durchweg bis in das fünfzehnte Jahrhundert hinein angenommen, wie das Bild einer französischen Reiterin auf der Falkenjagd aus dem vierzehnten Jahrhundert, zeigt. Für die leidenschaftliche Pflege dieses Sportes durch die ritterliche Damenwelt spricht unter anderem laut der Umstand, daß Kaiser Maximilians beide Gemahlinnen, Maria von Burgund und Bianka Sforza, bei einem Sturz auf der Falkenbeize umkamen.

Daß im Mittelalter das Rittlingssitzen allgemein üblich war, beweist eine Bemerkung des byzantinischen Geschichtsschreibers Micetas, der berichtet, daß während des zwölften Jahrhunderts die Frauen nicht wie zu seiner Zeit, im dreizehnten Jahrhundert, seitwärts, sondern gespreizt geritten wären. Da damals Byzanz tonangebend in Modesachen war, so wird schon aus diesem Grunde der Reitsitz nach Männerart derjenige der eleganten Frauenwelt gewesen sein. Im „Wigamur“ aus der Mitte des dreizehnten Jahrhunderts heißt es: „Zwischen dem Sattelbogen saß die Magd fest gefügt,“ — und auch im „Wigalois“ werden Mädchen erwähnt, die wie Männer zu Pferde sitzen.

Daß der Ausdruck: „Die Magd saß zwischen dem Sattelbogen fest gefügt“ für die Reitweise dieses und des nächsten Jahrhunderts außerordentlich passend gewählt ist, läßt das Bild einer italienischen Reiterin aus dem vierzehnten Jahrhundert sehr deutlich erkennen. Auch die Miniaturen und andere Abbildungen stellen die Reiterinnen rittlings sitzend dar, ebenso wie die alten Wappenabdrücke Zeugniß von dieser Reitart ablegen. So zeigt das Reitersiegel der Gemahlin Wilhelms von Holland, 1223, diese Fürstin wie einen Mann zu Pferde sitzend.

Uebrigens theilten nicht selten Frau und Mann zusammen den Rücken eines Pferdes. Und zwar fand dies nicht allein zwischen Eheleuten statt, sondern auch zwischen Herrin und Stallmeister. Der Mann führte die Zügel, während die Frau hinter ihm saß und sich nöthigenfalls an einem breiten Gurt festhalten konnte, den er um den Leib trug. Eine Vorschrift des guten Tones war, daß der Mann nicht rückwärts blickte. Eine gute Darstellung dieses Doppelreitens giebt eine zu Dresden befindliche Miniatur, die die „Freuden des Mais“ in Kalender-Vignetten aus dem Beginne des vierzehnten Jahrhunderts versinnbildlicht. Der Sattel ist hoch auf den Hals des Pferdes hinaufgeschoben; auf ihm reitet der Mann. Hinter diesem auf der nur mit einer Decke überbreiteten Croupe sitzt, mit der Schulter an den Begleiter geschmiegt, die Dame. Dieses Doppelreiten hat sich noch lange Zeit erhalten, denn noch Elisabeth von England saß oft hinter dem schönen Lord Leicester zu Pferde.

Bis in das zwölfte Jahrhundert hinein war, wie erwähnt, das Rittlingssitzen allgemein übliche Sitte. Die Reproduction einer Federzeichnung, die die Königin Dido mit Gefolge darstellt und der Berliner Handschrift von Heinrich von Veldecke's Epos „Eneit“ entnommen ist, zeigt das Reitkostüm und den Sitz der hohen Damen dieser Epoche. Erst von da an macht sich allmählich der Gebrauch des Quersattels geltend. So wird berichtet, daß im zwölften Jahrhundert zuerst Anna, die Tochter des böhmischen Königs, angefangen habe, sich eines Quersattels zu bedienen, der nach und nach in Deutschland und im westlichen Europa in Aufnahme gekommen sei. Der Damensattel der damaligen Zeit war eine Art mit Lehne versehener Bank, auf der die Damen saßen und die Füße auf die unten befestigte Fußbank stützten. Auf den Sattel legte man eine Filzdecke, um den Sitz etwas weicher zu machen, und über dieses Filzpolster wurde nun eine lang herabreichende Decke aus kostbarem Stoffe gehängt, die mit Stickereien und Franzen verziert war. Das ist das „Satelkleit“ oder, wie es die Franzosen nennen, die „Sambue“. Es entspricht unserer heutigen Schabracke und war zumal für die Damen sehr nothwendig, damit sie sich nicht durch den Schweiß der Pferde ihre Kleider verdarben. Zu größerer Bequemlichkeit legte man wohl auch noch auf den Sattel ein weiches Kissen, das gewöhnlich mit Kalbleder überzogen, bei besonders prunkvollen Reitzeugen aber mit Stickereien geschmückt war. Das Sattelzeug war nicht selten vergoldet, wie denn das Trier'sche Concil von 1227 den Nonnen verbot, vergoldete Sättel und Zäume zu führen. Wenn sich die Frauen nicht der schemelartigen Brettchen, die am Pferde niederhingen, als Stützpunkte für die Füße bedienten, so steckten sie die Füße in Stegreife von Metall oder in lederne Kappen. Immerhin müssen die schemelartigen Brettchen ziemlich verbreitet gewesen sein, wenigstens finden sie sich wiederholt auf Abbildungen. Das Bild der nach Egypten flüchtenden Maria in Herrad's „Hortus deliciarum“, um das Jahr 1160, zeigt die Mutter Gottes seitlängs auf einem Kissen reitend und die Füße auf einen am Pferde niederhängenden Schemel stellend.

Das Haupt des Damenpferdes bekam in diesen Jahrhunderten oft einen Schmuck aus Metall oder Blumen; besonderen Werth legte man aber auf den Ausputz des Reitzeuges mit Schellenbehang, wie die Schmückung des Pferdes einer französischen Reiterin aus dem vierzehnten Jahrhundert beweist. Während ferner die Männer das Roß mit den Sporen vorwärts trieben und nur selten eine Peitsche gebrauchten, bedienten sich ihrer die Frauen und die Zwerge stets.

Auch im dreizehnten Jahrhundert war das Seitwärtssitzen immer noch die Ausnahme und eine auffallende und vornehme Sitte, und erst im vierzehnten Jahrhundert wurde es allgemeiner. Ein Chronist, der über die englischen Sitten zur Zeit Richards II. berichtet, bemerkt: „Ebenso trugen die Edeldamen hohe Mützen und Hüte und Roben mit langer Schleppe, gebrauchten auch auf ihren Pferden den Seitensattel, und zwar nach dem Beispiel ihrer hohen Königin Anna, die diese Mode zuerst in England einführte; denn vordem ritten Frauen jedes Standes gleichwie die Männer pflegen.“

Immer mehr in Aufnahme kam das Seitwärtsreiten während des sechzehnten Jahrhunderts. Die Reiterinnen thronten jetzt auf Sätteln mit sehr hoher Gabel und bis zur Erde niederhängenden Prachtdecken. Um die Mitte des Jahrhunderts wurde dann der moderne Damensattel durch Katharina von Medici eingeführt, wenn er auch noch in der Form einige Abweichungen von dem heutigen Sattel aufwies. Die Damen saßen aber doch mit dem Knie über einer sehr großen Gabel auf einem kreisrunden Tabouret. Das Reitkleid war weit kürzer als heut üblich, und nicht selten nahmen die Damen ihr Hündchen hinten auf die Croupe des Pferdes.

Aber alle diese Umänderungen griffen nicht plötzlich und allgemein Platz, sondern sie drangen nur langsam zu größerer Geltung durch, sodaß auch jetzt noch nicht das Reiten nach Männerart verschwunden war. Ja, es erhielt sich bis in das achtzehnte Jahrhundert hinein. Namentlich bei Jagden und längeren Partien saßen die Damen sehr gern zu Pferde auf deutsche Art, wie man das Rittlingsreiten im Gegensatze zu der englischen Art, dem Seitwärtsreiten, nannte. Noch die Herzogin Amalia von Sachsen, Karl Augusts Mutter und Goethe's Freundin, ritt, wie das vorstehende, im Witthums-Palais zu Weimar befindliche Bild bezeugt, nach Männerart, und ebenso um 1760 die vortreffliche Reiterin Prinzeß Kunigunda am Hofe des Erzbischofs von Trier.

Erst gegen Ende des achtzehnten Jahrhunderts war in Europa das Reiten nach deutscher Art als Brauch der vornehmen Damenwelt völlig abgethan, und das Reiten nach englischer Art wurde allein standesgemäß. Der Sieg des Seitwärtsreitens hing zusammen mit dem allgemeinen Modegeschmack dieser Zeit; denn England begann damals in Deutschland derart Mode zu werden in der geistreich eleganten Gesellschaft, daß die englische Reitertracht sogar das Salon-Kostüm wurde. Diese Begünstigung des englischen Wesens nahm noch zu während der Kriege mit Frankreich und führte schließlich zu einer wahren Anglomanie. Und wie sich der Einfluß ausländischer Sitten, außer in der Tracht, auch vorzugsweise durch die Hausthiere kundgiebt, die man hegt und pflegt, so geschah es auch hier. Englische Rattenfänger und Pintscher verdrängten den wachsamen Stallspitz; auf den Kanapees der Damen wichen die schnarchenden Möpse dem englischen Wachtelhündchen; statt des gut abgerichteten Pudels legte sich der deutsche Stutzer oder Student eine bissige Bulldogge zu. Mit der Koppeljagd waren die Bracken verschwunden, mit dem Hochwild verschwanden nun auch die Saupacker, Spürhunde und Hetzrüden, und nur von wenigen Setters, Pointers und englischen Fuchshunden begleitet, „canterte“ der jagende Gutsherr über das windige Blachfeld.

Ebenso wurde auch das englische Pferd vorherrschend, das, entsprossen aus arabischem Blut, den deutschen Züchtungen allerdings unendlich weit überlegen war; und gleichzeitig damit gelangte das Seitwärtsreiten der Damen zur Existenz-Berechtigung.

Nur noch einmal, zur Zeit der französischen Revolution, lebte der Rittlingssitz wieder auf, und hier abermals, wie schon in früheren Zeiten, zu kriegerischen Zwecken. Die Amazone aus der Zeit der französischen Revolution sitzt, wie wir sehen, rittlings zu Roß und in einer kriegerischen Haltung, die lebhaft an ihre antiken Vorbilder erinnert.

Außerhalb der europäischen Kulturstaaten findet das Damenreiten nach Männerart noch heutigen Tages verschiedentlich Anwendung. Man hat oft behauptet, daß der Orient nach vielen Richtungen hin noch gegenwärtig auf dem Standpunkte des europäischen Mittelalters steht. Dieser Hinweis wird merk-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

würdiger Weise auch hinsichtlich des Reitsitzes orientalischer Damen bestätigt. Die vornehme Kairotin reitet noch heute auf ihrem Maulesel rittlings durch die Straßen Kairo's, und die persische Dame reitet ebenfalls nach Männerart. Die schwierigen Wegverhältnisse, wenigstens in dem Reiche des Sonnenordens, bedingen eben einen sicherern Sitz, als ihn der Damensattel geben kann.

Daß dieses Moment bei der Einnahme des Männersitzes mitspricht, beweist die Thatsache, daß in den unwegsamen Ländergebieten Brasiliens und Chiles bei allen Inland-Touren diese Sitzweise von den Damen stets vorgezogen worden ist und noch wird. Aber auch in Süd-Europa reiten die Frauen vielfach nach Männerart, z. B. die Ruthenitinnen oder Huzulinnen der Bukowina.

Gegen das Damenreiten im Herrensattel lassen sich höchstens in der Gewohnheit liegende ästhetische Bedenken geltend machen. Ein Blick auf die Abbildungen einer Reiterin im modernen Herrensattel wird aber wohl derartige Scrupel zumeist beseitigen. Die Einnahme des alten und jetzt wieder modern gewordenen Reitsitzes schließt dazu verschiedene, nicht unwesentliche Vorzüge in sich, und mit Recht wird ihm nicht nur eine weit größere Sicherheit gegen Gefahr, ein besseres Beherrschen des Pferdes, sondern auch eine schönere und gesundere Körperhaltung nachgerühmt.

Nachdruck verboten.

Gefunden.

Pfingst-Erzählung von Käthe Beeker in Wiesbaden.

Die Frühlingssonne durchleuchtete das kleine Stübchen bis in die entferntesten Ecken. Die langen, durch das grüne Laub vor dem Fenster zackig und unstät dahinschießenden Lichter schienen eine Freude daran zu finden, über die blitzblanken, alten Mahagoni-Möbel zu huschen und auf den altmodischen, weißgescheuerten Dielen des Fußbodens große, goldene Flecke zu zeichnen. Manchmal hüpfte eines ganz besonders glitzernd und blendend über den Haufen sauber gewaschener, weiß schimmernder Fischschuppen, die im Verein mit Rollen und Röllchen von Silberdraht auf dem hochbeinigen, dicht an das Fenster gerückten Arbeitstische lagen. Das vor ihm sitzende alte Mädchen, das mit Schere, Nadeln und Pincetten emsig im Material herumwirthschaftete, fuhr dann wie geblendet mit der mageren Hand über die Augen, machte eine kleine Pause in der Arbeit und starrte hinaus auf das grüne Gartenfleckchen, das vor ihrem Fenster lag. Ein leiser Luftzug trug ganze Wogen von Akazien- und Maiblumenduft zu der einsamen Arbeiterin empor; ab und zu flog ein graugefiederter Spatz hastig auf den Blechrand des äußeren Fensterbrettes, reckte neugierig den dicken Kopf, um mit seinen runden, dunkeln Augen den Arbeitstisch zu controliren, und schoß dann wieder mit einem mißbilligenden, schrillen „Schiep" in die Weite hinaus. Bienen, ganz gelb gepudert von Blüthenstaub, summten noch zur letzten Einkehr um den Rosentopf am Fenster, und ein verirrter Citronenfalter hing duftrunken an der halberschlossenen Knospe.

Die Bewohnerin des Stübchens sah das alles, wenn sie so von ihrer Arbeit aufschaute; aber nicht mit denselben dankbar entzückten Blicken, mit denen sie sich sonst all' die langen Jahre ihres Lebens hindurch an der Pracht und Schönheit des Frühlings geweidet hatte. Heute waren ihre Augen verweint, und der Thränenschleier, der diese verschattete, lag auch grau und niederdrückend über der ganzen Welt.

Eigentlich wußte sie selbst nicht, warum ihr gerade heute so trübsinnig zu Muthe war. Es lag nichts Besonderes vor, das sie so tief verstimmen konnte. Der Tag floß genau hin, wie alle seine Vorgänger, und wie nach ihm, wenn es ihr bestimmt war, noch lange zu leben, wohl tausende hinfließen würden. Nur natürlich alle noch einsamer, noch schattenhafter und zweckloser, je länger das Lebensrad fortrollte, und je mehr sich die Maschine abnutzte.

Bitter zuckte es um ihre Lippen bei diesem Gedanken, und die Hand, die eben aus fünf schimmernden Fischschuppen ein zierliches Vergißmeinnicht zusammensetzte, zitterte von verhaltenem inneren Weh.

Es ist merkwürdig, wie unsere Seele manchmal aus jahrelangem Schlummer zu einer bestimmten, heftigen Empfindung erwacht. Sie hat wohl schon lange vorher geträumt und vielleicht auch leise im Traume geseufzt, aber sie lag doch noch im Halbschlaf, bewußtlos und ohne Wunsch, und plötzlich zittert ein Lufthauch, ein Sonnenstrahl, ein Ton über sie hin, — und da ist sie erwacht, sieht mit großen, erschreckten Augen in die Wirklichkeit und schluchzt in Erkenntniß und Trauer todesweh auf.

So war es ihr auch gegangen. Sie hatte ihr ganzes Leben ziemlich frei von Grübelei und Gedankenschmerzen hingelebt, es genommen, wie es kam, und mit einer bescheidenen, aber dabei klarblickenden Zufriedenheit dessen glatten und friedlichen Fluß anerkannt. Freilich, es hatte für sie ebenfalls schlimme Tage gegeben, und ihr Leidenspäckchen wurde ihr wohlgefüllt, wie anderen Erdenpilgern auch, auf die Schultern gelegt. Damals, als der Fritz sie der Seilerstochter halber verließ, da that ihr Herz genau so weh und blutete genau so heftig, wie tausend andere junge, betrogene Herzen leiden. Aber sie hatte einen stolzen, gesunden Sinn gehabt und tapfer angekämpft gegen das Versinken in nutzlosen Kummer. Arbeit hilft über vieles hinaus, und fürs Arbeiten war sie erzogen, daran gewöhnt. Nicht, daß sie es so absolut nöthig gehabt, um das tägliche Brod zu ringen, — o nein! — Es bestand eine gewisse, solide Wohlhabenheit in der Familie, und sie war das einzigste Kind gewesen, sie hätte sich vielleicht mehr erlauben dürfen, als manche andere; aber der Thätigkeitstrieb steckte ihr im Blut, und auch die Lust am Erwerb, mehr als sonst bei ihren Altersgenossinnen, die immer tanzen, jubeln und sich amüsiren wollten. Ihr genügte es, wenn sie in die schöne Natur hinauswandern, einmal ein gutes Buch lesen und an den Wochentagen mit den geschickten, flinken Händen arbeiten, aus dem schlichten Fischschuppen-Material kleine, zierliche Kunstwerke schaffen konnte.

Zuerst hatte ihr diese von einer alten Tante gelehrte und übernommene Arbeit um ihrer selbst willen Spaß gemacht. Es lag so viel Feines darin, etwas, das sie über die derben Alltagsbeschäftigungen ihrer Freundinnen hinaushob. Dann, als sie mit dem Fritz versprochen war, freute es sie, dem armen, hübschen Burschen nicht nur etwas Aussteuer, sondern auch mit ihrer Geschicklichkeit ein unausgesetzt Zinsen-tragendes Kapital mitzubringen. Und als das alles zusammenbrach, als er sie verließ, — nun, da war die Thätigkeit und der nie rastende Fleiß ihre Stütze gewesen, an der sie sich langsam wieder emporrichtete zur Freude am Leben.

Manche Leute meinten zwar, sie hätte auch schon damals, zur Zeit ihres Brautstandes, zuviel darin gethan. Jedes Ding wolle seine Zeit und sein Maß haben, und wenn sie etwas weniger hinter der Arbeit her und etwas mehr für das Vergnügen gewesen wäre, dann hätte sich der Fritz nie von ihr ab und auf schlechte Wege gewendet. Aber wer will das mit Bestimmtheit sagen? Schließlich ist jeder von uns auf einen besonderen Ton gestimmt und muß nach diesem sein Lebenslied componiren. Sie hatte auch trotzig den Kopf geschüttelt, wenn man ihr das andeutete, und sich nur noch mehr, noch emsiger in ihre Beschäftigung vertieft. Was wußten denn die Leute von dem, was ihr Leben ausfüllte, und was ihre Natur brauchte? Gehörte die Arbeit nicht vielleicht mehr zu ihr als die Liebe? Diese war ihr treulos geworden, die andere blieb ihr treu. Und wenn ihr junges Herz auch zuckte unter solch' nüchternen Betrachtungen, sie klammerte sich daran und hielt an ihnen fest, so oft auch dieser und jener junge Bursche oder stattliche Mann bei ihr anklopfte und die graue Theorie ihrer Lebensauffassung zu erschüttern versuchte.

Sie brauchte keine Menschen. Sie hatte ihre Eltern, ihre Arbeit, die schöne Natur und ihre saubere, nette Häuslichkeit. Das war so viel und so reich gemessen, füllte, nachdem sie mit dem ersten und einzigen Mehrverlangen Schiffbruch erlitten hatte, so ganz ihre Bedürfnisse aus, daß daneben nichts mehr Raum fand. Das Lebensrädchen surrte hin, so gleichmäßig, ruhig glatt, daß sie gar nicht merkte, wie die Jahre flogen. Der Vater starb. Es war ein Schmerz, aber ihr blieb noch die Mutter, mit der sie stets inniger und herzlicher verkehrt hatte, als mit dem unruhigen, abwechslungsbedürftigen und lebhaften Mann. Die Lücke schloß sich schnell, und die beiden Frauen, schweigsam, genügsam und jede in ihrer Art emsig am Tagewerk thätig, lebten stillzufrieden ihre Jahre weiter hin. Die Beziehungen mit der Außenwelt schwanden immer mehr; das Haar der einen bleichte zu Silber, durch das der anderen zogen sich einzelne, weiße Vorboten des schwindenden Lebenssommers, — sie merkten es nicht. Der Faden rollte und rollte ab, ohne Knoten und ohne Schimmer, aber so glatt und eben, daß keine empfand, wie die Spule leerer und grauer ward. Dann wurde er bei der alten Frau immer dünner und schwächer; die Tochter mußte oft die zierliche, künstlerische Beschäftigung bei Seite schieben, um der Mutter Tagewerk auf sich zu nehmen. Die alten Hände wollten nicht mehr recht vorwärts, und eines Tages streckten sie sich müde und steif aus, — die Arbeit war für diese Welt zu Ende.

Das gab einen heftigen Ruck im Gleichmaß der Tage. Die Mutter war die einzige gewesen, mit der das einsame Mädchen noch zusammengehangen hatte. Es fröstelte sie, wenn sie nun so allein an ihrem Arbeitstische saß, und oft horchte sie selbstvergessen auf, ob nicht wieder der leise, schlürfende Schritt, das kurze Hüsteln der alten Frau zu hören sei. Arbeit gab es jetzt mehr als früher, denn das, was die Mutter sonst geschafft, fiel nun selbstverständlich auch noch auf die Tochter. Und wieder griff diese mit beiden Händen zu, um auf dieser festen, starken, noch nie trügenden Brücke hinfort den breiten, dunkeln Strom der Einsamkeit und Trauer zu überschreiten.

Aber, ob nun die Kraft schwächer, ob der Gang, zu dem kein warmes Wort, kein treuer Blick mehr die Begleitung gab, so viel schwerer und länger geworden, — es ging nicht mehr so vorwärts wie früher. Immer breiter, immer dunkler dehnte sich der Strom der Verlassenheit, und während die Wochen und Monde vorüberzogen, wuchs langsam, ganz langsam eine nie gekannte Müdigkeit und Unlust am Leben, ein tiefes, stilles Sehnen nach Liebe und Zusammengehörigkeit mit einem lebenden Wesen im Herzen des einsamen, alten Mädchens auf. Den ganzen Winter hindurch hatte sie es halb unbewußt in sich getragen, wenn es gar zu heftig pochte, sogar unwillig auf körperliches Unwohlsein geschoben, aber je mehr der Frühling mit seinem liebeswarmen Athem, mit seiner blüthenschweren, linden Luft ins Land zog, desto gewaltiger entfaltete die Sehnsucht in ihrem Herzen die Schwingen, und heute, mitten in all' die sonnige, blühende Pracht dieses leuchtenden Maitages hinein, waren ihr die Augen übergegangen im Weh der Verlassenheit und im Mitleid mit sich selbst und ihrem verfehlten, nutzlosen Leben. Alles stand plötzlich in einem ganz anderen Licht, das die so lange festgehaltenen Formen und Figuren wunderlich veränderte und traurig verzerrte. Ihr ganzes, stilles Selbstgenügen schien ihr auf einmal nur starrer, bequemer Egoismus, ihre nie rastende Arbeitslust nichts als elende Sucht nach Erwerb. Und wozu das alles? Hatte sie schon jemals mit dem, was sie zuviel hatte, einen Mangel gelindert, irgend jemand eine frohe Stunde bereitet? Hatte sie den Zweck des menschlichen Lebens, den Kernpunkt alles christlichen Denkens nur eine Secunde lang erfüllt? Für andere gesorgt, anderen genützt, andere geliebt? Wenn sie hinüberging in die Ewigkeit, was würde sie für ein Zeugniß mitnehmen auf den Weg? Ein unbeschriebenes Blatt, auf das keine Thräne der Liebe, kein Lächeln der Dankbarkeit seine Runen geschrieben hatte. —

Es packte und schüttelte sie bis in die tiefste Seele. Einsam und nutzlos! — wie Hammerschläge fielen diese beiden Worte wieder und wieder auf ihr Herz. Lohnte es denn überhaupt noch zu leben, hatte es jemals gelohnt? Ob ein Blatt mehr oder weniger vom Baume fällt, was thut das? Es wäre Zeit für sie, zu gehen und anderen Platz zu machen, anderen, die es besser verständen als sie, diesen Platz auszufüllen und nutzbar zu machen. — Und so einsam, ach, so einsam, immer und immer, solange es nun noch dauern mochte! Wie Geierkrallen schlug sich die Qual der Einsamkeit in ihr zuckendes Herz. Es litt sie nicht länger in ihren öden, kalten vier Wänden; sie wollte wenigstens hinaus, irgend wohin, wo Leben sie umströmte. Oder nein, da gehörte sie nicht hin! Zu den Todten wollte sie gehen, auf den Friedhof, da, wo es ganz still, ganz einsam war, wo die, welche sie einst geliebt hatte, den letzten langen Schlaf schliefen und ausruhten vom Pilgergange. Vielleicht würde auch sie dort die Ruhe und das Gleichmaß ihrer Seele wiederfinden!

Hastig schlug sie den Mantel um, schloß das Stübchen ab und trat in den Maitag hinaus. Achtlos gegen seine Schönheit schritt sie den schmalen Weg hin, der gleich hinter dem Hause ins Freie führte und im letzten Glanz der schon ziemlich tief stehenden Sonne goldübergossen und lockend vor ihr lag. — Unsere Seele hat ihr eigenes Licht: sie kann den trübsten November in einen lachenden, singenden Maitag wandeln und über den leuchtendsten Frühling so dunkle Trauerschatten breiten, daß kein Strahl der Sonne sie durchgolden und lichten kann. All das Singen, Funkeln und Blühen um sie her that der Wandernden heute weh. Sturm, Schnee und Regen hätten besser zu ihrer Stimmung gepaßt, hätten weniger die Wunden ihres Herzens bloßgelegt und aufgerissen, als die jugendliche, kosende Schönheit des leise zur Ruhe neigenden Frühlingstages.

Unruhig strebte sie vorwärts, den Berg hinan, den dunkeln Tannen zu, die wie ernste Riesen feierlich den breiten Eingang zum Hafen der Ruhe bewachten. Sie seufzte erleichtert auf, als sie nun der stille, gedämpfte Frieden des Kirchhofs umfing. Hier war gut sein, sowohl für Todte wie für Lebende. Dicht an den blauschimmernden Wald gerückt, dehnte sich weit und still der Gottesacker aus. Hohe, lichtgrüne Bäume rauschten leise, beruhigende Schlummerlieder über die Hügel fort; weiße, schimmernde Kreuze blickten ernst ins weite Land und, über den silberglitzernden, raschen Fluß, der an der steil abfallenden Seite des Berges vorüberschoß, hinab auf die stolzgebaute, vornehme Stadt, aus der soeben die Kirchenglocken ihre vollen Klänge zur Höhe emporschickten. Ach ja! Es war Pfingstsonnabend heute, die Glocken läuteten das Fest ein! Sie hatte gar nicht daran gedacht. Was ging sie Pfingsten an, was der Geist der Liebe, der über die Welt ausgegossen wurde? Auf sie fiel doch kein Tropfen davon, sie hatte sich ja selbst ausgeschlossen aus aller Gemeinschaft der Geister und der Körper; nun stand sie abseits am Wege, und der nutzlosen Egoistin galt nichts von der beseeligenden Macht des Evangeliums.

Aufseufzend sank sie auf die schmale, kleine Holzbank, die vor der Eltern Gräber stand, und unwillkürlich strich ihre Hand leise und liebkosend über den grünberasten Hügel, unter dem die Mutter schlummerte. „Einsam und nutzlos!" — Auch die Glocken dröhnten es zu ihr empor, — unbarmherzig und streng. Die Hände faltend, starrte sie traurig, mit von Thränen verdunkeltem Blick in die Weite. — —

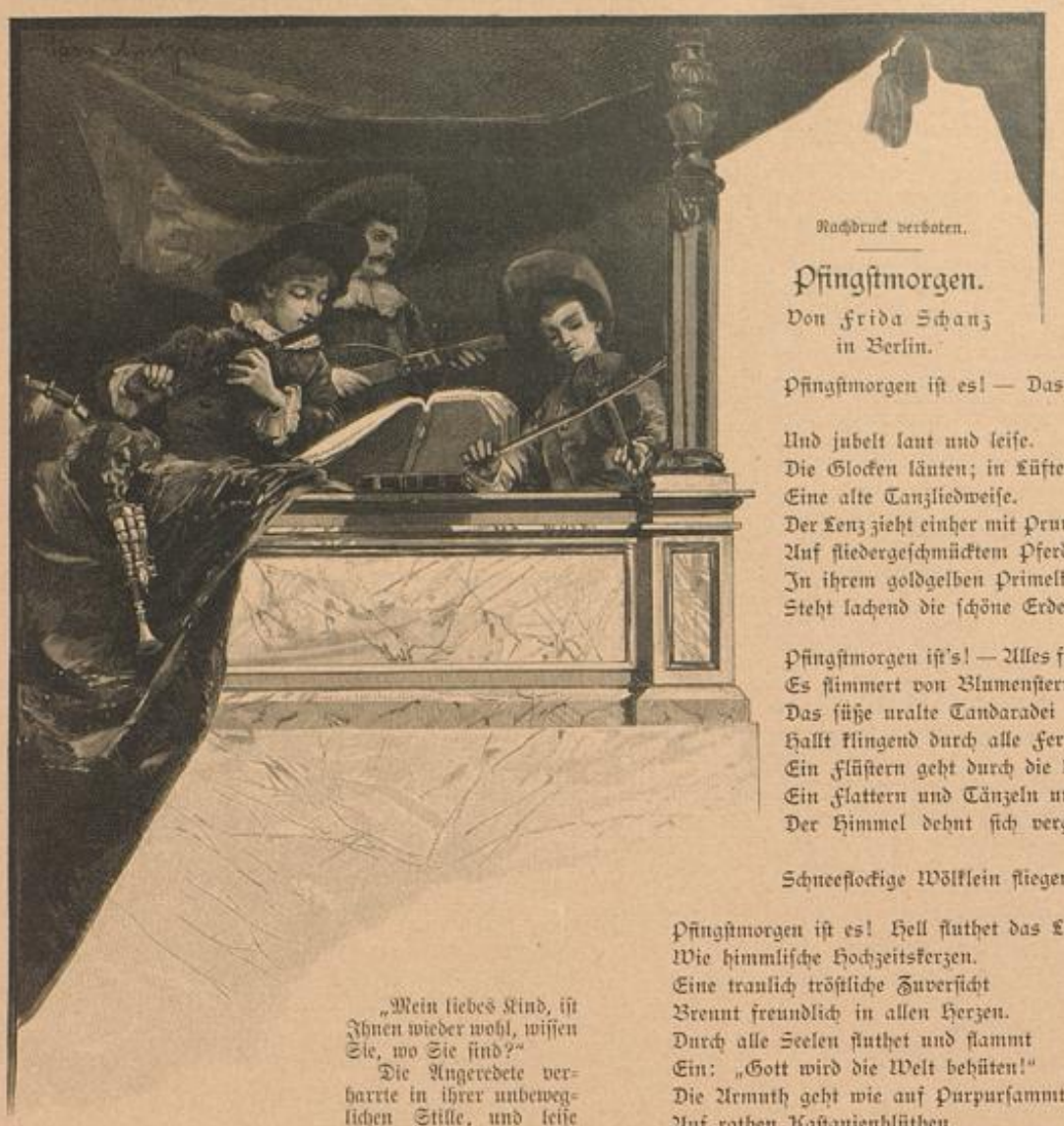
Den Weg entlang kam mit schleppenden Schritten eine schlanke, ärmlich gekleidete Mädchengestalt, die junge Figur zusammengesunken und kraftlos, das schmale Gesicht blaß und mit einem Ausdruck hülfloser Müdigkeit. Sie strebte augenscheinlich keinem bestimmten Ziele zu, und ebensowenig achtete sie auf ihre Umgebung. Es war ein unsicheres Wandern und ein gleichgültiges, stumpfes Hinstarren über die sich zur Rechten und Linken wölbenden Hügel. Sie hatte hier nichts zu suchen; kein Grab, das sie etwas anging, kein Kreuz oder Stein, von dem ihr ein trauter, lieber Name entgegenblickte. Sie hatte nur in dumpfer, stiller Verzweiflung dem Orte zugestrebt, der ihrer gedrückten Seele als sicherster, unbeachtetster Ruhepunkt vorschwebte. Da, wo die Todten ruhen, finden wohl auch die Lebenden einen Platz, irgendwo ein einsames Grab, um daneben zu kauern, ihr müdes Haupt nieder zu legen und sich in den Schlaf zu weinen. Vergessene Todte und überflüssige Lebende passen gut zusammen. Und von Fieberschauern geschüttelt, sank das Mädchen kraftlos an einem halb verfallenen, mit Unkraut und wilden Blumen üppig überwucherten Hügel zusammen. Sie drückte den Kopf in das weiche, kühle Frühlingsgras, aus dem goldglänzende, dicke Butterblumen und kleine, rosig gefärbte Gänseblümchen in reicher Fülle emporschossen. Wie frisch und kräftig das duftete! Butterblumen, — ach, das war noch eine schöne Zeit, wie sie als Kind die zierlichen Ketten aus den geschmeidigen Stielen flocht!

Ein eiliger, grünroth schillernder Laufkäfer schoß über ihre magere, in das Gras gedrückte Hand; eine schlankgeschnürte Wespe, in eleganter schwarzgelber Frühlings-Toilette, summte prüfend und neugierig um das blasse Gesicht. Die Ruhende merkte nichts mehr davon. Das quälende Gefühl des Hungers, das noch quälendere der Verlassenheit, beide hatten sich lind und leise in eine halbe Bewußtlosigkeit aufgelöst. Eine wunderbar süße Ruhe und Wunschlosigkeit überkam sie. Vor ihren Augen leuchteten die Butterblumen warm und erquickend wie große, goldene Sonnen; die weichen, feinen Gräschen streichelten die eingesunkenen, blutleeren Wangen wie zärtlich liebende Mutterfinger, und der verschwimmende Schall der Kirchenglocken klang gleich beruhigenden, tröstenden Worten aus theurem Munde an ihr müdes Ohr. Still, ganz still und friedlich ward es in und um ihr, — sie hatte den richtigen Platz gefunden!

Das alte Mädchen auf der hölzernen Bank hatte zuerst etwas unwillig den Kopf gewendet, als die Fremde an dem nur wenige Schritte von ihr entfernten Grabe niedersank. Das war etwas noch nicht Dagewesenes! Hier an diesem einsamen Fleckchen hatte sonst niemand etwas zu suchen, und nun gar an dem vergessenen, ungepflegten Hügel, der dicht am Wege lag! Sie wußte genau, daß alle, die ein Interesse an diesem nehmen konnten, längst ausgestorben waren. Was hieß das nun, daß die junge Person da so hingehörig und schmerzlich ihren Kopf in das Gras drückte? Nur unwillkürlich hatte sie zuerst hingeschaut, aber je länger die Fremde dort so still und lautlos verharrte, desto unruhiger und lauter erwachte ein unbestimmtes Interesse an ihr in der Seele der Beobachtenden. Ob das junge Ding da denn gar keine Bewegung wieder machte? Es war doch auffällig eine Ewigkeit lang so regungslos zu liegen, — war ihr vielleicht schlecht geworden? Nun, es ging sie nichts an! Aber im selben Augenblick, als sie das dachte, zuckte sie zusammen und schalt sich: Egoismus, überall nur Egoismus! — Nein, ob es sie nun anging oder nicht, sie wollte einmal nach der Fremden sehen.

Leise faßte sie die Schulter der Dahingestreckten, — keine Bewegung! Nun wurde ihr Angst: sie rüttelte und schüttelte die leichte Gestalt, und als all' das ohne Wirkung blieb, bog sie sich besorgt nieder, um das tief in das Gras gedrückte Gesicht zu sich empor zu wenden. Grauweiß, mit eingesunkenen Wangen, blassen Lippen und festgeschlossenen Augen lag es vor ihr, so still wie das einer Todten. Im tiefsten Herzen erschreckt, kniete das Fräulein neben der anscheinend Leblosen nieder. Diese auf ihren Schoß ziehend, rieb sie deren Schläfen mit kölnischem Wasser, das sie stets bei sich trug, und schon nach wenig Secunden schlug die Ohnmächtige langsam die Augen auf. Große Augen, die bewußtlos einen Moment lang zu der über sie Gebeugten aufschauten, um sich dann wieder gleichgültig und erschöpft zu schließen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Nachdruck verboten.

Pfingstmorgen.

Von Frida Schanz in Berlin.

Pfingstmorgen ist es! — Das jauchzt und singt
Und jubelt laut und leise.
Die Glocken läuten; in Lüften klingt
Eine alte Tanzliedweise.
Der Lenz zieht einher mit Prunk und Glanz
Auf fliedergeschmücktem Pferde;
In ihrem goldgelben Primelkranz
Steht lachend die schöne Erde.

Pfingstmorgen ist's! — Alles froh und frei!
Es flimmert von Blumensternen.
Das süße uralte Tandaradei
Hallt klingend durch alle Fernen.
Ein Flüstern geht durch die blühende Au,
Ein Flattern und Tänzeln und Wiegen;
Der Himmel dehnt sich vergißmeinnichtblau,
Schneeflockige Wölklein fliegen.

Pfingstmorgen ist es! Hell fluthet das Licht,
Wie himmlische Hochzeitskerzen.
Eine traulich tröstliche Zuversicht
Brennt freundlich in allen Herzen.
Durch alle Seelen fluthet und flammt
Ein: „Gott wird die Welt behüten!"
Die Armuth geht wie auf Purpursammt
Auf rothen Kastanienblüthen.

Pfingstmaien lassen auf Schritt und Tritt
Grünseidige Fahnen wehen.
Die Geigen klingen zum Hochzeitsritt,
Etwas Seliges ist geschehen.
Der Lenz zieht einher mit Prunk und Glanz
Auf fliedergeschmücktem Pferde;
In ihrem goldigen Primelkranz
Steht lachend die schöne Erde.

„Mein liebes Kind, ist Ihnen wieder wohl, wissen Sie, wo Sie sind?"

Die Angeredete verharrte in ihrer unbeweglichen Stille, und leise kam es dann von ihren Lippen: „Ja, im Himmel, — ach, nun ist alles gut!"

Ein Schauer schüttelte sie. „Nur nicht wieder auf die harte, mitleidlose Erde hinab!"

„Armes Kind!" Die Samariterin strich mit der Hand zärtlich über den dunkeln Scheitel der in ihrem Schoß Ruhenden. Was sollte sie nur mit ihr machen? Sie mußte sie doch ins Leben zurückführen, wenngleich sie es klar empfand, daß dieses Leben nur Weh und Kummer für das arme Geschöpf barg. So jung und auch schon verlassen und müde, war das nicht noch härteres Loos als das ihrige?

Die Tage der Einsamkeit und inneren Einkehr seit dem Tode der Mutter waren über ihr Herz gezogen wie die Pflugschar über unbebautes Land. Nun lag es locker und empfänglich da, bereit, das Samenkorn der Barmherzigkeit und Liebe in sich aufzunehmen, und dürstend darnach, zu empfangen und zu geben.

Sie streichelte leise die magere Hand, die noch immer kraftlos auf dem Hügel ruhte. „Mein liebes Kind, wollen Sie mir nicht sagen, was Sie so verzweifelt macht, warum Sie diese Erde so hassen?"

Nun fuhr die so lange Bewegungslose hastig und erschreckt empor. Es war, als wenn ihre Sinne sich erst langsam gesammelt hätten, und sie erst jetzt voll in die Wirklichkeit zurückführten. Ein Blick über die ganze Umgebung, über die Reihen der Hügel und Kreuze, und dann ein jammervolles, verzweifeltes Aufschluchzen! „O Gott! Noch immer über den Gräbern, noch immer kein Ausruhen und kein Ende!"

„Um Himmelswillen, Kind, sieht es so aus? Besinnen Sie Sich einmal, seien Sie ruhig, erzählen Sie mir alles, was Ihnen fehlt, ganz ehrlich und genau! Haben Sie Vertrauen zu mir! Wenn es in meinen Kräften steht, dann helfe ich Ihnen!"

Sie legte den Arm ganz fest um die noch immer fassungslos Schluchzende und hob das verstörte, verweinte Gesicht zu sich empor. Es waren reine Züge, voll Weichheit und Sanftmuth, die sich der Prüfenden wunderbar sympathisch in das Herz prägten. Was es auch mit der Fremden war, sie ließ sie nicht wieder ins Elend wandern, — das zog wie eine große Beruhigung durch ihren Sinn.

Und nun sprach diese, leise: „Was soll ich Ihnen sagen? Es ist ja nichts, was eine Fremde interessiren kann? Und es thut so weh, darüber zu sprechen! Aber Sie haben so treue, gute Augen, beinahe wie meine liebe Mutter sie hatte."

Und mit einem erneuten, trostlosen Aufschluchzen drückte sie ihren Kopf gegen die Hände, die liebkosend ihre Wangen streichelten.

„Ja, wenn meine Mutter noch lebte, wie klein wäre dann all' die andere Sorge! Aber ich habe mich versündigt, als ich damals meinte, so großen Kummer, wie den um den Johannes, gäbe es nicht wieder. Da hat der liebe Gott mir erst bewiesen, daß ich damals noch reich und glücklich war, und daß es noch mehr und Schwereres zu verlieren giebt, als einen ungetreuen Verlobten!"

Ein Zug von Härte und Bitterkeit trat in das junge Gesicht, als sie hastig fortfuhr: „Er war mein Bräutigam zwei Jahre lang! Wir hatten selbst nicht viel, Mutter und ich, aber doch immer genug Verdienst, um ihm noch oft durchzuhelfen, wenn es haperte. Denn er war wohl gut und auch arbeitsam, aber leichtsinnig, — und Mutter hat oft dazu den Kopf geschüttelt. Aber mein Herz hing an ihm; — ich meinte, daß er mit seinem Charakter auch gerade solch' eine Frau brauche wie mich, eine, die nie die Geduld verlöre. Jawohl, wenn ich Geld gehabt hätte, dann wäre es auch weiter gegangen, aber so —! Genug, das Verhältniß löste sich. Ich wollte gleich damals fort. Es wurde auch alles vorbereitet. Mutter widerstrebte mit keinem Wort, trotzdem es ihr wohl schwer wurde, — aber ich dachte an nichts, als an mich und meinen Jammer. Das hat der liebe Gott gestraft; denn ehe es zum Fortzug kam, da legte sich die Mutter, und nun lernte ich erst kennen, was Elend heißt. Wochen und Wochen habe ich gekämpft um das Leben, das mir als einzigstes und theuerstes geblieben war, und es dann doch verloren! Wenn meine Mutter mich nicht beten gelehrt, wenn sie nicht ein Stückchen ihres festen, treuen Gottesglaubens in mein Herz gesenkt hätte, — wer weiß, was schon damals an ihrem Sarge aus mir geworden wäre! So nahm ich die Last meines einsamen, liebeleeren Lebens auf mich. Daheim hatte ich nichts mehr zu suchen. All' die Theilnahme und Freundlichkeit, die man mir in der ersten Aufwallung des Mitleids entgegenbrachte, hielt mich nicht, — nur fort! Und so kam ich hierher, fremd und unerfahren, ohne richtige Lust und Kraft, eigentlich schon damals krank und nur noch mit halbem Trieb zum Leben und Verdienen. Es schlug mir denn auch alles fehl. Erschlafft von der Krankenpflege und dem Kummer, ohne Zeugnisse und Empfehlungen, — da war es kein Wunder, daß sich mir jede Thür verschloß. Ueberall drängten sich mir andere vor, die kräftiger waren, ihre Fähigkeiten beglaubigen konnten und im Kampf um das Vorwärtskommen besser Bescheid wußten als ich. Lange hielt ich es nicht aus, der Körper war zu schwach, und eines Tages brachten sie mich ins Krankenhaus, wo ich fast vier Wochen lag. Heute bin ich nun daraus entlassen. Mein kleiner Nothgroschen ist fast aufgebraucht, meine Gesundheit noch so angegriffen, daß es mir schwerer als vordem werden muß, eine Stelle zu finden, und dazu bin ich müde, so müde! Da bin ich zu den Todten gegangen, — wo sollte ich auch sonst hin?!"

Erschöpft sank das Mädchen zurück, aber die Zuhörerin richtete es kräftig auf. In ihrer Seele war es fest und klar geworden; sie wollte den Wink des Himmels nicht übersehen und aufheben, was Gott ihr vor die Thür legte.

„Nur nicht den Muth verlieren, liebes Kind! Wenn die Noth am größten, dann ist Gottes Hülfe am nächsten. Was Sie verloren haben, kann ich Ihnen freilich nicht ersetzen, aber wenn Sie Muth und Lust haben, um einer alten, wunderlichen Person, wie ich es bin, mit etwas Liebe und Geduld zur Seite zu stehen, dann sollen Sie nicht länger heimatlos und verlassen durch die Welt wandern. Kommen Sie mit mir, auch mein Weg ist einsam und liebeleer, — wir wollen eine der anderen helfen, daß der Weg leichter und heller werde!"

Aus den noch ungläubig blickenden Augen des jungen Mädchen leuchtete es bei diesen Worten wie ein Sonnenstrahl. Das erste Zeichen der Liebe und des Erbarmens in der großen, fremden Welt! So dicht vor dem Schiffbruch der Hafen der Ruhe und des Friedens, — ach Gott, war das denn möglich? Ein heller Schimmer von Jugendlust und -Kraft durchdrang ihr wieder Körper und Seele, und in heiß aufwallender Dankbarkeit preßte sie ihre Lippen auf die ihr entgegengestreckten Hände. —

Festlich klangen die Glocken wieder zur Höhe hinauf. Ein leiser Abendwind trug ihre tiefen Töne über die Gräber hin, wie eine heilige Versicherung der Güte dessen, zu dem sie emporstiegen. Die beiden, die sich dort zwischen den Todten für ein gemeinsames Leben gefunden hatten, neigten andächtig die Häupter. In dem jungen Herzen schlug unter den dunkeln Schleiern der Trauer ein dankbares Hoffen lächelnd die Augen auf, und durch das des alten Mädchens zog eine große Versöhnung und Verklärung ihres bis eben noch brach daliegenden Lebens. Ihren Morgen und Mittag hatte sie versäumt und verträumt, aber nun, bevor die lange Nacht auf sie herabsank, schickte ihr der Himmel noch einen erwärmenden Strahl der Abendsonne, der ihr Gegenwart und Zukunft verklärte. Nicht umsonst hatte sie gelebt; sie konnte noch Liebe säen und ernten, und wenn Gott sie abrief, dann kam sie nicht ohne Zeugniß in die Ewigkeit.

Redactions-Post.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Oesterreicher im Auslande. — Die von patriotischem Geiste durchwehten Schriften Karl Pröll's: „Deutschnationale Bergpredigten" und „Unter alldeutschem Banner" enthalten viel Ansprechendes. Verleger sind Thormann & Gretsch in Berlin.

Theresa, Brüssel. — Stabat mater' war die letzte Composition Giovanni Battista Pergolese's, der zwar 1731 mit seiner Buffo-Oper „La serva padrona" einen vorzüglichen Treffer hatte, sonst aber mit seinen Bühnenwerken keinen Erfolg zu erzielen vermochte. Der Gram und die Aufregung darüber untergruben seine Gesundheit vollends, und so starb er, kaum sechsundzwanzig Jahre alt, im Seebade Pozzuoli, wo er vergebens Kräftigung gesucht hatte. Wenige Tage zuvor vollendete er das so berühmt gewordene Stabat mater, das die Klosterbrüder von San Luigi di Palazzo bei ihm bestellt und, nach unserem Gelde, mit etwa 35 Mark honorirt hatten. Es ist für eine Sopran- und eine Altstimme geschrieben, ohne Chor, allein für Begleitung mit Streich-Instrumenten und Orgel.

M. S., Prag. — Jetzt, wo sich das 19. Jahrhundert dem Ende nähert, wird man wieder, wie beim Wechsel früherer Jahrhunderte, verschiedene Meinungen darüber hören, wann in Wirklichkeit der neue Zeitabschnitt eintritt. Um Mißverständnissen vorzubeugen, hat die Universität in Kopenhagen in alle dänischen Kalender für 1895 die Bemerkung eingeschaltet, daß das laufende Jahr „das 95. im 19. Jahrhundert ist, welches mit dem 31. December 1900 endet". Diese Auffassung ist auch im Kreise der Chronologen niemals bestritten worden. Das erste Jahr der christlichen Zeitrechnung heißt 1, und ein Jahr 0 hat es nicht gegeben. Folglich geht das Jahrhundert auch erst mit dem letzten Tage des Jahres 1900 zu Ende. Rechnungsmäßig ist das durchaus richtig, und dennoch bleibt es sehr erklärlich, wenn die Theorie durch die thatsächliche Erscheinung der neuen Ziffer in den Hintergrund gedrängt wird, wenn also der Beginn des Jahrhunderts sich in unserer Vorstellung mit dem Hervortreten der Zahl 1900 verknüpft. Am 1. Januar 1901 wird uns das neue Jahrhundert schon recht alt vorkommen; noch auffallender aber wird es unseren Urenkeln sein, wenn sie das neue Jahrtausend erst beginnen sollen, nachdem sie schon zwölf Monate lang die Jahreszahl 2000 geschrieben haben werden.

Fräulein v. Z., Marburg. — Vorzugsweise wird Lapis lazuli am Baikalsee in Sibirien gefunden und auf der Messe in Nishni-Nowgorod, wohin man auch den aus der Bucharei stammenden Lapis lazuli bringt, in den Handel gebracht. Gewöhnlich wird dieser Halbedelstein für die Verwendung in der Kunst-Industrie in dünne Platten zerschnitten, die dann zu musivischen Zwecken Benutzung finden. Aus den seltenen großen Steinen werden Schalen, Statuetten, Vasen u. s. w. gefertigt. Der Verkauf der kleineren Stücke des Roh-Materials geschieht nach Gewicht, und zwar werden je nach der Güte für ein Kilogramm bis zu 300 Mark gezahlt. Bei den größeren Stücken ist für den Preis neben Farbe und Structur der Umfang entscheidend. Wer den Kreml in Moskau und die Isaakskirche in Petersburg besucht hat, wird wissen, daß dort Lapis lazuli ausgezeichnet vertreten ist. — Es war übrigens der Lieblingsstein Kaiser Wilhelms I., aus ihm besteht auch das Petschaft aus des Kaisers Nachlaß, das Wilhelm II. dem Fürsten Bismarck zum 80. Geburtstage verehrt hat.

Therese v. M., Saarbrücken. — Scheffel's Mutter, Josefine Scheffel, war dichterisch beanlagt und hat jedenfalls auf ihren bedeutenden Sohn Einfluß gehabt. In einem Bändchen von ihr herausgegebener Gedichte finden wir z. B. den ersten Anstoß zu Josef Victors Rodensteiner-Liedern. Es heißt dort:

„Horch auf! Was klirrt an Riegel und Gruft?
Was zischt und sauset durch die Luft?
Das muß der wilde Jäger sein,
Er zieht vom Schnellert zum Rodenstein.
Hussa! Zum Rodenstein!"

Frau Baronin K., Livorno. — Die junge Violin-Virtuosin Rosa Hochmann hat in der Wiener Presse eine sehr freundliche Beurtheilung gefunden.

J. v. J., Wien. — In London hat die Beköstigung der Schulkinder in den Schulen einen wesentlichen Fortschritt gemacht, da sich die betreffenden Vereine geeinigt haben, Central-Küchen anzulegen, von denen jede mit bedeutender Kostenersparniß mehrere Schulen mit Mittagessen versorgt. Man ist aber nicht einig darüber, ob es besser sei, eine geringe Bezahlung — 1 oder ½ Penny — zu verlangen, oder das Essen ohne jede Bezahlung zu vertheilen.

Fräulein S., Liegnitz. — „Mutter, — erzählen!" lautet der Titel von „51 Geschichten für unsere Kleinen", die F. v. Stenglin im Verlag von U. Kracht in Berlin hat erscheinen lassen. Der Preis beträgt nur 75 Pfennig.

Frl. S. H., Deutz. — Junge Mädchen können bei den lockenden Engagements nach Prag, Wien, Pest, Konstantinopel, dem Orient u. s. w. gar nicht vorsichtig genug sein. Gewissenhafte Auskunft sollen ertheilen für Wien: Fräulein M. de Blaireville, „Home Suisse", Himmelpfortgasse Nr. 20; für Pest: Fräulein A. Bolle, „Home Suisse", Fabrikgasse Nr. 18 (4. Stock); für Prag: Fräulein Maria Haury, Karlsgasse Nr. 18.

Caecilie in M. — Ihrem Zwecke dürfte am besten das gerühmte Buch „Die moderne Oper" von Ferdinand Pohl, Leipzig, Carl Reißner 1894, entsprechen.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamerstraße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. Juni 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 11.

Gertrud Götze.

Nach einer Photographie von J. Müller, Eberswalde.

Im ersten März-Heft wurde in der Rubrik „Aus der Frauenwelt" eingehend ein Vortrag besprochen, den eine Ausgesandte des „Frauen-Vereins für christliche Bildung des weiblichen Geschlechtes im Morgenlande", die Missionarin Fräulein Gertrud Götze, im Stadtmissions-Hause zu Berlin gehalten hatte; wir freuen uns, heute das Portrait dieser von tiefster Gottes- und Nächstenliebe erfüllten, tapferen Streiterin folgen lassen zu können.

Gertrud Götze wurde als Tochter eines evangelischen Pastors am Heiligabend des Jahres 1861 zu Wellersdorf bei Soran in Schlesien geboren. In dem bekannten Lehrerinnen-Seminar zu Droyßig ausgebildet, kam sie 1882 als Erzieherin in das Haus des Grafen von Finkenstein-Jäskendorf in Ostpreußen und ging von dort fünf Jahre später nach Berlin, um in der Reichshauptstadt weiteren Studien in der Musik und Malerei obzuliegen. Hier, in einer Missionsstunde in der Matthäikirche, vernahm sie von der Arbeit der Missionarinnen in Indien, und dies ward für ihre fernere Lebensrichtung entscheidend. Sie meldete sich bei dem oben erwähnten Verein und wurde von diesem bereits im September nach Benares in Indien gesandt, wo sie die Leitung des über vierzig Kinder beherbergenden Mädchen-Waisenhauses und den Unterricht in der Normal-Schule (Schule für etwa hundert eingeborene Christenmädchen, die dort zu Lehrerinnen ausgebildet werden) übernahm. Nach vier und ein halb Jahren versetzte man sie nach Sekundra bei Agra und übergab ihr die Leitung der sehr viel Thatkraft und Tüchtigkeit erfordernden sogenannten „Dorf-Mission" bei den Frauen und Kindern der dortigen Umgegend. — Ihrer angegriffenen Gesundheit wegen nach Deutschland beurlaubt, wirkte Gertrud Götze, die mit einer schönen Rednergabe ausgezeichnet ist, auch während dieser Pause in ihrer eigenen Missions-Arbeit durch Vorträge in Berlin, Breslau, Osnabrück u. s. w. auf das erfolgreichste für die hohe Sache, der sie ihr Leben geweiht.

An oben genannter Stelle ist bereits auf das unbeschreibliche seelische und leibliche Elend der heidnischen Frauen in Indien hingewiesen worden. Allen, die an dieser Frage regeren Antheil nehmen, sei das Buch „Die Arbeit des Frauen-Vereins für christliche Bildung des weiblichen Geschlechtes im Morgenlande", wie die „Monatsblätter" desselben Vereines empfohlen, — beide für geringen Preis vom Vorstande, unter Adresse der Frau Generalin von Döring, Berlin, Schellingstr. 13, zu beziehen.

G. v. L.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Lebhaftes Interesse erregte in der vornehmen Gesellschaft Berlins jüngst die Aufführung der Oper „Harold or the Norman Conqueror", zu welcher der britische Botschafter Sir Edward Malet den Text, Francis H. Cowen die Musik geschrieben hat. Das Werk gelangte, in seinen sämmtlichen Rollen durch Damen und Herren der Hofgesellschaft besetzt, in der großbritannischen Botschaft zur Darstellung.

— Unter dem Vorsitze J. K. H. der Frau Prinzessin Friedrich Leopold, die in Vertretung J. Majestät der Kaiserin erschienen war, hielt der „Vaterländische Frauen-Verein" hier seine 29. Generalversammlung ab. Der vom Geheimen Ober-Regierungsrath von Roux erstattete diesmalige Jahresbericht legte von neuem Zeugniß ab von dem umfassenden Walten und Wachsen des Vereins in allen Theilen Deutschlands und ließ u. a. ersehen, daß sich im letztvergangenen Jahre die Zahl der Hülfs-Vereine um 11, die der Mitglieder um 7268 und die Summe der Mitglieder-Beiträge um 4670 Mark erhöhte.

— Die in Berlin begründete „Lehr-, Pension- und Versorgungsanstalt Frauenheim" beabsichtigt, ein Heim zu schaffen, in dem Frauen und Mädchen gebildeter Stände jeder Confession im Falle der Noth stets eine Zuflucht finden sollen. Das einmalige Eintrittsgeld der sich der Genossenschaft Anschließenden beträgt 5 Mk., der weitere Mitgliedsbeitrag monatlich 1 Mk. Freie Spenden begüterter Gönnerinnen und Gönner werden erbeten. Die Beihülfe kann neben der Mitgliedschaft auch durch Zeichnung auf 4prozent. Grundschuld-Partial-Obligationen gewährt werden, welche die Genossenschaft auf ihr 5 Morgen großes Grundstück eintragen läßt, um die nöthigen Geldmittel zur Errichtung der Gebäude für das Asyl schneller zu erhalten. Nähere Auskunft ertheilt Frhr. v. Broich, Geh. Ober-Reg.-Rath, Vorsitzender der Genossenschaft „Frauenheim", Königgrätzerstr. 70III, oder Frl. Luise Lehmann, Directorin des „Frauenheim", Bernburgerstraße 3, täglich von 10—11 Uhr.

Leipzig. — Der Vorstand des „Allgemeinen deutschen Frauen-Vereins" hat einen Aufruf erlassen, in welchem um Beiträge zur Errichtung eines Denkmals für die verstorbene Frau Luise Otto-Peters gebeten wird. Sendungen sind zu richten an Frl. Johanna Brandstetter, Leipzig, Königstraße 26.

München. — Hier tagte unlängst die erste General-Versammlung des „Bundes deutscher Frauen-Vereine". Dem Bunde gehören bereits 60 Vereine an, die zumeist durch Delegirte bei der Versammlung vertreten waren. Die Verhandlungen fanden unter dem Vorsitze von Frl. Auguste Schmidt (Leipzig) statt; am Vorstandstische befanden sich ferner die Damen: Frau Anna Schepeler-Lette (Berlin), Frau Betty Naue (München), Frau Hanna Bieber-Böhm (Berlin), Frl. Aug. Förster (Kassel), Frau Anna Simson (Breslau), Frau Helene von Förster (Nürnberg), Frl. Ottilie Hoffmann (Bremen), Frl. Helene Lange (Berlin). Nach den Beschlüssen der Versammlung dürfte sich das Wirken des Bundes zunächst in Petitionen an den Reichstag äußern, die in erster Linie die ausgedehntere Einführung von Kinderhorten und die Anstellung weiblicher Fabrik-Inspectorinnen befürworten, die Sittlichkeitsfrage, die Mäßigkeits-Bestrebungen und die Abänderung einiger Paragraphen des Familien- und Ehe-Rechtes im neuen bürgerlichen Gesetzbuche, wie Neuregulirung der preußischen Gesinde-Ordnung anregen.

Wien. — Die im Jahre 1892 zu Prag verstorbene Freifrau Laura v. Cohausen hat in ihrem Testamente eine Stiftung für verarmte, verwaiste und wohlerzogene Töchter von k. k. österreichischen Offizieren im Betrage von 5000 fl. errichtet. Die Stiftung führt den Namen „Laura v. Cohausen'sche Stiftung". Anspruch auf dieselbe haben Töchter von k. k. Offizieren deutscher Nationalität aus Böhmen, das Recht der Ernennung des Stiftlings steht dem jeweiligen commandirenden General in der Kronlandshauptstadt Prag zu; die Verleihung der Stiftung geschieht durch das k. k. Reichs-Kriegsministerium.

— Im Convent-Garden-Theater in London tritt gegenwärtig Adelina Patti wieder als Opernsängerin auf. Sie hat sechs Partien zu singen und erhält als Honorar für jeden Abend 10,000 Francs.

Paris. — Dora Hitz, die vielumstrittene deutsche Malerin, hat in der diesjährigen Frühjahrs-Ausstellung des Pariser „Champs de Mars" einen ganz besonders glänzenden Erfolg errungen. Die Künstlerin, deren Bedeutung in Deutschland, wie im Auslande immer allgemeiner anerkannt wird, stellte eines ihrer wunderbaren Kinder-Portraits aus und ferner ein ungemein poetisches Werk „Die Quelle". Auf letzterem Bilde sieht man eine Frauengestalt, die im Waldesschimmer, ganz vom grünen Lichte umflossen, an einem Baumstamme lehnt und zwar so, daß die Gestalt nicht im Vordergrunde, sondern tief im Raume stehend gedacht ist.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

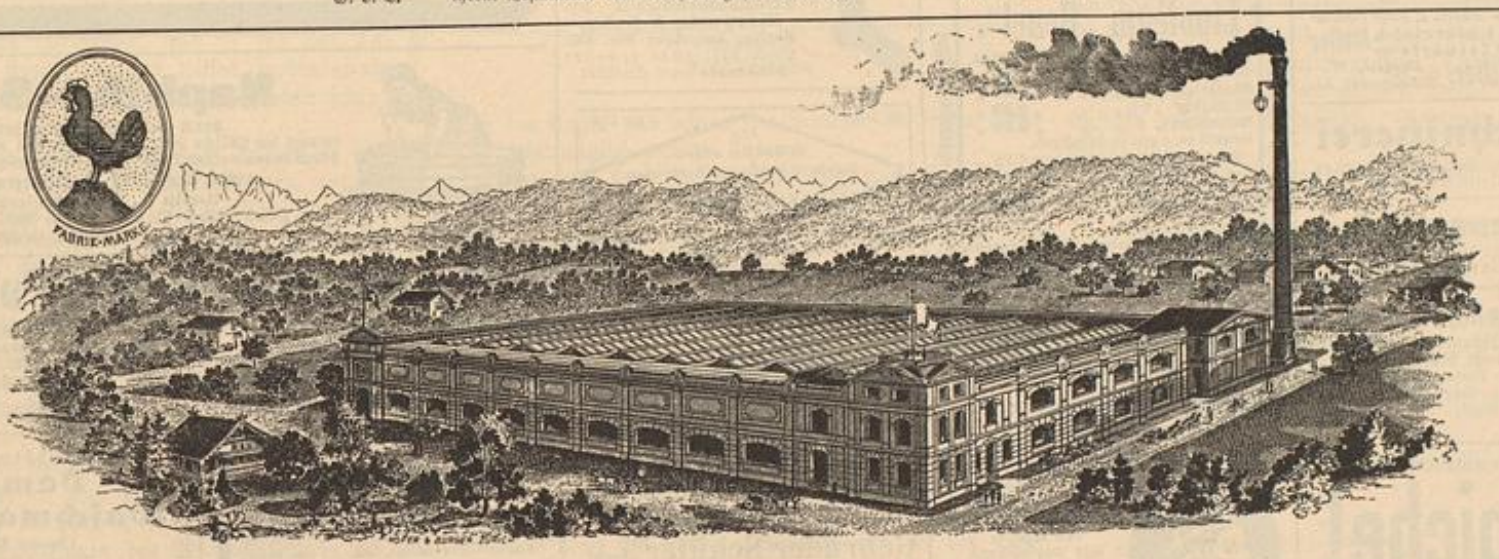
Berlin. — Als ein neues Material zur Ausschmückung der Kleider darf die Strohstickerei gelten. Jüngst sahen wir ein rosa und weiß klein carrirtes Taffet-Kleid, dessen Revers an der Taille aus weißem Atlas bestanden, auf dem wiederum kleine grüne Blätter mit ganz feinen abschattirten Strohfäden gestickt waren. Stahlperlen bildeten die Adern; das Ganze wirkte außerordentlich reich und apart. M. E.

Hut und Hals-Rüsche mit Strohborten.

Wien. — Trotzdem der Sommer weiter vorschreitet, mag sich die Mode nicht ganz von den breiten Hals-Rüschen trennen, gestaltet sie aber wenigstens derart, daß sie sich nicht allzu eng anschmiegen. Die eine Halskrause unserer Darstellung besteht aus schwarzen Kreppvolants mit ein-

Hals-Rüsche mit Veilchen.

Theil der Hals-Rüsche.



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich

empfiehlt:

schwarz, weiß und **farbig** von **60 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v. Mk. 1.85—18.65	**Seiden-Grenadines**	v. Mk. 1.35—11 65
Seiden-Bastkleider per Robe	„ „ 13.80—68.50	**Seiden-Bengalines**	„ „ 1.95— 9.80
Seiden-Foulards	„ 95 Pfge.— 5.85	**Seiden-Surahs**	„ „ 1.35— 6 30
Seiden-Masken-Atlas	„ 60 „ — 3.15	**Seiden-Faille française**	„ „ 2.45— 9.85
Seiden-Merveilleux	„ 75 „ — 9.65	**Seiden-Crêpe de Chine**	„ „ 2.35—10-90
Seiden-Ballstoffe	„ 60 „ —18.65	**Seiden-Foulards japan.**	„ „ 1.45— 5.58

p. Meter.

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. **porto-** und **steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Nur ächt, wenn **direkt** ab **meiner** Fabrik bezogen —

Henneberg-Seide

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zelnen Veilchen untermischt, von denen jedes mit einem langen Drahtstiel versehen ist, der durch den Krepp gezogen, diesen steif und abstehend erhält. Neben der geschlossenen Rüsche verdeutlicht eine Sonder-Abbildung die Anordnung; breites schwarzes Seidenband vermittelt den Schluß. Eine zweite Halskrause aus gelblicher Spitze wird oben wie unten von schwarzen Strohborten begrenzt, seitwärts ist je ein Rosenstrauß angebracht. Schwarzer Chiffon-Krepp, mit gelblicher Spitze umrandet, bildet die Schleife. In Uebereinstimmung mit der Krause erscheint auch der Toque-Hut gefertigt; dem flachen Kopfe schließt sich zu beiden Seiten wie hinten je eine große Rosette aus Schlingen schwarzer Strohborten an, während vorn ein großer Strauß rosa Rosen hochsteht.

N. Br.

Toilette mit Spitzenkragen. Mantelet.

Paris. — Es läßt sich nicht leugnen, unsere Sommermode arbeitet vor allem auf die starken Effecte hin: Effecte in den Farben-Contrasten, den Stoffen und den Garnituren, von denen die letzteren, je mehr die Saison vorschreitet, ein immer blitzenderes, herausforderndes Ansehen gewinnen. Spitzen, Guipure, Passementerien werden ganz mit Perlen und verschiedenfarbigen Flittern übersät, sodaß unsere Damen im hellen Sonnenschein in des Wortes echtester Bedeutung „blendend" erscheinen. Namentlich die kleinen Mantelets, die entweder selbständig oder als Ergänzung einer bestimmten Toilette auftreten, sind ganz mit derartigen Garnituren bedeckt. So ein kleines Mantelet aus grün und rosa changirendem Taffet, dessen hellgrüner, sich als Kragen fortsetzender Einsatz kaum unter der Fülle von Perlen- und Pailletten-Stickerei sichtbar wird; ein changirendes Sammetband ist hinten zur Schleife geknüpft und endet vorn in langen Schlupfen. Die an sich ziemlich kleine Stroh-Toque gestaltet sich durch die breite, seitliche Garnitur aus Bandschleifen, Rosen und hochstehenden Flügeln zu einer beträchtlich großen Kopfbedeckung. — Fast keine elegante Dame ist jetzt ohne das changirende Seidenkleid zu denken, das durch reiche Spitzen-Garnitur, großen Kragen und Aermel-Manschetten ein sehr distinguirtes Ansehen erhält. Der originell gespaltene Schulterkragen und die dazu passenden Aermel-Stulpen unserer Darstellung bestehen aus irischer genähter Guipure, durch Goldfäden belebt; ein dunkler Sammetgürtel bringt einen kräftigen Accent in die lichten Töne der Toilette. Auf dem Hute streben Flügel aus Jet über solchen aus plissirter Gaze, die einzelne Jetflitter heben, nach beiden Seiten aus einander. — Schwere stahlblaue Seide mit gelbem Zick-Zack-Muster für den Rock, vereint sich mit einer leicht seidenen, blau und gelb gestreiften Bluse zur hocheleganten Réunion-Toilette. Eine kleine Boa aus Kreppgefältel, hochstehende Krepp-Epaulettes und eine breite, tief-dunkelblaue, seitwärts eingeschlungene Schärpe mit Franzenabschluß, beleben das originelle Kostüm. Der Hut erscheint ziemlich tief in die Stirn gesetzt und zeigt die hauptsächlichste Garnitur hinten: breite Spitzen-Plissés, die sich tief über das Haar legen.

B. de G.

Toilette mit abstechender Bluse.

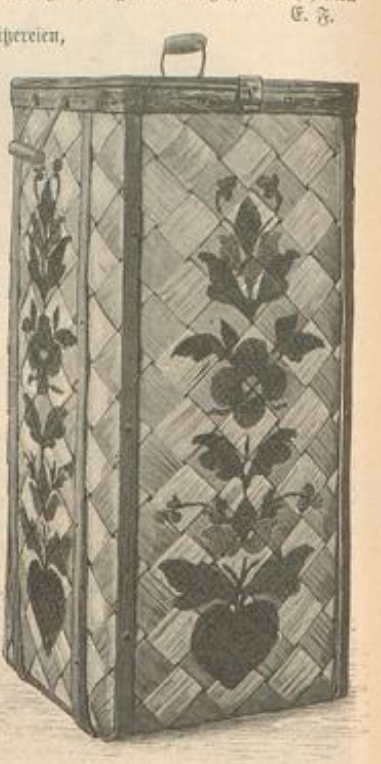
Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Extra-Blätter der Illustrirten Frauen-Zeitung. Nr. 75. Decke. Mittelalterliche Stickerei. — Das Extra-Blatt Nr. 75 bietet in Leinen-Stickerei eine Decke mit romanischen und gothischen Motiven, deren Ausführung sich mannigfaltig variiren läßt, ohne die charakteristische Eigenart der Formen zu beeinträchtigen. Bei der Wiedergabe in abweichender Stickweise liegt die Herstellung in Aufnäh-Arbeit am nächsten, sei es, daß man hierfür Stoff auf Stoff in den verschiedensten Geweben anwendet, sei es, daß man die Auflagen von Leder fertigt und sie einem Grunde aus Brocat, Tuch, Fries u. s. w. aufnäht, wie wir dies bei dem Behang, Abb. 4 u. 7 der Nr. vom 1. Mai zeigten. Doch können auch Pinsel oder Stift herangezogen werden, einzeln wie beide vereint; im letzteren Falle würde der Platina-Stift das Brennen der Contouren übernehmen, auch Schatten einsetzen und größere Formen feiner gliedern, während der Pinsel den Thieren und Stern-Figuren Farbe verleiht. Als Grund wäre naturfarbenes Schafleder zu wählen, das auch beim Malen mit farbigen Tinten oder Aquarell-Farben den geeignetesten Fond liefert. Das Uebertragen des Musters auf das Leder geschieht mittelst Graphit-Papieres, worauf sämmtliche Contouren mit schwarzer Tinte oder chinesischer Tusche nachzuziehen sind; dann erst erfolgt das Ausmalen der Figuren mit Aquarell-Farben oder farbigen Tinten. Die Kreise können mit Goldkäfer-Lack gemalt werden. Von dieser Farbe ist nur so viel in ein Näpfchen zu gießen, als sich rasch vermalen läßt, da sie sich leicht verdickt. Zum Schluß sei, für eine Wandbecke, die Lederritz-Arbeit erwähnt, die als Material kräftiges Saffian-Leder erfordert. Durch Abziehen der oberen Ledernarbe kann man das Muster dunkel aus hellem Grunde hervorheben oder das umgekehrte Verfahren anwenden, das die Zeichnung wie ausgespart erscheinen läßt.

E. F.

— Neben den Holzschnitzereien, die aus den nordischen Ländern eingeführt werden, sind es einfache Körbe in Spangeflecht, deren naive Malereien in Bauern-Manier die Aufmerksamkeit auf sich lenken. Unsere Vorlage, ein Wäschekorb von 76 cm Höhe zu 35 cm Breite, der sich wegen seiner Leichtigkeit zur Mitnahme in die Sommerfrische, ja selbst auf Reisen empfiehlt, zeigt alle vier Wandflächen mit Blumenzweigen bemalt, die je einer grellrothen Herzform entsteigen. Dieser zunächst sind moosgrüne Blätter und blaue Blüthen, darüber eine citronengelbe Blume mit hellgrünen Blättern und ganz oben eine lilienartige, blau-gelbe Blume. Roth oder blau gestrichene Holzstäbe schützen die Ecken und begrenzen die Blüthenstauden der Seitenwände; gleiche Leisten sichern den oberen Rand, den Boden und den durch Charniere befestigten Deckel. Blaue, auf starken Draht geschobene Holzgriffe.



Schwedischer Wäschekorb.

E. F.

Bezugsquellen: Bemalter schwedischer Wäschekorb: J. Malm, W. Potsdamerstr. 122 a/b. u. Stockholm.

Willi Büsing, Berlin W., Bendlerstr. — 13. —
Langjährig. Assistent des Herrn Prof. Dr. Vogel (Techn. Hochschule in Charlottenburg).
Photochemisches Untersuchungs-Institut.
Photographische Lehranstalt für Herren und Damen, Fachleute und Amateure.
Amateur-Curse. Dunkelkammern stehen zur Verfügung.
Praktische wie theoretische Ausbildung in sämmtlichen photograph. Negativ- u. Positiv-Verfahren sowie photo-mechanisch. Druckverfahren. Eintritt jeder Zeit. Kurze u. längere Curse. Uebernahme aller vorkommenden photogr. Arbeiten. Nähere Auskunft wird bereitwilligst ertheilt. **Täglich** geöffnet von 9—7.

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc. Gobelin-Vornis- martin u. alter Phantasie-Malerei. **Unterricht,** Atelier Ausführung und Entwürfe im von **Johanna Helfer,** *Berlin, W. Bülowstrasse 21.*

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. v. Fr. Clara Roth, Berlin W, Lützowstr. 84 a.

Verlags-Anstalt **Frauenerwerb,** Dresden-N. kauft und vermittelt literarische Arbeiten, Malereien, feine Handarbeiten (Prospekte).

E. M. Marmalle, Plauen i. Vogtl.
Äußerst vortheilhafte Bezugsquelle f. Private. **Monogramm u. beste Maschinenstickerei** auf einf. u. doppelt. Madapolam, vollständ. Ersatz f. Handstickerei. **Gardinen** u. **Stores** feineren Genres. Muster u. Auswahlsendung zu Diensten.

Billigste Bezugsquelle für
Teppiche!
fehlerhafte Teppiche, Prachtexemplare, à 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Prachtkatalog gratis.
Sophastoff-Reste!
einfarbig u. bunt spottbillig. **Proben frco.**
Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre,** BERLIN S., Oranienstr. 158

Strickgarne
kauft man am besten u. billigsten von dem
Strickgarn-Special-Geschäft
Gust. Becker jr., Witten a. d. Ruhr
Auswahl in 34 verschiedenen wollenen, 10 halbw. (Merinos) u. 15 baumwoll. Qualitäten.
Man verlange gütigst Muster und Preis-Liste.

Halb. Roll. v. ca. 25 qm frco. d. ganz Deutschl.
Qualitäts-Proben und Muster franco.
Linoleum „Henel".
Billig. Bezugsquelle ab Fabrik-Depôt.
Einfarbig ca. 2 mm stark, qm 1,60 M.
Gemustert „ 2 „ „ „ 1,80 „
Einfarbig „ 3 „ „ „ 2,30 „
Einfarbig „ 3½ „ „ „ 2,85 „
Gemustert „ 4 „ „ „ 3,30 „
Granit ca. 4 mm in durchgeh. Must., tritt sich nie ab, qm 4,25 „
Extrabreites englisches **Linoleum** 366 cm (4 engl. Yards) breit
Einfarbig ca. 4 mm stark, qm 3,70 M.
Gemustert „ 4 „ „ „ 4,60 „
Läufer und Teppiche in allen Grössen.
Jul. Henel vorm. C. Fuchs,
Lieferant mehrerer Höfe.
BRESLAU, Am Rathhause No. 24/27.
Einzelne Meter unfrankirt zu obigen Preisen.

Baby-Bazar. M. Woln.
Berlin W, Werderscher Markt 9.
Renommirtes einziges Spezialhaus für komplete Baby-Ausstattungen.
General-Versandt der ärztlich sehr empfohlenen **echt pat. Ear Caps,**
Stück 4 Mk. 50 Pf.
allein zweckmäßig gegen abstehende Ohren, **echt engl. pat. Binden** für Damen z. Wiedererlangung der Figur. Stck. 12 Mk.

Thierack's hygienische Fettseife No. 690
ist die beste Seife zur Pflege der Haut.

Dr. med. F. J. Schoene,
Specialarzt f. Gesichtspflege.
Specialgebiet: Beseitigung von Sommersprossen, Finnen, Muttermälern, Verfärbung, schlecht. Teint, Verhütung v. Runzeln etc. Berlin, Zimmerstr. 60. Sprechst. 11-1. Nach auswärts geeigneten Falls briefl. Behandlg

Strümpfe zum Anweben
von Wolle, Baumw. und Seide, jeder Farbe, auch gestrickte, übernimmt die renommirte **Strumpfwaarenfabrik** von **Kreyssig & Sohn,** Berlin, Leipziger Str. 105. Lager billigster u. bester **Strümpfe** jeder Qualität.

25 Pfg. Zur **Wäsche aller** farbigen Stoffe unübertroffen 25 Pfg.
Quillaya-Gall-Seife.
in Drogen- u. Seifenhdlg. z. hab. o. direkt v. Eich. Bauer, Frankfurt a/O. Chem.-techn. Labor.
Gesetzl. geschützt.

Neuheiten für Costüme.
Point-lace Spitzen u. Garnituren
schwarz und in allen neuen Kleiderfarben; in dieser hochfeinen Ausführung der Dessins und Farben **nur bei mir zu haben.**
Perlgarnituren in den neuesten Façons
schwarz und farbig in grosser Auswahl. **Lederbesätze. Spitzen** in Lederfarbe.
Sämmtliche Artikel zur Schneiderei.
Gebrüder Schüler Nachf.
35 Markgrafenstrasse 35.

Kleider-Sammet
(Velvet)
sowie **Möbelplüsche** aller Art liefert zu Fabrikpreisen direkt an Private
E. Weegmann,
Plüschweberei und Färberei,
Bielefeld.
Muster bereitwill. franco gegen franco.

MK MK MK MK
MAX KRAUSE, BERLIN SW.
- Papier - Ausstattungen
bieten das gediegenste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorräthig überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die **MK-Marke.**
MK MK MK MK

Blitzsaubere
Fussböden
erhält man durch Müller & Mann's streichfertige **Bernsteinlackfarbe,** enorm haltbar, schnelltrocknend, leicht anwendbar.
Streiche
selbst, dann sparst Du.
Versand direkt von der Fabrik in allen Farben. Postpackete Brutto 10 Pfund franko unter Nachnahme von 7,65 Mark.
Edmund Müller & Mann, Lackfabrik, Charlottenburg 11.

Naphtha-Seife
durch Gebrauchsmuster geschützt
reinigt die Wäsche lediglich durch Kochen ohne zu reiben. Zu haben in den meisten Drogen- u. Seifen-Geschäften od. direkt durch **van Baerle & Sponnagel,**
Berlin S., Hermsdorferstr. 8.
Probe-Post-Pakete von 3 Mk. an franko!
Wiederverkäufer gesucht.

Echt persisches Insekten-Pulver, ganz frisches
von unübertroffener Wirkung, à Pfd. 4 Mk. und in Schachteln à 0,25, 0,50, 1,—, 1,50, 2,— Mk. u. in Blechbüchsen à 2,—, 3,—, 4,50 u. 6,—, Insektenpulver-Tinctur à Flasche 25 Pf., 50 Pf. u. 1 Mk. Insektenpulver-Blasebälge à Stück 0,50, 0,75 und 1,— Mk.
J. C. F. Schwartze, Berlin W., Leipzigerstr. 112. Ecke der Mauerstr.

Orient-
Seide, elegante solide reinseidene Qualität in schwarz und reichem Farben-Sortiment, ca. 55 cm breit, das Meter **1,50 Mk.**
Sältzers Waschseide
in schwarz, hellen u. dunklen Farben ca. 80 cm breit, das Meter **2,75 Mk.**
Proben frei. **J. W. Sältzer, Hannover.**

Meine neue Preisliste
mit 100 Abbildungen der modernsten **Perl-Garnituren,** Perlgehänge, Perlbesätze, Perl- und Flittertülle, seidener Spitzen, Spachtelspitzen, Spitzenkragen, gestickter Besätze, Halsrüschen mit Blumen etc. versende auf Wunsch **gratis** und **franco.**
Siegbert Levy,
Berlin C., Jerusalemerstr. 23.

Stottern heilt C. Denhardt's Anstalt Dresden-Blasewitz und die Zweiganstalt Burgsteinfurt, Westf. Honorar nach Heilung. Prospekte gratis. Herrliche Lage. **Aelteste, staatlich** durch S. M. Kaiser Wilhelm I. ausgezeichn. Anst. Deutschlands.

Selbstthätige
Dampf-Waschmaschinen
(Patent Hoese)
vorzüglich geeignet für
alle Haushaltungen,
kocht und wäscht automatisch, desinfizirt die Krankenwäsche, ist für
Aerzte, Kliniken, Krankenhäuser, Familien mit Kindern unentbehrlich
eingeführt in zahlreichen Anstalten.
Kurd Hahn,
Berlin S., Grimmstr. 26.
Beschr. in Heft 8 der Illustr. Frauen-Zeitg.

Sensationelle Neuheit.
Maltafeln für **Reflex-Malerei.** D. R. P. G. M. 38730.
Versandt m. Farben, fert. Bilder, Utensilien, Anleitung für Mk. 12.— d. Firma **P. Benk, Leipzig,** Blücherstraße 43.
Jedermann kann ohne Vorkenntnisse Bilder der Galerien u. s. w. malen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 12. Jährlich 24 Doppel-Nummern in Heften. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin, 9. Juni 1895. — Große Ausgabe mit allen Kupfern. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Frieda.

Eine Wiener Geschichte. Von Balduin Groller in Wien.

(2. Fortsetzung.)

„Sie pflegen also gar nicht zu Hause zu speisen?“ forschte Andreas weiter. „Ach, erzählen Sie mir doch etwas von Ihrer Lebensweise, das interessirt mich so!“

„Wir essen im Gasthause; Papa holt mich dazu immer ab,“ entgegnete Frieda.

„Aber Sie fangen doch nicht den Tag mit dem Mittagessen an? Hübsch der Reihe nach! Wenn Sie aufstehen, was thun Sie dann?“

„Dann mache ich das Frühstück für uns.“

„Da möchte ich einmal mit frühstücken!“ murmelte Andreas.

„Dann geht Papa fort, und ich bringe die Wohnung in Ordnung und beschäftige mich, so gut es geht, bis er mich zum Mittagessen abholt.“

„Und dann?“

„Dann kommen wir wieder nach Haus; Papa schläft eine Stunde oder zwei.“

„Sie auch?“

„Nie! — Und dann gehen wir zusammen spazieren, manchmal auch in ein Kaffeehaus; hiernach kaufen wir unser Nachtmahl ein, das wir zu Hause nehmen; später wird noch gelesen, und dann gehen wir schlafen, und — jetzt wissen Sie alles!“

„Der Herr Papa hat ein Atelier oder eine Werkstatt, wo er die Vormittage verbringt?“

„O, nein! Wenn er etwas arbeitet, dann arbeitet er zu Hause.“

‚Wenn er etwas arbeitet!‘ Andreas blickte erstaunt auf. Der pünktliche Bureau-Mensch konnte sich gar nicht darin finden, daß jemand des Morgens aufstehen sollte, ohne ganz genau zu wissen, was er für den Tag zu arbeiten haben werde, ohne zu wissen, wohin er eigentlich gehöre. Es mußte ein göttliches Leben sein, oder aber ein sehr elendes.

„Sagen Sie, Fräulein Frieda,“ knüpfte er an ihre Worte an, „geht denn das so, daß man nur gerade arbeitet, wenn man Lust hat? Da giebt es doch gewöhnlich für jeden Menschen ein zwingendes Muß!

„Bei Papa ist das nicht so.“

„Lebt er von seinen Renten?“

Frieda lachte über diese Frage.

„Nein, Renten haben wir nicht! Papa hat keine Fabrik und arbeitet auch für keine solche; er hat nur sehr wenige Kundschaften, und Bestellungen kommen äußerst selten vor. Er erfindet manchmal etwas, und davon leben wir dann.“

„Was macht er denn mit seinen Vormittagen?“

„Da macht er seine Besuche im Kriegsministerium oder bei den Professoren des Polytechnicums oder der Universität.“

„Man kann aber doch nicht regelmäßig etwas erfinden!“

„Regelmäßig geht das allerdings nicht.“

„Aber seine Miethe muß man doch regelmäßig bezahlen, und essen muß man doch auch regelmäßig!“

„Es geht eben manchmal besser, manchmal schlechter.“

„Fräulein Frieda, Sie sind mir doch nicht böse, daß ich mich da so um Dinge kümmere, die mich eigentlich nichts angehen?“

„Nein, Herr Gries, ich bin Ihnen nicht böse; dazu liegt gar kein Grund vor.“

„Ich habe ja auch das alles nicht aus müssiger Neugierde wissen wollen. Mich interessirt eben alles sehr, was Sie angeht, Fräulein Frieda!“

„Und ich habe Vertrauen zu Ihnen, Herr Gries.“

„Das können Sie auch haben, Fräulein Frieda, und Sie sollen es auch haben! Denn ich meine es gut mit Ihnen. Vielleicht könnte ich mich doch ein oder das andere Mal nützlich machen. Ich bin ja im ganzen ein sehr unbedeutender Mensch, doch ich glaube, daß ich praktischen Sinn habe. Gewöhnliche Menschen haben den sehr häufig, während mir Ihr Herr Vater bei all seinem Erfindertalent für das gewöhnliche Leben selbst etwas unpraktisch erscheinen will. Ich glaube, er wird so eine Art Künstlernatur sein, und da ist es unter Umständen ganz gut, wenn sich einmal ein Practicus einmengt.“

Frieda stimmte lächelnd zu. Zwar kannte sie selbst Welt und Menschen nur sehr wenig, allein auch ihr hatte es schon manchmal scheinen wollen, daß ihr Vater sich den praktischen Anforderungen des Lebens gegenüber nicht immer als hinreichend kundig und erfahren erwiesen habe; und schon oft hatte sie im stillen gedacht,

Gustav Freytag.
Nach einer Photographie von Karl Schipper, Hof-Photograph, Wiesbaden.
Siehe Seite 95.

daß ein kluger und besonnener Berather an seiner Seite ihm sehr nützlich werden könnte.

Nun erst kam Andreas auf den angeblich eigentlichen Zweck seines Besuches zu sprechen, auf die Angabe für den bestellten Apparat. Auch da überlegte er noch einen Augenblick, ehe er begann. Herrn Steininger selbst hätte er eine geringere Anzahlung geleistet, als er sie nun für angemessen hielt.

„Ich wollte,“ begann er, „Ihrem Herrn Vater die besprochene Angabe überbringen. Darf ich sie nun Ihnen übergeben, Fräulein Frieda?“

Frieda erklärte sich ohne weiteres bereit, das Geld in Empfang zu nehmen. Andreas entnahm seiner Brieftasche eine Fünfzig-Gulden-Note und überreichte sie ihr. Frieda nahm sie, zog die Lade eines Wandschränkchens auf und legte sie hinein. Andreas sah in der Lade einen Papiergulden und einige Scheidemünzen liegen. Die Lade war offenbar die Kasse des Hauses, und es sah nicht sehr opulent aus in ihr. Er that, als hätte er nicht hingesehen und fragte dann: „Ist das Ihre feuerfeste und einbruchsichere Kasse?“

„Wir haben keine andere.“

„Sie scheint mir wenig verläßlich zu sein.“

„Uns kann nicht viel gestohlen werden.“

„Aber dennoch —! Das Ding sieht doch zu wenig verläßlich aus!“

„Für uns ist sie aber sehr bequem. Was wir haben, kommt da hinein, und wenn wir dann etwas brauchen, Papa oder ich, dann nehmen wir's heraus, solange es eben langt.“

„Und wenn nichts d'rin ist?“

„In dem Punkte sind wir sehr praktisch, — dann nehmen wir auch nichts heraus!“

„Haben denn auch Sie, Fräulein Frieda, häufig Zahlungen zu leisten?“

„Gewiß! Ich bezahle die Milchfrau, auch den Schuster, wenn er in Papa's Abwesenheit die Rechnung bringt. Die meisten Einkäufe besorge ich, und dann hat man ja auch seine eigenen Bedürfnisse. So habe ich mir gestern einen neuen Hut gekauft.“

„Einen neuen Hut?“

„Jawohl, er ist sehr schön!“

„Darf ich ihn sehen?“

Frieda brachte den neuen Hut herbei, und Andreas, ohne etwas von der Sache zu verstehen, bewunderte ihn pflichtschuldigst.

„Steht er Ihnen gut, Fräulein Frieda?“

„Ich glaube wohl!“

„Ach, bitte, Fräulein Frieda, probiren Sie ihn doch einmal! Ich möchte sehen, wie Ihnen der neue Hut steht.“

„Das können Sie jetzt gar nicht sehen. Wenn man einen Hut probiren will, muß man ordentlich angezogen sein.“

„Für mich sind Sie gut genug angezogen.“

„Sie verstehen das nicht, Herr Gries! So ein Hut ist immer die Krönung des Gebäudes; dann muß aber auch das Gebäude darnach sein, sonst sieht die Sache lächerlich aus.“

„Ich möchte Sie aber so gern sehen mit dem neuen Hut!“

„Dazu wird sich schon eine Gelegenheit finden.“

„Ich möchte Sie aber jetzt sehen!“

„Dann muß ich wenigstens meinen neuen Kutscherkragen anziehen, daß die Sache halbwegs ein Gesicht kriegt.“

„So ziehen wir halt den neuen Kutscherkragen an!“

Frieda holte den rehlederfarbigen Kutscherkragen herbei. Er hatte einen zierlichen Schnitt, und als sie ihn angelegt und sorglich zugeknöpft hatte, besaß sie gleich das Ansehen einer vornehmen Dame. Der Hut, den sie sodann aufsetzte und mit einer Nadel feststeckte, war ein Kunstwerk von ziemlich großen Dimensionen und von etwas kühner Form, aber zu ihrer Gestalt und zu ihrem Gesichte paßte er vortrefflich. Andreas sah sie bewundernd an.

„Gefalle ich Ihnen, Herr Gries?“

„Hm!“

„Sie sagen nichts? Der Hut gefällt Ihnen nicht?“

„Der Hut gefällt mir sehr gut, aber auf Ihre Frage, ob Sie mir gefallen, hätte ich mit einer Grobheit antworten müssen.“

„Ach? Lassen Sie hören! Man bekommt so selten eine Grobheit zu hören!“

„Ich hätte sagen müssen: Das ist doch eine dumme Frage!“

„Ich höre aus dieser Grobheit nur die Höflichkeit!“

„Fräulein Frieda!“

„Herr Gries?“

„Sie sind ein herziger Schatz!“

„Sehen Sie, Herr Gries, Sie können auch liebenswürdig sein!“

„Und das Prachtstück von einem Hut haben Sie erst gestern gekauft? Was kostet er denn?“

„Dreiundzwanzig Gulden.“

Andreas mußte wieder an den Millionär denken, der eigentlich an seine Stelle gehörte.

„Dreiundzwanzig Gulden! Ich finde das enorm viel, Fräulein Frieda!“

„Ja, es ist nicht wenig, aber ich denke, man kauft sich einen Hut, oder man kauft sich keinen. Wenn man sich aber einen kauft, dann soll es nur einer sein, der einem gut steht.“

„Nun ja, allerdings, — das heißt, —. Und was kostet denn so ein Kutscherkragen, wenn ich fragen darf? Sie sind mir doch nicht böse, Fräulein Frieda, daß ich eigentlich unziemliche Fragen stelle?“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Nein, ich bin Ihnen nicht böse, Herr Gries. Ich habe gar keinen Verkehr mit Damen, und ein bischen spricht man doch gern von seinen Toilette-Sorgen. Gar zu viel gebe ich ja selbst nicht auf die Toilette, kann ich nicht geben, aber so interessant ist sie mir doch bald wie irgend ein Instrument, das Papa macht für irgend etwas, wovon ich keine Ahnung habe. Also gefällt Ihnen der Kutscherkragen auch? Ich habe ihn erst vorige Woche gekauft; er kostet dreißig Gulden. Finden Sie das nicht billig?"

Billig auch noch! Dreißig Gulden für so einen kleinen Tuchfetzen, der einen reellen Werth von doch nur höchstens fünf Gulden haben konnte, — das war einfach unerhört! Andreas griff sich unwillkürlich an die Seitentasche, in der er sein fein säuberlich ausgearbeitetes Budget für einen Haushalt aufbewahrte. Er erinnerte sich nicht ganz genau, was er dort ausgesetzt hatte zum Bestreiten der Bekleidung und Beschuhung für Frau und Kinder, aber es wollte ihm doch bedünken, daß er sich darüber, was es heiße, eine Frau zu ernähren, nicht ganz zutreffende Vorstellungen gebildet hätte.

Noch ein Gedanke beschäftigte ihn. Er hatte einen Betrag von fünfzig Gulden hergegeben und keine Bestätigung darüber erhalten. Der Sparkassamensch regte sich in ihm. Eine Bestätigung muß doch der Mensch erhalten, wenn er eine Anzahlung leistet! Frieda hatte gar nichts dergleichen gethan. Von ihr war auch geschäftliche Correctheit gar nicht zu verlangen; was konnte sie überhaupt von geschäftlicher Ordnung wissen! Ob aber Herr Steininger ebenfalls eine Bestätigung für etwas Ueberflüssiges erachten werde? Nun, von ihm konnte sie ja direct verlangt werden. Denn eine Ordnung muß es geben auf der Welt!

VII.

Die finanziellen Erwägungen verflüchtigten sich bei Andreas indessen sehr rasch, als er sich weiter dem Geplauder mit Frieda widmete. Ihre Persönlichkeit bestrickte ihn immer mehr, und wo ihm an ihrem Wesen etwas seltsam und ungewöhnlich erscheinen wollte, da hatte er gleich Entschuldigungsgründe in genügender Anzahl zur Hand. Wirkliche Mängel konnte er nicht gelten lassen. Sie hätte freilich, den gegebenen Verhältnissen entsprechend, nicht gar so sorglos in den Tag hinein leben sollen, sie hätte schon etwas mehr wirthschaftliches Interesse und Sinn für Sparsamkeit bekunden können, aber das war doch kein Mangel an ihrer Persönlichkeit; sie hätte in diesem Punkte eben anders erzogen werden müssen. Herr Steininger mochte wohl selbst kein leuchtendes Beispiel von Wirthschaftlichkeit geboten haben, und es war offenbar, daß sie von der Welt sehr wenig wußte. Wie hätte sie also zu einer richtigen Auffassung der Dinge und Verhältnisse kommen sollen? Ja, Andreas gelangte schließlich dazu, zu finden, daß Frieda's Charakter-Anlage nicht nur eine glückliche, sondern daß ihre Art, die Dinge zu nehmen, sogar weise sei. Der Mangel drückte sie nicht nieder, und der zeitweilige Besitz, der ihr die Erfüllung einiger Wünsche brachte, erhob und freute sie.

Frieda war also auf der ganzen Linie im Recht; und sie hätte auch noch ganz anders sein können, und Andreas hätte wahrscheinlich auch da so lange herumspeculirt, bis er gefunden haben würde, daß alles an ihr ganz vortrefflich sei und nicht anders sein könne.

Es war gegen elf Uhr vormittags, als Herr Steininger, nach Hause zurückkehrend, sich zu den beiden gesellte. Die Kunde von der geleisteten Anzahlung vernahm er mit zustimmendem Kopfnicken. Er allerdings dachte gleich an eine Bestätigung, allein nur, um sie als „doch wohl überflüssig" zu bezeichnen, da er ja den Empfang des Betrages nicht ableugnen werde. Andreas bestand nicht auf dem Schein, aber im stillen wunderte er sich doch, was es für Leute auf der Welt gäbe.

Auch mit Herrn Steininger ließ es sich gut plaudern. Er war heiter im Gespräch, und obschon er selbst nie lachte, höchstens mit den Augen, die seltsam klug unter den silbergeränderten Brillengläsern hervorlugten, so freute es ihn doch sichtlich, wenn er die anderen durch seine trockenen Bemerkungen zum Lachen brachte.

Da es sich nun so gut sprach mit den beiden, faßte Andreas sich ein Herz und fragte an, ob er sich ihnen anschließen dürfe zu einem gemeinsamen Mittagessen. Sein Anerbieten wurde von Herrn Steininger „mit Vergnügen" und von Frieda mit ganz unverhohlener Freude angenommen. Frieda knüpfte an die eine gute Idee sogar gleich einige andere. Zunächst sollte man überhaupt früher als sonst zum Essen gehen; erstlich habe sie jetzt schon einen ganz gehörigen Hunger, und dann würde dadurch der Nachmittag länger werden, und das wäre nur zweckmäßig. Denn da sie einmal zusammen speisten, wäre es nur ausnehmend vernünftig, wenn sie dann auch gleich zusammen bleiben und den Nachmittag zu einem gemeinsamen Ausfluge benützen würden, und schließlich könnten sie dann auch noch den Abend zusammen verbringen.

Ein so gutes, vernünftiges Mädchen war Andreas in seinem ganzen Leben noch nicht vorgekommen.

Herr Steininger ging auf alle Anträge sofort ein, nur war ihm die frühere Mittagsstunde etwas störend, da er soeben ausgiebig gefrühstückt hatte. Frieda ließ sich aber dadurch von ihrem Plane nicht abbringen. Sie wußte, wie Herr Steininger zu frühstücken pflegte. Gegessen hatte er gewiß nichts, und wenn man ihn fragen würde, was er getrunken habe, so würde er ‚ein Viertel Wein' zugestehen; es waren ihrer aber wohl zwei oder drei gewesen.

Frieda verschwand in ein Nebenzimmer, ‚um sich schön zu machen', wie sie lächelnd zu Andreas bemerkte, und Herr Steininger begab sich zu dem Wandschränkchen, zog die Lade heraus und steckte, da sein Suchen nach kleineren Noten ein vergebliches blieb, den von Andreas mitgebrachten Fünfziger zu sich. Als dann endlich alles bereit war, brach man auf, und da nun Andreas die Führung übernommen hatte, gerieth man in ein viel vornehmeres Restaurant, als Frieda jemals mit ihrem Vater betreten hatte.

Das gefiel Frieda. Alles war spiegelblank und elegant; es gab da keine ungeduldige und laute Menge und keine verschwitzten Kellner, die ein Dutzend Gerichte auf einmal hereinschleppten, unbekümmert, ob ihnen etwas von ihrer Last auf den Frack tropfe oder nicht. Die vielen Kellner, die hier den wenigen Gästen zur Verfügung standen, sahen aus wie jüngere Söhne englischer Lords. Denen wäre es niemals eingefallen, sich mit der Serviette über die Stirn zu fahren. Ihr phänomenaler Halskragen, die Ehrfurcht einflößende weiße Cravatte, die imponirende Hemdbrust, das war alles von so tadelloser Frische wie die Tischwäsche; Silber auf den Tischen und Gold und Marmor an den Wänden; eine feierliche Stille im Saal, und eine tiefe Unterthänigkeit der Schar der Kellner, die, anstatt unverschämt zur Geduld zu mahnen, lautlos auf einen Wink flogen. Frieda fand, daß das Leben doch schön sei. Ja, wenn man es nur immer so haben könnte! Die billigen Abfütterungs-Anstalten, in die sie ihr Vater führte, waren ihr nach dem eigenen Geständnisse schon gräßlich zuwider.

Herr Steininger hatte gleich, nachdem er sich niedergelassen hatte, die Speisekarte verlangt. Sofort war auf sein Wort ein Kellner an seiner Seite, der den Befehl entgegennahm, um dann nach einer Verbeugung davon zu eilen. Die Speisekarte kam aber doch nicht. Andreas hatte Gelegenheit gefunden, dem Kellner, der ihm den Rock abnahm, unauffällig seine Aufträge zu ertheilen. Er hatte drei Gedecke zu respectablem Preise bestellt und angeordnet, daß die Rechnung ihm zuzustellen sei. Als Herr Steininger dann doch dringlicher wurde mit seinem Verlangen nach der Speisekarte, da beschwichtigte ihn Andreas durch die Bemerkung, daß er der „Einfachheit halber" das Mahl gleich für alle drei zusammen bestellt habe. Damit gab sich Herr Steininger zufrieden.

Das Menu, das ihnen dann aufgelegt wurde, war ein reichhaltiges; zu dessen vollem Verständnisse drang aber Frieda, trotz ihrer leidlichen Kenntnisse im Französischen, nicht durch, und als dann die Platten der Reihe nach servirt wurden, warf sie gelegentlich zuerst einen verstohlenen Blick auf Andreas, um sich zu vergewissern, wie man sich den geheimnißvollen Gerichten gegenüber zu verhalten habe. Die Sache gefiel ihr ausnehmend gut, und sie gestand unumwunden, daß sie vorher noch niemals an einem so eleganten Mahle theil genommen hätte.

„Das könnte man sich schon gefallen lassen," meinte sie lustig, „wenn das alle Tage so ginge!"

Andreas war glücklich über das naive Staunen Frieda's, und er fühlte nun das Streben, dieses Staunen und damit ihre Freude zu erhöhen. Er hatte zu den verschiedenen Gängen auch die entsprechenden Getränke kommen lassen; den Champagner hatte er aber ursprünglich nicht auf das Programm gesetzt. Nun bestellte er ihn doch, weil er dachte, daß es Frieda nicht unwichtig scheinen werde, Champagner zu trinken. Zudem sah er mit Entzücken, wie aufgeräumt sie war, und er wußte, daß ein Gläschen von diesem Weine, dem legendären Stimmungserhöher, auch ihre bezaubernde Lustigkeit steigern werde.

Sie machte große Augen, als der silberne Eisbehälter, aus dem ein goldiger Flaschenhals herausragte, an ihren Stuhl gerückt wurde.

„Champagner!" rief sie mit wahrer Ehrfurcht.

„Ein Gläschen wird nicht schaden," meinte Andreas.

„Ich habe noch nie Champagner getrunken!" bekannte Frieda treuherzig.

Der servirende Kellner mochte dieses Geständniß vernommen haben, und da ließ er, wohl um der Novize ein Vergnügen zu bereiten, den Pfropfen lustig knallend zur Decke fliegen, als er sich anschickte, den Wein in die breiten Kelchgläser zu gießen, anstatt, wie sich's eigentlich gebührt hätte, jedes Geräusch in den Falten seiner Serviette zu ersticken.

In kindlicher Freude folgte Frieda mit den Augen den im Glase aufsteigenden Perlen, dann erhob sie ihr Glas und nickte Andreas zu, ehe sie trank, und mit diesem Nicken winkte sie ihm einen Gruß und einen Dank. Andreas neigte das Haupt vor ihr, dann auch vor Herrn Steininger, der während der Mahlzeit wenig geredet, dieser aber doch, trotz seines vorhergegangenen Frühstückes, alle Ehre angethan hatte.

Den Schluß des Mahles bildete für Frieda eine Eis-Crème, die sie ohne weiteres für die Krone der Schöpfung erklärte. Die Herren nahmen ein Stückchen Käse, dann noch einen schwarzen Kaffee und einen guten Cognac, worauf schließlich der Kellner ein Kistchen imponirender Havannah-Cigarren und eine Schachtel egyptischer Cigaretten auf den Tisch legte.

Die Rechnung wurde Andreas auf seinen Wink zugesteckt, und er bemühte sich auch, sie möglichst unauffällig zu begleichen. Da aber diese Operation doch nicht ganz unbemerkt vorübergehen konnte, sagte er, gewissermaßen entschuldigend, leise zu Herrn Steininger, daß er sich wieder erlaubt habe, ebenfalls nur „der Einfachheit halber" die Angelegenheit zu ordnen. Herr Steininger nickte wieder zustimmend, und damit war auch die Angelegenheit geordnet.

Was sollte nun aber für den Nachmittag unternommen werden? Diese Frage, die schon während des Mahles wiederholt aufgegriffen und dann wieder im Eifer des Gespräches fallen gelassen worden war, weil andere Einfälle sie verdrängt hatten, mußte nun doch entschieden werden. Herr Steininger hegte die Ansicht, daß nach dem reichlichen Mahle nun ein Glas guten, frischen Bieres sehr wohl thun würde, und daß es vielleicht kein schlechter Gedanke wäre, nach dem Nußdorfer Bräuhause aufzubrechen; da hätte man gleich eine Landpartie mit dabei. Sollte aber die allgemeine Stimmung sich lieber für ein Glas Wein entscheiden, so könne er den Heurigen in Grinzing bestens empfehlen. Frieda war von diesen Vorschlägen nicht erbaut. Sie hatte selbst sich vorher auf eine Landpartie gefreut, und ein Spaziergang im Freien wäre ihr auch jetzt noch angenehm gewesen; aber sie hatte nun doch die Lust zu einem Ausfluge verloren, und zwar in Anbetracht der unvermeidlichen, ihr wohlbekannten Begleitumstände eines solchen. Sie hatten es hier so still, so ungestört, so vornehm gehabt; alles war so rücksichtsvoll gewesen, und nun sollten sie sich wieder in die laute und so wenig rücksichtsvolle Menge stürzen? Der Kampf um einen Platz im Omnibus oder im Pferdebahnwagen, und dann am Ziele wieder das Gedränge, wieder die vielen schreienden, hungrigen und durstigen Menschen, durstig, auch wenn sie schon über den Durst getrunken hatten; — nein, da wollte sie doch lieber zu Hause schön still zwischen ihren vier Wänden sitzen!

„Wir können aber doch jetzt unmöglich nach Hause gehen," entgegnete Herr Steininger, „und den schönen Nachmittag im Zimmer versitzen! Du wirst thun, was wir beschließen werden. Es kann nicht jeder seinen eigenen Willen haben!"

Frieda antwortete nichts, aber sie machte eine trotzige Miene, und nun legte sich Andreas ins Mittel, um einer drohenden, unerquicklichen Auseinandersetzung vorzubeugen.

„Darf ich mir erlauben, einen Vorschlag zu machen?" sagte er einlenkend.

„Ja, ja!" rief Frieda enthusiastisch.

„Einverstanden!" erklärte Herr Steininger bedächtig.

„Oder noch besser," fuhr Andreas fort, „ich mache gar keinen Vorschlag. Sie nehmen mich für heute als Führer an, und Sie folgen mir vertrauensvoll!"

„Ja, Herr Andreas, Ihnen ohne weiteres! Sie sind gut!" rief Frieda mit aufrichtiger Begeisterung.

„Herr Andreas" hatte sie gesagt! Er hätte sich jetzt mit Vergnügen auf dem Flecke für sie erschlagen lassen. Er flüsterte dem Kellner wieder ein Wort zu; dieser flog, und als sie bald darauf unter den Verbeugungen der reichlich mit Trinkgeldern bedachten Bedienungsmannschaft den Saal verließen, fanden sie, vor dem Hausthor ihrer harrend, einen offenen Fiaker. Herr Steininger und Frieda nahmen die Ehrenplätze ein, während Andreas sich ihnen gegenüber auf dem Nothsitze zurechtrückte. Und nun ging's fort in den Prater.

Wie sie da in der Hauptallee dahinflogen an blinkenden Equipagen vorbei, so recht mitten in der vornehmsten Gesellschaft Wiens, da leuchteten Frieda's Augen vor Vergnügen, kam sie sich doch selbst wie eine Prin-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zessin vor. Sie sah nicht, wie Reiter und Fußgänger und die Insassen der verschiedenen Gefährte den Kopf nach ihr wandten; sie musterte mit besonderem Interesse und raschem Auge die Damen und deren Toiletten. Wo ein Mann kaum erst einen allgemeinen Eindruck gewonnen hätte, war sie auf einen Blick schon vollkommen orientirt über die Einzelheiten der Toiletten, und es gereichte ihr nun zu einer besonderen Befriedigung, zu finden, daß sie selbst, was ihren Hut und ihr Cape betraf, keine schlechte Wahl getroffen hatte. Sie konnte sich ganz wohl sehen lassen, und niemand konnte ihr ansehen, daß sie ein gar so armes, armes Ding sei.

Der Wagen rollte immer weiter die schier endlose Allee entlag. Beim Viaduct löste Andreas eine Zufuhrskarte in die Freudenau, und schließlich kaufte er drei Plaques für den Actionär-Raum des Wettrennplatzes. Frieda drückte in freudiger Spannung und Dankbarkeit Andreas' Arm, als er an der Kasse stand, um die Plaques zu erstehen. Sie hatte schon so viel von den Wettrennen gehört und in der Zeitung gelesen und doch nie eins gesehen; nun freute sie sich wie ein Kind darauf.

Wie das großartig zuging im Actionär-Raum, und wie sich die anderen billigen Plätze davon abhoben! Andreas zeigte ihr die Mitglieder des kaiserlichen Hauses, die sich da leutselig in die Gesellschaft mischten, und nannte ihr viele Damen und Herren der hohen Aristokratie, die plaudernd an ihnen vorüberschritten. Für Frieda war das eine ungewohnte, ja ganz neue Umgebung, und sie war kindisch genug, sich durch die unmittelbare Nähe so hoher Herrschaften selbst sehr gehoben zu fühlen. Herr Steininger sah dagegen die Sache viel gleichmüthiger, ja völlig gleichgültig mit an. Er ging eine Weile mit auf dem grünen Rasen des Actionärraumes, dann aber erspähte er sich einen freien Eckſitz auf der Tribüne, wo er, vor der Sonne geschützt, sich in einen Winkel drücken und bequem anlehnen konnte. Diesem Sitze strebte er nun zu, und nach kurzer Zeit nickte er dort auch ganz wohlig ein.

Andreas fuhr indessen fort, Frieda auf alles aufmerksam zu machen, wovon er glaubte, daß es ihr Interesse erregen könnte. Dabei bemerkte er wohl, daß von den übrigen Anwesenden Frieda selbst zu den bemerkenswerthesten Erscheinungen auf dem Platze gerechnet wurde. Sie fiel sehr auf und wurde, zumal als völlig neue Erscheinung auf dem Turf, stark beachtet. Mit Stolz hielt Andreas geheime Umschau unter all' den aristokratischen Damen und den knallig aufgedonnerten Löwinnen der Gesellschaft der Vorstadt-Theater und des Ballets, — so schön war doch keine wie Frieda! Es geschah ihm wohl manchmal, daß ihn ein Bekannter hinterrücks leicht anstieß und flüsternd eine Auskunft über die Dame an seiner Seite erbat; er gab aber nur kurze und abweisende Antworten. Andreas hatte nicht wenig Bekannte auf dem Platze. Als Mann, der für alle Gebiete des Sports nicht nur ein reges Interesse, sondern auch Verständniß besaß, war er auch ein ziemlich regelmäßiger Gast auf dem Turf.

Als nun auf ein gegebenes Glockensignal eine Anzahl von Pferden auf der Bahn erschien und aufcanterte, da hielt Frieda den Probegalopp schon für das eigentliche Rennen und faßte Andreas am Rockärmel, um ihn zu veranlassen, näher an die Bahnschranke zu kommen, da sie möglichst nahe bei den Pferden sein wollte.

„O, es geht noch lange nicht los!" beruhigte sie Andreas.

„Was thun sie denn jetzt?"

„Jetzt zeigen sie sich nur, um uns Appetit zum Wetten zu machen. Aber wollen Sie nicht meinen Arm nehmen, Fräulein Frieda? Es wird sich so besser gehen."

„Ich weiß nicht, ob sich das schickt, Herr Gries!"

„Ich weiß es auch nicht, was die Etikette da vorschreibt, weil ich kein großer Cermonien-Meister bin; aber ich glaube, ein Unrecht ist jedenfalls nicht dabei."

Frieda nahm seinen Arm, und manchmal drückte sie diesen, um ihm anzudeuten, wie viele, viele Freude ihr das alles bereite, was sie da sähe.

„Wie ist das nun mit dem Wetten, Herr Andreas?" fragte sie dann.

„Das ist sehr einfach, wie Sie gleich sehen werden. Welches Pferd wird gewinnen? Was ist Ihre Ansicht?"

„Ich habe gar keine Ansicht. Wie soll ich denn wissen, welches Pferd gewinnen wird?"

„In der That kann das kein Mensch wissen, aber man kann doch combiniren oder vermuthen. Also rathen Sie einmal!"

Frieda sah sich das Lot noch einmal genau an und wies dann mit dem Finger auf eine stattliche Fuchsstute mit weißen Fesseln. Andreas lächelte skeptisch.

„Warum soll denn der nicht gewinnen können?!"

„Die!" verbesserte Andreas, der als gewiegter Sportsmann immer auch in Kleinigkeiten auf vollste Correctheit hielt.

„Warum denn ‚die'? Es ist doch kein Weibel?"

„Allerdings ist es ein Weibel! Es ist die Stute ‚Helena'."

„Aber ich meinte ja gar nicht das Pferd, ich meinte den Reiter!"

„Ach den Reiter! Der Jockey William Jones ist allerdings kein Weibel; Sie haben vollkommen recht. Also der soll das Rennen gewinnen? Gut, dann wollen wir auf ihn wetten! Welche Nummer hat er denn? Richtig, Nr. 8; kommen Sie, Fräulein Frieda, jetzt wird gewettet!"

Er ging mit ihr zu einem der vielen Schalter des Totalisators und nahm für fünf Gulden ein Ticket Nr. 8.

„Hier, Fräulein Frieda," sagte er, ihr das Kärtchen übergebend und mit ihr zu der Stelle knapp am Ziele zurückgehend, die sie eben verlassen hatten. „Das gehört Ihnen, und wir haben jetzt für Sie gewettet. Ich spiele nicht mit; so desperate Wetten mache ich nicht."

„Wir werden ja sehen!" erwiderte Frieda lustig. „Aber warum reiten die jetzt aus der Bahn hinaus, und warum so langsam, und wo reiten sie denn überhaupt hin?"

„Sie reiten quer durch den ganzen Platz auf die uns gegenüberliegende Seite der Bahn; dort ist der Meilenstart."

„Aber so langsam!"

Die Pferde müssen geschont werden, daß sie nicht schon außer Athem sind, wenn der Kampf beginnt."

„Also das gilt jetzt noch nichts?"

„Nein, das gilt noch nichts."

„Schade, mein Reiter wäre jetzt so schön der erste! Man sollte es gelten lassen!"

Die Pferde kamen glatt zum Start, und gleich der erste Ablauf gelang, wie es gewöhnlich der Fall ist, wenn es nicht gerade Zweijährige sind, die entlassen werden sollen.

„O weh!" klagte Frieda, „meiner ist der letzte!"

„Das thut noch gar nichts; er liegt gut im Rennen."

„Er liegt? Gott sei Dank, noch nicht, aber letzter ist er!"

„Jetzt kriecht er aber auf, sehen Sie nur!"

„Er saust dahin wie in Sturmwind, und Sie sagen: er kriecht!"

„Sehen Sie nur, sehen Sie nur, Frieda! Jetzt ist er vorletzter, jetzt drittletzter, jetzt ist er schon mitten im Rudel; auch da hat er sich schon aus den Schlingen befreit, und nun macht er sich an die Verfolgung der beiden Führenden. Wer hätte das der ‚Helena' zugetraut! Gewinnen wird sie wohl nicht, aber auf den Platz wird sie kommen, und wir hätten sie für den Platz wetten sollen."

Frieda verfolgte mit fieberhafter Spannung den aufregenden Kampf. „Helena" war als zweite über die Biegung in die Gerade gekommen. Dreihundert Meter vor dem Ziele war sie an der Seite „Penny-a-liner's" eines vierjährigen Rapphengstes, der als Favorit gestartet war, und der bis dahin die Führung behauptet hatte; und dort schon engagirten sich die beiden edeln Thiere zu einem wahrhaft verzweifelten Endkampfe. In mörderischer Pace ging es am Distanz-Pfosten vorbei, und Kopf an Kopf, von den Reitern nicht geschont, stürmten sie in Riesensätzen dahin und schossen endlich auch Kopf an Kopf durchs Ziel. Andreas, der hart an der Ziellinie stand, hatte es aber wohl gesehen, daß in dem entscheidenden Augenblick „Helena" die Nase vorn hatte, und er beglückwünschte Frieda zu ihrer glücklichen Wette.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Das Dessert.

Novelle von Natalie Guth (†).

Es war zur Zeit der Fliederblüthe. In dem kleinen Vorgarten der Villa, die von Frau von Lingstädt ganz allein bewohnt wurde, hingen die weißen und blauen Fliederdolden bis in die Fenster hinein und streuten ihre kleinen Blüthensterne dicht über Beete und Kieswege. Da die Fenster des weißen Häuschens weit offen standen, so waren sämmtliche nach dem Garten liegenden Zimmer, vor allem das behaglich eingerichtete Boudoir der jungen Witwe, von dem süßen Duft ihrer Lieblingsblume durchzogen.

Die jungen Mädchen der ziemlich großen Fabrikstadt Statthain sahen mit neidischen Blicken auf Frau Eglantine von Lingstädt. Sie machte der Jugend eben starke Concurrenz. Sie zählte freilich sechsunddreißig Jahre und sah gewiß nicht aus, wie ein junges Mädchen, aber — sie war eine schöne Frau! Dazu besaß sie jenen liebenswürdigen Esprit, der bedeutende Männer zu fesseln pflegt, und obendrein Reichthum.

Eglantine fühlte sich aber nicht glücklich. Sie war in ihrer frühesten Jugend mit einem alternden Diplomaten vermählt worden, zu einer Zeit, da sie noch nicht wußte, was Liebe ist. Man hatte ihr eingeredet, daß eine Verbindung mit dem flotten, liebenswürdigen Welt- und Lebemann ein großes Glück für sie sei; sie hatte gesehen, daß alle Frauen der Gesellschaft ihr dieses Glück neideten und bemüht waren, es an sich zu reißen. Man hatte ihren Ehrgeiz angestachelt; es hatte ihrer Eitelkeit geschmeichelt, daß der Löwe der Salons, der Vielbegehrte, nur Augen für sie besaß, für die arme Hofdame, der man von allen Seiten von Liebe, aber nie vom Heirathen sprach, während ihr eigenes Herz für keinen anderen schlug. Und so war sie seine Frau geworden, im innersten Herzen unbefriedigt, erfüllt von einem Sehnen nach etwas, dem sie keinen Namen zu geben gewußt hätte, wenn es gekommen wäre; — aber es kam nicht. Sie besaß keine Kinder; sie hatte auch keine Herzensgeschichte gehabt, auch nicht nach ihrer Heirath. Sie wurde von ihrem Gatten abgöttisch geliebt, und sie war ihm im Grunde ganz gut. Nicht völlig so nahe stand er ihr, wie Vater und Mutter, aber dann kam er gleich, — nach ihm erst der Onkel Ernst, der doch schon ihr Vertrauter in der Kinderstube und Tanzstunde gewesen war. Ihr Herz sehnte sich freilich, anfangs unbewußt, später bewußt, nach dem „süßesten der Triebe", wie der Dichter sagt, aber sie vermochte nicht, das zu empfinden, was man Liebe nennt. Bisweilen wünschte sie jedoch geradezu leidenschaftlich, daß sie noch unvermählt sein möge, und daß ihr dann ein Mann begegne, der ihre schlummernden Gefühle zu wecken verstehe. Dann wurde sie älter, und als sie am Ende der zwanziger Jahre stand, starb ihr Gatte und hinterließ ihr alle seine Reichthümer. Sie beklagte ihn aufrichtig. Sie weinte an seinem Sarge, und ihre Thränen kamen vom Herzen; allein die brennende Sehnsucht, die in diesem Herzen wühlte, galt nicht dem Todten, — keinem Geliebten —, nur einem unbekannten Etwas, — der Liebe selbst!

Wenn man ihr dann später davon sprach, wie beneidenswerth, wie sorglos sie lebe, — im Ueberfluß, wie glücklich sie doch sei, dann pflegte sie nachdenklich vor sich hin zu sehen . . . „Das denkt Ihr Euch falsch! Ich möchte das menschliche Leben mit einem großen Gastmahl vergleichen, zu dem ein jeder geladen wird, und wo er zulangen darf. Von mir darf ich wohl sagen: ich habe gesessen und genossen, — von den Hauptgängen im Ueberfluß; aber ich bin durch einen Zufall um das Dessert gekommen, um das Süßeste, das Letzte, was man genießt. Die Schale war leer, als sie zu mir kam . . . und nun fehlt mir etwas: — das Letzte. Ich bin von der Tafel des Genusses aufgestanden — ohne Dessert!"

„Sie sind doch noch nicht aufgestanden, gnädige Frau!" sagte man ihr dann. „Sie haben Sich kaum niedergelassen! Und das Dessert? Wie oft ist es Ihnen geboten worden, das Letzte, das zu allem unbedingt gehört, das Süßeste, — die Liebe . . . Sie haben es immer ausgeschlagen!"

Dann schüttelte sie den Kopf.

Eines Tages erhielt sie einen Brief von einer Badebekanntschaft. Sie war mit der Schreiberin dieses Briefes in Elster zusammengetroffen, und so wenig Eglantine von Lingstädt sonst geneigt war, schnell Bekanntschaften zu schließen, hier geschah es. Eglantine war anfangs unzufrieden mit sich, daß sie einer Wildfremden so rasch Vertrauen schenken konnte; aber bald sah sie ein, daß die andere dieses Vertrauens würdig war. Die Dame, die einen derartigen nachhaltigen Eindruck auf die junge Witwe gemacht hatte, war fünfzig Jahre alt, und ihr Benehmen Eglantine gegenüber bewies sich als das einer mütterlichen Freundin, die eine Tochter vergöttert. Sie war eine Bürgerliche, die Frau eines reichen Grundbesitzers in Westfalen. Nach der Saison hatten sich die Damen oft geschrieben, — oft. — Jetzt schrieb Frau Wolter, daß ihr Gatte den großen Eisenhammer vor den Thoren Statthains, in unmittelbarer Nähe der Stadt gelegen, käuflich erworben habe. Es gehörte dazu ein Landhaus von geradezu fürstlicher Eleganz, nebst einem großen schattigen Park mit hundertjährigen Eichen, die diesen Park zu einer Berühmtheit gemacht hatten. Frau Wolter bemerkte, sie selbst könne leider nicht kommen, um das neue Eigenthum in Augenschein zu nehmen, das ihrem ältesten Sohne, der soeben von seinen Reisen zurückgekehrt sei, Gelegenheit geben solle, sich in seinem Berufe praktisch zu bethätigen. Sie leide an einem chronischen Lungen-Katarrh, und der Arzt rathe die äußerste Schonung an. Sie empfehle ihren Sohn, der ein etwas starrer und eigenartiger Charakter sei, dem gütigen Wohlwollen ihrer Freundin. Er werde sich jedenfalls anfangs etwas sonderbar in den engen Verhältnissen Statthains vorkommen, liebe es nicht, sich viel in größeren Gesellschaften zu bewegen und hasse allen Wirthshaus- und Kneipenverkehr. Sie bitte Frau von Lingstädt, ihm um der Freundschaft der Mutter willen ihr Haus zu öffnen, da die Schreiberin überzeugt sei, daß der durch den Umgang mit schönen und ungewöhnlichen Frauen sehr verwöhnte junge Mann sich in Gesellschaft einer so klugen und liebenswürdigen Frau wohl befinden, und seiner speziellen Neigung, sich nur wenigen Menschen, diesen aber ganz und voll anzuschließen, mit großem Dank gegen Eglantine nachgeben werde.

Und eines Tages erschien der junge Fabrikbesitzer. Er war ein interessanter Mann, groß, schlank gewachsen, mit dunkelm Haar und Schnurrbart, mit sprechenden, hellbraunen Augen, auf deren Grunde ein goldiger Schimmer glänzte. Fein in seinem Auftreten, kühl-zurückhaltend, vornehm in allem Thun, selbst dem nebensächlichsten, dazu Fremden gegenüber stolz, fast unnahbar. Eglantine hielt ihn für einen Mann in der Mitte der Dreißiger, aber er hatte das dreißigste Jahr eben erst zurückgelegt.

Nur wenigen Familien der Stadt machte er seine Aufwartung, widmete sich dagegen mit Leib und Seele seinem Berufe; sobald er aber der Beschäftigung, die ihn so lebhaft fesselte, den Rücken wandte, klopfte sein Finger an die Thür der schönen Frau. Seine freie Zeit gehörte allein ihr. Ein eigenartiges, anregendes Leben begann sich in der kleinen, weißen Villa zu entwickeln, ein Verkehr zwischen nur zwei Menschen, aber ein Verkehr, der beide vollständig befriedigte. Erwin Wolter widmete sich seiner interessanten Freundin in einer Weise, die geradezu etwas Rührendes hatte. Die Anhänglichkeit eines Kindes brachte er ihr entgegen. Ein verstimmtes Gesicht Eglantine's vermochte ihn vollständig um das Gleichgewicht seines Gemüthes zu bringen, ein Lächeln ihres Mundes, ihn in die ausgelassenste Laune zu versetzen. Eglantine gehörte nicht zu den Frauen, die beständig warten, um Gaben zu empfangen; sie gab selbst — gab viel; nichts Hervorragendes, nur tausend kleine Aufmerksamkeiten, mit denen sie ihre Freundschaft, ihre herzliche Gesinnung bewies. Sie war eine der feinfühligen Naturen, die mittelst eines instinctiven Ahnungs-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

vermögens die Bedürfnisse, Neigungen und Liebhabereien anderer errathen und ihnen in der bezauberndsten Weise Rechnung tragen. So trat sie auch dem Sohne ihrer Freundin gegenüber, und dieser Zauber ihres Wesens fesselte ihn. Und doch verliebte er sich nicht in sie. Er sah im übrigen in ihr eine ältere Dame, mit der man, eben weil sie kein junges Mädchen war, ungezwungen verkehren konnte, und da er den Umgang mit ungewöhnlichen Frauen stets gesucht, so cultivirte er ihn hier in geradezu hingebender Weise. Er war so ganz anders, als andere seines Geschlechtes, die vor ihm in der Ecke des kleinen Divans gesessen und der schönen Frau gehuldigt hatten. Er sprach kein Wort der Schmeichelei. Keine Andeutung von Liebe trat auf seine Lippen, aber er blieb von der zartesten Aufmerksamkeit Eglantine gegenüber und trug im Verkehr mit ihr eine Hochachtung und Verehrung zur Schau, die der jungen Witwe ebenso schmeicheln mußte, wie die raffinirteste Galanterie. Der Gedanke, daß dieser Umgang ganz entschieden auch etwas Gefährliches hatte, wenn nicht für Wolter, so doch für die Dame des Hauses, kam dem jungen Manne gar nicht. Es bestand zwischen den beiden eins jener idealen, reinen, beglückenden Verhältnisse, für welche die Welt kein Verständniß hat, und die so gern von der Gesellschaft in den Staub erniedrigt werden. Ganz unmerklich, ohne daß sie das eigentlich wollte, zog sich Eglantine von den wenigen Bekannten, mit denen sie überhaupt Umgang gepflegt, zurück. Sie konnte fast nicht anders; Erwin nahm ihre ganze freie Zeit in Anspruch, und sie gab sie ihm gern. Er las ihr vor; sie musizirten zusammen, oder er erzählte ihr in anschaulichster Weise von seinen Reisen und skizzirte dabei auf das erste beste Blättchen Papier Landschaften aus aller Herren Länder, die sein Fuß berührt hatte. Ein Künstler von Fach würde die geniale Leichtigkeit bewundert haben, mit der er die kleinen Bleistiftskizzen entwarf. Wenn Eglantine diese Papierfetzen, die er achtlos beiseite warf, sobald sie ihrem Zwecke gedient hatten, sorgfältig sammelte, so schüttelte er den dunkeln Kopf und sah sie verwundert an.

Bei dem Gedanken, daß er wieder gehen und sie allein zurück lassen könne, mußte sie die Augen schließen. Wenn er an ihrem Fenster vorüberschritt, zu einer Zeit, die sie genau kannte, und die sie nie versäumte, — wenn er dann so stolz, fast ein wenig hochmüthig, mit kaum merklichem Lächeln und einem Blicke seiner Augen, der ihr sagte, wie nahe sie ihm stand, seinen Gruß spendete, leicht, elegant, — wenn er, ihr einmal zufällig auf der Straße begegnend, mit dem Hute in der Hand vor ihr stand, solange sie mit ihm sprach, während der Wind mit seinem dunkeln, lockigen Haar spielte: da begann ihr das Herz heftig zu klopfen!

Eines Tages war sie sich vollständig darüber klar, daß ihr in diesem Manne die Liebe genaht war, die Liebe, nach der sie sich so lange schmerzlich gesehnt. Jetzt brachte sie ihr wohl kaum das Glück, — ihr, der alternden Frau, wie sie sich ehrlich nannte .... Was konnte sie einem Manne sein, der eben mit seinem Leben begonnen hatte ....? Viel vielleicht, — nie aber das, was sie ihm gern gewesen wäre.

Trotzdem begann sie um ihr Glück zu ringen. Sie beschloß, alles daran zu setzen, um es sich zu erkämpfen, — alles! Zum ersten Mal in ihrem Leben wurde sie kokett. Nie würde sie dies vorher gedacht haben! Aber Erwin bemerkte das gar nicht. Er blieb sich gleich, vollständig unbefangen, — ein Freund in des Wortes schönster Bedeutung.

Natürlich fiel der ungewöhnliche Mann auch sonst in der Stadt auf. Er verschwand nicht unter der Masse. Viele braune und blaue Mädchenaugen folgten ihm, wenn er so leichten, elastischen Schrittes, ohne von dem Notiz zu nehmen, was links und rechts seinen Weg kreuzte, durch die Straßen schritt. Manch' rother Mund schürzte sich unwillig, wenn der Begehrte in der Thür der weißen Villa verschwand ..... Was hatte er nur an der Alten? Einige der kühneren jungen Mädchen versuchten eine Concurrenz mit Frau von Lingstädt; namentlich solche, mit denen sie sonst, wenn auch selten, verkehrt hatte. Sie suchten plötzlich wieder Verkehr mit der schönen Frau; sie kamen ihr, Blumen in den kleinen Händen, mit geradezu bezaubernder Liebenswürdigkeit entgegen. Aber war Eglantine schon vorher nicht besonders zugänglich gewesen, jetzt zeigte sie sich schroff, oft abweisend, oft ungerecht, jedenfalls als eine Egoistin. Sie stand wie der Engel mit dem feurigen Schwerte vor dem Eingange zu ihrem eigenen Paradiese. Was wollte man doch von ihr? Ihr auch das bescheidene Glück entreißen, das sie jetzt ihr eigen nannte? Konnte man ihr zumuthen, daß sie selbst die Hand bieten solle, es von ihrer Schwelle zu bannen? Wenn er ihr denn unerreichbar war, so wollte sie doch auch nichts dazu beitragen, daß er einer anderen gehöre!

Wie man mit spitzen Zungen und boshaftem Gebärdenspiel achselzuckend in der Gesellschaft ihr Verhältniß zu Erwin kritisirte!

„Das wird das Dessert sein, nach welchem sie so lange Appetit gehabt hat," bemerkten mit vielsagendem Lächeln die Frauen; „es wird ihr auch kaum noch ein anderes vorgesetzt werden!"

„Ob er sie heirathet?" fragten die jungen Mädchen, nicht ganz sicher, ob man mit ja oder nein antworten dürfe. „Das wäre doch unverantwortlich! Sie ist sechs Jahre älter! Sollte er wirklich so für das Antike schwärmen?"

Plötzlich erschien Erwin Wolter seiner Freundin merkwürdig verändert, sichtlich zerstreut, bisweilen verstimmt. Sie bemerkte an ihm ein äußerst reizbares Zartgefühl, das sich nie vorher gezeigt hatte, und im Verkehr trat bisweilen das Starre, Trotzige seines Charakters, von dem seine Mutter des öfteren gegen Eglantine gesprochen, scharf hervor. Es sei in solcher Zeit schwer mit ihm fertig zu werden, hatte Frau Wolter in späteren Briefen noch wiederholt versichert. Trotzdem war er der Freundin gegenüber nach wie vor von der zartesten Aufmerksamkeit; nach wie vor widmete er ihr alle seine freie Zeit. Sie aber bemerkte nicht nur die Veränderung in seinem ganzen Wesen, nein, mit dem Instincte der Liebe empfand sie, daß sie sein Denken und Empfinden nicht mehr allein füllte, daß plötzlich außer ihr und seinem Berufe noch etwas existire, das sein Interesse in Anspruch nähme, daß sie dieses Interesse mit jenem ihr unbekannten und unheimlichen Etwas theile. Es quälte sie das beide. Er fühlte, wie sie die Veränderung, die mit ihm vorgegangen war, bemerkte, und konnte sich anfangs nicht entschließen, ihr den Grund zu nennen, der ihn so anders gemacht hatte, obgleich er von den Gefühlen, die sie bewegten, keine Ahnung besaß. Eglantine verbarg eben ihre Liebe ängstlich in der Tiefe ihres Herzens, abwartend, ob sie bei ihm nicht ein gleiches Empfinden bemerken werde. Er dagegen sah in ihr nichts als eine Freundin, die ihm so nahe stand, wie noch nie vorher eine andere. Vielleicht würde ihm eine wirkliche Schwester nicht einmal so nahe gestanden haben; aber mit den Regungen des Herzens, die der Mann der Geliebten entgegenbringt, hatte das alles nichts zu thun, und wer ihm gesagt hätte, daß das schöne Weib, mit dem seinen, bleichen, durchgeistigten Gesicht und der mächtigen Fülle mattblonden Haares, wie er es noch nie vorher an einem Weibe gesehen, ihn liebe, anders liebe als die Schwester den Bruder, der hätte den Anblick eines Menschen gehabt, der aus einem Traume erwacht und verständnißlos in das Antlitz dessen blickt, der ihn geweckt hat. (Schluß folgt.)

Auf Rügen.

Nach dem Bilde von Ernst Heyn in Leipzig. — Siehe Seite 96.

Nachdruck verboten.

Hannele.

Von Johanna M. Lankau in Dresden.

Gerhart Hauptmann, der bedeutendste der jüngsten deutschen Dramatiker, ist bei aller Anerkennung seines Talentes wegen der socialen Tendenzen seiner Stücke vielfach auf starken Widerspruch gestoßen; dennoch ist es ihm bekanntlich gelungen, mit einem Werke sogar die zurückhaltende königliche Bühne in Berlin zu gewinnen und zwar durch das „Hannele". Der Leserkreis der „Illustrirten Frauen-Zeitung" wurde in Heft 2 des vorigen Jahrganges in einer Studie von Elsa Kroll mit dem Inhalte des „Hannele" bekannt gemacht. Und eben diese Studie hat wieder den Anstoß zu dem nachstehenden Gedicht gegeben. Im

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Prinzessin Beatrice von Coburg.
Großfürstin Olga von Rußland.
Wilhelm, Kronprinz des deutschen Reiches und von Preußen.

Louis Philipp, Kronprinz von Portugal.
Die Prinzen Gustav Adolf und Wilhelm von Schweden.
Erzherzogin Elisabeth von Oesterreich.

Prinz Waldemar von Preußen.
Königin Wilhelmine von Holland.
König Alfons XIII. von Spanien.

Fürstliche Kinder. Nach Photographien zusammengestellt. — Siehe Seite 96.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

schlesischen Gebirge traf die Verfasserin ein armes, ein geistliches Lied singendes kleines Mädchen im Walde — ein Zusammentreffen flüchtig wie eine Vision. Und als sie später das „Hannele" auf der Bühne sah, da stand jenes offenbar unglückliche Kind plötzlich wieder vor ihrer Seele: in der großen Stadt, durch die Kunst verklärt, hatte sie das Urbild der tief poetischen Gestalt von Hauptmann's Dichtung wiedergefunden!

* * *

Sag' Hannele, wo hab' ich Dich gesehn?
Wann hört' ich Deine fromme Kinderstimme?

. . . . . .

Scharf duften Thymian und Heidekraut,
Um Eberwurz und Raute summt die Imme;
Wie Weihrauch zieht der Harzduft durch den Tann,
Braunstämmige Säulen wölben sich zum Dome;
Keck unter moosbegrüntem Sammettuch
Lugt das Gestein, wie neckisch-lose Gnome.
Rings tiefe Stille, — leiser Flüsterton
Entquillt des Bächleins silberklarem Munde,
Und träumend ruht der sonnentrunk'ne Wald
Im heißen Zauberbann der Mittagsstunde.
Lautlos und müde schleich' ich von der Höh';
Vom Lärchenaste träge blinzt der Geier;
Der Berge tolles Kind, der Wasserfall,
Schläft flimmernd unter borstigem Bärlappschleier.
Hier in dem Dämmer will ich ruhn!
Ins zierliche Geweb' der Farn' sich bette
Mein brennend Haupt; kühl schmeichelt um die Stirn
Der Soldanella blühende Rosette.
Wie träge Falter gaukeln durch das Hirn
Gedanken, Schemen tauchen auf und nieder;
Es steigt empor in regenbogenem Schein:
Vergessene Menschen, längst verklungene Lieder . . . . . .
Da, horch!
„Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir!"
So tönt es durch's Gezweig, wie Engelsweise.
„Drückt mich auch Kummer hier, drohet man mir" —.
Nein, nein, das ist kein Traum! Dann klingt es weiter leise:
„Soll doch, trotz Kreuz und Pein, dies meine Losung sein:
Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir!" —
Ich spähe nach dem Quell der Harmonien,
Da zeigt ein rührend holdes Bild sich mir:
Ein Mägdlein seh' ich am Gesträuche knieen!
Blutrothe Beeren streift sie von dem Busch,
Den Blick verloren himmelan gewendet,
Als sähe sie in lichten Wolken nah'n
Die Engel, zu Gefährten ihr gesendet.
Nußbraune Strähne hängen um die Stirn,
Das Antlitz blaß und ohne alle Schöne,
Doch seine dunkeln Augen halten mich gebannt,
Gleichwie der Stimme Silbertöne.
Es haben Hunger, Angst und Seelenweh
Ihr Stigma um den Kindermund gegraben,
Doch der Versucher, er vermochte nicht,
Dem Sternenpaare etwas anzuhaben.
„Näher, mein Gott, zu dir, näher zu dir" . . . .
Sehnsüchtig tönt das fromme Lied zu Ende,
Und langsam richtet sie sich jetzt empor,
Geklammert an dem Buchenstamm die Hände.
„Du rührende Gestalt, entweiche nicht!
Ein Wort des Trostes sollst Du von mir hören!"
Da knickt's im Unterholz, ein Hund schlägt an —,
Blitzschnell huscht dort ein Schatten durch die Föhren! —
Vergebens such' ich auf gebahntem Pfad
Des Kindes Spur, — — — kein Wesen in der Runde! —
Ein trockner Husten krächzt am Schonungsrand;
Vielleicht giebt dort der alte Bettler Kunde!
Der hockt gebückt, ihm wirren sich ums Kinn
Graubärtige Franzen von den braunen Runzeln, —
Langhaarige Moose an der Eiche Stamm.
Um's Lippenpaar schleicht sich ein breites Schmunzeln.
„Sagt, Alterchen, ist hier kein Mägdelein
Barfüßig, raschen Lauf's vorbeigegangen?"
Er schielt mich an, dann will er ungeschickt
Die gichtgekrümmte Hand zur Mütze langen
„Nee, nee, ock, Hirsche kummen woll vorbei",
Wehleidig und mit pfiffigem Bedenken
Hält er die spinnenhaften Hände hin —
„Un' Fremde, die dem Pleschke 'ewas schenken". —
„Das nehmt zum Dank!" Ich eile weiter fort;
Da grüßt mich schon die weiße Thalkapelle
Mit heißer Stirn und athemloser Brust
Betrete ich des Gastfreunds traute Schwelle. —
Im kühlen Ulmenschatten lauschten dann
Ungläubigen Gesichts die Alten und die Jungen;
Sie scherzten, — meinten, daß dem Rübezahl
Ein lockend Zauberstückchen sei gelungen! — —
Noch manchen Tag streift' ich durch Dorf und Wald,
Das Kind zu finden, wieder ihm zu lauschen.
Den Bettler hört' ich nur, und Finkensang,
Und überm Haupt die dunkeln Tannen rauschen . . .

. . . . . .

Die Monde floh'n, in tollem Großstadt-Lärm
Muß bunter Märchenzauber rasch zerrinnen;
Die Weihnachtskerzen strahlen, Fichtenduft
Gemahnt mich an das Kind im groben Linnen.
O Hannele,
Das ich im Wald verlor,
Verklärt durchwandelst Du die Gassen, —
Gluthrothe Dichterblumen auf der Stirn,
Ein Friedenslächeln um den Mund, den blassen!
Nicht alle hören deinen leisen Sang,
Manch einer hängt am seifenblasenen Tande,
Ihm unbewußt im Herzen ruht der Keim:
Der Heimwehschrei nach Deinem Vaterlande.
Schlag' muthig deine Sternenaugen auf!
Dein Diadem fällt keinem Spott zum Raube;
Dir strahlt ums Haupt, wie Sonnenlicht,
Urewige Dichtkunst, reiner Kinderglaube! —
Zieh hin, gesegnet Kind! Im deutschen Land
Ist echte Poesie noch nicht veraltet;
O Hannele, Du stirbst erst wahren Tod,
Wenn einst das letzte deutsche Herz erkaltet!

Nachdruck verboten.

Drei Königinnen des Nordens.

Reise-Skizze von Johannes Wilda in Berlin.

I.

Diese Skizze fängt sehr nüchtern an, trotzdem von „Königinnen" die Rede ist. Nehmen Sie, bitte, Ihre mathematischen Reminiscenzen zusammen, verehrte Leserinnen, und denken Sie Sich ein gleichschenkliges Dreieck. Sie wissen doch noch, was ein gleichschenkliges Dreieck ist —? Also! — Die Spitze dieses Dreiecks liegt hoch im Norden, in Kristiania, die nahezu gleichen Schenkel sind die Entfernungen einerseits von Kristiania nach Kopenhagen, andererseits von Kristiania nach Stockholm. Die dritte Dreieckslinie, die Basis, geht von Kopenhagen nach Stockholm. Die Länge dieser entspricht ungefähr der Entfernung von Berlin nach Wien; die beiden Schenkel sind etwas kürzer. Sehen Sie, nun werden Sie verstehen, warum Ihnen ein so schreckliches Dreieck vor Ihr geistiges Auge gezaubert wurde: es sollte Ihnen nämlich die Lage und Entfernung klar gemacht werden, in der jene Städte, jene drei Königinnen des Nordens, sich zu und von einander befinden. Wenn sich eine Wienerin überdies vorstellt, sie habe eine Kopenhagener Reise über Berlin erst in Iglau angetreten, so hat sie mit der Strecke Iglau-Berlin etwa den halben Weg nach Kopenhagen zurückgelegt. In der Praxis freilich, wo die bösen Fahrpläne mitrechnen und die nicht ganz so böse See sich capriciös dazwischen schiebt, wird man so geschwind, wie von Wien nach Berlin, nicht davon kommen. — Es wäre eine Beleidigung, wenn hier nun noch erzählt werden sollte, daß Kopenhagen die Süd-, Stockholm die Ost- und Kristiania die Westspitze des Städte-Dreiecks bildet, vielleicht aber mag es erlaubt sein, darauf hinzuweisen, daß die Westspitze gleichzeitig die nördlichste ist, indem Kristiania fast unter dem 60. Breitegrad liegt, also etwas nördlicher als Stockholm. Auf dem 60. Grad sind auch Upsala und Petersburg gelegen. Kristiania besitzt trotzdem das angenehmste Klima. Man kann dort beispielsweise schon Anfang Juni die Leute noch um Mitternacht am Strande lagern sehen, sodaß man sich nach Neapel versetzt wähnen kann. Dazu bleibt es um diese Jahreszeit hell, beinahe taghell. Die Ausläufer des Golfstromes spielen bei dieser Temperatur-Höhe neben dem Bergschutze ihre Rolle. —

Kopenhagen, das der südliche Fremdling zuerst besuchen wird, liegt am unmittelbarsten am Meere. Das Horizontale ist hier so charakteristisch, wie für Berlin; die Stadt steigt mit ihren Bastionen und Thürmen flach aus der See, wenn man sich mit dem Schiffe nähert. In ihrer Umgebung giebt es Hügel und Wald, herrlichen Buchenwald, in dessen Grün sich ein Villensaum am Sunde entlang zieht. Moderne Insel-Forts, die weit vom Lande, vor der Rhede verstreut liegen, verleihen ein Gepräge, dem ein deutsches Stadtbild kaum gegenüberzustellen ist. Die 400,000 Einwohner zählende dänische Hauptstadt erstreckt sich theils auf der Insel Amager, theils auf Seeland selbst; der Wasserarm zwischen Amager und Seeland bildet den Hafen. Der Fremde wird wohl überwiegend nur den seeländischen Theil besichtigen. Wer eine durchweg elegante Stadt zu finden vermeint, der täuscht sich; aber er findet eine interessante, vielseitige, geistig anregende, wie materiell behäbige Stadt. Unser Hamburg bildet äußerlich den Uebergang zu Kopenhagen. Die holländisch anmuthenden Kanäle durchkreuzen die dem Hafen benachbarten Viertel hier wie dort; die Häuser sind meist unbedeutend, mit dunkelverputzten, nüchternen Fronten, die Haupt-Verkehrsstraßen eng. Letzteres ist aber für den Gesammt-Eindruck kein Fehler. Die Fülle der Läden wird dadurch concentrirter, auffälliger, das geschäftige Treiben der hindurchfluthenden Menge ein großstädtischeres; gewisse Straßen-Erscheinungen, wie öfter auftauchende Damen auf dem Zwei- und Dreirad, zwingen den Blick ins Moderne. Dann giebt es wieder ein Stück Dresden im klein residenzlichen Sinn und im zopfigen Kunstgeschmack; breitere, langweilige Straßen von officiellen Gebäuden gebildet; Plätze, zwischen deren schlechten Pflastersteinen Gras sprießt; Colonnaden, wo Grenadiere mit gekreuztem Bandelier und in Bärenmützen vor ihren rothweißen Schilderhäusern würdig Posten stehen. Doch muthet uns aus diesem älteren Stadttheile zugleich eine Art von Andersen-Stimmung an, und die grünlichen, spiralförmig verschlungenen Drachenschwänze, die den Thurm der Börse bilden, die luftige Wendeltreppe, die oben um die Thurmspitze der Erlöser-Kirche führt, der seltsame „Runde Thurm" erhöhen den märchenhaften Reiz. In eigentümlicher Uebereinstimmung steht dazu die riesige Ruine des 1884 zum zweiten Male dem Feuer zum Opfer gefallenen Königsschlosses. „In den öden Fensterhöhlen wohnt das Grauen, und des Himmels Wolken schauen" noch immer in die erstaunlich leergebrannten, theilweise noch geschwärzten, dachlosen Innenräume der Christiansborg. Die Phantasie beschäftigend, gleichzeitig als eines der wenigen architektonisch hervorragenden Bauten, zeigt sich auch das in niederländischem Renaissance-Stil aus rothem Backstein errichtete Schloß Rosenborg, das weiter ab an dem geräumigen Rosenborg-Garten liegt, wo Hans Christian Andersen im Standbilde seiner Kopenhagener Kinderwelt nahe bleibt. Bekannt ist der Reichthum der Moltke'schen Gemäldesammlung, der Glyptothek, der Nordischen Alterthümer u. s. w.; den Fremden aber wird es zunächst nach der etwas verblichenen etruskischen Pracht des Thorwaldsen-Museums ziehen. Moderne Leute erklären es für langweilig. Mögen die Verehrerinnen des dänischen Meisters aber nur ruhig ihre bekannten Lieblinge, wie „Amor und Psyche", „Die Alter der Liebe", „Ganymed", „Tag und Nacht", dort im Original aufsuchen; sie werden es nicht bereuen. Sie werden es auch nicht bereuen, wenn sie sich dem Christus des Meisters in der Frauenkirche verehrungsvoll nahen. Die sanft einladende Bewegung der ausgebreiteten Arme, hier greift sie ans Herz; wir ahnen, wo die wahre Stätte ist, an die sich menschliche Verzweiflung flüchten darf. Wenn die Kunst religiös wirkt, — religiös nicht im eng-dogmatischen Sinne, — wirkt sie ebenbürtig einer großen Natur, und die Herren Kritiker können nur ruhig ihre Weisheit auskramen, wir, die wir nicht durch die Brille „der Schule", sondern mit dem Herzen schauen, lassen uns nicht irre machen!

Von der Frauenkirche bis zum berühmten Vergnügungsorte „Tivoli" gehts einige Kultur-Klafter tiefer, aber — der Mensch lebt auch von groben Stoffen. Wir aber werfen lieber von der Höhe des Runden Thurmes noch einen Abschiedsblick über die große Stadt, mit ihren alten rothen Ziegeldächern, mit ihren Wasserbecken und -Adern, Gärten, Plätzen, Schlössern und Kirchen, und dann fort über Mastspitzen und Dampfschiffsrauch zu dem Meere, wo die Schiffe an den Festungs-Inseln vorübergleiten. Im Rücken breitet sich das grüne Seeland aus mit seinen Wiesen, Aeckern und Buchenhügeln, und vor uns, von zahllosen weißen Segeln belebt, der blaue Sund, den im Osten als dunkler Streif die schwedische Küste säumt. Und dann eilen wir auf Schwingen der Phantasie weiter zur Nordspitze unseres Dreiecks, nach Kristiania.

Kristiania! Wir sind aus dem Flachland ins Bergland versetzt. Nicht mehr an der offenen See, sondern tief, tief am Ende eines fast 100 Kilometer langen Fjords befinden wir uns. Aber die Berge sind nur starke Höhenzüge, wie die des deutschen Mittelgebirges, ebenso sanft geschwungen, zu breiteren Kegeln allmählich ansteigend. Mit dichtem, ernstem Nadelholz, ringsum bedeckt, Aecker und Laubholz an den Hängen zeigend, — auch die weiter südwärts verschwundene Buche tritt wieder auf, — umhegen sie schützend im großen Halbkreis die weit um die Bucht sich ziehende Stadt. Da liegt sie, vom über 400 Meter hohen Frognersaeter oder vom Holmekollen geschaut, zu unseren Füßen, und vor ihr ein Gewirr von Inseln und Schären, alle mit Nadel- und Laubholz bedeckt, in das Gärten oder Villen eingebettet sind, umspült von dem verschlungenen, breiten Fahrwasser und dann sich fest zusammenreihend, sodaß man ein abgeschlossenes Binnengewässer vor sich zu sehen wähnt. Der ahnende Blick in die unendliche Perspective des Meeres fehlt; aber dennoch ist das Stadt- und Landschaftsbild, das sich zu unseren Füßen entrollt, von höchster Schönheit, von einem Zuge wahrhafter Großartigkeit getragen.

Kristiania hat gegen 160,000 Einwohner; es kann nur wenig bedeutsamere Bauten aufweisen, dafür viele Fabriken, unansehnliche Häuser, eigentlich nur eine interessante lange Laden- und Fremdenstraße, und doch besitzt es etwas Reizvolles, auch abgesehen von der herrlichen Lage. In Kopenhagen lachte uns viel flatterndes Roth entgegen; hier liebt man dunklere Farben. Kristiania ist der politische, commercielle und geistige Mittelpunkt des riesigen Landes, das mit seinem überwiegend in unwirthlicher Bergöde, im kulturfernen, kalten Norden gelegenen Gebiete etwa die Größe von ganz Preußen besitzt, während es an gesammter Bevölkerung die einzige Stadt Berlin kaum übertrifft. Vom Hafen aus führen die Straßen mehr oder minder steil aufwärts. Querdurch ziehen sich andere, so in mäßiger Höhe die Karl Johanns Gade, die Hauptstraße; sie steigt empor zu dem weißen Bau des königlichen Schlosses, das nüchtern gebaut, aber frei und beherrschend wie das Capitol zu Washington, die Höhe krönt und so das Imposante seines Zweckes trefflich zur Geltung bringt. Dahinter, und höher als das Schloß, erhebt sich St. Hanshaugen, wo sich die städtische Wasserleitung und schöne Anlagen befinden, mit wundervoller Aussicht; und noch weiter rückwärts umrahmen die Berge die weitgedehnte Stadt. — An den Ladenfenstern erfreuen uns die Werke nordischer Holzschnitzerei und feine Edelmetall-Arbeiten. Wir sehen hübsche öffentliche Anlagen und ein recht reges Kaffeehausleben. Vielleicht gelingt es, in einem der Hotel-Restaurants hinter einer Zeitung einen weißhaarigen, kranzbärtigen, alten Herrn, der halb eine Seemanns- halb eine Schulmeister-Physiognomie zeigt, zu entdecken: Henrick Ibsen. — Die Museen bieten manches Werthvolle. Zumal wird man die uralten Wikinger-Schiffe bewundern, deren eines namentlich in vorzüglicher Erhaltung, die staunenswerthe Geschicklichkeit der mit einfachsten Werkzeugen arbeitenden Erbauer zeigt. Von den Bauten fesseln äußerlich wohl nur noch die romanischen Rundbogen der Vorfrelsers Kirke und die ehrwürdige Feste Akershus, deren mächtige Bastionen eine ungemein reizvolle öffentliche Strand-Promenade bieten. Die Zahl der großen und kleinen Dampfer- und Segelfahrzeuge im Hafen ist recht beträchtlich. Auf alle Fälle schiffen wir einmal hinüber nach Schloß Oskarshall, das weiß aus seinem grünen Inselpark hervorleuchtet. Die Scenerie reizt uns hier mehr, als das Schloß selbst; daneben fesseln uns die altnorwegische, hölzerne „Stave-Kirke" und die ebenso schön geschnitzten und vollständig eingerichteten, alten norwegischen Bauernhäuser, die hierher verpflanzt wurden. —

Frei darf sich der Mann hier fühlen, frei darf seine Zunge reden, nur eins wird ihr verübelt: wenn sie die Schweden zu sehr herausstreicht, und wenn ein harmloser Fremdling nicht begreifen will, warum der Norweger allen schwedischen Einfluß über die Berge zurücktreiben möchte. Den Dänen fühlt der Norweger sich verwandt, haben sie doch fast eine Sprache und theilweise eine gemeinsame Geschichte; den Schweden aber haßt er als einen Usurpator. Nur die Personal-Union mit dem König respectirt er, solange — Könige noch „ein nothwendiges Uebel" bleiben.

Ueber Mangel an Freundlichkeit darf sich der Reisende im allgemeinen nicht beklagen, obwohl man eine leise Schattirung zum Rusticalen, zum Anmaßenden im Vergleich zur schwedischen Art und Weise zu bemerken glaubt. Die Ausflüge über den Fjord und in die Berge bieten des Lieblichen, sogar des Großartigen die Fülle. Auf einem guten, zweirädrigen, norwegischen Kariol, mit einem feurigen Pferde davor, bergauf, bergab, durch

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Tannen- und Lärchenwälder, an malerischen Fjords entlang zu jagen, ist einer der größten Genüsse, die man sich denken kann. Man braucht keine Peitsche, stramm in den Zügeln gehalten, braust das Pferd dahin. Das Herz klopft, das Auge leuchtet; man fühlt sich frei und wagelustig bis zur Tollkühnheit und saust die steilen Serpentinen hinunter, wie das Wetter. Auch die reisenden Damen kutschiren selbst und müssen es häufig nolens volens bei den zur Ueberland-Verbindung oft nur zur Verfügung stehenden einsitzigen Kariolen. Nicht selten begegnet man ohne männliche Begleitung wandernden weiblichen Touristen. Amüsant war uns eine Schar zwölf- bis vierzehnjähriger Mädchen, die ohne Papa und Mama, ohne Onkel und Tante, ohne Lehrer und Gouvernante mutterseelenallein eine mehrtägige Gebirgstour machten. Wir trafen sie am Fuße des aussichtberühmten Krogkleven, wo sie munter und zutraulich wie die Spatzen sich selbander im Hotel einquartirt hatten und sich höchst erstaunt über das Erstaunen der dies Wagestück bewundernden Deutschen zeigten. Als wir später ihren Heimatsort berührten, kam die ganze Schar auf den Bahnhof, um uns wie alte Freunde zu begrüßen.

Nachdruck verboten.

Gustav Freytag.

Von Dr. Gottfried Doehler in Berlin.

Siehe das Portrait Seite 89.

Während das deutsche Volk noch in seinen national-gesinnten Vertretern auf der Wallfahrt nach dem Sachsenwald begriffen war, um dem greisen Begründer der deutschen Einheit seine Glückwünsche zum 80. Geburtstage darzubringen, wurde in Wiesbaden ein anderer großer Deutscher aus dieser Zeitlichkeit abberufen, dessen ins nächste Jahr fallenden 80. Geburtstag das deutsche Volk gleichfalls in all seinen Schichten feierlich begangen haben würde. Auch Gustav Freytag ist ein Mitarbeiter an dem gewaltigen Werke der Einigung Deutschlands gewesen, davon werden seine Schriften zeugen, so lange deutsche Art nicht ausgestorben ist. Weltfern an ihrem Lebensabend und gleichwohl von mächtigem Einfluß auf unser Volksleben, der eine durch seine Worte, der andere durch seine bei Alt und Jung in Tausenden von Exemplaren verbreiteten Schriften, wuchsen beide in das Herz und das Gedächtniß ihres Volkes hinein. Wie ein Heiligenbild mit der Rinde der Eiche eng verwachsen und eins ist, so ist ihr Bild dem deutschen Volksstamm einverleibt für alle Zeiten. Des zum Zeichen wurde Freytag's Bild, auf Befehl des Kaisers von der Meisterhand Stauffer-Bern's gemalt, in der National-Galerie zu Berlin aufgehängt. Noch im Leben ist die Gestalt Bismarck's und auch Freytag's von dem Glorienschein einer geschichtlichen Persönlichkeit umflossen worden. Während der Name des einen durch Klio's Griffel in Erz gegraben wurde, ja, während die Sage schon ihre geheimnißvollen Schleier um ihn zu weben beginnt, hat dem anderen die Muse der Dichtkunst ihren unvergänglichen Lorbeer um die Stirn gewunden.

Gustav Freytag ist es vergönnt gewesen, zu sehen, wie seine Werke immer tiefer ins deutsche Volk gedrungen sind, wie die Gedanken, die er diesem ans Herz legte, Gemeingut der Nation wurden, wie die Gestalten, die er geschaffen hat, von allen Deutschen, die nur einigermaßen den Anspruch auf Bildung erheben, gekannt und geliebt sind. Und das ist kein Wunder, denn Freytag ist ein echt deutscher Dichter, wie wenige, der es verstanden hat, sich in das Leben unserer Vorfahren mit sicherem Forscherblick, mit hellem Poeten-Auge zu vertiefen, der dem Pulsschlag seiner Zeit verständnißvoll gelauscht hat und prophetischen Blickes in die Zukunft sah. An der Ostgrenze des Reiches aufgewachsen, in dem industriereichen Oberschlesien, hatte er von Jugend auf den Gegensatz zwischen deutschem und polnischem Wesen vor Augen, der seinen Blick schärfte und den Keim eines stark ausgebildeten National-Gefühles in die Brust des Knaben senkte. Von Schlesien, dessen Boden deutsche Kolonisten den slavischen Bewohnern einst abgerungen hatten, kam er nach Thüringen, um im Herzen Deutschlands von seinem, wenn auch nicht an äußeren, so doch an inneren Erlebnissen reichen Leben auszuruhen. Er legte somit, rückwärts schreitend, den Weg zurück, den er seine „Ahnen" im Zug nach dem Osten machen ließ; er schritt der Wiege jener zu, um dort sein Grab zu finden.

Aus dem Bürgerstand Deutschlands hervorgegangen, ist er recht eigentlich der Dichter des Bürgerthums geworden und jederzeit der bürgerlichen Freiheit treu geblieben, ob ihn auch sein Pfad auf die Höhen des Lebens führte und die Freundschaft an die Seite deutscher Fürsten. Von deutschen Bauern wurde er in Siebleben bei Gotha zu Grabe getragen und der Mutter Erde zurückgegeben; seinen Sarg schmückte der Kranz seines Kaisers. Bedarf es noch weiterer Beweise dafür, daß dieser Dichter in allen Schichten der Bevölkerung gleich geachtet und verehrt wird? Aber der Arbeiterstand? Die sociale Frage allerdings ist in Freytag's Werken nicht aufgerollt, und das ist erklärlich, denn die Jahre seiner besten Manneskraft fallen in die Zeit, in welcher der Freiheitsdrang des deutschen Bürgerthums, die Sehnsucht nach der Einheit Deutschlands emporlohten, und in der solche Flammen durch die Reaction unterdrückt wurden, bis diese Ideen in geläuterter Gestalt nach blutigen Kämpfen im neuen Reich verkörpert wurden. So sah Freytag seine Ideale, für die er mit geistigen Waffen mitgekämpft hatte, im wesentlichen verwirklicht, als er auf der Mittagshöhe des Lebens stand. Auch sein Werk war vollbracht. Gleichwohl hat er mit größtem Antheil die politischen und literarischen Strömungen der Neuzeit verfolgt, wenn er auch selbst nicht mehr in diesen neuen Kampf der Geister eingriff. Aber auch der deutsche Arbeiterstand darf Freytag als seinen, als echt deutschen Dichter mitfeiern; er hat zwar Vertreter von diesem nur in Nebenfiguren seiner Werke charakterisirt, aber er zeigt auch den deutschen Arbeitern, wo die starken Wurzeln unserer Kraft liegen: im deutschen Boden, im deutschen National-Bewußtsein!

Am 13. Juli 1816 wurde Gustav Freytag in Kreuzburg in Oberschlesien geboren, wo sein Vater Arzt und Bürgermeister war, und erhielt dort den ersten Unterricht durch seinen Oheim, den Pfarrer und Lehrer des Ortes. Von 1829 an besuchte er das Gymnasium zu Oels, wo ihm die Bücher- und Kunstschätze eines anderen Oheims, des Richters dort, zur Verfügung standen und seinem Wissensdrang reiche Nahrung boten. Hatte der Vater schon dem strebsamen Knaben, der gern seine eignen Wege ging, volle Freiheit gelassen, so erzog ihn das Vorbild des alleinstehenden Oheims noch mehr zur Selbständigkeit im Leben wie im Studium. 1835 bezog er die Universität Breslau, um Philologie zu studiren; insbesondere widmete er sich der damals noch wenig gepflegten Germanistik unter der Anleitung Hoffmann's von Fallersleben. Tiefer noch führte ihn in die Geheimnisse seiner Wissenschaft Karl Lachmann in Berlin ein. Dort lernte der mit offenem Blick für alles Schöne begabte Student auch die Theaterwelt kennen, und so kam es, daß er 1838 mit einer Dissertation über die Anfänge der deutschen Bühnendichtung promovirte. Mit einer Abhandlung über die Dichterin und Nonne Hroswitha habilitirte sich Freytag 1839 in Breslau, um als Privatdocent über deutsche Sprache und Literatur zu lesen. Er versenkte sich hier immer tiefer in seine Studien, indem er gleichzeitig regen Antheil an dem geistigen und geselligen Leben Breslaus nahm. Hier entstanden auch seine ersten poetischen Schöpfungen, eine Reihe lyrischer und epischer Dichtungen „In Breslau", das preisgekrönte Lustspiel „Die Brautfahrt oder Kunz von der Rosen", die einaktige Tragödie „Der Gelehrte" und „Valentine", ein Schauspiel, das 1846 aufgeführt wurde und ihm die Herzen des Publicums im Sturm eroberte. Damit war ein Wendepunkt in seinem Leben eingetreten. Ohnedies durch die Weigerung der philosophischen Facultät verstimmt, die ihm die Erlaubniß zur Abhaltung culturhistorischer Vorlesungen versagt hatte, gab er 1847 die akademische Laufbahn auf, um sich einer ausschließlich literarischen Thätigkeit hinzugeben. Er siedelte nach Dresden über und verweilte dort ein Jahr lang, mit literarischen Arbeiten beschäftigt. Hier hauptsächlich lernte er auch die technische Seite der dramatischen Kunst kennen, Studien, die er später in seiner 1863 erschienenen „Technik des Dramas" zu verwerthen wußte. In Dresden entstand auch sein Schauspiel „Graf Waldemar", das einen gleichgroßen Erfolg wie „Valentine" hatte.

Dies Jahr bildete die Uebergangszeit zu seinem neuen Beruf: Freytag ward Journalist, indem er zusammen mit Julian Schmidt „Die Grenzboten" erwarb und bis 1870 herausgab. Standen seine bisherigen Schöpfungen zum Theil noch unter dem Bann der jungdeutschen Schule mit ihren französischen Einflüssen, so vertrat er in seinen Beiträgen sowohl, wie in den eigenen, folgenden Werken die Forderung einer deutschnationalen Literatur. In seinen gemäßigten politischen Aufsätzen wirkte er für ein einiges Deutschland unter der Führung Preußens, das in Freundschaft zu dem aus dem Bunde auszuscheidenden Oesterreich leben sollte. Freytag verschaffte seinem Blatt eine angesehene Stellung, weil er selbst von seinem Berufe vornehm dachte. Die Freude an seiner journalistischen Thätigkeit, die ihn aber für deren Schattenseiten nicht blind machte, zeitigte 1854 in der ländlichen Abgeschiedenheit seines inzwischen erworbenen Gutes Siebleben, wo er von der angestrengten redactionellen Arbeit in Leipzig auszuruhen und künstlerisch zu schaffen pflegte, sein Lustspiel „Die Journalisten", das mit Lessing's „Minna von Barnhelm" und Kleist's „Zerbrochenem Krug" die Höhepunkte, wenn nicht den bisher errungenen Gipfel der deutschen Lustspiel-Dichtung bezeichnet. Diesem Meisterwerk folgte 1855 ein zweites, der Roman „Soll und Haben", mit dem Freytag ein völlig neues Gebiet eroberte. Der deutsche Kaufmann war bisher noch nicht literatur-fähig gewesen; unser Dichter hat ihn dazu gemacht, indem er die Vorbilder seiner Typen in den Erinnerungen aus seiner Breslauer Zeit fand. Ebenso neu war die treue Nachbildung der Wirklichkeit, die sich aber fern hielt von seichtem Naturalismus. Nach dem nicht auf dieser Höhe stehenden historischen Drama „Die Fabier" folgten die „Bilder aus deutscher Vergangenheit", die zumeist vorher in den „Grenzboten" erschienen waren und in trüber Zeit viel dazu beigetragen haben, dem deutschen Volk im Hinblick auf seine ruhmreiche Vergangenheit die Hoffnung auf eine bessere Zukunft wach zu erhalten.

Ein zweiter Roman „Die verlorene Handschrift" erschien im Jahre 1864, dessen Figuren der Gelehrtenwelt entnommen sind. Sie sind zwar nicht so vollendet und objectiv gezeichnet, wie die des ersteus Romanes, das Werk ist aber dadurch höchst interessant, daß es ein gut Stück Autobiographie des Dichters enthält. Dasselbe gilt von dem Politiker Freytag mit dem 1869 erschienenen Lebensbild seines Freundes, des badischen Ministers Karl Mathy, eines der Vorkämpfer für die deutsche Einheit. Auch mit dem den gleichen Bestrebungen huldigenden Herzog Ernst von Coburg-Gotha war Freytag befreundet. Dieser Verkehr war durch nachbarliche Beziehungen angebahnt worden, die sich bald inniger gestalteten, zumal Herzog Ernst den Dichter gegen politische Verfolgungen beschützte, indem er ihn zu seinem Vorleser und zum Hofrath ernannte. Die später ihm angebotene Verleihung des Adels lehnte Freytag ab. Durch Herzog Ernst wurde er auch mit dem hochgesinnten preußischen Kronprinzen Friedrich Wilhelm, dem nachmaligen Kaiser Friedrich III. bekannt, in dessen Hauptquartier er am Feldzug gegen Frankreich als Berichterstatter theilnahm, und über den sein letztes, viel gepriesenes und viel angefehdetes Werk handelt: „Der Kronprinz und die deutsche Kaiserkrone". Während des Feldzuges und mit durch den Kronprinzen angeregt, wuchs in Freytag der Plan zu seiner Romanreihe „Die Ahnen" heran, deren Vorstudien „Die Bilder aus deutscher Vergangenheit" bilden. In diesem monumentalen Werke, das die sociale und geistige Entwicklung des deutschen Volkes in großen Zügen schildert, stehen zwar die einzelnen Romane nicht auf gleicher Höhe, auch sonst hat die Kritik manches daran auszusetzen, aber es ist und bleibt ein herrliches, unvergängliches Denkmal deutschen Geistes, zu dessen Schöpfung sich Dichtkunst, Gelehrsamkeit und Vaterlandsliebe in seltener Eintracht verbunden haben.

1870 legte Freytag die Redaction der „Grenzboten" nieder und gab bis 1873 die Zeitschrift „Im neuen Reich" heraus. Seit 1867 gehörte er dem norddeutschen und bis 1871 dem deutschen Reichstag an, doch fühlte er bald heraus, daß er kein Parlamentarier sei, zumal er mit seiner einzigen Rede wenig Erfolg hatte. Er zog sich bald ganz von jeder politischen und journalistischen Thätigkeit zurück, lebte in Siebleben und seit dem Jahre 1879 abwechselnd hier und, des milden Klimas wegen, in Wiesbaden im Kreise seiner Familie, — er war dreimal verheirathet, — in stiller Thätigkeit. 1887 beschenkte er den großen Kreis seiner Verehrer mit seinen köstlichen „Erinnerungen aus meinem Leben".

Am 30. April 1895 starb Gustav Freytag in Wiesbaden; an seiner Bahre trauerten seine Witwe und sein Sohn und mit ihnen das gebildete Deutschland, dem einer seiner größten Dichter in dem Entschlafenen entrissen wurde, dessen ausgereifte Werke ein treuer Spiegel der deutschen Volksseele sind und ein werthvoller Hausschatz der deutschen Familie bleiben werden, solange unsere traute Muttersprache durch die Lande klingt, solang' noch deutsche Herzen schlagen!

Nachdruck verboten.

Literarische Streifzüge.

Von Dr. Felix Poppenberg in Berlin.

III.

Wenn man durch Innsbruck schlendert, der Gebirgsstadt mit ihren Berg-überragten Häusern, den buntgewürfelten Straßen-Typen, den grauen Kaiserjägern, Priestern im Ornat, gebräunten, blitzäugigen Italienern, dann kommt man wohl aus winkligen, Giebel-überhangenen Gassen und Gäßchen mit weit über das Pflaster gereckten Handwerks- und Gewerkszeichen auf die schöne, breite Maria-Theresien-Straße. Schlank zum Himmel ragt die Säule des Marienbrunnens. Ihm gegenüber steht ein stolzes, hohes Haus; die Façade schmückt die Büste eines Mannes; unter ihr die Inschrift: „Tirol seinem Dichter". Das gilt dem Gedächtniß Hermann von Gilm's. Nicht allzu viele werden seinen Namen kennen; jeder aber hat gewiß ein Lied von ihm gehört, das von Lassen componirte, weiche, Erinnerungen weckende: „Stell' auf den Tisch die duftenden Reseden", mit dem Refrain: „Wie einst im Mai". Dies „Allerseelenlied" zeigt Gilm von der einen Seite seines Fühlens und Schaffens: es zeigt den Lyriker tiefschmerzlicher Moll-Accorde und müder Resignation, in die hinein noch einmal der Schrei nach einem letzten Glücke tönt: „Komm' an mein Herz, daß ich Dich wieder habe, wie einst im Mai!" — Hermann von Gilm auch auf anderen Saiten spielen zu hören, seine Art und Kunst ganz kennen zu lernen, ist jetzt weiteren Kreisen durch eine vortreffliche und billige Volksausgabe ermöglicht (Leipzig, A. G. Liebeskind). Hier zeigt sich vor allem der Tiroler, der Sohn der Berge, das Kind der Stadt, die in ihrem trotzig geraden, manneskräftigen Andreas Hofer-Denkmal ein Monument ihres ureigensten Wesens errichtet hat. Frische Naturbilder, von Tiroler Bergluft durchweht, ziehen an uns vorüber, und eine Stimmung überkommt uns, als hätten wir auf Berg Isel Heinrich Natter's machtvollem Hoferbilde in die Augen gesehen und ständen nun auf dem Plateau mit dem Blicke weit ins Land, in die tiefen Thäler, auf die steil ansteigende Martinswand. — Hermann von Gilm ist jetzt lange todt; aber nach seinem Tode erst ist er uns recht lebendig geworden, sind seine Gedichte über die Grenzen ins Reich gedrungen. Den Besten seiner Zeit hat er genug gethan, so ist er würdig dieses neuen Lebens. —

Mit der modernen Lyrik in Deutschland steht es eigen. Ein seltsameres Verhältniß zwischen Quantität und Qualität herrscht in keiner anderen Kunstgattung, und kein Weg ist für den Genießenden schwieriger, als der durch die Wildniß dieser Production. Welche Finderfreude, wenn man auf diesem Acker voll Disteln und Dornen plötzlich eine leuchtende, duftende, glühende Wunderblume entdeckt!

Wer diese Entdeckerfreude theilen will, der lese des Hamburgers Gustav Falke neue Gedichte „Zwischen zwei Nächten", die der Classiker-Verlag Cotta mit Recht unter seine Fittige genommen hat. Da erklingen ganz neue tiefe und volle Töne, da schimmern starke, der Natur entnommene Farben, die an Gluth nichts eingebüßt haben. Dieser Lyriker sieht mit verfeinerteren Sinnen in die Landschaft hinein, er erfaßt die Eindrücke viel intensiver, und er hat vor allem die Fähigkeit, das, was er gesehen, mit gleicher Wirkungsstärke zu schildern, uns in die gleiche Stimmung hineinzubannen, mit der er geschaut und gefühlt hat. Man kann die träge, mittagsstille, athemzuglose Stimmung eines Sommertages nicht bannender in Worte zwingen, als es Falke gethan:

Es war einmal, ich weiß nicht wann
Und weiß nicht wo. Vielleicht ein Traum:
Ich trat aus einem schwarzen Tann
Auf einen stillen Wiesensaum.

Und auf der stillen Wiese stand
Rings Mohn bei Mohn und unbewegt,
Und war bis an den fernsten Rand
Der rothe Teppich hingelegt.

Und auf dem rothen Teppich lag,
Von tausend Blumen angeblickt,
Ein schöner, müder Sommertag,
Im ersten Schlummer eingenickt.

Ein Hase kam im Sprung. Erschreckt
Hat er sich tief ins Kraut geduckt;
Bis an die Löffel zugedeckt
Nur einer hat herausgeguckt.

Kein Hauch. Kein Laut. Ein Vogelflug
Bewegte kaum die Abendluft.
Ich sah kaum, wie der Flügel schlug,
Ein schwarzer Strich im Dämmerduft.

Es war einmal, ich weiß nicht wo.
Ein Traum vielleicht. Lang ist es her.
Ich seh' nur noch und immer so,
Das stille, rothe Blumenmeer.

Falke hat das seltene Talent, leise, intime Gefühlsregungen durch plastische Bilder zu schildern. Er ruft stets eine Anschauung wach; er giebt nie Todtes, er giebt immer Leben und Bewegung. Wenn er die unheimliche, dämmernde, ungewisse Stimmung der Nacht festhalten will, dann malt er sie, wie sie am Wegsaume sitzt, und neben ihr stehen Tod und Traum. „Das ist ein Geraune, ein Heimlichthun. Ein Wind springt hinterm Wald hervor, erhascht ein Wort mit halbem Ohr, und ängstet feldein auf erschrock'nen Schuh'n". Hier sind Gefühle und Stimmungen nicht nur Wort, sondern auch Gewalt geworden; so beleben können nur echte Dichter.

Der gleiche Verlag hat zur gleichen Zeit ein altes Werk in neuem Gewande neu hinausgehen lassen, das im großen Publicum leider viel zu wenig gekannt ist: Gottfried von Straßburg's „Tristan und Isolde" in der Meister-Bearbeitung von Wilhelm Hertz in München. Wie reich ist die Innenwelt

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

des alten Dichters! Die Töne, die er für das Herzensleben gefunden, für Hangen und Bangen, Zehren und Sehnen, für stürmende Leidenschaft und tiefstes Todesweh, sind echt und stark und darum herrlich wie am ersten Tag.

* * *

Aus der Roman-Literatur sind diesmal drei Frauenwerke zu nennen. Alle drei haben als gemeinsames Zeichen den künstlerischen Ernst; sie wollen keine Unterhaltungs-Ware liefern, sondern sie wagen sich an menschliche Herzens-Probleme. Leo Hildeck, hinter dessen männlichem Pseudonym sich eine hochbegabte junge Frankfurterin versteckt, schildert in ihrem Roman „Mittagssonne" (Dresden und Leipzig, Heinrich Minden), wie ein junges Mädchen, das einst in Backfischlaune einem ernsten Mann einen Korb gegeben, nun durch Leben und Erfahrungen reift, wie in ihr künstlerisches Talent wächst, wie sie durch ihre Bücher berühmt wird, aber bei allem Ruhm innere Leere fühlt und an den zurückdenkt, den sie einst abgewiesen. Er kehrt wieder, und sie erringt ihn sich zurück. — Eine Durchschnitts-Schriftstellerin hätte mit diesem glücklichen Abschluß geendet, Leo Hildeck aber geht weiter; der eigentliche Roman setzt jetzt erst ein. Die Ehe wird geschildert und die Verwandlung, die sie in Gertrud bewirkt. Die Schriftstellerin, die Künstlerin in ihr stirbt, die „Frau" verdrängt sie völlig. Mit dieser großen, jetzt erfüllten Liebe sind in Gertruds Innerm alle Lücken und Leeren ausgefüllt; sie lebt nur in dem geliebten Manne und in seinem Interessen-Kreis. Das Herbe, Weltkritische, das ihre Schriften durchzog, macht jetzt sanfter, schmiegsamer Weichheit Platz. Und als sie es doch einmal wieder mit der Feder versucht, hat sie die strenge Herbheit zur Behandlung eines tragischen Stoffes ganz verloren. Sie hängt an eine Geschichte, die nothwendigerweise einem ernsten Ausgang zugeht, ganz unmotivirt einen banalen, vergnügten Schluß, in dem sie sich „kriegen". Und ihrem Manne gegenüber begründet sie ihn ganz frauenhaft: „Die Männer sind doch wohl nicht so schlimm, — gelt Schatzi? Warum sollen andere nicht ebenso glücklich werden wie ich?" — Ein interessanter Beitrag zur Frauen-Psychologie!

Eine Künstlerin steht auch im Mittelpunkte des Romans „Tarantella" von Annie Bock (Berlin, Bibliographisches Bureau). Der Vorzug dieses Buches liegt nicht in der Zeichnung der Gestalten, die in Umrissen nicht allzu fest sind, sondern in der temperamentvollen, lebhaften Darstellung, die stets von neuem zu interessiren weiß und in dem künstlerisch ernsten Vorwurf.

Die dritte im Bunde, Maria Solina (dies Pseudonym deckt eine österreichische Aristokratin), verräth in ihrem Werke „Der Roman einer Träumerin" (Pierson, Dresden, Leipzig und Wien) mehr ernstes Streben als künstlerische Vollendung. Sie schildert die Vernunft-Ehe, die ein Aschenbrödel, von allen Seiten gedrängt und selbst halb unwissend über die Bedeutung des Schrittes, eingeht. Sie lebt ihr stilles, ruhiges Leben an der Seite eines Mannes, der es gut mit ihr meint. Aber eines Tages gehen ihr die Augen auf; sie erkennt, daß es noch ein höheres Glück giebt, daß sie ihr Leben verscherzt und weggeworfen hat. Jetzt aber, da sie sich ein neues Leben aufbauen will, muß sie entdecken, daß der Mann, auf den sie gehofft hatte, sie schmählich im Stiche läßt. In der Zeichnung der weltfremden Trägerin dieses Buches sind manche sehr gut beobachtete Züge; blaß dagegen und unsicher ist die Zeichnung der Männergestalten ausgefallen.

* * *

Auf Persönlichkeits-Documente, die uns in früheren Aufsätzen Fontane's und Pietsch's Erinnerungen boten, kann auch diesmal hingewiesen werden. Felix Dahn hat den vierten Band seines Memoiren-Werkes erscheinen lassen (Leipzig, Breitkopf & Härtel). Er erzählt das Leben und die Meinungen des Würzburger Professors und die Thaten des freiwilligen Rothenkreuzritters von 1870. Er bekennt, wie sein Sinn immer auf das „Hochpathetische der Dinge" gerichtet gewesen ist, und häufig stellt er der nüchternen Thatsache seines Berichtes eine „wunderschöne, idealere" Lösung der Dinge gegenüber, die er genommen haben würde, hätte er das betreffende Ereigniß dichterisch zu behandeln gehabt. Sehr bezeichnend auch operirt er in den Schilderungen des Feld- und Lagerlebens ungenirt mit seinem Odhin und seinen Walküren. Als er heil davon kommt, erkennt er: „die Walküren, denen ich mich nach Kräften dargeboten, hatten mich nicht nehmen, Odhins Schlachturtheil hatte mich nicht treffen wollen."

Behaglicher zu lesen sind Peter Rosegger's Erinnerungen „Als ich noch jung war" (Leipzig, L. Staackmann). Es sind allerlei Anekdoten, Geschichten und Gestalten aus seiner Waldbubenzeit, traulich erzählt in der Dunkelstunde auf der breiten Ofenbank, „wo Kindheit und Alter hockt, das Enkelein und die Großmutter — und die alten Märchen." Ein gut Stück Bauern-Psychologie steckt in dem Buche, das Bauernblut und Bauerntrotz, Wildschützen-Verwegenheit, Aberglauben und pfiffige Verschlagenheit in bunt bewegten Bildern vorführt.

* * *

Hinweisen möchte ich zum Schluß, — mit dem Vorbehalt, noch einmal eingehender darauf zurückzukommen, — auf ein Werk, das in der Bibliothek keiner Familie fehlen dürfte: auf den Könnecke'schen „Bilderatlas zur Geschichte der deutschen National-Literatur", der soeben in zweiter Auflage unter erstaunlich günstigen Bedingungen erscheint (Marburg, N. G. Elwert). — Das ist eins der lehrreichsten und unterhaltendsten Bücher zugleich. Im Text auf das knappste und nothwendigste beschränkt, lehrt es nur durch Bilder: ein idealer Anschauungs-Unterricht! Im langen Wandel-Panorama ziehen die Gestalten unserer Literatur in den Portraits ihrer Zeit an uns vorüber, begleitet von den Frauen und Männern, die in ihrem Leben eine Rolle spielten. Wir sehen ihre Handschrift, wir blicken in ihre Zimmer; die Original-Titelblätter ihrer Werke werden uns gezeigt, wie die Illustrationen, die zeitgenössische Künstler dazu schufen. Bühnen- und kostümgeschichtlich gleich interessant, schildern wieder andere Abbildungen berühmte Schauspieler in berühmten Rollen; dramatische Darstellungen Goethe'scher und Schiller'scher Werke. Kurz, es ist eines der reizvollsten und originellsten, dabei wissenschaftlich peinlich genausten Werke. Das höchste Ziel künstlerischer wie gelehrter Thätigkeit ist hier erreicht: aus dem Banne des Buchstabens zu erlösen und lebendig zu machen.

Nachdruck verboten.

Fürstliche Kinder.

Von M. Resau in Potsdam.

Siehe das Bild Seite 93.

Eine kleine Schar liebreizender Gestalten aus den Kinderstuben, in denen sich unsere Prinzen und Prinzessinnen tummeln, zeigt uns die vorstehende Illustration, die auf beifällige Aufnahme rechnen darf; denn wer sollte nicht herzlich theil nehmen an jungen Menschen, denen ihr künftiger hoher, aber ach! oft so schwerer Beruf schon jetzt ein bestimmtes Gepräge zu verleihen scheint.

Kurz wollen wir nun erzählen, was wir von den Eigenschaften unserer Königs- und Fürstenkinder wissen.

Der Kronprinz des deutschen Reiches, von dem hier zuerst die Rede sein soll, zeichnete sich besonders in seinen frühen Kinderjahren durch die außerordentlich drollige und schlagfertige Art aus, mit der er seine Ansichten, Wünsche — und Nichtwünsche kundzugeben pflegte. Wie bezeichnend hierfür ist die folgende Anekdote:

Der damals noch sehr jugendliche Kronprinz machte eines Tages mit der Oberhofmeisterin Gräfin B. und seiner Gouvernante eine Ausfahrt im geschlossenen Wagen. Unterwegs tadelte die Gräfin eine Kleinigkeit in seinem Benehmen. Der Prinz wagte nicht, sich offen zu widersetzen, sann aber heimlich auf Vergeltung. Und bald kam ihm der Gedanke, wie diese auszuführen sei. Er klopfte heftig an die Scheibe. Auf das aus dem Wagen gegebene Zeichen hält der Kutscher an; der Lakei springt vom Bock und tritt, Befehle erwartend, an das Fenster. Und mit großer Ruhe und einer kühlen Gebärde nach der Oberhofmeisterin hin, erklärt da die zukünftige Majestät: „Oeffnen Sie sogleich den Schlag! Die Gräfin will aussteigen!"

Gegenwärtig ist der deutsche Kronprinz mit seinen würdigen dreizehn Jahren bereits über die Zeit hinaus, in der man als handelnder Held in derlei Geschichtchen auftritt. Seit mehreren Jahren hat er einen Civil- und einen Militär-Gouverneur, und in einer Lernthätigkeit, die viel angestrengter ist, als Privatleute sie ihren Söhnen dieses Alters zumuthen würden, legt er jetzt schon die Anfangsgründe zu seinem künftigen Herrscherberufe.

Von der einzigen hinterlassenen Tochter des verstorbenen Kronprinzen Rudolf von Oesterreich, Erzherzogin Elisabeth, ist bis jetzt wenig Persönliches an die Oeffentlichkeit gedrungen. Es mag das an der verhältnißmäßigen Zurückgezogenheit liegen, in der die Mutter der Erzherzogin, die Kronprinzessin-Witwe Stephanie, mit ihrem Töchterchen lebt. Wir wissen nur, daß die Erzherzogin, — ein höchst anmuthiges Kind, dessen feine Züge künftige große Schönheit vorhersagen lassen, — unzertrennlich von ihrer hohen Mutter ist und heute schon der bekannten Liebhaberei der fürstlichen Frau für den Bergsteige- und den Wassersport mit Leidenschaft nacheifert.

„Stolz lieb' ich den Spanier!" Von König Alfons XIII., dem künftigen Beherrscher des alten Granden-Reiches erzählt man sich das Nachstehende:

Eines Tages traf in Madrid einer der vornehmsten Generale der spanischen Armee unversehens mit dem jungen Herrscher zusammen. „Guten Tag, Alfonsino, wie geht's?" sagte der hohe Militär. Alfons XIII. aber trat einen Schritt zurück, und, sein Gegenüber mit den Blicken messend, gab er die vielleicht nicht ganz unberechtigte Antwort: „Mein Herr, Alfonsino bin ich nur für meine Mama; — für Sie bin ich Se. Majestät!" Der junge König von Spanien ist ein zierlicher, aufgeweckter Knabe, dessen zarte Gesundheit sich im letzten Jahre glücklicherweise bedeutend gekräftigt hat. Er liebt seine königliche Mama über alles und wird von ihr mit den Blicken gelenkt. Einen rührenden Eindruck macht es, wenn bei feierlichen Hofakten im spanischen Herrscherpalast der kleine König, in schwarzem Sammet gekleidet, einen breiten Kragen aus Brüsseler Spitzen um das schlanke Hälschen, mit ernsthaftem Gesicht seinen Thronsessel hinansteigt, ohne die ihm dargebotene Hülfe der Umstehenden anzunehmen.

Die jetzt bald fünfzehn Jahre zählende Königin Wilhelmine der Niederlande, die gleich Alfons im zarten Alter den Vater verlor, und von deren angeblich bald bevorstehender Verlobung mit dem jungen Könige der Belgier allzu eifrige Zeitungs-Reporter heute schon zu erzählen wissen, gehört allerdings kaum noch in das Reich der „Kinderstube"; da sie aber ihrem jugendlichen Alter angemessen behandelt wird und selbst noch gar nicht Neigung verspürt, die Schwelle zu der großen Welt zu überschreiten, so hat sie hier auch inmitten der Schar ihrer kleineren Standesgenossen ihren Platz gefunden. Ja, wie sehr Königin Wilhelmine, im Widerspruche mit dem oben berührten Gerüchte, heute noch Kind ist, geht am besten aus dem nachstehenden, vor noch nicht gar langer Zeit stattgehabten Begebniß aus ihrem Leben hervor, das allerdings nebenbei auf beinahe ein wenig bedenkliche Usurpator-Anlagen der jungen Herrscherin schließen läßt.

Eines Tages hatte Königin Wilhelmine in ihren Unterrichtsstunden nicht nach Wunsch aufgemerkt und mußte daher auf Anordnung ihrer Erzieherin, einer Engländerin, eine Strafarbeit anfertigen. Sie sollte eine Landkarte von Europa zeichnen. Sie zeichnete diese auch und das sogar mit augenscheinlichem Vergnügen. Als aber die über die Emsigkeit ihres fürstlichen Zöglings erfreute Lehrerin endlich die vollendete Zeichnung in die Hand nahm, sah die Dame mit einem aus Enttäuschung und Heiterkeit gemischten Gefühl, welchen Grund der plötzliche Arbeitseifer ihrer Schülerin hatte: Königin Wilhelmine hatte mit kühner Erfindungsgabe eine Landkarte angefertigt, auf der Großbritannien so klein erschien, daß man es kaum bemerken konnte, während Holland dagegen einen so großen Raum beanspruchte, wie ihn im Verhältniß alle mitteleuropäischen Staaten zusammen einnehmen.

Großfürstin Olga von Rußland, die dreizehnjährige jüngste Schwester des jetzt regierenden Zaren, besitzt eine ausgesprochene musikalische Begabung. Sie ist eine kleine Künstlerin auf der Geige und wirkt als solche bei Musik-Aufführungen in der russischen Herrscherfamilie gelegentlich als Partnerin der als Klavierspielerin hervorragenden jungen Kaiserin von Rußland.

Die elf Jahre alte Prinzessin Beatrice von Coburg, die als ein sehr begabtes und lerneifriges Kind geschildert wird, ist die vierte und jüngste Tochter des jetzt regierenden Herzogs Alfred von Sachsen-Coburg-Gotha.

Louis Philipp, Kronprinz von Portugal, ein kleiner Herr, der heute schon eine größere Würde zeigt, als sein hier gebrachtes, besonders niedliche Portrait, wird in engster Gemeinschaft mit seinem jüngeren Bruder, Prinz Manuel, erzogen und schwärmt wie dieser, und wie wohl die meisten Knaben thun, mit wahrer Leidenschaft für alles Soldatische.

Prinz Waldemar von Preußen, 1889 geboren, Sohn des Prinzen Heinrich, besitzt, wie erklärlich, — denn so vieles, was er sieht und hört, deutet auf die Marine hin, — eine große Neigung für den Seemannsberuf seines hohen Vaters.

Die Prinzen Gustav Adolf und Wilhelm von Schweden schließlich, haben als die blühenden Kinder einer deutschen Mutter, der Frau Kronprinzessin Victoria von Schweden, bekanntlich einer badischen Fürstentochter, ein besonderes Interesse für uns. Das Bild ist ein so herziges, daß es allen späteren Portraits der beiden Prinzen, die noch ein Brüderchen besitzen, weit vorzuziehen ist.

Nachdruck verboten.

Auf Rügen.

Nach dem Bilde von Ernst Heyn in Leipzig. — Siehe Seite. 92.

Die Perle der deutschen Ostseeküste ist zweifellos die Insel Rügen, und zwar besonders deshalb, weil hier der einzige Punkt ist, an dem die Küste zum Theil den Charakter der Felsbildung trägt. Freilich ist diese Formation nicht so isolirt, so auffällig, wie die rothe Sandstein-Klippe von Helgoland in der Nordsee; dennoch überrascht sie den Besucher. Bekanntlich besteht die Rügen'sche Felsküste aus weißer Kreide, die sich unterseeisch fortsetzt, um bei dem dänischen Moen, im Vorgebirge Moentsklint herrlich gipfelnd, blendend weiß, und grün gekrönt, wieder hoch über die Fluth emporzusteigen. Dieser Farbenreiz — blaues Meer, üppig grüner Buchenwald und hellschimmerndes Gestein — ist ganz einzig. An der englischen Küste bei Dover finden wir ihn dann wieder. Aber auch die eigenthümlich zerrissene Gestalt der Insel mit ihren Landzungen und Buchten, ihrer fruchtbare Vegetation, ihrer Abwechslung von Wald, Wasser, Getreidefeldern, dann von Edelsitzen, Dörfern, Parks und Haiden macht sie so anziehend; und schließlich kommt die Auswahl zwischen eleganten Modebädern und einsamen Stranddörfern, das Treiben der großen Welt oder einer theilweise noch eigenartigen Bevölkerung hinzu, um den Aufenthalt zu einem genußreichen zu machen. — Unser Bild führt uns ein Dörfchen auf der Halbinsel Mönchgut vor, dessen traulicher Zauber uns sofort gefangen nimmt. Wer, der da inmitten des nervösen Getriebes der Großstadt schafft, sehnte sich nicht darnach, des idyllischen Inselfriedens theilhaftig zu werden; nicht, abendlich an der Strandhöhe, wo die Netze trocknen, gemüthlich mit den Fischern zu plaudern, während der Storchvater auf dem Strohfirste seine Familie stimmungsvoll in den Schlaf klappert? Beatus ille, qui procul negotiis .... „Glückselig, wer dem Treiben der Geschäfte fern ...!" W. J.

Redactions-Post.

Fragen.

Pfauenfedern. — In weiten Kreisen, namentlich in Berlin, ist die Ansicht verbreitet, daß Pfauenfedern Unglück bringen. Viele, sonst ganz vorurtheilsfreie Leute wagen es deshalb nicht, in ihren Zimmern Pfauenfedern als Decoration anzubringen, und entfernen solche sorgfältigst aus Makartsträußen u. s. w. Woher stammt dieser sonderbare Aberglaube, und wie ist dessen Entstehung zu erklären? Ad. M. H. in B.

Antworten.

Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.

Mutterseelenallein (80). — Mutterseelenallein ist ein in seinem Lautbestande entstelltes mittelhochdeutsches Wort. Ursprünglich hieß es Muoter's-eln, d. i. „fern der Mutter".

Meta. — Zu der Notiz in Heft 10 betreffend die Oberlehrerinnen-Prüfung sei noch folgendes ergänzt: Der erste Gegenstand muß aus den Fächern: Religion, Deutsch, Französisch, Englisch gewählt werden; der zweite kann aus den Fächern: Geschichte, Geographie, Naturwissenschaft, Mathematik, kann aber auch aus den erstgenannten Fächern: Religion, Deutsch, Französisch, Englisch gewählt werden. Gerade die letztere Bestimmung, die also Combinationen wie: Religion und Französisch, Deutsch und Französisch ꝛc. ermöglicht, dürfte für viele äußerst wichtig sein. E. K. i. F.

Gräfin S., Odenwald. — Das auch für Frauenleiden wichtige Bad Oeynhausen feiert am 30. Juni d. J. sein fünfzigjähriges Bestehen.

Jungfernkranz an der Lausche. — Goethe und Schiller waren beide „große" Männer. Der „längere" war Schiller.

Marie v. S., Lissa. — Die in Frankfurt a. M. verstorbene Schriftstellerin Johanna Friederike Wecker war ständige Mitarbeiterin des von Carl Heinzen gegründeten „Pionier" in Detroit und eine eifrige Anhängerin der von diesem Denker und Kämpfer verfochtenen Principien. Allen Bestrebungen der Freiheit und des Fortschrittes mit leidenschaftlicher Hingebung zugethan, galt sie als eine streitbare Natur, die nicht selten über die Grenze der gesellschaftlichen Rücksicht hinausging.

L. K., Chur. — Die Sitte, daß beim Hochzeitstanze von den Mittanzenden der Brautschleier zerrissen wird, wobei jeder ein Fetzchen als glückbringend zu erhaschen sucht, kommt auch in Norddeutschland vor.

Baron S., Abbazia. — Die kaiserliche Yacht „Meteor" wird noch immer von dem englischen Segelmeister Mr. Gomes geführt. — Bei der betreffenden großen internationalen Ruder-Regatta in Hamburg wurde der berühmte englische Thames-rowing-club von nicht weniger als sieben deutschen Ruder-Clubs geschlagen, siegte aber gleich darauf daheim wieder über die englischen Clubs.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamerstraße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

9. Juni 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 12.

Holzgefäß. Nordische Relief-Schnitzerei.

Auf den ersten Blick von feiner Elfenbein-Schnitzerei nicht zu unterscheiden, beweist das prächtige Decorations-Stück, daß die alte Kunst der Holzschnitzerei in den nordischen Landen noch mit gleicher Liebe ausgeübt wird, wie zur Urväter Zeit. Das gelblich-weiße harte Holz erhält durch Wachsen und Bürsten einen weichen Glanz, der die Wirkung der schön gegliederten Arabesken noch erhöht. Im Halb-Relief lösen sich diese von dem fein gestichelten Grunde los, während die breiten Randstreifen glatt bleiben oder nur durch schmale, aber tiefe Rinnen von einander getrennt werden; die gezackten Ränndchen liegen höher als der Grund, aber tiefer als die Blätterranken. Die ganze Höhe des Gefäßes beträgt 16 cm bei einer oberen Breite von 13 cm. E. F.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Unter Führung der Frau Fürstin zu Hohenlohe-Schillingsfürst, der Gemahlin des Reichskanzlers, haben unlängst eine Anzahl von Damen aus den ersten Gesellschaftskreisen Berlins im Garnison-Lazareth zu Tempelhof einen vierwöchentlichen Cursus durchgemacht, um sich zu freiwilligen Krankenpflegerinnen im Kriege auszubilden. Am Schluß der vom Generalarzt Dr. von Coler geleiteten, vom Berliner Zweige des „Vaterländischen Frauen-Vereines" eingerichteten Uebung, erhielten im Beisein J. Maj. der Kaiserin die folgenden Damen des Cursus Diplome über ihre bewiesene Fähigkeit: Prinzessin Elisabeth zu Hohenlohe-Schillingsfürst, Prinzessin Marie von Ratibor, Frau von Roux, Frl. von Fragstein, Frau Bauinspector Cekeli, Frau Oberst Rasmus, Frau Obergerichtsrath Perkuhn, Frl. von Below und Frl. Herzberg.

— Am ersten October d. J. soll in Berlin ein Heim gegründet werden, in welchem alleinstehende, zur Arbeit in einem von ihnen auszuwählenden Zweige gemeinnütziger Thätigkeit gewillte Damen Anschluß an Gesinnungs-Genossinnen und zu mäßigen Preisen Wohnung finden. Nähere Auskunft über dies Unternehmen geben Frau Consistorial-Rath Dalton, Berlin, Siegmundhof 15, und Frau Pieper, Berlin, Kleinbeerenstr. 27.

Breslau. — Ein Meisterstück heimischer Kunst-Industrie ist der Teppich, den die schlesischen Frauen und Jungfrauen dem Fürsten Bismarck, nebst einer künstlerisch ausgeführten Adresse und einem Silberschrein, zu seinem achtzigsten Geburtstage stifteten. Im edelsten Perserstil gehalten, aus echtem Angora-Material angefertigt, wurde dieser Teppich (wie wir s. Z. schon meldeten,) in der Knüpf-Schule der Zweiganstalt des „Vaterländischen Frauen-Vereines" zu Neustadt O.-S. gearbeitet.

Wien. — S. Maj. der Kaiser verlieh der Gemahlin des Landes-Präsidenten in Krain, Olga Freifrau von Hein, in Anerkennung ihres aufopferungsvollen Wirkens anläßlich der Erdbeben-Katastrophe in Laibach das goldene Verdienstkreuz mit der Krone.

— Im Sitzungssaale des Gemeindehauses von Wien, 2. Bezirk, fand die constituirende Versammlung des Frauen-Wohlthätigkeits-Vereines „Kinderhort" statt. Der Verein hat es sich zum Ziele gesetzt, arme Schulkinder der Arbeiterklasse in einem hierzu bestimmten Locale täglich mit einem kräftigen warmen Mittagsessen zu bewirthen. Zur Vorsitzenden des Verbandes wurde Frau Therese Löwenberg gewählt.

London. — An der Londoner Universität fand jüngst der sogen. presentation day statt, d. h. die Ceremonie, bei der die im Laufe des Jahres von der genannten Universität Graduirten dem Universitäts-Kanzler Lord Herschell vorgestellt werden. Der Akt erhielt dadurch einen besonderen Reiz, daß nicht weniger als 115 Damen, die sich sämmtlich mit den Abzeichen ihrer Würde, d. h. dem rothen oder schwarzen Talar nebst Barett, geschmückt hatten, auf der Liste der Promovirten standen. Unter ihnen zog Miß Elisabeth Dawes, die Tochter eines Dubliner Geistlichen, in besonders hohem Grade die Aufmerksamkeit auf sich; ist sie doch die erste Dame, die den Grad eines Doctor of Literature erworben hat. Eine ältere Schwester des neu creirten weiblichen Doctors hat seiner Zeit als erste Dame den Grad eines Master of Art an der hiesigen Universität erworben. Vier junge Damen wurden zu Doctoren der Medicin promovirt. Von den übrigen graduirten Frauen und Mädchen wurde eine zum Doctor of Science, eine andere zum Bachelor of Music promovirt; die Mehrzahl errang den Grad eines Bachelor of Arts.

Paris. — Die Gesellschaft zur Ermuthigung der Wohlthätigkeit in Paris hat der Frau Heine-Furtado, Schwiegermutter des Fürsten von Monaco, dieselbe große goldene Medaille zuerkannt, welche sie nach der Katastrophe von Borki an die Kaiserin von Rußland sandte. Frau Heine-Furtado, die an der Spitze aller Wohlthätigkeitswerke in Paris steht, läßt alljährlich mehr als 200000 Francs an die Armen der französischen Hauptstadt vertheilen.

Madrid. — Einen hübschen Beweis kindlichen Zartgefühls gab jüngst der neunjährige König von Spanien. Als Prinz Heinrich von Battenberg vor kurzer Zeit der Königin-Regentin einen Besuch abstattete, unterhielt er sich auch mit dem kleinen König. Er rühmte hierbei die reine englische Aussprache des letzteren und fragte, aus welcher Grafschaft sein englischer Lehrer stamme. Der König blieb jedoch die Antwort schuldig, und als ihn die Königin-Regentin über die Ursache seines Schweigens befragte, erwiderte er auf spanisch: „Mama, der Lehrer ist aus jenem Orte, wo Prinz Albert gestorben ist, und wenn ich diesen Namen nenne, thue ich dem Prinzen Heinrich vielleicht weh." Bekanntlich war Prinz Albert Victor, Herzog von Clarence, der vor drei Jahren starb, ein naher Verwandter und Freund des Prinzen von Battenberg.

Yeddo. — In Japan werden Frauen jetzt als Regierungs-Beamte bei der Post angestellt.

New-York. — Miß Helene Gould, eine hiesige junge Millionen-Erbin, wird die Advocaten-Laufbahn einschlagen, nachdem sie ihr juristisches Examen glänzend bestanden hat.

Die Mode

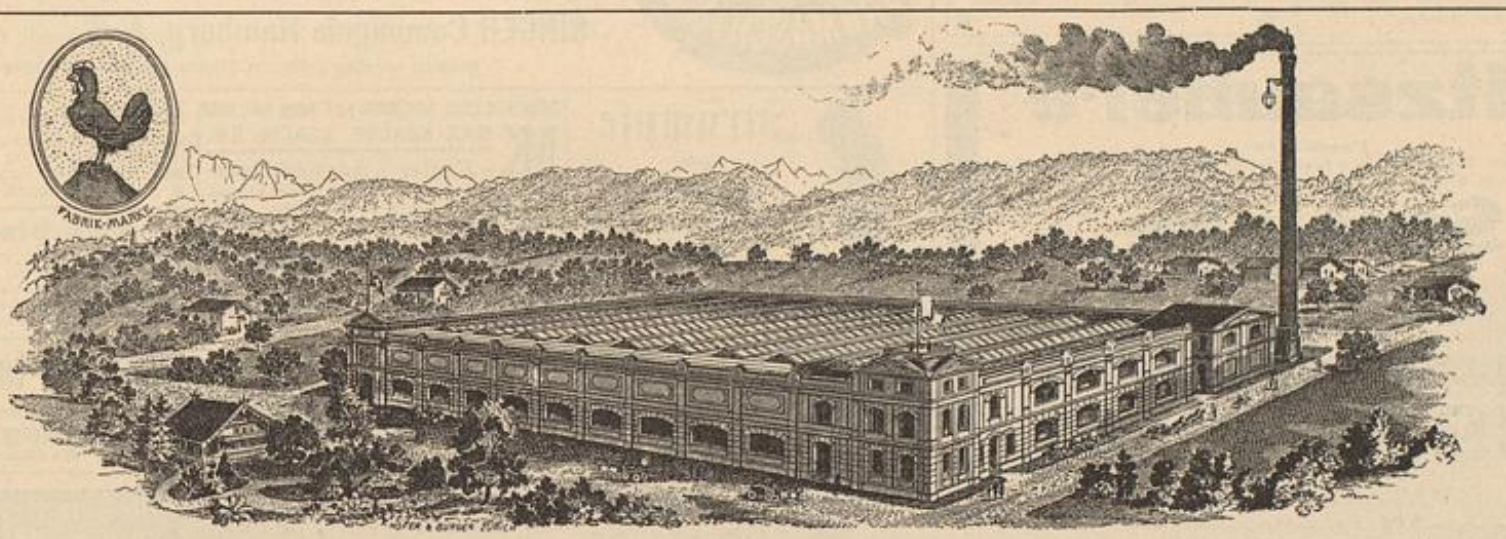
Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Die überreichen Blumen-Garnituren der Hüte genügten der Mode schon seit langem nicht mehr; sie begann, einzelne Blüthen über die Toilette zu streuen, als anmuthigen Ersatz für die Band-Rosetten, deren wir nachgerade etwas müde geworden waren. Neuerdings geht man mit dieser Verwendung noch viel weiter: statt einzelner Blüthen bringt man ganze Blumen-Guirlanden an, — der entzückendste sommerliche Schmuck, der besonders dann reizvoll wirkt, wenn er aus frischen Blumen zusammengestellt ist. Selbstverständlich paßt eine solche Toilette nicht für die Straßen der Großstadt, sondern nur für Garten-Concerte, Réunions, Corso-Fahrten und ähnliche Gelegenheiten. Ein Kostüm aus leichter crèmefarbiger, gelblichirter Seide erschien in Prinzeß-Form so gearbeitet, daß der Stoff den leichten Streifen der Musterung folgend, bis zum vollständigen Anliegen abgenäht war. Epaulettes aus gelblicher Spitze wurden oben durch dicht aneinander gereihte gelbe Narcissen gehalten und vorn je durch eine lange Stoffschlupfe abgeschlossen. Den Gürtelschoß aus Spitze begrenzte nach vorn die gleiche Blumen-Garnitur. Marie Antoinette-Form zeigte der Hut aus grobem butter-gelben Phantasie-Geflecht; vorn war ein großer Strauß mit einzelnen hochaufragenden Narcissen angebracht, zwei kleinere Sträuße lagen auf der Hutkrempe. C. E.

Toilette mit Blumen-Garnitur.

— Jede Sommer-Saison beschert uns Kostüme, die das Problem „praktisch und billig" aufs neue zu lösen scheinen. Allerliebste Piqué-Kleider, in der Art des dargestellten, aus ungarnirtem Rock und Blusen-Taille zusammengesetzt, sind für den Preis von 14 Mark in den verschiedensten Farbenstellungen, Weiß und Dunkelroth, Weiß und Schwarz, Weiß und Marineblau, und ebenso mit farbigen Punkten auf weißem Grunde käuflich. Namentlich bei der Anfertigung aus gestreiftem Stoff ergiebt sich durch die verschiedene Lage der Streifen ein sehr hübscher Effect. Die einfache Machart verbürgt für jede normale Gestalt guten

Blusenkleid aus Piqué.



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich.

Verfälschte Seide

Man verbrenne ein Müsterchen schwarzen Seidenstoffs, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verlöscht bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden" weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt. Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so zerstäubt sie, die der verfälschten nicht. — Die **Seiden-Fabrik** von **G. Henneberg** (K. u. K. Hofl.), **Zürich** versendet gern Muster von ihren echten Seidenstoffen an Jedermann und liefert einzelne Roben und ganze Stücke porto- und steuerfrei in's Haus.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Toilette aus farbigem Piqué.

Besatz wiederholt sich auf dem Halsbündchen und der Aermel-Manschette; der Aermel selbst geht vom Halsausschnitt aus und ist bis etwas unter die Schulter in regelmäßige Falten geordnet. Ein breiter weißer Ledergürtel mit überzogener Schnalle umschließt die Taille. Das Hütchen ist nur eine kokette Haar-Garnitur aus vier fächerförmigen Krepp-Plissés, deren Ränder Jetsteine beleben. Zwei, am Griff angebrachte Bandschleifen bilden die einzige Garnitur des grünen Sonnenschirmes. N. Br.

Paris. — Bei den

Kostüm für den Rudersport.

Sitz: wie ersichtlich spannen sich über die Bluse drei Stoff-Bandeaux, von denen das mittlere den Schluß deckt; die weiten Duse-Aermel sind vor der Hand in ein Bündchen gefaßt. Für Morgen-Promenaden und als Gartenkleider dürften diese Anzüge besonders gut am Platze sein. E. E.

Wien. — Die diesjährigen Piqués erinnern kaum noch an Waschstoffe, so genau finden sich auf dieselben alle Färbungen der feineren Wollgewebe übertragen. Unser Modellkleid erscheint in hell Beigefarben mit weißen Punkten und ist vorn auf Rock und Taille mit der breiten Tollfalte versehen. Die Taille schließt seitwärts; den Schluß deckt ein origineller Besatz aus zwei Reihen Goldhaken, die ungefähr 6 cm von einander entfernt aufgesetzt und durch eine dicke weiße Schnur, die sich hin und her über dieselben schlingt, verbunden sind. Gleicher

Ruderkostüm mit Nackenschützer.

heute dargestellten Ruderkostümen genügt es, die Anker auf Plastron und Revers fortzulassen, oder sie durch einen Blumenstrauß, ein Ornament zu ersetzen, um reizende Toiletten für das Land zu haben. Das eine Kostüm aus écrufarbenem Leinen wird durch halblange Bauschärmel aus rothem Schweizer Kattun, wie durch gleiche Revers und eine rothwollene Schärpe belebt, — gewiß ein billiges Material; Epaulettes wie unteren Rockrand schmücken schmale rothe Litzen. Das Plastron besteht aus seidenem Tricot-Gewebe, läßt sich aber sehr gut durch anderen Stoff oder durch ein bis zum Halse hinaufgehendes Chemiset ersetzen. Sehr einfach erscheint der runde Strohhut mit rother und écrufarbener Seide garnirt. Aus blauem Leinen besteht das zweite, noch einfachere Kostüm. Kragen und Chemiset sind weiß, letzteres ist in Längsfalten geordnet; weiße Surah bildet den Gürtel. Man kann die Bluse auch ohne den kleinen viereckigen Ausschnitt herstellen, doch würde der Anzug dadurch viel von seinem Cachet verlieren. Den Canotier aus schwarzem Wachstaffet umgiebt ein weißes Band; hinten ist ein glatt herniederfallender Schleier aus weißem Batist als „Nackenschützer" angebracht. B. de G.

* * *

Der Kaiserin von Oesterreich gefiel bei ihrem letzten Aufenthalt in Venedig in einer Galerie das Bildniß einer Dogaressa so sehr, daß sie das Kostüm derselben genau nachzeichnen ließ. Als die hohe Frau sich dann entschloß, dem Empfang am Wiener Hofe zu präsidiren, erinnerte sie sich des Bildes, und das Gewand der Dogaressa diente ihr als Vorlage für ihre eigene Toilette. Neu hinzu kam nichts als ein herabwallender, glitzernder Tüllschleier; das Urbild zeigt statt dessen ein Seidentuch, das weit und schwer herunterhängt. Hierdurch aber wäre der wundervolle Effect verloren gegangen, den das durchschimmernde Haar der Kaiserin im leichten Tüllschleier bot.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

— In der Nummer vom 1. October 1893 berichteten wir zuerst von der prächtigen Maschinen-Stickerei, die aus Amerika, wo sie bereits seit Jahren geübt wurde, zu uns herüber kam. Inzwischen hat sich die Technik immer mehr eingebürgert und zu einer Kunst herangebildet, zumal mit der Zeit verschiedene, an dieser Stelle erwähnte Verbesserungen hinzugetreten sind. Auf Grund einer letzten Neuerung wird jetzt in der Kunststickerei-Schule von Frau E. von Wedel (Hallesche Str. 4) nicht nur mit Ring- und Langschiffchen-Maschine gestickt, sondern auch mit Trama- und Filoselle-Seide; ferner wird das Einspannen in den kleinen Rahmen vermieden, das für einige Stoffe die Anwendung dieser Stickereiweise unmöglich machte. Allerdings bleibt echter Sammet noch immer als Grundstoff unverwendbar; ebenso läßt sich mit Gold-Material nicht arbeiten, — hier muß die Handstickerei die Maschinenarbeit durch Einfügen von Gold- oder Silberfäden unterstützen. Nur das Kennerauge kann die schönen Plattstich-Arbeiten und Nadelmalereien von der Handstickerei unterscheiden; die Ausführung hängt freilich ganz von der Stickerin ab, die sicher in der Formenkenntniß und vom feinsten Farbensinn beim Einschattiren geleitet sein muß. Der Preis einer solchen vollendeten Maschinen-Arbeit beträgt etwa den sechsten bis achten Theil der mit der Hand gefertigten Kunststickerei, immerhin ist er beträchtlich höher als der einer gewöhnlichen Maschinen-Stickerei. E. F.

Literarisches.

Antike Handarbeiten. Von Luise Schinnerer, Lehrerin an der k. k. Fachschule für Kunst-Stickerei in Wien. (Wien, Verlag von A. von Waldheim. Preis 2 M.)

Die mit einer historischen Einleitung von Prof. Dr. Alois Riegl versehene Broschüre wird auch für weitere Kreise, nicht allein für Fachmänner, von Interesse sein, — handelt es sich doch um den unleugbaren Nachweis, daß die vielbesprochenen egyptischen Textil-Funde in einer Webe-Technik ausgeführt sind, die sich bis auf unsere Tage in der Volkskunst des europäischen Ostens und des Orients erhalten hat. Jene ältesten Handarbeiten, die aus der Zeit der Kaiserinnen Galla Placidia und Theodora, wohl selbst aus früherer Periode stammen, zeigen fast ausschließlich Leinenfäden als Material; nur ganz vereinzelt fanden sich Seidengewebe. Seltsam berührt es nun, wenn wir erfahren, daß die Ruthenen in Galizien auf einfachem Apparat noch heute nach Art der egyptischen (koptischen) Mützen ihre Frauenhauben, Männerschärpen, Betteinsätze u. s. w. weben. Die Untersuchung dieser Funde hat außerdem festgestellt, daß eine jetzt wieder beliebte Technik — eine durchbrochene Flechtarbeit — die vornehmste Handarbeit in vorchristlicher Zeit gewesen ist; dieselbe hat sich gleichfalls in der Volkskunst erhalten, ist aber, zumal in Croatien, im Niedergange begriffen. Frau Luise Schinnerer gebührt nicht allein das Verdienst, viele hoch interessante Resultate erzielt, sondern auch die Möglichkeit geboten zu haben, auf einem einfachen Apparate die alten, schier vergessenen Arbeiten in neue Wege zu leiten. E. F.

Bezugsquellen: Geschnitztes Holzgefäß: Frau C. Roth, W, Lützowstr. 84a und Norske Husflidsforening, Christiania. — **Blusenkleid aus Piqué:** F. Schröder, C, Jerusalemerstr. 29.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. d. Fr. **Clara Roth**, Berlin W, Lützowstr. 84 a.

Damen, welche sich **leichten u. lohnenden Erwerb** schaffen wollen, lehre ich Handschuhe waschen und in allen **Couleuren färben.** Leicht faßlich u. ausführbar. Adr. erbet. unt. „Handschuhe" d. die Exp. d. Z.

Das Atelier der Kunststickschule des
Frauenerwerbsvereins zu Dresden,
Ferdinandstr. 13, II,
empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Verlags-Anstalt **Frauenerwerb,** Dresden-N. kauft und vermittelt literarische Arbeiten, Malereien, feine Handarbeiten (Prospekte).

Der Spiegel der Möbel Ist der Spiegel der Hausfrau!
Herrlicher Erfolg durch
Voigts Möbelpolitur
Dose 50 Pf., zu bez. d. alle Drog.-Hdlg., ev. direct, bei Einsend. von 70 Pf. franco
Fabrik Th. Voigt, Würzburg.

Blitzsaubere
Fussböden
erhält man durch Müller & Mann's streichfertige **Bernsteinlackfarbe,** enorm haltbar, schnelltrocknend, leicht anwendbar.
Streiche
selbst, dann sparst Du.
Versand direkt von der Fabrik in allen Farben. Postpackete Brutto 10 Pfund franko unter Nachnahme von 7,65 Mark.
Edmund Müller & Mann, Lackfabrik, Charlottenburg 11.

MUSIK-WERKE
PATENT EHRLICH.
„Monopol". Resonatorspieldose besten Systems. Vollkommenste Musik. Grösst. Noten-Repertoir.
Unverwüstliches Notenblatt **„Semper invictus",** mit verlöthet. Spitzen.
D. R.-P. Nr. 79765.
„Ariston". Weltbekanntes Musikinstrument.
Notenrepertoir 6000 Nummern.
Verkauft bis Juni 1894 an Instrumenten 300 000 Stück.
MECHAN. PIANINO.
Specialität:
„AUTOMATEN".
„Bauern-Musik". „Gnom".
Neuheit: Flötespielender Hirtenknabe (Kunstwerk).
„ORCHESTRIONS", mit und ohne bewegliche Figuren.

Zu beziehen durch alle besseren Musikwaaren-Handlungen, Exporteure u. Grossisten.

Alle denkbaren **Musikinstrumente** und Musik-Werke
Symphonions, Polyphons, Monopol, Ariston etc. etc. liefert zu Orig.-Fabrik-Preisen die
Instrumentenfabrik Wilhelm Dietrich, Leipzig,
Grimmaische Str. 1.
Illustrirte Preislisten gratis und frei.

ORIGINAL SINGER NÄHMASCHINEN
Original Singer Nähmaschinen
Höchste Arbeitsleistung! Leichteste Handhabung!
Schönster Stich! Grösste Dauer!
sind die Eigenschaften, denen die Original Singer Nähmaschinen ihre unvergleichl. Erfolge verdanken
Die Neue Familien Nähmaschine
der Singer Co., die hochharmige **Vibrating Shuttle** Maschine, hat sich wieder, wie alle bisherigen Erzeugnisse dieser Fabrik, als ein glänzender Erfolg erwiesen; dieselbe ist mustergültig in der Construction, leicht in der Handhabung und unübertrefflich in Leistungsfähigkeit.
12 Millionen Original Singer Maschinen
für den Hausgebrauch, Weißnäherei, und industrielle Zwecke jeder Art im Gebrauch, mehr als 400 erste Preise sind denselben verliehen worden, so wieder von allen Ausstellern auf der
Weltausstellung Chicago die höchste Auszeichnung: 54 ERSTE PREISE.
SINGER Compagnie Hamburg, A. G. (vorm. **G. Neidlinger**)
Filialen an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.

Strümpfe
zum
Anweben
von Wolle, Baumw. und Seide, jeder Farbe, auch gestrickte, übernimmt die renommirte **Strumpfwaarenfabrik** von **Kreyssig & Sohn,** Berlin, Leipziger Str. 105. Lager billigster u. bester **Strümpfe** jeder Qualität.

Illustr. Preisliste u. Notenverzeichn. gratis.

Gesundheit ist Reichtum!
Schuhr's
Sonder-Buchhandlung,
Berlin SW., Wilhelmstr. 119/120.
Erstes, bedeutendstes Geschäft für Naturheilkunde.
Versand nach allen Erdteilen.
Lager v. mehr als 100 000 Bd. dies. Richtg.
Prompte Bedienung. Prospekte gratis.
Illustriertes Haupt-Verzeichnis 30 Pf. frko.

MK MK MK MK MK
MAX KRAUSE, BERLIN SW.
MK - Papier - Ausstattungen
bieten das gediegenste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorräthig überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die **MK-Marke.**
MK MK MK MK MK

Meine neue Preisliste
mit 100 Abbildungen der modernsten **Perl-Garnituren,** Perlgehänge, Perlbesätze, Perl- und Flittertülle, seidener Spitzen, Spachtelspitzen, Spitzenkragen, gestickter Besätze, Halsrüschen mit Blumen etc. versende auf Wunsch gratis und franco.
Siegbert Levy,
Berlin C., Jerusalemerstr. 23.

B. Schott's Söhne, Mainz.
Um die Wahl von Musikstücken unseres umfangreichen Verlages zu erleichtern, versenden wir auf Verlangen gratis u. franco:
Führer durch unsere Piano-, Violin- und Gesangs-Cataloge,
nur beste Stücke enthaltend. Schwierigkeitsgrad resp. Tonumfang ist angegeben.

Kunststickereien jeder Art werden auf's Beste ausgeführt und angefangen. — Ebenso wird jungen Damen in allen Techniken der **Kunststickerei** **Unterricht** ertheilt bei Fräulein **E. v. Rüdgisch** Kurfürstenstraße 45. II.

Gesichtshaare
und Frauenbart entfernt auf electrisch. Wege. (Näh. briefl.) **Dr. E. Clasen, Hamburg.**

In Süssrahmbutter, 8½ Pfd. M. 9.— fc. Nachn. **N. Hemmerling, Horforst** b. Trier.

Musik-Instrumente
aller Art: Spec. **Alte Geigen.**
Dölling & Winter
Markneukirchen.

Alle Arten **Stickereien** auf **Costumes** fertigt
Clara Wolter, Berlin S.W.
an der Jerusalemer Kirche 2.

Platina-Brennapparate (keine Nickelstifte),
Kasten für Kerbschnitt und Ausgründen.
Holzwaaren, Bambus-Schalen, Lederpapp-Gegenstände und Prima-Lederwaaren.
Aufgezeichnete Holzgegenstände für Brandmalerei und Kerbschnitt.
Neu! **Kasten für Bronce-Glasmalerei.** Neu!
Material, Gegenstände und Vorlagen dazu.
Werner & Schumann, Berlin C. 19.
Spindlershof 7, Eingang Seydel-Strasse 27.
Illustr. Preislisten gratis. Reparaturen von Brennstiften billigst.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 13. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. Juli 1895. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Frieda.

Eine Wiener Geschichte. Von Baldwin Groller in Wien.

(3. Fortsetzung.)

Das Publicum, das während des nervenerregenden Endkampfes seiner Aufregung durch laute Zurufe, die zumeist den Favorit anfeuern sollten, Luft gemacht hatte, verstummte sofort, als das Rennen zu Ende gelaufen war, und dem brausenden Lärm folgte tiefe Stille. Man wußte im allgemeinen noch nicht, welches Pferd gesiegt habe, und man war gespannt, ob der Richterspruch nicht auf „todtes Rennen“ erkennen werde. Auf „Penny-a-liner“ war das meiste Geld gelegt worden; Totalisator und Buchmacher hätten für seinen Sieg ohnedies keine hohen Quoten bezahlt. Nun bestand die Gefahr, daß bei todtem Rennen und getheiltem Siegespreis ein Theil, und bei der Verweisung „Penny-a-liner's“ auf den zweiten Platz das Ganze des Einsatzes aller Siegwetten auf ihn verloren war. Die allgemeine Stimmung war also eine etwas gedrückte.

„Woher wissen Sie denn, daß ich gewonnen habe?“ fragte Frieda, als Andreas sie beglückwünschte.

„Weil ich es gesehen habe.“

„Das konnte man gar nicht sehen!“

„Doch, doch! Uebrigens haben Sie hier die officielle Bestätigung. Auf dem Signal-Apparat wird soeben die Nr. 8 aufgezogen, und hier neben Ihnen wird auch schon der Richterspruch angenagelt. ‚Helena‘ mit kurzem Kopf 1.“

„Jetzt habe ich also fünf Gulden gewonnen!“ rief Frieda vergnügt. „Das war leicht verdient. So viel Geld!“

„Sie haben weit mehr gewonnen“!

„Wieso denn? Wir haben doch nur fünf Gulden gewettet!“

Andreas versuchte es, ihr auf dem Wege zu den Kassen das Wesen des Totalisators zu erklären; er wurde aber nicht recht verstanden, und Frieda war sehr erstaunt, als ihr an der Kasse für ihre kleine grüne Karte vierundachtzig Gulden ausgefolgt wurden.

„Das darf ich ja gar nicht alles behalten!“ sagte sie zu Andreas.

„Es ist Ihr rechtmäßig erworbenes Eigenthum,“ setzte ihr Andreas auseinander und war ihr behülflich, die Noten in ihr kleines Geldtäschchen zu bergen.

„Was werde ich nur mit dem vielen Geld anfangen?“

„Kaufen Sie sich etwas dafür, was Ihnen Freude macht. Uebrigens haben Sie das Geld noch nicht sicher heimgebracht. Wie, wenn Sie's wieder verlieren?“

„Durch Wetten? Nein, ich wette nicht mehr!“

Andreas freute sich über die kluge Besonnenheit Frieda's, allein er traute dem Landfrieden nicht und meinte, sie würde der Versuchung doch noch unterliegen. Frieda hielt sich indessen tapfer und wettete nicht wieder. Sie hatte nur, um ihr eigenes Verständniß und ihr Glück auf die Probe zu stellen, bei den folgenden Rennen den Sieger im Vorhinein zu bestimmen gesucht und dabei dann allerdings mit einiger Befriedigung festgestellt, daß ihre Voraussage jedesmal eine falsche gewesen war.

„Wie waren Sie gerade auf ‚Helena‘ verfallen?“ erkundigte sich nun Andreas bei ihr.

„Weil ihr Reiter so eine schöne goldgelbe Jacke hatte, die stand ihm so gut zu Gesicht!“

„O, du heilige Unschuld, weil er eine goldgelbe Jacke hatte!“

Verlassene Saline in der Bretagne.

Nach dem Bilde von Eduard Spoerer in Düsseldorf. — Siehe Seite 104.

Photographie von Jenny Spoerer in Düsseldorf.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beim letzten Rennen, es war eine Steeple-Chase, erklärte Andreas, wieder für Frieda wetten zu wollen.

„Wieder fünf Gulden?“ fragte sie.

„Das würde für dieses Mal zu wenig sein,“ entgegnete er. „Denn wenn wir gewinnen, bekommen wir viel, viel weniger als früher, vielleicht nur sechs oder sieben Gulden für fünf.“

„Also um einen Gulden oder zwei zu gewinnen, wollen Sie fünf Gulden auf's Spiel setzen? Das wäre doch Leichtsinn!“

„Leichtsinn war es, auf ‚Helena‘ zu wetten. Je sicherer ein geschäftliches Unternehmen ist, desto weniger Nutzen wirft es gewöhnlich ab. Ich werde also ein solides Geschäft eingehen und zehn Gulden auf ‚Etcetera‘ wetten.“

‚Etcetera‘ gewann ihr Rennen mit großer Ueberlegenheit, und Andreas bekam für seinen Einsatz sogar zwanzig Gulden heraus. Er behauptete, daß auch dieser Betrag Frieda's rechtmäßiges Eigenthum sei und half ihr wieder, die Noten in das kleine Täschchen drücken, das auf so reichen Segen kaum eingerichtet schien.

„Jetzt habe ich einhundertundvier Gulden!“ flüsterte Frieda ihm triumphirend zu, „jetzt lasse ich mir ein Kleid bei der Francine machen. Ich will auch so schön angezogen sein, wie die anderen Damen hier.“

Nun, da das Rennen zu Ende war, wurde Papa Steininger wieder aufgesucht, der die Erklärung abgab, daß seine Unterhaltung nur eine sehr mäßige gewesen sei; er begreife nicht, wie man dafür Geld ausgeben könne. Frieda dagegen genoß noch einmal in vollen Zügen die Herrlichkeit des festlichen Tages bei dem großen Wagen-Corso, der sich auf der Rückfahrt von der Freudenau wieder entwickelte. Als aber dann auch die Praterfahrt beendigt war, war auch sie mit ihrer Aufnahmsfähigkeit zu Ende und erhob Einsprache dagegen, daß sie gemeinsam zum Abendessen ein Gasthaus aufsuchen sollten. Sie fühlte sich so abgespannt, daß sie den Abend zu Hause zubringen wollte. Nach dem fürstlichen Mittagessen dürften sie sich nun wohl mit dem bescheideneren Abendessen begnügen, das sie unterwegs einkaufen und dann ohne viel Förmlichkeiten bei sich zu Hause verzehren könnten. Andreas wäre damit wohl zufrieden gewesen, aber Herr Steininger protestirte lebhaft. Er erklärte, von dem Festtage auch etwas haben zu wollen. Seit Mittag freue er sich auf einen frischen Trunk; er werde sich nun nicht mit dem ins Haus geholten Gebräu begnügen. „Ueber die Gasse“ solle man überhaupt nicht trinken; man versündige sich förmlich an dem edeln Biere, wenn man es nicht an der Quelle genieße.

Da nun eine Einigung nicht zu erzielen war, trennte man sich, nachdem der Wagen in der Strozzigasse gehalten hatte. Frieda begab sich in die Wohnung hinauf, Herr Steininger lenkte den Curs nach seiner Stammkneipe und Andreas begab sich ebenfalls nach Hause. Er wollte nun doch auch lieber allein sein, als sich jetzt wieder fremden Leuten zugesellen.

Daheim angekommen, machte er sich's bequem, ließ sich durch seine Zimmerfrau ein frugales Abendessen besorgen, und dann begann er, als der solide Sparmeister, der er noch immer gewesen war, Rechnung zu machen. Der Tag war ihm etwas theuer zu stehen gekommen, aber er beruhigte sich damit, daß „nicht alle Tag Kirchtag sei.“ Die fünfzig Gulden, die er als Angabe für seinen, — wie hieß das Ding nur? Es wollte ihm im Augenblick nicht einfallen, aber das that ja nichts, — also die Anzahlung für das gewisse Ding, die durfte nicht mitzählen. Das war eine allerdings unvermeidliche, aber doch nur ausnahmsweise Ausgabe. Man läßt sich nicht alle Tage einen Aerodiaphthoroskop, — richtig, so hieß das Ding! — machen. Nun aber die übrigen Kosten. Siebenundzwanzig Gulden hatte er für das Diner bezahlt; der Fiaker hatte fünfzehn Gulden gekostet; für die Plaques hatte er siebzehn Gulden erlegt und für Frieda fünfzehn Gulden verwettet; — alles in allem: vierundsiebzig Gulden!

Hm! In der That, es läßt sich ja leben in Wien, aber etwas theuer ist es. Nicht, daß es ihm leid gewesen wäre um das Geld, das durchaus nicht; aber es war doch Pflicht zu rechnen, und darüber durfte er doch nachdenken, ob sich das in diesem Stile werde fortführen lassen.

Er griff nach dem Jahres-Budget, das er sich mit solcher Genauigkeit entworfen und so gewissenhaft durchgerechnet hatte. Dort fand er auch den Posten, den er suchte: „Frau und Kinder (Kleidung, Schuhe) Fl. 120.“ Einhundertzwanzig Gulden für das ganze Jahr, und für Frau und Kinder, und für letztere in noch gar nicht bestimmter Anzahl. Da schien doch etwas nicht zu klappen. Frieda hatte im Besitze von einhundertundvier-Gulden erklärt, daß sie sich ein Kleid machen lassen wolle. Nein, da klappte etwas ganz entschieden nicht!

VIII.

Andreas hatte sich im Laufe der Jahre einige Tausend Gulden erspart, die er sicher angelegt hatte. Früher war es ihm immer ein stilles Vergnügen gewesen, an seinen Nothpfennig zu denken und immer genau nachzurechnen, wie dieser sich durch Zins und Zinseszins und neue Einlagen stets vermehre. Nun war ihm aber die Freude daran benommen, und eine seltsame, sonst nicht gekannte Unruhe und Ungeduld hatten sich seiner bemächtigt. Hatte er es sich früher so verlockend ausgemalt, wie er, nach vierzigjähriger Dienstzeit mit dem vollen Gehalt pensionirt, noch ein stattliches Kapital zur Verfügung haben werde, sodaß er dann als friedlicher Rentner in voller Sorglosigkeit seinen Neigungen werde leben können, so schienen ihm jetzt alle seine früheren Pläne thöricht. Sollte er in der besten Zeit seines Lebens knickern, um dann vielleicht, — wer bürgte ihm denn dafür, daß er überhaupt so lange leben werde! — als müder, alter Mann wohl die Möglichkeit, schwerlich aber auch noch die Fähigkeit zu haben, das Leben zu genießen? Jetzt mit einem Male schien ihm auch die Vermögens-Vermehrung durch Verzinsung des Vorhandenen und den Zuschuß kleiner Ersparnisse eine entsetzlich undankbare und langwierige Procedur zu sein.

Zu den ersten unregelmäßigen Ausgaben, zu denen ihn seine Bekanntschaft mit Frieda veranlaßt hatte, waren bald weitere hinzugekommen. Was hätte es nun für einen Sinn gehabt, weiter zu sparen, wie früher, wenn er auf der anderen Seite in wenigen Tagen einen Aufwand machte, der die Ersparnisse vieler Monate verschlang? Das war ja eine ganz widersinnige Sache! Oder — er mußte den Verkehr mit Frieda aufgeben und auch den mit Herrn Steininger! Denn auch Herr Steininger lag ihm im Sacke; anfänglich dadurch, daß er auf discrete Art weitere Anzahlungen beanspruchte, und später, als er diese selbst schon in mehr als genügender Weise geleistet hielt, durch einfache unverhüllte, kleine Anleihen.

Andreas verhehlte sich nicht, daß er, was Frieda betraf, selbst einen großen, vielleicht gar nicht wieder gut zu machenden Fehler begangen habe. Das Mädchen war unschuldig. Sie wäre auch für bescheidenere Vergnügungen empfänglich und dankbar gewesen. Er selbst war es gewesen, der den Ton der ihr gebotenen Unterhaltungen so hoch gestimmt hatte, und nachdem man einmal so eingesetzt, war es schwer, den Ton wieder herabzustimmen. Er hatte ihr den Sinn beigebracht für die Praterfahrten im Fiaker, für die besten Plätze im Theater und in den Konzerten, für die elegantesten und theuersten Restaurants und für all' die ganz hübschen, aber sehr kostspieligen Unterhaltungen der oberen Zehntausend, und er konnte nicht mehr verlangen, daß sie wieder Vergnügen finden sollte an einem im Gedränge heiß erkämpften Platz im Omnibus oder im Pferdebahn-Wagen und an der ganzen strapaziösen Art, sich zu vergnügen, wie sie nun einmal vom Schicksal allen jenen, also der ungeheuren Mehrheit der Menschen, beschieden ist, die auch bei ihren Unterhaltungen rechnen und sorgen müssen.

Wie die Dinge jetzt lagen, konnte Andreas gar nicht mehr zurück, und er wollte es auch nicht. Es machte ihm Freude, für Frieda ein Opfer zu bringen, und ein Gefühl der tiefen Befriedigung überkam ihn, wenn er sah, wie sie mit dankbarer Empfänglichkeit und mit vollen Zügen die Freuden genoß, die er ihr bieten konnte. Aber er sah doch mit Bangen in die Zukunft. Er konnte genau ausrechnen, wie lange die schöne Zeit vorhalten werde, und was dann? Seine Ersparnisse wollte er gern opfern, aber weiter ging's nicht. Das durfte auf keinen Fall geschehen, daß seine sonstigen privaten Verhältnisse zerrüttet würden! Er war ein Beamter, und er mußte seine sichere Existenz-Basis haben; er hätte es durchaus nicht ertragen können, in ungeordneten, zerrütteten Verhältnissen zu leben. Schon die Vorstellung davon ging ihm wider die Natur; er wollte lieber gar nicht leben, als bedrückt von Angst und Sorge um den kommenden Tag und gehetzt wie das Thier im Walde.

Es mußte eine Grenze geben für das, was jetzt schon von all seinen Freunden und Bekannten, wenn sie Kenntniß davon gehabt hätten, ausnahmslos als Thorheit verurtheilt worden wäre. Er hütete sich darum irgend einem aus seinem Freundeskreise sein Geheimniß preiszugeben. Jeder hätte doch nur die Thorheit gesehen, ohne es begreifen zu können, daß bei dem ganzen Handel doch nicht er der Verlierende war. Thatsächlich war Andreas weit davon entfernt, sein Verhalten als ein thörichtes anzusehen. Das konnte ja kein Mensch wissen, was ihm der Verkehr mit Frieda galt, und welche Freude er ihm bereitete. Wenn er alles genau abwog, — wahrhaftig, der Preis war kein zu hoher!

Wenn die Sache nur nicht so aussichtslos gewesen wäre! An seiner ursprünglichen Ansicht, daß für Frieda nur ein Millionär der richtige Mann sein könne, hielt er immer noch fest; aber es war nicht nur das, was ihm durch den Kopf ging. Wenn es auch im Bereich der Möglichkeit gewesen wäre, sie zu einer wirthschaftlichen Frau für bürgerliche Verhältnisse zu erziehen, so hätte bei dem großen Werke doch die Liebe die Hauptsache thun müssen, und da sah er die Klippe, an der alle seine Hoffnungen scheitern mußten. Seiner selbst fühlte er sich sicher; seine Liebe war so tief und echt, daß er ihr auch das Schwerste zutrauen durfte. Dagegen fühlte er sich ihrer, Frieda's, nicht sicher, oder, im Grunde genommen, nur zu sicher. Was sie ihm widmete, war freudige, enthusiastische Dankbarkeit für den lichten Sonnenschein, den er in ihr dämmerndes Dasein geleitet; es war fröhliche Freundschaft ohne Arg und Rückhalt. Die Liebe aber, die allumfassende, tiefe Liebe, die alles giebt, und die nicht fragt, was sie bekommt, die war es nicht! Darüber täuschte er sich nicht.

Noch war die Liebe überhaupt nicht erwacht in ihr, aber er hielt es für möglich, daß er zum Vertrauten erwählt werden würde, wenn einmal die Liebe auch in diesem jungen Herzen sich regen sollte.

Andreas glaubte, es sehr klug ausgedacht zu haben, als er sich vornahm, den Verkehr mit dem Hause Steininger so lange fortzusetzen, bis seine Ersparnisse vorhielten, und ihn dann abzubrechen. Dann Strich darunter! — Es wird eine schöne Episode in seinem Leben gewesen sein, für die Zukunft eine schöne Erinnerung. Dabei hatte er nur einen Factor nicht mit in seine Berechnungen gezogen: den Umstand, daß er ein Mann war; und ein Mann ist allemal etwas sehr Schwaches und Unzuverlässiges, wenn ihm sein Verhängniß ein Frauenbild in die Quere schickt. Seine Gedanken und Pläne waren schön in Ordnung, und er hielt sie unter genauer Kontrole; er ward es aber nicht inne, daß unter den Mächten, die ihm sein Schicksal aufbauten, auch Imponderabilien mitwirkten, die sich seiner Kontrole entzogen. Er hatte sich vorgesetzt, in Zukunft wieder ganz seinem Berufe, seinem Amte zu leben und das mühsame Werk des Sparens und der langsamen Vermögensbildung von vorn zu beginnen, und er bemerkte es nicht, wie ihm die wichtigsten Vorbedingungen dazu allmählich unter der Hand zerrannen. Seine Stimmungen wechselten von Tag zu Tag, aber der Niederschlag, den sie zurückließen, blieb immer derselbe: eine sich stets erhöhende und verdichtende Abneigung gegen seinen Beruf. Was ihm früher das Werthvollste an seiner Stellung schien: der klare Blick in die Zukunft, den sie ermöglichte, die Beständigkeit, die von keiner Seite gefährdet werden konnte, die Sicherheit, daß im Laufe der Jahre das sichtbare Ziel, das allerdings kein sonderlich verführerisches und aufregendes war, erreicht werden würde, — das alles dünkte ihm nun schal und reizlos. Jetzt auf einmal fand er, daß auch die Sorge ihren Reiz haben müsse, und auch das sonst drückende Gefühl der Unsicherheit, wenn in einem versteckten Winkel des Herzens die Hoffnung noch Platz fände, einmal etwas Außerordentliches, etwas Ungeahntes zu erreichen.

So starb in ihm der gesetzte, sich bescheidende, selbstzufrieden auf sich beruhende Beamtensinn ab, und es regte sich dafür der Wagemuth des Kaufmanns. Verdrossen saß er in seinem Amt, und der Gedanke, daß er nun nur weiter so zu sitzen habe, um nach fünf Jahren seine monatlichen Bezüge um fünfzig Gulden erhöht zu erhalten, um sodann nach weiteren fünf Jahren wieder um eine solche Stufe höher zu kommen, der marterte ihn in seiner klaren Durchsichtigkeit förmlich. Er wollte kämpfen und nicht sitzen. Würde der Kampf ein harter werden, so werde er schon Manns genug sein, ihn zu bestehen, und würde er auch das Außerordentliche, das ihm dunkel vorschwebte, nicht erreichen, so erschien es doch edler, wenigstens gekämpft, sich erprobt zu haben, edler selbst, zu unterliegen, als da Tag für Tag und jahraus jahrein zu sitzen, um sich ein Schicksal, das keines ist, zu ersitzen.

Wenn jemand Andreas gesagt hätte, daß er das Licht zu seiner neuen, völlig geänderten Lebens-Philosophie aus den Augen eines jungen Mädchens aus der Vorstadt gewonnen habe, so hätte er jenen wahrscheinlich sehr hart und schroff angelassen über eine so unsinnige Zumuthung. Er hätte es nicht Wort haben wollen, um keinen Preis; aber wenn er auch eine noch so wortreiche andere Motivirung für die Wandlung in seinem Innern vorgebracht hätte, es würde sich doch gefragt haben, ob sie auch eine überzeugende gewesen wäre.

Herabstimmend wirkte auf seine Gemüthsverfassung auch der Umstand, daß in demselben Maße als sich in ihm die Lust am Erwerben und Wagen steigerte, die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

nothwendige Unterlage für alle kaufmännische Speculation sich verminderte. Er war ein kaufmännisch geschulter Kopf, und er wußte sehr wohl, daß jede geschäftliche Unternehmung um so mehr Bürgschaft für einen Erfolg bot, je verläßlicher die financielle Basis dafür war. Er wäre bereit gewesen, zu wagen; aber er wollte sich nicht in ein Hazardspiel einlassen, und er erkannte klar, daß jedes ohne ausreichendes Kapital begonnene Geschäft thatsächlich einem Hazardspiel gleiche, und, wie dieses, in der Regel mit einem Mißerfolg endigen müsse.

Das kleine Vermögen, das er sich erspart hatte, hätte bei kluger Anlage vielleicht gereicht zur Ausgestaltung irgend einer der vielen geschäftlichen Ideen, die er sich als erfolgverheißend zurechtgelegt hatte; aber dieses kleine Vermögen schmolz ihm zusehends unter den Händen zusammen, ohne daß jene, zu deren Gunsten es auf ganz unproduktive Art aufgebraucht wurde, irgend einen dauernden Nutzen davon gehabt hätten. Herr Steininger war durch die wiederholten kleinen Anleihen der Sorge um den Tag enthoben, und Frieda freute sich der luxuriösen und dabei doch harmlosen Unterhaltungen, die ihr geboten wurden, ohne sich jedoch den Kopf über deren Kostspieligkeit zu zerbrechen. Sie waren aber beide, wenn die von Andreas geleisteten Zuschüsse aufhörten, genau auf demselben Punkte und um keinen Schritt weiter als vordem.

Eine tiefe Trostlosigkeit überkam Andreas, wenn er all das überdachte, und er sah schließlich keinen anderen Ausweg, als den, abzubrechen. Die Bekanntschaft mit Frieda hatte ihm ein halbes Jahr seines Lebens verschönt und verklärt, und er war ihr aus der Tiefe seines Herzens dankbar dafür, aber er mußte nun zu dem Entschlusse gelangen, den ihm so theuer gewordenen Verkehr aufzugeben. Die Sache war zu aussichtslos!

Als der gewissenhafte Mensch, der er war, hielt er sich zu einer Art formeller Kündigung verpflichtet. Sie sollten wissen, wie lange sie noch auf ihn zu rechnen hätten, und die Erleichterungen, die er ihnen bieten konnte, sollten nicht mit einem Male ganz abgeschnitten werden. Er war entschlossen, ihnen noch in irgend einer Form auch den Rest seiner Ersparnisse zu gute kommen zu lassen, aber ein Ende sollte doch gemacht werden.

Von dem merkwürdigen Instrumente, dessen Bestellung den Vorwand zur Herstellung seiner Beziehungen geboten hatte, war schon seit langem nicht mehr die Rede. Herr Steininger hatte nie mit dessen Construction begonnen. Im Anfange hatte er anstandshalber einige Male davon gesprochen, namentlich um seine sich häufig wiederholenden und stets die gewünschte Erledigung findenden Darlehensgesuche zu unterstützen, aber mit der Zeit schien er die ganze Bestellung einfach vergessen zu haben.

Um seinen Rückzug zu maskiren, hatte Andreas angegeben, daß er von Wien abreisen und ein Jahr fernbleiben müsse. Er sei ausersehen worden, eine Filiale seiner Anstalt in der Provinz einzurichten und in gehörigen Gang zu bringen; den Anforderungen des Dienstes müsse er sich fügen. Seine Angabe entsprach nicht der Wahrheit, aber er wußte keine bessere Ausrede zu finden, und er dachte, daß Wien groß genug sei, um ihn, zumal da er selbst jeder weiteren Begegnung ausweichen wollte, verschwinden zu lassen.

IX.

Eine eigenthümliche Schickung des Zufalles fügte es, daß der als plausible Ausrede gebrauchte Vorwand sich für Andreas, wenigstens zum Theil, in ernsthafte Wirklichkeit umsetzen sollte.

Es war an einem düsteren Spätnachmittage im December; der Schnee fiel in großen Flocken vom Himmel, und auf den sonst von dem rasselnden Geräusch der Fuhrwerke erfüllten Straßen war es still, da die weiße Schneedecke einen Schall gar nicht aufkommen ließ, sondern in sich aufnahm und auch gleich erstickte. Andreas saß im Kaffeehause und waltete seines Amtes als beeideter aber unbesoldeter Kiebitz; dieses Amt hatte er trotz alledem und alledem niemals vernachlässigt. Seine „Herren“ zeigten sich wieder zufrieden mit ihm. Namentlich war der alte Baron Brandtner in besonders gnädiger Stimmung; hatte er doch an diesem Tage vierundfünfzig Kreuzer gewonnen, was ihn um so mehr freute, als tags zuvor seine beiden Partner einunddreißig Kreuzer nach seiner eigenen Aussage ihm förmlich aus der Tasche gestohlen hatten. Er klopfte beim Weggehen Andreas auf die Schulter und bat ihn, den Abend, falls er diesen frei hätte, bei ihm zuzubringen; er hätte einiges mit ihm zu besprechen.

Andreas überlegte einen Augenblick. Seine Kündigungsfrist bei Steiningers war noch nicht ganz abgelaufen; der Mann, der auch in seinen tiefsten Herzensnöthen gern eine buchhalterische Correctheit walten ließ, hatte sich Ultimo December als Termin gesetzt Er hätte also an jenem Tage gern noch Frieda aufgesucht; aber einerseits dachte er sich, daß es für ihn nur von Vortheil sein werde, mit der Entwöhnung zu beginnen, andererseits schien es doch auch ein Gebot der Klugheit, sich einer Persönlichkeit, wie die des Baron Brandtner war, zur Verfügung zu halten, und so sagte er denn zu.

Als er am Abend, feierlich mit seinem Bratenrocke angethan, bei dem Baron erschien, fand er diesen allein zu Hause.

„Ich habe meine Leute in die Oper geschickt,“ bemerkte der Baron zu Andreas, als er ihn im Speisezimmer empfing, wo nur für zwei Personen gedeckt war, „damit wir ganz ungestört sein können. Es ist eine wichtige Sache, über die ich mit Ihnen berathen möchte.“

Der Baron ging jedoch nicht gleich auf den Gegenstand der Verhandlung ein, sondern sprach, solange der bei dem Abendessen aufwartende Diener ab und zu ging, von vollkommen gleichgültigen Dingen. Erst als sie es sich nach eingenommenem Mahle beim Kamin gemüthlich gemacht hatten, wobei ihnen eine Flasche Wein auf einem niedrigen, sechseckigen Tischchen in Handbereich blieb, und nachdem der Bediente verabschiedet worden war mit der Weisung, daß der Baron für niemanden mehr zu sprechen sei, erst da nahm dieser den Faden wieder auf.

„Sagen Sie 'mal, lieber Freund,“ begann der Baron, als sie nun bequem in ihren Fauteuils die Cigarren vornahmen, „hätten Sie nicht Lust, mit mir in eine geschäftliche Verbindung zu treten?“

Andreas erklärte sich mit Vergnügen bereit, sofern es mit seiner amtlichen Stellung vereinbar sei.

„Ihr Amt! Das ist eben das Hinderniß! Sind Sie mit Ihrer Stellung zufrieden?“

„Vollkommen!“ erwiderte Andreas, der sofort begriff, daß sich für ihn nur ein Vortheil daraus ergeben könne, wenn er den Werth seiner Stellung recht hoch taxire. Das konnte ihm auf keinen Fall schaden, auch wenn er sie behalten würde, mußte ihm aber von Nutzen werden, wenn die Zumuthung an ihn herantreten sollte, sie aufzugeben.

„Wie hoch ist denn Ihr Gehalt, wenn ich fragen darf?“ fuhr der Baron fort. „Sie müssen schon entschuldigen, wenn ich so geradezu frage! Ich hätte Ihnen nämlich Vorschläge zu machen, und da muß ich doch den Umfang der Verantwortlichkeit kennen, die ich auf mich lade. Sie sollen ja nicht durch mich zu Schaden kommen.“

Andreas gab die gewünschte Auskunft, unterließ aber nicht, dazu zu bemerken, daß auch ohne das immerhin mögliche Avancement außer der Reihe ihm die Quinquennial-Zulagen sicher seien, daß er da eine lebenslängliche Versorgung habe, und daß insbesondere die Pensions-Verhältnisse sehr günstig lägen.

„Trotz alledem glaube ich,“ sprach der Baron weiter, „daß das keine Stellung ist für einen Mann wie Sie. Sie würden dabei versauern und eintrocknen, wie unser Sectionsrath Komáromy, und es zu nichts Rechtem bringen. Freilich, es ist keine Kleinigkeit, eine sichere Stellung aufzugeben, oder einen Menschen aus einer solchen herauszuheben; aber wir könnten ja die Geschichte sehr vorsichtig in die Hand nehmen, sie erst einmal probiren und sehen, wie der Hase läuft.“

Andreas war absolut im Unklaren darüber, wo der Baron hinaus wollte, er verhielt sich indessen durchaus zuwartend und zeigte keine Ungeduld. Er hielt es für das Zweckmäßigste, den Baron herankommen zu lassen. Dieser fuhr denn auch gleich fort: „Können Sie einen sechsmonatlichen Urlaub von Ihrer Sparkassa erhalten?“

„Gleich sechs Monate? Das ist doch sehr fraglich!“

„Es wird sich machen lassen. Ich stehe sehr gut mit allen Herren vom Curatorium. Ich würde Ihnen jedenfalls während dieser Urlaubszeit eine Vergütung bis zur Höhe Ihres Gehaltes und außerdem Diäten von zwanzig Gulden täglich leisten.“

„Das ließe sich ja hören! Doch wäre es vielleicht gut, zu wissen, um was es sich da eigentlich handelt.“

„Auf die Hauptsache komme ich jetzt; erst wollte ich nur einige Vorfragen erledigt haben. Wie Sie wissen, ist der Chef der Firma Wilhelm Tietze & Comp. gestorben. Die Bedeutung dieser Speditions-Firma kennen Sie, vermöge Ihrer amtlichen Stellung, ganz gut. Darüber ist nichts zu reden; die Firma ist Prima, Hoch-Prima! Nun hat der verstorbene Besitzer des Geschäftes, Peter Lange, schon bei Lebzeiten wiederholt mit mir Unterhandlungen angeknüpft. Das Geschäft mit seinen zweihundert Beamten ist in meinem Hause am Schottenring eingemiethet und bezahlt einen Miethzins von sechsunddreißigtausend Gulden. Sie sehen also, daß ich da als Hausherr sehr stark bei der Sache interessirt bin.“

„Das begreift sich!“

„Lange hat den Zins immer für zu hoch gefunden, er wollte mir das Haus abkaufen. Als ich dazu nicht zu haben war, drehte er den Spieß um und machte mir den Antrag, ich solle sein Geschäft kaufen. Er stellte mir die Wahl: entweder sollte er der Käufer sein, oder ich, — ich sollte entscheiden. Bevor es zur Entscheidung kam, starb Lange, der schon vorher immer kränkelte und sich darum gern von den Geschäften zurückgezogen hätte, und nun haben mir die Erben wieder den Antrag stellen lassen, das Geschäft zu kaufen. So bin ich eigentlich in eine Zwickmühle gerathen. Ich muß trachten, das Geschäft in meinem Hause zu erhalten, um es nicht zu entwerthen; denn einen solchen Miether finde ich in den heutigen Zeiten nicht mehr. Andererseits habe ich mich schon vor mehreren Jahren von allem losgemacht und hätte jetzt lieber Ruhe gehabt. Wenn es mit jenem Geschäfte abwärts gehen sollte, so leide ich mit darunter, ist es aber noch mehr in die Höhe zu bringen, dann könnte ich den ganzen Vortheil davon haben. Die Sache hat also vieles für sich!“

Andreas hatte mit steigendem Interesse zugehört. Er hatte sehr bald wahrgenommen, daß sich ihm da eine Aussicht eröffne, so verlockend und vielversprechend, wie noch nie zuvor in seinem Leben. Es war ihm nun schon ziemlich klar, worauf die Vorschläge des Barons, seine Mitwirkung betreffend, hinauslaufen könnten, und es wurde ihm schwer, seine freudige Erregung darüber ganz zu unterdrücken und die kühle, geschäftsmäßige Haltung zu bewahren, die allein ihm jetzt zum Nutzen gereichen konnte. Dennoch blieb er bei den Erörterungen des Barons vollkommen ruhig, und wenn er eine Bemerkung oder eine Zwischenfrage that, so geschah es nur, um ihn anzuregen, weiter zu reden und weitere Aufschlüsse zu geben.

„Sind Sie in Kenntniß der letzten Bilanz des Geschäftes, Herr Baron?“ fragte daher Andreas jetzt ausholend und ermunternd.

„Jawohl!“ entgegnete dieser. „Der Reingewinn des vorigen Jahres betrug vierundsechzigtausend Gulden, und der heurige Jahresabschluß soll, wie versichert wird, kein schlechterer werden.“

„Wie hoch ist der Kaufpreis, der verlangt wird?“

„Das möchte ich Sie rathen lassen, Herr Gries. Was meinen Sie, könnte man geben?“

„Ich glaube, daß man sich bei einem solchen Geschäfte eine zehnprozentige Verzinsung des Anlage-Capitales sichern müßte.“

„Demnach würden Sie einen Preis von 640,000 Gulden für angemessen halten?“

„So ungefähr. Einige Tausender auf oder ab spielen keine Rolle, zumal da das Geschäft gut im Zuge ist, und es bei entsprechender Leitung eine weitaus höhere Verzinsung in sichere Aussicht stellt.“

„Das ist auch meine Ansicht, Herr Gries. Die Erben haben ein Interesse daran, zu verkaufen, und rasch und glatt zu verkaufen. Demgemäß ist auch der Kaufpreis gestellt, sonst hätte ich mich der Sache doch nicht so warm angenommen. Man verlangt rund 500,000 Gulden, die aber bar.“

„Der Antrag ist verlockend, aber natürlich müßte man vorher erst einen sehr genauen Einblick in das Getriebe des Geschäftes gewinnen.“

„Damit sind wir nun bei dem eigentlichen Kernpunkt, und darum habe ich Sie ja zu mir gebeten, lieber Freund. Ich will nicht mit beiden Füßen ins Unbekannte springen und mich in kein Abenteuer stürzen. Ich brauche einen zuverlässigen, verständigen, ehrlichen Menschen, der mir hilft, die Sache zu prüfen, und der dann auf Ehre und Gewissen ein Urtheil fällt und mir einen Rath ertheilt. Diesen zuverlässigen und gescheidten Menschen glaube ich in Ihnen gefunden zu haben.“

„Der sechsmonatliche Urlaub sollte also zu diesem Zwecke verwendet werden?“

„So ist es. Die ersten drei Monate hätten Sie in Triest zu verbringen, um das dortige Zweiggeschäft in- und auswendig kennen zu lernen. Die restlichen drei Monate sollten dann dem Studium des Wiener Geschäftes gewidmet werden.“

„Gut, das wird sich machen lassen!“ sagte Andreas nach einigem Ueberlegen. „Was aber dann?“

„Dann kaufen wir, oder wir kaufen nicht. Das wird vom Ergebniß Ihrer gewissenhaften Prüfung abhängen.“

„Wenn Sie nun das Geschäft kaufen, Herr Baron, werden Sie dann auf meine weitere Mitwirkung reflectiren?“

„Aber natürlich, — in erster Linie! Das ist sogar, — ich sollte es vielleicht nicht sagen, — für mich überhaupt eine entscheidende Bedingung! Ich habe immer einen guten Blick gehabt bei der Wahl meiner Leute; ich mache das Geschäft mit Ihnen, oder ich mache es nicht. Sie sollen mich bei dem Geschäft vertreten; Sie sollen der Leiter, der Director sein.“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Je größer die innere Erregung Andreas' wurde, desto mehr bemühte er sich, äußerlich ruhig zu bleiben.

„Wann sollte die Triester Reise angetreten werden?" fragte er, seinem Ziele immer näher rückend.

„Sobald wie möglich; jedenfalls aber schon in drei Wochen, am 1. Jänner."

„Dann muß also sofort gehandelt werden. Unter welchen Bedingungen würden Sie mir die Stelle eines Directors —"

„Wir können auch General-Director sagen!"

„Sagen wir also General-Director; es klingt besser und großartiger, obschon ich auf den Titel wenig gebe."

„Unter welchen Bedingungen? Nun, lieber Freund, darüber zu reden, haben wir ja noch Zeit, denke ich."

„Es drängt allerdings nicht, aber es wird gut sein, jetzt schon ins Klare zu kommen."

„Sie haben Recht; ich habe auch daran schon gedacht. Ich war der Ansicht, daß es mit einem festen Gehalte nicht abgethan sein dürfte, vielmehr sollen Sie an dem Erträgnisse auf das Lebhafteste interessirt werden."

„Das wird auch meiner Ansicht nach das Richtigste sein."

„Ich würde also ein Jahresgehalt von sechstausend Gulden vorschlagen."

„Das Gehalt ist nicht groß für eine solche Stellung."

„Absichtlich habe ich es nicht höher angesetzt; dazu sollte aber dann noch ein Antheil am Reingewinn kommen. Je mehr dabei auf Sie kommen wird, desto angenehmer soll es mir sein."

„Wie hoch würde die Tantième bemessen werden?"

„Darüber erwarte ich von Ihnen Vorschläge."

Die beiden Männer wurden auch darin einig und bekräftigten ihre Abmachung durch Handschlag.

„Das wäre für den Fall, daß das Geschäft gekauft wird," bemerkte nun Andreas weiter; „was geschieht aber, wenn es nicht gekauft wird?"

„Ich glaube, es wird gekauft werden. Ich bin vollkommen entschlossen, wenn Sie mir mit gutem Gewissen zurathen können."

„Das soll also vorwiegend von meinem Gutachten abhängen?"

„Ehrlich gestanden, — von dem allein!"

„Das ist außerordentlich ehrenvoll für mich, Herr Baron, aber sehen Sie nicht die starke Versuchung, der Sie mich da aussetzen?"

„Ich habe das vollste Vertrauen zu Ihrer Redlichkeit, lieber Gries!"

„Sehr schön, und ich bin Ihnen außerordentlich dankbar dafür, Herr Baron, allein es wird doch gut sein, sich die Sache einmal ganz klar zu machen. Die Verlockung, zum Kaufe zu rathen, ist eine zu große. Denn indem ich dafür stimme, schaffe ich mir eine glänzende Stellung und, was mehr ist, eine große Zukunft; stimme ich dagegen, so versperre ich mir alle Aussichten und kann, wenn es gut geht, wieder zu meiner unfruchtbaren amtlichen Thätigkeit zurückkehren."

„Alle Wetter, lieber Gries! Daran hatte ich wirklich nicht gedacht!" rief der Baron; aber er kam rasch auch über diese Schwierigkeit hinweg, indem er eine ansehnliche Vergütung für den Sachverständigen-Befund aussetzte, falls der Kauf nicht zu stande kommen sollte.

„Kleinlich bin ich nie gewesen," schloß er, „höchstens bei der Saupartie, aber nicht in Geschäften, und ich bin bisher nicht schlecht dabei gefahren."

Drei Wochen später trat Andreas seine Reise nach Triest an.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Das Dessert.

Novelle von Natalie Guth (†).

(Schluß.)

Eines Abends fragte Erwin etwas unsicher und mit den Quasten der Tischdecke spielend, ob Eglantine eine junge Dame kenne, deren Weg sie häufig an seiner Fabrik vorüber führe, eine hohe Gestalt von königlicher Haltung, mit einer anderen wohl kaum zu verwechseln. Begleitet werde sie von einem riesigen, gelben Bernhardiner-Hunde und gefolgt von einem Diener in dunkelblauer, silberbestickter Livree.

Eglantine wandte bei Wolter's Frage den blonden Kopf nach dem Fenster und sann scheinbar eine Weile nach. Sie hatte dies freilich nicht nöthig. Die Dame, nach welcher der Freund frug, war jung, — nicht schön, aber im höchsten Grade fesselnd, eine feurige Brünette mit stolzem, sicherem Auftreten. Ihre Erscheinung hätte einem Fürstenhofe Ehre gemacht.

„Das ist die Tochter des Kohlenbergwerks-Besitzers Lenk," sagte sie ruhig. „Ist sie Ihnen erst jetzt aufgefallen?"

Ein Trost bedeutete dabei für die junge Witwe der Umstand, daß gerade diese Familie etwas unnahbar war. Sie verkehrte in der Stadt nur in wenigen Häusern, und zwar gerade in solchen, in denen Erwin seiner Zeit keine Aufwartung gemacht hatte. Auch mit Eglantine war Lilli Lenk oberflächlich bekannt, aber jene hatte den Umgang nicht cultivirt. Warum nicht? Das wußte sie selbst nicht zu sagen. Veranlassung hatte sie nicht gehabt, sich so sehr reservirt zu halten, denn gerade ihr war die junge Dame stets in der liebenswürdigsten Weise begegnet. Die Lenks waren aber erst in letzterer Zeit zugezogen, und es hatte der jungen Frau ein wenig vor vielen neuen Bekanntschaften gegraut. Sie meinte, sie habe für ihre Bedürfnisse genug geselligen Verkehr. Sie vernachlässigte ja schon die alten Freunde, — wozu neue erwerben? So hatte sie die Familie nach und nach fallen lassen.

Nach einiger Zeit kam Wolter abermals auf die Dame zurück. Er erklärte, daß diese eine geradezu berückende Erscheinung sei und daß er sich lebhaft für sie interessire. Nur

Herzogin Pauline von Talleyrand und Sagan.
Nach einer Photographie von Theodor Prümm, Berlin.
Siehe Seite 102.

schade, daß ihre Familie sehr exclusiv zu sein scheine, nach Ansicht seiner hiesigen Bekannten eine fast abschreckende Unnahbarkeit zur Schau trage und es namentlich jungen Männern sehr schwer machen solle, im Hause Zutritt zu erlangen. So viel stehe fest, er habe keine Bekannten, die ihn dort einführen könnten.

„Die Vergnügungen unserer Gesellschaftskreise besucht wohl Fräulein Lenk nie?" schloß er.

„Ich glaube kaum," entgegnete Eglantine kühl; „dazu ist sie wohl zu anspruchsvoll. Genügen doch auch mir diese Vergnügungen nicht!"

„Kennen Sie die junge Dame näher?" fragte er zögernd, nach einer Pause des Nachsinnens, während der er gesenkten Hauptes vor der jungen Witwe gesessen.

„Oberflächlich," bekannte sie ehrlich. „Sie ist ein liebenswürdiges, ungewöhnliches und fein gebildetes Mädchen.

„Und doch vermochten Sie Sich nicht für Fräulein Lenk zu erwärmen?"

„Wer sagt das?"

„Ihr Handeln. Man hat mir versichert, daß gerade Sie zu denen gehörten, deren Umgebung Fräulein Lenk suchte. Ist dem so?"

„Allerdings! . . Aber, — was thue ich mit einem so jungen Mädchen? Sie ist noch nicht zwanzig. Sie ist kein Umgang für mich, und sie würde das auch bald einsehen und den Verkehr selbst abbrechen, wenn ich ihn nicht fallen ließe."

Dann schwieg sie und vermied es ganz entschieden, die Sache wieder zu berühren.

Eglantine sah dann, wie das Interesse Wolter's für die Unbekannte täglich wuchs. Sie sah, wie er sich quälte, wie sein ganzes Wesen bis auf die Grundtiefen der Seele durch seine Leidenschaft für das schöne Mädchen aufgewühlt wurde. Sie ertrug geduldig seine wandelbaren Stimmungen, sein gereiztes Gebahren. Sie sah, daß er alles das, was er sonst mit Lust getrieben, mit Unlust ausführte. Etwas Rastloses war über ihn gekommen, etwas Unruhiges, Friedloses; mit dem stillen Behagen ihres Beieinanderseins war es vorbei. Sein starrsinniger Trotz trat oft in einer Weise zu Tage, die Eglantine erschreckte; freilich, ihrem liebevollen, herzlichen Bemühen um den hübschen Trotzkopf wich diese Stimmung bald, um einen weichen, fast sentimentalen Starrsinn Platz zu machen, in welcher der junge Mann in Dankbarkeit gegen die Güte der Freundin überströmte. „Verzeihen Sie einem Unartigen, gnädige Frau!" bat er dann im Tone eines reuigen Kindes, während es in seinem Gesicht seltsam zuckte, wie von verhaltenem Weinen. „Verzeihen Sie! Ich verdiene alle Ihre Liebe nicht! Eins nur müssen Sie mir glauben: ich bin Ihnen dankbar für jedes freundliche Wort. Haben Sie nur Geduld mit mir! Schon als kleiner Junge war ich ein störriges Kerlchen, und wenn man mir hart begegnete, schlug ich auf alles ein. Mit ein wenig Liebe aber kann man mich um den Finger wickeln, und die Liebe haben Sie ja so überreich für mich Unwürdigen!"

Sie sah in dieser Zeit sein bleiches, überwachtes Gesicht; sie erkannte, daß er sich verzehrte in Leidenschaft nach einer anderen. Sie mußte es erkennen, daß er liebte, und daß sie selbst nicht der Gegenstand dieser seiner Neigung wäre; daß die Jugend sich der Jugend zuwandte, daß ihr Traum ein schöner Traum bleiben würde. Das Edle, das in ihr lebte, schrieb ihr ganz genau vor, was sie hier zu thun habe. Ihr eigenes Herz warf ihr vor, daß sie jetzt nicht wie ein liebendes Weib handle, sondern wie eine erbärmliche Egoistin, und doch that sie das eine nicht, das sie hätte thun sollen. — Sie ließ ihn leiden und litt mit ihm.

Wie sonst brachte er dann und wann das Gespräch auf Lilli Lenk, und eines Abends beim Abschiede sah er sie eigenthümlich an. Was lag doch nicht alles in diesem Blicke seiner braunen Augen! Eine Klage, eine Bitte, ein stummer Vorwurf. Eine ganze Weile schaute er sie in dieser Weise an, während er ihre Hand in der seinen hielt, und sie erwiderte ruhig diesen Blick. „Ja, — was ist denn los?" fragte sie endlich in gemachter Heiterkeit. — „Was wollen Sie denn von mir? Und was soll dieser Blick? Ich finde etwas Vorwurfsvolles in ihm, und ich bin mir nicht bewußt, irgend etwas verbrochen zu haben!"

„Gewiß nicht!" versicherte er aufs herzlichste. „Es geschah wohl auch nur unwillkürlich, daß ich Sie so vorwurfsvoll ansah! Verzeihen Sie, gnädige Frau, — — ich bin ein unbequemer Charakter!"

Von diesem Tage an sprach er nie wieder von Lilli.

Dann kam der erste Abend, den er anderswo zubrachte als bei ihr. Er konnte nicht gut anders, wenn er nicht beleidigen wollte. Es galt einer Einladung. Eine geschlossene Gesellschaft, unter deren Mitgliedern sich die wenigen Familien befanden, in deren Hause er seiner Zeit Besuche gemacht, feierte ihr Stiftungsfest. Lilli Lenk war schlechterdings nicht anzutreffen dort, das wußte er. Die Gesellschaft war zwar eine gute, aber nicht die erste, und Lilli beehrte nicht einmal die erste. Eglantine war auch geladen; aber sie hatte diese Feste früher nie besucht und wollte jetzt nicht damit anfangen. So blieb sie allein daheim.

Am anderen Tage kam Erwin schon morgens zu Eglantine, zur Visitenstunde. Er trug ein winzig kleines Päckchen in der Hand und erzählte ihr von dem verlebten Abend, und wie er im stillen auf ihr Wohl getrunken, als man der Frauen in einem Trinkspruch gedachte. „Ich habe Ihnen auch etwas mitgebracht!" fügte er bei und legte das Päckchen vor ihr nieder.

Ja, — was war das? Ein Stück Torte, vier Knackmandeln und ein rothwangiger Apfel! „Sein Dessert," sagte sie sich, und die Augen wurden ihr naß. Mit einem Mal erinnerte sie sich der Zeit, da man ihr als Kind das Dessert von Festlichkeiten mit gebracht hatte. Vater und Mutter hatten dann an ihr Töchterchen gedacht gehabt. Seitdem war niemand wieder auf den Gedanken gekommen, sich das Dessert sozusagen vom Munde abzusparen und ihr mitzubringen. Erwin Wolter hatte sie schon oft, und zum Theil reich beschenkt, aber ein Glücksgefühl, wie in diesem Augenblick, war beim Empfangen seiner jederzeit ausgezeichnet gewählten Gaben noch nie in ihr aufgestiegen.

„Sie lachen hoffentlich nicht über mein Geschenk?" sagte er jetzt sehr ernst. „Es hat mehr Werth, als alles, was ich Ihnen vorher brachte. Das Dessert bringt man bekanntlich denen mit, die man daheim ließ, die man als zu sich gehörig rechnet, — den Seinen. Und — glauben Sie mir, gnädige Frau, wenn ich in Wirklichkeit, eine ältere Schwester hätte, ich könnte nicht mehr an ihr hängen als an Ihnen!"

Er sah sie so treuherzig an dabei, und sie streckte ihm die kleine Hand entgegen, die plötzlich zitterte.

„Wie zartfühlend Sie sind!" sagte sie mühsam. „Wenn Sie Sie wüßten, wie gut ich den Sinn Ihres Geschenkes sofort verstand!" — —

Dann kam sein Geburtstag. Sie hatte schon am Abend vorher die reichen Gaben in Empfang genommen, die aus seinem väterlichen Hause direct an ihre Adresse gelangt waren. Als er nun — auf ihr Bitten — an diesem Tage schon am frühen Morgen bei ihr erschien, fand er, wie in der Heimat, seinen Geburtstagstisch gedeckt, und unter einer Fülle von Blumen die Geschenke und Briefe der Seinen; dann kleine reizende, mühevolle Arbeiten Eglantine's, und diese selbst an dem Tischchen stehend und ihm in so herzlicher, inniger Weise ihre Wünsche darbringend, daß ihm der Gedanke, er sei fern seinen Lieben, überhaupt gar nicht kam.

Seine Dankbarkeit kannte keine Grenzen. Die Art, wie diese sich aussprach, hatte etwas geradezu Berauschendes für die einsame Frau, die heute bleicher als sonst aussah, — ernster, gedankenvoller, sanfter, — auch weiblicher.

„Nun, warten Sie nur erst das Letzte ab! Ich habe noch eine Ueberraschung für Sie!" erklärte sie endlich, seinen Dank abwehrend. „Ich hoffe, daß Sie, wie sonst auch, den Abend bei mir verbringen, und dann kommt noch etwas: Das Letzte! Ich meine fast, für Sie das Süßeste."

„Auch Dessert?" fragte er schalkhaft. „Da bin ich aber begierig!" — —

Als er am Abend eintrat, fand er seine Freundin nicht allein. Ob er sie kannte, diese junge Dame, die neben Eglantine in dem kleinen Ecksopha lehnte? Und ob er sie kannte! Um wie vieles entzückender noch als sonst war sie in diesem Augenblick, dieses Mädchen mit dem gewinnenden Lächeln um den kleinen Mund und dem lustig-übermüthigen Ausdruck in den sonst so stolz und kühl blickenden Augen. Wie frauenhaft in sich zusammengeschmiegt ruhte die für gewöhnlich so aufrecht einherschreitende Gestalt in den weichen Polstern! Wie weich umschloß das olivgrüne Wollenkleid die anmuthigen Körperformen, und wie gut stand dazu das mattrosa Schleifchen am Halse! Wenn er sie sonst gesehen, glich sie einer Königin; es schien eine unsichtbare Krone über ihrem Haupte zu schweben. In diesem Augenblicke war sie ein junges Mädchen, kindlich

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nauſikaa.

Nach dem Bilde von G. D. Leslie in London. — Siehe Seite 104.

Photographie-Verlag der Photographiſchen Union, München.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

fast in dem Ausdruck der lebhaften Augen, lieblicher, reizender als je.

Eglantine war ihm entgegen getreten, und sie empfing ihn mit Vorwürfen ob seines späten Kommens.

„Ich habe mich schon seit einer Stunde nach Ihnen gesehnt!“ versicherte sie herzlich.

„Ich bereits den ganzen Tag!“ behauptete er lachend.

Dann stellte Eglantine ihn Lilli Lenk vor.

Die junge Dame hatte halb ungläubig, halb verblüfft auf die sonst so kühle, reservirte Frau geblickt, dann mit leichtem Erröthen auf den jungen Mann.

„Sie verziehen Herrn Wolter wohl ein wenig?“ fragte sie lächelnd mit ihrer klangvollen Altstimme.

„O, wenn Sie wüßten!“ rief er lachend, mit einem innigen dankbaren Blick auf seine Freundin. „Sie verwöhnt mich in einer geradezu unverantwortlichen Weise, bevorzugt mich ganz unbegreiflich vor allen anderen. Ich bin ihr verhätscheltes Schoßkind und stolz darauf! Ich fürchte, ich verdiene diese Güte nicht. Natürlich bin ich um so dankbarer. Ich besitze nämlich, —“ setzte er treuherzig hinzu, „viele Fehler, und sie leidet oft darunter; aber sie hat eine Engelsgeduld mit mir unbequemem Menschen!“

„Das ist freilich eine große Auszeichnung bei Frau von Lingstädt,“ behauptete die junge Dame. „Sie verwöhnt die Männer sonst nicht, ja, diese erklären sogar, sie würden schlecht behandelt von ihr. Wenn sie bei Ihnen so ganz anders handelt, dann müssen Sie wohl etwas Besonderes sein!“

„Versuchen Sie nur ihn gründlich kennen zu lernen, mein liebes Kind, —“ rieth Eglantine, „es ist das vielleicht nicht ganz leicht, aber es lohnt schon der Mühe.“ Bei diesen Worten wichen ihre Augen denen Wolter's beharrlich aus. —

Die beiden jungen, prächtigen Menschen aber lernten sich seitdem kennen und lieben. Eines Tages tönten die Glocken des altersgrauen Domes feierlich zusammen, und eine unabsehbare Menschenmenge umdrängte die eleganten Equipagen, aus denen die vornehmen Hochzeitsgäste stiegen, die der Vermählung Erwin Wolter's und Lilli Lenk's beiwohnen sollten. Eine der schönsten Frauen auf dieser Hochzeit des reichen Fabrikanten war Eglantine. Das bleiche Gesichtchen mit den großen Augen und den klassisch geschnittenen Zügen und mit dem mattschimmernden Blondhaar, hob sich wie eine antike Gemme von der schwarzen Lederbekleidung des hochlehnigen Kirchenstuhles ab. Das zarte Blau ihres gleißenden Atlasgewandes kleidete sie dazu zum Entzücken; sie brauchte auch heute, am Ehrentage ihres Freundes, die Concurrenz des schönsten und jüngsten Mädchens nicht zu fürchten. Viele bewundernde Blicke aus stolzen Männeraugen trafen das schöne Weib. Aber sie erwiderte keinen einzigen. Laut und ungestüm klopfte ihr Herz unter Atlas und Spitzen, und sie lauschte halb geistesabwesend seinen hämmernden Schlägen. So saß sie da, im schimmernden Festgewande, und feierte ein Freudenfest, — anscheinend . . . In Wirklichkeit begrub sie den letzten ihrer Träume.

Zuletzt schreckte sie das sonor klingende „Ja!“ des Bräutigams aus ihrem Sinnen auf; und während sie mechanisch zusah, wie der Geistliche einen kleinen, hellblinkenden Ring an Lilli's Hand schob, dachte sie an einen kleinen, rothwangigen Apfel und an ein Stück halb zerbröckelte Zuckertorte, — an das Dessert, das sie bewogen hatte, nicht mehr an ihr eigenes Glück zu denken, sondern nur noch an das ihres Freundes.

Nachdruck verboten.

Eine Wendung des Geschmacks.

Pariser Eindrücke von Julius Lessing in Berlin.

Die Wendung des Geschmacks, die sich neuerdings in Paris vollzogen hat und noch vollzieht, ist höchst merkwürdig; wenn sie sich auch zunächst nur in dem, was man Mode nennt, offenbart, so bietet sie doch auf allen Gebieten Erscheinungen, die sich von dem bisher Herrschenden lebhaft unterscheiden. Es ist in der That ein vollkommener Umschlag eingetreten, und das Stichwort heißt: Farbe!

Wenn man davon spricht, daß man zu den Moden der dreißiger Jahre zurückkehre, so ist dies nicht völlig unrichtig; man hat mancherlei Einzelheiten aus dieser Zeit entlehnt, aber wer in einem zufällig erhaltenen Gewande jener Tage auftreten wollte, würde wie die Figur aus einer Maskerade aussehen. Das eigentlich charakteristische Neue in der Tracht und in der Einrichtung ist die Farbe und zugleich die energische Abkehr von dem historisch Ueberlieferten, das Suchen nach neuen, ungewohnten Effecten auf Grund einer lebhaften Natur-Beobachtung. Es vollzieht sich jetzt in der Erscheinung des Lebens und der Tracht, was man auf dem Gebiete der Kunst als Secession bezeichnet. An Stelle des Altbeglaubigten, akademisch Verbrieften tritt das Experiment, das Streben nach dem Grellen, dem Verblüffenden. Innerhalb der eigentlichen Kunst kann man noch von einem Kampfe sprechen; die Tagesmode aber hat das Resultat vorweggenommen, und wie bei einem Pferderennen die Farben der siegenden Partei, so trägt man auf den Hüten und Kleidern die Farben der Secession. In Paris vollzieht sich ein solcher Umschwung nicht mit vorsichtigem Tasten, sondern in lautem Kampfe, unter schmetternden Trompetentönen, und der Sieger schleppt unbarmherzig alle Massen hinter sich her.

Die Anfänge der Bewegung liegen in den Ateliers der Künstler, oder lassen sich dort wenigstens am leichtesten verfolgen; die eigentlichen, treibenden Kräfte sind die der großen Kulturbewegung.

Doch wir wollen uns einfach an das halten, was wir sehen. Wir wissen, wie eine, zunächst kleine Gruppe von Malern gegen die akademische Ueberlieferung auftrat. Die Akademie stellte alles in das künstliche Licht des Ateliers und tönte es nach bestimmten Farben-Recepten. Diese Abtönung, verbunden mit einer historisch-antiquarischen Richtung, hatte uns schließlich dahin gebracht, unsere Zimmer, Häuser oder Festsäle in einen unentschiedenen bräunlichen Ton zu tauchen. Das vieil or, das alte, durch Abreiben und Ablagerung gebräunte Gold, schwebte als Ideal vor; aber man brachte es zumeist nur zur einem schmutzigen oder fahlen Braun, dem café au lait der Franzosen, bei denen alles etwas heller bleibt, der noch dunkleren „Chocoladen-Sauce“ der Deutschen. Aus diesem Grau und Braun der künstlich verdunkelten Räume mit den schweren Stoffgardinen, Ledertapeten und Eichenmöbeln retteten sich die Künstler in die freie Luft. Plein air heißt die Parole; je heller und bunter, desto besser: hellgrüne Wiesen mit weißer, flatternder Wäsche, knallblaue Bauernjacken, blanke Messingkessel, kreideweiß getünchte Häuser, alles schwimmend im Licht, schattenlos aufgelöst durch spielende Reflexe. Zunächst war die Kluft zwischen den Alten und den Neuen so groß, daß in Paris die Neuen bei der Kunstausstellung sich abtrennten und auf dem Champ de mars ihre eigene hellfarbene Ausstellung auftaten, während der alte Salon im Palais de l'Industrie den Akademikern der schwerwuchtenden Farbe gewahrt blieb. Von Jahr zu Jahr haben sich die Unterschiede mehr verwischt; auch im alten Salon flattert jetzt das helle Sonnenlicht über ganze Wände.

Schwieriger als in einem Kunstsalon ist die Feststellung des Resultats im täglichen Leben, in dem, was man halb verächtlich die Mode nennt, und was doch nichts anderes ist, als die lebendige und leichtbeweglichere Aeußerung desselben Geistes. Es bedarf keines besonderen Scharfblickes mehr, um zu sehen, wie der Geist der Secession „plein air“: Licht, Luft, Farbe, siegreich vorschreitet, wie man geflissentlich alles zurückstößt, was historisch-antiquarisch sein könnte. Alles modern! Nur kein vieux jeu! Im Hause helle Tapeten, schlanke glatte Möbel, lichte Stoffe! Man spricht hierbei von englisch-amerikanischem Geschmack. Das ist nur zum Theil richtig. Allerdings ist jenseits des Meeres dieser halb-naturalistische Geschmack früher und allgemeiner zur Herrschaft gelangt; aber Paris copirt doch nicht lediglich, es erfindet in gleicher Richtung, aber aus eigenem Geiste. Noch viel selbständiger als in der Hauseinrichtung bleibt Frankreich in der Bestimmung der Kleidermode; von England ist es leicht beeinflußt, — die tailor made Anzüge, — Amerika dagegen muß gehorchen. Die in Paris erscheinende Ausgabe des New York Herald bringt als Beilage die farbigen Abbildungen der Toiletten, welche die Primadonnen in den neuesten Pariser Sittenstücken tragen, die unverbrüchliche Norm bis in die letzten Farmerhäuser des fernen Westens.

Es ist ein wundersames Ding um die Organisation der Pariser Mode, fast so verwickelt, schlingenvoll und doch wieder so sicher in den Manipulationen, wie die Börse. Wie die Börse hat sie ihre Stichtage, an denen die schwankenden Kurse festgestellt werden. Man brauchte Gelegenheiten, um die neuen Modeversuche vorzuführen; dies waren vor allem die Frühjahrsrennen, mit dem Haupttage des grand prix. Aber diese Rennen konnten verregnen, dann blieben die Wagen geschlossen, und die Mühe war umsonst. Großer Schlachttag war die Eröffnung des Salons am 1. Mai; da war tout Paris zusammen; hier wurde der Sieg über eng oder weit, hoch oder niedrig, Spitzen oder Blumen, u. s. w. u. s. w. entschieden. Dabei wurde es etwas spät im Jahr. Jetzt hat man sich vom Wetter unabhängig zu machen gewußt. Im März und April werden im Palais de l'Industrie wöchentlich drei- bis viermal die Concours hippiques abgehalten. Wirkliche Rennen sind natürlich in dieser Arena nicht möglich; die eigentliche Bedeutung haben diese Concours als Börse für Pferde, Wagen und vornehmlich für die Moden, sowohl der Herren wie der Damen. Diese Angelegenheit ist für Handel und Industrie von Paris so wichtig wie möglich und wird sehr ernst genommen. Die Damen „geben sich und ihren Putz zum besten und spielen ohne Gage mit“. Nicht immer ohne Gage, denn so manche sind nur von den großen Schneidern eingekleidet, um die neuen Moden zu lanciren. Von zwei bis vier Uhr dauert die gegenseitige Besichtigung; dann strömt alles hinaus in die Wagen, um in's bois zu fahren, und man muß sehen, wie vor dem Palais Hunderte von Männern und Frauen in einfacher Tracht stehen, die mit ernstestem Bestreben den Zug der geputzten Damen an sich vorbeigehen lassen und gewissenhaft studiren. Da fällt keine Silbe; jeder und jede ist nur mit dem Material beschäftigt, das er in Nadelarbeit umsetzt, von der er lebt.

So ist jetzt am Tage der Eröffnung des Salons die Mode schon völlig entschieden; es handelt sich nur noch um die große Revue dessen, was feststeht. Noch bevorzugter ist der Tag vor der Eröffnung, le vernissage, ursprünglich der Tag, an dem die Maler die Bilder noch einmal auffirnißten, und an dem ein engerer Kreis von Freunden und Bevorzugten schon Zutritt erlangte. Natürlich will jedermann zu den Bevorzugten gehören, und seit einigen Jahren giebt man gegen 10 Francs Zutritt. Ich habe in diesem Jahre zum ersten Mal le vernissage unter diesen neuen Verhältnissen mitgemacht. Den Vormittag über war alles sehr belebt; aber es waren doch vorwiegend die Künstlerkreise vertreten, und man sah die Kunstwerke; nachmittags im Palais keine Möglichkeit mehr, noch ein Bild zu sehen! Dichte Schwärme von Menschen, schließlich festgeschlossene Massen in allen Sälen. Von den Galerien schaut man auf ein Meer von Köpfen in der weiten Arena; die Treppen herauf und hinunter wogt es, und jeder und jede der Zehntausenden thut sein Möglichstes, in dieser Völkerschlacht der Eitelkeit siegreich zu bestehen. Niemals habe ich selbst in Paris ein solches Massen-Manöver der Mode erlebt. Eine vollkommenere Gelegenheit, um zu sehen, was man in Paris trägt, ist nicht denkbar.

Das Resultat war für mich höchlichst überraschend.

Seit fast dreißig Jahren bin ich gewohnt, den Erscheinungen der Tagesmode mit Interesse zu folgen; hierbei hat es für mich immer einen fast niederdrückenden Eindruck gemacht, daß jede größere Menschenmenge in Promenaden-Toilette, selbst wenn die Damenmoden recht extravagant waren, einen trüben, nahezu schwarzen Eindruck machte; sogar im Jahre 1867, bei der großen Preisvertheilung im Palais de l'Industrie, als die geladenen Gäste in möglichst reicher Toilette erschienen, bildeten die aufsteigenden Tribünen einen dunkeln Hintergrund für die Trophäen-Aufbauten des Mittelfeldes. In diesem Jahre war das Bild wie mit einem Schlage verändert. Die Menschenmenge, von der Seite, von oben, oder auf den Treppengängen von unten betrachtet, sah aus wie ein Beet von bunten Tulpen, leuchtend in allen Farben. Früher würde man gesagt haben: „in allen Farben des Regenbogens“. Armer Regenbogen, wie weit bist Du überholt! Was für ein bescheiden ombrirtes Bändchen würdest Du an diesem Strauße gewaltsamster Farben-Effecte ausmachen!

Dabei muß man bedenken, daß die Herren nicht etwa in hellen Sommerröcken, sondern im dunkeln Gesellschaftsanzug und durchweg im schwarzen Cylinder erschienen. Die farbigen Wirkungen verdankte man lediglich den Damen, die nicht einmal, wie in Berlin bei ähnlichen Gelegenheiten, sich in stark überwiegender Mehrzahl befanden, denn in Paris sucht jede Dame bei öffentlichem Auftreten am Arm eines Cavaliers zu erscheinen. Und trotzdem diese Farbenpracht, die von nicht viel mehr als der Hälfte der Besucher allein bestritten werden mußte! Das eigentliche Sieges-Panier unter dem solche Erfolge möglich waren, ist der Hut. Wie soll man ihn beschreiben, den neuen Pariser Damenhut? Weite Krempen, halbmeterbreite Schleifen, Vögel, Puffen; darüber ein Beet von hochragenden Blumen in leuchtend hellen Farben. Zu diesem Hute der farbig strahlende Kragen, weit über die Puffärmel wegragend, und schließlich, untergeordnet im Schnitt, wie der Stiel einer Wunderblume, das Kleid, aber in was für Farben! Am beliebtesten bleu bluet, Kornblumen-Blau. Im vorigen Jahre erschien uns das bleu électrique als das schärfst denkbare; aber der leichte Glanz von Stahlgrau milderte es etwas. Das neue bleu bluet ist dagegen nicht mehr zu übertrumpfen mit seinem Stich in's Röthliche! Von diesem Stich geht es dann weiter in's Violett, bis zum Blauroth. Verschwunden sind die schönen weichen Töne, das Roth, das Terrakott, ‚die zerquetschte Erdbeere‘; selbst das chaudron, das Kesselroth, würden wir jetzt noch zu den milden Tönen rechnen. Gelb sieht man sehr wenig, höchstens Ockergelb als Begleitfarbe zum Blau, — Grün fast gar nicht; allenfalls bei Engländerinnen, die liberty silk tragen. Dieses Blau und Roth der Kleider wäre unerträglich, wenn es nicht durch die Behandlung des Stoffes gemildert würde. Niemals habe ich so reizvolle Gewebe gesehen, wie die neuen Krepps. Das sind nicht die streifenbildenden Krepps des Orients, sondern die Linien gehen in weichen Wellen, scheinbar unregelmäßig spielend wie Moirée; der Stoff rieselt herab wie ein Schaumgekräusel, weich und stumpf, hierdurch die harte Farbe in Hunderten von Tönen brechend. Aber auch für besondere Accente in dieser sonst einfarbigen Fläche ist gesorgt. Der Rock des Kleides ist innen mit einem breiten Streifen grellfarbiger Seide ausgeschlagen, und die Dame weiß ihn so geschickt anzuheben, daß bald ein spitzer Winkel dieser Farbe vorleuchtet, bald der Rand leicht umschlägt und einen leuchtenden Saum bildet. Und an diesen Stellen kommt noch etwas anderes zum Vorschein: ein unterer Rock, der in Farbe und Material weit kostbarer ist, als der obere. Selbstverständlich stehen die Farben des Rockfutters, des zweiten Rockes und des Kragenbesatzes in fein berechnetem Zusammenhange, und selbst der Hut wird als Capriccio in die Sonate hineingestimmt; zumeist wirkt er allerdings wie die Cadenz, die Einlage eines Virtuosen in ein Konzert. Aber das ganze Konzert geht fortissimo, vivacissimo.

Gewiß ist die Frage berechtigt, ob die Gesellschaft, die den Salon bei der vernissage füllte, maßgebend für den Pariser Geschmack ist. Ich möchte es annehmen. Allerdings fehlt wohl eine Nuance: die ganz vornehmen Kreise der hohen Aristokratie halten sich fern, seitdem durch Eintrittsgeld der Charakter des Tages gelitten hat. Dagegen fehlte auch die kleine Bourgeoisie, die den Ton vergröbern würde, und schließlich ist alles beisammen, was durch Geld und Stellung als tout Paris obenaufschwimmt.

Viel erstaunlicher als die Buntheit an dieser Stelle ist aber die Buntheit auf der Straße. Wir haben immer gelernt, daß die anständige Pariserin auf der Straße stets dunkel gekleidet einhergehe und höchstens einen kleinen Farbenfleck auf dem Hute dulde. Mit dieser Zurückhaltung ist völlig gebrochen; das bunte Farbenspiel ergießt sich rückhaltslos über die Boulevards.

Fast noch erstaunlicher als in den Straßen ist die Invasion der großen bunten Hüte in die Theater. Bis vor wenigen Jahren wurden in den besseren Theatern die Damen überhaupt nicht im Parkett zugelassen, jetzt haben sie es erobert; selbst in der Comédie française werden sie an einigen Wochentagen, allerdings nur in der hinteren Hälfte, geduldet. Aber auch in den Logen trugen die Damen ‚Theaterhüte‘, die ganz unabhängig von der jeweiligen Mode einen flachen Deckel bildeten. Es ist möglich, daß die ganz vornehme Gesellschaft an den Abonnements-Tagen der Comédie auch heute noch hierbei verharrt; im übrigen aber ist mit dieser guten Haltung völlig gebrochen; alle Ungethüme von Hüten werden ins Theater gebracht und sogar in's Parkett. In der Comédie müssen jetzt die Damen im Parkett, wie bei uns, die Hüte ablegen, — auch ein in Paris sehr ungewohnter Anblick; in allen übrigen Theatern pflanzen sie sich rücksichtslos hin. Paris encanaillirt sich, doch es stellt sich dabei sehr lustig an.

Wie sich diese Schaumwelle des Tagesgeschmacks in der länger währenden Bewegung des Zeitgeschmacks ausnehmen wird, ob sie innerhalb des neu erwachten Farbensinnes nur ein kurzes Aufzischen oder die Strömung nach einem festen Ziele hin bedeutet, das alles muß die Zeit lehren. Aber man wird nicht verkennen können, daß die Mode in ihrem rücksichtslosen Betonen der Farbe auf Kosten der Form, in ihrem Streben nach starken, sinnfälligen Wirkungen, in dem Hervorsuchen leuchtender Natur-Producte, in der schillernden Bewegung der Flächen genau dieselben Motive enthält, wie die neueste Richtung unserer Malerei; und wenn die Mode zunächst von der Kunst beeinflußt ist, so erfüllt sie jetzt die Aufgabe, diese Richtung populär zu machen, indem sie die Augen für bestimmte Farben-Empfindungen eingewöhnt. So arbeiten die Factoren Hand in Hand, aus denen ein neuer Geschmack, ein neuer Stil entstehen.

Nachdruck verboten.

Herzogin Pauline von Talleyrand und Sagan.

Von H. von Beck in Charlottenburg.

Siehe das Portrait Seite 100.

Die im März d. J. in Berlin in ihrer Wohnung Unter den Linden verstorbene Herzogin Pauline von Sagan, von Talleyrand und von Valençay war eine jener seltenen Persönlichkeiten, deren Scheiden in zwei Ländern, in zwei Gesellschaften, in einem großen Familienkreis und unter ihren zahlreichen Freunden in Frankreich wie in Deutschland eine unausfüllbare Lücke hinterläßt. Die Originalität ihres Wesens, — das aus scharfem Verstand, einer großen Aufrichtigkeit der Gesinnung bei energischer Ausdrucksweise, einer mit entzückendem Humor gepaarten Lebendigkeit des Temperaments, einer unerbittlichen Festigkeit in gewonnenen Ueberzeugungen und überkommenen Grundsätzen bestand, — übte bei einem die Güte ausstrahlenden und der Güte bedürfenden Herzen auf jeden, der ihr nahe kam, eine geradezu fesselnde Anziehungskraft aus.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Die Herzogin war geboren am 6. Juli 1823 als Tochter des Marschalls von Frankreich, Grafen von Castellane, und dessen Gemahlin Cordelia de Greffulhe. In erster Ehe war sie vermählt gewesen mit dem Grafen Maximilian von Hatzfeldt, der im Jahre 1859 als königl. preußischer Gesandter am französischen Hofe starb. Zu diesem Hofe trat die Verstorbene durch die Stellung ihres Mannes in nahe Beziehungen, und hat häufig Gelegenheit gehabt, sowohl dem Kaiser Napoleon als der Kaiserin Eugenie gegenüber offene und vertrauliche Sprache zu führen. Wie später am deutschen und preußischen Hofe, stand sie damals auch in den Tuilerien ihrer hervorragenden Eigenschaften wegen in besonderem Ansehen. Schon in jener Zeit gewann sie als Französin Beziehungen zu Deutschland, besonders zu Preußen, und hat bei Wahrung warmer Liebe und Anhänglichkeit zu ihrem Vaterlande niemals die Gesinnungen verleugnet, die sie der Heimat ihres ersten Mannes und dem Lande schuldete, in dem sie später glückliche Zeiten an der Seite ihres zweiten Gemahls, des Herzogs von Sagan, verlebte.

Sagan, diese fürstliche Herrschaft, deren Vergangenheit so reich an geschichtlichen Erinnerungen ist, wurde der Lieblingsaufenthalt der Herzogin; wenn sie auch alljährlich eine gewisse Zeit in Valençay, der französischen Besitzung der Herzöge von Talleyrand und Valençay, und einige Wintermonate in Berlin zubrachte, so kehrte sie doch stets mit besonderer Vorliebe nach Sagan zurück. In den Wäldern, die dieses umgeben, übte sie noch in ihren letzteren Jahren mit Leidenschaft das Waidwerk aus, während sie im Schlosse an der Seite ihres Gemahls, der den Typus eines grand seigneur in vollendeter Weise darstellt, mit herzgewinnender Freundlichkeit die zahlreich ein- und auskehrenden Gäste empfing und für alle ein Interesse und eine Güte bethätigte, die gewiß in vieler Erinnerung fortleben werden. Den Höhepunkt des geselligen Lebens im Schlosse pflegte seit Jahren ihr Geburtstag zu bezeichnen, an welchem dem herzoglichen Paare von Nah und Fern, von Hoch und Gering Beweise der Liebe und Anhänglichkeit gegeben wurden, die sie sich namentlich auch in der Provinz Schlesien zu erwerben gewußt. Die verstorbene Herzogin war in Sagan sowohl, wie in Valençay als Schloßherrin mit mütterlichem Sinn für das Wohl der Armen und Bedrängten besorgt. Aber es kam ihr nicht nur darauf an zu geben, sie war auch fürsorglich in dem Bestreben, wahrhaft zu helfen, und niemals wurde ihre Mildthätigkeit vergeblich angerufen, wenn sie erkannt hatte, daß Hülfe, sei es im großen oder im kleinen, am Platze war. Gab schon die allgemeine und aufrichtige Theilnahme bei ihrer Beerdigung in Sagan ein Zeugniß für die durch ihr Ableben hervorgerufene Betrübniß, so ist die Kundgebung der allgemeinen Trauer bei dem an demselben Tage in Valençay abgehaltenen Gottesdienst nicht minder ergreifend gewesen.

In der Gedächtnißrede hob der Geistliche, Abbé Martinat, namentlich die guten Werke der Verstorbenen hervor, wie sie für jeden einzelnen Fall von Bedürftigkeit nicht nur Herz und Hand geöffnet, sondern auch an der Spitze der Wohlthätigkeitsbestrebungen des Kirchspiels gestanden, auch für die Schule und die Erziehung der Kinder ein verständnißvolles und eingehendes Interesse gehabt habe. Es sei keine Trauerrede, die ihm zu halten obliege, „mais un simple cri du coeur que je viens faire entendre dans cette chaire."

Ihr Lebensende hat bewiesen, daß ihr Werth erkannt und verstanden worden war.

In der Berliner Gesellschaft war sie eine der populärsten Erscheinungen. In den frühen Nachmittagsstunden, in denen sie für ihre Bekannten zu Hause zu sein pflegte, war sie fast täglich von einem größeren oder kleineren Kreis dieser umgeben, und das Gespräch, das in französischer Sprache geführt wurde, da sie das Deutsche zwar verstand, aber nie vollkommen beherrschte, nahm durch ihren munteren Witz, ihr warmes Interesse für die Gegenwart in allen ihren Erscheinungen stets eine anregende und fesselnde Wendung. Hier besonders zeigte sich der reiche Schatz ihrer Erinnerungen, die in Frankreich das zweite Kaiserreich, nebst dem, was ihm unmittelbar vorherging und folgte, umfaßten, und in Deutschland bis in die Regierungszeit Friedrich Wilhelms IV. zurückreichten. — Die Herzogin unterhielt auch eine rege und vielseitige Correspondenz, deren Inhalt, sollte er jemals theilweise Veröffentlichung finden, manchen interessanten Ausspruch über Personen und Zeitverhältnisse ergeben dürfte. Nur dem näheren Kreis ihrer Freunde waren andererseits kleine Aufzeichnungen bekannt, die in humoristischen, märchenartigen Erzählungen, von besonderer Grazie der Form und des Gedankens, einen Einblick in die Tiefe ihres Gemüths und das lebhafte Spiel ihrer Phantasie gewährten. In besonders nahen Beziehungen stand die Herzogin zum Kaiser Wilhelm I. und zur Kaiserin Augusta, zu deren intimeren geselligen Verkehr sie und ihr Gemahl regelmäßig herangezogen wurden. Diese Beziehungen übertrugen sich auch auf die folgenden Generationen, den Kaiser Friedrich und seine Gemahlin und auf das jetzige deutsche Kaiserpaar.

Wilhelm II. hat von Jugend auf regen Verkehr mit der Herzogin von Sagan unterhalten und in ihr eine mütterliche Freundin verehrt, was in einem an den verwitweten Herzog gerichteten Condolenz-Schreiben einen warmen und beredten Ausdruck fand. Ebenso wurde sie von der Kaiserin geschätzt, die schon als junge Prinzessin häufig vom Primkenau aus nach Sagan kam und bei ihrer Reise nach Berlin zu ihrer Vermählung im Februar 1881 im Schlosse zu Sagan die erste officielle Begrüßung nach dem Verlassen des elterlichen Hauses entgegennahm. Noch wenige Tage vor ihrer Erkrankung war die Herzogin in Berlin einer Einladung der Majestäten nach dem Schlosse gefolgt, wohl eine ihrer letzten Ausfahrten. — So war die Verstorbene mit vier Generationen unseres königlichen Hauses in naher Verbindung gewesen, und alle hat der rege Geist und das loyale Herz der anziehenden Frau wahrhaft erfreut.

Durch die Töchter aus ihrer ersten Ehe stand die Herzogin in verwandtschaftliche Beziehungen zu mehreren Familien des preußischen Adels, den Kanitz, Saurma und Welczeck. Aus ihrer zweiten Ehe stammt eine Tochter, die mit dem Fürsten zu Fürstenberg vermählt ist. Diese Verbindung führte in späteren Jahren die Mutter auch nach Süddeutschland, und alljährlich verknüpfte das herzogliche Paar mit Besuchen auf dem Fürstenbergischen Sitz in Donaueschingen einen Abstecher nach der Mainau, wo es bei den großherzoglich badischen Herrschaften jederzeit freundschaftlicher Aufnahme und herzlichen Willkomms sich erfreute. —

Nun ruht die edle Herzogin in Sagan, ihrem Wunsche gemäß, auf weiter, sonniger Höhe des Kirchhofs, nicht in der fürstlichen Gruft. Es entsprach diese Bestimmung wohl ihrer Liebe zur Natur, in der sie bei allen Wechselfällen und Prüfungen, wie solche auch ihrem bewegten Leben nicht erspart geblieben sind, stets die alles überwindende Kraft auf dem Grunde eines tiefen Glaubens gefunden hat. An den Stätten, an denen sie durch Geburt und Stellung zu wirken berufen gewesen ist, wird ihr Andenken gesegnet bleiben; es wird aber auch bei allen denen als eine werthvolle Lebenserinnerung fortdauern, die an ihr die Wahrheit des Goethe'schen Ausspruchs empfunden haben:

„Höchstes Glück der Erdenkinder
Sei nur die Persönlichkeit."

Nachdruck verboten.

Drei Königinnen des Nordens.

Reise-Skizze von Johannes Wilda in Berlin.

II.

Noch nun quer über die skandinavische Halbinsel, über Wener- und Wettersee fort zur östlichen Dreieckspitze, zur letzten der drei nordischen Königinnen, zur letzten und vielleicht herrlichsten von allen, nach Stockholm!

Wir bilden uns ein, wir kämen nicht über Land, sondern von der See her, von der „Saltsjö"-Seite von Lübeck oder Stettin.

Stockholm (der Accent auf der ersten Silbe!) liegt zwischen dem Mälarsee und der Ostsee, der „Saltsjö", aber dicht drin im Schärenkranze, meilenweit vom offenen Meer, während der Mälar sich rückwärts über die Viertelbreite Schwedens tief ins Land hinein verästelt. Den Vorzug der freien Meereslage besitzt also nur Kopenhagen; Kristiania prangt durch seine malerischen Berggüge und Stockholm durch den originell und überraschenden Aufbau mitten im Fels- und Wassergewirr. Niemand würde an diesem wild erscheinenden Fleck Schöpfung eine 240,000 Bewohner zählende Stadt vermuthen. Man stelle sich das zwischen den Havelseen gelegene Potsdam mit Umgebung ins Großartige übertragen vor, die Hügel in grauen, bemoosten Fels, den Laubwald überwiegend in Nadelholz verwandelt und Wasser und Land viel chaotischer durch einander geworfen, und man wird ein etwas an Stockholm erinnerndes Bild erhalten.

Wenn der Dampfer stundenlang durch Wasserläufe, die keinen Ausweg zu gewähren scheinen, wenn er, um Felsinseln hart herumbiegend, dann und wann auf breitere Flächen gelangend, wo ein Kopfbedeckungs-feindlicher Wind in tückischen Stößen daherbläst, in die „Gegend der Menschen" gekommen ist, vorbei an dem Städtchen und den Batterien der Festung Waxholm, wird der Skärgård, der „Schärengarten" belebter. Die einzeln ihre Straße ziehenden Dampfer und Segler, — die in der Nähe und bis weit, weit hinein in die waldigen Wasserarme seitwärts schimmernden Landhäuser, mehren sich; aber überraschend taucht erst ganz zuguterletzt die große Stadt auf. Ein langer Felsrücken, hinter dem Thurm- und Fabrikschornstein-Spitzen plötzlich aufragen, quert unsern Weg. Aha, also dort liegt sie! Dann geht's gewunden vorwärts; nur ein Stück Stockholm zeigt sich zuerst: Fabriken, Werften, dichter gesäete Häuser oben auf der Höhe und unten vor der Bergwand; und der Fels immer mitten darunter. Nun zeigen sich „Djur-Gärden", (der Thiergarten), Parks mit Laubholz, Kirchen, Schiffsmasten, schloßartige Bauten, Casernen und bunte Holzhäuser; dann biegt der Dampfer um „Castellholm", wo ein Felsenfort mit Thurm und Wällen uns entgegendroht, und nun sind wir in dem von kleinen Dampffahrzeugen belebten Hafen, mitten zwischen Fahrzeugen und Brücken. Häusermassen von mittlerer Größe ringsum, ganz stattlich, aber nicht allzu imposant. Schließlich legen wir uns in der Nähe der Museums-Anlagen an einen der Quais.

Ein mäßiges Großstadttreiben empfängt uns. Als charakteristisch fallen uns die eigenthümlichen einspännigen Lastkarren auf. Sie sind zweirädrig und ganz niedrig. Die Fracht ruht in dem langen Theil des häufig aus Korbgeflecht bestehenden Kastens vor den Rädern, dahinter im kürzeren Theil sitzt der Kutscher. Unter dem Publicum bemerken wir hier und da die blaue Uniform der Svea-Garde, oder ein buntröckiges, blondes Dalarner Mädchen, mit farbig gestreifter Schürze und mit schwarzer, hoher, spitzer Tuchmütze, von der ein paar rothe Klunkern in den Nacken baumeln. Wir sehen, wie der hellgrüne Mälar mit reißendem Gefälle zwischen den Brückenbögen der „Norrbro" hindurchschießt. Die zahlreich im Strome befestigten Fischerboote, deren Netzkörbe zum Lachsfang versenkt sind oder in der Luft schweben, zittern und schwanken. Die Norrbro, die über die kleine Insel „Helgeandsholmen" führt, ist eine Hauptverkehrsader. Oben längs der Brücke sind zum Theil Läden, unten am Fuße der Mauerpfeiler liegt das „Strömparterre" ein öffentlicher Concert-Garten, der namentlich gegen Abend bei Frei-Concert stark besucht ist. Man hat Helgeandsholmen oft mit der Rousseau-Insel bei Genf, und Stockholm überhaupt mit Genf verglichen. Das trifft für einige Züge der äußeren Physiognomie zu. Der größere Theil Stockholms liegt am nördlichen, linken Ufer des zunächst stromartigen breiten Mälarsees und des verzweigten „Saltsjö"-Armes, — der kleinere rechts. Hüben und drüben winden sich stark ansteigende Straßen; namentlich am südlichen Ufer im Stadttheil „Södermalm" fällt der wilde Granitfels, ähnlich wie in Salzburg, mitten zwischen den Straßen steil abwärts. Einfache hölzerne Treppen mit mehreren Absätzen führen oft zur Erleichterung für Fußgänger von einer oberen Straße zu einer tief unten liegenden, oder mächtige Elevatoren, an denen wir die Fahrstühle auf und nieder schweben sehen, befördern für ein Billiges das Publicum auf- oder abwärts. Das giebt eine eigenartige Straßen-Physiognomie, die an Reiz die freilich bequemere, aber einförmige Schönheit der ewiglangen Berliner Straße weit übertrifft. Eine überbrückte Inselgruppe nach innen von „Mälaren", nach draußen von „Saltsjön" bespült, bildet das Bindeglied zwischen rechtem und linkem Ufer und gleichzeitig das verkehrreiche Centrum der Stadt. Ueber die Norrbro geht's zur größeren Insel „Staden", auf der auf felsigem Unterbau das mächtige, stattliche Königsschloß, mit der Rampenfront der Norrbro zugekehrt, liegt. Hier befindet sich der „Stortorg", der große Markt, auf dem so entsetzlich viel Blut geflossen ist, namentlich im „Stockholmer Blutbad" im November 1520. Dicht daneben ragt die deutsche Kirche; dann folgt das Standbild Gustav Wasa's. Von der angegliederten Mälar-Insel „Riddarholm" mahnen uns andere Denkmäler, daß wir uns hier an der Quelle schwedischer Geschichte befinden: die Statue des Jarls Birger, das Ritterhaus, das Rathhaus und vor allem die Riddarholms-Kirche. Diese, deren leeres Schiff nur ausnahmsweise noch zu Gottesdiensten benutzt wird, ist die schwedische Ruhmeshalle, zu der die Patrioten und Fremden pilgern. Hier hängen die berühmten Wappen der Wasa's und Bernadotte's, der Torstenson's, Banér's, Fersen's u. s. w.; hier senken sich kühn eroberte Fahnen und Standarten von den Pfeilern, hier liegen, sichtbar dem Auge, die Grüfte der königlichen Geschlechter, so auch die Gustav Adolfs, und die Grabkapellen großer Adelsgeschlechter und Feldherren.

Auch diese Inseln sind nicht flach; ein Netz von engen und belebten Straßen, an die Hafengegend Genua's erinnernd, sattelt sich über sie weg; ein reges Kaufmanns- und Schiffertreiben durchfluthet sie. Mitten hindurch klingelt die Pferdebahn. Und zwischen den dunkeln Gassen liegen wieder Plätze mit den kupferroth gedeckten Standeshäusern und den historischen Denkmälern. Ringsherum aber an den Quais drängen sich, Schornstein an Schornstein, zahlreiche Schiffe, große und kleine, die die Routen nach Rußland und Finnland, nach England und Deutschland befahren, namentlich aber den riesigen Wasserverkehr bis zur offenen See und über den Mälar durch ganz Schweden auf Binnenseen und Kanälen bis an das Skager-Rack vermitteln. Das ist wieder ein New-Yorker Bild.

Die größten Ladenstraßen, zugleich die neuesten und relativ elegantesten Straßen mit den Haupt-Hotels und dem Central-Bahnhofe, erstrecken sich auf der nördlichen Festlandsseite, dort wo wir am Quai anlegten. Ausgezeichnet gehalten, mit schönstem Blumenflor gezierte Schmuckplätze finden wir hier, an denen Cafés und Restaurants liegen. In den Promenaden davor entwickelt sich Abend für Abend ein lebhaftes, interessantes Treiben; Einheimische und Fremde, Soldaten und Seeleute wandeln auf und ab oder sitzen auf den Bänken und genießen gratis die oft recht hübsche Musik, die aus den ebenfalls voll besetzten Gärten ertönt. Daß die Stockholmerinnen dabei für einen regen „Flirt" sorgen, braucht kaum erwähnt zu werden. Wir glauben uns in eine große Stadt des Südens versetzt. — Hier auf dem Markte Carls XII. erhebt sich das energisch gehaltene Denkmal des großen, jungen Königs. Eingehend aber sei auf die Bronze-Gruppe der „Messerkämpfer" oder „Gürtelkämpfer" — bältospännare — verwiesen, die dicht am Museum steht und von Molin modellirt wurde. Es ist eine Scene aus dem altnordischen Leben. Entblößten Oberkörpers, durch einen Gürtel Leib an Leib an einander geschnallt, kämpfen zwei Rivalen mit kurzen, breiten Messern ein Duell auf Leben und Tod aus. Die leidenschaftliche Bewegung ist außerordentlich packend. Die linke Hand eines jeden Fechters umklammert krampfhaft abwehrend das Gelenk der messerbewaffneten Rechten des Gegners, indessen die Rechte gierig zuzustoßen trachtet. Man fürchtet für den lockigen Jüngling, der von oben stoßen will, während sein finsterer, schniger Gegner sich bückt und im Begriffe steht, jenem den tödtlichen Stahl von unten in die Seite zu jagen. Und man fürchtet mit Recht! Auch ohne die Runen zu verstehen, wird man tief ergriffen von den erklärenden Relief-Bildern am Sockel. Auf dem ersten Bilde zechen die beiden Männer; die Braut, oder das junge Weib, des Jüngeren schenkt ihnen ein. Auf dem Zweiten faßt der Rivale nach der Hand des Weibes, während der Jüngere schon in eifersüchtigem Zorne den Griff seines Messers sucht. Das dritte Bild zeigt den Schwur, die feierliche Abmachung des Gürtelkampfes. Beide schwören mit erhobenem Messer. Und das vierte endlich stellt das tragische Ende des Kampfes dar: An dem Grabe des Geliebten kniet die Geliebte in erschütternder Trauer. „Einsam bin ich worden, wie die Espe im Hain, ledig von Verwandten, wie die Föhre von Zweigen."

Wollten wir näher auf das Museum und das in verschiedenen Gebäuden untergebrachte nordische Museum eingehen, so würde dies viel zu weit führen; dann hätte die Kunst vor allem in Kopenhagen schon näher gewürdigt werden müssen; beschränken wir uns also auf äußere Züge. — Das Stockholmer Volksleben kann man gut beobachten, wenn man über die mit dem Festlande durch eine Brücke verbundene Insel „Skeppsholmen", auf der das Marine-Arsenal liegt, weiter, und gleichfalls über eine Brücke, auf die vorgeschobene Insel „Castellholmen" geht. Hier auf grünem Plan, unterhalb des Thurmes der Citadelle, lagern Feiertags die Familien im sonntäglichen Staate im Grase, oder gar, malerisch verstreut, auf den Felsen, die davor ziemlich hoch und ganz steil zur Saltsjö abfallen. Mädchen und Jungen klettern an den Vorsprüngen der rissigen Granitwand zum Strand hinab, oder wieder aufwärts, in halsbrecherischem Spiel; ja sogar junge Damen sieht man wohl, wie Seevögelchen in irgend eine Felsecke gedrückt, ruhig der Lectüre obliegen. Alles freut sich der Aussicht, beobachtet die vorüberfahrenden Schiffe und ist vergnügt und harmlos. Letzteres ist kein Wunder, denn in den Wirthschaftsgärten am Strande schaut man nur Kaffee, Kuchen und Limonade, selbst bei den Männern. Allerhöchstens wagt sich ein Fläschchen schwedischer Punsch vor, aber kein Schnaps, und so gut wie gar kein Bier. Dem deutschen Spießbürger würde ganz schwach werden bei diesem Anblick. Wer die Massen studiren will, muß per Pferdebahn oder Dampfer nach „Djurgärden" hinausfahren. Djurgärden, ebenfalls eine felsige, waldige Insel, vereinigt in sich den Wiener Wurstel-Prater, die Berliner Hasenhaide, das Hamburger St. Pauli, aber auch den Parktheil des Praters und des Berliner Thiergartens; nur ist alles, was die Natur betrifft, viel origineller, viel großartiger und ungezähmter. Als höchst eigenartige Schöpfung verdient „Skansen" das „Frilicht-Museum" erwähnt zu werden. Man denke sich einen ausgedehnten zoologischen Garten mitten in der Wildniß; dazwischen aber sauber gebahnte Wege, Park- und Garten-Anlagen mit Restaurants, und dann obendrein noch eine im Freien befindliche historisch-etnographisch-botanische Ausstellung. Alles aber bezieht sich lediglich auf die nordische Heimat. Die Thiere sind Bären, Rennthiere, Wölfe u. s. w., die Pflanzen nur heimatliche, in möglichster Vollständigkeit. In den Rasenhütten und Stangenzelten der Lappen und Finnen hausen diese ganz wie jenseits des Polarkreises. Dazwischen sehen wir einheimische Bauernhäuser aller Art, schwedische Fuhrwerke aus verschiedenen Jahrhunderten u. s. w. Manches in dieser permanenten, vaterländischen „Frilicht"-Ausstellung ist für den roheren Panopticum-Geschmack berechnet, vieles aber belehrend und gut ersonnen. Das Herrlichste jedoch bleibt die Natur von Djurgärden selbst, bleiben die unvergleichlich reizenden

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Blicke über die Stadt und ihre wildschöne Umgebung, wo vom Ackerbau wenig zu spüren ist. Eine Ausschau vom Aussichtsthurm „Bredablick" bietet ein Panorama, wie es wohl nur sehr wenige auf der ganzen Erde geben mag. Wohl waren auch die Aussichten von den Thürmen der Personen-Elevatoren in der Stadt, von „Maria-Hissen" und „Katarina-Hissen", sehr, sehr schön, aber an die stumm machende Pracht von Bredablick reichen sie nicht hinan. Hier muß auch Kristiania zurückstehen. Es ist wohl nicht so sehr die großartig eingebettete Stadt, die das Gemüth so bewegt, es ist vielmehr die heilige Unberührtheit, die schweigende Erhabenheit, die stille Einsamkeit der Natur, im Gegensatze zu der glanzvollen Kulturstätte, was so wirkt. Diese unermeßlichen, dunkeln Wälder, diese urtrotzigen Klippen, diese zahllos blinkenden und sich windenden Wasserstraßen, auf denen die ziehenden Schiffe sich bis zur Verlassenheit verlieren, das macht es! Und kommt das röthlich-gebrochene, träumerisch-weiche Licht des Abends dazu, da wird die Kehle eng und das Herz weit, und man fühlt sich so sehnsüchtig-verlassen und gleichzeitig so schwermüthig-glücklich, daß man gut und rein, wie in dieser Minute, dem Schöpfer immer nahe bleiben und gar nicht wieder zurück möchte in den Staub der Gewöhnlichkeit. — —

Die Reize der „Sjaltsjö" mit ihren stattlichen Bädern, den Mälar mit seiner Fülle von malerisch-anspruchslosen Landhäusern, in die auch der weniger Bemittelte im Sommer hinauszieht, in österem Wechsel sich hier oder dort einmiethend, die Königsschlösser Drottingholm und Griepsholm, all' diese wunderbar schönen Wasserstraßen, — das kann hier unmöglich alles geschildert werden. Man spürt nur immer den Wunsch: „Wärest du doch ein Stockholmer Kind!" Aehnliche Gefühle beschlichen einen freilich schon in Kristiania und Kopenhagen, sodaß man mit Recht von diesen drei Städten als von „Königinnen" reden darf. — Welcher von den dreien gebührt nun der Preis? Ja, das ist für Leute, die nicht Landeskinder sind, schwer zu sagen! Der Kultur-Gourmand würde sich vermuthlich auf die Dauer in Kopenhagen am wohlsten fühlen, der nach milderem Klima und nach den Bergen sich sehnende Mensch in Kristiania, und der, den es dann und wann nach einer anregenden Großstadt verlangt, dem aber das Leben inmitten einer unverfälschten Natur doch über alles geht, wird entscheiden: Der Preis gebührt Stockholm!

Nachdruck verboten.

Was der alte Jackl verzählt.

Von Julie Denk in München.

Zu Münka hab'n's Sach'n,
Da schaugst grad, mei Bua,
Selm Rössa mit Flügel'n;
No, luuf*) ma nur zua!

Am Fasinachtssunta,
Ja Sepp, da is g'west,
Da hamm's so a Gaudi,
A Maschkerafest.

Mit lustiga Musi
So ziahg'n's umanand;
O narret! Die Fazen,
Dös g'spaßige G'wand

Da sieh'g i dös neue,
Dös g'flügelte Vieh.
„Wem g'hör'n denn die Schimmeln?
Potzsternsapradi!

Die könna was leist'n,
Die thoan si net schwer."
„„Ja mei"", sagt a feiner,
A freundlicher Herr,

„„Die wern für die Dichter
Ganz exteri zog'n,
Js mancher mit so oan
Scho himmelhoh g'flog'n.

Und andre aa wieder, —
Es is oft a Schand, —
Die pflutschern erbärmli
Am Bod'n umanand.

Bei oan wird der Schimmi
Zum Goldfuchsen gar,
Do sellane Sachen,
Mei Liaber, san rar.

Weitehnder da kemma's
Wie d' Vögel in d' Mans,
Verlier'n alle Federn,
Schaug'n trübseli aus.

Dös kimmt meist vom Futtern"", —
Belehrt mi der Herr —
„„Die wöll'n nur an Lorbeer
Und den kriegst oft schwer.""

„Dös san ma die Rechten,"
So sag iazta i,
„So hoaklige Viacha
Waarn nie nix für mi!"

*) horch.

Nachdruck verboten.

Neues über Frauenarbeiten der Antike.

Von Dr. J. Stockbauer in Nürnberg.

Wer sich mit der Geschichte der Gewerbe und namentlich der Kunstgewerbe beschäftigt, muß täglich auf Ueberraschungen gefaßt sein, die sein früheres Wissen und Urtheil modifiziren, mitunter radical umstellen. Was ist doch alles über die Stickereien und Webereien der Griechen und Römer geschrieben worden, und wie hat man die Ausdrücke der Alten, ihre höchst unbestimmten terminologischen Bezeichnungen infolge Mangels aller thatsächlichen Beweisstücke mißverstanden und falsch erklärt! Die Gewandsäume der Griechinnen, wie sie uns auf Vasen-Bildern begegnen, hielt man für Stickereien; das Todtenhemd des Laertes, an dem Penelope so lange arbeitete, war natürlich ein Gewebe; die schönen Kleidergeschenke, welche die homerischen Helden aus den Händen einer Helena empfingen, waren gestickte Gewebe. Die Stickerei datirte bis vor kurzem aus dem 15., höchstens dem 16. Jahrhundert; die sogenannten Gobelins waren zuerst in Frankreich durch die tapissiers saracinois gefertigt worden.

Die Kenntniß der Gewebe und der textilen Künste überhaupt ging vor wenigen Jahren noch, soweit es sich um wirkliche Reste alter Technik handelte, nicht über das 10. Jahrhundert unserer Zeitrechnung zurück, und selbst das, was wir aus dieser Zeit an Reliquien-Umhüllungen und dergleichen besitzen, wurde einer strengeren Untersuchung selten preisgegeben. Wer kennt nicht die Geschichte mit den heiligen Windeln in Aachen?

Als man mit der fortschreitenden Thätigkeit der Gewerbe-Museen den technischen Künsten immer größere und umfassendere Aufmerksamkeit schenkte, als das einzelne Thätigkeitsgebiet strenger und wissenschaftlicher erforscht und behandelt, der Sinn für die Techniken im Zusammenhang mit der Kunst und der Tradition der Völker geweckt ward, und zahllose Monographien als werthvolle Bausteine von allen Seiten herbeigebracht wurden, da erweiterte sich allmählich unser Gesichtskreis; an die Stelle des Glaubens, an die hergebrachter Anschauungen und Ueberlieferungen traten berufene Kritik und sachmäßiges Studium, und mehr und mehr hob sich der Bau, den die Gelehrten unserer Museen aufrichteten aus edelm, wahrem und wissenschaftlichem Material, — der Bau, der die stolze Aufschrift trägt: Die Geschichte unseres Kunstgewerbes.

Eines der letzten Stockwerke, um bei unserem Vergleich zu bleiben, ist erst vor kurzem fertig geworden: jenes, das den Namen „Die textilen Künste" führt.

Lange hat man gezögert, diese Arbeit in festen Angriff zu nehmen. Die Schwierigkeiten waren eben zu groß. Die Ausdrücke der Alten waren, wie gesagt, dunkel und unbestimmt, und selbst wenn man dem fremdsprachigen Worte nachging und dieses bis auf seine Wurzel untersuchte, war oft so viel wie nichts gewonnen. Was hatte man davon, als man feststellen konnte, daß unser bekanntes Wort „Tauschiren" vom Italienischen Tausia, dieses vom Spanischen Atauxia und dieses von einem arabischen Worte stammt, dessen Wurzel decoravit, (decorare = verzieren), bedeutet? Was hat die technologische Wissenschaft gewonnen durch die Entdeckung, daß unser Wort „Bronze" vom Lateinischen bronzium und dieses vom Persischen baranz herkommt, das „glänzen" heißt? Noch viel schlimmer als auf dem Gebiete der Metall-Industrie, — wo übrigens heute noch gewisse Ausdrücke, wie das elektron der Griechen, nicht genügend erklärt sind (man hält dieses Wort theils für die Bezeichnung unseres Emails, theils für die einer besonderen Silber-Legirung), — stand es auf dem Gebiete der Textil-Industrie, da man eben zu wenig wirkliche Reste aus dem früheren Alterthum besaß; abgesehen davon, daß gerade die hier einschlägigen Techniken mehr den Frauen als den Männern zugänglich sind und von letzteren erst mühsam studirt werden müssen. Es ist das Verdienst des Wiener Professors Dr. Karabacek, hier einen geradezu epochemachenden Umschwung herbeigeführt zu haben. Beim Sammeln alter Kunstgegenstände aus dem Gebiete der Gewebe war man bisher auf Gelegenheit und Zufall angewiesen. Karabacek war der erste, der diesen Zufall zu corrigiren suchte.

Das Bedürfniß, für eine kritische Geschichte der Textil-Kunst ältere Reste als bisher aufzufinden und zu gewinnen, führte Herrn Karabacek auf den Gedanken, in jenem Lande Umschau halten zu lassen, das infolge seiner Bodenbeschaffenheit mehr als alle anderen Gegenden geeignet war, die alten Stoffreste in Begräbnißstätten zu erhalten, in dem heißsandigen Egypten. Der bekannte Kunst-Mäcen Graf in Wien ließ daraufhin die nöthigen Ausgrabungen veranstalten, und deren Ergebnisse waren die bekannten großartigen Funde von Achmim, denen später noch andere folgten. Nun hatte man ein zahlreiches Material, das bis ins 6. Jahrhundert unserer Zeitrechnung hinabreichte, und das nun weitere Schlüsse bis in die Frühzeit der griechischen Kultur zurück erlaubte.

Die wissenschaftlichen Forschungen wandten sich zunächst den größeren Stoffresten dieser Funde zu, das Resultat war ganz überraschend. Diese Stoffe sind nämlich großentheils gewirkt, und damit ist der Beweis erbracht, daß die Wirkerei oder Gobelin-Technik uralt ist, daß die Verzierungen an Gewändern griechischer Frauen, die wir an Malereien sehen, eingewirkt waren, und daß im Alterthum diese Technik die hauptsächlichste und erste war.

Die Stickerei blieb auf ein ganz minimales Feld beschränkt, und was davon in diesen Funden uns begegnet, ist im Kunstgewerbeblatt 1891 behandelt.

Die überraschenden Ergebnisse dieser Untersuchungen machten sich jetzt auch auf anderen Gebieten der textilen Kunst bemerkbar, so z. B. in der gründlichen Erforschung der alten Teppiche, wozu die vom österreichischen Handels-Museum vor einigen Jahren veranstaltete Ausstellung orientalischer Teppiche Veranlassung gab, und welche die Herausgabe eines Prachtwerkes zur Folge hatte, das in seinem bildlichen Theil noch unübertroffen ist und in seinem textlichen Inhalte vor zehn Jahren noch einfach unmöglich gewesen wäre.

Nachdem die egyptischen Stoffe ihre technisch-wissenschaftliche Behandlung gefunden hatten, wandte man sich auch den übrigen kleineren Gegenständen, die man in denselben Gräbern fand, zu, und hier traten namentlich Frauen ein. Hatte Professor Dr. Riegl in Wien, heute wohl die erste Autorität auf textilem Gebiete, schon 1891 die antiken Stickereien behandelt, so versuchte Frau Tina Fraunberger in Düsseldorf die Technik der in durchbrochener Flechtarbeit hergestellten Mützen, Schärpen u. s. w. zu behandeln. Mit mehr Erfolg und vollständig abschließend sind die genannten Kleinigkeiten von Frau Louise Schinnerer, Lehrerin an der k. k. Fachschule für Kunststickerei in Wien, in einem Werke behandelt, das den Titel „Antike Handarbeiten" hat und erst jüngst bei R. von Waldheim in Wien erschien.

Das vortreffliche, reich ausgestattete Werk theilt die genannten Kleinigkeiten in drei Kategorien: 1) durchbrochene Flechtarbeiten, 2) feste Borten und 3) Strümpfe. Die Resultate ihrer Forschungen sind folgende: 1) die durchbrochenen Flechtarbeiten werden heute noch bei den Ruthenen gearbeitet und sind altasiatischen Ursprungs; 2) die Borten werden in gleicher Weise mit einer höchst eigenthümlichen Vorrichtung heute noch in Bosnien gefertigt, und 3) die Strümpfe sind theils gestrickt, — die Strickerei ist also uralt, — theils genäht.

Professor Dr. Riegl bemerkt in der Einleitung zu diesem Werke mit Recht, daß es der Verfasserin gelungen sei, das Ueberleben uralter, wirklich antiker Techniken bis auf den heutigen Tag in der Volkskunst des europäischen Ostens und des Orients in einer Reihe von Fällen nachzuweisen; und hier wäre auch der Beweis geliefert, daß, wie die Gobelin-Weberei als die führende Technik im Alterthum sich erwiesen hat, so eine bestimmte Handarbeits-Technik, — eine mittels Flechtens hervorgebrachte durchbrochene Arbeit, — nicht bloß als die vornehmste Handarbeit in antiker Zeit galt, sondern in fortdauerndem Gebrauch im Mittelalter und in der neueren Zeit, sowohl in der bäuerlichen Volkskunst, als auch in städtischen, osteuropäischen Kreisen sich erhalten hat.

Nachdruck verboten.

Verlassene Saline in der Bretagne.

Zu dem Bilde von Eduard Spoerer in Düsseldorf.

Siehe Seite 97.

Einer der ärmsten, aber interessantesten Theile Frankreichs ist dessen nordwestlichste Halbinsel, die Bretagne. Die Berge der Bretagne zeichnen sich nicht durch ihre Höhe, sondern durch wilde Zerklüftung und Zerrissenheit ihres Granits und Thongesteins aus. Großartige Naturbilder bilden sich namentlich dort, wo die Felsen als wilde Steilküste zum brandenden Ocean abfallen. Dazwischen liegen wieder flache sandige oder sumpfige Buchten. In solchen wurde früher in erheblichem Maße die Salzgewinnung betrieben; aber die Concurrenz des Gebirgssalzes hat die Gewinnung des Seesalzes an vielen Districten beseitigt; die „Salzgärten", staffelförmige Beete, in denen man das Meerwasser durch Wind und Sonne verdunsten ließ, sodaß das Salz als Kruste zurückblieb, verödeten. Eine solche verlassene Saline, die bei le Croisic, zeigt unser stimmungsvolles Bild. Eine malerische, des Chlor-Natriums bedürftige Flora umwuchert in üppiger Fülle die Lachen; allerlei geflügeltes und kriechendes Gethier findet hier seine Nahrung. Unter grauem Himmel, im grellen Tageslicht ist der Strand reizlos, aber wenn die gebrochenen Lichter der Frühe oder des Abends darüber spielen, dann zeigen sich Farben-Effecte, die es wohl begreiflich machen, daß der Landschafter hier einen seiner Lieblingsplätze findet. v. C.

Nachdruck verboten.

Nausikaa.

Zu dem Bilde von G. D. Leslie in London. — Siehe Seite 101.

Wer kennte sie nicht, diese anmuthige Episode der Odyssee, wie Odysseus als Schiffbrüchiger in das Land der Phäaken verschlagen und hülfesuchend von Nausikaa, der Tochter Königs Alkinous, gastfreundlich aufgenommen wird? Nausikaa ist eine der reizendsten Gestalten der altgriechischen Sage, das Vorbild weiblicher Züchtigkeit, Lieblichkeit und hülfreicher Gesinnung. Leslie's, des bekannten modernen Interpreten unschuldiger weiblicher Schönheit, beschwingte Phantasie führt sie uns vor, wie sie nach dem Bad am Gestade von ihren Gespielinnen geschmückt wird. Hold-bescheiden, träumend und doch von dem Bewußtsein ihrer königlichen Würde erfüllt, läßt sie sich bedienen, und aus der liebevollen Sorgfalt, mit der dies geschieht, kann man schließen, wie freudig die jungen Mädchen sich ihr widmen, welchen Stolz der Anblick der geschmückten, schönen Herrin ihnen bereitet. — Das glückliche Fabelland der Phäaken leuchtet uns in seiner ganzen Herrlichkeit aus diesem Leslie'schen Bilde entgegen, und wir werden jener frohen Laune theilhaftig, in welcher der Dichter begeistert ausrief: „Und die Sonne Homer's, siehe! sie lächelt auch uns!" R. R.

Redactions-Post

Antworten.

Froschmirl. — Es war leider keine Auskunft zu erhalten.

Langjährige Abonnentin. — Die Auswahl ist sehr groß. Wir nennen Ihnen als anleitendes Werk besonders: Raupp, Katechismus der Malerei. Leipzig, J. J. Weber. Preis 3 Mk.

Lawntennis- und Golf-Freunde in Oesterreich. — Ueber die diesjährigen Lawntennis-Turniere in Homburg v. d. H. können wir Ihnen Folgendes mittheilen:

Am 15. Juli findet ein Turnier für die activen Offiziere der deutschen Armee und Marine statt, zu dem der deutsche Kaiser einen Ehrenpreis bewilligt hat. — Am 27. Juli beginnen die Golf-Turniere für Damen und Herren. — Dann finden am 20. August und an den nächsten Tagen folgende Concurrenzen statt:

I. ohne Vorgabe:

1) Einzelspiel für Herren, Herausforderungs-Preis, gestiftet von der Stadt Homburg. Vertheidiger: S. H. Hughes. 2) Doppelspiel für Herren.

II. mit Vorgabe:

3) Einzelspiel für Herren, 4) Doppelspiel für Herren, 5) Damen- und Herren-Doppelspiel, 6) Doppelspiel für Damen, 7) Einzelspiel für Damen; 6 u. 7 nur bei genügender Betheiligung.

Anmeldungen zu den letzteren Concurrenzen sind bis zum 17. Aug., abends, bei Herrn F. v. Schoeler, Cur-Direction, Homburg v. d. Höhe, zu machen.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin und Wien. — Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Paul Logemann in Wien. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Erstes Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. Juli 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 13.

Aus der Berliner Gesellschaft.

Nach einer Photographie von Albert Meyer, Hof-Photograph, Berlin.

Unter dem Protectorate J. H. der Frau Prinzessin Aribert von Anhalt und dem Vorsitze von Miß St. Aubin vereinigte sich noch nach Schluß der Saison in der Philharmonie die deutsche mit der englischen Gesellschaft Berlins zu einem großen Fest, dessen financielles Erträgniß für den Fonds zur Kaiser Friedrich-Gedächtniß-Kirche bestimmt war. Junge Töchter der Berolina und solche Albions, daneben zumeist Offiziere des 4. Garde-Regiments z. F. ließen hier durch künstlerische Darstellungen eine elegante Menge den draußen längst in voller Pracht eingezogenen Frühling vergessen. J. H. die Frau Prinzessin von Anhalt beehrte das Fest mit ihrem Besuche; in Vertretung J. Maj. der Kaiserin war deren Oberhofmeisterin, Gräfin Brockdorff, erschienen. Unter den Darbietungen des Abends erwähnen wir zunächst ein, von Dilettanten vortrefflich wiedergegebenes Lustspiel „Uncle's Will;“ daran schlossen sich als Illustration englischer Volkslieder gedachte „Lebende Bilder“. In den Pausen herrschte an den von liebenswürdigen Mädchen und Frauen der Gesellschaft verwalteten Büffets reges Treiben, und schließlich lockte Vörös Miska's Zigeuner-Kapelle zum Tanze. Das bis ins kleinste vortreffliche Gelingen aller Arrangements des Abends darf um so mehr bewundert werden, als die Leitung der Veranstaltung allein in den Händen von Miß St. Aubin lag. Nur bei dem Stellen der „Lebenden Bilder“ betheiligten sich die Urheberin der diesen „Bildern“ zu Grunde liegenden Original-Zeichnungen, wie die Herren Bildhauer Hugo Cauer und Maler Rudi Rother.

Unsere Illustration bringt die Hauptgruppe aus dem Bilde „Caller Herrin“. Nach dem Begleittext bittet die junge Fischerfrau den lächelnden Kavalier sorgenvoll um den Ankauf ihrer mit Todesgefahr der See abgerungenen, unscheinbaren Waare:

„Oh! Ye may call them vulgar far' in,
Wives and mothers must despair in!
Call them lives of men.“

G. v. L.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Die kaiserlichen Prinzen haben, wie bekannt, eine englische Gouvernetz, an der sie mit großer Zuneigung hängen. Jüngst feierte die Dame ihren Geburtstag, und nicht nur das deutsche Kaiserpaar stellte sich mit Geschenken ein, sondern auch die Prinzen suchten ihrer Lehrerin eine besondere Freude zu machen. Unter den Gaben fiel der Erzieherin ein unscheinbares Pappschächtelchen auf. „Was ist denn das?“ fragte sie erstaunt und nahm es in die Hand. Der siebenjährige Prinz Oscar aber warf sich stolz in die Brust: „Das ist von mir!“ „Es ist ja aber leer?“ sagte die Lehrerin. „Ja“, entgegnete der Prinz, „heute ist es noch leer, aber morgen zieht Papa mir den ersten Zahn, und die Schachtel ist für den. Denn den gebe ich Dir!“ Am nächsten Tage brachte der kleine Prinz seiner Erzieherin wirklich freudestrahlend den kleinen Zahn, und jetzt trägt sie ihn als Berloque am Armbande.

— Die bekannte Schriftstellerin Frau Marie von Borch erlag in Friedenau bei Berlin einem lang andauernden Leiden. Frau von Borch hatte sich durch Uebersetzungen aus dem Schwedischen und Norwegischen, so besonders durch Uebertragung der Bühnenwerke von Henrik Ibsen, in Deutschland einen Namen gemacht.

— Der „Vaterländische Frauen-Verein“, dessen Organisation bekanntlich das ganze deutsche Reich umfaßt, gedenkt neben der Vorbereitung für Kriegsthätigkeit und der Hülfeleistung in Krankheits- und Nothfällen nunmehr auch die Gesundheitspflege in sein Arbeitsgebiet aufzunehmen. Die ersten einleitenden Schritte hierzu haben bereits stattgefunden.

— Der Central-Hülfsverein der „Deutschen Adels-Genossenschaft“ bittet Familien auf dem Lande, die gesonnen sind, Kindern von unbemittelten adeligen Familien während der Ferien in ihrem Hause eine Erholungsstätte zu gewähren, ihre Adressen freundlichst dem Bureau, Mittelstr. 26/27, einsenden zu wollen.

Breslau. — Kultusminister Dr. Bosse hat zum ersten Male einer Dame, der Tochter eines schlesischen Geistlichen, die Erlaubniß ertheilt, an einem preußischen Gymnasium das Abiturienten-Examen abzulegen. Die junge Dame hatte sich mit ihrem Ansuchen zunächst an das Breslauer Provizial-Schulkollegium gewendet, von diesem jedoch einen abschlägigen Bescheid erhalten.

Erfurt. — Die Schluß-Sitzung des zu Erfurt tagenden, zumeist von Geistlichen, Universitäts-Professoren u. s. w. besuchten, diesjährigen „Evangelisch-Sozialen Kongresses“ erhielt besondere Bedeutung durch einen Vortrag, den Frau Elisabeth Gnauck-Kühne über „Die soziale Frage der Frauen“ hielt. Bis zum letzten Augenblicke bestand in der Versammlung eine lebhafte Strömung dagegen, daß hier eine Frau das Wort ergreife, und umso überwältigender war nachher der Eindruck der Rede. Auf die Aufforderung des Vorsitzenden erhob sich die Versammlung zu Ehren der Sprecherin von ihren Sitzen; ferner erklärte der Kongreß sich in einer besonderen Resolution mit dem gehörten Vortrage einverstanden. Aus der Rede von Frau Gnauck-Kühne meinen wir hier die nachstehenden Leitsätze hervorheben zu sollen: 1) Jeder Versuch einer Aufhebung der Differenzirung zwischen Mann und Frau ist naturwidrig, also aussichtslos. 2) Der natürliche Beruf der Frau ist der innere Gehalt der Mutterschaft. Also gehört der Frau ein großes Stück der Erziehung, das Recht der Frauen- und Kinder-Aerztin, das Recht auf öffentliche Stellung in dem erziehlichen Theile des Gemeindelebens, Armenpflege, Zwangserziehung u. s. w., auch an leitender Stelle. 3) Im letzten Schuljahre müßte an den Mädchen-Schulen ein hauswirthschaftlicher Cursus im weitesten Sinne stattfinden, und daran hätte sich dann der Besuch einer der weiblichen Fachschulen, die Universität mit einbegriffen, anzuschließen.

Wien. — Einer der eifrigsten Vertreter der Frauenrechte, Professor B. Brühl, der seit einem Vierteljahrhundert vor weiblichem Auditorium über Anatomie liest, hielt auf Veranlassung des „Vereines für erweiterte Frauenbildung“ am Vorabende seines 75. Geburtstages einen Abschieds-Vortrag. Der berühmte Anatom hatte für diesen als Thema „Die Frau Fin de siècle, wie sie sein soll“ gewählt. Er führte aus, daß die Frau zu jeder geistigen Arbeit eben so befähigt sei als der Mann und daß ihre „geistige Inferiorität“, die man aus dem geringeren Gewicht ihres Hirns folgerte, in den Bereich der Fabel zu verweisen sei; rügt es aber, daß sie ihren eigenen Interessen zu theilnahmlos gegenüberstehe. — Den radicalen „Frauenrechtlerinnen“ gegenüber erklärt der greise Gelehrte, daß die Frau nicht active Politik treiben dürfe, weil die Thätigkeit der Politikerin sich nicht mit den Pflichten der Hausfrau und Mutter vereinigen lasse, und stellte schließlich Ibsen's Nora als Typus der Frau hin, wie sie nicht sein soll.

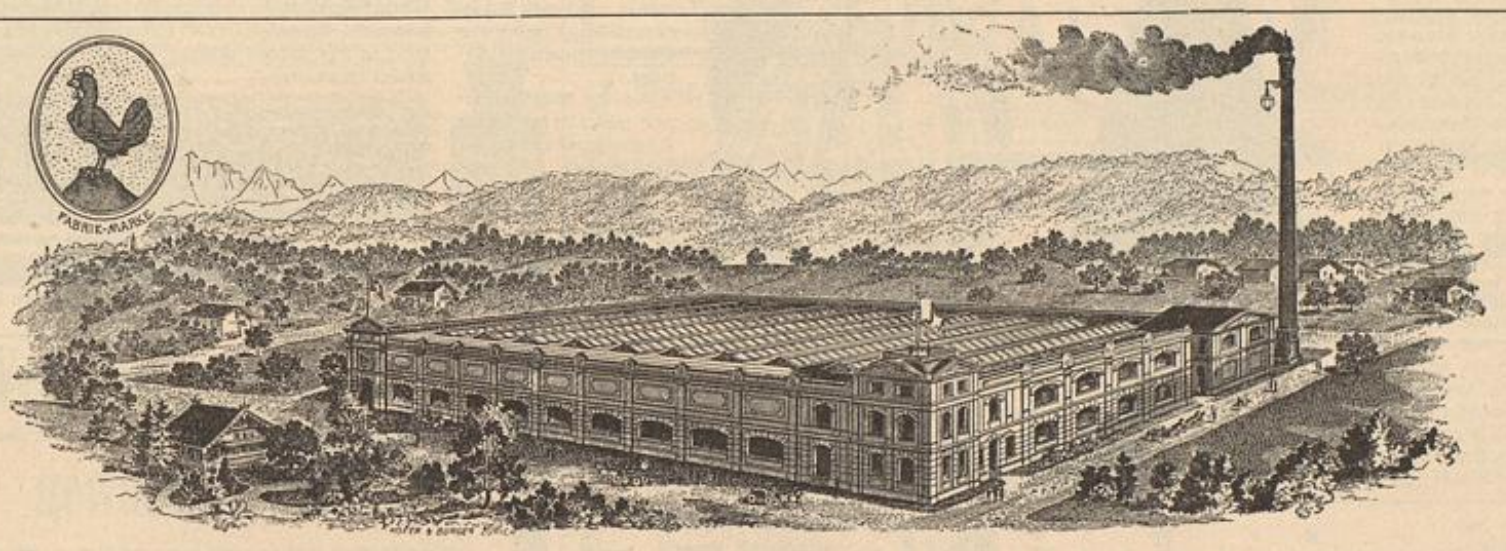
— Im Juli k. J. wird das Schwesterschiff des „Monarch“, das Küsten-Vertheidigungsschiff „Wien“ in Triest vom Stapel laufen. Einige hochgestellte Damen haben sich zu einem Comité constituirt, das unter Wiens Frauen eine Sammlung einleiten will für eine Ehrenflagge, welche den Mast des „Wien“ zieren soll. In Italien ist es von Alters her Sitte, daß kein Schiff die Taufe empfängt, ohne eine Festgabe aus Frauenhänden zu erhalten.

London. — Ungemein vielseitige geistige Interessen und Veranlagungen entwickeln immer mehr die Damen des englischen High life. Die Prinzessin von Wales beschickt in diesem Jahre die Londoner Gemälde-Ausstellung mit zwei Landschaften. Prinzeß Beatrix von England hat kürzlich mehrere noch ungedruckte Lieder Disraeli's in Musik gesetzt. Außerdem giebt es mehrere ganz hervorragende Journalistinnen unter den Aristokratinnen Großbritanniens. Die Gräfin von Aberdeen schreibt glänzende Leitartikel, die Gräfinnen von Jersey, Münster und Mar sind alle politische Mitarbeiterinnen der hervorragendsten englischen Blätter. Die Herzogin von Southerland ist Verfasserin reizender Novelletten; Lady Henry Somerset liefert ihrem eigenen Blatte wöchentlich einen beachtenswerthen Artikel. Lady Meath und die Gräfin von Warwick behandeln in ihren Schriften zumeist die sociale Frage, und die Ladies Jenne, Lawleß und Lindsay thun sich ebenfalls als Journalistinnen hervor.

— In Manchester starb, fünfzig Jahre alt, Miß Emily Faithful. Die Verstorbene war die Tochter eines Geistlichen. Schon in jungen Jahren interessirte sie sich besonders dafür, wie den Frauen weiter angelegte Arbeitsgebiete zu erschließen seien. Sie gründete deshalb eine Buchdruckerei, in der ausschließlich Frauen beschäftigt waren. Das von ihr in Druck gelegte Werk „Victoria Regia“ verschaffte ihr den Titel einer Kgl. Buchdruckerin. Seit 1863 gab Miß Faithful im Interesse der Frauenbewegung das „Viktoria Magazine“ heraus. Die Königin erkannte ihre selbstlosen Bestrebungen an und schenkte ihr im Jahre 1888 ihr Bildniß mit eigenhändiger Unterschrift. Bald darauf bekam Miß Faithful auch eine Staatspension.

Oxford. — Der berühmte Dozent der Universität von Oxford, Professor Max Müller, hat sich jüngst in beachtenswerther Weise über die Frage des Frauenstudiums geäußert. „Ich war früher ein entschiedener Feind des Frauenstudiums,“ sagte er, „jetzt aber halte ich dasselbe für eine der größten Errungenschaften unserer Zeit. Es ist ein Vergnügen, die jungen Mädchen beim Studieren zu sehen. Junge Männer arbeiten so wenig sie können, junge Mädchen so viel sie können, ja meist sogar zu viel. Außerdem ist ihre Art zu lernen systematischer und ihr Können daher gründlicher. Ich wünschte, die Männer würden in sich gehen und von den Mädchen lernen — wie man lernt.“

Paris. — Wohl die bedeutendste Journalistin Europas, zugleich eine der interessantesten Erscheinungen der literarischen Welt der Seinestadt, ist die noch junge Pariserin Mme. Severine. Für drei her-



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich.

empfiehlt:

Henneberg-Seide

Nur ächt, wenn **direkt** ab **meiner** Fabrik bezogen —

schwarz, weiß und **farbig** von **60 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v. Mk.	1.85—18.65	**Seiden-Grenadines**	v. Mk.	1.35—11 65
Seiden-Bastkleider per Robe	„ „	13.80—68.50	**Seiden-Bengalines**	„ „	1.95— 9.80
Seiden-Foulards	„ 95	Pfge.— 5.85	**Seiden-Surahs**	„ „	1.35— 6 30
Seiden-Masken-Atlas	„ 60 „	— 3.15	**Seiden-Faille française**	„ „	2.45— 9.85
Seiden-Merveilleux	„ 75 „	— 9.65	**Seiden-Crêpe de Chine**	„ „	2.35—10·90
Seiden-Ballstoffe	„ 60 „	—18.65	**Seiden-Foulards japan.**	„ „	1.45— 5.58

p. Meter.

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. **porto- und steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

vorragende Zeitungen „Figaro“, „Gil Blas“ und „Gaulois“ schreibt sie allwöchentlich Leitartikel.

Neapel. — Demnächst wird hier eine Damen-Regatta stattfinden. Dem Regatta-Club, der die Wettfahrten veranstaltet, gehören die Prinzessin Antuni, Prinzessin Drago, die Herzogin von Gallese, die Fürstinnen von Faustino, die Marquise Montaldi, Gräfin Rusconi, Marquise Sanfelice u. a. Damen des italienischen High life an.

Lissabon. — Wenig bekannt geworden ist es, daß der König von Portugal sich jüngst in ernster Lebensgefahr befand, aus der ihn die Geistesgegenwart seiner Gemahlin rettete: Viele Tausende waren zum Stierkampfe auf dem Campo Pequeno zusammengeströmt. Alle Blicke folgten der Gestalt des Toreadors, welcher mit dem wüthenden Stiere kämpfte. Da plötzlich erhebt sich die der Königlichen Loge gegenüber sitzende Menschenmenge und sendet Schreckensrufe zu dem Könige hinüber. Die Königin blickt auf; eben hat sie noch Zeit, den mit aller Wucht auf das Haupt ihres Gemahls niedersausenden Flaggenmast mit starker Hand aufzufangen und den tödtlichen Schlag abzuwenden! Der Sturm hatte den oberhalb der Königlichen Loge angebrachten Hauptmast gebrochen; derselbe fiel mit seinem oberen Ende und der schweren, daran befestigten Holzkugel gerade auf den König, welcher ohne das muthige Eingreifen der Königin unfehlbar getödtet, oder doch schwer verletzt worden wäre.

Kairo. — In Dahschur in Egypten wurde vor kurzem in zwei neuentdeckten Gräbern ein großartiger Goldfund gemacht, der an Werth noch den bekannten Pharaonen-Schatz übertrifft. Wie die aufgefundenen Kartuschen zeigen, haben die Goldsachen den Prinzessinnen Ita und Kummin gehört, die zur Zeit des Pharao Amenembat II, ungefähr um das Jahr 2400 v. Chr., lebten. Die nachfolgenden Stücke dürften die hervorragendsten der Sammlung sein: Ein Goldschmuck in Filigran-Arbeit, der als Central-Medaillon ein Mosaik trägt, das einen liegenden Ochsen darstellt. Ferner ist eine Anzahl aus Goldperlen bestehender Halsbänder zu erwähnen, die zusammen 2120 Goldperlen enthalten, Armbänder, goldene, mit Smaragden, Lapis Lazuli u. s. w. eingelegte Tigerklauen, Sperberköpfe und die verschiedenartigsten anderen Schmucksachen.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Interessantes Material vereinigte eine Toilette, die wir jüngst auf einem der großen Rennen bewunderten. Rock und Jacken-Taille bestanden aus kornblumenblau und schwarz changirender Seide, nur daß an dem Rocke das Schwarz, an der Taille das Blau vorherrschte. Der Rock zeigte bei der jetzt beinah typischen Form mit Röhrenfalten die Vorderbahn durch sechs große Rosetten vom Stoffe der Taille belebt. Die Taille selbst öffnete sich über einem Chemiset aus gelblichem Krepp und Spitzen und schien besonders bemerkenswerth durch die doppelt über einander gelegten Revers, von denen der untere sich hinten wie seitwärts abrundete, der obere sich spitz gestaltete. Revers wie unterer Taillenrand waren mit schmalen schwarzseidenen Litzen in Art der Herrenröcke eingefaßt; gleiche Litzen deckten auch die Nähte. Zwei große, bräunliche Bast-Rosetten, denen sich tief herabfallende Kornblumenbüschel anschlossen, bildeten mit einem gleichen, vorn hochstehenden Strauße die Garnitur des kleinen Toque-Hutes. A. Gr.

Heringsdorf. — Was vor einigen Jahren als ausschließliche Tracht für das Seebad galt, blusenartige Taillen und stark kontrastirende Farben-Zusammenstellungen, ist der allgemeine Charakter der diesjährigen Sommer-Mode geworden. Die Strand-Kostüme unterscheiden sichdeshalb auch nur wenig von den Promenaden-Toiletten, höchstens daß man bei jenen in der Verwendung verschiedener Farben etwas weiter geht, als man es in der Stadt wagen würde. An einer hübschen Toilette, die hier sehr gefällt, wurde die Taille mit engen Aermeln aus buntem, orientalischem gauffrirten Krepp, durch eine ausgeschnittene, mit halblangen Bauschärmeln versehene Bluse aus schwarzem Taffet ergänzt. Diese erschien um den Ausschnitt leicht eingereiht und auch auf den Achseln durch mehrmaliges Einreihen anliegend gestaltet. Vorn blieb in einem handbreiten Streifen die bunte Taille sichtbar; vier Spangen vom Stoffe der Bluse, je von einem goldenen Knopfe gehalten, spannten sich darüber, an beiden Seiten waren zwischen jeder Spange vier winzige Goldknöpfchen angebracht. Zu dieser originellen Bluse wurde ein ganz einfacher moosgrüner Cheviot-Rock getragen. Der große, wirklich schützende Hut bestand aus weißem Mull und Spitzengefältel und war vorn mit breiter Mullschleife und einer rothen Rose geschmückt. C. E.

Anzug mit Blusentaille für den See-Aufenthalt.

Tricot-Taille für Ruder- oder Tennis-Sport.

Norderney. — Für Ruder- und Tennis-Kostüme bevorzugt man noch immer die dehnbaren Tricot-Gewebe, die ohne jede Garnitur bleiben und sich deshalb ziemlich unabhängig von der herrschenden Mode erhalten. So bildet starke Maschinen-Strickerei in lichtblauer Wolle die einfache Taille unserer Darstellung, die sich gerade wegen ihres festen Anliegens ebenmäßigen Gestalten sehr vortheilhaft erweist. Der Schluß wird seitlich unter dem Arm und auf der Schulter theils durch Haken theils durch Knöpfen bewirkt. Die Aermel-Manschetten sind aus feiner Strickerei hergestellt. Am Halse vervollständigt die Taille eine Garnitur aus Krepp, um die Taille schlingt sich ein breites Seidenband, das beliebig hinten oder seitwärts zur Schleife geknüpft wird. Flott und kleidsam erscheint die Schirm-Mütze aus weißem, buntgesticktem Tuch mit Pompon. C. E.

Paris. — Jugendlich und chic in der Wirkung, bietet das reizvolle Modell in Form und Material alles, was die herrschende Saison vornehmlich charakterisirt. Zunächst sei betont, daß die hochsommerliche Mode auch für die Straße den kleinen viereckigen Ausschnitt gestattet. Die blusenartige Taille aus einfarbigem grünen Krepp hebt sich wirkungsvoll ab von dem hellfarbenen blumengestickten Musselin des Glocken-Rockes und der mächtigen Ballon-Aermel. Lange, bis auf den Rocksaum flatternde Schleifenenden aus crèmefarbenem Atlasband markiren die Vorderbahn des Rockes, gehalten von gleichfarbenen Guipure-Bandeaux, die sich tragbänderartig auf der Taille fortsetzen. Hut und Schirm harmoniren mit der Farbe des Kleides. Vollerblühte, rothe Rosen nebst Büscheln grüner Blätter, vereint mit breiter Valenciennes-Spitze, geben dem Hut sein eigenartiges Gepräge.

— Der Begriff „Aermel“ gehört bei den Pariser Damenhemden schon der Tradition an. Die modernen Formen, und ganz besonders jene für decolletirte Toilette bestimmten, weisen nicht die Spur eines Aermels auf, sondern ersetzen denselben einzig durch eine Bandschleife, die zuweilen, wie bei unserer zweiten Darstellung, weit unter der Achsel ansetzt. Bei diesem Modell ist auch der vorn herzförmige Ausschnitt durch eine Schleife zusammengefaßt. Valenciennes-Spitze, von schmalem Durchbruch-Börtchen begrenzt, ergiebt die Garnitur, die sich auch als unterer Abschluß wiederholt, ein Zeichen, daß das Hemd über dem Beinkleid getragen werden soll und so zugleich einen der Unterröcke ersetzt. Die zweite Form ist mit einer gekrausten Berthe aus feinster Madeira-Stickerei ausgestattet. Ein Streifen aus gleichem Material umgiebt den unteren Rand. — Aeußerst reiche Garnitur weist ein Batist-Nachthemd auf. Der Stoff erscheint vorn chemisetartig in Falten geordnet und im Taillenschlusse durch eine Bandschleife zusammengefaßt. Seitwärts ist dieses Band durch Einschnitte geleitet, sodaß sich durch das Zusammenziehen auch hier regelmäßige Falten bilden. Der Schluß ist links seitlich unter der Bretellen-Garnitur aus Stickerei-Volants und gleichem Einsatz angebracht. Einsatz und Stickerei umgiebt auch den winzigen runden Halsausschnitt wie den halbweiten, über dem Handgelenk eingekrausten Aermel. Hier sowohl als an dem Ausschnitt wird die Garnitur durch eine Bandschleife vervollständigt. B. de G.

Pariser Damenhemden.

London. — Das „drawing-room“, der Empfangstag der Königin von England im Buckingham-Palast, gestaltete sich in diesem Jahre besonders glänzend, sowohl durch die Schar junger Schönheiten, als durch den märchenhaften Glanz und Zauber der Toiletten. Fordert die Etiquette auch einen ganz bestimmten Stil für das court-gown, so darf doch das Dichterwort gelten: „Bildsam ändere der Mensch selbst die bestimmte Gestalt.“ Die Wirkung wunderbarer Stoffe und Farbentöne, kostbarster Spitzen und edelster Steine, selbst die Poesie des herabwallenden Schleiers wurde diesmal fast in den Schatten gestellt durch die verschwenderische Fülle der Blumen als Toiletten-Schmuck, frischer, duftender Blumen in ihrer heiteren, lebensvollen Frühlingspracht. Guirlanden, von kunstgeübter Hand gewunden, auch wohl breiten Bandschärpen aufgesetzt, schmückten das glatte Tablier des Unterkleides, riesige Sträuße lagen, leicht hingeworfen, auf den langen Bahnen der Cour-Schleppe, Blumen-Arrangements, mit Bandschleifen untermischt, umgaben den häufig eckigen Ausschnitt der Taille, schmiegten sich in die mächtigen Aermel-Puffen und schlossen den Gürtel, den oft eine Blätter-Guirlande bildete. Ueberragt von stolzen Straußfedern zierten sie auch das Haar, fast verschwindend in den krausen Wellen, — dazu in den kleinen Händen übergroße Sträuße, mit flatternder Band-Schleife geschmückt! Ueberall blühendes duftendes Leben von schönheitskundigem Sinn in feste Formen gebannt: „Alle Gestalten ähnlich und keine gleichet der anderen.“ M. G. C.

Toilette aus changirender Seide mit Jackentaille.

Elegante Toilette mit abstechender Taille.

Handarbeiten

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Unter dem Namen Kombi ist ein photographischer Taschen-Apparat in den Handel gebracht, der wegen seiner einfachen Handhabung, seines

Eine Sehenswürdigkeit Luzern's

sind die grossen

Magazine der Seidenstoff-Export-Firma Schweizer & Co.

Seidenstoff-Proben — grosse — unserer Vorräte in **schwarz, weiss** und **farbig** von 55 Pfge. bis 20 Mark per Meter senden wir auf Verlangen umgehend an jedermann und fügen zur Bequemlichkeit der geehrten Damen **frankierte Retour-Adressen** bei.

☛ Die **gewählten Stoffe** senden wir **porto- und steuerfrei** in die Wohnung, in jedem beliebigen Quantum.

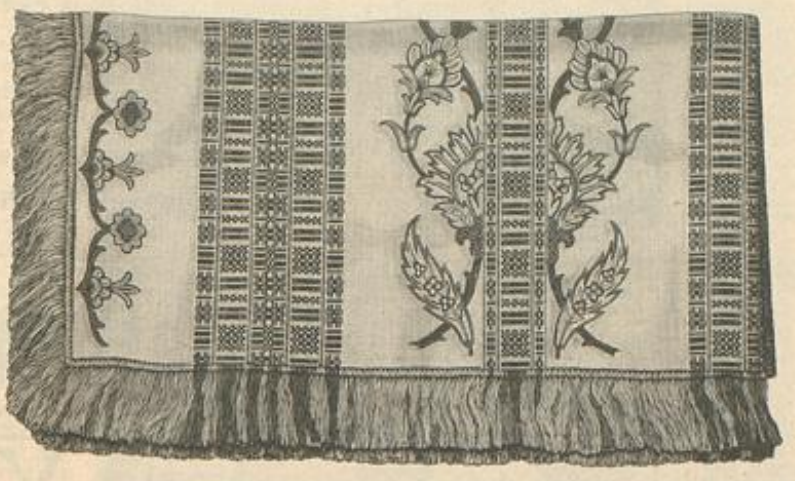
Schweizer & Co., Luzern (Schweiz),
Seidenstoff-Export.

Das „Luzerner Tageblatt“ schreibt darüber:
»Zu den **Pracht-Magazinen,** wie wir sie im Verwaltungsgebäude der Gotthardbahn, in der Alpenstrasse und in den »Vier Jahreszeiten« bisher schon gehabt, hat sich im letztgenannten Gebäude nunmehr ein neues gesellt: das grosse **Seidenwaren-Magazin der Herren Schweizer & Co. Diese Züricher Seidenstoff-Fabrikations-Firma** hat die sämtlichen Gewölbe der Ostfront der »Vier Jahreszeiten« in eine grosse Verkaufshalle umgewandelt und stellt ihre Waren in 7 Schaufenstern (6 östlich und 1 nördlich) dem Publikum zur Schau und zum Verkauf aus. Es ist eine wahre Augenweide, neben den glänzend schwarzen, schweren Seidenstoffen die hochmodernen farbigen und diversen Phantasiestoffe zu sehen. Können schon die Augen der Männer an diesen hübschen Farbengebilden sich nicht satt sehen, welche Verlangen müssen erst im weiblichen Herzen beim Anblick all' der Herrlichkeiten erwachen! Nach den auf sämtlichen ausgestellten Gegenständen angebrachten Preisen zu schliessen, scheint das Geschäft der Herren Schweizer & Co. ebenso für die goldstrotzende Börse der hocharistokratischen englischen Lady wie für das bescheidenere Portemonnaie der bürgerlichen Hausfrau eingerichtet zu sein. Einen Besuch des Schweizerschen Magazins darf auch diese Letztere nicht unterlassen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

geringen Gewichtes, seiner sauberen Arbeit, nicht zum Geringsten auch seines niedrigen Preises wegen, der Photographie als Liebhaberkunst gewiß viel neue Freunde und Freundinnen zuführen wird. Namentlich ist der Kombi für die Reise zu empfehlen, denn er läßt sich leicht und bequem in jeder Tasche tragen, da er nur 4 cm breit, ebenso hoch und 5 cm lang ist und mit Füllung — einem Film für 25 Bilder — 150 Gramm wiegt. Die solide Herstellung aus bestem Material und die einfache Construction gewährleisten die größte Dauerhaftigkeit. Ein einziger Druck mit der Feder genügt, um ein Bild zu erzielen, das, trotzdem es nur 3 cm im Quadrat oder Durchmesser bei runder Form mißt, sich doch durch Klarheit und Schärfe auszeichnet. Der Fabrikant — Alfred C. Kemper in Chicago — hat den Namen Kombi gewählt als Abkürzung von Kombination, weil der Apparat eine Camera mit einem Stereoscop vereinigt. Copirt man nämlich die Negativ-Bilder auf durchsichtige Collodium-Häutchen und zieht sie auf dem Walzenhalter auf, so erscheinen sie, durch die wie ein Vergrößerungsglas wirkende Linse betrachtet, vollkommen klar und deutlich. Der Preis des Kombi in einem Kasten mit Calico-Bezug und Füllung für 25 Aufnahmen beträgt 15 Mark, ein neuer Film, d. h. die Wiederfüllung des Apparats für 25 Bilder, kostet 1 Mark. O. A.

— Als ein besonders glücklicher Gedanke muß es bezeichnet werden, die farbig gemusterten Leinendecken für den Eß- oder Servirtisch, wie sie im Handel vorräthig sind, noch mit Handarbeit auszustatten. Unsere Vorlage aus kräftigem weißen Leinengewebe zeigt dunkelblaue eingewebte Streifen von 15 und 7 cm Breite, bereichert durch buntfarbige Leinenstickerei. Diese schließt sich zu beiden Seiten der schmalen Borte derart an, als seien die Formen der Stickerei in der Mitte durchschnitten und durch die gemusterte Borte aus einander geschoben. Die Längseiten der Decke begrenzt eine schmale gestickte Verzierung, von der wir einen Theil naturgroß wiedergeben. Sämmtliche Contouren der Blumen und großen Blätter sind mit hell- und dunkelblauem Garn im Stielstich, stellenweise auch im Plattstich gearbeitet; die in den gleichen Farben gehaltenen Ranken und Stiele markiren sich in Kreuznaht. Adern und Füllungsstiche verschiedener Art erscheinen mit weißem flax thread ausgeführt, dem sich hin und wieder gelbe Filoselle-Seide gesellt. Für die kleinen Sternblu-



Leinen-Decke mit gestickten und gewebten Borten.

Stiel- und Kreuznaht-Stickerei zur Decke.

(Fortsetzung im zweiten Beiblatt.)

Foulard-Seide

sowie weisse, schwarze u. farbige Seidenstoffe jed. Art zu wirkl. Fabrikpreis. unter Garantie f. Aechtheit u. Solidität von 55 Pf. bis M. 15 p. M. porto- u. zollfrei ins Haus. Beste und direkteste Bezugsquelle für Private. Tausende v. Anerkennungsschreiben. Muster fco. Doppelt. Briefporto nach d. Schweiz.

Adolf Grieder & Cie., Seidenstoff-Fabrik-Union, **Zürich**

Königl. Spanische Hoflieferanten.

PARFÜMERIE LOHSE

Hervorragende Neuheit:

Edelveilchen

der köstlichste Veilchenduft, dem frisch gepflückten Veilchen gleich.

Gustav Lohse, BERLIN W. 45/46 Jägerstrasse 45/46

Königlicher Hoflieferant.

Käuflich in allen Parfümerie-, Galanterie- und Drogen-Geschäften, sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes.

Man verlange der Crown Perfumery Co. köstliches neues Parfüm

CRAB-APPLE BLOSSOMS

und die CROWN

LAVENDER SALTS.

Noch niemals sind Toiletten-Artikel in den Handel gebracht worden, welche mit so grossem Enthusiasmus aufgenommen wurden, als das **Crab-Apple Blossom Parfum** (Wilde Apfelblüten) u. die **Crown Lavender Salts** (Erfrischendes Riechsalz). Diese Parfums sind die beliebtesten der distinguirten Gesellschaft aller Länder der Erde. Käuflich bei **Gustav Lohse**, Berlin W, sowie in allen feineren Parfumerien Deutschlands. General-Vertreter: **Hugo Oppermann**, Berlin SW, Lindenstr. 37.

The Crown Perfumery Co., 177 New Bond Street, London.

Wer sich nur einmal

mit Bergmann's Lilienmilch-Seife

gewaschen hat,

wird sich überzeugt haben, dass man nur beim Gebrauche dieser mildesten aller Seifen einen zarten, weissen, rosigen Teint erhält und nach kurzer Zeit sämmtliche Sommersprossen sowie alle Hautunreinigkeiten verschwinden. Er wird diese

Bergmann's Lilienmilch-Seife

von **Bergmann & Co.,**

Zürich **DRESDEN-RADEBEUL** **Tetschen a/E.**

allen andern Toilette-Seifen vorziehen.

Vorräthig à Stück 50 Pf. in den meisten Apotheken, Droguerien, Parfümerie- und Seifengeschäften.

Man verlange ausdrücklich mit

Schutzmarke:

Zwei Bergmänner;

Zwei Bergmänner

denn es existiren miserable Nachahmungen.

Strickgarne

kauft man am besten u. billigsten von dem

Strickgarn-Special-Geschäft

Gust. Becker jr., Witten a. d. Ruhr

Auswahl in 34 verschiedenen wollenen, 10 halbw. (Merinos) u. 15 baumwoll. Qualitäten.

Man verlange gütigst Muster und Preis-Liste.

Beste und billigste Bezugsquelle für

Musikinstrumente

Violinen, Bratschen, Cellos, Contrabässe, Flöten, Piccolos, Clarinetten, Cornets, Trompeten, Signalhörner, Trommeln, Zithern, Accordzithern, Guitarren, Mandolinen, Symphonions, Polyphons, Orphenions, Musikautomaten, Aristons, Piano-Melodico, Phönix, Harmonikas, Mundharmonikas, Ocarinas, Drehpianos, Harmoniums, Saiten, Stimmgabeln, Metronome, Taktstöcke, Notenpulte, Noten.

Jul. Heinr. Zimmermann,

Musikexport, Leipzig.

Neue illustrirte Preisliste gratis.

Kleider-Sammet

(Velvet)

sowie **Möbelplüsche** aller Art liefert zu Fabrikpreisen direkt an Private

E. Weegmann,

Plüschweberei und Färberei,

Bielefeld.

Muster bereitwill. franco gegen franco.

E. Meier, Augsburg D. 42.

Specialität:

Neuheiten von Tafelgeräten

empfiehlt:

Reizende Salatbestecks mit gewundenem Griff, best versilb., Lasse gold M. 4.—; vernickelt, Lasse gold M. 2.50 das Paar.

Neues praktisch. Limonadeglas m. Deckel, Löffel u. Halter sammt Unterteller, das Stück M. 4.50.

Spargelheber, sehr praktisch, vernickelt M. 3.30; best versilbert M. 4.50

Reisekocher, unentbehrl. für die Reise oder Landaufenthalt, vernickelt in 3 Größen M. 5.—, 6.—, 7.—, klein zusammenlegbar.

Halter für Ragoutmuscheln, d. Stck. vernickelt 55 Pf., versilbert 80 Pf.

Sämtliche Gegenstände in nur bester Qualität.

Franz Schlöske,

Koffer- und Reise-Effekten-Fabrik,

Berlin W., Jägerstraße 57,

Neu! Ecke Charlottenstr. **Neu!**

Pergamentplatten-Lederkoffer

unverwüstlicher, leichtester u. preiswerther Koffer für Herren und Damen, Schiffs-Koffer, Rundreise- u. Hutkoffer unter Garantie der Haltbarkeit.

Größte Auswahl sämmtlicher Reise-Effekten.

Illustr. Preiscourant gratis und franko!

Blitzsaubere

Fussböden

erhält man durch Müller & Mann's streichfertige **Bernsteinlackfarbe,** enorm haltbar, schnelltrocknend, leicht anwendbar.

Streiche

selbst, dann sparst Du.

Versand direkt von der Fabrik in allen Farben. Postpackete Brutto 10 Pfund franko unter Nachnahme von 7,65 Mark.

Edmund Müller & Mann, Lackfabrik, Charlottenburg 11.

Echt persisches Insekten-Pulver, ganz frisches

von **unübertroffener Wirkung,** à Pfd. 4 Mk. und in Schachteln à 0,25, 0,50, 1,—, 1,50, 2,— Mk. u. in Blechbüchsen à 2,—, 3,—, 4,50 u. 6,—, Insektenpulver-Tinctur à Flasche 25 Pf., 50 Pf. u. 1 Mk. Insektenpulver-Blasebälge à Stück 0,50, 0,75 und 1,— Mk.

J. C. F. Schwartze, **Berlin W., Leipzigerstr. 112.** Ecke der Mauerstr.

Indische Seidenstoffe

für **Kleider, Blousen, Zimmerdecorationen, Kissen u. s. w.** in den herrlichsten Farben und Mustern.

Bastseide (sogenannte Rohe Seide) für **Kleider, Blousen und Staubmäntel,** ausserordentlich practisch im Tragen und in der Wäsche. — Muster frei. —

Seidenwaarenhaus **Albert Krohne,** Dresden-A.

Kühlend, Erfrischend

und stärkend, sind die Eigenschaften von

ROWLANDS' KALYDOR,

für Gesicht, Hände und Arme der Damen und alle sonstigen der Sonne und dem Staube ausgesetzten Theile. Es verhindert und entfernt Sonnenflecken, Sonnenbrand, Röthe, Runzeln etc., lindert und heilt Entzündungen, Insectenstiche, Hautausschläge etc., macht die Haut zart und schön und verleiht einen reizenden Teint. Als unschädlich garantirt. Man verlange in den Apotheken u. Parfümerien **ROWLANDS' KALYDOR,** 20, Hatton Garden, London u. vermeide Nachahmungen des Kalydor, die Mineralgifte enthalten, welche für Haut und Teint schädlich sind.

In Chicago prämiirt wurden

Leichner's Fettpuder

und

Leichner's Hermelinpuder.

Sie sind die besten unschädlichen Gesichtspuder für Tag und Abend, welche die Haut, wie bekannt, bis in's Alter weich und geschmeidig erhalten und ihr einen zarten, rosigen, jugendfrischen Ton geben. Man merkt nicht, dass man gepudert ist. Zu haben in der Fabrik, **Berlin, Schützenstr. 31,** u. i. a. Parfümerien in verschl. Dosen, auf deren Boden Firma und Schutzmarke eingeprägt ist. Man verlange stets: **Leichner's Fettpuder.**

L. Leichner, Lieferant d. Kgl. Theater.

Saccharin, 500 mal so süss wie Zucker,

der Saccharinfabrik

Fahlberg, List & Co., Salbke-Westerhüsen an der Elbe,

ist anerkannt das **einzige reine** Saccharin des Handels.

Nur unsere Fabrikate erhielten auf sämmtlichen Ausstellungen die höchsten Preise. Nur unsere Fabrikate wurden wissenschaftlich auf ihre Unschädlichkeit geprüft. Nur unsere eingetragene Schutzmarke und Firma bieten für Reinheit und Echtheit Garantie. Warnung vor minderwerthigen Nachahmungen. Man verlange Muster, Gutachten, Analysen, Gebrauchsanweisungen und Preislisten.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Friedrichroda.

Klimat. u. Terrainkurort, besuchteste Sommerfrische im Thür. Walde.

Eisenbahnstation, 450 m hoch gelegen, zunächst Schloss Reinhardsbrunn, mit Badeanstalten (**Fichtennadel-** und alle med. Bäder), Sanatorium, Naturheilanstalt, **neuerbautem Kurhause**. Réunion, Theater, täglich Concerte. Elektrische Beleuchtung, Fernsprechleitung. Wasserleitung, durch Zuführung hochliegender Gebirgsquellen, reich ergiebig. Tief-Canalisation. Saison von Anfang Mai bis Ende September, Frequenz 1894: 9562 Personen excl. Passanten. Aerzte: S.-R. Dr. Weidner, S.-R. Dr. Kothe, Dr. Wernick, Dr. Böhm. Auskunft und Prospecte kostenfrei.

Das Badecomité. Sanitätsrath Dr. Weidner.

Linie Kassel-Frankfurt a. M.

Bad Nauheim

Saison 1. Mai bis 1. Oktober. Bäderabgabe 1. April bis 31. Oktober. Naturwarme, starke kohlensäurereiche Soolbäder u. Trinkquellen. Soolinhalation. Gradirluft. Medico-mechan. Zander-Institut in besonderem Neubau. Terrainkur. Indikationen: Herzleiden, Rheumatismen, Gicht, Nerven- u. Rückenmarksleiden, Skrophulose, Frauenkrankheiten, Wasserleitung. Kanalisation. Grosser Park mit See; eleg. Kurhaus; naher Hochwald. Vorzügl. Kapelle; Theater; electrische Beleuchtung. Prospecte gratis. Frequenz über 11,000. **Grossh. Hessische Badedirection Bad-Nauheim.**

Einzige alkalische Therme Deutschlands 40° C. Arsen- u. Lithion-Gehalt.

Neuenahr.

Bade- und Trinkkuren, Inhalationen, Massagen, Thermalwasser-Versandt.

Grossartige Heilerfolge bei Katarrhen des Kehlkopfes, (Influenza u. Folgen), des Magens, des Darmes, der Blase, bei Gallensteinen, Nieren- und Leberleiden, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheumatismus und Frauenleiden. Mild lösend, den Organismus stärkend. **Broschüren gratis durch die Direction.** Reiseroute: Köln—Bonn—Remagen od. Koblenz—Remagen—Neuenahr.

Ötz—Ötzthal—Tirol.

Ötz (820 Meter über d. Meere) am Eingange des herrlichen Ötzthales, geschützte Lage, staubfreie, windstille Gebirgsluft, mildes Klima, schöne Wälder, prächtige Ausflüge; in Nordtirol einzig in seiner Art als Frühlingsstation, im Sommer vielbesuchter Höhencurort; in der Nähe der Piburger See, ausgezeichnete Gelegenheit zum Baden, Schwimmen und Rudern (gewöhnliche Temperatur im Sommer 16—19° R.) Oberhalb des Dorfes **Villa Lantschner,** treffl. eingericht. Landhaus mit 10 Zimmern, 3 grossen Veranden, 2 Küchen und allen Bequemlichkeiten; besonders geeignet für grössere Familien; doch werden auf Wunsch auch einzelne Zimmer abgegeben. Anfragen sind zu richten an Prof. Dr. **Lantschner, Innsbruck.** — Das Dorf Ötz (Post- und Telegraphenstation, Postverbindung täglich 3 mal) ist von der Station Ötzthal (Arlbergbahn) per Wagen in ¾ Stunden zu erreichen.

Station der Hann.-Altenb. Bahn. Haltest. d. Eilzuges Berlin-Köln-Paris.

Pyrmont.

Saison: 1. Mai—1. Oct. Freq.: 13—14000.

Stahl-, Sool- und Eisen-Moorbad.

Nähere Auskunft durch **Fürstl. Brunnen-Direction.**

Soolbad Salzhausen in der Wetterau.

(Gießen-Gelnhauser Bahn.)

Höchst wirksame lithiumreiche Kochsalzquellen, Schwefelquelle, Stahlquelle. Neue Einrichtungen für die durch ihre erstaunlichen Erfolge bekannten Bäder und vollständig neuer Gradirbau, nebst Wandelbahn. Massage. Keine Kurtaxe. Prachtvoller Park, an anmuthige Waldungen sich anschließend. Kräftigende Gebirgsluft, Ausflüge in den nahen Vogelsberg. Logis 2c. Bestellungen an Kurhauspächter **Johannes Richarz** zu richten.

Gr. Hess. Badedirektion.

Wiesbadener Inhalatorium,

Wiesbaden, Frankfurterstr. 16.

Leitender Arzt: Dr. med. Georg Heusmann.

Specielles Inhalationsverfahren

zur Heilung von

chronischen Erkrankungen der oberen Athmungswege und der Lunge.

Prospecte und nähere Auskunft durch **Die Direction.**

Bad Driburg.

Kurinstitut für Damen von Sanitätsrath **Dr. Riefenstahl.** Stahl- u. Schwefelmoorbäder i. Hause. Prospekte gratis.

Grund i. Harz.

Prospecte franco durch die **Kur-Kommission.**

Flinsberg,

schles. Engadin. **Mineral-, Moor- und Fichtenrindenbäder.** Saison: **Mai bis October.** Frequenz: 5000 Personen.

Zingst

Ostsee-Bad mit herrlich. Strand. Einfach. billiges Badeleben. 200 Privatwohn. Saisonbillet **direct** ab Berlin. Prosp. u. Auskunft ertheilt gratis d. **Bade-Verwaltung.**

Original Singer Nähmaschinen

Höchste Arbeitsleistung! Leichteste Handhabung! Schönster Stich! Grösste Dauer!

sind die Eigenschaften, denen die Original Singer Nähmaschinen ihre unvergleichl. Erfolge verdanken

Die Neue Familien Nähmaschine

der Singer Co., die hochharmige **Vibrating Shuttle** Maschine, hat sich wieder, wie alle bisherigen Erzeugnisse dieser Fabrik, als ein glänzender Erfolg erwiesen; dieselbe ist mustergültig in der Construction, leicht in der Handhabung und unübertrefflich in Leistungsfähigkeit.

12 Millionen Original Singer Maschinen

für den Hausgebrauch, Weißnäherei, und industrielle Zwecke jeder Art im Gebrauch, mehr als 400 erste Preise sind denselben verliehen worden, so wieder von allen Ausstellern auf der

Weltausstellung Chicago die höchste Auszeichnung: 54 ERSTE PREISE.

SINGER Compagnie Hamburg, A. G. (vorm. **G. Neidlinger**)

Filialen an allen größeren Plätzen des In- und Auslandes.

Mondamin Brown & Polson

alleinige Fabr. **k. engl. Hofl.**

ist z. **Puddings, Milchspeisen, Sandtorten** etc., **Verdickung v. Suppen, Saucen, Cacao** etc. vortreffl. — Zu hab. in Pack. à 60, 30 u. 15 Pf.

Zuntz Java-Kaffee

Unübertroffen in Wohlgeschmack Reinheit und Kraft!

Käuflich in allen Geschäften der Konsumbranche. **A. Zuntz sel. Ww.** Hoflief. **Bonn, Berlin, Hamburg.**

Dr. med. F. J. Schoene, Specialarzt f. Gesichtspflege. Specialgebiet: Beseitigung von Sommersprossen, Finnen, Muttermälern, Verfärbung, schlecht. Teint, Verhütung v. Runzeln etc. Berlin, Zimmerstr. 60. Sprechst. 11-1. Nach auswärts geeigneten Falls briefl. Behandlg.

Thierack's hygienische Fettseife No. 690

ist die beste Seife zur Pflege der Haut.

Eine tadellose Büste

erzielt man durch den Gebrauch der „**Pilules Orientales**“, ohne Nachtheil für die Gesundheit, in 2 Monaten. Man verlange dieselbe bei Apotheker **Boisson, 100, rue Montmartre Paris**, gegen gleichzeitige Einsendung von M. 4.40 pro Flasche mittelst Postanweisung.

Tiroler Damen-Loden

beste Qualitäten in allen Farben empfiehlt

Fritz Schulze,

Königl. bayr. Hoflieferant,

München.

Muster gratis und franco.

Verlange Stollwerck'sche CHOCOLADE

Ueberall käuflich v. M. 1.20 ½ Ko. an aufwärts.

Schering's Pepsin-Essenz

nach Vorschrift v. Prof. Dr. Oskar Liebreich. Verdauungsbeschwerden, Trägheit der Verdauung, Sodbrennen, Magenverschleimung, die Folgen von Unmässigkeit im Essen u. Trinken u. s. w. werden durch diesen angenehm schmeckenden Wein binnen kurzer Zeit beseitigt. Preis per Fl. 1 Mk. 50 Pf. und 3 Mk. Bei 6 Fl. 1 Fl. Rabatt.

Schering's Grüne Apotheke in Berlin N., Chausseestrasse 19. (Fernsprech-Anschluss.)

Niederlagen in fast sämmtlichen Apotheken und grösseren Droguenhandlungen.

Gegen **Stuhlverstopfung, Schwerverdaulichkeit, Hämorrhoidalleiden** empfohlen! Wirkt nicht heftig wie Pillen, Rhabarber, Senna, Tamarinde u. drastischere Stoffe, sondern mild und regelt die Verdauung ohne jede Beschwerde; geeignet für jedes Alter. Da minderwerthige Nachahmungen, fordere man ausdrücklich „Liebe's echten Sagradawein“; ½ und ¼ Flaschen in den Apotheken.

Für Kinder genügt ¼—½, für Erwachsene ½—1

Tam.-Confitüre.

In Schachtein à 80 Pf., auch einzeln à 15 Pf. in allen Apotheken.

Nur echt von **C. Kanoldt** Nachfolger, Apoth. — Gotha.

Apoth. Kanoldt's

Tamar Indien.

Aerztlich warm empfohlen., unschädl., rein pflanzl., sicher und schmerzlos wirkende **Confiture laxative** von angenehm erfrisch. Geschmack ohne jede nachtheilige Nebenwirkung. Allein echt. Appetitlich. — Wirksam.

Seit Jahren in Kliniken und grösseren Heil-Anstalten gegen ***Verstopfung.*** Congestion, Leberleiden, Hämorrhoiden, Migräne etc. fortlaufend in Anwendung.

Zur **Pflege** *der* **HAUT** ist das beste Produkt die **CRÈME SIMON** **Unübertroffen** *für den* **TEINT** *und für die* **Toilette** *des* **Gesichts** *und der* **Haende** Nur echt mit der Unterschrift: *Simon*

Das beste u. berühmteste Toiletpuder

VELOUTINE FAY

EXTRA POUDRE DE RIZ

mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Kurort Salzbrunn in Schlesien.

Bahnstation der Strecke Breslau-Halbstadt.

Saisondauer vom 1. Mai bis Ende September.

407 Meter hoch; mildes Gebirgsklima; weitgedehnte Anlagen; grossartige Milch- und Molkenanstalt (sterilis. Milch, Eselinnenmilch, Kefir); pneumatisches Cabinet; Badeanstalt; Massage etc.

Hauptquelle: der **Oberbrunnen**, seit 1601 bekannt und bewährt bei Erkrankungen des **Rachens** und des **Kehlkopfes**, der **Luftröhren** und der **Lungen**, bei **Magen- und Darmkatarrh**, bei **Leberkrankheiten**, bei **Nieren-** und **Blasenleiden**, **Gicht** und **Diabetes.**

Versand des Oberbrunnens durch die Herren **Furbach & Strieboll**

Jede weitere Auskunft über den Kurort durch die **Fürstlich Plessische Brunnen- und Bade-Direction in Salzbrunn.**

Negergarn

ist das beste baumwollene Strickgarn Diamantschwarz und alle Farben echt und nicht gesundheitsschädlich

NEGERGARN-ESTREMADURA, NEGER-DOPPELGARN auch in gebleicht aus dem edelsten Material gefertigt.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin und Wien. — Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Paul Logemann in Wien. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zweites Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. Juli 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 13.

men innerhalb der großen Blattformen dient ebenfalls weißer Stickzwirn, dazu Goldfaden-Knötchen für die Kelche. Dem Außenrande der 140 zu 148 cm großen Decke ist eine 8 cm lange Franze eingeschlungen, deren weiße Zwirnbüschel an den Borten durch solche aus blauem Garn unterbrochen werden. E. F.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 63. Plattstich-Stickerei. Spanien. XVII. Jahrhundert. Der Hauptreiz unserer, im abschattirten Plattstich mit leuchtender Seide ausgeführten Borte liegt in der harmonischen Farbenverbindung, welche den Kunststickereien Spaniens im allgemeinen nachgerühmt werden kann. Die gefällige Musterung läßt sich mannigfach verwerthen; wir bieten hier die ganze Ansicht einer Decke von 80 cm Quadrat, welche nach der gegebenen bunten Vorlage auf grüner Seide gestickt, außen von dunkelbraunem Plüsch umgeben und mit gleichfarbiger Schnur eingefaßt erscheint. A. M.

— Eine sehr hübsche und eigenartige Neuheit ist das Achatglas, das für kleine und große Vasen, Becher, Photographie-Rahmen, Briefbeschwerer, Tablets, eckige und runde Wandteller und andere Gebrauchs- und Zierstücke Verwendung findet. Das Glas führt seinen Namen mit Recht, denn der glänzend grüne, gelbe oder braune Grund zeigt Streifen, Linien, Bänder oder Wolken in hellerer oder dunklerer Tönung, wie sie dem Achat, dem Chrysopras, dem Jaspis und anderen geschätzten Hartsteinen eigen sind. Die charakteristische Zeichnung ist nicht durch Glasfluß, sondern durch Untermalung hervorgebracht, daher wird das Achatglas für solche Gegenstände bevorzugt, deren Unter- resp. Innenseite nicht sichtbar ist. Namentlich sind größere Vasen von schöner und vornehmer Wirkung, da hier Glanz und Farbe und Zeichnung des Materials recht zur Geltung kommen. Die hübschen und

Decke mit schattirter Plattstich-Stickerei.

eleganten Gegenstände eignen sich auch vorzüglich zur malerischen Ausschmückung mit Oel- und Bronzefarben. A. Dr.

Literarisches.

Vorlagen für Porzellan-Malerei nach alten Mustern. Von Agnes Henriques. Heft 1—2. (Berlin. Verlag von W. Schultz-Engelhard. Preis 4 M.)

Die beiden, je 6 Tafeln enthaltenden Hefte bilden eine Sammlung reizvoller Blumenmuster, die alten Originalen der Meißener und Berliner Porzellan-Manufacturen entnommen sind. Nicht nur die bunten, sondern zumal die auf zwei oder drei Farben beruhenden Blumenmalereien der Berliner Porzellane werden sicher zur Nacheiferung anregen und besonders für alle diejenigen von Werth sein, die nicht die Muße für eigene Studien finden. E. F.

Grüße aus der Ferne. Album für Postkarten mit Ansichten. (Leipzig. Verlag von W. G. Schäffel. Preis 50 Pf. bis 5 M.)

Zu Beginn der Reisezeit dürften die in der Verlagsbuchhandlung von W. G. Schäffel erschienenen Albums Vielen willkommen sein. In Quer- oder Hochformat, für 12 bis 200 Karten eingerichtet, sollen diese elegant ausgestatteten Albums dazu dienen, die in Curorten und größeren Städten käuflichen Postkarten mit Ansichten bekannter Gebäude, Aussichtspunkte u. s. w. aufzubewahren. Von Freundeshand gesandt, oft mit launigen Bemerkungen, bieten sie auf jedem Albumblatt durch etwaige Notizen ergänzt, Erinnerungen an froh verlebte Tage. E. F.

Bezugsquellen: Tricot-Taillen: M. Busse, SW, Leipzigerstr. 42. — **Schirm-Mütze:** J. Beer, C, Jerusalemerstr. 27. — **Leinendecken mit gestickten und gewebten Borten**, auch angefangen und vorgezeichnet: Graser & Schmidt, W, Friedrichstr. 78. — **Kombi, photographischer Taschen-Apparat:** Alfred C. Kemper, W, Taubenstr. 10. — **Achatglas**, Vasen, Kannen u. s. w. zum Bemalen, Carl Kelly, W., Leipzigerstr. 134.

Belehrung über das Stärken und Plätten.

Das Stärken und Plätten der Kragen, Manschetten, Hemden ꝛc. gehörte bisher zu denjenigen Haushaltungsgeschäften, an welche die Hausfrau immer mit einem gewissen Unbehagen ging, weil der Erfolg ihrer mühevollen Thätigkeit kein gesicherter war. Die Ursache hierfür lag hauptsächlich in dem Umstand, daß die zur Verwendung gekommene Stärke von den Fabriken nicht in der Vollkommenheit geliefert werden konnte, wie dies für den praktischen Gebrauch nöthig gewesen wäre. Früher verwendete man allgemein **Weizenstärke**, die aber wegen ihres verhältnißmäßig groben Kornes nur in gekochtem Zustand zum Stärken feiner Wäsche brauchbar ist; sie giebt zwar einen sehr steifen Apprêt, der aber nicht genügend weiß und elastisch ist, und die Stärke bleibt leicht am Eisen kleben. Da wurde in den 70er Jahren bei uns die in England erfundene **Reisstärke** eingeführt und zwar mit großem Erfolg, weil sie roh, d. h. ungekocht, zur Verwendung kommen kann und einen weißeren elastischen Apprêt giebt. Die Reisstärke hat nun zweifellos einen Theil der der Weizenstärke anhaftenden Mängel gehoben, allein sie war nicht im Stande, dem inzwischen gestiegenen Luxus in der Wäsche zu genügen, denn man verlangt die Wäsche jetzt nicht nur außerordentlich steif und dabei doch elastisch, sondern sie soll auch einen schönen Glanz aufweisen. Diese modernen Ansprüche ließen das Glanzbügeln immer mehr aufkommen, so daß jetzt ein großer Theil des Publikums nur noch glanzirte Kragen und Manschetten trägt. Solchen erhöhten Anforderungen konnte jedoch die einfache Reisstärke entfernt nicht mehr entsprechen. Um dennoch das gewünschte Resultat zu erzielen, behalf man sich mit dem Beimischen der verschiedensten Zusätze wie **Borax, Wachs, Gummi** oder **Glanzstärke**; solche Beimischungen sind und bleiben aber ein ebenso zeitraubendes als schwieriges Geschäft, denn es gehört unbedingt viel Erfahrung dazu, um die Lösungen richtig zu machen und bei den verschiedenen Zusätzen das richtige Maß zu treffen. Um allen diesen Uebelständen abzuhelfen und dem Publikum ein vollständig fertiges sicheres Stärkemittel zu bieten, hat die Ulmer Reisstärkefabrik von **Heinr. Mack** in Ulm unter Mithilfe der renommirtesten Plätterinnen des In- und Auslandes jahrelang praktische Bügelversuche anstellen lassen, welche schließlich zu der Erfindung von **„Mack's Doppel-Stärke"***) geführt haben. Dieselbe ist ein auf höchster Stufe der Vollkommenheit stehendes Stärkemittel, welches bereits alle nöthigen Zusätze einschließlich der Glanzstärke enthält und **das Bügeln ungemein erleichtert**. Bei richtiger Verwendung von **Mack's Doppel-Stärke** kann man täglich mehrere Stunden Zeit ersparen und erzielt dabei noch ein ungleich schöneres Resultat als bei dem früheren Verfahren. Die mit Mack's Doppel-Stärke behandelte Wäsche bekommt außerordentlich viel Halt und Steifheit und ebenso einen prachtvollen Glanz. Um jedermann die richtige Anwendung von Mack's Doppel-Stärke vor Augen zu führen, hat der Fabrikant seine langjährigen Erfahrungen in einem kleinen Schriftchen, betitelt **„Mack's Plätt-Regeln"**, niedergelegt, welches derselbe gegen Einsendung von 20 Pfg. in Briefmarken überallhin franko versendet. Gegenüber einfacher Reisstärke ist der Preis für Mack's Doppelstärke nur unbedeutend höher, allein da bei dieser keinerlei Zusätze mehr gekauft noch beigemengt werden müssen, so ist sie in Wirklichkeit doch unbedingt die billigste. In den 12 Jahren, seit welchen Mack's Doppel-Stärke in den Handel gebracht wird, hat dieselbe nicht nur im Heimathland die größte Beliebtheit erlangt und sich thatsächlich den Ruf der besten Stärke erworben, sondern sie hat sich auch auf dem Weltmarkt eine erste Stelle erobert, denn Mack's Doppel-Stärke findet man nicht nur in ganz Europa, sondern selbst in Amerika, Südafrika, Indien und Australien. Ich glaube mir mit dem Hinweis auf die Vortheile dieses äußerst praktischen und bequemen Stärkemittels den Dank vieler Leserinnen erworben zu haben; bin ich doch überzeugt, daß die regelmäßige Anwendung desselben dazu beitragen wird, den Wäschetag zu verkürzen und dessen Unannehmlichkeiten zu verringern. **Elise von Buch.**

*) Mack's Doppel-Stärke ist in allen größeren Kolonialwaaren-, Droguen- und Seifengeschäften vorräthig und zeigt als Schutzmarke obige Abbildung.

Die Mücken. Der Sommer bringt mit vielen Freuden auch manche Unannehmlichkeit, so z. B. die Belästigung durch die Mücken, welche oft zu einer entsetzlichen Plage werden. Hiergegen ist das bewährteste Schutzmittel der von **Gustav Lohse** in Berlin (Jägerstr. 46) fabrizierte „Mücken-Essig", in Flaschen à M. 1.40, der in distinguierten Gesellschaftskreisen als unentbehrlich für die heiße Jahreszeit anerkannt ist. Am meisten leidet durch Mückenstiche die zarte Haut der sich jetzt viel im Freien aufhaltenden Kinder; auch für diese ist der rechtzeitige Gebrauch von Lohses Mücken-Essig zu empfehlen.

Willi Büsing, Berlin W., Bendlerstr. — 13. —
Langjährig. Assistent des Herrn Prof. Dr. Vogel (Techn. Hochschule in Charlottenburg).
Photochemisches Untersuchungs-Institut.
Photographische Lehranstalt
für Herren und Damen, Fachleute und Amateure.
Amateur-Curse. Dunkelkammern stehen zur Verfügung.
Praktische wie theoretische Ausbildung in sämmtlichen photograph. Negativ- u. Positiv-Verfahren sowie photo-mechanisch. Druckverfahren. Eintritt jeder Zeit. Kurse u. längere Curse. Uebernahme aller vorkommenden photogr. Arbeiten. Nähere Auskunft wird bereitwilligst ertheilt. **Täglich** geöffnet von 9—7.

C. F. W. Lademann Söhne,
Berlin C. Wallstrasse 84/85.
Ausstattungs-Magazin für Haus u. Küche incl. Küchenmöbel

empfehlen besonders: **Reinnickel-Kochgeschirre, Bratenschüsseln, Kaffee- u. Theeservice** etc. **Eisschränke, Eismaschinen, Eisbüchsen, Gartenmöbel, Zelte, Gartenfiguren, Kindersportwagen, Gartengeräthe, Wasch-, Wring- u. Mangelmaschinen, Eis. Bettstellen, Wannen, Closets, Bidets. Einmachegläser.** Preislisten gratis und franko.

Anzeigen jeglichen Inhalts, falls solche nicht als zur Aufnahme ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden in der Illustrirten Frauen-Zeitung eine weit über den Kreis der Abonnenten hinausgehende Verbreitung. Denselben ist eine vorzügliche Wirkung gesichert, zumal die Leser den gebildeten und wohlhabenden Kreisen angehören. Die Annahme der Anzeigen erfolgt, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, zum Preise von M. 1.— für die einspaltige Nonpareille-Zeile (etwa 32 Buchstaben fassend) oder deren Raum, und findet in allen Annoncen-Bureaux, sowie direct bei den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Potsdamerstraße 38, und zu Wien I, Operngasse 3, statt. Alleinige Inseraten-Annahme für Frankreich und Belgien bei der Compagnie générale de Publicité Etrangère, John F. Jones & Cie in Paris, 31 bis Rue du Faubourg Montmartre.
Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt so lange der Insertions-Auftrag dauert.

Verlags-Anstalt Frauenerwerb, Dresden-N. kauft und vermittelt literarische Arbeiten, Malereien, feine Handarbeiten (Prospekte).

„Sommerfrische" am Hochwald, herrl. Lage, bill. Pens., freundl. Aufn. Off. bald. Först. Bergfreiheit b. Schmiedeberg (Rsgb.)

Lederschnitt, Metallätzen, Korbschnitt, Holzbrand etc. Gobelin-Vorein- martin u. aller Phantasie-Malereien. **Unterricht,** Ausführung und Entwürfe im **Atelier** von **Johanna Helfer,** *Berlin, W. Bülowstrasse 91.*

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b. Fr. Clara Roth, Berlin W, Lützowstr. 84 a.

E. M. Marmalle, Plauen i. Vogtl.
Äußerst vortheilhafte Bezugsquelle f. Private. **Monogramm u. beste Maschinenstickerei** auf einf. u. doppelt. Madapolam, vollständ. Ersatz f. Handstickerei. **Gardinen u. Stores** feineren Genres. Muster u. Auswahlsendung zu Diensten.

MK MK MK MK
MK MAX KRAUSE, BERLIN SW.
- Papier - Ausstattungen
bieten das gediegenste Schreibmaterial Kein directer Versand an Private. Vorräthig überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die **MK-Marke.**
MK MK MK MK

Hausfrauen erregen Aufsehen
in allen **Kaffee-Gesellschaften,** wenn sie ihren Gästen meine als vorzüglich anerkannten **Fredener Zucker-Zwiebäcke** und **Kaffee-Kringel** vorsetzen. Mein Gebäck ist nahrhaft, leicht verdaulich, wohlschmeckend und kann aufbewahrt werden.
1 Probekistchen mit 200 Stck. Zwieback und 75 Stck. Kringel wird für **Mk. 4,00** franco versandt. **C. Haselhorst,** Versand-Bäckerei, **Freden** a. d. Leine.

Für Freunde origineller Belletristik!
Paul Maria Lacroma's Werke.
Die fesselnden Romane: **Formosa, Die Modelltini, Dosta von Drontheim** (in Abbazia schliessend). — Die amüsanten Novellen **«Kleeblätter»** u. die interessanten Reiseskizzen **«Bagatellen».** **E. Pierson's** Verlag, Dresden und Leipzig. — Preis pro Band Mk. 2.—, eleg. gebunden Mk. 3.—. In allen Buchhandlungen und grösseren Leihbibliotheken zu haben.

Platina-Brennapparate (keine Nickelstifte),
Kasten für Kerbschnitt und Ausgründen.
Holzwaaren, Bambus-Schalen, Lederpapp-Gegenstände und Prima-Lederwaaren.
Aufgezeichnete Holzgegenstände für Brandmalerei und Kerbschnitt.
Neu! Kasten für Bronce-Glasmalerei. Neu!
Material, Gegenstände und Vorlagen dazu.
Werner & Schumann, Berlin C. 19.
Spindlershof 7, Eingang Seydel-Strasse 27.
Illustr. Preislisten gratis. Reparaturen von Brennkisten billigst.

LIEBIG
COMPANY'S
FLEISCH-EXTRACT
Nur aecht, wenn jeder Topf den Namenszug Liebig in blauer Farbe trägt.

Solide schwarze Seide

garantiert unerschwert végétal gefärbt, das denkbar Schönste und Reinste, alles übertreffend, zu allen Zwecken das Beste,
von 2 Mark bis 12 Mark, glatt, gemustert, armuriert, direkt aus der Fabrik, meter- u. robenweise. Porto- u. steuerfrei ins Haus. Muster umgehend franko.

Lasse sich der Konsument von den anscheinend billigen Apparenzstoffen nicht mehr einnehmen, die mit Metallen und Fetten beschwert sind, nach kurzer Zeit speckig aussehen und in den Falten Löcher bekommen. „Das Beste ist das Billigste und Schönste." Man verlange stets unsere Muster, bevor man anderswo kauft.

Stehli & Co. in Zürich,
gegründet 1840.
Besitzer der großen mechanischen und Handwebereien Obfelden und Arth und Filanda Germignaga (Lago maggiore).

Selbstheizende Haarbrennscheere

D. R. P. 7738. **Heureka.** D. R. P. 7738.

Brennzeit bis zu 40 Minuten per Patrone. Kann aus- und angeblasen werden. Schmutzt nie. Wird nie überheizt, hat stets gleiche Temperatur.
Benutzung für 10—15 Minuten kostet ½ Pfennig circa.
per Stück M. 3.—, 100 Patronen M. 2.50 franco Nachnahme.
J. A. Schmidt & Söhne, Berlin SW., Friedrichstrasse 31.

Naphtha-Seife

durch Gebrauchsmuster geschützt
reinigt die Wäsche lediglich durch Kochen ohne zu reiben. Zu haben in den meisten Drogen- u. Seifen-Geschäften od. direkt durch
van Baerle & Sponnagel,
Berlin N., Hermsdorferstr. 8.
Probe-Post-Pakete von 3 Mk. an franko!
Wiederverkäufer gesucht.

Conserveglas mit Bügelverschluss

D. R. P. 40839.

Durch Anwendung eines hohlen Gummiringes, wird die Sicherheit des Verschlusses auf das denkbar höchste Maass gebracht.

Liter	—	¼	½	¾	1	1½	2 Inhalt
Mk.	0.65	0.75	0.90	0.95	1.10	1.25	

Conservekochtopf, D. R. P. gestattet das Kochen der Gläser, ohne jede Umhüllung, — ohne Gefahr des Zerspringens — u. verschied. Grössen auf einmal.
Preis **Mk. 10.50.**
Emil Neustadt, Berlin, Leipziger Str. 101/102 (Equitable Palast).
Magazin für complette Küchen-Einrichtungen.

Billigste Bezugsquelle für

Teppiche!

fehlerhafte Teppiche, Prachtexemplare, à 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Prachtkatalog gratis.

Sophastoff-Reste!

einfarbig u. bunt spottbillig. **Proben frco.**
Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre,** BERLIN S., Oranienstr. 158.

Kleider-Nessel

crême, rein in Farbe Ia Qualität, ca. 88 cm breit, das Meter **30 Pf.** Im Stück von 50 Mtr., d. Mtr. **28 Pf.**

Cheviots und Ripspiqué

elfenbein ca. 80 cm brt., d. Mtr. **75 Pf.**
Proben frei. **J. W. Sältzer, Hannover.**

Strümpfe zum Anweben

von Wolle, Baumw. und Seide, jeder Farbe, auch gestrickte, übernimmt die renommirte Strumpfwaarenfabrik von **Kreyssig & Sohn,** Berlin, Leipziger Str. 105. Lager billigster u. bester Strümpfe jeder Qualität.

Als Geschenke empfehlen wir:

Küchenschränke von Mk. 25,— an.
Waschmaschinen von Mk. 32.— an.
Wringer von Mk. 14.— an
Mangeln von Mk. 24.— an.

Gesetzlich geschützt.

Wiederverkäufer bei hohem Rabatt gesucht. Verlangen Sie Preisliste.
Richter'sche Fabriken
Mulda i/Sa.

Aerzte und Laien

bezeugen: „Nachdem, wir alle Systeme durchprobirt haben, geben wir Ihren **Netz- und Zellenstoff-Unterkleidern** als dem zweckmässigsten, der Gesundheit zuträglichsten den Vorzug".
Als gut u. billig empfehlen wir ferner **Kettenkropp-Unterkleider aus Schappseide** u. **Dr. Walser's Chinagraswäsche** in **Kropp-** und **Zellenstoff.**
Prospecte portofrei zu Diensten.
Carl Mez & Söhne, Freiburg Bad.

Orient-Seide,

elegante solide reinseidene Qualität in schwarz und reichem Farben-Sortiment, ca. 55 cm breit, das Meter **1,50 Mk.**

Sältzers Waschseide

in schwarz, hellen u. dunklen Farben ca. 80 cm breit, das Meter **2,75 Mk.**
Proben frei. **J. W. Sältzer, Hannover.**

---

25 Pfg. 25 Pfg.
Zur **Wäsche aller** farbigen Stoffe unübertroffen
Quillaya-Gall-Seife.
In Drogen- u. Seifenhdlg. z. hab. o. direkt v. Rich. Bauer, Frankfurt a/O.
Chem.-techn. Labor.
Gesetzl. geschützt.

Conrad Felsing,

Königlicher Hof-Uhrmacher,
Berlin W., 20 Unter den Linden,
empf. sein anerkannt grösstes Lager in
Uhren, Broncen und Musikwerken
zu billigen, an jedem einzelnen Stück mit Zahlen deutlich bemerkten Preisen.
Preislisten franko.

Gegründet 1881. **Special-Geschäft**
für Knöpfe, Posamenten, Stickereien, Spitzen. Sämmtliche Artikel zur Damenschneiderei! Grosse Farbenauswahl, Anfertigung nach jed. Modenbild, Schnitt.
Gotthelf Schmid, Leipzig, Grimmaische Str. 13.

Jacob Ravené Söhne,

Berlin C., Stralauer Str. 28/29.

Eisschränke

neueste verb. Construction mit herausnehmbarem durchbrochenen Eiskasten, vernickelt. Hahn, Kreuzgriff, Schild u. stark. Doppelriegelschloss; innen

auch mit **Glasplatten** u. besonderer Abthlg. für **Butter** 2c. **Eismaschinen,** selbstthätige und mit Kurbeldrehung, auch mit Holzstoffeimer. Dto.-Nr. **1125** sehr **elegant,** aus Ahorn u. Nussb. mit **vernick.** Bändern, **Kupfer**büchse mit **Glas**deckel 1,4 Ltr. Inh. M. 18.—. (Diese Maschine ist redact. in einer früheren Nr. näher beschrieben und empfohlen.

Gartenmöbel, Zelte 2c. in grosser Auswahl.

Neu: Reform-Spirituskocher, unübertroffen an Leistungsfähigkeit M. 1.25.
— Illustrirte Preislisten kostenfrei. —

GEGR. UNDER 1700
FERD. STEMLER
FRIEDRICHSDORF (TAUNUS.)
Hochfeine Specialität
FRIEDRICHSDORFER ZWIEBACK
FEINSTES KAFFEE- U. THEEGEBÄCK - ÄRZTLICH EMPFOHLEN
Versand in's In- und Ausland.
Proben gegen 20 Pfennige.
Niederlagen an Hauptplätzen.

Baby-Bazar. M. Wolm.

Berlin W, Werderscher Markt 9.
Renommirtes einziges Spezialhaus für Komplete Baby-Ausstattungen.
General-Versandt der ärztlich sehr empfohlenen **echt pat. Ear Caps,**

Stück 4 Mk. 50 Pf. allein zweckmässig gegen abstehende Ohren, **echt engl. pat. Binden für Damen** z. Wiedererlangung der Figur. Stck. 12 Mk.

Jede Dame verlange meine neueste illustr. Preisliste (gratis) enthaltend alle modernen Haar-Arbeiten. Beste Ausführung. Solide Preise. **Albert Rosenfeld,** Specialist für Damen-Haararbeiten. Berlin N.W., Schadowstraße 2 parterre.

Musik-Instrumente

aller Art: Spec. **Alte Geigen.**
Dölling & Winter
Markneukirchen.

Glasen-Nachtlichte,
unübertroffen seit 1806, 6 mal prämiirt, silberne Medaille Amsterdam 1883 und Nürnberg 1885 „für vollkommene Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung."
Ueberall vorräthig.

Aus wollenen Lappen die schönsten Kleiderstoffe.
Höchste und hohe Reverenzen.
Aelteste Fabrik.

Aus Wollenlappen die besten Kleiderstoffe und Strickgarne.
Aus Wollenlappen Teppiche und Vorlagen, schöne Dessins.

Die sensationellsten Erfindungen zum Selbstfrisiren

Universal-Patent-Frisir-Apparat

ohne die Haare zu binden und ohne Anwendung von Haarnadeln zum Selbstfrisiren, per Stück
fl. 1.50.

Anwendung des Unterfalt-Frisir-Apparates der Wellen-Gitter Nr. 1, 2, 3, 4.

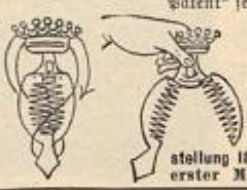
Sans Gêne-Haarwellen-Eisen.
per Stück mit einer Welle fl. 1.50, doppelter Welle fl. 2.50.

Patentirt in allen Staaten.

Nr. 4.

Schopf-Mode-Frisur-Kamm Reinste u. gesünd. Haarunterlage. fl. 1.20.

Ansicht der eingedrehten Wellennadeln, um auf kaltem Wege die schönsten Wellen selbst zu erzeugen.
4 Stück Wellennadeln fl. 1.—.

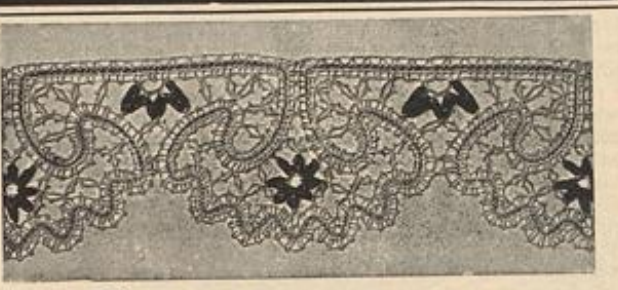


Nr. 3.

Auf jedem Stück muss der Stempel „F. Janik's Patent" sein. Versand gegen Einsendung des Betrages oder per Nachn. Erfinder
F. JANIK, Wien I, Freisingergasse Nr. 3,
k. k. Hof-Damen-Friseur. Prämiirt: Ehren-Diplom u. gold. Med. Paris 1893. k. u. k. Staats-Med. Wiener Mode-Ausstellung 1895. Höchste Auszeichnung erster Meister im Preis-Mode-Frisiren.

M. M. Catz * Crefeld

Seiden- und Sammet-Manufactur
Gegründet 1846
empfiehlt ihre vorzüglich bewährten
Seiden-Stoffe
für Strassen-, Gesellschafts- und Ball-Toiletten.
Brautkleider.
Muster franco.



Spitzen jeglicher Art

in sauberster Ausführung und in den verschiedensten Mustern in kräftigerem oder feinem Zwirn, werden zu mäßigsten Preisen angefertigt von der Spitzen-Klöppel-Industrie in **Prettau,** Post Steinhaus, Tirol.
Bei Bedarf wolle man sich wenden an Pfarrer **Franz Kleinlercher,** oder an **Thekla Rosler,** Spitzenhändlerin, ebenda.

Häusliche Kunst.

Herausgegeben von
Frieda Lipperheide.
Mit 585 Illustrationen.
Vollständig in elf Lieferungen zu je 50 Pf., oder in elegantem Leinenband mit farbigem Titel-Aufdruck 7,00 Mark.

Das Werk umfaßt nicht weniger als 44 Techniken, deren leichte und bequeme Ausführbarkeit wie auch künstlerische Wirkung practisch erprobt worden sind.

Ungefähr fünfhundert Abbildungen erläutern den Text, während am Schluß Rathschläge, Recepte, Bezugsquellen 2c. jede sonst noch wünschenswerthe Auskunft zu geben.

Mehn's Pracht-Catalog

weiblicher Handarbeiten
reich illustrirt, bietet eine sonst nirgends gebotene Auswahl der hervorragendsten Neuheiten.
Unerreicht vielseitig!
Einzig in seiner Art!
Verlangen Sie umsonst und portofrei die Ausgabe L.
C. J. Mehn, Braunschweig
Kunstgewerbl. Anstalt für stylvolle weibliche Handarbeiten.

Fels vom zum Meer

Modernste und vornehmste Halbmonatsschrift in prächtiger Ausstattung, mit hochbedeutsamem litterarischem Inhalt, Romanen erster Autoren 2c. Farbige Kunstbeilagen und Textbilder. Probehefte in allen Buchhandlungen.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin und Wien. — Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Paul Logemann in Wien. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 14. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 14. Juli 1895. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Frieda.

Eine Wiener Geschichte. Von Balduin Groller in Wien.

(4. Fortsetzung.)

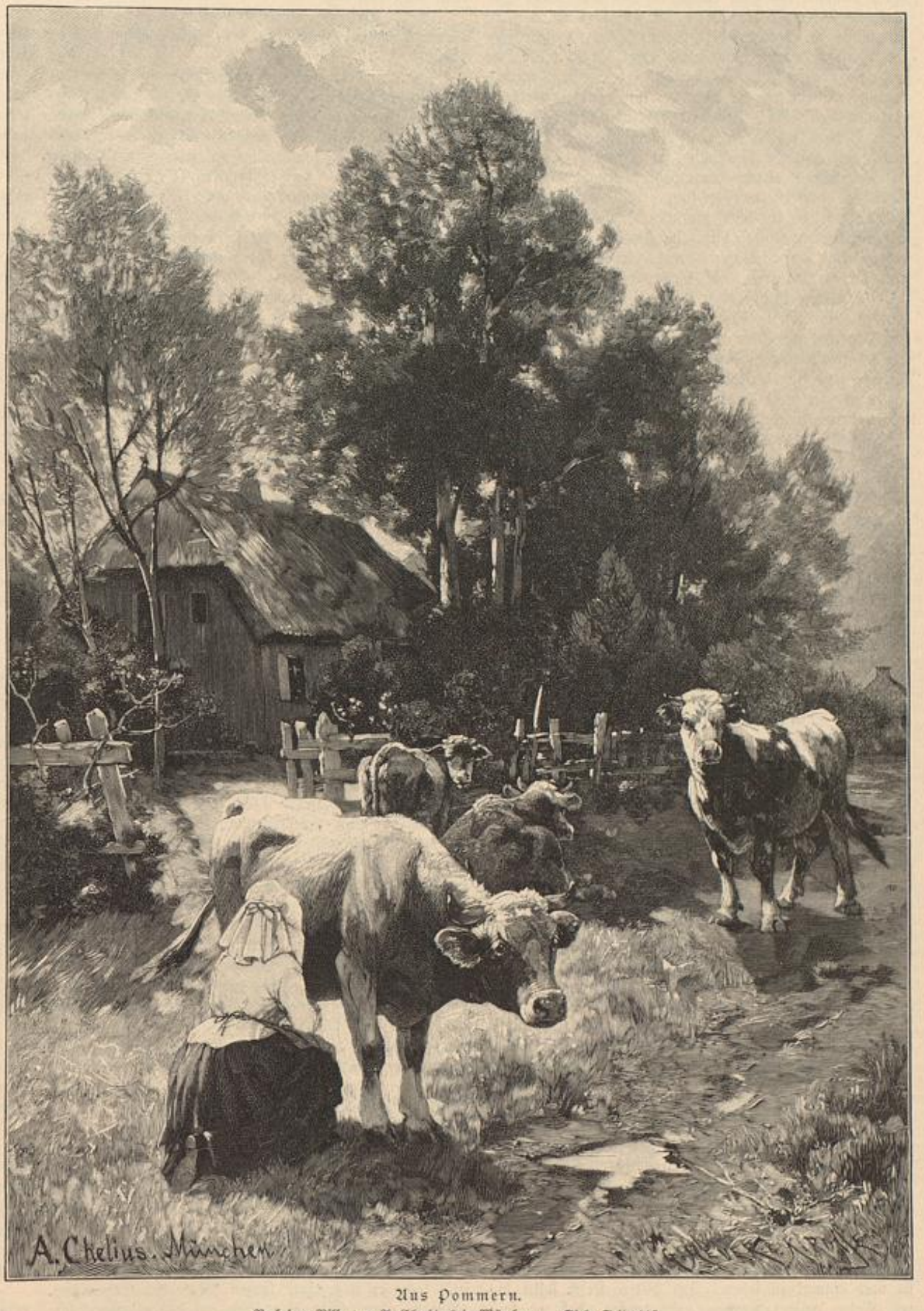
X.

Der deutsche Schulverein hatte zur Förderung seiner Zwecke ein großes Frühlingsfest in einem der öffentlichen Gärten Wiens veranstaltet. Der Frühling war, mit all' seiner Pracht angethan, frühzeitig ins Land gezogen, sodaß das Fest schon im April abgehalten werden konnte. Es spielte sich in dem gewohnten Rahmen solcher Unternehmungen ab. Militär-Musikkapellen spielten auf; der Wiener Männer-Gesangverein, wohl die stärkste künstlerische Zugkraft, über welche die sangesfrohe Kaiserstadt an der Donau gebietet, sang seine Lieder; im Wurstel-Theater ward die Jugend unterhalten, und noch bei mancher anderen Veranstaltung wurde den Leuten „ein Wurstel vorgemacht". Zahlreiche Verkaufsbuden waren aufgestellt, in denen phantastisch kostümirte Damen aus der guten Gesellschaft Wiens, unterstützt von einem Stab dienstbereiter junger Herren, alle erdenklichen Kleinigkeiten feilboten, mit einer liebenswürdigen Zudringlichkeit, die durch den angestrebten humanen Zweck hinreichend entschuldigt wurde.

In der Menge, die da fröhlich durcheinanderwogte, fiel die Erscheinung einer jungen Dame auf, die sich allein ins Gewühl gewagt hatte. Denn der livrirte Bediente, der ihr folgte, konnte nicht wohl als Begleiter angesehen werden; er hatte nur die Aufgabe, sich mit dem vielen Jahrmarktstand bepacken zu lassen, den die Dame einkaufte und in großmüthiger Weise überbezahlte. Die Comité-Mitglieder, die sich trafen, steckten die Köpfe zusammen. Wer ist das? Wer kann das sein? — Sie wußten es nicht. Verschiedene Capacitäten des Comité, die im Rufe standen, alles zu wissen, wurden zur Berathung herangezogen; aber hier konnten auch sie keine Auskunft geben, und das verdroß sie sehr, weil nun ihr ganzer Nimbus in Frage gestellt schien. Es wurde dann der Specialist für aristokratische Kreise herbeigeschleppt. Wenn es eine Aristokratin war, — und sie sah aus wie eine Aristokratin, — dann mußte er sie wissenschaftlich bestimmen und einreihen können, denn er kannte die Genealogien der österreichischen Aristokratie genau, und was er von verwandtschaftlichen Beziehungen in auf- und absteigender Linie wußte, das hätte hingereicht, um zehn andere für seine Specialität minder begabte Leute irrsinnig zu machen. Eine Aristokratin war sie also nicht. Vielleicht eine Schauspielerin? Denn sie sah aus, wie eine Schauspielerin, wie die Herren jetzt fanden. Es mußten die Journalisten des Comité her. Eine Schauspielerin war es aber auch nicht. Die Journalisten, die dieses Votum abgaben, empfahlen jedem, der an demselben noch zweifeln sollte, wärmstens und freundschaftlichst, Gift darauf zu nehmen. Dies wollte freilich niemand thun.

„Es wird wohl eine Fremde sein!" meinte endlich einer, um wenigstens damit die allgemeine Unwissenheit zu entschuldigen. Diese Beschönigung wurde aber sofort von allen Seiten als nicht stichhaltig zurückgewiesen. Man wollte gerade nicht so weit gehen, zu behaupten, daß nur eine Wienerin so schön sein könne, aber es gab doch verschiedene kleine Anzeichen, die sie zur Wienerin stempelten, und zu allem Ueberfluß hatte auch noch ein junger „Comitéterer" hingehorcht, als die Dame Einkäufe machte, und sie dabei sprechen gehört. Da half keine Ausrede, — es war eine Wienerin.

Die Neugierde der jungen Herren vom Comité, die in einer Gruppe, in eifrige fachwissenschaftliche Erörterungen vertieft, der jungen Dame folgten, wurde nicht befriedigt. Nach ihrem Rundgang wandte sich die schöne



Aus Pommern.

Nach dem Bilde von A. Chelius in München. — Siehe Seite 112.

Photographie-Verlag von Franz Hanfstaengel, A.-G., München.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unbekannte dem Ausgange zu, wo eine Equipage ihrer harrte. Der Bediente brachte die eingekauften Sachen im Wagen unter, dann half er ihr beim Einsteigen, schwang sich zu dem Kutscher auf den Bock, und nach einer Minute war das Gefährt den neugierigen Blicken entzogen.

In der Menge aber, die dem Wagen nachsah, befand sich ein Mann, der wie versteinert dastand. Es war — Andreas Gries.

Auch er hatte das Fest besuchen wollen und gerade, da er im Begriffe war, einzutreten, sah er — Frieda den Wagen besteigen! Es schien ihm, als sei die helle Frühlingssonne, die mit so heiterem Glanze die Welt beleuchtete, plötzlich ausgelöscht worden. Es war Nacht in ihm und um ihn geworden, und er meinte, es wäre in ihm etwas zerrissen. Er wandte sich weg von dem Tourniquet, das er, mit seiner Eintrittskarte in der Hand, eben hätte passiren sollen, und lenkte seinen Weg wieder zurück, von wannen er gekommen war. Was sollten ihm jetzt Feste, und wo sollte er die Stimmung für solche aufbringen? Jetzt, wo ein Götterbild in seiner Brust zerschlagen worden, und wo dessen Scherben ihm tausend blutende Wunden schnitten?

Also der Mann mit den vielen Millionen hatte sich gefunden! Es war natürlich. Er stöhnte leise auf im Weiterschreiten: „Es war vorauszusehen!“ Und dann bäumte sich doch etwas in ihm auf wider den blutigen Schimpf, der ihr damit angethan ward. Er kannte sie ja; es war nicht vorauszusehen, wahrhaftiglich nicht; nein und tausendmal nein! Aber die Sache zeigte sich doch zu klar. Sie war allein, — wenn es ehrbar zuging, warum war er nicht bei ihr, der das Geld so springen ließ? Ah! Das Geld läßt man springen, aber seine Person setzt man nicht öffentlich ein; man hat doch gesellschaftliche Rücksichten zu nehmen!

Der Wagen hatte Gummiräder gehabt. Andreas hatte das bemerkt und er folgte auch jetzt dem Zuge seiner Natur, die ihn selbst inmitten der tiefsten Gemüthserschütterungen rechnen hieß. Die Garnitur von Gummirädern für einen Wagen kostet vierhundert Gulden, und die Reparaturen, die immer nach vier bis sechs Wochen nöthig sind, kosten jedesmal sechzig bis achtzig Gulden. Er wußte das genau von Baron Brandtner her, der ihm gegenüber oft genug darüber geklagt hatte. Welch strafwürdiger Luxus ward da getrieben! Sie brauchte jetzt für die Reifen ihrer Wagenräder mehr, als sie früher vielleicht überhaupt zum Leben besaß!

Andreas hatte verabredetermaßen drei Monate in Triest verbracht und sich mit beispielloser Zähigkeit in die ihm gewordene Aufgabe hineingearbeitet. Er hatte nicht nur möglichst rasch einen klaren Einblick in das verwickelte Getriebe der Filiale des Hauses gewinnen, sondern auch sich selbst zu dem Fachmann heranbilden wollen, der allein hier in Zukunft das entscheidende Wort haben sollte. Bei all' seiner geschäftlichen Thätigkeit war ihm das Gebiet, das er hier betreten hatte, doch neu. Er mußte hier die volle Vertrautheit gewinnen, wenn er wirklich unentbehrlich werden sollte; und das zu werden, bildete sein Ziel.

Das Ergebniß seiner genauen Untersuchungen war ein überraschend günstiges. Er hatte gefunden, daß bei reger Betriebsamkeit das Geschäft mit Leichtigkeit noch viel höher gebracht werden könnte. Als vollkommen eingeweihter Fachmann war er nach dreimonatlicher Thätigkeit nach Wien zurückgekehrt, und es ward, obschon nun der Entschluß bei dem Baron fest stand, das Geschäft zu kaufen, doch von dem ursprünglich gefaßten Plane nicht abgewichen, auch das Wiener Haus erst drei Monate lang zu studiren, bevor man zum definitiven Abschluß schritt.

Andreas arbeitete nun in Wien, wie er in Triest gearbeitet hatte, nur selten sich eine Stunde der Erholung gönnend. Mit Zuversicht blickte er in die Zukunft, und versteckt zwischen seinen geschäftlichen Sorgen lugten freundliche Träume hervor; da traf ihn wie ein Keulenschlag die Begegnung mit Frieda. Sie freilich hatte ihn nicht gesehen; was er aber gesehen, das hatte hingereicht, ihm alle Freudigkeit der Zukunftshoffnungen zu benehmen. All' sein Streben und Arbeiten war ihm vergällt und schien ihm zwecklos. Wenn er auch den Verkehr mit ihr abgebrochen hatte, er hatte im stillen ja doch gehofft, sie sich noch abholen zu können, wenn sein Schicksal sich zum Guten gewendet haben sollte; und nun war alle Hoffnung dahin!

Wohl die halbe Nacht ging er in seinem Zimmer auf und nieder und konnte zu keinem Schlusse kommen. Sollte er sie noch einmal aufsuchen, oder nicht? Was hätte es für Zweck haben sollen? Ah, — es ist so leicht gesagt: es hat keinen Zweck! Schwer aufathmend faßte er den Entschluß, sie doch aufzusuchen, sie noch einmal zu sehen. Der bittere Kelch sollte bis zur Neige geleert werden. Er wußte, daß er sein Schicksal leichter tragen werde, wenn er alles wüßte. —

XI.

Auf einem silbernen Teller trug der Bediente die ihm im Vorzimmer von Andreas überreichte Karte zu seiner Herrin hinein. Andreas hatte das neue Domicil Herrn Steininger's auf dem Meldungsamt der Polizei erfragt. Er hatte sich zunächst nur nach Herrn Steininger erkundigt, und er gedachte, dann die Spur schon selbst weiter zu verfolgen, wenn Vater und Tochter nicht mehr zusammenwohnen sollten. Es ward ihm das erste Stockwerk eines palastartigen Gebäudes auf dem Kolowratring bezeichnet. Nun war er da und erhielt vom Bedienten die Auskunft, daß Herr von Steininger nicht zu Hause sei; auf eine weitere Frage ertheilte ihm der tadellose Bediente den Bescheid, daß er das gnädige Fräulein fragen wolle, ob sie den Besuch zu empfangen wünsche.

Als der Diener mit der Karte verschwunden war, sah sich Andreas die Einrichtung des Vorzimmers an. Es war da alles sehr neu, aber sonst ganz im Stile der reichen Leute. Er hatte nicht lange Zeit, die Sachen zu betrachten und sie, wie er gleich wieder gemocht hätte, nach ihrem Werthe abzuschätzen, denn nach kaum einer Minute wurde die Thüre eines Salons aufgerissen und in ihr stand Frieda, die mit lautem Zuruf und beide Hände zum Willkommengruß vorstreckend, den unerwarteten Gast empfing.

„Herr Andreas, Herr Andreas!“ rief sie herzlich. „Seit Monaten wieder das erste liebe Gesicht, das ich sehe!“

Andreas trat ein und wußte sich in seiner Beklommenheit nicht zu fassen. Der Salon war mit gediegener Pracht und mit Geschmack ausgestattet, Frieda selbst schöner als je. Die theuren Toiletten, — Andreas schätzte Frieda's Spitzen-Negligé auf zweihundert Gulden, gering gerechnet! — sind ja doch kein leerer Wahn; auch die schönste Frau gewinnt noch durch sie. Wie sie schön war! Und die Augen, — dieselben fröhlichen, klaren, unschuldigen Kinderaugen, die sie vordem hatte! Es ist unglaublich, wie Weiber lügen können, auch mit den Augen!

„Wir sehen uns unter stark veränderten Verhältnissen wieder,“ begann er in ziemlich trockenem Ton, indem er den ihm angewiesenen Sitz ihr gegenüber einnahm.

„Nicht wahr, Herr Andreas? Und Sie wissen nicht einmal, wie das gekommen ist?“

„Keine Ahnung!“

„Rathen Sie!“

„Vermuthlich ein Haupttreffer,“ sagte er. Er hatte eigentlich gar nichts sagen wollen, weil es ihn interessirt hätte, welche Lügen ihm da aufgetischt werden würden, und weil er durchaus nicht gewillt war, Frieda die Ausreden zu erleichtern. Nun war ihm das Wort doch entschlüpft; aber es that ihm nicht leid. Sein Ton hatte erkennen lassen, daß er sich solche Bären nicht aufbinden lassen werde.

„Ein Haupttreffer?“ rief Frieda lachend. „Nein nicht ganz, aber beinahe. Papa hat endlich wirklich einmal etwas Ordentliches erfunden, ein neues Gewehrschloß, mit dessen Hülfe man die Menschen viel schneller umbringen kann, als früher, und dafür hat er vom Kriegs-Ministerium eine schwere Menge Geldes bekommen.“

Ein neues Gewehrschloß! Andreas gestand sich beglückt, daß er der größte Esel auf der weiten Gotteswelt sei. Er hatte immer so wenig Vertrauen auf das Erfinder-Genie des Herrn Steininger gesetzt, daß ihm der Gedanke gar nicht gekommen war, es könnte diesem auch einmal etwas gelingen. Das war keine Lüge! Steininger hatte sich mit solchen Projecten befaßt, die Regierungen bezahlen solche Erfindungen sehr gut, und dann, — die Erklärung hätte noch viel unwahrscheinlicher sein dürfen, er hätte sie doch glauben müssen! Denn alles in allem, — diese Augen logen nicht! Es wäre Wahnsinn gewesen, zu glauben, daß das der Blick einer Schuldbelasteten sei. — Das war aber noch nicht alles, was sich Andreas im raschen Fluge der Gedanken vorhielt, um vor sich selbst den „Esel“ zu rechtfertigen, den er sich in richtiger Würdigung der Sachlage aufgebrummt hatte. Er hatte um das Mädchen, um dessentwillen er seiner Seele Seligkeit aufs Spiel gesetzt hätte, nicht geworben; ja, er hatte sie aufgegeben, da sie arm war, und nun sollte er seine Wünsche zu ihr erheben, da sie reich und von Glanz umgeben war? Dagegen bäumte sich seine redliche Natur auf. Seiner Seele Seligkeit, — das hätte sich ja hören lassen, aber ein ungeordnetes, schwankendes, unsicheres Leben, eine solche Vorstellung mußte er abweisen; er hätte sie, geschweige ein solches Leben, auf die Dauer nicht ertragen können.

„Erzählen Sie, Frieda, wie das alles zugegangen ist,“ sagte er nach einer kurzen Pause der Sammlung. „Vorher aber lassen Sie Sich auf das allerherzlichste beglückwünschen zu dem erfreulichen Umschwung! Sie glauben es mir doch, daß meine freudige Antheilnahme eine tiefe und aufrichtige ist?“

Frieda hielt ihm die Hand hin und drückte die seine, ohne gleich zu antworten.

„Erzählen Sie, Frieda!“ drängte er weiter, ihre Hand nicht gleich wieder freigebend.

„Es giebt nicht viel zu erzählen. Am 31. December vorigen Jahres ward Papa aufs Kriegs-Ministerium beschieden, wo ihm mitgetheilt wurde, daß die Proben mit seiner Erfindung ein günstiges Resultat ergeben hätten, und am 2. Januar dieses Jahres waren wir reich.“

„Hat Ihr Herr Vater das empfangene Geld gleich sicher angelegt?“

„Wie meinen Sie das, Herr Andreas?“

„Nun, man behält größere Summen nicht im Hause. Man giebt sie in eine Bank oder in eine Sparkassa, oder man kauft sich Papiere oder eine Realität; kurz, man sucht eine möglichst gute und dabei möglichst sichere Verzinsung für das Kapital. Ich fürchte, daß Herr Steininger vielleicht nicht über die nöthige geschäftliche Erfahrung verfügt, um da —“

„Aber wozu das alles, lieber Herr Andreas?“ unterbrach ihn Frieda. „Wir geben schon acht, daß uns das Geld nicht gestohlen wird, und alles übrige ist doch Nebensache.“

„Ihre Worte setzen mich in Unruhe, Fräulein Frieda. Es ist nicht leicht und erfordert Ueberlegung und Erfahrung, ein Vermögen zu verwalten.“

„Es giebt nichts zu verwalten. Papa will sich in gar keine Unternehmung einlassen. Er will keine Papiere und sonst nichts anderes, er will sein Geld behalten.“

„Er behält es aber nicht, wenn er es ausgiebt.“

„Papiere muß man doch auch ausgeben, Herr Andreas. Und Papa sagt, man verliert immer dabei, wenn man sie kauft, und man verliert wieder, wenn man dann verkauft.“

„Wer spricht denn vom Verkaufen? Die Papiere behält man, und nur ihre Zinsen giebt man aus.“

„Davon verstehe ich nichts, Herr Andreas! Das sollten Sie mit Papa selbst besprechen.“

„Frieda, sagen Sie mir ehrlich, — ich frage nicht aus müßiger Neugierde, — wie viel hat Ihr Vater bekommen?“

O, enorm viel! Einmalhundertundzwanzigtausend Gulden! Sie machen ein enttäuschtes, ein langes Gesicht, Herr Andreas? Finden Sie das nicht schrecklich viel?“

„Es ist sehr viel, Kind,“ erwiderte Andreas ernst, „genug, um Ihnen beiden für die ganze Zeit Ihres Lebens alle Sorge und alle Bedrängniß fern zu halten; aber es langt doch um Gotteswillen nicht, sich das Leben auf dem Fuß einzurichten, wie Sie das gethan haben. Das ist ja der sichere Ruin, auf den Sie da lossteuern!“

„Ich habe dem Papa auch schon gesagt, daß wir uns die Sache etwas praktischer eintheilen sollten; er meint aber, daß das ganz unnöthig sei. Wenn das Geld zur Neige gehen sollte, werde er schon wieder etwas anderes erfinden.“

Während sie so mit einander sprachen, brachte der Diener wieder auf einem silbernen Teller eine Rechnung des Teppich-Lieferanten. Frieda nahm aus der Schublade eines Renaissance-Kästchens den Betrag der Rechnung und schickte den Diener damit hinaus.

„Schade, daß Sie bei meinen Einkäufen nicht mit dabei sein konnten, Herr Andreas!“ sagte sie dann fröhlich, „es giebt nichts Hübscheres, als sich so nach Herzenslust zu kaufen, was einem gefällt.“

„Und das Geld haben Sie, wie früher, in der Schublade, und wenn eines von Ihnen etwas braucht, dann wird's einfach herausgenommen?“

„Genau so wie früher; nur, daß wir jetzt dort ein englisches Vexir-Schloß haben. Man kann nicht vorsichtig genug sein!“

Andreas war geradezu entsetzt über das, was er da sah und hörte. Jede Faser seiner innersten Natur sträubte sich gegen eine solche Geldwirthschaft. Er, dem die glatte Rechnung förmlich zum unentbehrlichen Lebenselement geworden war, hätte aufschreien mögen über die Verhöhnung der allereinfachsten wirthschaftlichen Grundsätze, wie sie ihm hier entgegentrat. Anstatt, wie sich's gebührt hätte, von den Zinsen zu leben, wird da das Kapital aufgefressen, und man frißt sich sehenden Auges wieder in das Elend hinein! Er mußte da Wandel schaffen um jeden Preis, und er nahm sich vor, ein sehr ernstes Wort mit Herrn Steininger in dieser Sache zu reden.

„Lassen Sie mich das Geld sehen, Frieda,“ sagte er nach einer Weile.

„Sollen wir's zählen?“ fragte Frieda, indem sie

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die kleine Schublade herauszog. Andreas warf einen Blick hinein und sagte dann kurz: „Nein!“

„Warum sind Sie denn gleich so böse, Herr Andreas?“

„Weil das ein sträflicher, ein unverantwortlicher Leichtsinn ist, was ich hier sehe! Wenn Sie klug sind, schaffen Sie mindestens die Hälfte von dem da heimlich bei Seite, um sie in die Sparkasse zu legen.“

„Ohne Papas Vorwissen?! Aber, aber, Herr Andreas! Das wäre ja beinahe ein Diebstahl!“

„Zu seinem und zu Ihrem Besten.“

„Nein, das thue ich nicht; Papa thät's auch nicht. Es muß ehrlich zugehen!“

„Man richtet sich ehrlich zu Grunde!“

„Sie sehen gleich alles so schwarz! In dem Kasten ist noch massenhaft viel Geld; das hält noch eine Weile vor.“

„Aber es ist doch der helle Wahnsinn, so in den Tag hineinzuleben!“ rief Andreas, förmlich krank vor Aufregung. „Hat man je so etwas gehört! Da fällt Ihnen vom Himmel ein Kapital in den Schoß, und da wird nun drauf losgewirthschaftet und das Kapital aufgezehrt, anstatt es zu erhalten und nur die Zinsen aufzubrauchen!“

Frieda war außer stande, die Entrüstung ganz zu begreifen, der Andreas so unverhohlenen Ausdruck gegeben hatte; ja, sie empfand es sogar mit einem Gefühle von Bitterkeit, daß bei ihrem ersten Wiedersehen mit Andreas so viel vom Gelde, und immer wieder nur vom Gelde die Rede war. Sie wiederholte, daß sie von all' diesen Dingen nichts verstehe, und daß es von Andreas sehr lieb sein würde, wenn er recht eindringlich darüber mit ihrem Vater reden wollte.

„Herr Andreas,“ sagte sie schließlich stockend, „ich weiß, daß Sie wiederholt Papa Geld geliehen haben. Ich habe schon vieles aus früherer Zeit in Ordnung gebracht, — Papa vergißt so leicht, — würden Sie nicht erlauben, daß wir auch das jetzt in Ordnung bringen?“

„Sie möchten also auch für mich dort aus dem Kasten etwas herausnehmen?“

„Dazu ist es ja da!“

„Ich danke! Ich will mich nicht zum Mitschuldigen machen. Mit Ihrem Vater werde ich gelegentlich schon abrechnen. Das muß anders werden, und müßte ich Ihnen die ganze Bescherung da mit Gewalt wegnehmen oder stehlen; so darf es nicht weitergehen!“

Andreas war beim Abschied noch so aufgeregt und ärgerlich, daß Frieda in tiefer Verstimmung zurückblieb. Sie hatte sich so gefreut auf ein Wiedersehen mit ihm, und nun war ihr die Freude so verdorben worden. Die Sorge um das Geld war ihm wichtiger gewesen, als sie selbst! Hatte sie sich in ihm getäuscht? Der Zweifel verwundete sie tief.

Schon am nächsten Tage nahm Andreas die Gelegenheit wahr, mit Herrn Steininger zu sprechen, aber er kam mit seinem Eifer nicht gut an. Herr Steininger war hochmüthig geworden und schien nicht geneigt, sich irgend welche Einmischung in seine Verhältnisse gefallen zu lassen. Seine Einwendungen waren kindisch und zeugten auch von einer kindischen Hartnäckigkeit. Wenn ihm Andreas von den Vortheilen einer zweckmäßigen Kapitals-Anlage sprach, erwiderte er schroff, daß er kein Wucherer sei, er nicht! Wenn Andreas auf das vorauszusehende und mit mathematischer Genauigkeit vorherzuberechnende Ende der Herrlichkeit verwies, führte er stolz seine Leistungsfähigkeit ins Treffen. Er sei noch lange nicht am Ende seines Lateins und mit dem Gewehrschloß habe er noch lange nicht all' sein Pulver verschossen. Wenn das Geld zu Ende sein werde, werde er sich anderes schaffen. Jetzt sei er als Erfinder einmal anerkannt, man brauche ihn und werde ihn suchen, und er werde zu finden sein.

„Wenn ich kein Geld mehr habe,“ sagte er selbstbewußt, „dann brauche ich nur einen neuen Briefmarkenleim oder ein ordentliches Cigaretten-Papier zu erfinden, — beides ist bisher miserabel, — und dann bin ich wieder flott!“

Es war nicht aufzukommen gegen ihn. Auf seine vollständige Unerfahrenheit in der Verwaltung eines Vermögens war er noch stolz, weil er in ihr eine Bekräftigung mehr für seine künstlerische Genialität erblickte, auf die er sich mehr verließ, als auf alle Knickerei und geisttödtende Kreuzerwirthschaft.

„Auch ich habe meine wirthschaftlichen Grundsätze!“ rief er mit Emphase . . . „Sie haben nur das eine Schlagwort: Sparen und immer wieder nur sparen! Den Teufel auch, damit verpfuscht man sich das ganze Leben! Ich dagegen sage: Ausgeben, viel ausgeben und viel verdienen! Das ist ein viel richtigeres und gesünderes wirthschaftliches Princip.“

Eine solche Verbohrtheit der Ansichten war Andreas noch gar nicht vorgekommen. Steininger war selbst vielleicht gar nicht so fest überzeugt von der Stichhaltigkeit seiner Meinungen, wie er sich den Anschein gab, aber es kitzelte sein Selbstgefühl, daß er sich vor Andreas so in seiner ganzen Großartigkeit zeigen konnte. Je mehr dieser dem alten Herrn zusetzte, desto schroffer wurden dessen Entgegnungen, und schließlich redete er sich in einen solchen Zorn hinein, daß Andreas mit tiefer Entmuthigung sich bekennen mußte, daß hier alle seine Bemühungen fruchtlos seien.

Steininger war ein Alkoholiker. Der plötzliche Umschwung in seinen Verhältnissen hatte seinen Durst nicht gemindert, sondern nur die Mittel erhöht zu den vergeblichen Versuchen, ihn ganz zu stillen. Sein Nervensystem war durch den vieljährigen, ungezügelten Alkoholgenuß zerrüttet und wenn er sich einmal in eine zornige Erregung hineingeredet hatte, da konnte sich diese bis zur Raserei steigern. Nun war er im Zuge und im Vollgefühle seines Besitzes und im Bewußtsein, auf Andreas nicht mehr angewiesen zu sein, und endlich mit der stillen Freude, die es unedeln Naturen gewährt, empfangene Wohlthaten bei gebotener Gelegenheit anstatt mit Dank mit Haß zu vergelten, ließ er seinem Temperament ohne Scheu und ohne die geringste Regung eines Schamgefühles die Zügel schießen. Andreas war da auf ganz unerwartete Weise zum Handkuß gekommen.

Es waren sehr häßliche Dinge, die er zu hören bekam.

„Wir kennen diese Wohlthäter!“ tobte Steininger. „Weil Sie mir einmal mit einer Kleinigkeit ausgeholfen haben, soll ich die Hand legen lassen auf alles, was ich mir durch meine Arbeit, meine ehrliche Arbeit, im Schweiße meines Angesichtes erworben habe. Schicken Sie mir eine Rechnung, und ich werfe Ihnen den Bettel vor die Füße und, wenn Sie wollen, auch noch ein Trinkgeld dazu!“

Andreas versuchte noch immer, den Zornigen zu besänftigen und suchte ihm beizubringen, daß er ja für seine Person wirthschaften könne, wie er wolle, daß er aber doch auf das Schicksal seiner Tochter bedacht sein sollte.

„Meiner Tochter?“ rief Steininger, den Faden aufgreifend. „Frieda's Schicksal macht Sie besorgt? Herr, mit mir muß man deutsch reden; ihr Geld macht Ihnen Sorge! Beruhigen Sie Sich; Sie werden von dem Geld Sich keine Häuser bauen! Jetzt freilich wäre Sie Ihnen gut genug, aber da bin noch ich da, um ein Wort mit dareinzureden! Jetzt plötzlich ist man ein edler Mensch und so furchtbar besorgt um unser Wohl! Ich danke Ihnen; wir werden uns schon allein weiter behelfen. Wir zwei haben mit einander ausgeredet! Haben Sie mich verstanden?“

„Vollkommen!“

„Desto besser; ich hätte sonst Ihrem Fassungsvermögen durch meinen Bedienten nachhelfen lassen!“

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Junge Ehe.

Skizze von Hedwig Katz in Berlin.

I.

Die Stadtmaus auf dem Lande.

Der November-Himmel hatte keine Sonne, sondern an ihrer Stelle nur einen milden Perlmutterglanz, und die Erde ringsum sah grau und schmutzig aus, als Albrecht seine junge Frau in seine Heimat einführte. Sogar die Kränze über dem Hofthor und der Hausthür machten einen trübseligen Eindruck mit ihrem regenschweren Herbstlaub. Drinnen war es aber behaglich. Der große Treppenflur und die Zimmer waren hell und warm, und das Gemisch altererbter und neuer Sachen machte die Einrichtung sehr gemüthlich. Und doch gestand sich Sophie im tiefsten Herzen, sie sei enttäuscht! — Warum? Sie konnte sich das selbst nicht recht klar machen, denn es war ein großes, neugebautes Haus mit schönen Räumen und praktischen Einrichtungen. Aber es geht einem mit fremden Räumen wie mit fremden Gesichtern: man muß sich erst an sie gewöhnen, um ihre intimen Reize zu empfinden. Man liebt ein Zimmer erst, wenn man weiß, in welchem Eckchen man am behaglichsten sitzt, um interessante Bücher zu lesen, in welchen Schränken man all' die Kleinigkeiten findet, die man am nothwendigsten braucht, und wo man am ungestörtesten ist, wenn man sich einmal recht ausweinen möchte. Zuerst glaubte Sophie, es gefiele ihr alles nicht so, weil sie mehr Romantik erwartet hatte, aber ihre nächste Nachbarin, die übrigens fast drei Meilen entfernt wohnte, sagte ihr, nichts sei so schrecklich, als ein altes, wunderliches Schloß zu bewohnen. Die vielen Treppen und Treppchen machten das Haus so kalt und zugig, daß sie immerfort kranke Leute hätte und nicht einmal ihre Kinder vor Erkältung behüten könne. Außerdem mache die Weitläufigkeit des Hauses eine viel größere Anzahl von Dienstboten erforderlich, als wünschenswerth wäre, — und so gab es noch eine ganze Reihe ähnlicher Unannehmlichkeiten. Sophie sah schließlich die Vorzüge ihres bequemen Hauses mit Befriedigung ein. Aber die Stille, — die Todtenstille! Sie war ein echtes Stadtkind, das bisher auf seinen Sommerreisen nur nach Tirol oder einem Seebad gekommen war. Am Meeresstrand, in einem lustigen Kreise, der von allen Seiten Deutschlands dort zusammengekommen war, hatte sie auch Albrecht kennen gelernt und sich nach kurzer Zeit mit ihm verlobt. Ihre Eltern wünschten, die Hochzeit möchte erst im folgenden Frühjahr stattfinden, aber Albrecht bat so dringend, ihm den einsamen Winter auf dem Lande zu ersparen, daß man es ihm nicht abschlagen konnte, und er sich Sophie schon im Spätherbst holen durfte.

Nun ging sie auspackend, ordnend in ihrem Hause herum und kam sich selbst wie ein Gespenst vor, das, einer anderen Welt angehörig, hier umgehen müsse. Der Wind heulte in den Oefen mit langen, spukhaften Tönen, und der Regen lief an den Fenstern herab in kleinen Strömen, die sich an den Scheiben jagten und sammelten. In den Romanen klingt es recht schön, wenn das liebende Paar, das „sich gekriegt hat“, selig an einander gelehnt im eigenen Heim steht und die Braut entzückt ist über alles, was sie umgiebt. Aber selbst in der glücklichsten Wirklichkeit ist das doch meist recht anders! Das Heirathen ist keine lustige Sache! In den ersten Tagen zittert das arme Herz noch völlig, und eine gewisse Ueberspannung der Empfindungen hebt es noch aus der Alltäglichkeit heraus. Es ist einem ähnlich zu Muthe, wie wenn man von einem Begräbniß zurückkommt und sich nun sagt: „du mußt jetzt rechnen mit dem, was du hast, und ein neues Leben anfangen“. Man hat ja auch etwas begraben: das Glück der alten Heimat, die lebendige Zusammengehörigkeit mit denen, die einem von Geburt an die Nächsten und Liebsten gewesen sind. Und nun gilt es, sich einzuleben! — Das Gut lag ganz versteckt zwischen Wiesen und hohem Walde, in dem Winkel, den ein mächtiger Strom mit einem seiner Nebenflüsse bildete; landschaftlich wunderschön, aber gerade durch diese Lage sehr einsam und abgetrennt von allen großen Verkehrsstraßen und Verbindungen. Sophie, die Großstädterin, hatte gar keine Vorstellung gehabt von einem Dasein, das wochenlang gleichmäßig weiter geht, ohne daß irgend etwas von außen herankommt.

Eines Morgens schritt sie durch den Garten in einem so dichten, weißen Nebel, daß selbst die Bäume und Gesträuche um sie her unsichtbar waren. Sie hörte nur das leise Rieseln der Tropfen durch das Gezweig, als belausche sie das stille Weinen der Natur. Da dachte sie sich: so liegt dein Leben nun verschleiert vor dir, einsam, farblos, eine undurchdringliche Atmosphäre! Ihr war zu Muth, als müsse sie laut aufschreien, um sich Luft zu machen, als ersticke der dicke Nebel sogar ihre Stimme.

Albrecht war den ganzen Tag sehr beschäftigt im Hof und im Walde, und abends saß er meist noch fleißig über seinen großen Rechenbüchern. Sophie hatte sich mit Büchern und Handarbeit in seinem Zimmer etablirt. Gerade diese schweigsamen Abende wurden ihr, die an fröhlichen Verkehr und allerlei Anregungen gewöhnt war, so schwer. Mitunter konnte sie es nicht länger aushalten, trat zu ihm und legte sanft die Hand auf seine Schulter. Dann meinte er, es sei wohl spät, — nur noch ein paar Minuten, und er würde fertig sein! Beschloß dann eine Partie Bézique, oder auch nur ein Schwätzchen am Kaminfeuer den Tag, so wurde es Sophie wieder leicht ums Herz, und sie ging schlafen mit dem Bewußtsein, eine sehr glückliche Frau zu sein, wenn auch nicht alles im Leben so war, wie sie es sich ausgemalt hatte.

Aber dann begann wieder so ein langer, stiller Tag nach dem andern. Talente hatte sie nicht, und so empfand sie immer drückender die Leere um sich her. Das große Ereigniß des Tages war die Posttasche. Ein Brief von zu Hause wurde wieder und wieder gelesen, und dann war es Sophie beinahe, als ob sie einen lieben Besuch gehabt hätte. Darauf wurde die Zeitung durchstudirt bis zu den Annoncen der Kaufläden, die so verlockend klangen, bis zum Polizei-Bericht. Sophie ertappte sich darauf, daß ihr eine alte Frau fast beneidenswerth erschien, die überfahren worden war, — die Glückliche! sie war doch mitten im Getreibe der Menschen gegangen! Und dann die Theater-Nachrichten! Keine Berlinerin hätte so genau gewußt, an welchen Theatern neue Stücke aufgeführt wurden, wie Sophie, die die Recensionen der Premièren verschlang. Dann war ihr, als ob sie im erleuchteten Hause säße und nur noch auf das Aufgehen des Vorhangs warte. Wenn sie das Zeitungsblatt weglegte, befand sie sich wieder in ihrem Zimmer und ringsum diese tiefe, unerträgliche Stille! Ein paarmal ging sie mit dem Schlüsselbund in die Schrankstube und öffnete den ungethümen, alten Schrank, in welchem sie die Kleider aufbewahrte, die ihre gute Mutter, gleichfalls eine Großstädterin, ohne Ahnung vom Landleben, ihr zur Aussteuer mitgegeben hatte. Da hingen sie: schwere Stoffe von herrlichen, hellen Farben, moderne Toiletten für Gesellschaften aller Art. Sophie sah sie mit mitleidigem Lächeln an, — sie würden alle, wie das wunderbare Bibelwort sagt ‚veralten wie ein Gewand‘, ohne sie zu schmücken. Liebkosend strich sie mit der Hand über einen Umhang, ein Wunderwerk von Sammet, Moiré und Spitzen. Hier trug sie nur eine praktische Flausjacke, die ihr Mann in der nächsten kleinen Stadt für sie gekauft hatte. Ach, sie würde ja auch in der Flausjacke ganz vergnügt sein können, wenn sie nur jemand gehabt hätte, mit dem sie einmal hätte so recht von Herzen schwatzen können! Es überkam sie eine ganz krankhafte Sehnsucht nach den Menschen.

Der Januar brachte hellen Frost und vorzügliche Schlittenbahn. Sophie begleitete Albrecht auf seinen täglichen Waldfahrten und erfrischte ihre Seele durch die märchenhafte Schönheit draußen. Die dunkeln Fichten sahen wundervoll aus mit den weißen Schneemassen. Sophie mußte an die betrübten Herzen denken, die stark und still die ihnen auferlegte Last tragen, wie die alten Baumriesen den Schnee. Aber eine Zeit lang wehte ein scharfer Ostwind; sie mußte sich wohl erkältet haben und lag mit einer heftigen Grippe im Bett. Betäubt von Fieber und Kopfschmerzen, war sie unfähig, einen Gedanken zu fassen, neben dem sehnsüchtigen Verlangen nach ihrer Mutter. Albrecht pflegte sie sehr gut und sah mit Besorgniß, daß sie sich, auch nachdem das Fieber verschwunden war, gar nicht erholen konnte. Es war, als ob ihr die Spannkraft fehle, sich von dieser Niederlage zu erheben. Tag für Tag lag sie da und vermißte jetzt erst recht die erheiternden Besuche guter Freunde, die allerlei kleinen Neuigkeiten und was sonst von außen hereinkommen konnte, um die Misère zu zerstreuen. Vor ihrem Fenster, auf dem Hofe, ging die Dreschmaschine vom ersten Tagesschein bis zur Dunkelheit, surrend und sausend, rundum, rundum, in fürchterlicher Monotonie. Sophie war es schließlich, als drehe sich die Maschine in ihrem Kopfe herum, mit dem ewigen Sausen quälend, lähmend.

Als sie endlich wieder so weit war, daß Albrecht sie mit ihren Büchern im Wohnzimmer etabliren konnte, unternahm er eine seit langem verschobene, kleine Geschäftsreise, und so mußte Sophie sogar das geliebte Gesicht entbehren, dessen Anblick ihn immer wieder Herz und Muth erquickte. Sie legte bald die

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Bücher fort; sie fühlte sich so schwach und elend, daß sie nicht viel lesen konnte. Unwillkürlich rang sie die Hände und fragte sich: „Mein Gott, soll ich denn ganz melancholisch werden?“

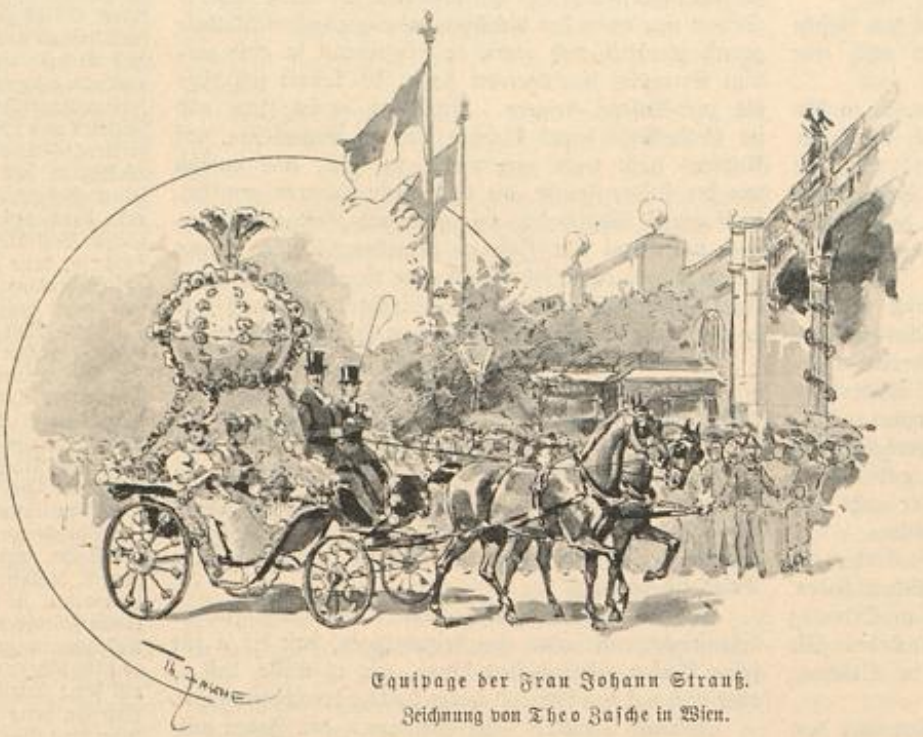
Spät am Abend des folgenden Tages kam Albrecht zurück, und Sophie ging ihm bis in den Flur entgegen. Er trug unter seinem Pelz etwas im Arm und rief: „Ich habe Dir auch etwas mitgebracht!“ Und nun setzte er ein kleines graues Geschöpf mit schwarzem Köpfchen auf den Tisch, einen schönen, kleinen Mops. Das Thierchen sah Sophie mit großen, unheimlich klugen Augen forschend an. „Was für ein schwarzer, kleiner Neger!“ rief die junge Frau.

Plötzlich überwältigte ihr Gefühl sie so, daß sie das Gesicht schluchzend in die Hände legte. Ein Jammer, ein Mitleid mit sich selbst und ihrem Mann erfaßte sie. Soweit war es gekommen, daß er versuchte, ihr durch einen Hund Gesellschaft und Zerstreung zu verschaffen! So tief niedergedrückt war sie und hatte es nicht einmal vor Albrecht verbergen können!

„Was ist Dir?“ fragte er erschrocken, aber sie antwortete: „Nichts! Es kamen mir ein paar Gedanken, solche, vor denen man sich hüten muß, besonders wenn man eine so schreckliche Frau ist wie ich, die ‚Nerven‘ hat. Und nun komm herein, der Thee ist fertig, und wir wollen sehen, ob das Negerlein geruhen wird, etwas Milch zu trinken!“ — „Negerlein“ blieb sein Name, und er wurde Sophiens steter Begleiter. Sie schämte sich dessen, aber sie freute sich, wegen des Hundes wieder spazieren gehen zu können und sah ihm mit Wonne zu, wenn er über die Felder jagte und auf ihren Ruf doch zärtlich wieder auf sie zustürzte.

Es war ungefähr um diese Zeit, daß eine Arbeiterfrau zu Sophie kam, um Hülfe für ihr krankes Kindchen zu erbitten. Das arme Würmchen sah Sophie vorwurfsvoll an, wie ein uralter Gnom, und jammerte vor sich hin, als wollte es sich beklagen über die schlechte Welt, in die es hineingekommen. Die Frau weinte, und Sophie stand ziemlich rathlos davor. Doch halfen in diesem Falle warme Bäder und gute Suppen, und bald wandten sich mehr und mehr geplagte Mütter mit ihren Sorgen an Sophie. Sie gab Rath und Beistand, soviel sie konnte, fühlte sich aber selbst sehr hülflos, da sie eigentlich von diesen Angelegenheiten nichts verstand. Sie schrieb an ihre Muter mit der Bitte, ihr allerlei Hausmittelchen und gute Bücher über Kinderpflege zu schicken. Die Zahl ihrer Pfleglinge, Kinder und Erwachsene, nahm zu und wurde bald zum größten Interesse ihres Lebens. — Noch etwas anderes zog sie von ihren trüben Gedanken ab. Während sie krank lag und sich nicht beschäftigen konnte, hatte sie sich in ihren Gedanken allerlei Menschen und deren Schicksale geschaffen, und sie lebte jetzt weiter mit diesen Freunden ihrer inneren Welt, indem sie ihre Phantasien niederschrieb. Wenn sie ihr dickes Heft aufschlug, öffnete sie damit gleichsam die Thür zu diesem reichen, selbstgeschaffenen Leben. Sie dachte nicht entfernt daran, etwas davon für den Druck fertig zu machen; sie schrieb nur so hin, was ihr das Herz erfüllte. Es wäre ihr unmöglich gewesen, ein Tagebuch über ihre eigenen Empfindungen zu führen, aber in dieser Form kam doch alles zum Ausdruck, was sie im Innern bewegte. Wie das Mädchen in dem Grimm'schen Märchen ihre Geschichte nicht dem König selbst anvertrauen kann, sondern dem eisernen Ofen erzählen muß, so mußte Sophie sich in dieser unpersönlichen Weise aussprechen.

Der Frühling kam ins Land. Sophie lebte auf im Sonnenschein und fing an, alles Mögliche im Garten zu säen und zu pflanzen. Dabei fielen ihr immer noch wieder neue Verschönerungen ein, die im nächsten Herbst und Winter vorbereitet werden sollten. Im Sommer kam der eine und andere aus dem Freundeskreis, und gegen den Herbst hin hatte Sophie die Freude, ihre Eltern einige Wochen bei sich zu haben. Das Zusammensein mit der Mutter war Seligkeit. So viel hatte Sophie zu fragen für den Haushalt und für all ihre großen und kleine Schützlinge! Die Eltern bewunderten das Haus und die ganze Gegend, den bequemen Wagen zum Spazierenfahren, sogar das Negerlein, obgleich sie sonst keinen Hund leiden konnten. Damals geschah es, daß das Söhnchen eines Arbeiters durch einen schlimmen Sturz verunglückte, während die Leute auf dem Felde waren. Sophie gab sich unendliche Mühe mit dem Kinde, ging täglich selbst hin, um es zu baden und darauf zu achten, daß alle Verordnungen des Arztes befolgt würden. Aber trotz aller Pflege blieb der arme Kleine ein Krüppel. Nun hatte dies Unglück doch eine gute Folge. Sophie setzte durch, daß Albrecht eine Gemeinde-Diakonissin kommen ließ, welche die Kinder während der Arbeitszeit



Equipage der Frau Johann Strauß.

Zeichnung von Theo Zasche in Wien.

behüten und auch sonst für die Alten und für die Kleinen sorgen sollte. Die Installirung dieser Schwester mit ihrer Spielschule, Nähstunde und dergleichen gab Sophie viel zu thun und zu überlegen in den ersten, einsamen Wochen nach der Abreise der Eltern.

Das nahende Weihnachtsfest flößte Albrecht etwas Angst ein, denn er dachte daran, daß die schönen Geschenke, die er für seine Frau kommen ließ, sie nicht über die Leere im Haus trösten würden. Oftmals in dem vergangenen Winter, der Sophiens Nerven so schwer bedrückte, hatten sie sich gesagt, vielleicht würde das künftige Jahr ihnen den liebsten, kleinen Kameraden schenken, ein Kind! Aber es war nicht so. Die dunkele Weihnacht kam, ohne einen Hoffnungsstern mitzubringen. Doch hatte Sophie sich unmerklich umgewandelt und gehörte dies Jahr in ganz anderer Weise der neuen Heimat an. Albrecht fand sie vor einem Berg bunter Lappen knieend, aus denen sie Kleider zuschnitt für ein ganzes Dutzend billiger Puppen, die um sie herumlagen. „Habe ich nicht eine große Familie?“ rief sie vergnügt, „ich muß die Puppen gleich dutzendweise kaufen!“ — Sie schmückte einen herrlichen Weihnachtsbaum, umsponnen von glitzernden Fäden und von oben bis unten durchrieselt von Rauschgold, als ströme das goldene Wasser des Lebens von ihm aus. Darunter, im Moos, der Stall; Joseph und Maria standen hinter dem Christkindlein an der Krippe, alle mit großen Heiligenscheinen, Maria im langen Schleier. In dem Moosgärtchen davor waren kleine, knieende Engel, Lichter, Lilienbüsche und silberne Blüthen. Von links zogen die Hirten mit den Schafen heran, von rechts die heiligen drei Könige mit Kamelen und Elephanten. Der ganze Aufbau hatte etwas so ernsthaft Heiliges und Unschuldiges, wie der Weihnachtsglauben in einem frommen Kinderherzen. Sophie schien es, als athme sie mit dem Duft der Tannennadeln einen tiefen unzerstörbaren Frieden ein. Sie war ganz zufrieden am heiligen Abend und erklärte nur: „Nächstes Jahr muß ich auch ein Pfefferkuchen-Häuschen für die Kinder machen!“

Als der März herankam und der Frühling doch noch weit war, schlug Albrecht eine Reise nach Berlin und Besuch bei den Eltern vor. Sophie war sehr einverstanden. Sie wagte noch gar nicht, an den vergangenen Winter zu denken, wie man nicht gern auf die schrecklichen Phantasien eines Fiebertraumes zurückblickt. — Mit welcher Wonne stieg Sophie bei ihrer Ankunft in die Stadt in die schwerfällige Gepäckdroschke! Sie bewunderte die helle Straßenbeleuchtung, als ob es eine Illumination wäre! Als sie, in ein Gewirr von Pferdebahnen und Omnibus gerathend, nicht vorwärts konnten und Albrecht raisoniren wollte, rief sie: „Ach, laß doch! Es ist ja himmlisch, so mitten drin zu stecken!“

Der Aufenthalt in der Stadt brachte ihr viele Freuden: Wiedersehen mit guten Freunden, Theater, Konzerte, Bilderausstellungen, lauter Herrlichkeiten, deren Erinnerung sie als Zehrpfennig mit in ihre Stille nehmen wollte, aber auch sehr entschiedene Enttäuschungen. Sie hätte nie gedacht, daß sie schon so völlig außerhalb ihres alten Kreises stünde, wie es ihr hier in jedem Augenblick fühlbar wurde. Viele der früheren Bekannten fehlten, zwei ihrer Freundinnen waren ebenfalls verheirathet, einige Familien fortgezogen; der war wegen seiner Gesundheit nach dem Süden gereist, ein anderer hatte tiefe Trauer. So sah sich Sophie zu ihrem Erstaunen ziemlich fremd in der Gesellschaft. Und nicht nur das, sie fand sich sogar unmodern, unmodern in ihren Empfindungen wie in ihren Kleidern, sie, von der man früher zu sagen pflegte: „dies oder das wird Mode, denn Sophie trägt es!“ Dabei kam es ihr jetzt so vor, als ob die Menschen durchaus nicht so theilnähmen an den geistigen Genüssen, um welche sie sie von ihrer stillen Ecke aus so sehr beneidet hatte. Fragte sie nach einem neuen Schauspiel, für das sie sich interessirte, so antworteten die einen: „Davon habe ich noch nichts gehört! Auf welcher Bühne wird es denn gegeben?“ Die anderen sagten: „Ja, es soll sehr gut sein. Man kommt ja leider nie ins Theater; die späte Eßstunde und die vielen Diners machen es unmöglich.“

Es war, als ob der große, gesellige Kreis eine Kette unendlicher Kleinigkeiten immer wieder durch die Finger gleiten ließe, und als ob man hier eine völlig andere Sprache spräche. als in Sophiens neuer Heimat. „Ist es möglich, daß ich vor zwei Jahren noch ein junges Mädchen war, noch mitten in dieser Welt lebte?“ fragte sie sich; „bin ich nicht seitdem zehn Jahre älter geworden?“ — Der schwerste Besuch, den sie zu

Festwagen der Bildhauerschule des Professor Zumbusch. Nach einer photographischen Aufnahme von Victor Angerer, K. u. K. Hof-Photograph, Wien.

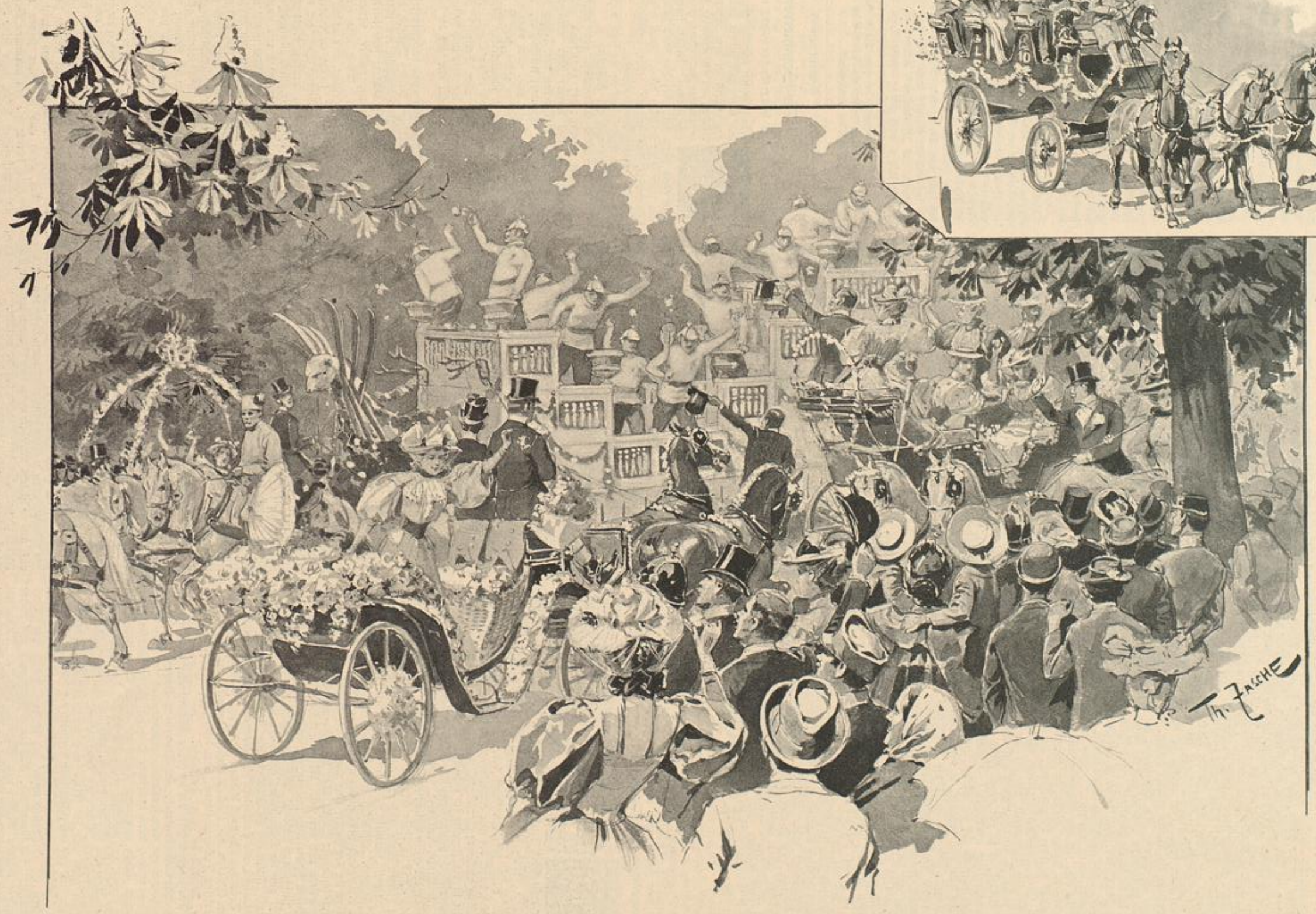
Wiener Blumen-Corso. — Siehe Seite 110.

machen hatte, war der bei ihrer liebsten Freundin, wenige Tage vor ihrer Abreise. Diese hatte ein halbes Jahr früher als Sophie geheirathet und war schon Mutter eines einjährigen Töchterchens und eines kleinen Buben, der erst vor drei Wochen geboren war, und der bisher das Wiedersehen der Freundinnen noch nicht gestattet hatte. Sophie hegte eine unaussprechliche Angst vor diesem Zusammentreffen. Als sie vor der Hausthür stand, gewann dies Gefühl eine derartige Macht über sie, daß sie ein paarmal die Straße auf und ab gehen mußte, bevor sie sich entschloß, die Treppen hinaufzusteigen und anzuklingeln. Sie fand die junge Frau allein, und als sie sich endlich überwand, nach den Kindern zu fragen, bemerkte sie, daß die glückliche Mutter sie mit einem verstohlenen Blick des Mitleids streifte, der ihr in das Herz schnitt. Nun gerade wiederholte sie ihre Frage und wurde in die Kinderstube geführt. Es war Sophie,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Wiener Blumen-Corso. — Siehe Seite 110.

Der Wagen der Ski-Fahrer und der char-à-banc der Liechtenstein-Dragoner. Zeichnung von Theo Zasche in Wien.



Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

als schlüge man unbarmherzig auf ihr wundes Herz los, wie sie in dies Zauberreich eintrat. Das Mädelchen, mit lustigen Augen und krausen Härchen, saß auf dem Teppich zwischen seinen Spielsachen und das winzige Brüderchen schlief in einem himmelblauen Korbe, zum großen Wohlgefallen der kleinen Schwester, die sein Geschrei nicht gern hören mochte.

Aber auch diese Prüfung ging an der jungen Frau vorüber, und ebenso gern, wie sie gekommen war, reiste Sophie schließlich wieder mit ihrem Gatten der Heimat zu. Mit großem Behagen erwachte sie des Morgens wieder „zu Hause" und stieg hinunter in die Küche, wo die Mamsell stand. „Nun", erkundigte sie sich, „giebt es viele Kranke?" „Jetzt gerade nicht", war die Antwort, „nur die Müllern, die alte Gartenfrau, wird's wohl nicht lange mehr machen, und die Webern hat vor vier Tagen einen kleinen Jungen gekriegt. — Aber kleine Hühner haben wir schon, gnädige Frau", fuhr die Mamsell stolz fort, „und so schöne kleine Gänse! Alles kommt in diesem Jahr früher als im vorigen." — Dann ging Sophie hinüber nach dem Gärtchen, wo die Schwester ihre Pfleglinge im Frühlings-Sonnenschein herumspielen ließ. Dort mußte sie die Verse und Lieder anhören, die die Kinder gelernt hatten, und die Schwester hatte allerlei zu fragen. Die Einsegnung der großen Mädchen stand bevor, da brauchte noch die eine ein anständiges Kleid; und dann war da die lahme Caroline, — was sollte jetzt aus dieser werden? „Sie kann fürs erste täglich zu uns herauf kommen," entschied Sophie, „und ordentlich nähen lernen. Als Schneiderin könnte sie später genug verdienen." Nun guckte sie auch noch bei der Webern ein, um den Neugeborenen zu besichtigen. Seltsam! vor diesem kleinen Wesen im buntcarrirten Bettchen empfand sie nichts von der Verzweiflung, die sie vor den zierlichen Kindern ihrer Freundin ergriffen hatte. Jene Kinderstube war für sie eine Traumwelt, vor der ihre Seele sich hüten mußte; hier stand sie mit dem Kind auf den Armen und hatte nur das Gefühl, es sei ein neues Glied ihrer Gemeinde und ihrer Verantwortung anvertraut. — Schließlich lockte das herrliche Wetter sie noch auf die Wiesen hinaus, wo das Negerlein die Krähen hin- und herjagte, in der irrigen Meinung, es könne sie fangen, und wo die Gänse ihre Schar goldgelber Jungen auf einem Wassertümpel spazieren führten. An den Weiden schimmerten schon die Osterkätzchen, und Sophie brach sich einige Zweige ab. Sie gedachte jenes Tages in der ersten Zeit ihrer Ehe, als sie im Nebel durch den Garten gegangen war. Allmählich war es lichter um sie geworden, Formen und Farben wurden sichtbar; immer deutlicher traten die Gestalten rings um sie hervor, bis der Nebel sich löste, sank, und die lebendige Welt hell vor ihr lag.

Abends kam sie mit einem Korb voll Ostereiern und Zuckerhäschen in ihres Mannes Zimmer. „Sieh nur!" rief sie, „was ich mitgebracht habe. Sonntag Nachmittag giebt es Eiersuchen im Garten. Es ist eine billige Sorte und gewiß schauderhafte Chocolade, aber meine anspruchslosen, kleinen Gäste werden doch entzückt sein." Albrecht legte den Arm um sie. „Du bist doch eine gute, kleine Frau!" Sie drohte aber mit dem Finger und sagte: „Nicht gut, nur glücklich und zufrieden!"

Nachdruck verboten.

Wiener Blumen-Corso.

Von Natalie Bruck-Auffenberg in Wien.

Mit vier Zeichnungen von Theo Zasche in Wien und zwei photographischen Aufnahmen. — Siehe die Seiten 108, 109 u. 112.

Die südliche Blüthe des Blumen-Corso, auf Wiener Boden verpflanzt, entfaltet sich immer kräftiger. Das einst so harmlos lebensfreudige Volk von Wien ist froh, den Ernst der schweren Wirklichkeit ein paar Stunden lang verträumen zu können in neidlosem Schauen und Mitgenießen. Der erste Mai, sonst das traditionelle Praterfest der Wiener, hat seit wenig Jahren durch seine Proclamation als Arbeiterfesttag einen etwas herberen Sinn erhalten; die blaue und die rothe Bluse herrschen dann ausschließlich in den grünenden Alleen, durch die nur einzelne aristokratische, das Getriebe nicht ängstlich meidende Equipagen, ihre Durchfahrt nach dem Rennplatze in der Freudenau nehmen. Und so bedeutet denn der Blumen-Corso gegenwärtig den Ersatz für das Wiener Frühlingsfest im Prater mit dem schon seit uralten Zeiten die Auffindung des ersten Veilchens gefeiert wurde. Man spricht davon, diesen Corso zu einer ständigen Einrichtung zu machen, denn zum vierten Male wiederkehrend innerhalb neun Jahren, zeigte sich unsere „bataille de fleurs" dem Wiener so vertraut, daß wir sie gern alljährlich wiedersehen wollen. Die Riesenzahl von dreitausend Blumenwagen betheiligte sich am 25. Mai dieses Jahres an der Fahrt; eine unabsehbare Menschenmenge zog sich in stundenlanger Strecke über die gesammte Ringstraße bis zum Praterstern und von dort bis zum kaiserlichen Lusthause am Ende der Prater-Allee entlang, ein sechs- und zehnfaches Spalier von Zuschauern bildend. Alle Fensteröffnungen bis zum Dachgiebel und die Schaufenster der Läden waren mit Leuten dicht besetzt. Unter den Hausthoren hatte sich die dienende Welt aus Handwagen und Stehleitern die gelungensten Logen improvisirt; die Tramway-Waggons bildeten ebenso viel ambulante Tribünen, deren Insassen sich glücklich preisen konnten, und Reihen von decorirten Tribünen-Logen, vom distinguirtesten Publicum besetzt, säumten die ganze Feststraße.

Ein einziges Bild bot die breite Praterstraße, besonders um das Tegethoff-Denkmal, am Praterstern herum, wo sich die Menschenmenge terrassenförmig aufbaute, und wo jeder Wagen passiren mußte, durch brausende Hochrufe, Beifall oder Gelächter begrüßt. Schon unterwegs flogen die ersten Blumengrüße hin und wieder, und manches reizende Kind aus dem Volke, würdig eines rollenden Blumenthrones, empfing erröthend die Huldigungen aus den Reihen der Bevorzugten.

So ganz wie in Nizza war der Contact zwischen den Zuschauern und den eigentlichen Acteuren des Blumenschauspiels, den glücklichen Wagen-Insassen, wohl noch immer nicht hergestellt, obschon die Fahrenden unter sich diesmal wenig um „Vorgestelltsein" sich kümmerten. Aus einem Jagdwagen voll flotter Offiziere wurden Massen von Blumen, unter die Menge geschleudert und mit Jubel begrüßt; die Gegengrüße fing man wie Schmetterlinge in einem großen Netz auf. Der Hauptinsasse einer eleganten Mail-coach hatte sich den Scherz gemacht, einen besonders begehrenswerthen Blumenstrauß an eine Gummischnur zu befestigen, sodaß er, anstatt in die ausgestreckten Hände, stets wieder zu dem Spender zurück flog. Frau Kronprinzessin Stefanie und ihr reizendes Töchterchen Elisabeth, der Liebling der Wiener, kurzweg „die Liesel" genannt, hatten ihre Equipage nicht decorirt, sondern nur reiche Schätze köstlicher Wurf-Bouquets hoch aufgeschichtet vor sich; bald jedoch waren die hohen Damen bis an die Taille hinauf eingebettet in die ihnen zugeworfenen Blumen, von denen sie mit vollen Händen immer wieder ausstreuten. Ebenso sympathisch verkehrten mit aller Welt Erzherzogin Maria Therese und Erzherzog Carl Ludwig, die Erzherzoge Ferdinand d'Este, Ludwig Victor und Otto und einzelne besonders populäre Damen der Gesellschaft, Statthalterin Gräfin Kielmannsegg, Baronin Bourgoing u. a. Die Blumenwagen, die vorher und nachher in allen Straßen zu sehen waren, nicht am wenigsten die Fiaker mit ihren flotten „Zeugeln", erschienen einzeln natürlich noch weit wirkungsvoller als in der Masse des Corso, wo die Wagen in vierfacher Reihe sich vorwärts bewegten, oftmals stockend, dann wieder im raschen Fluge vorüberfausend.

Siehe, da erscheint ein Rosenwagen, aus dem zwei dichte Riesen-Bouquets der modernen, langstengligen Paul Néro-Rosen emporragen, das eine heller, das andere dunkler, alles in etwas überlebensgroßem Maßstabe; die schönen jungen Baroninnen Lilgenau und Ritter wiegen sich in dem geschmackvollen Neutitschenier. Hängende blaue Clematis umrankt dicht einen anderen vornehmen Wagen; die Hortensie, die neue Modeblume, einen dritten. Die elegante Gräfin Montgelas hat ihre Equipage mit einer allerletzten Mode-Errungenschaft der Blumenwelt decorirt: rothe Pappelrosen, die zwischen hellblauem Taft in Schleifen-Drapirung an beiden Wagenseiten emporstreben. Entzückend ist der kleine amerikanische Kutschierwagen zweier aristokratischer Husaren-Offiziere; das überaus zart gebaute Fahrzeug, mit seinen Kornblumen decorirt und in allen Radspeichen durchflochten, sieht aus wie ein fliegendes Insect; es erhielt aber auch einen der Preise, die zur Vertheilung gelangten: zierliche Atlasflaggen mit Golddruck. Den Preis der Eleganz, den ersten Preis überhaupt, errang der char-à-banc der Liechtenstein-Dragoner-Offiziere, in den Regimentsfarben blaugelb decorirt, die Wagen-Laternen mit großen Dragoner-Helmen aus blau-gelben Blumen umkleidet; auch die Damen im Wagen trugen als Umkehrung der Regiments-Uniform lichtgelbe Toiletten mit blauer Garnitur.

Die Garnitur mit künstlichen Blumen lief den kunstvollsten Arbeiten der Gärtner entschieden den Rang ab. Die frischen Blumen waren noch immer in genügender Menge dabei, als Munition mitgeführt in zierlichen Spanbutten-Körben und decorativen hohen Gefäßen, am schönsten in einem den Rücksitz füllenden großen Goldnetze. In dem beliebten modernen Riesenformat gehalten, waren neben Rosen und Chrysanthemen noch Kornblume, Nelke, Mohn, besonders Flieder und Goldregen die bevorzugtesten Decorationsblumen. Man liebte es, die Blätter an langen Stengeln recht aufstrebend zwischen viel feines Grün zu binden, ganz in der Weise, wie die modernen langstengligen Sträuße. Eine Neuerung des Blumen-Corso waren die großen Gruppenwagen. Von diesen triumphirte als prächtigster der des ersten österreichischen Ski-Vereines. Das schneeweiße, stockhoch aufgebaute Gefährt, von vier Pinzgauern gezogen, war mit Schneeball und Tannenreisig, Skieren, Eisbärenfellen und allerhand Behelfs-Apparaten des Ski-Sportes malerisch decorirt; auf ihm befanden sich in dem originellen Ski-Dreß, — den weißwollenen gestrickten Sweaters, weißen Schneekappen und hohen Filzstiefeln, — zwölf Ski-Fahrer. Die Pferde wurden von Reitern in schwedischer Tracht gelenkt. Nicht weniger famos erschien der Wagen der Plastiker unter Führung des jungen Bildhauers Jaray. Das ganz weiße, im Stile der Makart'schen Festwagen gehaltene Gefährt war mit reizenden jugendlichen Pierretten und Pierrots angefüllt, die eine tollfröhliche Musik vollführten; selbst der Viererzug von mächtigen Lastpferden trug, anstatt des Kummets, Pierrot-Rüschen am Halse.

Eine Csarda, mit Strohdach und Storch darauf, erhob sich auf einem Bauernwagen über ungarischen, fidelnden Zigeunern; unter einem vierfachen Bogendach von rothem Mohn und Tannenreisern fuhren blühende Bauerndirndeln und Jägerburschen. Ein Leiterwagen voll allerliebster, weiß-hellgrün gekleideter Altwienerinnen trug ein Laubendach von Schneeball zwischen Birkenstämmen; vier schellenklingende, bekränzte Pferde zogen ihn. Köstlich ist die „wandernde Schmiere". Ein großer Möbelwagen, Komödianten-Hausrath und ein elendes Klavier, das Haus-Orchester, enthaltend, führt lustiges Künstlervolk, darunter eine falsche Sarah Bernhardt, und man hält klassische Proben klassischer Stücke unterwegs ab.

Einen besonders schönen, preisgekrönten Wagen nennt die Gemahlin des Walzerkönigs Strauß ihr eigen. Eine durchsichtige Weltkugel, von röthlich-gelbem Chrysanthemen umflochten, überkrönt hier die geschmackvoll mit der japanischen Kaiserblume geputzte Equipage. Elegant und flott ist ein großer Jagdwagen mit reicher Schneeball-Decoration, dessen Insassen, Damen und Herren, in egale weißflanellene Lawntennis-Kostüme gekleidet sind. Der Wagen der Fürstin Auersperg mit roth und gelben Rosen im vornehmsten Stile geschmückt, mit prachtvoll dunkeln Carrossiers bespannt, erhält den ersten Preis für Privat-Equipagen. Charmant sah eine Garnitur von zarten Vergißmeinnicht und Edelweiß aus. Die allbekannte Malerin Olga Wiesinger saß in einer Laube von Fichtenzweigen, und ein vielbewundertes Prachtstück bildete die fahrende Orangerie der Gräfin St. Genois, ein hochragender Orangen-Baum mit Früchten im Fond, alles mit Blüthen und Goldfrüchten in dunkelm Laub herrlich decorirt

Elegante Reiter, als Ordner kenntlich am Veilchen-Stirnband ihrer Pferde, jagen die Reihen auf und ab. Zwischen die stockenden Wagen drängen sich die reizenden Verkäuferinnen aus den Blumenzelten, ihre Wurf-Bouquets für „nur fünf Gulden" verführerisch feilbietend. Der deutsche Schulverein, der unter Frau Clementine Matscheko's Führung durch seine Ortsgruppen-Vorsteherinnen gewissermaßen Buch führt über sämmtliche Schönheiten der elegant bürgerlichen Kreise Wiens, hat hier alle seine bewährten Truppen ins Treffen gebracht, die mit Stolz ihre reiche Beute den Kassen zu wohlthätigem Zweck zuführen. Die Mädchen sehen in ihren duftigen Blumen-Kostümen entzückend aus, und es ist kein Wunder, wenn ihre Blumen und ihr Champagner theuer, aber mit Freuden bezahlt werden. Erzherzog Karl Ludwig sieht sich lächelnd von ihnen mit sechs gleichzeitig credenzten Champagner-Kelchen umringt. — Bekannte und Unbekannte antworten einander mit fröhlichem Gelächter und raschem Blumenwurf; was daneben trifft, wird von räuberischen Händen geschwind aufgefangen; zwischen Pferde und Räder hinein drängt man sich mit Lebensgefahr um die in den Staub fallenden Sträuße. Die Damen bombardiren keck und beugen sich leicht aufschreiend zur Seite, wenn sie eine gutgezielte Erwiderung heranfliegen sehen. Man steht im Wagen, wirft nach vorn und rückwärts; alle Pferde wiehern, und die Livrée-Kutscher vergessen einen Moment ihr feierliches Amtsgesicht, wenn sie eine dicke Pfingstrose an die Nase bekommen. Zurufe und Gelächter ringsum! Kurzum, die Blumenschlacht ist in vollem Gange.

Zahllose Wunder von Eleganz, Geschmack und Schönheit gleiten an uns vorbei, lebende Blumen schöner Frauen in köstlich duftigen Sommergewändern. Dazwischen mangeln die Reclame-Wagen nicht. Der bekannte „Paprica-Schlesinger" wirft von einem Paprica-Thron seine selbsterfundenen, merkwürdigen Paprica-Bouquets unter die Leute; ein Uhrmacher, ein neues Café, ein Klavier-Salon, ein Journal, sie alle haben ihre mehr oder weniger geschmackvolle Vertretung und müssen sich ironische Zurufe gefallen lassen. — Nur der Sonnenschein fehlt, der allem erst vollen Glanz geben sollte! Doch der Himmel hält seine Schleusen gnädig geschlossen, ja, späte Abend-Sonnenstrahlen streifen noch vergoldend die Märchenpracht.

Dann wird es dämmerig, und officiell endigt das Fest. Die Barrièren werden freigegeben, und nun strömt die Menge erst recht in den abendlichen Prater, um die beaux restes zu genießen, und so rasch denkt auch nicht jeder an die Rückfahrt. Zwischen einzelnen Blumenwagen leuchten elektrische Glühlichter auf; man schafft einen Abend-Corso auf eigene Faust, und bis spät in die Nachtstunden hinein durchjagen Blumenwagen, welche die Feststimmung überall hintragen, die Straßen Wiens. Eine große Menge eleganten Publicums, das vielköpfige Fest-Comité an der Spitze, lenkt beim Prater-Eingange nach dem reizenden „Venedig in Wien" ab und erholt sich dort, im elektrischen Lichterglanze soupirend, bei venetianischen Volksgesängen, Serenaden und der köstlich wienerischen Musik der „Grinzinger", von den Freuden der Corso-Fahrt.

Wunderbar malerisch ragen die Nachbildungen des alten Gemäuers der Dogen-Stadt in die grünen Laubwipfel des uralten, ehemaligen Kaisergartens empor. Die Gondeln huschen über die Wellen des — Hochquellen-Wassers, durch Winkel und unter Brücken hindurch. Ein zweites Fest schließt sich an das erste bis spät nach Mitteracht. Anderen Tages ist zwar gleich das Derby, doch der Wiener kann sich auch das noch leisten, wenn er einmal im „Umdrahen" drinnen ist, wie der Kunstausdruck lautet; folgen doch genug ernste Tage der Arbeit, wohl auch der Sorge, und Dank sei den wohlthätigen Geistern der Schönheit und der Lebensfreude, die dem Volke Arbeit gaben wochenlang vorher, um ihm dann ein so köstlich reiches Schaustück zu schaffen: Panem et circenses!

Nachdruck verboten.

Die Sommerreise.

Von Max Eggersdorf in Berlin.

Ob das Reisen wirklich eine Kunst ist, wenn man das Wort mit seinem ganzen Inhalte beschwert, eine Kunst in dem Sinne, daß zu ihrer Vertretung nur einige wenige, von der Natur besonders veranlagte Individuen berufen sind, darüber läßt sich streiten. Reisen kann schließlich jeder, der das Geld dazu hat; aber das Geld haben ist eine Bedingung, die nicht jeder erfüllen kann. Zum mindesten ist es ein Kunst-Handwerk, das gelernt, geübt, gesteigert sein will, damit sein goldener Boden durchschimmere.

Die Cardinal-Frage ist die nach dem Ziele der Reise, eine secundäre die nach der Ausrüstung.

Dem ernstlich Erkrankten, dem wirklich Leidenden ist das Ziel meist gegeben: der Herzkranke geht nach Nauheim, der Fettsüchtige nach Karls- oder Marienbad, der rheumatisch Leidende sucht die Quellen von Teplitz oder Wiesbaden. Aber dem Gros der Sommer-Ausflügler, der gewaltigen Schar derer, die nicht krank sind, aber auch nicht gesund, die, in der Mundart des Volkes zu reden, nur so riesig 'runtergekommen und kaput sind, diesen unglücklichen Glücklichen macht die Wahl des Erholungsortes oft rechte Qual. In den Wald oder ans Wasser? Gebirgsluft oder Seeluft? Das ist die erste und wichtigste Unterfrage, die rund und bestimmt, die unabänderlich fest entschieden sein will, ehe uns die bunte Reihe der Einzelheiten beschäftigt.

Ozongesättigt, staub- und bacterienfrei ist die Atmosphäre des Gebirges sowohl, wie die des Wassers, aber die eine ist leichter und dünner als die Luftschicht des platten Binnenlandes, die andere schwerer und dichter; jene wirkt auf den menschlichen Organismus langsamer, milder, beruhigender, diese rascher, intensiver, erregender. Wem also eine bloße Veränderung seines Local-Klimas genügt, wer nichts weiter bedarf, als der Bewegung in frischer, freier, unverdorbener, nicht schon von anderen Lungen geathmeter Luft, der reise getrost gen Süden oder Norden, in den grünen Wald oder ans blaue Meer! Der Stubenhocker, der durch übermäßiges Sitzen die normale Verdauung gestört hat, wird mit annähernd gleichem Erfolg operiren, ob er in die Fluthen taucht und fleißig am Strande spazieren läuft, oder rührig in den Bergen herumkraxelt. Auch sogenannte verbummelte, d. h. chronisch gewordene Katarrhe des Halses und Rachens mag man gleich günstig mit salzreichem Meereshauch oder sauerstoff-sattem Gebirgs-Atem bekämpfen. Aber das modernste und weitestverbreitete aller Uebel, die Krankheit fin de siècle, weicht nicht der Seeluft: das ängstigende Gespenst der Nervosität gewinnt, umwallt von den nächtlichen Nebelschleiern des Meeres, nur eine schreckhaftere Gestalt!

Nervöse Naturen können nicht eindringlich genug vor dem Aufenthalt an der See, besonders der wildschäumenden Nordsee, gewarnt werden; sie darf so wenig die großsprecherische Reclame geschäftskundiger Hotelwirthe locken, wie der süß einschmeichelnde Gesang neckischer Strandnixen. Was sie summen, ist Sirenengesang; was sie reichen, ist nicht heilbringende Arznei, sondern tödtliches Gift! Wer zu viel Nerven hat und zu wenig Nerv, wer überempfindlich erregt und gereizt ist, daß er bei kleinem Anlaß gleich aus der Haut fahren möchte, wen ein leises Geräusch schreckt wie den normalen Menschen der Donner, wer an Schlaflosigkeit leidet, dazu seine Herzthätigkeit beengt und beschleunigt findet, — der suche sich ein abgeschiedenes Plätzchen in der lauschigen Stille des heimlichen Waldes! Ihm ist die erste Bürgerpflicht Ruhe, Ruhe des Geistes und Gemüthes, „fern von Madrid" einsame, friedfertige, weltvergessene Ruhe! Im Müßiggang liegt eine riesige Heilkraft! — Dagegen gehören alle diejenigen, deren Nerven-System stumpf und schlaff und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

schläfrig darnieder liegt, denen ein Aufrütteln, eine Anregung, eine Belebung noth thut, die Lauen und Lässigen, die Trägen und Energielosen, die sehr schön schaffen können, aber nicht wollen, — alle die, deren Wille, um einen Ausdruck Schopenhauer's zu borgen, gebrochen ist, in den Sturmesdrang und Wogenbraus des unendlichen Meeres. Was für den faulen, aber leistungsfähigen Renner ein Spornstreich oder Peitschenhieb, das ist für den bequemen, aber kräftigen Menschen das Seebad.

Der Streit, welches denn erhabener, gewaltiger sei, das Meer oder das Gebirge, ist so müßig wie der, ob Goethe größer sei oder Schiller. Wir sollten, wie Goethe, uns freuen, sie beide zu haben. Ich glaube, ich söhne mich noch einmal mit Xenophon aus, bloß um seines θάλατται, θάλατται! (Meer, Meer!) willen, und gewinne Byron immer noch lieber, als ich ihn schon habe, weil er gesagt hat: „Am Himmel ist das schönste die Sonne, und auf Erden die Nordsee!"

Denn die Nordsee hat man in Deutschland, bewußt oder unbewußt, immer vor Augen, wenn man von den Wirkungen der Seeluft und des Seebades redet. Alle Achtung auch vor der Ostsee, dieser immensen Badewanne des Nord- und Mitteldeutschen! Mit Recht reisen jährlich Tausende und Abertausende von erholungsbedürftigen Frauen mit ihren erholungsbedürftigeren Kindern an den breiten baltischen Strand, auf dem die Kleinen nach Herzenslust Burgen bauen und Flüsse ableiten können, ohne mit der heiligen Hermandad in Conflict zu gerathen. Ueberhaupt macht die ganze bunte, wechselvolle Scenerie der Ostsee die meisten Heringsdörfer zu einem außerordentlich anmuthigen, lieblichen Aufenthaltsorte. Aber gegen die Nordsee gehalten, ist der Wellenschlag des baltischen Meeres bescheiden, sein Salzgehalt mäßig, seine Heilwirkung gelinde.

Das Klima der Nordsee giebt an Schärfe dem des Hochgebirges wenig nach, und das wirksame Moment, der heilende Factor ist die Seeluft, als dessen höhere Potenz sich das Seebad darstellt. Der Genuß der immer feuchten und bewegten, dem Körper viel Wärme entführenden Luft befördert meist schon so mächtig die Blut-Circulation, regt schon so kräftig die Eßlust an, daß dem Bad an sich nicht viel zu thun mehr übrig bleibt. Auch an dem oft überraschend schnellen Heilerfolge bei allen Erkrankungen der Respirations-Organe participirt fast ausschließlich die Chlornatrium-gesättigte, reizmildernde Luft. Das Bad greift in den Organismus viel schneller und tiefer ein, als der Laie gewöhnlich annimmt. Es fordert immer einen gewissen Blutreichthum, eine tüchtige Widerstandsfähigkeit des gesammten Nerven-Systems, eine untadelige Function des Herzens und der Lungen. Um jedes Mißverständniß auszuschließen, sei dieser wichtigste Punkt wiederholt: Blutarme, Nervöse, Herzkranke, Lungenleidende taugen nicht an die See! Schon sonst gesunde, aber schwache Constitutionen schwächen sich durch kaltes Baden noch mehr; für sie sind höchstens warme Bäder indicirt, meist nur eifrige Strand-Promenaden, die sich vom frühen Morgen bis in die sinkende Nacht unternehmen lassen. Denn da das große Wasser jeden jähen Temperatur-Wechsel ausschließt, ist die Erkältungsgefahr äußerst gering. Nur Pessimisten finden solche Spaziergänge am Strande einförmig und öde. Ziemlich baum- und strauchlos ist allerdings die Nordsee; man wandelt nirgends unter schlankstämmigen Tannen oder breitästigen Buchen, aber zu unserer Rechten streben bizarre Dünen massig empor, und zur Linken brandet und „wallet und siedet und brauset und zischt" das ewige, geheimnißvolle, unergründliche Meer, an dem wir uns nimmer satt sehen. Kaleidoskopisch zeigt es in jedem Augenblicke, bei jeder Bewegung eine neue, immer schöne Configuration und Beleuchtung, und an seinen besten Tagen, wenn es bis zum weiten Horizont hin von Grund aus aufgewühlt scheint, wenn es stark ebbt und stürmisch fluthet, macht es auch einen tiefdringenden seelischen Eindruck.

Daß das Bad in den Stunden der höchsten und wildesten Fluth am wirksamsten ist, versteht sich von selbst. Aber das starke Bad stärkt nur den Starken, es überwältigt den Schwachen. Genauer gesagt, kräftigt das Bad nicht an sich; es kräftigt erst dadurch, daß es die Organe zu größerer Thätigkeit anregt. Geht diese Anregung über die Leistungsfähigkeit der Organe, so werden diese selbst in Mitleidenschaft gezogen und nehmen dauernden Schaden. Darum hüte man sich ängstlich vor zu starken, vor zu vielen, vor zu langen Bädern! Das Seebad ist noch so viel stärker als das Strandbad, wie die Wasserwellen vermöge ihrer größeren Kälte, ihres dichteren Salzgehaltes und ihres heftigeren Ansturmes auf den unbedeckten Körper noch wärmeentziehender wirken, als die Luftwellen. Der gern gebrauchte Ausdruck eines Kampfes mit den Wellen hat seine gute Berechtigung. Die Zahl der Bäder sollte in einem Sommer dreißig nicht übersteigen, die Dauer des einzelnen sich auf wenige Minuten beschränken. Im Baden wenigstens können uns die Engländer Muster sein: three dips and out! Für den Durchschnittsmenschen ist das Bad um so heilsamer, je kürzer es ist; weniger ist hier meist mehr. Außerdem soll auch jede Badewoche ihren Sonntag haben.

Die diätetischen Regeln während des Seebade-Aufenthaltes sind die allgemeinen. Jeder kann essen und trinken, was er gewohnt ist. Daß der Magen reichlichere Dosen verlangt und verdaut, ist das willkommene Kriterium, daß sich die Körper-Constitution hebt. Nur in den beiden dem Bade vorhergehenden Stunden wolle man nichts mehr genießen und durch einen ruhigen Spaziergang den Körper so temperiren, daß er die goldene Mitte hält zwischen Frieren und Schwitzen. Dann entkleide man sich rasch und eile, ohne mit der großen Zehe erst lange im flachen Wasser herumzufühlen, beherzt gleich so weit in die Salzfluth, daß man, sich leicht niederduckend, die heranbrausenden Wellen mit dem Nacken auffängt. Während des Bades muß der ganze Körper, mit Ausnahme natürlich des Kopfes, vom Wasser umspült sein. Ehe sich ein Frösteln einstellt, verlasse man in raschem Trab wieder die See, reibe sich mit einem groben Tuch tüchtig ab, ziehe sich eiligst an, trinke eventuell zur Beschleunigung der nöthigen Reaction einen Schluck guten Weines und promenire eine Stunde lang so andauernd und schnell, wie es Herz und Lungen gestatten. Wen nicht bald ein warmes, wohliges Gefühl, eine beseligende Empfindung steigender Kraft, wachsender Gesundheit beschleicht, der hat zuviel gethan. Er setze mindestens am folgenden Tage das Bad aus und versuche es dann mit einem kürzer bemessenen. „Bekommt" ihm auch das nicht, so begnüge er sich mit den schwächeren warmen Seebädern, die auch dem Anfänger eine gute Vorbereitung auf die kalten sein mögen, oder mit den vorhin gerühmten Luftbädern.

Keinesfalls versäume man auch an der See die Bewegung, ganz gleich, ob man das üppige Ostende oder das aristokratische Scheveningen, das elegante Norderney oder das primitive Borkum, ob man das einzige, aber zu längerem Verweilen leider zu kleine Helgoland, die Perle der Nordsee, „unser" Helgoland, ob man endlich das milde Wyk oder das rauhe Westerland aufsucht. „Vom Wasser haben wir's gelernt", und die Physiologen nicht nur, auch die Philosophen aller Zeiten und Zonen lehren es uns: Alles Leben ist Bewegung! Die Bewegung ist auch das punctum saliens, das uns zur Gebirgswanderung hinüberleitet.

Auch von den Bäumen können wir's lernen; sie bedürfen ebenfalls zu ihrem Gedeihen der Motion, der Motion durch den mitleidigen Wind. Wir verstandbegabten Menschen sollen uns, solange wir noch ein paar gesunde Beine unser eigen nennen, selbst regen und rühren! Das Wandern ist nicht nur des Müllers Lust. Auch bei den neuerdings so in Mode gekommenen Brunnenkuren ist das Laufen unerläßlich. Die meisten Trinkquellen sind indifferente Thermen, d. h. in unser geliebtes Deutsch übertragen, gewöhnliches warmes Wasser! Wer wollte leugnen, daß das Wasser, in großen Mengen genossen, die Blutmischung ändert? Doch wer andererseits behaupten, Wasser allein zeitige den gewünschten Erfolg? Kein Kurerfolg dieser Art ohne Bewegung! Nur darf die fleißige Bewegung nicht zu stürmischem Galopp, zu rasendem Rennen ausarten. Die Gebirgswanderung ist ein Mittel, das sicher, aber nur langsam ans Ziel führt. Nichts ist bei ihr unangebrachter als trotzige Force! Zumal im Anfang der Tour, wo das Blut noch träge, die Sehnen schlaff, die Muskeln weich, die Gelenke rostig sind, ist peinlichst jedes Uebermaß zu vermeiden.

Wohin übertrieben schnelle Bewegung führen kann, lehrt das drastische Beispiel des griechischen Kriegers, der vom Schlachtfelde bei Marathon ohne Punkt und Komma bis auf den Markt von Athen lief, die Siegesbotschaft ausrief und todt zusammenbrach. Ein Herzschlag hatte sein Leben geendet. In dem Herzen hat die fürsorgliche Mutter Natur jedem ihrer Kinder ein untrügliches Manometer in die Brust gehängt: Herzklopfen ist das warnende Signal, daß man zu schnell oder zu steil wandert. Wer diesen deutlich vernehmbaren Ruf überhört oder mißachtet, läuft Gefahr, die Folgen mit einer Herzerweiterung, dem langsamen Sterben, oder einem Herzschlag, dem plötzlichen Tode, büßen zu müssen! Wer es gut mit sich meint, wird, wenn das Herz ängstlich an die Wandung zu hämmern beginnt, einen Augenblick ausruhen, es den normalen Gang wiedergewinnen lassen und dann langsameren Schrittes seinen Weg fortsetzen. Es versteht sich, daß man unmittelbar nach dem Essen nicht geht, geschweige denn steigt. Die alte blecherne Regel: „Nach dem Essen sollst Du stehn oder tausend Schritte gehn", hat der neuen, goldenen Platz zu machen: „Nach dem Essen soll man ruhn, eine Stunde garnichts thun!" Solange der Magen mit der Arbeit des Verdauens beschäftigt ist, verlangt er einen starken Blutzustrom; denselben Blutzustrom verlangen beim Marsche aber auch die Muskeln, und das Blut kann so wenig wie der Mensch nach zwei Richtungen gleichzeitig wandern. Der Mensch lebt nicht von dem, was er ißt, sondern von dem, was er verdaut. Eben weil er die Verdauung hindert, ist auch der Genuß starken Kaffees gleich nach Tisch unbedingt zu verwerfen Die Hauptmahlzeit will die Diätetik um die Mitte des Tages eingenommen wissen, sodaß der Vormittag für eine größere, der Nachmittag für eine kleinere Partie Raum giebt. Bei größeren Touren wird sich diese Forderung freilich nicht immer erfüllen lassen; indeß sollte auch die größte Tour den Wanderer an einem Tage nicht länger als acht bis zehn Stunden auf den Beinen halten. Jede zu einer merklichen Muskel-Ermüdung oder gar -Erschlaffung führende Bewegung wirkt analog dem zu starken Bade, nicht mehr belebend, sondern zersetzend, verzehrend. Nil nimis! In der Beschränkung zeigt sich erst der Meister!

Die richtige, maßvolle, hygienisch-weise Wanderung übt ausnahmslos auf alle Organe des Körpers einen wohlthuenden Einfluß. Die Lungen lassen, besonders wenn es bergan geht, das kurze, oberflächliche Atmen; nolens volens dehnen sie sich weit aus und genießen in vollen, tiefen Zügen das würzige, balsamische Aroma des Waldes, die frische, harzige, miasmenfreie, ozon-satte Bergluft. Dabei ventiliren und reinigen sie die viel benutzten Vorzimmer der Nase, des Halses und Rachens. Das Blut wird schneller durch die Gefäße getrieben, und was sich daheim bei dem ruhigeren, gemächlicheren Tempo seines Laufes an giftigen Substanzen, was sich an Unrath und Schlacken, an Straßen- und Aktenstaub in den Kanälen und Röhren abgelagert und festgesetzt hat, das löst und entführt der rascher, reißender fließende Blutstrom. Alle Stauungen und Stockungen, alle Verdickungen und Verhärtungen beseitigt die lebhaftere Gestaltung des inneren Oxydations-Prozesses. Jeder Tertianer weiß, daß die Körperwärme erzeugt wird wie jede Wärme durch Verbrennung, Verbrennung der Speisen und Getränke durch die Beihülfe des Sauerstoffs. Je tiefer die Lungen-Atmung, je angestrengter die Muskelthätigkeit sich gestaltet, desto reichlicher wird die Sauerstoffzufuhr, desto intensiver die Verbrennung der Kohlen-Substanzen, mit einem Wort, desto reger der Stoffwechsel! Daß das bei ungenügender Sauerstoff-Zuführung unverbrannt liegen gebliebene Kohlenmaterial, so man Fett heißt, nach und nach auch wieder ins Brennen geräth und allmählich weniger wird, ist der Grund, warum das Wandern nicht corpulent macht, sondern muskulös und robust.

Nerv und Muskel, — und der vornehmste innere Muskel ist das Herz, — profitiren bei einer verständigen Fußreise, was das Fett einbüßt; man könnte sie die lachenden Erben des schwindsüchtigen Embonpoints nennen. Die verweichlichten und schlaffen Muskeln werden hart und fest wie von Stein. Das geplagte Gehirn, das Extract des Nerven-Systems, der Sitz aller Schmerzen, in dessen knapper Kammer sich in krausem, buntem Durcheinander unablässig die subtilsten Spitzen ein Rendezvous gaben, vertheilt die geschäftigen Couriere thunlichst weit auf die Peripherie. Es empfängt möglichst wenig Depeschen, gewährt nur die dringendsten Audienzen. Um die aufdringlichen Geister zu bannen, hatte es sich schon manchmal mehr, als ihm gut war, mit zweifelhaften Gesellen einlassen müssen, mit Wein und Bier, Kaffee und Thee, Tabak und Alkohol, war vielleicht gar einmal genöthigt gewesen, einen von der Secte der Anarchisten: Morphium, Brom, Chloral zu empfangen. Die letztere Sorte wenigstens verabschiedet es jetzt auf immer. An dem liebenden Busen der allheilenden Mutter Natur gesundet es durch Anwendung des einfachsten Hausmittels: Ruhe des Geistes und Bewegung des Leibes! Wenn der Kopf Ferien macht, und die Füße gewissenhaft Dienst thun, dann entlasten die Muskeln durch Absorbirung großer Blutmengen die Nerven und befreien das Hirn von der drückenden Centner-Last der grämlichen Sorgen. „Von allem Wissensqualm entladen", ungebunden und leicht erfrischt erhebt und erheitert sich das Gemüth an der unerschöpflichen Fülle der wundersam schönen Natur. Im Schatten tief inneren Friedens überkommt die Seele eine Empfindung, als ob der Mensch sich Zoll um Zoll von neuem auferbaue und die längst verlorene Glückseligkeit wiedergewönne!

Nebenher sei ein durch excentrische Schüler Lombroso's in die Welt gebrachter Irrthum berichtigt: Das Genie ist nicht eine dem Wahnsinn benachbarte Nervenkrankheit, vielmehr der Ausfluß, die Essenz, die Efflorescenz höchster Nervenkraft und Gesundheit. Richtig ist nur so viel, daß große geistige Arbeit die Nerven stark anspannt, und daß diese, um leistungsfähig zu bleiben, nach den Stunden der Anstrengung einer Zeit des Ausruhens bedürfen. Nur allzu straff gespannt zerspringt der Bogen. Uebrigens ist die Ursache der meisten Nervenleiden eine Ueberfülle nicht von geistiger Arbeit, sondern von Amusement und Genuß, von Kummer und Gram, von Lärm und Geräusch. Des Menschen größter Feind ist der Mensch. Die Heimat der Nervosität sind die großen Centren, wo die Menschen wie in einem riesigen Gefängniß beängstigend enge zusammengepfercht sind, wo jeder Insasse verurtheilt ist, den Pulsschlag unzähliger Nachbarn zu fühlen. Das Pfeifen der Locomotiven, das Läuten der Pferdebahn-Glocken, das Klingeln der Telephone, das Rasseln der Räder ist ein mörderischer Ohrenschmaus, und der ewige Anblick der scheußlich grauen, vielstöckigen Häuser eine verderbliche Augenweide. Deshalb richtet sich in erster Linie an den Großstädter die wohlgemeinte Mahnung, so oft es seine Zeit erlaubt, aus der steinernen Stadt hinauszuwandern in Gottes grüne Natur. Bei ihr wird er finden, was er zu Hause vergeblich gesucht hat: gesunden Schlaf und gesunde Verdauung! Und wer zudem ein ganz klein wenig eitel ist, der lasse sich gesagt sein, daß die Heilung von einer wirklichen oder eingebildeten Krankheit ihn weit schöner macht, als es alle kosmetischen Mittel der Welt zusammen vermögen. Schönheit ist im letzten Grunde nichts weiter als der sinnfällige Ausdruck der Gesundheit!

Das Allgemeinbefinden, die Gesammt-Constitution entscheidet, ob das Hochgebirge (von 1000 m aufwärts) mit seinem alpinen Charakter, ob das eigentliche Gebirge (zwischen 400 und 1000 m) mit der frischen, subalpinen Luft, oder ob die Hochebene (von 400 m abwärts) mit ihrem milden Waldklima und duftigen Wiesen-Parfum die rechte Weide ist. Auch hier sei betont, daß allzu scharf schartig macht. Die himmelhohen, ewig verschneiten und vereisten Bergspitzen mögen unbestritten den Bergfexen als Domäne verbleiben! Zu empfehlen ist, sich allmählich zu acclimatisiren, den Uebergang aus der Ebene zur Höhe also nicht zu rapide und schroff zu gestalten. Je höher man hinaufkommt, desto schneidender wird die Luft, desto größer die Temperatur-Differenz zwischen Tag und Nacht, zwischen Sonne und Schatten. Die Wohnung soll, insonderheit bei längerem Aufenthalt, geschützt, thunlichst nicht nach der Nordseite hin liegen und so bequem und geräumig sein wie möglich. Am Essen und an der Wohnung sparen zu wollen, ist ganz inopportun. Die Zeit, die sich zum Gebirgsbesuch eignet, erstreckt sich vom frühen Frühjahr bis in den späten Herbst, während der Aufenthalt an der See durch die Mitte des Juni und die des September begrenzt ist.

Die Kleidung, — und damit kommen wir auf die letzte Frage, — muß entsprechend ihrem Zweck, die Wärme-Abgabe von der Haut zu verlangsamen, warm, anschließend und dicht sein. Wollene Strümpfe und Unterkleidung seien dringend empfohlen; auch ein langer, den Regen abwehrender Ueberrock, am besten aus echtem Loden gefertigt, sollte nicht fehlen. Plaids und Schirme sind wenig brauchbare Schutzwände. Das wichtigste Möbel des Fußreisenden sind seine Stiefel, deren vorbildliches Ideal man bei den Gebirgsführern verwirklicht findet. Die Wanderschuhe müssen reichlich lang, vorn breit, genügend ausgetreten, doppelsohlig, mit niedrigen, sogenannten englischen Absätzen versehen und zum Schnüren eingerichtet sein. Der moderne Schnabelschuh mit seinem prallen Gummizug klemmt den Fuß ein, wie ein Schraubstock. — Wer ins Seebad geht oder von einem festen Stand-Quartier aus seine Gebirgs-Touren macht, mag ohne Uebertreibung des Luxus neben dem schweren auch ein leichtes Gewand, neben dem Straßenkleid auch eine Gesellschafts-Toilette mitführen; aber der Wanderer, der morgens oft noch nicht weiß, wo er abends sein Haupt hinlegt, thut wohl, möglichst wenig Garderobe mit auf die Reise zu nehmen. Praktischer als alle Koffer und Taschen ist für ihn der in Oesterreich allgemein beliebte Rucksack, der selbst ein minimales Gewicht hat und alles aufnimmt, dessen der Tourist bedarf; außer der Wäsche, den Hausschuhen und Strümpfen, der Seife, den Kämmen und Bürsten, eine Tafel Chocolade zur momentanen Stärkung des Magens, ein Fläschlein Cholera-Tropfen für den Fall eintretender Verdauungsstörung, eine Blechtube Salicyl-Vaseline zum Salben der Füße am Morgen, und ein Flacon Franzbranntwein zu deren Einreiben am Abend. Und nun den Bädeker und das Kursbuch zur Hand, und dann — glückliche Reise!

Nachdruck verboten.

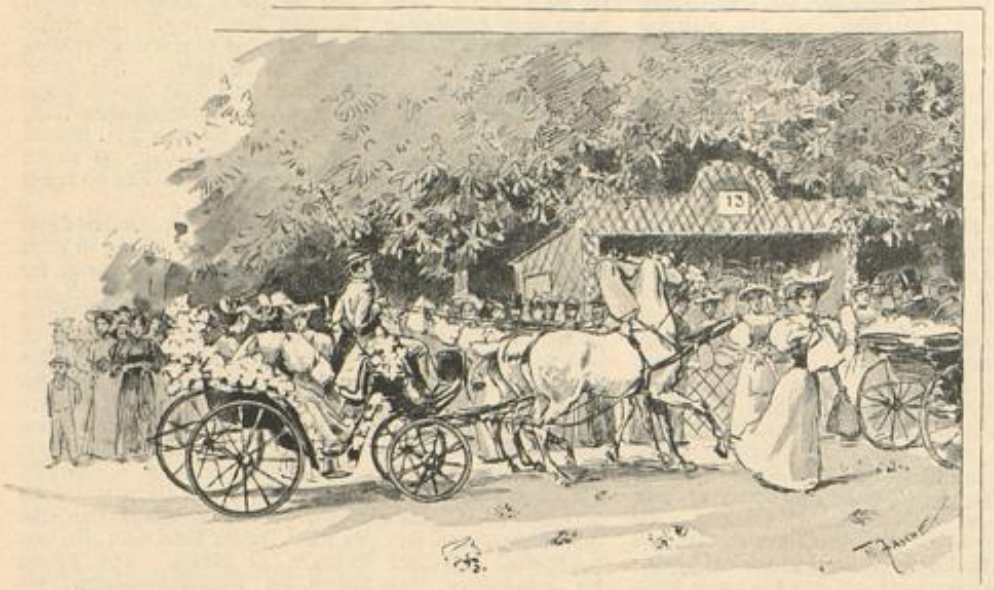
Ein Brief über das Damen-Radfahren.

Von Dr. Martin Siegfried, Kurarzt des Bades Rippoldsau im badischen Schwarzwald.

Gnädige Frau!

Sie wissen, daß ich seit mehreren Jahren das Radfahren vom ärztlichem Standpunkte aus betreibe, daß ich, auf Grund meiner mit dem Thermometer und der Secunden-Uhr gemachten Beobachtungen der Veränderungen des Pulses, der Athmung und der Körper-Temperatur auf kürzeren und längeren Fahrten, zu der Überzeugung gelangt bin, daß unter den von mir dargelegten Bedingungen keine andere Gymnastik so wie diese geeignet erscheint, die Spannkraft des Geistes und die Frische des Körpers zu erhalten und zu erhöhen; allein Sie sagen mit Recht, daß dies darum noch nicht auch für Damen zu gelten braucht, da die Ausübung mancher allgemein für gesund anerkannten Leibesübungen, wie z. B. des Fechtens, des Turnens, des Reitens bei den Damen aus Gründen, theils ästhetischer, theils hygieinischer Natur, auf verschiedene Schwierig-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Die Blumenzelte des Schulvereins. Zeichnung von Theo Zasche in Wien.

keiten stößt, wie das Reiten z. B. von Ihrem Hausarzt Ihnen direct verboten worden ist.

Sie fragen: Darf ich nun radfahren? Ich antworte unbedingt mit Ja, falls Ihnen die Bewegung des Gehens und die des Fahrens in einem gut federnden Wagen auf einer Chaussée mit guter Wegedecke nicht gleichzeitig verboten worden ist. Beides — Gehen und Fahren — vereinigt sich beim Radfahren, und zwar in der angenehmsten, für die Stärkung des ganzen Körpers vortheilhaftesten Weise. Eine noch wohlthuendere Einwirkung erfährt gleichzeitig das Nerven-System. Statt, müßig im Fond eines Wagens sitzend, der Güte der Pferde und der Geschicklichkeit des Kutschers verpflichtet zu sein, überkommt den Radfahrer dasselbe angenehme Bewußtsein der persönlichen Einwirkung und Ueberlegenheit, das den eigenartigen Reiz des Reitens und Kutschirens bildet. Diese Aehnlichkeit geht sogar viel weiter, als der Nicht-Radfahrer im allgemeinen anzunehmen geneigt ist. Bei der beispiellosen Beweglichkeit des Zweirades, die durch die fast vollkommene Aufhebung des Reibungs-Widerstandes bedingt wird, gewinnt es scheinbar Leben unter dem Fahrer und antwortet auf die leiseste Einwirkung wie das besitzgerittene Reitpferd. Wie bei diesem gilt die Regel, daß eine Hülfe, wenn sie sichtbar gegeben wird, bereits zu groß ist, daß man ihre Ausübung vielmehr nur an der Wirkung erkennen darf.

Was beim Radfahren aber noch dazu kommt, das ist das Gefühl eigener Leistung und ehrlicher Arbeit. Das Stahlroß geht auf ebener Bahn allein keinen Schritt, und wenn es auf geneigter Ebene davonlaufen will, hat der Fahrer dadurch, daß er sein Körpergewicht auf die eilenden Pedale stellt, Widerstand zu leisten. Wer einen steilen Abhang mit losgelassenen Pedalen, die Füße auf die Fußrasten gestellt, nur mit der Bremse fährt, ist kein echter Radfahrer, wie ich in einem Leitfaden über Radfahren ausführlicher dargelegt habe.

„Dann müßte aber das Nähmaschinen-Treten doch auch gesund sein?“ höre ich Sie im Geiste schon lange verwundert fragen. „Alle Aerzte und Laien sind darüber einig, daß die Nähmaschine für die daran beschäftigten Arbeiterinnen das Grab ihrer Gesundheit bedeutet, und die Bewegung des Zweiradfahrens scheint mir doch eine bedenkliche Aehnlichkeit mit dem Treten der Nähmaschine zu haben!“

Sie scheint es zu haben, gnädige Frau, allerdings; das ist eben auch alles! Wer Ihnen gesagt hat, daß die beiden Bewegungen thatsächlich dieselben sind, kennt entweder die Nähmaschine oder das Zweirad nicht, wenn er nicht etwa sogar zu denen gehört, die von beiden keine Ahnung, darum aber ein um so sichereres Urtheil haben. Dies ebenso unbegründete, wie weit verbreitete und nicht nur von Laien, sondern sogar von Aerzten getheilte Vorurtheil ausführlich auf anatomischer Grundlage zu widerlegen, wird die Aufgabe eines besonderen kleinen Aufsatzes sein, da es den Rahmen dieser Bemerkungen überschreiten würde. Nur das eine, worin mir jeder Sachkenner beipflichten wird, will ich hier feststellen: daß die Hauptbewegung beim Nähmaschinen-Treten im Fußgelenk, beim Radfahren dagegen im Hüft- und Kniegelenk ausgeführt wird. Dazu kommt aber die gänzliche Verschiedenheit der äußeren Umstände bei der Ausübung beider Thätigkeiten: dort ein mehrstündiges, ununterbrochenes Sitzen bei gebückter, Lunge und Leib zusammendrückender und daher in ihrer Thätigkeit hemmenden Haltung in einem meist ungenügend oder gar nicht ventilirten Zimmer, dazu eine mechanische Thätigkeit, die dem seelischen Gift müßiger Träumereien ungehindert Eingang gestattet, vielleicht durch die stundenlange Monotonie der Bewegung und Beschäftigung dieselben geradezu hervorruft; hier eine die Muskulatur des Rumpfes und der unteren Extremitäten in gesunder Weise beschäftigende und stärkende Bewegung in frischer Luft, bei gerader aufrechter Haltung, wo sich die Athemzüge vertiefen, der Puls kräftiger schlägt, die Blutbeschaffenheit durch erhöhte Sauerstoff-Aufnahme stetig verbessert wird, und eine Thätigkeit, die zu unausgesetzter Aufmerksamkeit, Uebung im Aufpassen und in der Geistesgegenwart nöthigt. Hier ist ein kleiner scharfer Stein, der dem Gummi des Pneumatic gefährlich

Wagen des Vereins der Urwiener. Zeichnung von Theo Zasche in Wien.

werden könnte, dort eine starke Rauheit in der Wegedecke, die man schnell umgeht, um die Maschine nicht unnöthig ruckweisen Stößen auszusetzen; wieder dort erfordert eine Begegnung mit Wagen, Reitern oder anderen Radfahrern, die Augen offen zu halten. Denn, Zeit, um aus Träumen aufzuwachen und sich zu fragen: „was ist da zu thun?“ giebt es nun einmal beim Radfahren ganz und gar nicht; den süßen Träumer empfängt sofort der Chaussée-Graben! So ist das Radfahren zugleich ein mächtiges Mittel der Erziehung der Persönlichkeit.

Es gehört oft große Selbstüberwindung und Selbstbeherrschung dazu, um Uebertreibungen, vor allem die gesundheitsgefährliche Ueberanstrengung zu vermeiden. Gerade in diesem Punkte werden uns die Damen mit gutem Beispiele vorangehen, und von ihrem Mitfahren verspreche ich mir mehr zügelnden Einfluß, als von langen Auseinandersetzungen über die Gefährlichkeit der Ueberanstrengung, — Erörterungen, die allseitig als richtig anerkannt, aber nur von wenigen Seiten befolgt werden, solange dem Nützlichen nicht auch das Angenehme beigesellt ist. Der richtige Sportfex wird freilich auch ferner nur im „Kilometer-Fressen“ — Verzeihung für diesen etwas groben, aber treffenden Ausdruck — seine Befriedigung finden; allein diese Gattung, die durch die Rücksichtslosigkeit ihrer Fahrweise überall Verdruß, durch ihre Katzenbuckel-Haltung das Lächeln aller Verständigen erregt, stirbt glücklicher Weise auf der Landstraße immer mehr und mehr aus und zieht sich dahin zurück, wohin sie gehört: auf die Rennbahn.

„Ja, aber das Lernen!“ Selbstverständlich muß dies so vor sich gehen, daß die lernende Dame niemals zu Fall kommen kann. Im Anfang wird die Lenkstange selbst von den Lehrern festgehalten. Bei der dritten Lection etwa halten die Helfer rechts und links bereits nur noch die Hände mit ca. 20 cm Abstand von dem Oberarm der Dame entfernt, um nöthigen Falles der ins Wanken kommenden Schülerin einen Stützpunkt zu gewähren; nach abermals zwei bis drei Lectionen, von denen jede die Dauer einer Stunde nicht überschreiten darf, laufen die Helfer in einem Abstand von etwa 2 m neben dem Rade her.

Nach zehn Unterrichtsstunden sieht man die Fahrerin, wenn auch noch nicht ganz firm, so doch bereits selbständig vorwärts kommen. Dem Absitzen, das nach vorn geschieht, wie wenn man von einem auf erhöhtem Tritte stehenden Stuhl oder Sessel herabsteigt, müssen einige Stunden besonderer Uebung gewidmet werden.

Kann beim Lernen, das sich fast spielend vollzieht, von irgend einer Gefahr keine Rede sein, so bedarf ein Punkt noch einer kurzen Besprechung, der durch den abweichenden Bau des Damenrades von dem des Herrenrades gegeben wird.

Der Rahmen des Damenrades entbehrt nämlich des horizontal verlaufenden Querrohres, das dem Rahmen die Hauptstütze gewährt. Hierdurch entsteht die Gefahr des Bruches während der Fahrt, und thatsächlich waren die Klagen darüber nicht selten, solange noch die älteren Modelle mit den gebogenen Rohren benutzt wurden. Bei gleicher Solidität der Bauart und Laufsfähigkeit, wie sie die Erzeugnisse sämmtlicher deutscher Fahrrad-Fabriken auszeichnet, würde ich bei der Wahl eines Damenrades demjenigen Erzeugniß den Vorzug geben, das die widerstandsfähigsten Rohre, also damit auch diejenigen Rahmen aufweist, durch die eine möglichst große Garantie gegen Bruch gegeben wird. Ich halte diesen Punkt, die Sicherheit gegen Unglücksfall durch Bruchschaden, geradezu für ausschlaggebend, wenn es sich darum handelt, die Verantwortung dafür zu übernehmen, einer Dame das Erlernen des Radfahrens anzurathen; zumal Damen mehr als Herren dazu neigen, das ganze Gewicht des Körpers dem Sattel anzuvertrauen, während wir es durch halbes Stehen zum Theil auf die Pedale verlegen. Unter anderen zeigten die Helical-Rohre der Firma Hillman, Herbert & Cooper in Doos bei Nürnberg nach den im mechanisch-technischen Laboratorium der königl. techn. Hochschule in München angestellten Belastungsproben eine sehr hohe Elasticitäts-Grenze.

Ist so die Gefahr eines Bruches bei Helical-Rohren so gut wie ausgeschlossen, so kann ich nicht umhin, Sie, verehrte gnädige Frau, noch auf eine Neuerung aufmerksam zu machen, die durch ihre Annehmlichkeit nicht wenig dazu beigetragen hat, die Damenräder in Aufnahme zu bringen; ich meine die Anbringung eines durchsichtigen Kettenkastens aus Celluloid (hergestellt von Dr. Hunaeus in Linden-Hannover) der das Kleid vor dem Fettschmutz der Kette bewahrt.

In größter Ergebenheit

Ihr

M. S.

Aus „Venedig in Wien“. Nach einer photographischen Aufnahme von Fritz Luckhardt, Wien.

Wiener Blumen-Corso. — Siehe Seite 110.

Nachdruck verboten.

Aus Pommern.

Zu dem Bilde von A. Chelius in München. — Siehe Seite 105.

Chelius ist dem Leserkreise der Illustrirten Frauen-Zeitung längst als trefflicher Landschafter bekannt. Ein echter Sommerduft weht uns wieder aus seinem pommerschen Motiv entgegen. Die Poesie der Natur ist nicht nur in den Bergen zu finden, auch die anspruchslose norddeutsche Tiefebene bereitet ihr eine reiche Stätte, Pommern nicht zum wenigsten; und so prosaisch eine Kuh an sich ist, so wenig stimmungsvoll die Beschäftigung des Melkens für die betreffende Magd sein mag, so giebt der Vorgang dem Beschauer doch ein Bild, und zwar ein äußerst anmuthendes Bild. Anmuthend um so mehr, wenn jener noch den Staub der Städte im Gaumen spürt, und wenn er selber mit Verständniß den Lichtern und Schatten nachzuspüren versteht, die das Künstlerauge entdeckt und auf der Leinwand zum Genusse der Mitmenschen festhält. v. Z.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin und Wien. — Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Paul Logemann in Wien. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Erstes Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

14. Juli 1895. — XXII. Jahrg., Heft 14.

Am Derby-Tage führte die Mode wie alljährlich ihre auserlesensten Sommerneuheiten vor. Sämmtlich den weiten, garniturlosen Rock aufweisend, — einige Längsbesätze abgerechnet, — concentrirten die Toiletten alle Wirkung auf die Taille. Besonders vornehm erschien die schwarzweiß großkarrirte Seidenrobe der Gräfin Cziraky-Esterhazy. Den Längsstreifen folgend, war die Taille in Plissé, der Rock in Röhrenfalten geordnet; ficelle-farbige Brüsseler Tüllspitze überspannte die Bauschärmel aus schwarzem Atlas, die am Oberarm eine Rüsche aus schwarzem Tüll nochmals zusammenfaßte. Schwarze Tüllrüschen garnirten rückwärts den Stehkragen aus Ficelle-Spitze mit Cravaten-Enden aus schwarzem Tüll, wie den Gürtel aus schwarzem Atlasband; dazu ein Schirm mit durchbrochen eingesetzten Spitzen-Ornamenten. — Zum ersten Male sahen wir hier auch den durchscheinenden, glänzenden Algérienne-Taffet angewandt an einer prächtigen Robe, die Gräfin Schleits trug. Das weiche, halbdurchsichtige Gewebe war über rosa Seide gearbeitet, an der Taille und dem Obertheil der Aermel überdies auf gelblichem Erbstüll in einzelne große Saumfalten arrangirt, von denen jede mit einer feinen Silberschnur angesetzt erschien; dazwischen wirkte überall der rosa Untergrund durch den Tüll. Die Säume begleiteten auch die Rocknähte. Drei sehr kleine rothe Email-Broschen mit Brillanten, Herz, Schloß und Schlüssel darstellend, vertraten die Knöpfe zum Schluß der Taille. Gürtel und Schirm aus rosa Chiné-Seide. — Originell und kostbar war eine Toilette aus sandgelber Halbseide-Barège mit Fichu-Garnitur aus prachtvoller Guipure und schwerer Relief-Stickerei, beides in kräftiger Orange-Farbe; ein hoch-orange Moiré-Bandgürtel schloß die Enden des Fichu knapp in der Taille, — links großer Gürtelstrauß aus dunkelorange seidenem Mohn. Große Kinnschleife und Jabot aus weißem Illusions-Tüll. Weißer Hut mit schwarz-weißer Garnitur, rückwärts mit Epheu nebst rosa und lila Mohn garnirt. — Sehr stark vertreten waren die Toiletten aus grauem durchscheinendem Linon-Batist, immer durch eingearbeitete Spitzen und Stickereien kostbar gestaltet und über heller Seide montirt. So war z. B. venetianische Spitzenstickerei in grauem Batist über hellblauer Seide für die Taille verwendet und begrenzte außerdem, über die Hüften gehend, die Vorderbahn des Rockes. Dazu erschienen hier, wie auf einer breiten Tüllfalte in der Taillen-Mitte, Heckenrosen in matten, natürlichen Farben mit waschechter Baumwolle flach gestickt. Gürtel und Collier aus türkis-blauem Sammet; Hut mit einem Kranz verschiedenfarbiger Blumentuffs nebst vielen schwarzen Flügeln. — Sehr eigenartig wirkte eine Toilette aus fuchsfarothem, breitgeripptem Piqué, getragen von der schönen Baronin Brzosovka-Popp. Den mächtigen Ueberkragen aus schwerer weißer Seide umgab gelbdurchwirkte, mit schwarzer Chenille durchzogene Guipure; ein Gürtel aus Crocodil-Band in Gold-Brocat umschloß die gleich dem Unterärmel in Säume gesteppte Taille; auch der Rock war oben durchweg in faltig ausspringende Säume geordnet. Großer schwarzer Florentiner mit Federn.

N. Br.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — In den betreffenden Kreisen hat es vielfach Befremden erregt, daß die Medaillen der „Welt-Ausstellung“ in Chicago immer noch nicht zur Vertheilung an die Ausgezeichneten, — wir haben hier besonders die Damen im Auge, — gelangt sind. Im Namen des Comité's theilt nun Herr A. T. Britton mit, daß die Versendung der Münzen noch in diesem Jahre erfolgen werde, und daß die Herstellung derselben so außerordentlich viel Zeit erfordert habe, weil die Münzen „persönlich“ sein, d. h. den Namen des oder der Prämiirten eingeprägt erhalten sollten.

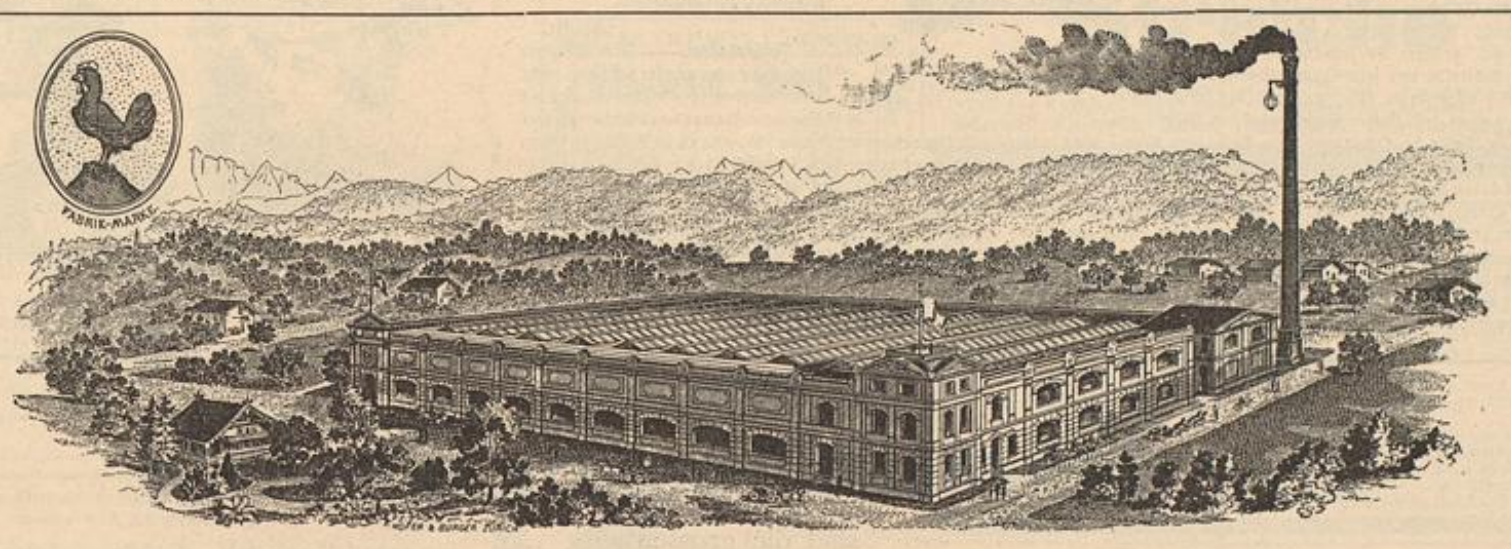
Breslau. — Rector und Senat der Universität Breslau beschlossen, solche Damen, welche die Prüfung als wissenschaftliche Lehrerinnen für höhere Schulen bestanden, als Hospitantinnen bei den Vorlesungen zuzulassen. Dies berührte die Interessentinnen um so erfreulicher, als ganz vor kurzem noch Cultus-Minister Dr. Bosse sich amtlich dahin aussprach, daß eine allgemeine Zulassung von wissenschaftlichen Lehrerinnen zu den in Betracht kommenden Vorlesungen aller Universitäten nicht zu gestatten, vielmehr über die Bewilligung oder Ablehnung des Gesuches der betreffenden Dame vom Rector und den Lehrern der einzelnen Universität, bezüglich von Fall zu Fall, zu entscheiden sei.

Hannover. — Frau J. Kettler, die bekannte überzeugungseifrige Vorsitzende des Frauen-Vereines „Reform“ bemüht sich, auch in Hannover die Gründung eines Mädchen-Gymnasiums einzuleiten. Man beabsichtigt, die Schule derartig einzurichten, daß zunächst diejenigen Mädchen, welche eine gymnasiale Bildung zu erlangen wünschen, mit denen, welche nur das Ziel der höheren Töchterschule verfolgen, gemeinsam unterrichtet werden. Eine Trennung der Klassen soll erst mit der Unter- oder Obertertia erfolgen, und von da an der Unterricht bis einschließlich Prima an der einen Seite und bis zur 1. Klasse einer höheren Mädchenschule an der anderen Seite weitergeführt werden.

Homburg v. d. H. — Die Kaiserin Friedrich besitzt in ihrem Schlosse Friedrichshof im Taunus eine seltene Autographen-Sammlung, in der sämmtliche Potentaten, Staatsmänner und die hervorragendsten Gelehrten und Literaten vertreten sind. Außerdem sammelt die Kaiserin Friedrich dort alle Werke, welche über die deutsche Kaiserfamilie und die englische Königsfamilie geschrieben werden, und in einem besonderen Bande wird das ganze anekdotische Material vereinigt, das in den Tagesblättern über irgend ein Mitglied des deutschen Kaiserhauses oder des britischen Königshauses erscheint.

Leipzig. — Die Schriftstellerin Frau Jeanne Marie v. Gayette-Georgens ist hier im 78. Lebensjahr gestorben. Schon als Kind entwickelte Jeanne Marie v. Gayette, die im Jahre 1817 zu Kolberg als Tochter eines Majors geboren wurde, literarische Neigungen, die später, als ihr Vater nach Breslau versetzt worden war, durch Verkehr mit Moltke und dem Fürsten Pückler-Muskau gefördert wurden. Zuerst trat das begabte Mädchen im Jahre 1844 als Schriftstellerin mit dem Roman „Elisenhof“ in die Oeffentlichkeit. Von ihren mannichfachen erzählenden Werken sind außer ihrem Erstlingswerke besonders hervorzuheben: „Vincenza“ (Leipzig 1847); „Claudin“ (1849); „Luigi Sanselice“ (1850); „Jacobea von Holland“ (1860); „Sich selbst erobert (Berlin 1862); „Maximus Cafus, der Oberlehrer von Drunteneim“ (1868). Nachdem sie sich Mitte der 1850er Jahre mit dem Pädagogen Dr. Georgens vermählt hatte, stellte die fleißige Schriftstellerin ihre Feder mehr in den Dienst der Pädagogik und der Propaganda für die Frauenfrage. Sie verfaßte mancherlei gemeinsam mit ihrem Gatten. Von ihren eigenen belehrenden Schriften seien hier noch erwähnt das gegen die Auswüchse der Frauen-Emanzipation gerichtete Buch „Mädchenwelt“ (Dresden 1848); „Die Frauen in Erwerb und Beruf“ (Berlin 1872); „Der Geist des Schönen, praktische Aesthetik für die Frauenwelt“ (3. Aufl. 1876).

Budapest. — Das Gesuch einer in der Schweiz zum Doctor der gesammten Heilkunde promovirten Gräfin Vilma Hugermay, welche sich beim Senate der Budapester Universität um Gestattung der Ausübung der ärztlichen Praxis bewarb, wurde kürzlich abschlägig beschieden. Nun soll, dank der Intervention des Unterrichtsministers Dr. Wlassics, eine Aenderung des bisherigen Zustandes geschaffen werden. Der Unterrichtsminister forderte den Universitäts-Senat auf, ein Gutachten darüber abzugeben, unter welchen Umständen die Zulassung weiblicher Studenten zum ordentlichen Besuche der Universität erfolgen könnte. Das Gutachten des Senats lautete dahin, daß die Immatriculirung weiblicher Hörer an der Universität erfolgen könne,



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich.

empfiehlt:

Seid. Bastrobe

Mk. 13.80

bis **Mk. 68.50** p. Stoff z. kompl. Robe — Tussors u. Shantungs

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v. **Mk.**	1.85—18.65	**Seiden-Grenadines**	v. **Mk.**	1.35—11.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ „	13.80—68.50	**Seiden-Bengalines**	„ „	1.95— 9.80
Seiden-Foulards	„ 95	Pfge.— 5.85	**Seiden-Surahs**	„ „	1.35— 6.30
Seiden-Masken-Atlas	„ 60	„ — 3.15	**Seiden-Faille française**	„ „	2.45— 9.85
Seiden-Merveilleux	„ 75	„ — 9.65	**Seiden-Crêpe de Chine**	„ „	2.35—10.90
Seiden-Ballstoffe	„ 60	„ —18.65	**Seiden-Foulards japan.**	„ „	1.45— 5.85

p. Meter.

Seiden-Armûres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. **porto- und steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wenn die Aspirantin im Besitze eines Maturitäts-Zeugnisses sich befindet; über die Aufnahme aber habe auch dann von Fall zu Fall der Universitäts-Senat im Einvernehmen mit dem Minister zu entscheiden.

London. — Von der Trauung der Prinzessin von Orleans mit dem Herzog von Aosta in der kleinen Kirche von Kingston-on-Thames werden jetzt allerlei interessante Einzelheiten bekannt. Der in Bagnet in der Normandie gefertigte Brautschleier der Prinzessin beanspruchte eine Herstellungsfrist von zwei Jahren. Er ist am Rande durch eine breite Blumen-Bordüre geziert, die am Kopfe schmäler wird; dort wo der Schleier die Schleppe bedeckt, sind zwischen zwei gekreuzten Palmen die Wappen von Frankreich und Savoyen eingearbeitet. — Die Prinzessin wollte kein neues Gebetbuch zu ihrer Trauung benutzen; daher wurde ihr Gebetbuch aus der Mädchenzeit für diese Gelegenheit mit einem beweglichen Ueberzuge aus weißem Atlas versehen.

Petersburg. — Bezüglich der viel angefeindeten Errichtung einer medicinischen Schule für Frauen in Petersburg, verlautet jetzt, daß dieselbe demnächst stattfinden soll. Schon haben Freunde und Gönner des Unternehmens durch freiwillige Spenden eine Summe aufgebracht, welche das materielle Bestehen des Institutes für das erste sichern würde.

Paris. — Frau Carnot hat der Akademie der moralischen und politischen Wissenschaften" die Summen überwiesen, die für eine Carnot-Stiftung eingegangen waren und die eine jährliche Rente von 11,000 Francs abwerfen. Diese 11,000 Francs der Stiftung sollen alljährlich am 24. Juni, dem Todestage des ehemaligen Präsidenten, in Summen von je 250 Francs fünfundfünfzig Arbeiterwitwen mit zahlreichen Kindern zukommen. Frau Carnot behält sich vor, der Stiftung noch weitere Summen zuzuwenden.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Als Ergänzung des dem heutigen Hefte beiliegenden farbigen Modenbildes Nummer 1128 geben wir in der nachstehenden Skizze die Gegenansichten der betreffenden Toiletten. Die Epaulettes des blaßgrünen Linon-Kleides gestalten sich vorn und hinten gleich, die beiden Längsfalten der Rücken-Garnitur scheinen sich, durch breiten Seidengürtel getrennt, auf dem Rocke fortzusetzen. Charakteristisch für die herrschende Mode ist die ungemein breite und volle Schmetterlingsschleife, die das Halsbündchen hinten abschließt. — An der Vorderansicht der zweiten Toilette gelangt besonders die Kreuz-Garnitur der abstechenden Taille und der reiche Rosetten-Schmuck zur Anschauung. Die in winzige Puffen gezogene Passe, die einzelnen Falten des vorderen Einsatzes, sowie den Gürtel begrenzen schmale Valenciennes-Spitzen. C. U.

Wien. — Wenn man hier vom Sport spricht, denkt jeder zuerst an den Reitsport, der thatsächlich, dank der aus gutbürgerlichen Kreisen hervorgehenden „Wiener Reitercluds", in den letzten Jahren für die Damenwelt auf den städtischen Reitwegen immer mehr in Aufnahme gekommen ist, während bis dahin das Promenade-Reiten der Damen ein ganz exclusives Vergnügen bestimmter Stände war. Sobald die Frau zu Pferde steigt, ist jede thörichte Modetändelei mehr als sonst verwerflich, ja geradezu sträflich, und wird von den echten Amazonen als in das Gebiet weiblicher Sonntagsreiterei gehörig betrachtet. Aus diesem Grunde vermag sich nicht einmal der weite Aermel für das Reitkleid wirklich Bahn zu brechen; nach kurzen Versuchen wurde derselbe von den vornehmen Reiterinnen gänzlich abgelehnt und auf ein paar leichte Fältchen an der Achselkugel beschränkt. An der Taille dagegen machen sich größere Veränderungen bemerkbar. So wird die heutige Reittaille mit sehr langen Schößen hergestellt, die vorn jacketartig abgerundet sind, und fast bis zum Sattel reichen. Sobald anstatt des glatten Stehkragens ein Revers angebracht ist, muß die Taille Frackform und eine Weste von Piqué oder Rohseidenstoff zeigen; immer aber werden die Revers bescheidene Breite und Herren-Façon haben müssen. Das Reitkleid bleibt kurz, sodaß es beim Stehen kaum den Boden berührt, im Sitz die Füße eben bedeckt, und ist rechts ganz gerade, links mit ausgearbeitetem Knie gefertigt. Für den Sommer verwendet man vielfach königsblauen oder ziemlich prononcirt grünen Molton, auch leichten, sandgrauen Venetian, wodurch jedoch das schwarze oder ganz dunkelblaue Promenaden-Reitkleid seine erste Stellung niemals verlieren wird. — Sehr großes Interesse wird auch hier jetzt dem Reiten der Damen im Herrensattel entgegengebracht, umsomehr als die Anhängerinnen dieser neuen Richtung zu ganz männlichen Leistungen, Distanz-Ritten größeren Stils u. dergl. sich befähigt erweisen. Der Hut entbehrt jeglicher Garnitur, nur bei starkem Winde wird ein kleiner Gesichtsschleier getragen; der runde steife Filzhut oder der weiche, in der Mitte eingedrückte Herrenhut erscheint ebenso passend, wie der Reit-Cylinder. Im heißen Sommer gilt sogar der sehr breitrandige leichte Strohhut in Matrosen-Form für die beliebteste Kopfbedeckung, die durch unsere aristokratische Jugend sanctionirt wurde. — Das Reit-Kostüm für jüngere Knaben besteht aus einer russischen Kittelbluse in Dunkelblau mit Ledergürtel, welche die ganz kurzen weißen Wollunterhöschen und Röckchen völlig bedeckt; schwarze Leder-Gamaschen gehen bis über den Oberschenkel hoch. Ein sehr breiter Leinenkragen, bis zur Schulter reichend, und ein breitkrempiger Hut vervollständigen den flotten Anzug. — Auch für das Jagd-Kostüm stellt man hohe Anforderungen an Material und vorzügliche Ausführung; der Cheviot in neuen melirten Sorten wird dem Loden hier vorgezogen. Ungemein modern sind Wildlederbesätze, die oft bis zu einem Drittel der Rockhöhe reichen; dazu Knöpfe und Vorstöße aus Leder. Zum Aufnehmen der Patronen wird eine Reihe von Lederhülsen entweder taschenartig rechts und links am Vorderblatte des Rockes oder am Gürtelriemen angebracht. Man fertigt zu jedem Jagd-Kostüm eine Bluse vom Stoff des Kleides und eine zweiknöpfige Ueberjacke, und als Ersatz seidene, wie flanellene Blusenhemden. Wenn nicht hohe Röhrenstiefel vorgezogen werden, so sind Leder-Gamaschen zu empfehlen, sowohl in Schwarz als Naturgelb. — Auch für den Angelsport, soweit es sich um die Forellen-Fischerei handelt, wird man daran denken müssen, durch nur kniehohen Rock und Wasserstiefel das Gehen durch die verwachsenen Bachränder zu ermöglichen um sich so vor Erkältung zu schützen.

N. Br.

Linon-Toilette. Rückansicht von Fig. 1 des Colorits Nr. 1128.

Seiden-Grenadine-Toilette. Rückansicht von Fig. 2 des Colorits Nr. 1128.

Bergsport-Kostüm. Rückansicht.

Jacke zum Bergsport-Kostüm, über farbigem Blusenhemd geöffnet.

Bergsport-Kostüm. Vorderansicht.

Interlaken. — Eine Musterkarte mehr oder minder hübscher, mehr oder minder praktischer Kostüme für den Bergsport bietet sich hier tagtäglich den erstaunten Augen dar, und es ist drollig zu sehen, wie wenig zweckentsprechend ausgerüstet die meisten der bergsteigenden Damen sich auf die Wanderschaft begeben. Ein Kostüm, das hier sehr gefällt, das kleidsam und zweckentsprechend und zudem Berliner Fabrikat ist, hat der Stift festgehalten. Als Material dient der erprobte Lodenstoff, in reinem sommerlichen Hellgrau, — Kragen und Vorstöße sind in Dunkelgrün gefertigt, dazu große Hirschhornknöpfe, — das Ganze erscheint also im Charakter eines Jagd-Kostümes gehalten. Die halblange Jacke schließt schräg einreihig und darf, nach beiden Seiten zurückgeschlagen, die Bluse sehen lassen. Gelbes kräftiges Strohgeflecht dient für den spitzen Tiroler Hut, dessen Kopf ein breiter Streifen dunkelgrüner Sammet umgiebt, und eine kecke Spielhahnfeder mit Gemsbärtchen als Abschluß belebt.

C. E.

Paris. — An der reizenden Toilette für Rennen oder Corso vereinigen sich in changirendem Glacé-Taffet die weltfrohen Farben des lichten Grün und zarten Rosa; Glockenrock mit plissirtem Tablier und Glockenärmel erscheinen aus Taffet, der glatte Einsatz mit kurzer Passe aus eigenartigem brochirten Gewebe, — rosa Grund mit grüner Musterung. Zierliche rosa Band-Rosetten halten die aus einander tretenden Blusentheile aus weißem Krepp; Epaulettes aus gleichem Stoffe legen sich leicht und duftig über die Stoffmenge des Aermels. Den jugendlichen Eindruck der Toilette vervollständigt ein graziös geschwungener Hut aus Florentiner Stroh mit schwarzem Atlasband und seitlicher Garnitur aus weißen Straußfedern und buntfarbigen Begonien, die ein Tuff von hellgrünem Schilf überragt. Auch den Schirm schmückt, außer der üblichen Bandschleife, ein zierlicher Begonien-Strauß. Die beiden anderen Darstellungen illustriren die ganz besondere Liebe und Sorgfalt, die unsere Sommermode auf Form und Schmuck der Hüte verwendet. An dem breitkrempigen Hut aus weißem Stroh umgiebt die Krempe, eben so apart wie kleidsam, ein Volant aus weißem Krepp. Vorn ragen eine weiße und eine schwarze Straußfeder, von weißer und dunkler Rose gestützt, empor; hinten, auf und unter der Krempe, befindet sich gleicher Rosenschmuck, der sich in zierlicherer Form an der Halskrause aus weißem Krepp wiederholt. — — Die kecke Form des Matrosen-Hütchens aus schwarzem Stroh garniren vorn Hortensien-Blüthen und eine hochstrebende Schleife aus zartviolettem Bande; auch hinten schmückt ein Tuff Hortensien-Blüthen die gleich Schmetterlingsflügeln gefaltete Spitze. Halsschmuck aus schwarzem Seiden-Krepp.

A. K.

— Der Grand Prix bleibt nun doch einmal die größte und unerreichbarste Toiletten-Schau der Welt, die Gelegenheit, bei welcher sich Eleganz und eine schöpferische Genialität in Modesachen am deutlichsten offenbaren! Die Hüte im Genre Louis XVI. sind, in der Art wie man sie augenblicklich trägt, das Reizvollste was sich denken läßt: förmliche Blumenkörbe, mit bunten Laubzweigen umgebene, von großen Bouquets blühender Blumen überragte, reizende Dinger, die sich nicht beschreiben, kaum zeichnen lassen, die man eben sehen muß. Bekanntlich geben unsere großen Renntage schon eine Vorahnung der Wintermode, die in ihren Haupt-Zügen dabei festgestellt wird. Die Aermel vermindern sich noch lange nicht, vielmehr nehmen sie immer mehr an Umfang zu; die tiefe Achsel mag man nur selten acceptiren, der Aer-

Toilette für Rennen, Corsos ꝛc.

Hut mit Straußfedern-Schmuck.

Matrosen-Hut mit Band- und Spitzen-Garnitur.

Eine Sehenswürdigkeit Luzern's

sind die grossen

Magazine der Seidenstoff-Export-Firma Schweizer & Co.

Seidenstoff-Proben — grosse — unserer Vorräte in **schwarz, weiss** und **farbig** von 55 Pfge. bis 20 Mark per Meter senden wir auf Verlangen umgehend an jedermann und fügen zur Bequemlichkeit der geehrten Damen **frankierte Retour-Adressen** bei.

☛ Die **gewählten Stoffe** senden wir **porto- und steuerfrei** in die Wohnung, in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz),

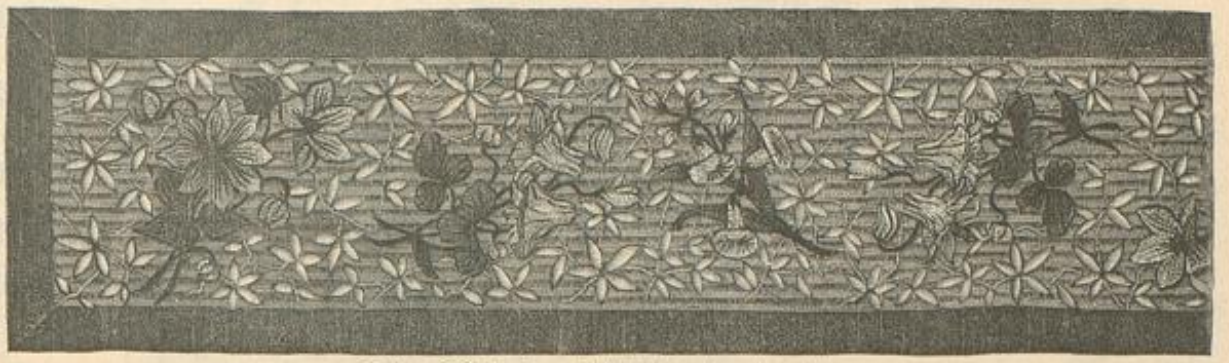
Seidenstoff-Export.

Das „Luzerner Tageblatt" schreibt darüber:

»Zu den **Pracht-Magazinen,** wie wir sie im Verwaltungsgebäude der Gotthardbahn, in der Alpenstrasse und in den »Vier Jahreszeiten« bisher schon gehabt, hat sich im letztgenannten Gebäude nunmehr ein neues gesellt: das grosse **Seidenwaren-Magazin der Herren Schweizer & Co. Diese Züricher Seidenstoff-Fabrikations-Firma** hat die sämtlichen Gewölbe der Ostfront der »Vier Jahreszeiten« in eine grosse Verkaufshalle umgewandelt und stellt ihre Waren in 7 Schaufenstern (6 östlich und 1 nördlich) dem Publikum zur Schau und zum Verkauf aus. Es ist eine wahre Augenweide, neben den glänzend schwarzen, schweren Seidenstoffen die hochmodernen farbigen und diversen Phantasiestoffe zu sehen. Können schon die Augen der Männer an diesen hübschen Farbengebilden sich nicht satt sehen, welche Verlangen müssen erst im weiblichen Herzen beim Anblick all' der Herrlichkeiten erwachen! Nach den auf sämtlichen ausgestellten Gegenständen angebrachten Preisen zu schliessen, scheint das Geschäft der Herren Schweizer & Co. ebenso für die goldstrotzende Börse der hocharistokratischen englischen Lady wie für das bescheidenere Portemonnaie der bürgerlichen Hausfrau eingerichtet zu sein. Einen Besuch des Schweizerschen Magazins darf auch diese Letztere nicht unterlassen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

melansatz hält glücklicherweise fast immer die normale Schulterlinie inne. Auch das zierliche Cape mit den tiefen Tütenfalten werden wir für Besuchs-Toilette nicht zu entbehren brauchen, noch für die winterlichen Ausgänge das lange Cape. Inzwischen trägt man die dem Kleide assortirte Redingote und kurze Jackets über abstechenden Blusen und Kleiderröcken. Für sommerliche Gesellschafts-Toiletten stehen die weißen geblümten Taffets oben an. Weißer Seidengrund zeigt Zweige und Ranken von Kletterblumen, schmale Streifen, matt oder atlasglänzend, hellgrün, rosa oder hellblau, — also auch wieder das Genre Louis XVI. Noch immer trägt man Boas aus Seiden-Musselin, mit Blumen und Bandschleifen untermischt. Die Pariserin scheint sich ihres Halses zu schämen; bis unter die Ohren gehen die Krausen hinauf, man wird bald nichts mehr von dem Gesicht, als die Augen sehen. Rüschen aus Straußfedern, die natürlich den Hals vollständig verhüllen, zeigen zwei Spitzenenden, — es sind die bekannten Formen, aber gesteigert, auf die Spitze getrieben, und von einer Eleganz, die kaum von etwas anderen überboten werden dürfte. B. de G.



Salon-Tischläufer, mit Plüschstreifen eingefaßt.

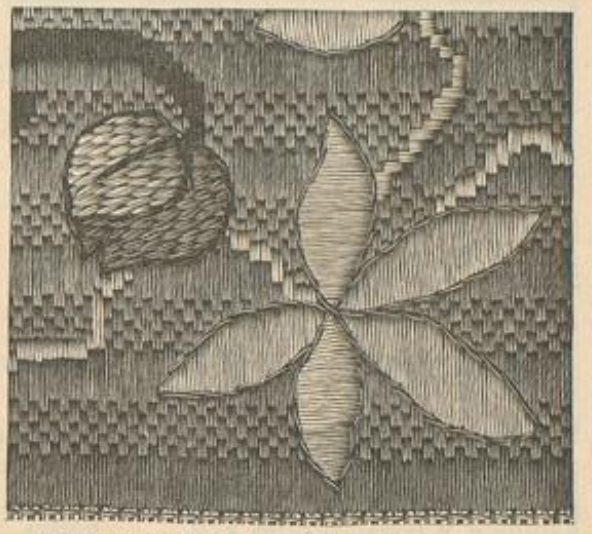
Handarbeiten

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Extra-Blätter der Illustrirten Frauen-Zeitung. Nr. 76. Leinenstickerei mit Durchbruch-Arbeit. Anschließend an die in unserem Extra-Blatte Nr. 69 gebrachten Muster für Durchbruch-Arbeiten bieten wir in dem dem heutigen Hefte beigefügten Extra-Blatt eine Anzahl mustergültiger Vorlagen für Leinenstickerei mit durchbrochenem Gittergrund, dem bekannten punto tagliato. Den alten Originalen auf grobfädigem Leinengrunde getreu nachgebildet, eignen sich diese Arbeiten vortrefflich zur Verzierung von Wäsche und Ausstattungsstücken. A. M.

Salon-Tischläufer. — Der eigenartige Reiz des uns vorliegenden Salon-Tischläufers besteht nicht nur in der feinen Farbenverbindung, sondern zum großen Theil in der Anwendung verschiedener Techniken, deren, für Füllung und Muster, von einander abweichende Stichlage eine brillante Wirkung erzielt. Man stickt mit Filoselle-Seide auf feinem Congreß-Canevas nach einem vorgezeichneten Muster. Die leicht über die Füllung verstreuten Ranken und Blätter erscheinen rein weiß mit dünnem Gold-Contour, welch letzterer jedoch erst nach Vollendung der Füllung ausgeführt wird. Mit feinem künstlerischen Verständniß sind die aus Anemonen, Cyclamen und Winden bestehenden Sträuße, in ihren natürlichen Farben abschattirt, mit versetztem Gobelin-Stich gearbeitet und durch leichte Stielstich-Adern belebt. Für die crême-farbene Füllung wechseln glatte und fein gemusterte gerade Streifen mit einander ab. Die geraden Flachstiche der glatten Streifen greifen je über sechs Gewebe-Fäden, versetzen sich aber abwechselnd um je einen Faden, während in den gemusterten Streifen jeder gerade Gobelin-Stich nur über zwei Gewebe-Fäden greift und regelmäßig in vier Reihen versetzt wird. Eine mattfarbene Plüsch-Umrandung hebt wirksam die Stickerei, die seidenes Futter verlangt. M. St.

Perlmutter-Imitation. — Mancherlei Versuche sind schon gemacht worden, um das schöne Farbenspiel und den Glanz des Perlmutters zu imitiren. Während aber die bisherigen Nachbildungen nur sehr unvollkommen ausfielen, bietet ein neues, eigenartiges Verfahren eine ebenso reizvolle wie dauerhafte Imitation, deren Glanz und in einander spielende Farben wirklich dem Perlmutter nahe kommen. Da die Arbeit leicht und interessant ist und nur geringe Kosten verursacht, wird diese Perlmutter-Imitation gewiß bald mannigfache Verwendung finden zu zierlicher Ausschmückung von Kasten aller Art, Spindchen, Präsentir-Brettern und den verschiedensten Holzgegenständen, die eine Einlage gestatten. Das Verfahren besteht darin, daß man dünne Platten aus Weißblech krystallisirt, färbt, lackirt und das hübsche Material dann in beliebigen Formen als Einlage verwendet. Die Krystallisation wird durch eine schwache und kurze Aetzung hervorgerufen, und zwar berechnet man für das Bad auf je 3 Liter Wasser etwa $^1/_{16}$ Liter Säure. Zunächst muß man die Platten, die nach Bedarf in handliche Stücke geschnitten werden, sauber mit einem weichen Lappen abreiben; dann legt oder steckt man die Platten in das Aetzwasser, das in einem fettfreien, irdenen Gefäß



Einzel-Figur des Salon-Tischläufers; naturgroß.

(Fortsetzung im zweiten Beiblatt.)

MACK'S
DOPPEL-
STÄRKE

Nur echt m t vorstehender Schutzmarke.
Bestes und zuverlässigstes Stärkemittel für Kragen, Manschetten, Hemden etc., steht in Bezug auf Güte und leichte Anwendung unerreicht da, enthält alle nötigen Zusätze, um die Wäsche mit wenig Mühe blendend weiss, sehr steif und glänzend zu plätten. — Jeder Versuch führt zu dauernder Benützung.
Vorrätig in allen Kolonialwaren-, Droguen- und Seifen-Geschäften.
Alleiniger Fabrikant und Erfinder **Heinrich Mack** in Ulm a. D.

B. Schott's Söhne, Mainz.
Um die Wahl von Musikstücken unseres umfangreichen Verlages zu erleichtern, versenden wir auf Verlangen gratis u. franco:
Führer durch unsere Piano-, Violin- und Gesangs-Cataloge,
nur beste Stücke enthaltend. Schwierigkeitsgrad resp. Tonumfang ist angegeben.

Hauptdepot der berühmten Amerik. Carpenter-Orgel.
Jul. Heinr. Zimmermann, Leipzig.
Illustrirte Preisliste gratis.

Halb. Roll. v. ca. 25 qm frco. d. ganz Deutschl.
Linoleum „Henel".
Einfarbig ca. 2 mm stark, qm 1,60 M.
Gemustert „ 2 „ „ „ 1,80 „
Einfarbig „ 3 „ „ „ 2,30 „
Einfarbig „ 3½ „ „ „ 2,85 „
Gemustert „ 4 „ „ „ 3,30 „
Granit ca. 4 mm in durchgeh. Must., tritt sich nie ab, qm 4,25 „
Extrabreites englisches Linoleum 366 cm (4 engl. Yards) breit
Einfarbig ca. 4 mm stark, qm 3,70 M.
Gemustert „ 4 „ „ „ 4,60 „
Läufer und Teppiche in allen Grössen.
Jul. Henel vorm. C. Fuchs,
Lieferant mehrerer Höfe.
BRESLAU, Am Rathhause No. 24/27.
Qualitäts-Proben und Muster franco. Billig. Bezugsquelle ab Fabrik-Depôt
Einzelne Meter unfrankirt zu obigen Preisen.

Als Geschenke empfehlen wir:
Küchenschränke von Mk. 25.— an.
Waschmaschinen von Mk. 32.— an.
Wringer von Mk. 14.— an
Mangeln von Mk. 24.— an.
Gesetzlich geschützt.

Wiederverkäufer bei hohem Rabatt gesucht. Verlangen Sie Preisliste.
Richter'sche Fabriken
Mulda i/Sa.

Platina-Brennapparate (keine Nickelkiste),
Kasten für Herbschnitt und Ausgründen.
Holzwaaren, Bambus-Schalen, Lederpapp-Gegenstände und Prima-Lederwaaren. Aufgezeichnete Holzgegenstände für Brandmalerei und Reebschnitt.
Neu! **Kasten für Bronce-Glasmalerei.** Neu!
Material, Gegenstände und Vorlagen dazu.
Werner & Schumann, Berlin C. 19.
Spindlershof 7, Eingang Seydel-Strasse 27.
Illustr. Preislisten gratis. Reparaturen von Brennkisten billigst.

Blitzsaubere
Fussböden
erhält man durch Müller & Mann's streichfertige **Bernsteinlackfarbe,** enorm haltbar, schnelltrocknend, leicht anwendbar.
Streiche
selbst, dann sparst Du.
Versand direkt von der Fabrik in allen Farben. Postpackete Brutto 10 Pfund franko unter Nachnahme von 7,65 Mark.
Edmund Müller & Mann, Lackfabrik, Charlottenburg 11.

Bestätigt von der St. Petersburger Medicinalbehörde
A. ENGLUNDS
WELT- berühmter, allbeliebter **BIRKEN-CREAM**
entfernt in kurzer Zeit Sommersprossen, Fältchen, Sonnenbrand, rauhe Haut 2c. 2c. und giebt dem Gesicht ein frisches jugendliches Ansehen. Gebrauchsanweisung ist bei jeder Porzellandose beigelegt.
Präparirt vom St. Petersburger Cosmetischen Laboratorium **A. England.** Preis per Porzellandose M. **2.50.** Postversand für ganz Deutschland unter Nachnahme M. **3.**
Zu haben in Deutschland in allen Parfümerie- und Drogengeschäften.
General-Depot für Europa **Emil Behr, Hamburg.**
Vor Nachahmungen wird gewarnt, indem die geehrten Käufer gebeten werden, auf das Facsimile **A. England,** das sich in rother Tinte auf jedem Etiquette befindet, zu achten, desgleichen auch auf die Trade-Marke der Firma.
Prämiirt mit 10 gold. Medaillen u. Ehrendiplomen auf allen Weltausstellungen.

Kühlend, Erfrischend
und stärkend, sind die Eigenschaften von
ROWLANDS' KALYDOR.
für Gesicht, Hände und Arme der Damen und alle sonstigen der Sonne und dem Staube ausgesetzten Theile. Es verhindert und entfernt Sonnenflecken, Sonnenbrand, Röthe, Runzeln etc., lindert und heilt Entzündungen, Insectenstiche, Hautausschläge etc., macht die Haut zart und schön und verleiht einen reizenden Teint. Als unschädlich garantirt. Man verlange in den Apotheken u. Parfümerien **ROWLANDS' KALYDOR,** 20, Hatton Garden, London u. vermeide Nachahmungen des Kalydor, die Mineralgifte enthalten, welche für Haut und Teint schädlich sind.

Neu! **Kein Durchstossen des Kleidersaums mehr bei Anwendung von** Neu!
Vorwerk's gesetzl. geschützter Velours-Schutzborde.
Ungemein praktisch und ausserordentlich haltbar, da der an Stelle der früheren Kordel angebrachte Plüschstreifen niemals ausfasert oder sich durchstösst, sondern sich nur allmählich abnutzt. Nimmt Strassenstaub und Schmutz nur wenig auf und verleiht dem Kleidersaum ein elegantes Aussehen.
Diese vorzügliche neue Schutzborde ist, ebenso wie die bekannten **Vorwerk'schen rundgewebten Patent-Rock- und Kleidergurte und rundgewebten Patent-Kragen- und Gürteleinlagen,** in allen besseren Band- und Kurzwaaren-Geschäften erhältlich.

Foulard-Seide
Mk. 1.– bis Mk. 4.50 der Meter.

Seidenbast	Meter	Mk. 1,00—7,50
Pongeeseide	Meter	Mk. 1,30—3,75
Damaste	Meter	Mk. 1,75-18,00
Taffet changeant	Meter	Mk. 2,00—6,80
Chiné Taffet	Meter	Mk. 3,80—7,50
Gestreifte und karirte Taffete	Meter	Mk. 1,75—4,00

sowie alle schwarzen, weissen u. bunten Seidenstoffe von den billigsten bis zu den schwersten Qualitäten.
Proben nach Auswärts bei genauer Angabe des Gewünschten.
Seidenhaus Michels & Cie., Berlin, Leipzigerstrasse 43.
Königl. Niederl. Hoflieferanten.

Das beste u. berühmteste Toiletpuder
VELOUTINE FAY
EXTRA POUDRE DE RIZ
mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

CHOCOLAT MENIER

Die Grösste Fabrik der Welt.
TÄGLICHER VERKAUF:
50,000 Kilos.
Zu haben in allen Spezerei-
DELIKATESSEN-HANDLUNGEN UND Conditoreien.

Zuntz Java-Kaffee

Unübertroffen in Wohlgeschmack
Reinheit und Kraft!

Käuflich in allen Geschäften der Konsumbranche.
A. Zuntz sel. Ww.
Hoflief.
Bonn, Berlin, Hamburg.

Bekanntmachung.

Die **Liebig's Extract of Meat Company, Limited, London,**
bringt hierdurch unter Bezugnahme auf ihre frühere Ankündigung zur Kenntniß, daß sie nunmehr mit dem Verkauf ihres

Fleisch-Pepton's

begonnen hat.

Das Fleisch-Pepton der Compagnie Liebig,
für Magenleidende ein diätetisches Nähr- und Kräftigungsmittel ersten Ranges,
wird nach **Prof. Dr. Kemmerich's** Methode hergestellt
unter steter Kontrolle der Herren **Prof. Dr. M. von Pettenkofer** und **Prof. Dr. Carl von Voit,** München.
Käuflich in Dosen von 100 und 200 Gramm.

Einzige alkalische Therme Deutschlands 40° C. Arsen- u. Lithion-Gehalt.

Neuenahr.

Bade- und Trinkkuren, Inhalationen, Massagen, Thermalwasser-Versandt.

Grossartige Heilerfolge bei Katarrhen des Kehlkopfes, (Influenza u. Folgen), des Magens, des Darmes, der Blase, bei Gallensteinen, Nieren- und Leberleiden, Zuckerkrankheit, Gicht, Rheumatismus und Frauenleiden. Mild lösend, den Organismus stärkend. **Broschüren gratis durch die Direction.**
Reiseroute: Köln—Bonn—Remagen od. Koblenz—Remagen—Neuenahr.

Ötz—Ötzthal—Tirol.

Ötz (820 Meter über d. Meere) am Eingange des herrlichen Ötzthales, geschützte Lage, staubfreie, windstille Gebirgsluft, mildes Klima, schöne Wälder, prächtige Ausflüge; in Nordtirol einzig in seiner Art als Frühlingsstation, im Sommer vielbesuchter Höhenurort; in der Nähe der Piburger See, ausgezeichnete Gelegenheit zum Baden, Schwimmen und Rudern (gewöhnliche Temperatur im Sommer 16—19° R.) Oberhalb des Dorfes **Villa Lantschner,** trefflich eingericht. Landhaus mit 10 Zimmern, 3 grossen Veranden, 2 Küchen und allen Bequemlichkeiten; besonders geeignet für grössere Familien; doch werden auf Wunsch auch einzelne Zimmer abgegeben. Anfragen sind zu richten an Prof. Dr. **Lantschner, Innsbruck.** — Das Dorf Ötz (Post- und Telegraphenstation, Postverbindung täglich 3mal) ist von der Station Ötzthal (Arlbergbahn) per Wagen in ¾ Stunden zu erreichen.

Prämiirt Brüssel 1876. Stuttgart 1881. Porto Alegre 1881. Wien 1883.

Burk's Arznei-Weine.

in Flaschen à ca. 100 Gr. 260 „ 700 „

Gleiche Preise in ganz Deutschland.

Mit edlen Weinen bereitete, Appetit erregende, allgemein kräftigende, nervenstärkende und blutbildende diätetische Präparate.

Von vielen Aerzten empfohlen:

Burk's Pepsin-Wein (Essenz),
Verdauungsflüssigkeit.
In Flaschen à M. 1.—, M. 2.— u. M. 4.50.

Burk's China-Malvasier,
Ein delikates Tonicum
In Flaschen à M. 1.—, M. 2.— u. M. 4.—,

Burk's Eisen-China-Wein,
wohlschmeckend und leichtverdaulich.
In Flaschen à M. 1.—, M. 2.— u. M. 4.50.

Zu haben in den Apotheken Deutschlands
u. vieler grösseren Städte des Auslandes.
Man verlange ausdrücklich:
„Burk's Pepsin-Wein"
„Burk's China-Malvasier"
etc. etc. und beachte obige Schutzmarke und die Firma
C. H. Burk, Stuttgart.
Export nach überseeischen Ländern.

Verlange Stollwerck'sche
CHOCOLADE
Ueberall käuflich v. M. 1.20 ½ Ko. an aufwärts.

Wiesbadener Inhalatorium,

Wiesbaden, Frankfurterstr. 16.
Leitender Arzt: Dr. med. Georg Heusmann.
Specielles Inhalationsverfahren
zur Heilung von
chronischen Erkrankungen der oberen Athmungswege und der Lunge.
Prospecte und nähere Auskunft durch
Die Direction.

Schering's Condurango-Wein

findet in neuerer Zeit bei chronischen Magenleiden, **Magenkatarrh (Magenkrampf)** als Linderungsmittel weitgehendste Anwendung.

China-Wein rein und mit Eisen. Vorzüglich im Geschmack u. in der Wirkung. Als ausgezeichn. Mittel von Aerzten bei **Nervenschwäche, Bleichsucht** und besond. für **Reconvalescent.** empfohlen. Preis für beide Präparate per Fl. 1.50 u. 3 M., bei 6 Fl. 1 Fl. Rabatt

Schering's Grüne Apotheke Berlin N Chausseestr. 19.

Briefliche Bestellungen werden umgehend ausgeführt. Hier franko Haus.

Bad Driburg.

Kurinstitut für Damen
von Sanitätsrath **Dr. Riefenstahl.**
Stahl- u. Schwefelmoorbäder i. Hause.
Prospekte gratis.

Flinsberg,

schles. Engadin. **Mineral-, Moor- und Fichtenrindenbäder.** Saison: **Mai bis October.** Frequenz: 5000 Personen.

Königliches Soolbad Elmen.

Haltestelle Elmen-Salze der Magdeburg-Stassfurt.-Bahn und Station Schönebeck d. Linie Magdeburg-Leipzig.
Saison 15. Mai bis Ende Sept.
Aeltestes Soolbad für Gicht, Rheuma, Anämie, Nervosität, Skrophulose, Frauenkrankheiten, Sterilität, Kehlkopfs-, u. Rachenkatarrhe. — Soolmannen-, Soolschwimmbäder, Dampfbäder in dem vollständig umgebauten Sool-Dampfbade, Soolbunkbad (Inhalatorium), Kohlensäure-Soolbäder, thierärztlich überwachte Molkerei. Ozonreiche Luft an dem 2 km langen Gradirwerk, Hochdruckwasserleitung, täglich Concerte der Badekapelle (27 Mitglieder). Militärconcerte. Reunions. Prosp. u. Ausk. durch d. Bade-Verwalt.

Zingst

Ostsee-Bad mit herrlich. Strand. Einfach. billiges Badeleben. 200 Privatwohn.
Saisonbillet **direct** ab Berlin. Prosp. u. Auskunft ertheilt gratis d. **Bade-Verwaltung.**

Grund i. Harz.

Prospecte franco durch die
Kur-Kommission.

Verlange überall
Neugebaur & Lohmann's Tana-Cacao.
Vorzüglichste Marke

Gemüthl. comfortabl. Home
finden 1 od. 2 alleinst. jüng. Damen in der herrl. u. gesund gelegen. Villa einer geb. kinderl. Familie Baden-Baden's. Harmon. Verbind. idyllischen Land- u. grossstädt. Badelebens bei vorzügl. Verpflegung u. solidesten Bedingung. Näh. unter „Home" durch Frau **Anna Janson,** Bellavista, Baden-Baden.

Hausfrauen erregen Aufsehen

in allen **Kaffee-Gesellschaften,** wenn sie ihren Gästen meine als vorzüglich anerkannten **Fredener Zucker-Zwiebäcke** und **Kaffee-Kringel** vorsetzen. Mein Gebäck ist nahrhaft, leicht verdaulich, wohlschmeckend und kann aufbewahrt werden.

1 Probekistchen mit 200 Stck. Zwieback und 75 Stck. Kringel wird für **Mk. 4,00** franco versandt. **C. Haselhorst,** Versand-Bäckerei, **Freden** a. d. Leine.

Saccharin Heyden

Für die Haushaltung, in Pulver:
1 Briefchen 2½ gr Inhalt soviel wie 2 Pfd. Zucker — kostet 40 Pf.

Für Diabetiker, in Tabletten:
1 Glasröhrchen mit 25 Tabletten, zum Versüssen von 40—50 Tassen Kaffee, Thee etc. ausreichend — kostet 15 Pf.

In allen Apotheken und Drogenhandlungen zu haben.
Prospecte gratis von
Dr. F. von Heyden Nachfolger
Radebeul-Dresden.

Griechische Weine.

1. Probekiste
12 grosse Flaschen
in 12 Sorten
19 Mark

Würzburg

FRIEDR. CARL OTT

Preisbuch gratis u. franco.
Kiste frei. Packung frei.

CACAO-VERO,

entölter, leicht löslicher
Cacao.
in Pulver- u. Würfelform.
HARTWIG & VOGEL
Dresden

Zu haben in den meisten Conditoreien, Colonial-, Delicatess- und Droguen-Geschäften.

Ia Süssrahmbutter, 8½ Pfd. M. 9.— fc. Nachn. N. Hemmerling, Horforst b. Trier.

Eisenmagnesia-Pillen bei Blutmangel.

Das beste aller Eisenmittel in allen Apotheken käuflich per Dose Mk. 1.50, ca. 220 bis 240 Stück. Apotheker Kirchmann. Ottensen-Hamburg.

Höchste Errungenschaft der Hygieine!
Jul. Hensel's
Hygieinisch. Cacao und Chocoladen
mit Zusatz von Nährstoffen
zeichnen sich besonders aus durch
hervorragende Nährkraft, Leichtverdaulichkeit, köstlichen Geschmack, Förderung einer gesunden Muskelbildung und Wohlbekömmlichkeit.
Hygiein. Cacao in ½ und ¾ Pfund-Dosen 3 Mk. pro Pfund,
„ **Chocolade** Nr. 1 2 Mk., Nr. 2 1 Mk. 60 Pf. pro Pfund.
Broschüre über rationelle Ernährung
gratis in Apotheken, Drogen- und Kolonialwaren-Handlungen erhältlich.
Knape & Würk, Cacao- u. Chocoladen-Fabrik, **Leipzig.**
Alleinberechtigte Fabrikanten.

Blooker's holländ. Cacao

die feinste Marke.

J. & C. Blooker, Amsterdam (Holland).

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin und Wien. — Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Paul Logemann in Wien. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

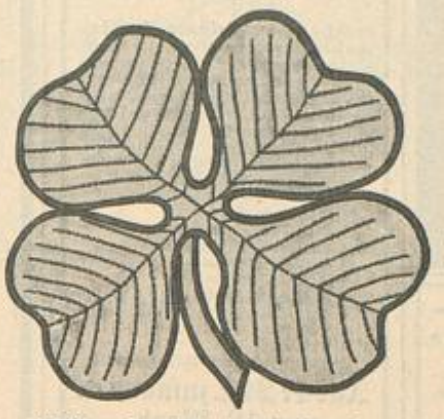
Zweites Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

14. Juli 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 14.

bereitet ist. Schon nach kurzer Zeit, kaum einigen Minuten, vollzieht sich die Krystallisation, worauf man die Tafeln herausnimmt, in klarem Wasser abspült und abtrocknen läßt. Die eigenartige, unregelmäßige Musterung, die durch den Wechsel von hellen und dunklen Stellen ein perlmutterartiges Gepräge erhält, nimmt sich so reizvoll aus, daß man sogar auf Farbe verzichten und das Ganze sofort mit hellem Copal-Lack überziehen kann. Will man aber eine recht wirkungsvolle Perlmutter-Imitation herstellen, so werden die geätzten Blechtafeln, nachdem man sie mit einem weichen Lappen behutsam abgeputzt hat, farbig behandelt. Man gebraucht hierzu an Anilin-Farben Grün, Roth, Blau, Gelb, die man mit Spiritus flüssig macht und mittelst eines Schwämmchens auf die vorher mit Spiritus angefeuchtete Platte auftupft. Natürlich muß dies zart und matt geschehen, damit nicht bunte Flecke entstehen, sondern daß sich nur ein leiser, duftig in einander übergehender Farbenschimmer zeigt. Sobald der Spiritus aufgetrocknet ist, kann mit Lack überstrichen werden, der gleichfalls schnell trocknet.

Da sich die Blechstücke leicht mit einer Laubsäge, sogar mit jeder gewöhnlichen Schere schneiden lassen, kann man aus den Tafeln die verschiedensten Formen herrichten und so ganz apart wirkende, hübsche und dauerhafte Zierate auf Holzgegenständen anbringen.

C. Th. Kaut, Elberfeld, versendet für 7 Mark fr. gegen Nachnahme 4 größere, zum Krystallisiren fertige Blechtafeln und alles erforderliche Material an Farben, Lack, Säure und Pinseln.



Zwischen-Serviette in Vierklee-Form.

Zwischen-Serviette in Vierklee-Form. — Auch für die kleinen Zwischen-Servietten für Gläser, Eis ꝛc. läßt sich die Form des Vierklees gut verwerthen, ja sie weist sich sogar als besonders praktisch, da sie fast quadratisch erscheint und deshalb für das darauf zu setzende Geräth eine sichere Unterlage bildet. Das kleine Deckchen mißt 14 cm im Quadrat, ist aus weißen Leinen gefertigt und mit frischgrüner Seide ausgenäht. C. E.

Beim Aufzeichnen der Muster auf Porzellan pflegt man zuerst die Fläche mit etwas Terpentin abzureiben, damit die Bleistift-Striche haften. Doch macht sich hierbei ein Uebelstand sehr unangenehm bemerkbar: der fettige Grund nimm den Staub leicht auf. Dieser ist bekanntlich der größte Feind der Porzellan-Maleret; deshalb greifen viele gleich zum Pinsel und vermeiden das Aufzeichnen und Aufpausen. Wenn aber figürliche Darstellungen, wiederkehrende Arabesken ꝛc. besondere Genauigkeit im Zeichnen erfordern, verwendet man mit großem Erfolge lithographische Kreide. Da dieses Material etwas fetthaltig ist, haftet jeder Strich auf dem Porzellan, ohne daß ein vorhergehendes Abreiben mit Terpentin erforderlich wäre; die Linien der Aufzeichnung aber verschwinden nach dem Brennen vollständig. A. O.

Bezugsquellen: Derby-Toiletten: L. u. F. Lauser, Wien, Giselastr. 4; W. Jungmann, Albrechtplatz 4; C. u. G. Spitzer, Kärnthnerring 4/5; Th. Drecoll, I, Kohlmarkt 11. — **Touristinnen-Kostüme:** Hermann Laski, Berlin, SW, Leipzigerstr. 94. — **Tiroler Hut:** P. Leuchtmann, SW, Leipzigerstr. 83. — **Salon-Tischläufer:** Grafer & Schmidt, W, Friedrichstr. 78.

Willi Büsing, Berlin W., Bendlerstr. — 13. —
Langjährig. Assistent des Herrn Prof. Dr. Vogel (Techn. Hochschule in Charlottenburg).
Photochemisches Untersuchungs-Institut.
Photographische Lehranstalt
für Herren und Damen, Fachleute und Amateure.
Amateur-Curse. Dunkelkammern stehen zur Verfügung.
Praktische wie theoretische Ausbildung in sämmtlichen photograph. Negativ- u. Positiv-Verfahren sowie photo-mechanisch. Druckverfahren. Eintritt jeder Zeit. Kurze u. längere Curse. Uebernahme aller vorkommenden photogr. Arbeiten. Nähere Auskunft wird bereitwilligst ertheilt. **Täglich** geöffnet von 9—7.

Zur 25jährigen Wiederkehr der Gedenktage von 1870/71.

Lieder zu Schutz und Trutz.
Gaben deutscher Dichter
aus der Zeit des Krieges in den Jahren 1870 und 1871.
Gesammelt und herausgegeben
von
Franz Lipperheide.
Ausgabe für Schule, Volk und Heer.
Fünfundsiebzigstes Tausend. 252 Seiten stark.
Enthaltend 113 Gedichte,
ferner als Eingang: In Frankreich hinein! von E. M. Arndt, und zum Beschluß: Die Wacht am Rhein, von Max Schneckenburger.
Preis 30 Pfg., geheftet und beschnitten;
in Leinewand gebunden mit Goldtitel 60 Pfg.
Zu beziehen durch alle Buchhandlungen, sowie auch franco vom Verleger **Franz Lipperheide, Berlin W, 35.**

Strickgarne
kauft man am besten u. billigsten von dem
Strickgarn-Special-Geschäft
Gust. Becker jr., Witten a. d. Ruhr
Auswahl in 34 verschiedenen wollenen, 10 halbw. (Merinos) u. 15 baumwoll. Qualitäten.
Man verlange gütigst Muster und Preis-Liste.

Musik-Instrumente
aller Art: Spec. **Alte Geigen.**
Dölling & Winter
Markneukirchen.

Kleider-Nessel
crême, rein in Farbe Ia Qualität, ca. 88 cm breit, das Meter **30 Pf.** Im Stück von 50 Mtr., d. Mtr. **28 Pf.**
Cheviots und Ripspiqué
elfenbein ca. 80 cm brt., d. Mtr. **75 Pf.**
Proben frei. **J. W. Sältzer, Hannover.**

Heizbarer Badestuhl
verbesserter Construction, in welchem man sich mit 5 Pfg. Kohle i. jedem Zimmer ein warmes Vollbad bereiten kann. Mit jedem Brennmaterial zu heizen. Illustrirte Preislist. kostenfr.

Kosch & Teichmann,
Berlin S., Prinzenstrasse 43,
Fabrik heizbarer Badestühle, Badewannen, Doucheapparate, Closets.

Schweissige Hände
beim Nähen, Sticken, Klavierspielen etc. Vorz. Mittel dageg. vers. f. Mk. 1,85 p. Fl. A. Köhler, Einsiedel, Bz. Zwickau.

Orient-
Seide, elegante solide reinseidene Qualität in schwarz und reichem Farben-Sortiment, ca. 55 cm breit, das Meter **1,50 Mk.**
Sältzers Waschseide
in schwarz, hellen u. dunklen Farben ca. 80 cm breit, das Meter **2,75 Mk.**
Proben frei. **J. W. Sältzer, Hannover.**

Jünger & Gebhardt
Berlin
Riviera-Veilchen,
Quintessenz
(Violetta odoratissima vera)
Wie ein frischer Strauss dieses Edelsten aller Veilchen
köstlich und anhaltend duftend.
in Rococofl. M. 2 - M. 3 - M. 5 -
In d. ersten Parfum. u. Drogenhandl.
Preislisten kostenfrei.

Aus wollenen Lappen die schönsten Kleiderstoffe.
Höchste und hohe Reverenzen.
Aelteste Fabrik.

Aus Wollenlappen Teppiche und Vorlagen, schöne Dessins.

Billigste Bezugsquelle für
Teppiche!
fehlerhafte Teppiche, Prachtexemplare, à 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Prachtkatalog gratis.
Sophastoff-Reste!
einfarbig u. bunt spottbillig. **Proben frco.**
Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre,** BERLIN S., Oranienstr. 158.

Baby-Bazar. M. Wolff.
Berlin W, Werderscher Markt 9.
Renommirtes einziges Spezialhaus für Komplete Baby-Ausstattungen.
General-Versandt der ärztlich sehr empfohlenen
echt pat. Ear Caps,

Stück 4 Mk. 50 Pf.
allein zweckmäßig gegen abstehende Ohren, **echt engl. pat. Binden für Damen** z. Wiedererlangung der Figur. Stck. 12 Mk.

Sensationell! *Klostergeheimnisse!*
Die Beschlagnahme
der Mellage'schen Broschüre
39 Monate bei gesundem Geiste als irrsinnig eingekerkert
ist durch das Urtheil der Strafkammer zu Aachen aufgehoben. Die Broschüre enthält u. a. die Bilder der Brüder Heinrich und Overbeck. Gegen Einsendung von M. 1,10 erfolgt Zusendung franko.
Karl Cludius & Co., Berlin SW. 68., Ritterstrasse 50.

Echt persisches Insekten-Pulver, ganz frisches
von **unübertroffener Wirkung,** à Pfd. 4 Mk. und in Schachteln à 0,25, 0,50, 1,—, 1,50, 2,— Mk. u. in Blechbüchsen à 2,—, 3,—, 4,50 u. 6,—, Insektenpulver-Tinctur à Flasche 25 Pf., 50 Pf. u. 1 Mk. Insektenpulver-Blasebälge à Stück 0,50, 0,75 und 1,— Mk.
J. C. F. Schwartze, **Berlin W., Leipzigerstr. 112.** Ecke der Mauerstr.

Kinderlose, feinere Beamtenfamilie (kath.) möchte gesundes kl. Mädchen in Pflege nehmen. Gute, liebevolle Erziehung zugesichert. Pensionspreis 900 M. Offerten unter **M. G.** an die Exped. d. Ztg.

Der Spiegel der Möbel Ist der Spiegel der Hausfrau!
Herrlicher Erfolg durch
Voigts Möbelpolitur
Dose 50 Pf., zu bez. d. alle Drog.-Hdlg., ev. direct, bei Einsend. von 70 Pf. franco
Fabrik ***Th. Voigt, Würzburg.***

Stottern
heilt gründl. **Rudolf Denhardt's** Anstalt Honorar nach Heilung. **Eisenach** Prosp. gratis
Garteni. 1878 No. 13, 1879 No. 5, **Einzige** Anst. Deutschl., i herrl. Lage, die mehrt. **staatl.** ausgezeichnet, zuletzt d. S. M. **Kaiser Wilhelm II.**

Das Atelier der Kunststickschule des
Frauenerwerbsvereins zu Dresden,
Ferdinandstr. 13, II,
empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Gegründet 1881. **Special-Geschäft**
für Knöpfe, Posamenten, Stickereien, Spitzen. Sämmtliche Artikel zur Damenschneiderei! Grosse Farbenauswahl, Anfertigung nach jed. Modenbild, Schnitt.
Gotthelf Schmid, Leipzig, Grimmaische Str. 13.

MK MK MK MK
MK MAX KRAUSE, BERLIN SW.
- Papier - Ausstattungen
bieten das gediegenste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorräthig überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die **MK-Marke.**
MK MK MK MK

Gesichtshaare
und Frauenbart entfernt auf electrisch. Wege. (Näh. briefl.) **Dr. E. Clasen, Hamburg.**

C. RÖHR & Co.
Giessen.
Specialgeschäft für
Kinderbetten u. Erstlingswäsche.

Illustr. Catal. grat. u. fco.

Kleider-Sammet
(Velvet)
sowie **Möbelplüsche** aller Art liefert zu Fabrikpreisen direkt an Private
E. Weegmann,
Plüschweberei und Färberei,
Bielefeld.
Muster bereitwill. franco gegen franco.

Damen, welche sich **leichten u. lohnenden Erwerb** schaffen wollen, lehre ich Handschuhe waschen und in allen **Couleuren färben.** Leicht faßlich u. ausführbar. Adr. erbet. unt. „Handschuhe" d. die Exp. d. Z.

Was ist Kefyr?
Interessante Broschüre versendet umsonst
Erste Kaukasische Kefyranstalt
Breslau, Zwingerstr. 22.

Kinderwagenbazar
Max Brinner, Berlin SW.
Jerusalemerstraße 42,
Versandgeschäft.
Großartigste Auswahl, bestes Fabrikat, bill. Preise. Viele Anerkennungen. Illustrirt. Musterbuch gratis und franco.

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b. Fr. **Clara Roth,** Berlin W, Lützowstr. 84 a.

Glafey's chem. Schnellputzpulver
augenblicklich wirkend, ersetzt bei großer Wohlfeilheit herrlichsten Glanz auf allen Metallen.
Silb. Med.: Nürnberg 1882, Amsterdam 1883.

FELS VOM ZUM MEER
Modernste und vornehmste Halbmonatsschrift in prächtiger Ausstattung, mit hochbedeutsamem litterarischem Inhalt, Romanen erster Autoren ꝛc. Farbige Kunstbeilagen und Textbilder. **Probehefte in allen Buchhandlungen.**

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Gesundheit ist Reichthum — Fabrik-Marke

Dr. Lahmann's Nährsalz-Extrakt pr. Topf 1,70 M.
Dr. Lahmann's Nährsalz-Cacao pr. Pfund 3,— M.
Dr. Lahmann's Nährsalz-Chocolade
pr. Pfund 2 M. und 1,60 M.
sind, weil ohne Zusatz schädlicher Alkalien hergestellt, die einzig wahrhaft gesunden Cacao-Präparate, besitzen höchsten Nährwert, wirken blutbildend und verstopfen nicht.

Dr. Lahmann
Dr. Lahmann's vegetabile Milch pr. Büchse 1,80 M.
bildet, der Kuhmilch zugesetzt, das einzig wirkliche und beim jüngsten Säuglinge sofort anwendbare Ersatznährmittel für mangelnde Muttermilch.
Man verlange gratis Broschüre von dem alleinigen Fabrikanten
Hewel & Veithen in Köln am Rhein.

Conserveglas mit Bügelverschluss D.R.P. 40839.
Durch Anwendung eines hohlen Gummiringes, wird d. Sicherheit des Verschlusses auf d. denkbar höchste Maass gebracht.

Liter —	1/4	1/2	3/4	1	1 1/2	2 Inhalt
Mk.	0.65	0.75	0.90	0.95	1.10	1.25

Conserve-Kochtopf D.R.P. gestattet das Kochen der Gläser, ohne jede Umhüllung, — ohne Gefahr des Zerspringens — und verschied. Grössen auf einmal. Preis **Mk. 10.50.**

Ludwigsburger **Caffee-Aufgiessmaschine**
D.R.G.M. 28031. Best. Extraktionstrichter. Leichte Reinigung. Vorzügl. Caffee.
Nähere Beschreib. siehe Modenwelt No. 19.

No.	1	2	3
Mk.	3.—	3.50	4.50.

Emil Neustadt, Berlin, Leipziger Str. 101/102 (Equitable Palast).
Magazin für complette Küchen-Einrichtungen.

Krankenfahrstühle
bequem, leicht handlich, solid gebaut und von geschmackvollem Aussehen, liefert in verschiedenen Systemen und Grössen zum Preise von 36—250 Mark die
Dresdner Kinderwagenfabrik
G. E. Höfgen, Dresden-N.
Königsbrückerstr. 56.
Ausführl. illustrirte Kataloge auf Verlangen gratis und franco.

Heussi's Brat- und Backapparat,

Keine extra Feuerung. Auf jedem Herde, in Koch- und Grudeöfen, auf Gas u. Petrol. z. benutzen. Macht jed. Braten **schmackhafter, saftiger u. weicher,** erleichtert in Folge **vorzüglicher Oberhitze ganz wesentlich das Bräunen und Knusprigmachen** u. beseitigt das lästige Aufpassen. **Prachtvolle Saucen;** bequemstes Backen von Brod, Kuchen, Speisen ꝛc. Preis mit Blechbratpfannen u. dto. Backform: Für kleinere Braten M. **10;** für mittlere Braten M. **12,50** (Hauptsorte): für grössere Braten M. **15;** für große Braten (Rehrücken) M. **20.** Statt Blechbratpfanne mit **emaill.** Bratpfanne jeder Apparat M. **2,50** mehr; statt Blechbackform mit **emaill.** Backform wieder M. **2,50** mehr. Kiste 1 M., größte 1,50 M. Geg. Nachn. od. vorh. Einsend.
Paul Heussi, Leipzig, Wintergartenstrasse 4.

Unübertroffen
als Schönheitsmittel und zur Hautpflege,
zur Bedeckung von Wunden sowie in der Kinderstube
LANOLIN -Toilette-Cream- **LANOLIN**
aus patent. Lanolin der Lanolin-Fabrik Martinikenfelde.
Nur ächt wenn mit LANOLIN
In Zinntuben à 40 Pf. und Blechdosen à 60, 20 und 10 Pf.
Schutzmarke „Pfeilring".
In den meisten Apotheken, und Drogerien des ganzen Deutschen Reichs und des Auslandes.

M. M. Catz * Crefeld
Seiden- und Sammet-Manufactur
Gegründet 1846
empfiehlt ihre vorzüglich bewährten
Seiden-Stoffe
für Strassen-, Gesellschafts- und Ball-Toiletten.
Brautkleider.
Muster franco.

LOHSE's weltberühmte Specialitäten
für die **Pflege der Haut:**

EAU DE LYS DE LOHSE
weiss, rosa, gelb, seit über 60 Jahren unübertroffen, als vorzüglichstes Hautwasser zur Erhaltung der vollen Jugendfrische, sowie zur sicheren Entfernung von Sommersprossen, Sonnenbrand, Röthe, gelben Flecken und allen Unreinheiten des Teints.
LOHSE's Lilienmilch-Seife
die reinste und mildeste aller Toilettenseifen, erzeugt nach kurzem Gebrauche rosigweisse, sammetweiche Haut.
Beim Ankauf meiner Fabrikate achte man stets auf die Firma.
GUSTAV LOHSE 45 Jägerstr. 46. BERLIN
Fabrik feiner Parfümerien und Toiletten-Seifen.
In allen guten Parfümerien, Drogerien etc. des In- und Auslandes käuflich.

20000
hochfeine **echte Meißner Zwiebelmuster-Service** müssen wegen Ueberhäufung des colossalen Lagers um jeden Preis losgeschlagen werden. Damit dies schnell geschieht, werden dieselben zu folgendem **noch nie dagewesenen Spottpreise** ausverkauft:
18 hochfeine Teller,
4 verschiedene Schüsseln für Braten, Speisen, Salat und Compot.
1 hocheleg. Suppen-Terrine m. Deckel,
1 prachtvolle Saucière,
1 ovaler Saucière-Untersatz,
1 prachtvolle Kaffeekanne,
1 zierliche Milchkanne,
1 elegante Zuckerdose,
6 niedliche Kaffee-Schalen,
6 dto. Tassen,
1 Butterdose mit Untertasse,
1 Leuchter,
5theilige complette Waschgarnitur.
Alle 47 Stck. zusammen nur 18 Mark.
Wir machen im Interesse der ꝛc. Leser darauf aufmerksam, Bestellungen so schnell und so zahlreich als möglich einzusenden, da eine solch' günstige Gelegenheit, 3 so **prachtvolle complete Service,** die in jedem Hause, in jeder Familie, in jedem Pensionat, in jedem Gasthause unentbehrlich sind, zu **solchem Spottpreise** anzukaufen, **nie wieder vorkommen wird.** Die Verpackung wird von unserem Personal gratis besorgt und wird für gutes Eintreffen garantirt. Etwa nicht ansprechende Gegenstände werden auf Wunsch umgetauscht oder zurückgenommen.
Versand per Bahn-Nachnahme und muss den Bestellungen die nächste Bahnstation beigefügt werden.
Feith's Neuheitenvertrieb in Dresden.-A. 9.

Mandelkleie mit Veilchengeruch
macht die Haut geschmeidig und erhält den Teint jugendfrisch
Vollständiger Ersatz für Seife und Pasten
Alleinige Erzeuger:
A. Motsch & Co
WIEN, LUGECK No 3

Generaldepôt bei **J. Prochownik,** Berlin S.W., Ritterstr. 48.

Einziges Etablissement, welches in Paris mit goldener Medaille ausgezeichnet wurde.
Pariser Mieder (Corsets)
Madame **M. Weiss,** (aus Paris)

Wien, I., Neuer Markt 8. Preise der Mieder v 10 fl. aufwärts. Bei Bestellung d. Korrespondenz erbitt. man das Mass in Centimet. v.: 1. Ganzer Umfang von Brust u. Rücken, unt. d. Armen genommen, 2. Umfang d. Taille, 3. Umfang d. Hüften, 4. Länge v. unt. d. Arme bis z. Taille. Das Mass ist am Körper über das Kleid z. nehmen ohne abzurechnen. Postversandt nur gegen Nachnahme oder Vorausbezahlung.

●● Reizende Neuheit! ●●
Wäsche-Puff u. Closet
für Erwachsene und **Kinder** passend!

Durch Wasserverschluss vollständig luftdicht und geruchlos! Preislisten und Empfehlungen gratis und franko!
Carl Dettmer, Göthen i. A. 13.

Alle Arten **Stickereien** auf **Costumes** fertigt
Clara Wolter, BERLIN. S.W.
an der Jerusalemer Kirche 2.

25 Pfg. 25 Pfg.
Zur **Wäsche aller** farbigen Stoffe unübertroffen
Quillaya-Gall-Seife.
In Drogen- u. Seifenhdlg. z. hab. o. direkt v. Rich. Bauer, Frankfurt a/O.
Chem.-tech. Labor.
Gesetzl. geschützt.

Premier-Fahrräder
D. R. M. [redacted] No. 12431.
aus **Helical-Rohr**
sind heute die **gesuchtesten** wegen ihrer **Widerstandsfähigkeit** bei **leichtester Gangart** und **moderner feiner Ausstattung.**

Damenrad. Gewicht ca. 16 Kilo.
Hillman, Herbert & Cooper
Doos bei Nürnberg. **Eger** in Böhmen.

MUSIK-WERKE
PATENT EHRLICH
„Monopol". Resonatorspieldose best. Systems. Vollkommenste Musik. Grösst. Noten-Repert. Unverwüstlich. Notenblatt **„Semper invictus",** mit verlöthet. Spitzen.
D. R.-P. Nr. 79765.
„Ariston". Weltbekanntes Musikinstrument.
Notenrepertoir 6000 Nummern.
Verkauft bis Juni 1894 an Instrumenten 300 000 Stück.
MECHAN. PIANINO.
Specialität:
„AUTOMATEN".
„Bauern-Musik". „Gnom".
Neuheit: **Flötespielender Hirtenknabe** (Kunstwerk).
„ORCHESTRIONS", mit und ohne bewegliche Figuren.

Zu beziehen durch alle besseren Musikwaaren-Handlungen, Exporteure u. Grossisten.

Alle denkbaren **Musikinstrumente und Musik-Werke** Symphonions, Polyphons, Monopol, Ariston etc. etc. liefert zu Orig.-Fabrik-Preisen die
Instrumentenfabrik **Wilhelm Dietrich,** **Leipzig,** Grimmaische Str. 1.
Illustrirte Preislisten gratis und frei.

Zur Pflege *der* HAUT ist das beste Produkt die **CRÈME SIMON** **Unübertroffen** *für den* **TEINT** *und für die* **Toilette** *des* **Gesichts** *und der* **Haende**
Nur echt mit der Unterschrift: *Simon*

Spitzen jeglicher Art
in saubersten Ausführung und in den verschiedensten Mustern in kräftigerem oder feinem Zwirn, werden zu mäßigsten Preisen angefertigt von der Spitzen-Klöppel-Industrie in **Prettau,** Post Steinhaus, Tirol.
Bei Bedarf wolle man sich wenden an Pfarrer **Franz Kleinlercher,** oder an **Thekla Kofler,** Spitzenhändlerin, ebenda.

Naphtha-Seife
durch Gebrauchsmuster geschützt
reinigt die Wäsche lediglich durch Kochen ohne zu reiben. Zu haben in den meisten Drogen- u. Seifen-Geschäften od. direkt durch
van Baerle & Sponnagel,
Berlin N., Hermsdorferstr. 8.
Probe-Post-Pakete von 3 Mk. an franko!
Wiederverkäufer gesucht.

Indische Seidenstoffe
für Kleider, Blousen, Zimmerdecorationen, Kissen u. s. w. in den herrlichsten Farben und Mustern.
Bastseide (sogenannte Rohe Seide) für Kleider, Blousen und Staubmäntel, ausserordentlich practisch im Tragen und in der Wäsche. — Muster frei. —
Seidenwaarenhaus **Albert Krohne,** Dresden-A.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin und Wien. — Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Paul Logemann in Wien. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 15. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. August 1895. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Frieda.

Eine Wiener Geschichte. Von Balduin Groller in Wien.

(Schluß.)

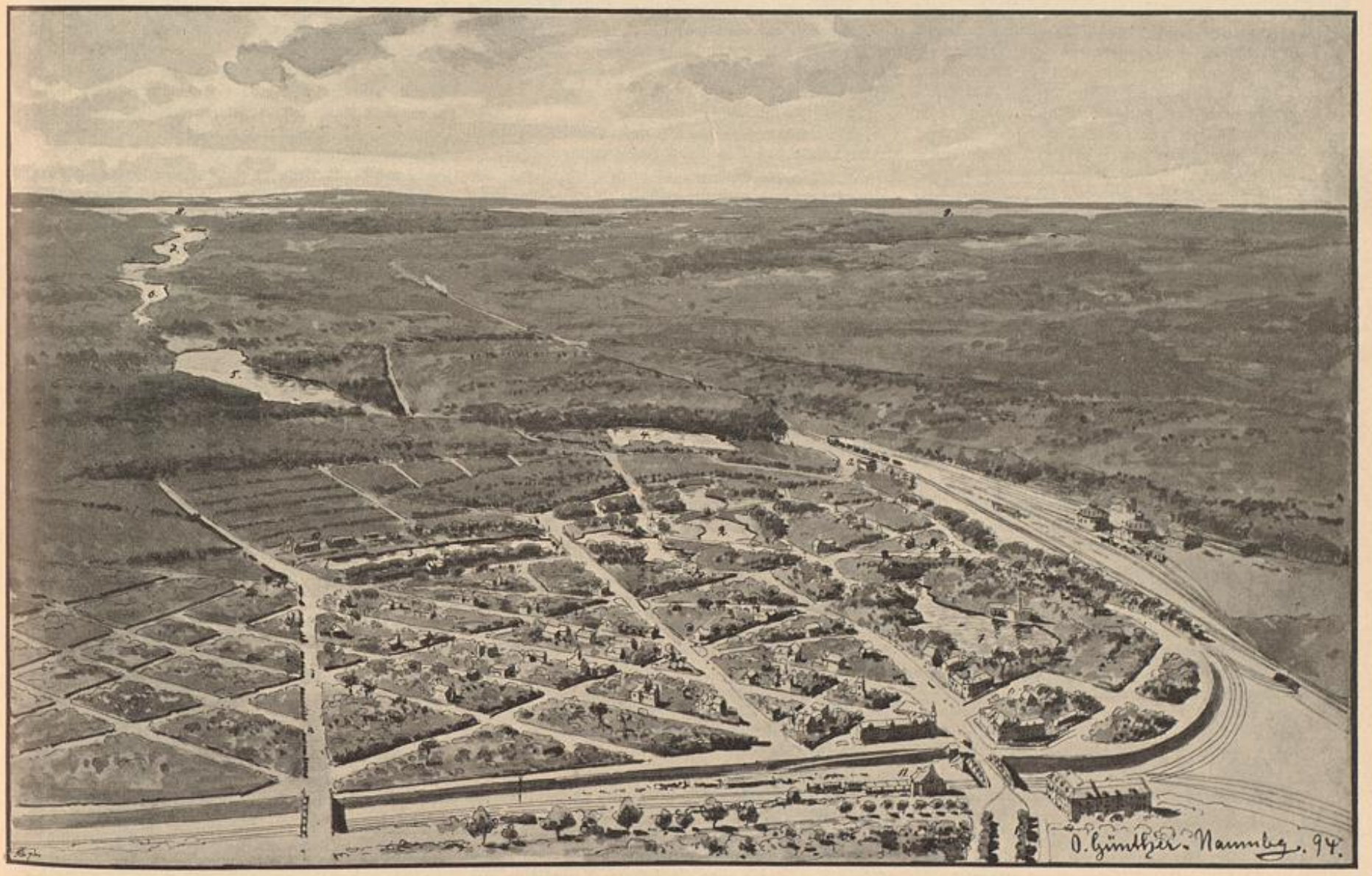
XII.

Andreas war von Steininger gegangen in dem Bewußtsein, nunmehr mit einer Episode in seinem Leben abgeschlossen zu haben, von der er dereinst wohl gehofft hatte, daß sie ihm mehr sein werde, als nur eine Episode. Sie blieb nicht ohne tiefe Nachwirkung auf sein Gemüth, um welches sich nun häufiger als sonst trübe Schatten lagerten. Aber auch die Resignation hat ihren Trost. Das Bewußtsein, endgültig abgeschlossen zu haben, gab ihm eine stille Ruhe wieder, die er vorher lange nicht empfunden hatte. Wohl war es ihm oft unaussprechlich weh ums Herz, wenn er Frieda's gedachte, aber er fand sich in sein Schicksal; die Episode war abgethan, sie mußte abgethan sein.

Seine beste Trösterin war die Arbeit, und zur Arbeit hatte er Gelegenheit genug. Er hatte sich, wie es ausgemacht worden war, drei Monate auch dem Wiener Hauptgeschäfte gewidmet, bevor der Kauf vollzogen wurde, und schon nach der ersten Jahres-Bilanz unter den neuen Eigenthums-Verhältnissen ward es Baron Brandtner inne, daß ihn sein Glück in der Wahl der richtigen Leute auch dieses Mal nicht verlassen hatte. Die Sachen waren nun dahin gediehen, daß der Baron sich vorsehen zu müssen glaubte, damit seine Verbindung mit Andreas zu einer dauernden und womöglich unlöslichen werde. Er meinte einer etwaigen Gefahr, daß Andreas aus dem Geschäfte scheiden könnte, — und sein Ausscheiden hätte der Baron thatsächlich als eine Katastrophe betrachtet, — am besten dadurch vorbauen zu können, indem er ihm den Antrag stellte, sich mit in die Firma aufnehmen zu lassen. Andreas ward so Mitbesitzer des Welthauses, und wenn er auch nur Anspruch auf ein Drittheil des Erträgnisses hatte, so war doch seine geschäftliche und gesellschaftliche Stellung dadurch eine große und vielbeneidete geworden. Baron Brandtner rieb sich vergnügt über diese Entwicklung die Hände. Besondere neue Opfer hatte ihm diese Abmachung nicht auferlegt; nun konnte er doch ganz sicher schlafen. Andreas arbeitete emsig weiter, und es lag Segen auf seiner Arbeit.

Von Steiningers hatte er fast ein Jahrlang nichts ge-

Villa Wieck und Villa Emmerich in der Colonie Grunewald.



Villen-Colonie Grunewald aus der Vogel-Perspective.

8. Wannsee. 10. Restaurant Hubertus. 4. Hundekehlen-See. 9. Havel.
7. Schlachtensee. 3. Königsee. 2. Dianasee. 12. Bahnhof Grunewald.
6. Riemeisterfee und Krumme Lanke. 1. Halensee.
5. Grunewaldsee. 11. Bahnhof Halensee.

Berliner Villen-Colonien und Park-Anlagen. — Zeichnungen von O. Günther-Naumburg. — Siehe Seite 119.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

sehen und gehört. Fast gewaltsam lenkte er seine Gedanken von ihnen ab und vergrub sich in seine Arbeit, um leichter zu vergessen. Er glaubte auch vergessen zu haben; aber es durchfuhr ihn doch mit starker Erschütterung, als eines Tages in seinem Bureau unvermuthet Steininger vor ihm erschien.

Der Mann sah furchtbar heruntergekommen aus. Seine Augen blickten stier und glasig hinter der Brille hervor, seine Hände zitterten. Er gewährte die Erscheinung eines Trinkers; und wenn das Auge des Beobachters sich hätte täuschen können, so hätte ihm der Geruchssinn Gewißheit geboten. Steininger war tief gesunken; schon seine Kleidung gab seine Verkommenheit zu erkennen. Bei alledem war er noch immer bemüht, sich eine renommirende Haltung zu geben. Er sprach von kleinen Mißverständnissen, die zwischen ihm und Andreas sich ergeben hätten, die aber nun hoffentlich vergessen seien; er erwähnte eine momentane Verlegenheit, spielte auf ein kleines Anlehen an, das diese Verlegenheit bannen könnte, und das natürlich auf das pünktlichste getilgt werden sollte. Herr Gries werde ja wissen, daß man sich auf ihn verlassen könne. — In Wahrheit hatte er Andreas nie auch nur einen Kreuzer zurückgezahlt.

Andreas fragte ihn kurz nach seinen Schicksalen und notirte sich seine Adresse; dann entließ er ihn mit einem Geldgeschenk, von dem er wußte, daß es wenigstens theilweise unverzüglich in Spirituosen angelegt werden würde. Nach Frieda hatte er sich nicht erkundigt; als aber Steininger fort war, ließ er sogleich einen Fiaker kommen, dem er als Ziel das ihm wohlbekannte Haus in der Strozzigasse bezeichnete. Steiningers hatten dieselbe kleine Wohnung wieder leer gefunden und wieder gemiethet, als die Herrlichkeit vom Kolowrat-Ring ein rasches Ende genommen hatte.

Während Andreas, in seinen Wagen zurückgelehnt, durch die Straßen fuhr, suchte er die Bilder und Eindrücke zu ordnen, welche die letzte halbe Stunde in ihm wachgerufen hatte. Steininger war nach seiner Angabe durch allerlei Intriguen und tief angelegte Betrügereien um sein Vermögen gebracht worden, — die gewöhnliche Redewendung von Leuten in seiner Lage, die überall Schuld und Ursache ihres Unglückes zu finden wissen, nur nicht in sich selbst. Er hatte sich bereden lassen, ein Gut in Ungarn zu kaufen, um dann nach wenigen Wochen schon zu erkennen, daß das nichts für ihn sei. Er wurde, da er von der Landwirthschaft nichts verstand, wirklich hinten und vorn bestohlen, konnte über die Anzahlung hinaus gleich die erste fällige Rate nicht bezahlen und ging dann mit Freuden darauf ein, als ihm der Antrag gestellt wurde, das Gut gegen ein Haus in Wien umzutauschen. Auf den Häusern in Wien lasten Steuern von fast vollen fünfzig Procent des Erträgnisses; zudem waren in jenem Hause einige Läden und Wohnungen nicht vermiethet, und für die vermietheten Räumlichkeiten forderten die Inwohner kostspielige Reparaturen an Fenstern und Thüren, an Oefen und Herden. Auch da kam Steininger ins Gedränge, als er die vereinbarten Theilzahlungen des Kaufpreises erlegen sollte. Sein Geld war bei diesen Transactionen zum guten Theil in die Taschen der Realitäten-Agenten geflossen, die beim Kauf- und Verkauf vermittelt hatten, und schließlich wurde ihm das Haus über dem Kopfe verkauft, und der Traum der Herrlichkeit war ausgeträumt! Steininger war wieder so arm, wie nur je zuvor. Mit den Erfindungen ging es aber auch nicht mehr, sei es, daß ihn der Erfindungsgeist oder das Glück verlassen hatte.

Mit hochklopfendem Herzen stieg Andreas die schmale Stiege des alten Hauses in der Strozzigasse hinauf. Die Thür der Steininger'schen Wohnung stand offen, und aus dieser klang Gesang hervor, — der muntere Gesang Frieda's. Andreas trat in die Thüröffnung und sah Frieda, auf dem Fußboden knieend, die Dielen scheuern. Sie war schön auch bei dieser niedrigen Verrichtung; und auch jetzt erschien das Haar so kunstvoll und sorgsam geordnet, wie vordem immer. Es war das Bild einer Königin, einer Märchenkönigin, die ein böser Zauberer verhext hat, daß sie nun die gröbsten, entwürdigendsten Arbeiten verrichten muß.

„Herr Andreas!" rief sie, sich erhebend.

„Frieda!"

„Sehen Sie, — nicht einmal die Hand kann ich Ihnen geben!"

Jetzt erst bemerkte Andreas, daß sich um das linke Auge Frieda's ein großer brauner und blauer Fleck hinzog, der von einer Verletzung herrühren mußte.

„Um Gotteswillen, Fräulein Frieda!" rief er erschreckt, „was haben Sie Sich am Auge gethan?"

„Ah, angestoßen! Es hat nichts zu bedeuten!"

„Aber, wie war es nur —"

„Ach, lassen wir das; es ist ganz unbedeutend! Also sind Sie doch wiedergekommen!"

„Sie haben nicht geglaubt, daß Sie mich je wieder sehen würden?"

„Ich habe immer darauf gehofft. Freilich, daß wir in ein solches Elend hineinkommen würden, das hätte ich nicht gedacht!"

„Aber Sie sind dabei doch ganz fröhlich; ich hörte Sie singen."

„Ich lasse den Kopf nicht hängen; es nützt nichts. — Wo soll ich Sie aber nur hinsetzen in dem nassen Zimmer?" Sie ging und schloß die Thür. „Kommen Sie", fuhr sie dann fort, „wir setzen uns in meine Schlafkammer. In meinem ‚Boudoir' haben gerade zwei Stühle Platz, mehr nicht."

Das Schlafkämmerchen war ein winziger, einfenstriger Raum mit außerordentlich dürftiger Einrichtung, aber alles darin war von peinlichster Sauberkeit.

„Es geht Ihnen also wieder schlecht, Frieda?" sagte Andreas, nachdem er sich auf einen unsicheren Rohrsessel niedergelassen hatte.

„Es würde nicht schaden, wenn es etwas besser ginge!"

„Es ist doch ein Jammer, daß Sie Sich mit so groben Arbeiten abgeben müssen!"

„Es geht nicht anders, Herr Andreas. Wir haben auch die Frau aufgeben müssen, die uns diese Arbeiten gemacht hat; da muß ich sie eben machen. In der Wohnung wenigstens soll es ordentlich bleiben; ich thu', was ich kann!"

„Frieda, es muß Ihnen sehr wehe gethan haben, als sie wieder hierher zurück mußten!"

„Nicht so sehr, wie Sie glauben. Ich weiß nicht, bin ich leichtsinnig, oder was das sonst ist, — ich kann mich ins Leben schicken, wie's kommt; aber der arme Papa, den hat es niedergeworfen."

„Sie müssen mir alles vertrauensvoll und ohne Rückhalt sagen, Frieda. Was thut Ihr Vater jetzt?"

„Mein Gott, was er früher gethan hat; es geht nur schlechter, viel schlechter."

„Wirthschaften Sie noch immer aus der Schublade heraus?"

Frieda lachte. „Manchmal! Es ist aber selten etwas darin!"

„Dann gestatten Sie mir, daß ich wieder etwas hineinlege."

„Sie sind gut, Herr Andreas, allein das kann jetzt nicht mehr gestattet werden. Unter keiner Bedingung!"

„Warum jetzt nicht mehr?"

„Früher war ich ein dummes Mädel und verstand es nicht besser. Seither habe ich von der Welt etwas kennen gelernt und weiß, daß das nicht geht."

„Warum denn nicht?"

„Die Leute würden sagen, daß das nicht ohne Grund geschieht, und daß Sie etwas davon haben müssen."

„Die Leute? Wer soll es denn erfahren?"

„Wenn's auch niemand erfährt, es ist genug, wenn mir so etwas einfällt."

„Und wenn ich etwas haben wollte?!"

„Nein, mein lieber Herr Andreas, so reich sind Sie nicht und keiner in der Wiener Stadt!"

„Sie möchten mir um keinen Preis der Welt einen Kuß geben?"

„O, den können Sie ganz umsonst haben, denn Sie haben ihn tausendfach verdient."

„Ich habe ihn nicht verdient, aber wenn ich ihn bekäme —."

Frieda sah ihn mit lachenden Augen an, dann schüttelte sie den Kopf und rief: „Jetzt nicht, ein anderes Mal! Versprochen ist er Ihnen!"

„Frieda!"

„Was denn, Herr Andreas?"

„Ich wollte Ihnen nur sagen, daß Sie ein lieber, lieber Schatz sind."

„Es ist nicht so arg damit, Herr Andreas!"

„O ja, es ist sehr arg damit! Es war lieb von Ihnen, daß Sie mir nicht böse geworden sind, daß ich bei all dem Jammer so mit Ihnen reden konnte."

„Weil ich ja doch wußte, daß Sie es nicht schlimm meinen. Es giebt keinen Menschen auf der Welt, zu dem ich solches Zutrauen hätte, wie zu Ihnen."

„Wer weiß, ob ich's verdiene? Wenn Sie aber schon sagen, daß Sie es besitzen, — heute haben Sie es nicht bewiesen."

Frieda sah erstaunt auf.

„Sie haben mir lange nicht alles gesagt, und Sie haben mich eigentlich abgespeist wie einen Fremden. Ich darf freilich auf das erste Mal nicht mehr verlangen."

Frieda sah ihm wieder lachend in das Gesicht; doch plötzlich, — es sah aus, als sollte nun ein jäher Umschlag erfolgen, — füllten sich ihre Augen mit Thränen. Aber das war nur für einen Augenblick, wie wenn ein flüchtiger Wolkenschatten über die lachende, goldige Flur fährt.

Andreas sprach weiter mit ihr, und Frieda erzählte freimüthig von ihren wechselvollen Schicksalen des letzten Jahres, selbst im weiteren Gespräche kein Wort der Klage über ihre Lippen bringend. Sie trug ihr Los mit einer für Andreas fast unbegreiflichen Ergebung und Heiterkeit. Ihres Vaters that sie nur Erwähnung, wenn eine besondere, directe Anfrage sie dazu nöthigte, und auch da sprach sie ohne Erregung und ohne eine Klage vorzubringen. Hätte Andreas nicht schon gewußt, wie es um den Mann stand, aus ihren Worten hätte er es nicht entnehmen können; er hätte höchstens zu unklaren und unbestimmten Vermuthungen gelangen müssen.

Beim Weggehen konnte er es sich nicht versagen, die Schublade aufzuziehen, in der sich das bewegliche Kapital Herrn Steininger's sonst zu befinden pflegte. Sie war leer.

„Frieda!" sagte er ernst. „So läßt sich ein Leben nicht führen. Sie müssen mir erlauben, auszuhelfen!"

„Nichts da!" erwiderte Frieda lachend, indem sie ihn von der Schublade wegdrängte, „das darf jetzt nicht mehr sein; lieber verhungern!"

„Frieda, man schickt einen Freund nicht so fort!"

„Es würde ja doch nichts nützen!" rief sie, und unwillkürlich entrang sich dabei ein Seufzer ihrer Brust.

Andreas reichte ihr die Hand und ging davon.

XIII.

Frau Barbara Meßner, — die Wienerische Abkürzung für Barbara lautet Wetti oder Wettl, und wir überlassen es den Sprachforschern, sich darüber die Köpfe zu zerbrechen, — also Frau Barbara, wie sie höchstens an Sonn- und Feiertagen genannt wurde, führte als Hausmeisterin ein scharfes Regiment in dem Hause Nr. 127 in der Strozzigasse. Wehe den Mägden, wenn sie beim Wassertragen die Treppen anschütteten, die Frau Meßner jeden Samstag eigenhändig aufzureiben pflegte, oder wenn sie sich herausnahmen, zu unrechter Zeit und an unrechter Stelle einen Teppich auszuklopfen. Dann konnte man ihre gellende, keifende Stimme durch das ganze Haus hören. Die Hausmeisterin ist, wenn sie auch nachts sich unzählige Male aus dem Bette herausläuten lassen muß, um dafür das ihr gebührende Sperrsechserl in Empfang zu nehmen, — ein Sechserl heißt ein Sechserl, weil es nicht sechs, sondern zehn Kreuzer werth ist, — doch die erste Person im Hause. Sie ist die vom Hausherrn eingesetzte Obrigkeit, und ihr Selbstgefühl würde in der Regel auch für den Hausherrn oder die Hausbesitzerin selbst ausreichen. Ihr Mann spielt in selteneren Fällen eine Rolle, weil er gewöhnlich durch ein Handwerk tagsüber in Anspruch genommen ist. Die Hausmeisterin ist als Hausmeisterin aufgenommen, aber dennoch verdrießt es sie, wenn sie als solche von der ihr tributpflichtigen Menschheit angesprochen wird. Nach ihrer Auffassung ist es viel höflicher, wenn man sie Frau Hausbesorgerin, oder Frau Portierin, — Portierin und ja nicht Portière, — nennt. —

Spät am Abend desselben Tages, an dem er Frieda besucht hatte, erschien Andreas bei Frau Barbara Meßner. Er hatte lange geschwankt, ob er es thun solle, aber schließlich hatte er sich doch dazu entschlossen. So eine Hausmeisterin ist das lebendige Auskunftsbureau, wenn man gegen ein gutes Trinkgeld etwas über die Parteien im Hause erfahren will. Andreas hatte Bedenken gehabt, zu diesem gerade nicht sehr edeln Auskunftsmittel zu greifen, aber es lag ihm viel daran, über Herrn Steininger und seine Tochter möglichst viele Einzelheiten in Erfahrung zu bringen; und dazu wußte er sich kein besseres Mittel.

Frau Barbara empfing den späten Besuch mit jener gemessenen Haltung, die ihr eine lange Erfahrung als die zweckmäßigste erscheinen ließ, insolange noch keine Gewißheit über das zu erwartende Trinkgeld herrscht. Daß es ein Trinkgeld geben würde, das freilich stand von vorneherein außer Zweifel. Frau Barbara war eine angefahrte Frau mit einem interessanten, ja vornehmen Kopf. Hätte man sie darnach angezogen, sie hätte für eine Gräfin passiren können; wenn sie aber zu sprechen begann, dann war sie doch wieder die richtige Hausmeisterin.

Andreas drückte ihr einen Gulden in die Hand und hatte damit sofort ihr ganzes Herz und ihr volles Vertrauen gewonnen. Sie wischte mit der Schürze einen Sessel ab und hieß den vornehmen Herrn Platz nehmen. Andreas ging nur mit kleinen Umwegen auf sein Ziel los. Er deutete an, daß ihm Herr Steininger für eine geschäftliche Verbindung empfohlen worden sei, daß er es aber doch für räthlich erachtet habe, vorher Erkundigungen über ihn einzuziehen. Damit war das Werk aufgezogen und die Beredtsamkeit der Frau Hausbesorgerin entfesselt.

„O, du mein!" rief sie. „Ich möchte gewiß keinem

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Menschen schaden, gnä' Herr, aber —." Und nun kam eine sehr ausführliche Begründung, dieses „Aber". Es wäre schade und ganz und gar nutzlos, sich mit dem Manne einzulassen. Seit ihn das große Unglück getroffen hätte, sei er überhaupt nicht nüchtern geworden. Sie müsse das am besten wissen, wie er immer nach Hause komme. Er vertrinke alles, bleibe sogar, — und das wäre schon das Letzte und Aergste, — die Sperrsechserln schuldig, und im Hause sei nie ein Kreuzer Geld. Es wäre nur ein Wunder, daß das Mädel nicht schon in die Donau gegangen sei.

„Das Mädel ist dumm!" rief sie eifrig aus. „Dumm wie Bohnenstroh! Wenn ich so ein Gesicht und so ein patschierliches G'staltl hätt', meiner Seel'! ich wär schon längst auf und davon und hätte den Alten sich versaufen lassen, wie er will. In Seidenkleidern könnte sie herumgehen mit so einem Gesicht, wenn sie nur wollt'! Man weiß gar nicht, wie so ein alter Saufaus zu so einer Tochter kommt!"

„Behandelt er sie schlecht?"

„Er behandelt sie, daß's a Schand' ist! Er schlagt sie; wie der liebe Gott den Tag giebt, schlagt er sie, Tag für Tag."

„Er schlägt sie! Warum?"

„Warum? Fragen S' so an B'suff, warum? Er schlagt sie halt, wie ein Stück Vieh. Schau'n S' es an, das Madel, wie's ausschaut, nachher werden S' es ja segn."

„Er muß doch einen Grund haben!"

„So a Mensch braucht kan Grund. Uebrigens, er redt sich ein, daß sie schuld ist an seinem ganzen Unglück. Wissen's, das is a so —."

Und nun erzählte sie weitschweifig, daß ein ungarischer Gutsbesitzer das Mädel habe heirathen wollen, daß es aber durchaus nicht habe einwilligen wollen, und darüber sei nun der alte Steininger so wüthend.

Andreas fühlte sich wie zerschlagen, als er nächtlicher Weile durch die öden Gassen seiner Wohnung zuschritt. Frieda wird geschlagen, roh, brutal mißhandelt! Er hatte das Entsetzliche vermuthet; aber nun, da er es ausdrücklich bestätigt hörte, wirkte es doch auf ihn mit erschütternder und zermalmender Gewalt. Zu seiner Liebe, die ihn ja doch nie freigegeben hatte, gesellte sich nun das Erbarmen, das tiefe Mitleid, und mit diesem gleichzeitig die ehrliche Bewunderung für die moralische Kraft, mit der das Mädchen das namenlose Unglück trug, und mit der sie es noch zu verbergen wußte. Jetzt, das fühlte er, mußte er einen entscheidenden Entschluß fassen. Bevor er aber zu einem solchen gelangen konnte, zwang ihn schon am nächsten Tage eine unabweisliche geschäftliche Pflicht zu einer Reise nach Triest.

Er blieb acht Tage fort, und als er wiederkam, fand er auf seinem Tisch unter den zahlreichen eingelaufenen und für ihn aufgehobenen Briefschaften auch einen Brief, dessen noch geschlossener Umschlag den Vermerk zeigte „Bote nicht bezahlt!" Der Brief war von Frieda und enthielt nur die Worte: „Kommen Sie, helfen Sie! Es ist ein Unglück geschehen, und ich habe sonst keinen Menschen mehr auf der Welt, an den ich mich wenden könnte. Frieda."

Andreas läutete mit zitternder Hand die gesammte Dienerschaft zusammen.

„Johann, einen Fiaker, rasch!" Dann fuhr er, den Umschlag vorweisend, hastig fort: „Wann ist dieser Brief gekommen?"

Es wurde herumgefragt, bis festgestellt werden konnte, daß der Brief an demselben Tage zeitig morgens gebracht worden sei.

„Ist der Bote bezahlt worden?" fragte Andreas weiter.

Der Beamte meldete sich, der den Boten bezahlt hatte.

Der Fiaker fuhr mit rasender Geschwindigkeit in die Strozzigasse. Als Andreas aus dem Wagen sprang, war Frau Barbara schon zur Stelle, um ihm die Neuigkeiten brühwarm zu erzählen. Steininger hatte sich am Abend zuvor in einem Anfall von Tobsucht mit einem Rasirmesser den Hals durchgeschnitten; er sei gleich todt gewesen, und noch in der Nacht hätten die „Männer" seine Leiche geholt.

Als Andreas bei Frieda eintrat, saß sie bleich, thränenlos, wie betäubt da, und erst als sie des treuen Freundes ansichtig wurde, ward die dumpfe Erstarrung durch einen heißen Thränenstrom gelöst. Andreas nahm bei ihr Platz und hielt ihre Hand in der seinigen. So saßen sie lange, ohne ein Wort zu wechseln; endlich begann Andreas: „Frieda, Sie können in dieser Wohnung aber nicht mehr bleiben!"

Frieda schüttelte den Kopf; sie gab es zu, sie konnte wirklich nicht mehr bleiben.

„Haben Sie Verwandte, zu denen Sie gehen könnten?"

„Ich habe niemand!"

„Die Einrichtung dieser Wohnung werden wir der Frau Barbara lassen. Besitzen Sie etwas, woran Ihr Herz hängt, und was Sie mitnehmen wollen?"

„Wir haben, — ich habe nichts!"

Frieda ließ sich von Andreas hinunter zum Wagen geleiten; er brachte sie zu seiner Hauswirthin, deren Obhut er sie übergab.

Am nächsten Tage fand das Begräbniß Steininger's statt; als Leidtragende waren nur Frieda und Andreas erschienen. Frieda schluchzte auf, als der Sarg versenkt wurde, und sie aus der Hand eine Erdscholle nachgleiten ließ.

Als dann Andreas auf dem schmalen Kieswege neben ihr wieder der Kirchhofspforte zuschritt, sagte er: „Frieda, wenn ich in so ernster Stunde gestehe, daß ich Sie liebe, glauben Sie mir?"

Frieda nickte.

„Und wenn ich Ihnen sage, Frieda, daß Sie an mir einen treuen Menschen haben sollen, auf den Sie Sich zeitlebens verlassen können, glauben Sie mir auch das?"

Frieda antwortete nichts, aber sie schaute zu ihm auf, und in ihrem Blicke konnte er ihre Dankbarkeit und das grenzenlose Vertrauen lesen.

„Und, Frieda," fuhr er fort, „es ist keine Entweihung dieser Stunde, wenn ich jetzt frage, wollen Sie, können Sie, werden Sie mir gut sein?"

Frieda sah ihn wieder mit ihrem großen, offenen Blick an, und als ihr dann abermals die Thränen in die Augen traten, da neigte sie das Haupt, und sie neigte es tief, und sie küßte ihm die Hand, ehe er es hindern konnte.

„Frieda!"

„Ja, Herr Andreas, ich bin Ihnen gut, so gut, wie ich noch keinem Menschen war."

Ende.

Nachdruck verboten.

Junge Ehe.

Skizze von Hedwig Katz in Berlin.

II.

Die Landmaus in der Stadt.

An einem heißen Junitage zogen Mainrad und Elisabeth in ihr neues Heim ein. Dies bestand aus einer kleinen Wohnung der zweiten Etage eines hohen Miethshauses in einer Straße, die zwei lange Reihen ziemlich gleicher solcher Häuser aufzuweisen hatte. Klingt dies nun nicht sehr anmuthig, so war die Wohnung innen doch recht niedlich; Elisabeths Mutter hatte sie mit viel Liebe und Geschmack eingerichtet, während das junge Paar eine Hochzeitsreise machte. Mainrad, der bisher in den verschiedensten chambres garnies gewohnt und nur ein Bett und einen Schreibtisch sein eigen genannt hatte, ergriff auch mit Stolz und Behagen Besitz von diesem kleinen Reich. Aber Elisabeth versuchte, ihm ihre Gefühle zu verbergen, denn ihr war zu Muthe, als wäre dies kein Haus, in dem eine Familie ein ganz normales Leben führen sollte, sondern als sperrte man sie in ein paar enge Kästchen ein, die dem Namen „Zimmer" nicht entsprachen. Ihr, die immer auf dem Lande gelebt hatte, erschien eigentlich nur das eigene Haus auf der eigenen Scholle als ein wirkliches „Zu Hause". Es geschah wohl gar, daß wenn das aus Elisabeths Heimat stammende, und in der Küche ihres Elternhauses speciell für ihren Dienst ausgebildete Mädchen, mit einer Frage wegen des Abendbrods zur Thür herein guckte, daß Elisabeth, statt den Schlüsselkorb von ihrem Schreibtische zu nehmen, sich hinsetzte und den bis jetzt zurückgehaltenen Thränen freien Lauf ließ. Auf der Platte des Tisches standen die Bilder und kleinen Andenken, die sie schon als Mädchen besessen hatte, in der Mitte die Portraits der Eltern; und darüber, an der Wand, hingen drei große Photographien von Haus und Garten der alten Heimat, die als Ueberraschung für die junge Frau gemacht worden waren.

Eine Heirath ist für das Mädchen immer eine Verpflanzung, die fast nie ohne schwierige Uebergangszeit vor sich geht, und ganz besonders, wenn das kleine Pflänzchen aus dem freien, grünen Lande in die Stadt geholt worden ist. Das ist, wie wenn man ein Waldblümchen in einen Blumentopf pflanzt: da braucht es ganz besonderer Liebe und Pflege, um zu gedeihen. Elisabeth war eigentlich noch nie in ihrem Leben allein gewesen, und es war ihr zu Muthe, wie einer Verbannten, die einsam in einem Reiche leben muß, dessen Sprache sie nicht versteht. Mainrad war natürlich den größten Theil des Tages beschäftigt und Elisabeth sich selbst überlassen. Sie legte sich oft die Frage vor, warum sie zu Hause immer so viel zu thun gehabt hätte und hier so gar nichts? Es war alles so eng, so klein, so schnell abgethan. Daher schrieb sie unaufhörlich Briefe an ihre nur wenig jüngere Schwester, deren Antworten, häufig mehr von junger Leidenschaftlichkeit als von Klugheit eingegeben, Elisabeths Sehnsucht immer noch steigerten.

Es war ein dürrer und heißer Sommer, und die Sonne schien durch alle Räume der kleinen Wohnung, sodaß Elisabeth zu sagen pflegte: „Unsere Zimmer sind lauter Bratöfen". Unglücklicherweise war sie sehr empfindlich gegen die Hitze, und da sie überhaupt bleichsüchtig war, wurde sie das Opfer unendlicher Migrainen. Tag für Tag lag sie, benommen von Kopfschmerzen und Heimweh, auf dem Sopha, unfähig sich zu beschäftigen. Die Markisen waren herabgelassen und die Fenster verschlossen, um die heiße Luft aus der Straße nicht hereinzulassen, aber dennoch war es warm und dumpfig in den Stuben. Draußen rasselten die Bierwagen, daß das ganze Haus zitterte, und die Pferdebahnen klingelten unermüdlich. Vor Elisabeth's geschlossenen Augen stieg der schattige Park ihrer Heimat auf, die kühle Linden-Allee, die Fliederlaube, ganz im Grün versteckt; sie sah die hohen Zimmer im Hause, die sich doch wenigstens durch die erquickende Nachtluft immer wieder auskühlten. — Sie wären gern etwas weiter hinaus in die freieren und stilleren Straßen gezogen, aber diese Wohnung lag sehr bequem für Mainrad, und der Miethspreis paßte ihnen auch. Wenn die glühenden Mittagsstunden vorüber waren, ging es Elisabeth meist so weit besser, daß sie ihrem Mann bei Tisch ein fröhliches Gesicht zeigen konnte. Nachher gingen sie gewöhnlich spazieren. Der große städtische Park war wirklich wunderschön, und sie konnten ihn in wenigen Minuten erreichen. Mainrad pflegte sich dann mit großer Bewunderung über die herrliche Haltung der Anlagen zu äußern, und welches Glück es für die Stadt sei, einen solchen Park zu besitzen. Wenn er so sprach, dachte seine Frau bei sich: „O, Du armer Sohn der Stadt, findest einen Genuß davon, zwischen Rasenflächen spazieren zu gehen, die mit Drähten eingefriedigt sind, vorüber an Blumenbeeten, die von Schutzleuten überwacht werden, damit nichts abgepflückt wird, in Alleen, die Gaslaternen und Warnungstafeln der städtischen Parkverwaltung aufzuweisen haben!"

Geselligkeit gab es nicht in dieser heißen Sommerszeit; nur ab und zu kam irgend ein Freund von Mainrad zum Thee. In der Wirthschaft ging es nicht ganz glatt. Das mitgebrachte Landmädchen ließ sich von den anderen, erfahreneren Colleginnen, denen es begegnete, den Kopf verdrehen, fing an zu glauben, es wisse alles besser als seine Herrin, der es ungezogene Antworten gab, und machte ungemessene Ansprüche für seine etwas zweifelhaften Kochkünste. Eine Kündigung machte diesem unerquicklichen Verhältniß ein Ende, als Elisabeth gegen den Herbst seelenvergnügt zu ihren Eltern abreiste.

Zu Hause war es wonnig. Vater, Mutter und sämmtliche Geschwister verzogen sie; die frische Luft, die über Wiesen und Felder hinstrich, brachte ihr neues Leben, und als Mainrad kam, seine Frau wieder abzuholen, war sie so blühend wie als junges Mädchen. Elisabeths älterer Bruder und einige Vettern waren auch gerade da; ehe alles auseinanderging, gab es noch ein Fest mit lebenden Bildern in dem großen Gartensaale. Mainrad spielte vorzüglich Theater, und Elisabeth zeigte sich entzückt von ihm, von sich selbst, von ihrer Heimat und ihrer Familie. Nun aber kam der Abschied. Am Hochzeitstage war sie mit leidlicher Fassung abgereist; doch diesmal, wo die Erregung sie nicht aufrecht erhielt, wo sie wußte, was es heißt, das warme Nest verlassen und weit getrennt von den liebsten Menschen leben, war es ganz anders. Sie weinte schon vierundzwanzig Stunden vorher so herzbrechend, daß sie sich ganz krank machte und sich nicht im stande fühlte, etwas zu essen. Der arme Mainrad war auch nicht beneidenswerth. Sie that ihm so leid, und doch konnte er ihr nicht helfen. „Willst Du noch etwas hier bleiben und mir später nachkommen?" schlug er ihr vor; aber sie sagte ganz verzweifelt: „Ach nein, das nutzt nichts, in acht Tagen ist es ebenso. Ich muß eben durch!" So reiste sie mit ihm ab und wankte hinter ihm her, in Thränen zerfließend, wie eine Niobe. Wieder in ihrer Häuslichkeit angelangt, nahm sie sich von neuem vor, ihren Mann glücklich zu machen und sich möglichst wenig von ihrem Heimweh merken zu lassen. Es begann nun eine Aera wirthschaftlicher Nöthe, wie sie fast jeder junge Haushalt einmal durchzumachen hat. Es erschien die Köchin, die nichts konnte, dafür aber um so unverschämter war, und die hinausgeworfen werden mußte wegen ihrer Vorliebe für einen Cousin, der sich dauernd in der Küche aufhielt; dann kam diejenige, die zwar sehr gut kochte, aber so heftig war, daß sie sich mit dem jungen Diener prügelte und ebenfalls hinausgeworfen werden mußte, weil Elisabeth sich schließlich nicht mehr getraute, den Fuß in ihre eigene Küche zu setzen; endlich die Dritte, die immerfort in die Kirche ging und dennoch plötzlich wegen Unredlichkeit entfernt werden mußte. Dazwischen erschien immer als Aushülfe eine kleine Kochfrau mit einem Gesicht wie ein runder Apfel und mit vier Kindern, die dann von allem tüchtig mit aßen. Endlich, im Frühling, trat eine gewisse Ruhe ein mit einer baumlangen Person, die zwar mäßig kochte, aber sonst sich anständig und gutmüthig benahm.

Das Weihnachtsfest verlebten sie still zu Haus. Mainrad konnte nur über die Feiertage disponiren; da lohnte es nicht, die weite Reise zu Elisabeths Eltern zu unternehmen, die der Arzt für die junge Frau ohnehin vermieden zu sehen wünschte. Nicht ohne Thränen packte sie die Kiste aus, welche die Mutter ihr sandte. Sie machte sich Vorwürfe, daß sie zu Weihnachten überhaupt an irgend etwas anderes dachte, als an die heilige Geburt des Christkindes, aber es war ihr zu Muthe, als ob die Feier des Festes dieses Jahr für sie ausfiele. Das Bäumchen, das sie für Mainrad schmückte, kam ihr nur wie die Andeutung eines wirklichen Weihnachtsbaumes vor, wenn sie an die mächtige Tanne dachte, die daheim im Saale stehen würde, mit dem großen Krippen-Aufbau davor. Und die Geschenke, die sie sich beide gegenseitig auf den Tisch legten, so hübsch und liebevoll erdacht, wie sie waren, erschienen ihr auch nicht wie eine richtige Christbescherung auf langen Tafeln. Die Weihnachtsgäste ihrer Eltern kamen immer in Scharen: Arbeiter-Familien, Bedürftige, kranke und alte Frauen und viele, viele Kinder. „Es kann eben kein richtiges Weihnachtsfest gefeiert werden," sagte sich Elisabeth, „wo auf jedem Treppenabsatz zwei fest verschlossene Thüren sind, hinter denen je eine Familie für sich allein Geschenke aufbaut."

Sie war jetzt sehr angegriffen und gar nicht im stande, an größerer Geselligkeit theilzunehmen. Alles erschien ihr unüberwindlich schwer, und das bequeme Dasein in ihrem Elternhause wurde in ihrer Erinnerung zum reinen Schlaraffenleben, jetzt, wo ihr jede Thätigkeit in ihrer kleinen Wirthschaft einen großen Entschluß kostete. Ach, und der entsetzliche Küchengeruch, der die enge Wohnung durchzog! Hundertmal am Tage kam Elisabeth in die Küche mit dem Rufe: „Thür zu!" Es half nichts, der warme Duft des bevorstehenden Mittagessens zog aus den hinteren Räumen, durch Schlaf- und Eßzimmer, bis vorn in das kleine Entrée, und machte sie ganz krank, sodaß sie keinen Bissen mehr hinunterbringen konnte, wenn sie sich nachher zu Tisch setzte. Daheim, in dem großen, nur zu weitläufigen Landhause, war von solchen kleinen Miseren freilich nie etwas zu spüren gewesen.

Ihre Kränklichkeit verhinderte sie auch, Bekanntschaften zu machen; nur an eine Frau schloß sie sich freundschaftlich an, ja, sogar mit etwas Schwärmerei. Natalie gehörte zu den

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

von Natur liebenswürdigen Wesen, die alle Herzen gewinnen. Seit acht bis neun Jahren verheirathet und Mutter von fünf Kindern, die sie fast immer umgaben, hatte sie sich doch die lebendigste Theilnahme für andere Menschen und für alles Schöne und Gute erhalten. Elisabeth war gern und oft in Nataliens gemüthlicher Kinderstube. Wenn ein Brief von zu Hause oder irgend eine Unannehmlichkeit in der Wirthschaft ihr Heimweh krankhaft steigerte, pflegte sie dort Zerstreuung zu suchen. Es war schon eine Wohlthat, nur die vergnügten Gesichter der Kinder mit ihren neugierigen Augen zu sehen. Wie kleine, gute Geister wirthschafteten sie in ihren rothen Schürzchen in den Zimmern herum, immer erfreulich, wenn auch nicht immer bequem. An einem Abend kam Elisabeth ganz besonders betrübt hin. Natalie war gerade dabei, die Kleinsten zu waschen und in die Nachtröckchen zu stecken; die drei Aeltesten saßen mit ihren bunten Milchtöpfchen noch um den Tisch, unter der Hängelampe. Alle schwatzten durch einander, und der Unterschied zwischen ihrem leeren Wohnzimmer, in dem sie sich noch immer nicht eingelebt hatte, und dieser lustigen Kinderstube überwältigte Elisabeth so, daß sie zu weinen begann. Zum ersten Mal schüttete sie

Grunewald-Hafensprung.

Natalien ihr Herz aus. Diese streichelte sie nur und sagte schließlich: „Geduld, Elisabeth, Geduld! Das erste Jahr der Ehe ist fast nie das glücklichste, — für Ihren Mann auch nicht!" setzte sie in humoristischem Tone hinzu.

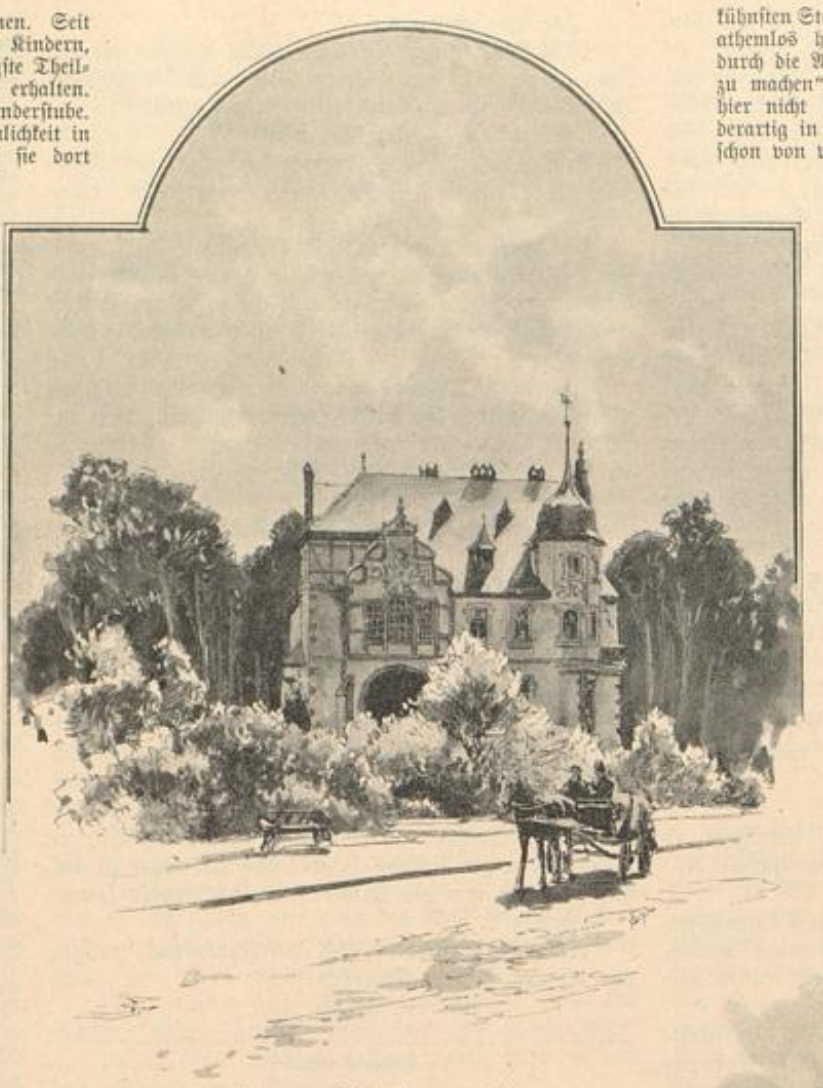
„Er soll es ja gar nicht wissen, daß ich solches Heimweh habe!" schluchzte Elisabeth.

„Glauben Sie mir, er weiß es und würde Ihnen so gern helfen, wenn er nur könnte!"

„Ich werde mich nie an die Stadt gewöhnen, — niemals! Solch eine Miethswohnung, die man jedes halbe Jahr wechseln kann, ist gar kein ‚Zu Hause'!"

„Und ich glaube, Sie werden schon im nächsten Jahre sagen, daß alles so etwas nicht mitspricht. Ich glaube," sagte Natalie nachdenklich, „wir erwarten immer zu viel, erwarten eine Heimat, die uns gerade so umgeben soll, wie das Elternhaus. Und doch ist das auch erst gewachsen und geworden und hat seinen Höhepunkt meist gerade dann erreicht, wenn wir hinausgehen. Und wieviel Jahre, wieviel Freud' und Leid, Liebe und Sorgen haben mit daran gebaut! Die fertig eingerichtete Wohnung, in die wir einziehen, ist freilich kein „Zu Hause", da haben Sie recht; das kann erst allmählich werden und sich gestalten."

Im Mai, mit dem Flieder und den Nachtigallen, kam Elisabeths Kind auf die Welt, ein winziges, zappelndes Bübchen, das seine Mutter mit wunderbaren Augen ansah, als wollte es ihr sagen: „Du und ich, wir sind uns genug. Du weißt, was ich denke, und ich weiß auch alles, was Dir durch die Seele geht." Es war eine schöne, stille Zeit für Elisabeth, die sie mit ihrer Mutter und ihrem Kinde verlebte, und die mit der Taufe ihren Abschluß fand, zu der auch der Vater angereist kam. Natürlich erhielt der Junge den alten Familiennamen Mainrad und noch mehrere sehr schöne dazu, was aber nicht verhinderte, daß er, ohne Ausnahme, nur das „Bibschen" genannt wurde. Der große Mainrad hatte gehofft, der kleine würde Elisabeths Heimweh so siegreich verdrängen, wie die Sonne die Nacht, aber dem war doch nicht so. Sie war eine fanatische Mutter, und was ihr selbst früher störend gewesend, erschien ihr für das Kind geradezu beängstigend und entsetzlich. Immer wieder machte sie Erfindungen, um das „Bibschen" vor der hereinbrechenden Sommerhitze zu schützen, und der Milchmann, der seine Kannen in den Morgenstunden in einem Wagen herumrumpelte, wurde eins ihrer schlimmsten Schreckgespenster. Wenn das „Bibschen" in seinem Wägelchen von dem Kindermädchen in den Stadtpark gefahren wurde, zitterte sie, bis sie es glücklich wieder zurück hatte, und manchmal, wenn sie gar zu nervös wurde, eilte sie ihm nach und ging in den Alleen auf und ab, bis sie es fand. Es fielen ihr dann alle Bonnen und Wärterinnen ein, denen sie zu begegnen pflegte, ihre Pfleglinge achtlos an der Hand ziehend, in ihre Conversation mit einander vertieft und die armen Kleinen gar wohl scheltend und schlagend, wenn diese sich erkühnten Stellungen mit dem Kinde einnahmen, und rannte athemlos hinterher, wenn sie mit dem kleinen Wagen durch die Alleen sausten, „um dem Bibschen einen Spaß zu machen". Auch aus den Leutenöthen kam Elisabeth hier nicht heraus. Das Kindermädchen verwöhnte sich derartig in dem großen Landhaushalte, daß ihre Herrin schon von vornherein einsah, es würde sich nie wieder in ihre bescheidenen Verhältnisse einpassen; als es aber eines Tages Arm in Arm mit dem Gärtnerburschen gefunden wurde, während der Kleine, dem glühenden Sonnenschein preisgegeben, im Wägelchen lag, da war Elisabeths Zorn grenzenlos und unversöhnlich. Nicht einmal der Milchwechsel bekam dem Jungen so gut, wie sie gehofft hatte. Alles ging noch so leidlich weiter bis zum September; da begann das „Bibschen" zu zahnen und zu kränkeln, und Elisabeths Aufregung stieg von Tag zu Tag. Sie schlief und aß nicht mehr, sie hütete nur noch das Kind und hätte am liebsten den Arzt gar nicht fortgelassen. Wirklich war der Kleine recht krank, fieberte und wurde sichtlich mager. Nun war das Schlimmste, daß Elisabeth zu dem Doctor aus dem nahen Städtchen kein Vertrauen hatte und immer den Geheimrath aus der Hauptstadt haben wollte, den der Wagen von der Bahnstation abholen mußte. Dies paßte aber dem Vater durchaus nicht, dem die täglichen Fahrten der Mutter mit der verlobten Tochter, bald in die Stadt, bald auf das Gut des Bräutigams, wo alle möglichen Veränderungen besichtigt werden sollten, schon viel zu viel wurden. Und nun sollte immer noch der Arzt geholt werden! „Ich habe gar keinen Kutscher und keine Pferde mehr!" sagte er grimmig, „die werden nur noch von meinen Töchtern



Johanna-Platz. — Villa Grunewald.

Keglerhaus in der Colonie Grunewald.

Aus der Villen-Colonie Grunewald: Dianasee. Villa Schultz und Villa Kampmann. Bismarck-Brücke am Königsee.

dreisteten, die Unterhaltung zu stören. Es lief jetzt Elisabeth kalt über den Rücken, wenn sie dergleichen sah. — Mainrad schlug ihr endlich vor, sie möchte etwas früher, als geplant war, mit dem Kind zu ihren Eltern reisen, und Elisabeth ging darauf ein. Nur wegen „Bibschen", sagte sie.

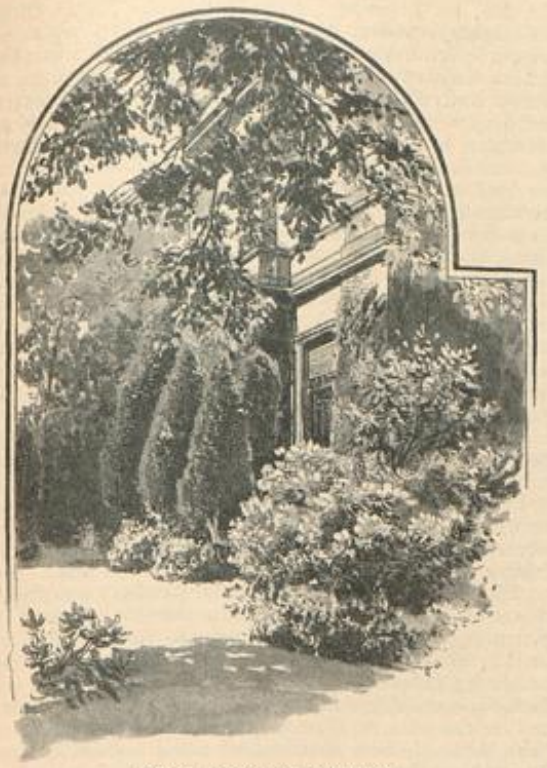
Zuerst war es auch wundervoll in der geliebten, alten Heimat. Die Schwestern konnten sich nicht satt sehen an dem Kleinen, und Elisabeth saß mit ihm unter der riesigen, alten Linde, wo sie selbst als Kind herumgespielt hatte, und war ganz selig. Aber nach und nach änderte sich ihre Stimmung doch etwas. Ihre jüngere Schwester hatte sich kurz vorher, mit einem Nachbarn verlobt, und da die Hochzeit bald stattfinden sollte, waren die Mutter und die Braut ganz in Anspruch genommen von Ausstattungs-Besorgungen und Vorbereitungen. Elisabeth fand, daß sie das „Bibschen" sehr vernachlässigten über tausend unwichtige Kleinigkeiten. Zugleich war die Gouvernante der jüngsten Töchter krankheitshalber entlassen worden, und die Mutter hatte auch noch die schwierige Pflicht, eine andere Erzieherin zu suchen. Die jungen Schwestern liefen indessen ohne specielle Aufsicht herum und hatten viel mehr Zeit für das „Bibschen" übrig, als es Elisabeth lieb war. Mit angstvollen Blicken verfolgte sie die Mädchen, wenn diese die

Villa Friedel in Schlachtensee.

Die Villen-Colonien Grunewald und Schlachtensee.

Zeichnungen von O. Günther-Naumburg. — Siehe Seite 119.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Villa Alsen am Wannsee.

in Bewegung gesetzt!“ Und von Ausdrücken wie „dumme, übertriebene Aengstlichkeit“ steigerte es sich bis zu „Narrheit und unerträgliche Wirthschaft“. Die schlimmste Nacht mit dem Kleinen traf gerade mit einem Ueberfluß von Einquartirung zusammen, wegen derer, wie man zu sagen pflegt, das ganze Haus auf dem Kopf stand. Auch Elisabeth mit dem Kind hatte umquartirt werden müssen und schob den eingetretenen Fieberanfall auf den Zimmerwechsel. Ganz früh des Morgens klopfte sie schon bei den Eltern an mit der Bitte, sofort nach dem Geheimrath zu telegraphiren. Aber sie wurde ungnädig empfangen; der Vater war sehr verstimmt, wie immer, wenn er in seiner Bequemlichkeit gestört wurde, und hielt ihr eine Rede, deren kurzer Sinn war, es fehle Elisabeth an jeder Selbstbeherrschung; ihre Mutter habe ihre Kinder vortrefflich gepflegt,

Villa Ebeling am Wannsee.

aber mit Vernunft und ohne sie zu ihren Götzen zu machen. Elisabeth, die seit ihrer Heirath noch keine solche Strafpredigt zu hören bekommen hatte, und deren Nerven nach der durchwachten Nacht sehr erregt waren, fiel schluchzend in einen Sessel, und die Mutter suchte vergeblich, sie zu beruhigen, indem sie ihr versicherte, es würde so schlimm nicht sein und der Doctor aus der Nähe sollte gleich gerufen werden. Elisabeth konnte und wollte sich nicht beruhigen und erklärte, sie sei auch ganz außer stande, an dem großer Diner mit den Officieren theilzunehmen, obwohl sie genau wußte, daß ihr Nichterscheinen auch ihrer Mutter sehr unangenehm war. — Dieser Tag hatte gewissermaßen eine Krisis gebracht, nach welcher die Gemüther wieder versöhnlicher wurden. Bewirkt hatte das des „Bibschens“ erstes Zähnchen, das sich am folgenden Tage zur allgemeinen Bewunderung sehen ließ. Das „Bibschen“ trank nun wieder seine Flasche wie ein vernünftiger Mensch und machte ein gnädiges Gesicht.

Als Mainrad vierzehn Tage später ankam, flog ihm seine Frau so entzückt um den Hals, wie kaum je vorher. Er war durch ihre vielen, langen Briefe schon etwas auf ihre Stimmung vorbereitet und sagte lächelnd: „Na, na, Du hast Dich wohl gar nach mir gebangt?“

Das Ehepaar blieb noch kurze Zeit bei den Eltern, und Elisabeth war sehr glücklich, wie immer, wenn sie ihren Mann und ihre Familie zusammen hatte, aber sie vergoß doch keine Thränenströme, als sie abreiste. Und mit großem Behagen trug sie daheim das „Bibschen“ die Treppe zu ihrer Wohnung hinauf. Mag eine Miethswohnung noch so langweilig und conventionell sein, die Kinderstube darin ist immer ein apartes Zauberreich! Diese hülflosen, kleinen Geschöpfe, die nicht einmal sagen können, was sie meinen, sind so starke Persönlichkeiten, daß sie allem, was sie umgiebt, ihren eigenen Ausdruck geben. Des „Bibschens“ Zimmer sah denn auch anders aus, als alle anderen Kinderstuben; „Bibschen“ saß darin wie ein kleiner König auf seinem Wickeltisch und guckte bewundernd den purpurnen

Garten der Villa Alsen mit Durchblick auf den Wannsee.
Villa Stolzenfels und Brücke des Seglerhauses am Wannsee.

Lampenschirm an, der das ganze Persönchen mit einem rosigen Schein übergoß. Elisabeth stand tief aufathmend vor dem Kinde, legte den Arm um ihres Mannes Schulter und sagte: „Gottlob, wieder zu Haus!

„Also bist Du doch hier zu Haus?“ fragte er neckend.

„Ja, Mainrad,“ rief sie, „es ist ja immer schön bei den Eltern, aber zu Haus sind ich und das ‚Bibschen‘ doch bei Dir, — in Deinem Herzen!“

Nachdruck verboten.

Die Aufführung der Rubinstein'schen geistlichen Oper „Christus“ in Bremen.

Von Emmy Bock in Bremen.

In Bremen, der alten Hansastadt, in der sich Arthur Fittger, der Dichter-Maler, sein phantastisch schönes Heim schuf, war es, wo Dr. Loewe aus Breslau mit einer Elite-Künstlerschar es unternahm, Rubinstein's geistliche Oper „Christus“ zur Aufführung zu bringen. Hier lebt auch Professor Johannes Bulthaupt, der Dichter des Textes, der sich, gewiß als der Berufenste, bereit erklärte, die Regie zu übernehmen, und Herren und Damen der besten Gesellschaft bildeten einen Chor und stellten sich mit Begeisterung in den Dienst einer künstlerischen Sache. Am 25. Mai dieses Jahres fand die mit Spannung erwartete erste Aufführung statt. Das Theater war würdig decorirt worden. Im Vestibül stand in einem Palmenhain die Büste Rubinstein's. Im Innern des Theaters waren alle Logen ꝛc. mit dunklem Stoff bekleidet, was einen ruhigen, der ernsten Sache würdigen Eindruck machte. Der ausgezeichnete Hofopern-Kapellmeister Dr. Muck aus Berlin war als Dirigent gewonnen. Kapellmeister Ruthard und Herr Martin Hobbing, beide aus Bremen, hatten die musikalische Vorbereitung übernommen. Die Decorationen sind aus dem Atelier des Malers Georg Handrich vom Breslauer Stadttheater hervorgegangen; als künstlerischer Beirath bei den Kostümen ꝛc. wirkte der Maler Gottfried Hofer aus Hamburg; die Kostüme wurden in Bremer Ateliers angefertigt, und der Ueberwachung und Anordnung bei deren Herstellung lag ein Comité von Bremer Damen mit unermüdlicher Ausdauer ob.

Der Prolog der Oper beginnt mit der Verkündigung des Heilands. Man sieht die Hirten auf dem Felde, im Hintergrunde die letzten Häuser von Bethlehem. Ueber einer erhöht gelegenen Hütte leuchtet der hellglänzende Stern. Plötzlich theilen sich die Wolken, eine Gruppe von Engeln erscheint, und eine himmlische Stimme verkündet die Geburt des Heilandes. Die drei Könige aus dem Morgenlande, herbeigeführt von dem leuchtenden Stern, treten auf; unter feierlichen Accorden öffnet sich die Thür der Hütte, man sieht die Krippe mit dem Kinde, Maria und Joseph, und während alles anbetend in die Knie sinkt, ertönt aus der Höhe, von Engeln gesungen, das „Halleluja“. Hiermit schließt der Prolog. Der erste Vorgang zeigt nun, wie Jesus

In Villa Otzen am Wannsee.

der Versuchung des Satans in der Wüste widersteht. Im Mittelpunkte des zweiten Vorganges befindet sich die Vollziehung der heiligen Taufe durch Johannes. Beim Aufziehen des Vorhangs läßt die Scene eine lachende Ebene sehen, vom Jordan durchströmt. Johannes der Täufer steht im Hintergrunde, umringt vom Volk, darunter Johannes, Jakobus und Simon Petrus. Christus erscheint auf der Höhe eines Felsens, von einer Glorie umstrahlt, und empfängt von Johannes

Villa Siemens am Stolper Loch in Wannsee.
Villen-Colonie Wannsee. Zeichnungen von O. Günther-Naumburg. Siehe Seite 119.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die Taufe. Der dritte Vorgang, der die Bergpredigt bringt, ist in Dichtung und Musik der dramatische Glanzpunkt des Ganzen. Man sieht Jesus, umgeben von seinen Jüngern, auf der Höhe predigend. Das Volk hat sich andächtig um ihn gelagert und lauscht den Worten: „Selig sind, die reinen Herzens sind, denn sie werden Gott schauen". Die erhabene Ruhe dieser Scene wirkt wunderbar. Nun folgt das Verlangen des Volkes nach Brod; es geschieht das Wunder der Speisung. Das Volk bricht in begeisterte Lobpreisung des Herrn aus; Maria Magdalena tritt auf und sinkt in tiefster Ergriffenheit zu den Füßen Jesu nieder, der ihr alle Schuld vergiebt. Aus der Ferne hört man die klagende Stimme der Mutter um ihren todten Sohn, den der Herr zum Leben erweckt, und unter Lob und Preisgesang der Mutter, die das ganze Volk zu einem „Hosiannah" hinreißt, schließt die Scene. Im vierten Vorgang geschieht die Tempelreinigung und der Verrath des Judas an die Hohenpriester. Zu Beginn des fünften Vorganges sehen wir die sorgende Mutter Maria allen Segen für den Sohn herabflehen. Jesus kommt mit den zwölf Jüngern; Magdalena salbt dem Herrn die Füße, und die heilige Abendmahlshandlung findet statt, bei deren Schluß Christus den Judas als Verräther bezeichnet. Die Scene verwandelt sich nun; wir sehen Jesus im Gebet im Garten zu Gethsemane. Das ist wieder ein poetischer Höhepunkt. Der Hauptmann mit den Häschern, geführt von Judas, nimmt Christus gefangen. Zum Schlusse stürzt Judas reuevoll in den Tempel zu den Hohenpriestern. Im sechsten Vorgange steht Christus vor Pilatus. Wir sehen einen Platz in Jerusalem mit dem Palaste des Pilatus; weinende Frauen, Christi Anhängerinnen treten auf. Das Volk der Juden, an der Spitze die Hohenpriester und Pharisäer, eilt auf den Platz. In seiner Mitte führt es den gefesselten Christus, der sich vor Pilatus verantworten soll. Dieser findet den Herrn frei von Schuld, versucht ihn zu retten und Barrabas zu opfern; das tobende Volk jedoch will Jesus. Die Frau des Pilatus trachtet den Gatten für Christus zu gewinnen, Pilatus aber kann dem Drängen des Volkes nicht widerstehen. Man holt das Kreuz herbei; das wüthende Volk tobt. Dazwischen tönen die klagenden Stimmen der Frauen. Christus nimmt das Kreuz auf sich, und der Zug nach Golgatha beginnt. Der nun folgende, siebente Vorgang wurde ausgelassen; es begann sofort der Epilog, in welchem, um das Kreuz versammelt, die Apostel Paulus, Johannes und Petrus mit allem Volke den Herrn preisen, seine Auferstehung verkünden und das Heil, das sein Tod der Welt gebracht hat.

Zu diesem heiligen Stoff hat Rubinstein eine Musik von theilweise großer Schönheit geschrieben. Die Verkündigung des Heilandes im Prolog, die Seligpreisungen, dann, wie schon früher bemerkt, der ganze dritte Vorgang, sind bis ins Innerste ergreifend. Von dramatischer Gewalt ist die Musik zu der Scene des Judas, ebenso zu der vor dem Hause des Pilatus. Einzelne Längen finden sich in den Vorspielen zu den Vorgängen und in dem Epilog, doch könnte hier eine geschickte Hand leicht Kürzungen anbringen. Ueber die Aufführung läßt sich nur Gutes berichten. Dr. Muck bewährte sich auch hier als vorzüglicher Musiker und Dirigent. Bulthaupt hat seine Aufgabe als Regisseur bewunderungswürdig gelöst. Allen Darstellern voran ist Herr von Zur-Mühlen als Christus zu nennen, der durch seinen Gesang und die Schlichtheit der Darstellung die Herzen mit heiliger Weihe erfüllte. Hervorragend waren auch die Leistungen der Damen Mulder als Magdalena, Holmy als Engel der Verkündigung, Sedlmayr als Mutter und des Herrn Hromada als Judas. Das Orchester hielt sich brav, und der Chor sang und agirte mit eifriger Hingabe. Das Publicum war am ersten Abend sichtlich tief bewegt, und der weitere Erfolg der Aufführungen hat diesen ersten Eindruck nicht nur bestätigt, sondern weit übertroffen. Allabendlich ist vor ausverkauftem Hause gespielt worden, sodaß die Zahl der Aufführungen vermehrt werden mußte. In einzelnen Partien ist ein Wechsel eingetreten. Dr. Briesemeister hatte die schwierige Aufgabe, nach Herrn von Zur-Mühlen den Christus zu singen und hat diese im ganzen gut gelöst. Herr Johannes Elmblad als Satan, Herr Fanta als Judas, Fräulein Lavalle als Weib des Pilatus und Fräulein von Jung als Mutter Maria boten vorzügliche Leistungen. Die Chöre sind von Abend zu Abend besser geworden; sie haben in ihrem Auftreten die Schüchternheit der Dilettanten mehr und mehr abgelegt, und Scenen wie die Bergpredigt, wo sie den Meister um Brod bestürmen, oder der Sturm auf Pilatus' Haus können kaum lebendiger und hinreißender dargestellt werden. Bremen wird mit Stolz auf diese Christus-Aufführungs-Tage zurückblicken können, die jedem Besucher gewiß unvergeßlich bleiben werden. Die Aufopferung und Hingabe der mitwirkenden Damen und Herren ist durch die allgemeine Anerkennung gewürdigt worden. Der Sohn Anton Rubinstein's wohnte der ersten Vorstellung bei; Freunde, Verehrer und viele Musiker waren von nah und fern gekommen. Ein wahrhaft tragisches Geschick aber ist es, daß der Meister des Werkes dahinging, ehe er seinen Lieblingswunsch, diese erste Aufführung einer seiner geistlichen Opern selbst zu dirigiren, zur künstlerischen That gestalten konnte.

Nachdruck verboten.

Der Kaiser Wilhelm-Kanal.

Von Johannes Wilda in Berlin.

Von dem deutschen Festlande aus erstreckt sich die cimbrische Halbinsel durch vier Breitegrade nordwärts; sie scheidet Ostsee und Nordsee, die in den Meeresstraßen Kattegat und Skager-Rak wieder in einander übergehen. Und über die schmale Halbinsel fort braust der Ocean der Lüfte von West nach Ost, von Ost nach West und macht das grünende Land darunter zu einem der windbewegtesten Striche deutschen Gebietes. Doch nicht deutschen Gebiets allein. Der größte und ausladendste Nordtheil gehört seit altersgrauer Zeit zum dänischen Königreich, und sogar die Südhälfte, die preußische Provinz Schleswig-Holstein, bildete bis in die sechsziger Jahre hinein einen politisch mit Dänemark verknüpften, wenn auch deutschredenden und überwiegend deutschgesinnten Distrikt, der von der Kopenhagener Regierung als ein wahres Kronjuwel betrachtet wurde. Man vermißt es am Sunde noch heutigen Tages mit um so größerer Trauer, da man es durch eigene Schuld eingebüßt hat.

Wann das vorgeschichtliche Land, — von dessen felsiger Art noch einzelne Zeugen unter dem Diluvium oder als Riffe aus der See zu Tage treten, — vom Eise bedeckt wurde, wann es in die Tiefe sank, und wann es sich dann wieder in heutiger, zum Theil von zerrissenen Inselgruppen umgebener, von tiefen Fjorden eingeschnittener Halbinsel-Bildung hob, darüber hat der Bau des Kanals, von dem hier die Rede sein soll, die interessantesten Aufschlüsse gegeben und somit auch der Wissenschaft nicht unerheblich genützt.

Längst schon war die Wichtigkeit einer Binnenland-Verbindung zwischen Ostsee und Nordsee erkannt worden; allein die Kraft, den Willen zur That werden zu lassen, reichte nicht; doch schuf im vorigen Jahrhundert die dänische Regierung den von Kiel nach Tönning an der Nordsee führenden „Eider-Kanal" für Küstenfahrzeuge, der das Bett des die Herzogthümer Schleswig und Holstein scheidenden Flüßchens Eider benützt. Dieser Wasserweg verhielt sich zum heutigen Kaiser Wilhelm-Kanal, wie das damals abgeschlossene transalbingische Ländchen zum jetzigen Deutschland.

Als das neue deutsche Reich gegründet war, öffnete sich auch der Blick für dessen bedeutende wirthschaftliche Aufgaben. Beamte und Private richteten ihr Augenmerk wiederum auf eine großartige Nord-Ostsee-Wasserstraße; galt es doch, einen internationalen Transit-Güterverkehr zu eröffnen, der die zeitraubende und gefährliche Umschiffung von Jütlands Nordspitze, dem Kap Skagen, vermied. Im Sande der „Jammerbucht" an der jütischen Nordwestküste und an anderen schlimmen Punkten liegen unzählige Wracks begraben, und die Opfer an Menschenleben und an Gütern mehrten sich mit der wachsenden Schiffahrt.

Allein die Regierungen verschlossen sich den Projecten noch. Das junge deutsche Reich ist aus naheliegenden triftigen Gründen ein geharnischtes Reich. Sollen große Hebel angesetzt werden, so steht die Wehrfrage irgendwie damit in Verbindung, und die Männer vom Schwerte geben den Ausschlag. Und die Männer vom Schwerte standen der Kanalfrage noch skeptisch gegenüber, obwohl sie sich nicht verhehlten, daß Dänemark und seine Verbündeten, im Kriegsfalle mit Deutschland, die, die Nord-Ostsee-Verbindung unterhaltenden Wasserstraßen, namentlich Sund und Großen Belt, absperren, Invasionen leichter organisiren und die deutsche Marine in ihrer unglücklichen Spaltung auf zwei Meeren festhalten konnten. Namentlich war es kein geringerer, als Moltke selbst, der hier zurückhaltend wirkte. Er glaubte, daß die erforderlichen Millionen die Wehrkraft besser auf anderem Wege, als durch den Kanalbau, zu heben vermöchten. Man kann sagen, daß die Erfahrungen des großen Landkrieges von 1870/71 dies Bedenken zu rechtfertigen schienen, während andererseits der Blick für die moderne maritime Entwicklung der Küstenstaaten bei Binnenland-Menschen noch nicht genügend geschärft war. Dazu gab es auch sehr ernst zu nehmende wirthschaftliche Zweifler, die erklärten, daß die Ansegelung der Nordsee-Kanalmündung der Handelsschifffahrt nicht viel weniger Mühseligkeiten bereiten werde, als die Skagen-Umschiffung, und daß die Höhe des Kanal-Passage-Zolls den Gewinn an Zeit für den Geldbeutel gleichgültig mache.

Zwei Männer, deren Gedächtniß bei der Kanalfeier zurücktrat, brachten dann den Stein ins Rollen: der jetzige Hamburger Kaufmann Dahlström, ein auf technischem Gebiete selbstgemachter Mann, und Fürst Bismarck. Später bekehrte auch Moltke sich. Dahlström's Vorgehen hatte ungefähr die Wirkung, wie das des Herrn Lüderitz in West-Afrika oder des Dr. Peters in Ost-Afrika. Ohne solche Fermente entsteht eben auch keine Gährung. Unter den verschiedenen Projecten, die bereits existirten, griff Dahlström dasjenige auf, das den Weg von Brunsbüttel, einem bis dahin wenig bekannten Elb-Oertchen mehrere Meilen unterhalb Hamburgs, in die Kieler Föhrde bahnen wollte. Er unternahm privatim die Vorarbeiten, deren Resultat später als gutes Material von der preußischen Regierung käuflich erworben wurde, und seine Agitation trug das Verständniß für das bedeutsame Werk in weitere Kreise. Selbstverständlich wäre es ohne Bismarck's, des mächtigen Reichskanzlers Fürsprache überhaupt nicht, wenigstens damals noch nicht in Angriff genommen worden, und man darf wohl annehmen, daß auch Kaiser Wilhelm I. erst infolge der Stellungnahme seines ersten Rathgebers die officielle Förderung gewährte. Das Reich, unter stärkster finanzieller Betheiligung Preußens, nahm den Bau dann thatkräftig in die Hand.

In Holtenau, an der Ausmündung des Kanals in den Kieler Hafen, fand am 3. Juni 1887 die feierliche Grundsteinlegung statt. Mit flatterndem Mantel und wehendem weißen Haar bot damals der neunzigjährige Kaiser dem rauhen Winde Trotz. Heute ist das große Werk, das der Enkel dem Großvater zu Ehren benannt hat, vollendet; trotz ungeheurer technischer Schwierigkeiten trefflich durchgeführt von allen Betheiligten, an deren Spitze der jetzt zur Excellenz beförderte Wirkliche Geheime Oberbaurath Baensch stand. Zunächst galt es, den Niveau-Unterschied zwischen Ostsee und Nordsee und den durch Ebbe und Fluth wechselnden Wasserstand der Elbe zu berücksichtigen. Schleusen-Anlagen an den Ausgängen, von deren riesigen Maßen bei ihrer Bedeckung durch den Seespiegel für den Laien kaum etwas zu bemerken ist, reguliren dies. Ein scheinbar unbedeutender Wasserfaden zieht sich dann fast hundert Kilometer lang von Küste zu Küste durch das Land; aber diese in etwa zehn Stunden zu durchfahrende Bahn ist breit und tief genug, um einen Panzer-Coloß der neuesten Zeit und einen der größten Schnelldampfer der Ocean-Linien an einander vorbei passiren zu lassen. In ungefähr nordöstlicher Richtung führt die Schiffsstraße zu den Eiderseen bei der Stadt Rendsburg und dann, theilweise das Bett des alten Kanals benutzend, ostwärts in den äußeren Kieler Hafen. Die gewaltigsten Hindernisse bereiteten dem Bau die schwimmenden Moore, die auf der Strecke Brunsbüttel-Rendsburg zu queren waren. Hier fanden die bekannten unangenehmen Rutschungen der Seitenwände statt, die hoffentlich endgültig überwunden sind. In geradezu raffinirter Weise mußte hier erst ein Kanalbett, in welchem das Wasser eingeschlossen dahinfließen konnte, ins unergründliche, weichquellende Moor versenkt werden. Unsummen an Arbeitskraft und Genialität wurden aufgewendet; beim Suez-Kanal gab es nichts Aehnliches zu überwinden. — Verschiedene Bahnlinien und Chausséen setzen über den Kanal; an zwei Punkten auf Hochbrücken, die zu den stolzesten Brückenbauten der Welt gehören. Man sieht es ihnen kaum an, wie grandios sie sind, wie überhaupt das Nüchterne, Kahle, Geradlinige, Unpoetische der Kanal-Eindrücke überwiegt, zumal jetzt, wo noch die verschönende Patina des Alters fehlt. Das Holstenland wird eben vielfach in seinen landschaftlich reizlosen Theilen durchschnitten, wenn auch manche Strecken, wo Höhenzüge, grüne Wiesen und frischer Buchenwald belebend wirken, den neugierigen Beschauer wieder versöhnen. Der kleine alte Kanal besaß viel, viel malerischere Stellen, so namentlich auf der einst berühmten Umgebung von Knoop hinter Holtenau. Die bemoosten Steine, das wiegende Schilf, die überhängenden schattigen Waldkronen sind verschwunden, die sterilen Böschungen ziehen sich einförmig dahin; statt der üppigen Grasnarbe zeigt sich öder Sand. Nun, mit der Zeit wird sich das wieder verschönern, und der Verkehr wird um so interessanter werden. Die kleinen Kartoffel-Yachten, Torf-Ewer, allenfalls auch Schooner, die bisher hindurchgeschleust wurden, waren zwar ganz behaglich anzuschauen, allein von jetzt ab wird der Weltverkehr hindurchfluthen, Tag und Nacht, denn die elektrische Beleuchtung, deren Anlage ebenfalls ein ganz hervorragendes Werk erfindungsreichster, neuester Technik ist, gewährleistet ununterbrochenen Betrieb. Und diejenigen, die dem Kanal als Friedenswerk, als neuer Wasserheerstraße eine bedeutende Zukunft prophezeiten, scheinen glücklicherweise Recht zu behalten. Die Anfragen der interessirten Rheder in England, Skandinavien, Holland u. s. w. wegen Benutzung des neuen Weges haben alle Erwartungen überstiegen. Leider mußte man sich, der verfrühten Eröffnung halber, diesen Anfragen gegenüber zunächst ablehnend verhalten; erst am Ende des Sommers werden die noch nöthigen Aufräumungsarbeiten soweit beendet sein, daß dem allgemeinen Verkehr von Schiffen jeden Tiefganges nichts mehr im Wege steht.

Die Eröffnungs-Feierlichkeiten in Hamburg und Kiel, in Gegenwart der meisten deutschen regierenden Häupter, der Vertretungen der Bundesregierungen, des Reichstages u. s. w., am 19., 20., 21. und 22. Juni fanden in einem Stil statt, welcher der Bedeutung des großen Werkes für das In- und Ausland durchaus entsprach. Ein Volksfest aber war es nicht, trotz der ungeheuren Menschenmassen, die aus dem ganzen Reich, unter Zustrom aus England und Skandinavien, durch Schaulust in Bewegung gesetzt wurden, sondern es ging so officiell her, wie es von unserem vorschriftsmäßig geschulten Geiste nun einmal untrennbar ist. Alles erwies sich tüchtig, doch die poetischen Lichter setzte nur der Zufall auf.

Die Hamburger, deren Respects-Damen sich in unnütze Toiletten-Kosten gestürzt hatten, da ihre Festtheilnahme wegen Absage der erkrankten Kaiserin unterbleiben mußte, hatten nicht gekauft. Die Schöpfung einer „Alster-Insel" zum Genuß für eine flüchtige, leider durch Witterungs-Ungunst beeinträchtigte Stunde konnte man fast ein „Zuviel" nennen. Prachtvoll wirkte das herrlich beleuchtete Elb-Ufer von Hamburg bis Blankenese, als der weiße, dämmerhaft schimmernde „Kaiseradler", mit langsam, langsam drehenden Schaufelrädern, Kaiser und Könige nach der Kanalmündung bei Brunsbüttel hinabtrug. Der Kaiser schiffte sich hier an Bord seiner großen Schrauben-Yacht „Hohenzollern" ein. Als die Hohenzollern bei Morgengrauen, während der Kaiser einsam auf der erhöhten Commando-Brücke stand, in den Kanal einlief, symbolisch ein von Ufer zu Ufer gespanntes Tau durchschneidend, empfingen viele Zuschauer einen tiefen Eindruck; lauter aber machte sich dieser Lust, als das majestätische Schiff nach glücklicher Durchfahrt im reich geschmückten Holtenau sichtbar wurde. Man athmete erleichtert auf und rief brausend Hurrah, während Hunderte von aufstiebenden Briefauben, mit dem elektrischen Strom wetteifernd, die frohe Kunde in die Welt hinaustrugen. Alles war glatt gegangen, das Verfrühen der Eröffnung hatte sich nicht in beschämender Weise durch Sitzenbleiben des wichtigsten Schiffes gerächt. — Der Anblick der versammelten Flotten, die nebst gigantischen Schnelldampfern deutscher Ocean-Linien und mehreren hundert kleineren Dampfern und Segel-Yachten den ganzen Kieler Hafen ungefähr in der Länge einer deutschen Meile füllten, gewährte ein mächtiges Bild. Das seefahrende Europa — mit Ausnahme Griechenlands — und die amerikanische Union waren vertreten, meist glänzend vertreten durch die neuesten Panzer-Typs. Die von der deutschen Marine-Leitung geschaffene meisterhafte Organisation hatte diese anspruchsvolle Versammlung weise geordnet und dann für deren Bedürfnisse trefflich gesorgt. Wohl manchem der Dänen, die auf kleinen, düsterschwarzen Panzern gekommen waren, mag der patriotische Mißmuth beim Anblick des Prachthafens überkommen haben. Ja freilich, als im vernachlässigten Fort Friedrichsort noch eine handvoll dänischer Soldaten, am Ausgange des unbelebten Hafens nutzlos Posten stand, hatte man sich solche Wandlung nicht träumen lassen! Eine Idylle, für die Schleswig-Holsteiner mit unleugbar angenehmen, aber auch mit sehr unangenehmen Erinnerungen verbunden, von der die rothen, ehemaligen dänischen Zollhäuser unter den schattigen Linden des Holtenauer Ufers noch heute Zeugniß ablegen, ist für immer dahingegangen! Ehre und Gewinn ist mit Gefahr verbunden. Das meerumschlungene Land kann es sich nicht verhehlen, daß es jetzt erst recht im Zukunftskriege der Schauplatz blutigen Ringens, das alle Friedenssegnungen unbarmherzig niederstampft, werden dürfte. — Am Holtenauer Ufer stand in den Festtagen eine Riesen-Attrappe, ein scheinbares, stolzgetakeltes Linienschiff älterer, phantasiereicher Bauart, von den Dimensionen der Arche Noah. In dem gewaltigen Saal, der die Riesensäulen der Masten umschloß, wurden von der purpurbedeckten Campanje hinab zu einer glänzenden internationalen Vertretung Worte geredet, die durch die Art, wie sie gesprochen wurden, spontane Bewunderung und Zustimmung erweckten. Aus kaiserlichem Munde wurde vor den Nationen die Bedeutung des Kanals als Werk einer Friedensmacht festgelegt. Die Worte waren gut gewählt und sind heute schon zutreffend, insofern, als das geschärfte Schwert in der Hand des Stärkeren den losen Stahl in die Scheide des nach Rache lüsternen Schwächeren zurück zwingt. Die Franzosen, deren Schiffe übrigens zu den interessantesten im Hafen gehörten, werden sich dabei das Ihrige gedacht haben. Sie sind als schwierige Gäste officiell unantastbar correct, vom Publicum zum Theil sogar mit übermäßiger Liebenswürdigkeit behandelt worden, während sie selbst als Opfer ihrer heimischen öffentlichen Meinung sich weniger geschickt benahmen. Es sah nicht besonders muthig und daher nichts weniger als imposant aus, als sie sozusagen „im Schlepp" der Russen in den deutschen Hafen sich hineinwagten, und die späteren Anzeichen eines vermeintlich stolz geäußerten Grolls kam denen, die davon betroffen werden sollten, wie eine kindliche Komödie vor. Und doch ist der Groll echt! Mit dem Tage ihres Machtbewußtseins ist der Frankfurter Friede ausgelöscht, und wenn es noch Jahrhunderte dauern sollte! Die gekränkte Eitelkeit dieses Volkes vergißt nichts. Wir haben daraus die Consequenzen zu ziehen, und zu diesen Consequenzen gehört der Kaiser Wilhelm-Kanal

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Die Kieler Tage sind sonst tadellos verlaufen. Legten die Franzosen einen Polenzug in ihre Miene, klemmten die Russen auch ein wenig abstoßend das Monocle ein, so benahmen sich die anderen Nationen desto angenehmer. Auch den Dänen, die, von ihrem Standpunkt aus ganz berechtigt, sich hinterher beeilten, ihren Kopenhagener Freihafen in die europäische Publicistik gewissermaßen als Gegengift gegen Kanal-Einflüsse zu lanciren, scheint nichts vorzuwerfen zu sein. Besonders liebenswürdig zeigten sich Engländer, Italiener und Amerikaner. Eine brüderliche Intimität mit den in stattlicher Vertretung erschienenen Oesterreichern wird in Deutschland schon als selbstverständlich betrachtet. Dem Publicum ward die fremde Freundlichkeit durch ein herrliches Feuerwerk der Schiffe am Abend des 21. Juni sichtbar. Orkanartig rauschten die einheitlich abgefeuerten Raketen von den mit elektrischen Feuerlinien umrissenen Schiffen in den Nachthimmel und redeten so eine Sprache der Theilnahme, die von dem Händeklatschen der nach Kiel geeilten und rings an den Hafensäumen versammelten Völkerschwärme begeistert erwidert wurde.

Noch zwei Punkte bedürfen der Erwähnung. Die deutsche Flotte, die in einem eintönig nebelhaften Anstrich, der das Praktische dem Aesthetischen vorzieht, in ihrem Gesammtbilde einen schweren Stand hatte wider die strahlenden, theils colossaleren, gleichzeitig vortrefflichen Rüstzeuge der großen Seemächte, hat sich vorzüglich aus der Affaire gezogen. Sie imponirte allgemein, und der günstige Eindruck steigerte sich durch ihre im Seemanöver ausgeführten Evolutionen bei den fremden Fach-Kritikern bis zur ungeheucheltsten Bewunderung. Bei Lücken im Material eine wundervolle Schulung des Personals, so lautete das entscheidende Urtheil.

Dann sei noch der prunkvollen Schlußsteinlegung gedacht. Die deutschen Fürsten haben hier, wie auch sonst wohl in jenen Tagen, Manches unterdrücken müssen, was ihnen innerhalb der souveränen heimischen vier Pfähle zusteht. Diese hoch anzuschlagende Selbstüberwindung legt Zeugniß ab von der zwingenden Macht, die das National-Bewußtsein seit 1870 gewonnen hat. Volk und Ausland konnten glauben, statt Verbündete nur Vasallen versammelt zu sehen, wenn auch noch so geehrte. Erst als nach langer Pause Kaiser und Kaiserin erschienen, ging die Sonne des Tages auf; da erst verneigte sich die Welt, und schmetternde Töne verkündeten das Ereigniß. Kaiser Wilhelm II. hat es überall verstanden zu repräsentiren; den fremden Offizier-Corps gegenüber zeigte sich kein Conglomerat von Federhüten, sondern ein einziges stahlbewehrtes, hochgetragenes Haupt, und jene werden etwaige Gedanken über das vielgestaltete, lose Reich mit einer nicht unerheblichen Correctur wieder heimgetragen haben.

Nun ist die freundliche Feststadt von den Hunderttausenden längst verlassen worden; in der grünumkränzten Föhrde herrscht wieder unbestritten die weiße, schwarz-roth gekreuzte Adler-Flagge. Wo das Moor zitterte, wo das Schilf des Binnensees flüsterte, wo der Pflug die Erdscholle zur Fruchtaufnahme bereitete, zieht sich die gerade blanke Wasserstraße des Kanals hin, dienstbar den gewaltigsten Panzer-Colossen, mehr und mehr von mitten durch das Land fahrenden Seeschiffen belebt, und Deutschland ist durch den eindrucksvollen Eröffnungsakt noch stärker als Seemacht in das Bewußtsein der Mächte gebracht worden. Der ehrliche Wille, daß die kaiserlichen Friedensworte sich erfüllen, ist vorhanden; möge aber auch dem deutschen Volke die Einsicht und die Opferwilligkeit, woraus das Können entspringt, niemals rosten!

Nachdruck verboten.

Nur ein kurzes Geschichtchen.

Von Arthur Hughes.

Aus dem Englischen übertragen von Jeanne Friedländer in Charlottenburg.

Alles war genau so, wie es sich immer in diesen reizenden Novellen ereignet, die ich am liebsten lese: Ich kam im letzten Augenblick an die Bahn; der Zug setzte sich bereits in Bewegung; der Gepäckträger schob mich in das Coupé, schleuderte meinen Handkoffer hinterdrein, warf die Thür zu, und fort ging's! Und die Dame? Die saß mir gegenüber in der Ecke und zog ihre Füße ängstlich unter den Sitz, um nicht mit meinem Koffer in Collision zu kommen. Sie war bildhübsch. „Die fährt zu Blairs; darauf gehe ich jede Wette ein!" sagte ich zu mir. Denn es mußte so sein, so ist es doch immer: ich fuhr nämlich zu Blairs.

Unglücklicherweise schien sie keine Lust zur Unterhaltung zu verspüren; sie saß ganz bequem in der Ecke. Es war Sommer und kein Fußsack zur Stelle, der die Bekanntschaft hätte einleiten können. Das holde Wesen hatte dummer Weise eine Zeitung in der Hand, in die es ganz vertieft war. Na, etwas würde sie doch vielleicht bald ablenken!

Und wirklich! Die Dame ließ die Zeitung sinken und blickte bestürzt auf ihren linken Handschuh. Vorsichtig lugte ich über meine „Sport-Zeitung" hinweg. Ihre Augen drückten Zweifel und Unruhe aus. Da bemerkte ich die Ursache: Ein Knopf am linken Handschuh war aufgesprungen. Nun, ich bin nicht voreilig; ich wartete ruhig meine Zeit ab. Unsere voraussichtliche Novelle war noch kaum bei den Anfangsseiten angelangt. — Sie versuchte den Handschuh zuzuknöpfen; da er aber nicht allzu reichlich war, mißlang es ihr. Unwillig zog sie die Stirn in Falten. Ich liebe die zierlichen, graziösen Frauen, und eine, deren Gemütsruhe durch einen hartnäckigen Handschuhknopf gestört wird, ist gerade die Richtige für mich. Im nächsten Augenblicke würde sie mich ersuchen, ihren Handschuh zu schließen!

Nein, sie that es nicht! Ein Lächeln als Ausdruck plötzlicher Erleuchtung, huschte über ihre Züge. Jetzt war sie mit sich einig: mit der behandschuhten Rechten konnte sie den Handschuh nicht zuknöpfen, natürlich nicht! Sie lächelte wieder, — wohl über ihre eigene Thorheit, — knöpfte gemächlich den rechten Handschuh auf und streifte ihn ab; dann wandte sie seelenvergnügt dem linken Handschuh ihre Aufmerksamkeit zu. Ich hätte das reizende Mädel küssen mögen! Doch ich bezwang mich; ließ aber, ungeachtet meines großen Interesses für den Sport, die Zeitung sinken und betrachtete unverwandt mein liebliches Gegenüber. Ihre Hand war das Entzückendste, was ich je gesehen: klein, rundlich, schneeweiß, mit rosigen Nägeln. Ich schwärme für eine hübsche Hand.

Mit schnellem und vollständigem Erfolge knöpfte sie ihren linken Handschuh zu, wobei sie fortwährend allerliebst lächelte; ja sie hob sogar die Hand empor und betrachtete ihr Werk mit großer Befriedigung. Ich schmunzelte: wußte ich doch, was jetzt kommen mußte! Ich gab keinen Laut von mir; um alles in der Welt hätte ich sie nicht gestört!

Ihre weißen Zähne glänzten zwischen den halbgeöffneten Lippen hindurch, als sie den rechten Handschuh wieder anzog. Sie behandelte ihn mit Zärtlichkeit, schob und zwängte jeden Finger mit größter Genauigkeit in seine Hülle; dann gab sie dem oberen Theil des Handschuhes noch einen letzten, sanften Stups, und nun ging's an das Zuknöpfen! Sie versuchte den ersten Knopf; ein eigenartiger Ausdruck ging plötzlich über ihr Gesichtchen. Sie schüttelte den Kopf und betrachtete erst den rechten, dann den linken Handschuh mit großem Ernste. Wiederum schüttelte sie den Kopf: ihre rechte Hand bewegte sich auf ihre linke zu. Wollte sie den linken Handschuh wieder aufknöpfen? — Wahrhaftig, sie machte zwei Knöpfe auf!

Da kam ihr das Hoffnungslose ihres Beginnens zum Bewußtsein, und im Augenblick lachte sie über das ganze Gesicht, während ich in ein lange verhaltenes Gelächter ausbrach. Sie blickte auf, — zuerst verletzt, dann aber ging sie auf den Spaß ein und lachte, — lachte ein entzückend unbefangenes Kinderlachen!

„Ich hätte es Ihnen sagen sollen, daß es so nicht geht," begann ich, „aber, ich hoffte wirklich, Sie würden sie alle nochmals aufknöpfen!"

„Aber was soll ich nur thun?" fragte sie.

„Wozu bin ich denn da?" erwiderte ich.

„Ja, wenn Sie so gut sein wollen!"

Ich stand auf und setzte mich neben sie.

„Es giebt," bemerkte ich, den obersten linken Handschuhknopf dankbar anblickend, „keinen noch so guten Mann, der nicht eine Frau finden kann, die noch zu gut für ihn sei —,"

Fragend erhob sie die Augen zu mir.

„Und keine Hand, sei sie noch so klein, die nicht einen Handschuh finden kann, der selbst ihr zu klein ist!"

„Das ist nicht wahr," rief sie, „sehen Sie, ich kann alle Finger bewegen!"

„Das bestreite ich!" sagte ich.

„Aber sehen Sie doch her!"

„Ich sehe ja! Aber das Bewegen kann ich nicht wahrnehmen; fühlen könnte ich es vielleicht!"

„Würden Sie mir jetzt den anderen schließen?" fragte sie.

„'S ist besser, als gar nichts;" sagte ich und begann den Handschuh zuzuknöpfen.

Es war zu lächerlich," bemerkte sie, „daß ich nichts gesehen habe, so oft ich den einen Handschuh wieder aufmachte, um den anderen zu schließen; ich hätte doch —"

„Das gerade gefiel mir so gut an Ihnen!" unterbrach ich sie.

„Ich weiß gar nicht, wo meine Gedanken waren!"

„Bei mir vielleicht!" erwiderte ich muthig. Aber es wäre auch so wie so dasselbe gewesen, obwohl Sie sonst ein vollkommenes Wesen sind!"

„Kennen Sie mich lange genug, um dies zu wissen, mein Herr?"

„Ja, mein Urtheil ist fertig!" sagte ich.

Eine Pause.

„Brauchen Sie stets fünf Minuten, um einen Handschuh zu schließen?"

„Ich bin fast fertig damit," antwortete ich, indem ich den zweiten Knopf wieder öffnete. „Aber dieser eine ist zu widerspenstig! Wenn ich eine Haarnadel bekäme, wäre ich der glücklichste —, d. h. ich meine, dann würde es mir wohl gelingen, den Knopf zuzumachen."

„Ich fürchte aber, mein Haar zu verlieren!"

„Das schreckt mich nicht!"

Sie gab mir eine Haarnadel; ich knöpfte den Handschuh zu, und steckte die Nadel in die Tasche.

„Meine Haarnadel, bitte!" sie streckte die Hand darnach aus.

„Soll mir denn gar keine Belohnung zu theil werden?" rief ich entrüstet aus.

„Doch, ein gutes Gewissen!" sagte sie.

„Das ist nicht genug."

„O, Sie müssen sie mir wiedergeben!"

„Gut denn," erwiderte ich, „aber nicht bevor wir dort ankommen!"

„Wo ankommen?"

„Nun, bei Blairs, natürlich. Wie die lachen werden, daß wir uns schon vorher kennen gelernt haben!"

„Aber ich gehe nicht zu, — wie heißen die Leute? — zu Blairs!"

Das war eine Enttäuschung, allein im nächsten Augenblick war ich wieder ich selbst.

„Ganz recht!" bestätigte ich; „Sie leben ganz in der Nähe, und wir werden uns oft begegnen. Ich dachte einen Monat zu bleiben, doch nun bin ich nicht sicher, ob nicht zwei Monate daraus werden!"

„Ich hoffe, Sie werden Sich recht gut amüsiren," entgegnete sie sehr ruhig, „und viele Handschuhe finden, die Sie zuknöpfen können; aber — ach, der Zug hält bereits!"

„Alles in Ordnung!" beruhigte ich sie. „Wir haben noch gut hundert Meilen vor uns. Und ein Bummelzug ist's obendrein."

„Ich fürchte, ich verstehe nicht, was Sie meinen."

„Ich fürchte," begann ich, „daß ich vielleicht etwas eilig bin, aber —"

„Und wenn ich jetzt nicht eilig bin," unterbrach sie mich lachend, „fahre ich an meiner Station vorüber." Sie legte die Zeitung zusammen und griff nach ihrem Schirm.

„Sie werden doch hier nicht aussteigen wollen?" rief ich bestürzt; „Sie fahren nicht einmal bis zur selben Station wie ich?"

„Es thut mir unendlich leid, aber die nächstfolgende Station ist bereits mein Ziel."

Eine Sekunde überlegte ich. Die Sache war nicht, wie ich gehofft hatte; aber dennoch! — Mit Blairs brauchte ich keine Umstände zu machen. Ich erhob mich von meinem Sitz und nahm meinen Koffer aus dem Netz.

„Ein Telegramm wird bei Blairs alles in Ordnung bringen," sagte ich. „Ich werde Sie doch nicht mutterseelenallein auf dieser elenden Station hier stranden lassen!"

„Aber ich bin ja hier zu Hause!" rief sie, mich verwundert und schelmisch zugleich ansehend.

„Anders könnte ich mir das auch nicht erklären, wenn man in solchem Nest aussteigt!" entgegnete ich ärgerlich.

„Ich werde nicht allein sein," fuhr sie fort. „Sollte ich indessen zufällig nicht —"

„Ah, sollten Sie nicht —?"

„Aber was sage ich! Ich werde sicher erwartet!"

„Sollte das nicht ein Irrthum sein?" beharrte ich.

„Von meinem Gatten," fügte sie lächelnd hinzu.

Ich stand verdutzt, ohne ein Wort hervorbringen zu können. — Der Zug hielt; sie beugte sich zum Fenster hinaus.

„Das heißt aber nicht, einen gut behandeln!" bemerkte ich.

„O, da ist Georg!" rief sie, von meiner Beschwerde keine Notiz nehmend. „Sie haben mir übrigens die Haarnadel noch nicht wiedergegeben!"

„Nie und nimmer!" entgegnete ich mit trauriger Sicherheit.

„Sie sind sehr —."

Da stand Georg auch schon am Fenster. Ich will ihn nicht beschreiben, denn ich würde ihn gewiß ungerecht beurtheilen.

Sie verbeugte sich höflich gegen mich. Georg konnte von außen nur eine leichte, graziöse Biegung des Kopfes gesehen haben, aber ich sah mehr, viel mehr: leuchtende Augen, einen lächelnden Mund, — die ganze Welt! Und eine Stimme flüsterte:

„Es wird gewiß reizend bei den Blairs sein!"

Bedauern, leiser Spott, Traurigkeit schienen sich in dieses Flüstern zu mischen. Georg öffnete die Thür; ich hielt meine Haarnadel in die Höhe. Doch schon war die Dame fort!

„Zum Teufel!" sprach ich zu mir selbst, als der Zug weiter rollte; „wenigstens ist's nur ein kurzer Roman!"

Aber kein langweiliger; gewiß nicht!

Nachdruck verboten.

Berliner Villen-Colonien und Park-Anlagen.

Von Wilhelm Gerstenbergk in Potsdam.

Mit 16 Zeichnungen von O. Günther-Naumburg in Berlin.
Siehe die Seiten 113, 116, 117 und 120.

I.

Daß Berlin eine außerordentlich günstige Lage hat, wird durch sein mächtiges Emporblühen bewiesen, daß es aber auch eine Fülle von schönen Landschaftsbildern in seinen Umgebungen aufweisen kann, daran wird in weiten Kreisen des deutschen Vaterlandes noch immer gezweifelt. Sehr mit Unrecht! Freilich, der märkische Sand ist vorhanden; fast nach allen Himmelsrichtungen hin giebt es Theile, wo die Großstadt „im Sande verläuft", wo nüchterne Neubauten vereinzelt aus öden Bauplätzen emporsteigen, wo häßliche Bretterzäune Kohlenlager, Fuhrmannshöfe oder Ablagerungs-Stätten umhegen. Aber in welcher Großstadt, die sich unabläßig in das Land ringsum hinauswühlt, ist es viel anders? — Und Berlin besitzt nicht nur Sand, es besitzt auch einen herrlichen Wasserreichthum; auf der dürren Erd-Oberschicht hat sich eine Vegetation entwickelt, um die viele klimatisch weit bevorzugtere Orte die deutsche Reichshauptstadt beneiden könnten. Theilweise begünstigten die natürlichen Bedingungen dieses Wachsthum von selbst; überwiegend jedoch erzielte die zähe Arbeitsamkeit der Bewohner, ihre zärtliche Neigung zu „Mutter Grün" im Bündniß mit dem hochgebildeten Geschmackssinn leitender Männer dies erfreuliche Resultat.

Ja, die Neigung zu „Mutter Grün", die in dem scheinbar so nüchternen Spree-Athener steckt, ist eine sehr große, und da naturgemäß die Privatgärten im Innern der Stadt immer kostspieliger und seltener werden, da auch die Miethpreise hier unverhältnißmäßig anschwellen, so zieht es Tausende in die „Vororte", in denen man unter Umständen noch seinen eigenen Kohl bauen, wenigstens aber bessere Luft athmen kann und die „Gören" obendrein von der Etage los ist. Das System der billigen Vorortszüge hat diese Auswanderung erheblich gesteigert, allerdings auch zugleich das Berliner Etagen-Haus auf Feld, Dörfer und an die Waldränder verpflanzt.

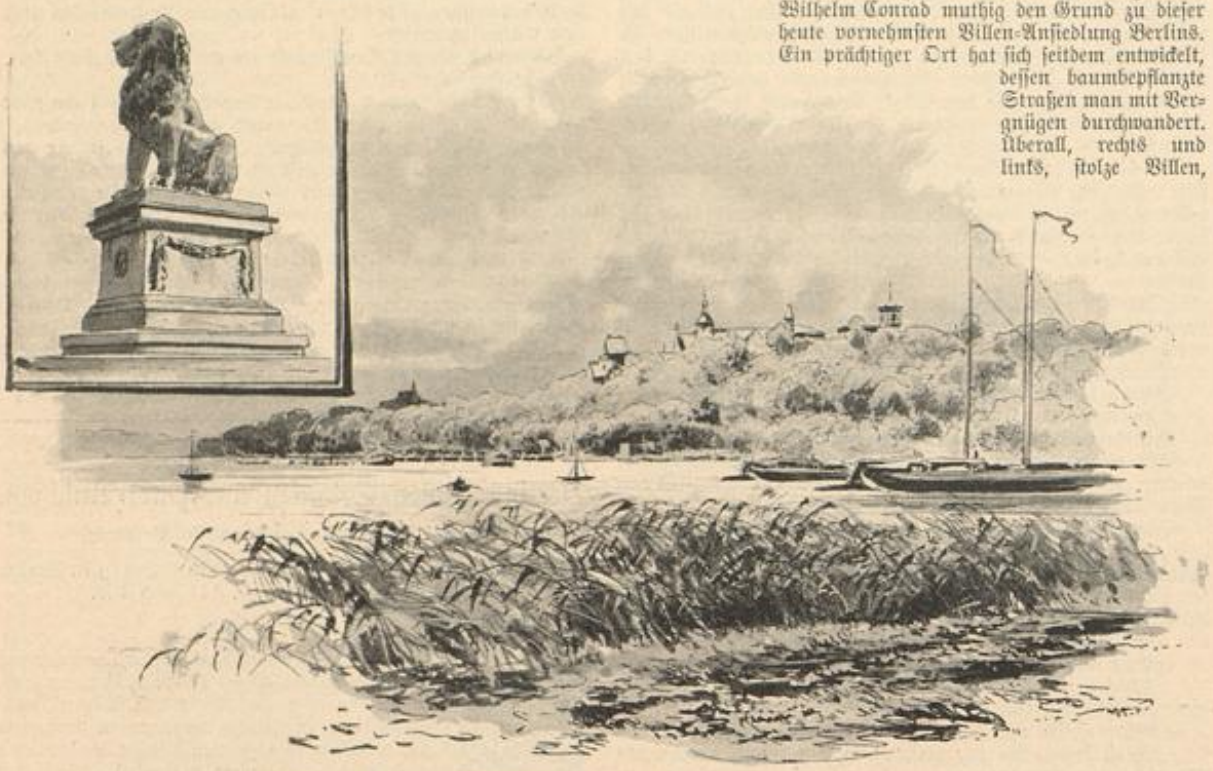
Ein Kranz von Vororten umgiebt die große Stadt. Diese wird ihre Pflänzlinge über kurz oder lang, ohne es selbst zu wollen, verschlingen und so ihren Riesenleib weiter ausdehnen, um dann abermals neue Pioniere in das Unbebaute zu entsenden.

Die Vororte bestehen theils aus älteren Dorfschaften, die sich städtisch entwickelt haben, theils aus selbständigen Colonien. Die Entwicklung der Colonien nimmt, durch die Speculation erzeugt, durch das Bedürfniß mehr oder minder getragen, einen immer großartigeren Aufschwung. Wo auf die Wohlhabenheit gerechnet wird, sucht man sich möglichst anmuthige Terrains aus und erstrebt den Charakter reiner Villen-Ortschaften; und von diesen soll in nachstehendem Artikel vornehmlich geredet werden.

Eine der originellsten und schönsten solcher Schöpfungen in der Berliner Umgebung dürfte wohl die Villen-Colonie Grunewald sein. — Der vielverspottete, mit weit größerem Recht aber auch vielgepriesene Grunewald ist eines der beneidenswerthesten Besitzthümer der Berliner. Der vornehme Westen der Riesenstadt dehnt sich ihm zu. Stundenweit zieht sich der Kiefernwald, an die Ufer der Havel stoßend, bis zu der Havelbucht Wannsee hin. Aber er ist kein einförmig flacher Wald. Die ehemaligen Sanddünen machen, daß er sich über Thal und Hügel sattelt, und namentlich gegen die Havel hin, schluchtartige Senkungen und beträchtliche Höhenzüge bildet. Von diesen Höhen hat man ganz unvergleichlich schöne Ausblicke über das breite, blaue, schiffsbelebte Gewässer, und tiefer hinein giebt es Stellen, die in ihrem coulissenartigen, welligen Aufbau geradezu an Gebirgslandschaften erinnern. Eichen, Ahorn- und andere Laubbäume unterbrechen anmuthig den Kiefernbestand. Freilich, an den Rändern, in der Nähe der „Radau-Locale" mit ihren Schieß- und Würfelbuden erscheint der Wald oft wenig einladend! Steif reihen sich die mageren Stämmchen aneinander, keinen Schutz gegen Sonnengluth gewährend, und überall zwischen dem kümmerlichen Gras liegt der lose, tiefe Sand. Aber der rüstige Fußgänger und Naturfreund kennt seinen Grunewald besser! Der weiß, wo die mächtigen alten Kiefern, kandelaberartig verästelt, gleich Pinien, ihre Wipfel malerisch ins Blau heben, wo ein üppiger, weicher, von Moos und Farren bekleideter Waldboden zur Rast einladet, wo der Specht einsam hämmert, und wo Rudel von Rehwild äsend über die Lichtungen ziehen. Wie viele Großstädte dürfen sich rühmen, einen so naturfrischen Wald dicht vor ihren Thoren zu besitzen? Und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

mitten durch den Wald zieht sich in tiefer Senkung eine Kette von schilfumkränzten Seen. Zwar machen auch hier die zweifelhaften Kulturstätten eines roheren Geschmackes sich geltend; aber dazwischen giebt es der köstlichen Strecken noch genug, und wer an schönen Abenden unter den Bäumen des Forsthauses Paulsborn saß, wer dort das anspruchslose, aber landschaftlich reizvolle Jagdschloß Grunewald sich in der stillen Fläche spiegeln sah, der wird gewiß nicht verächtlich mehr von „Berliner Gegend" denken!



Wannsee: Der Flensburger Löwe. — Villen am Bahnhofe.

Am Zoologischen Garten entlang erstreckt sich eine der prächtigsten Straßen Berlins, der Kurfürstendamm. Von der neuen und stattlichen, im spät-romanischen Stil erbauten Kaiser Wilhelm-Gedächtnißkirche aus, die ein Werk Schwechten's ist, strebt dieser vornehme Verkehrszug seit einigen Jahren immer weiter westwärts, bis zur Colonie am Halensee, bis an den Grunewald. Zwar liegt rechts und links noch sehr viel freies Feld, aber vielleicht schon in einem Decennium hat sich die riesige Straße geschlossen. In Halensee, um die Anlage des Ringbahnhofes herum, bemerkt man schon stadtartige Entwicklung, die der vorquellenden Berliner Straßenflucht entgegenwächst. Unmittelbar an Halensee anschließend wurde von der rührigen Kurfürstendamm-Gesellschaft die Villen-Colonie Grunewald in den Wald hinein parcellirt. Seit 1889 ist hier eine jetzt schon etwa 130 Villen und 1000 Bewohner zählende, mit allem Comfort versehene Villen-Stadt entstanden. Schöne breite Straßen und Plätze durchziehen den Wald; unter den Kiefernwipfeln versteckt liegen die Villen, deren Aeußeres auf finanzkräftige Bewohner schließen läßt. Freundliche Gärten umgeben sie; auch wohl ursprünglich erhaltene kleine Waldgrundstücke, die zum Träumen in der Hängematte und als Spielplatz der Kinder eine schätzenswerthe Zugabe bilden. Allerdings erscheinen die Kiefern hier stellenweise als kümmerliche, dürre Strichelchen in der Natur, aber das bessert sich von Jahr zu Jahr. Vielfach schatten auch ganz vortreffliche Baum-Exemplare über die Dächer, und eine charakteristische, wunderhübsche Verzierung bildet der wilde Wein, der um so manche Stämme bis zur Krone hinauf gezogen wird. Vielleicht darf man des dichten, kiehnhaltigen Holzbestandes halber Bedenken hegen wegen einer bei großer Dürre und unglücklichem Winde ausbrechenden Feuersbrunst, doch würde dann die bereits geschaffene freiwillige Feuerwehr, im Verein mit den Berliner Wehren, wohl einem größeren Unglück rechtzeitig vorbeugen. — Dazu fehlt es nicht an Wasser. Etwas ganz Eigenartiges, den Eindruck des anmuthigsten Naturbildes Gewährendes ist z. B. in der künstlichen Schöpfung des Königsees beim Wirthshaus St. Hubertus entstanden, dann ebenso im Dianasee, der an seiner schmalsten Stelle von dem geschickt angelegten „Hasensprung" überbrückt wird. 454 tägliche Fahrgelegenheiten auf den verschiedenen Bahnlinien und der Dampfstraßen- (später auch wohl elektrischen) Bahn vermitteln die Verbindung mit Berlin. — Unsere aus der Vogel-Perspective aufgenommene Zeichnung ergiebt ein sehr anschauliches Bild der Colonie. In der Ferne sehen wir die Havel und Wannsee, davor die ganze Waldmasse des Grunewalds, durch die sich das Band der natürlichen Seen schlingt; im Vordergrunde liegt die Villen-Ansiedlung mit den künstlichen Seen und den Bahnlinien.

Von den Grunewald-Seen, an denen sich Villen-Ansiedelungen gebildet haben, verdient der Schlachtensee hervorgehoben zu werden. Die Colonie Schlachtensee ist Station der nach Zonen eingetheilten Wannsee-Bahn. Eine Actien-Gesellschaft für billige Heimstätten betreibt hier mit Erfolg den Bau kleiner Villen. Von den größeren, älteren pflegt die Villa Friedel das besondere Entzücken der Vorübergehenden zu erwecken. — Auch der langgedehnte Schlachtensee wird von dunkel- und hellschattirten Waldsäumen ernst und freundlich umschlossen; auch er besitzt poetische Winkel, in denen still die Wasserrose träumt, wennschon er ein beliebtes Ziel lärmender Sonntags-Ausflügler bildet.

Einer der Glanzpunkte der Berliner Umgebung ist der Wannsee, an dem sich die Villen-Colonie Alsen, jetzt allgemein Wannsee genannt, angesiedelt hat. Der Name Alsen erinnert an die Eroberung dieser Ostsee-Insel im Kriege 1864. In den Anlagen Wannsee's hat eine Nachbildung des dänischen Flensburger Löwen-Denkmals Platz gefunden, und nicht weit von der Colonie, im Wald verborgen, steht das einfache Jagdschlößchen Drei Linden, in welchem Prinz Friedrich Karl, der Düppelstürmer, im Sommer wohnte und mit vertrauten Männern behagliche Tafelrunde hielt. Unter Bäumen versteckt, am Ufer des sogenannten Stolper Lochs, befindet sich auch ein düsteres Grab. Hier endeten vor 84 Jahren Heinrich von Kleist und Henriette Vogel.

Wer die entzückende Dampfschiffahrt von Wannsee nach Potsdam macht, wird sich an dem Villen-Kranze erfreuen, der den von Lustfahrzeugen belebten Wasserspiegel säumt. Vor 32 Jahren legte der Geheime Kommerzienrath Wilhelm Conrad muthig den Grund zu dieser heute vornehmsten Villen-Ansiedlung Berlins. Ein prächtiger Ort hat sich seitdem entwickelt, dessen baumbepflanzte Straßen man mit Vergnügen durchwandert. Überall, rechts und links, stolze Villen, herrliche Gärten mit Durchblicken nach dem See, deren an oberitalienische Ufer gemahnende Schönheit den Fremden in Bewunderung zu versetzen pflegt. Sehr verdient um den Ort selbst und den frisch emporgeblühten, selbst auf den Sport-Plätzen der Elbe und Ostsee rühmlichst anerkannten Wasser-Sport des Wannsee's hat sich Geheimrath Otzen gemacht, der bedeutende Architekt, dessen Villa den Höhenrand krönen hilft. Für elektrische Anlagen hat ein anderer bekannter Mann, Herr Baron C. Siemens, gesorgt. Malerisch neigt sich dessen an das Kopenhagener Schloß Rosenborg erinnernde Villa zu der umlaubten, sanften Fluth des Stolper Lochs. Wer Wannsee besucht, sollte auch den Wasser- und Aussichtsthurm besteigen. Der Blick auf das wellige Terrain, aus dessen Grün die Thürme und Dächer der Villen ragen, auf das weite Blau, das jenseits von dem über weißen Hängen ansteigenden, dunkeln Föhrenwald begleitet wird, vergilt die geringe Mühe reichlich.

Die Wannsee-Bahn führt noch an einer anderen, höchst bemerkenswerthen Villen-Gründung vorüber, an dem Vorort Groß-Lichterfelde, der sich von der Wannsee- und Potsdamer Bahn bis weit an die Anhalter Bahn erstreckt und auch durch diese mit Berlin einen regen Verkehrsweg unterhält.

Lichterfelde liegt näher an Berlin. Ursprünglich befanden sich hier ein paar vernachlässigte Rittergüter mit märkischen Dorfanlagen: Giesendorf und Lichterfelde, die bis in die Mitte der sechziger Jahre wenig über 600 Einwohner zählten. Dann kam ein Mann, der mit außerordentlicher Zähigkeit in erster Linie den jetzt bald 20,000 Einwohner zählenden Ort Groß-Lichterfelde schuf: Herr von Carstenn. Dieser prozessirte später hartnäckig mit dem preußischen Militär-Fiscus, dem er die Schenkung des Terrains zur Haupt-Kadetten-Anstalt gemacht hatte. — Lichterfelde besitzt höchst reizvolle Villen-Theile von unzweifelhaft vornehmem Gepräge; andere sind für anspruchslosere Vorortbewohner berechnet. Man kann auch hier über die Schmuckgärten staunen, die sich auf der einst so öden Sandscholle entwickelt haben. Die gewaltige militärische Anstalt, mit ihrem rothen, massigen Bau, — der Speisesaal darin hat für tausend Kadetten Raum, — die von einer Dom-artigen Thurmkuppel gekrönt wird, beeinflußt das Gepräge des Ortes weniger, als man denken sollte. Stärker ins Auge fallend wirkt in dieser Beziehung eine noch näher an Berlin sich erhebende waldige Anhöhe, auf der ein Wasserthurm das Wahrzeichen des nächsten Vororts an der Wannsee-Bahn bildet. Dieser Ort ist das in freundlichen Alleen mit Lichterfelde zusammenstoßende und mit diesem auch durch elektrische Bahnanlage verbundene Steglitz, von dem in einem zweiten Artikel gesprochen werden soll.

Villa Barnewitz in Lichterfelde.

Villa Martini in Lichterfelde.

Villa Böhme in Lichterfelde.

Die Villen-Colonien Wannsee und Lichterfelde.

Zeichnungen von O. Günther-Naumburg. — Siehe Seite 119.

Redactions-Post.

Lawntennis-Freunde in Oesterreich. — In Homburg v. d. Höhe finden am 20. August und an den nächsten Tagen folgende Concurrenzen statt:

I. ohne Vorgabe:

1) Einzelspiel für Herren, Herausforderungs-Preis, gestiftet von der Stadt Homburg. Vertheidiger: S. H. Hughes. 2) Doppelspiel für Herren,

II. mit Vorgabe:

3) Einzelspiel für Herren, 4) Doppelspiel für Herren, 5) Damen und Herren-Doppelspiel, 6) Doppelspiel für Damen, 7) Einzelspiel für Damen; 6 u. 7 nur bei genügender Betheiligung.

Anmeldungen zu den letzteren Concurrenzen sind bis zum 17. Aug., abends, bei Herrn F. v. Schoeler, Cur-Direction, Homburg v. d. Höhe, zu machen.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin und Wien. — Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Paul Logemann in Wien. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. August 1895. — XXII. Jahrg., Heft 15.

Sir Edward Malet.
Nach einer Photographie von T. H. Voigt, Hof-Photograph, Homburg v. d. H.

Aus der Berliner Gesellschaft.

Vor wenigen Wochen berichtete unser Blatt an anderer Stelle, daß die vieractige Oper „Harold or the Norman Conquest" im vornehmen Heim ihres Textdichters, des gegenwärtigen großbritannischen Botschafters in Berlin, Sir Edward Malet, durch Dilettanten aus den Hofkreisen zur Aufführung gelangt war. Kurz darauf theilten die Tageszeitungen mit, das Werk des hochstehenden Librettisten und seines musikalischen Mitarbeiters, Francis Cowen, habe auf der ersten Bühne Londons, dem „Covent-Garden-Theater", einen unbestrittenen Erfolg errungen. Die Oper „Harold" darf ihrem dichterischen, wie ihrem tonkünstlerischen Gehalte nach als eine ernste, tief angelegte Schöpfung gelten. Zur Zeit der alten Normannen-Herzöge spielend, athmet das Libretto den ritterlichen Geist und die sagenhafte Märchenstimmung mittelalterlicher Zeiten. Um seiner poetischen Schönheit willen muß besonders der letzte Act hervorgehoben werden, in dem Edith den todten Geliebten auf dem Schlachtfelde findet, und der Herzog der Normandie nach Kampf und Sieg in seine Lande wieder einzieht. — Sir Edward Baldwin Malet, der bekanntlich selbst einem alten normannischen Geschlechte angehört, ist 1837 geboren. Dem Beispiele seines Vaters folgend, wandte er sich der diplomatischen Laufbahn zu; 1884 wurde er zum Botschafter in Berlin ernannt, wo er seit dem 1890 erfolgten Tode des Grafen Launay Doyen des diplomatischen Corps ist. Sir Malet lebt in glücklicher Ehe mit Lady Ermyntrude Russel, einer Tochter des verstorbenen Herzogs von Bedford.

Mr. Cowen arbeitet, wie man hört, bereits an einer zweiten englisch-nationalen Oper. Wenn schon kaum zu hoffen ist, daß wir sobald wie dem Tonkünstler, auch dem vielbeanspruchten Staatsmanne wieder auf den weltbedeutenden Brettern begegnen, so sei doch darauf hingewiesen, daß Sir Malet sich hier nicht zum ersten Male literarisch bethätigt hat. Sein Buch „Through the lines", das 1871 erschien und aus eigener Anschauung Ereignisse des deutsch-französischen Krieges behandelte, erregte in dem Bekanntenkreise, für den es bestimmt war, Aufsehen; sein Drama „Catharina Cornaro, Königin von Neapel" gelangte in Kairo zur privaten, sein Lustspiel „Die Feuerprobe" in Rom zur öffentlichen Aufführung.

G. v. L.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Die Unterrichts-Commission des Abgeordneten-Hauses beschäftigte sich neuerdings mit dem Antrage von Fräulein Helene Lange um Zulassung der Frauen zum Abiturienten-Examen und zum Universitäts-Studium, und ebenso mit dem Antrage der Frau Minna Cauer um Zulassung zum medicinischen Studium. Die Commission beschloß einstimmig, die Petitionen der Staatsregierung als Material zu überweisen und darüber an das Plenum schriftlichen Bericht zu erstatten. Der Commissar der Regierung erklärte dabei: „Die Staatsregierung beschäftige sich sehr ernst mit dieser Frage; indeß sei es noch nicht möglich, auf diese nach allen Seiten hin eine vollständig bestimmte Antwort zu geben. Aber so viel könne er schon jetzt sagen, daß die Staatsregierung die Ablegung der Maturitäts-Prüfung keineswegs von der Hand weisen wolle, wie sie denn auch der Zulassung der Frauen zu Universitäts-Vorlesungen prinzipiell nicht entgegenstehe."

Koburg. — Herzog Alfred verlieh an Frau Ilka Palmay nach Abschluß ihres Gastspieles beim Koburger Ensemble am Drury-Lane-Theater zu London die Medaille für Kunst und Wissenschaft.

Wien. — Der kürzlich erfolgte Jahresschluß der Wiener gymnasialen Mädchenschule ergab hinsichtlich des Fortgangs der Schülerinnen abermals ein günstiges Resultat. Von den 26 Schülerinnen der ersten Klasse erzielten vierzehn Vorzugszeugnisse. Noch besser gestaltete sich das Ergebniß in den beiden höheren Klassen, in welchen weder ein ungenügender Fortgang, noch auch eine Wiederholungsprüfung zu verzeichnen sind. Die zweite Klasse erzielte zwölf Vorzugszeugnisse und neun Zeugnisse erster Klasse, die dritte Klasse dreizehn Vorzugszeugnisse und elf Zeugnisse erster Klasse.

— Im Atelier für stilgerechte Handarbeiten von Pauline Kabilka in Wien wurde die Ehren-Flagge angefertigt, welche auf Anregung von Gräfin Anastasia Kielmannsegg dem jüngsten von Stapel gelassenen Küstenvertheidiger der Marine, dem Kriegsschiffe „Wien", von den Frauen der österreichisch-ungarischen Kaiserstadt gespendet wurde. Im Grundtone Roth-Weiß-Roth abgestimmt, 650 cm lang, 450 cm breit, zeigt die Flagge das k. k. Kriegsmarine-Wappen und links oben, in der Höhe ein Drittel des Stoffes deckend, auf schwarzem Grunde in Goldstickerei das Wappen der Stadt Wien. Das prächtige Stück war vor der Abgabe an seine eigentliche Bestimmung zwei Tage im Atelier Kabilka zur Besichtigung ausgestellt.

Amsterdam. — An die Königin von England, die sie letzthin in London besuchte, hat die junge Beherrscherin Hollands ein Schreiben von 14 Seiten gerichtet, in welchem sie sich nicht nur in den wärmsten Worten für die Aufnahme im Windsor-Palast bedankt, sondern auch eine köstliche Schilderung von dem giebt, was ihr am besten in England gefallen hat. In dem Briefe soll sich ein so prächtiger Zug von humorvoller Naivität ausprägen, daß Königin Victoria ihn zwei-, dreimal las und wiederholt äußerte, „the little Queen" sei „das reizendste Mädel", das ihr je vorgekommen. — Dem Prinzen von Wales sagte Königin Wilhelmine auf seine Frage, was ihr denn in England am meisten gefalle, persönlich: „am allerbesten gefällt mir, daß die Engländer, die ich hier kennen gelernt habe, gar nicht meiner Gouvernetz gleichen," lachend erwiderte der Prinz von Wales darauf: „Ja, ja, diese Gouvernanten verderben noch unseren ganzen Ruf!" Die in Deutschland unterrichtenden Engländerinnen werden sich das fürstliche Urtheil in diesem Falle hoffentlich nicht allzusehr zu Herzen nehmen!

London. — In der englischen Hauptstadt fand ein großartiger internationaler Frauen-Congreß statt. Derselbe trug einen durchaus religiösen Charakter; in seinem Verlaufe traten an einem einzigen Sonntage in nicht weniger als 200 Kirchen von London Frauen als Prediger auf und fanden zahlreiche Zuhörer. Auch die Temperenz-Frage, die Reform der Gefängnisse, Politik, Erziehung u. s. w. wurden in die Berathungen des Congresses, dem als deutsche Delegirte Frau Minna Cauer und Frau von Gizicki beiwohnten, mit einbezogen.

Paris. — Auf ihrem Landsitze bei Dieppe starb, 68 Jahre alt, Frau Karoline Marie Miolan-Carvalho, die bisher unerreichte Vertreterin lyrischer Sopranpartien in der französischen Oper. Eine Schülerin von Duprez, erhielt die Künstlerin im Alter von 16 Jahren den ersten Preis auf dem Conservatorium, trat aber erst sieben Jahre später, im April 1850, zum ersten Mal in der Komischen Oper in der „Gesandtin" auf. Einige Jahre später ging sie zum Théâtre lyrique über, wo sie in „La Fonchonette", „Faust", „Mireille", „Romeo und Julie" Außerordentliches leistete. Im Jahre 1853 heirathete sie Herrn Leon Carvalho, den Director der Komischen Oper. 1868 wurde sie Mitglied der Großen Oper, der sie mit Ausnahme der Jahre 1872—75, wo sie wieder in der Komischen Oper wirkte, bis zum Jahre 1879 treu blieb. Ihre Hauptrollen waren namentlich die Heldinnen der Gounod'schen und Thomas'schen Opern, aber sie sang auch Rossini und Meyerbeer mit großem Glück.

Die Mode.

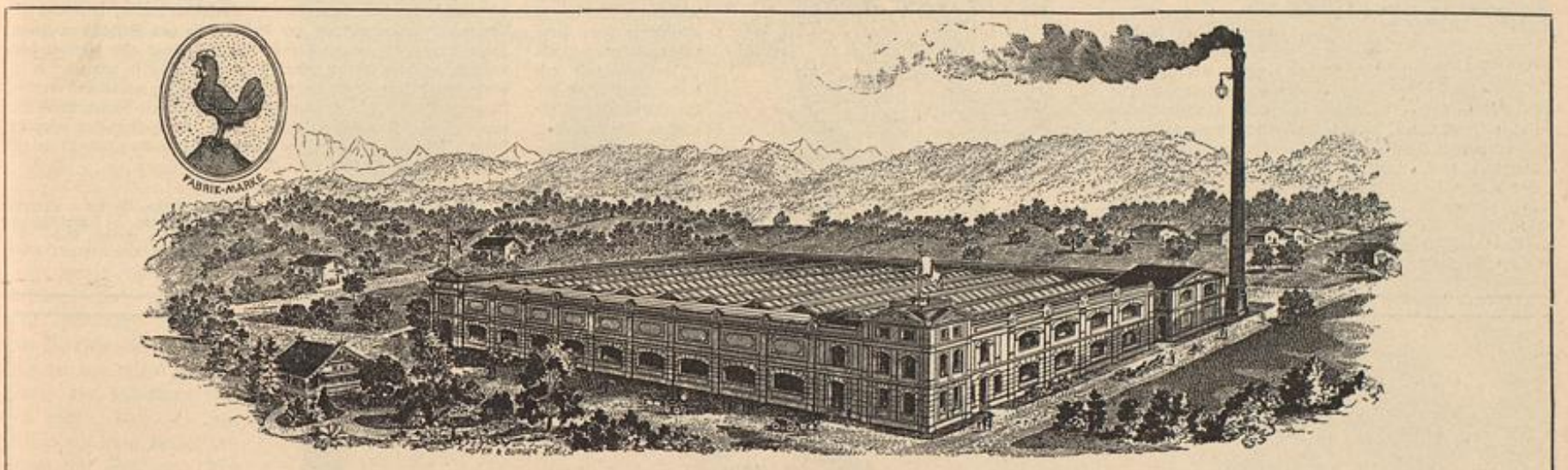
Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Im Gegensatz zu den vielen hohen und reich garnirten Hutformen erscheinen die Reise- und Sport-Hüte von großer Einfachheit und Anspruchslosigkeit. Die nebenstehende Skizze zeigt einen solchen in zierlicher Matrosenform aus modefarbenem und blauem Wollstoff, Kopf und Krempe mit Seide durchsteppt, als Garnitur nur ein schmales Band mit seitlicher Schleife. — Ein anderer Hut aus blau und weißgestreiftem Lawn tennis-Stoff mit weißen Stepplinien, erhält anstatt des Bandes einen schmalen Lederstreifen. Hierzu stimmt, sehr flott und elegant, ein Kostüm aus weißem Flanell mit blauer Handstickerei, die sich passenartig um den kleinen eckigen Ausschnitt der futterlosen Bluse legt und als Manschette die faltenreiche Aermelpuffe vervollständigt. Originell wirkt der breite gestickte Gürtel, über den die losen Blusentheile etwas hängen.

Reise- oder Sport-Hüte. — Sport-Kostüm mit Stickerei.

A. K.

Heringsdorf. — Mit dem Vorrücken der Saison steigert sich auch die Eleganz unserer Badegesellschaft, und inmitten dieser eleganten Menge sind es wieder einzelne Erscheinungen, die durch besonderen Chic und kühne Eigenart auffallen. Eine reizende junge



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich.

empfiehlt:

Foulard-Seide

95 Pf.

bis **Mk. 5.85** p. Meter in den neuesten Dessins und Farben.

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pf.** bis **Mk. 13.65** p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v. Mk.	1.85—18.65	**Seiden-Grenadines**	v. Mk.	1.35—11.65
Seiden-Bastkleider p. Robe	„ „	13.80—68.50	**Seiden-Bengalines**	„ „	1.95— 9.80
Seiden-Foulards	„ 95	Pfge.— 5.85	**Seiden-Surahs**	„ „	1.35— 6.30
Seiden-Masken-Atlas	„ 60	„ — 3.15	**Seiden-Faille française**	„ „	2.45— 9.85
Seiden-Merveilleux	„ 75	„ — 9.65	**Seiden-Crêpe de Chine**	„ „	2.35—10.90
Seiden-Ballstoffe	„ 60	„ —18.65	**Seiden-Foulards japan.**	„ „	1.45— 5.85

p. Meter.

Seiden-Armûres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. **porto-** und **steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Frau präsentirt sich hier in einem rosaseidenen, mit violetten Changeant-Tönen gebrochenen, ganz schmucklosen Prinzeßkleide, letzteres von einem ärmellosen Umhang aus schwarzem, mit Pailletten gemusterten Tüll verschleiert, der fast die Form eines Chorhemdes zeigt. Unten ist die originelle Hülle ausgebogt und durch übereinander gesetzte Pailletten nebst Perlfranze abgeschlossen. Den Hals umgiebt eine schwarze Tüllrüsche von jener modernen Art, die bis unter die Ohren hochgehen; eine lange Schleife aus Atlasband hält dieselbe vorn zusammen. Gleiches Band bildet auf den Schultern Schlupfen, zwischen die sich Veilchensträuße mischen. Zu diesem Umhange trägt die Dame einen runden Strohhut mit weit abstehender Garnitur aus vier Flügeln und einzelnen hochstehenden Blüthenzweigen. C. E.

Prinzeßkleid mit ärmellosem Umhang.

Scheveningen. — Schwermüthig, wie ein Gedicht von Lenau liegt Scheveningen im Kranze seiner einsam und vornehm sich hinstreckenden Villen und Landhäuser. Aber die Julisonne übt auch hier ihre verklärende Wirkung aus, und sie gestaltet das Bild vollkommen um. Unterstützt wird sie durch eine Fülle reizender Gestalten, die in den elegantesten Toiletten sich am Strande ergehen. Mädchenhaft schlank erscheint jene reizende Blondine in hellgelbem Batistkleid mit spitzenbelegter Passe, deren Ansatz eine volle, an den Rändern ausgefranzte Rüsche deckt. Lichtrothe Atlasbänder, von denen sich der Spitzeneinsatz wirkungsvoll abhebt, liegen über der Bluse und setzen sich als Rock-Garnitur fort. Die weiten Ballon-Aermel lassen den Unterarm frei für die mattgetönten dänischen Handschuhe. Den Gürtel und Stehkragen aus gleichem Band schmücken doppelte abstehende Schlupfen. Echt sommerlich wirkt hierzu der breitkrempige Strohhut im Empire-Stil mit voller rother Schleifen-Garnitur, der gar anmuthig das Gesicht umrahmt und die üppigen Wellen des leicht toupirten Haares sehen läßt. Mit der Zierlichkeit der ganzen Erscheinung harmonirt der feine Nadelschirm aus leichter rother Seide, mit kecker Bandschleife am Griff. — Dort erblicken wir noch ein Kostüm, welches in hohem Grade Einfachheit mit vornehmen Geschmack vereinigt. In der Lieblingsfarbe der heutigen Mode gehalten — gelbe Seide mit feinen schwarzen Streifen — dämpft den leuchtenden Ton des Kleides schwarzer Atlas. Ueber der schwarzen Passe liegt ein irischer Spitzenkragen, dessen breite Zacken über die Passe hinaus auf Bluse und Aermel fallen. Atlasschlupfen stützen den spitzenüberlegten Stehkragen und die halblangen Puffärmel. Um die Taille legt sich zwanglos breites Atlasband, hinten zu einer Schleife gebunden. — Aeußerst pikant wirkt eine Toilette aus zart lila Seidenstoff mit leichten weißen Carreaux. Die an sich einfache Composition des Kleides — Glockenrock und leicht gereihte Blusentaille, mit mächtigen, durch Gaze gestützten Ballon-Aermeln — hebt wirkungsvoll der echte Spitzenkragen, der wie ein Hauch über dem matten Lila liegt; hierzu stimmt fein und originell die volle Halskrause aus schwarzer Spitze und der duftige schwarze Spitzen-Behang über Taille und Aermel. Zu den Koketterien der Mode gehören diese, scheinbar die Figur verhüllenden Gehänge, die mit graziösem Faltenspiel auch die leisesten Bewegungen einer biegsamen Figur wiedergeben. Die Sonne sinkt immer tiefer ins Meer, die Farben verschwinden — nur einzelne graue Gestalten tauchen noch auf in den mondbeschienenen Dünen, traum- und weltverloren der Wellensprache des Meeres zu lauschen. K. G.

Kleid mit Spitzenkragen.

Batistkleid mit Band-Garnitur.

Paris. — Bade- und Schwimm-Kostüme zu schaffen ist augenblicklich die größte Sorge der Mode. Für das einfache Bad im Meere fertigt man die Beinkleider viel weniger lang und viel weniger weit an, als für das Schwimm-Kostüm, weil die Badende keine heftigen Bewegungen macht, und zudem das Beinkleid durch den Rock verdeckt wird. Nöthig ist allerdings dieser Rock auch für das Bade-Kostüm nicht; man kann denselben fortlassen und stellt dann das Beinkleid so weit her, daß es den Rock ersetzt. — Ein in seiner Einfachheit und Kleidsamkeit geradezu bewunderungswürdiges Bade-Kostüm zeigt Taille und Beinkleid zusammenhängend aus rothem Flanell geschnitten. Hierüber fällt eine Tunica aus feinem, durchsichtigen, weißen Woll-Musselin, an dessen Stelle auch weißer oder farbiger Batist treten kann. Man reiht diese Tunica stark ein, damit sie Falten wirft und faßt sie in der Taille durch einen festen Gürtel zusammen. Den Kopf schützt ein Barett aus weißem Wollstoff gegen die Nässe; die Füße sind mit Korksandalen bekleidet. Ein anderes, komplicirteres, aber weniger graziöses Kostüm besteht aus blauer Serge mit weißen Beinkleidern. Der untere Rock, wie Plastron und Aermel erscheinen mit rothen Tressen gestreift. — Ein dritter, äußerst aparter Anzug der nicht nur für das Bad, sondern auch bei dem Crevetten-Fang Anwendung finden dürfte, ist aus schwarzem Alpacca gefertigt, mit bauschigen Beinkleidern und kurzem geschlitzten Rock, der an jeder Seite mit drei kleinen Knöpfen über Fächer-Plissé aus gleichem Stoff geschlossen erscheint. Als Plastron dient ein hellblauer Tricot; dem großen Kragen aus weißem Wollstoff sind schwarze Anker eingestickt. Rosetten aus schwarzem Alpacca schmücken zu beiden Seiten den Gürtel; der grobe Strohhut ist mit Batist in der Farbe des Tricots garnirt. B. de G.

Bade-Anzug mit Plastron und Kragen.

* * *

Riesensummen verwenden die Damen des Londoner Highlife bisweilen auf ihre Schuhe und besonders auf ihre Pantoffeln. So ließ eine englische Aristokratin kürzlich ein Paar Pantoffeln reich mit Rubinen, Smaragden und Diamanten verzieren. Die Pantoffeln waren entzückend, kosteten aber die Kleinigkeit von 90,000 Mk. Die gegenwärtig verwitwete Gräfin *** bestellte ein Paar Pantoffeln, in denen sie als „Aschenbrödel" auf einem Maskenball des Herzogs von Manchester erschien. Die Pantoffeln waren dicht mit Diamanten besetzt, deren Werth mehr als 240,000 Mark betrug; das Fassen kostete 3000 Mark.

— Im Gegensatz zu den reichen Garnituren der Leibwäsche zeigt die Wiener Bettwäsche merkwürdig einfache Ausstattung, dagegen durchscheinend feines Linnen, auf welchem dann, über dem Fond der untenliegenden farbigen Seidenbezüge, Monogramm und Saumverzierung oder die als wichtigste und kostbarste Verzierung betrachteten handgearbeiteten Durchbruchstreifen zu ganz besonderer Geltung gelangen. Zu Bett-Garnituren wird übrigens neuestens, wie bei der gesammten Wäsche, mit Vorliebe die großlöcherige „broderie anglaise" angewendet. — Durchbruchsäume verzieren auch die Thee- und die bunten Kaffeegedecke. Eine sehr hübsche Eigenart ist es, die Monogramme der Tischwäsche, sowohl weiß als farbig, genau in Stil und Verzierungen mit dem eingewebten Damastmuster übereinstimmen zu lassen; hier bietet sich erfindungsreichem Geschmack ein weites Feld zur Bethätigung. — Den Handtüchern aus Rubberstoff setzt man neuestens ein auf Batist buntgesticktes Monogramm in Schildform auf. Die gestickten Ueberschlaglaken wollen sich in Wien durchaus nicht Bahn brechen; man kehrt wieder zu den festsitzenden Deckenkappen mit Knopflöchern zurück. Selbst die überaus modernen, großen Ueberdecken aus abgesteppten Eiderdunen werden, insofern man sie nicht bloß obenauf legt, mit Deckenkappen versehen, über die bisweilen ein breiter seidener Volant fällt, sodaß sie nur schmal über den Rand zu greifen brauchen. Desto beliebter ist für das Plumeau die kostbar schöne Schutzdecke aus Filet-Guipure überall dort, wo das reich ausgestattete Bett unüberdeckt steht, wie es die Mode heute verlangt. N. Br.

Bade-Anzug mit Tunica.

Bade-Anzug mit Tressenbesatz.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 64. Blumenstickerei. Moderne Arbeit. Die Verwendung unserer Vorlage zu einem Toiletten-Kissen veranschaulicht beigefügte kleine Ansicht. Die reizvolle, sich leicht und ungezwungen über die Fläche ausbreitende Blumenstickerei ist auf rosa Ottoman-Seide mit offener Filofloß-Seide ausgeführt; die Schattirung der einzelnen Blätter dürfte mit Hülfe der bunten Tafel leicht herstellbar sein. Für das wie Elfenbein-Schnitzerei wirkende Randbörtchen wurden feine Seidenschnürchen und Stick-Chenille in Beinweiß verwendet. Breite, gezogene Puffen aus rosa Seidenstoff garniren ringsum das Kissen, dessen vier Ecken mit großen, vollen Schleifen geschmückt erscheinen. A. M.

Toilettenkissen mit Blumenstickerei.

Braselin, diese wasserechte, widerstandsfähige Mattirung für alle Holzarbeiten, für Kerbschnitt, Holzbrand ꝛc., welche in der Nr. vom 1. Januar 95 unter „Handarbeiten" empfohlen wurde, kann auch eine sehr praktische Verwendung zur Auffrischung von Strohhüten finden. Wenn man mittelst eines Pinsels oder Läppchens alte, farbige Hüte mit dem farblosen Braselin überstreicht, so werden sie wie neu; sie erhalten ihre frühere Steife und einen matten Glanz wieder und erweisen sich gegen Regentropfen unempfindlich. Weiße Hüte können durch Anwendung von Braselin mit einem Zusatz von Deckfarbe in jeder beliebigen Nüance gefärbt werden. Gewiß wird dies einfache Mittel für Reise und Landaufenthalt vielen Damen willkommen sein. O. A.

Bezugsquelle: Sport-Hüte: E. Kirchhoff, W, Jägerstr. 23. — **Spitzenumhang:** B. Capteina & Co., W, Friedrichstr. 192/193. — **Hut:** Geschw. Jamin, W, Potsdamerstr. 21. — **Kissen-Stickerei:** Geschw. Rehm, W, Leipzigerstr. 129. — **Braselin und Deckfarben:** K. Braselmann, Höchst a. Main.

Eine Sehenswürdigkeit Luzern's

sind die grossen

Magazine der Seidenstoff-Export-Firma Schweizer & Co.

Seidenstoff-Proben — grosse — unserer Vorräte in **schwarz, weiss** und **farbig** von 55 Pfge. bis 20 Mark per Meter senden wir auf Verlangen umgehend an jedermann und fügen zur Bequemlichkeit der geehrten Damen **frankierte Retour-Adressen** bei.

Die **gewählten Stoffe** senden wir **porto- und steuerfrei** in die Wohnung, in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz),
Seidenstoff-Export.

Das „Luzerner Tageblatt" schreibt darüber:
»Zu den **Pracht-Magazinen,** wie wir sie im Verwaltungsgebäude der Gotthardbahn, in der Alpenstrasse und in den »Vier Jahreszeiten« bisher schon gehabt, hat sich im letztgenannten Gebäude nunmehr ein neues gesellt: das grosse **Seidenwaren-Magazin der Herren Schweizer & Co. Diese Züricher Seidenstoff-Fabrikations-Firma** hat die sämtlichen Gewölbe der Ostfront der »Vier Jahreszeiten« in eine grosse Verkaufshalle umgewandelt und stellt ihre Waren in 7 Schaufenstern (6 östlich und 1 nördlich) dem Publikum zur Schau und zum Verkauf aus. Es ist eine wahre Augenweide, neben den glänzend schwarzen, schweren Seidenstoffen die hochmodernen farbigen und diversen Phantasiestoffe zu sehen. Können schon die Augen der Männer an diesen hübschen Farbengebilden sich nicht satt sehen, welche Verlangen müssen erst im weiblichen Herzen beim Anblick all' der Herrlichkeiten erwachen! Nach den auf sämtlichen ausgestellten Gegenständen angebrachten Preisen zu schliessen, scheint das Geschäft der Herren Schweizer & Co. ebenso für die goldstrotzende Börse der hocharistokratischen englischen Lady wie für das bescheidenere Portemonnaie der bürgerlichen Hausfrau eingerichtet zu sein. Einen Besuch des Schweizerschen Magazins darf auch diese Letztere nicht unterlassen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 16. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. Berlin und Wien, 11. August 1895. Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Ein Strand-Roman.

Humoristische Novelle von H. v. Osten (†).

Ueber den Strand und das Meer leuchtet die Nachmittagssonne mit einer Gluth, als müßte sie ihre Zeit noch recht benutzen, ehe jene Wolkenbank feindlich heranrückt und vielleicht mit schwerem Geschütz in das lustige Badetreiben hineinwettert.

Einige abgerissene Wölkchen tummeln sich oben am Himmel, und wenn sie das strahlende Gestirn verhüllen, so fliegen dunkelviolette Schatten über das grünliche Meer, den weißleuchtenden Strand, wie trübe Gedanken über das lachende Antlitz der Natur; der Mensch aber athmet auf, dehnt sich behaglicher und öffnet die Augen, die ihm die brennende Sonnengluth zudrückte.

Fern ab von dem bunten Badetreiben und so dicht am Strande, daß die sacht anschlagenden Wellen fast die Lackstiefel oder Schuhe benetzen, hat sich eine kleine Gruppe von jungen Leuten im leichtesten Sommerkostüm gelagert. Ueber den großen, weißen, in den Sand gesteckten Sonnenschirmen kräuselt sich in der stillen, klaren Luft ein bläuliches Rauchwölkchen, als einziges Lebenszeichen dieser menschlichen Niederlassung. Aus der Ferne tönt gedämpft Summen von Menschenstimmen, hier und da ein helles Lachen. Unter den Schirmen regt sich nichts; doch ja! jetzt dringt ein Laut hervor; es klingt wie Stöhnen. Ein Grunzen, ein Gähnen, und endlich erschallen im tiefsten Baß die Worte: „Kinder, ist das heiß heute!“ Dreifaches Grunzen antwortet, und dann kommt erst spät, wie durch Telephon-Leitung, die Antwort: „Wenn Du weiter nichts zu sagen hast, Dicker, so halte den Mund und laß uns schlafen!“

Doch „das Unglück schreitet schnell“. Hier naht es von dem Bretterwege her, in Gestalt eines jungen, schlanken Mannes, in dessen hübschem, frischem, mit einem kecken blonden Bärtchen geschmückten Gesichte ein paar lustige, blaue Augen blitzen.

Bei dem Klange der tiefen Baßstimme war er zusammengefahren; jetzt kommt er mit langen, unhörbaren

Herzeleid.
Nach dem Bilde von Adolf Hering in Königsberg. — Siehe Seite 128.
Photographie-Verlag der Photographischen Union, München.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Schritten näher. — Plötzlich werden die großen Schirme wie von einem Wirbelwinde hinweggerissen, die grelle Sonne beleuchtet vier geröthete, verschlafene Gesichter, die, von wirren Haaren umgeben, in stummer Entrüstung emporblinzeln.

„Ha, ha, ha, meine Herrschaften!“ tönt es lustig, „ein Glück, daß kein Photograph hier lauert! Was würden die schönen Leserinnen unserer geistreichen Journale zu diesen Portraits ihrer geistreichen Vertreter sagen! Rosner, Menschenkind, so blinzle doch nicht so erbärmlich! Eine Nachteule ist ja der reine Falke gegen Dich; und Merker hat sich den Mund mit dem ungeheuerlichen Gähnen so ausgereckt, daß der gar nicht wieder in seine natürlichen, weiß Gott! doch schon ziemlich weit gesteckten Grenzen zurück will. Ist das das ganze Nachmittagsvergnügen, hier, wie Seehunde, im heißen Sande zu liegen? Dann thut es mir leid um Zeit und Geld. Schlafen konnte ich in unserem Redactions-Zimmer auch und noch bequemer als hier, und schöne Mädchen in extravaganten Toiletten giebt es bei Kroll allabendlich zu bewundern, während ich hier bis jetzt nur einige Engländerinnen mit unmöglichen Hüten und Füßen gesehen habe.“

„Uf!“ sagte der dicke Rosner, Redacteur eines süddeutschen Blattes, indem er sich bedächtig den Sand von dem Aermel klopfte, während Doctor Merker sich bemühte, die Schirme wieder aufzustellen, und die beiden andern schläfrig zusahen. „Uf! — Hat dieser Ansdorf einen Sprechanismus! Sage mir nur eins, warum bist Du denn überhaupt gekommen, Du eingefleischter Berliner, der so gar kein Verständniß für Natur hat?“

„Natur, bah! — ich suche sie nur wo anders als Ihr! — ‚Nur — für Natur — schwärmte sie — Melanie‘“, intonirte Paul Ansdorf, der Störenfried, in Tönen, die den Eindruck machten, als habe man die ursprüngliche Melodie mit der ganzen Klaviatur durchmengt und böte nun diese Mischung in kleinen Portionen dar.

„Um Gotteswillen, Mensch, höre auf! — das ist nicht auszuhalten, da bekommt man ja Zahnschmerzen!“ — schrieen die Herren durcheinander, und der dicke Rosner sprang behender auf, als man es ihm zugetraut hätte, umfaßte den Sänger, und zog den sich Sträubenden gewaltsam nieder in den warmen Sand.

„Hülfe!“ stöhnte Ansdorf, „Hülfe! Gott sei mir gnädig! Hätte ich mir träumen lassen, daß derartige Umärmelungen mich hier erwarteten, ich säße daheim im traulichen Redactions-Zimmer, tödtete mit Wonne die neunhundert und neun und neunzigste Fliege, und —“

„Höre, geliebter Berliner, warum bliebst Du nicht an jenem gesegneten Orte, dessen Du nun schon zum zweiten Male sehnsuchtsvoll gedenkst? Was führte Dich hierher an den kahlen Strand, wo es kein Café Bauer, keine Kroll'sche Sommer-Oper ꝛc. giebt? Einzig nur der Ehrgeiz, die Sirenen der Nordsee durch Deine Stimme neidisch zu machen, wie?“

„Alter Schwabe, begreifst Du nicht, daß allein der Wunsch, Dir wieder in das treue Auge zu blicken, — nein, bitte, keine handgreiflichen Liebesbeweise, ich habe genug davon! Auch muß ich gestehen, daß außer meiner tiefen Sehnsucht, Euch, meine Theuren, wiederzusehen, auch noch ein anderes Motiv mich leitet.“

„Ein Leit-Motiv! Du singst es doch nicht etwa selbst?“

„Keine faulen Witze, Kinder! Langt lieber einmal Eure Cigarren-Taschen herüber; ich werde untersuchen, wer das beste Kraut hat, und mir dann eine Cigarre ausbitten. Meine Tasche habe ich leider —“

„Im Ueberzieher stecken lassen, wie gewöhnlich,“ ergänzte Rosner, indem er einen wohlversehenen Lederbehälter dem Freunde hinhielt. Auch die übrigen beeilten sich, die ihrigen anzubieten.

Mit kritischem Blicke beäugelte der blonde Ansdorf die verschiedenen Sorten.

„Elbmüller raucht wieder Cigaretten; er kann das leichtfertige Wesen auch darin nicht verleugnen,“ sagte er mit ernster Mißbilligung. Dann ergriff er mit eleganter Bewegung aus jeder Tasche je eine Cigarre, beroch sie, erklärte, er könne auf diese Weise keine definitive Entscheidung treffen, er wolle sie nach einander rauchen und steckte sie ein, indem er sich eine der geschmähten Cigaretten, „als leichtes Vorgericht“, wie er meinte, sofort anzündete.

„Also, meine Freunde,“ begann er nun, indem er sich gemüthlich in den Sand streckte, „nicht zum faulen Genießen, nicht zu seehundsmäßiger Bummelei bin ich hier, um meinen Leib zu pflegen und den Geist ruhen zu lassen, wie Ihr es thut, nein! mein Ziel habe ich mir höher gesteckt; für mich giebt es keine Erholung, ich bin auch hier im Dienst, und Ihr Genossen, Ihr habt die heilige Pflicht, mir zu rathen und zu helfen bei meinen Unternehmungen. Hört also:

Mein Chef erwachte neulich mit der Idee, wir müßten durchaus einen eleganten Gesellschafts-Roman bringen; aber einen, der die Schlaglichter etwas schärfer fallen ließe, als es unsere zarten Mitarbeiterinnen augenblicklich fertig brächten. Zu dem Schöpfer dieses epochemachenden Opus ersah er mich. ‚Sie haben natürlich Fühlung mit jenen Kreisen‘, sagte er, indem sein helles, scharfes Auge wohlwollend auf mir ruhte. Ich erröthete wie ein Backfisch, dem man zum ersten Male von seinen schönen Augen spricht, empfand wahrscheinlich dasselbe bange Wonnegefühl und stotterte: ‚Allerdings‘! Ein kurzes Wörtchen nur, und doch eine der kolossalsten Lügen dieses schwindelhaften Zeitalters, denn ich will mich hängen lassen, wenn ich eine andere Fühlung mit unseren oberen Zehntausend habe, als sich durch das Gedränge im Foyer der Oper erreichen läßt. Aber urtheilt milde! Sollte ich das so rare Wohlwollen des Gestrengen aufs Spiel setzen, mein prestige bei ihm auf immer vernichten? — Nimmermehr! Es giebt Versuchungen, denen der moderne Mensch unterliegen darf; ja, ich wage es zu sagen, denen er unterliegen muß, will er anders nicht mit dem Stempel der Dummheit umherlaufen.

Also ich stotterte erröthend ‚allerdings‘, und dies kurze Wörtchen, dieses Stottern, dieses Erröthen — wurde von dem Chef in der günstigsten Weise gedeutet.

Noch einmal umfaßte sein Herrscherblick freundlich meine ganze Erscheinung. ‚Ich dachte es mir wohl‘, sagte er mit einem etwas frivol angehauchten Lächeln. ‚Nun, also, mein lieber Ansdorf‘, — er sagte wahrhaftig »mein lieber« —, ‚verlieren Sie keine Zeit! Eine Fabel zu erfinden, wird Ihnen ja nicht schwer werden; vor allem kommt es mir darauf an, daß Sie den Local-Ton richtig zu treffen wissen. In welchem Bade weilen denn Ihre schönen, vornehmen Freundinnen? Reisen Sie Ihnen nach, womöglich in ein Seebad; dort lebt man am ungenirtesten. Während Sie dann in den eleganten Kreisen als liebenswürdiger, geistreicher Cavalier sich bewegen, lassen Sie aus einem verborgenen Augenwinkel die Seele des Schriftstellers scharf auslugen, um das Erlauschte dann in stiller Nachtstunde frischwarm auf das Papier zu bringen. Dreihundert Seiten Manuscript muß es geben, und es darf beileibe nicht mit zu grobem Pinsel gemalt werden, sonst springen uns noch einige Abonnenten ab. Weiter sage ich Ihnen nichts; Sie werden mich schon verstehen!‘ Und nun reisen Sie sobald als möglich. Adieu!‘

Damit verschwand der Chef, und ich stand und starrte die schwere, eichene Thür an, wie die Kuh das neue Thor.

Was war das? Hatte ich recht gehört? Was traute mir dieser Mann alles zu? Er sprach ja, als sei er verliebt in mich. ‚So nun dergleichen an dürrem Holze geschieht‘, — folgerte ich und stand mit einem Satze vor dem fleckigen Redactions-Spiegel, dem Tummelplatze sämmtlicher Redactions-Fliegen. Nun, Ihr wißt, ich bin nicht ein bißchen eitel —!“

„Ei, ei, hört, hört!“ tönte es unter den Schirmen hervor.

„Nein, wirklich nicht, wenigstens nicht sehr, will ich damit sagen; aber schließlich, ich muß doch gestehen, daß der Anblick nicht gerade entmuthigend wirkte. Die schmeichelhaften Worte des Chefs noch im Ohre, packte ich in gehobener Stimmung meinen Koffer, entsann mich zu rechter Zeit, daß ich an diesem Gestade, wenn auch keine aristokratischen Freundinnen, so doch Freunde und hülfreiche Genossen finden würde, benutzte den nächsten fahrplanmäßigen Zug — et me voilà.“

„Sehr gut!“ ließ sich langsam die Stimme des dicken Rosner vernehmen. „Ich vermuthe, Du bist schon mitten in Deinem Roman und erprobst Deine neue Methode an uns armen, geduldigen Versuchskaninchen. Nur weiter, nur weiter! Natürlich hast Du schon auf der Eisenbahnfahrt die Bekanntschaft der Heldin gemacht, hast Gelegenheit gehabt, Dich nützlich und angenehm zu zeigen, vielleicht bei einer kleinen, gemüthlichen, hochmodernen Entgleisung —“

„Nichts dergleichen, mein Freund! Wir kamen mit einer Stunde Verspätung, aber sonst ohne allen Unfall zum Dampfer, und was die Bekanntschaft anbetrifft, so ging es damit auch nicht nach Wunsch. — Ich fuhr natürlich, um auf der Höhe der Situation zu bleiben, erster Klasse, und in Hannover stiegen auch wirklich ein paar höchst elegante Damen ein, die mit dem Duft der zahllosen Blumensträuße und dem ihnen selbst entströmenden Parfüm, extrait de verveine, wie ich glaube, mich berauschten und meine Seele in ahnungsvollen Schauern versetzten. Sie zeigten sich durchaus nicht hochfahrend bei meinen bescheidenen Annäherungs-Versuchen, und wir kamen bald in eine höchst belebte Unterhaltung. Da auf einmal, eben als meine hungrige Schriftstellerseele anfangen wollte, sich Notizen zu machen, erschien mir der Local-Ton so merkwürdig bekannt, und es stellte sich denn auch heraus, daß die eine der Damen zu einem Gastspiele nach Hamburg reiste.

‚Verlorene Liebesmüh'! dachte ich und wurde durch meine Enttäuschung so verdrießlich, daß ich die Situation gar nicht ausnutzte, und nun, theuerste Collegen, antwortet mir ehrlich: giebt es vornehme Gäste hier?“

„Ja,“ erwiderte Rosner überzeugt.

„Viele?“

„Nein.“

„Junge, schöne Damen?“

„Ja.“

„Elegante, junge Herren?“

Ein zögerndes „J — — a.“

„Viele?“

„Nein.“

„Sehr gut! Das sind Chancen. Trifft man sich an der table d'hôte?“

„Ja.“

„Danke Dir, mein Alter! Ich bin vorläufig befriedigt und überlasse Euch Eurer wohlverdienten Ruhe. Hoffentlich wißt Ihr mit den Stunden der Fluth genau Bescheid? Mir scheint, die Wellen sind schon näher gekommen. Adieu, Schlafmützen!“ Und damit schritt er davon; während die braven Collegen in der That wieder in ein behagliches Schnarchen zurücksanken. — —

Drei lange Tafeln sind im Kurhause gedeckt.

Geschäftig gleiten die Kellner einher. Das Glockenzeichen ist erklungen, und schon sitzen einige Tischgäste, meist ältere, kahlköpfige Herren, auf ihren Plätzen. Sie entfalten die Servietten, untersuchen sorgsam ihr Besteck, gucken in die Gläser, studiren die Weinkarte, kurz, bereiten sich ernst und würdig auf die wichtigste Stunde ihres Tages vor.

Rechts am Eingange finden wir den blonden Ansdorf in hellem Flanell-Kostüm mit den Freunden in malerischer Gruppe vereinigt. Er lugt gespannt, wie ein junger Schütze, der zum ersten Male einen Sechszehnender auf dem Anstande belauern will; Rosner steht als erfahrener Waidmann neben ihm, auf jeden fragenden Blick unmerklich den Kopf schüttelnd.

Es ist nur niederes Wild, welches bis jetzt passirte.

Doch da nahen drei Damen: große, imponirende Gestalten. Sie sind in einfacher Straßen-Toilette und dicht verschleiert.

Rosner blinzelt.

Ansdorf tritt einen Schritt vor. Die erste Dame nimmt den Hut ab.

Ansdorf schaudert.

Die zweite und dritte Dame folgen dem Beispiele und schreiten in den Saal.

Ansdorf tritt so hastig zurück, daß Elbmüller mit einem Schrei seinen Fuß emporzieht.

„Die Gräfin Branken mit ihren beiden Töchtern; die älteste ist . . . noch nicht da, ich werde sie Dir später zeigen,“ sagte Rosner mit eisernem Ernste.

„Die Aelteste! Ich danke, lieber Freund! Gehen wir über die Branken'schen Damen zur Tagesordnung über!“

„Eine der ältesten Familien.“

„Das seh' ich; aber man muß auch nicht zu exclusiv sein.“

Alsdann folgt eine laut plaudernde Familien-Gesellschaft; es schimmert von rosigen Wangen, blonden und braunen Locken.

„Nichts da,“ brummt Rosner, indem er Ansdorf wie einen schlecht dressirten Jagdhund zurückhält, „nichts für Dich, mein Sohn! Kaufleute, Fabrikanten. Doch jetzt, sieh' da! Baron Möllenstorf mit zwei hübschen Töchtern und einer noch hübscheren Nichte, nebst dem gewohnten Cortège.“

Paul Ansdorf fährt sich durch das blonde Toupet und nimmt eine unternehmende Haltung an.

Der Blick des einen Herrn trifft ihn kalt verwundert; er erröthet.

So geht es weiter: immer neue Erscheinungen, immer größer wird das Gedränge.

Jetzt streift ein silbergraues Kaschmirkleid dicht an dem Redacteur vorbei.

Ein Duft von Parma-Veilchen umweht ihn, und er blickt auf ein überaus liebliches, etwas blasses Profil, dessen klassische Linien durch das griechisch frisirte Blondhaar noch gehoben werden.

Ansdorf sieht in ein paar graue, kluge Augen, die unter dichten, dunklen Wimpern hervorstrahlen.

Ihr Blick, ihm zugewendet, war Blitz und Schlag zugleich.

Umgekehrte Welt! das Wild verwundete den Jägersmann, und wie Ansdorf stumm der hohen, schlanken Gestalt im grauen Gewand nachstarrte, murmelte Rosner sardonisch: „Nur zu, alter Junge, nur zu! Du bist auf richtiger Fährte. First rate, sage ich Dir! Mira, Gräfin Promnitz, geborene Gräfin Dornburg. — Herz, was willst Du mehr? Keine bessere Lehrmeisterin für den Local-Ton, keine schönere Ariadne, um Dir den leitenden Faden zu reichen. Muth, blonder Theseus, Muth! Aber ich glaube beinahe, daran fehlt es!“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„So, glaubst Du das?“ sagte Ansdorf, der einen Augenblick wie geistesabwesend vor sich hingestarrt und den Namen der Dame leise gemurmelt hatte. Zum Erstaunen der Freunde drängte er dann wie ein Keil durch die Menschenmasse und redete einen elegant gekleideten, etwas corpulenten, kahlen Herrn an, der am Servir-Tisch stand und die Tafel überschaute.

Man sah, wie der Herr die Augen in entrüstetem Staunen auf Ansdorf richtete und sich dann achselzuckend abwandte, während der blonde Redacteur, einem begossenen Pudel gleich, zu der Gruppe zurückschlich.

„Was war denn das? Was fiel Dir ein? Kennst Du den Landrath von Horneck?“

„Ach, Gott bewahre! Der Mensch sieht ja auch gar nicht wie ein Landrath aus; ich hielt ihn für den Oberkellner und bat ihn, er möchte mir, für ein gutes Trinkgeld, den Platz neben der grauen Dame verschaffen.“

Rosner lacht hellauf. „Mensch, Du debutirst wahrlich nicht übel! Das wird Dir der Herr Reichstagsabgeordnete, der außerdem ein Verehrer der Gräfin Promnitz ist, nicht vergessen. O weh, wenn Dein armer Chef sich in Dir nur nicht total verrechnet, mein Kleiner! Doch kommt zu Tische! Die Seezungen werden gleich servirt werden. An der Suppe ist nichts verloren.“

Ansdorf saß schweigend und in sich gekehrt, er ließ die Neckereien der Freunde ungerügt über sich ergehen.

Jetzt holte er ein Notizbuch heraus und blätterte eifrig darin. „Ich hab's!“ rief er plötzlich Rosner ganz laut zu.

Verschiedene Augen und Lorgnetten richteten sich auf ihn, und eine ältere Dame gegenüber fragte interessirt, ob der Herr vielleicht das Preis-Räthsel meine, das im Tageblatte gestanden habe.

Ansdorf verneinte auf das verbindlichste und wiederholte dann mit leuchtenden Augen, indem er zärtlich Rosner's dickes Knie drückte: „Ich hab's, mein Junge! Ich sehe meinen Weg jetzt klar vor mir und ich weiß, wie ich das Glück an der Stirnlocke, sagen wir in diesem Falle lieber an den Stirnlöckchen, zu fassen habe. Du wirst staunen, sage ich Dir! Du siehst mich noch heute als intimen Freund im Gefolge der schönen Frau, oder niemals wieder! Sprich nicht, frage nicht; ich würde weder antworten, noch erklären. Mache auch kein so ungläubiges Gesicht und vor allem keine schlechten Witze; Du würdest Dich später ärgern. Und nun wollen wir lustig sein! Kellner, drei Flaschen Röderer, Carte blanche!“ —

Das Bade-Publicum trank Kaffee am Strand-Pavillon, lauschte den Klängen der Kapelle und sah den Booten nach, die zum Möven-Sport hinausfuhren.

Auch Graf Promnitz war mit einigen Herren auf dem Wasser; die Gräfin saß allein an einem kleinen Tische, während ihr sechsjähriges Töchterchen mit der Bonne am Strande Muscheln suchte.

Die schöne Frau hielt ein dünnes Heft in der Hand, in welches sie zuweilen Notizen machte, und schien so versunken in ihre Gedanken, daß sie kein Auge für ihre Umgebung hatte.

Desto eifriger wurde sie selbst von einem nicht allzu weit entfernten Tische beobachtet.

Die Freunde drängten in lustiger Stimmung auf Ansdorf ein, sein Glück zu versuchen. Es sei die allergünstigste Zeit jetzt, versicherten sie; aber sie erschraken doch beinahe, als er plötzlich aufstand und geradeswegs auf die graue Dame zuging.

„Kinder, er wird doch nicht?“ stöhnte der dicke Rosner ganz beklommen. „Das giebt ja einen Skandal! Der Junge ist betrunken, obgleich er mir gar nicht so vorkam.“

„Ach, bewahre! Er will uns mystificiren; er wird kurz vorher abschwenken!“ meinte Elbmüller.

Jetzt ist Ansdorf ganz in der Nähe der grauen Dame angelangt, jetzt schwenkt er mit eleganter Bewegung um den colossalen Rücken einer dicken Bankiers-Frau herum, jetzt macht er bei der schönen Frau am Tische Halt.

Er zieht den Hut, er verbeugt sich, er sagt lächelnd ein paar Worte.

Die Dame blickt erstaunt auf; sie erschrickt; sie erröthet heftig. Jetzt wird sie entrüstet sich erheben, — doch nein! sie scheint bewegt; sie blickt unsicher umher, sie zaudert; und jetzt, — wahrhaftig, sie zeigt mit graziöser Bewegung auf den leeren Stuhl an ihrer Seite und — da sitzt er, der Verwegene!

Einen einzigen triumphirenden Blick wirft er hinüber zu den Freunden, dann beugt er sich näher zu seiner hochgeborenen Nachbarin und flüstert, ja wahrhaftig, er flüstert leise und eifrig. Er zeigt auf seine Brust und die Dame lauscht offenbar mit dem holdesten Erröthen und Lächeln, verschämtes Glück in allen Zügen.

So vertieft sind die beiden in ihre lange Unterhaltung, daß sie es gar nicht bemerken, wie mittlerweile die Boote zurückgekehrt sind, wie Graf Promnitz, eine Hünengestalt in dunkelblauem Serge-Kostüm, sich nähert und die Gruppe scharf aufs Korn nimmt.

„Um Gotteswillen, es giebt eine Scene!“ ruft Rosner, sich erhebend; ihm folgen die Genossen.

Sie sehen, wie die Gräfin aufblickt und, wie mit Blut übergossen, dem forschenden Blick aus den erstaunten, runden Augen des Gatten begegnet.

„Schon zurück?“ stammelt sie.

„Wir waren über zwei Stunden fort,“ antwortet Graf Promnitz kurz.

Sein Auge ruht noch immer fragend auf dem jungen Manne, der sich erhoben hat.

Die Gräfin erhebt sich ebenfalls; es ist, als zittere sie.

Einen Blick wirft sie dem Blonden zu; was liegt alles in dem einen Blick! dann sagt sie: „Erlaube, lieber Ernst, daß ich Dir hier Herrn, — Herrn —“

„Ansdorf,“ ergänzte dieser mit einer Verbeugung.

„Herrn Ansdorf vorstelle, einen — einen intimen Freund meines Bruders Leon, von dem er mir Grüße gebracht hat.“

Das etwas verdüsterte Gesicht des jungen Hünen entrunzelt sich. Er streckt eine mächtige, aber schön geformte und wohlgepflegte Hand zum kräftigsten Bewillkommnungsgruße aus und sagt mit dröhnender Stimme: „Freut mich, freut mich sehr, Ihre Bekanntschaft zu machen, Herr — Ansdorf. Kennen meinen Schwager also intim? Sehr eifriger Jäger, der gute Leon. Sind hoffentlich auch Jäger. Bitte, nehmen Sie doch Platz! Darf ich Ihnen eine Cigarre anbieten? Sie sind wohl mit Leon in Bonn zusammen gewesen?“

„Ja wohl, in Bonn, ganz recht, wir — wir waren in demselben Corps.“

„In demselben Corps? Aber mein Schwager ist ja gar nicht Student gewesen!“

„Natürlich nicht! Graf Dornburg besuchte nur häufig unsere Kneipabende, und wir führten ihn als Ehrenmitglied.“

„Hm,“ meinte Graf Promnitz, künstliche Ringel in die Luft blasend, „hm! Wird meinem Schwiegervater wieder ein schönes Stück Geld kosten, diese Ehrenmitgliedschaft. Bei den Preußen, natürlich?“

„Natürlich, bei den Preußen!“ bestätigte Ansdorf, als käme kein anderes Corps in Frage. Jetzt erröthete er schon nicht mehr.

„Lüg' Du und der Teufel!“ murmelte der dicke Rosner, der bis dahin, scheinbar in den Anblick des Meeres versunken, in der Nähe des Tisches ausgeharrt hatte und sich nun langsam rückwärts concentrirte. „Der Junge ist wie besessen; ich fürchte, er bringt sich noch in Teufels Küche, wo er auch eigentlich hingehört, seines schauderhaften Lügens willen! Die schöne Frau ist offenbar mit ihm im Bunde; wie das zusammenhängt, werden wir ja wohl von ihm erfahren. Da kommen Brankens, Möllenstorfs, der Landrath von Horneck, die ganze vornehme Clique; — er wird allen vorgestellt und sitzt nun da, schwatzt und lacht mit den hübschen Mädchen. — Sieh nur einer die triumphirenden Blicke, die er zu uns herüber wirft! Na, warte, mein Jüngelchen, es ist noch nicht aller Tage Abend, Du wirst Dir mit Deinem feinen Lügengewebe einen netten Strick für Deinen Hals drehen, fürchte ich! Wen grüßen sie jetzt alle so verbindlich? Ah, da fährt die alte Fürstin Czartoryska vorüber. Reizendes Gesichtchen da neben ihr; das sind Augen! Doch nun kommt; ‚ich bin des Treibens müde', wir wollen einen stillen Platz zum Skat suchen.“

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Der letzte Akt.

Skizze von E. von Bojanowska in Weimar.

Es war an einem Herbstmorgen des ereignißvollen Jahres 1870. Die Dämmerung lag noch schwer und grau auf den Straßen und Plätzen der französischen Festung, der sich im weiten Kreise die vordringenden deutschen Armeen näherten. In der Stadt herrschte jene unheimliche Bewegung, wie sie überall großen Ereignissen vorauszugehen pflegt. Auf den einzelnen Straßen der Vorstadt, außerhalb der Thore, war es heute seltsam still im Gegensatze zu den letzten Tagen, denn man hatte noch am späten Abend die Truppen, die hier gelagert hatten, weiter vorgeschoben.

Oede und leer standen die grau verwaschenen Fabriken und die vielstöckigen Mieth-Kasernen. Zerbrochene Stakete trennten die zerstampften Rasenstücke vor den unregelmäßigen kleinen Arbeiterhäusern von der Straße. Auf Befehl der Militär-Behörde hatte man schon seit einigen Tagen den ganzen Häuser-Complex räumen sollen; hier und da hatte man begonnen, einzelne Gebäude niederzulegen, doch schlichen noch immer einzelne Gestalten hin und her, die sich von ihrem heimischen Herde, wie jämmerlich er auch immer war, nicht trennen wollten, — verkommene Erscheinungen mit eingefallenen, verbitterten Gesichtern. Sie hatten auf die Aufforderung, ihr Leben und ihr Hab und Gut in der Stadt in Sicherheit zu bringen, höhnisch erwidert, es käme weder auf das eine noch auf das andere etwas an; man solle sie lassen, wo sie wären.

Der Morgenwind wirbelte in den breiten Straßen die Stroh- und Heubüschel hin und her, die von den fouragirenden Truppen überall zerstreut worden waren; häßliche, fettige Papierfetzen, fortgeworfene Speisenreste lagen ringsum, und der niedersinkende Nebel überzog die unregelmäßigen Pflastersteine mit einer zähen, schlüpfrigen Feuchtigkeit.

Am Eingang eines vielfenstrigen Spinnerei-Gebäudes hatten sich einzelne Gruppen müßiger Menschen gesammelt, welche die unausrottbare Macht der Gewohnheit zum Beginn der sonstigen Arbeitsstunde auch heute an die geschlossene Thür der Fabrik geführt hatte, in der sie seit Jahren ihren spärlichen Lebensunterhalt zu erwerben pflegten. Plaudernd waren sie stehen geblieben, da der hier vorüberführende Auszug der Truppen aus der Festung ihre Schaulust zu fesseln begann.

In dem fahlen Morgenlicht kamen die Regimenter ohne Musik, in aufgelösten Reihen, in endlosen Zügen heran, und das monotone Geräusch ihrer dumpfen Tritte, welches das Huf-Klappern der im Schritt gehenden Pferde nicht zu übertönen vermochte, legte sich wie ein beängstigender Druck auf die Zuschauer. Nur der Schwarm junger Fabrik-Arbeiterinnen schien nichts derart zu empfinden. Sie waren dreist bis an den Rand des Fußwegs vorgetreten und musterten mit kecken Blicken die Linie der vorüberschreitenden Soldaten, hier und da Scherzworte mit ihnen tauschend.

Ein neues Regiment zog heran. „Die Chasseurs!“ ging es von Mund zu Munde. Männer und Frauen reckten die Köpfe; man rief den bekannten Soldaten, die in der Stadt ihre ständige Garnison gehabt hatten, Grüße und Segenswünsche zu. Die Mädchen drängten sich näher heran; da gab es bei manchem einen verstohlenen Händedruck, einen Abschiedskuß. Und selbst die oberflächlichsten dieser Geschöpfe, die es heute mit diesem, morgen mit jenem hielten, schien unter den jetzt in der Ferne hörbar werdenden, dumpfen Kanonenschlägen eine Ahnung zu überkommen von dem Ernste dieses Momentes, der so viele von den lebensfrischen Burschen dem Tode entgegenführte.

„Michette, hörst Du es? Die Chasseurs!“ rief eines der Mädchen mit kreischend erhobener Stimme dort hinüber, wo an der letzten Biegung der Straße, durch die breite Thorfahrt von den übrigen getrennt, schon die ganze Zeit unbeweglich eine weibliche Gestalt gelehnt hatte. In ihren grauen, schlumpigen Kleidern sah diese fast wie ein Stück der Wand aus, an die sie sich, die Arme auf dem Rücken gekreuzt, eng andrückte. Nur das ungeordnete, rabenschwarze Haar ihres Kopfes hob sich von dem einfarbigen Hintergrund ab. Ihr Antlitz zeigte den graugelben Ton, wie ihn fortgesetzte Entbehrung, Krankheit und Elend auch den jugendlichsten Gesichtern aufzuprägen vermag. Ihre eingefallenen Züge mochten einst schön gewesen sein, aber scharfe Linien hatten sich um die auf einander gepreßten Lippen gegraben; die dunkeln Augen lagen glanzlos in ihren tiefen Höhlen, und ein Menschenkenner hätte es auf den ersten Blick errathen, daß durch Leidenschaft und seelische Leiden, mehr noch als durch körperliche, die Jugend dieses Geschöpfes vernichtet worden war, das in stumpfer Gleichgültigkeit unbewegt vor sich hin sah.

Bei dem schrillen Rufe der Gefährtin hatte sie, ohne ihre Stellung zu verändern, den Kopf gehoben; ihre großen Augen, die jetzt ein flackernder Glanz belebte, hefteten sich erwartungsvoll auf die Nahenden.

Ein hochgewachsener, blonder Chasseur-Unteroffizier, das Käppi herausfordernd aufs linke Ohr geschoben, schlenderte, an der Seite seiner Compagnie gehend, nachlässig daher. Ihn schienen die Mädchen da drüben erwartet zu haben; sie tauschten schon von fern Grüße und Worte mit ihm. Die Hübscheste unter ihnen warf ihm mit koketter Miene eine Blume zu, und ihr sorgloses „Auf Wiedersehen, André!“ bildete einen schneidenden Contrast zu der ernst-erwartungsvollen Stimmung des Augenblicks. Er hatte mit einem feurigen Blick gedankt und nickte ihr noch im Weiterschreiten vertraulich zu, während er lächelnd die schon vor dem Aufblühen welk und farblos gewordene Rosenknospe zwischen den blanken Knöpfen der Uniform befestigte.

Zusammenzuckend hatte Michette den Vorgang verfolgt, um sich dann mit finster zusammengezogenen Brauen nach der anderen Seite zu wenden. Ein Windstoß zerriß für einen Augenblick den Nebelschleier; gelbe und braune Ackerflächen, die wie die Felder eines Schachbrettes erschienen, breiteten sich in der Nähe aus. Kein Sonnenstrahl erhellte die Gegend; kalt und grau verhüllt lag das Land rings umher, und die hohen Pappeln der Chaussée verloren sich gespenstisch in den wogenden Nebelstreifen. Michette hob den Kopf, ihre Gestalt streckte sich; es war ihr, als durchdränge ihr Auge den Horizont und gewahre den anrückenden Feind; der Lufthauch, der ihr Haar bewegte, schien ihr todeskalt. „Da kommt der Tod herauf!“ sagte sie tonlos vor sich hin.

Ein Geräusch riß sie aus dieser Vision. Der Chasseur hatte, als er ihrer ansichtig wurde, versucht, durch die Reihen seiner Leute hindurch auf die andere Seite der Straße zu gelangen. Doch diese wehrten es ihm mit lachenden Spottreden; er mußte vorwärts, und so standen sie sich mit einem Male ganz dicht gegenüber, Michette und der Chasseur.

„Sieh da, Michette!“ er suchte verlegen zu lächeln, — „Du wartest wohl hier auch auf mich, um mir Adieu zu sagen, um unserer alten Freundschaft willen?“ flüsterte er, ohne sie anzusehen.

Flammende Röthe war in Michette's Wangen gestiegen. „Um unserer alten Freundschaft willen!“ Sie lachte gellend, ihre Augen funkelten im Zorn. — „Geh, Elender, —“ sie hob den Arm mit einer Bewegung, als schleudere sie im weiten Bogen etwas Unsichtbares von sich, „geh hin in die Schlacht! Vielleicht finden die Kugeln Dein Herz, das Du so vielen schenktest, und wie Du mich betrogen hast, so fluche ich Dir!“

Ihre Stimme klang wie der vibrirende Ton einer zersprungenen Saite hinter dem Manne her, der, ohne sich umzublicken, mechanisch weiterschritt und dabei die Flinte ungeduldig von einer Achsel auf die andere schob.

„Donnerwetter! Die hat Temperament, die Hexe!“ flüsterten ein paar von den Soldaten vor sich hin.

Michette war in ihre frühere Stellung zurückgesunken, aber sie mußte ihre Finger in den Kalk der Wand krallen, um sich aufrecht zu halten; ihre Knie zitterten, ihre Zähne schlugen aufeinander. Mit weitaufgerissenen Augen verfolgte sie unverwandt den Zug der Truppen, bis sie sich zuletzt wie dunkle Schatten in dem Nebel verloren. Da endlich ging sie mit müdem Schritt nach der öden Kammer zurück, die sie ganz in der Nähe in einem armseligen Hintergebäude bewohnte.

Doch das eben Erlebte ließ ihr auch dort keine Ruhe. Während sie sich mechanisch mit der einen oder der anderen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

häuslichen Verrichtung zu thun machte, murmelte sie immer wieder „André“ vor sich hin. Und als läge in dem Klange eine Zauberkraft, deren sie sich nicht erwehren könne, versank sie in Erinnerungen, die dieser Name heraufbeschwor. Sie stiegen auf vor ihr und hüllten sie ein, grau und trostlos, wie die Nebelwolken da draußen. Ein Grauen überlief sie vor dem Elend ihres Lebens, das, von keinem Sonnenstrahl erhellt, auf ihr lastete. Sie besann sich wohl, daß es einmal anders gewesen war, denn als ein frisches, lebensmuthiges Dorfkind war sie hierher gekommen; schön und stattlich war sie gewesen, und Kräfte hatte sie gehabt, wie ein Mann. Wenn sie so stolz daher geschritten war in ihrem dunkeln, faltigen Linnenkleide, die glänzenden Zöpfe wie einen Kranz um den Kopf gesteckt, da hatte sich mancher wohlgefällig nach ihr umgesehen. Aber ihre Augen glitten gleichgültig über die Fremden hin; ihr war es nur um den Einen zu thun, dem ihr Herz gehörte. Und Michette's Herz gehörte dem André. War sie doch auf seinen Ruf, um seinetwillen hierher gekommen aus ihrer gemeinschaftlichen Heimat an den Rebenhügeln der Côte d'or.

Und hatte er seit jenem ersten, kurzen Liebesrausch jemals etwas anderes für sie gehabt, als ein herablassendes Lächeln, einen verstohlenen Händedruck? War sie nicht in den zwei Jahren, die sie hier in der Stadt weilte, unzählige Male Zeuge gewesen, wie er, der flotteste und schönste Bursche des Regiments, mit anderen scherzte und koste, wie heute mit Madeleine?

Doch keine Kränkung, kein Zauber und kein Gebet waren im stande gewesen, Michette ihr Herz zurückzugeben. In wilder Leidenschaft für den Untreuen hatte sie sich verzehrt. Wie eine unheimliche Gewalt war es über sie gekommen, die sie trieb, ihm überall entgegenzutreten, wo immer sie ihn in Fröhlichkeit und Scherz wußte, ihm und noch vielmehr sich selber zur Pein, bis sie endlich herabgesunken war zu jener verkommenen Michette, die in Haß und Verzweiflung verlernt hatte, zu lächeln.

Wild fuhr Michette in die Höhe; immer dröhnender hallten die Donnerschläge; und eine Atmosphäre dumpfer Spannung schien sich mit den schwingenden Luftwellen dieses unheimlichen Klanges zu verbreiten. Auch Michette fühlte sich davon ergriffen. Sie lief unruhig hin und her und stieg bis auf den Boden des eingeengten Hauses hinauf, aber sie vermochte nichts zu erspähen. Da hielt es sie nicht länger in dem eingeschlossenen Raume; in besinnungsloser Hast eilte sie an ihren vorigen Beobachtungsposten zurück.

Die Nebel hatten sich zertheilt; die Herbstsonne schickte ihre zitternden Strahlen auf die Erde nieder, unbekümmert, daß ihr flimmerndes Blinken auf den Geschützen, auf Helmen und Bayonetten die feindlichen Heere einander immer deutlicher erkennen ließ, die im gerüsteten Anmarsche zu furchtbarem, mörderischen Kampfe begriffen waren.

Schon hatte dort an den fernen Hügeln die Schlacht sich zu entfalten begonnen. Donnernd rollten die Kanonen-Salven, und dazwischen wurde das helle Knattern des Gewehrfeuers vernehmbar. Grau-weiße Pulverwolken lagerten wie schwere Wattestocken über einzelnen Punkten und hefteten sich hier und da in den waldigen Bergschluchten fest. Und dazwischen klangen, wie sonst, die friedlichen Töne aus dem Leben der Natur. Unten am Wehr rauschten die Wellen, die Pappeln säuselten leise im Windeshauch, und trillernd stieg eine Lerche in die Luft. Ihr jubilirender Gesang drang deutlich an Michette's Ohr. Da schloß sie die Augen und lehnte den Kopf zurück an die von der Sonne beschienene Steinwand. So hatte sie oftmals gestanden, daheim im warmen Sonnenglanz, und auf das Trillern der Lerche gehört, und es kam ihr vor, als knallten die Böller, als tönten die Hörner, wie damals, zur Zeit der Weinlese.

Da hatte sie sich, wie jetzt, in der herbstlichen Sonne gedehnt und war dann wieder unermüdlich mit der schweren Traubenbütte die steilen Weinbergwege hinaufgeklettert, jauchzend und singend. Wie jung war sie damals gewesen und wie fröhlich! Wenn es Abend wurde, dann flackerten überall vor den kleinen Weinberghäusern Lichter und Feuer auf, und die Mädchen und Burschen, das Blut erhitzt von der Sonnengluth und dem Duft der gekelterten Trauben, umfaßten sich zum stürmischen Tanze. Michette, das Kind eines armen Tagelöhners, das schönste und kräftigste unter den Mädchen, rühmte stolz, daß keiner sie müde tanzen könne. Und die Burschen hatten es vergeblich versucht; wenn sie keuchend inne hielten, da hatte Michette noch trällernd die flinken Füße bewegt. Es hatte sie keiner bezwungen, bis dann ein Abend gekommen war, schwül und Gewitter-drohend wie im Sommer. Als sie zum Tanze gingen, zuckten schon in der Ferne die Blitze; da war André, des reichsten Weingärtners Sohn, zu ihr getreten. „Nimmst Du es mit mir auf?“ hatte er sie mit übermüthigem Lächeln gefragt. „Versuch's nur!“ erwiderte sie selbstgewiß. Sie tanzten, und wie allmählich die anderen Paare aufhörten tanzten sie noch immer, — stürmischer, wilder. Michette hatte ein paarmal mit der Hand nach dem Haar gegriffen, das sich zu lösen drohte. Sie gab den Kampf nicht auf, obgleich ihr der Athem beinah versagte. Da preßte er sie heftiger an sich, ihr Kopf sank gegen seine Schulter, sie hatte die Augen geschlossen. Aber sie drehten sich weiter im Wirbel des Tanzes. — Das Dorf hat nie erfahren, ob sie oder André gesiegt. Michette war seine Braut.

„André!“ schluchzte Michette auf; unter ihren dicken, schwarzen Wimpern drängten sich die Thränen hervor.

Das Dröhnen der Geschütze, das heftiger und heftiger wurde, schreckte sie empor. Sie blickte nach der Seite des Kampfplatzes hin, dann rieb sie sich mit der Hand die Augen. Was war das? Ganz in der Nähe, am Eingang der Vorstadt, wogten, in dichten Pulverdampf gehüllt, die Reihen der Truppen, die sie vorhin, so klein wie Ameisenzüge, in der Ferne hatte verschwinden sehen, und aus einzelnen Häusern fielen hier und da Schüsse. Sie konnte die Linien der Soldaten genau erkennen. Sie sah einzelne niedersinken und regungslos liegen bleiben. Wie ein Blitzstrahl fuhr es ihr mit einem Male durch die Seele: „So geht es dem André auch, du selbst hast sie ihm angewünscht, die Kugel durchs Herz!“ Sie rang verzweifelt die Hände, dann kam es wie ein Aufschrei über ihre Lippen: „Heilige Mutter Gottes, erbarme Dich, nimm meinen Fluch von ihm! Erhöre mich und laß den André leben, so will ich Dir jedes Opfer geloben. Nimm mich statt seiner!“ Zusammenhangslos kamen diese Worte immer wieder über ihre Lippen als der innerste Ausdruck der heißen Seelenangst, die sie verzehrte, und die sie nun so inbrünstig stehen ließ, wie in den längstvergangenen Tagen, da noch das Strohdach der elterlichen Hütte sie geschirmt hatte.

Sie wußte nicht, waren es Stunden, waren es Minuten, seit sie mit starrem Auge auf das schauerliche Schauspiel hinabgeblickt. Da lösten sich mit einem Male die festen Massen auf, zurückfluthend wie ein gewaltiger Strom. Schon kamen einzelne auf schaumbedeckten Pferden die Straße herabgesprengt, dann mehr und mehr; es drängte heran, eine entfesselte Masse. Michette fand sich, ohne zu wissen wie, in den schützenden Thorbogen geschoben; sie konnte nicht vor und nicht zurück und sah mit Entsetzen die grausigen Scenen dieser Flucht sich vor ihren Augen abspielen. Noch versuchte hier und da ein Offizier, die Ordnung einigermaßen wieder herzustellen; allein diese von Pulver, Rauch und Staub geschwärzten, hier und da mit Blut befleckten Männer stürmten rücksichtslos vorwärts, Schwächere, Stürzende überrennend. Dazwischen knäuelten sich fliehende, verwundete Pferde, und über dies alles hinweg brüllte das unausgesetzte, rollende Donnern der Geschütze, das die Wände erzittern und die Fenster erklirren ließ. Dann und wann schlug eine zischende Kugel in eine Gruppe der Fliehenden; darnach übertönte ein schauriges Schreien den Lärm der Kanonen und das Toben der besinnungslosen Masse. — Immer neue Scharen strömten heran, unter ihnen wankende Gestalten mit blutgetränkten Kleidern, nothdürftig verbunden, mit bleichen, von Schmerz und Grauen entstellten Zügen. Als Michette der ersten Verwundeten ansichtig wurde, barg sie erschüttert das Gesicht in die Hände, dann gab ihr die Angst, André könne unter ihnen sein, den Muth aufzusehen. Ihr Blick durchirrte forschend das fürchterliche Durcheinander, das in immer neuen, grausigen Erscheinungen — ein Meer von Verzweiflung und Leid — an ihr vorüberwogte. Sie stieß einen Schrei aus. Dort, in dem Verwundeten, den sie noch eben, auf einen Kameraden gestützt, heranwanken sah, glaubte sie für einen Augenblick André zu erblicken; ebenso schnell aber hatte das fürchterliche Gewühl seine Erscheinung wieder verschlungen, denn der plötzliche Ruf: „Der Feind!“ verbreitete neuen Schrecken; die letzten Bande lösten sich in dem blinden Bestreben des einzelnen, sich zu retten. Die Verwundeten wurden bei Seite geschoben; wer fiel, blieb liegen, über ihn fort drängte die Flucht. Mitten hinein in dies Getümmel stürzte sich Michette der Stelle zu, wo sie André hatte sinken sehen. Im Wege lag eine unbewegliche Gestalt, das mußte er sein. Mit der Kraft der Verzweiflung hatte sie sich eine Gasse dorthin gebahnt, und in den verzerrten Zügen des vor ihr Liegenden erkannte sie wirklich André! Sie warf sich über ihn, ihn so einen Augenblick mit dem eigenen Leibe schützend, und nun gelang es ihr, sie wußte selber nicht wie, den Bewußtlosen in die Höhe zu reißen, noch ehe die Heranstürmenden ihn berührt, und ihn in den Thoreingang zu retten.

Doch die geringe Sicherheit, die sie selbst hier gefunden, genügte ihr nicht für den Verwundeten. Eine Planke des Thores wich endlich ihren Anstrengungen; mit Aufbietung aller ihrer Kräfte, wie sie nur die Verzweiflung möglich macht, konnte sie den Leblosen in den nahe gelegenen, kleinen Raum schaffen, wo sonst der Schließer der Fabrik zu nächtigen pflegte. Es war geschehen. Michette kniete neben dem Lager, auf das sie den Verwundeten gebettet, und suchte vergeblich durch einen Verband die blutenden Wunden zu schließen.

Daher sprang sie blitzschnell auf und wagte sich von neuem hinaus. Der Ausdruck flehender Verzweiflung in ihrem Gesicht, mehr noch als ihre hastigen Worte, bewogen in der That einen menschenfreundlichen Arzt, den die weiße Binde mit dem rothen Kreuz kenntlich machte, ihr zu folgen. Allein es bedurfte von Seiten des Arztes keiner Untersuchung; der erste Blick auf den jetzt unruhig stöhnenden Verwundeten sagte ihm, wie es hier stand. Er winkte Michette, mit ihm hinaus zu kommen in den Hofraum; dann sagte er mitleidig: „Für den giebt's keine Rettung; doch liegt er da drinnen besser als auf der Straße. Aber Du, Mädchen, kannst nicht hier bleiben. Hier ist kein Aufenthalt für Dich; es kann ja nur noch Minuten dauern, bis diese Kugeln auch dies leichtgebaute Gebäude in Trümmer legen, vielleicht noch ehe der da drinnen ausgelitten hat!“ Er wies auf eines der sich jetzt mit immer größerer Schnelligkeit folgenden Geschosse, die, mit gewaltiger Detonation platzend, bereits in der nächsten Nähe an Bäumen und Häusern die schrecklichste Verwüstung angerichtet hatten. — Michette sah ihn mit großen Augen verständnißlos an; sie hatte den André gerettet, wie konnte man von ihr verlangen, daß sie ihn verlassen sollte? Sie schüttelte den Kopf zu den Worten des Doctors. „Ich bleibe bei ihm!“ sagte sie entschlossen. Der Arzt drückte ihr die Hand und hatte sich im nächsten Augenblick wieder in dem Gewühl verloren.

Als Michette eilig zu André zurückkehrte, fand sie ihn auf seinem Lager halb aufgerichtet. Seine stieren Augen erglänzten, als er sie erkannte. „Michette, ich danke Dir!“ rief er, und ein schwaches Lächeln irrte über seine entstellten Züge. Sie flog auf ihn zu und legte den Arm um seinen Hals. „André, Du bist wieder mein!“ Ihre Augen leuchteten. — „Michette!“ Er suchte tastend ihre Hand, die er krampfhaft preßte. Nun gehören wir wieder zusammen, wie damals auf dem Weinberge. — — — Jetzt hast Du mich bezwungen — mit Deiner starken Liebe!“ stieß er mühsam und abgebrochen hervor, ehe er schwerathmend zurücksank. Ihre heißen Thränen fielen auf sein Antlitz. „Heute bin ich so glücklich wie an jenem Abend, als ich die Deine ward,“ sagte sie leise in sein Ohr und beugte sich zu ihm hinab, „denn nun sind wir zwei wieder allein bei einander und trennen uns nie wieder!“ Und André schlug noch einmal die Augen auf; noch einmal begegneten sich ihre Blicke. — Da sah Michette in André's Augen plötzlich den Wiederschein einer feurigen Kugel aufzucken; sie preßte ihn an sich, als könne sie ihn dem Tode und allen widerstreitenden Gewalten entreißen kraft ihrer Liebe. Und dann ein furchtbarer Knall! — Die niederstürzenden Trümmer des einfallenden Gebäudes begruben die beiden für ewig ungetrennt.

Georg Engels als Wirth in Goethe's „Die Mitschuldigen“.
Nach einer Photographie des Ateliers Lily, Berlin.
Siehe den nebenstehenden Artikel.

Nachdruck verboten.

Georg Engels.

Biographisches Bild von Eugen Zabel in Berlin.
Mit einem Portrait.

Gerade vor einem Viertel-Jahrhundert tauchten auf dem früheren Berliner Woltersdorff-Theater in der Chaussée-Straße, das jetzt unter der Flagge Friedrich Wilhelmstädtisches Theater im Fahrwasser der Operette segelt, zwei blutjunge, frische, drollige Talente auf, ein Fräulein und ein junger Mann, deren Namen sich die Zuschauer schnell merkten, um sie nicht wieder zu vergessen. Das Fräulein war Ernestine Wegner, die damals aus der Schweiz zu uns herüber kam und sich in den Ton und die Denkweise der aufstrebenden Weltstadt so schnell hineinlebte, daß sie bald als deren treuester Ausdruck betrachtet wurde. Wenn sie berlinisch redete, fand man sie köstlich, und wenn sie die Zuschauer rühren wollte, hatten diese auch ein paar Thränen für sie übrig. Der junge Mann war ein schlankes, bewegliches Bürschchen mit einem auffallend kecken Vogelgesicht, auf dem die Teufel des Uebermuths und Spottes lustig hin und her sprangen. Er wirkte sofort auf die Lachmuskeln; aber nur die wenigsten ahnten, daß hinter diesem Spaßvogel vielleicht noch mehr stecken könne. Vorderhand glaubte man allerdings, nur einen geschickten Clown vor sich zu sehen, der in seinem Kopfe einen tüchtigen Vorrath von Schnurren aufgestapelt hatte und dieselben dutzendweise ins Parkett warf. Den älteren Theaterbesuchern Berlins steht er noch in einer jener Possen vor Augen, die wie die Schwalben kommen und ziehen, und in denen er mit Ernestine Wegner auftrat. Er hatte in der Posse „Hoch hinaus“ einen Menschen darzustellen, der mit Wachslichtern handelt. Wie er sie anbot, und was er dabei erzählte, war zu närrisch. Als er abging, machte er die Thür auf eigenthümlich linkische Weise zu, indem er sich dabei umdrehte und schnell verschwand. Das war eine echte Komiker-Schnurre, bei der man auf den Zettel sah und den Namen des Darstellers las: Georg Engels.

Dieser Komiker blieb nur zwei Jahre bei Woltersdorff, der immer ein ängstlicher Herr war, wenn es sich darum handelte, große Begabungen seinem Institut dauernd zu erhalten. Die

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Abendfrieden.

Nach dem Bilde von Hugo Darnaut in Wien. — Siehe Seite 128.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Theaterfreiheit, welche der Winter von 1869 auf 70 brachte, machte ihn vollends kopfscheu, und so ließ er bald die Wegner ans Thalia-Theater nach Hamburg und Engels an das Berliner Wallner-Theater ziehen. Hier trat Engels im October 1872 zum ersten Mal in der tollen französischen Posse „Tricoche und Cacolet" als Baron Puff auf, ohne daß das Publicum eine Ahnung hatte, zu welcher Bedeutung sich dieser Komiker später entwickeln würde. Für die Besucher der Wallner-Bühne war der Abgott Karl Helmerding, an dessen vollen und breiten Humor man sich so gewöhnt hatte, daß man ihn als Maßstab an jede Begabung legte, die in seine Fußstapfen treten wollte. Neben diesem Meister erschien Engels in seinem Spiel dünn, spitzig, übertrieben, stellenweise sogar etwas gemacht, und es dauerte ziemlich lange, bis es ihm gelang, sich eine Gemeinde zu erziehen, die an ihn glaubte. Aber seine große technische Geschicklichkeit mußte schon damals vielversprechend auffallen. Sein Gesicht war in unaufhörlicher drolliger Beweglichkeit. Sein Dialog strotzte von spaßigen Nuancen. Mit Armen und Händen wußte er, wenn er einen zerstreuten oder verlegenen Menschen zu spielen hatte, wahrhaft meisterhaft herumzuwirthschaften. In seinem Spiele lag ein köstliches Verblüfftsein. Er schien gar nicht zu wissen, wie drollig er war, und das brachte die Zuschauer am meisten zum Lachen. Im vollen Fahrwasser war er allerdings noch nicht. Aber vielleicht lag das weniger an ihm, als an den Aufgaben, die ihm zufielen, und die fast alle der absterbenden Berliner Posse entlehnt waren.

Engels ist in Altona am 16. Januar 1846 geboren und wurde anfänglich gar nicht für die Schauspielkunst, sondern nur zu deren Handlanger bestimmt. Er war vom Malerhandwerk ausgegangen, hatte in Hamburg die academische Zeichenschule besucht und war in Hildesheim Decorations-Maler gewesen. Da stand er nun im beschmutzten, grauen Leinwandkittel auf dem Malerboden und legte sich auf der Erde den großen Plan zurecht, den er in farbiges Leben zu verwandeln hatte. Er rückte die Eimer mit Farbe zu sich heran und schwang seinen Pinsel, daß es nur eine Lust war, ihm zuzusehen. Ganze Bäche von Mondschein, nächtlichem Dunkel und Morgendämmerung wurden über die Leinwand ausgegossen. Da entstanden prächtige Gärten und stolze Schlösser in der eigenthümlichen perspectivischen Verkürzung, welche die Bühne verlangt, und die bei dem Laien bei näherer Betrachtung oft die Frage hervorruft, wie diese dicken Striche und Kleckse als Abbild der Natur gelten können. Aber paßt nur auf! am Abend wirkt die Sache auf die große Entfernung hin, die zwischen dem Zuschauerraum und dem Hintergrund der Bühne besteht, ganz richtig. Während Engels auf diese Weise den bunten Rahmen für die Werke der Dichter oder anderer, die sich dafür ausgaben, schuf, ging ihm all das krause Zeug durch den Kopf, das er während der Vorstellungen gesehen hatte. Es kitzelte ihn, den empfangenen Eindruck in sich zu verarbeiten, ihn auf seine Weise zu erneuern. Wenn er am darauffolgenden Morgen wieder vor der Leinwand stand, pfiff er sich ein lustiges Lied vor und meinte im stillen: So etwas kann ich auch! Für ihn war freilich damals nur das Gebiet der Atelier-Scherze, der Malerschnurren und des damit verbundenen Nummenschanzes erreichbar. Er empfand eine Herzensfreude daran, gewisse komische Eigenthümlichkeiten bei Leuten, in deren Kreise er trat, bis zur Fratze zu übertreiben, und diese Neigung hing ihm anfänglich auch bei seiner schauspielerischen Thätigkeit an. Er war immer sehr komisch, aber er schielte mit einem Auge nach der Manege hinüber.

Bei Wallner kam er erst in die Höhe, als ihm L'Arronge in seinen behaglichen Familien-Lustspielen völlig zusagende Aufgaben zur Verfügung stellte. Am meisten schlug er mit der Darstellung des Lubowsky im „Dr. Klaus" durch, einer Rolle, von der er sich merkwürdigerweise nur geringe Wirkung versprach, während sie bald eine der Hauptstützen seines Ruhmes werden sollte. Unvergessen ist der Humor in der Scene, in der er als Vertreter seines Herrn, des Arztes, einen Bauer mit einem drastischen Mittel behandelt und dann in Todesangst über die möglichen Folgen dieser Pferdekur verfällt. Das „sogenannt", das Lubowsky als Lieblings-Adjectiv gebraucht, klang in seinem Munde unwiderstehlich komisch. Man dachte nicht daran, daß diese Figur in dem Wirth Eusebius Hühnchen in den „Deutschen Komödianten" von Mosenthal ein stark benutztes komisches Vorbild hatte. Nun ging es mit Engels schnell aufwärts, namentlich seitdem Helmerding von der Bühne abgegangen war und seinem jüngeren Collegen die Bahn frei gemacht hatte. Neben L'Arronge waren es besonders G. von Moser und Franz von Schönthan, die für diese Bühne erfolgreich thätig waren und Stücke lieferten, die monatelang hinter einander bei stets gefüllten Häusern gegeben werden konnten. Ein solcher Goldfisch ging dem Wallner-Theater auch im Herbst 1880 ins Netz; er hieß „Krieg im Frieden" und war die lustige Darstellung des Manöverlebens mit kecken Liebesabenteuern und drolligen Verwicklungen aller Art. In deren Mitte steht der schneidige Lieutenant Reif Reiflingen, für den unter Kameraden alles egal ist, und dem die Frauenherzen zufliegen. Engels schuf aus dieser Rolle eine wirkliche Prachtleistung von überquellendem Humor, und bewirkte es hauptsächlich, daß dieses militärische Lustspiel fast hundert Mal ohne Unterbrechung gespielt werden konnte. Aus der Berliner Posse, deren Schnurren Selbstzweck waren, hatte sich das große Talent des Schauspielers zur modernen humoristischen Charakteristik entwickelt.

Als Adolph L'Arronge im Jahre 1883 das Deutsche Theater begründete, erinnerte er sich dankbar der Dienste, die ihm Georg Engels in seinen Stücken geleistet hatte. Er setzte volles Vertrauen in ihn und war der Meinung, daß dessen künstlerische Entwicklung noch lange nicht abgeschlossen sei. Ohne vieles Bedenken zog er ihn in das vornehme Ensemble seiner Bühne hinein, das aus Kräften wie Friedrich Haase, Ludwig Barnay, Siegwart Friedmann, August Förster, Josef Kainz und Hedwig Niemann gebildet war. Die Leute schüttelten den Kopf und wußten nicht, was Engels in dieser Umgebung eigentlich zu thun haben sollte. An den Klassikern mußte er sich, wie jedermann glaubte, gründlich die Finger verbrennen. Aber genau das Gegentheil trat ein. Er spielte den Hofmarschall Kalb in „Kabale und Liebe", den Wirth in „Minna von Barnhelm", den Klosterbruder im „Nathan", den Jetter im „Egmont", den Todtengräber im „Hamlet", den Friedensrichter im zweiten Theil von „Heinrich dem Vierten", den einfältigen Gerichtsdiener Holzapfel in „Viel Lärm um Nichts" und viele andere Rollen, die ihm niemand zugetraut hatte, die er aber alle mit überraschendem humoristischen Leben auszufüllen verstand. Wo war der reizende Clown von ehedem geblieben? Er hatte sein buntes Jäckchen völlig abgestreift und sich in einen feinfühligen Interpreten großer Dichtungen verwandelt.

Engels erwies sich auch als Hauptstütze des Erfolgs in vielen modernen Stücken, die vom Deutschen Theater den Weg über die deutschen Bühnen machten. Gerade in ihnen zeigte er seine hervorragende schöpferische Begabung. In den klassischen Stücken konnte er sich vielleicht durch große Vorbilder beeinflussen lassen, die er früher gesehen hatte; bei diesen modernen humoristischen Rollen war er dagegen ganz allein auf seine Phantasie angewiesen, und dabei zeigte er erst recht, was alles in ihm steckte. Man muß Engels im Privatleben genauer kennen, um zu wissen, welcher glänzende humoristische Beobachter er ist! An seinem Stammtisch sprudelt er von Laune und Fröhlichkeit. Da geht ihm das Herz auf, und er kann vergnügt wie ein Kind sein, namentlich, wenn ihm wieder ein Wurf gelungen ist und in allen Zeitungen zu lesen steht, daß sich ganz Berlin über ihn vor Lachen ausschütte. Dann giebt er den Ueberschuß von Kraft, der in ihm lebt, nicht allein auf der Bühne aus. Er muß auch des Abends, wenn der Vorhang gefallen ist, und die Lichter erloschen sind, beim Glase Bier den Schalk spielen. In Berlin giebt es in einem Pilsener Bierhause ein Stammzimmer, wo sich Künstler, Literaten, Kunstfreunde und ab- und zustiegende Hospitanten allabendlich um ihn zu versammeln pflegen, um Tagesvorgänge zu besprechen. Das Zimmer der „Sammetbrüder" ist mit allerlei Schnurrpfeifereien, mit dem, was der Wiener „Gschnas" nennt, ausgeschmückt, und dementsprechend entwickelt sich auch die Unterhaltung. Der Scherz, der unbewußte oder bewußte, meistert alle. Man hänselt und wird gehänselt. Ein ganzes Orchester der guten Laune entwickelt sich, und der Kapellmeister ist Georg Engels.

Um zu erfahren, welch' unerschöpfliche humoristische Suada ihm eigen ist, muß man ihn gesehen haben, wenn er seinen Taktstock ergreift und ein vielleicht selbst erfundenes komisches Lied zu gemeinsamem Vortrag bringt, wenn er den Geburtstag eines Freundes mit fröhlicher Rede feiert. Da sprudeln die Einfälle nur so heraus, und wahre Lachsalven folgen ihnen. Wehe aber dem Arglosen, der diesem Kreise naht und nicht weiß, daß er zur Zielscheibe des Witzes gemacht wird! Engels kann, wenn er es darauf anlegt, ihm die tollsten Geschichten einreden, und er wird sie sicher glauben. Vielleicht bringt er ihn bei nächster Gelegenheit gar auf die Bühne und giebt ihn dem allgemeinen Gelächter preis. Bei der Art, wie er seine humoristischen Figuren gestaltet, kommt ihm seine frühere Thätigkeit als Maler sehr zu statten. Er beobachtet ausgezeichnet. Er sieht farbig und setzt aus vielen unscheinbaren Einzelheiten Gestalten zusammen, deren Lebenswahrheit unvergleichlich genannt werden muß. Dabei zeugt die Art seines Schaffens von starker Unmittelbarkeit. Ihm steigt beim Studiren einer Rolle das Bild eines Menschen in der Phantasie auf, das ihn gewissermaßen eine Zeit lang verfolgt. Er sieht ihn deutlich vor sich bis auf die Farbe der Haare, der Wangen und Augen. Er glaubt dessen Stimme zu vernehmen und sich mit ihm zu unterhalten. Der Eindruck bohrt sich immer tiefer in seine Seele hinein und verläßt ihn nicht eher, als bis er mit seiner Rolle vollkommen fertig ist.

Auf diese Weise sind Figuren wie der ewig aufgeregte und fluchende Major von Muzell, der aber Kopf und Herz auf dem rechten Fleck hat, in dem Wolzogen'schen Lustspiel „Kinder der Excellenz" entstanden. Engels giebt ihm ein köstliches Rheinweingesicht und einen Cölner Dialekt, der die Lustspiel-Wirkung noch wesentlich erhöht. So steht der alte Militär vor uns, als gehe er gerade an unserem Fenster vorbei. Unter den Dialekt-Rollen des Künstlers steht auch die lustige Figur des Hamburger „Senator's" in dem bekannten Schwank von Schönthan und Kadelburg obenan. Man denke ferner an den hochnäsigen Amtsvorsteher in Hauptmann's „Biberpilz", wo er die Charakteristik vielleicht ein wenig der Caricatur näherte, aber durch Spiel, Maske und Ton eine außerordentlich humoristische Wirkung erreichte. Das Organ hatte er künstlich in die Höhe geschraubt, und ließ es im Affect heiser und gebrochen klingen wie bei jemandem, dem etwas in der Kehle sitzt, und der das Bedürfniß empfindet, sich alle Augenblicke zu räuspern. Die Perücke mit dem ganz kurz geschnittenen, glatt anliegenden Haar gab dem Gesicht etwas unsagbar Drolliges, komisch Erhabenes, Empfindliches und Unzufriedenes. Hierzu denke man sich ein Monocle vor dem linken Auge, einen langen schwarzen Rock mit hoher Taille, eine kurze, dicke Uhrkette auf der Weste, einen Siegelring auf dem Zeigefinger, enge, graue Beinkleider und hohe Inspector-Stiefel. Engels wußte aus dieser Figur das reichste schauspielerische Leben hervorzuzaubern. Dies aufgeregte Hin- und Herlaufen im Zimmer, mit den Händen in den Hosentaschen und den aufgehobenen Rockschößen, dies thörichte Zwischenreden, mit dem Anschein der höchsten Intelligenz, dies selbstgefällige Lächeln, diese vornehmthuende Zurückhaltung am Schreibtisch, dies Scepterschwingen mit dem langen Bismarck-Bleistift, — es war einfach köstlich und unübertrefflich! — Daneben stehen in frischer künstlerischer Blüthe und Originalität der gutmüthige Nörgler Ahle in Wildenbruch's „Haubenlerche", der schnurrige Briefträger Klemm in dem Lustspiel „Lolos Vater" von L'Arronge und nicht zu vergessen der Korbflechter Habakuk in dem Fulda'schen „Talisman", eine der populärsten Gestalten des Künstlers.

Die Summe seines schauspielerischen Könnens zog er auch als College Crampton in dem gleichnamigen Stück von Hauptmann, das durch ihn in Berlin eine sonst nirgends erreichte Lebenskraft errungen hat. Bei der Gestaltung dieser Rolle hat Engels auf die Maler-Bohème zurückgegriffen, die er in seiner Jugend zu beobachten reichlich Gelegenheit hatte, die ihm selbst eine Zeit lang anhaftete, und die er erst im ernsten künstlerischen Höherstreben zu überwinden vermochte. Schon die Maske, die er seinem Crampton gab, dieser stilisirte Künstlerkopf mit den langen, ergrauten Haaren, dem breiten Vollbart, dem weichen, verträumten Gesicht, dem gutmüthigen, unstäten Blick wies auf malerische Anschauung zurück. Und wie lebte und wuchs die Figur vor unseren Augen mit der reizbaren Empfindlichkeit, in der ein Gran Größen- und Verfolgungswahn steckt, mit der Unbeholfenheit in praktischen Dingen, den idealen Anwandlungen, denen der Sturz in die ödeste Prosa des Lebens auf dem Fuße folgt! Das war eine große, zwischen Weinen und Lachen gestellte Charakter-Studie, aus der immer neue Töne herausklangen, mit der wir im Spaß, wie im Ernst jeden Augenblick mitfühlten, und die mit Recht eine glänzende Aufnahme gefunden hat.

Merkwürdig, daß Georg Engels trotz der großen Erfolge, die er in Berlin erzielte und die durch seine Gastspiele in den verschiedensten Städten Bestätigung gefunden haben, bis jetzt nicht den Muth besessen hat, seine Hand nach der Krone des Shakespeare'schen Humors, nach dem Falstaff, auszustrecken! Dieser Rolle ist er immer, wie einem Gespenst, das ihn ängstigt, aus dem Wege gegangen. Und doch wäre er seit Döring's Tode der einzige, dem man die glückliche Lösung dieser schwierigen Aufgabe zutrauen möchte. Wer bisher in Norddeutschland dem unvergeßlichen Döring diese Rolle nachspielen wollte, erwies sich als mehr oder weniger geistlos und uninteressant. Im besten Falle bekam man einen drolligen Hanswurst und Possenreißer zu sehen, der für ein modernes Lustspiel allenfalls ausreichte, aber nicht für Shakespeare. Engels hat in seinen bisherigen Shakespeare-Rollen so viel Glück gehabt, daß ihm auch diese gelingen würde. Er müßte schon deshalb ein guter Falstaff-Spieler sein, weil er in vieler Beziehung eine Falstaff-Natur ist, wenn man das Wort richtig versteht. Engels besitzt allerdings weder den riesigen Umfang noch den großen Durst, die den dicken Ritter im „Wilden Schweinskopf" zu Eastcheap auszeichneten; aber um jenen auszudrücken, giebt es ja Wattirungen auf der Bühne, und den großen Durst hat er in seiner Stammkneipe, wo oft bis in die frühen Morgenstunden gezecht wird, genau studirt. Die Hauptsache ist aber das humoristische Temperament, die innere Ruhe und Ueberlegenheit, das Behäbige, Welterfahrene, Ironische, die Neigung, sich und anderen die Stunden der Erholung durch köstliche Einfälle und Schnurren zu versüßen, die Kunst, jeder Situation im Leben gewachsen zu sein. Diese Eigenschaften besitzt Engels in hohem Grade, und auch darin ist er Falstaff verwandt, daß er eine Liebhaberei hat, die ihn zum Phantasten ersten Ranges stempelt und haarsträubende Dinge erleben und erzählen läßt.

Seine Leidenschaft ist nicht eigentlich der Becher, dem er nur mäßig zuspricht, sondern die Jagd. Wenn im Herbst die Büchsen im Walde knallen, ist es seine größte Wonne, in sein grünes Wams hineinzusteigen, das Gewehr über die Schulter zu hängen und seinen geliebten Wald nach Beute abzustreifen. Der Aufenthalt in frischer Luft, der Verkehr mit lieben Menschen, die Wonne, sich in Gottes schöner Welt, fern von der schlechten Atmosphäre der Coulissen, als freier Herr zu fühlen, entzückt ihn, läßt sein Blut schneller durch die Adern fließen und macht ihn selbst vergnügt wie ein Häschen im Kraut. Hat er dann seine Rebhühner am häuslichen Herde seiner Frau und Tochter abgeliefert, so drängt es ihn, zu seinen Freunden am Stammtisch zu eilen und seine Erlebnisse zu erzählen. Und was hat er nicht alles zu erzählen! Es ist zwar eine Verleumdung, wenn man von Engels sagt, er habe sich einmal gerühmt, mittags auf dem Dönhofsplatze in Berlin einen Löwen gefangen zu haben; aber viel weniger gefährlich sind die Abenteuer in der That nicht, die er durchzumachen gehabt hat, wenn man seinen Berichten trauen darf. Mit Ludwig Gabillon gehört er unter den deutschen Schauspielern zu den Nimroden, die über ihre Triumphe den Mund gern etwas voll nehmen, die aber so reizend zu plaudern wissen, daß man ihnen stundenlang zuhören kann. Othello kann durch seine Erzählungen von „rührender Gefahr zu Land und See" seine Desdemona nicht mehr bezaubern, als es Engels durch seine Jagdgeschichten thut. Sie sind ihm heiliger Ernst, und es würde dem schlecht ergehen, der an ihnen zweifeln wollte. Er kann nämlich auch bitterböse werden, namentlich wenn man ihm widerspricht, oder wenn es sich um Politik handelt, in welcher es ja immer sehr schwer hält, eine Einigung zu erzielen. Das hindert ihn nun keineswegs, seine Meinung über diese Dinge allen Gesetzen der Möglichkeit und Wahrscheinlichkeit zum Trotz zu verfechten, sich in eine wahre Begeisterung für seine Theorien hineinzureden. Man würde Engels Unrecht thun, wenn man an der Naivetät, die solchen Betrachtungen und Erzählungen bei ihm zu Grunde liegt, zweifeln wollte. Er ist ebenso naiv, wie der arme alte Hans, der auf der Straße von Gadshill den Kampf mit elf Kerlen „in steifleinenen Kleidern" bestanden haben will. Darum sind wir der Meinung, daß Engels seine humoristische Mappe noch lange nicht gefüllt hat, daß er uns noch das Beste und Tiefste, nämlich gerade diesen Falstaff schuldig ist, für den ihm alle Kräfte des Humors und der phantastischen Laune in ungewöhnlichem Maße zur Verfügung stehen würden. Seitdem das Deutsche Theater in andere Hände übergegangen ist, genießt er jene völlige Freiheit in der Wahl seiner Rollen, nach der er sich immer gesehnt hat. Er beschränkt sich aufs Gastiren, wie und wann es ihm gefällt. Eines Tages, und hoffentlich recht bald, wird der dicke Ritter, dem Shakespeare ewiges Leben verliehen hat, ihn in seinen Träumen so lange verfolgen, bis er den Falstaff als vornehmste Leistung die Reihe seiner humoristischen Figuren eröffnen läßt.

Nachdruck verboten.

Londoner Briefe.

Von Henriette Jastrow in London.

Temperenz-Vereine und Frauenbewegung.

Der Juni dieses Jahres scheint ein Verbrüderungs-, oder, richtiger gesagt, Verschwesterungs-Monat gewesen zu sein.

In Deutschland hat Frau Gnauck-Kühne auf dem christlich-socialen Congreß in Erfurt den Frauen Thore geöffnet, die ihnen bisher verschlossen waren. Die Darlegung ihrer Devise, „die Frau ist gleichwerthig, aber nicht gleichartig" war von so packender Wirkung, daß ein Führer der christlich-socialen Bewegung sich veranlaßt sah, von einer „großen Stunde" zu sprechen. Noch eine andere Vereinigung in Deutschland wendete im Juni dieses Jahres den Frauen ihre besondere Aufmerksamkeit zu. Der Verband der Hirsch-Dunker'schen Gewerkvereine, der in Danzig tagte, setzte die Forderung weiblicher Fabrik-Inspectoren und die Organisirung der arbeitenden Frauen zu Berufs-Gewerkvereinen auf sein Programm. Wird so der Juni 1895 vielleicht einen Merkstein bilden in der Geschichte der deutschen Frauenbewegung, so ist gerade dieser Monat auch für die ganze Frauensache, für die internationale Frauenbewegung, von Bedeutung. Vom 16. bis 20. Juni d. J. tagte in London die "World's Women's Christian Temperance Union" (Präsidentin: Miß Frances E. Willard), zusammen mit der "National British Women's Temperance Associa-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

tion" (Präsidentin: Lady Henry Somerset) und gestaltete sich zu einem Frauen-Meeting von internationaler Bedeutung. Geradezu enorme Vorbereitungen waren für diese Vereinigung getroffen worden. Großbritannien entsendete 400 Delegirte. 32 Staaten aus allen Richtungen der Windrose waren durch Abgesandte dortiger Frauen-Organisationen vertreten.

Von dem Wesen und Wirken der Temperenz-Vereinigungen hat man in Deutschland kaum die richtige Vorstellung. Das Trinken steht dort in so hohem Ansehen, daß man den nicht für voll betrachtet, der sich zum Wasser bekennt, und einer Vereinigung von Wassertrinkern würde man am wenigsten freiheitliche Tendenzen zutrauen. Aber gerade die Temperenz-Vereine sind es, die die modernsten und freiheitlichsten socialen Bestrebungen zu den ihrigen gemacht haben und ganz besonders in der Frauenfrage eine Thatkraft an den Tag legen, die nicht ohne Erfolg geblieben ist. Sie haben z. B. an der Thatsache, daß Frauen jetzt Wähler zum Londoner Gemeinderath (County Council) sind, daß England weibliche Fabrik-Inspectoren hat und an manchen anderen Erfolgen ihren wohlgemessenen Antheil.

War nun bei diesen Meetings auch meist vom Nichttrinken die Rede, so lag der Schwerpunkt doch vornehmlich in der internationalen Vereinigung, und geradezu imponirend waren Organisirung und Durchführung des Programms jener Tage. Es begann mit einem großen Gottesdienst in allen Gegenden Londons. Von etwa 200 Kanzeln sprachen am Sonntag, den 16. Juni, "white ribboners" oder "teatotallors" aus allen Theilen der Welt. Es schien in der That, daß London in dieser Woche den Frauen gehörte, wie sie behaupteten. Zu Tausenden und Abertausenden strömten sie, ungeachtet der tropischen Hitze, in die dichtgefüllten Säle, in denen am 17., 18. und 19. Juni, jedesmal ziemlich den ganzen Tag hindurch, Meetings abgehalten wurden. Viele Frauen hielten tapfer die ganzen Tage aus, aber nicht alle müßig. Wir können unseren Leserinnen die beruhigende Mittheilung machen, daß etliche Meter Spitzen an diesen Tagen gehäkelt worden sind, darunter ein so schönes Muster, daß wir es am liebsten abgenommen und zu Nutz und Frommen auch der Nicht-Wassertrinkenden der „Modenwelt" eingesendet hätten. Diese Frauen gönnten sich auch nicht den Luxus des Beifallklatschens, sondern gaben ihrer Zustimmung nur durch heftiges Kopfnicken Ausdruck. Dafür gingen die anderen so verschwenderisch mit ihrem Beifall um, daß wir eine Hausse in Glacé-Handschuhen befürchteten, von welchem Artikel eine bedeutende Mange „zerklatscht" sein muß. Ihren Abschluß fanden die Meetings in einer großen internationalen Demonstration in Albert Hall, dem größten Saal Londons; 10 000 Personen waren, wie die Zeitungen berichteten, anwesend. Man brauchte aber keineswegs zum Wasser geschworen zu haben, um von dem, was sich dem Beschauer darbot, gefesselt zu werden. Der Temperenz-Chor, — 800 junge Mädchen mit blauen Blusen und weißen Schärpen, — hatten auf der Estrade Platz genommen, zu ihren Füßen etwa 200 weißgekleidete Kinder. Im Parkett saßen Deputationen: Post, Polizei, Eisenbahn, Armee, Marine, Feuerwehr, Krankenpflegerinnen stellten ihre Temperenz-Vereinigungen dar; unendlich viele Abgesandte verwandter Verbindungen waren erschienen: Templer, Missionen, Unionen, blue ribboners, red and white ribboners ꝛc. ꝛc., alle mit phantastischen Schärpen geschmückt und ihre Fahnen vorantragend. Etwa 300 junge Mädchen in den kleidsamsten „National-Trachten" der hier vertretenen Nationen, mit den Fahnen der betreffenden Landesfarben, boten ein entzückendes Bild. Die Präsidentinnen Lady Somerset und Miß Willard, sowie die „Matrosenmutter" Miß Agnes Weston und die gefeierte Sängerin und Temperenzlerin, Madame Antoinette Stirling, wurden von einer Escorte Matrosen durch den Saal geleitet, unter so stürmischem Jubel der Versammlung, daß man sich nach Italien versetzt glaubte. Rings um die dicht besetzten Ränge war die Polyglotte-Petition befestigt (jene viel besprochene Petition mit 7 Millionen Unterschriften in allen Sprachen der Welt, die sämmtliche Regierungen zu Temperenz-Gesetzen veranlassen soll); die magische, von den roth drapirten Logen ausgehende Beleuchtung zeigte unter den ausländischen Deputirten mehrere schwarze „Schwestern", andere mit verhülltem Haupte, Abgesandte aus dem Orient. Eine von ihnen, eine Armenierin, hatte den Tag vorher in beredten Worten die Engländerinnen beschworen, ihre armenischen Schwestern aus der schrecklichen muselmännischen Knechtschaft zu befreien. Sie sprach schön und warm, und die rosa und rothgestreifte Seidenverhüllung — es war der Rock, der über den Kopf genommen war und das Gesicht frei ließ — stand ihr vorzüglich. War es deshalb, daß so aufgeklärte, für die Freiheit kämpfende Frauen von der sonderbaren Sitte des Landes nicht lassen mochten?

Diese Riesenversammlung wurde von einer Frau geleitet; musterhaft entledigte sich Lady Henry Somerset dieser Aufgabe, und bis zum letzten Platz wurden ihre Worte verstanden. In glänzender, klarer, packender Rede begrüßte sie die Versammlung, führte den Segen der großen, internationalen Vereinigung für die ganze Frauenwelt aus und ermuthigte zu kräftigem Zusammenschluß aller verwandten Bestrebungen. Oratorische und musikalische Genüsse wechselten ab, geistliche wurden nach englischer Sitte in reichlichen Dosen verabreicht; aber auch der Humor kam durch ein prächtiges, auf die Temperenz bezügliches Quartett zu seinem Recht. Madame Antoinette Stirling, die den lebendigen Beweis dafür lieferte, daß auch die ewig durstigen Künstlerkehlen mit Wasser angefeuchtet werden können, spendete freigebig aus dem Born ihrer Töne und bot wahrhafte Kunstgenüsse. Miß Weston gab einen Ueberblick ihrer Thätigkeit in der Marine, der sie ihr Leben gewidmet und in welcher sie im letzten Jahre 6000 Temperenzler gewonnen hätte, und decorirte zum Schluß zehn Matrosen, langjährige und verdiente white ribboners, mit einem Temperenz-Orden. Der ganze Vorgang muthete deutsche Gemüther unendlich sonderbar an.

Ohne uns ein medicinisches Urtheil anzumaßen und als Laie für die gänzliche Abschwörung der geistigen Getränke schwärmen zu können, müssen wir doch zugeben, daß den Führerinnen dieser Bewegung das Wasser vortrefflich zu bekommen scheint, und daß Lady Somerset sowohl, wie auch Madame Stirling, Miß Weston und viele andere, nicht nur bedeutende geistige Fähigkeiten, sondern auch eine stattliche körperliche Fülle aufzuweisen haben. Die deutschen Vertreterinnen, die nicht als Temperenz-Delegirte, sondern als Frauenrechtlerinnen erschienen waren, und eben erst ganz verschämt die weiße Schleife genommen hatten, verschwanden gegen diese wassertrinkenden Gestalten. Wir wissen nicht, ob ihr Ehrgeiz sich auch in dieser Richtung bewegt; sie kamen herüber, wie sie bekannten, um zu lernen. Dazu bot sich ihnen freilich auf Schritt und Tritt Gelegenheit. Daß die Frauen, so namentlich die hier versammelten, zu ernster socialer Arbeit gewillt sind, zeigte auch die Adresse, welche Miß Frances Willard der Versammlung unterbreitete, und die dazu bestimmt ist, in sämmtlichen Local-Vereinigungen der Temperenz-Organisationen discutirt zu werden. Neben der Alkohol-Frage werden hier Arbeiterfrage, Fabrik-Gesetzgebung, Lohn-Reform, Gefängniß-Reform, Sittlichkeitsfrage, Frauen-Wahlrecht, Frauenberufe, Armenfrage, Abrüstungsfrage u. a. einer eingehenden Besprechung unterzogen. Einzelne Fragen wurden bereits auf diesem Congreß mit großer Sachkenntniß und Gewandtheit behandelt.

Wie gesagt, die deutschen Delegirten werden England nicht verlassen haben, ohne neben den werthvollen persönlichen Annäherungen viel Belehrung davonzutragen; und obwohl es sich von selbst verbietet, englische Verhältnisse einfach auf deutsche zu übertragen, so kann doch diese internationale Verschwisterung auch der deutschen Frauenbewegung zum Vortheil gereichen, wenn nur die richtige Nutzanwendung daraus gezogen wird.

Nachdruck verboten.

Thomas Koschat.

Von Richard Schott in Berlin. — Siehe das Portrait auf Seite 128.

Wie es im Jahre 1822 Heinrich Heine in Berlin mit dem „schönen grünen Jungfernkranz" aus dem Freischütz erging, der ihn, wohin er sich auch wenden mochte, von morgens früh bis spät in die Nacht verfolgte, so erging es einem um die Mitte der achtziger Jahre mit Koschat's „Verlassen, verlassen, verlassen bin i", und zwar nicht nur in Berlin, sondern in ganz Deutschland und noch weit darüber hinaus. Ein-, zwei-, vier- und hundertstimmig erklang es in Hütte und Palast, und auch heute noch gehört es mit vielen anderen Weisen des Kärntner Volks-Componisten zu den beliebtesten und am meisten gesungenen Liedern; hat es doch bis zu einem gewissen Grade sogar das „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten, daß ich so traurig bin" abgelöst, das früher unvermeidlich war, wenn in lustiger Gesellschaft die Stimmung ihren Höhepunkt erreicht hatte. Es nimmt sich eigentlich recht merkwürdig aus, von hundert fröhlichen Menschen in schwermüthigem Gesange gleichzeitig die Behauptung aussprechen zu hören, daß sie verlassen seien, verlassen, wie der Stein auf der Straßen; aber niemand findet etwas Merkwürdiges dabei, ein jeder singt, ohne sich um den Sinn des Textes weiter zu kümmern, die Weise mit, weil sie etwas so ungemein Wohlthuendes für ihn hat, weil sie auf seiner Seelenharfe eine Saite zum Mitklingen bringt, die nur durch den unmittelbar dem Gemüthe entquellenden Klang in Vibrationen versetzt wird.

Angesichts dieser Thatsache hat die musikalische Kritik zu schweigen und ehrfurchtsvoll den Hut zu ziehen; denn hier ist etwas, das über alle Gelehrsamkeit geht, über jede „musikalische Bildung", die sonst bei unseren modernen Componisten eine so maßgebende Rolle spielt. Von den Lieder-Compositionen, die heutzutage die Programme unserer Gesangs-Konzerte beherrschen, dringt nur selten einmal eine in breitere Volksschichten, während die meisten in ihrer geistreichen Künstlichkeit dem größeren Publicum vollkommen unverständlich bleiben. Und doch ist das Volk für keine Kunst so leicht empfänglich, wie für die Musik, und für keine musikalische Kunstform so, wie für die des einfachen Liedes. Und wenn nun einmal einer kommt, der da singt, wie ihm der Schnabel gewachsen ist, dann spitzen sich alle Ohren und dann öffnen sich alle Herzen, und selbst die bescheidenste Gabe wird dankbar hingenommen. Tritt aber gar ein Mann wie Thomas Koschat auf, der nicht nur ein Volkssänger im besten Sinne des Wortes, sondern auch ein wirklicher Künstler ist, den in ihren Musiker-Lexicis mit vier bis fünf Druckzeilen zu erwähnen, selbst die musikwissenschaftliche Hochgelahrtheit nicht umhin kann, so kennt der Jubel keine Grenzen und große Feste werden möglich, bei denen sich, wie bei dem Koschat-Jubiläum, mit dem am 23. Juni in Wien das nahe fünfzigste Wiegenfest des Componisten begangen wurde, Tausende und Abertausende zu einer großartigen Huldigung vereinen.

Dieses Koschat-Jubiläum im Dreher-Parke zu Meidling, an dem 1400 Sänger und an 5000 Zuhörer theilnahmen, während nach dem Berichte der Zeitungen draußen im Park nahezu ebenso viel vergeblich Einlaß suchten, ist so recht bezeichnend für die ungeheuere Beliebtheit, deren sich Thomas Koschat in seiner engeren Heimat erfreut. Doch das eigentliche große Koschat-Fest fand erst am 4. und 5. August zu Klagenfurt statt, in der Kärntner Hauptstadt, in deren nächster Umgebung der gefeierte Volkssänger zu Viktring am 8. August 1845 das Licht der Welt erblickte. Und auch außerhalb Oesterreichs ward und wird der fünfzigste Geburtstag Koschat's von Sangeslustigen überall durch besondere Veranstaltungen begangen; so in Berlin, wo sich am 21. September elf Gesang- und zwei landsmannschaftliche Vereine in der Philharmonie zu einer Koschat-Feier vereinigen werden. Kurz, dem Namen Kotschat's wird es während der nächsten Zeit ebenso ergehen, wie seinem „Verlassen, verlassen": er wird aus aller Munde klingen. Am glänzendsten gestaltete sich die Huldigung natürlich in Klagenfurt; weiß man doch dort, was man dem Meister zu danken hat, der die poetischen Reize des Kärntnerlandes durch seine Lieder verklärte und erst so recht populär machte; ein Verdienst, das Koschat freilich in seiner Dankrede bei der Wiener Feier bescheiden von sich wies. Er habe nichts gethan, meinte er, als einen einfachen Strauß aus Blümlein gewunden, die er in seiner geliebten Heimat gefunden. Er habe die Kinder, die Volksliedelein, zu sich gerufen, habe sie in ein Sonntagsgewand gesteckt und dann in alle Welt hinausgesendet. Daß übrigens bei jener Feier in Wien dem Componisten von einem Damen-Comité eine sehr nützliche, wenn auch etwas außergewöhnliche Jubiläums-Gabe dargebracht wurde, eine complette Wäsche-Ausstattung, die, wie scherzhaft hinzugefügt wurde, dem Jubilar, der heute noch Junggeselle ist, den Uebertritt in den Ehestand erleichtern solle, möge als ein Beweis dafür erwähnt werden, einen wie gemüthlichen, herzlichen Charakter jene Ehrung getragen haben muß.

Thomas Koschat, der auch mit einer dramatischen Composition, dem Liederspiel „Am Wörther See", vielen Beifall fand, hat die anmuthigen Texte zu seinen Lieder selbst gedichtet; so das humorvolle „Du mei flachsharet's Diandle, i hab di so gern, und i kunt' weg'n dein Flachshar a Spinnraderl wer'n"; das wehmüthige „Jede Lerch' sind't an Stan, wo sie ausrasten kann; und a Halmle find't's a, wo's ihr Nest baut davon. Nur der Mensch hat ka Rast, nur der Mensch hat ka Ruah! Denn kam find't er wo's Glück, kumt schon's Unglück dazua!"; dann das graziöse „O Muater mein, i hätt' a Frag, die i schon lang am Herzen trag. W'rum schnaberln denn zur Fruahjahrszeit die Täuberln so voll Lust und Freud?" — und wie sie alle lauten mögen! Daß der liederfrohe Sänger als Leiter des berühmten Koschat-Quintetts auch als ausübender Musiker großen Ruhmes sich erfreut, darf man ebenso als bekannt voraussetzen. — Schließlich wollen wir hier noch den lebhaften Wunsch hinzufügen, daß es Thomas Koschat, der gleichzeitig sein 25jähriges Componisten-Jubiläum feierte, noch recht lange vergönnt sein möge, die Kinder, die Volksliedelein, zu sich zu rufen, sie in ein Sonntagsgewand zu stecken und dann in alle Welt hinaus zu senden!

Nachdruck verboten.

Warum die Frauen lange Haare tragen.

Plauderei von Wolfgang Kirchbach in Dresden.

In diesen Blättern erörterten wir vor Jahren die höchst anziehende und reizvolle Frage: „Warum Frauen die Männer lieben." Die Antwort war nicht leicht, und schwierig in die richtigen Worte zu fassen. Aber zuletzt waren die freundlichen Leserinnen doch vollständig mit dem Verfasser einverstanden, und das große Räthsel der Ursache der Frauenliebe zu den Männern erwies sich endgültig gelöst.

Viel schwieriger und verwickelter ist dagegen die nicht minder deutungsreiche Frage zu beantworten, die uns in diesen Tagen aufs Herz gefallen ist, nämlich: warum die Frauen lange Haare tragen, Haare so lang und schön, wie das goldene Vließ, das zu erobern einst Jason auszog, Haare so lang, daß man sie mit dem Metermaße messen kann, wie den Seidenfaden, den die Seidenraupe spinnt. —

Eine jede Frau sitzt des Morgens vor ihrem Spiegel, strählt sich das Haar und läßt den Kamm langsam durch dessen Wellen gleiten; eine jede flicht und wickelt ihre Zöpfe, steckt sie auf und ordnet sie. Und wenn sie es nicht selber thut, so hat sie doch eine Zofe, ein Mädchen, eine Dienerin; sie hat eine Schwester oder eine Freundin, die das Amt der Nächstenliebe ausüben, die hülfreich das schwierige Geschäft der Haarwindung und Haarknüpfung unterstützen. Tagtäglich bemerkt man in jedem Hause dieses Stillleben; ja, ich habe mir sagen lassen, daß die jungen Engländerinnen meiner Bekanntschaft nicht nur einmal, sondern zweimal und dreimal des Tages sich in Loreleien verwandeln und ihr Haar mit einem „goldenen Kamme" kämmen, wobei sie auch manchmal ein Lied singen. Und wirklich ist dieses ihr Haar zuweilen so „golden", wie das der Lorelei, und wenn die Besitzerinnen auf der Straße wandeln, so flattert es ihnen wie ein goldener Schleier aus den feinsten Seidenfäden bis auf die Hüften hinab, und der Wind kommt und spielt damit. Ich weiß auch, daß sogar in Japan die Frauen das Haar so lang tragen, wie unsere englischen Loreleien, und daß sie dort oft stundenlang in ihren kleinen Boudoirs hinter den Papierwänden kauern, um sich dieses schwarze Haar zu schön gewundenen Chignons aufknüpfen zu lassen. Und ich weiß, daß sie des Nachts, um dieses zierliche Gebäude auf ihrem Kopfe zu schonen, einen hölzernen, gepolsterten Untersatz benutzen, der fast die Form eines Schusterleistens hat; darauf legen sie ihr Haupt, damit ihnen die Haare durch die Nachtruhe nicht in Unordnung kommen. Wenn ich aber in den Gipssammlungen die schönen Gestalten der Diana, der Venus und Athene, der lieblichen Klytia bewundere, so staune ich auch regelmäßig über die große Mühe, welche diese Göttinnen und Frauen auf die Länge ihres Haarwuchses und auf seine besondere Anordnung verwendet haben. Das war im alten Götter-Griechenland ganz dasselbe, wie im jungen Japan und bei den englischen Loreleien. — Wie viele aber von allen diesen fragten sich wohl, warum sie lange Haare tragen?! Wie viele fragten sich, warum sie sich allen diesen Mühen vor ihrem Spiegel unterzogen?! —

Ich habe oft darüber nachgedacht, warum in unseren Tagen so viele junge Männer, und zwar sehr oft die blühendsten, gesündesten, stärksten, ganz bedenkliche Glatzen besitzen. Mit neunundzwanzig Jahren fängt es an; der Kopf lichtet sich; mit zweiunddreißig ist die Glatze fertig. Und wie kommt es denn, daß dagegen unter Mädchen und Frauen die Glatzen äußerst selten sind? Selbst im schlimmsten Falle, wenn nach schwerer Erkrankung einer Frau das Haar ausgeht, wächst es meist wieder nach, wenn auch nicht mit der alten Kraft. Aber es genügt doch, um wenigstens nicht eine eigentliche Glatze zuzulassen. Man wird gegenwärtig einen ganz besonderen Typus von jungen Männern finden, die den Kopf ganz kurz geschoren tragen, ihr Haar zum Stoppelfelde machen und alle dabei, theils im Wirbel, theils an der Stirn, die Tonsur der größeren oder kleineren Glatze besitzen. Ich möchte schon lediglich aus dem Grunde einmal in die Seele einer Frau fahren und für zwei Minuten ein junges Mädchen sein, um zu wissen, ob diese kurz geschorenen Köpfe eigentlich wirkliches, wahres Gefallen erwecken. Freilich, man gewöhnt sich an alles, selbst an das Häßlichste, wenn es Mode wird!

Es ist aber ferner eine Thatsache, daß Männer, welche die Haare nicht scheren, sondern lang tragen, gleichfalls weit seltener wirkliche Glatzen bekommen. Man sieht manche Bildnisse berühmter Dichter, Maler und Musiker, die Köpfe würdiger alter Herren, die noch im hohen Alter ihren vollen Haarschmuck bewahren. Trotz der stärksten geistigen Anstrengung, trotz eines nicht immer ganz vernünftigen Lebens, haben sie doch ihre Haare behalten. Nun, all diese Männer haben eben ihre Haare nie zu kurz schneiden lassen; mag es aus Eitelkeit, mag es in einer Art von Standesgewohnheit geschehen sein, jedenfalls verdanken sie dem Tragen langer Haare auch die Erhaltung ihres Haarschmuckes bis ins hohe Alter. Ein großer Procent-Satz aber derer, die sich aus Gründen einer anderen Eitelkeit kurz scheren lassen, ist unrettbar der Gefahr ausgesetzt, schon in jüngeren Jahren kahlköpfig zu werden. Augenscheinlich sind die Kurzgeschorenen vielfachen Erkältungen der Kopfhaut ausgesetzt; Staub und gefährliche Gase, Cigarrenrauch und Nicotin-Dunst, Hitze und Trockenheit der Luft wirken viel unmittelbarer auf die feinen Poren und Talgdrüsen der Kopfhaut ein und rauben ihnen ihre Kraft, zerstören den natürlichen Nährboden des Haarwuchses durch fortdauernde chemische und atmosphärische Einwirkung und bewirken das Ausfallen der Haare und das Kahlwerden des Kopfes. Wer längere Haare trägt, dessen Haupt ist weit mehr gegen schädliche Dünste und Erkältungen der Kopfhaut geschützt.

Immerhin wäre durch diese Erklärung aber das überaus schwierige Problem noch nicht gelöst, warum die Frauen ihre Haare gar so lang über den Rücken hinabwachsen lassen. Sie könnten ja Titus-Köpfe und Lockenköpfe tragen, Trachten, die schon ausreichenden Schutz gewähren. Aber das genügt ihnen bei weitem nicht. Sie müssen sie mindestens so lang haben, daß sie sie zusammenraffen und vorn mit beiden Händen auswinden können. Sie müssen ihr Haar wachsen lassen, bis sie beim Zöpfeflechten sie über die Brust zusammenzufassen und, ähnlich wie ein Seiler es bei seinem Handwerk macht, mit Bequemlichkeit zu einem dicken Haarseil zu verschlingen und zusammenzudrehen vermögen. Ja, einige suchen einen besonderen Stolz darin, mit so mächtigen Haarlängen zu prangen, daß dieses Naturgewächs schier als Mantel zu benutzen wäre.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Bei den alten Germanen galt das Tragen langer Haare für die Männer als Zeichen des Adels, der Freien. Die Leibeigenen mußten kurz geschoren einhergehen. Dieser Umstand erklärt vollständig, warum Musiker, Künstler und Dichter noch heute es lieben, ihr Haar seinem natürlichen Wachsthum zu überlassen. Es ist das Zeichen des freigeborenen Mannes, das sich durch die Jahrhunderte hindurch bei ihnen noch erhalten hat. In einer Zeit, wo der Soldatendienst alle Bürger zu Leibeigenen des Vaterlandes macht und jedermann sein Haupt scheren muß, mögen die Künstler immerhin durch die Bewahrung ihrer natürlichen Mähne an die alte stolze Unabhängigkeit des Freien und der „freien Künste" erinnern.

Aber wie ist es mit den Frauen? Hat die Löwin eine Mähne? Nein! Nur der Löwe trägt sie. Warum sind sie unter den Menschen die Haarschmuck-Trägerinnen geworden, die edlen Frauen? Und wenn in der ganzen Thierwelt stets das Weibchen das unscheinbarere Geschöpf ist, wenn aller Federschmuck, alle Farbenpracht der natürlichen Bekleidung, das Rad des Pfauen, ja selbst der Gesang der Vögel dem männlichen Geschlecht zugetheilt ward, wie kommt es, daß bei den Menschen statt dessen das weibliche Geschlecht die schönen, farbenreichen bunten Kleider, den Schmuck der Ketten und Broschen, kurz, all' das trägt, was es zum schönen Geschlecht macht?! Die Rollen sind vertauscht: das langhaarige Weib ist auch der schönere Theil der Menschheit, während unter den niederen Wesen die männliche Hälfte das schönere Geschlecht darstellt.

Und vielleicht ist in der That diese natürliche, mit Absicht lang erhaltene Haartracht des Weibes auch die Ursache jenes Tausches der Rollen geworden. Denn, o! sie wissen die Simson-Macht, die in ihrem langen Haar gebannt liegt, weidlich auszunützen, die klugen Frauen! Schleier, lang herabhängende, reizende Flechten, zierlich geschürzte Knoten und verwirrende Locken, Kronen und Diademe stellen sie daraus her, mit denen sie ihr Haupt schmücken und zuweilen das Menschenantlitz in das Gebiet einer architektonischen Schöpfung versetzen. Und durch die Haarkränze und reizenden Guirlanden machen sie sich selbst zu einem festlichen Gegenstand, der auch am Werkeltage daran erinnert, daß sie an einem ewigen Festtage leben, an dem man mit Kränzen und Gewinden die Tempel und Häuser zu weihen pflegt. Andere wieder tragen offene Zöpfe, die ihnen auf den Rücken fallen, stark gewundene blonde, braune oder schwarze Zöpfe. Manche gestaltet in Schneckenformen ihren Kopf zum jonischen Capitell; die Reichere frisirt sich wohl auch einen Chignon gleich dem korinthischen Kapitell zurecht, während noch andere den lockeren Mozart-Zopf oder den griechischen Knoten, freie Lockenköpfe und sonstige Trachten des Haares aufweisen.

Sie alle aber glauben, reichlicher, langer, starker Haare zu bedürfen, um sich selbst mit einer Arabeske zu versehen, um die Aehnlichkeit der menschlichen Antlitzform in eine gesteigerte Individualität zu erheben und auszudrücken, was sie zur besonderen Persönlichkeit macht. Denn zwei Augen, eine Stirn darüber, ein Näschen in der Mitte und ein Kinn darunter, das hat eine jede; und bei vielen, besonders bei den Schönsten, ist das ja alles formengleich: die griechische Nase und das anmuthige runde Kinn ergeben stets die ähnliche, die verwandte Form. Und würden viele schöne Frauen mit aufgelöstem Haare oder auch mit kurzgeschorenen Köpfen neben einander stehen, so würden sie im ganzen recht wenig charakteristisch sich von einander unterscheiden. Aber sowie sie anfangen, ihr langes Haar zu winden und aufzustecken, über ihrem Antlitz die natürliche Decoration aus ihren Haaren zu bilden, so beginnen sie auch zu besonderen Persönlichkeiten zu werden, so scheint auf einmal eine neue Seele aus ihrem Antlitz zu sprechen, und diese Seele hat einen besonderen Hauch. Sie ist eine Lockenseele oder eine Diademseele. Sie ist eine energische, starke, lebensvolle Seele, wie die starken blonden Zöpfe selbst, die so energisch gedreht und gewunden in den Nacken fallen oder aufgesteckt sind. Und je öfter die Mädchen und die Frauen in den Spiegel sehen, desto mehr bildet sich ihre Seele zu einer Diademseele oder Lockenseele, denn sie nehmen von ihrem eigenen Haarschmuck und dem Charakter, den sie ihm verliehen, selber wieder verstärkt ihren eigenen Charakter vom Spiegelbild zurück. Und diese besondere Beseelung geht auf die Männer über, mit denen die Frau in Berührung kommt. Entfaltet sie dann aber vor dem geliebten Mann ihr Haar, um es ihm in seiner ganzen Pracht und Schönheit zu zeigen, so schwindet auch alsogleich ein feiner Theil ihrer persönlichen Seele vor dem Manne dahin, wie sich das Ornament von ihrem Haupte löst; ihre Individualität scheint leise zu schwinden, und er sieht statt dessen die große allgemeine Seele Eva's und ihre Evanatur, die sie mit all ihren Schwestern theilt, aus ihrem schlicht fallenden Haare sich enthüllen. — Und darum soll, — unter dem Siegel des strengsten Geheimnisses, — hiermit die wahre Antwort auf unsere Frage gegeben sein, warum die Frauen lange Haare tragen. Möge es eine der anderen heimlich zuflüstern, Uneingeweihten aber nicht verrathen. Das Geheimniß ist: daß in den langen Haaren der Frauen auch ihre Seele sitzt, ihre besondere, ihre eigene Seele, und die Frau, die in falscher Emancipation sich ihre Haare kurz schneidet oder schert, um es den Männern gleich zu thun, schneidet sich damit auch den besten Theil ihrer Individualität ab.

Den Leserinnen aber, die von dieser Lösung und Antwort nicht befriedigt sein sollten, sei noch kurz gesagt, daß das Haar auch bei allen Stämmen und Völkern das Zeichen ihrer Rasse ist. Stoff, Farbe, Dichtigkeit und Art des Haarwuchses ist das unverwüstlichste Zeugniß für die Rasse, den Volksstamm, dem der Mensch entstammt. Der unbewußte Stolz auf den Stammescharakter wird gerade durch das Tragen der langen Haare der Frauen, der Hauptbewahrerinnen der Rasse, ausgedrückt. So auch bei den arischen Völkern, denen die Natur einen besonders prachtvollen Wuchs des Haupthaares gegeben hat, zumal bei den Germanen. Der ganze Stolz des germanischen Mannes auf seine Rasse erwacht, wenn er den langen, blonden, herrlichen Haarwuchs eines deutschen Weibes entfesselt sieht.

Und ist des Mannes Stolz sein Bart und der Edelrassen-Ausdruck, den dieser verleiht, so trägt aus dem gleichen Stolze des Stammes und menschlicher Edelnatur heraus das Weib, da ihm der Bart versagt ist, den Königsmantel seiner Naturvornehmheit in Gestalt des langen Haares als Kennzeichen uralter Stammes-Individualität.

Nachdruck verboten.

Herzeleid.

Zu dem Bilde von Adolf Hering in Königsberg. — Siehe Seite 121.

Ein tiefer, erschütternder Kummer hat das junge Mädchenherz zum ersten Mal getroffen. Bisher lag die Welt vor ihm im Sonnenschein; es dachte nicht daran, daß das Unglück auch einmal bei ihm einkehren könnte. Nun ist der Schmerz gekommen über Nacht und dem verzweifelnden Menschenkinde scheint es, als ob es immer Nacht bleiben werde. Es ist die alte Geschichte von ungetreuer Liebe, die hier gespielt hat. Arg, sehr arg muß der Ungetreue gehandelt haben, darauf deutet die Empörung in dem Antlitz der tröstenden Vertrauten. Aber man kann bei dem

Thomas Koschat.

Nach einer Photographie von Dr. Székely, Wien.

Siehe Seite 127.

Anblick der reizenden Mädchenfigur schwer glauben, daß dieser Absagebrief ihr Leben für alle Zeit verdüstern soll. Sie hatte wohl fehlgegriffen und kann dankbar sein, daß der schmerzliche Schlag rechtzeitig genug gefallen ist, um nicht eine unheilbare Wunde zu erzeugen. Der Tag wird kommen, an dem die arme Gekränkte der Welt wieder erhobenen Hauptes ins Auge schauen wird, der Tag, wo einer, der sich besser auf ihren Werth versteht, sie zum Altar führt. W. K.

Nachdruck verboten.

Abendfrieden.

Zu dem Bilde von Hugo Darnaut in Wien. — Siehe Seite 125.

Die Sonne ist gesunken; noch spiegeln sich Baum und Ast in der klaren Fluth, aber schon zieht geheimnißvolle Finsterniß in das Wald-Innere. Auch die Vöglein sind zur Ruhe gegangen; tiefe Stille ringsum! Nur das leise Rinnen, Tröpfeln und Plätschern des Wassers unter dem alten, geschlossenen Wehr tönt murmelnd und rieselnd in das Schweigen der Natur. Das ist die Stimmung, die den Frieden in das Herz des Menschen trägt, mit der er sich immer umgeben möchte. Wenn nicht anders, verlangt er darnach im Bilde, da er sie in Wirklichkeit nicht immer genießen kann, und deshalb dankt er es dem Künstler, der sie in sein Heim hineinträgt. Solche Bilder will man gern als liebe Lebensgefährten um sich haben, man wird ihrer nie überdrüssig. Mag die Impression auch an Ziegelmauern und Kartoffelfeldern eine Fülle von Farbentönen entdecken und kunsterziehlich vorführen, das Wohlgefallen der Menschen wird sie damit dauernd nicht erwecken. Wenige werden ihr Heim mit Bildern schmücken wollen, deren Gegenstand ihnen in Wirklichkeit keine Anziehung bietet; aber die Landschaft, die wie Darnaut's „Abendfrieden" ihnen Phantasie und Herz erfüllt, die wird stets willkommen sein. L. M.

Redactions-Post.

Fragen.

Deutsch und englisch? — Wer genießt im allgemeinen die bessere Erziehung für Haushalt und Leben, das deutsche oder das englische junge Mädchen? Pensionat in L.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Bret Hart (72). — Herrn Francis Bret's jetzige Adresse lautet: „Plainfield, New-Jersey, U. S. A.

H. v. H., St. Pölten. — Es ist gewiß ein sehr lobenswerthes Ziel, wenn Sie Ihre Thätigkeit besonders der Gründung von Asylen für nothleidende Wöchnerinnen zuwenden wollen.

K. v. d. P., Wien. — Das in zweiter Auflage bei L. W. Seidel & Sohn, k. k. Hofbuchhandlung in Wien, erschienene und der Frau Erzherzogin Marie Valerie gewidmete Buch der Baronin José Schneider-Arns heißt „Aus Oesterreich. Bagatellen". Es enthält u. a. die niedliche Humoreske „Die billige Gans", welche im ersten Abdruck in der „Illustrirten Frauen-Zeitung" erschien. Ferner bringt das Buch die Geschichten „Auf classischem Boden", „Die Gugelbäuerin", „Lili", „Das Rathhausweibel", „Abwärts", „Hansi und Lisei", „Buddah als Brautwerber" u. a.

Heiliger Norbert. — Bis jetzt haben sich unsere Weisen vergeblich den Kopf über die Allegorie zerbrochen. Vielleicht trifft's noch einer.

L. D., Kr. — Die Leistung war nicht so schlecht, daß Sie die Flinte gleich ins Korn zu werfen brauchten!

M. v. F., D. — Die dramatisirten Volksmärchen „Schneewittchen und Sandmann" von Else Gehrke scheinen ganz niedlich zu sein; näher darauf einzugehen, ist uns nicht möglich.

Referendar Graf S., H. — Ihrem Zwecke dürfte am besten das auch für Damen interessante „Illustrirte Handbuch der Ex-libris-Kunde" von Gustav A. Seyler entsprechen. Es ist zum Preise von 2 Mark im Verlage von J. A. Stargardt in Berlin erschienen.

M. B., Baden-Baden. — Die Rangstufen der deutschen Marine und Armee entsprechen einander wie folgt: Seekadett — Portepee-Fähnrich, Unter-Lieutenant — Seconde-Lieutenant, Lieutengnt zur See — Premier-Lieutenant, Kapitain-Lieutenant — Hauptmann, Korvetten-Kapitain — Major, Kapitain zur See — Oberst, Contre-Admiral — Generalmajor, Vice-Admiral — Generallieutenant, Admiral — General. Den Titel „Commodore" kann ein Kapitain zur See erhalten, während er als Geschwader-Chef functionirt. — Der Kadett der Marine ist nicht wie der der Armee Schüler, sondern bereits vereidigter Soldat im Range eines Gemeinen; gesellschaftlich gehört er dem Offizierstande an. — Der Vice-Admiral führt analog dem Generallieutenant den Titel: Excellenz.

Clara L., Bogota. — Eine Schrift über die Rechtsstellung der Frau ist von Dr. Emilie Kempin, Docentin der Rechte an der Universität Zürich, verfaßt worden.

A. S., Holzminden. — Böhmen hat auch, abgesehen von den Umgebungen der Modebäder, wundervolle landschaftliche Partien, die den Touristen-Besuch im hohen Maße lohnen.

F. F., Helsingborg. — Der Stand des Serum-Heilverfahrens gegen den Krebs ist noch zu unaufgeklärt, als daß darüber schon bestimmt Stellung nehmende Artikel in Laien-Blättern angebracht wären.

Gräfin K., Friedrichsroda. — Der 1894 in Berlin gegründete „Hausbeamtinnen-Verein" zum Wohl der Stiften, Hausdamen und Kinderfräulein hat sich nachstehende Ziele zur Aufgabe gestellt: 1) Zweck des Vereins: a. Hebung der Berufsbildung, b. Förderung des materiellen Wohles der Angestellten. 2) Ziel des Vereins: a. Einrichtung einer weitverzweigten Stellenvermittlung, b. Begründung von Zweigvereinen, den die Aufgabe zufällt: I. Die Stellenvermittlung ihres Bezirkes zu besorgen, II. Einrichtungen für die berufliche Ausbildung zu gründen, III. Darlehns- und Hülfskassen einzurichten, IV. Altersversorgungen, eigene Heimstätten und Alterskassen zu fördern, — c. Stellensuchende, die sich nicht zu Hausbeamtinnen eignen, zur Erlernung eines anderen Berufes anzuregen. — Auskunft ertheilt u. a. die Vorsitzende des Vereins, Frau Professor Mathilde Weber in Tübingen.

Fritz S., Bolivia. — Der Vortrag des Herrn Professor Dr. Ernst Leyden „Die Bekämpfung der Schwindsucht" ist vom „Verein zur Hebung der Volksgesundheit" als Denkschrift im Verlag des „Menschenfreund" in Berlin herausgegeben worden. Der Reinertrag ist für die Propaganda zur Bekämpfung der Schwindsucht bestimmt.

Mietze in Baden. — Beschreibung und Regeln für das Lawntennis-Spiel sind nach englischen Club-Regeln von Ernst Küster zusammengestellt und im Verlag von Küster, Perry & Co. Nachf. in Frankfurt a. M. zum Preise von 0,50 M. erschienen.

Jeanne Z., Detmold. — Die Karten für das Böhmerwald-Passions-Spiel sind direct von der Passions-Leitung in Höritz zu bestellen.

Baron S., Triest. — Wir empfehlen Ihnen die von Carl Stangen's Reise-Bureau in Berlin herausgegebene Zeitschrift „Stangen's illustrirte Reise und Verkehrs-Zeitung".

Karola M., Regensburg. — Das auf dem Grabe Betty Paoli's auf dem Wiener Central-Friedhofe aufgestellte Denkmal trägt folgende, von der Dichterin selbst herrührende Verse:

Die hier im dunkeln Grabesschoße ruht,
Nach langen Kampfes Mühsal und Beschwerde,
Wie jedes andre arme Kind der Erde
War sie ein Doppellaut von Schlimm und Gut.
Nichts unterschied sie von der großen Schar,
Behaglich athmend in der Lüge Brodem,
Als: daß die Wahrheit ihrer Seele Odem,
Und daß getreu bis in den Tod sie war.

Legationsräthin v. F., W. — Das Wesen der in Köln und Wiesbaden neuerdings von den Behörden eingeführten Familien-Stammbücher, die bei Eheschließungen den Neuvermählten durch den Standes-Beamten ausgehändigt werden, besteht darin, daß in ihnen die Eheschließung, sowie später die in der neugegründeten Familie vorkommenden Geburten und Sterbefälle bescheinigt werden. Fehlt diesen Bescheinigungen auch die formelle Beweiskraft, so werden sie doch, wie im privaten Verkehr, so im Verkehr mit Behörden, als genügende Beweismittel für die Richtigkeit von Thatsachen angesehen, deren Eintragung in die Standesregister sie beglaubigen. Für das Publicum beruht der Werth der Familien-Stammbücher vorzugsweise darin, daß sie jedem Familienhaupte die Möglichkeit gewähren, sich über seinen Familienstand jederzeit mit Leichtigkeit auszuweisen. Da außerdem diese Bücher auch für die Zwecke des Staates erhebliche Bedeutung haben, so hat der preußische Minister des Innern die Ober-Präsidenten ersucht, auf die allgemeine Einführung solcher Familien-Stammbücher hinzuwirken. Die Eintragungen durch die Standesbeamten erfolgen unentgeltlich.

Norddeutsche Schriftstellerin. — Die Gründung eines Schriftstellerheims haben die Herren Frhr. v. Broich und Dr. O. v. Leixner in die Hand genommen. Beiträge nimmt der erstgenannte Herr, der in Berlin, Königgrätzerstr. 70, wohnt, entgegen.

Wienerin. — Wir können Ihnen nur rathen, den Besuch des deutschen Reichstagshauses nicht zu unterlassen. Die Schönheit und sinnreiche Anordnung im Inneren läßt den Tadler bald verstummen. Schade, daß Damen der Zugang zur Aussicht von der Kuppel so erschwert ist; sie bietet den schönsten Blick, den man auf Berlin haben kann. — Den äußeren Bau muß man von der Moltke-Brücke und vom Ende der Sieges-Allee auf sich wirken lassen.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin und Wien. — Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Paul Logemann in Wien. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

11. August 1895. — XXII. Jahrg., Heft 16.

Album mit Filigran-Verzierung.

So reizvoll und künstlerisch die zierlichen Filigran-Arbeiten wirken können, so selten findet sich Gelegenheit zur Anwendung des spitzenartigen Schmuckes, der stets farbiger Unterlage bedarf, um zu seiner vollen Geltung zu gelangen. Freundinnen der interessanten Technik werden daher freudig das schöne Album begrüßen, von dessen pfauenblauem Plüschgrunde sich Eckbeschläge und Mittelstück in Gold-Filigran abheben, begrenzt von glatter Bronzefassung 40 zu 30 cm mißt das Album, dazu ist das Mittelstück 18 cm lang und 13 cm breit, jeder der Eckbeschläge 10 zu 12 groß. Der reichen Ausstattung entspricht auch der Ständer in Staffelei-Form aus runden Bronzestäben; die beiden vorderen Stäbe von 44 cm Länge verbindet unten ein 15 cm langer Stab, an dem das Filigran-Lambrequin befestigt ist. Auf den Spitzen der Stäbe ruht eine schmale Leiste, als Halt für den Aufsatz, dessen Mitte an der Vorlage das sächsische Landeswappen einnimmt. Bietet sich keinerlei Wappen zur Nachbildung in Filigran, so tritt ein dem unteren Abschluß ähnliches Ornament an die Stelle. Bei der Deutlichkeit der Darstellung lassen sich die verschiedenen glatten und krausen Drähte, Cantille und Perlen leicht unterscheiden. Erwähnt sei noch, daß die kunstgeübte Verfertigerin des Prunkstückes, Fräulein Marie Hahn, Dresden, sowohl Aufträge entgegennimmt als auch Unterricht in der reizvollen Technik ertheilt. E. F.

Aus der Frauenwelt

Berlin. — Wenige Wochen vor der Vollendung seines neunundsiebzigsten Lebensjahres ist Rudolf v. Gneist dahingeschieden. Mit ihm sank ein so hervorragender Gelehrter, als bedeutender Politiker ins Grab. Seit 1839 als Docent, seit 1844 als Professor an der Berliner Universität wirkend, entfaltete Gneist eine außerordentliche literarische Thätigkeit, besonders auf dem Gebiete der Rechtswissenschaft. 1875 wurde er ins Oberverwaltungs-Gericht berufen; Kaiser Friedrich verlieh ihm den erblichen Adel, Kaiser Wilhelm II. den Charakter als Wirkl. Geh. Rath mit dem Prädicat Excellenz. Während der Verstorbene auf der Stufenleiter äußerer Ehren immer höher stieg, war er unermüdlich im Wirken für humane Zwecke. Die Sicherung der socialen Stellung der Frau beschäftigte ihn u. a. ganz besonders; wie er zu den Begründern des „Victoria-Lyceums" in Berlin gehörte, war er bis zu seinem Ende an leitender Stelle ein eifriger Förderer dieser Anstalt. Auch die Sache der Frauen hat viel an ihm verloren!

— Der Vorstand der Frauengruppe „Berlin" für den „Verein zur Förderung des Deutschthums in den Ostmarken", an seiner Spitze Frau Gräfin v. Monts, Berlin, Schaperstr. 22, bittet um Beiträge zur Beschaffung von Fahnen zur Sedan-Feier dieses Jahres in unseren östlichen Provinzen. Der Vorstand hat mit der Firma Härtel, Berlin, Schützenstr. 19, eine Vereinbarung dahin getroffen, daß eine Fahne in Größe von 120/75 cm für den Preis von Mk. 3,00, von 150/120 cm für den Preis von Mk. 4,40, von 200/135 für den Preis von Mk. 5,80 portofrei an den Ort ihrer Bestimmung befördert wird. Auf Wunsch der Geberin wird deren Namen für Mk. 1,00 Mehrkosten an dem Fahnenstiel angebracht werden. Es bleibt jeder Dame überlassen, entweder unmittelbar bei der erwähnten Firma die Herstellung der Fahnen in Auftrag zu geben, oder bei einem der Comité-Mitglieder unter Einsendung des Herstellungsbetrages die Bestellung zu beantragen, oder auch die Fahne selbst herzustellen und baldmöglichst an Frau v. Burchard, Berlin, Jägerstr. 21 zu schicken.

Dresden. — Das Sterbehaus der als Schauspielerin und Theater-Leiterin hochverdienten Karoline Neuber in dem Elbedorfe Laubegast wird in nächster Zeit niedergerissen, um Platz für die Erweiterung eines Gasthauses zu schaffen. Das bescheidene Häuschen wurde von der berühmten Schauspielerin und Bühnenleiterin aufgesucht, als sie todtkrank aus Dresden vor den Truppen Friedrichs des Großen flüchtete. Ihr Sterbezimmer war bis heute erhalten; an dem Hause selbst wurde vor längeren Jahren eine Gedenktafel mit entsprechender Inschrift angebracht.

Kopenhagen. — Mit großer Feierlichkeit wurde hier im Beisein des gesammten Hofes die „Ausstellung der Arbeit skandinavischer Frauen" eröffnet. Präsidentin der Veranstaltung ist Frau Geheimrath Buch, Excellenz. Die Ausstellung enthält lediglich Werke von Frauenhand. Von ihren sechs Abtheilungen umfaßt die erste alles, was die nordischen Frauen auf den verschiedenen Gebieten der Industrie leisten. Eine zweite Abtheilung bringt Handarbeiten; eine dritte zeigt Bilder berühmter Frauen aus Vergangenheit und Gegenwart. In der culinarischen Abtheilung, wo gekocht, gebraten und gebacken wird, sieht man alles, was zu einem modernen Küchenwesen gehört. Ferner enthält die Ausstellung eine literarische Abtheilung, die das, was die Frauen in der Literatur geschaffen haben, übersichtlich zusammenstellt, und eine künstlerische Abtheilung mit Gemälden und Zeichnungen, von Frauen ausgeführt. In einem Theater werden mehrere von Frauen verfaßte Stücke gegeben und in einem Konzertsaal Compositionen weiblicher Tondichter vorgetragen.

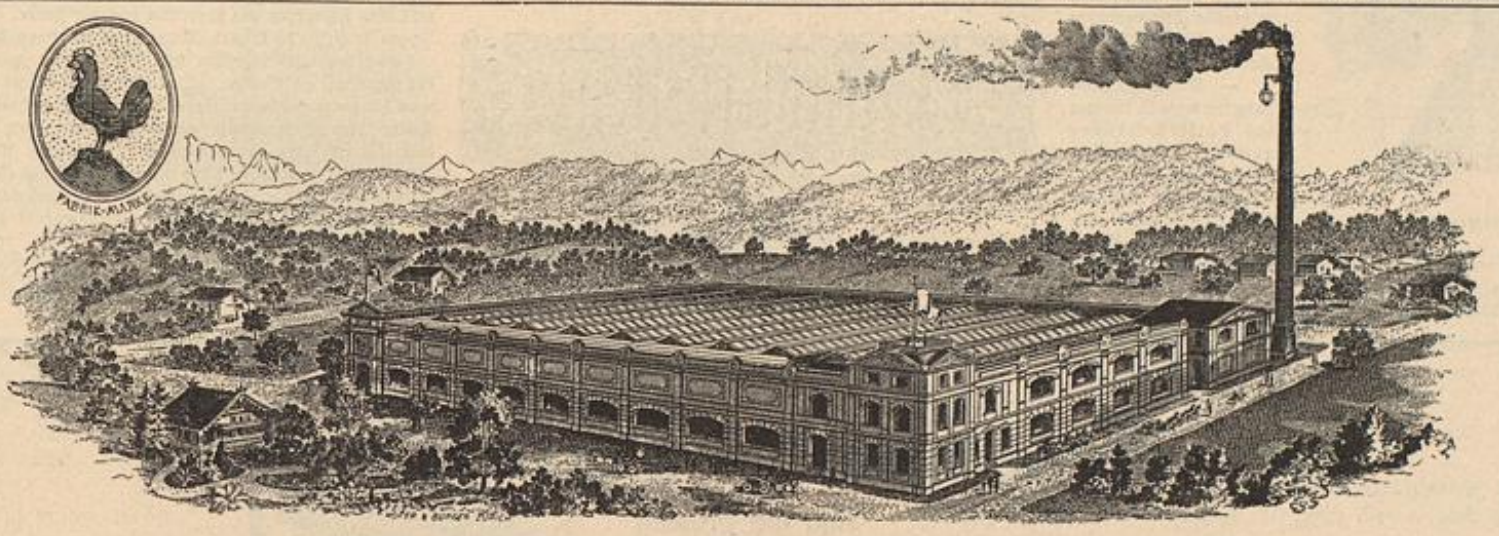
Wien. — Das Kunststick-Atelier der k. k. Hofburg, über dessen Arbeiten wir wiederholt zu berichten Gelegenheit hatten, ist vor einiger Zeit in die prächtigen Räume des kaiserlichen Lustschlosses Belvedère übergesiedelt. Dort wird nunmehr an der Vollendung des Prunkbettes gearbeitet, welches, aus den Tagen Maria Theresia's stammend, einer gänzlichen Restaurirung unterworfen wurde, und zwischendurch werden immer neue Arbeiten, meist Geschenke der Majestäten, ausgeführt. So wurden in der letzten Zeit hier im Auftrage der Kaiserin Fahnenbänder gearbeitet, welche die Monarchin einem Tiroler Regimente spendete. Die Zeichnung der Länder ist von der Leiterin des Ateliers, Fräulein Hermine Bach, entworfen, und die Ausführung vereinigt die edelsten Techniken der Nadelarbeit.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Durch die Tageszeitungen werden unsere Leserinnen seiner Zeit erfahren haben, wie glänzend und geschmackvoll die Toilette war, in welcher Ihre Majestät die Kaiserin der Schlußsteinlegung des Kaiser Wilhelm-Kanals beiwohnte. Wir sind in der glücklichen Lage diese Toilette im Bilde wiedergeben und noch einige Details darüber mittheilen zu können. Vornehmheit in der Composition und harmonische Farbenwahl waren die hervorragendsten Merkmale des wahrhaft fürstlichen Anzuges. Die majestätische Erscheinung der Kaiserin brachte den modernen garniturlosen Glockenrock aus schwerster Pfirsichblüthen-farbener Seide mit seinem vollen weichen Faltenwurf zu besonders schöner Wirkung. Entsprechend elegant und kostbar war das Cape aus dunkler nüancirtem Sammet mit reicher Goldstickerei; die glatten Sammetflächen erschienen in wirkungsvollster Weise mit rothen Granatperlen wie besät. Um den Halsausschnitt und den unteren Rand des Capes legten sich volle, dunkelgrün schillernde Federrüschen. Eine kleine Capote in der Lieblingsform der hohen Frau, leicht und zierlich garnirt mit Sammet-Bandeaux und hellen Blumentuffs, krönte

Toilette mit Cape.



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich.

empfiehlt:

Henneberg-Seide

Nur ächt, wenn **direkt** ab **meiner** Fabrik bezogen —

schwarz, weiß und **farbig** von **60 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v.	Mk.	1.85—18.65	**Seiden-Grenadines**	v.	Mk.	1.35—11.65
Seiden-Bastkleider per Robe	„	„	13.80—68.50	**Seiden-Bengalines**	„	„	1.95— 9.80
Seiden-Foulards	„	95	Pfge.— 5.85	**Seiden-Surahs**	„	„	1.35— 6.30
Seiden-Masken-Atlas	„	60	„ — 3.15	**Seiden-Faille française**	„	„	2.45— 9.85
Seiden-Merveilleux	„	75	„ — 9.65	**Seiden-Crêpe de Chine**	„	„	2.35—10.90
Seiden-Ballstoffe	„	60	„ —18.65	**Seiden-Foulards japan.**	„	„	1.45— 5.58

p. Meter.

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. **porto- und steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Herbstumhang aus Sammet.

den hochfrisirten Kopf. Der Farben-Scala der glänzenden Toilette fügte sich sehr fein der Sonnenschirm aus Seiden-Gaze ein, mit breitem Volant und duftiger Rüsche in der lichten Farbe des ersten jungen Grün gehalten. A. K.

— In Form und Gesammteindruck ganz ähnlich dem Cape der Kaiserin, das wir umstehend darstellen, wenn auch nicht entfernt an die gediegene Pracht desselben heranreichend, stellt sich ein Umhang dar, den unsere Pariser Correspondentin uns soeben in der Skizze zugehen läßt. Hier ist der Grundstoff kastanienbrauner Sammet; die Garnitur besteht aus schwarzem Jet, den Halsausschnitt umgeben schwarze, nach dem Pariser Geschmack sehr hochstehende Straußfedern. Für den Herbst, als Uebergangshülle dürften derartige Umhänge eine große Rolle spielen. C. E.

— Bei den auf dem farbigen Bilde, Nummer 1132 dargestellten Toiletten ist durch die vordere Machart auch je die des Rückens so bestimmt vorgezeichnet, daß es nur einer ganz flüchtigen Skizze bedarf, um sie vollständig deutlich zu machen. Die Toiletten zeigen den nachgerade typisch gewordenen Rock mit tiefen Röhrenfalten; an der Taille der links stehenden Figur wiederholt sich der durch Stoffblenden abgeschlossene Spitzeneinsatz des Vordertheils; die ohrenartig hochstehenden Stoffschleifen an Gürtel und Halsbündchen entsprechen der blattähnlichen Schulter-Garnitur. An der Figur rechts setzen sich Spitzenpasse und Stoff-Epaulettes der Vorderansicht unverändert fort; auch die, durch große Knöpfe gehaltenen, senkrechten Falten finden sich wieder. Die Gürtelschleife besteht aus verschiedenen Schlupfen, von denen die mittlere ziemlich tief hernieder hängt. C. E.

— Für jugendlich schlanke Gestalten nicht genug zu empfehlen sind die duftigen Spitzenkragen, die selbst in ihrer einfachsten Ausführung der schlichten Bluse eine gewisse Eleganz verleihen. Besonders vornehm wirken dieselben in irischer Spitzenarbeit. Die Beilage vom 1. Juli 1895 bietet eine Fülle reizvoller Dessins für diese lohnendste aller Spitzenarbeiten. Auf unserer Darstellung umgiebt den herzförmigen Kragen, der den Hals ein wenig frei läßt, gar anmuthig ein 9 cm breiter crêpe lisse-Volant, der sich auf der Achsel über dem bauschigen Glockenärmel leicht aufwärts hebt. A. K.

Rückenansichten zu den Toiletten des farbigen Bildes Nr. 1132.

— Als elegante Réunion-Toilette strengeren Stiles, die sowohl für ältere Damen geeignet erscheint, wie auch für jüngere Frauen, die allein reisen und deshalb gern alles Auffallende vermeiden, bietet sich in dem dargestellten Kleide eine passende Vorlage. Aus schwerem schwarzen Merveilleux bestehen der Tütenrock und die Blusentaille mit nicht allzu übertrieben gebauschten Aermeln. Belebt wird die Wirkung durch Taillen-Garnitur und Gürtel aus ultramarinblauem Sammet, der natürlich auch durch jede andere Farbe ersetzt werden kann, sowie durch reichen Ausputz aus Jet-Passementerie. Dieselbe bildet Achseltheile, Umrandung des Rockes und der sammtenen Garnitur-Theile, und formt das originelle Kettengehänge auf der Vorderbahn des Rockes. C. E.

Kragen in irischer Spitzenarbeit.

— Durch den Umhang fast verdeckt, konnten das Taillen-Arrangement und besonders der Aermel der hübschen Toilette, auf dem der heutigen Nummer beiliegenden Colorit, Nummer 1133, nicht zu voller Geltung gelangen. Wir geben die Taille deshalb in der kleinen Skizze nochmals und machen besonders auf den Guipure-Streifen aufmerksam, der sich über den Ballon-Aermel aus Fächer-Plissé spannt und so gefällige Gliederung der Stoffmasse erzielt; für die Spätsaison-Toiletten darf eine derartige Aermelverzierung fast als typisch gelten. Die schöne Toilette läßt sich auch sehr gut in einer anderen Farben-Zusammenstellung z. B. ecru mit fliederfarbiger Bluse und gelblich weißen, fliederfarbig unterlegten Spitzenstreifen herstellen, doch sollte in jedem Fall die schwarze Kreppprüsche am unteren Rockrande, wie der entsprechende Ausputz an der Taille als besonders charakteristisch beibehalten werden. C. E.

Wien. — Ein sehr eleganter Besatz besonders für Braut- und Hochzeits-Toiletten ist die neue à jour-Silberstickerei, in der Art der spanisch-maurischen Technik (broderie d'Espagne). Auf weißem Atlas werden die Contouren des Musters mit weißer Seide über Silberschnur festonnirt; die Füllung übernehmen Silber-Cantille, sowie Rankenwerk und kleine Musterfigürchen in Silberstickerei. Meist wird der kostbare Besatz in Form rechteckiger Patten verwendet oder als lang herabfallende, sich nach oben verjüngende Barben, die an beiden Seiten des Vorderblattes angebracht werden. Die Taille erhält entsprechende Garnitur-Theile. — Besonders schön wirkt es, wenn das für die Stickerei gewählte Muster mit dem des Kleiderstoffes übereinstimmt. So sahen wir jüngst an einer, für eine Dame der hiesigen Gesellschaft gearbeiteten Robe das Muster des gelben Brocats — mit Schleifen abgebundene Blumensträuße — in der à jour-Silberstickerei wiederkehren. R. U.

Réunion-Toilette.

Hut mit Bandschleifen.

Paris. — Bei der Ueberzahl von blumengeschmückten Hüten ist es erfreulich, auch einmal ein Modell zu finden, das einen anderen Charakter trägt und zudem wenig kostspielig erscheint. Der große Yokohama-Hut der Vorlage ist im Stil Louis XVI. mit einem rosa Batist-Plissé um den Kopf garnirt; gleichfarbige Seidenbänder, auf die zuvor ganz schmale schwarze Sammetbänder gesetzt werden, sind vorn zur hochstehenden, hinten zur herabhängenden Schleife geordnet. B. de G.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Aetzdrucke.

Unter den Schmuckstücken auf den Wandbrettern und Buffetschränken nehmen geätzte Metallgegenstände durch ihre gediegene und vornehme Wirkung, wie durch ihre Dauerhaftigkeit eine hervorragende Stelle ein. Alte, von den Voreltern uns überkommene Krüge, Becher, Kassetten, Prunkteller haben durch die Zeit nichts von ihrer Schönheit verloren und erwecken wohl den Wunsch in uns, ähnliche Kunstwerke zu schaffen. Aber nicht viele Frauenhände wagen sich an die interessante Arbeit, mitunter aus Scheu vor der unvermeidlichen Hantirung mit Säuren, häufig wohl auch, weil sie sich nicht die Geschicklichkeit zutrauen, den Aetzgrund gleichmäßig mit scharfen Rändern aufzutragen und die Gravirung mit sicherer Hand auszuführen, was auch bei den meist zur Verwendung kommenden, streng stilisirten Mustern nicht ohne Schwierigkeiten ist.

Für alle diejenigen nun, denen die Geschicklichkeit fehlt, gegebene Formen treu nachzubilden, bieten die Aetzdrucke ein gewiß sehr willkommenes Mittel, sich trotzdem hübsche Metallätzungen mit leichter Mühe herzustellen. Diese Aetzdrucke sind so präparirt, daß sie sich direct auf Metall — Kupfer, Messing, Stahl, Zink — umdrucken lassen; sie ersparen also das Aufzeichnen und die zeitraubende Arbeit des Ausmalens mit Asphalt-Lack. Dabei weisen die Muster reiche, schöne Formen auf. Die Firma C. Th. Kaut in Elberfeld liefert 8—10 solcher Drucke, die sich für Teller, Tabak-, Cigarren-, Handschuhkasten ꝛc. eignen, für 3,50 M. In verschlossener Schachtel, an nicht zu warmem trockenen Orte aufbewahrt, behalten die Drucke mehrere Wochen ihre Haltbarkeit, doch dürfen sie nicht unnöthig berührt werden. Nachdem man die zu verzierenden Metallteller oder -Platten mit einem leinenen Tuch und geschabter Kreide oder Schlemmkreide gut gereinigt hat, paßt man das Muster, mit der Druckseite nach unten, richtig auf und streicht es mit der Hand erst sanft, dann kräftig aufdrückend, fest. Bei dünnen Platten ist natürlich auf eine glatte, harte Unterlage Bedacht zu nehmen. Damit auch die feinsten Linien sich scharf ausprägen, wird hierauf ein aus weichem Flanell geformter Ballen zu Hülfe genommen, mit dem man das Papier kräftig festreibt. Doch soll nur das Muster haften und das Papier entfernt werden. Zu diesem Zweck weicht man dasselbe recht naß mit einer dünnen Seifenlauge ein und kann es dann leicht unter Anwendung einer kleinen, weichen Bürste abziehen, so daß nur der Druck klar auf dem Metall steht. Nach behutsamem, zartem Abwischen muß das Metall einige Stunden trocknen.

Taillen-Arrangement zu dem farbigen Bilde Nr. 1133.

Hierauf überzeugt man sich genau, ob das Muster tadellos wirkt und beseitigt etwaige Fehler. Bei der Güte der Aetzdrucke wird dies Nachbessern sich nur auf Kleinigkeiten beschränken; blanke Pünktchen werden durch Asphalt-Lack gedeckt, unsaubere Stellen mit Schaber oder Nadel gereinigt. — Nach dem Trocknen des Lacks ist der Gegenstand zum Aetzen fertig, das in bekannter Weise, je nach dem Metall, mit verdünnter Salpetersäure oder mit Scheidewasser geschieht. Die Dauer des Prozesses hängt von dem Metall und der Stärke der Aetze ab, sowie von der Tiefe, die man erzielen möchte. Im Allgemeinen ist es rathsamer, eine schwache Mischung bei längerer Zeitdauer anzuwenden, denn dadurch werden scharfe Contouren erreicht. Ein Kennzeichen für den richtigen Stärkegrad der Säure ist die Bildung kleiner Perlen an den Musterrändern. Machen sich große Blasen bemerkbar, so ist die Aetze zu stark; sie darf nicht sprudeln und dampfen und muß in diesem Fall sofort durch Wasser verdünnt werden. Wenn man die Gegenstände nicht mit einem Wachsrand umgeben will, so kann man sie in ein passendes irdenes Gefäß mit Säure legen, muß aber in diesem Falle die Rückseite durch Deckung mit Asphalt schützen. Dies letztere Verfahren findet namentlich für Metallplatten Anwendung. Während der Aetzung, die man der aufsteigenden Dämpfe wegen womöglich nicht im Wohnzimmer vornimmt, wird die Mischung häufig bewegt durch Schwenken des Gefäßes oder durch Umrühren der Flüssigkeit mit einem Federkiel. Sobald die gewünschte Tiefe erreicht ist, nimmt man den Gegenstand vorsichtig aus der Säure, spült ihn tüchtig in reinem Wasser ab und reinigt ihn nach dem Abtrocknen mit Terpentin von der Farbe. Nach nochmaligem Putzen heben sich die Muster glänzend und blank vom geätzten Grunde ab.

Eine reizvolle Variation der Arbeit erzielt man durch Auslegen des Grundes mit Bronze. Das einfache Verfahren besteht darin, daß man die ganze Fläche mit Copal in Leinöl überstreicht und die Gold-, Silber- oder Kupferbronze mit einem Watteballen reichlich aufträgt; diese läßt sich dann von den blanken, ungeätzten Musterfiguren durch Abreiben mit dem Ballen leicht entfernen, während sie an den vertieften Stellen haften bleibt. Es hebt sich nun die Zeichnung in dem blanken Metallton wirksam von dem farbigen Bronzegrund ab.

O. Altmann.

Bezugsquellen: Album mit Filigran-Arbeit, (Material ꝛc.): Fräulein Marie Hahn, Dresden-A., Serrestr. 2. — **Aetzdrucke, Metallplatten:** C. Th. Kaut, Elberfeld.

Eine Sehenswürdigkeit Luzern's

sind die grossen

Magazine der Seidenstoff-Export-Firma Schweizer & Co.

Seidenstoff-Proben — grosse — unserer Vorräte in **schwarz, weiss** und **farbig** von 55 Pfge. bis 20 Mark per Meter senden wir auf Verlangen umgehend an jedermann und fügen zur Bequemlichkeit der geehrten Damen **frankierte Retour-Adressen** bei.

☛ Die **gewählten Stoffe** senden wir **porto- und steuerfrei** in die Wohnung, in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz),
Seidenstoff-Export.

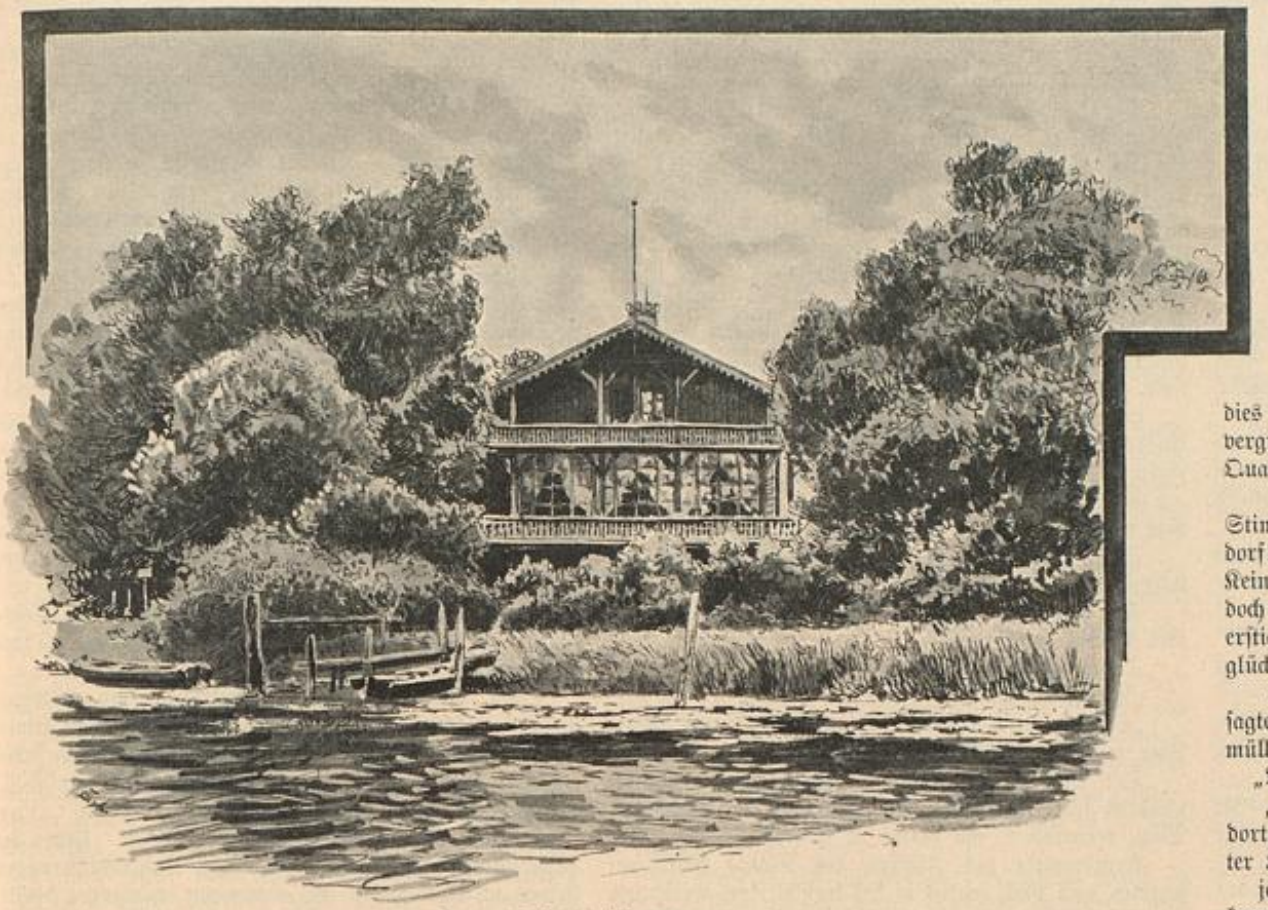
Das „Luzerner Tageblatt" schreibt darüber:

»Zu den **Pracht-Magazinen,** wie wir sie im Verwaltungsgebäude der Gotthardbahn, in der Alpenstrasse und in den »Vier Jahreszeiten« bisher schon gehabt, hat sich im letztgenannten Gebäude nunmehr ein neues gesellt: das grosse **Seidenwaren-Magazin der Herren Schweizer & Co. Diese Züricher Seidenstoff-Fabrikations-Firma** hat die sämtlichen Gewölbe der Ostfront der »Vier Jahreszeiten« in eine grosse Verkaufshalle umgewandelt und stellt ihre Waren in 7 Schaufenstern (6 östlich und 1 nördlich) dem Publikum zur Schau und zum Verkauf aus. Es ist eine wahre Augenweide, neben den glänzend schwarzen, schweren Seidenstoffen die hochmodernen farbigen und diversen Phantasiestoffe zu sehen. Können schon die Augen der Männer an diesen hübschen Farbengebilden sich nicht satt sehen, welche Verlangen müssen erst im weiblichen Herzen beim Anblick all' der Herrlichkeiten erwachen! Nach den auf sämtlichen ausgestellten Gegenständen angebrachten Preisen zu schliessen, scheint das Geschäft der Herren Schweizer & Co. ebenso für die goldstrotzende Börse der hocharistokratischen englischen Lady wie für das bescheidenere Portemonnaie der bürgerlichen Hausfrau eingerichtet zu sein. Einen Besuch des Schweizerschen Magazins darf auch diese Letztere nicht unterlassen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 17. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. Berlin und Wien, 1. September 1895. Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXII. Jahrg.



Spree-Insel bei Treptow.

Nachdruck verboten.

Ein Strand-Roman.

Humoristische Novelle von H. v. Osten (†).

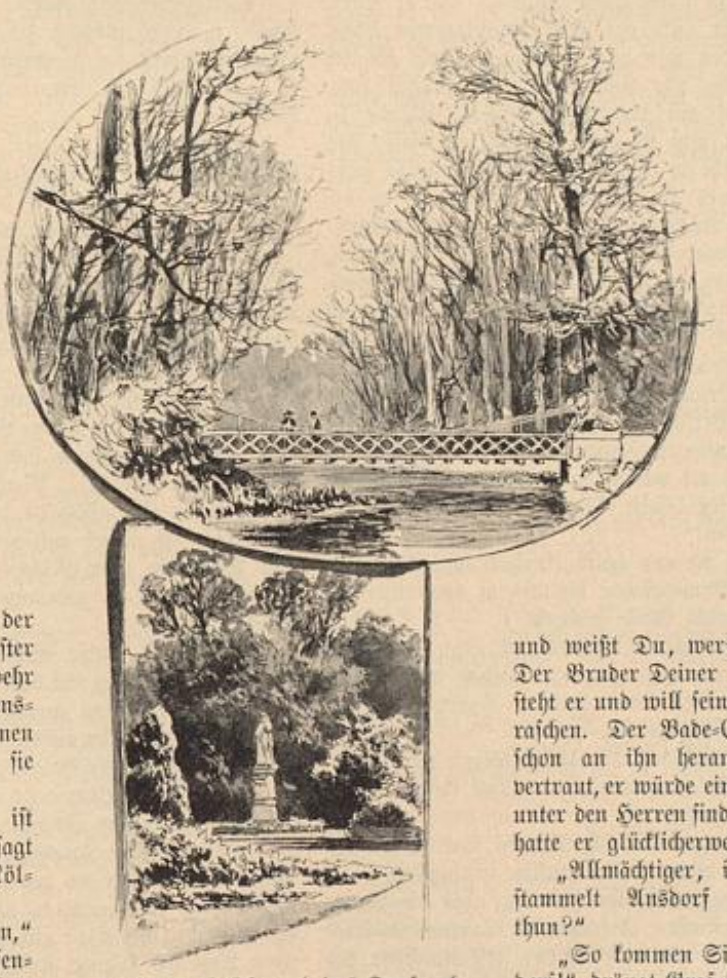
(Schluß.)

An die Landungstreppe des Stegs stößt die schlanke Schaluppe, in welcher die aristokratischen Nimrode eine längere, aber erfolglose Jagd auf Seehunde gemacht haben. Am Boden liegen einige todte Möven.

Ansdorf ist mitten in der Gesellschaft und hat in kühnster Weise mit seinem Gewehr herumhantirt; seine liebenswürdigen Gefährten ahnen nicht, in welcher Gefahr sie geschwebt haben.

„Der Wasser-Sport ist Ihnen neu, nicht wahr?“ sagt wohlwollend der alte Möllenstorf.

„Jawohl, Herr Baron,“ giebt Ansdorf in edler Offenheit zu, „ich habe bis jetzt wenig Gelegenheit dazu gehabt; in meiner Heimat giebt es hauptsächlich Roth- und Schwarzwild.“



Die Löwenbrücke und das Denkmal der Königin Luise im Thiergarten.

Berliner Villen-Colonien und Park-Anlagen.

Zeichnungen von O. Günther-Naumburg.

Siehe Seite 134.

„Was Sie sagen, vielleicht auch Auerhahnjagd?“

„O ja, gewiß! Mit dem Federwild bin ich besonders vertraut,“ erwidert Ansdorf, die Stufen emporsteigend und dem über die Brüstung lehnenden Rosner schelmisch zunickend.

„Du, eine angenehme Ueberraschung!“ flüstert ihm dieser zu. „Der Dampfer ist da, und weißt Du, wer mitgekommen ist? Der Bruder Deiner Gräfin! Da unten steht er und will seinen Schwager überraschen. Der Bade-Commissar hat sich schon an ihn herangemacht und ihm vertraut, er würde einen intimen Freund unter den Herren finden; Deinen Namen hatte er glücklicherweise vergessen.“

„Allmächtiger, ich bin verloren!“ stammelt Ansdorf erblassend, „was thun?“

„So kommen Sie doch, Herr Ansdorf!“ drängt Graf Promnitz, dröhnenden Schrittes weitergehend.

Aber Ansdorf bleibt zurück, indem er dem Grafen nachruft: „Gleich, gleich, Herr Graf!“ — Dann wendet er sich wieder zu den Freunden: „Kinder, ich bitte Euch, helft mir! Ich darf diesem Lieutenant hier nicht begegnen! Ich —.“ Er brach ab und lief schnell zu der Landungstreppe zurück.

„Das Boot ist längst fort; Du willst doch nicht ins Wasser, Unglücklicher?“ fragte Rosner sarkastisch.

„Nein, mein Dicker, so schlimm ist es noch nicht, — aber unter den Steg will ich; es ist gottlob Ebbe, und meine Stiefel sind wasserdicht.“

Er verschwand; man hörte einen laut klatschenden Fall, ein dumpfes „Donnerwetter!“ und dann wurde es ganz still.

Rosner beugte sich, soweit seine Leibesfülle dies gestattete, über die hölzerne Brüstung und lächelte vergnügt bei dem Anblick des braunnassen Seetanges, der Quallen und Muscheln.

Mit gedämpfter Stimme rief er: „Ansdorf! Bst, bst, Ansdorf!“ Kein Laut! — Er wird doch nicht im Schlamm erstickt sein, der Unglückliche?“

„Dort geht er,“ sagte Elbmüller.

„Wo?“

„Nun, dort, rechter Hand; jetzt kommt er an dem umgestürzten Boote vorbei.“

„Was, Du willst doch nicht behaupten, jene gekrümmte Gestalt, die mit aufgekrempelten Beinkleidern und gesenkter Nase im Seetange naturforscht, sei unser eleganter Ansdorf?“

Eingang zur Villa Weber in Steglitz.

„Ich sage Dir, er ist es! Wahrscheinlich sollen die aufgekrempelten Beinkleider und die gebeugte Haltung sein Incognito wahren.“ — —

Langsam watete Ansdorf weiter in dem feuchten, frisch duftenden Tange.

Er kam sich unglaublich lächerlich vor; seine einzige Sorge war, zu verhüten, daß er auch anderen in diesem Lichte erschien.

Sein elegantes englisches Kostüm war bei dem Sprunge auf den nassen Strand bedenklich befleckt und hatte durch einen vorragenden Nagel der Treppe einen argen Riß erhalten. So konnte er unmöglich vor Dunkelheit auf dem gewohnten Wege in seine Wohnung gelangen; er mußte weitergehen auf dem gewählten Pfade, immer weiter, bis hinter den letzten Vorsprung; dort führte ein Weg zurück, den er von dem gestrigen Ausfluge kannte.

Allerdings war es ein colossaler Umweg. Wenn nur die Fluth nicht käme; das konnte ungemüthlich werden!

Rasch schritt er aus.

Die Sonne sank, die Schatten wurden länger; ihm schien es, als würde der Boden unter seinen Füßen feuchter.

Immer eiliger wurden die Schritte des einsamen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Wanderers. Da, — horch! — Klang das nicht wie das Weinen eines Kindes? — Es war wohl eine Täuschung. Doch nein, da ist es wieder! Jetzt hört er eine beschwichtigende Frauenstimme.

„Eine Fischersfrau wahrscheinlich," denkt Ansdorf. Er kann sie nach dem Wege fragen. Es kommt ihm alles so fremd vor; er ist doch wohl zu weit gegangen.

Nun biegt er um einen weit und steil vorspringenden Felsen; das Weinen ertönt dicht zu seinen Füßen, und er sieht plötzlich in ein paar wunderschöne dunkle Mädchenaugen, die aus einem blassen Gesicht mit freudigem Aufleuchten zu ihm emporblicken.

„O, mein Herr, Sie sendet mir der Himmel!" sagt eine wohlklingende Stimme mit etwas fremdartigem Accent. „Die arme Kleine hier, sie ist gefallen und kann jetzt nicht gehen. Ihre Bonne ist fort, um Hülfe zu holen, denn wir konnten das schwere Kind nicht tragen. Aber sie bleibt so lange, und ich weiß, die Fluth muß gleich kommen."

Jetzt erst sieht Ansdorf das geröthete, schmerzverzogene Gesicht eines hübschen, etwa sechsjährigen Kindes, das sich aus dem Schoße der jungen Dame aufrichtet; zugleich aber nimmt er mit Erschrecken wahr, daß es überall in den Vertiefungen hell aufblitzt. Es ist die nahende Fluth, die durchsickert; langsam freilich kommt sie heran, es wird schon noch Zeit sein!

Der Strand liegt so friedlich schön im Abendsonnenschein; Menschen können nicht allzufern sein, wer mag da an Gefahr glauben?

Die dunkeln Augen sind ängstlich den seinen gefolgt.

Wo hat er doch diese Augen schon gesehen? Ach, richtig! Im Wagen, neben der alten Fürstin Czartoryska.

„Sie sind bekannt hier, gnädiges Fräulein?"

„Gewiß, obgleich ich noch nie so weit gegangen bin."

„Können Sie mir vielleicht sagen, ob jener Felsvorsprung, der zweite dort, weit hinauf von der Fluth bespült wird?"

„Jawohl, mein Herr! Aber wir kommen noch daran vorbei."

„Und der nächste?"

„Der nächste? Mein Gott, ist dies hier der dritte?" — Eine Leichenblässe überzieht das liebliche Gesicht. „Dann ist es zu spät!" hauchen die zitternden Lippen.

Eine kurze, bange Pause.

Leise gurgelt es am Strande, der sich mehr und mehr näßt.

Ansdorf wirft einen Blick auf das Felsufer. Ist es möglich, es zu erklimmen? Für ihn vielleicht; für die beiden anderen nimmermehr.

Das junge Mädchen ordnet mit zitternder Hand den Anzug der Kleinen, die über ihren schmerzenden Fuß weint.

Große, klare Thränen fließen auch aus den dunkeln Augen, aber die junge Dame klagt und jammert nicht; sie ist ein muthiges Wesen.

Als sie jetzt die Kleine fest an sich drückt und über den Kopf des Kindes einen trostlosen Blick über die weite Wasserfläche wirft, die so gleißend heimtückisch sich ausbreitet, muß Ansdorf sich abwenden, um die eigene Fassung zu behaupten.

Wie er zum ersten Male nach der anderen Seite blickt, durchzuckt ihn ein Gedanke.

„Mein Fräulein, wissen Sie, ob jene langgestreckte, schmale Düne bei hohem Wasserstande verschwindet?" fragt er leise und hastig.

„Jene Düne? Ach gewiß! Doch warten Sie, nein! Ich glaube —," eine helle Röthe überfliegt das junge Gesicht, „die Sonne blendet mich; sehen Sie ein Kreuz auf der Düne, mein Herr?"

„Ein Kreuz? Jawohl, dort gerade in der Mitte hebt es sich schmal, fast unmerklich vom Himmel ab. Dort liegt unsere Rettung! Vorwärts denn, oder vielmehr rückwärts, mein Fräulein!"

Rasch hebt er das Kind auf den Arm; fort geht es auf dem festen, feuchten Sande.

„Es ist die sogenannte Seehundsklippe," sagt er, „man erzählte mir neulich, daß eine Familie, Vater, Mutter und drei Kinder, sich dort geborgen hatte und trotz Sturm und Wellen gerettet wurde. Wir sind nur eine Familie zu dreien; die See ist spiegelglatt, — uns kann nichts passiren, höchstens, daß wir nasse Füße und infolge dessen einen Schnupfen bekommen, etwas, wovor wir diese kleine Dame wenigstens behüten wollen. Wie heißt Du denn, kleines Fräulein?"

„Ich heiße Linda Promnitz," lispelt die Kleine, mit ihren großen, grauen Augen dem jungen Mann in das Gesicht blickend.

„Ei der Tausend, die kleine Comtesse Promnitz! Nun sieh einmal, ich kenne ja Papa und Mama, nur Dir bin ich noch nicht vorgestellt! Höre also, ich bin ein Conditor, und wenn die kleine Linda recht ruhig und verständig sein wird, bringe ich ihr morgen einen ganzen Sack voll Bonbons. Und nun faß mich einmal mit Deinen beiden dicken Aermchen ganz fest um meinen Hals, ich muß einen Arm frei haben!"

So plaudert Ansdorf fröhlich weiter, aber sein Auge mißt immer angstvoller den Zwischenraum, der sie noch von der Düne trennt, und er spricht immer lauter, um das Gurgeln und Plätschern zu übertönen, das sich so unheimlich ringsum hörbar macht.

Die junge Dame neben ihm athmet schwer und beklommen, es ist keine Spur von Farbe in ihrem Gesicht, und die Augen glühen in seltsamem Feuer.

„Nehmen Sie meinen Arm, gnädiges Fräulein, wir kommen dann rascher vorwärts."

Sie blickt auf.

„Ist nicht alles umsonst?"

„Ach, Gott bewahre! Wir sind ja gleich da; und wenn auch die Wellen früher dort sein sollten, wir kommen schon noch durch. Aber Geschwindschritt jetzt, ich bitte!"

Mit dem einen Arm das Kind fest an sich drückend, umfaßt er mit dem anderen die schlanke Taille des Mädchens, es kräftig mit sich fortreißend.

Die Sonne geht eben unter und wirft die Schatten riesengroß auf den Strand; das Meer schimmert violett; ein frischer, salziger Hauch weht vom Wasser her und stärkt den Mann in dem heißen Ringen um Leben und Tod; sein Herz hämmert wild, sein Athem keucht.

„Ich kann nicht mehr!" stöhnt das Mädchen. Die Augen umfloren sich, sie hört ein Rauschen, — das ist die Fluth, das ist der Tod! Sie verliert das Bewußtsein und erwacht erst, im Sande der Düne liegend, von dem bitterlichen Weinen der kleinen Linda: „Tante Angela, liebe Tante Angela, wach doch auf!"

Langsam öffnet Angela die Augen. Sie blickt in Ansdorf's verstörtes Gesicht, das sich mit dem Ausdruck warmer Sorge über sie beugt.

Sie versucht sich aufzurichten; er ist ihr behülflich, eine sitzende Stellung einzunehmen.

Dicht vor ihnen erhebt sich das Kreuz gegen den purpurglühenden Abendhimmel.

Die dunkeln Augen des Mädchens heften sich darauf, ihre Lippen bewegen sich.

Dann beugt sie sich über die Kleine.

„Linda, Herzchen, wie geht es Dir?"

„O, ganz gut, Tante Angela! Ich wünschte nur, Marie käme mit meinem Mantel; es ist kalt."

Der letzte Sonnenschimmer schwindet; es wird empfindlich kühl. Kreischend umschwärmen die Möwen den Platz, verwundert, ihn besetzt zu finden.

Angela zieht das Jäckchen des Kindes fester zusammen und blickt zagend in das Gesicht ihres Gefährten.

Er lächelt ihr zu mit dem hübschen, lustigen Lächeln, das ihr immer wieder Muth giebt.

„Es kann nicht lange mehr dauern," sagt er heiter, „wir werden sehr bald ein Boot herankommen sehen. Mittlerweile müssen wir uns hier so gut wie möglich einrichten, und da wir nun einmal gezwungen sind, gleich Eidergänsen auf wogenumrauschtem Eilande zu hocken, so wollen wir es auch machen, wie diese, das heißt, möglichst nahe an einander rücken, um uns zu wärmen. Hier, kleines Comteßchen, Du kommst in die Mitte! Das obere Röckchen schlagen wir, wie die Bauernweiber es beim Regen thun, über den Kopf! Siehst Du, nun sitzest Du ganz warm, nicht wahr? Und Sie, gnädiges Fräulein, bitte ich zu vergessen, daß ich Ihnen ein Fremder bin, der Ihnen noch gar nicht einmal vorgestellt ist. Eine halbe Stunde, wie wir sie zusammen durchlebt haben, bringt Menschen näher, als Jahre des gesellschaftlichen Verkehrs. Ich sehe, Sie sind kein zimperliches, furchtsames Mädchen, und Sie wissen, daß ich es gut mit Ihnen meine; so wollen wir die nächste halbe Stunde, denn länger kann es nicht währen, als Freunde hinbringen!"

Während des Redens hatte Ansdorf mit kräftigem Arm die junge Dame höher hinauf auf den, von der Sonne durchwärmten Sand gezogen.

Sie saßen jetzt dicht an einander gedrängt. Ansdorf's rechter Arm diente dem jungen Mädchen als Stütze; ihre von dem wilden Lauf gelösten Haare trieb der Seewind ihm in das Gesicht.

Am Himmel erglomm allmählich Stern um Stern, am fernen Strande Licht um Licht. Der kleinen Linda fielen die Augen zu.

Den beiden jungen Menschenkindern war es traumhaft zu Muth in dieser weltentrückten Einsamkeit.

Sie plauderten wohl hier und da, aber die Worte wollten nicht recht fließen; es schien, als lauschten sie beide auf etwas anderes, — war es auf das leise Rauschen des Meeres, oder auf das seltsame Klingen und Singen in den warmen, jungen Herzen?

„Gnädiges Fräulein," begann Ansdorf nach einer längeren Pause, „bald wird nun dieser Märchentraum ausgeträumt sein, und wir stehen uns dann wieder in den gewohnten Formen und Schranken gegenüber. Mich beklemmt der Gedanke, daß Sie mich dort in einer falschen Stellung finden könnten. Ich habe nicht die Ehre, zu den Ihren zu zählen. In toller Laune setzte ich es mir in den Kopf, in jenen aristokratischen Kreis einzudringen; es gelang mir durch ein Mittel, das nicht mein alleiniges Geheimniß ist, aber man wird der armen Krähe bald die erborgten Federn auszupfen. Ich ziehe es vor, mich vor Ihnen, Gnädigste, zu demaskiren, selbst auf die Gefahr hin, daß Sie es bereuen sollten, die grande promenade vorhin am Arme eines obscuren Paul Ansdorf gemacht zu haben, des unbekannten Redacteurs einer Zeitschrift. Um Ihnen nicht albern zu erscheinen, muß ich übrigens noch hinzufügen, daß ich, nur um Studien zu machen, mich in Ihren Kreis gedrängt habe. Jetzt wissen Sie alles, mein gnädiges Fräulein. Der Delinquent ist geständig und reumüthig, er hofft auf mildes Urtheil!"

Ein leises Lachen erklang.

Das Fräulein hob den bis dahin gesenkten Kopf, und die Augen blitzten schelmisch durch die Dämmerung.

„Sie sind nicht an die richtige Instanz gekommen, Herr Ansdorf; ich bin nicht befugt, ein Urtheil zu sprechen, denn ich — gehöre auch nicht zu jenem hocharistokratischen Kreise. Nun ja, mein Vater war der letzte Sproß einer adligen, aber vollkommen verarmten Familie Polens, meine Mutter ein unadliges deutsches Gesellschaftsfräulein, und ich bin von Jugend auf zu eben diesem entsagungsvollen und klippenreichen Leben bestimmt worden. Ist es deshalb, oder ist es der angeborene, sprichwörtlich polnische Leichtsinn? Ich habe dies Leben bis jetzt noch ganz erträglich gefunden. Freilich, meine Fürstin ist oft wunderlich und, ganz offen zu sagen, unausstehlich. Aber sie ist alt und leidend; wie kann man dabei guter Laune bleiben? Wer jung und gesund ist, muß Geduld haben. Sonst aber lebt es sich ganz nett in jenen Kreisen, und Studien kann man machen mit meiner Fürstin, — Studien sage ich Ihnen, mein Herr! — Wir haben in Paris, Nizza, Rom und Dresden gelebt, die Sommer-Saisons in allen Modebädern nicht gerechnet; ich habe ganze Bände voll Tagebuchblätter geschrieben und —"

„Sie haben geschrieben, wirklich, mein gnädiges Fräulein? Sie haben Ihre intimen, gewiß sehr feinen und treffenden Bemerkungen schwarz auf weiß sicher notirt? Das ist ja höchst interessant und werthvoll! Vielleicht gedachten Sie selbst einen Roman —"

„Ach nein, dazu habe ich kein Talent! Ueber die subjectiven Beobachtungen und einige Naturschilderungen bringe ich es nicht hinaus; aber wenn ich glauben dürfte, daß Ihnen einiges von Nutzen sein könnte, so würde ich gern —."

Auch dieser Satz wurde nicht zu Ende geführt, denn Ansdorf ergriff plötzlich die kleine, ihm zunächst liegende Hand und hielt sie in warmem Drucke fest.

„So darf ich Sie aufsuchen, Sie wiedersehen?" flüsterte er.

„Ohoi!" tönte es hier plötzlich in nicht zu weiter Entfernung, und aufschreckend sahen die beiden jungen Leute ein Boot scharf auf die Düne zuhalten.

„Ohoi!" rief Ansdorf aufspringend.

Die kleine Linda fing wieder an zu weinen; aber ehe sie recht zur Besinnung kam, schaukelte sie schon, warm eingehüllt in Decken und Kissen, im Boote, und der bärtige Schiffer, der die Verunglückten aufgespürt hatte, sah lächelnd auf sie nieder.

„Na, Kleine, Du scheinst ja fuchsmunter zu sein, und die Mama und der Herr Papa sind schon ganz caput vor Angst! Vier Boote sind unterwegs; aber wir haben den Treffer gemacht! Machen Sie ein bißchen Platz, Herr; setzen Sie Sich da drüben zum Fräulein! Ich will rasch die Segel aufsetzen, es ist gerade ein Mundvoll Wind; in zehn Minuten sind wir am Strand."

Kopf an Kopf gedrängt standen die Menschen am Lande.

Brausender Jubel empfing die Boote.

Ansdorf sprang mit dem Kinde auf dem Arm hinaus und wurde von zwei gewaltigen Armen umfangen.

„Lebt sie, ist ihr nichts geschehen?" rief Graf Promnitz, dessen blühendes Gesicht ganz fahl vor Erregung war.

„Na, Linda, erkennst Du Deinen Onkel Leon wieder?" erklang eine lustige Stimme.

„Mademoiselle Angela, quelle bêtise! Venez donc vite vous chauffer un peu. Mais vos joues brûlent, décidément vous avez la fièvre!" rief die alte Fürstin Czartoryska, indem sie mit leicht liebkosender Bewegung über Angela's Wange strich.

„Herr Ansdorf, Sie müssen mit uns kommen! Meine Frau wird Ihnen danken wollen," klang jetzt wieder die Stimme des Grafen Promnitz.

„In diesem Kostüm?" fragte Ansdorf, verlegen auf seinen stark mitgenommenen Anzug deutend.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

„Freilich, freilich! Was thut denn das? Ich borge Ihnen trockenes Zeug!“

Und so mußte Paul Ansdorf mit, er mochte wollen, oder nicht.

Im Salon der Gräfin Promnitz ist die gewohnte Gesellschaft versammelt; mitten darunter befindet sich Paul Ansdorf als der gefeierte Held des Abends.

Graf Promnitz hat ihm ein schwarzes Sammet-Jacket geliehen, das, obschon viel zu weit, doch zu dem blonden Haar und Bart des jungen Mannes sehr hübsch paßt.

Die Damen haben sich um ihn geschart und forschen immer wieder nach allen Einzelheiten des „schauerlichen“ Abenteuers, die Schilderungen mit manchen Ach's und O's begleitend.

Ansdorf's Augen fliegen oft in jene Ecke, wo ein wunderhübscher, brauner Lockenkopf neben der alten Fürstin hervorlugt.

Gräfin Promnitz credenzt ihm eigenhändig ein Glas schwedischen Punsch, ohne zu bemerken, daß die Stirn des Gatten sich wieder röthet und sein Gesicht immer finsterer wird.

In der Thür des Nebenzimmers stehend, läßt der stattliche Graf seine runden Augen umherschauen und heftet sie bald auf Ansdorf, bald auf die Gattin, bald auf den Schwager, der an einem Nebentische eifrig mit Flaschen und Gläsern hantirt.

„So, nun stellt einmal das Eis hierher und drückt Euch! Das Einschenken besorge ich selbst,“ sagt der junge Graf Dornburg zu den dienstbaren Geistern und lockert den Draht an einer dickbauchigen Flasche.

„Komm einmal in mein Zimmer nebenan, ich muß ein paar Worte mit Dir sprechen!“ murmelt da eine tiefe Stimme in sein Ohr.

Dornburg blickt verwundert in das erregte Gesicht des Schwagers.

„Hat denn das solche Eile? So warte doch noch ein bißchen! Der Sect wird mir sonst wieder warm.“

„Ich sage Dir, ich muß Dich sprechen, und das sogleich! Ich habe die Geschichte satt! Ich will nicht in meinen vier Wänden zum Narren gehalten werden; ich lasse nicht mit mir spielen, sage ich Dir! Kommst Du nun, oder kommst Du nicht?“

Dornburg zuckt die Achseln.

„Na, na, ich komme ja schon! Geh nur voran, damit es weniger auffällt,“ sagt er, indem er sorgsam die Flasche wieder in Eis bettet. „Nun sage mir nur in aller Welt, Ernst —,“ beginnt er im Nebenzimmer, wird aber sofort von seinem Schwager unterbrochen. „Ich bitte Dich, rede kein Wort weiter, ich habe diese Dummheiten satt, übersatt. Was siehst Du dort, frage ich Dich, wie ein Mann den andern —?“

„Was ich sehe? Du bist wirklich komisch heute! Ich sehe unseren gewohnten Kreis und mitten darin den Retter Deiner Linda, dem alle Damen den Hof machen.“

Der Hüne nickt grimmig. „Alle,“ bestätigt er, „Deine Frau Schwester aber am meisten!“

„Na, höre, das ist denn doch wohl natürlich!“

„So, Du findest das natürlich? Ich nicht, sage ich Dir, ich durchaus nicht!“

„Aber ich bitte Dich, der Retter Deines Kindes!“

„So laß mich doch endlich mit dieser Rettungsgeschichte in Ruhe! Ich habe jetzt anderes im Kopfe. Ich frage einfach: weißt Du, wer der junge Mann ist?“

„Mein Freund Ansdorf; wer sollte er sonst sein?“

„Den Kuckuck ist er Dein Freund! Meinst Du, ich hätte es inzwischen nicht gemerkt, daß Ihr Euch eigentlich ganz fremd seid, während Du bekannt mit ihm thust, mit diesem blonden Rattenfänger, den ich wieder und wieder in vertraulichen tête-à-têtes mit Deiner Frau Schwester antreffe? Ha, jetzt erschrickst Du! Man hat mir eine Lüge aufgebunden, das ist klar; aber zu welchem Zwecke, das frage ich mich, und das frage ich jetzt auch Dich. Antworte!“

In dem jungen, übermüthigen Gesichte Dornburg's zuckt und wetterleuchtet es schon lange.

Jetzt wendet er sich rasch ab und wirft sich, beide Hände vor das Gesicht schlagend, in die Kissen des Sophas.

„Es freut mich, daß Du Dich wenigstens schämst, daß Du mir nicht ins Gesicht blicken kannst! — Aber nun heraus mit der Sprache! Was ist das für ein Complott? Was kannst Du damit bezwecken, daß Du einen unternehmenden, jungen Mann mit Deiner Schwester —. Was, Mensch, ich glaube gar, Du lachst noch!“ unterbricht sich Promnitz wüthend, indem er den jungen Schwager derb an der Schulter schüttelt. „Wenn ich auch Deinem bodenlosen Leichtsinn viel zu gute halte, so hat doch alles seine Grenzen! Sprich jetzt endlich, oder ich vergreife mich an Dir!“

„Als ob Du es nicht schon thätest, Du Othello,“ ruft Graf Dornburg, vor Vergnügen kirschroth im Gesicht; „aber ich Unschuldiger will nicht Dein Opfer sein!“

„Mira, bitte komm 'mal her!“ ruft er in den Salon hinein.

Die junge Gräfin kommt eilig herbei.

„Ach Gott, er weiß wohl schon alles?“ fragt sie, bestürzt auf den finster dreinschauenden Gatten blickend.

„Entschuldige, Schwester Mira! Dein Othello läßt mir keine Wahl! Ich kann Dein Geheimniß nicht länger bewahren, ich muß sprechen!“

„Nun gut, so sprich!“ sagt die schöne Frau, verschämt lächelnd und tief erröthend, indem sie zärtlich den Arm des Gatten umfaßt.

„Na, Ernst, dann höre! Diese Dame hat hinter Deinem breiten Rücken, da Du ihr leider durch Deine Jagd-Passion zu viel einsame Stunden läßt, ein intimes Verhältniß angeknüpft mit — seiner olympischen Hoheit dem blondgelockten Phöbus Apollo! Und ihr Verbündeter, der dieses Geheimniß kennt, ist — Herr Ansdorf, Redacteur eines unserer gelesensten Journale, der rasch in die Maske meines Jugendfreundes gesteckt wurde aus Angst vor Dir, der Du dem tintenschwarzen Treiben so abhold bist. Aus demselben Grunde weihte Mira auch mich ein und bat mich, den unbekannten Freund anzuerkennen, was ich als guter Bruder pflichtschuldigst that. Uebrigens haben wir uns mit dieser kleinen Komödie gründlich blamirt und stehen nun hier als überführte Verschwörer, geständig und reumüthig. Jetzt laß Gnade walten, theurer Schwager! Laß der jungen Dichterin die Freude, ihre Novelle demnächst unter dem Pseudonym ‚Mira Dorn‘ erscheinen zu sehen; Du brauchst sie ja nicht zu lesen!“

Da lächelte der Riese und schloß erlöst und versöhnt die verkannte Autorin in seine Arme.

Ansdorf wurde herbeigerufen und nun doppelt freudig vom Grafen als „Retter“ begrüßt. Er erzählte diesem rückhaltlos, wie er sich ein von der Gräfin ihm eingesendetes Manuscript notirt gehabt habe. Diese Notiz sei ihm plötzlich wieder eingefallen und habe ihm dazu gedient, mit der, ihm bis dahin gänzlich unbekannten, geehrten Verfasserin persönliche Bekanntschaft anzuknüpfen, die aus rein literarischen Gründen sehr freundlich angenommen worden wäre.

„So, dann wäre ja alles in schönster Ordnung!“ rief der junge Graf. „Kommen Sie, Herr Ansdorf und helfen Sie mir einschenken! Nie war ein Moment günstiger für den Sect; er ist kalt, und wir sind warm genug geworden. Wir trinken ein Glas auf unsere Freundschaft, ist's auch keine alte, so kann sie es doch hoffentlich werden!“ —

Als Ansdorf die alte Fürstin und Angela später in ihre Equipage gehoben hatte, fühlte er Sehnsucht, noch einmal hinunter an den Strand zu gehen. Glücklich lächelnd und ungestört von den treuen Freunden, nach denen es ihn an diesem Abend garnicht mehr verlangte, schaute er hinaus auf die mondbeglänzte, stille Fläche.

„Der Chef wird vielleicht nicht ganz mit meinem Stoff aus dem high life zufrieden sein,“ murmelte er, aber dafür ist jetzt der Plan zu meinem Lebensroman endgültig entworfen, und dieser Roman mit glücklichem Ende heißt: „Paul und Angela!“

Nachdruck verboten.

Todtes Lieben.

Skizze von J. Korus in Stuttgart.

„Das war, als ich noch jung war, Hannchen!“ hatte sie gestern der Kleinen erzählt, die sie hin und wieder in einsamen Stunden zu sich heraufrief; und Hannchen hatte die haselnußbraunen Kinderaugen weit aufgerissen und das rothe, nimmermüde Mäulchen dazu.

„Ja, — ja, warst Du denn auch einmal jung, Tante Brigitte?!“ hatte sie endlich ganz voll von Verwunderung gefragt.

Ob sie jung gewesen war!

Brigitte König lachte vor sich hin, als sie jetzt wieder daran denken mußte; es war ein trauriges, klangloses Lachen, das zwei tiefe Falten längs des Mundes grub. Dann starrte sie wieder durch die Scheiben auf die einförmige, dämmerspinnende Winterlandschaft hinaus, über die beschneiten Dächer fort, zu den Bergen hinüber, die nach und nach im grauen Nebel verschwanden.

So saß sie seit Jahren schon und wartete — — wartete — — wartete — — — worauf? Auf das Glück? Sie wußte selbst nicht, ob es noch ein Glück für sie war, aber sie hatte es sich als das Ziel, als den Zweck ihres Daseins aufgestellt, und deshalb wartete sie mit der zähen Ausdauer, die nur den Frauen eigen ist und nur diesen stillen, anscheinend passiven Naturen.

Leise, weich und flockig fällt draußen der Schnee. — Der Schnee?! Ach nein, es ist ja Frühling, eine wonnige Frühlingsnacht im schweigenden, träumenden Walde. Weit, weit voraus ziehen lachend und lärmend die anderen; blind und fühllos für die webenden Wunder ringsum, geht sie ganz allein mit ihm!

Ein leiser Schauder durchbebt den Mädchenkörper, wie knospendes Ahnen zieht es durch ihre Seele; sie blickt zu ihm auf, und ihre scheuen Augen treffen in die seinen, die zärtlich auf dem schmächtigen, zarten Mädchen ruhen. Da legt er den Arm um sie und drückt einen Kuß auf ihre Lippen, den ersten, den sie von einem Manne empfängt. Es ist ihr, als habe er sie damit zu einer ganz anderen gemacht, als sei sie gewachsen, älter geworden. — Sie reckt den schlanken Körper in die Höhe und schlingt zärtlich die Arme um seinen Hals. „Wirst Du mich immer lieb behalten? Immer? Dein ganzes Leben lang?“ forscht sie. Und er küßt sie auf die weiße, im Mondenlicht leuchtende Stirn und sagt ernst: „So lange ich lebe!“

Brigitte fuhr jäh aus ihrem Sinnen auf und blickte verstört um sich; es war ihr, als hätte es laut und deutlich vor ihr geklungen: „So lange ich lebe!“ Doch nein, sie war ja allein, und zehn Jahre waren es, seitdem sie es gehört hatte, — zehn Jahre des Wartens!

Wie dicht die Flocken rieseln, wie ein großes, weißes Bahrtuch hüllen sie die Erde ein!

Damals lebte die Mutter noch; nun war sie schon lange todt, und er war weit fort — das Meer lag zwischen ihnen — drüben in Amerika.

Seine ersten Briefe! Ach, die selige Freude! Sie waren die einzigen Sonnenblicke in dem grauen Einerlei ihres Daseins; und doch berichteten sie nichts besonders Freudiges. Er arbeitete als Packer in einer riesigen Fabrik; aber es war doch etwas, und sie waren jung und konnten warten.

Die Mutter starb, und sie war ganz allein; ein und aus ging die Nadel in dem weißen Gewebe, das sie für Geld bestickte. — Wie viele Stunden der Tag hatte!

Jahre vergingen, sie schrieben sich noch immer; allmählich, ganz unmerklich wurden seine Briefe vernünftiger, das Wort „Liebe“ kam selten oder gar nicht mehr darin vor. Sie fand es auch gut so; sie wußte ja, daß er sie noch immer gleich lieb habe, — wozu dann das närrische Gethue! Und doch las sie ein zärtliches Wort zweimal und küßte es verstohlen.

Er hätte gern gehabt, sie wäre zu ihm hinüber gekommen; aber das wollte sie trotz aller Sehnsucht nicht. Sie hätte doch nicht in die fremde Welt gepaßt; und ohne etwas mehr zu sein und zu haben als vorher, mochte er auch nicht wiederkehren. So hieß es denn: weiter arbeiten und harren.

Es gehört viel Muth dazu, so in das Ungewisse hinein zu warten; es lastete mit der Zeit immer schwerer auf ihr, und sie fühlte, daß sie alt und müde dabei wurde.

Ein Gefühl des Neides stieg in ihr auf. Ach, ein Mann zu sein! Der wirft den Kopf in den Nacken, — „haiho! Was schiert mich Wetter und Wind, da habe ich meine beiden Fäuste, mit denen erobere ich mir die Welt, — das Glück!“ Aber solch ein armes Weib! Da sitzt es zwischen den vier engen Wänden und arbeitet maschinenmäßig vor sich hin; da kommen die bösen Gedanken angeflogen und lassen sich nicht wieder fortscheuchen; unermüdlich wird Stich um Stich gemacht, unverdrossen tickt die Uhr dazu und bohrt der Holzwurm sich durch das morsche Gehölz, und Jahre, — Jahre vergehen!

Dann kam es immer besser, er rückte stetig auf; die Fabrik ging in die Hände eines Deutschen über, der von Anfang an den fleißigen jungen Landsmann begünstigte. „Noch vier Jahre in dieser Stellung, dann ist alles überwunden, und wir können endlich an unser Glück denken!“ hatte er damals geschrieben, und auch die Zeit war herumgegangen, und nun, nun mußte er ja bald kommen. Denn im letzten Briefe hatte er ihr kurz mitgetheilt, daß er eine sehr günstige Offerte nach Deutschland erhalten habe und sich wahrscheinlich schon mit dem nächsten Dampfer einschiffen werde, um das Geschäft abzuschließen.

Es pochte an die Thür. Brigitte lächelte leise vor sich hin; endlich am Ziele! — Hatte es da nicht geklopft?

„Ein Brief aus Amerika, Fräulein!“ rief draußen das Mädchen der Hauswirthin.

Brigitte erhob sich hastig und öffnete. „Danke schön!“

Dann tastete sie nach den Streichhölzern, denn es war jetzt ganz dunkel geworden, und zündete die altmodische Stehlampe an.

„Nicht von Ernst!“ sagte sie verwundert und betrachtete lange die geraden, energischen Schriftzüge, bis sie endlich den Umschlag öffnete. Sie drehte den steifen, elfenbeinfarbenen Bogen herum, um nach der Unterschrift zu sehen. „Elsie Thendrichs“ las sie kopfschüttelnd. Sie fing an, halblaut zu lesen:

„Liebes Fräulein!

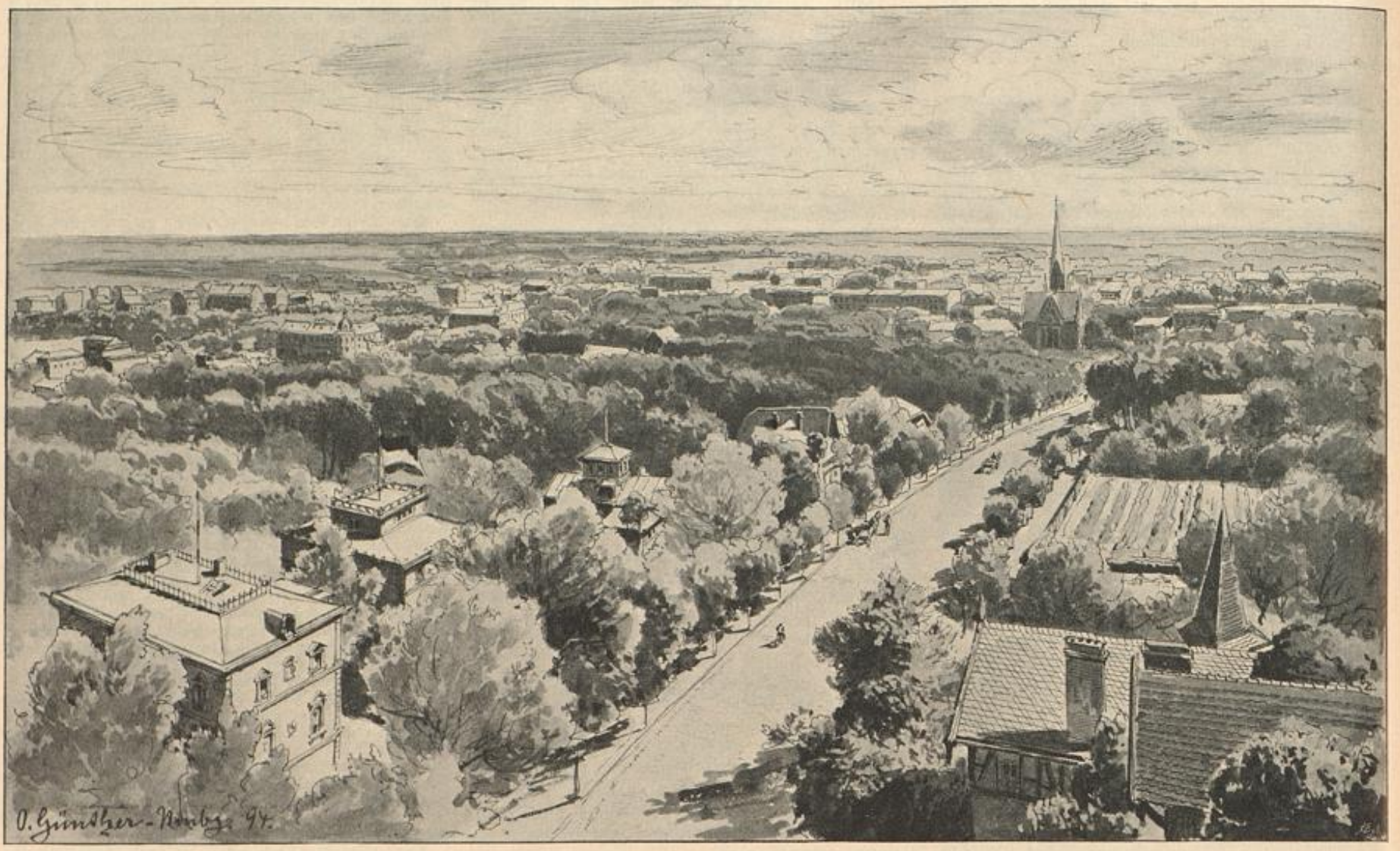
Sie wundern Sich, daß eine Fremde Ihnen schreibt; ist es nicht so? Und ich fürchte mich auch ein wenig davor, aber es handelt sich um zu viel; ich muß! Hat Ihnen Ernst Krafft nie von der kleinen Elsie erzählt? O, sicher, nicht wahr? Als Papa die Fabrik hier in Boston übernahm, da war ich erst zehn Jahre alt, ein ganz kleines Ding, und da sind wir schon Freunde geworden. Ich fürchtete mich vor ihm nicht, wie vor den andern Männern; er hatte so gute blaue Augen, und dann liebe ich die Deutschen. Denn Papa und Mama sind deutsch, nur ich bin hier geboren. Dann, wie ich älter wurde, so vierzehn vielleicht, gab er nicht mehr acht auf mich; ich war nicht mehr klein genug zum Scherzen und noch nicht groß genug, um ihn anders unterhalten zu können. Und doch kam er fast jede Woche zu uns ins Haus. Aber eines Tages, ich war siebzehn Jahre geworden und sah sehr erwachsen aus, schaute er mich an, so, — ach, Sie können es nicht sehen, — und da hatte er endlich gemerkt, daß aus der kleinen Elsie nun eine große geworden war.

Und dann sah er mich immer heimlich an, ich merkte es gut; und wenn ich mit Oliver, meinem Vetter, zu viel lachte, hatte er, glaube ich, ein wenig Aerger. Und so ging es eine ganze Zeit lang; er sah mich immer an, aber er sagte nichts, und ich wartete doch darauf, denn ich hatte ihn so lieb! Und da fragte ich ihn, denken Sie, ich fragte, warum er denn nichts sage, denn ich wüßte genau, daß er mich leiden könne!

Das hätte kein deutsches Mädchen gethan, nicht wahr? Aber denken Sie deshalb nicht schlecht über mich! Und da wurde er blaß, ganz, ganz blaß, und sah mich sehr traurig an. ‚Ich darf nicht sprechen, Elsie,‘ sagte er ganz zitternd, ‚ich bin schon gebunden, an einen treuen Kameraden, der seit Jahren auf mich wartet!‘

Ich weinte wie ein kleines Baby; ich bat ihn, ich trotzte mit ihm; aber er blieb dabei, und doch ist er zum Sterben unglücklich darüber! Und jetzt will er fort — nach Deutschland — zu Ihnen! O, ich bin zu elend! Liebes Fräulein, haben Sie ihn denn auch so — so unsagbar lieb, daß Sie meinen, zu sterben, wenn Sie ihn nicht bekommen? Ich meine, es kann nicht sein, er ist doch wie ein Fremder für Sie in all' den Jahren geworden! O, geben Sie ihn mir! Ich würde

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Steglitz bei Berlin.

Villa Raußendorf am Kurfürstendamm.

Ihnen die Hände küssen und Ihnen eine treue Schwester sein, — seien Sie barmherzig! Aber er darf nie etwas von dem Brief hier wissen; es würde ihn böse auf mich machen!" —

Brigitte lachte schneidend auf und ballte krampfhaft den Brief in einander, dann starrte sie regungslos in das Licht hinein. Sie weinte nicht, sie jammerte nicht. Ihre Oberlippe hatte sich von den Zähnen zurückgezogen; das gab dem Gesicht etwas raubthierartiges. Sie lachte wieder. Was glaubte das alberne, junge Ding! Wußte die, was warten heißt, zehn Jahre warten? Und er, er liebte das Mädchen und war nur zu ehrlich, um sie zu verrathen, den guten Kameraden! Natürlich, zur Geliebten war sie nicht mehr jung genug, sie war ja fast so alt, wie er!

Das gute, warme Herz von früher besaß sie schon lange nicht mehr, das war mit ihr welk und verbittert geworden.

Nein, sie gab ihn nicht frei, und wenn sie beide elend darüber werden sollten! Und langsam glättete sie den Brief wieder, adressirte ihn von neuem, an Herrn Ernst Krafft, und legte nur ein Kärtchen bei mit den wenigen Worten: „Ich erwarte Dich!" —

Fünf Wochen später, — Brigitte saß wieder am Fenster, draußen wollte es schon zu dämmern anfangen, — da klopfte es kurz an.

Sie rief, ohne umzusehen: „Herein!" Und erst als es noch immer still blieb, auch nachdem die Thüre geöffnet und wieder geschlossen worden war, blickte sie über die Schulter weg hinüber, um gleich darauf jäh zusammenzuzucken. Dann richtete sie sich taumelnd an der Stuhllehne empor, — dort die dunkle Männergestalt, das war er — er! Und jetzt kam er auf sie zu und streckte ihr beide Hände entgegen. Sie legte die ihren kalt und schwer hinein; da beugte er sich nieder und küßte sie zärtlich: „Mein treues Lieb!" sagte er gerührt und fuhr in scheuer Liebkosung über ihre Haare hin.

Sie sprach kein Wort, sondern sah ihn unverwandt an, wie männlich er geworden war, so schön und stattlich! Und sie dagegen, um zwei Jahre jünger als er, war alt und welk! Es kam wieder wie Haß über sie. Sie drehte sich absichtlich gegen das Fenster hin, sodaß das fahle Zwielicht voll das Gesicht traf, und blickte ihn scharf an; da sah sie, wie er zusammenfuhr und sie ungläubig anstarrte.

Wie sie sich verändert hatte! Die Wangen farblos und an den Seiten eingehöhlt, die Lippen scharf zusammengepreßt und zwei tiefe Falten längs der Mundwinkel.

„Zehn lange Jahre waren's, Ernst!" sprach sie hart mahnend, und er schrak zusammen, wie wenn er sich einer Sünde schuldig gemacht hätte, und nahm ihre herabhängende Hand in die seine.

„Jetzt können wir für unsere Zukunft sorgen!" sagte er; und sie entgegnete kurz: „Das wollen wir!" Dann wurde es eine lange Weile still in dem kleinen

Das Denkmal Friedrichs des Großen und der Schwanenteich im Friedrichshain.

Berliner Villen-Colonien und Park-Anlagen.

Zeichnungen von O. Günther-Naumburg. — Siehe Seite 134.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Die Aussicht von West-End auf Berlin.

Zimmer; nur der Wasserkessel auf dem eisernen Ofen sang unermüdlich sein eintöniges Lied weiter, sonst war es ganz still. Und doch saßen sich zwei Menschen gegenüber, die sich zehn endlos lange Jahre nicht gesehen und gesprochen hatten und sich zu lieben glaubten!

„Hast Du Deine Angelegenheiten schon alle in Ordnung gebracht?“ fragte Brigitte endlich, ihre Gedanken in Worte fassend.

„Ja,“ sagte er, sich aufrichtend, „ich denke, es wird Dir gefallen; wir ziehen in das kleine einstöckige Häuschen dicht bei der Fabrik, dann wird es Dir nicht gar zu still in dem dunkeln Schwarzwaldthale werden. Du bekommst auch ein kleines Gärtchen, in dem Du Gemüse ziehen kannst, und eine hübsche kleine Laube, an der sich Gaisblatt hinaufrankt. Dort können wir morgens frühstücken. — Passe auf, es wird reizend!“ schloß er mit einem kurzen gutmüthigen Lachen.

Sie sah ihn finster an. „Er heuchelt!“ dachte sie.

„Und das Mädchen, — die Elsie?“ fragte sie dann lauernd.

Eine jähe Röthe färbte seine Stirn bis an die Haarwurzeln, und zwischen seine Brauen grub sich eine tiefe Falte.

„Ich habe keinen Augenblick meine Pflicht vergessen,“ sagte er rauh, „aber es war nicht schön von Dir, mir den Brief des armen Mädchens zuzusenden!“

Brigitte überhörte seine Anklage. „So wäre das also auch in Ordnung,“ meinte sie befriedigt, wohl wissend, wie wehe sie ihm gethan.

„Hättest Du nicht Lust, ein wenig spazieren zu gehen, Brigitte? Es ist so schön draußen!“ fragte er. Es drängte ihn, aus dem engen Zimmer hinaus ins Freie zu kommen und draußen tief aufzuathmen; es war ihm, als hätten sich eiserne Bande um sein Herz gelegt.

Villa Büsing und Villa Luise in West-End.

Der Wassersturz im Victoria-Park.

„Warum nicht!“ gab Brigitte zurück und holte ihre alte Krimmerjacke aus dem Schrank und das schwarze Pelzkäppchen, das sie damals schon trug.

„Ich bin fertig!“ sagte sie und ließ ihn vorangehen.

Es war draußen dunkel geworden; die Laternen brannten schon, unter ihren Füßen knirschte der glitzernde, körnige Schnee. Wie auf Verabredung schlugen sie den alten Weg ein, den sie früher oft mit einander gegangen waren, dicht an der Kirchhofsmauer vorbei, über welche weißbeschneite Kreuze und Grabmäler hervorragten; dann bogen sie in den schmalen Feldweg ein, an Gärten und Ackerland vorbeiwandernd, bis sie auf einen kreisförmigen, mit Geröll bedeckten Platz hinaustraten. Dort standen sie still und sahen auf die schweigende Stadt zu ihren Füßen hernieder, auf die hundert und aber hundert Häuser; dazwischen hin und wieder ein Kirchthurm, wie ein ewiger Mahnruf gen Himmel deutend, und all die tausend kleinen rothen Lichtpünktchen, so friedlich, so traut. — Und um sie war alles finster und ausgestorben; weithin nur kahles, verschneites Feld, keine Wohnung, keine Menschenseele; nach dem Walde zu flog krächzend ein schwarzer Zug Krähen. Winter! Und die zwei Menschen, die hier oben standen, trugen ihn auch in ihrem Herzen.

Er machte eine Bewegung zum Umkehren, und sie folgte ihm schweigend, aber in ihr war es nicht so ruhig. Sie wußte, was in dem Manne, der finster vor sich hinstarrte, vorging, doch sie wollte es nicht verstehen, — sie wollte nicht!

Zwei arme Kinder mit schweren Reisigbündeln auf den schwachen Schultern kamen ihnen entgegen. Die bettelten nicht, nur die großen, scheuen Augen in den erfrorenen Gesichtern flehten sie stumm an. Er drückte dem größeren der Mädchen ein Geldstück in die steifen Finger. „Arme kleine Geschöpfe!“ sagte er weich zu Brigitte, „wie sie froren!“

„Ich friere auch!“ entgegnete sie rauh und schritt dann hastig voraus; er seufzte tief auf und folgte ihr schweigend.

Nach ein paar Wochen machten sie Hochzeit und reisten dann gleich nach ihrem zukünftigen Wohnort. Mit der Zeit fanden sie sich auch wieder besser in einander, aber das erträumte Glück war es doch nicht.

Die Leute, welche alles erfahren, selbst in jenem kleinen, weltentlegenen Schwarzwaldstecken, kannten ihre Lebensgeschichte ganz genau; diese war ja „so rührend!“ Besonders die jungen Mädchen betrachteten die beiden mit scheuer Bewunderung: „Sie sind sich zehn Jahre lang treu geblieben, — zehn Jahre lang!“

Nachdruck verboten.

Musikalische Rückblicke.

Von Ernst Wolff in Köln.

I.

Ehe die Welt der Töne tief in ihren Sommerschlaf versinkt, werden der scheidenden Muse von jeher noch einige Abschieds-Feierlichkeiten veranstaltet, die sich als „Musikfeste“ an manchen Orten unseres Vaterlandes Heimatsrecht erworben haben. Der schon sich regenden Reiselust der Musikfreunde wird damit Vorschub geleistet und zugleich der ereignißreichen Spielzeit der musikalischen Centren ein glänzender und würdiger Abschluß geschaffen.

In diesem Sommer nun reihte sich den traditionellen Musikfesten noch ein besonderes, bereits in der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ gewürdigtes Bühnen-Festspiel an, das durch die Persönlichkeit seines Schöpfers, durch die Mitwirkenden und den ungewöhnlichen Glanz seiner Ausstattung lebhafte Theilnahme erregte: wir meinen die Aufführung von Anton Rubinstein's „Christus“. Es wurde in Bremen eine Art norddeutsches „Bayreuth“ geschaffen, das heuer, wo die Wagner-Festspiele gefeiert wurden, nicht verfehlte, die Kunstfreunde aus allen deutschen Gauen anzuziehen. Ueber den schöpferischen Werth des Werkes lauten, wie bei allen Tondichtungen Rubinstein's, die Schätzungen sehr verschieden. Wer strömende Erfindungskraft und impulsives Künstler-Naturell über feinsinnige formale Gestaltung und strenge Selbstkritik stellt, wird auch den Componisten Rubinstein hoch bewerthen, — höher vielleicht als manche Tagesgrößen, die mit ihrem kleineren Pfunde besser

Villa Mehlig in Hermsdorf an der Nordbahn.

Berliner Villen-Colonien und Park-Anlagen.

Zeichnungen von O. Günther-Naumburg. — Siehe Seite 134.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

zu wuchern verstehen. Wer dagegen an gelegentlichen Banalitäten, unebenmäßigen Längen und Gewaltsamkeiten lebhaft Anstoß nimmt, wird „Christus“, ebenso wenig wie „Moses“ und andere große Chorwerke Rubinstein's, dauernd liebgewinnen können. Bei dieser stets gährenden, nie ausgegohrenen Künstlernatur stehen eben immer neben Gebilden, die an der Kralle den Löwen erkennen lassen, mattere Erzeugnisse, die an den schlafenden Homer gemahnen. Daß aber der Gesammterfolg der Bremer Christus-Aufführungen ein großer war, bewies die nothwendig gewordene Verlängerung der Festspielzeit.

Während man so an der Weser dem Musikdrama huldigte, öffneten sich am Rhein im heiligen Köln die Portale des alten, herrlichen Gürzenichs, um Mitwirkende und Mitgenießende des „Zweiundsiebzigsten Niederrheinischen Musikfestes“ in hellen Scharen einströmen zu lassen. Ueber siebenhundert Personen bildeten den gewaltigen Tonkörper, der an drei Tagen aufgeboten wurde, um dem Hörer ein treues Bild der reichen Entwicklung deutscher Tonkunst von Bach und Händel bis zu Richard Strauß und Humperdinck zu geben. Ueber diese kampfgeübte Schar gebot als oberster und alleiniger Feldherr Franz Wüllner, der mit echt westfälischer Zähigkeit den gewaltigen Strapazen des Einstudirens und Dirigirens solcher Massen in einem glutherfüllten Saal Trotz bot. Denn die Sonne meinte es gut und schuf die echte Musikfest-Temperatur, die männiglich fühlen ließ, daß der Mensch im Schweiße seines Angesichts nicht nur sein Brod essen, sondern auch Kunst genießen soll. Die Ausführung bot besonders in Chor und Orchester meist ganz Hervorragendes. Der erste Abend wurde durch einen ehrenfesten Händel, Ouverture in D-dur, eingeleitet, worauf der Dirigent in einem kunstvollen Te deum eigener Arbeit auch als Tonsetzer seine Visitenkarte abgab. Den Schluß bildeten Haydn's unverwüstliche „Jahreszeiten“, in denen als heller „Stern“ Frau Marcella Sembrich strahlte und, wie überall, auch hier die Hörer durch ihre unvergleichliche Kunst der Tonbehandlung und ihre urmusikalische Natur gefangen nahm. Eine solche Reinheit der Intonation und eine solche instrumentale Feinheit und Genauigkeit in der Ausführung der Gesangs-Passagen kann nur sein eigen nennen, wer außer Stimme und feinstem Gehör auch die Gabe unabläßigen, zähen Kunstfleißes mitbringt. Daß diese meisterhafte Technik nur dazu dient, eine gemüthvolle und poetische Natur auszusprechen, ist nicht ihr kleinster Vorzug.

Der zweite Tag brachte zunächst die sogenannte „Rathswahl-Cantate“ des unsterblichen Thomas-Cantors, die dadurch interessant ist, daß ihr Hauptchor auch in der großen H-moll-Messe verwendet wurde, während die schwungvolle Einleitung mit ihren athemlos dahinsausenden Violin-Passagen nur eine reichere Bearbeitung des ersten Satzes einer bekannten Bach'schen Sonate für Solo-Violine bietet. Die liebliche Mozart'sche Es-dur-Symphonie und Beethoven's „Eroica“ gewährten die rein instrumentalen Gaben des Abends. Neben „Faust's Verklärung“ von Schumann, in deren mystischer Tiefe wir die congenialste musikalische Darstellung der Faustdichtung bewundern, hatte selbst die weihevolle Schlußscene aus „Parsifal“ einen schweren Stand. Wagner's Tonschöpfungen bedürfen nun einmal der lebendigen Anregung durch das Bühnenbild, während Schumann's abstracte Ton-Poesie sich im Konzert zur intimsten Wirkung steigert.

Der dritte und letzte Tag des Musikfestes hatte sich, wie stets, des lebhaftesten Zuspruchs zu erfreuen; bietet man doch hier die mannigfaltigste Kost und läßt der Virtuosität die freieste Entfaltung. Eugen d'Albert bildete durch den vollendeten Vortrag des F-moll-Konzertstückes von Weber und des Es-dur-Konzerts von Liszt den Mittelpunkt des Interesses. Aber auch „die Wallfahrt nach Kevlaar“, ein älteres Werk des schnell berühmt gewordenen Componisten von „Hänsel und Gretel“, erregte als treffende und kunstvolle Ton-Wiedergabe eines der genialsten Heine'schen Gedichte lebhafte Theilnahme. An Wärme und Ursprünglichkeit des musikalischen Empfindens wurde sie allerdings überragt durch die für Köln neue „Friedenserzählung“ aus „Guntram“ von Richard Strauß, die in edelster Wort- und Tonsprache einen phantastischen Dithyrambus auf die Segnungen des Friedens anstimmt, der in einer Zeit, da die Welt von Waffen starrt, um so tiefer die Herzen rührt. Brahms' F-dur-Symphonie, eine verschollene Arie aus Schubert's Oratorium „Lazarus“, Mendelssohn's Sommernachtstraum-Ouverture, Lieder von Franz, Bruch's Lobgesang aus „Moses“ bildeten den weiteren Inhalt des überreichen Abends, der in dem Schluß-Hymnus der „Meistersinger“ auf die „heilige deutsche Kunst“ harmonisch ausklang, wie denn das ganze Programm des dreitägigen Festes ausschließlich Schöpfungen deutscher Tondichter bot.

Das „Zwölfte Mecklenburgische Musikfest“, das in den letzten Maitagen in Schwerin abgehalten wurde, hatte sich eine solche nationale Beschränkung nicht auferlegt, sondern suchte und fand eine Hauptstütze seines Programms im „Franziscus“ des Belgiers Tinel, jenem warmblüthigen Oratorium, das vor einigen Jahren seinen Siegeszug durch die musikalische Welt begann und vielleicht das einzige dauernd lebensfähige Werk seiner Gattung ist, das uns die letzten Jahre gebracht haben. Wer hätte einer oratorischen Schöpfung, die Leben und Leiden des heiligen Franz von Assisi zum Inhalt hat, in den Tagen des extremen Naturalismus einen solchen Erfolg vorauszusagen gewagt! Und zweifellos verdankt sie ihn nicht ihrer unbestrittenen Meisterschaft in allem Technischen, sondern — wie alle bedeutende Kunst — der Kraft der poetischen Anschauung und der Gefühlswärme des Ausdrucks. Neben Tinel's Werk bot das Schweriner Fest an größeren Tonschöpfungen nur Altbekanntes: Händel's „Israel“ und Brahms' tiefsinnige und herbe Rhapsodie aus Goethe's „Harzreise im Winter“.

Einen etwas anderen Charakter als die erwähnten Musikfeste haben die Versammlungen des „Allgemeinen deutschen Tonkünstler-Vereins“, deren einunddreißigste in der Mitte des Juni in Braunschweig stattfand. Galt es dort, der kunstsinnigen Menge einen Ohrenschmaus zu bereiten, so wenden sich diese Tonkünstler-Versammlungen mehr an die Leute vom Fach, und ihr Zweck ist die Aufführung bedeutender neuerer und selten gehörter älterer Compositionen. Diesem Zweck scheint man heuer ein wenig untreu geworden zu sein, denn Liszt's Es-dur-Konzert und Faust-Symphonie, Berlioz' Requiem und ältere Brahms'sche Kammer-Musikwerke sind doch nicht mehr Neuheiten zu nennen, um die der Streit der Meinungen noch fortdauert. In diese Klasse gehörten von den Festprogamm-Nummern nur die Opern-Fragmente von Schilling's „Ingwelde“ und v. Reznicek's „Donna Diana“, die „Tragische Symphonie“ von Draeseke und neueste Kammermusik von Dvorak und Sinding. Unter den Solisten stand auch hier im Vordertreffen Eugen d'Albert, der dem Publicum durch seine Weimarer Kapellmeister-Phase noch interessanter geworden zu sein schien. Man engagirte bekanntlich in Weimar zwei glänzende Klavier-Virtuosen und vorzügliche Musiker, d'Albert und Stavenhagen, die aber Neulinge in der Kunst des Dirigirens waren, als Opern-Kapellmeister. Der moderne erste und allmächtige Kapellmeister und Dirigir-Virtuose ist freilich erst eine Errungenschaft der letzten zwei Jahrzehnte. In älterer Zeit vertrat der Konzertmeister am ersten Pult, mit der Violine in der Hand, seine Stelle, wie wir es heute noch im Dienste der leichtgeschürzten Muse des Tanzes hier und da finden. Mendelssohn soll zuerst principiell das Dirigiren mit dem Taktstock eingeführt haben, während seine Vorgänger vom Klavier aus dirigirten, soweit sie nicht die erste Geige mitspielten. Heute aber hat sich die Directions-Kunst zu einer selbständigen Virtuosität entwickelt, sodaß man bei einem modernen Vollblut-Dirigenten manchmal eher eine pantomimische Leistung mit Orchester-Begleitung zu erblicken glaubt. Ob diese, durch den genialen, aber excentrischen Bülow geförderte Entwicklung dem Heil der Tonkunst dient, scheint zweifelhaft. Jedenfalls sind die Leistungen des Pariser Conservatoire-Orchesters, wo eine mehr oder minder neutrale Persönlichkeit an der Spitze eines ausgezeichneten Orchester-Körpers steht, denen unserer besten deutschen Kapellen durchaus ebenbürtig. Den Franzosen kommt es stets in erster Linie auf seine technische Ausbildung der einzelnen Orchester-Instrumente und Reinheit ihres Zusammenwirkens an; der Deutsche läßt sich ein minderwerthiges Orchester gefallen, wenn nur an seiner Spitze ein Mann steht, der es anders macht, als die gewöhnlichen Sterblichen.

Vielleicht ändern sich auch hierin die Zeiten, wie in so vielen musikalischen Dingen. Hat doch bei unseren westlichen Nachbarn in Paris der „Tannhäuser“, den sie noch vor drei Decennien mit Pauken und Trompeten auspfiffen, unlängst einen glänzenden Erfolg errungen und die Bahn für den „Tristan“ und die „Meistersinger“ frei gemacht. In München dagegen, wo noch vor kurzem der neu-italienische Verismus mit „Cavalleria“ und „Pagliacci“ an der Tagesordnung war, wurde das Ereigniß der Saison — der „Figaro“, der nun ein Jahrhundert hindurch in unverwelklicher Jugend die Herzen der Hörer entzückt. Ob man ihm, wie bei der Münchener Neu-Einstudirung, ein Rococo-Gewand umhängt, oder ihm die traditionelle spanische Tracht läßt, ob man ihn als Hausmusik, im Konzert oder auf der Bühne genießt, — immer übt er seine Macht als eine der unvergänglichsten Kunstschöpfungen deutschen Geistes.

Nachdruck verboten.

Berliner Villen-Colonien und Park-Anlagen.

Von Wilhelm Gerstenbergk in Potsdam.

Mit 14 Zeichnungen von O. Günther-Naumburg in Berlin.
Siehe die Seiten 129, 132, 133 und 136.

II.

Auch Steglitz ist in bedeutendem Aufschwung begriffen; es zählt zur Zeit etwa 16,000 Einwohner, die theils in dem städtisch und reizlos entwickelten alten „Dorf“, theils in bürgerlichen, den Zusammenhang mit Lichterfelde erstrebenden Villenstraßen, theils vornehmer auf dem nach Fichte benannten Fichteberg wohnen. Zahlreiche Subaltern-Beamte, geheime und nicht geheime Rechnungsräthe, Secretaire ꝛc. haben sich in Steglitz ohne große Kosten freundliche eigene Heimstätten geschaffen, und viele Gärtnereien treiben großartigen Gartenbau. Unter diesen seien Metz & Co. und die Lackner'sche Orchideen-Züchterei, eine der größten des Continents, erwähnt. Auch die berühmte Erfurter Firma Schmidt besitzt hier Kulturstrecken. Der Fichteberg ist ein isolirter Kiefernhügel, auf dem, wie in der jungen Colonie Grunewald, die Grundstücke in den Wald hineinparcellirt sind. Man sieht hier stattliche Villen mit schönen Gärten. — Steglitz geht dann in den ansehnlichen Vorort Friedenau über, der sich seinerseits wieder an Berlin-Schöneberg angliedert. In Friedenau befindet sich eine von Frauen geleitete Gärtnereischule für gebildete Frauen. Der ganze nach Südwesten streichende Häuserarm: Schöneberg, Friedenau, Steglitz, Lichterfelde, Zehlendorf, Schlachtensee und Wannsee verwächst immer mehr; nach Westen und Süden findet Annäherung der anderen Vororte und Colonien statt, sodaß das Zusammenwachsen dieses riesigen Complexes bei normalen Verhältnissen nur eine Frage der Zeit ist. Dann wird der Grunewald ein von Häusern umgebener, gewaltiger Berliner Stadtpark werden, wie jetzt schon der Thiergarten eingeschlossen ist, was vor nicht gar so langen Jahren ebenfalls undenkbar erschien. Strousberg, der große Speculant, aber kluge Kopf, hat schon vor Decennien auf die, freilich auch heute noch in sehr weitem Felde liegende Vereinigung Berlins mit Potsdam hingewiesen. Dieser Mann ist auch der Vater des frappirenden Gedankens gewesen, Berlin zu einem Seehandelsplatz ersten Ranges zu machen. Ein Gedanke, dessen Verwirklichung für die künftige Generation vielleicht zur Thatsache wird. Die Kanalverbindung mit der Ostsee bietet keine unüberwindliche Schwierigkeiten und der Kaiser Wilhelm-Kanal hat Appetit gemacht. Die stillen Ufer des Tegler Sees im Nordwesten würden sich dann möglicherweise in breite Quais verwandeln, an denen Ostindien-Fahrer und New-Yorker Dampfer liegen. Das ist Zukunftsmusik; hier wollen wir bei der Gegenwart bleiben und, über die Vororte Schmargendorf und Wilmersdorf nach Charlottenburg eilend, noch einige Worte einer bedeutenden Villenschöpfung im Westen widmen, nämlich der Colonie West-End. Auch diese ist das Werk eines phantasiereichen Gründers, Heinrich Quistorp's, der einst mit Millionen wirthschaftete und dann schlimmer zu Falle kam, als irgend ein anderer der auf Berlins Größe speculirenden Männer. Die jetzt gesprengte, an antike Riesenbauten erinnernde Ruine eines nie fertig gewordenen Wasserthurmes legte bis vor kurzem noch ein sichtbares Zeugniß ab von den verkrachten Plänen, die West-End zur unerhörten Blüthe erheben sollten. So ganz unfruchtbar ist das Werk aber doch nicht gewesen. Auf der gesunden, krönenden Höhe, auf der man ostwärts auf Berlin-Charlottenburg hinunterschaut, die sich im Westen an die Kiefernsäume des Grunewaldes drängt, an die nordwärts die weite Charlottenburger Rennbahn grenzt, hat sich eine recht stattliche und theilweise sogar sehr vornehme Villenstadt entwickelt, welche durch Ring- und Stadtbahn die besten Verbindungen besitzt. Einzelne reiche Leute haben sich auf dem Sandboden stolze oder anmuthige Villen in wundervollen Gärten geschaffen, sodaß es sicher schlechtere Loose auf Erden giebt, als im „verkrachten“ West-End Eigenthümer eines solchen Besitzthums zu sein. — Wir wenden uns nun nach Norden, wo es im ganzen für unser Thema wenig Erwähnenswerthes giebt; nur der Colonien Hermsdorf und Waidmannslust an der Nordbahn sei gedacht. Manche hübsche Besitzthümer befinden sich auch in dem freundlichen Vororte Pankow, in Weißensee, Lichtenberg, Stralow und Treptow. Damit wären wir ganz im Osten angelangt, von der Havel bis zur Ober-Spree. Im Süden, wo nennenswerthe Villen mit Gärten sich nur noch in Tempelhof befinden, liegen das zusammenschrumpfende Gehölz Hasenheide und die großen Uebungsplätze der Berliner Garnison. Beim Osten müssen wir noch einmal Halt machen. Die Spree besitzt hier eine imposante Breite. Ein von dem Berliner Westen total verschiedenes Stadtbild zeigt sich. Man wird in der That bereits an eine Seestadt erinnert; nur daß, statt hochgetakelter Seeschiffe, sich das Treiben der Lastkähne und zahlreicher kleiner Dampf-, Segel- und Ruder-Fahrzeuge entfaltet. Der Wassersport übertrifft den Hamburgs, und es ist eine bekannte Thatsache, daß die Schiffsbewegung, lediglich nach Raumtonnen gerechnet, diejenige jenes großen Welt-Stapelplatzes ebenfalls übertrifft. Die Ufer der Ober-Spree sind recht freundlich. Nicht weit vom Weichbilde der Stadt entfernt liegt hier der Vorort Treptow, wo die Berliner Gewerbe-Ausstellung für 1896 in einem räumlichen Umfange vorbereitet wird, hinter dem die letzte Pariser Welt-Ausstellung zurücksteht. Zahlreiche Ortschaften, Fabriken, Schiffswerften, Villen und Vergnügungsgärten liegen verstreut an den Ufern der Ober-Spree, die namentlich Sonntags ein höchst belebtes Bild bietet. Hier befinden sich auch die köstlich naiven und ganz originellen „Angler-Colonien“ der kleinbürgerlichen Berliner, die von der „Illustrirten Frauen-Zeitung“ im vorigen Jahr in Wort und Bild geschildert wurden. Wie im Westen an der Havel, so schließen sich auch im Osten an den Wasserlauf der Spree eine Reihe von Seen. Die Umrahmung ist, wie überall, ernster Kiefernwald; dazwischen sieht man Laubbäume und schilfgesäumte Wiesen. Ansehnliche Höhenzüge und respectable Wasserflächen verleihen zuweilen einen, dem Bedeutenden sich nähernden Charakter. An dieser Stelle sei die Colonie Grünau genannt, die manche recht hübsche Villen aufweist und namentlich als Sitz des feineren Segel- und Ruder-Sports der Ober-Spree und als Schauplatz der auch vom Kaiser protegirten Regatten hervorzuheben ist.

Damit möge die Rundschau über die Berliner Villen-Colonien abgeschlossen sein, wenn auch noch lange nicht alle Colonien unserem Betrachtungskreise unterworfen wurden, und wennschon nur ein kleiner Bruchtheil der zahlreichen, der Beachtung werthen Villen im Bilde anschaulich gemacht werden konnte. So fehlt u. a. auch die allerliebste Villen-Colonie am Griebnitz-See bei Neu-Babelsberg. — Beiläufig sei noch verwiesen auf die heute gebrachte Ansicht der Villa Raußendorf, die an der, in unserem ersten Villen-Artikel erwähnten Straße Kurfürstendamm liegt.

Es erübrigen uns nur einige Hinweise auf Berliner Park-Anlagen. Auch auf diesem Gebiete ist die werdende Weltstadt nicht übel daran. Wir erwähnten schon die Vorliebe der Berliner für die Natur, familiär „Mutter Grün“ genannt. Nicht nur die Baumreihen der neueren und breiten Straßen, die Fülle von Blumen auf den, oft von wildem Wein oder Epheu umrankten Balkons, die Menge von Blumenläden und Blumenverkäufern bekunden diesen hübschen, sinnigen Zug, sondern dieser geht auch aus der Wahrung und der Pflege der öffentlichen Anlagen hervor. Das unansehnliche alte Berlin hatte vielleicht weit mehr und poetischere Privatgärten als das neue, das brutal mit seinen Riesenstraßen in alle Idyllen hineinfährt und jedes Villenartige so dicht mit hohen Mauern umschließt, bis dieses, des Lichtes, der Luft und Ruhe beraubt, seine Existenz aufgiebt und dem Etagen-Haus Platz macht. Dafür aber hat die Sorge, Boulevards und Schmuckplätze zu schaffen, außerordentlich zugenommen. Namentlich in letzter Beziehung ist viel gethan worden. Die Bewegungsfreiheit der Kinder ist daher eine günstigere, als in vielen anderen Großstädten. In allen Bezirken der Stadt stehen Plätze und Anlagen zur Verfügung der erfreulich zahlreichen Nachkommenschaft; überall sieht man Sandhaufen, die extra zu deren Amüsement aufgeschüttet wurden, und an denen sie buddelnd, d. h. wühlend und schaufelnd, herumkrabbeln. Benachtheiligte Großstadt-Kinder bleiben sie freilich immer, doch das Schreckgespenst des bleichen, abgezehrten Berliner Kindes ist in Wahrheit gar nicht so fürchterlich; im Gegentheil, man wundert sich eher über das Vorhandensein verhältnißmäßig vieler rother Wangen und strammer Glieder.

An der Spitze aller Berliner Parks steht, sowohl was Größe als auch Schönheit anbetrifft, der zwischen Berlin und Charlottenburg sich erstreckende Thiergarten, der bekanntlich seinen Namen einem längst entschwundenen Zwecke verdankt. Man kann ihn in einer Viertelstunde bequem durchqueren, braucht aber dreiviertel Stunden in der Längsrichtung. Es giebt vielleicht keinen öffentlichen Park in der ganzen Welt, der sorgsamer gepflegt würde, als seine Promenaden-Theile in der Nähe des Brandenburger Thores. Der Rasen ist ganz ungemein schwer zu erhalten, und doch leuchtet er hier so sammetartig, wie es sonst nur in Parks eines feuchten Berg- oder See-Klimas der Fall zu sein pflegt. Wasserläufe, herliche Reitwege durchziehen den Thiergarten nach allen Richtungen, schöne Blumen-Anlagen, wundervolle Alleen und mächtige Baumgruppen schmücken ihn. Die schönste Hälfte ist in der Nähe der Löwenbrücke am Neuen See und an der Rousseau-Insel; auf die Dauer am angenehmsten ist der Thiergarten indessen in seinen einsamen Theilen, wo ein ursprünglicher Wald-Charakter sich erhalten hat. Hier sieht's aus, wie im Grunewald: die Kiefer tritt unter dem Laubholz bestimmend hervor; nur das Unterholz zeigt sich hier dichter. Vogelgesang ertönt, ungestört hämmert der Specht; zahlreiche Eichhörnchen huschen von Wipfel zu Wipfel. Diese Erhaltung des Thierlebens in einem, keineswegs stets und überall überwachten Park der großen Stadt ist gewiß kein ungünstiges Zeichen für die Einwohnerschaft. Auch deren Pöbel scheint also gewissen Gemüthsregungen nicht unzugänglich zu sein. Des Wassers halber nisten viele Nachtigallen im Thiergarten, mit Vorliebe gerade dort, wo ihr melodischer Gesang in das Pferdetrappen und Wagenrollen des Asphalts hineintönt; so z. B. in der Nähe des Encke'schen Denkmals der Königin Louise, zu der von fern, unter Zweigen fort, das von Drake geschaffene

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Standbild Friedrich Wilhelms III. hinüberschaut. Das hervorragendste Thiergarten-Denkmal ist dasjenige Goethe's, in dem Schaper sein Bestes gab. An der Nordost-Ecke ragt jetzt neben der Siegessäule die vergoldete Kuppel des Reichstagsgebäudes über die Wipfel des Thiergartens.

Die bedeutendste neuzeitliche Park-Schöpfung dürfte der Victoria-Park am Kreuzberg sein. Nicht durch Größe zeichnet er sich aus, sondern durch die gärtnerische Raffinerie, mit der auf einem mäßig hohen und sandigen Terrain eine förmliche kleine Berglandschaft hervorgezaubert ist, die, das Auge täuschend, einen ganz beträchtlichen Höhenabfall zu besitzen scheint. Wer diese, einst von knietiefem Sande bedeckten Hänge kannte, von denen die Kinder des Proletariats der Halle'schen Vorstadt schreiend herunterrutschten, oder zwischen abgezehrten Akazien sich Strickschaukeln herzustellen pflegten, der würde nach plötzlichem Wiedersehen das heutige Bild mit der üppigen Vegetation und dem thalwärts über Felsgeröll niederrauschenden Wassersturz kaum fassen können. Besonders malerisch wirkt eine mit dichtem Epheu bewachsene, schattige Schlucht, — der Berliner nennt sie natürlich „Wolfsschlucht", — die durch geniale Benutzung alter Privatgärten hergestellt wurde. Oben auf der Höhe erhebt sich das nüchterne gußeiserne Denkmal der Freiheitskriege, von dessen stattlicher Freitreppe aus man einen umfassenden, schönen Blick über die Häusermassen der Stadt und deren südliche Umgebung genießt. Das ewig horizontale Berlin findet im Victoria-Park endlich einmal eine Abwechslung, und gerade dies macht ihn so reizvoll. Schade, daß hier nicht das Reichstags-Gebäude steht; es würde dann so dominirend wirken wie das Capitol in Washington.

Aber auch andere umfangreiche Parks der Reichshauptstadt verdienen Beachtung; so außer dem Zoologischen und Botanischen Garten der Humboldtshain und der Friedrichshain im Norden. Letzterer, den das Denkmal des alten Fritz, seines Schöpfers, schmückt, besitzt eine gewisse politische Bedeutung durch das Grab der im März 1848 gefallenen Revolutionäre. Noch alljährlich findet dort eine Demonstration der Demokratie statt. Diese und noch eine ganze Reihe anderer beschränkterer Anlagenplätze sind die Erholungsstätten des kleinen Mannes. — In dem großen Treptower Park im Osten wird, wie schon bemerkt, die Berliner Gewerbe-Ausstellung für das Jahr 1896 vorbereitet. Schließlich sei auch noch besonders der Schmuckplätze gedacht, die man mit riesigen Kosten dadurch herstellte, daß man das Pflaster entfernte und, nach dem Beispiele des großen Garten-Künstlers, des geistreichen Fürsten Pückler-Muskau, sofort starke Bäume einpflanzte, die mit Rasen, Blumenbeeten und Büschen umgeben wurden. In erfreulicher Weise ist so der öde Doenhoffs-Platz verwandelt worden und auch der Lützow-Platz im Westen darf ehrenvoll erwähnt werden.

Kurz und gut, Berlin ist mit Eifer darauf bedacht, seine Gestaltung zu einer glänzenden und gesunden Stadt fortzusetzen, und wenn der Fremde auch in Paris, London, Wien, Hamburg u. s. w. dieses oder jenes noch großartiger oder schöner finden wird, so dürfte ein Ausflug in die Berliner Villen-Umgebung, sowie eine Besichtigung der Berliner Parks ihn doch zu der Ansicht bewegen, daß der Bruder Deutsche im großen und ganzen mit den Reizen seiner Reichshauptstadt schon heutigen Tages recht wohl zufrieden sein kann.

Nachdruck verboten.

Literarische Streifzüge.

Von Dr. Felix Poppenberg in Berlin.

IV.

Durch unser modernstes Künstlerschaffen geht ein feinfühliger Zug zum Aparten und Intimen. Nachdem der nothwendige Barbarensturm des Naturalismus verbraust ist, der die Niederungen des Lebens durchwühlte, ist eine aristokratischere Kunst gekommen, eine Kunst, die freilich nicht immer so viel hält, als sie verspricht, die aber in ihren delicaten Sonderwegen stets reizvoll und interessant ist. Schon äußerlich giebt sie sich besonders, und wir constatiren erfreut, daß auch in der Kunst der Buchausstattung ein fruchtbarer decorativer Sinn sich regt, der vor dem Urtheil der Bibliophilen des Auslandes die Probe bestehen wird. Da liegt ein entzückend feines Büchlein vor mir: „Nemt frouwe disen kranz" von Otto Julius Bierbaum (Berlin, G. Schuhr). Erlesene Künstler haben dieses Biblot geschaffen. Stuck zeichnete die stilisirten grünen Ranken, die den Titel umschlingen, Thoma entwarf einen Widmungsrahmen; und ehe man zu den Gedichten kommt, grüßt gleichsam als Vorhang zu der neuen Welt, in die wir treten, die Reproduction einer Dürer'schen Radirung: ein Jäger, auf flinkem Roß durch grüne Waldlandschaft sprengend mit Hussahruf.

Auch im Inhalt, in den Gedichten Bierbaum's, zeigt sich diese Vorliebe für das Archaisirende. Herr Walther von der Vogelweide, der ist sein Meister gewesen; er gab ihm auch den Titel; mit ihm singt er mittelalterliche Minne unter der Linde. Doch stärker, als diese manchmal etwas kokette Antiquitäten-Tändelei, sind seine eigenen Töne. Da ist ein Cyklus: „Aus dem Rosenstock vom Grabe des Christ", voll seltsam mystischer Passions-Gedichte, sehnsuchtsschwer und sehnsuchtsbang, visionär ekstatisch, wie himmlisches Liebessehnen ätherischer Legenden-Gestalten, die uns aus verblichenen Rahmen, auf Goldgrund gemalt, grüßen, die Lilie in Händen. Dann aber rollt plötzlich der Prospect mit den Kreuzgängen, in denen geheimnißvolle Saiten nächtlich klagen und der Mond im Gegitter auf weißen Dornenrosen spielt, empor, eine blühende Frühlingslandschaft lacht, die Sonne leuchtet und die Vögel singen. Frühlingsstimmung und Sommerlust in Versen zu verdichten, das ist Bierbaum's eigenste Kunst. Da findet er jauchzende Töne, strahlende, heitere Lieder, leuchtend in Lebenswonne, wie das prächtige:

Roth der Rock und das Mieder blau;
Madei, du bist meine liebe Frau;

Madei, ich komm' mit dem Erntekranz,
Madei, ich komme zum Hochzeitstanz,
Hörst du den Finken schlagen?
Komm, komm, komm in das goldene Korn,
Hinten dort, hinter dem Heckendorn
Will ich ein Wort dir sagen.

Diese Frühlingsstimmung schimmert auch aus Bierbaum's kleinem lyrischen Spiel „Lobetanz", das im Verlag der Genossenschaft Pan erschienen ist. Die Landschaft und die Gestalten, die in ihr im Reigen wallen, umflossen von blaßfarbenen, seidenfaltigen Gewändern, gleichen den Bildern englischer Präraphaeliten, sie stimmen zu Walter Crane und zu Edward Burne Jones. Die Handlung ist kindlich-märchenhaft: der fahrende Sänger heilt die sehnsuchtskranke Prinzessin durch seiner Lieder Süße und ersingt und erringt zum Lohn sie selbst. Dies schlichte Märchen-Motiv ist nun mit allen Mitteln modernen Stimmungs-Raffinements ausgestaltet und übt durch diese eigene Mischung, die freilich von Manier nicht ganz frei ist, seinen Reiz.

* * *

Die Prosa-Production betrachtet es immer noch als ihre vornehmste Aufgabe, nicht äußerlich vielfältig und wirr verschlungene Menschenschicksale zu zeigen, sondern in das Innere blicken zu lassen, in Gemüthsvorgänge und Seelenentwicklungen. Besonders dankbare und interessante Vorwürfe bietet die Kinder-Psychologie.

Gerade bei den Kindern bekommt man noch am ehesten, wenn man zu spähen und zu lauschen versteht, einen Einblick in das Getriebe der Vorstellungskreise, der Wünsche, in die Zellen, wo Abneigung und Zuneigung geheimnißvoll keimen. Auch die Kunst hat sich dieser Motive bemächtigt, und wir sind ihr dafür Dank schuldig. Nichts ist reizvoller, als in Kinderseelen zu lesen; und Kinder verstehen zu lernen, bedeutet einen großen Schritt vorwärts auf der Bahn der Menschenerkenntniß.

Die letzten literarischen Erscheinungen haben manch Interessantes hierzu beigebracht. Das Bedeutendste davon ist der große Roman, mit dem ein bis dahin Unbekannter glänzend und hoffnungsvoll auf den Platz tritt, der Roman: „Heinrich Emanuel, die Geschichte einer Jugend", von Mathieu Schwann (Berlin, S. Fischer).

Das ist eine Erziehungs- und Entwicklungsgeschichte, die sich vor allen in den Partien der Kinderjahre neben den bedeutendsten Vorbildern solcher Kunst, dem Simplizissimus, Keller's grünem Heinrich, Raabe's Hungerpastor, Boz' Copperfield sehen lassen kann. Wie sie alle, lehrt es Ehrfurcht vor dem Kind, ein Hineinfühlen in sein Vorstellen, und es ist in seiner reinen, objectiven Kunst, die nie pädagogisch auftritt, nicht nur ein stark antheilweckendes Erzählungswerk, sondern auch gleichzeitig indirect, und darum um so wirksamer, ein Erziehungs-Lehrbuch mit lebendigem Beispiel. Man hat durchaus den Eindruck des Selbsterlebten und Selbsterfahrenen in diesen Blättern; lebensvoll, sicher und scharf ist alles gesehen; schlicht, einfach, humorvoll, ohne die Spur von Selbst-Koketterie giebt sich die Erzählung. Am packendsten und interessantesten sind die Schilderungen der jungen Leiden des Knaben, der in falsche Erzieherhände geräth, und dessen Gerechtigkeitsgefühl nun in Trotz umschlägt. Allen den Schul- und Kindersorgen, die wir selbst durchgemacht, über die wir jetzt gern lächeln, und die doch eine tiefe Tragik in sich bergen können, — würden sonst so häufig Kinder-Selbstmorde vorkommen? — ihnen allen begegnen wir hier und verstehen sie neu.

Ich bin sonst nicht für die mit Reclame-Motto beschriebenen Streifbänder, die sich um die neuen Erscheinungen aufdringlich schlingen und uns aus den Schaufenstern gleichsam lobpreisend anschreien. Was aber auf dem Spruchband Heinrich Emanuel's steht, unterschreibe ich aus vollem Herzen: „Dies Buch sollten alle Mütter lesen."

Tiefrührend ist ein anderes Stück Kinder-Psychologie, die Novelle „Das Drama eines Kindes" von Elsbeth Meyer (Berlin, S. Fischer).

Es ist das Werk einer feinfühligen, zartsinnigen Frau und behandelt einen für Seelen- und Gefühlskenner ergreifend tiefen Stoff: die Leiden eines mutterlosen kleinen Mädchens, das über seine Jahre hinaus reif und ernst ist, und das mit ansehen muß, wie der von ihr leidenschaftlich vergötterte Vater in die Hände einer Frau geräth, deren Schlechtigkeit es instinctiv wittert. Mit großer Kunst sind alle die Stadien dieser Leidensbahn geschildert: das heiße, bangende Verlangen nach der todten Mutter; die schüchtern verhaltene und doch so zitternd stürmische Zärtlichkeit dem Vater gegenüber, um ihn sich zurück zu erobern; der schmerzvolle Riß, als es Gewißheit hat, und dann die grenzenlose Leere.

Diesen Kinder-Tragödien gegenüber bringt Kinder-Idyllen das neue, sonnenheitere Buch Hermine Villinger's: „Kleine Lebensbilder" (Stuttgart, Bonz). Aus einem liebevollen, fröhlichhellen Herzen kommt es, und helle Heiterkeit geht von ihm segenspendend aus. Voll Harmlosigkeit und rührender Einfalt sind die jungen und die alten Kinder, die Sonderlinge und die wunderlichen Käuze; wir sitzen gern zu ihnen nieder und lauschen, denn der Frieden strömt von ihnen. Wie prächtig wird im „jüngsten Nothhelfer" altkluger Kinderton getroffen; wie leibhaftig steht die pausbackige Schar vor uns, die — ein Gegenbild zu jenem eben gesehenen Kinder-Drama — so glücklich ist, daß ihre Mutter ihnen als neuen Papa den Mann schenkt, den sie immer als ihren großen Freund und Vertrauten ihrer Kinderherzen angesehen haben. Und auch hier fällt, wie im „Heinrich Emanuel" manch köstliches Erziehungswort. Was dort oft genug der männliche Autor sagt, das spricht hier auch die Frau aus: „Wissen wir denn, was in so einem Kinderköpfchen vorgeht, — ob seine, in unseren Augen so großen Verbrechen wirklich immer strafwürdige sind?"

* * *

Aus der Literatur des Auslandes sind diesmal drei Bücher nordischen Ursprungs zu nennen: Knut Hamsun's „Pan", Björnstjerne Björnson's „Neue Erzählungen" (von der zu früh verstorbenen Frau von Borch übersetzt, Paris und Leipzig, Albert Langen) und „Juliens Tagebuch" von Peter Nansen (Berlin, S. Fischer). — Knut Hamsun, von dem ich neulich hier das stark und sicher verfaßte Großstadtbild „Neue Erde" empfehlen konnte, zeigt sich in „Pan" in einer ganz anderen Phase. Er giebt hier das Tagebuch eines Jägers und bannt in diese Seiten den Duft des Waldes, den Athem der Natur, Leben und Weben flüsternder Gräser, Säuseln der Blätter in neigenden Zweigen. Es ist, als hätte dieser Dichter die menschliche Wahrnehme-Fähigkeit, die Reizbarkeit und Empfindlichkeit der Organe verzehnfacht. Er saugt die Eindrücke, jede Nuance landschaftlicher Stimmung potenzirt in sich auf, und er hat die hohe Künstlergabe, sie in ungeschwächter Fülle wiederzugeben, sie aus sich herausstrahlen zu lassen, sodaß wir berauscht mitgenießen, was er genoß im Wald und auf der Heide. Knut Hamsun ist der Erbe der Sensitivität, die in Jens Peter Jacobsen's Dichtungen glüht und zittert. — Die fünf Novellen, die Björnson vorlegt, erwecken großes Interesse. Einige von ihnen sind in ihrer Charakteristik forcirt und verrathen eine gewisse senile Schwäche im Festhalten und Gestalten. Sie verflüchtigen sich allzu schnell. Um zweier, vortrefflicher Erzählungen willen verdient aber das Buch einen Ehrenplatz, das sind „Mutters Hände" und „Ein Tag". In der ersten spricht eine Mutter zu ihrer Tochter vom Vater, einem herrlichen Vollmenschen. Ein Jauchzen und eine Gefühlskraft liegt darin, wie in dem Liede von ewiger Liebe. Der Grundton der anderen Novelle, die ein enttäuschungsschweres Wiedersehen schildert, ist tiefschmerzlich. — Peter Nansen, der Dritte, der in seinem graziösen, duftigen Buche „Maria" eine Probe seiner zärtlich weichen Kunst gegeben, schildert in „Juliens Tagebuch" die Gefühlsentwicklung eines jungen Mädchens mit weiter, sehnsuchtsvoller Seele aus engem Heim, durch beflügelnde Liebe hindurch, zur öden Ernüchterung; der goldene Traum verrinnt, der Mann, der ihr alles war, geht, und sie muß in das Joch einer aufgezwungenen, nüchternen Verstandesehe. Es ist bewundernswerth, mit welcher Schmiegsamkeit sich Nansen in weibliche Seelenzustände versetzt, und wie echt ihm der Ton dieses Tagebuches geglückt ist.

* * *

In der wissenschaftlichen Abtheilung unseres diesmaligen Streifzuges kann ich auf ein literar-historisches Buch von hoher Bedeutung aufmerksam machen, auf die preisgekrönte „Goethe-Biographie" von Richard M. Meyer (aus der Sammlung „Geisteshelden", Berlin, Ernst Hoffmann). Wir hatten bisher kein Werk, daß unsern Größten so von allen Seiten liebevoll und verständnißtief zurückgespiegelt hätte. Hermann Grimm's monumental aufgefaßtes biographisches Denkmal stellte den Heros Goethe in einer Marmorhalle dar, neben den anderen Heroen des Geistes; nicht das historisch Gewordene rollte sich vor uns auf, sondern die fertige Persönlichkeit erhob sich hier ragend, und nur von fern sah man ehrfurchtsvoll ihr zu. Lewes' viel verschenktes „Leben Goethe's" ist klein und eng bei aller Bravheit. Der neueste Goethe-Biograph hat die Weise und die Verehrung des Heroen-Anbeters, verbunden mit der, dem Detail und den kleinen Einzelzügen nachgehenden Charakterisirungs-Kunst des modernen Literatur-Psychologen. Der bedeutende Mensch durchläuft vor unseren Augen die Stadien seiner organischen Fortentwicklung. Alle deren Bedingungen und Factoren enthüllen sich uns plastisch, nichts erscheint zufällig; und wir erkennen am Schlusse dieses großen erkenntnißreichen Schauspiels, daß Goethe's Leben das größte seiner Kunstwerke gewesen, und wir scheiden mit Dank von dem feinen, nachschaffenden Künstler, der uns jenes Leben hier reconstruirend aufgebaut.

An dieser Stelle soll auch die neue billige Ausgabe der „Gespräche Goethe's" von Eckermann genannt werden. A. v. d. Linden hat sie mit Einleitung, Anmerkungen, sowie getreuem Namen- und Sach-Register herausgegeben (Leipzig, Barsdorf). Goethe's Stimme tönt aus diesen Blättern; seine Augen leuchten aus ihnen, und wir wandeln in seinem Licht.

Nachdruck verboten.

Der Vogelfreie.

Gedicht von Elsa Kroll in Friedenau.

Der Adler kreischt
Mit schriller Stimme,
Sein Futter heischt
Der Wolf, der schlimme.
Der Donner rollt,
Die Stürme jagen, —
Ich hab's gewollt,
Ich kann es tragen!
Stein, Baum und Bach,
Ist meine Welt,
Der Fels mein Dach,
Das Laub mein Zelt.
Im grünen Hain
Bin ich allein,
Nicht Herr, nicht Knecht,
Ohn' Ehr und Schande,
Ohn' Schutz und Recht
Im Vaterlande;
Von Gott geschieden
Durch Menschenmacht,
Ohn' Glück und Frieden,
In Bann und Acht.
Wer es auch sei,
Er kann mich morden,
Denn vogelfrei
Bin ich geworden!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Redactions-Post

Antworten.

Clara S., Olmütz. — Die „Musik-Führer" sind gewiß sehr nützliche Führer beim Besuche von Konzerten und Opern. Die Büchelchen erscheinen im Verlage von H. Bechtold in Frankfurt a. M. zum Preise von 20 Pf. oder 12 Kr.

Frau Professor R., Straßburg. — Der deutschen Landwirthschaft wird sicher damit gedient sein, wenn unsere Hausfrauen statt der amerikanischen die guten deutschen Hafer-Präparate beziehen würden.

W. K., Philadelphia. — Verbindlichsten Dank für Ihre Freundlichkeit.

Kunstjüngerin im Reichsland. — Wir verweisen Sie auf die, unter dem Protectorate der Frau Großherzogin von Baden stehende Malerinnen-Schule zu Karlsruhe. Nach dem letzten Jahresberichte besaß diese Schule 74 Schülerinnen.

L. K., Graz. — Wir empfingen dankend den Jahresbericht Ihres städtischen Mädchen-Lyceums.

Alix. — Das Züricher Programm ist uns jetzt zugegangen und steht auf Wunsch zu Ihrer Verfügung.

Rosebery. — Unsere an Hannah in Heft 9 ertheilte Auskunft über den Earl of Rosebery vervollständigen wir hier noch auf Ihre Bitte hin. Seine Frau Hannah, geb. Baronin Rothschild, starb am 10. November 1890. Söhne: Albert Edward Harry Meyer Archibald Lord Dalmeny, geb. 8. Januar 1882; Neil James Archibald, geb. 14. December 1882. Töchter: Sybil Myra Caroline, geb. 18. September 1879; Margaret Etrenne Hannah, geb. 1. Januar 1881. — Wohnsitze des Ex-Premiers sind: Dalmeny-Park, Edinburgh; Rosebery Castle, Edinburgh; The Durdans, Epsom; Montmore Leighton Buzzard Buckinghamshire. Sein Stadthaus ist in London W, 38 Berkeley Square. Er ist Mitglied der Clubs Brook's, Whites, Reform, Turf, Marlborough, St. James, Devonshire und New-(Edinburgh).

F. J., Uckermark. — Eine billige Schrift ist das von F. Bornhak, bei F. Fontane & Co. in Berlin erschienene Werkchen „Fürst Otto von Bismarck".

Club in Passau. — Warum soll das Radfahren das ungemein praktisch und vernünftig, d. h. nicht sportmäßig, betrieben gesund ist, unweiblich sein? — Für das Damenfechten können wir uns im allgemeinen nicht begeistern; im Einzelfall aber mag es passen. Eines schickt sich eben nicht für alle. Dasselbe dürfte für den Jagd-Sport gelten.

Thora, Lausanne. — Der Christliche Verein deutscher und Schweizer Mädchen in London hat schon 1800 deutschen Mädchen, von denen viele rath- und hülflos nach London gekommen sind, Stellen verschafft. Den deutschen Mädchen ist aber nach wie vor dringend abzurathen von der Reise nach England aufs Gerathewohl.

Käthe in B. — Ihr Vertrauen ehrt uns; allein, gnädiges Fräulein, in Herzens-Angelegenheiten den Berather zu spielen, ist selbst für die menschenfreundlichste Redaction eine etwas heikle Sache. Stellen Sie Sich einmal unsere Verantwortung vor! Sie ahnen gar nicht, was so eine Redaction ohnehin schon alles zu verantworten hat! Bitte, sprechen Sie lieber mit Ihrer Frau Mama.

Musikfreundin in Budapest. — Emil Taubert ist im April in Berlin gestorben. Er war dort als Sohn des berühmten Ober-Kapellmeisters Wilhelm Taubert geboren, studirte Philologie und Philosophie und wurde zunächst Lehrer. 1889 ward er zum Intendantur-Rath bei den Königlichen Schauspielen in Berlin ernannt. In den sechziger und siebziger Jahren veröffentlichte er mehrere Bände Gedichte, Novellen und Epen und bewährte sich als talentvoller Schilderer von Naturscenen und als lebendiger Erzähler, z. B. in: „Der Goldschmied zu Bagdad", „Am Kochelsee" u. a. — Für das Theater schuf er den Text zu der Oper „Cesario", ein Schauspiel „Eleonore Prohaska", die, noch auf dem Repertoire des Berliner Opernhauses stehenden Ballets „Die Jahreszeiten" und „Prometheus" und endlich eine ungezählte Reihe von Prologen für Fest-Vorstellungen der Kgl. Theater, die sich alle durch Inhalt und Form auszeichnen. Sein letztes Werk war die Bearbeitung des Willibald Alexis'schen Romans „Der Roland von Berlin" zu einem Operntext, für den, angeblich auf Wunsch des deutschen Kaisers, Leoncavallo die Musik schreibt.

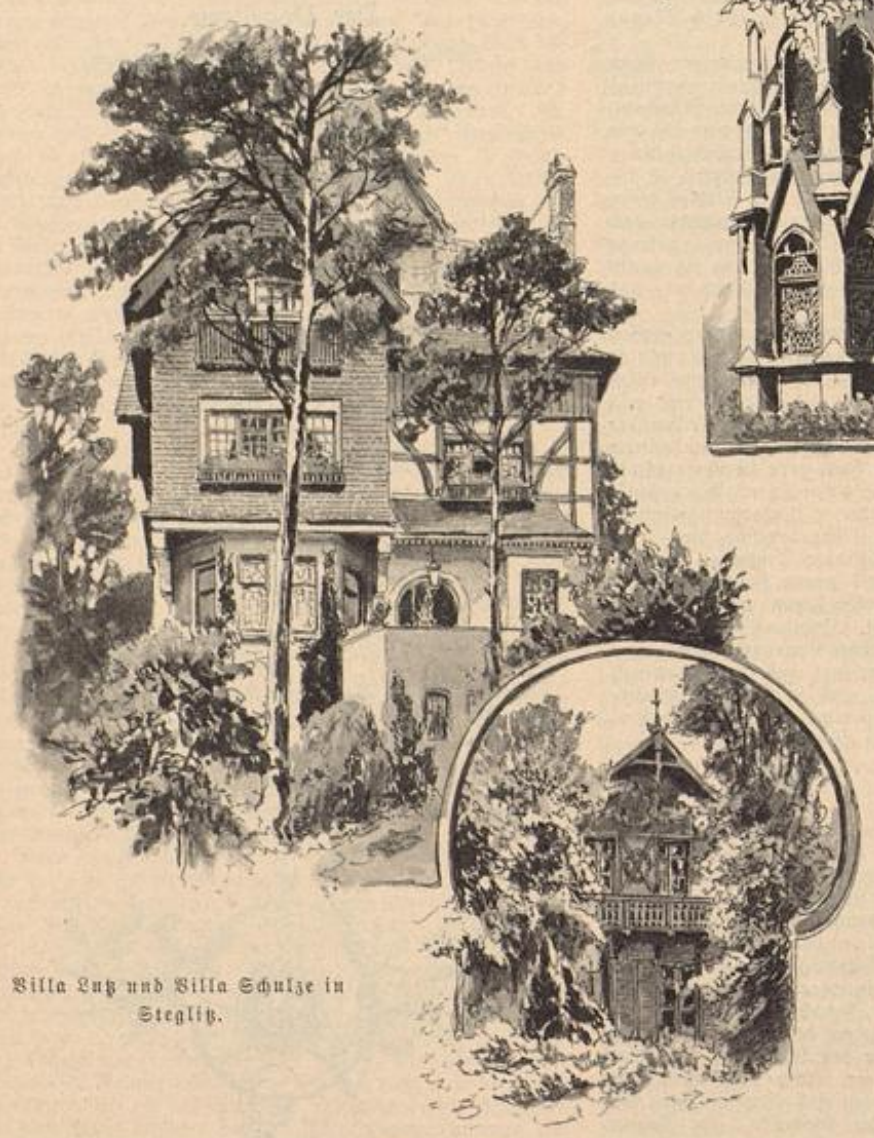
Clara v. L., Karlstadt. — Der im „Daheim" erschienene, gewandte Roman „Die Kronprinzen-Passage" von Hanns von Zobeltitz ist jetzt bei Hermann Costenoble in Jena in Buchform erschienen.

Johanna, Klausenburg. — Sie meinen das modern lyrische Epos „Verlorenes Leben" von Hugo Kegel. — Kegel gilt für einen begabten Lyriker.

Frau Räthin Z., Berlin. — Von den Verkäuferinnen in den Läden wird zumeist verlangt, daß sie stehen, auch wenn Käufer nicht zugegen sind. Unter der Führung der Frau von Thadden-Trigloff legte jüngst eine Gruppe von Frauen gegen diesen Brauch Protest ein. Nach ihrem Beispiele sollen alle Ladeninhaber, die ihren Verkäuferinnen das Sitzen in der Geschäftszeit verbieten, von den Kundinnen eindringlich auf das Schädliche eines solchen Vorgehens aufmerksam gemacht werden. Auch Aerzte haben schon darauf hingewiesen, daß das ununterbrochene Stehen zumal den vielen jugendlichen, bleichsüchtigen oder sonst kränklichen Verkäuferinnen Schaden bringt.

Oberlehrer, Dr. F., Dresden. — Der Herzog Karl Theodor in Bayern wird bei seinen Augen-Operationen von seiner hohen Gemahlin in der That oft durch Handreichungen unterstützt. Der Herzog hat bereits über zweitausend Staar-Operationen gemacht. Bekanntlich widmet er sich überwiegend der Armen-Praxis.

Villa Anna in Weidmanns Lust an der Nordbahn.

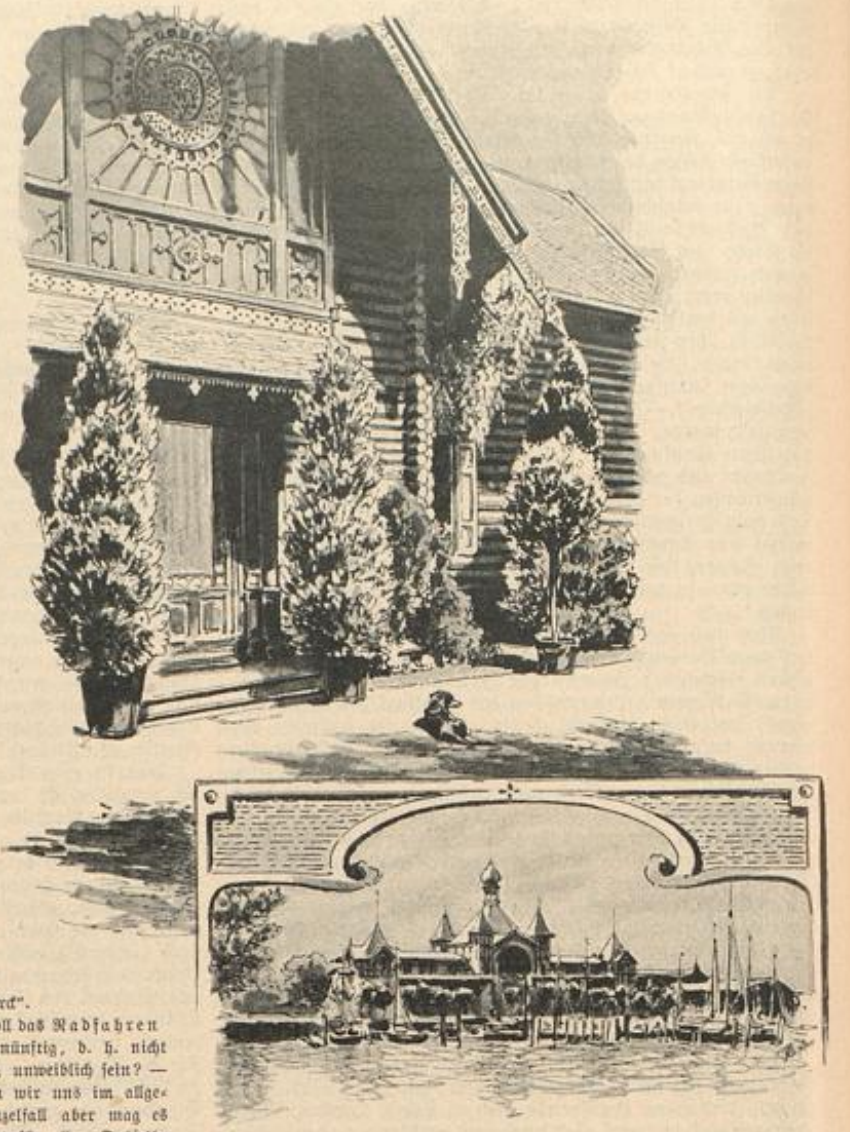


Villa Lutz und Villa Schulze in Steglitz.

Villa Marius im West-End.

Berliner Villen-Colonien und Park-Anlagen.

Zeichnungen von O. Günther-Naumburg. — Siehe Seite 134.



Villa Kranzler und Gebäude des Berliner Yacht-Clubs in Grünau.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin und Wien. — Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Paul Logemann in Wien. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 18. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 8. September 1895. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Zukunfts-Actien.

Erzählung von E. Juncker (Else Schmieden) in Berlin.

„Es steht doch nicht schlimm mit meiner Frau, Herr Doctor? Sie machen ein so ernstes Gesicht, daß einem ganz bange wird!“

Es war ein hochgewachsener, stattlicher Militär, der diese Frage auf dem Corridor an den Arzt richtete, der soeben aus dem Zimmer der Frau Generalin kam.

„Nicht schlimm, aber auch nicht gut; lange nicht so gut, wie ich's wünschte,“ lautete die prompte Erwiderung des Gefragten, der seinen Ueberzieher auf dem Corridor anzog und dabei dem besorgten Gatten Rede stand. „Ihre Frau Gemahlin, deren Frische und Elasticität mir bisher immer Bewunderung und Freude einflößte, weil ich in ihrem Temperament den besten Bundesgenossen meiner ärztlichen Kunst erblickte, hat mich diesmal im Stich gelassen. Sie ist müde, apathisch, hat ihren wundervollen Humor verloren und erwidert alle meine Verheißungen mit einem skeptischen Lächeln. Ja, da helfen meine Arzeneien nicht, da müssen Sie der Natur Ihrer Frau Gemahlin klug zu Hülfe kommen, Herr General, müssen ihr die heimlichen Wünsche ablauschen und sie durch deren unvermuthete Erfüllung erfreuen.“

„Bester Doctor,“ sagte der Hausherr und räusperte sich erstaunt, „meine Frau hat doch alles, was ihr Herz begehrt!“

„So?“ meinte der Arzt, sich in der Thür umdrehend, „sind Sie dessen so sicher? Nun, dann machen Sie trotzdem eine außerordentliche Anstrengung und suchen Sie etwas heraus, was das Herz Ihrer Frau Gemahlin — nicht leidenschaftlich begehrt, denn dazu ist es ein zu wohlgeschultes, resignirtes Herz, sondern was es ganz unvermuthet und darum auch unbändig erfreut. Sie ahnen nicht, welch eine Hülfstruppe für uns Aerzte eine große, mächtige Freude ist, die gleich einem Katarakt über das Herz eines Genesenden einbricht, ihm das alte Leben unter neuen Gesichtspunkten zeigt, die Phantasie anregt, in die kühle, wunschlose Atmosphäre des nahenden Alters einen warmen, belebenden, erwartungsvollen Hauch trägt. Ich verspreche mir viel von dieser Arzenei, Herr General,“ schloß der Arzt mit einem bedeutungsvollen Lächeln und machte bei den letzten Worten die Thür zu.

Der Hausherr brütete ein paar Minuten vor sich hin, seufzte dann schwer, als verzweifle er an der Lösung des aufgegebenen Räthsels, und schritt durch das Speisezimmer in den langen dunkeln Corridor, der ihn zu dem Schlafzimmer seiner Frau führte.

Behutsam öffnete er die Thür und trat so leise wie möglich ein.

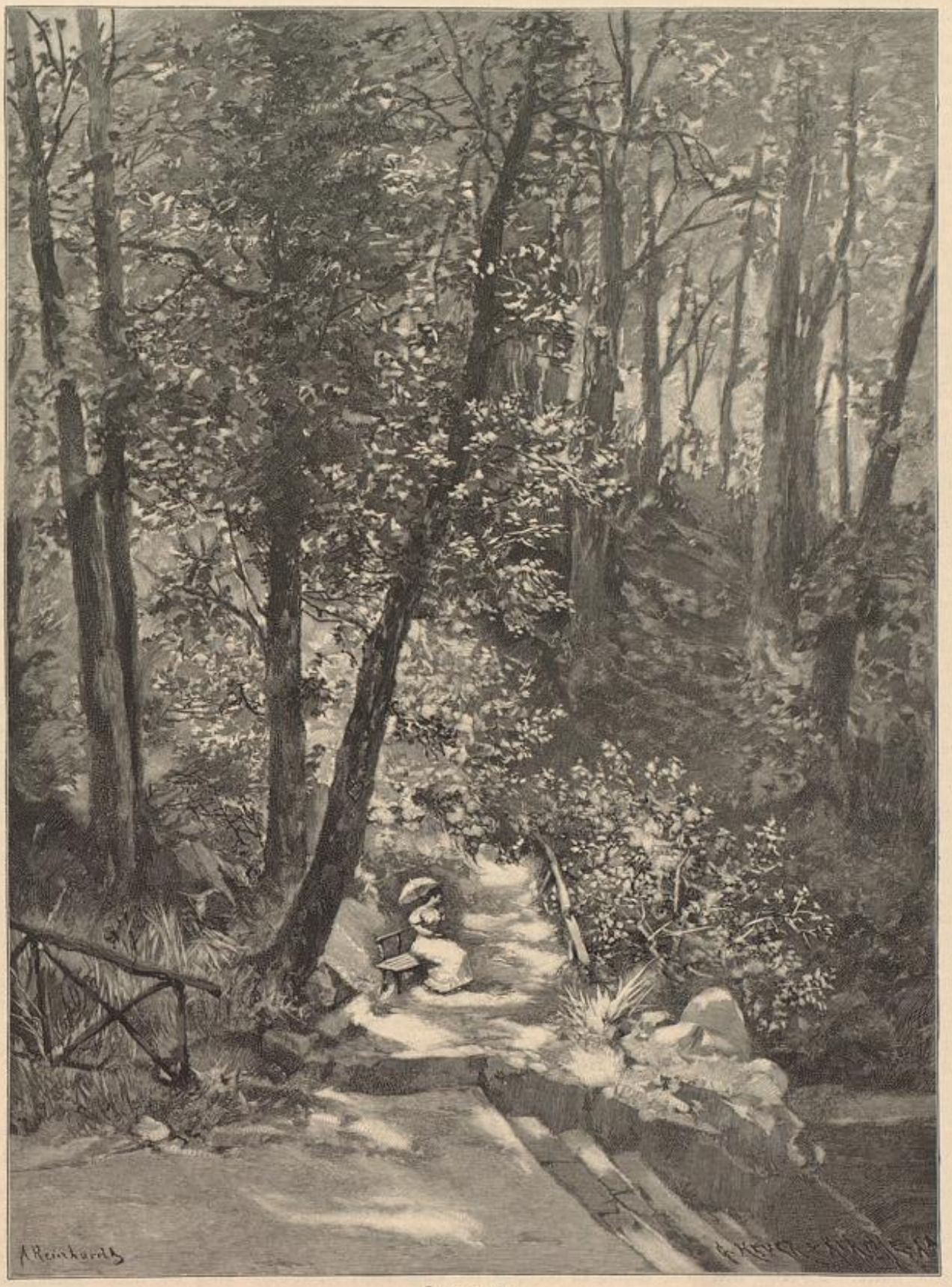
„Bist Du es, Richard?“ fragte eine sanfte Stimme, die unter dem weißen Himmelbett hervordrang, dessen Mull-Gardinen von einer immer noch hübschen Hand zurückgeschlagen wurden.

„Jawohl, Lotty, ich bin's, und zwar ganz betrübt, weil der Doctor nicht mit Dir zufrieden ist! Nun, wo hapert's denn, kleine Frau, und womit könnte man Dir erfolgreich unter die Arme greifen, — wie?“

Er hatte sich über das Bett der Leidenden gebückt und berührte mit seinen Lippen ihre Stirn, die von vollem, aber ganz ergrautem oder vielmehr weißem Haar eingerahmt war. Einen eigenthümlichen Gegensatz zu diesem vorzeitigen Schnee bildeten die dunkelbraunen, sonst jugendlich lebhaften und leuchtenden Augen, die heute matt umflort waren.

„Ach, Richard, wenn Du nicht mit Deiner vollen Commando-Stimme, sondern ein wenig leiser sprechen und auftreten wolltest, so würde ich Dir aufrichtig dankbar sein!“ lautete die leise Erwiderung.

Der Mann kam dem geäußerten Wunsche sofort nach und setzte sich, die langen Beine vorsichtig anziehend, an das Bett seiner Frau. Die graue Dämmerung eines sonnenlosen Märztages



Erwartung.

Nach dem Bilde von August Reinhardt in Loschwitz. — Siehe Seite 144.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

brach jetzt herein und umhüllte allmählich den Hof, wo eine einsame Trauer-Esche, die einst mit vielen ihrer Schwestern in einem großen Garten gestanden hatte, ein kümmerliches Schattendasein fristete. Viel später als ihre glücklichen Genossen, zu denen Licht und Luft freien Zugang hatten, entfaltete die in Mauern Eingekerkerte ihren spärlichen Blätterschmuck, und nur lärmende Spatzen ließen sich auf ihren Zweigen nieder. Dennoch verkündete ihr junges Grün sämmtlichen Hausbewohnern alljährlich den Frühling, und bevor nicht die Knospen an den Zweigen der Haus-Esche anschwollen, dachte keiner an Frühjahrsmoden, Strohhüte und Sonnenschirme. Aehnlich der Welt-Esche, unter der die Nornen ihr Schicksalsseil spannen, beeinflußte dieser unscheinbare Baum nicht nur die Begründung junger Spatzenhäuslichkeiten, sondern auch die größeren oder kleineren Frühlingausflüge, die Pläne für Bade- und Sommerreisen.

Auch die Augen der momentan Leidenden hatten jedesmal, wenn die Blätterknospen an der Esche zu schwellen begannen, den Vorgang mit Interesse beobachtet. Mahnte er sie doch an ihre glückliche Jugend, die sie auf dem schön gelegenen Landgut ihres Vaters verbracht hatte, wo zur Zeit des großen Werdens einem der Lenz in tausendfältiger Gestalt und Färbung entgegenblühte! O, was hatte das in wonniger Freiheit aufgewachsene Landkind zu überwinden gehabt, als sie dem Mann ihrer Wahl die Hand reichte und ihr erstes Domicil in einer kleinen ostpreußischen Festung aufschlug! Wie oft auch im Laufe der Jahre die Garnison gewechselt wurde, Mauern umschlossen Frau Lotty immer, und ihr heißer Lebenswunsch nach einem Gärtchen, oder wenigstens einem Balcon, war ihr nie erfüllt worden. So war, als die Carrière ihres Mannes sie schließlich in die Millionenstadt geführt hatte, schon die Esche auf dem Hof ein Gegenstand der Freude für die Frau, und, da sie mit ihrem jüngsten Sohne noch unter ihrem Blätterdach gesessen hatte, auch im Laufe der Jahre ein lieber Freund geworden.

Ja, der alte Baum hatte zu vielen Wünschen und Hoffnungen der Frau Lotty sein leises, wehmüthiges Lied gerauscht, das ihr häufig wie eine Verkündigung des: „Vieles wünscht sich der Mensch, doch bedarf er nur wenig, denn die Tage sind kurz und beschränkt der Sterblichen Schicksal," mahnend ins Ohr klang. Weil sie aber der Hinfälligkeit und kurzen Dauer aller irdischen Dinge immer klar eingedenk war, suchte sie als unbewußter, doch echter Philosoph die Gegenwart gewissenhaft auszukaufen und das einzig sichere Glück der Stunde nach Kräften zu genießen, im Gegensatze zu ihrem Gatten, der immer nur die Zukunft im Auge hatte und die Seinen ausschließlich darauf vertröstete. Als pflichttreuer, gewissenhafter Mann, der nur im Besitz eines kleinen Vermögens war, hatte er stets den Wechselfällen des Schicksals durch strenge Sparsamkeit vorzubeugen und seiner Frau und Kinder sorglose Existenz auch im Falle seines jähen Ablebens zu sichern gesucht. Leider war dieses berechtigte und löbliche Streben im Laufe der Zeit zu einer Untugend umgeschlagen und der gute General in den Fehler seiner Tugend verfallen. Wenn er nur anfänglich des guten Zweckes willen gespart hatte, so war das Sparen bei ihm allmählich Selbstzweck geworden, und er setzte es unermüdlich fort, trotzdem die Summe, die er sich vorgeschrieben längst erreicht und seiner Frau im letzten Jahre eine kleine Erbschaft zugefallen war. Alle deren Vorstellungen, nun auch die Gegenwart zu ihrem Rechte kommen zu lassen, fanden kein Gehör, und ihre berechtigten Wünsche, die vergrößerten Einnahmen mit den Kindern zu genießen und ihnen mit warmer Hand zu spenden, stießen auf unerbittlichen Widerspruch. Hatte sie ihren Gatten aber schließlich mit dem Hinweis auf die Unsicherheit seiner Speculation ganz in die Enge getrieben, so pflegte er den letzten, entscheidenden Trumpf auszuspielen und zu sagen: „Das könnt Ihr ja alles nach meinem Tode genießen! Meine Sorge muß sein, meine Witwe und meine Kinder so zu stellen, daß sie, nachdem ich die Augen geschlossen, nichts entbehren." Damit war dann stets die Sache endgültig entschieden, und alles blieb beim Alten, denn es widersprach Frau Lotty's Empfinden, den eingeschlagenen Weg weiter zu verfolgen und ihm das Unsichere seiner Speculation auf die Zukunfts-Actien klar zu machen.

Und dennoch gab es noch andere Wünsche, die Frau Lotty's Herz ebenso sehnsüchtig beherbergte, wie das Verlangen nach grünen Bäumen, einem Athemzug frischer Luft und einem Stück blauen Himmels über sich, — Wünsche, die allerdings nicht nur für ihren Mann, sondern auch für die Gesellschaft, der sie angehörte, ein Buch mit sieben Siegeln waren. Als eine freie und bedeutende Persönlichkeit, die sie war, hatte sie sich nur schwer den Vorurtheilen, Eitelkeiten und oft parteiisch gefärbten Anschauungen ihres bevorzugten Standes gefügt, und es war eine große Genugthuung für sie, als der älteste Sohn das Studium der Kunstgeschichte zu seiner Lebensaufgabe machte. Als aber gar vor einigen Wochen die frohe Botschaft eintraf, Ernst habe mit einer Arbeit einen Preis und dadurch die Mittel zu einem einjährigen Aufenthalt in Rom gewonnen, da war es, als sprengten die ein Leben hindurch geknebelten Wünsche der Frau mit einem Mal ihre Fesseln und erhöben siegreich und Leben heischend ihre Häupter. Wie oft hatten Frau Lotty's Augen schon den Brief gelesen, in dem ihr Erstgeborener schrieb:

„Nun müßt Ihr kommen, meine Geliebten! Nun darf Papa nicht nach alter Gewohnheit an den Ostseestrand wandern, sondern muß früher als sonst um Urlaub einkommen und mit Dir den Flug über die Alpen wagen! Ich kann nichts anderes denken, Mama, als daß wir uns unter italienischem Himmel sehen und mit einander das Große, Ueberwältigende genießen sollen, von dem Deine schönheitsdurstige Seele so lange geträumt hat! In Florenz erwarte ich Euch, und mit einander pilgern wir dann nach Rom, wo Du sowohl auf dem Palatin, als auf dem Forum so gut Bescheid weißt. O, Mama, Eure Reise ist der Lohn, den ich mir von Papa für meine Arbeit ausbitte, mit der ich den Preis gewonnen habe; diesen Lohn kann und wird er mir nicht verweigern, und Du hast es nicht nöthig, den göttlich schönen Plan, wie schon so oft, mit schmerzlicher Resignation als Zukunfts-Actie von Dir zu weisen. Ein Wiedersehen mit Dir, Mama, in Rom! Ich weiß gar nicht, was ich schreibe vor Glück, vor lauter Jubel!"

Frau Lotty hatte den vor wenigen Tagen eingetroffenen Brief stumm und erwartungsvoll ihrem Gatten gereicht, der ihn aber sehr übellaunig aufgenommen hatte. „Unsinn!" brummte er, „da will uns der Junge gleich nach Italien sprengen, nachdem er selbst kaum hineingeguckt und sich noch gar nicht orientirt hat! Das fehlte noch, seiner Ungeduld solch einen Vorschub zu leisten und eine Reise in dieser Weise zu überstürzen! Das will doch alles überdacht und überlegt sein, und bis zum nächsten Jahr, wo ich meinen Abschied zu nehmen gedenke, hat es schon noch Zeit!"

„Du bedenkst nur nicht," warf Frau Lotty traurig lächelnd ein, „daß Ernst im nächsten Jahr nicht mehr in Italien sein wird, und daß wir beide alte Leute sind! Wer giebt Dir die Garantie, daß wir im nächsten Jahr noch gesund und reisefähig sind? Wie nun, wenn Du nicht im stande bist, die Zukunfts-Actien, mit denen Du uns vertröstest, einzulösen? Wie nun, wenn ein gewaltiger Herrscher Dir zuvorkommt und, ehe Du Dich dessen versiehst, alle Deine Pläne gleich Kartenhäusern über den Haufen wirft?"

Der General schwieg betroffen, raisonnirte sich aber sehr schnell in eine Opposition gegen Frau und Sohn hinein, die, wie er behauptete, immer gemeinschaftlich gegen ihn Front machten. Frau Lotty hatte darauf, wie schon oft des lieben Friedens wegen, jeden Widerstand aufgegeben und dem Sohn das „Nein" des Vaters so sanft wie möglich beigebracht. Dennoch hatte sie die grausame Vereitelung ihres berechtigten Wunsches diesmal schwerer denn je getroffen, denn sie sagte sich, daß, wenn diese Chance ungenützt vorüberginge, sie wohl nie im Leben zur Zeit des großen Werdens den Flug in das Land ihrer Sehnsucht wagen würde, wo einem der Frühling anders entgegen blüht, als hier im kalten, grauen Norden!

„Florenz!" flüsterten im Momente, wo ihr solches scharf zum Bewußtsein kam, sehnsüchtig die Lippen der Frau, und dabei drängte sich in ihrer Einbildungskraft die ganze Pracht, die leidenschaftliche Bewegung der italienischen Blüthezeit zusammen. „Oder Rom". Und bei dem magischen Worte schwebten, gleich Wolkenzügen, große, historische Begebenheiten an ihrem inneren Auge vorüber, und „ein Volk von Statuen", nach denen Frau Lotty sich im Leben hindurch gesehnt, grüßte sie, wie ein Geisterreigen.

Seitdem der Brief mit dem abschläglichen Bescheid an Ernst geschickt worden war, lastete ein beklemmender Druck auf dem guten, fröhlichen Hause des Generals, und Frau Lotty, die sonst alles von der besten Seite ansah und mit ihrem Humor das belebende Element abgab, konnte ihre Frische und Heiterkeit nicht wiedergewinnen. Dazu kam, daß ein lästiger Katarrh, den ihr der regnerische Frühling gebracht, sich in Permanenz erklärte und sie seit einigen Tagen sogar ans Bett fesselte. Natürlich lag dem Hausherrn, der nach Art aller großen und kleinen Tyrannen die eigene Persönlichkeit sehr stark, dagegen die anderen so gut wie gar nicht empfand, nichts ferner, als der Gedanke, daß ihn eine Schuld an der Lage der Dinge träfe, ja, er war fest überzeugt, die Pflicht gegen die Seinen in jeder Beziehung erfüllt zu haben, und wenn ihm jemand gesagt hätte: „Du bist ein eingefleischter Egoist!" es hätte ihm nur aufrichtige Verwunderung und ein mitleidiges Achselzucken abgenöthigt.

So trafen auch heute die Worte des Arztes auf einen gänzlich unvorbereiteten Boden und erzielten keinen anderen Effect, als den General in ein dumpfes Brüten über das, was jener wohl eigentlich gemeint haben könne, zu versenken.

Aus einer langen Gedankenreihe heraus, die sich ausschließlich um das kurze Gespräch auf dem Flur mit dem Hausarzt gedreht hatte, sagte er plötzlich zu seiner im Halbschlummer liegenden Gattin: „Was unser Doctor doch für ein schnurriger Kerl ist, Lotty! Er behauptet, daß er mit seinem Latein zu Ende sei und ich ihm zu Hülfe kommen müsse! Ja, noch mehr! Er sagt, Du hättest seinen besten Bundesgenossen, Deinen guten Humor eingebüßt, wärest müde, apathisch geworden, und an mir sei es jetzt, Dich durch eine unerwartete Freude aufzurütteln. 'ne tolle Idee das, nicht, Lotty?"

Sie lächelte bitter vor sich hin.

„Allerdings, Richard, eine unerhört tolle Idee!"

„Na, siehst Du, Lotty," bemerkte der General beruhigt, „dann sind wir ja einer Meinung, und ich hatte recht, als ich dem Doctor erwiderte, Du habest alles, was Dein Herz begehrt."

Er sah bei diesen Worten forschend seine Frau an, die sich nach der Wand umgedreht hatte und ihm die Antwort schuldig blieb!

Dabei fielen seine Augen auf die kleine Hand, die noch in derselben Lage wie vorhin auf der Bettdecke ruhte. Sie besaß etwas Rührendes für ihn, diese zarte Frauenhand, deren er sich einst in so jungen Jahren bemächtigte, die fest und kraftvoll sein Haus geleitet, seine Kinder erzogen, ihn in all' seinen Plänen und Wünschen kräftig unterstützt hatte! Wie umsichtig hatte diese Hand das kleine Vermögen verwaltet, durch strenge Eintheilung es sogar vermehrt, sodaß sie selbst im Falle seines Abschiedes in der glücklichen Lage sich befanden, bequem und uneingeschränkt von ihren Einkünften zu leben, zumal die einzige Tochter gut verheirathet, die beiden Söhne tüchtige, brave Jungen waren. Ach, er kannte so viele Häuslichkeiten, wo keine energische und gütige Frauenhand die Zügel geführt, und in denen darum die Wirthschaft den Krebsgang gegangen war! Am liebsten hätte er sogleich seine stumme Huldigung der, leicht wie ein Blumenblatt, auf der Decke ruhenden Hand dargebracht, wenn er nicht gefürchtet hätte, die Schläferin zu erwecken!

Weiter und tiefer rückten die Schatten in das Zimmer hinein, und allmählich senkte sich bei der gezwungenen Ruhe eine tiefe Müdigkeit auf den Hausherrn hernieder. Zwar richtete er sich einige Male straff empor, um den Schlaf zu verscheuchen, aber mehr und mehr verschwamm der Wipfel der Esche vor seinen Augen, und der leichte Frühlingswind, der durch ihre Zweige strich, rauschte gleich einem sanften Schlummerlied.

Um die Esche flog ein Spatzenpaar, das schon vorsorglich den Platz für den bevorstehenden Nestbau zu besichtigen schien; ein letzter verglimmender Sonnenstrahl hatte die äußersten Wipfel in Gold getaucht, während Stamm, Haus und Hof schon im Schatten lagen. Der General richtete sein Augenmerk starr auf diesen leuchtenden Punkt, und da erschien es seinem geblendeten Blick, als sähe er anfänglich verschwommen und schattenhaft, dann aber mehr und mehr an Deutlichkeit und Realität gewinnend, eine kleine Gestalt sich auf den obersten Zweigen wiegen, die ein Körbchen in den Händen hielt, das bis zum Rande mit lauter zusammengerollten Papieren der verschiedensten Farben angefüllt war. Leuchtend roth, himmelblau, gelb, lila, hoffnungsgrün und violett schimmerten die Röllchen und bildeten fein abgetönt die Farben-Scala eines Regenbogens. Der kleine, übermüthige Elf schüttelte sein Körbchen, von dem ein blendendes Blitzen ausging, und siehe! — ein Regenbogen spann sich von dem Wipfel der Esche bis auf das Fensterbrett, auf dem er sicheren Trittes, wie auf einer Leiter, herniederstieg. Dann sprang er vom Fensterbrett ins Zimmer und schüttete vor den erstaunten Blicken des Generals die kleinen Papierrollen aus, auf deren jeder in goldener Schrift zu lesen stand: „Zukunfts-Actie."

Der Hausherr schüttelte nachdenklich den Kopf; er hatte das Wort im Laufe der Jahre so häufig aus dem Munde seiner Frau gehört, wehmüthig, resignirt, mit einem unterdrückten Seufzer, aber niemals bitter oder vorwurfsvoll. — Inzwischen hatte der kleine, geschäftige Elf sich auf die Lehne eines Armsessels gestellt und entfaltete nun eine Rolle der gestempelten Papiere nach der anderen. Da stand zu lesen: „Reise nach Florenz und Rom", „Besuch des Berner Oberlandes", „Wohnung mit einem Balcon, der einen Blick ins Grüne gewährt", „Weihnachten bei der Tochter und der kleinen Enkelin feiern" u. s. w.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Der General konnte nicht schnell genug lesen, so eilig entfaltete der Kleine eine Rolle nach der anderen, die er dann alle zum geöffneten Fenster hinauswarf, wo sie sich sogleich zu bunten Schmetterlingen entfalteten und, ins Weite schwebend, den Blicken entschwanden.

Als die letzte Rolle entfaltet und der letzte Schmetterling davongeflogen war, verbeugte sich der Elf gravitätisch und sagte mit seinem feinen, glockenhellen Stimmchen: „Das alles barg die Zukunft für Dich, aber Du hast nie die Wirkung der Zeit und die Wandelbarkeit der Dinge ins Auge gefaßt und darum den Moment verpaßt, wo Du die Zukunfts-Actien in helle, sonnige, warme Gegenwart umsetzen mußtest. Nun sind sie ungenützt geblieben und haben sich im Raum verloren, gleich den Schmetterlingen, denen Du nachgeschaut. Nun aber habe auch ich hier nichts mehr zu suchen, denn die Gegenwart tritt in ihr Recht, und ihrem eisernen Scepter müssen wir uns alle beugen."

Damit setzte sich der kleine Elf in seinen geleerten Korb, der sich zu einem Luftschiffchen gestaltete, aus dem Fenster segelte und gleich den Schmetterlingen entschwand.

Dem General ward wunderlich zu Sinn; es legte sich ihm plötzlich so bang und beklommen auf die Brust. Als er die Blicke wieder dem Lager seiner Frau zuwandte, sah er plötzlich den Arzt daneben stehen und aufmerksam ihren Puls prüfen.

„Seit wann sind Sie hier, Doctor?" rief ihm der General zu. „Ich habe Sie gar nicht eintreten hören!"

„Weil Sie den Zukunfts-Actien nachblickten, die sich im Nebel der Vergangenheit verloren," lautete die ernste Erwiderung, „den Zukunfts-Actien, auf die Sie Ihre liebe Frau so oft vertröstet, und die Sie doch niemals eingelöst haben."

„Jedoch, ich werde sie einlösen," rief der Hausherr energisch, „alle, alle! Gottlob, der kleine Kerl mit den Zukunfts-Actien, die sich in alle vier Winde verloren, war doch nur ein Traumbild, aber mein ist die Gegenwart, und ich will sie nützen!"

Da legte der Arzt, der noch immer die Hand der ruhenden Frau in der seinen hielt und sorgfältig nach dem Puls tastete, diese Hand leise auf die Decke zurück und murmelte: „Zu spät! Die Uhr steht still, es ist vollbracht!"

„Ei, Doctor," rief der General spöttisch, „Sie citiren Ihren Faust noch ganz correct!"

Jedoch der Arzt wandte sich zu ihm um und maß ihn mit tief traurigem Blick.

„Armer Mann," bemerkte er feierlich, „Ihrer Frau Gemahlin hat die Gegenwart nichts mehr zu sagen, sie schläft den letzten tiefen Schlaf!"

Da schrie der General qualvoll auf, warf sich vor dem Bette nieder und haschte nach der geliebten Hand. Die weiche, hülfbereite, liebevoll sorgende Hand lag aber heute kalt und unbeweglich in der seinen und durchströmte ihn mit eisiger Kälte.

„Warum befolgten Sie auch nicht bei Zeiten meinen Rath?" murrte der Arzt, „warum machten Sie dem armen, müden Herzen nicht eine große, unerwartete Freude, die seinen langsamen Schlag belebt und den träge dahinfließenden Blutstrom mit neuer Kraft durch die Adern getrieben haben würde? Aber natürlich! Die Frau hatte ja alles, was sie sich mit Fug und Recht wünschen konnte; und daß sie ein Leben hindurch nach den Wundern der Natur und Kunst ein brennendes, nie gestilltes Verlangen getragen hatte, das ging Sie ja nichts an! Vielleicht meinen Sie sogar, daß die Frauen Ihrer Gesellschaftskreise, die nie über die engen Mauern ihres Standes, ihrer kleinen Freuden und Leiden blickten, nichts von dem peinigenden Durst, der die Seele Ihrer Frau Gemahlin schon so lange erfüllte, empfanden, und dieser darum auch kein Recht auf eine Beachtung Ihrerseits hatte? — Und, mein theurer General, warum trachtete denn jeder Mensch, der einmal in Ihrem Hause war, darnach, öfter dessen Schwelle zu nahen, warum haben Sie so tüchtige, wohlgerathene Kinder, warum nannte man Sie allgemein einen Glückspilz? — Weil Sie das große Los zogen, eine ebenso gute, als kluge Frau heimzuführen, die nicht, wie die meisten, im Schatten ihres Mannes vegetirte, sondern eigene Gedanken, selbständige Bedürfnisse und eine Sehnsucht besaß, die sie aus der conventionellen Welt, in der sie lebte, siegreich in das Reich der Schönheit führte. Das war die verborgene Quelle, in die sie, — eine zweite Melusine, — hinabtauchte und sich die Kraft holte, Ihnen das Leben zu verschönern!"

Der Arzt schwieg. Der Hausherr lag noch immer mit dem Haupt auf dem Lager der todten Gattin; da hub die unbarmherzige Stimme von neuem an: „Bei alledem waren Sie so sicher, Herr General, hatten Ihre Pläne so hübsch ausgearbeitet und über die Zukunft disponirt, als müsse sie gerade so, wie Sie Sich diese gedacht, ausschauen. Sehen Sie, da lag der Fehler Ihres Exempels! Er lag in dem Verfehlten der Speculation auf die Zukunfts-Actien, die gleich vielen anderen eine verwerfliche ist! Geisterhaft schnell schreitet die Zeit über Menschenhoffnungen dahin, und in ihrem Gefolge befinden sich Alter, Krankheit und Tod. Wehe uns, wenn wir mit diesen unerbittlichen Mächten nicht rechnen, wenn wir das einzig sichere Glück der Stunde einer Chimäre opfern, die gleich den Schmetterlingen des Zukunftskoboldes in das Nichts zerflattert!"

Der General machte eine abwehrende Bewegung mit der Hand; ein dumpfes Schluchzen stieg aus seiner Brust hervor. Trafen ihn doch die Worte des Arztes gleich Keulenschlägen; denn die treue Gefährtin seines Lebens, an der er durch Unterlassungssünden so viel gefehlt, und deren rührende Wünsche er nie im Leben berücksichtigt, hatte ihn für alle Zeit verlassen!

— — — — — — — — — — — — — — — —

„Richard, Richard!" tönte eine sanfte Stimme und eine Hand schüttelte energisch den Träumer. „Richard, erwache doch! Du stöhnst so ängstlich, als drücke Dich der Alp!"

Der Angeredete fuhr jäh empor. Sein erster Blick galt dem Fenster, durch das die Finsterniß „mit hundert schwarzen Augen sah", und dann dem Bett, in dem sich seine Frau emporgerichtet hatte.

„Der Doctor, wo ist der Doctor geblieben?" forschte er. Dann aber, ohne die Antwort abzuwarten, nahm er Frau Lotty's Hand und drückte sie inbrünstig an seine Lippen.

„Noch ist es Tag," flüsterte er, „denn Du lebst, und es scheint nicht, als wenn Du mich verlassen wolltest. Und so darf ich noch sühnen, was ich mir im Laufe der Jahre habe zu schulden kommen lassen!"

„Ei, ei," erwiderte sie lächelnd, „Du mußt einen bösen Traum gehabt haben, Richard. Ich dachte es schon, als ich Dich so stöhnen hörte!"

„Einen fürchterlichen!" sagte er in sich zusammenschauernd. „Nun aber wollen wir nach Licht klingeln und vor allen Dingen das Fenster schließen, durch das der kleine Kobold mit den ungenutzten Zukunfts-Actien herein- und wieder hinaussegelte."

Frau Lotty schüttelte verwundert den Kopf. „Du sprichst in Räthseln, lieber Mann!"

Statt der Antwort schloß er das Fenster und ließ die Vorhänge herab. Als jedoch das Mädchen die Lampe gebracht hatte, die mit ihrem milden Schein das Zimmer erhellte, nahm er seinen alten Platz wieder ein und wandte sich an seine Frau: „Du mußt nun mit aller Energie darnach trachten, gesund zu werden, liebe Lotty. Vielleicht trägt der Gedanke dazu bei, daß ich fest entschlossen bin, Deinen und des Jungen Wunsch zu erfüllen, und, sobald der Doctor die Erlaubniß zur Reise ertheilt, mit Dir nach Italien aufzubrechen. Du magst unserem Jungen immerhin die Freudenbotschaft mittheilen und ihm sagen, daß er uns nach Florenz entgegenkommen soll. — Ja, was hast Du, Lotty, was siehst Du mich so ungläubig und prüfend an, als hätte ich plötzlich meinen Verstand verloren?"

„Richard," stammelte die Frau abgebrochen, „Deine Scherze sind grausam! Du weißt nicht, wie weh Du mir damit thust!"

„Donnerwetter!" rief ihr Gatte auffahrend, „wer sagt Dir denn, daß ich scherze? Bin auch gerade in der Stimmung dazu, nach dem, was mir in der letzten halben Stunde begegnet ist! Beherzige nur den Rath des Doctors, der mir als die beste Arznei für Dich eine große unerwartete Freude empfahl: Ich dachte nun, die Reise zu unserem Aeltesten nach Italien würde eine solche für Dich sein? Oder habe ich mich etwa in dem Mittel vergriffen?"

„Nein, nein!" sagte sie nach seiner Hand haschend, „es ist nur ein so traumhaftes Glück, daß ich noch nicht daran glauben kann. Auch widerspricht diese Reise Deinen Grundsätzen und Ansichten so sehr, daß ich mich nicht des Gedankens entschlagen kann, es handle sich nur um eine flüchtige Aufwallung, die Dir wieder leid würde."

Lange und tief schaute der General in die leuchtenden braunen Augen seiner Gattin. „Liebe Frau," sagte er, „Du hast über so viele Dinge nachgedacht, die mir stets fremd blieben, und so möchte ich Dich heute wohl fragen: wie denkst Du über Träume, und was hältst Du von ihnen?"

Frau Lotty lächelte fein. „Ich bin überzeugt," sagte sie, „daß wir selbst der Theater-Director unserer Träume sind, und daß unser eigenes Ich, — freilich von einer uns unzugänglichen Region aus, — die Träume sendet."

„Nun," sagte ihr Gatte schmunzelnd, „dann habe ich im Grunde ein sehr braves, moralisches Ich, das meinen unmoralischen Bestrebungen entschieden Opposition macht und mir, Gott sei Dank, noch zur rechten Zeit erschütternde Lectionen ertheilt. Nein, Lotty, frage nicht weiter! Den epochemachenden Traum erfährst Du heute doch nicht, er ging mir zu sehr an die Nerven. Dafür gelobe ich aber feierlich, Dir ihn zu erzählen, sobald wir auf classischem Boden, auf dem Forum, oder dem Palatin stehen. Bist Du's zufrieden?"

„O lieber, bester Mann, ist es denn möglich?"

„Und warum sollte es nicht möglich sein, Lotty? Du weißt, wenn ich etwas versprach, habe ich noch stets Wort gehalten! Versprochen aber habe ich Dir im Traume, daß ich alter Zukunfts-Speculant die schlimmen Zukunfts-Actien, mit denen ich Dich und die Kinder so häufig abgespeist habe, so weit es mir möglich ist, in sonnige, fröhliche und sichere Gegenwart umsetzen will. Darum sehe ich mich auch morgen nach der Wohnung im Westen um, die einen Balcon hat; und wenn ich etwas Geeignetes finde, machen wir vor unserer Reise Contract."

„O Richard, Richard!" stammelte die Frau unter Lachen und Weinen, „soll ich denn nun im Alter alles haben, wonach ich mich ein Leben hindurch gesehnt?"

Der General drückte ihr herzlich die Hand. „Mache nur, daß Du bald ganz gesund wirst, Lotty, und sage dem Doctor, ich hätte das Meine gethan, und nun sei es an ihm, Dich recht schnell für die Reise flott zu machen!"

„Willst Du nicht selbst —, lieber Mann?"

Der General richtete sich straff auf. „Nein, Lotty, das kannst Du nicht verlangen! So, wie dieser Kerl, hat mir noch kein Mensch den Kopf gewaschen und, wenn ich ihm auch recht gebe, wiedersehen möchte ich ihn vorläufig nicht!"

Nachdruck verboten.

Die Mausefalle.

Eine harmlose Erinnerung an Sedan.

Von Hans Georg in Dresden.

Wie es kam, weiß ich nicht, aber sie fand sich gestern unter meinen Sachen.

Ja, da lag sie zwischen allen gelehrten Büchern; und ich betrachtete sie fast gerührter als andere Andenken an mein liebes Elternhaus, und doch war es nur eine einfache Mausefalle!

Sie hatte ihre Bestimmung verfehlt; denn nie war ein Mäuschen durch diese engen Drahtstäbe geschlüpft, um unter Vorspiegelung von Speck, Wurst oder Grütze meuchlings gefangen zu werden; aber sie hatte mehr gethan und ist, wohl in ehrender Erinnerung ihrer Thaten, nie zu dem Geschäfte des Mäusefangens verdonnert, sondern säuberlichst aufgehoben worden. Denn noch heute ist sie so jugendfrisch und rein, wie ich sie einst vor fünfundzwanzig Jahren auf dem Tisch unseres Wohnzimmers stehen sah, wohin sie in der Rocktasche meines Vaters geradewegs aus dem Kaufladen gereist war.

Es war im Jahre 1870. Die Kriegsdrommete tönte durch Deutschland und auch in unser kleines Städtchen, das ganz an der Ostgrenze des Preußenreiches lag. Alle Gemüther waren aufs höchste erregt, alle Hände aufs emsigste beschäftigt, den kühnen Vaterlands-Vertheidigern allerlei Gutes zu beschaffen. Da wurden die wunderbarsten Socken und Pulswärmer von den kleinen Mädchen zurechtgeprudelt, damit die armen Schelme im Felde nicht frören, und die Damen nähten Unterjacken, Hemden und dergleichen nützliche Dinge. Wer nichts verstand und nichts arbeiten konnte, der bewies seine Vaterlandsliebe wenigstens durch eifrigstes Studium der Nachrichten vom Kriegsschauplatze, die man theils aus den Tagesblättern, theils direct aus Depeschen schöpfen konnte. Zu dieser Sorte Leute zählten mein Vater und ich, während meine Mutter und die drei Schwestern sich mit Wonne dem Nähen, Häkeln, Stricken und Charpie-Zupfen hingaben. Letztere Kunst erlernte ich nach und nach ebenfalls, und wäre der Krieg nicht so bald beendet gewesen, so hätte ich es darin sicher zur Virtuosität gebracht, wenigstens machte mir die beste aller Mütter diese Hoffnung, während die Schwestern meine Erzeugnisse ewig als „zu schwarz" verwarfen, wodurch sie einen tiefen Stachel in mein neunjähriges Quintaner-Herz drückten. — Ja, es giebt solche Schwestern! Man munkelt, daß Schwestern sonst stets die Brüder verwöhnen; das ist möglich, aber aus eigener Erfahrung weiß ich davon wenig zu berichten. Müßten denn die verschiedenen Püffe gerade Ausdrücke ihrer Zärtlichkeit gewesen sein, und mag ich das in meinem Unverstande nicht recht begriffen haben, — ich wage es nicht zu entscheiden.

Das aber ist mir noch besonders erinnerlich, daß sie immer ungemein freundlich zu mir thaten, wenn der „Depeschen-Junge" in Sicht kam, bei welcher Gelegenheit ich dann ihren Gemüthern durch hartnäckige Opposition die jedem Menschen so nöthige „Reizung" widerfahren ließ.

Zeigte sich dieser, leider nicht geflügelte Bote am Ende der Straße, hörte man sein lufterschütterndes Geschrei: „Theepeeh-scheehh!" sah man auf seinem Arme das bewußte Packet Zettel, — so ergriff grenzenlose Spannung alles, was Augen und Ohren hatte.

„Hans! Hansel!" schmeichelten die Schwestern dann, „lauf' ihm entgegen, hole sie, damit wir's eher erfahren!"

Aber Hansel sah verstockt zum Fenster hinaus, dachte an allerlei Püffe, an verweigerte Birnen, Semmeln und Kuchenstücke, an „zu schwarz" und — — ging nicht.

Oft holten sie Hülfe bei der Mutter, und wenn diese mich mit ihren braunen, sanften Augen ansah, dann adieu, Birnen, Semmeln, Kuchen! — im Nu flog ich die Straße hinab und brachte athemlos das ersehnte Blatt.

Der „Unternehmer" der Depeschen-Angelegenheit war ein

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

kleiner, zierlicher Mann, der Buchhändler unseres Städtchens. Wie ich das Wort „Unternehmer" lese, steht die Gestalt des alten Herrn deutlich vor mir; er rechtfertigte diesen Titel weder durch sein Aeußeres, noch durch irgend welchen Thatendrang. Das Wichtigste, das er je unternommen, war die Herausgabe der Nachrichten vom Kriegsschauplatze, welche That natürlich von einschneidender Bedeutung war. Das ganze „bessere" Publicum von Würgau „abonnirte" auf die Depeschen und wurde nun durch Herrn Krille indirect, durch den bereits erwähnten Depeschen-Jungen direct auf dem Laufenden erhalten. Eine weitere Erinnerung an den guten Krille ist mir dadurch verblieben, daß er das „Würgauer Kreisblatt" verlegte, das mit dem Wohl und Wehe des ganzen Kreises aufs engste verknüpft war, und das ich regelmäßig Sonnabends abzuholen vergaß. Außerdem weigerte er sich in späteren Jahren, als ich bereits in der Unter-Prima saß, mir aus seiner Leih-Bibliothek Hauff's „Lichtenstein" zu verabfolgen, weil das Buch für mich „nicht passend" wäre.

Diese kleinen Eigenthümlichkeiten verschwinden jedoch vollständig, wenn ich bedenke, mit welcher großartigen Geschicklichkeit, mit welch' wunderbarem Takt er die Depeschen herausgab. War es vielleicht gleichgültig, auf was für Papier die Nachrichten zu Augen und Händen der Abonnenten gelangten? Gewiß nicht! Und jeder wird mir recht geben, wenn ich es sinnig nenne, daß er die Nachrichten über kleine Gefechte auf weißem, über größere auf gelbem, bedeutende Siege auf blauem und die hochwichtigsten Ereignisse auf rothem Papiere zur Kenntniß der Leser brachte. Auf diese Weise genügte ein Blick auf den Träger der vaterländischen Geschicke, um jedem, der nicht gerade farbenblind war, eine Ahnung dessen zu geben, was sich jenseits des Rheines zugetragen hatte.

Ich war damals noch ein bedeutender Verehrer von buntem Papier und hätte mir die farbigen Blätter überaus gern zu Gemüthe geführt, doch traf dieser Wunsch mit einem gleichen meines Vaters zusammen, der ein eingefleischter Franzosenfeind und glühender Patriot war; er sammelte die Depeschen, ohne Rücksicht auf die Farbe, damit sie später zur Erinnerung an den ruhmreichen Krieg „gebunden" den Salon-Tisch schmücken konnten. So mußte ich denn mit stiller Wehmuth auf die verschiedenen gelben, blauen und rothen Zettel verzichten; die weißen ließen mich kälter.

So groß anfänglich der Schmerz über das Scheitern meiner Pläne war, so hart in der ersten Zeit die Versuchung zum Neide jedesmal an mich herantrat, wenn Vater wieder einen „Rothen" (meine Lieblingsfarbe) in seine Sammelmappe steckte, so ruhig und vernünftig dachte ich mit der Zeit über diesen Punkt, besonders nachdem mir Mutter einen halben Bogen rosa Seidenpapier geschenkt und Schwester Irmgard mir, in richtiger Würdigung meines Schmerzes, das Stanniol von ihrer Geburtstags-Chocolade versprochen hatte. Theilnahme thut wohl, selbst einem Quintaner.

In der Hauptsache blieb es also dabei: Vater hatte, wie die meisten Väter, seinen Willen durchgesetzt. Er steckte täglich Blätter in die Mappe, die bereits bedenklich anzuschwellen begann, und doch befanden wir uns kaum im September. Wer ahnte, wie lange der Kriegstanz noch dauern konnte, und wo sollten dann die Depeschen alle hin!? Wie oft hatte ich Sorgen über diesen Punkt! Schließlich offenbarte ich meine Bedenken der allzeit trostreichen Mutter, die mich denn auch sofort beruhigte, indem sie versprach, die älteren Nachrichten bei Ueberfüllung der Mappe in ihrem Schreibtisch unterzubringen. Mir fiel ein Stein vom Herzen! So eine Mutter ist doch unersetzlich.

Der Morgen des 2. September brach an. Er unterschied sich von anderen seinesgleichen dadurch, daß sich ein Ohrwurm in meinem Pantoffel befunden hatte. Alles Gewürm war mir widerwärtig, und kaum stellte ich den bloßen Fuß in ahnungsloser Hast auf des Unthiers Rücken, so erhob ich auch ein so gewaltiges Zetergeschrei, daß die alte Trine aus der Küche eilte, und die übrigen aus dem Eßzimmer herbeistürzten, um mich zu retten. Zu meinem nicht geringen Verdrusse befanden sie das Geschrei zu groß für den kleinen Wurm. Vater sprach von „Albernheiten" und stellte mir im Wiederholungsfalle einen „Katzenkopf" in Aussicht, und da selbst Mutter kein Wort des Mitleids für mich hatte, war meine Verstimmung anhaltend und noch nicht recht gewichen, als ich mittags aus der Schule kam. Durch sehr guten Eierkuchen erhielt ich aber bald das seelische Gleichgewicht wieder und ging, mit zwei großen Birnen bewaffnet, zum Nachmittags-Unterrichte vergnügt davon.

Während sich diese Zwischenfälle in meinem jungen Leben abspielten, hatte sich draußen in der Welt ein Ereigniß von dauernder geschichtlicher Bedeutung vollzogen: Napoleon III. war bei Sedan gefangen genommen worden.

Gegen Abend gelangte die Kunde nach Würgau; das ganze Städtchen kam aus Rand und Band. In Massen rotteten sich die sonst friedlichen Bürger zusammen, schrieen: „Hoch, hoch, Wilhelm I.!" und beriethen, wie man den Abend am würdigsten feiern könne. Allgemeine Zustimmung fand eine vorgeschlagene Beleuchtung sämmtlicher Häuser und Plätze der Stadt, und bald zerstreuten sich die ehrsamen Väter und Söhne, mit den rothen Freudenzetteln in den Händen, um schleunigst das Nöthige anzuordnen. Auf „später" war eine Zusammenkunft im „weißen Habicht" verabredet.

Eine allgemeine Illumination hatte Würgau noch nicht erlebt, denn am Königs-Geburtstag blieben die Häuser der Sparsamsten (und deren gab es viele) dunkel; doch heute wollte jeder seine Fenster erleuchten. Die Kaufleute machten ein riesiges Geschäft in Lichtern und schlugen in aller Eile sechs Pfennig am Pfunde auf.

Auch meine Mutter war nicht genügend mit Leuchtkraft versehen, und da Trine mit Irmgard, Ellen und Frieda Laubgewinde und Kränze flocht, füllte sie Gläser mit weißem Sand und betraute mich mit dem Einkaufe von fünf Pfund Lichtern; denn so viele waren nöthig, um an unsere vier nach der Straße gehenden Fenster je sieben Kerzen (nach Vaters Anordnung) stellen zu können. Damit mir die ganze Feier verständlicher und unvergeßlicher wurde, schenkte Mutter mir einen Silbergroschen, für den ich beim Kaufmann eine Tüte „Schmeckst Du prächtig" für eigenen Bedarf erstehen durfte. Diese vorzüglichen Dinger waren eine Specialität Würgau's und dort auch in jedem besseren Laden zu haben. Sie bestanden aus einem handgroßen Papiersäckchen von bunter Farbe, auf dem groß gedruckt „Schmeckst Du prächtig" stand, und in dem allerlei unglaubliches Confect steckte, das ich sehr gut befand und mit Wonne verzehrte.

Beladen mit dem bewußten Tütchen und den Lichtern, erschien ich nach geraumer Weile wieder zu Haus. Nun stand unserer Erleuchtung weiter nichts im Wege, und ohne Verzug machten sich sämmtliche Hände ans Werk. Selbst ich half die Lichter in den Sand der Gläser stecken, und wenn ich auch zwei dabei zerbrach und einmal den Sand auf Frieda verschüttete, heute schalten die großen Schwestern den kleinen, ungeschickten Bruder nicht. Frieda schüttelte lachend ihr Kleid ab, und Ellen legte die „Geknickten" schweigend beiseite.

Fast war alles fertig, da trat Vater ein. Aus seiner Tasche holte er, nicht ohne einige Mühe, die — Mausefalle; dieselbe, die mir gestern — nach fünfundzwanzig Jahren! — in die Hände kam, und stellte sie auf den Tisch.

„Na, Kinder!" sagte er, schelmisch lächelnd, „jetzt kommt das Beste! Das habe ich mir selbst ausgedacht."

Wir guckten bald die Falle, bald den Vater groß an. Wie stolz er auf seinen „Gedanken" sein mußte, hörten wir wohl an seinen Worten, welcher Art aber dieser Gedanke war, verstanden wir nicht. Daß etwas Großes geschehen würde, begriffen wir freilich; es geschahen ja fortwährend große Dinge, man war daran gewöhnt.

Vater hielt sich nicht mit der Aufklärung seiner Familie auf, sondern schritt zur That. Aus einer neuen Wochenschrift schnitt er säuberlich das Bild Napoleons III. in seinen Umrissen heraus, unterklebte es mit steifem Papier und steckte es zwischen die Drähte der Falle. Nun begriffen wir alles! Dieser „Gedanke" war bei all' seiner Großartigkeit so einfach, daß selbst ein Quintaner im stande war, ihn zu fassen. So etwas konnte sich nur unser Vater ausdenken! Stolz sahen wir zu ihm empor.

Die Falle mit Inhalt wurde an eines der Fenster zwischen Laubgewinde und Lichter geschoben, und alsbald kam ganz Würgau herbeigepilgert, um den Gedanken unseres Vaters zu betrachten und ebenso vorzüglich zu finden, wie wir, woraus ersichtlich ist, daß wir nur gerecht, ohne jede kindliche Eitelkeit geurtheilt hatten. Der Gedanke blieb so lange stehen, bis die Lichter herabgebrannt waren, und Vater nahm längst im „weißen Habicht" die wohlverdiente Anerkennung der überraschten Stadt entgegen, als Mutter den armen Napoleon zwischen den Drähten hervorzog und die Mausefalle in ihren Wäscheschrank stellte. — Wie dann das kleine Ding fünfundzwanzig lange Jahre gebraucht hat, um von dort unter meine Bücher zu gelangen, das kann ich, trotz aller Anstrengung meines Gehirns, nicht herausbringen.

Wasserträger am Nil.

Nach einer Zeichnung von Hugo Ungewitter in Düsseldorf. — Siehe Seite 144.

Nachdruck verboten.

Begegnung.

Wanderskizze von Julius Weil in Breslau.

Ein Augusttag nahte sich fast seinem Ende, ohne daß die Sonnengluth nachgelassen hätte. Selbst auf dem Kamm des Gebirges wehte nur ein schwacher Hauch von Kühle. Mein Ränzel auf dem Rücken, schritt ich kräftig aus, um noch bei Zeiten mein Quartier zu erreichen, als ich bei einer Biegung des Weges auf eine, meist aus Damen bestehende Touristen-Gruppe stieß, die sich im spärlichen Schatten des Kniehholzes gelagert hatte. Die Gesichter waren erhitzt und zeigten große Erschöpfung. Ich wollte mit flüchtigem Gruß vorübereilen, wurde aber von einem alten Herrn angesprochen und nach der Entfernung bis zu einer thalwärts belegenen Sommerfrische gefragt. „Drei Stunden!" — war meine Antwort. Darüber allgemeines Erschrecken, und eine Dame rief: „Ich rühre mich nicht vom Fleck; ich bleibe hier, bis ich hinuntergetragen werde!"

Ich wandte mich der Sprechenden zu und erblickte ein junges Mädchen, das auf einem ausgebreiteten Plaid ruhte und sich mit seinem Taschentuch Kühlung zuwehte.

„Dann werden Sie vermuthlich hier über Nacht bleiben müssen, mein Fräulein," sagte ich, „denn Träger werden schwerlich mehr vorüberkommen."

„Könnten Sie nicht einige Leute herschicken?" erwiderte sie ohne Zögern, während sie ihren Kopf ein wenig erhob und mich freundlich anblickte.

„Aber Anni!" rief ihr eine ältere Dame in verweisendem Tone zu, und indem sie aufstand und sich mir näherte, sagte sie: „Von Tragen kann keine Rede sein! Doch giebt es nicht vielleicht einen näheren Weg, als den am Kamm entlang?"

„Gewiß!" antwortete ich. „Es giebt einen, den man in knapp zwei Stunden zurücklegen kann."

„In zwei Stunden?" rief die Dame erleichtert.

„Ja," wiederholte ich, „in knapp zwei Stunden; doch ich fürchte, — — das heißt, er ist nicht leicht zu finden für einen Ortsunkundigen."

„Ach," seufzte sie, „wenn man nur einen Führer hätte!"

„Sie haben einen," erklärte ich, mich verbeugend, „wenn Sie mir folgen wollen. Mein Ziel ist auch das Ihrige. Nur würde ich bitten, unverzüglich aufzubrechen; es kann noch ein Gewitter geben."

Mein Anerbieten wurde mit stürmischem Dank angenommen. Alles rüstete sich zum Weitergehen, und auch das Fräulein, das erklärt hatte, sich nicht vom Flecke rühren zu wollen, machte Miene, sich zu erheben. Ich suchte, mich hierbei nützlich zu machen, und bemerkte: „Sie wollen also doch wohl auf die Träger warten, gnädiges Fräulein?"

„Spotten Sie nur!" rief sie. „Ich gehe nicht mehr hinauf, das schwöre ich Ihnen!"

„Man soll aber nichts verschwören!" meinte ich darauf. „Sie gaben soeben ein warnendes Beispiel."

„Weil Mama dabei ist und ungehalten war, sonst ginge ich dennoch nicht!"

„Sie würden es bereuen. Passen Sie auf, der Weg an der Berglehne ist entzückend!"

„Ach, gehen Sie mir mit Ihren Bergen!" rief sie ärgerlich. „Die Berge sind nur aus mäßiger Ferne schön. Da kommen ihre reizenden Linien, ihr stolzer Aufbau zur Geltung. Aber sobald man ihnen zu nahe kommt, sie gar hinaufklimmt, ist es mit dem angenehmen Eindruck vorbei; dann bieten sie nichts mehr als Unbequemlichkeiten, Strapazen, Herzklopfen, Wind und rauhe Wege, — kurz, dann werden sie ungemüthlich. Es ist eben mit ihnen, wie mit den meisten Dingen im Leben: sie enttäuschen, wenn man sie näher kennen lernt."

Ich hatte inzwischen mit ihr die Spitze der Gesellschaft gewonnen und war vom Kammwege ab in den näheren Bergpfad eingebogen. Als ich meine Begleiterin so sprechen hörte, mäßigte ich unwillkürlich meinen Schritt und sagte lachend: „Sie müssen aber arg verschnupft sein durch die heutige Partie, um so grausam scherzen zu können!"

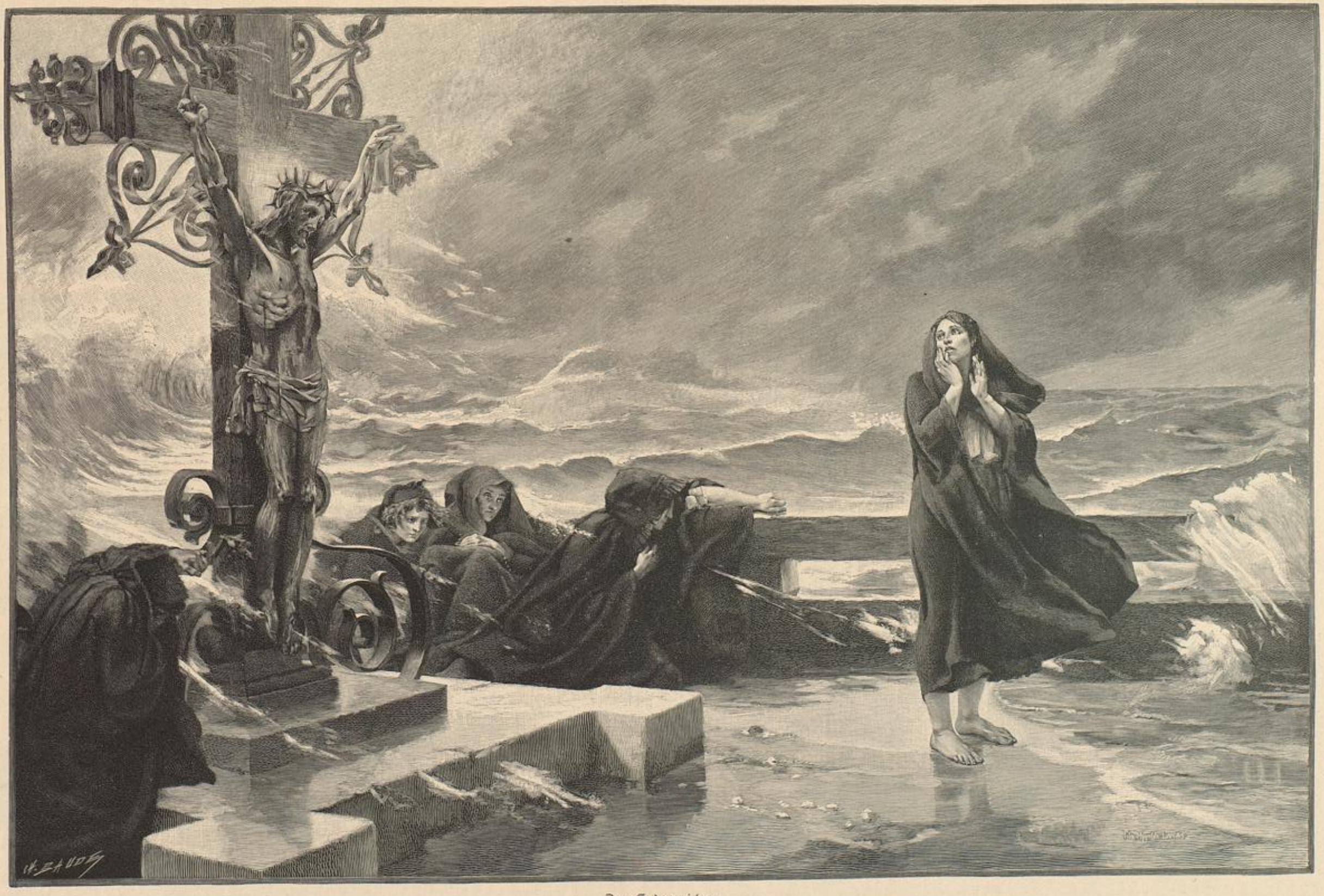
„Ich scherze ganz und gar nicht! In meinen Augen verliert das Gebirge seinen Reiz und seine Poesie, wenn es nicht mehr als malerischer Abschluß der Landschaft genossen, sondern unter Mühen und Schweiß betreten wird."

Während die junge Dame solche Reden vorbrachte, sah ich mir sie von der Seite an und dachte: „Schade! Sie ist wie geschaffen zum Bergsteigen mit diesem schlanken, geschmeidigen Körper, diesem festen Schritt, diesen klaren, kühnen Augen, — schade!" Laut aber äußerte ich: „Verzeihen Sie, Fräulein! Sollte Ihre Abneigung gegen das Bergwandern nicht auf minder romantische Ursachen zurückzuführen sein, zum Beispiel auf Bequemlichkeit, auf — —?"

„Faulheit, wollen Sie sagen! Ja, warum soll ich mich denn in Mühsale stürzen, um etwas zu genießen, was mir gar keinen Genuß gewährt? Glauben Sie mir, bei dem Berg-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Das Todeszeichen.

Nach dem Bilde von Félix Hippolyte Lucas in Paris. — Siehe Seite 144.

steigen läuft viel Heuchelei mit unter! Ich werde mir künftig die Berge nur von unten ansehen, das versichere ich Ihnen!"

Ich wollte etwas, wie ich glaube, recht Geharnischtes entgegnen, allein in demselben Augenblicke machte der Weg eine Wendung, und vor uns breitete sich ein Bild von so überwältigender Schönheit aus, daß mir das Wort auf der Zunge erstarb. So weit das Auge reichte, Thäler und Gründe, unzählige, lichte und dunkle, weite und enge, stille und wasserdurchrauschte, sanfte und schaurige; eingebettet lagen sie, wie verschwiegene Kammern, zwischen den beiden Felsenrippen, die, von der Ferne gesehen, als ein mächtiger Grat erschienen. Es war, als ob das Gebirge uns plötzlich sein Inneres, seine Seele enthüllt hätte. Keiner aus der Gesellschaft sprach ein Wort, alles stand wie unter einem Bann, — regungslos. Jene weiche Stimmung zwischen Lust und Weh, die unser Herz aufrührt und die Augen naß werden läßt, schien nicht bloß mich ergriffen zu haben. Aber nach einigen Minuten machte sich die mittheilsame Natur der Damen wieder Luft. Ausrufe des Entzückens, der Bewunderung wurden laut, und Worte des Dankes gegen mich, der ihnen diesen Anblick verschafft, mischten sich fröhlich hinein.

Ich nahm nach der kurzen Unterbrechung den Marsch wieder auf und sagte, zu meiner Begleiterin gewandt: „Fast alljährlich komme ich hierher und glaube, dem Gebirge seine Geheimnisse abgelauscht zu haben; aber so oft ich wiederkomme, finde ich doch immer Neues und Reizvolles. Es ist wie mit einem guten Buche, das uns jedesmal andere Schönheiten offenbart, wenn wir darin lesen, oder wie mit einem bedeutenden Menschen, der uns desto mehr neue Seiten seines Wesens zeigt, je näher wir ihn kennen lernen."

Sie erwiderte nichts, sondern bewahrte ihr Schweigen, in das sie seit ihrem letzten, triumphirend ausgesprochenen Gelöbniß verfallen war. Der Weg führte jetzt frei an einer ziemlich steilen Lehne hin und bot einen ungehemmten Ausblick in die Tiefe. Noch einmal vor ihrem Untergange leuchtete die Sonne mit rosigem Schimmer in alle Gründe hinein, und mit jedem Schritte, den wir abwärts stiegen, traten die Einzelheiten des Bildes deutlicher hervor. Ich kannte sie alle, die Thalschluchten und Wasserfäden, die Hügel und Höhen, die Matten und Hütten, und es machte mir Freude, mich im Glanze meines Wissens zeigen zu können und meine Dame in den reichen Inhalt des vor uns aufgeschlagenen Werkes einzuweihen. Mit ausgestrecktem Finger wies ich bald auf diesen, bald auf jenen Punkt und verschmähte es nicht, persönliche Erinnerungen, die sich an den einen oder anderen knüpften, einfließen zu lassen.

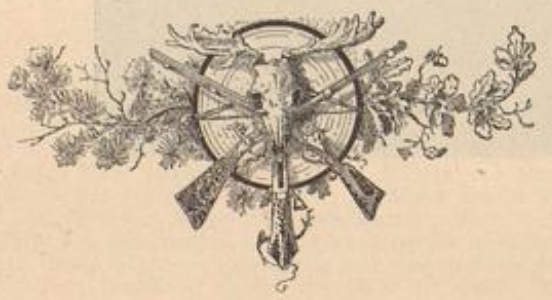
Plötzlich erstaunte ich. Während ich meine Blicke thalwärts gerichtet hielt, hatte ich nicht darauf geachtet, daß sich die Kamm-Scenerie uns gegenüber völlig verändert hatte. Als ich nun aufblickte, sah ich, wie die beiden Linien des Grates sich vereinigt hatten, und in ihrer Mitte die höchste Spitze, ein riesiger Kegel, aufragte und trotzig wie eine Zwingburg über der thälerreichen Tiefe lagerte. Im Gegensatze zu der wechselreichen Anmuth und Lieblichkeit der unteren Partien wirkte der Anblick dieser schroffen Größe fast erschütternd. Meine Begleiterin stand, wie erstarrt, dicht an meiner Seite; in ihren groß aufgethanen Augen spiegelte sich ein mit Furcht gemischtes Staunen.

Der Wald, in den der Weg gleich darauf führte, entzog uns dieses Bild. Das Gewitter hatte sich inzwischen völlig verzogen, der Himmel hing wolkenlos über uns, und leisen Fußes nahte die Dämmerung. Wir mußten tüchtig ausschreiten, um das von mir bestimmte Zeitmaß einhalten zu können, und da es ziemlich steil bergab ging, hatte jeder genugsam auf sich zu achten. Nicht lange aber, und der Wald lag hinter uns, und wieder durften unsere Blicke frei umherschweifen in Nähe und Ferne.

Verschwunden waren jetzt die neben einander geschichteten Gründe; ein einziges Thal zog von der Höhe hinab und streckte sich behaglich in die Länge und Breite, bis waldige Höhenrücken ihm Halt geboten. Man hörte ein starkes Rauschen, wie von niederstürzendem Wasser, und ein scharfes Auge konnte tief unten den Lauf eines Baches verfolgen, bis dahin, wo ein aufragender Kirchthurm auf größere Ansiedlungen hinwies. Friedliche Stille lag darüber. Ihr Zauber schien sich uns allen mitzutheilen; denn schweigend schritten wir dahin. Mein Ohr aber horchte unwillkürlich auf, ob nicht das Geläut einer Abendglocke ertönen und dieser Stunde ihre volle Weihe geben würde. Und da kam es auch heraufgeklungen in zitternden, schnell verhallenden Klängen, wie ein kurzes Schluchzen. Und wieder ein paar rasche, klagende Töne, — und dann endlich ein regelmäßig ausströmendes Klingen und Schwingen, das wie ein rührendes Gebet zum Himmel stieg. Als es nach und nach verstummte, befanden wir uns am Ziele.

Die freundliche Straße unserer Sommerfrische öffnete sich den Heimkehrenden, und vor dem Thore des großen Gasthauses, worin die Mehrzahl der Gesellschaft ihr Quartier hatte, nahmen wir von einander Abschied. Die Damen umringten mich; sie dankten mir in überschwänglicher Weise, indem sie betheuerten, daß es der — hoffentlich oft erlebte — „schönste Tag ihres Lebens" gewesen sei, den sie durch meine Vermittlung genossen hätten. Zuletzt, als ich schon im Weitergehen war, trat meine junge Begleiterin noch an mich heran und sprach in sichtlicher Befangenheit einfache Dankesworte, worauf ich scherzend sagte: „Aber schade war's doch, daß keine Träger kamen, nicht wahr, gnädiges Fräulein?"

„Bitte, vergessen Sie meine thörichten Reden!" entgegnete sie herzlich, indem sie mir ihre Hand reichte. „Sie haben mir jetzt gezeigt, wie schön unsere Berge sind, und wenn wir uns wieder einmal ‚oben' begegnen, dann sollen Sie mit mir zufrieden sein!"



Nachdruck verboten.

Der Sieg ist unser!

Ein Festgruß an die deutschen Frauen zum Sedantage 1895.

Von Emil Rittershaus in Barmen.

Sind wirklich fünfundzwanzig Jahr' seit jenem Tag vergangen,
Wo von der großen Kaiserschlacht vom Thurm die Glocken sangen?
Wo Alt und Jung und Reich und Arm die Hand sich jubelnd preßte,
Und alles ausrief, froh bewegt, beim hohen Siegesfeste:
Der Sieg ist unser!?

Schon fünfundzwanzig Jahr' vorbei? — Mir ist zu Muth, als wäre
Erst gestern von uns eingeheimst die reichste Segens-Aehre,
Wo von des Feldherrn Lippe klang, nach solchen Werks Vollendung,
Das demuthsvolle Herrscherwort: Durch Gott, welch eine Wendung!
Der Sieg ist unser!

Durch Gottes Fügung! — Fromm und stark, zeitlebens war's Devise
Und Wahlspruch für den Heldensohn der Königin Luise,
Der ausgetilgt die letzte Spur der Corsen-Schmach, der bösen,
Der von der deutschen Zwietracht durft' uns mit dem Schwert erlösen!
Der Sieg ist unser!

Ihr deutschen Frau'n, die ihr's erlebt, was alle wir empfunden
Am großen Tage von Sedan in jenen Weihestunden,
Verjüngen muß sich euer Herz, klingt in der Seele wieder
Ein Nachhall noch vom hellen Sang der deutschen Siegeslieder!
Der Sieg ist unser!

Ihr deutschen Frau'n, wenn himmelan des Ruhmes Adler flogen,
Ein Kranz für euch, ein voller Kranz! — Ihr habt sie groß gezogen,
Die Kämpferschar, die Wacht am Rhein, Alldeutschlands eh'rne Mauer!
Ihr gabt den Kriegern Heldensinn und Hülfe, Trost der Trauer!
Der Sieg ist unser!

Der Sieg ist unser! — Daß er's ward, ein gutes Theil ist euer!
O, nährt in unsrer Jugend Brust allzeit das heil'ge Feuer,
Den frommen Sinn, den stolzen Muth, bis in den Tod die Treue!
Und klingen wird nach jedem Krieg durchs deutsche Land aufs neue:
Der Sieg ist unser!

Des Friedens köstlich' Gut bewahr' des Himmels gnädig' Walten,
Doch mit dem Schwerte in der Hand muß Deutschland Wache halten.
Wer Frieden will, sei kriegsbereit! Noch muß der Spruch uns gelten,
Dann auch für alle künft'ge Zeit schallt es durch alle Welten:
Der Sieg ist unser!

Die ihr der Zukunft Träger seid, ihr edlen, deutschen Frauen,
In solchem Geist, in solchem Sinn helft uns am Reiche bauen,
Und laßt euch die ein Vorbild sein, die jener Mütter waren,
Die ausgerufen siegesfroh vor fünfundzwanzig Jahren:
Der Sieg ist unser!

*

O, Herr im Himmel, laß' im Weib den Sinn lebendig bleiben,
Dann wird auf jeden Fehdebrief Deutschland schon Antwort schreiben! —
Und thut's nicht Noth, — der Himmel geb's! — dann durch des Friedens Werke
Blüh' das geliebte Vaterland, durch Eintracht, Fleiß und Stärke!

Nachdruck verboten.

Konstantinopeler Sommerfrischen.

Von Gottfried Albert in Pera.

Wer unter einer Sommerfrische einen Ort versteht, wohin er sich während der heißen Jahreszeit unter das erfrischende Blätterdach der Bäume zurückziehen kann, um tagsüber von der Hitze nicht belästigt zu werden, um auch zur heißesten Tageszeit unbehindert einen Spaziergang im Grünen unternehmen zu können, — wer eine Meierei mit frischer Milch und Butter und ähnliche ländliche Einrichtungen, durch welche sich die gewohnte Lebensweise entsprechend ändern läßt, als unerläßlich zu einer richtigen Sommerfrische zu betrachten gewohnt ist: der sucht nach einer solchen in der Umgebung von Konstantinopel umsonst.

Der fast gänzliche Mangel an Wald ermöglicht heutzutage hier keinen Sommeraufenthalt im besten Sinne des Wortes. Zwar bieten die hiesigen Sommerfrischen, deren Werth in erster Linie von den Winden abhängt, denen sie ausgesetzt sind, doch manche Vortheile, die unter Umständen Wald und saftige Wiesen zu ersetzen vermögen: Herrliche Aussichtspunkte, kräftigende Meerbäder und kurzweilige Wasserfahrten! Ist also unter solchen Bedingungen dem einen Konstantinopel auch zur Sommerzeit ein wahres „Freut euch des Lebens", so wird ein anderer, der lieber die Tiefen des Bierglases als des Meeres ergründet und sich besser vergnügt an den Klängen leichter Kurmusik als am Wellengeplätscher, hier wirklich wenig finden, was ihm die Hitze erträglich macht.

Wer von Konstantinopel aus den Sommer auf dem Lande zubringen will, hat die Wahl zwischen dem Bosporus, den Prinzeninseln und einigen Punkten am Marmara-Meer.

Die Prinzeninseln, nahe der Südküste der kleinen Halbinsel, die vom schwarzen Meer, dem Bosporus und dem Golfe von Ismidt umflossen wird, liegen 15 bis 25 Kilometer von der Hauptstadt entfernt, in einer Linie und in fast gleichmäßigen Entfernungen hinter einander: Proti, Antigoni, Chalki und Prinkipo, nicht nur der Größe, sondern auch ihrer Qualification als Sommerfrische nach geordnet. Eines etwas besseren Rufes, als das von sparsamen Armeniern viel besuchte, aber ganz kahle Proti, erfreut sich Antigoni. An dessen Nordost-Rande liegt ein unansehnliches, meist von Griechen bewohntes Dorf. Außer von diesen wird die Insel in der Regel auch von einigen deutschen Familien als Sommeraufenthalt bezogen, die sich Privatwohnungen miethen. Die Bäder hier sind früh morgens angenehm, doch wühlt der Nordost, der sich gewöhnlich schon im Laufe des Vormittags erhebt und, vom Golfe von Ismidt herwehend, die Prinzeninseln heftig bestreicht, das Wasser an der Küste derart auf, daß es sich trübt und zum Bade nicht mehr einladet. Ein Zickzackweg führt vom Dorfe über einen Felsrücken durch spärlichen Pinienwald, — der nur auf der Nord- und Ostseite die Insel schmückt und leider nicht dicht genug ist, um die Sonnenstrahlen gänzlich abzuhalten, — nach der Höhe auf einen ebenen, von einer stattlichen Kiefergruppe reichlich beschatteten Platz. Da hat ein Kafedschi seine Bretterbude aufgepflanzt, Tische und Stühle hingestellt, an denen sich der Besucher niederläßt und den mitgeschleppten Proviant auspackt; denn außer einem türkischen Kaffee findet er hier oben nichts, als einen Trunk klaren, kalten Wassers aus tausendjährigen Cisternen. Den Gipfel der Insel beherrscht ein ummauertes Kirchlein, erbaut auf den Trümmern eines altgriechischen Klosters. Früher bewohnte ein griechischer Geistlicher, der ehrwürdige Genadius, der ein einsames, beschauliches Dasein fristete, ein niedriges Häuschen daneben. In gewissenhaftester Weise steckte er sich dreimal des Tages in sein Ornat und sang in seinem bescheidenen Heiligthum ein „Kyrie eleison!" Dann kam das Erdbeben vom 10. Juni 1894 und verwandelte die Wohnung des Priesters in einen Schutthaufen.

Wohl von keinem anderen Punkte, weder am Bosporus, noch auf den Inseln, noch vielleicht auf der ganzen Welt, genießt man ein ähnliches Panorama. Wir dürfen es hier nur kurz andeuten: Im Osten die Inseln Prinkipo und Chalki, im Nordosten das anadolische Hügelland mit sanften, farbigen Linien, im Nordwesten die Oeffnung des Bosporus mit Kadiköi und diesem gegenüber das kuppelreiche Stambul. Das Auge vermag der europäischen Küste zu folgen bis nach St. Stefano am Marmara-Meer. Nach Süden öffnet sich ein freier, unbegrenzter Blick in die offene See, in welcher die kleinen Felseneilande Plati und Oxia zu schwimmen scheinen. Des Himmels Goldglanz zittert auf dem Meere, und, seinen Wellen gleich, erbebt das Herz.

„O du schöne Welt, wie bist du so weit,
Und so weit ist mein Herz!"

Die Insel Chalki wird vornehmlich von Griechen besucht, doch bringen auch Angehörige anderer Nationalitäten, namentlich Deutsche und Franzosen, dort gern den Sommer zu. Türken ziehen im allgemeinen den Aufenthalt am Bosporus dem auf den Inseln vor. In guten Privatwohnungen, sowie in einigen Hotels mit europäischer Küche lebt man auf Chalki nicht übel. Die Insel ist ziemlich bewaldet, und ihre Bäder sind ohne Tadel. Jedoch hat das Erdbeben auch hier viel zerstört.

Nur zwei Kilometer von Chalki liegt die besuchteste und bevölkertste der Prinzeninseln: Prinkipo. Ihrer Gestalt nach hat sie mit Chalki Aehnlichkeit: sie ist ein langgestrecktes Eiland von etwa 15 Kilometern im Umfang; ein tiefer Sattel verbindet ihre beiden Hügel, auf denen je ein Kloster thront. Seit mehreren Jahren führt um die ganze Insel herum eine wohlgepflegte Straße, die mit ihren Erfrischungshäusern im Laufe der Zeit einen glänzenden Boulevard bilden wird, wenn die Bäume erst Schatten spenden. Gute Nebenwege zweigen von der Chaussée nach verschiedenen Aussichtspunkten und Rendezvous-Plätzen ab. Prinkipo ist reich bewaldet, doch nicht dicht genug; auf dürrem, steinigem Boden nährt sich heute dürftig die Pinie, wo einst Bäume mit duftendem Holze wohlriechenden Schatten spendeten.

Die Stadt Prinkipo liegt amphitheatralisch auf der Nordseite der Insel. Meist prächtige, von luxuriösen Gärten umgebene Villen rahmen die Hauptstraße ein, die sich in westlicher Richtung an der Insel hinzieht. Hier kommt man sich vor, wie in einem europäischen Kurorte. In der Nähe des Hotel Giacomo erheben sich die stattlichen Häuser Zarifi und Lebet; wir bewundern den Sommersitz des verdienten Bürgermeisters von Prinkipo, Hazzopoulo, einen Holzpalast mit zwei Thürmen, das kleine, aber äußerst schmuckvolle Haus Ralli's, den Palast des Armeniers Josef Hazarian, mit großen, geradezu feenhaften Gartenanlagen, und am Südwestende der Stadt eine prächtige Villa mit einem Thurme, der weit über das Meer auslugt, von sorgfältig gepflegten Gärten umgeben: das ist der stolze Landsitz Awramides Pascha's.

Neuerdings wurde für Prinkipo auch eine große öffentliche Parkanlage mit Spielplätzen und Wirthschaftsgebäuden projectirt. In der That unterläßt die Einwohnerschaft der Insel nichts, was diese zu einer Sommerfrische ersten Ranges gestalten kann. Reiche Griechen, Armenier und Levantiner bilden die Hauptbevölkerung Prinkipo's, aber immer mehr siedeln sich auch Franken zum Sommeraufenthalte an. Drei Hotels unmittelbar am Ufer und in der Nähe des Landungsplatzes bieten dem Besucher alles Wünschenswerthe. In offenen Kaffeehäusern am Kai versammelt sich gegen Sonnenuntergang ein zahlreiches

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Publicum, für dessen Unterhaltung irgend ein ambulantes Orchester durch Konzerte sorgt.

Die Bäder Prinkipo's entsprechen allen Anforderungen, die man an ein vortreffliches Seebad stellen darf. Das Leben ist hier allerdings anspruchsvoller und daher kostspieliger, als auf den übrigen Inseln.

Köstlich sind die Morgen und Abende. Fast sinnberückend wirkt eine Meerfahrt im Kahn in früher Morgenstunde, wenn über dem blauen Rücken des bithynischen Olympos das Frühlicht die dampfenden Nebel zerstreut, und die Strahlen der Morgensonne das thaugetränkte Grün der, gegen das Meer absinkenden Ufer der Inseln beleuchten; wenn dunkle Pinien-Gruppen und malerische Villen ihre Schatten werfen auf das Meer, dessen plätschernde Wasser die Ufer noch in süßem Schlummer zu halten scheinen.

Die Verbindung mit den Inseln besorgen regelmäßig verkehrende Dampfer; die türkischen Marine-Minister waren fortwährend bemüht, den Verkehr zu fördern. In den letzten drei Jahren wurden drei bequem eingerichtete Dampfer in den Dienst des Verkehrs mit den Inseln eingestellt, die den Weg nach Prinkipo in nicht viel mehr als einer Stunde zurücklegen.

Der Aufenthalt auf den Inseln, der des Erdbebens halber augenblicklich allerdings etwas zurückgegangen ist, ist besonders von Mai bis Juli empfehlenswerth, weil bis zu dieser Zeit der kühlende Luftzug von Osten nur selten ausbleibt. Vom August an wird der Süd vorherrschend. Daher übersiedeln viele Leute für den Spätsommer an den Bosporus. Hier wird fast ausschließlich das europäische Ufer von Franken zum Sommeraufenthalte bezogen, und zwar kommen besonders die Ortschaften zwischen Arnautköi (7½ Kilometer von Galata) und Jeni-Mahalle (23 Kilometer von Galata) in Betracht. Die besuchtesten Orte sind Bujukdere und das nur 2½ Kilometer südlichere Therapia.

Während die kühlende Fluth vom Schwarzen Meere her auf europäischer Seite auch die tiefer in das Land einschneidenden Buchten bespült, berührt die scharfe Strömung an der asiatischen Küste nur deren Vorgebirge; daher kommt es, daß das europäische Ufer bei Nordwind unvergleichlich kühler ist, als das asiatische. Außerdem hat das am tiefsten Golfe der Wasserstraße liegende Bujukdere den Vortheil, daß die heißen, nervenangreifenden Südwinde in der Regel nicht hierher gelangen; es wird daher gern von Leuten aufgesucht, die das weiche Inselklima nicht vertragen. Wenn auch der Bosporus im ganzen weniger Krankheiten unterworfen ist, als die Stadt, so liegt doch ein Nachtheil für seine Sommerfrischen in den starken Niederschlägen abends; namentlich sind die Nebel im Herbst und Frühjahr als fieberzeugend gefürchtet. Aus diesem Grunde sind auch die Wohnungen in Bujukdere am Kai weniger gesund, als die höher an den Hügeln befindlichen.

Wie auf den Inseln, so stehen dem Sommerfrischler in Bujukdere Privatwohnungen und Gasthöfe zur Verfügung, die meist auch verwöhnten Anforderungen entsprechen. Das hoch gelegene Hotel Bellevue, ein Familien-Hotel im besten Sinne des Wortes, vereinigt in sich die Vorzüge gesunder Lage mit vortrefflicher Küche und wird von Deutschen häufig besucht. Wer den Seebädern näher sein will, bezieht eines der tiefer gelegenen Hotels.

Da sich in Bujukdere und Therapia die Sommer-Residenzen der Gesandten befinden, — in ersterem Orte die österreichische, russische und amerikanische, in letzterem die deutsche, englische und französische Vertretung, — so zieht sich das ganze diplomatische Corps dorthin und versammelt einen großen Theil vornehmer Gesellschaft überhaupt um sich.

Die Hauptannehmlichkeiten des Sommeraufenthaltes in Bujukdere und Therapia bestehen vor allem in den erfrischenden Bädern im Bosporus, aber auch in der Gelegenheit zu genußreichen Spaziergängen. Für Unterhaltungen ist in Bujukdere durch Spiele, Ruderfahrten und dergleichen reichlich gesorgt. Namentlich bewährt sich auch hier die Associations-Fähigkeit der Engländer. Der Lawn-Tennis-Club in Therapia vereinigt mindestens alle vierzehn Tage eine spiellustige Gesellschaft; in den deutschen und englischen Botschaftsgärten sind eigene Spielplätze hergerichtet. Bei feierlichen Anlässen erfolgen von Seite der Botschaften außerdem liebenswürdige Einladungen zum Thee für engere oder weitere Kreise.

Von Bujukdere und Therapia aus lassen sich nach vielen Richtungen hin Ausflüge unternehmen; zu Fuß nach den historischen Platanen am Golf, unter denen Gottfried von Bouillon zu Kaiser Alexios' Zeiten ritterlicher Thaten sann; nach dem Rosenthal, mit seinen berühmten, beschatteten Quellen; über Jeni-Mahalle hinaus nach Rumeli-Kawak. Zu Wagen nach dem Walde von Belgrad, wo vom umwachsenen Gemäuer der großen Bends das süße Wasser sprudelt. Auch Excursionen nach dem asiatischen Ufer sind lohnend. Ein halber Tag genügt zum Besuche der Ruinen des Genueser Schlosses oberhalb Anadoli-Kawak. Von der Landungsstelle von Anadoli-Kawak aus ersteigt man in kurzer Zeit die Höhe des Schlosses auf bequemem Wege. Eine herrliche Fernsicht auf das Schwarze Meer lohnt die kleine Mühe. Die Rückfahrt nach Bujukdere bewerkstelligt man am besten durch Kaiks. Aehnliche Touren lassen sich ausführen nach den schönen, schattenreichen Thälern von Beikos und Tokat, wo man Gelegenheit hat, in verwilderten Parkanlagen, in halbverfallenen Schlössern und Kiosks sich zurückzuträumen in die Zeiten türkischer Prachtentfaltung. Die Frequenz von Bujukdere und Therapia bleibt, was die Botschaften und ihren Anhang angeht, jahraus und jahrein dieselbe, — hat aber sonst neuerdings stark zugenommen.

Von den von Therapia aus südlicheren Orten am europäischen Bosporus werden noch der Villen-Ort Jeniköi, mit dem Sommerpalast der österreichischen Botschaft, Rumeli-Hissar, Arnautköi und besonders das zwischen diesen liegende Bebek als Sommerfrischen von Griechen, Armeniern und Franken aufgesucht; letzteres liegt an grünen Hügeln, die eine geschützte Bucht umschließen. In die friedliche Stille dieses Ortes ziehen sich Engländer, Amerikaner und Deutsche zu freundschaftlichem Zusammenleben und familiärer Vereinigung zurück. Wenn sich der Tag seinem Ende naht, der Mond sein Antlitz in den Wassern spiegelt, dann wiegt der erfrischende Nord manchen Kahn im kleinen Golf und kühlt herrlich die Stirn des träumenden Schiffers.

Auf asiatischer Seite des Bosporus finden wir nur in Kandili (10½ Kilometer von der Stadt entfernt) eine englische Niederlassung, deren in modernem Stil erbaute Lusthäuser auf anmuthiger Höhe thronen. Kuskundschuk (1 Kilometer nördlich von Skutari) bleibt spanischen Juden reservirt.

Selbstverständlich ist bei den Türken das Bedürfniß, im Sommer den Aufenthalt in der Stadt mit dem auf dem Lande zu vertauschen, nicht geringer, als bei den Europäern. Sie beziehen ihre Landhäuser am Bosporus, vorzugsweise auf der asiatischen Seite. Die Yali, d. h. Sommerwohnungen der Türken, sind fast ausnahmslos aus Holz gebaut, doch im Inneren möglichst behaglich eingerichtet; vorspringende Erker gewähren eine bequeme Fernsicht nach mehreren Richtungen zugleich. Das Wasser des Bosporus hat häufig einen Zugang ins Innere, sodaß sich die Badegelegenheit im Hause selbst bietet. Baden ist dem Türken eine Quelle des Vergnügens und höchsten physischen Wohlgefühls. Auch die türkischen Frauen, die von einem gesellschaftlichen Leben nach unseren Begriffen ausgeschlossen sind, bringen einen großen Teil des Tages im Bade zu. Nur an Feiertagen erheben sie sich hinter dem vergitterten Fenster, das ihnen wohl die Befriedigung der Neugier, aber nicht ihrer Eitelkeit erlaubt, und machen sich auf nach ihren Lieblingsplätzen auf den Höhen am Bosporus oder nach seinen lieblichen Thälern und bilden dann durch malerische Gruppen eine belebte und selbst von erfahrenen Touristen gern bewunderte Staffage der Landschaft.

Da, wo der südliche Bosporus sich trichterförmig nach dem Marmara-Meer öffnet, auf einer von diesem umspülten Landzunge, der Serail-Spitze gegenüber, liegt Kadiköi, von Galata mit dem Dampfer in 25 Minuten zu erreichen. Griechen und Armenier bilden die Hauptbevölkerung dieser aus etwa 22000 Einwohnern bestehenden Vorstadt. Aber auch eine große Zahl von Europäern hat sich dort für das ganze Jahr niedergelassen. Weil der Verkehr mit der Hauptstadt von hier aus bequemer ist, als vom Bosporus oder den Inseln, wird Kadiköi außerdem als Sommeraufenthalt frequentirt. Ueber der steil abfallenden Küste liegt ein öffentlicher, von Linden und Platanen überdachter Platz: Mühürdar, ein Versammlungsort der Levantiner, die sich hier allabendlich und Sonntags zu süßem Nichtsthun versammeln und sich an Musik und Puppentheater ergötzen. Die Südost-Küste des jäh absinkenden Vorgebirges bietet einen überraschenden Ausblug in die, durch sie und durch das ihr gegenüberliegende Phanar-Burnu gebildete Bucht von Kalamisch, auf die Provinzinseln und die im Südosten weit ins Meer vorgeschobenen blauen Bergketten des Samanli- und Ußun Tschaïr-Dagh.

Das Quartier von Moda-Burnu setzt sich aus ansehnlichen, meist von Engländern und Deutschen bewohnten Häusern zusammen, und der freie, von einer Reihe stattlicher, dichtbelaubter Baumriesen beschattete Platz über der Küste ist eine Lieblings-Promenade ihrer Bewohner. Ein nahes Feld wurde von den Engländern (die in Moda eine eigene Colonie bilden) in einen Spielplatz verwandelt, der abends eine lebhafte und heitere Gesellschaft zu cricket, football, rounders und lawntennis vereinigt.

Moda-Lorando, auch Klein- (Kütschük-)Moda heißt derjenige Theil Kadiköi's, der sich landeinwärts an der Bucht von Kalamisch hinzieht. Auch hier finden sich Sommerfrischler ein. Die Bäder in beiden Moda sind berühmt und stehen denjenigen in Prinkipo kaum nach.

Der Sportgeist der Engländer hat an der kleinen Scala von Moda ein Club-house errichtet; zahlreiche Kaïks und Segelbarken liegen dort. Jährliche Regatten locken eine Menge von Zuschauern an. Durch ins Meer vorgeschobene Holzbauten wurde seiner Zeit ein Landungsplatz für Dampfer hergestellt, und man hatte von hier aus directe Verbindung nach der Hauptstadt; aber ein gewaltiger Südsturm riß das Gebälk auseinander.

An schattigen Landwegen ist Kadiköi arm. Die Wiesen von Jaurt-Tschesme und Kuschdili, an dem, sich in die Kalamisch-Bucht ergießenden Karbali-See sind beinahe die einzigen Ziele der Spaziergänger. Am Freitag, als am Sonntage der Türken, entfaltet sich dort freilich ein buntes Leben, das demjenigen an den „süßen Wassern" oder auf Phanar-Burnu gleicht, und aus den Bretterbuden des Sommertheaters in Jaurt-Tschesme schallt dann das Gekicher türkischer Schönen, die sich an possenhaften Aufführungen einer armenischen Truppe ergötzen.

Kadiköi hat zwei gute Hotels, die namentlich von Leuten bezogen werden, welche sich nur auf kurze Zeit hier niederlassen wollen. Das Klima ist im ganzen gesund, doch zur Zeit der Südwinde fast unerträglich heiß, und wenn die erregten Meerfluthen Tang und Seekräuter an die Küste werfen, so wird oft die Luft am Ufer verpestet. In gesellschaftlicher Beziehung bildet Kadiköi mit seinem gemüthlichen, anspruchslosen Stillleben vielfach einen behaglichen Gegensatz zu Bujukdere und Therapia.

Berühmt durch seine Lage und seine Bäder ist als Sommerfrische Feneraki (Phanaraki) auf der schon genannten, die Bucht von Kalamisch im Südosten umschließenden Landspitze. Dort schießen jährlich neue Sommerwohnungen wie Pilze auf. Das sandige Ufer an der Landzunge bleibt stets rein und frei von Seetang. Nahe dem Leuchtthurm, der den äußersten Punkt der Landzunge bezeichnet, die sich hier ins Marmara-Meer hinausstreckt, stehen ehrwürdige Cypressen; unter ihnen versammeln sich Freitag und Sonntag nachmittags nicht nur die Sommerfrischler aus Feneraki selbst, sondern auch aus Kadiköi und Stambul strömt viel Volk herbei.

Auf leichter Gondel segelt der Modali herüber; Kutschen von Kadiköi und die Eisenbahn von Haidar-Pascha führen dem Orte Besucher zu. Türkinnen im weißen, sommerlichen Feridsche langen auf Ochsenwagen an. Zigeuner spielen auf dem Platze; Hamale im sonntäglichen Ornate tanzen Hora; Kinder jagen wild durch einander: ein farbiges Gemisch von Orient und Occident! Wenn aber die glühende Sonnenkugel in den Fluthen des Marmara-Meeres versinkt, dann verrauscht schnell das Treiben, und nur auf den Wassern, auf denen das rothe Licht des Leuchtthurmes tanzt, schaukelt sich's noch wundervoll in leichten Kähnen, indes der weiche Nachthimmel sich herabsenkt auf die homerische Landschaft.

Wir dürfen endlich der als Sommerfrischen von Europäern viel besuchten Orte am europäischen Ufer des Marmara-Meeres, Makriköi und St. Stefano, nicht vergessen. Beide Orte liegen an der Eisenbahnlinie nach Adrianopel, 13 und 18 Kilometer vom goldenen Horn entfernt, in reizloser, schattenarmer Gegend. Da aber die Verbindung mit ihnen durch die Eisenbahn rasch und leicht vermittelt wird, werden sie häufig von Griechen, Armeniern, Türken und Franken (mit Vorliebe auch von Deutschen) besucht. Nach Austrocknung der Sümpfe um St. Stefano ist die dortige Gegend dem perniciösen Fieber nicht mehr unterworfen, und die Bäder von Stefano sind ihrer Reinheit und Frische wegen beliebt. Von Jagdliebhabern wird dieser Ort besonders bevorzugt, was schon daraus hervorgeht, daß die Verwaltung der orientalischen Eisenbahn vom September an, solange das Jagdfieber dauert, einen Frühzug zur Beförderung der Nimrode einschiebt.

Wer als Tourist Konstantinopel, die Prinzeninseln und den Bosporus besuchen will, der thut dies am besten in den Monaten Mai und Juni, und zwar so, daß er den Zeitraum vom 20. Mai bis Mitte Juni dem Besuche der Stadt und der Prinzeninseln, die übrige Zeit dem Bosporus widmet.

In Konstantinopel befindet man sich gegenwärtig in einem gewissen Uebergangs-Stadium. Bisher von Europa abgetrennt, ist man heute mit diesem in engere Verbindung getreten, und der Zuwachs der Reisenden, — durch Unruhen in Serbien und Bulgarien zeitweise unterbunden, — wird sich noch immer mehren, wozu freilich die augenblicklich den Europäern wieder abgeneigte Gesinnung der Türken wenig beiträgt.

Nachdruck verboten.

Das Kinderheim Christina-Huis im Haag.

Von Hildegard Lehnert in Berlin.

Siehe das Portrait Seite 144.

„Mien nëerlandsch bloed door de adern vleit" — klang uns aus frohem Kindermund entgegen; hell tönten die kleinen Stimmchen durch den Saal, in dessen Mitte an einem großen, sauber gedeckten Tische die Mädchen und Knaben saßen, um ihr Vesperbrod zu verzehren. Nun boten sie den eintretenden Gästen ein musikalisches Willkommen. An der Spitze der Tafel waltete die Hausmutter ihres Amtes und vertheilte, für jedes Alter wohl abwägend, die aus Milch und Weißbrod bestehenden Portionen. Rührend war der Eindruck, den diese strahlenden Kinderantlitze machten. Sorglos schauten sie in die Welt, unschuldig an dem Elend, dem sie, bei Zeiten entrissen, fern bleiben, um in fröhlicher Gemeinschaft, unter sorglichster Obhut und Pflege für das fernere Leben erzogen und vorbereitet zu werden. — Eine solche herrliche Aufgabe hat sich das Christina-Huis gestellt, dessen erfolgreichem Streben diese Zeilen gewidmet sind. Es ist Fräulein Marie Keuchenius, Tochter des verstorbenen Ministers der niederländischen Colonien, die im Jahre 1890 diese Heim- und Erziehungsstätte für unmündige arme Kinder beiderlei Geschlechts im Haag gründete und zwar zum Gedächtniß an eine schwere Prüfungszeit, in der sie eine geliebte, unheilbar kranke Schwester Christina bis zu deren Erlösung gepflegt hatte.

Nicht weit von den Dünen des Scheveninger Strandes, in dem äußeren Stadttheil der reizvollen holländischen Residenz, dem Haag, liegt das unscheinbare Giebelhäuschen aus rothen Backsteinen, sich kaum äußerlich von seinen Nachbarn unterscheidend; es bildet die Ecke des Laan van Medervoort und der Ammagade, beides reinliche, breite und freundliche Straßen, von echt nationalem Charakter, die unmittelbar an den Scheveninger Boschjes, den herrlichsten Laubwald, grenzen. Wohl kaum ist ein gesunderer Platz für ein solches Heim zu denken. Als Marie Keuchenius im Januar jenes Jahres ihren Plan faßte, stellte es sich heraus, daß die eigenen Mittel unzureichend waren; da aber fand sich ein Wohlthäter, der ihr 1500 Gulden zur Verfügung stellte, und bereits im März ward das dafür gemiethete Haus eingerichtet. Am 1. Mai desselben Jahres konnte sie schon zwölf Kinder aufnehmen, die ihr von dem sich auflösenden Asyl „de goede Herder" überwiesen wurden. Durch einen glücklichen Zufall war sie vorher in den Besitz einer vertrauenswürdigen Hausmutter, „Moeder" genannt, gekommen, die, mit ihrer Freundin zusammen, „de Tant'", die helfenden Stützen des Hauses, bilden und mit ihren, in jeder Beziehung vorzüglichen Eigenschaften in der Anstalt segensreich wirken. Das Gehalt ist nur gering; es beträgt jährlich 150 Gulden für jede. Diese Damen versorgen die Kinder auf alle Weise Tag und Nacht, bessern die Kleidung aus, bereiten die Mahlzeiten, führen die Aufsicht und halten das Haus in Ordnung. Als männlicher und zugleich ärztlicher Beistand steht der Bruder der Gründerin, Dr. Keuchenius, seiner Schwester treulichst zur Seite; er wohnt mit ihr im Winter und Sommer in Scheveningen, und täglich fährt sie zum Christina-Huis in die Stadt, — die Trambahn-Gesellschaft hat ihr eine immerwährende Freikarte eingehändigt, — um sich eingehend mit allem, was vorliegt, zu beschäftigen. Die Kinder werden frühestens vom dritten Jahr an aufgenommen. Bei der Ankunft wird jedes Kind eingehend vom Arzt untersucht und nöthigenfalls behandelt. Häufig ist es die Kirche, die Halbwaisen oder Waisen zuführt; in vielen Fällen geschieht dies auch durch Freunde der Anstalt oder die Stadtmission. Unlängst fand man nachts auf freiem Felde ein etwa dreijähriges Kind in völlig verwahrlostem Zustand in einer Karre. Die Mutter hatte sich seiner wegen ihrer Armuth entledigen wollen. Es konnte noch nicht die einfachsten Laute hervorbringen; seine Nahrung hatte aus Kartoffelschalen bestanden. Das Kind ward aufgenommen. Es besaß die Eigenthümlichkeit, sich nur in dunkle, stille Winkel hingekauert aufzuhalten; Zärtlichkeit schien es nie kennen gelernt zu haben, ein Kuß war ihm etwas Fremdes; Nahrung zu sich zu nehmen, verweigerte es. Auf Verordnung erhielt es mehrmals täglich ein Salzbad und jede halbe Stunde ein wenig Essen. Jetzt gedeiht das kleine Wesen prächtig und lernt auch sprechen. — Ein sechsjähriger Knabe, der ebenfalls einem elenden Dasein entrissen, und dessen Mutter vor wenigen Monaten gestorben war, kam auch in das Heim, und bald darnach fragte er mit dem glücklichsten Gesicht, ob seine Mutter wohl wüßte, daß er es jetzt so gut habe. Als man dies bejahte, schrieb er auf seine Schiefertafel einen kindlichen Dank. —

Zur Zeit befinden sich elf Mädchen und dreizehn Knaben, im Alter von drei bis zwölf Jahren, im Christina-Huis. Bis auf drei, besuchen sie täglich zweimal die Gemeindeschule. Der Tag beginnt für die Hausmutter um 5, für die Kinder um ½7 Uhr. Die älteren Mädchen haben sofort sämmtliche Betten des Hauses zu machen, und die Knaben müssen die Stiefel putzen. Zu ebener Erde liegt der hohe, weißgetünchte Speisesaal, dessen breite Glasthür nach dem kleinen Hofe führt, auf dem Hühner gehalten werden. Ein Kaminfeuer, vor dem blitzende Messinggeräthe liegen, sorgt für behagliche Temperatur, und japanische Matten auf dem Fußboden bewirken das Fernhalten von Feuchtigkeit. An der Hauptwand hängen die großen Bilder der jungen Königin und der Regentin, sowie eingerahmte Sprüche.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Hier wird nach vorangegangener Andacht um ½8 Uhr das Frühstück eingenommen und der ziemlich weite Schulweg wird angetreten. Im Winter gelangt hierbei ein langer, schmaler Schlitten zur Verwendung, auf dem acht jüngere Kinder sitzen, die von den älteren gezogen werden. Um ½1 Uhr kommt die Schar von der Schule heim, und das Mittagbrod ist bereit; es besteht entweder aus einer kräftigen dicken Suppe mit Fleisch, oder aus verschiedenen anderen nahrhaften Speisen.

Ein Theil der Kinder kehrt nachmittags wieder zur Schule zurück, während die anderen mit leichten Handarbeiten, Singen, Spielen und Vorlesen beschäftigt werden. Um 5 Uhr, nach Rückkehr der Schulkinder, wird Abendbrod gereicht und die Schularbeit gemacht. Um 7 Uhr ertönt die Glocke zum Schlafengehen. Auf Reinlichkeit wird ganz besonders gehalten; einen um den andern Tag bekommt jedes Kind ein warmes Bad. Der Mädchen geräumiger Schlafsaal ist im ersten Stock; die mit der peinlichsten Sauberkeit hergerichteten Betten stehen dicht neben einander. Der zweite Stock, ebenso eingerichtet, ist das Revier der Knaben. Während hier „de Tant'" als Aufsichtführende ihr Stübchen inne hat, wohnt „de Moeder" bei den Mädchen. Außerdem giebt es einen hellen Garderoben- und Wäscheraum mit höchst übersichtlichen Einrichtungen und Fächern für die Sachen eines jeden Zöglings. Selbst altes, zerbrochenes Spielzeug, das häufig geschenkt wird, findet hier seine Aufbewahrungsstätte, bis die zu allem geschickten Hände der „Moeder" es wieder zurechtarbeiten und für Weihnachten zu neuem Glanz erstehen lassen. — Sonntags werden Spaziergänge unternommen; auch dürfen die Kinder ihre Angehörigen besuchen oder bei sich sehen. Nach den Bestimmungen der Anstalt bleiben die Mädchen bis zum siebzehnten, die Knaben bis zum zwölften Jahr im Heim; letztere kommen dann nach Neerbosch, drei Stunden vom Haag entfernt, aufs Land zu erprobt zuverlässigen Leuten, um ein Handwerk zu lernen und confirmirt zu werden. Die Mädchen werden noch im Heim confirmirt und nehmen hernach Dienststellen an, da ihnen auch wirthschaftliche Ausbildung in den letzten Jahren zu theil wird.

Marie Keuchenius.

Nach einer Photographie von De Lavieter & Co. im Haag.

Zu dem Artikel „Das Kinderheim Christina-Huis im Haag. — Siehe Seite 143.

Das Bestehen des Christina-Huis hängt lediglich von wohlthätigen Spenden ab, sei es durch Beiträge der Mitglieder oder durch außerordentliche Gaben. Kapital-Vermögen ist nicht vorhanden; dennoch ist die Anstalt von jeher schuldenfrei gewesen. In jüngster Zeit ist ihr Grund und Boden für Bauzwecke geschenkt worden, jedoch fehlen vorläufig noch die Mittel, um ein eigenes Haus zu errichten. Daß diesem hochherzigen, selbstlosen Unternehmen schwere Kämpfe nicht erspart blieben, bedarf keiner Erwähnung; trotzdem ist Fräulein Keuchenius immer frohen Muthes und voller Vertrauen auf eine gute Zukunft, denn es hat sich wie immer bewährt, daß, wenn die Noth am größten, die Hülfe am nächsten war. Die innere Harmonie aber, die in dem ganzen Hause waltet, wird wohl am besten durch die Worte ausgedrückt, mit denen die „Moeder" ihren Abschiedshandschlag bei unserem Verlassen des Heimes begleitete: „arm en zindelijk, maar toch rijk."

Nachdruck verboten.

Erwartung.

Zu dem Bilde von August Reinhardt in Loschwitz. Siehe Seite 137.

Ein heißer Tag, aber drinnen im gründämmernden Walde herrscht schattige Kühle. Nur an einzelnen Stellen fällt der Sonnenschein leuchtend auf den mit Buchennadeln bestreuten Weg. Im weißen Gewande, unter dem rothen Sonnenschirm, sitzt ein junges Mädchen auf einer aus Birkenholz gezimmerten Bank. Nicht nur der purpurne Schimmer des Schirmes oder die vorangegangene Schwüle im freien Felde lassen sie so erglühen, o nein! Das ungestüm pochende Herz hat seinen redlichen Antheil an dieser Gluth. Die junge Dame befindet sich nicht auf verbotenen Wegen; sie hegt die feste Ueberzeugung, daß keine Enttäuschung, kein Betrug sie bedroht, aber dennoch, — bevor nicht das entscheidende Wort gesprochen ist, vermag sie die Unruhe kaum zu ertragen; immer und immer huscht der Zweifel dunkel über den sonnigen Pfad; dann erscheint ihr die Wahrheit zu schön, als daß sie eben Wahrheit sein könnte. — Und ihm, dem es gilt, fühlte er anders? Wenn ihr Herz doch nur durchsichtig wäre, daß er es ganz durchschauen könnte, wie nur er und er allein darin wohne. — Da horch! Ein Räuspern oben vom Wege. Erschreckt fährt sie zusammen. Schritte, — ein Rascheln von dürrem Laub, ein Knicken zertretenen Reisigs, — er ist's! Zitternde rothe Reflexe wirft der Schirm über Kleid und Bank. Lustig erhebt von fern ein Kuckuck seinen Ruf: ein, zwei, fünf, zehn Mal und noch viel öfter. Der ahnungsvolle Spötter! Sollte es die Zahl der kommenden Küsse sein, die er laut durch den Wald ruft? W. F.

Nachdruck verboten.

Wasserträger am Nil.

Zu dem Bilde von Hugo Ungewitter in Düsseldorf. Siehe Seite 140.

Egypten und der Nil bilden das Ziel der Sehnsucht fast aller Touristen, die sich weitere Reisen im Süden gestatten dürfen. Der Nil ist aber auch ohne seine Geschichte ein interessanter Strom, der dem forschenden Auge eine Fülle von anziehendem Beobachtungsstoff bietet, und die viel verachteten, in Wahrheit aber liebenswürdigen Fellachen, die Araber und Sudanesen u. s. w. sorgen für bunte Staffage. Das Originelle wird man auch den Wasserträgern nicht aberkennen können, die Ungewitter seinen Reiseskizzen einverleibte. Kleidung und Haltung der armen Leute, die wunderliche Gestalt ihrer Hammelschläuche, dazu die spiegelnde Stromfläche, der Hintergrund mit der Nilbarke und den Palmen, das alles zusammen gewährt in der That einen, der malerischen Behandlung würdigen Vorwurf, der geeignet ist, zwar nur ein kleines, doch sehr bedeutsames Stück Leben aus dem fernen Egypten vorzuführen. M. R.

Nachdruck verboten.

Das Todeszeichen.

Zu dem Bilde von Félix Hippolyte Lucas in Paris. Siehe Seite 141.

Dort, wo der Mensch am unmittelbarsten mit der Natur verkehrt, bleibt er auch am meisten den mystischen Einflüssen zugänglich, die ihrer Erhabenheit oder ihrer, mit wilden Kraftausbrüchen verbundenen Grausamkeit entspringen. Unter Jägern, Fischern und Seeleuten ist der Aberglaube daher am verbreitetsten. Es ist dies aber nicht jener bornirte Aberglaube, wie er wahrhaft verblüffend und niederschmetternd immer und immer wieder selbst mitten aus der „Aufgeklärtheit" städtischer Kultur-Centren hervorbricht, sondern fast immer liegt ihm eine Bedeutung zu Grunde; oft ist er sogar tief religiös und nähert sich dem reinen Gebiete des Glaubens. Namentlich in katholischen Ländern ist dies der Fall, wo der Wunderglaube noch stärker wirkt, wo die Phantasie stets geneigt ist, auf religiösem oder legendärem Boden zu wandeln. — Einen solchen Vorwurf hat sich der Maler unseres ergreifenden Bildes gewählt. Unter der Küsten-Bevölkerung der Bretagne und der Normandie besteht nämlich der Glaube, daß einer der nächsten Angehörigen eines, vom bevorstehenden Tode bedrohten Seemanns in solchem Augenblicke plötzlich ein geheimnißvolles Licht zu sehen pflege. Die erregten Sinne schauen hier dieses Licht an dem Bilde des Gekreuzigten; das ist das schreckliche und zugleich tröstende Todeszeichen. — Nur die Frau in der Mitte des Bildes, wohl das junge Weib des unglücklichen Seefahrers, erblickt die Erscheinung; die übrigen Frauen sehen nichts; verzweifelnd hocken sie zu Füßen des von dem Gischt überströmten Krucifixes und scheinen plötzlich auf das Erschrecken der Visionärin aufmerksam zu werden. Prachtvoll schauerlich wirken dabei die herantosenden, vom überirdischen Lichte bestrahlten Wogen. — Wir haben in diesem Werke eines der so seltenen Bilder vor uns, in denen Phantasie und Handlung steckt, ein Bild, das man nicht ohne weiteres aus der Hand legt, sondern bewegt in ernstem Forschen betrachtet. W. J.

Redactions-Post.

Antworten.

Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.

Deutsch oder englisch? (128). — Ihre Frage läßt sich kaum ohne Einseitigkeit beantworten. Es gehört ein sehr genaues und unparteiisches Studium dazu, um hier einigermaßen zutreffend entscheiden zu können. Im allgemeinen bilden wir Deutschen uns ein, die tüchtigsten und gemüthvollsten Frauen, und daher auch deren bestes Erziehungs-System zu besitzen. Das ist falsch. Wir halten das, was uns vertraut ist, für das beste; und der Engländer macht es genau so. Die Engländerinnen sind im Durchschnitt körperlich besser gepflegt; die Deutschen haben durchschnittlich mehr gelernt, vielleicht deshalb auch mehr geistige Interessen. Das deutsche Bildungs-Niveau ist gleichmäßiger; es vermeidet die niederen Regionen, aber auch die Höhen. Die Engländerin steht sicherer im Leben; sie bewegt sich ungezwungener in der Gesellschaft, — wohlverstanden handelt es sich immer nur um den Durchschnitt, — als die deutsche Dame. Sie ist gleichzeitig einseitiger und toleranter, natürlich aufrichtiger und conventionell unaufrichtiger, speciell auf religiösem Gebiete. Im Dirigiren eines Haushaltes, namentlich eines auf großen Verhältnissen beruhenden, wird sie Vorzüge haben; dagegen dürften sich in Deutschland mehr Mädchen befinden, die selbst anzufassen verstehen. Daß letzteres nicht nur für kleinbürgerliche Verhältnisse sein Angenehmes besitzt, liegt nahe, da auch im besser situirten Hause die Hand keiner Dienerin es so behaglich machen kann, wie die der liebenden Hausfrau selbst. — Kurz und gut, eine Entscheidung ist hier schwer zu finden. Wohl aber könnten beide Theile von einander lernen. Eine Deutsche mit den guten englischen Eigenschaften, eine Engländerin mit deutschen Vorzügen, das gäbe Resultate einer combinirten Erziehung, der einstimmig der Preis zuerkannt werden müßte.

Uebrigens wollen wir, ohne Rücksicht auf Recht oder Unrecht, objectiv noch nachstehenden Stimmen aus unserem Leserkreise Raum geben:

Die Frage des Pensionates in L.: „Wer genießt im allgemeinen die bessere Erziehung für Haushalt und Leben, das deutsche oder das englische Mädchen?" können wir in Deutschland fast nur nach den Resultaten englischer Erziehung beantworten, wie wir sie an den Engländerinnen sehen, die nach Deutschland kommen; freilich können wir hierbei durchaus nicht immer unterscheiden, was Erziehung, was Naturanlage ist.

Den Deutschen entschieden „über" sind die Engländer bislang in Spiel und Sport. Daher mag die Engländerin oft den Mühsalen des Lebens einen widerstandsfähigeren Körper entgegenbringen als die Deutsche, wozu sich für den Kampf ums Dasein noch eine gute Dosis Egoismus gesellt. Die Deutsche lernt selten schneidern, die Engländerin lernt selten kochen. Der wissenschaftliche Unterricht wird in beiden Ländern ziemlich gleich sein, doch fallen die Resultate in den Sprachen zu Ungunsten der Engländerinnen aus. Lehrer wie Schüler werden im übrigen, der nationalen Veranlagung entsprechend, in England im praktischen Erfassen und Darstellen wissenschaftlicher Dinge, in Deutschland im speculativen, philosophischen Denken das Bessere leisten. — Was die schönen Künste anbelangt, so mag die zeichnerische Begabung bei beiden Nationen gleich groß, die Pflege dieser gleich sorglich sein. Was die Musik betrifft, so spielt die Engländerin, nachdem sie sich mit richtigem Gefühl ein gutes Stück ausgesucht hat, dieses correct, doch fehlt ihr die Fähigkeit, ihm mit Verständniß Ausdruck zu verleihen. Die Deutsche hat weit mehr Sinn für künstlerische Musik. — Der Begriff der Engländerin von guten Manieren erstreckt sich in erster Reihe auf eine Reihe von Vorschriften beim Essen, im Salon, u. s. w.; aber fremd bleibt ihr dabei doch manches andere. — Das deutsche Mädchen wird darauf erzogen, eine „Gehülfin" zu sein. Sie lernt die große Kunst, „zuzugreifen, wo's fehlt." Daß Arbeit nicht schändet, weiß die Engländerin zwar auch, aber sie lebt gern so, als wüßte sie's nicht. — Die Deutsche tritt auf Reisen und unter Fremden meist mit Bescheidenheit auf, verlangt aber dieselbe Höflichkeit auch von anderen und versteht nicht, wie man dagegen verstoßen kann. Die Engländerin auf Reisen ist höflichem Betragen gegenüber oft nichts weniger als entgegenkommend und wird erst dann höflich, nachdem sie in gleicher Weise behandelt worden ist. — Die Engländerin ist mehr kirchlich als fromm; die Deutsche hält sich selbst oft für irreligiöser, als sie ist. — Der Typus der englischen Schönheit ist vielleicht edler, doch öfter fehlt dabei das feine Gefühl. — Damit mich niemand für voreingenommen halte, will ich noch hinzufügen, daß ich aber auch manche Engländerin kenne, auf die mein ungünstiges Urtheil keine Anwendung findet.

L. v. M., Schloß W.

Die bessere Erziehung für den Haushalt genießt — nach meiner Ansicht — das deutsche junge Mädchen. Dagegen ist die junge Engländerin für das Leben besser erzogen. Zur Begründung des ersteren führe ich an: Die junge Engländerin kennt kaum das Innere der Küche; eine Arbeitsleistung in dieser ist in besseren Kreisen vollständig ausgeschlossen. Von der Verwaltung der Speisekammer, Wäscheschrankes 2c. haben „the young ladies" keine Ahnung und werden nie dazu von ihrer Mutter angeleitet, weil diese ihrerseits mit Haushaltungsdingen sich nicht befaßt, denn das ist Sache der Dienstboten. Dagegen werde ich wohl wenig Widerspruch finden, wenn ich behaupte, daß auch in großen und reichen deutschen Häusern die jungen Mädchen dazu angeleitet werden, sich mit allerlei Haushaltungsfragen zu beschäftigen.

Ich glaube im großen und ganzen genommen, daß unsere jungen Mädchen, von 20 Jahren an, meist so viel Erfahrung und Geschick sich erworben haben, um einen Haushalt selbständig leiten zu können, in der Küche einigermaßen Bescheid wissen und auch in anderen Wirthschaftsfragen nicht unbedingt von den Dienstboten abhängen werden.

Bezüglich des Haushaltes gebe ich also der deutschen Erziehung den Vorzug.

Ganz anders verhält sich die Sache mit der Erziehung fürs Leben.

Die junge Engländerin bekommt schon als Kind genaue Begriffe von dem, was erlaubt, was nicht erlaubt ist; sie weiß, was sich schickt, was lady-like ist und was es nicht ist. Das giebt ihr in frühen Jahren schon eine große Sicherheit, die ihre größere Selbständigkeit rechtfertigt. Die junge Engländerin verkehrt schon als Kind ganz unbefangen mit Knaben, spielt mit ihnen, lernt auch wohl mit ihnen, wenn es die Umstände erlauben. Herangewachsen, weiß sie dann bereits, wie sie jungen Herren zu begegnen hat, denn es ist ihr nichts Neues. Darum fühlt sie sich unbefangen und giebt sich natürlich.

Und unsere jungen Mädchen? Von der Mutter Rockfalten nie losgekommen, immer gegängelt, beaufsichtigt, von den „Tanten" zurechtgewiesen und so oft in der widersprechendsten Weise belehrt, wissen unsere Backfischchen nie, was sie eigentlich wollen und dürfen. Daher fühlen sie sich unsicher und befangen bis über die erste Jugend hinaus. Stehen sie das erste Mal einem jungen Manne gegenüber, so passirt es der Gescheitesten sich „albern" zu geben. Man kann unsere jungen Mädchen nicht allein reisen lassen, denn es ist ihnen alles fremd; sie wissen nirgends Bescheid und wissen selten sich zu benehmen: überall fehlt „die Mama". Mit einem Wort, fürs Leben sind sie überhaupt nicht erzogen. Stellt aber das Leben Anforderungen an sie, so muß es sie vor allen Dingen in die Schule nehmen, und die ist gewöhnlich eine harte.

Eine Oesterreicherin.

F. Z., Thüringen. — Das Mädchen-Gymnasium soll die höhere Töchterschule nicht ersetzen, sondern nebenher gehen. Das Karlsruher Mädchen-Gymnasium hat jetzt sein zweites Schuljahr beendet. Am 29. Juli fand vor einem geladenen Auditorium, darunter Vertreter der Staats- und Stadtbehörden, die Schlußprüfung der Gymnasiastinnen statt. Hierbei zeigten sich die Leistungen nach sachmännischem Urtheil als durchaus befriedigende, besonders im Griechischen, Lateinischen und in der Mathematik. Sämmtliche zehn Ober-Tertianerinnen konnten nach Unter-Secunda, die Michaelis, als bis jetzt oberste Klasse, eröffnet wird, versetzt werden. Für besonders empfohlene Schülerinnen sind Halb-Freistellen gestiftet, um die man sich beim Vorstande des Vereins „Frauenbildungs-Reform" in Hannover, Lavesstr. 67, bewerben kann; Inhaberinnen solcher Stellen zahlen nur die Hälfte des Schulgeldes, also 100 Mark jährlich.

Frau v. C., Ulm. — Ein geeignetes Geschenk für Ihren Knaben würde etwa das im Verlag von Abel & Müller erschienene und durch Richard Knötel illustrirte Buch „Vor fünfundzwanzig Jahren" von Fedor v. Köppen sein.

Therese, Zabor. — Auguste Krüger, ein Mädchen von achtzehn Jahren aus Friedland in Mecklenburg, wurde als Füselier in der Schlacht von Dennewitz durch einen Granatsplitter verwundet, zum Unteroffizier befördert und erhielt das Eiserne Kreuz. Obwohl man ihr Geschlecht erkannte, blieb sie beim Regiment und ward wegen ihrer Ehrbarkeit mit viel Rücksicht behandelt. Später verheirathete sie sich an den Unteroffizier Köhler der zuletzt als Ober-Steuer-Controleur in Lychen lebte.

Oberst K., Schloß M. — Das Stammbuch, das bisher unbekannte eigenhändige Aufzeichnungen der Königin Luise enthält, befindet sich in Gmunden im Besitze des Herzogs von Cumberland. Von Mr. Poultney Bigelow, dem bekannten Freunde Kaiser Wilhelms II., sind diese Aufzeichnungen dem Verein für die Geschichte der Mark Brandenburg mitgetheilt worden. Das Titelblatt des Stammbuches mit der Aufschrift „Himmlische Erinnerungen" zeigt einen Schild mit dem Namen „Luise", über dem eine silberne Krone schwebt, und die Umschrift „Recht, Glaube, Liebe", jenen Wahrspruch, den die Königin bekanntlich so sehr liebte, daß sie ihn auch auf ein Petschaft stechen ließ. Nach einigen leeren Blättern folgt eine Seite mit den Worten: „Wie der Herr es gewollt, also ist es geschehen; wie der Herr es wird wollen, also wird es geschehen." Dann kommt ein anderes Blatt mit dem Spruch: „Aber wer fest auf dem Sinn beharret, der bildet die Welt sich." Hieran reihen sich die durch tiefe Frömmigkeit ergreifenden Eintragungen aus den drei Jahren 1803, 1807 und 1809.

☛ In dem ersten October-Hefte der „Illustrirten Frauen-Zeitung" beginnt die Novelle:

Aus dem Hexenreich

von

Hermine Villinger.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin und Wien. — Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Paul Logemann in Wien. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

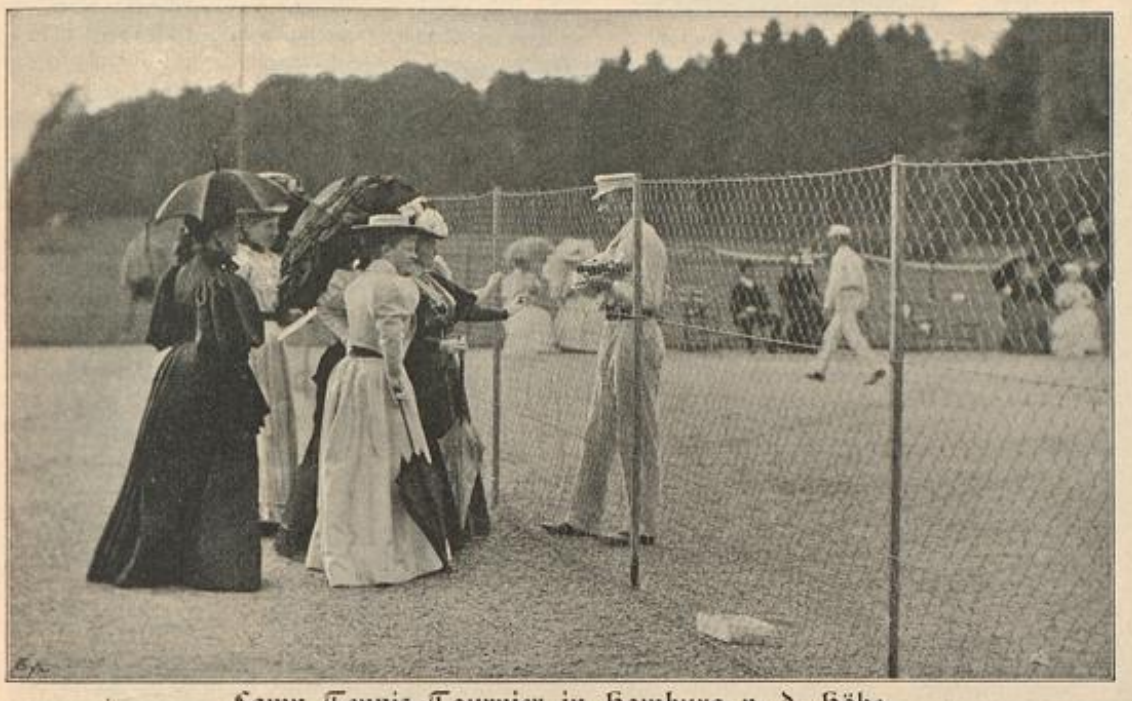
Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. September 1895. — XXII. Jahrg., Heft 17.

Freiin Stona von König.
Siegerin im Damen-Einzelspiel.

der Tennis-Spieler von nah und fern. Dieser Erfolg ließ im gegenwärtigen Jahre Herrn von Schoeler, den Kur-Director von Homburg und Urheber der damaligen Veranstaltung, den Gedanken fassen, im laufenden Sommer ein „Lawn Tennis-Tournier" für Offiziere und ihre Damen anzuregen. An die Spitze des sich bildenden Comités trat Prinz Albert zu Schleswig-Holstein, der zunächst die Genehmigung Sr. Majestät des Kaisers zur Abhaltung des „Armee-Lawn Tennis-Tourniers" erbat und erhielt.

Den Glanzpunkt des Tourniers, das nun vor kurzem stattfand und drei volle Tage währte, bildete das Einzelspiel ohne Vorgabe um den Ehrenpreis Sr. Majestät des Kaisers. Hier siegte gegen Lieutenant Kortegan vom 117. Infanterie-Regiment Lieutenant Bencard vom 5. Artillerie-Regiment, dessen Portrait wir nebenstehend, mit dem des Siegers aus dem nun folgenden Doppelspiel mit Vorgabe um den Ehrenpreis des Großherzogs von Hessen, Lieutenant Stavenhagen vom 20. Regiment, veröffentlichen. Lieutenant von Gordon von den Garde-Kürassieren behauptete gegen Lieutenant Guischard vom Füsilier-Regiment Nr. 80, der den zweiten Preis erhielt, den Damen-Ehrenpreis, eine silberne Bowle. Die beiden Ehrenpreise der Prinzessin Heinrich von Preußen errangen die Lieutenants von La Valette (5. Ulanen) und von Lieres (11. Infanterie-Regiment). Im Damen-Einzelspiel ging Freiin Stona von König, die jugendliche Tochter des Oberstlieutenants Freiherrn von König, Commandeurs des Rheinischen Ulanen-Regimentes zu Saarburg, als Siegerin hervor; ihre Gegnerin war Frau Capitän Coerper aus Kiel. Fräulein von König erregte durch ihr vorzügliches Spiel um so mehr Bewunderung, als sie nie zuvor öffentlich an einem Tennis-Tournier theilgenommen, ja, sich bisher kaum je mit wirklich guten Partnern gemessen, ihre genial zu nennende Veranlagung also ganz aus sich selbst heraus frei entwickelt hat. Die Siegerin, deren Bildniß wir unseren Lesern ebenfalls mittheilen dürfen, gedachte sich auch auf dem um fünf Wochen später stattfindenden „Internationalen Tennis-Tournier" zu Homburg v. d. H., sowie an den demnächstigen Tennis-Tournieren in Hamburg zu bethätigen. Nach Beendigung des Tourniers vertheilte der Ehren-Präsident, Prinz Albrecht von Schleswig-Holstein, die Preise an die Sieger. Auch der Ehren-Oberschiedsrichter v. d. Meden, der Ehren-Schriftführer Kur-Director v. Schoeler, sowie die jungen Hamburger v. d. Meden jun. und Napp, die als Zähler fungirt hatten, erhielten werthvolle Andenken



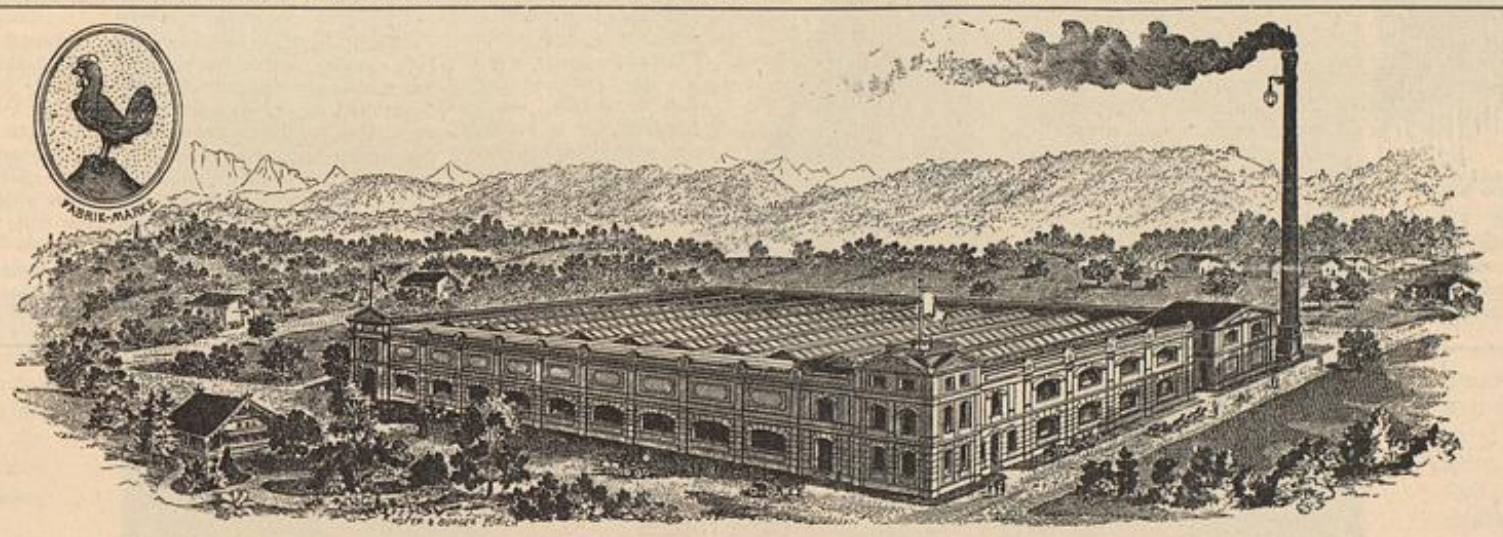
Lawn Tennis-Tournier in Homburg v. d. Höhe.

Lieutenants Stavenhagen und Bencard.
Die beiden ersten Sieger.

Im vergangenen Sommer veranstaltete die rührige Kur-Direction von Bad Homburg v. d. Höhe das erste internationale Lawn Tennis-Tournier in Deutschland und erregte damit das lebhafteste Interesse

Homburg v. d. H., das bekanntlich die schönsten Tennis-Plätze Deutschlands besitzt, ist ja schon seit langem ein Sammelplatz unserer sportliebenden vornehmen Welt. So war es selbstverständlich, daß dem von herrlichem Wetter begünstigten Tournier, diesem neuesten Anziehungspunkte des Weltbades, die auserlesenste Zuschauerschaft beiwohnte. Wir sahen in der glänzenden Menge J. K. H. die Kronprinzessin von Griechenland und Prinzessin Friedrich Karl von Hessen und Gemahl, Prinz und Prinzessin Wilhelm zu Sachsen-Weimar, Prinz Max zu Schaumburg-Lippe: ferner die Fürstinnen Galitzin und Baratow, die Gräfinnen Branicka, Graf Pech, Graf G. Reischach, Oberst-Lieutenant Frhr. v. König, Frhr. v. Lersner und Frau, Frhr. v. d. Tann und Frau, Frhr. v. Fritsch, Baron A. Fichard, Baron Reischach, die Herzogin von Rutland, Lord Manners, Prinz Sapieha und Graf Gersdorf.

G. v. L.



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich.

Verfälschte Seide

Man verbrenne ein Müsterchen schwarzen Seidenstoffs, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verlöscht bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden" weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt. Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so zerstäubt sie, die der verfälschten nicht. — Die **Seiden-Fabrik** von **G. Henneberg** (K. u. K. Hofl.), **Zürich** versendet gern Muster von ihren echten Seidenstoffen an Jedermann und liefert einzelne Roben und ganze Stücke porto- und steuerfrei in's Haus.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aus der Frauenwelt

Hannover. — Auf dem hier abgehaltenen fünften Stolze'schen Stenographen-Tage gewann, gegen viele männliche Mitbewerber, Fräulein Kärgel-Berlin beide erste Preise.

Görlitz. — Der Erweiterungsbau des Frauenheims zu Görlitz wird demnächst vollendet und dieses dann im stande sein, nicht weniger als 40 Damen gebildeter Stände aufzunehmen. Der Neubau enthält Wohnungen für 24 Damen und die Speise-, Gesellschafts-, Bade- und Wirthschaftsräume für sämmtliche Bewohnerinnen. Auch einige Freistellen sollen vergeben werden. Vorsitzende des Verwaltungsrathes des Frauenheims ist Frau Stadtrath Tschierschky zu Görlitz.

Tübingen. — An der Hochschule zu Tübingen promovirte jüngst die erste Dame, Gräfin Maria v. Linden, die der mathematisch-naturwissenschaftlichen Facultät eine Arbeit über die „Structur der Conchylien" einreichte.

Wien. — Beim Baden im Drau-Flusse ertrank in Feistritz in Steiermark die als Dichterin, Kritikerin und Jugendschriftstellerin bekannte Josefine Jurik. Sie war 1859 geboren; mehrere ihrer hygienisch-erziehlichen Schriften fanden in Oesterreich große Verbreitung.

Ischl. — Fräulein Alice Strauß, die Tochter Johann Strauß', hat sich hier mit dem Maler Marquis Feri Bayros verlobt.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Der Vorwurf, daß unsere heutige Mode die ältere Dame etwas spärlich bedenke, ist nicht so ganz unberechtigt. In der That erscheinen die überreichen Taillen-Garnituren, der Schmuck von Rosetten und flatternden Bandschleifen, die Blumengärten auf den Hüten den reiferen Jahren wenig angemessen. Mit der dem heutigen Hefte beiliegenden farbigen Darstellung, Nr. 1134, von der wir nachstehend auch die ergänzende Vorderansicht geben, bieten wir nun unseren Leserinnen eine geradezu klassische Besuchs-Toilette für ältere Damen, die Eleganz mit vornehmer Würde vereinigt. Der vorn und hinten in je zwei tiefe Tollfalten geordnete Sack-Paletot weist an Stelle der Aermel sehr weite, gleichfalls in Tollfalten gelegte Glocken-Epaulettes auf, — eine Form, die sich bei den noch immer sehr großen Kleiderärmeln als überaus praktisch erweist. Schwere schwarze Repsseide bildet das Material, welches Jet-Börtchen, die jeder Falte der Länge nach aufgesetzt sind, wirkungsvoll beleben. Unsere kleine Ansicht zeigt den Mantel durch einen Umlegekragen aus Pelz vervollständigt. Das eigenthümlich bläuliche Roth des Rockes wird voraussichtlich die Herbst- und Winter-Modefarbe und zugleich die bevorzugte Farbe der ältern Dame werden. Von vorn gesehen zeigt die kleine Capote eine interessante Dreispitzform, die kleidsam und apart wirkt.

Herbstumhang für ältere Damen. Gegenansicht zum farbigen Bilde Nr. 1134.

C. E.

— Inmitten aller wechselnden Modeschwankungen behauptet sich die Zusammenstellung von schwarzer Seide mit irgend einem duftigen schwarzen Gewebe seit vielen Jahren unverändert als modern. Toiletten, die durchsichtigen Krepp oder Tüll über einem festen Unterkleide aus glatter schwarzer Seide zeigen, dürfen als der En-tous-cas in dem Toiletten-Bestand der eleganten Frau gelten, denn sie erweisen sich ebenso geeignet für Visiten und die Promenade, als für den Besuch von Konzerten und Theater. Außerdem bieten sie noch den Vortheil, daß sie sich sehr gut mit Zuhülfenahme einer schon getragenen Seidenrobe herstellen lassen, wobei auch die vielleicht nach modernem Geschmack nicht genügende Weite des Unterkleides durch die Stofffülle des Obergewandes ergänzt werden kann. Unser Modell zeigt über schwarzem Atlas gleichfarbigen Chiffon-Krepp als Rock lose ausfallend, durch eine Rüsche abgeschlossen, für Taille und Aermel in zahllose schmale, über einander fallende Plissés geordnet. Das fichu-artige Arrangement, hinten durch eine kleine und eine lang herniederfallende Bandschleife bereichert, verleiht der Toilette straßengerechten Charakter; in der kleinen Vorderansicht erscheint der Kragen aus weißem Krepp, wodurch die Taille dann allerdings vorwiegend für Konzert oder Theater passend sein würde.

Kreppkleid mit hellem Fichu. Vorderansicht.

Kreppkleid mit Fichu für die Promenade.

C. E.

— Die Eleganz des Kleides birgt sich oft unter noch größerer Eleganz der Promenaden-Hüllen. Besonders chic und vornehm erschien ein Mantelkleid, aus schwarzem Moiré und gelblicher venetianischer Spitze in Prinzeßform zusammengestellt; die Längslinien unterbrach eine zierliche Pelerine mit hohem Medicis-Kragen, für welche die Stoff- und Spitzenstreifen querlaufend verbunden waren. Bei schöngewachsenen, nicht überschlanken Gestalten sind diese eng anliegenden stilvollen Gewänder von anmuthigster Wirkung, sodaß die elegante Frau mit Vorliebe diese Form für die ceremonielle Repräsentations-Toilette wählt. Dazu darf das Capote-Hütchen von jener besonderen koketten Einfachheit sein, die sich z. B. mit einer flachen Elsaßschleife begnügt, in der hinteren Mitte durch einen kleinen Zweig rosa Rosen vervollständigt.

A. K.

— Zu einem Spitzen-Cape mit voller Halskrause und breiter Atlasschleife erscheint der für eine ältere Dame bestimmte Visiten-Hut besonders passend. Auf der originellen, den Kopf wie ein Heiligenschein umgebenden Drahtform ist schwarzer Tüll in duftiger Fülle arrangirt. Jet-Borten nebst seitlich angebrachten Jet-Agraffen beleben die sehr breite Fläche der Krempe; seitlich vollenden zwei zierlich nach vorn gebogene schwarze Straußfedern die Garnitur.

Mantelkleid mit Pelerine.

A. v. R.

Wien. — Scheinbare Anspruchslosigkeit und in Wirklichkeit äußerstes Raffinement, — das ist die Devise des Prinzeßkleides. Nicht allein, daß diese schlichte Hülle nur eine vollkommen gewachsene Gestalt umschließen darf, um elegant zu wirken, sie muß auch mit äußerstem schneiderischen Geschick gearbeitet sein, um sich dem Oberkörper panzerartig anzuschmiegen und nach unten weit auszufallen, — ein Kunstwerk, das bei der mehr und mehr gesteigerten Rockweite doppelt schwer auszuführen ist. An unserem Modell aus ziegelrothem Velvet setzt sich der vierfach getheilte Rücken als tiefe Orgelfalten fort. Jeden der Rückentheile schmückt schwarze Chenille-Stickerei, die sich auch an den Seiten wiederholt, dort Taschen imitirend, während in Wahrheit die Tasche sehr gut Platz in den Falten findet.

Visiten-Hut für ältere Damen.

Die Aermel gehen vom Halse aus und umschließen mittelst zahlloser Abnäher eng die Schulter; erst handbreit unter der Achsel springt der Stoff aus, um unten in gleicher Weise wie auf der Schulter anliegend gestaltet zu werden. Schwarzer und weißer Krepp, in Puffen abwechselnd neben einander geordnet, ergiebt die Halskrause, wie in bedeutend schmälerer Form den Abschluß des Aermels. C. E.

— Für die Herbst-Promenade herrschen wieder die kleidsamen Jacken-Kostüme vor. Die eng anliegende Form der Jacke und die bauschige Stofffülle der Aermel geben diesen Anzügen trotz ihrer meist decenten Farben etwas ungemein Graziöses, jugendlich Flottes. Unsere Vorlage ist in der modernen Zusammenstellung von Schwarz und dunkel Kornblumenblau, blauem Wollstoff und schwarzem Bandbesatz gehalten. An der Jacke mit zierlichem Serpentine-Schoß ist das schwarze Atlasband, die Gestalt in vortheilhafter Weise markirend, strahlenartig aufgesetzt. Die breiten, ebenfalls mit Band gezierten, spitz auslaufenden Revers öffnen sich über einem Chemiset, das von einer Directoire-Schleife aus schwarzem Krepp mit spitzenbesetzten Enden gebildet wird. A. K.

Promenaden-Toilette in Prinzeßform.

Promenaden-Toilette mit Jackentaille.

Handarbeiten

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Die seit kurzem in mehreren Farben im Handel erschienenen Cassala-Stoffe, im Aussehen dem bekannten Woll-Cuba ziemlich ähnlich, sind Gewebe aus starken Wollfäden, die sich für jede Art Kreuz- und Flachstickerei eignen. Das Charakteristische dieser Stoffe besteht in der eigenartigen, festen Webe-Technik der Kehrseite, welche nicht canevas-artig wie die Stickseite, sondern wie Filz wirkt und dem ganzen Gewebe mehr Halt und Festigkeit giebt. Die Cassala-Stoffe sind daher für solche Gegenstände zu empfehlen, bei denen der mühsame Saum- oder Franzenabschluß durch ausgeschlagene Ränder ersetzt werden kann.

A. M.

Bezugsquellen: Mantelkleid: L. Zwieback, Wien I, Kärnthnerstr. 2. **Cassala-Stoffe:** H. Langenbeck, Berlin W, Potsdamerstr. 37.

Eine Sehenswürdigkeit Luzern's

sind die grossen

Magazine der Seidenstoff-Export-Firma Schweizer & Co.

Seidenstoff-Proben — grosse — unserer Vorräte in **schwarz, weiss** und **farbig** von 55 Pfge. bis 20 Mark per Meter senden wir auf Verlangen umgehend an jedermann und fügen zur Bequemlichkeit der geehrten Damen **frankierte Retour-Adressen** bei.

☛ Die **gewählten Stoffe** senden wir **porto- und steuerfrei** in die Wohnung, in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz),

Seidenstoff-Export.

Das „Luzerner Tageblatt" schreibt darüber:

»Zu den **Pracht-Magazinen,** wie wir sie im Verwaltungsgebäude der Gotthardbahn, in der Alpenstrasse und in den »Vier Jahreszeiten« bisher schon gehabt, hat sich im letztgenannten Gebäude nunmehr ein neues gesellt: das grosse **Seidenwaren-Magazin der Herren Schweizer & Co. Diese Züricher Seidenstoff-Fabrikations-Firma** hat die sämtlichen Gewölbe der Ostfront der »Vier Jahreszeiten« in eine grosse Verkaufshalle umgewandelt und stellt ihre Waren in 7 Schaufenstern (6 östlich und 1 nördlich) dem Publikum zur Schau und zum Verkauf aus. Es ist eine wahre Augenweide, neben den glänzend schwarzen, schweren Seidenstoffen die hochmodernen farbigen und diversen Phantasiestoffe zu sehen. Können schon die Augen der Männer an diesen hübschen Farbengebilden sich nicht satt sehen, welche Verlangen müssen erst im weiblichen Herzen beim Anblick all' der Herrlichkeiten erwachen! Nach den auf sämtlichen ausgestellten Gegenständen angebrachten Preisen zu schliessen, scheint das Geschäft der Herren Schweizer & Co. ebenso für die goldstrotzende Börse der hocharistokratischen englischen Lady wie für das bescheidenere Portemonnaie der bürgerlichen Hausfrau eingerichtet zu sein. Einen Besuch des Schweizerschen Magazins darf auch diese Letztere nicht unterlassen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Erstes Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

8. September 1895. — XXII. Jahrg., Heft 18.

Die heutige Mode in ihrer Uebertreibung.

Nach Modellen und Modezeitungen.

Bekanntlich erreicht der normal gebaute Mensch, wenn er die Arme ausbreitet, genau dieselbe Breite, wie seine Höhe beträgt. Diese Erscheinung dürfte unserer Tagesmode als Ideal vorschweben, denn ihr eifrigstes Bestreben geht dahin, die Gestalt nach der Breite ins Ungemessene auszudehnen; sie verwirklicht dasselbe auch vollkommen durch enorm weite Tütenröcke, mächtig ausladende Aermel, riesenhafte Schulterkragen und Hals-Garnituren, die oft die Breite des Kopfes noch überschreiten. Unsere heutige Skizze illustrirt diese Tendenz treffend: Der in tiefe Zacken eingeschnittene Schulterkragen nimmt die Form eines Sternes an und ragt auf den Schultern noch weit über die gewaltigen Bauschärmel hinaus. In dem Faltenrocke scheint der Traum einer überhitzten Modisten-Phantasie — 22 m Weite! — zur Wahrheit geworden. Der Hut zeigt die charakteristischen Linien der Spätsommermode, — die zwei riesigen Rosetten, die nicht auf dem Kopfe thronen, sondern sich diesem zu beiden Seiten anschließen; mächtige spitze Jet-Nadeln ragen aus den Rosetten empor. C. E.

Blitze der Frauenwelt

Berlin. — Gegenwärtig, wo die Frage der Zulassung des weiblichen Geschlechtes zu den Universitäts-Vorlesungen auf der Tagesordnung steht, darf als interessant erwähnt werden, daß schon seit längerer Zeit Frauen mehrfach Antheil an der wissenschaftlichen Arbeit der Berliner Universität haben. Es sind dies Damen, die selbständig oder als wissenschaftliche Hülfskräfte an den Laboratorien arbeiten. An erster Stelle ist hier Fräulein Else Koettgen zu nennen, die sich unter der Führung Arthur Königs mit physiologisch-optischen Studien in der physikalischen Abtheilung des physiologischen Institutes beschäftigt. Sie veröffentlichte in Wiedermann's vorjährigen „Annalen" eine „Untersuchung der spektralen Zusammensetzung verschiedener Lichtquellen." Fräulein Paula Günther ist anatomische Zeichnerin. Privat-Docent Dr. Benda hat sich mit ihr zur Herausgabe eines „Hand-Atlas der Gewebelehre" zusammengethan. Zeichenarbeiten für das Museum fertigen Frau Anna Held und Fräulein von Zglinicka. Die hier angeführte wissenschaftliche Frauenarbeit soll ziemlich schnell zu sicherem Erwerbe führen und nicht allzu anstrengend sein.

Danzig. — Das Interesse für „die deutsche Ada Negri", wie man sie genannt hat, die ostpreußische Volksdichterin Johanna Ambrosius, dringt jetzt bis in die höchsten Kreise. Unsere Kaiserin nimmt lebhaften Antheil am Wirken und Leben der Dichterin, deren Lieder jetzt auch vielfach componirt werden; selbst Brahms, der Altmeister, setzte einige davon in Musik.

Elberfeld. — Eine überraschend erfreuliche Entwicklung hat nach dem Jahresberichte seiner kürzlich hier stattgehabten General-Versammlung der „Evang. Diakonie-Verein" genommen. Gegen zehn Damen, die er vor einem Jahr ausbildete, schickt der Verein gegenwärtig 150 Frauen und Mädchen in die hiesigen Kranken-Anstalten zur Erlernung der verschiedensten Zweige der Diakonie. Wie im Vorjahre an dieser Stelle schon berichtet, erhalten die Damen im einjährigen Cursus, unentgeltlich, bei freier Station und ohne jede Verpflichtung für die Zukunft, eine gründliche Ausbildung in der allgemeinen Krankenpflege. Professor D. Zimmer in Herborn (Bez. Wiesbaden) giebt gern nähere Auskunft über den Verein.

Biebrich. — Einen nachahmenswerthen Schritt in der Fürsorge für arme Wöchnerinnen, hat der „Vaterländische Frauen-Verein" in Verbindung mit der Armenpflege gethan, indem er die Einrichtung traf, armen Wöchnerinnen für zehn Tage eine zur Pflege, sowie zur Führung des Haushalts geeignete Person zur Seite zu stellen.

Münster i. W. — Vor einiger Zeit hat hier Fräulein Hedwig v. Goetze, Tochter des commandirenden Generals des 7. Armee-Corps, mit eigener Lebensgefahr ein Dienstmädchen vom Tode des Ertrinkens gerettet. Der jungen Dame ist hierfür, mit sehr gnädiger Depesche des Kaisers die Rettungsmedaille am Bande verliehen worden.

Wien. — Auch Wien wird jetzt seine Frauen-Akademie erhalten. Der „Verein zur Abhaltung akademischer Vorträge für Damen" versandte seinen ersten Lections-Katalog für das Winter-Semester 1895/96, dem das Comité, an seiner Spitze die Hofräthe v. Hardel und Ludwig, ein warm empfundenes Vorwort mitgiebt. Die Vorlesungen sind in eine humanistische und eine realistische Gruppe eingetheilt. In der ersteren liest Docent Dr. Holländer Psychologie, Dr. v. Leclaire Ethik, Dr. Hartmann Römische Geschichte, Professor Szanto Ueber den antiken Staat, Dr. Guglia Geschichte der Renaissance, Professor Pribram Geschichte des letzten Jahrhunderts, Professor Friedmann Rechts- und Staatslehre, Dr. Schuller Wirthschaftslehre, Dr. Reich Geschichte des Sozialismus. Literatur werden Freiherr v. Berger, Dr. Lothar, Lewinsky und Arnau („Die Kunst des Vortrages"), G. Mathieu (La littérature au XIX. Siècle, Régénération des lettres françaises) und Dr. Weiser (Nine Chapters of English Literature) dociren u. s. w. Unter den Vorlesungen der realistischen Gruppe dürften die Vorträge des Fräulein Dr. Gabriele von Possanner über Anatomie und Physiologie des Menschen besonderes Interesse erregen. Die junge Dame hat sich in Zürich das medicinische Absolutorium und den Doctorhut erworben, trotzdem aber nicht die obrigkeitliche Erlaubniß erhalten, in Oesterreich den ärztlichen Beruf auszuüben.

Petersburg. — Nach langen Kämpfen wurde vor kurzem das Gesetz, betreffend die Bestätigung der Statuten des Petersburger medizinischen Instituts für Frauen publicirt. Die russischen Frauen dürfen nicht gemeinschaftlich mit den Studenten die medizinischen Fakultäten der Universitäten besuchen, sondern finden im „weiblichen medizinischen Institut" in Petersburg ihre ärztliche Ausbildung. Aufzunehmende Hörerinnen müssen den vollen Cursus eines Gymnasiums für Mädchen oder einer gleichwerthigen Lehranstalt absolvirt haben und unterliegen einem Examen in den beiden alten Sprachen. Nach Beendigung der medizinischen Bildung im Institut sind die Hörerinnen noch verpflichtet, sich während eines Zeitraumes von 1—3 Jahren in Anstalten für Geburtshülfe und in speziellen Krankenhäusern für Frauen und Kinder unter Leitung erfahrener Aerzte praktisch zu beschäftigen; nach befriedigender Absolvirung des Curses erhalten sie dann ein Diplom als weiblicher Arzt. — Das Bedürfniß nach weiblichen Aerzten ist in Rußland ein sehr bedeutendes; schon jetzt haben zahlreiche Landschaften Gesuche eingesendet, in denen sie um Zuweisung von Aerztinnen bitten.

Paris. — Auf dem Marktplatze der Gemeinde Saint-Saulve bei Valenciennes wurde durch den vom französischen Unterrichts-Minister entsandten Akademiker Jules Claretie das Denkmal der französischen Tragödin Duchesnois feierlich eingeweiht. Katharine Josephine Rafin, die für die Bühne den Namen Duchesnois angenommen hatte, wurde am 5. Juni 1777 zu Saint-Saulve geboren, betrat dort im Jahre 1795 zum ersten Male die Bühne und kam dann nach Paris, wo sie bis 1833 am Théâtre français wirkte. Als Phädra, Maria Stuart, Jeanne d'Arc errang sie die höchste Bewunderung ihrer Zeitgenossen.

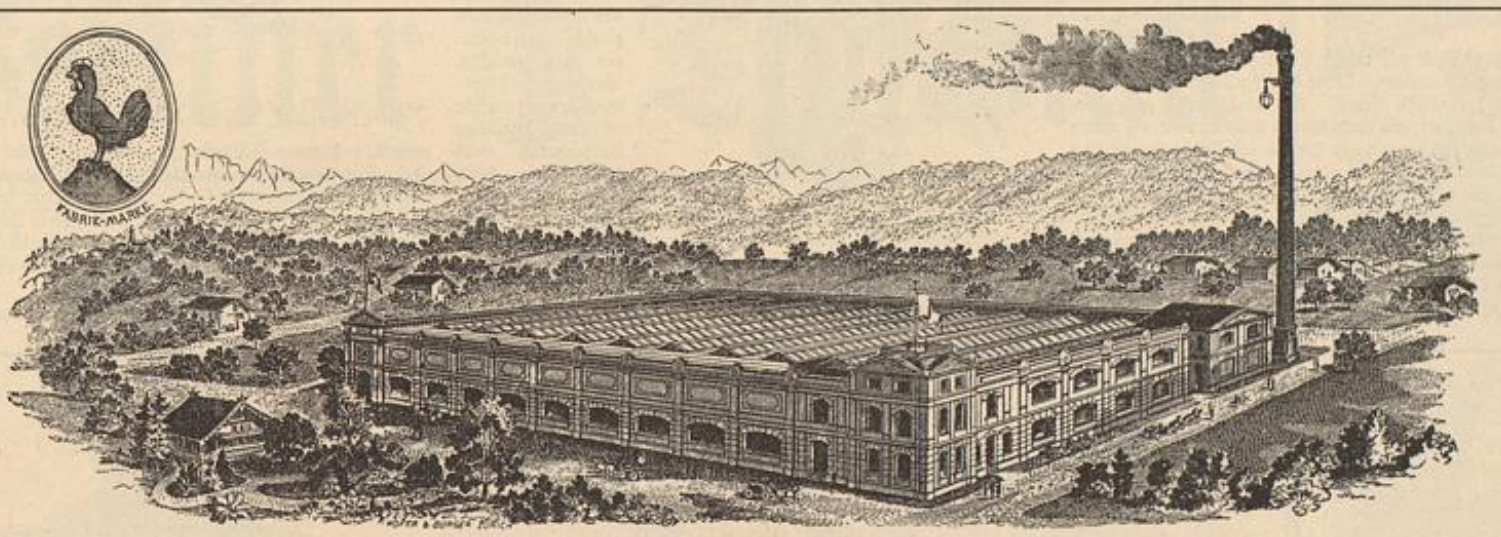
Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Auf der ersten Gegenansicht zu dem colorirten Bilde Nr. 1138 entsprechen Vorder- und Rückansicht einander vollkommen, nur daß die Aermel-Manschetten an der Seite des Unterärmels geschlitzt erscheinen und das Stehbündchen durch eine breite, gefaltete Schleife ergänzt wird. Die zweite Figur zeigt an der seidenen Taille statt der losen übergreifenden Theile der Vorderansicht nur einen von Astrachan-Röllchen begrenzten schmalen Stoffstreifen, der, senkrecht über die Passe tretend, die Taille unterbricht. — Die umstehend gebotene Rückansicht der ersten Figur des farbigen Bildes, Nr. 1137, wirkt besonders interessant durch die große, aus zwei Schlupfen und zwei Enden zusammengesetzte Schärpe, wie durch die breit über die Aermel fallenden Epaulettes mit Spitzenansatz. An der zweiten Figur

Gesellschafts-Toilette. Empfangs-Toilette.

Rückansichten zu dem farbigen Bilde Nr. 1138.



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) **Zürich**

empfiehlt:

Henneberg-Seide

Nur ächt, wenn **direkt** ab **meiner** Fabrik bezogen —

schwarz, weiß und **farbig** von **60 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v. Mk.	1.85—18.65	**Seiden-Grenadines**	v. Mk.	1.35—11.65
Seiden-Bastkleider per Robe	„ „	13.80—68.50	**Seiden-Bengalines**	„ „	1.95— 9.80
Seiden-Foulards	„ 95	Pfge.— 5.85	**Seiden-Surahs**	„ „	1.35— 6.30
Seiden-Masken-Atlas	„ 60	„ — 3.15	**Seiden-Faille française**	„ „	2.45— 9.85
Seiden-Merveilleux	„ 75	„ — 9.65	**Seiden-Crêpe de Chine**	„ „	2.35—10.90
Seiden-Ballstoffe	„ 60	„ —18.65	**Seiden-Foulards japan.**	„ „	1.45— 5.58

p. Meter.

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. **porto- und steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wiederholt sich das vordere Arrangement auch im Rücken, die eckigen Aermeltheile und die von der Taille auf diese übergreifenden Spangen aus Guipure. Beiden Toiletten ist der jetzt fast obligatorische Rock mit steifen Röhrenfalten eigen.

C. E.

— In der hiesigen schwedischen Gesandtschaft fand unlängst die Trauung der Baronesse Bauer, der Nichte des schwedischen Gesandten statt. Die Toilette der jugendlichen Braut, die wir Gelegenheit hatten, zu bewundern, war in ihrer Zusammenstellung und Ausführung so exclusiv, daß sie zwar nicht als Maßstab für Durchschnitts-Verhältnisse dienen kann, jedoch als eine originelle Variation des Brautkleides Interesse erwecken wird. Im allgemeinen ist ja das Hochzeitsgewand wenig geeignet, prononcirt moderne Einzelheiten zur Geltung zu bringen; hier aber war es geglückt, modernste Eleganz dem bräutlichen Charakter, ebenso wie der Jugendlichkeit der Trägerin anzupassen. Das interessante Material bestand aus elfenbeinfarbenem moire antique, Krepp und Spitze. Zu prächtiger Wirkung kam in dem schweren Stoff die Watteau-Falte an der lang herabfließenden Schleppe. Um den tiefen Ausschnitt der vorn leicht in Falten geordneten Taille lagen berthenartig gewundene Kreppstreifen, die auch Stehkragen und Gürtel bildeten. Besonders reizvoll wirkte das zierlich gereihte, mit Perlen benähte Chemiset aus feinstem Tüll, dessen luftige Grundform die zarte Haut durchschimmern ließ. Vorn fiel vom Ausschnitt, die Taille leicht verschleiernd und zugleich hebend, eine prachtvolle Valenciennes-Spitze. Weit abstehenden kurzen Puffärmeln schlossen sich dicht die Handschuhe an. Die Braut erschien in der überaus prächtigen und kleidsamen schwedischen Brautkrone aus Gold-Filigran und Silberflittern, umfluthet von dem lang herabwallenden Schleier. Auf unserer kleinen Skizze tritt an Stelle der Brautkrone der Myrtenkranz.

Diner-Toilette. Toilette aus Lusah-Krepp. Rückansichten zu dem farbigen Bilde Nr. 1137.

Braut-Toilette mit Chemiset und Watteau-Falte.

— Das entzückend mädchenhafte Brautgewand einer anderen Aristokratin geben wir in nebenstehender Skizze. Weiche indische Seide umfloß die zarten Linien der Gestalt; über die leicht gereihten Blusentheile der Taille mit den bauschigen halblangen Puffärmeln legte sich, den feinen Hals freilassend, ein Fichu aus duftigem indischen Mull mit reicher Pointlace-Spitze in der kleidsamen Form „Marie Antoinette". Ueber der Brust gekreuzt, fielen die Enden leicht gefaltet, graziös herab. Der diademartig gewundene Kranz, mit dem die Gestalt fast verhüllenden Schleier war ein wenig nach hinten gesetzt und ließ die üppigen Wellen des Vorderhaares frei, hinten dem kunstvoll geschlungenen Haarknoten sich anschmiegend. A. K.

— Wenn auch im allgemeinen die Mode in der Blumen-Binde-Kunst die aus langgestielten Blumen scheinbar zwanglos zusammengelegten Sträuße bevorzugt, höchstens mit flatternder Bandschleife geschmückt, oder von einer leichten Spitze eingehüllt, so bleibt dennoch für das Braut-Bouquet die steife Manschette zu Recht bestehen. Allerdings kann man die Grundform nur eben ahnen, so reich ist die Ausstattung mit Krepp, Spitzen und Bändern. Diese Form ist jetzt fast immer flach, sodaß sie dem Strauße eine feste Stütze gewährt, wenn dieser in natürlicher Haltung, etwas gesenkt getragen wird. Man findet z. B. eine dreitheilige, wie aus Blättern zusammengesetzte Form, vollständig mit gefaltetet, duftiger Gaze bekleidet und von seidener Blonde umgeben. Eine andere zeigt die Gestalt eines vierblätterigen Blumenkelches und wird ganz durch eine breite Tüllspitze verschleiert, deren Ansatz eine Seidenschnur deckt. Sie ist hauptsächlich als Halter eines kleinen Bouquets berechnet; lange herunterhängende Ranken bilden dann die Vervollständigung. An keinem Brautstrauße darf aber die lange Schleife aus schwerem Ripsbande fehlen. C. E.

Braut-Toilette mit Fichu.

— Eine besonders schwierige Sache wird immermehr das Raffen der Kleiderröcke. Bei der Weite derselben erweisen sich alle sonst üblichen Hülfsmittel als unzureichend, es bleibt kaum etwas anderes übrig, als das Kleid mit beiden Händen rechts und links aufzunehmen, wodurch der Trägerin wiederum der Gebrauch ihrer Hände für irgend einen anderen Zweck unmöglich gemacht wird. Dieses Raffen erfordert ein ernsthaftes Studium, um nicht ungraziös zu erscheinen, bietet dafür aber die beste Gelegenheit, farbig seidenes Rockfutter, elegante Unterröcke und zierliches Schuhwerk zur Geltung zu bringen. C. E.

Blusen-Paletot.

Wien. — Wie schon unter „Neue Moden" des heutigen Heftes erwähnt wird, tritt jetzt an Stelle der unschönen und zu schnell allgemein gewordenen Gigerl-Paletots eine ganz neue Jackenform, der Blusen-Paletot. Derselbe schließt sich in breiten Doppelfalten einer genau nach der Gestalt gearbeiteten Passe an und fällt in der Länge eines Sacco-Jackets glatt hernieder. Man fertigt diese jugendliche Form — wenigstens jetzt in der Uebergangs-Saison, — gern in hellen Farben, um auch damit dem blusenartigen Charakter Rechnung zu tragen. Unser Modell aus drapfarbigem Tuch mit Seidenfutter zeigt die Passe vorn und auf den Schultern spitz geschnitten, dazwischen ausgerundet, was sich als sehr kleidsam bewährt; an dem Aermel kommt das beliebte Arrangement, das die Stoffmenge durch Abnähen in einzelne Säumchen zur Manschette gestaltet, zur Geltung. Als einziger Ausputz umrandet die Passe ein glatter Stoffstreifen. Auf unserer Skizze vervollständigt den Paletot eine jener hübschen kurzen Boas aus schwarzer Spitze, die, an jedem Ende durch einen Rosenstrauß abgeschlossen und lose um den Hals gelegt, den Stehkragen vorn frei läßt. Dunkelbraune Schleifen-Garnitur mit sehr schmalem schwarzen Spitzenansatz weist das winzig kleine Toque-Hütchen aus schwarzem Sammet auf. N. Br.

Paris. — Einige Winke über Kinderkleider dürften in dieser Zeit willkommen sein, um auch für die kleine Welt die Herbst-Toilette modengerecht in Stand setzen zu können. Allerliebst ist ein Kostüm, das sich ebenso gut für Mädchen von acht, wie von zwölf oder vierzehn Jahren passend erweist. Grober, hellgrauer Mohair, den man bisher für wenig kindlich hielt, ist dafür verwendet. Vorn erscheint der Rock in eine mächtig breite Falte gelegt, die sich auf der Taille wiederholt, diese in ihrer ganzen Breite bedeckend, sodaß sie mehr als ein Plastron, denn wie eine Falte wirkt. Der Knopfschluß ist linksseitig angebracht und wird von einem schmalen Vorstoß aus dunkelgrauer Faille begleitet, der sich auch als Abschluß der Epaulettes und des unteren Rockrandes wiederholt, hier noch durch Schlingen-Languetten aus Soutache bereichert. Dunkelgrauer Sammet bildet die Aermel. Dazu der Hut aus hellgrauem Filz mit grauen Federn und Pompons garnirt. Für größere Knaben giebt es einen sehr praktischen Paletot aus blauer Serge im englischen Genre mit zwei Reihen Knöpfen gearbeitet, nebst Sammetkragen und dazu passenden Revers. Das darunter zu tragende Kostüm kann aus einer Bluse von kastanienbraunem Tuch, gleichfarbigen weiten Sammet-Beinkleidern und geringelten Strümpfen bestehen. Für Mädchen von acht bis zwölf Jahren erscheint ein Kleid aus blauem Flanell ebenso praktisch wie hübsch. Rothlila Sammet umgiebt als schmaler Vorstoß den ganz nach der Mode der Mamas in tiefe Tütenfalten gelegten Rock; der üblichen Blusenform der Taille verleiht der in viereckige Patten ausgeschnittene, mit Sammetbesatz versehene Kragen besondere Eigenart. Schöne Stahlknöpfe beleben den kleinen Kragen mit geradem Rande. In ähnlichem Genre ist ein Kleidchen aus rothem Liberty-Sammet für kleine Mädchen von drei bis vier Jahren gefertigt. Das ganze Kleid ist vom Halsbündchen an in plissirte Falten gelegt; hinten erscheinen dieselben in der Taille festgehalten, vorn fallen sie lose herab. Rother Atlas schmückt, in Gestalt von vielfach über einander gelegten Säumchen den Rock und bildet, zu einzelnen schmalen Schlupfen zusammengelegt, Rosetten, die die breite Seitenfalte des Rockes, wie die Aermel-Manschette beleben. Obgleich in der jetzigen Jahreszeit die Sorge für den Teint keine großen schützenden Hüte mehr erfordert, lassen wir unsere Kleinen doch gern in einer Art Helgoländer-Form einhergehen, die die kleinen frischen Gesichter so entzückend umrahmt. Hier wurde weißer Sammet mit Guipure und Seidenband zusammengestellt. B. de G.

Kleid mit Epaulettes für größere Mädchen.

Kleid mit Kragen für kleine Mädchen. Anzug mit Paletot für Knaben. Sammetkleidchen für kleine Mädchen.

(Fortsetzung siehe im zweiten Beiblatt.)

Eine Sehenswürdigkeit Luzern's

sind die grossen

Magazine der Seidenstoff-Export-Firma Schweizer & Co.

Seidenstoff-Proben — grosse — unserer Vorräte in **schwarz, weiss** und **farbig** von 55 Pfge. bis 20 Mark per Meter senden wir auf Verlangen umgehend an jedermann und fügen zur Bequemlichkeit der geehrten Damen **frankierte Retour-Adressen** bei.

☛ Die **gewählten Stoffe** senden wir **porto- und steuerfrei** in die Wohnung, in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz),
Seidenstoff-Export.

Das „Luzerner Tageblatt" schreibt darüber:

»Zu den **Pracht-Magazinen,** wie wir sie im Verwaltungsgebäude der Gotthardbahn, in der Alpenstrasse und in den »Vier Jahreszeiten« bisher schon gehabt, hat sich im letztgenannten Gebäude nunmehr ein neues gesellt: das grosse **Seidenwaren-Magazin der Herren Schweizer & Co. Diese Züricher Seidenstoff-Fabrikations-Firma** hat die sämtlichen Gewölbe der Ostfront der »Vier Jahreszeiten« in eine grosse Verkaufshalle umgewandelt und stellt ihre Waren in 7 Schaufenstern (6 östlich und 1 nördlich) dem Publikum zur Schau und zum Verkauf aus. Es ist eine wahre Augenweide, neben den glänzend schwarzen, schweren Seidenstoffen die hochmodernen farbigen und diversen Phantasiestoffe zu sehen. Können schon die Augen der Männer an diesen hübschen Farbengebilden sich nicht satt sehen, welche Verlangen müssen erst im weiblichen Herzen beim Anblick all' der Herrlichkeiten erwachen! Nach den auf sämtlichen ausgestellten Gegenständen angebrachten Preisen zu schliessen, scheint das Geschäft der Herren Schweizer & Co. ebenso für die goldstrotzende Börse der hocharistokratischen englischen Lady wie für das bescheidenere Portemonnaie der bürgerlichen Hausfrau eingerichtet zu sein. Einen Besuch des Schweizerschen Magazins darf auch diese Letztere nicht unterlassen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zweites Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

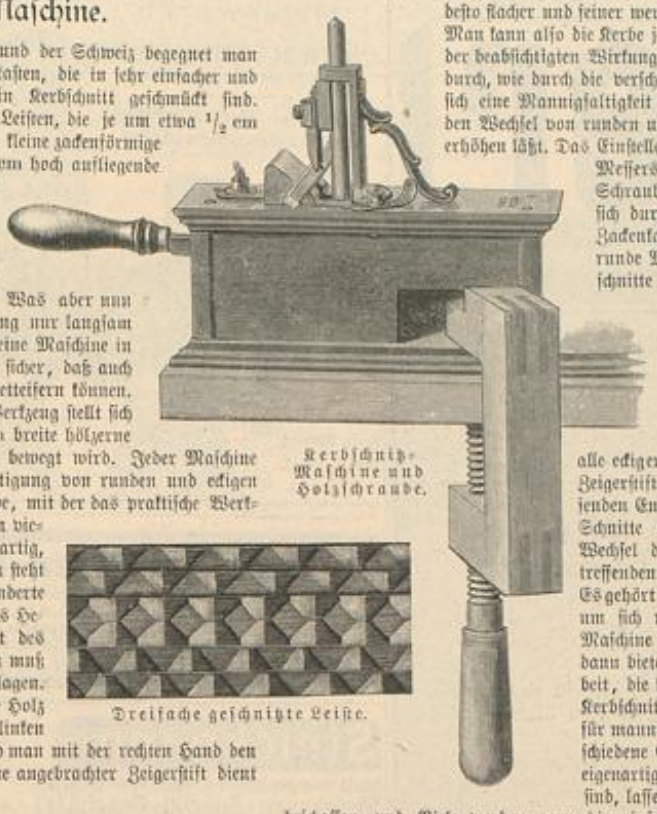
8. September 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 18.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Kerbschnitz-Maschine.

In manchen Theilen Deutschlands und der Schweiz begegnet man kleinen Holzgegenständen, namentlich Kasten, die in sehr einfacher und doch origineller Weise mit Auflagen in Kerbschnitt geschmückt sind. Mehrere übereinander liegende dünne Leisten, die je um etwa $^1/_2$ cm schmaler werden und an ihren Rändern kleine zackenförmige Ausschnitte zeigen, ergeben so 1 bis 2 cm hoch aufliegende Zierate. Diese Schnitzereien werden mit einem Messer ausgeführt und bilden in manchen Gegenden eine Lieblingsbeschäftigung der ländlichen Bevölkerung in den Feierstunden, hier und da auch einen kleinen Industrie-Zweig. Was aber nun bisher die Hand bei sauberer Ausführung nur langsam herstellen konnte, verrichtet jetzt eine kleine Maschine in kurzer Zeit so correct, gleichmäßig und sicher, daß auch die geschicktesten Finger nicht mit ihr wetteifern können. Das durch Patent geschützte sinnreiche Werkzeug stellt sich als eine kastenartige, 18 cm lange, 7 cm breite hölzerne Schnitzbank dar, die durch einen Hebel bewegt wird. Jeder Maschine sind zwei Messer beigegeben, zur Anfertigung von runden und eckigen Ausschnitten, und eine hölzerne Schraube, mit der das praktische Werkzeug in seiner unteren Oeffnung an einem viereckigen Tisch befestigt wird, und zwar derartig, daß der Hebel nach dem Arbeitenden zu steht und die Führung eine freie und ungehinderte ist. Von dem kräftigen Niederdrücken des Hebels hängt die Glätte und Sauberkeit des Schnittes wesentlich ab; ohne Hinderniß muß er auf den Boden der Bank aufschlagen. Beim Arbeiten legt man das zu kerbende Holz auf das schräge Pult, preßt es mit der linken Hand fest an die untere Kante, während man mit der rechten Hand den Hebel niederdrückt. Ein an der Maschine angebrachter Zeigerstift dient zur Regulirung der Abstände. Den ersten Schnitten muß man freihändig die gewünschte Entfernung geben, bis der Stift in einen Kerb eingreifen kann. Dann richtet man ihn an die Kante des Einschnittes, drückt einen neuen Kerb ein und kann nun durch gleichmäßiges Vorschieben der Leiste von rechts nach links allen Kerben den gleichen Abstand geben; nur muß man beachten, daß die Schraube, die den Zeigerstift regulirt, recht fest angezogen ist. Das Gleiche gilt von der großen Schraube, die vor dem Hebel angebracht ist und die Stellung des Pultes bestimmt; je näher dieses dem Schneidemesser steht, um so größer fallen die Kerbe aus, je ferner, desto weniger tief kann das Messer eingreifen, desto flacher und feiner werden demnach die Schnitte. Man kann also die Kerbe je nach der Holzstärke und der beabsichtigten Wirkung reguliren. Schon hierdurch, wie durch die verschiedenen Abstände, ergiebt sich eine Mannigfaltigkeit der Arbeit, die sich durch den Wechsel von runden und eckigen Schnitten noch erhöhen läßt. Das Einstellen des einen oder anderen Messers wird durch die obere Schraube vermittelt. Während sich durch das eckige Messer eine Zackenkante gestaltet, bildet das runde Messer bogenförmige Ausschnitte und ein zierliches perlartiges Muster. Will man beide Schnitte abwechselnd verwenden und dadurch eine bunte Kante hervorbringen, so stellt man erst das eine Messer ein und schneidet z. B. alle eckigen Kerbe, wobei man den Zeigerstift so regulirt, daß die passenden Entfernungen für die runden Schnitte bleiben, die später, nach Wechsel des Messers an den betreffenden Stellen auszuführen sind. Es gehört nur geringe Uebung dazu, um sich mit der Handhabung der Maschine vertraut zu machen, und dann bietet die leichte, einfache Arbeit, die keinerlei Vorkenntnisse im Kerbschnitt erfordert, Gelegenheit für mannigfache Verwendung. Verschiedene Gegenstände, die zu dieser eigenartigen Ausschmückung geeignet sind, lassen sich ohne große Kosten beschaffen, und Viele werden gern die einfache Grundlage zu einem Rahmen, einer kleinen Staffelei, mit geringer Mühe selbst anfertigen. Für eine Staffelei z. B. ergeben schon die verzierten Leisten die Längs- und Querhölzer, so daß man nur noch nöthig hat, die Ausschnitte zu machen und ein Brettchen mit Scharnier zum Aufstellen der Staffelei zu befestigen. Selbst Cigarrenkisten können sich durch diese Schnitzarbeit in zierliche Kästchen verwandeln, wie denn Leisten, aus Cigarrenkisten geschnitten, dem Anfänger ein sehr geeignetes Material zu Versuchen und Uebungen bieten. Meist benutzt man zu den Auflagen Hölzer in drei oder vier verschiedenen Größen von etwa 1 bis $2^1/_2$ cm Breite, die nach Ausführung des Schnittes über einander geleimt oder genagelt werden. Wünscht man die Verzierungen in runder, eckiger oder beliebig anderer Form herzustellen, so muß man sich die erforderlichen Holztheile in den entsprechenden Größen selbst vorrichten oder vom Tischler anfertigen lassen. Eine Abwechslung läßt sich auch dadurch erzielen, daß man bald helles, bald dunkel gebeiztes Holz verwendet oder farbige Beizen benutzt. Ueberhaupt werden Geschicklichkeit und erfinderischer Geist der netten Arbeit, die sich auch mit Malerei oder Brandmalerei verbinden läßt, immer neuen Reiz abzugewinnen wissen.

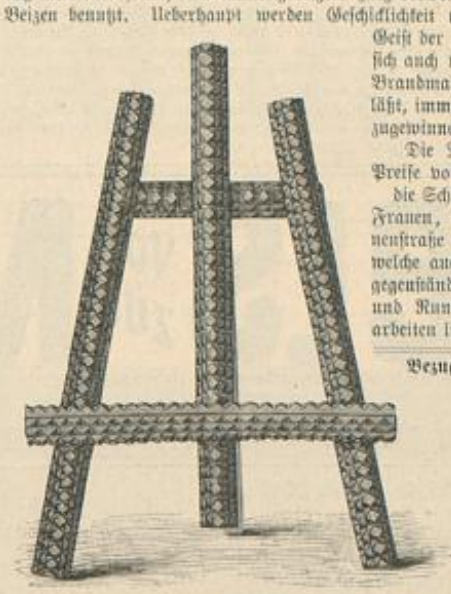


Kerbschnitz-Maschine und Holzschraube.

Dreifache geschnitzte Leiste.

Schmale und breite Leiste mit bogenförmigen und eckigen Kerben.

Die Maschine ist zum Preise von 10 Mark durch die Schnitzerschule für Frauen, Berlin W, Kronenstraße 57, zu beziehen, welche auch geeignete Holzgegenstände, sowie Leisten und Rundstücke zum Verarbeiten liefert. O. A.



Kleine Staffelei aus dreifachen, mit der Maschine geschnitzten Leisten.

Bezugsquellen: Gesellschafts-Toilette: A. Lüders, W. Friedrichstr. 66. — **Empfangs-Toilette:** H. Kosterlitz, W. Mohrenstr. 21. — **Diner-Toilette:** J. Landauer, W. Leipzigerstr. 19. — **Toilette aus Lusah-Krepp:** Strauß-Ufer, W. Unter den Linden 13. — **Braut-Toilette mit Watteau-Falte:** B. Capteina & Co. W. Friedrichstr. 193/193.

Literarisches.

Dörrbüchlein für den kleinen Haushalt. Verfaßt von R. Mertens, Wandergärtner für den Regierungsbezirk Wiesbaden. Verlag von Rud. Bechtold & Co., Wiesbaden. Preis 1 Mk.

Der Dörrbetrieb in der Familie auf dem kleinsten Apparate, wie es die Geisenheimer Herddörre ist, soll durch das Dörrbüchlein gefördert werden. Langjährige Erfahrungen gestatten dem Verfasser, praktische Anleitungen zu geben, die im Haushalt ausführbar sind. Obst wie Gemüse finden gleichmäßig Beachtung, und besonders die Hausfrau auf dem Lande wird bei Befolgung der Vorschriften die Erzeugnisse ihres Gartens vortheilhaft verwenden können. E. F.

Obst-Einkochbüchlein für den bürgerlichen und feineren Haushalt. Von R. Mertens. Verlag von Rud. Bechtold & Co., Wiesbaden. Preis 1,50 Mk.

Auf Grund langjähriger Erfahrungen und mit Berücksichtigung praktisch erprobter Maschinen, bieten die in dem Büchlein enthaltenen Anleitungen zur Verwerthung des Obstes, zumal auf dem Lande, gleichzeitig gute Recepte für Conserven aller Art; daneben ist der Herstellung von Gelées, Obstsäften, Obstessig u. s. w. gedacht; auch die Geräthe, sowie die Aufbewahrungs-Räume sind eingehend besprochen. Wer Obstzucht treibt, wird manch schätzenswerthen Rath finden, aber auch der Hausfrau in der Stadt kann das Buch gute Dienste erweisen. E. F.

Berliner Tageblatt

Als Zeitung großen Styls hat das täglich zweimal in einer Morgen- und Abend-Ausgabe erscheinende „Berliner Tageblatt" in Folge seines reichen, **gediegenen Inhalts**, sowie durch die **Schnelligkeit und Zuverlässigkeit** in der Berichterstattung (vermöge der an allen Weltplätzen angestellten eigenen Korrespondenten) die **stärkste Verbreitung im In- und Auslande** erreicht. Nicht minder haben zu diesem großen Erfolge die ausgezeichneten Original-Feuilletons aus allen Gebieten der Wissenschaft und schönen Künste sowie die hervorragenden belletristischen Gaben, insbesondere die **vorzüglichen Romane** und Novellen beigetragen, welche im täglichen Roman-Feuilleton des **„B. T."** erscheinen. Die Romane und Feuilletons des **B. T.** erscheinen in **Deutschland allein** in diesem Blatte und **niemals gleichzeitig** in **anderen Zeitungen**, wie dies jetzt vielfach üblich ist. Im nächsten Quartal gelangt ein neuer großangelegter, höchst spannender Roman der allbeliebten deutschen Erzählerin:

Nataly von Eschstruth:
„Der Stern des Glücks"

zum Abdruck. Derselbe wird sicherlich bei der Leserwelt dieselbe begeisterte Aufnahme finden, wie der Verfasserin frühere Werke: „Polnisch Blut", „Hofluft", „Gänseliesel" 2c. Die Abonnenten des **B.T.** empfangen allwöchentlich folgende 5 höchst werthvolle Separat-Beiblätter: das illustrirte Witzblatt **„ULK"**, die feuilletonistische Montagsausgabe **„Der Zeitgeist"**, die **„Technische Rundschau"**, das belletristische Sonntagsblatt **„Deutsche Lesehalle"** und die „Mittheilungen über **Landwirthschaft, Gartenbau** und **Hauswirthschaft"**. Die sorgfältig redigirte, vollständige **„Handels-Zeitung"** des **B. T.** erfreut sich wegen ihrer unparteiischen Haltung in kaufmännischen und industriellen Kreisen eines besonders guten Rufes.

Vierteljährliches Abonnement kostet 5 Mk. 25 Pf. bei allen Postämtern. Probenummern franco. Inserate (Zeile 50 Pf.) finden erfolgreichste Verbreitung in allen Theilen Deutschlands sowie i. Auslande.

Die **„Berliner Neuesten Nachrichten"** sind unparteiisch u. in nationalem Sinne redigirt und übertreffen an Reichhaltigkeit und Gediegenheit alle Berliner Tagesblätter.

Ein Versuch ist lohnend!

Probe-Nummern von der **Expedition Königgrätzerstr. 42** auf Wunsch gratis!

Alle Arten **Stickereien** auf **Costumes** fertigt
Clara Wolter, BERLIN. S.W.
an der Jerusalemer Kirche 2.

B. Schott's Söhne, Mainz.
Um die Wahl von Musikstücken unseres umfangreichen Verlages zu erleichtern, versenden wir auf Verlangen gratis u. franco:
Führer durch unsere Piano-, Violin- und Gesangs-Cataloge,
nur beste Stücke enthaltend. Schwierigkeitsgrad resp. Tonumfang ist angegeben.

? ? ?
Was ist Kefyr?
Interessante Broschure versendet umsonst
Erste Kaukasische Kefyranstalt
Breslau, Zwingerstr. 2.

Eisenmagnesia-Pillen bei Blutmangel.
Das beste aller Eisenmittel in allen Apotheken käuflich per Dose Mk. 1,50, ca. 220 bis 240 Stück. Apotheker Kirchmann. Ottensen-Hamburg.

Modernste Besätze.
Perlgarnituren, Perlgehänge, Perlbesätze, Perltülle, Flittertülle, Flittergarnituren, Flitterbesätze, Garnituren m. Federn od. Pelz, **Federbesätze, Pelzbesätze, Spitzen, Bänder, Knöpfe** im anerkannten Geschmack der Firma. Auswahlsendungen bei genauer Angabe.
Siegbert Levy, Berlin C., Jerusalemerstr. 23.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Anzeigen
Anzeigen
Anzeigen
Anzeigen
Anzeigen

jeglichen Inhalts, falls solche nicht als zur Aufnahme ungeeignet von uns angesehen werden sollten, finden in der Illustrirten Frauen-Zeitung eine weit über den Kreis der Abonnenten hinausgehende Verbreitung. Denselben ist eine vorzügliche Wirkung gesichert, zumal die Leser den gebildeten und wohlhabenden Kreisen angehören. Die Annahme der Anzeigen erfolgt, soweit der dafür bestimmte Platz reicht, zum Preise von M. 1.— für die einspaltige Nonpareille-Zeile (etwa 52 Buchstaben fassend) oder deren Raum, und findet in allen Annoncen-Bureaux, sowie direct bei den Expeditionen der Illustrirten Frauen-Zeitung zu Berlin W, Potsdamerstraße 38, und zu Wien I, Operngasse 5, statt. Alleinige Inseraten-Annahme für Frankreich und Belgien bei der Compagnie générale de Publicité Etrangère, John F. Jones & Cie in Paris, 31bis Rue du Faubourg Montmartre.

Inserenten erhalten das Blatt kostenfrei mit der Post zugesandt so lange der Insertions-Auftrag dauert.

Der Spiegel der Möbel
Ist der Spiegel der Hausfrau!
Herrlicher Erfolg
durch
Voigts Möbelpolitur
Dose 50 Pf., zu bez. d. alle Drog.-Hdlg., ev. direct, bei Einsend. von 70 Pf. franco
Fabrik Th. Voigt, Würzburg.

Posamenten-Fabrik
Anton Oehler
LEIPZIG
Eigene Anfertigung nach jeder Modenzeitung.

Neue Passementerie-Garnituren
mit dazu passenden
Meterwaren.
Kleider-Stickereien
nach jeder Modenzeitung.
Sämtliche Bedarfsartikel zur Damenschneiderei.
Spitzen, Spitzenkragen, Knöpfe.
Man verlange den illustr. Prospekt und nenne bei Anforderung 212. dieses Blatt.

FELS VOM ZUM MEER
Modernste und vornehmste Halbmonatsschrift in prächtiger Ausstattung, mit hochbedeutsamem litterarischem Inhalt, Romanen erster Autoren 2c. Farbige Kunstbeilagen und Textbilder. Probehefte in allen Buchhandlungen.

Die besten Braten
erzielt man ohne extra Feuerung auf jedem Herde, in Koch- u. Grudeöfen, auf Gas und Petrol. mit **Heussi's Brat- u. Backapparat.**

Macht jeden Braten schmackhafter, saftiger und weicher, erleichtert infolge vorzüglicher Oberhitze wesentlich das Bräunen u. Knusprigmachen u. beseitigt das lästige Aufpassen. Prachtvolle Saucen, bequemstes Backen v. Brot, Kuchen, Speisen 2c. Preis: beliebte Mittelgröße 15 M., Kiste 1 M. Ausführl. Prosp. kostenlr. Versand geg. Nachn. od. vorh. Einsendg. **Paul Heussi, Leipzig.**

Philippine Welser.
Eine Schilderung ihres Lebens und ihres Charakters
von
Wendelin Boeheim.
Mit 17 Text- und 7 doppelseitigen Illustrationen. Klein Quart-Format, VII u. 67 Seiten nebst 7 Doppeltafeln.
In Pergament-Papier mit Leinenrücken sehr elegant geb. M. 5.— = Fl. 3. W. 3.—.

Häusliche Kunst.
Herausgegeben von
Frieda Lipperheide.
Mit 585 Illustrationen.
Vollständig in elf Lieferungen zu je 50 Pf., oder in elegantem Leinenband mit farbigem Titel-Aufdruck 7,00 Mark.

Das Werk bringt ausführliche und leichtfaßliche Beschreibungen, wie unter Anwendung der einfachsten Mittel fleißige Frauenhände im Stande sind, die Decorirung der verschiedensten Gebrauchs- und Ausstattungs-Gegenstände im Hause selbständig vorzunehmen, bezw. diese Gegenstände herzustellen, und zwar auf die mannigfachste Art.

Das Werk umfaßt nicht weniger als 44 Techniken, deren leichte und bequeme Ausführbarkeit wie auch künstlerische Wirkung practisch erprobt worden sind.

Ungefähr fünfhundert Abbildungen erläutern den Text, während am Schluß Rathschläge, Recepte, Bezugsquellen 2c. jede sonst noch wünschenswerthe Auskunft zu geben.

Vorwort.
1. Malereien für Fächer auf Seide, Gaze 2c.
2. Holz-Malerei.
3. Brand-Malerei.
4. Malerei auf Leder mit farbigen Tinten, Aquarell-, Bronzefarben 2c.
5. Gobelin-Malerei.
6. Prismatine-Bronze-Malerei.
7. Kensington-Malerei.
8. Porzellan-Malerei.
9. Rauch-Malerei.
10. Majolica-Malerei.
11. Email-Malerei.
12. Grisaille-Glasmalerei.
13. Email-Glasmalerei.
14. Siegellack-Malerei auf Glas 2c.
15. Bronzirte Siegellack-Malerei als Imitation japanischer Metall-Auflagen.
16. Wappen-Malerei.
17. Malerei mit Lack- oder Email-Farben.
18. Decorative Malerei, auch in Verbindung mit Stickerei.
19. Malerei „Vernis Martin".
20. Wismuth-Malerei.
21. Lederschnitt-Arbeit.
22. Ritzarbeit auf Leder.
23. Italienische Stiftvergoldung.
24. Aetzen und Graviren auf Metall, See- und Elfenbein.
25. Laubsäge-Arbeit in Metall.
26. Bossiren oder Klopfarbeit in Metall.
27. Nagelarbeit.
28. Venetianische Nagelarbeit.
29. Klein-Eisen-Arbeit.
30. Blumen-Mosaik.
31. Modellir-Arbeiten.
32. Holzschnitzerei.

Anhang.
33. Radiren auf glasirten Schüsseln.
34. Farbige Glasuren und Gold-Decoration auf Glas.
35. Noch einmal Majolica.
36. Glasur-Malerei.
37. Neues über Email-Malerei.
38. Durchbrochene Leder-Arbeit.
39. Transparent-Zeichnung auf Glas.
40. Brandmalerei auf Glas.
41. Ueber Restauriren von Gemälden.
42. Bemalen von Photographien.
43. Recepte.
44. Technische Ausdrücke.

Das Werk ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

Insekten-Pulver,
echt persisches, 1895er Ernte, soeben eingetroffen, von unübertroffener Wirkung, à Pfd. 4 Mk. und in Schachteln à 0,25, 0,50, 1,—, 1,50 2,— Mk. u. in Blechbüchsen à 2,—, 3,—, 4,50 und 6,—. Insektenpulver-Tinctur à Flasche 25 Pf., 50 Pf. und 1 Mk. Insektenpulver-Blasebälge à Stück 0,50, 0,75 und 1 Mk.
J. C. F. Schwartze, Berlin W., Leipziger Str. 112, Ecke der Mauerstrasse.

Kleider-Sammet
Velvet
Mäntelplüsche
aller Art (glatt, Krimmer etc.) Möbelplüsche, Leinenplüsche, Decken in reichster Auswahl liefert zu Fabrikpreisen direkt an Private
E. Weegmann, Bielefeld
Plüschweberei und Färberei.
Muster bereitwilligst franko gegen franko.

Strickgarne
kauft man am besten u. billigsten von dem
Strickgarn-Special-Geschäft
Gust. Becker jr., Witten a. d. Ruhr
Auswahl in 34 verschiedenen wollenen, 10 halbw. (Merinos) u. 15 baumwoll. Qualitäten.
Man verlange gütigst Muster und Preis-Liste.

Bei uns sind erschienen zwei hervorragende Romane von Gustav Schalk:
„Dr. Biedermann und sein Zögling".
Geheftet 5 Mk. — In Prachteinband 6 Mk.
„Anda Marina".
Geheftet 4 Mk. — In Prachteinband 5 Mk.
Verlag der W. Delmanzo'schen Buchdruckerei
Stolp i/Pom.

Als Geschenke empfehlen wir:
Küchenschränke von Mk. 25.— an.
Waschmaschinen von Mk. 32.— an.
Wringer von Mk. 14.— an
Mangeln von Mk. 24.— an.
Gesetzlich geschützt.

Wiederverkäufer bei hohem Rabatt gesucht. Verlangen Sie Preisliste.
Richter'sche Fabriken
Fulda i/Sa.

Griechische Weine:
1. Probekiste
12 grosse Flaschen
in 12 Sorten
19 Mark
FRIEDR. CARL OTT
Würzburg.
Preisbuch gratis u. franco.
Kiste frei. Packung frei.

Heizbarer Badestuhl
verbesserter Construction, in welchem man sich mit 5 Pfg. Kohle i. jedem Zimmer ein warmes Vollbad bereiten kann. Mit jedem Brennmaterial zu heizen. Illustrirte Preisliste kostenfr.

Kosch & Teichmann,
Berlin S., Prinzenstrasse 43,
Fabrik heizbarer Badestühle, Badewannen, Doucheapparate, Closets.

Qualitäts-Proben und Muster franco. Halb. Roll. v. ca. 25 qm frcs. d. ganz Deutschl. Billig. Bezugsquelle ab Fabrik-Depôt.

Linoleum „Henel".
Einfarbig ca. 2 mm stark, qm 1,60 M.
Gemustert „ 2 „ „ „ 1,80 „
Einfarbig „ 3 „ „ „ 2,30 „
Einfarbig „ 3½ „ „ „ 2,85 „
Gemustert „ 4 „ „ „ 3,30 „
Granit ca. 4 mm in durchgeh. Must., tritt sich nie ab, qm 4,25 „
Extrabreites englisches Linoleum 366 cm (4 engl. Yards) breit
Einfarbig ca. 4 mm stark, qm 3,70 M.
Gemustert „ 4 „ „ „ 4,60 „
Läufer und Teppiche in allen Grössen.
Jul. Henel vorm. C. Fuchs,
Lieferant mehrerer Höfe.
BRESLAU, Am Rathhause No. 24/27.
Einzelne Meter unfrankirt zu obigen Preisen.

Aus wollenen Lappen die schönsten Kleiderstoffe.
Höchste und hohe Reverenzen.
Aelteste Fabrik.

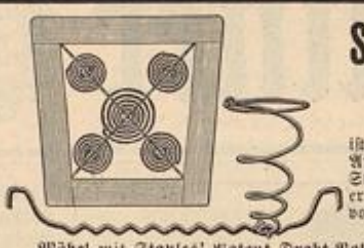
Aus Wollenlappen die besten Kleiderstoffe und Strickgarne.
Aus Wollenlappen Teppiche und Vorlagen, schöne Dessins.

Special-Auskünfte
in vertraulicher Art u. Weise über Vermögens-, Geschäfts-, Credit-, Familien- u. Privat-Verhältnisse auf alle Plätze ertheilen äusserst prompt u. gewissenhaft, auch übernehmen Recherchen aller Art:
Greve & Klein,
Internationales Auskunftsbureau,
Berlin, Friedrichstrasse 58, 1.

Gesichtshaare
und Frauenbart entfernt auf electrisch. Wege (Näh. briefl.) **Dr. E. Clasen, Hamburg.**

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modenwelt u. Illustrirten Frauen-Zeitung übernimmt
Frl. H. Storbeck,
Berlin SW, Wilhelmstraße 139 IV.

Staples' Patent Draht-Polster



ist das beste Polster für Möbel aller Art, wie Matratzen, Sofas, Sessel, Stühle u. s. w. Preisgekrönt u. anerkannt als das best existirende Polster von medicinischen Autoritäten, Fachleuten und Privaten.

Möbel mit Staples' Patent Draht-Polster sind die billigsten, weil sie die dauerhaftesten sind, sie sind die gesündesten, weil sie die reinlichsten sind. Kein Staub, kein Einliegen oder Einsitzen der Polster. Nicht zu verwechseln mit andern sogenannten Patentmatratzen oder Patentmöbeln. Staples' Patent Draht-Polster hat keine Drahtgewebe, welche hart sind, keine Gurte, welche schlaff werden od. ausreißen, sondern gehärtete Stahlsprungfedern auf gewellten Stahldrahtstäben aufgedreht; Springfedern sind emaillirt, können daher nicht rosten. Staples' Patent Draht-Polster ist unter diesen Namen auf der ganzen Welt bekannt, eingeführt u. im Gebrauch; in Deutschland bereits in den bedeutendsten Möbelfabriken, Tapezier-, Decorations- u. Ausstattungsgeschäften zu haben. Ausführl. Prospect, Bezugsquellen- und Referenzenliste sendet gratis und franko jedem Interessenten.

A. Knippenberg, Ohrdruf i/Thür.
Patentinhaber und alleiniger Fabrikant.

Ia Süssrahmbutter, 8½ Pfd. M. 9.— fc. Nachn. **N. Hammerling, Herforst** b. Trier.

Ersparnisse
machen die. Damen, welche vor Beginn grösserer Arbeiten Muster meiner Spezialitäten
Strickwolle
(35 versch. Sort.), **Rockwolle** (9 versch. Sort.) **Deckenwolle** (10 versch. Sort.) **Tuchwolle** (17 versch. Sort.), **Teppichwollen. Stickwollen, Strick-, Stick-** und **Häkelgarne** aus Baumwolle, Halbwolle, Leinen, Seide, Ramie etc. verlangen.
Echtschwarze Baumwollgarne
in 12 versch. Sorten u. Stärken,
Strickereien nach Gewicht,
eign. Fabr., stellen sich sehr vortheilhaft
Man verlange güt. die Mustersortimente f. 1895/96, welche alle Sorten in natura zeigen, sowie das neue Preisbüchel mit zahlreichen Abbildungen und Arbeitsanweisungen direkt von:
Paul Hoffmann, Ruhrort.

Gegründet 1881. **Special-Geschäft**
für Knöpfe, Posamenten, Stickereien, Spitzen. Sämmtliche Artikel zur Damenschneiderei! Grosse Farbenauswahl, Anfertigung nach jed. Modenbild, Schnitt.
Gotthelf Schmid, Leipzig, Grimmaische Str. 13.

Reizende Neuheit!
Wäsche-Puff u. Closet
für **Erwachsene** und **Kinder** passend!
Durch Wasserverschluß vollständig luftdicht und geruchlos!
Preislisten und Empfehlungen gratis und franko!

Carl Dettmer,
Göthen i. A. 13.

Geneigte Leserin!
Wenn Sie für irgend welche Geschenkzwecke um eine Handarbeit irgend welcher Art verlegen sind,
Wenn Sie sich irgend ein neues Handarbeits-Material verschaffen möchten,
Wenn Sie irgend eine Auskunft über irgend eine Frage auf dem Gebiete der Handarbeiten wünschen,
Wenn Sie sich Aufzeichnungen irgend welcher Art anfertigen lassen wollen,
Wenn Sie Extra-Anfertigungen irgend welcher Art wünschen,
Wenn Sie Vorschläge hören wollen, welche Handarbeit für diesen oder jenen Zweck geeignet ist,
Wenn Sie einer Bezugsquelle bedürfen für die von sämtlichen Modenblättern gebrachten Neuheiten, wenden Sie sich an die Firma: **C. J. Mehn, Braunschweig,** Kunstgewerbliche Anstalt für stilvolle weibliche Handarbeiten.

Jede gewünschte Auskunft wird umgehend bereitwilligst und kostenfrei ertheilt. Der reich illustrierte Pracht-Katalog L ist einzig in seiner Art. Verlangen Sie umsonst und portofrei die Ausgabe L. Die Fülle des Gebotenen ist staunenerregend, prachtvolle Illustrationen, eine Fundgrube für jede Freundin schöner Handarbeiten. Es giebt nirgends schönere Handarbeiten.
Versand nach allen Welttheilen.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin und Wien. — Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Paul Logemann in Wien. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 19. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. October 1895. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Aus dem Hexenreich.

Novelle von Hermine Villinger in Karlsruhe.

Auf dem Platze vor dem neueröffneten Sulden-Hotel bewegte sich eine bunte Gesellschaft von kahlgeschorenen Touristen in abgetragenen Loden-Anzügen, aus denen die bloßen Kniee herausſahen, und von jenen eleganten Erscheinungen männlichen und weiblichen Geschlechts, wie sie sich gewöhnlich in großen Hotels für theures Geld sehen zu lassen pflegen.

Allein merkwürdig! — die schönsten, zwischen ihren bauschigen Aermeln fast verschwindenden Frauengestalten, die allercarrirtesten Gigerl, — nichts dergleichen machte Eindruck in Sulden!

Wer nicht alle Tage von irgend einer Spitze herunterkam mit von der Gletscherluft zerschundener Nase, von der die Hautfetzen hingen, der galt nichts, hatte überhaupt nicht mitzureden, wenn er auch sonst im gewöhnlichen Leben, sei's durch äußere oder innere Eigenschaften, einen wahren Glanz um sich zu verbreiten pflegte. Manches Mal schon war in dem kleinen Damen-Salon der Versuch gemacht worden, das Gespräch auf die neueste Mode oder Tages-Literatur zu bringen; aber da brauchte nur wieder einer zu kommen, der auf allen Vieren an einer Steilwand hinauf oder über irgend einen Grat geklettert war, da saßen sie alle, wie auf den Mund geschlagen, und lauschten nothgedrungen dem Erzählen von Gefahren, die sie nicht bestehen mochten oder konnten, dafür aber zwanzig Mal des Tages zu hören bekamen.

Das kleine Thal lag jetzt im Schatten, während das oben am Waldesrand stehende Sulden-Hotel sich noch der letzten Strahlen der untergehenden Sonne erfreute. Die, welche herumstanden und sich in lebhaften Erörterungen über jene höchsten Spitzen ergingen, würdigten die große Lieblichkeit der nächsten Umgebung keines Blickes.

Nur die einsame Frau etwas abseits auf einer Bank schien sich dem Zauber dieses Anblicks hinzugeben. Langsam durchstreifte ihr Blick das Wiesenland und folgte dem brausenden Suldenbach, der sich am Ende des Thals dem wilden Geröll der Fels- und Eisabstürze entwand, in ewigem Ungestüm dem Ausgange des Thales zueilend. Dort stand das Kirchlein St. Gertraut und erhob seine Glockenstimme, um der kleinen Suldengemeinde den englischen Gruß zu verkünden.

Die Männer des Thales waren soeben schwer bepackt, versehen mit Eispickel, Seil und Steigeisen aus dem Führerzimmer des Hotels getreten; ihr lustiges Lachen und Schwatzen verstummte aber sofort beim Klange der Glocke, und sie alle zogen den Filz und standen still, so lang das Glöcklein läutete.

Dann ging's um so lebhafter her; die Touristen eilten herbei, und jeder hatte noch etwas mit seinem Führer zu besprechen, oder vergessene Dinge für dessen Rucksack herbei zu holen.

Die Frau auf der Bank hatte sich beim Nahen der Führer erhoben und deren Reihen gemustert; sie grüßten sie alle. Einer allein, der älteste von ihnen, jener Hans Vinzera, der mit dem berühmten Erforscher des Ortlergebietes zuerst den mächtigen Bergriesen bestiegen, — der Mann kam auf die Dame zu und sagte, ihr treuherzig die Hand drückend: „Werd' schon auf die Lisel achthaben, brauchen Sich nicht zu sorgen!“ Sie sah in sein gutes Gesicht. „Ich weiß, ich weiß, ich bin ja auch unbesorgt; — aber leiden Sie's ja nicht, wenn sie tollkühn sein will! — Eigentlich bin ich doch immer in Todesangst!“

Der alte Hans lachte. „Is unnöthig, ganz unnöthig,“ versicherte er, „da kommt sie schon!“

Ja, da kam sie! — Wer auf dem Platze stand, wandte sich nach ihr hin, um der kühnen jungen Bergsteigerin, Sulden's neuester Berühmtheit, seine Bewunderung zu zollen. — Ein kurzer grauer Lodenrock, ein weißes Flanellhemd, über dem, nach Führerart, die lose Jacke hing, ein grauer Filz über einem braunrothen Gesichtchen mit mächtigen Augen,

Eine Sonnenblume.

Nach dem Bilde von Clara Walther in München. — Siehe Seite 152.

Photographie-Verlag der Photographischen Union, München.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

— so kam sie, trotz der nägelbeschlagenen Bergschuhe, dahergeflogen in die Arme ihrer Mutter.

„Muß Dich wieder allein lassen," meinte sie, „aber es ist eben gar so schön da oben, gar so unbeschreiblich schön. — Leb' wohl!"

Sie grüßte, übermüthig den Hut schwenkend, und schritt davon; der Hans folgte hinten nach.

„Es scheint wie ein Rausch über die Menschen zu kommen in dieser hohen Luft," murmelte die Mutter des jungen Mädchens vor sich hin, nachdem sie ihrer Tochter nachgeschaut und wieder auf ihrem alten Sitz Platz genommen.

Sie hob das Auge zu den jetzt verblaßten Spitzen der Schneeberge, die das Thal im Süden gegen die übrige Welt abschlossen, und blieb mit dem Blick an der Königspitze hängen, die in ihrem faltigen Schneemantel alle übrigen gekrönten Häupter an hehrer Majestät überragte.

„Auch da will sie hinauf," seufzte die einsame Frau, „aber sei's drum! — Jeden Wunsch will ich meiner Lerche erfüllen, — daß sie mir nur nie das Jubeln, — das Aufjauchzen verlerne!"

„Gnädige Frau!"

Sie fuhr zusammen und blickte auf. Neben ihr stand ein schlanker, fein gekleideter Mensch.

Die Angeredete streifte ihn nur mit einem kurzen unfreundlichen Blick; ebenso zeigte das Kopfnicken, womit sie die Bitte des jungen Mannes, neben ihr Platz nehmen zu dürfen, erwiderte, keine Spur von Verbindlichkeit.

Er lächelte. — „Ich scheine auch diesmal nicht gelegen zu kommen. — Ich habe offenbar kein Glück in der Wahl meiner Stunden, — vielleicht überhaupt kein Glück —."

Er hielt inne; da aber die Gegenbetheuerungen ausblieben, zuckte er kaum merklich mit der Achsel und ging ohne Umschweife auf sein Ziel los.

„Es sind nun schon vierzehn Tage, Frau Werner, daß ich das Glück genieße, bei Tisch an der Seite Ihrer ebenso eigenartigen als reizenden Tochter sitzen zu dürfen. Das gnädige Fräulein sagte mir, daß Sie zwei Monate hier zu bleiben gedächten, — darf ich nun —? Gestatten Sie mir, verehrteste Frau? — Eben das unbefangene reine Gemüth dieses Mädchens, das Ursprüngliche, so ganz und gar Unverfälschte; — ich kenne ihr ganzes Leben, — daß sie fünf Jahre, während der langen Krankheit ihres Vaters im Institut war und seither auf dem Lande lebt; — ihr Entzücken, endlich nach Herzenslust mit Menschen verkehren zu können, und was sie über diesen oder jenen denkt, — das alles hat sie mir rückhaltlos erzählt; — kurz, sie ist durchsichtig wie klares Wasser, dem man bis auf den Grund sieht und sehen darf. — Ist es daher ein Wunder, gnädige Frau, wenn ein Mann es als höchstes Glück erachtet, sich diesen Schatz erringen zu dürfen?"

Der junge Mann schwieg und beugte sich ein wenig vor, sein fragendes Auge auf die Gesichtszüge der neben ihm sitzenden Dame heftend. Sie blieben steinern, und er räusperte sich ein wenig und meinte, seine Stimme noch mehr dämpfend: „Ich begreife, ich begreife ja sehr gut, — es muß einer Mutter nicht wenig schwer fallen, das einzige Kind, — und solch ein Kind, — herzugeben. — Aber einmal muß es ja doch sein; — und wenn mich nicht das Benehmen Ihrer Tochter, — allerdings nur ein klein wenig, — berechtigt hätte —. Ich habe ihr von meiner künftigen Laufbahn gesprochen. Ich habe vor, ins Consulat zu treten, — eine glänzende Carrière ist mir dort so gut wie sicher, sodaß sich meine Aussichten nicht glücklicher, nicht vortheilhafter —."

„Und sonst, Herr Assessor, was bringen Sie sonst meiner Tochter mit?" klang es fragend von den Lippen der neben ihm sitzenden Frau.

„Sonst? Wie ich so eben sagte, meine Verhältnisse sind die denkbar —"

„O nicht so!" wehrte sie. „Ich meine, was für eine Jugend, was für eine Vergangenheit. Ist sie auch so durchsichtig wie klares Wasser, dem man auf den Grund sieht — und sehen darf?"

„Aber erlauben Sie, das ist doch, — darnach fragt man doch nicht beim Mann!"

„O ja, ich thu's! Daß man's nicht thut, das eben ist das Unrecht; ich warte nur auf Ihre Antwort, Herr Assessor!"

„Gnädige Frau, ich kenne das Leben, — ich habe meine Jugend genossen; allein an der Seite einer reinen Frau —"

„Haben Sie schon einmal gehört," unterbrach sie ihn, „daß ein schlechter Apfel in der Gemeinschaft mit guten Aepfeln gesund wird? Es ist allemal umgekehrt der Fall, die guten werden schlecht."

„Es ist dies ein Thema," meinte der Assessor, „das sich für eine Frau doch eigentlich wenig eignet."

„Was sollte sich für eine Mutter mehr eignen, als daß sie sich um das Glück ihres Kindes sorgt?"

„Sie werden Sich also grundsätzlich zwischen Ihre Tochter und einen Mann stellen, der nicht das Glück hat, ein unerfahrener Jüngling zu sein? — Erlauben Sie," fügte er, sich erhebend, hinzu, „das sind Frauen-Emancipations-Ideen!"

„Sie irren Sich," erwiderte Frau Werner, „ich bin nur ein schwer geprüftes Weib, das sein Kind vor dem gleichen Schicksal bewahren möchte!"

Der junge Mann empfahl sich, ganz so, als habe er soeben die angenehmsten Dinge gesagt bekommen, und die blasse Frau lehnte sich in ihre Bank zurück und schloß die Augen, — nur ein paar Minuten lang, — aber in dieser Zeit zog ihr ganzes unglückseliges Frauendasein an ihrem Geist vorüber: wie sie jung war und schön, — hervorragend schön, und Stephan Werner, der reiche Fabrikanten-Sohn, sie in ihrem Vaterstädtchen entdeckte. Das erste Gefühl, das er ihr einflößte, war Furcht, — Scheu. — Warum folgt man diesen inneren Stimmen nicht? Aber man läßt sich bereden, verführen. — O und wie er es verstand!

„Er hat zwar ein wenig toll gelebt in der Jugend, aber eine brave Frau wird ihn bald in Ordnung bringen," sagte der Vater und gab seine Tochter hin.

Doch der Mann blieb, wie er war; und sie war zu brav, zu ehrbar und schwerfällig, um sich in seine Art zu finden. Er verhöhnte die Kleinstädterin und lebte, wie es ihm gefiel. Dann kam die Krankheit, die fünf Jahre dauerte. Gebrochen an Geist und Körper zog Frau Werner nach des Gatten Tod mit ihrem Kinde aufs Land. Aber sie war keine Natur, der das Vergessen leicht wurde; sie kam über die Verbitterung, die an ihrem Gemüth zehrte, nicht weg; — nur das Kind, — ja, des Kindes Glück, darin bestand ihre Aufgabe. —

Die Tischglocke hatte längst ihren weithin schallenden Ruf ertönen lassen, als die in sich versunkene Frau sich endlich erhob und langsam dem Hause zuschritt. Ihr Anzug war sehr einfach und matronenhaft; nur ein wenig Fülle, und ihr Gesicht wäre noch schön gewesen; nun war es scharf.

Frau Werner und ihre Tochter saßen oben an der ersten der sechs langen Tafeln im Speisesaal, von wo aus man des herrlichen Blickes auf die gen Süden gelegenen Hauptgletscher genoß. Lisel hatte sich die Vergünstigung ausgebeten, diesen Platz nicht wechseln zu müssen, und was Lisel wollte, das geschah; und so erfreuten sie sich des immer gleich schönen Anblicks, indes die Menschen um sie her fast alle Tage wechselten. Nur der Assessor wich, seit sie in Sulden weilten, nicht von Lisel's Seite.

Frau Werner warf zuweilen einen Blick über den leeren Stuhl ihrer Tochter weg nach dem Gesicht des jungen Mannes. Es war ihm nichts zu entnehmen; seine Aufmerksamkeit ihr gegenüber war sich gleich geblieben. Im Innern lächelte er über die sentimentale Kleinstädterin und nahm sich vor, sie als Schwiegermutter gründlich von ihren Verrücktheiten zu heilen.

Ist denn nicht irgend ein anderer da? fragte sich Lisels Mutter und sah sich nach einem Antlitz um, das ehrlich und offen und unverdorben, im stande sein könne, den lebenserfahrenen Großstädter in den Schatten zu stellen, — im Fall es ihr nicht möglich wäre, ihre Tochter zur Abreise zu bewegen.

Endlich aber fand sie sich gezwungen, der lebhaft raisonirenden Stimme ihr gegenüber Gehör zu schenken; es saß da ein dünnes wunderliches Männchen mit einem vorsintfluthlichen Hemdenkragen und röthlich brauner Perücke, dem nichts in Sulden recht war. Erst hatte er an einen jungen Mann hingeschwatzt, als er jedoch dem Blick der ihm gegenüber sitzenden Frau begegnete, machte er sie ohne weiteres zur Vertrauten seiner Angelegenheiten.

„Sulden, Verehrteste, das Sulden von jetzt und das Sulden von früher, — wie Tag und Nacht! — Solitudo, — ja wohl, hat sich 'was mit der gepriesenen Einsamkeit, — ist aus damit! — ein Raubnest und Fexennest, — mit Mode-Artikeln männlichen und weiblichen Geschlechts! — Habe zweiundsechzig Denksteine mit der Aufschrift des jungfräulichen Bodens, den mein Fuß im Laufe der Jahre in jenen höheren Regionen zuerst betrat. — Diese zweiundsechzig Steine stehen in einem eigens zu diesem Zweck verfertigten Eckschrank meines Studierzimmers. — Ach richtig! ich habe Ihnen ja nicht einmal gesagt, wer ich bin: Bau-Director Meyer und der junge Mann da — Bau-Practicant Schwert. — Aber beurtheilen Sie uns nicht nach unseren Namen! — Schwert könnte allenfalls auf mich passen, denn jeden möchte ich durchbohren, der in dieses staubige, verdorbene, verfexte und verhexte Sulden —"

„Aber Sie sind doch auch da!" fiel ihm der junge Mann in die Rede.

„Hm ja," brummte er, „natürlich! weil ich eben auch ein Esel bin!"

„Ich bitte, etwas mehr Respect vor meinem Vorgesetzten!" wendete der Practicant ein.

Der alte Mann lachte. „Intimität bringt den Respect um; wir sind schon gar lang' beisammen, ich und der Herr Bau-Director. — Was da!" fuhr er auf, als der junge Mann sich ein Viertel Wein bestellen wollte, „das ist meine Sache! — Sie, junge Person, eine Flasche Rothen, — alle Tage eine Flasche Rothen, — und nicht vergessen! Seit acht Tagen steige ich da mit meinem lieben Führer, dem Peter Dangl, in Eis und Schnee und Lawinenrinnen herum, und nirgends eine Stelle, nirgends ein Plätzchen, wo nicht schon so ein verfluchter Bergfex seinen einfältigen Stiefel hingesetzt hätte!

Man war am Nachtisch, und der Director hatte noch immer seine volle Flasche vor sich; Frau Werner bemerkte, wie der Bau-Practicant einen kurzen Seitenblick nach der Wasserflasche that, aber die darnach ausgestreckte Hand schnell wieder sinken ließ. Sie errieth sofort die Situation: der Mensch hat Durst und getraut sich nicht, einzuschenken, aus Furcht, der Vorgesetzte könne es bemerken und für eine Mahnung an seine Weinflasche halten. Der junge Mann ist nicht gewandt, er kommt aus kleinen, vielleicht unfreien Verhältnissen; der Director hat ihn natürlich mitgenommen, — wie sollte er sonst in dieses theure Hotel gerathen? — Ein frisches, offenes Gesicht, der Mund beinahe kindlich. — Frau Werner betrachtete die Stirn, die hoch war und gescheit und erfreute sich an dem Glanze der braunen, Heiterkeit ausstrahlenden Augen. — Ach, Heiterkeit, harmlose, herzliche Heiterkeit, die sie so früh verloren und nie wieder gewonnen!

Sie konnte nicht umhin, einen Vergleich zwischen den beiden, in ihrer Nähe sitzenden jungen Männern anzustellen, der durchaus zu des Assessors Ungunsten ausfiel. Allein zwei Wienerinnen unten am Tisch, eine Engländerin und nicht weniger als vier Berlinerinnen belehrten sie auf das augenscheinlichste, daß elegante, feine Lebensform ganz andern Eindruck macht, als schlichtes, ungewandtes Gebahren.

„Blinde Jugend," seufzte Frau Werner in sich hinein, „die nichts davon ahnt, wie leicht sich die wahre Natur eines Menschen hinter dieser schönen Form zu verbergen weiß!"

„Jammervolle Tischgesellschaft!" sagte sich der Assessor, als er den Speisesaal verließ, „alter einfältiger Schwätzer, — ein Mensch, der mit dem Messer ißt! Wie kann man denn mit so jemand verkehren? — Und diese petrificirte mütterliche Tugendheldin!"

Er streckte sich mit einem „Ah!" der Erleichterung in einem Fauteuil im Damen-Salon aus.

„Mit der Frau Mama wird endgültig gebrochen, mein lieber Schatz! Es thut mir leid, aber ich kann Dir nicht helfen!"

Der Director machte noch einen kleinen Spaziergang mit seinem jungen Practicanten.

„Ja, die Luft, die Luft da oben! Das ist freilich kein leerer Wahn," erklärte er. „Zu denken, daß jetzt alles auf einem Flächenraum von etlichen tausend Quadratmeilen schwitzt, wie nicht gescheit, und ich da oben friere, — regelrecht friere, — es ist ein Hochgenuß! Uebrigens unsere Nachbarin bei Tisch, die arme Seele! macht sie Ihnen nicht auch den Eindruck von jemand, der einmal fromm gewesen, und dessen heißeste Bitte der liebe Gott nicht erhört hat? — Nun schmollt sie mit ihm und läßt ihre Unzufriedenheit an allen seinen Creaturen aus."

„Nur nicht an ihrer Tochter," sagte der junge Mann, „an der scheint sie nichts auszusetzen zu haben!"

Der Director lächelte. „Es wäre ein Wunder, wenn es anders wäre! — Sie meinen doch jenes große, schöne Mädchen, das alle Führer Lisel nennen?"

„Und die daherkommt, als habe sie der ganzen Welt zu befehlen, und —!"

„Nun, und?" fragte der Director. „Damit sind Sie am Ende nicht einverstanden, — entspricht nicht ihrem Ideal der Weiblichkeit, — was? ‚Niedergeschlagene Augen, stilles Walten' und so weiter! Herrgott, Sie lassen doch auch die Berge hoch und nieder sein, wie's ihnen beliebt, und die Blumen wachsen in leuchtender Pracht oder in bescheidenen Farben! — Warum sollen denn die Menschen immer sein, wie's uns beliebt!

Der junge Mann warf lachend sein blondes Haar aus der Stirn. „Sehr wahr, — sehr!"

Der Director klopfte ihm auf den Arm. „Lieber, langer Mensch, warum glauben Sie denn, daß ich den alten Eller drunten, bei dem ich zehn Mal hinter einander gewohnt, — warum glauben Sie denn, daß ich den in Stich gelassen und in diesem eleganten Tempel der Unnatur meinen Aufenthalt genommen habe? Nur Ihretwegen! Sie sind ein genialer Kopf und bauen und bauen und bauen und bilden sich ein, es sei ganz gleichgültig, ob sie dabei Ihren Mitmenschen auf die Hühneraugen treten oder nicht. — Uns gegenüber am Tisch,

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

da sitzt so einer, dem guckt die feine Lebensart aus jedem Rockfältchen heraus; Herrgott, wie uns der Mensch verachtet! — Ich bin ein alter Mann, ich finde mich darein!"

„Ich auch!"

„Nein, Sie haben im Gegentheil Ihre Augen aufzumachen und etwas zu lernen! Sie sitzen da immer bei Ihrer Mutter, und die macht's genau so, wie die Frau Werner, und hat nichts an ihrem Sohn auszusetzen. Aber ich! Da ist ein gutes Herz und ein bedeutender Kopf, und ein ganz unmanierlicher Mensch drum herum. — Der gegenüber, was der für ein Herz hat, weiß ich nicht, und es ist ihm auch noch nicht der Mühe werth gewesen, mir seine geistige Bedeutung zu offenbaren; aber warten Sie nur, sobald sich's um ein Frauenzimmer handelt, hat der das Glück und nicht Sie!"

„Herr Director, — ich —"

„Sprechen Sie es nicht aus, mein junger Freund, denn ich will nicht hören, daß Ihnen das einerlei ist! — Jenes Mädchen, jene Lisel, sehen Sie, die gefiel' mir für Sie!"

„Sonst nichts?" murmelte Schwert und wurde roth wie ein junges Mädchen.

Und der alte unbarmherzige Mensch fuhr fort: „Ich bitte Sie um's Himmels willen, spielen Sie Sich nicht auf den in allen Schauspielen und Romanen bereits abgeleierten Helden hinaus, kein reiches Mädchen heirathen zu wollen! Sie sind auch reich mit Ihrem Wissen und Ihrer ungeschwächten Herzensfrische. — So, und nun wird mir's zu kalt, mein Lieber! Und falls Ihnen der alte Mann zu wenig Umstände gemacht haben sollte, so denken Sie: er ist bald siebzig, — da nimmt man sich die Zeit nicht mehr, lang, wie die Katz', um den Brei zu gehen!"

Er lief davon, aber der junge Mann rannte ihm nach und drückte ihm die Hand. Dann eilte er, immer zwei Stufen auf einmal nehmend, die breiten Treppen des Hotels hinauf, in sein Zimmerchen. Dies war so klein, daß er sich bei jeder Bewegung, die er machte, entweder am Bett oder am Waschtisch stieß, was ihn aber nicht hinderte, mit einem wahren Feuereifer herum zu rennen und allerlei Dinge herbei zu holen, die er in seinen Rucksack stopfte. Dann fuhr er in seinen Lodenrock; — noch die nägelbeschlagenen Schuhe, Alpenstock und Eispickel, — und — vor der Thüre sich scheu umsehend, eilte er wie ein Dieb aus dem Haus, und noch bis über die Gamben-Höfe lief er wie einer, der sich verfolgt wähnt.

Als er den schmalen Weg zum Ebenwand-Ferner betrat, kam hinter dem Ortler der Mond zum Vorschein, und immer lichter ward's, je höher der nächtliche Wanderer stieg; zum Himmel aber ragten, wie weiße Gespenster aus dem Dunkel der Nacht, die hehren Häupter der Alpen.

Und der junge Mann breitete die Arme aus und jauchzte in die todesstille, wunderbare Nacht hinein; und es war, als ob dieses Aufjubeln aus einer freudedurchschauerten Menschenbrust der ganzen, stillen, heiligen Natur zu Herzen ging, denn sie sandte den Gruß in dreifachem Echo zurück.

Der junge Mann war stehen geblieben und hatte gelauscht, dann rief er ein „Dank' schön!" für die Antwort und schritt rüstig weiter.

Der Mond beleuchtete seinen Pfad, der zunächst in jähem Zickzack sich aufwärts wand, worauf die zweite Hälfte über colossale Moränenfelder führte. —

Karl Schwert befand sich in Sulden auf der ersten Reise seines Lebens; daß sie ihn gleich in eine sechstausend Fuß hohe Luft führte, unter Menschen, denen, nach ihrem ganzen Gehaben zu schließen, nichts ferner zu liegen schien, als die Nothwendigkeit, sich irgendwie einzuschränken, das gab ihm, der nie anders als in ärmlichen Verhältnissen gelebt, in der neuen Umgebung nicht gerade ein Gefühl der Sicherheit oder des Behagens. — Und wie hatte er sich auf diese Reise gefreut! Er hatte sein gutes, am Herde stehendes ‚Mutterle' aufgenommen und war mit ihr, wie ein Wirbelwind, durch die schmale Küche getanzt; dann setzte er die halb Lachende, halb Scheltende behutsam nieder und las ihr das Schreiben seines Vorgesetzten vor, der ihn zu einer Reise nach Tirol einlud.

„Siehste, Mutterle," sagte er, „jetzt kommt's! — Seit meiner Kindheit freu' ich mich unausgesetzt auf irgend ein großes, unermeßliches Glück, — da haben wir nun den Anfang!"

Denn obwohl sie froh und zufrieden mit einander lebten, zu einer Reise, nicht einmal zur allerkleinsten, hätte der Gehalt des jungen Bau-Prakticanten ausgereicht, da sie beide davon leben mußten.

Die Mutter hatte das kleine Vermögen, das ihr nach dem Tode ihres Mannes geblieben war, an die Erziehung des einzigen Sohnes gewandt; ein hartes Ringen, Eintheilen und Sorgen, bis er endlich so weit war, auf eigenen Füßen zu stehen, — mit einem Gehalt von zweitausend Mark. Wenig zum Leben und doch für die beiden anspruchslosen Menschen unendlich viel. Karl entwarf einen ganzen Schlachtplan, was die Mutter und er sich nun alles gönnen wollten.

Sie fuhr ihm durch den dichten, blonden Haarschopf.

„Du kindischer Kerl, sobald wir etwas erübrigt haben, mußt Du eine Reise machen! — Das ist das allernothwendigste, daß Du endlich einmal ein Stückchen Welt siehst!" —

Und jetzt war die Reise da! Unverhofft war das Glück gekommen, und Karl Schwert stand zwischen Gletscher- und Schneeriesen und starrte in den leuchtenden Mond.

„Wenn ich nur nicht mehr hinunter müßte in das lärmende Haus, mit den gewandten, lebesicheren Menschen! Es ist mir unter ihnen, als wären mir die Ellbogen an den Leib gewachsen! — Und dieses Fortschleichen in der Nacht, wenn ich meine Touren mache, — als ging' ich auf schlechten Wegen! — Aber wie soll ich denn jedes Mal einen Führer zahlen können, — woher denn? — »Mein Beutel steht Ihnen jederzeit zur Verfügung!« — Ja, das hat er freilich gesagt, der gute Herr Director! Aber verlangen, — um etwas bitten, das kann nur einer, der selber geben kann! — Geben können, geben können, — ach, wie demüthig wollt' ich geben! — Wie weiß ich, was Nehmen heißt!"

Er stand jetzt oben, einige hundert Schritte von der Schaubachhütte entfernt; dann sich niederstreckend, legte er seinen Rucksack unter den Kopf und wickelte sich in seinen Mantel. Er lag so, daß er gerade in den mondbeschienenen Sulden-Gletscher schaute, das Ziel seiner Wanderung.

„Dort, ja dort ist alles gut!" murmelte er. „Den Schnee unter den Füßen und tief unten die Welt! Da reichen sie nicht hinauf, die Fangarme enger drückender Verhältnisse; da ist's aus mit den Vergleichen, und alles ist mein, was ich erreiche, was ich erzwinge durch eigene Kraft!"

Er athmete noch ein paar Mal tief auf und schlief dann ein, von nichts gestört in der nächtlichen Stille der Bergeseinsamkeit. —

Er war besser daran, als das Touristen-Volk drinnen in der Hütte. Sie war überfüllt; mehr als vierzig Menschen wollten ein Unterkommen; aber die Pritschen in dem langen, schmalen Schlafraum reichten nicht aus. Nachdem die Führer, so gut es eben ging, noch etliche Lagerstätten auf der Erde, zwischen den beiden Pritschenreihen errichtet, war endlich jeder untergebracht, und man hoffte in Ruhe ein paar Stunden hinzubringen. Aber da unten im Mittelreich hieß es auf einmal: „Sie, Herr, wenn Sie mir noch einmal mit Ihren Füßen gegen den Kopf stoßen —,"

„Ruhe!"

„Ja wohl, prost die Mahlzeit! Wenn einer nachtwandelt und wie ein Geist im Mondschein herumsteigt —,"

„Haltet ihn, haltet ihn!"

Etliche fielen über einen her, der sich energisch zur Wehr setzte. „Ich will ja nur meine Latschen; meine Latschen sind mir abhanden gekommen!"

„Was gehen uns Ihre Latschen an! Legen Sie Sich aufs Ohr, Sie, und rühren Sie Sich nicht mehr!"

„Ueberhaupt, wer jetzt noch muckst, fliegt unwiderruflich hinaus!"

Minutenlange Stille, dann ein leises, säuselndes Athmen, das allmählich anschwoll und sich plötzlich mit einem kreischenden Laut in ein kraftvolles, alle Begriffe übersteigendes Schnarchen verwandelte.

„Herrgott, bringe einer die Sägemühle zum Stillstehen!" platzte eine wüthende Stimme los.

Schon hatten sich drei auf den friedlich Schnarchenden gestürzt. Er fuhr mit beiden Füßen und einem: „Ist's Zeit?" von seiner Pritsche herunter auf jene, die auf der Erde lagen. Sie brüllten gleich Besessenen, und der Unglückliche hüpfte wie eine Heuschrecke von einem Lager ins andere.

„Sich zu sagen," ließ sich eine Stimme vernehmen, „daß man jetzt in seinem guten Bett liegen und prächtig schlafen könnte, statt in einer Gesellschaft von Bergfexen —"

„Sind Sie keiner?"

„Nein!"

„Was sind Sie denn?"

„Major."

„Auch ein Sterblicher!"

„Stimmt!" gab der Major zu.

„Jetzt aber, meine Herren —"

„Ja, jetzt kann's losgehen!"

Welch ein Labsal! Große wirkliche, absolute Stille, fünf, — zehn Minuten lang. Man athmet auf, man legt sich zurecht und die schlafbedürftigen Augen fallen zu. Da mit eins: Tritte! Großer, allgütiger Himmel, und was für Tritte gingen da auf dem Bretterboden über dem Schlafraum hin! Wie viele hundert Nägel staken in diesen Schuhen, und was für eine Art von Kerl befand sich in diesen Ungeheuern!?

„Auch keine Balleteuse," meinte einer, worauf ein schallendes Gelächter losbrach.

In dieses platzte ein Wüthender herein: „Diese albernen Bemerkungen, diese einfältigen, abgeschmackten —"

„Sie machen ja selber eine!"

„Schafskopf!"

„Hinaus mit jedem, der jetzt noch den Mund aufthut!"

„Also mit Ihnen!"

Jetzt schrien sie alle durcheinander, und Grobheiten und Unverbindlichkeiten sausten nur so durch den Raum.

„Puh, und die Luft!" hieß es. „Das Fenster auf, Sie, he!"

„Unterstehen Sie Sich," ließ sich eine Stimme vernehmen, „ich habe Zahnweh!"

„Das ist Privat-Sache, darum kann nicht eine ganze Gesellschaft —"

„Hurrah, da giebt's ein Handgemenge!"

„Licht! Licht!"

„Aber, meine Herren, vergessen Sie denn ganz und gar, daß wir nur durch eine dünne Wand von einer schönen, jungen Dame getrennt sind?"

Diese hatte sich längst entfernt und war auf den Fußspitzen durch den Vorderraum der Hütte ins Freie geschlichen.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Gavotte.

Eine Rococo-Skizze von Helene von Krause (E. von Hellen) in Ludwigslust.

In langgezogenen, gewissermaßen graziösen Tönen begann die Geige eine Gavotte zu intoniren und brach dann, mit einem reizenden Uebergang, in eine leichte, hüpfende Melodie aus, um gleich darauf wieder zu dem Grazioso zurückzukehren. Der junge Mann, der diese Töne hervorbrachte, stand in der weit geöffneten Thür eines Gartensaales. Draußen duftete und blühte es von Reseda und Astern; Stockrosen standen in farbiger Pracht auf den steifen Rabatten, und eine geschorene Hecke, über der das fruchtbeladene Gezweig der Aepfelbäume sichtbar war, bildete den Hintergrund des Gartens, auf dem die goldige Pracht eines köstlichen September-Nachmittages in lichtem Sonnenschein und durchsichtigem Schatten lag. Drinnen im weiten, kühlen Saal, dessen Wände mit Gobelin-Tapeten behangen und mit Spiegeln in barocken Goldrahmen geschmückt waren, bewegte sich ein sehr ungleiches Paar nach dem Takte der Musik. Ein alter Herr, der an seinen mageren Beinen weißseidene Strümpfe und Schnallenschuhe trug, — Brillanten glänzten sogar in den Atlas-Schleifen, — machte, den gezogenen Tönen der Geige folgend, einige Pas über den glattgewichsten Parkett-Boden des Gartensaales. — Eine gestickte, langschößige Weste aus hellem Seiden-Brocat und ein Rock von Scharlach-Sammet, mit goldenen Passementerien besetzt, hüllten seine eckige, unschöne Gestalt ein, die vielleicht in der Jugend eine geckenhafte Anmuth gezeigt haben mochte; denn obwohl seine Bewegungen hölzern waren, entbehrten sie einer gewissen Vornehmheit nicht, wenn er, sich vor- und zurückbiegend, hin und her wiegte und, sich auf die Fußspitzen hebend, sein gelbes pergamentartiges Gesicht, das, trotz der Schminke, unter einer stutzerhaften, kleinen Perücke wie ein verschrumpfter Bratapfel hervorsah, seiner reizenden Partnerin zuneigte. Dabei verfolgten die farblosen Augen jede ihrer Bewegungen; die schmalen Lippen des etwas eingefallenen Mundes versuchten süß zu lächeln und die Finger, die sich um die reizende kleine Hand des Mädchens legten, zitterten nervös. Die Musik schien genau für die beiden erdacht; sobald das schnellere Tempo begann, löste sich die Kleine von dem Alten und begann, wie ein reizender kleiner Schmetterling, ihn zu umgaukeln, hüpfend, knixend, zierliche Stellungen annehmend und auf den Fußspitzen dahinschwebend, bis das langsame Grazioso sie wieder an die Seite ihres Gefährten fesselte. Sie war ein süßes, kleines Geschöpf, wie eine jener reizenden Figürchen von Meißener Porzellan. Ihr schneeweißer Teint, ihre rosenfarbenen Bäckchen bedurften keiner Schminke, und die Goldfarbe ihres in leichten Locken aufgethürmten Haares schimmerte durch den Puder, der es bedeckte. Das ausgeschnittene Mieder mit der langen spitzen Schnebbe, das gepuffte Röckchen von rosa und blauem Kattun waren so einfach als möglich und brachten dennoch mit den blauseidenen Hackenschuhen und der leicht herabfließenden Watteau-Falte den Eindruck vollendeter Zierlichkeit, ja Eleganz, hervor. Die zärtlichen Blicke ihres Partners aber schien sie gar nicht zu bemerken, denn ihre blauen Augen, die unschuldigsten Kinderaugen von der Welt, sahen immer an ihm vorbei. Es war gewiß der Sonnenschein draußen, der diese zwei hellen Sterne so anzog, denn sie suchten stets die Thür, wo der Geiger stand; was konnten sie dafür, daß sie ihn immer streifen mußten? Bisweilen erschraken sie freilich selbst über diesen Zufall, besonders wenn, wie eben jetzt, die dunkeln Augen des jungen Musikanten ihnen auf halbem Wege begegneten. Es mußte etwas ganz Besonderes sein, was diese sprachen, denn eine rosa Gluth stieg langsam über das zarte Antlitz, und die langen dunkeln Wimpern sanken schützend über die blauen Sterne und verbargen sie den flehenden, fragenden, brennenden dort an der Thür.

Der alte Herr ward indessen immer eifriger; der Schweiß perlte ihm von der Stirn, sein Athem begann zu keuchen. Eben haschte er wieder nach dem Händchen der Kleinen. War es aus Versehen? — er kam ihr so nahe, daß er statt der Hand die weiße Schulter berührte; da gab es einen kurzen, schrillen Ton, die Musik brach ab, die Tänzer standen still. „Eine Saite ist gerissen!" sagte der junge Musikant.

Der alte Herr sank erschöpft auf einen großen, vergoldeten Lehnstuhl. Mit der Musik schien seine Kraft zu Ende zu sein; er zog ein seidenes Taschentuch hervor, wischte sich den Schweiß von der Stirn und rang nach Athem. Die Kleine stand hinter dem Stuhl und lachte sehr schelmisch, aber tonlos; wahrscheinlich über den jungen Mann, der an seiner Geige herumstimmte und den Blick nicht erhob, weil es ihm sonst unmöglich gewesen wäre, nicht mit zu lachen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

[illegible]

Nach dem Bilde von Ferdinand [illegible] — [illegible] 152.

[illegible]

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

„Oha!“ pustete der Alte jetzt, sich gewaltsam zusammennehmend, „es ist heiß heute, heiß wie im Juli, ma chère.“

„Finden Sie, monsieur?“ sagte das Mädchen; „mich dünkt, es ist köstlich und der Saal bleibt ja immer kühl.“

„Ja, — ja, köstlich — kühl! — Und nichts ist angenehmer, — als — so ein Tanz! „Sich wiegen nach den Tönen, gehörte stets zu meinen liebsten Amüsements; natürlich nur, wenn man eine Sylphide wie Sie zur Partnerin haben kann! Nichts drückt das Sehnen des Empfindsamen besser aus, als dieses Haschen und Neigen und sich Beugen.“ Er wiegte den Oberkörper hin und her, als habe er noch nicht genug von dem köstlichen Vergnügen gehabt. „Oder kennen Sie eine bessere Sprache des Herzens als den Tanz, Eglantine?“

Diesen Namen hatte der alte Oberhofmeister seinem reizenden Mündel gegeben, obwohl das junge Mädchen eigentlich Röschen hieß. Früh verwaist, hatte sie, seit wenig Wochen aus dem Pensionat, wo sie erzogen war, zurückgekehrt, in dem hübschen Sommerhause vor den Thoren der Residenz eine Heimat gefunden. Hier herrschte sie jetzt gleich einer kleinen Königin. Allein es beschlich sie, namentlich in letzter Zeit, bisweilen der leise Wunsch, den Oberhofmeister weniger als willigen Sclaven ihrer Launen und mehr als ernsten väterlichen Freund sich zur Seite zu wissen, welche, seinen Jahren entsprechende Rolle er indes durchaus nicht zu spielen verstand; hatte er es sich doch ausdrücklich verbeten, daß sie ihn mit dem, ihr so natürlich erscheinenden „mon oncle“, oder „lieber Onkel“, anrede. Es langweilte die kleine Eglantine nachgerade entsetzlich, immer dieselben banalen Redensarten und halb verstandenen Schmeicheleien des alten Hofherrn anzuhören, sich französische Romane oder Gedichte zweifelhaften Inhalts vortragen zu lassen, eine Parthie Toccadille nach der anderen mit ihm zu spielen, oder gar stundenlang goldene Borten aufzuräufeln, welche Beschäftigung er, als äußerst modern, besonders bevorzugte. Lief sie dann in ihrer Verzweiflung zu der alten Mamsell Steinbergin, seiner Haushälterin, so bekam sie nichts als viel süßen Kuchen und viel süße Torte, denn die Alte behandelte sie wie ein fünfjähriges Kind. Wäre der „kleine Charles“, wie der Oberhofmeister sagte, der Herr Kammerjunker von Hansefeld, wie er eigentlich hieß, nicht täglich gekommen, um den alten Herrn über alles, was sich am Hofe in dieser sommerlich stillen Zeit zutrug, „au courant“ zu erhalten, es wäre nicht zum Ertragen gewesen.

Auf die Frage des Oberhofmeisters, ob sie den Tanz für die beste Sprache des Herzens halte, erwiderte Eglantine jetzt mit der Stimme einer sanft girrenden Taube: „Ich finde die Musik und namentlich den Gesang weit ausdrucksvoller, monsieur!“

„Ah oui, oui!“ sagte der Oberhofmeister etwas unzufrieden. „Aber, — nun, — ich hatte eine süperbe Stimme, Eglantine; aber eine böse Grippe, — Sie wissen, es ist nichts zarter, als die Stimme. Doch singen Sie, Eglantine, singen Sie! Der gute kleine Charles,“ fügte er herablassend hinzu, „wird Sie gern begleiten.“

Er sah den raschen Blick nicht, den die beiden wechselten.

Eglantine hüpfte zu dem kleinen Repositorium, auf dem die Noten lagen. Auch der Kammerjunker trat herzu, und beide blätterten in den Heften hin und her. Dabei kamen sich das gepuderte Lockenköpfchen und das dunkle Haupt des jungen Mannes, dessen Haar nur im Nacken von einer seidenen Schleife gehalten ward, sehr nahe.

„Wann?“ flüsterte Charles in den Noten blätternd.

„Bald!“ erwiderte sie, die Augen senkend.

„Kommen Sie hierher, meine Liebe! Ich ziehe es vor, dem Singenden ins Gesicht zu sehen; der kleine Charles mag Sie von drüben begleiten, an diesem Fenster ist kein Platz mehr.“

Ein Notenblatt in der Hand, stellte sich das Mädchen gehorsam neben den Lehnstuhl, und Charles stand ihr gegenüber wieder in der Thür. Der Gesang begann.

Sie hatte ein kleines französisches Lied gewählt, dessen Refrain lautete:

„Ah oui, je t'aime,
Ah, comme je t'aime!“

Während sie mit ihrer schmelzenden, weichen Stimme wie ein kleiner Vogel diese süßen Worte sang, kniff der Alte, sich behaglich in den Stuhl zurücklehnend, die Augen zu, und dem Kammerjunker ging und kam die Gluth im Antlitz, doch wagte er nicht, die Blicke zu erheben, denn der Oberhofmeister saß ja auch ihm gegenüber. Das Liedchen hatte mehrere Verse, und unter dem sanften Gesang, schlossen sich die Augen des alten Herrn unmerklich völlig.

Wie auf Verabredung begann Eglantine nach Beendigung es noch einmal, und der Kammerjunker fuhr leise in seiner Begleitung fort. Immer ruhiger athmete der Alte, erschöpft von der ungewohnten Bewegung des Tanzes. Jetzt wagte der Musizirende drüben schon einen Blick hinüber, und

„Ah oui, je t'aime,
Ah, comme je t'aime!“

Es klang so lockend, so süß von den rosigen Lippen; leiser und leiser verschwebte der Gesang, schon verklang die Geige, und der Kammerjunker hob den Fuß und streckte die Hand aus. Da legte Eglantine die Finger auf die Lippen, denn zur Thür herein flog mit tiefem Gebrumm eine dicke Hummel. Der Kammerjunker schlug mit dem Violinbogen nach ihr. Umsonst! Schon umkreiste sie das Haupt des Schläfers; noch einen Augenblick, und sie würde sich auf die Nase des alten Herrn respect-widrig niederlassen. Vorsichtig verscheuchte sie Eglantine; aber wie ein böser Dämon fuhr das häßliche Insect fort, das Antlitz des Oberhofmeisters zu umschwirren. Vergeblich flehte der Kammerjunker mit Blick und Geberde; vergeblich mühte sich Eglantine, das brummende Ungethüm fort zu scheuchen; wieder und wieder mit wahrhaft teuflischem Summen kam der Unhold zurück und drohte, sobald das Mädchen den stummen Bitten ihres Verehrers folgen würde, den alten Herrn zu erwecken. So blieb den beiden nichts übrig, als immer aufs neue in stiller Verzweiflung den erfolglosen Kampf fortzusetzen, denn sie wußten ja ganz genau, daß, sobald er aufwachte, der Oberhofmeister nicht nur leugnen würde, überhaupt geschlafen zu haben, sondern auch für diesen Nachmittag sicher nicht wieder einer solchen Schwäche erlauben würde, Gewalt über ihn zu gewinnen.

Jetzt endlich erhob sich diese dicke, geflügelte Baßgeige von Insect und schwebte unter der weißen Stuckdecke hin, dem Eingange zu. Wonnetrunken hingen die Blicke der beiden an dem Thierchen, als dieses plötzlich, wie ein Pfeil, zurückgeschossen kam, einen höhnischen Kreistanz um Eglantine's Köpfchen beschreibend. Wie ein blutdürstiger Wütherich stürzte es dann auf das verschrumpfte Antlitz des Schlummernden zurück, sodaß das Mädchen nur durch einen schnellen Schlag mit ihrem kleinen Fächer das Unheil noch einmal abwandte. Indem sie dabei dem Geliebten einen angstvollen Blick zuwarf, entdeckte sie die Ursache dieser hinterlistigen Rückkehr in Gestalt einer wohlbeleibten, freundlichen, alten Dame, die soeben grüßend eintreten wollte, als sie, von der flehenden Geberde des Kammerjunkers und dem kaum hörbaren Pst! — Pst! — des reizenden Röschens, noch rechtzeitig gebannt, mit klugen, braunen Augen die Gruppe überschauend, still stand. Ein verständnißinniges Lächeln umspielte den Mund des alten Fräuleins, das man schlechtweg im ganzen Städtchen „Die Stiftsdame“ nannte; und mit einer Lautlosigkeit, die man bei ihrer Leibesfülle für unmöglich gehalten haben würde, glitt sie, den beiden zunickend, an dem Kammerjunker vorbei, schob sich zwischen Röschen und den Lehnstuhl, nahm dem erröthenden Kinde den Fächer aus der Hand und begann, das Haupt des Schlummernden leise umfächelnd, das Amt des Schutzengels bei dem Oberhofmeister zu üben, dessen leises Pusten allmählich in vernehmbares Schnarchen überging. Sie nickte sehr vergnügt, als die beiden also Befreiten im Nu den breiten Kiesweg zwischen den Rabatten entlang schlüpften, beseligt in Jugend- und Liebeslust einander bei der Hand fassend. Schneller und schneller, je mehr die Entfernung zwischen ihnen und der gefährlichen Glasthür wuchs, hüpften die Füßchen in den seidenen Hackenschuhen über den Kies dahin; noch ein kurzes dankbares Winken und Grüßen zwischen den Stockrosen und die Flüchtlinge waren hinter der Hecke verschwunden. — Wer die nette, alte Dame mit dem kugelrunden Antlitz und dem kleinen Knopfnäschen, den freundlichen Aeuglein und dem vollen Haar, das auch ohne Puder grau war, so neben der, im Schlaf noch älter als sonst aussehenden Gestalt des mageren Oberhofmeisters gesehen hätte, würde die beiden schwerlich für ein Liebespaar gehalten haben, und doch hatte es einst eine Zeit gegeben, o, es war lange her! — Doch nein, man darf nicht indiscret sein! — Jetzt jedenfalls war das lange, lange vorbei. Die Stiftsdame dachte noch daran, als sie mit Röschens Fächer nach der Hummel schlug, bis diese endlich wohl getroffen auf dem Parkett lag. Nun war der Kampf mit den zurückbleibenden Fliegen sehr viel leichter. Die gute Dame blickte in den sonnigen Garten, athmete den Reseda-Duft, beobachtete einen kleinen Specht mit rosa Brust und grauen Flügeln, der vor der offenen Gartenthür herumtrippelte und sie mit schiefem Köpfchen neugierig ansah, und schrak heftig zusammen, als die Säge, welche in dem Schnarchen des Oberhofmeisters gleichmäßig fortzuarbeiten schien, plötzlich auf einen unerhörten Ast-Ansatz gestoßen sein mußte, denn jäh brach sie mit einem kurzen Aufkrachen ab. Der Schläfer richtete sich in seinem Stuhl auf, fuhr sich mit der Hand nach der etwas verschobenen Perücke und über die Augen, starrte dann zu der Stiftsdame hinüber, die ihm lächelnd eine kleine Verbeugung machte, und murmelte etwas, wie: „Incroyable!“

„Sie haben schön geschlafen, Herr Oberhofmeister!“ sagte das alte Fräulein freundlich, mit schelmischem Ausdruck zu ihm herabsehend.

„Geschlafen?! Wie, was, ich geschlafen?“ rief der alte Herr, ärgerlich und rasch aufspringend. „Wer sagt, daß ich geschlafen habe?“ fuhr er, sich rasch zusammennehmend, fort. „Pardon, meine Gnädigste! Ich versichere Sie, ich schlafe niemals! Aber — ich hoffe, Sie gestatten mir, Ihre Hand zu küssen und Sie zu einem Stuhl zu führen,“ fuhr er sehr artig fort, ihr einen Lehnstuhl herzuschiebend. „Sie sind zu gütig, daß Sie Sich eines armen Einsiedlers annehmen und den weiten Weg —“

„O, ein köstlicher Spaziergang bei dem herrlichen Wetter!“ unterbrach sie ihn. „Uebrigens, was den Einsiedler anlangt,“ sie deutete auf eine rosa Schleife, die vor ihnen auf dem Fußboden lag, und auf die Geige, die drüben vor dem Spiegel lehnte, „so scheint mir Ihre Einsamkeit doch immer etwas durch die Anwesenheit meiner kleinen Pathe belebt zu sein.“

„In der That, ein ganz charmantes Frauenzimmerchen, diese kleine Eglantine!“ rief der alte Herr, indem er ein Auge zukniff.

„Nicht wahr, lieber Oberhofmeister? Das finde ich auch! Ich habe das kleine Röschen sehr lieb gewonnen und begreife daher vollkommen, daß ein Mann, der das allerliebste Kind täglich vor Augen hat, sein Herz dabei verlieren kann.“

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten

Die Frauen und das Studium.

Von Richard Wulckow in Darmstadt.

Die Gymnasial-Kurse für Mädchen haben gezeigt, daß sie einem Bedürfniß entsprechen, und daß sich diejenigen ins Unrecht gesetzt haben, die glaubten, ihnen ein Fiasco vorhersagen zu müssen. So lange ein Mädchen-Gymnasium nicht geistigen Bankrott gemacht hat, darf man eine tiefere Frauenbildung und das Frauen-Studium unter keinen Umständen als etwas Verwunderliches und Unnatürliches hinstellen. Wer in seiner amtlichen Thätigkeit die durchschnittliche geistige Leistungsfähigkeit erwachsener Mädchen, ihre Ausdauer und Willenskraft kennen gelernt hat, wird ernstlich an ein derartiges Fiasco niemals geglaubt haben, denn solche Vorzüge konnten sich ja nur in der Fähigkeit zu reifer Geistesarbeit zeigen. Der erfahrene Mädchen-Pädagog weiß, daß die Zahl der Mädchen mit ernstem Sinn und Trieb zu wissenschaftlicher Bethätigung durchaus nicht klein ist; es muß nur berücksichtigt werden, daß praktisch von dieser Begabung noch in ganz geringem Umfange Gebrauch gemacht wird, weil das alte Herkommen die Mädchen mit starken Banden an Haus und Familie fesselt, überdies aber der Zugang zu den Studien gegenwärtig noch den mannigfachsten Schwierigkeiten begegnet, die von den Mädchen mehr oder minder gescheut werden. Die Einrichtung ist neu, ungewohnt und Gegenstand von Zweifeln und Angriffen; das hält so manche vom Besuch fern. Es ist mir aber durchaus nicht zweifelhaft, daß diese Schwierigkeiten bald überwunden werden, und daß sich nicht nur die bisherigen Mädchen-Gymnasien halten, sondern daß ähnliche Einrichtungen in anderen Theilen Deutschlands folgen werden. Ich habe für diese Annahme einen ganz bestimmten Grund.

Mir erscheint nämlich die wissenschaftliche Ausbildung des weiblichen Geschlechts in gewisser Weise heutzutage mehr erschwert als früher. Der Wellenschlag des bunten, vielgestaltigen Lebens erfaßt auch unsere junge weibliche Welt; der wachsende Wohlstand lehrt uns täglich neue Bedürfnisse kennen, der zunehmende Luxus drängt den Sinn für geistigen Besitz in den Hintergrund. Der erleichterte Verkehr fordert zu Ausflügen und Reisen auf; die Geselligkeit, die künstlerischen Genüsse verlangen ihr Recht; ernste, stille Arbeit und zurückgezogenes Vertiefen in die Welt des Geistes ist wesentlich erschwert. Zwar wird die Zahl der völlig Unwissenden kleiner; kleiner wird aber auch der Kreis der wahrhaft kultivirten und geschulten Geister, die zu einem harmonischen Gleichgewicht der Empfindung, der Sitte und des Erkennens gelangt sind. Es ist ein völlig begründetes Urtheil, daß wir im Zeitalter der oberflächlichen Halbbildung leben; überall, wohin wir schauen, tritt uns eine geistige Verflachung und Entartung entgegen, von der auch die Kunst, die Literatur, das Parlament sich nicht frei zu halten vermocht haben. Diesen Erscheinungen gegenüber ist es durchaus naturgemäß, daß auch für die ernsteren Frauen die Möglichkeit geschaffen wird, sich durch eine straffere, geistige Disciplin und eine ernstere Schulung aus dem flachen Treiben der Gegenwart zu flüchten und ihrer, nach geistiger Bethätigung verlangenden Beanlagung ein Feld zu eröffnen, wo sie mit besserem Erfolge als bisher, sich die Bildungsschätze der Nation aneignen können. Dieses Bedürfniß allein scheint mir die Existenz der Mädchen-Gymnasien zu sichern und einen Ausblick auf baldige Erschließung der Hochschule zu verbürgen.

Ob die Zahl der weiblichen Gymnasiasten und Studenten jemals zu einer namhaften Höhe gelangen wird, kommt mir nach dem deutschen Volks-Charakter mit seinem lebhaften Familiensinn und seinem festeingeprägten Bilde von wahrer Weiblichkeit nicht wahrscheinlich vor; aber mir scheint diese Frage zunächst ziemlich gleichgültig, da als Princip festgehalten werden muß, daß in einem Kultur-Staate ersten Ranges einem jeden Gelegenheit geboten werden soll, sich darin zu bilden und zu fördern, wohin ihn seine Neigung und Begabung treibt. Und daß eine nicht unbedeutende Zahl von Mädchen mit ausgesprochener Begabung für vertiefte re Geistesthätigkeit, mit Ausdauer und Willenskraft thatsächlich vorhanden ist, daran ist nach den gemachten Erfahrungen ein Zweifel nicht gestattet. Nur eine Besorgniß tritt mir hierbei nahe, der ich Ausdruck geben muß. Unleugbar werden Mädchen, die sich ernster, geistiger Arbeit und dem Studium widmen, zur Verrichtung von sogenannten Frauenarbeiten mehr oder weniger untüchtig, verlieren auch wohl in der einseitigen Ueberschätzung ihrer Eigenart die Achtung vor Hausfrauen-Tugenden. Das darf nicht übersehen werden in einer Zeit, die augenscheinlich der Überschätzung der geistigen Arbeit Vorschub leistet und vor der mühevollen Arbeit des fleißigen Handwerkers und der, um ihr Dasein ringenden Frau aus dem Volke nicht den gebührenden Grad der Achtung zeigt. Der Glaube ist stark erschüttert, daß eine genaue Kenntniß des Hauswesens und dessen tüchtige, umsichtige Oberleitung für jede gebildete Frau eine Ehre sei, daß häuslicher Sinn und Arbeitsamkeit keineswegs die wirkliche Vornehmheit einer Frau ausschließe. Wir bleiben aber dabei stehen, daß Hausfrauen-Tugenden durchaus zu dem Begriff echter Weiblichkeit gehören, und daß diejenigen Mädchen, die sich ausschließlich gelehrten Studien widmen, nothwendig eine Einbuße an dieser echten Weiblichkeit erleiden müssen. Die übereifrigen Vorkämpferinnen für Frauen-Emancipation sollten es sich doch überlegen, ob es wohlgethan ist, über Stellung und Pflicht der Hausfrau zu spotten und den Vorwurf zu erheben, daß der deutsche Ehemann meistens das Weib zur Sclavin erniedrige. Ich kann mir sehr wohl vorstellen, daß junge Mädchen mit Trieb und Neigung zu ernster Geistesarbeit durch solche Angriffe zu ganz falschen und bedenklichen Lebensanschauungen geführt werden und die eigentliche und höchste Lebensaufgabe der Frauen allzu leicht verkennen dürften. Es fragt sich ja immerhin, ob das junge Mädchen, das den Beruf zu ernster Geistesbethätigung in sich fühlt, wirklich ihr Glück und ihre Befriedigung in den Studien findet, ob nicht eine Zeit kommt, wo sie von der Ahnung ihrer ureigenen natürlichen Bestimmung erfaßt wird und sehnsüchtig die Arme ausstreckt nach dem verlorenen Glück, nach dem Glück des Hauses und der Familie, des Schaffens und Wirkens und „Dienens“ in dem schönen Goethe'schen Sinne.

Es erscheint mir daher dringend nöthig, daß die jungen Mädchen, ehe sie den endgültigen Entschluß eines geistigen Berufs fassen, sich sorgfältig selbst prüfen und es sich klar machen, daß dieser Beruf von dem Wege des Lebensgenusses weit abführt und nicht nur Geistes- und Willenskraft, sondern auch einen hohen Grad von Resignation erfordert, ganz abgesehen von der unbedingt nöthigen körperlichen Gesundheit und Widerstandsfähigkeit. Sie müssen auch darauf gefaßt sein, ihr Streben verkannt zu zu sehen, mit den Anschauungen der Menge in Gegensatz zu treten und sich vereinsamt zu fühlen. Der Professor Emile Yung von der Universität in Genf, der als Lehrer eine Reihe von Jahren die weiblichen Studirenden beobachtete, hat vor einiger Zeit seine Erfahrungen veröffentlicht, die für unsere Frage manches Werthvolle enthalten. Auch er bestätigt, daß die Meinung des Publicums, trotz der gesetzmäßigen und anständigen Lebensführung der Studirenden, ihnen nicht günstig gegenüberstehe, und daß sie in der Stadt isolirt darständen. Er lobt ihren Ernst und ihr tüchtiges Streben und fügt dann etwas skeptisch hinzu: „Man kann nicht von vornherein sagen, ob sie wirklich vom rechten Wege abgelenkt sind und nur um den Preis ihres Glücks und unter Aufopferung der, ihnen von der Natur zugewiesenen Rechte ihr Ziel verfolgen; darüber kann erst die Zukunft entscheiden.“

Ich muß hierzu sogleich bemerken, daß dem Professor bei seinen Mittheilungen nicht etwa die deutschen Studentinnen allein oder vorzugsweise vorgeschwebt haben, da deren Zahl zu klein ist, um auf sie sichere Beobachtungen zu gründen, daß ihm vielmehr für sein Urtheil die zahlreichen Russinnen und Polinnen maßgebender gewesen sind. Zur Orientirung gebe ich einige statistische Angaben, die das Bild von dem gegenwärtigen Standpunkt des Frauen-Studiums abzurunden geeignet sind. Zunächst ist festzustellen, daß die Zahl der weiblichen Studenten wächst. Im Laufe des Jahres 1893/94 stieg an den Schweizer Universitäten ihre Zahl auf 347, und zwar hatte Basel 3, Bern 96, Genf 110, Lausanne 26, Zürich 112. Von diesen 347 waren 245 nach ihren Kenntnissen so weit, daß sie als „regelmäßige Studentinnen“ eingeschrieben werden konnten, die andern galten als Hospitanten (Zuhörer). Man darf annehmen, daß die Aufnahmeprüfungen recht milde waren, da die Mädchenbildung derjenigen

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

interessanten Länder, aus denen sich die weibliche Studentenschaft vorzugsweise zusammensetzt, nach unseren deutschen Begriffen keine für die Universität ausreichende genannt werden kann. Es bleibt also nur die optimistische Annahme übrig, daß die jungen Damen noch privatim sehr fleißig studirt haben, ehe sie sich in die Facultät einschreiben ließen. Die Russinnen und Polinnen begannen den Reigen der weiblichen Studenten, dann kam Bulgarien, Serbien, Rumänien, endlich auch Deutschland, und zwar mit einer Ziffer, welche übermäßige Illusionen über deutsche Studentinnen zu dämpfen sehr geeignet ist. Bleiben wir bei Genf stehen. Im jetzigen Winter-Semester 1894/95 hatte diese Universität unter ihren 637 Studenten 128, und unter den 147 Hospitanten 53 Damen. Nach der Nationalität vertheilen sie sich in folgender Weise, wobei ich bemerke, daß die Zahl der Hospitanten hinter der der wirklichen Studentinnen in Klammern steht. Russinnen 68 (13), Polinnen 28 (2), Bulgarinnen 8, Armenierinnen 6, Rumäninnen 4 (1), Deutsche 4 (10), Oestreicherinnen 3 (1), Engländerinnen 1 (3), Holländerinnen 1 (1), Serbinnen 1, Türkinnen 1, Französinnen 1 (2), Schweizerinnen 1 (4), Amerikanerinnen 2. Die weitaus größte Zahl hat die medicinische Facultät mit 72 Studentinnen und 3 Hospitantinnen; die juristische Facultät 1 Studentin und 1 Hospitantin, die theologische nur 1 Hospitantin. Die Zahnheilkunde hat 2 weibliche Studirende. Die Damen haben von dem Augenblick der Zulassung dieselben Pflichten und Rechte, wie die Studenten, machen dieselben Examina und erhalten dieselben Titel und Diplome.

Von den studentischen „Rechten" machen die Damen keinen Gebrauch, was in vielen Fällen seinen Grund darin hat, daß sie äußerst karge Mittel haben und zur einfachsten Lebensweise gezwungen sind. Das trifft besonders bei den Russinnen zu, die trotz aller Entbehrungen mit riesiger Geduld und Ausdauer arbeiten und „unter etwas hartem und schroffem Auftreten oft eine feurige Seele bergen, die nach Wissen dürstet, um zu helfen, sei es als Lehrer, sei es als Arzt." Hier darf man annehmen, daß der Abscheu vor der Unwissenheit ihrer früheren Lehrer und Lehrerinnen und das Mitleid mit der ganz unwissend aufwachsenden russischen Jugend die Triebfedern für ihren Entschluß gewesen sind, daß sie also dem edlen Drange ihres Herzens gefolgt sind. „Sie kennen keine weltlichen Vergnügungen," sagt Yung, „und auch nichts von den vielfachen Zerstreuungen, die den Studenten vorbehalten sind; sie besuchen nicht die Wirthshäuser," (also der volle Gegensatz zu den englischen und amerikanischen Studentinnen) „und wenn sie Gesellschaften gründen, thun sie es weniger, um sich zu amüsiren, als sich gegenseitig zu ermuthigen und über ihre Interessen zu sprechen."

Was er ferner über die natürliche Intelligenz der studirenden Damen sagt, hat insofern einen gewissen Werth, als es immerhin auf persönlichen Erfahrungen beruht und deshalb höher zu schätzen ist, als lange theoretische Auseinandersetzungen von Laien; man darf aber nicht vergessen, daß er nicht gerade unsere deutschen geschulten Mädchen, sondern vorzugsweise die oben aufgezählten Ausländerinnen im Auge hat. Er schreibt den Damen wenig Initiative zu und hat für sie nur das Lob, daß sie gelehrig, „viel zu gelehrig", den Anweisungen folgen, die man ihnen giebt, ohne sie merklich umzugestalten oder über sie hinauszugehen. „Durch viel guten Willen erreichen sie schon, was man von ihnen verlangt, aber ihre Arbeit trägt kein persönliches Gepräge . . . auch verfallen sie zu oft in den Mißbrauch des Auswendiglernens." Das dürfte, beiläufig bemerkt, auch auf die tüchtigen deutschen Mädchen zutreffen; ebenso scheint es unbedingt richtig, wenn er sagt, daß die Frauen mit mehr Schwierigkeit und weniger Genauigkeit abstrahiren und logisch denken, daß sie fähiger zum Analysiren als zum Zusammensetzen sind und schwer einen Ueberblick gewinnen. Dagegen kann ich es nach meinen langjährigen Erfahrungen nicht unterschreiben, wenn er den Mädchen „überraschende Unbeholfenheit in der Kunst des Beobachtens" und übergroße Ungeschicklichkeit bei der Handhabung physikalischer Instrumente, mikroskopischer Apparate ꝛc. vorwirft. Ich muß es aussprechen, daß ich als Lehrer und Director staatlicher Lehrerinnen-Bildungsanstalten für das höhere Lehrfach diese Erfahrung nicht gemacht, vielmehr recht viel Geschick und Leichtigkeit in den erwähnten Manipulationen wahrgenommen habe.

Yung faßt seine Mittheilungen dahin zusammen, „daß die Mädchen keineswegs weniger intelligent sind, als die Männer, daß sie es nur in anderer Weise sind? Ich bekenne offen, daß mir bei dieser Sentenz die Aeußerung Mephisto's eingefallen ist: „Gewöhnlich glaubt der Mensch, wenn er nur Worte hört, es müsse sich dabei doch auch 'was denken lassen."

Herr Yung hätte uns doch sagen müssen, in welchen Formen, nach seinen Erfahrungen, sich die Intelligenz der studirenden Damen zeigt, denn Gedächtniß und Aufmerksamkeit, die er an ihnen lobend anerkennt, hat doch mit dem hergebrachten Begriff natürlicher Intelligenz (Raschheit und Klarheit der Auffassung) wenig zu schaffen. In diesem herkömmlichen Sinne kann ich nach meinen Erfahrungen den jungen Damen das Prädicat der natürlichen Intelligenz keineswegs versagen.

Ich habe oben die Gründe angedeutet, die mir die Ueberzeugung verschafft haben, daß die Zahl der studirenden Mädchen in absehbarer Zeit nur eine recht kleine sein wird, auch wenn es dem guten Willen und der Energie des preußischen Cultus-Ministers gelingen sollte, ihnen den Besuch der deutschen Universitäten freizugeben. Die Bande, durch welche das Mädchen an Haus, Familie und wirthschaftliche Bethätigung geknüpft ist, sind in Deutschland sehr stark und dürfen nicht unterschätzt werden; überdies fallen bei uns die mächtigen Triebkräfte fort, die, wie wir sahen, z. B. eine junge Russin sehr wohl auf die Bahn der höheren Lehrerin oder der Aerztin führen können. Das schließt aber keineswegs aus, daß auch bei uns intelligente und energische Damen die höhere Lehrerlaufbahn einschlagen, oder den Beruf des Arztes mit Ehren und Erfolg ausüben werden, wie es ja schon in mehreren großen Städten geschieht, ohne daß etwas Auffallendes darin gefunden wird. Und um dieser thatkräftigen und tüchtigen Naturen willen ist es die Pflicht der unbefangenen und denkenden Männer, ihnen den Weg zur Selbständigkeit und Unabhängigkeit zu erleichtern und ihnen aus Gerechtigkeitsgefühl Achtung und Sympathie entgegenzubringen. Die Männer müssen dessen eingedenk sein, daß dieses Loslösen von Herkommen und Gewohnheit, dieser Muth, aus reinen Motiven die „unweibliche" Laufbahn des Studiums auf sich zu nehmen, thatsächlich mehr Anerkennung zu beanspruchen hat, als das thatenlose Hindämmern und Träumen so vieler junger Mädchen aus unbemittelten Häusern, die durch thatkräftige Arbeit und anständigen Erwerb die Sorgen der Eltern so wesentlich mindern könnten.

Zum Schluß möchte ich noch vor einer Illusion warnen. Wenn die exaltirten Vorkämpfer der Frauenrechte einen so ungeheuren Werth darauf legen, für das akademische Studium der Frauen einzutreten und solche Bemühungen als eine Kultur-That von größter Bedeutung preisen, so scheint mir das auf einer bedenklichen Uebertreibung zu beruhen. Die Zulassung des weiblichen Geschlechts zu gelehrten Studien kann und wird immer nur einer so geringen Anzahl von Frauen Nutzen bringen, daß für die Lösung der socialen Frage dadurch sehr wenig gewonnen wird. Daher wirkt der besonders ersprießlich und segensreich in der Frauenfrage, der für die Besserung und Hebung des Loses der Arbeiterfrauen und der Fabrikmädchen bemüht ist und zunächst die gähnende Kluft zwischen den gebildeten und besitzenden Frauen und denen, die um ihr tägliches Brod ringen, mit allen Kräften zu verengern strebt.

Nachdruck verboten.

Zum 80. Geburtstage Andreas Achenbach's.

Von Ludwig Pietsch in Berlin.

Siehe das Porträt Seite 152.

Es liegt ziemlich nahe und scheint so berechtigt, anzunehmen, daß starke, reiche unablässig geistige Production die, einem Menschen gegebene Lebenskraft rascher aufzehren müsse, als es durch mäßige, wenig erregende und wenig schöpferische Geistesarbeit geschieht. Aber die Erfahrung bestätigt diese Annahme keineswegs. Gerade die Beispiele sind besonders zahlreich, die das Gegentheil zu beweisen scheinen. Die Geschichte der Wissenschaften und der Künste führt eine lange Reihe Männer von berühmtem Namen auf, die in nie rastender Arbeit eine Fülle außerordentlicher Werke hervorgebracht, oder großartige Entdeckungen gemacht, den Fortschritt und das Wohl der Menschheit mächtig gefördert und trotzdem eine hohe, ja die äußerste Altersgrenze erreicht haben, die unserem Dasein gesetzt ist. Und unter diesen greisen Meistern hat es auch nie an solchen Glücklichen gefehlt, denen auch die schöpferische Kraft und Leistungsfähigkeit ungebrochen und unabgeschwächt bis zu dieser Lebensgrenze erhalten geblieben ist. Zwei der glänzendsten Beispiele einer solchen Dauerbarkeit geistiger und körperlicher Lebens-Energie bieten zwei deutsche Künstler, von denen der eine in diesem September, der andere im December sein achtzigstes Lebensjahr vollendet: Andreas Achenbach und Adolf Menzel.

Am 29. September 1885 wurde der siebzigste Geburtstag Andreas Achenbach's in Düsseldorf, der Stadt, die er seit seinem achten Jahre bewohnt, mit großem Glanz gefeiert. Von Seiten der königlichen Regierung, der Provinz, der Stadt, der Künstlerschaft wurden dem Meister Ehren aller Art erwiesen. Er empfing die vielen Abordnungen, die ihn zu beglückwünschen gekommen waren, in den Räumen, in denen eine Ausstellung seines gesammten künstlerischen Lebenswerkes stattfand, insoweit es gelungen war, die von dem Jubilar ausgeführten, in alle Länder verstreuten Gemälde, Zeichnungen, Radirungen und Lithographien dazu herbeizuschaffen. Der Eindruck dieser Ausstellung war in hohem Grade imposant durch die Masse und nicht minder durch die Gediegenheit, durch die künstlerische Genialität und die allseitig solide Trefflichkeit der, in ungefähr fünfundfünfzig Jahren von dem einen Manne geschaffenen Kunstwerke. Wer auf ein so thätiges, so reicherfülltes Leben zurückblicken kann, der hätte wohl ein gutes Recht erworben, nun auch auszuruhen von seinen Thaten. Aber nichts lag Achenbach's Natur ferner, als das Bedürfniß und der Wunsch eines solchen Ausruhens. Jener siebzigste Geburtstag hat keinen Abschnitt in seinem Leben gemacht. Kaum war das Rauschen und Klingen des Jubelfestes verhallt, so nahm der Gefeierte wieder Pinsel und Palette auf und arbeitete weiter, wie zuvor, immer wieder durch neue Werke bezeugend, daß, so wenig als die Lust des Schaffens, auch die Kraft dazu in dem, in das achte Jahrzehnt seines Lebens Eingetretenen versiegt sei.

Wie die Grenze seines Künstlerlebens ungewöhnlich weit hinausgerückt ist, so erfolgte auch Achenbach's Eintritt darin ungewöhnlich früh.

Als zwölfjähriger Knabe bereits wurde er Schüler in der Düsseldorfer Maler-Akademie. Und wieviel hatte dieser reich veranlagte Knabe schon damals erlebt, erfahren, gesehen und mit scharfem Blick beobachtet! Sein Vater, den große kaufmännische Geschäfte zu wiederholtem Wechsel des Wohnortes und weiten Reisen veranlaßten, nahm den 1815 in Kassel geborenen Knaben schon in dessen Jugend mit nach Rußland, wo er in Petersburg den ersten Zeichenunterricht empfing. 1823 ließ die Familie sich in Düsseldorf nieder, das dann zur eigentlichen Heimath der beiden Söhne, Andreas und des 1827 geborenen Oswald, geworden ist. Zehn Jahre zählte der erstere, als er die Elementar-Klasse der dortigen Akademie besuchte.

Im fünfzehnten Jahre malte er sein erstes Bild, eine felsige Seeküste. — Schirmer hatte eben damals die Leitung einer neugegründeten Landschaftsklasse an der Düsseldorfer Akademie übernommen. In dieser machte der junge Künstler seine regelrechten Studien. Aber mehr als jenem, ihm geistig wenig verwandten Meister hat Achenbach dem directen Studium der Natur zu danken. Der Siebzehnjährige begleitete 1832 seinen Vater abermals auf einer größeren Reise. Sie ging durch die Städte Hollands zur Nordsee, zu Schiff nach Hamburg und weiter bis Riga. Auf dieser Seefahrt mag die Lust am Meere und dessen malerischer Schilderung in dem jungen Maler geweckt worden sein. Aber die Bilder, die er, nach einjähriger Abwesenheit heimgekehrt, in Düsseldorf malte, behandelten meist schlichte Motive aus norddeutschem Binnenlande.

Erst 1835, nachdem er aus Schirmer's Schule geschieden war, wandte er sich mit leidenschaftlichem Eifer der See- und Marine-Malerei zu. Das tosende, gegen felsige Küsten oder gegen Molen und Stackate brandende, sturmgepeitschte Meer unter düsterem Wolkenhimmel, und der trotzige Kampf unverzagter Männer in gebrechlichen Fahrzeugen gegen die Wuth der Elemente wurden ihm für lange Zeit die Lieblingsgegenstände seiner malerischen Schilderungen, die in der neueren deutschen Malerei damals fast noch ohne Vorbild waren und wahrhaft bahnbrechend wirkten.

Noch auf einem anderen Gebiete der Landschaftsmalerei ist Andreas Achenbach ein Pfadfinder und Bahnbrecher geworden. Er hat für die deutsche Kunst die norwegische Landschaft gleichsam entdeckt und erobert. Diese ernste und großartige Natur übte auf seine Phantasie schon eine mächtige Anziehungskraft aus, ehe er sie kannte. Ist doch seine erste berühmte „Norwegische Landschaft" (1837), eine einsame, felsige Heide mit vereinzelten, prächtig gezeichneten Föhrengruppen, die damals wie eine neue künstlerische Offenbarung wirkte, — ich entsinne mich noch sehr wohl des tiefen Eindruckes, den ich von ihr auf einer Kunstausstellung in meiner Vaterstadt, 1838, empfing, — bereits fast zwei Jahre vor Achenbach's erster Reise nach Norwegen gemalt. Die Motive für dies Bild sind dem heimischen Hunsrück entlehnt gewesen.

Inzwischen hatte er seinen Aufenthalt mehrfach gewechselt, Süddeutschland und Tirol bereist, eine Zeit lang in München, dann wieder mit seinem Freunde, dem Maler der Geschichte Karls des Großen und Hannibals, Alfred Rethel in Frankfurt a. M., gehaust und gemalt, bis er jene erste Nordlandreise antrat, der später noch so manche gefolgt ist. Von der Natur Norwegens mit ihren Fjorden, starren Felsküsten, an denen das Meer schäumt und nagt, ihren Gletschern, tosenden Bergströmen und Katarakten, stillen Waldthälern und Klippeninseln begeistert, malte er, nach Düsseldorf zurückgekehrt, vorwiegend solche Bilder, in denen er seine skandinavischen Studien und die dort empfangenen Eindrücke verwerthete und wiedergab.

Ein innerer seelischer Vorgang, welcher der Mitwelt als etwas kaum Begreifliches erschien, machte im Jahre 1843 einen bedeutsamen Abschnitt in Achenbach's Leben. Der klar verständige, frisch empfindende Realist versank in mystisch-religiöse Träumereien und bekehrte sich schließlich zum Glauben der römischen Kirche. Der also Uebergetretene unterließ auch nicht, ein beredtes künstlerisches Zeugniß der erfolgten inneren Wandlung zu geben. Er malte für die Lamberti-Kirche in Düsseldorf ein Altarbild auf Goldgrund, Gestalten von Heiligen darstellend. Seine große künstlerische Tüchtigkeit verleugnete sich in diesem Werke ebenfalls nicht; es unterscheidet sich durch seine kraftvolle Farbengebung und solide Malerei vortheilhaft von den schwächlichen, theils schattenhaften, theils bunten Heiligenbildern der Nazarener. Nach seiner Bekehrung trat Achenbach eine Reise nach Italien an, die aber keineswegs als eine römische Pilgerfahrt aufzufassen ist. Das Studium der italienischen Landschaft sollte seine Anschauungen und Kenntnisse von der Natur der Länder Europa's ergänzen. Er faßte jene Landschaft, wie voraus zu sehen war, nicht in der Art der deutschen Idealisten und Stilisten auf. Er sah sie mit sehr viel unbefangeneren Augen an und wählte aus ihr solche Motive zur Darstellung, die seinem eigensten, durch den Uebertritt nicht beeinflußten Geschmack und seinen eingeborenen Neigungen zumeist entsprachen. Seine vollendetsten Schilderungen aus italienischer Natur sind einige sicilianische Küstenlandschaften mit meerumbrandeten Uferklippen. Aber eine dauernde, beherrschendere Macht hat die Landschaft Italiens nicht über seine Phantasie zu gewinnen vermocht. Er war sich dessen wohl bewußt, daß er in den Norden gehöre, und dieser für ihn die echte Heimath seiner Seele sei und bleibe.

In den ersten fünfziger Jahren überraschte er seine Verehrer mit Gemälden, die in der Wahl ihrer Gegenstände, wie in der Art ihrer malerischen Behandlung eine ganz neue Richtung erkennen ließen. Mit dem unvergeßlichen großen Bilde der „Mühlen" begann jene Periode des Achenbach'schen Schaffens, der so viele seiner köstlichsten Werke entstammen: die Periode seiner „westfälischen Landschaften." Einfache Motive aus der heimatlichen norddeutschen Natur sind darin bearbeitet: Wassermühlen, Dorfhäuser am Bach und am Rande von Eichenkamps gelegen, in deren Baumkronen der Sturm rauscht, welcher dem Gewitter voraufgeht; Gassen kleiner alterthümlicher Städtchen; Dorfstraßen, mit charakteristischer Staffage belebt; über Klippen zu Thal stürzende, silberglänzende, weißschäumende Bergbäche zwischen waldigen Ufern; Ströme, die, aus ihrem Bett getreten, flache Gegenden überfluthen; alles das selten von freundlichem Sonnenschein erhellt, meist mit regendrohendem, von finsterem Gewölk halb bedecktem Himmel. In diesen Werken ist der Einfluß der alten großen niederländischen Meister der Landschaftsmalerei unverkennbar. Dieser manifestirt sich nicht minder in den Bildern von nie zuvor von Achenbach erreicht gewesener Tiefe, Wucht, Kraft und Gluth der Farbengebung, die in den sechziger Jahren aus seiner Werkstatt hervorgingen. Hierzu gehören verschiedene Bearbeitungen von Motiven, die er den älteren Theilen Ostende's und dem dortigen Fischmarkt entlehnt hat. Die Menschen, mit denen er diese eminent malerischen Scenerien belebt, sind in ihrem Charakter und Habitus der Stimmung des Ganzen bewundernswerth angepaßt.

Dies Ostende, seine alten, von den Wellen bespülten Quais, sein, weit ins Meer hinaustretendes, die Hafeneinfahrt flankirendes (seit vier Jahren durch einen, wenig malerischen Neubau ersetztes) Stackat, die darüber hinrollende See, die auf ihr tanzenden, sie, in siegreichem Kampfe mit den wüthenden Wogen durchschneidenden Fischerboote und die, schwärzlichen Qualm aussendenden Dampfer hat Achenbach in zahlreichen Bildern mit immer gleich frischer Kraft, gleicher Meisterschaft und Liebe geschildert. Ebenso die Wasserstraßen und schiffsbelebten Grachten mit den alten Häusern, den Boompjes vor den Thüren, den Fischmärkten, den barocken Kirchthürmen Amsterdams und anderer holländischer Orte, in der Tageshelle, in Abenddämmerung, Mondschein und Laternenlicht. Nicht minder häufig die Dünen, die flache, sandige Strandlandschaft der niederländischen Küsten, mit den Fischerbooten auf der See davor. Die Zahl seiner derartigen Bilder ist Legion. Die Schnelligkeit, mit der er die, im treuen Gedächtniß festgehaltenen Natureindrücke oder freigeschaffenen, aber darum nicht weniger wahren Phantasie-Gebilde auf die Leinwand bringt, ist fast ohne gleichen. Daß bei einer so ungeheuren Production, zu welcher er theils durch den eigenen inneren Drang, theils durch das unersättliche Verlangen der Kunsthändler und Liebhaber diesseits und jenseits des Oceans angespornt wurde, nicht jedes Werk gleichwerthig, gleich gewissenhaft durchgeführt sein konnte, ist selbstverständlich. Aber die Summe des, von dem Meister geschaffenen, in jeder Hinsicht Vollendeten ist so enorm, daß seine derartigen, etwas fabrikmäßig für den Kunstmarkt gemalten Arbeiten kaum daneben in Betracht kommen. Er ist auch in seinen siebziger Jahren von der erreichten Höhe noch nicht herabgestiegen, und „so frisch blüht sein Alter wie greisender Wein". Seine Bedeutung für die Entwicklung der deutschen Landschaftsmalerei unseres Jahr-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

hunderts, die Wirkung seines Beispiels sind gar nicht hoch genug zu schätzen. Sein Volk wird ihm an dem Tage an dem er sein achtzigstes Lebensjahr vollendet, den Beweis nicht schuldig bleiben, daß es sich dieser Bedeutung voll bewußt ist und einen solchen Meister deutscher Kunst und sein Verdienst um diese nach Gebühr zu würdigen versteht.

Nachdruck verboten.

Herbstzauber.

Von Frida Schanz in Berlin.

O Frühlingsodem im Herbstesgepränge!
Es blühen Veilchen in blauer Menge
Unter der Weinlaub-umrankten Wand
Blutrothem Brand.

Das kleine Landhaus im Föhrenschatten
Steht umhaucht vom Duft der Reseden-Rabatten,
Umkränzt von der sternklaren Asternreih'n
Freundlichem Schein.

Verspätete Rosen verhauchen ihr Leben
Zögernd im lautlosen Niederschweben
Breitet sich über des Weges Staub
Goldenes Laub.

Ernst leuchten zwischen dem Abschiedskosen
Die Strahlenhäupter der Sonnenrosen,
Und herbstrothe Beeren schmiegen sich eng
In das Farbengedräng.

Die gelbe Buche blickt übers Gemäuer,
Wie ewig loderndes Lebensfeuer.
Aus jedem Blatte duftet der Saft
Der Daseinskraft.

O himmlischer Herbsthauch! O eignes Entzücken,
Lenzduftige, blaue Veilchen zu pflücken
Unter der Weinlaub-umrankten Wand
Blutrothem Brand!

Nachdruck verboten.

Eine Sonnenblume.

Zu dem Bilde von Clara Walther in München.
Siehe Seite 145.

Zuweilen kommt es vor, daß man beim Durchwandern einer Kunstausstellung plötzlich vor einem einfachen, ziemlich unscheinbaren Bilde Halt macht. Man wird davon gefesselt, ohne recht zu wissen, warum, und kehrt auf dem weiteren Rundgange immer wieder zu dem Bildchen zurück, während man an anderen, reicher componirten, auffälligeren Gemälden noch theilnahmslos vorübergeht. Man versucht wohl nur selten, sich über den Grund dieser Empfindung Rechenschaft abzulegen, und geschieht es, so wird man ihn meist darin suchen müssen, daß es dem Maler geglückt ist, seines Vorwurfes vollständig Herr zu werden, daß er es verstanden hat, die einfache Handlung, den schlichten Ausschnitt aus der Natur mit künstlerischem Blick zu sehen, mit künstlerischer Hand zu gestalten und zudem mit einem reichen Stimmungsgehalt zu erfüllen. Auch unser Bildchen, „Sonnenblume" von Clara Walther, gehört zu jenen, die uns nicht wieder loslassen, wenn wir uns erst einmal eingehend mit ihnen beschäftigt haben. Es kann nichts Einfacheres geben, als diesen Vorwurf. Ein junges Geschöpf, noch ein halbes Kind, sitzt auf der niedrigen Gartenbank und biegt eine große Sonnenblumen-Staude zu sich hernieder. Mit der rechten Hand schiebt sie die Blätter einer vollerschlossenen Blüthe auseinander, wie um deren Bau zu studiren. Aber der Ausdruck dieses geneigten Köpfchens ist überaus fesselnd und zeugt von einem reichen Innenleben. Hinter der bedeutenden, gewölbten Stirn regen sich selbständige Gedanken; doch der herb geschlossene Mund scheut sich, sie in Worte zu kleiden. Ihre Kindheit ist vielleicht einsam, im Schatten hingeflossen, und gerade deshalb ist die Sehnsucht nach Leben und Sonne doppelt in ihr rege; deshalb fühlt sie sich auch zu der stolzen Blume mit dem leuchtenden Blätterkranze, dem Abbilde der Sonne hingezogen. Es ist ein fein charakterisirender Zug, daß die Malerin den fesselnden Mädchenkopf ganz in den zarten Halbschatten gelegt hat; nur über Haar und Wange streift ein schmaler Lichtschein. — Interessant ist die technische Behandlung. Während Gesicht und Haar mit äußerster Sorgfalt durchgearbeitet sind, wird die Malerei nach dem unteren Theil des Bildes zu immer flüchtiger, skizzenhafter; die Kleidung des Mädchens, wie die Blätter der Pflanze erscheinen nur noch mit einzelnen kühnen Pinselstrichen hingesetzt. Hierdurch wird alle Aufmerksamkeit auf den Kopf gelenkt und zugleich die Illusion gewahrt, als setze das Blätterwerk sich weiter und weiter, bis über die Leinwand hinaus fort.

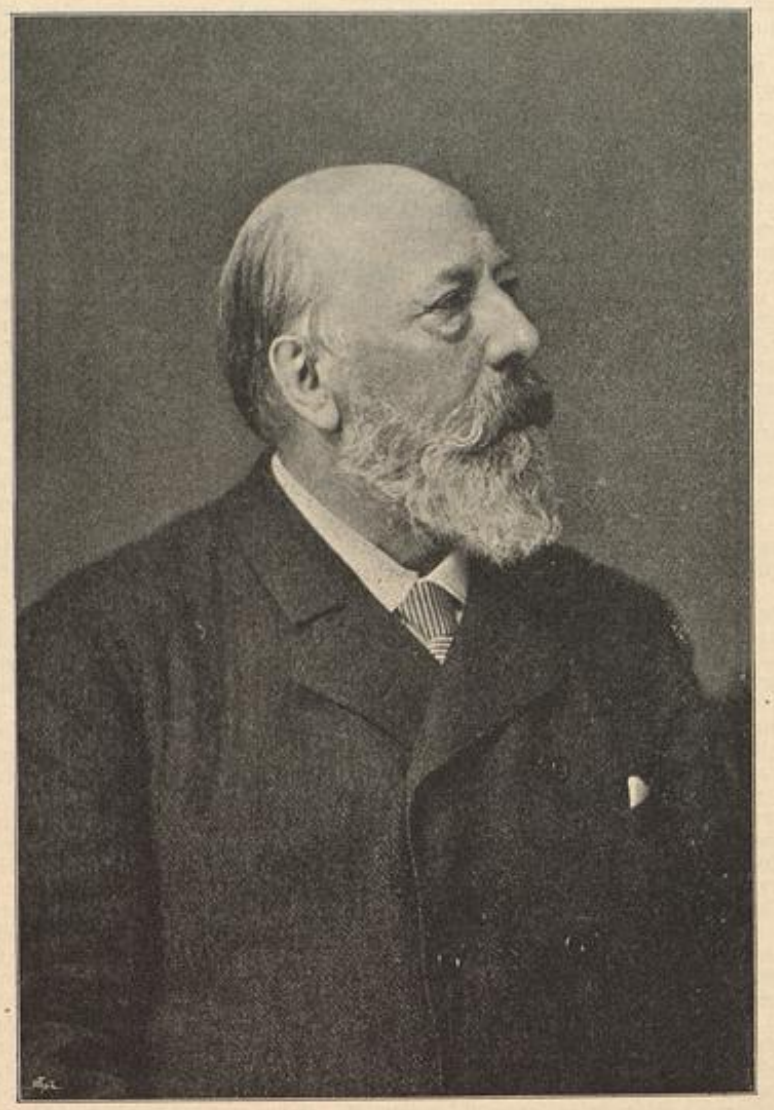
Zum Schluß noch einige biographische Daten über die Malerin. Clara Walther hat sich schon zuvor durch ihre Bilder „Kleeblatt" und „Musikstudien" einen Namen gemacht. Sie wurde im Jahre 1860 in Pößneck in Thüringen geboren, bildete sich in Dresden und Weimar unter Professor v. Suchodolski aus und setzte später ihre Studien unter Professor Löffz in München fort. Dort ist sie auch jetzt noch als Portrait- und Genre-Malerin mit wachsendem Erfolge thätig. C. E.

Nachdruck verboten.

Seekönigs Grab.

Zu dem Bilde von Ferdinand Graf Harrach in Tiefhartmannsdorf — Siehe die Seiten 148 und 149.

Die Gestalten und Scenen der nordischen Heldensage bieten Dichtern und bildenden Künstlern einen herrlichen Stoff, der noch lange nicht oft genug benutzt wird. Freilich sind die alten Ueberlieferungen selbst von einer unübertrefflichen Poesie, aber dennoch bliebe der Kunst-Poesie es vorbehalten, noch so manches herrliche Werk nachzuschaffen. Mit Entzücken erinnern wir uns unter anderem an die Gudrun-Sage, in welcher die ganze rauhe Schönheit unseres Nordmeeres athmet. In dieser Sage spielen die „Seekönige," wie König Hettel von Hegelingen und König Herwig von Seeland, eine hervorragende Rolle. Seekönige aber waren auch die Häupter der von Skandinavien aus umherstreifenden Seehelden der „Vikinger". Ursprünglich waren diese wohl nichts weiter als Seeräuber, die auf Beute auszogen, nach und nach aber erlangten sie politische Bedeutung und hielten als „Normannen" einen großen Theil Europa's im Bann. Verwegen war ihr Muth, hart, häufig gar roh und grausam waren ihre Sitten; und doch berichtet die Sage uns eine Fülle von Zügen, die höchste Ritterlichkeit und edelste Treue gegen den Freund und den erwählten Führer künden. Ihre gefürchteten, schnellen Schiffe hießen „Drachenschiffe", weil der Bug, wohl um dem Feinde Schrecken zu erregen, nach oben in einen Drachenkopf auslief. Noch heutigen Tages erkennen wir diese Gestalt an norwegischen Küstenfahrzeugen; noch heute finden wir im Museum zu Christiania wundervoll erhaltene Reste dieser, für die damalige Zeit großartigen Schiffe. Wie die Helden der Ostsee-Gestade mit Vorliebe ihre Gräber so anlegen ließen, daß man von den beschatteten Grabhügeln, den „Hünengräbern", das Meer schauen konnte, so wollten auch die alten Seehelden im Tode von ihrem Elemente nicht getrennt, ja sie wollten ganz mit ihm vereinigt sein. Den todten Seekönig bahrte man auf dem Deck seines Drachenschiffes auf, richtete Segel und Steuer, zündete das Schiff an, und dann steuerte es unter prachtvoller Flamme, allein mit seiner stillen Bürde hinaus über die Wogen, bis es verbrannte und versank. Oder, wenn der Seekönig sich seinem Ende nahe fühlte, ließ er selbst sich auf seinem Drachen festbinden und dann vom Sturme auf seinem guten Schiffe hinaustragen, zum gemeinsamen Ende. Eine solche heroische Scene ist es, die uns der bedeutende Historien- und Landschaftsmaler Graf Harrach in seinem packenden Bilde vorführt. Der alte König ist bereits todt; der Mast ist zersplittert, das Segel zerrissen; der Drache, auf die Granit-Klippen der Küste geworfen, scheint zu dem düsteren Himmel emporzuschreien in wilder Klage. Kreischend jagen die Möven vor dem Sturm auf weißen Fittichen herbei, weil sie Nahrung wittern. Aber das tosende Meer wird ihnen den Raub streitig machen. Furchtbar brandet es über die Klippen und den geborstenen Rumpf des Drachen; — eine kurze Frist nur, und dann ist Stück für Stück gierig weggebrochen, und die letzten Trümmer des Fahrzeuges sinken mit des Seekönigs Leiche in die dunkle Tiefe. Hier an den Scheren ist sie eine schier unergründliche, die niemals herausgiebt, was sie einmal verschlungen hat. — Wahrlich, das ist ein Ende voll Kraft und Poesie, der alten heidnischen Recken würdig, und würdig ist es hier durch eine heldenhafte Künstlerhand den zahmen Geschlechtern der Nachwelt im Bilde verewigt worden. W. J.



Andreas Achenbach.
Nach einer Photographie von Fr. Haarstick, Düsseldorf.
Siehe Seite 151.

Reactions-Post

Fragen.

Aeußere Vorzüge. — Welches Geschlecht läßt sich in der gegenseitigen Neigung stärker durch äußere Vorzüge bestimmen, das männliche oder das weibliche? Mehrere Freundinnen an der Donau.

Antworten.

(Auf die bezüglichen Fragen weisen die Seitenzahlen hinter den Schlagworten hin.)

Pfauenfedern (8). — Der Aberglaube, daß Pfauenfedern Unglück bringen, ist in Berlin sehr verbreitet; manche Hausfrau würde solche Federn nicht gern in der Wohnung sehen. Man begründet dies mit dem Sprichwort: „Hochmuth kommt vor dem Fall", weil die Pfauenfeder ein Symbol des Hochmuthes sei. Für letztere Annahme läßt sich wohl Wilhelm Tell, Akt II, Scene I, anziehen:

„Die Pfauenfeder trägst Du stolz zur Schau
Und schlägst den Purpurmantel um die Schultern;
Den Landmann blickst Du mit Verachtung an
Und schämst Dich seiner traulichen Begrüßung."

Freilich ist die Pfauenfeder hier nicht in erster Linie Symbol des Hochmuthes, sondern das damals übliche Zeichen der Gefolgschaft des Hauses Habsburg. Als ritterliches Abzeichen mag es aber wohl beim Volk verpönt gewesen sein. — Uebrigens erinnere ich mich aus meiner Kinderzeit, daß, weil auf einem Nachbargute Pfauen gehalten wurden, ich meinen Vater einmal gebeten habe, mir auch einen Pfau zu schenken, worauf meine Mutter aber dagegen war, da die Pfauenfedern den „bösen Blick" hätten. Dieser Vorwurf hängt wohl mit den, alles bemerkenden Augen des Argus, zusammen, mit denen Juno bekanntlich den Schweif des Pfauen schmückte. — An das Sprichwort: „Eitel wie ein Pfau" darf wohl auch noch erinnert werden. — Noch eins: Thatsache ist, daß Schauspieler, z. B. die Patti, nicht gern auftreten und ein Fiasco fürchten, wenn bei der Decoration der Bühne Pfauenfedern verwendet worden sind. Zu diesem Aberglauben auf der Bühne giebt auch Sir Augustus Harris in London interessante Aufschlüsse. Im englischen Theater, sagt er, darf keine Pfauenfeder geduldet werden. Als im Januar 1890 am Drurylane in der Götter-Procession die Himmelskönigin auf einem Pfau erscheinen sollte, da gab es förmlich eine Theater-Revolution, die sich erst legte, als der Pfau gestrichen wurde. Das Prinz of Wales-Theater wurde 1879 neu eröffnet. Bei der Vorstellung wurden mehrere Zuschauer unwohl. Was war schuld daran? In den Plüschüberzug der Sperrsitze waren — Pfauenaugen eingepreßt! Der Director ließ sofort diese Ueberzüge entfernen und die Sitze neu überziehen. R. S.

Bayerin in Neu-Süd-Wales. — Die Gedächtnißkirche für Ludwig II. von Bayern wird nach den Plänen von Julius Hofmann in Schloß Berg am Starnberger See im romanischen Stil errichtet. Das Plateau, auf dem sie stehen wird, liegt 18 Meter über dem Seespiegel, also in beträchtlicher Höhe. Der Wald um den Bauplatz wird keilförmig so weit ausgehauen, daß die Kapelle nach allen Seiten des Sees weithin gesehen werden kann. Später will man die gerodete Stelle mit immergrünem Strauchwerk bepflanzen, dessen dunkle Farbe zum ernsten Charakter der ganzen Anlage beitragen soll. Diese erstreckt sich bis ans Wasser hinab, wo eine Landungsstelle vorgesehen ist, die es möglich macht, die Kirche auch vom See aus zu besuchen.

L. K., Magdeburg. — Erschienen ist: Die Frau im neuen bürgerlichen Gesetzbuch. Eine Beleuchtung und Gegenüberstellung der Paragraphen des Entwurfs eines bürgerlichen Gesetzbuches für das deutsche Reich (2. Lesung), nebst Vorschlägen zur Aenderung derselben im Interesse der Frauen. Von Gerda Proelß und Marie Raschke. Berlin 1895, Ferd. Dümmler's Buchhandlung. Preis 40 Pf.

Romana. — Das Betreffende können Sie aus Spratt's Fabrik in Rummelsburg bei Berlin beziehen.

Radfahrerin in P. — Im Deutschen sagt man Fahrrad. Der Erfinder des ersten Namens „Laufmaschine" war der Erfinder des Velocipede selbst, der badische Forstmeister Freiherr Karl v. Drais, dessen „Draisine" schon 1815 allgemeines Staunen erweckte. In England hieß die Maschine in ihrem ersten unvollkommenen Zustande als Draisine zuerst „dandy-horse", das Stutzerpferd, oder noch drastischer „hobby-horse", Steckenpferd, und „bone-shaker", Knochenschüttler. Man nennt das Fahrrad heute in England allgemein „the cycle", das heißt das Rad, und bezeichnet dann die Abarten durch Vorsilben: Bicycle gleich Zweirad, Tricycle gleich Dreirad, oder durch besondere Wörter: Tandem, Rover, Racer u. s. w. Die Chinesen, denen das Fahrrad eine Import-Ware war, haben sich durch bildliche Benennungen zu helfen gesucht. Sie nennen es bald „yog-ma" Pfad aus der Fremde, bald „fei-tschai" fliegende Maschine, bald auch „tsü-tsün" selbstlaufender Wagen.

Raoul Normandie. — Ihre Fräulein Cousine sollte Deutschland und Oesterreich aus eigener Anschauung kennen lernen, dann werden ihre Vorurtheile schon verschwinden.

Gräfin N., z. N. — In Paris tagte in diesem Sommer eine internationale Vogelschutz-Conferenz, die endlich den Fehler beseitigte, an dem alle internationalen Vogelschutz-Vereinbarungen krankten. Sie bestimmte nämlich genau, welche nützliche Vogelarten allgemein geschützt werden müssen, während bisher eine solche Specialisirung fehlte.

Mitleidiges Herz in Brünn. — Zu spät! Der arme Wacnik war bereits unwiderruflich todt, als Ihr Appell an das Gemüth der verehrten Verfasserin bei uns eintraf.

Abonnentin in Lippstadt. — Die betreffende Mindener Persönlichkeit ist uns unbekannt.

Baronin Z., Danzig. — Nicola Tesla ist einer der berühmtesten amerikanischen Electro-Techniker.

R. Cz., Bukowina. — Man mag sich zu den Bestrebungen der Baronin v. S. stellen wie man will, jedenfalls muß man zugeben, daß sie eine unserer geistvollsten Schriftstellerinnen ist.

M. K. in P. — Frau Nataly v. Knobelsdorff-Brenkenhoff, geb. v. Eschstruth, wohnt in Schwerin i. M., Alexandrinenstraße 34.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: J. Wilda, für den technischen Theil: A. Große; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Erstes Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. October 1895. — XXII. Jahrg., Heft 19.

Zierkrüge aus echtem Zinn.

Gebrauchs- und Ziergefäße aus echtem Zinn gehörten zu dem gediegenen deutschen Hausrath früherer Zeiten, und mit Freuden ist es zu begrüßen, daß das moderne Kunstgewerbe sich des schönen Materials wieder annimmt. Dasselbe gestattet die Nachbildung all der künstlerisch edlen Formen, die bisher in Silber ausgeführt wurden, und steht mit seinem matten weißen Glanz auch in der Wirkung altem Silber nicht nach, wie die Originale unserer Darstellungen beweisen. Auf dem gehämmerten, wie Stoff behandelten Grunde der kleineren Kanne, deren bauchige Form durch willkürliche Eindrücke sich interessanter gestaltet, liegt ein kräftiger Distelzweig, theilweise empor gehoben von der sich niederbeugenden Henkelfigur. Diese, wie der obere Theil der Kanne und ihr unterer Rand sind glatt, immer aber matt gehalten. Noch origineller ist der Krug, der eine leicht bewegte Wasserfläche darstellt, aus dem von der Henkelfigur Fische und ein mächtiger Hummer mit dem Netze nicht ohne Anstrengung herausgezogen werden, denn ein neckischer Wassergeist versucht das Netz in der Tiefe festzuhalten. Am Strande, als welcher der Hals des Gefäßes gedacht ist, liegen zierliche Muscheln, und eine Schnecke zieht langsam ihre Bahn. Der eigentliche Ausguß gestaltet sich zum Gesicht, — wohl das des Wassergottes!

Außer den Krügen, die 30 u. 33 cm Höhe messen, giebt es reiche Auswahl an Vasen, Schalen, darunter solche in Muschelform, alles so vollendet in Form und Verzierung, daß dieses Fabrikat dem deutschen Kunstgewerbe zu hoher Ehre gereicht. E. F.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Aus Anlaß der 25jährigen Jubiläums-Feier des ruhmvollen Krieges von 1870/71 verlieh S. M. der Kaiser dem sächsischen Grenadier-Regiment Nr. 101 prächtige Fahnenbänder, deren reicher, mit Gold, Silber und echten Perlen gestickter Schmuck in dem bekannten Kunsthandarbeits-Atelier von Frau Elisabeth von Wedel in Berlin ausgeführt wurde.

— Den Gymnasial-Cursen für Frauen gingen vor kurzem durch Fräulein Hertha von Siemens 7000 Mark zur Begründung einer Freistelle und ferner, als Vermächtniß einer in Berlin verstorbenen Frau Emma Levin, geb. Petag, 20000 Mark zu, aus deren Zinsen ein Universitäts-Stipendium für unbemittelte Studentinnen gestiftet werden soll.

Königsberg i. Pr. — Nicht nur sehr achtunggebietende moderne Leistungen, sondern auch außerordentlich bemerkenswerthe Schöpfungen weiblichen Fleißes aus vergangener Zeit enthält der auf der Nordost-Deutschen Gewerbe-Ausstellung der Frauenarbeit eingeräumte Pavillon. Alte Adelsgeschlechter, so die Dohna's, die Eulenburg's, bieten hier Prachtstücke aus ihrem Besitze zur Schau dar. Anker in Nuß stellt einen Tüllrock mit Goldstickerei aus, der einst für die Königin Luise angefertigt wurde. Unter den neuzeitlichen Schöpfungen erregen mehr noch als die zum großen Theil sehr schönen Erzeugnisse des Einzelfleißes — Kunstarbeiten jeder Art, — die Ausstellungen der Arbeitsstuben und -Schulen des „Vaterländischen Frauen-Vereines" die allgemeine Aufmerksamkeit. So zeigt der Verein zu Ragnit litthauische Webereien, der zu Elbing einen Küchenbetrieb, der Sorquittener Verein Korbflechtereien. Interessant sind auch die Handstickereien, die unter Leitung von Frau Gisela Farkas von 500 armen Mädchen und Frauen Siebenbürgens hergestellt wurden.

München. — Herzogin Isabella von Genua, geb. Prinzessin von Bayern, die als muthige und ausdauernde Reiterin bekannt ist, führte in Begleitung ihres Gemahls, des Herzogs Thomas von Genua, und eines kleinen Gefolges einen Dauerritt von Stresa in Ober-Italien nach München aus.

Brüssel. — Alle drei Jahre veranstaltet der belgische Staat unter den Universitäten des Landes, Brüssel, Lüttich, Gent und Loewen, große wissenschaftliche Wettbewerbe für die Schüler dieser Hochschulen. Hierbei errang in den chirurgischen Wissenschaften diesmal eine Dame den ersten Preis, Fräulein Marie Derscheidt, die an der Brüsseler Universität immatriculirt ist.

Kopenhagen. — Nach längerem Siechthum starb hier in ihrem achtundsechzigsten Lebensjahre die dramatische Dichterin Klara Andersen. Einer in Dänemark wohlbekannten Künstlerfamilie entstammend, schrieb sie fast zwanzig Jahre lang mit bedeutenden dramatischen Erfolgen, aber stets unter dem Deckmantel der Pseudonymität für die National-Bühne in Kopenhagen; eines ihrer anmuthigsten Werke, das Lustspiel „Rosa und Rosita", fand auch in Deutschland und Oesterreich, auf den Theatern zu Wien, Berlin und Breslau, eine Stätte.

London. — Während Paris gegenwärtig ungefähr 1000, Wien 600, Hamburg 300 und Berlin gar nur 120 Radfahrerinnen zählt, besitzt London deren bereits 3000. Eine wahre Manie für das „Radeln" hat besonders die englischen Aristokratinnen ergriffen. Damen der ersten Gesellschaftskreise, Lady Jenne mit ihren beiden Töchterchen u. a., tummeln nicht nur im Hyde-Park ihr Stahlroß, sie suchen auch mit dem Bycicle die Läden auf, um in denselben ihre Einkäufe zu machen. Tragikomisch berührt die Klage eines Klavier-Fabrikanten, der seine verminderten Geschäfts-Einnahmen darauf zurückführt, daß die Damen seit sie sich den Rad-Uebungen widmen, die Klavier-Uebungen vernachlässigen oder ganz aufgeben.

Paris. — Mme. Furtado-Heine, eine der meistbegüterten Frauen von Paris, hat durch eine ungemein reiche Stiftung allgemeines Aufsehen erregt. Sie schenkte dem Kriegsministerium ihre schöne Villa in Nizza, damit in derselben ein Asyl für fünfzig kranke oder in der Genesung begriffene Offiziere der französischen Land- und See-Armee eingerichtet werde. Die Geberin fügte dem fürstlichen Geschenk außerdem eine fortlaufende Rente von jährlich sechzigtausend Francs hinzu, von welcher der Unterhalt der Offiziere bestritten und das nöthige Personal bezahlt werden soll. Die Villa Furtado-Heine ist ein im italienischen Stil erbautes Palais, das an der Promenade des Anglais in Nizza liegt. Einst der Prinzessin Pauline, der Schwester Napoleons I., gehörig, ist es von herrlichen Gärten umgeben, und seine Fenster gewähren einen bezaubernden Ausblick über das blaue Meer.

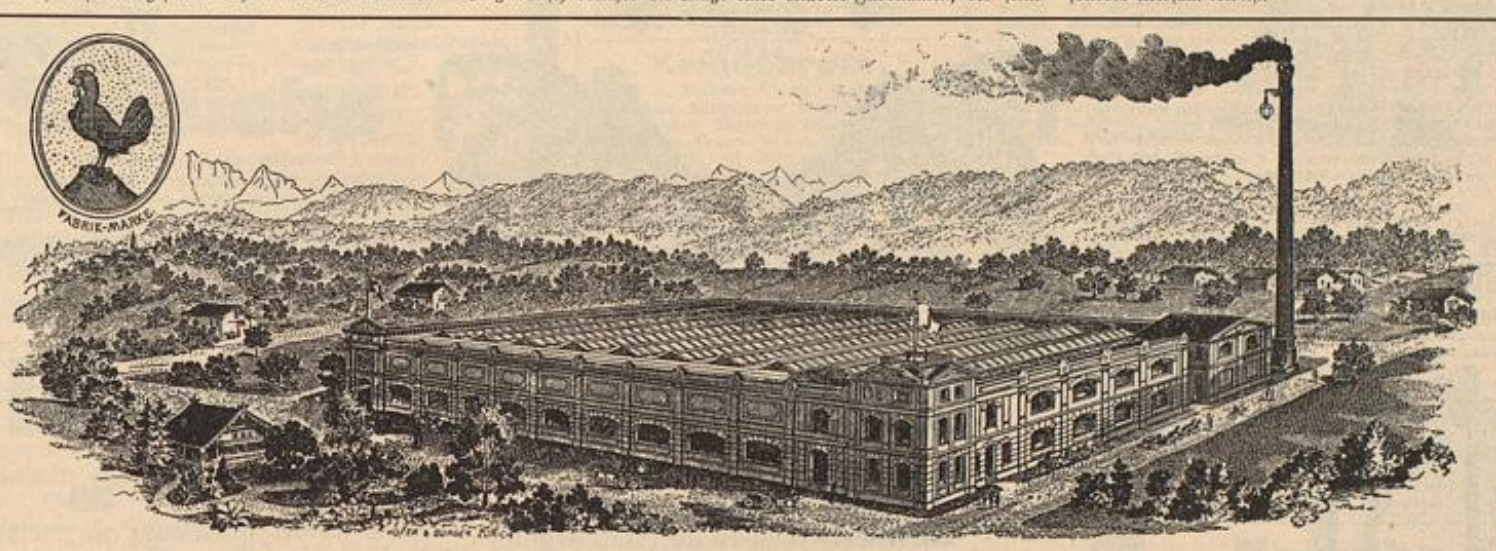
— Bei der 25jährigen Wiederkehr der Erinnerungstage von 1870 muß auch einer Französin bewundernd gedacht werden. Schwester Theresia, jetzt Superiorin der Barmherzigen Schwestern zu Tonkin, wurde bei Wörth verwundet, wo man sie unter einem Haufen todter Kürassiere hervorzog. Nicht lange nachher fiel eine Granate, ohne zu crepiren, mitten unter die ihrer Sorgfalt anvertrauten Kranken. Die Heldin ergriff das Geschoß, und es gelang ihr, es etwa 80 Meter weit wegzutragen. Dann platzte die Granate, und Schwester Theresia wurde nochmals schwer verwundet. Jetzt vor kurzem verlieh die französische Regierung der opfermuthigen Frau, deren ganzes Leben den Kranken und Elenden gehörte, das Kreuz der Ehren-Legion.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Der auf dem farbigen Bilde des Umschlages unserer heutigen Nummer in der Vorderansicht dargestellte Hut ist so eigenartig, daß wir ihn auch in der Seitenansicht veranschaulichen. Hier wird der aus einem großen Jet-Stern bestehende Hutkopf besonders deutlich, der sich in der für die Wintermode charakteristischen Art ganz flach dem Hinterkopf anschmiegt. Den zwei, vorn seitwärts angebrachten Tuffs aus Spielhahnfedern entsprechen hinten etwas kleinere, zu beiden Seiten über den Haarknoten gelegte Büschel derselben Federn. Als Hals-Garnitur geben wir eine jener modernen Rüschen aus Seidenkrepp, — an der Vorlage fraisefarben und altgold changirend, — an der das Eigenthümliche die besonders reiche und hohe Anordnung der hinteren Partie ist. Hier fügt sich den vollen Krepp-Puffen eine Fächerschleife ein; vorn endigt die Rüsche in plissirten Kreppstreifen. Die Hals-Garnitur wird nur lose umgelegt und läßt dabei vorn den Stehkragen frei, was sich als besonders kleidsam erweist. E. E.

Toque-Hütchen. Seitenansicht zu dem farbigen Bilde auf dem Umschlage des heutigen Heftes.



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich

empfiehlt:

Seidene Ballstoffe

60 Pfg.

bis **Mk. 18.65** p. Meter — ab meiner eigenen Fabrik, —

schwarz, weiß und **farbig** von **60 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v. Mk.	1.85—18.65	**Seiden-Grenadines**	v. Mk.	1.35—11 65
Seiden-Bastkleider per Robe	„ „	13.80—68.50	**Seiden-Bengalines**	„ „	1.95— 9.80
Seiden-Foulards	„ 95	Pfge.— 5.85	**Seiden-Surahs**	„ „	1.35— 6.30
Seiden-Masken-Atlas	„ 60	„ — 3.15	**Seiden-Faille française**	„ „	2.45— 9.85
Seiden-Merveilleux	„ 75	„ — 9.65	**Seiden-Crêpe de Chine**	„ „	2.35—10.90
Seiden-Ballstoffe	„ 60	„ —18.65	**Seiden-Foulards japan.**	„ „	1.45— 5.58

p. Meter.

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. **porto- und steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabrik G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

— Wenn das dem heutigen Hefte beiliegende farbige Modenbild Nr. 1140 schon an sich durch die gediegene Vornehmheit der Toilette besticht, so wird dasselbe unseren Leserinnen noch interessanter erscheinen, nachdem sie erfahren haben, daß es sich dabei um die **Braut-Toilette** unserer Pariser Correspondentin, **Mme. Blanche de Géry** handelt. Jene feine, weltdamenhafte Eleganz, die jeder noch so kurze Bericht der geschätzten langjährigen Mitarbeiterin verräth, findet sich in der prächtigen Toilette wieder, in der Mme. de Gery, die seit Jahren verwittwet war, zum zweiten Male vor den Altar trat. Bekanntlich wird in Frankreich für die Wittwe, die sich wieder vermählt, das schlichte weiße Kleid mit Kranz und Schleier durch die elegante Gesellschafts-Toilette mit Capote ersetzt, letztere allerdings so zart und duftig gehalten, daß sie mehr den Charakter einer „Coiffüre", ja selbst eines Kranzes trägt. Der feinen Farben-Harmonie des Ganzen wurde das Colorit vollauf gerecht. Die kleine, farblose Skizze verdeutlicht die Rückansicht, mit dem besonders originellen Arrangement zweier Shawls aus Brüsseler Spitzen, die unterhalb der Passe ansetzen und in der Art einer Watteau-Falte bis auf den Rocksaum niederfallen, hier von großen Bandschleifen gehalten. — Erfreulicherweise wird auch nach ihrer Wiedervermählung unsere Pariser Correspondentin uns erhalten bleiben, und zwar unter derselben, unseren Leserinnen vertraut gewordenen Chiffre B. de G. C. E.

Anzug für junge Mädchen.

— In der heutigen technischen Nummer erwähnten wir unter „Neue Moden" schon die Vorliebe der Mode für reiche **Flitter-** und **Perlenstickereien**, die theils dem Stoff eingearbeitet, theils auf einer Unterlage von Tüll für sich bestehend gefertigt werden. Es läßt sich kaum ein bequemeres Garnitur-Material als diese letztere Art denken, die als Kragen mit Epaulettes-Theilen und als Berthen-Garnitur decolletirter Taillen in den Handel kommt. Für eine hohe Taille ist das erste, ganz in Schwarz gehaltene Modell berechnet, für welches auf sehr zartem Tüllgrunde Jet-Pailletten, geschliffene Schmelzperlen und einzelne größere Jet-Steine zu reizvoller Musterung zusammengestellt sind. Dasselbe wird eng um den Hals gelegt und hinten geschlossen; die seitlichen Zacken fallen über die Schultern, sodaß die beiden inneren ungefähr den Ansatz des Aermels decken und den Vordertheil der Taille begrenzen. Die zweite Vorlage ist für eine ausgeschnittene Taille berechnet und schmückt nur die Vorderseite des Ausschnittes, wobei die blattartigen Theile sich über die Aermel ausbreiten. Kleine weiße Glasperlen und größere Wachsperlen bilden, ohne irgend eine Unterlage zusammen gefügt, das Material. Für jede zarte, helle Kleiderfarbe, am besten allerdings für Weiß, erscheint die schöne Garnitur geeignet. C. E.

Braut-Toilette zur Wiedervermählung.

— Dem **Hausgewande** pflegt die elegante Frau stets besondere Beachtung zu schenken. Ist es doch jene Hülle, die es mehr als jede andere erlaubt, individuellen Geschmack zur Geltung zu bringen, und das für die Person Kleidsamste auszuwählen. Und wem ständen sie nicht entzückend, diese lose herabwallenden Falten aus Sammet oder schmiegsamem Seidenstoff, die reichen Garnituren aus Spitzen, Bandschleifen und Pelz! Das Wort: „Wenn wir schön sind, so sind wir es im Négligée am meisten", behält auch heute noch seine Gültigkeit, ja es läßt sich dahin erweitern: „In einem modernen Négligée braucht keine Frau ohne ihre eigene Schuld unschön auszusehen." Das Morgenkleid, das wir an einer tonangebenden reizenden Frau der Berliner Gesellschaft bewunderten, dürfte eben so gut als tea-gown bei zwanglosen kleinen Gesellschaften gelten. Es bestand aus weicher indischer Seide in gedämpften Fraise-Tönen, die durch die Unterfütterung mit stärkerer weißer Seide Halt gewann, ohne jedoch an Schmiegsamkeit einzubüßen. Hinten war das Gewand prinzeßförmig anliegend, mit lang ausfallender Schleppe gehalten; vorn legten sich, von der Schulter ausgehend, breite Stoff-Bandeaux bis zum Rocksaume, je an der inneren Seite von schmalen Zobelstreifen begrenzt. Alte irische Spitze war kragenartig auf der Taille garnirt und schien unter den Stoff-Bandeaux durchgeführt zu sein. Die Taille umgürtete nur an dem vorderen Theile, breites weißes, buntgestreiftes Seidenband; gleiches Band war für das Halsbündchen und die hochstehenden Achselschleifen verwendet. In seiner einfachen Gediegenheit wirkte das Ganze ebenso anmuthig wie vornehm. C. E.

Elegantes Morgenkleid.

— Zu dem Toiletten-Requisiten, auf welche die elegante Dame großen Werth legt, gehören die zierlichen **Taschentücher** aus Seide und Batist mit Stickerei- und Spitzenbesatz. Die Mode schafft hierin unermüdlich reizvolle Neuheiten, die in der zierlichen Ausstattung der Ränder eine bunte Mannigfaltigkeit zeigen. Besonders hübsch sind Tücher aus crème- oder lachsfarbener Seide mit seidengestickten Löcherborten, denen farbiger Seidenkrepp untergelegt und mit in die Languetten gefaßt ist. Es bedarf kaum besonderer Erwähnung, daß die farbige Randverzierung mit der Farbe der Toilette übereinstimmen muß. Eben so reizend wirken Tücher, die auf farbigem Grund in den Ecken ein zierliches Streublümchen und das Monogramm farbig eingestickt erhalten. Trotz dieser zarten Ausführung sind derartige Tücher zu eleganten Gesellschafts-Toiletten für den wirklichen Gebrauch bestimmt, doch dürfte sich ein chemisches Reinigen derselben als praktisch empfehlen. A. K.

Garnitur für geschlossene Taillen.

Garnitur für decolletirte Taillen.

Wien. — Beneidenswerthe Jugend, die allen excentrischen Launen der Mode folgen darf und dabei doch immer reizend und anmuthig erscheinen wird! An dem originellen Kostüm, das unsere Skizze verdeutlicht, wirkt am originellsten der Halsschmuck: zwei Hermelinköpfchen, die zu beiden Seiten des Halskragens die vordere Draperie der Taille zu halten scheinen, und vier Hermelinschwänzchen, die je zwei an jeder Seite oben aus dem Kragen hervorstehen, als capriciöser Ersatz der Band- und Tüllschlupfen der Sommermode, deren man sich nachgerade etwas müde gesehen hat. Die Toilette selbst besteht aus stark geripptem, dunkelblauem Wollenstoff und zeigt vorn und hinten das gleiche eigenartige Taillen-Arrangement aus einem doppelten dreieckigen Stoffstück, dessen Ecken revers-artig umgelegt sind. In kleidsamer Weise läßt das aus einem geraden Streifen gefertigte, in Tollfalten gelegte Gürtelschößchen die Vorderbahn des Rockes frei. Crocodil-Brocat in Gold, durch schwarzgoldene Schnüre begrenzt, bildet Miedergürtel und Halsbündchen wie die Verzierung des vom Halse ausgehenden Aermels, hier durch Längsstreifen von dicht neben einander gesetzter, schwarz-goldener Schnur überschnitten. N. Br.

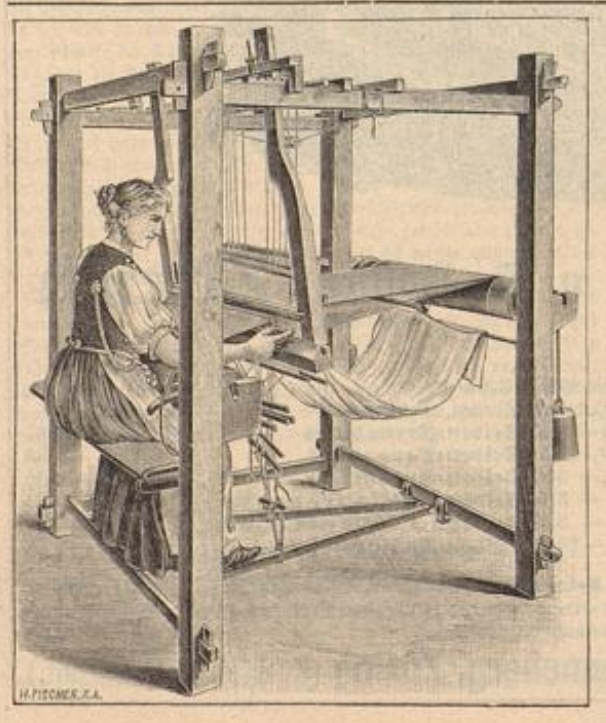
Langer Mantel für Schulmädchen.

— Für unsere heranwachsenden jungen Mädchen giebt es während der letzten Schuljahre kaum etwas Praktischeres, als die ganz langen Mäntel, die immer hübsch und adrett aussehen, und die den Vorzug besitzen, jene Kleider, die vor dem Eintritt in die Welt aufgebraucht werden sollen, ganz zu bedecken. Braunes Tuch mit schwarzem Astrachan-Besatz wurde für die einfache Vorlage verwendet. Der Mantel ist hinten vom Halsausschnitt an in feste Falten gelegt, die unterhalb des Gürtels ausspringen und die für den unteren Theil nothwendige Weite ergeben. Vorn ist das Arrangement ganz kleiderartig: einer glatten Passe schließt sich der gereihte Stoff an; den Ansatz deckt ein Pelzstreifen. Ein breiter Kragen aus Astrachan, der vorn Revers bildet und in geraden Streifen bis zum Mantelsaume hinuntergeht, grenzt den gekrausten Vordertheil ab; der Gürtel erscheint unter diesen Pelzstreifen durchgezogen. Links, seitlich unter einen derselben schließt der Mantel. Das zurückgesetzte dunkelbraune Sammethütchen zeigt als einzigen Schmuck eine hochstehende Bandschleife. N. Br.

Zwei Anzüge für Backfischchen.

Paris. — Den in der letzten Nummer veröffentlichten Skizzen von Kinderkleidern lassen wir heute einige Gewänder für das schwierige Backfisch-Alter folgen. Dunkelrother dicker Krepp dient als Material

(Fortsetzung siehe im zweiten Beiblatt.)



Schweizer Seide.

Seidenstoff-Fabrikanten in der Schweiz . .	ca.	**80**
Seiden-Webstühle (Handstühle)	ca.	24,000
Seiden-Webstühle (mechanische)	ca.	8,000
Seidenstoff-Produktion per Jahr	ca.	30,000,000 Meter.

Seidenstoff-Proben — grosse — unserer Vorräte in **schwarz**, **weiss** und **farbig** von 55 Pf. bis 20 Mark per Meter senden wir auf Verlangen umgehend an jedermann und fügen zur Bequemlichkeit der geehrten Damen **frankierte Retour-Adressen** bei.

Die **gewählten Stoffe** senden wir **porto- und steuerfrei** in die Wohnung, in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)

Seidenstoff-Export.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zweites Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. October 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 19.

für den Anzug eines zwölfjährigen Mädchens. Der Rock ist ringsum in ganz regelmäßige tiefe Falten gelegt, nur die Vorderbahn deckt eine breite Falte, die den Eindruck eines Tabliers macht. Auch Aermel und Taille sind in der gleichen Art in dicht neben einander liegende Falten geordnet. Aermelstulpen, Gürtel und Hals-Garnitur bestehen aus rothem Sammet, die spitze Passe aus ganz hellgrauem, durch Seiden- und Goldstickerei belebtem Tuch. Dazu ein großer schwarzer Filzhut mit einem Büschel hochstehender Straußfedern. — Vollständig den Charakter von Mama's Toilette copirt der zweite, für Mädchen-Gesellschaften bestimmte Anzug. Hell reine-claude-farbiges leichtes Tuch ist für den Rock und die Blusentheile der Taille verwendet, die durch Tragbänder aus seidengesticktem Tuch gehalten werden. Ein in gleicher Weise gestickter Tuchstreifen umrandet auch den Rock. Aus hellgrüner Seide bestehen das in glatte Säumchen gebrannte Chemiset, und die sehr weiten, unten durch eine enge Stulpe ergänzten Aermel. A. M.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

— Für den Toiletten-Tisch einer Braut bestimmt, zeichnet sich das zarte Kissen durch reichen Spitzenschmuck aus und eine Ueberlage aus Seiden-Gaze, die farbige Blumenstickerei erhält. Auf der Grundform, einem 18 cm im Quadrat großen, 6 cm hohen Nadelkissen mit aprikosenfarbener Atlasbekleidung ruht, über Eck gelegt, das nur 13 cm im Quadrat betragende rosa Gaze-Deckchen mit seinem Abschlußaus 4 cm breiten Tüllspitzen-Zacken. Die Blüthenzweige sind mit rosa und olivgrün schattirter Filloflosse-Seide im leichten Plattstich ausgeführt. Besonders duftig wirkt die Spitzen-Garnitur aus einem 12 cm breiten Volant, der ringsum scharf eingereiht und an den Ecken, 8 cm vom Rande der Spitze, nochmals festgenäht ist, wodurch sich die überfallenden Tüten bilden. Schmales Atlasband erscheint an den Ecken zu Schlupfenbüscheln geordnet. E. F.

Toiletten-Kissen mit Blumenstickerei auf Gaze.

— Seit einiger Zeit macht sich in England, angeregt durch die School of Art-Needlework in South-Kensington bei London, eine neue Richtung für Blumenstickereien geltend. Nicht allein daß die stilisirte Form einer naturalistischen weichen muß, sondern die Zeichnung berücksichtigt auch die Art des Wachsthums der Pflanze, sodaß fast durchgehend aufrecht stehende Zweige zur Darstellung gelangen. Hiermit liegt die Gefahr einer gewissen Steifheit in der Anordnung nahe, doch wirken die, meist große Flächen einnehmenden Blumen so decorativ, daß sich diese Art der Blumenstickerei, unterstützt durch eine den Formen genau angepaßte Ausführung, bereits viele Freunde gewonnen hat. Ein wahres Prachtstück in diesem Genre bietet sich in der Wand- oder Fensterdecke aus erbsenfarbenem Tuch, das mächtigen Iris-Stauden zu wohl berechnetem Hintergrunde dient. Von der Größe der Blumen wird man sich am besten einen Begriff machen, wenn wir sagen, daß die mittlere Lilie 20 cm im Durchmesser beträgt. Crewel-Wolle, feine Chenille und Tussah-Seide sind für die Stickerei verwendet, die vorwiegend im Stielstich, nur an den umgeschlagenen Blumenblättern, den breiten Stielen und den lanzettenförmigen, kerzengerade aufsteigenden Laubblättern im Plattstich ausgeführt ist; letztere zeigen die Füllung in Seide, die Contouren mit Wolle gearbeitet. In den Blumen, von denen einige altrosa, andere lila und grauweiß schattiren, herrscht die Wolle vor; die Staubfäden markiren sich in Chenille, der Kelch in Seide theils bräunlich, theils gelb. Moosgrün sind die Blätter gehalten, am hellsten die federartigen Ausläufer. Die ganze Vorlage mißt 118 cm Höhe zu 140 cm Breite. E. F.

Musterblätter für künstlerische Handarbeiten. Nr. 65. Aufnäh-Arbeit. Süd-Deutschland, XVI. Jahrhundert. — Unsere Vorlage bietet eines der verwendbarsten Plein-Muster in Aufnäh-Arbeit auf grauem Leinengrund mit bunten Stoff-Auflagen. Abgesehen von der Mannigfaltigkeit der Auflagen wirkt die Arbeit höchst interessant durch die verschiedene Ausführung der Stickerei. Starkes Gold-Cordonnet dient zum Umranden der großen Blüthen; zu den Stielen wurde glatte Gold-Guimpe genommen, während die kleinen, grünen Blättchen von einzelnen Stichen in hellgrüner Seide eingefaßt erscheinen. Originell ist die Ausstattung der kleinen rosettenförmigen Blüthen durch Goldflittern, Lahn-Pailletten und Cantille. Eine Ergänzung erhält die farbige Mustertafel in der Nr. vom 13/10. 95 durch die, Plein und Ecksigur darstellenden Abb. 14—15, die ihrerseits Muster-Vorzeichnungen vervollständigen. A. M.

Fenster- oder Wanddecke mit Blumenstickerei auf Tuch.

Literarisches.

Der Niederrheinische Rund- und Hohlschnitt in alten und neuen Mustern. Herausgegeben von Otto Schulze und Jean Dahmann. Zu beziehen durch J. Dahmann, Köln a. Rh., Martinsabsteigasse 7. — Preis 2,50 M.

Die Vorlagen richten sich zunächst an die Liebhaberkünstler, die in den kräftigen Formen neue Anregungen für die etwas einseitig gewordene Schnitzarbeit finden. Der Niederrheinische Rundschnitt bringt uns die gediegenen Verzierungen von Möbeln und Täfelungen vergangener Zeiten für den Hausgebrauch eingerichtet — zunächst Borden verschiedenster Musterung. Dieser, in sich abgeschlossenen Lieferung soll eine größere Anzahl Mustertafeln folgen. E. F.

Bezugsquellen: Toque-Hütchen: H. Manasse, W. Friedrichstr. 79a. — **Halsrüsche:** M. Busse, W. Leipzigerstr. 42. — **Kleider-Garnituren:** Anton Oehler, Leipzig, Grimmaischestr. 4. — **Anzug für junge Mädchen:** Ch. Drecoll, Wien I. Kohlmarkt 11. — **Toiletten-Kissen, Wanddecke:** Geschw. Rehm, W. Leipzigerstr. 129. — **Zinnkrüge:** E. Kayser, W. Leipzigerstr. 124.

Blitzsaubere
Fussböden
erhält man durch Müller & Mann's streichfertige **Bernsteinlackfarbe**, enorm haltbar, schnelltrocknend, leicht anwendbar.
Streiche
selbst, dann sparst Du.
Versand direkt von der Fabrik in allen Farben. Postpackete Brutto 10 Pfund franko unter Nachnahme von 7,65 Mark.
Edmund Müller & Mann, Lackfabrik, Charlottenburg 11.

Platina-Brennapparate (keine Nickelstifte),
Kasten für Kerbschnitt und Ausgründen.
Holzwaaren, Bambus-Schalen, Lederpapp-Gegenstände und Prima-Lederwaaren. Aufgezeichnete Holzgegenstände für Brandmalerei und Kerbschnitt.
Neu! **Kasten für Bronce-Glasmalerei.** Neu!
Material, Gegenstände und Vorlagen dazu.
Werner & Schumann, Berlin C. 19.
Spindlershof 7, Eingang Seydel-Strasse 27.
Illustr. Preislisten gratis. Reparaturen von Brennstiften billigst.

BERLIN
Chemische Wasch-Anstalt
Reinigung jeder Art
unzertrennter
Herren- und Damen-Garderobe,
Möbelstoffe,
Judlin
Sammet,
Gardinen, Spitzen,
Teppiche, Pelzsachen,
u. s. w.
Färberei.
Aufträge von Ausserhalb
werden prompt effectuirt und erbitte dieselben direkt
an die Fabrik Charlottenburg, Lützow 5, zu adressiren.

Glasen-Nachtlichte,
seit Erfindung seit 1830, 6 mal prämiirt; silberne Medaille Amsterdam 1883 und Nürnberg 1882 „für vollkommene Ausführung der Fabrikate in jeder Beziehung".
Ueberall vorräthig.

Krinochrom
von **J. Barthol**, Inh.: B. Orlich.
Berlin, Königsberger Strasse 21a.
•• **Bestes Haarfärbemittel** ••
in Schwarz, Braun, Cendré. Cart. M. 4.50.
Lager in Berlin: **Gustav Lohse**, Jägerstrasse 46; **F. Schwarzlose**, Leipzigerstr. 56.

Strümpfe
zum
Anweben
von Wolle, Baumw. und Seide, jeder Farbe, auch gestrickte, übernimmt die renommirte **Strumpfwaarenfabrik** von **Kreyssig & Sohn, Berlin, Leipziger Str. 105.**
Lager billigster u. bester **Strümpfe** jeder Qualität.

Friestuch
elegante Neuheit für Stickereien; vorzüglich zu **Chaiselonguedecken, Tischdecken** etc. empfiehlt in allen Breiten und neuen Farben
A. L. Neubart,
Spezialgeschäft für Flanelle und wollene Decken.
Berlin C, Gertraudtenstraße 23.

Modernste Besätze.
Perlgarnituren, Perlgehänge, Perlbesätze, Perltülle, Flittertülle, Flittergarnituren, Flitterbesätze, Garnituren m. Federn od. Pelz, Federbesätze, Pelzbesätze, Spitzen, Bänder, Knöpfe im anerkannten Geschmack der Firma. Auswahlsendungen bei genauer Angabe.
Siegbert Levy, Berlin C., Jerusalemerstr. 23.

MK MK MK MK
MK MAX KRAUSE, BERLIN SW.
- Papier - Ausstattungen
bieten das gediegenste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorräthig überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die **MK-Marke.**
MK MK MK MK

Warnung! Dank ihrer vorzüglichen Eigenschaften hat sich **Vorwerk's Velours-Schutzborde,**
welche das unangenehme Durchstossen des Kleiderrocksaumes gänzlich verhindert, in kurzer Zeit überall eingeführt, so dass in wenigen Monaten Millionen von Metern verkauft worden sind. Dieser Erfolg hat eine ganze Reihe minderwerthiger und unsolider Nachahmungen hervorgerufen, vor denen nachdrücklichst gewarnt werden muss, da dieselben nur einen werthlosen Ersatz bieten. Der sehr dünne Plüsch dieser Nachahmungen lässt sich leicht ausziehen und ist nicht angewebt, sondern höchst unsolide angenäht, theilweise sogar mit Kettenstich, der sich bekanntlich sehr leicht aufzieht. Man verlange deshalb ausdrücklich
Vorwerk's Velours-Schutzborde
und überzeuge sich beim Einkauf dieses Artikels, sowie auch der bekannten Vorwerk'schen rundgewebten Rockgurte und Kragen- und Gürteleinlagen, dass die Verpackung den Namen „**Vorwerk**" trägt.

Wer seine Augen schonen, Kopf- u. Gesichtsnerven vor lästiger Lampenhitze schützen u. gut sehen will, gebrauche Wolff's hygienischen Lampenschirm **Augenschutz** (D. R.-Patent und patentirt in allen Staaten). „Augenschutz" ist sofort an jede Lampe anzuhängen, **der vollkommenste u. beste** Lampenschirm und sollte an **keiner Lampe** fehlen! Probe-Exemplar franko gegen M. 1.20, fein bemalt und verziert M. 2.20. Prospekt mit vielen Anerkennungen, sowie Preisliste über Theatergläser, Feldstecher etc. gratis. — Beschrieben in Nr. 17 dieser Zeitung. —
Josef Rodenstock, Optiker, H. S. M. Hoflieferant. **Berlin W.,** Leipziger-Spezial-Institut für Augengläser. Str. 101.

Naphtha-Seife
durch Gebrauchsmuster geschützt
reinigt die Wäsche lediglich durch Kochen ohne zu reiben. Zu haben in den meisten Droguen- u. Seifen-Geschäften od. direkt durch
van Baerle & Sponnagel,
Berlin N., Hermsdorferstr. 8.
Probe-Post-Pakete von 3 Mk. an franko!
Wiederverkäufer gesucht.

M. M. Catz • Crefeld
Seiden- und Sammet-Manufactur
Gegründet 1846
empfiehlt ihre vorzüglich bewährten
Seiden-Stoffe
für Strassen-, Gesellschafts- und Ball-Toiletten.
Brautkleider.
Muster franco.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Man verlange den illustr. Prospekt und nenne bei Anforderung dieses Blatt.

Posamenten-Fabrik Anton Oehler

Telegr.-Adresse: Posamenten Leipzig. **Leipzig** Fernsprech-Anschluss: Amt I, Nr. 710.

Grimmaische Str. 4, gegenüber dem Naschmarkt.

Fortwährender Eingang von Neuheiten in

Kleider-Besätzen

schwarz und grosse Farbenauswahl.

Verschnürungs-Artikel.

Knöpfe, Schnallen.

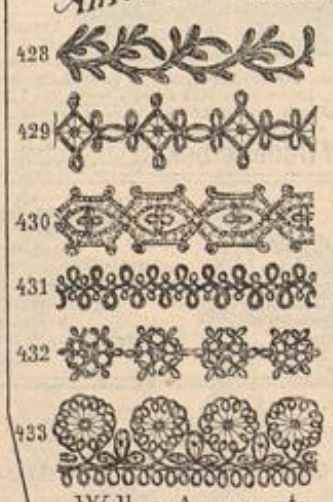
Neue seid., woll. u. Perl-Passementerie- Garnituren mit dazu passenden Meterwaren, schwarz u. grosse Farbenauswahl.

Eigene Anfertigung nach jeder Modenzeitung.

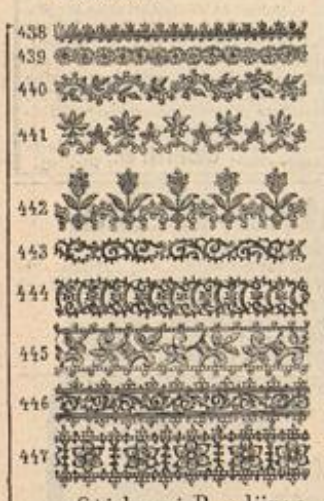
471. Seid. Stickereibordüre, für Banddurchzug geeignet, in allen Farben.
473-474. Perlpassementerie-Garnituren mit Straussfeder-Garnirung, in schwarz, weiss, mode.
475-476. Straussfeder-Rüschen und Marabout-Besätze in grosser Auswahl.
478. Perlplastron mit Perlrosetten-Verzierung.
479. Perl-, mit Pelz combinirte Besätze in grosser Auswahl.
560. Schwarz Perlpassementerie mit grossen geschliffenen Jetsteinen.
561. Schw. Perlpassementerie-Koller mit Epaulette-Garnirung und reichem Gehänge.
563. Tüllweste mit reichem Jetflitter-Aufputz u. abfallenden Epaulettes.
564. Schwarz Perl-Plastron.
566. Schwarz Tüll-Flittern-Garnitur.
567. Seid. Plastron in schwarz und farbig.
568. Perlkoller in allen modernen Kleiderfarben.
569. Schw. Soutache-Garnitur, ähnliche Dessins auch in farbig am Lager.
570. Schw. u. farbig Perlcollier.
571. Schw. Jetlatz.
572. Schw. Perlcollier.
573. Schw. Soutache-Garnirung.
574. Schw. u. farbig Perlplastron mit Gehänge.
575. Schwarz Perlstreifen-Garnitur.
576. Schw. u. farbig Perlpassementerie mit reichen Kettengehängen.

Man verlange den illustr. Prospekt und nenne bei Anforderung dieses Blatt.

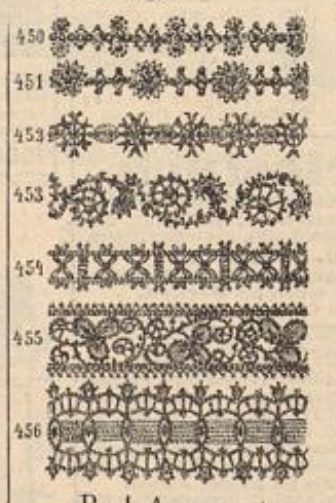
Posamenten Fabrik Anton Oehler Leipzig



Wollne Agrements.



Stickerei-Bordüren.



Perl-Agrements.

Kleider-Stickereien

nach eigenen Modellen sowie nach jeder Modenzeitung

liefere auf den dazu übergebenen Stoffen in einfachster bis reichster Ausführung in **Wolle, Seide, Perle** u. s. w. Bei Bestellungen erbitte

genügend grosse Farbenproben vom Kleider- und Besatzstoffe,

die Grössen und Formen der zu bestickenden Teile durch Heftfaden genau bezeichnet und mit Gaze oder Mull unterlegt, Einsendung eines Modenbildes oder ausführliche Angaben über Anwendung der Stickerei.

Abgepasste Garnituren für Ball- und Gesellschaftstoiletten.

Feder- u. Schwanbesätze — Marabout- u. Pelzbesätze.

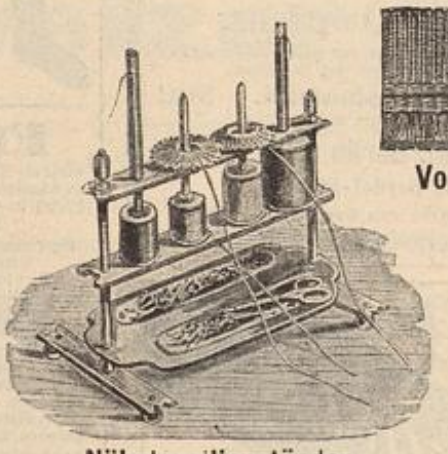
Spitzen und Spitzengalons

Spitzen-Kragen, schwarz, crême, beurre, lederfarbig, einfachste bis reichste Muster.

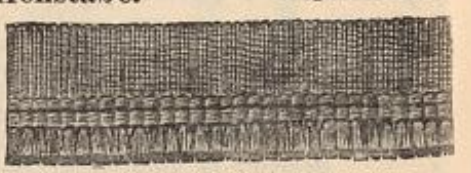
Sämtliche Bedarfs-Artikel zur Damen-Schneiderei

in nur vorzüglichen Qualitäten

Nahtbänder, Zwirne, Seiden. **Taillenbänder.** Taillenstäbe. Hohlbänder. Copirräder.



Nähutensilienständer.
Preis des leeren Ständers Mk. 2.—.



Vorwerks Velourscnutzborde.

ARMBLÄTTER in den besten Qualitäten

Futter-Stoffe.

Elasticgazen. Fibre Chamois.

Das **Passementerie-Haus Anton Oehler, Leipzig,** welches mit der **Fabrikation** und dem **direkten Verkauf** zugleich **Versandgeschäft** verbindet, unterhält stets Lager sämtlicher, jeweilig der Mode entsprechender **Besatz-Artikel** für Damenkonfektion. Jede nicht vorrätige **Besatzgarnitur, Meterware** u. s. w. wird in beliebiger Ausführung nach **eigenen Modellen** sowie nach **jeder Vorlage** von **Modezeitungen** angefertigt, und jeder, selbst der kleinste Auftrag mit grösster Sorgfalt erledigt.

Muster stehen bereitwilligst zu Diensten, jedoch bei Besätzen — um zweckentsprechend dienen zu können — nur bei Einsendung von grossen Stoffproben, Nennung gewünschter Preislagen der zu bestellenden Artikel und ausführlichen Angaben über deren Verwendung, möglichst unter Beifügung eines Modenbildes.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: J. Wilda, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 20. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 13. October 1895. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Aus dem Hexenreich.

Novelle von Hermine Villinger in Karlsruhe.

(Fortsetzung.)

Die nächtliche Wanderin war Lisel. Es durchfuhr sie wie ein geheimnißvolles Glück, ganz und gar allein zu sein, von niemandem behütet und bewacht. Und auch sie jauchzte auf und streckte die Arme wie trunken dem leuchtenden Mond entgegen.

Dann ging sie ein paar Schritte weiter, leise singend, ganz bezaubert. Plötzlich stand sie still, — da lag jemand! Sie beugte sich ein wenig vor, um den Schläfer zu betrachten. Er war ihr nicht fremd; sie hatte dieses Gesicht schon gesehen, drunten im Hotel.

„Richtig!“ sprach sie lächelnd vor sich hin, „es ist jener Lange, der mir nicht den Hof machte! — Wart' nur, dafür sollst Du aber auch belohnt werden, wie ein braver Junge es verdient!“

Und sie legte ihm sachte eine Tafel Chocolade auf die Brust und machte sich davon.

Es war gegen Mittag; Frau Werner spazierte vor dem Hotel auf und ab und wartete auf ihre Tochter. Den ganzen Morgen hatte sie mit ihrem Feldstecher den Sulden-Gletscher beobachtet und auch richtig einige schwarze Punkte darauf entdeckt.

Eine kugelrunde, kleine Dame im Morgenkleid, die weißen Haare schlicht gescheitelt, hatte sich der einsamen Frau angeschlossen.

„Ich sehe Ihnen nun schon eine halbe Stunde zu, wie Sie dort hinüberstarren und sich um Ihre Tochter ängstigen; ich bitte, was soll ihr denn mit dem alten Hans passiren? — So ein Führer steht fest wie ein Fels. Da giebt's ganz andere Dinge, um die man sich zu sorgen hätte: so ein junges Ding allein unter so vielen Herren, eine unbegreifliche Sitte im Hochgebirge! Unter solchen Verhältnissen verliebt man sich unwiderruflich.“

„Meine Lisel —,“ wollte Frau Werner einwenden.

„Ach was, Ihre Lisel! Ihre Lisel ist auch ein Mädchen. Du großer Himmel! Meine Mutter hat mich jeden Morgen nach dem Ball gefragt: ‚Thusnelda, in wen hast Du Dich diesmal wieder verliebt?‘, und ich habe ihr regelmäßig den Rechten unterschlagen. — Wissen Sie übrigens, daß ich jetzt in Ihre Nachbarschaft komme bei Tisch? Ich halte es nicht länger aus, da, wo ich sitze, — ich bitte Sie, mitten unter dem Touristen-Volk! Jeden Tag kommt ein anderer vom Ortler herunter, und ich muß Schritt für Schritt den Auf- und Abstieg und alle Hindernisse und Gefahren mit anhören, ob ich will oder nicht. Gestern fragte mich einer: ‚Sind Sie auch oben gewesen, gnädige Frau?‘ ‚Genau ein Dutzend Mal,‘ gebe ich zur Antwort. ‚Aber das ist ja großartig, großartig!‘ ruft er aus. ‚Nicht wahr,‘ sage ich, ‚nicht wahr? Wollen Sie vielleicht eine Locke?‘ — Ich habe der hübschen Cretty einen Gulden gegeben und ihr gesagt: ‚Setzen Sie mich neben den Herrn Baudirector Meyer!‘ Der Mann hat immer sein Perückchen schief sitzen, aber ich habe den Narren an seinem verschrumpften Gesichtchen gefressen! Warum der nur ledig geblieben ist? Ich bin immer unglücklich, wenn ich nette ledige Menschen in der Welt herumlaufen sehe; glauben Sie, daß man ihn noch zum Heirathen bringen könnte?“

„Aber, liebe Frau Consul,“ sagte Frau Werner, „was denken Sie! Als ob verheirathet sein das höchste Glück auf Erden wäre!“

„Sind Sie etwa vom Gegentheil überzeugt?“ meinte die kleine Frau. „Ich bitte Sie, von den vielen unglücklich verheiratheten Frauen, die ich kenne, hat noch keine einzige den Wunsch geäußert, ihre Töchter möchten ledig bleiben! Oder wäre es vielleicht der Ihre, Frau Werner?“

Diese gab keine Antwort, und da in diesem Augenblick sämmtliche auf dem Vorplatze befindliche Herren ihre Köpfe nach dem zum Hotel heraufführenden Weg wandten, schloß Frau Werner, daß jetzt ihre Lisel kommen müsse, was denn auch in der That der Fall war.

Rüstig ausschreitend, — denn wie hätte sie, angesichts

Stillleben.

Nach dem Bilde von Elise Hedinger in Berlin. — Siehe Seite 160.

Photographie von Löscher & Petsch, Hof-Photographen, Berlin.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

all' der Leute, die ihr entgegensahen, eingestehen oder zeigen mögen, daß sie todtmüde wäre? — betrat sie an der Seite des Assessors, der ihr entgegengegangen war, den Vorplatz des Hauses. An ihrem Hute prangten Blumen, wie sie in Sulden nicht wuchsen, und ebenso an ihrer Brust. Frau Werner gab dieser Anblick einen förmlichen Stich durchs Herz.

Doch sie war eine sehr schwache, vorsichtige Mutter; sie wollte ihrem Kinde nicht weh thun, aber auch seinen Widerspruch nicht hervorrufen.

„Lisel," sagte sie, während diese ihr prächtiges Haar kämmte, „Kind, Kind, wie bist Du entstellt! — Die Haut hängt Dir geradezu in Fetzen von den Wangen, und Dein Näschen ist wie in Purpur getaucht!"

„Ja, wundervoll!" bestätigt Lisel nickend, „und doch hat noch eben der Assessor zu mir gesagt, wenn ich komme, gehe die Sonne auf. — O, Mutter, ein reiches Mädchen ist ein armes Geschöpf!"

Frau Werner sah ein wenig zerstreut auf die Blumen, denen Lisel auf einmal einen Stoß versetzte, daß sie auf die Erde flogen.

„Siehst Du, Mutter, das ist das Erbärmliche, daß mich jeder immer gleich heirathen will, aber ans Kennenlernen denkt keiner! Zwei sind nun schon von hier abgereist, die mich mit einer Erklärung auf die Folter spannten; der eine hat drei Tage gewartet, nachdem er mir vorgestellt war, der andere nur zwei."

„Und wer wird jetzt an die Reihe kommen?" forschte Frau Werner.

Lisel wurde roth: „Vielleicht der Assessor! — Aber ich kenne ihn doch wenigstens schon vierzehn Tage."

„Und ist er Dir angenehm?"

„Ja, wenn ich das wüßte! — Ich glaube, ich fürchte mich ein wenig vor ihm. Er hat so sonderbare Augen, und dann wieder freut es mich, daß er mir den Hof macht und mir's zeigt, daß nur ich für ihn da bin, — ich ganz allein!"

„Kind," warnte Frau Werner, „nimm Dich in acht, spiele nicht mit ihm, es könnte Dich reuen; ich glaube nicht, daß dieser Mensch ein Charakter ist!"

„Auch möglich!" seufzte Lisel.

Ihre Mutter schaute sie besorgt an.

„Du bist nicht heiter, mein Liebling; fehlt Dir etwas?"

„Ja, jemand, der mich beim Schopf nähme und einmal recht schüttelte!"

Frau Werner sah einen Augenblick ganz betroffen drein; dann meinte sie begütigend: „Du bist müde, weiter nichts."

„Nein, Mutter, lege mir nicht immer alles zum Guten aus, ich bin wirklich und wahrhaftig widerwärtig!" — „Pfui!" sagte sie zu sich selber in den Spiegel, „pfui Du! — So, und jetzt komm zu Tisch!"

Sie kamen gerade dazu, wie der Baudirector, in jeder Hand eine Serviette, vom untersten Ende des Tisches heraufgeschossen kam und vor seinem alten Platz Posto faßte, wo er ungesäumt die dortliegenden Servietten auf die Seite schaffte.

„Aber," wandte die Kellnerin ein, „ich bitte, ein paar junge Herren sind an der Reihe, hier zu sitzen."

„Die jungen Herren können sich meinetwegen auf die Königspitze setzen," erklärte der Director, „dies ist mein Platz und bleibt's, solange ich hier bin; kommen Sie, Schwert!"

„Und auf die andere Seite vom Herrn Baudirector komme ich, einfach ich, — so!"

Da saß sie schon, die Frau Consul, in einem hellgelben Foulard-Kleid mit weißen Spitzen, die Haare, die sie am Morgen schlicht und nett getragen, jetzt hoch aufgekämmt, zu unzähligen kleinen Löckchen gekräuselt. Sie nahm so viel Platz ein, daß der Director neben ihr fast auf die Hälfte des seinen reducirt war. Ganz zornig sah er unter seinem rothen Perückchen hervor, das ihm tief in die Stirn gesunken war, und Lisel verbiß mit Mühe das Lachen, so überaus komisch kam ihr die neue Tischgesellschaft vor.

Der alte Herr hatte wieder seine volle Weinflasche vor sich stehen, und der junge Mann an seiner Seite schenkte sich in aller Stille ein Glas Wasser nach dem anderen ein. Frau Werner, die das bemerkte, sah Schwert mit einem Blick so ausgesprochenen Mitgefühls an, daß diesem unwillkürlich das Blut in die Stirn trat.

Dann wandte sie sich an den alten Director: „Die Herren scheinen keine Weintrinker zu sein? Ich sehe Sie nie einschenken."

„Ich trinke überhaupt keinen Wein," fiel ihr Schwert so heftig ins Wort, daß Frau Werner ganz erschrocken den Blick senkte, während Lisel jetzt erst den schroffen Sprecher ins Auge faßte und in ihm den Schläfer außerhalb der Schaubachhütte erkannte.

„Ach, Sie kommen ja auch von einer größeren Tour?" wandte sie sich an den jungen Mann.

„O, nicht der Rede werth!" gab er zur Antwort.

Sie hatte schon eine Entgegnung auf den Lippen; allein der Assessor begann, ihr etwas zuzuflüstern, und die Bemerkung unterblieb.

Es war nie etwas Außergewöhnliches, was ihr der junge Herr zu ihrer Linken zu sagen hatte; nach der Art zu schließen, wie er es that, hätte man indessen meinen können, er theile dem Mädchen die tiefsten Geheimnisse seines Herzens mit. Er sah niemand als sie; was um ihn her gesprochen wurde, ging ihn nichts an.

Und heute, — merkwürdig! — noch nie war Lisel diese Ausschließlichkeit, deren Gegenstand sie war, so aufgefallen, wie heute.

„Nein, nein, Herr Assessor," sagte sie deshalb ganz besonders laut, damit alle sie hörten, „ich begreife Sie nicht: hier sein und keine Touren machen wollen, das ist mir ganz und gar unfaßlich, denn es giebt überhaupt nichts Herrlicheres auf der Welt, als Gletscherluft!"

„Darüber ließe sich vielleicht streiten," bemerkte der Assessor.

„Nein, Sie können es nicht bestreiten, denn Sie waren nie oben!" ereiferte sich Lisel.

Er lächelte. „Gut, ich werde jene Luft einmal auf ihre Herrlichkeit hin prüfen, aber wehe Ihnen —,"

„O, Sie halten's gar nicht mehr im Thale aus, wenn Sie einmal oben waren! — Was war das für eine Nacht —! Ueber dem Sulden-Gletscher stand der Mond, — ich kann's nicht beschreiben, wie schön das war! — Ich weckte den Hans, und wir sind fast eine Stunde vor den anderen zum Sulden-Gletscher aufgebrochen. Nur einer war uns zuvorgekommen; im Schnee zeigten sich frische Fußstapfen. Hans meinte, es müsse ein rechter Wagehals sein, der sich da ohne Führer hinauftraue."

Lisel heftete den Blick auf den jungen Practicanten gegenüber; aber der aß darauf los, als ginge ihn die ganze Geschichte nichts an, und Lisel ergriff ein grenzenloses Erstaunen, daß es in Sulden einen Menschen gäbe, der nicht mit seinen Touren renommirte. Das war ihr da oben noch nicht vorgekommen, das reizte sie im höchsten Grade.

Inzwischen erging sich die Frau Consul, bis an die Ohren in ihrer Serviette steckend, mit Lust über das Behagen, das darin bestehe, all die hohen Spitzen, auf denen sich das Ferenvolk zu Tode kraxele, ohne Mühe von unten anzusehen.

Sie hatte die Eigenthümlichkeit, während des Sprechens ihre Nasenlöcher ganz merkwürdig aufzublähen. Diese waren überhaupt das Wichtigste in ihrem ganzen Gesichte. Was andere Leute mit ihren Augen sahen oder mit ihren Ohren hörten, das schienen bei dieser Frau allein die Nasenlöcher wahrzunehmen und sowohl ihren Aerger als ihre Freude auszudrücken. Jetzt richteten sie sie wie zwei Flintenläufchen auf die junge Lisel.

„Das Steigen ist überhaupt nicht jedermanns Sache, liebes Kind! Ich zum Beispiel könnte es einfach nicht ertragen."

„Das Steigen ist für jeden Menschen gesund!" behauptete Lisel.

Alles lachte über die Sicherheit, mit der sie diesen Ausspruch that.

„Nun," wandte sich die Consulin mit gekränkter Miene an den Director. „Das nenne ich auch eine Erziehung, über so etwas zu lachen!"

„Ei," meinte er, „warum soll man sich nicht dieser frohen Sicherheit freuen? Sie geht uns ja bald verloren, und was an ihre Stelle tritt, macht uns das Leben nicht eben heiterer."

„Wie?" fragte Lisel, „was meinen Sie damit?"

Der alte Herr lächelte. „Sie unterscheiden doch von hier ganz leicht die größeren und kleineren Schneespitzen; nicht wahr? Es sind ja nur wenige. Nun kommen Sie aber einmal hinüber auf die andere Seite des Ortlers, auf die Stilfserjoch-Straße, —"

„Da war ich schon!" rief Lisel.

„Haben Sie dort auch all' die kleinen Spitzen so leicht herausgefunden, wie hier?"

„Nein, denn ich war zu hoch und habe zu viele Spitzen übersehen; das machte mich irre."

„Da haben wir's, mein Kind! Wir werden alt, — das heißt, wir steigen, gewinnen an Uebersicht, und unsere Gesichtspunkte vermehren sich; wir sehen nicht mehr nur einen Menschen, — uns selbst, dem das Bergsteigen vortrefflich bekommt. Wir stehen still und kennen nun Hunderte mit ihren Leiden und Bresten, und ein Ausspruch, wie der aus Ihrem achtzehnjährigen Munde, wird uns nicht mehr über die Lippen kommen."

Lisel sah den Sprecher betroffen an. „Da muß ja eigentlich die Jugend dem Alter unausstehlich vorkommen!"

Der alte Herr lachte. „Zuweilen vielleicht; aber wir waren ja selber so, und die klug sind, vergessen es nicht." —

Die Thür flog auf, und die Herren Touristen kehrten von ihren Ausflügen zurück. Da ging's los: „Was haben Sie gemacht?" — „Und Sie?" — „Und Sie?"

Es hagelte nur so von Sulden-, Schönthau- und Ortler-Spitzen.

„O, die Bande!" schalt die Frau Consul, „in meinem ganzen Leben sieht mich dies Sulden nicht wieder! — Bitte, bitte, ist es möglich, auch nur sein eigenes Wort zu hören?"

„Nein, es ist nicht möglich!" brauste der Director auf, in dessen Gesicht sich längst tausend Zornesfalten gebildet. „Wie soll es denn bei diesem Geschrei möglich sein! Gehe ich nach Sulden, um mir das Trommelfell sprengen zu lassen? Kann keiner von einem Berge kommen, ohne darüber ein Gekrähe anzuheben, wie eine Henne um ein Ei? Kann es sich nicht droben ausschreien, das verflixte Ferenpack, statt uns die Speisestunde zur Höllenqual —"

„Ei, Herr Director!" rief Lisel über den Tisch, „wo bleibt denn Ihre Duldsamkeit?"

Der alte Herr nickte ihr mit einem köstlichen Augenzwinkern zu.

„Glauben Sie, ich habe sie mit Löffeln gefressen? Jeder hat nur sein bestimmtes Maß, das irgendwo ausgeht, — und dann ist's einem am allerwohlsten."

Er machte, daß er fortkam, und draußen schlossen sich ihm, während er rauchte, die Consulin und Frau Werner an.

Lisel war von einer Anzahl Touristen umringt, und sie theilten einander in tadellosen Fachausdrücken die Abenteuer ihrer Unternehmungen mit.

Der Assessor stand gelangweilt daneben und rauchte.

Frau Werner übersah das alles und freute sich im stillen.

Gott sei Dank, daß der Mensch nicht auch noch ein kühner Bergsteiger war!

Nein, sie hatte es nicht leicht in Sulden; sie kam nie aus den Sorgen heraus. Befand sich Lisel droben in den Schneebergen, war sie freilich sicher vor dem Assessor; aber der Mutter bangte vor den Gefahren, die ihrem Kinde drohten. Und war die Lisel da, so war der Assessor um den Weg.

Die Consulin überraschte den Director mit der Bemerkung: „Man müßte jeden Junggesellen mit Gewalt verheirathen. Um Sie ist es ewig schade! Ich bin überzeugt, Sie hätten Ihre Frau unaussprechlich glücklich gemacht! Es wäre eine Ehe geworden, die jeden zur Bewunderung hätte hinreißen müssen! Finden Sie das nicht auch, Frau Werner?"

„Ich bin sehr vorsichtig in der Beurtheilung von Ehen," erwiderte diese.

„Ich bitte," rief die Consulin aus, „wer wird so lange an Vergangenes denken! Sehen Sie mich an, meine Liebe! Mein erster Mann war ein Tyrann, mein zweiter ein Egoist, — und ich bin doch vergnügt!"

„Bravo!" sagte der Director, während die Consulin mit der Bemerkung, sie müsse jetzt ihr Mittagsschläfchen halten, in ihrem gelben Kleide wie eine leuchtende Sonne über den Platz schritt.

„Sie sagten ‚bravo' auf diese Gesinnungsart hin —?" bemerkte verwundert Frau Werner.

„Wissen Sie," unterbrach sie der alte Herr, „das ist eine von den Robusten, und solche Leute muß es auch geben."

„Aber so ohne jede, ohne jede —."

„Ach was, Verehrteste! Wir können mit ziemlicher Bestimmtheit annehmen, daß einer, der unsere Tugenden nicht hat, auch von unseren Fehlern verschont geblieben ist. Diese Frau ist vergnügt; ein Vergnügter aber ist immer ein schätzbares Mitglied der menschlichen Gesellschaft!"

„Eine kleine Anspielung, nicht wahr, auf meine nicht gerade heitere Gemüthsart?" meinte Frau Werner. „Ich leide ja selbst darunter; allein nicht nur das Traurige, was ich erlebt, — die Sorge um mein Kind, und daß ihr ein ähnliches Schicksal beschieden sein möchte, —"

„Ja, und der einstigen Enkelin am Ende auch!" unterbrach der alte Herr lachend „O, über die hochlöbliche Eigenschaft, sich im voraus über alle möglichen Dinge zu grämen!"

„Freilich," meinte Frau Werner, „wenn man's ändern könnte! Ich kenne mich; ich weiß, wie schwach ich diesem Kinde gegenüber bin. Ich könnte ihr nichts abschlagen, — ich habe sie im Geiste schon grenzenlos unglücklich gesehen!"

„Verehrteste, Ihre Lisel hat ein paar ganz große, kluge Augen im Kopf; die kommt mir vor wie jemand, der weiß, was er will!"

„Das ist wahr!" gab Frau Werner zu.

„Nun also; sie wird wählen, und den, welchen sie wählt, den hat sie verdient!"

In diesem Augenblicke bemerkte Frau Werner, daß

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Lisel und der Assessor allein beisammen waren, und sie verabschiedete sich rasch von dem alten Herrn und stand einen Moment später an der Seite ihrer Tochter, deren Arm sie nahm.

Der Assessor zeigte sich verbindlich, wie immer; aber seine Augen redeten eine andere Sprache, wie er sich auch bemühte; und er war kein Neuling im Erhaschen günstiger Gelegenheiten. Diese Frau kam immer zur unrechten Zeit! Hier mußte etwas gethan werden!

Und es geschah, daß der Assessor einen längeren Nachmittags-Spaziergang mit der Frau Consul unternahm, nach welchem sie strahlend vor Unternehmungslust im Speisesaal erschien.

Bei Tische nickte sie erst Lisel, dann dem Assessor zu, legte ihre reich beringte Hand auf die Brust und erklärte bedeutungsvoll „Auch ich war in Arkadien!"

„Was will sie nur? Ich möchte ihre Nase mit Brodkügelchen bombardiren!" murmelte Lisel.

„Thun Sie's doch!" flüsterte ihr der Assessor zu; „Sie dürfen alles!"

„Glauben Sie?" Lisel sah auf und begegnete dem Blick des Practicanten; hatte er gehört, was sie sprachen?

„Finden Sie auch, daß ich alles darf, was ich will?" fragte sie ihn.

„Es kommt darauf an, was Sie wollen," erwiderte er.

„Sind Sie nicht ein wenig pedantisch?"

„Sogar außerordentlich!"

„Da muß man sich also vor Ihnen in acht nehmen?"

„Weshalb sollte man das müssen?"

„Nun, es ist immer unheimlich, zu fühlen, daß der Herr Nachbar nicht mit einem einverstanden ist. Oder ist es Ihnen einerlei, was man von Ihnen denkt?"

„Vollkommen!"

„Was sagt er da, was sagt er da?" mischte sich der Director in die Unterhaltung. „Er gehört nämlich zu den widerwärtigen Menschen, die ihre Tugenden verleugnen und mit ihren Lastern prahlen. Eine sehr verderbliche Eigenschaft; denn wenn wir es alle so machten, wer möchte dann noch unter den Menschen herumlaufen?"

„Ja, und nicht wahr, es liegt Geringschätzung darin," ereiferte sich Lisel, „Geringschätzung gegen die anderen?"

„Natürlich!" bekräftigte der Alte. „Nehmen wir nur, wie er mit mir umgeht, wenn ich zum Beispiel ganz außer mir zum Bureau hineinpoltere, dies oder jenes müsse unverzüglich gemacht werden, — und so weiter und so weiter, da zieht dieser Mensch die schon fertige Zeichnung aus dem Pulte, und ich alter Knabe stehe wie ein begossener Pudel vor ihm da. — Er erräth meine Wünsche, bevor sie mir überhaupt eingefallen sind, und ich kann wohl sagen, es ist eine Aufgabe, einem so heimtückischen Menschen gegenüber die Würde des Vorgesetzten zu bewahren!"

Alles lachte; der junge Mann aber sah das kleine zornschnaubende Männchen mit einem so herzinnigen, die tiefste Ehrfurcht verrathenden Lächeln an, daß jedem ein Licht aufging, hier müsse das denkbar schönste Verhältniß bestehen.

Und die Consulin beugte sich vor und rief dem Practicanten mit einem mütterlichen Lächeln die Versicherung zu: „Auch Sie müssen Sich hier verlieben! Ich weiß Ihnen ein sehr hübsches und wohlhabendes Mädchen. Was aber Sie anbelangt, —" jetzt ging's auf den Director, — „o, Sie Ungeheuer, warum haben Sie keine Frau glücklich gemacht?"

„Aus Schönheitsgefühl, Verehrteste, um meine Häßlichkeit nicht auf meine Kinder zu übertragen. — Sie haben gewiß recht gesunde Kinder?"

„Ja, Gott sei Dank, gesund und, was die Hauptsache ist, alle verheirathet!"

Der Director lachte, wünschte wohl gespeist zu haben und rannte mit seinen kurzen Schrittchen davon. — —

Die Luft war frisch und kalt, und es erging sich prächtig auf dem elektrisch beleuchteten Platz vor dem Hause.

Frau Werner, die ein wenig erkältet war, zog es vor, in den Damen-Salon zu gehen, und wollte Lisel bei sich behalten.

Allein die Consulin schmeichelte ihr das Mädchen ab.

„Ich nehme sie unter meine Fittiche; es wäre geradezu kränkend, wenn Sie mir das Kind nicht auf ein halbes Stündchen anvertrauten; länger bleibe ich nicht draußen."

Kaum waren sie einmal vor dem Hause auf und ab gegangen, gesellte sich der Assessor zu ihnen, und die Consulin verschwand.

Lisel hatte das deutliche Gefühl, daß sie fort müsse, daß es ein Unrecht sei, hinter dem Rücken ihrer Mutter allein mit diesem Menschen zusammenzubleiben. Aber, — war's Neugier oder sonst etwas, — sie blieb. Auch schämte sie sich, Aengstlichkeit zu verrathen, — und sagte daher ganz keck: „Ein herrlicher Abend!"

„Vielleicht könnte man jetzt endlich zu Worte kommen," begann der Assessor, indem er versuchte, Lisel ein wenig der zu großen Helle zu entführen, die in der nächsten Umgebung des Hauses herrschte.

Es klang nicht ganz natürlich, als sie erwiderte:

„Es kommt mir fast vor, als unterhielten Sie Sich nicht bei Tische, und ich höre dem alten Herrn fürs Leben gern zu!"

„Ich weiß jemand, dem ich lieber zuhörte!"

Lisel erschrak; es lag etwas in dem Tone dieser Stimme, was sie veranlaßte, sich schleunigst nach ihrer Mutter umzusehen.

„Sie haben recht!" flüsterte er, „hüten Sie Sich vor mir, denn ich bin kein Biederling, wie jener Tugendhafte, der lieber eine Grobheit sagt, als daß er sein Inneres verriethe. Er liebt Sie, so gut wie ich und irgend einer."

Sie wollte auffahren, aber er nahm lächelnd ihre Hand und legte sie in seinen Arm: „Das merkt ein Mann dem anderen an; jener Tugendbold wartet auf nichts, als auf den Augenblick, sich Ihnen zu erklären. Seine Grobheit ist nichts als Eifersucht, — und er hat keine Lebensart. Mein Gott, warum soll der arme Teufel Sie nicht lieben? Sie sind jung, schön und reich! Glauben Sie nie einem Mann, der Ihnen versichert, der Reichthum sei ihm Nebensache. Es ist nicht wahr! Ich wäre Ihnen ohne diesen nie nahe getreten, denn ich könnte Ihnen das Leben nicht bieten, auf das Sie Anspruch machen müssen und dürfen. Sie passen nicht in enge Räume und kleinliche Verhältnisse; Sie sollen einen Kreis beherrschen, der Sie bewundert. Ein Mann muß an Ihrer Seite stehen, der Sie anbetet und versteht. — Dieser Mann, —" er hielt inne und streichelte leise ihre Hand, und Lisel wußte sich nicht zu helfen. Sie stand unter einem Bann; sie fühlte, sie war verloren; sie hätte laut aufschreien mögen und mußte still an der Seite Mannes hingehen und auf seine Worte hören.

„Dieser Mann," wiederholte er, „möchte ich sein, — obgleich ich das Unglück habe, Ihrer Mutter zu mißfallen. — Der Willen einer Mutter ist viel, aber die Liebe eines Mannes ist mehr, und ich bin kein Mann, mit dem man spielt, den man anzieht und dann mit einem ‚Nein' abfertigt. — Ich hoffe, hoffe auf ein ‚Ja'. — Ich warte!" fügte er mit einem leidenschaftlichen Beben der Stimme hinzu.

„O, nicht gleich," stammelte das junge Mädchen. „Ich kann nicht! — Ich kenne Sie noch nicht! — Nur so lange ich noch da oben bin, — nur so lange noch, — möchte ich frei sein."

Sie weinte, und ihre Hand suchte sich zitternd aus seinem Arm zu lösen, aber er gab sie nicht frei: „Der kleine wilde Vogel zittert um seine Freiheit," sprach er schmeichelnd und ruhig, „die vier Wochen sollen ihm noch geschenkt sein; aber den Ring da von Ihrem kleinen Finger fordere ich als Pfand. — Sie sind gebunden! Du gehörst nicht mehr Dir selber an, mein Kind! — Verstehst Du, was das heißt?"

„Ich, — ich glaube!" preßte sie hervor, riß sich los und lief davon.

Es war ihre Mutter, die ihr in den Weg trat, und die sie beinahe umgeworfen hätte.

„Was ist denn," rief Frau Werner aus, „Du bist ja ganz erregt, — wo ist die Frau Consul?"

Die besorgte Frau schaute sich um, aber der Assessor war verschwunden, und mittlerweile hatte sich Lisel gefaßt. Nein, ihre Mutter sollte nichts erfahren von dem, was geschehen! Es hätte sie ja grenzenlos unglücklich machen müssen, sie, die nie gestattet, daß ihre Tochter auch nur einen Augenblick mit einem Manne allein sprach.

„Komm," bat sie schmeichelnd, „laß uns uns noch ein wenig zum Director hinsetzen! — Es ist mir nicht möglich, schon zu Bette zu gehen."

Der alte Director saß vor dem Hause, dicht in seinen Mantel gewickelt, und Schwert hatte noch den seinen über des Vorgesetzten Kniee gelegt.

Beide Herren rauchten, sahen in die schöne Nacht und sprachen kein Wort.

Liesel im höchsten Grade erregt und von keinem anderen Gedanken erfüllt, als zu vergessen, richtete ihr Augenmerk auf einen jener lächerlich herausgeputzten Salon-Tyroler, wie sie zuweilen in Sulden auftauchten, zum großen Ergötzen der anwesenden Gäste.

Lisel ließ es an Spott nicht fehlen; ja, sie war so erfinderisch in köstlichen und drolligen Vergleichen und Ausdrücken, daß ihre Mutter wieder einmal nicht umhin konnte, ihr kluges Töchterchen zu bewundern.

Plötzlich schaute Lisel dem alten Herrn neben ihr ins Gesicht und betroffen über dessen Ausdruck fragte sie schüchtern: „Habe ich etwas nicht recht gemacht?"

„Spotten ist nie recht!" gab der Director zur Antwort. „Was hat Ihnen jener Mensch gethan?"

„Aber, — er ist doch lächerlich!"

„Ihnen! Einem anderen bin ich lächerlich, und es freut mich auch nicht, wenn er mich zur Zielscheibe seines Spottes ausersieht. Ich habe einmal so etwas erlebt, so geringfügig es war, und obwohl es schon acht oder neun Jahre her sein mögen, ich habe es nicht vergessen. Es war in Karlsruhe; ich saß nahe am Mühlbergerthor, auf einer Bank unter den Kastanien-Bäumen, als ein Rudel halbwüchsiger Mädchen des Weges daher kam und sich auf die nächste Bank setzte. Gott weiß warum, sie hatten wohl Langeweile, und da war ihnen der erste beste gerade recht, um ihr Müthchen an ihm zu kühlen. Habe sie denn auch in Gottesnamen recht nach Herzenslust lachen und spotten lassen, und als ich genug hatte und meiner Wege gehen wollte, stürzten sie mir wie eine Herde kreischender Spatzen entgegen. Nun, ich sah sie an, und sie haben den alten Mann unbehelligt ziehen lassen. Aber die Sache ist mir in Erinnerung geblieben. Mein Vater hatte uns von klein auf eingeschärft: einen Erwachsenen ausspotten und ein Thier quälen, sind verabscheuungswürdige Verbrechen."

Er konnte nicht weiter sprechen, Lisel war in lautes Schluchzen ausgebrochen und hatte plötzlich eine seiner Hände erfaßt und einen Kuß darauf gedrückt: „Ich war eines jener Mädchen," stieß sie hervor. „Ich weiß es noch ganz genau. Wir lebten damals in Karlsruhe, — nicht wahr, Mutter? — bis nach dem Tode des Vaters."

„Ei, ei," meinte der alte Herr, mit der Hand über den Scheitel des Mädchens streichend, „sieh 'mal an, so treffen wir uns wieder! War auch ein voreiliger Schluß damals, zu glauben, aus solchen Kindern könne niemals 'was Gutes werden!"

Lisel schüttelte das Haupt: „Es ist auch nichts Gutes aus mir geworden. — Ja, wenn jemand da gewesen wäre, der mir solche Dinge gesagt hätte! Aber, man hat mich spotten lassen, — man hat mich spielen lassen, und — jetzt habe ich verspielt!"

„Aber Kind, wie kannst Du Dich und mich so bitter anklagen!" sagte Frau Werner.

Lisel erhob sich und reichte dem alten Herrn die Hand: „Gute Nacht!"

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Gavotte.

Eine Rococo-Skizze von Helene von Krause (C. von Hellen) in Ludwigslust.

(Schluß.)

Der Oberhofmeister stutzte ein wenig, aber das alte Fräulein sah sehr unbefangen aus, zog ihre goldene Tabatiere aus ihrem bunten Ridicule und bot ihm eine Prise. Indem er den feinen Spaniol mit zwei Fingern zierlich in seine Nase schob, bekräftigte er: „Nicht wahr? Sehr begreiflich, vollkommen begreiflich! Lächerlich, es nicht zu begreifen!"

„Ja, und eben deshalb komme ich zu Ihnen, lieber Oberhofmeister. Sie verstehen, die Sache muß doch zum Abschluß kommen!"

Er sah die alte Freundin einen Augenblick verwundert an und rief dann lebhaft: „Natürlich, selbstredend, ça va sans dire! Ich bin ganz Ihrer Meinung! Wozu auch zögern!"

„Nicht wahr? Es ist nicht gut, daß man dergleichen zarte Verhältnisse sich hinspinnen läßt, ohne das Siegel einer öffentlichen Verlobung, namentlich in diesem Fall, wo der mütterliche Schutz fehlt."

„Sehr richtig! Obgleich Ihnen meine Persönlichkeit die beste Garantie bieten sollte."

„Niemand kennt und schätzt Sie mehr als ich, mon ami," erwiderte sie mit einem kleinen Anflug von Sentimentalität, „dennoch, ein Mann bleibt immer ein Mann, und selbst in Ihren Jahren ist es nicht ohne —"

„Pah!" unterbrach der Oberhofmeister, „die Jahre, die Jahre, ma chère, was haben die Jahre mit dem Herzen zu thun?"

Die Stiftsdame schlug die Augen nieder. Sollte er wirklich noch an die Vergangenheit denken?

Der Oberhofmeister richtete sich mit einem kleinen Ruck in seinem Lehnstuhl auf; er fühlte sich etwas steif nach dem Tanz. Aber mit jugendlicher Lebhaftigkeit fuhr er jetzt fort: „Ich kenne natürlich keinen größeren Wunsch, als je eher, je lieber zum Ziel zu kommen; machen wir es also so bald wie möglich ab!"

„Es wären doch vielleicht noch einige nicht unwichtige Punkte zu erwägen," sagte die Stiftsdame bedächtig, „und das ist der Grund, weshalb ich hier bin."

„Zu gütig! — Und welche Punkte, wenn ich fragen darf?" fragte er etwas steif.

„Zum Beispiel: die Vermögensverhältnisse," warf sie hin.

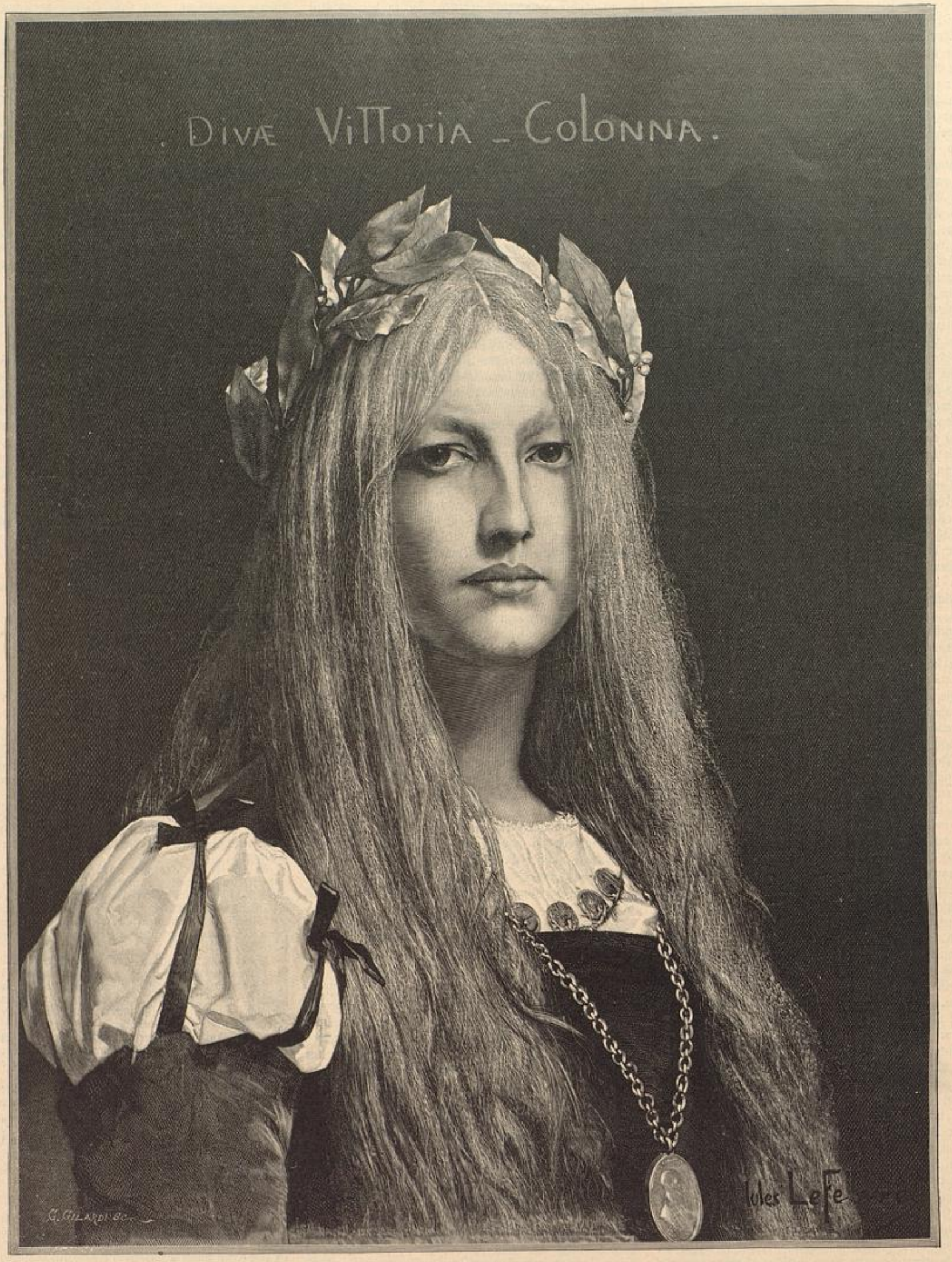
Sein Gesicht nahm den Ausdruck völliger Ueberlegenheit an. „Aber, meine verehrte Freundin, wie können Sie zweifeln, daß ich auch diesen Punkt so vorsorglich als möglich behandeln werde?! Ich fühle mich freilich außerordentlich frisch, jugendlich frisch, wie nur ein Mann in seinen besten Jahren sich fühlen kann; indessen —"

„Und Sie wollen Röschen wirklich in Ihrem Testament bedenken?" rief die alte Dame erfreut.

„O, still, meine Liebe! Testament! Ta — ta — Das klingt ja, als solle ich morgen sterben! Ich werde bei Abfassung des Ehe-Contracts das Mögliche thun. Ein hübsches Kapital soll ihr am Hochzeitstag überwiesen werden. Ich habe es stets sehr häßlich gefunden, jemand auf den Tod anzuweisen."

Die Stiftsdame ergriff seine Hand. „Sie sind immer der Alte, ein Edelmann in des Wortes schönster Bedeutung! O Amadeus," fuhr sie, eine Thräne in ihren Augen zerdrückend, fort, „hätte jemand vor vierzig Jahren so an mir gehandelt, es wäre vieles im Leben anders für uns beide geworden! Als Sie später die reiche Erbschaft machten, waren unserer Jugend Rosentage freilich längst dahin!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Vittoria Colonna.

Nach dem Bilde von Julius Lefebvre in Paris. — Siehe Seite 159.

Photographie von M. M. Braun & Co., Paris.

Diese Erinnerung schien den Oberhofmeister nicht eben sehr angenehm zu berühren.

„Hm, hm!“ machte er ungeduldig, „lassen wir das, meine Gnädigste! Tempi passati! Tempi passati!“

Das alte Fräulein fuhr sich rasch mit dem Tuch über die Augen.

„Und haben Sie schon mit dem lieben Kinde gesprochen?“ fragte sie nach einer kleinen Pause.

„Noch nicht,“ sagte er, seine Augen wieder halb schließend; und, die Lippen spitzend, fuhr er fort: „Ich gestehe Ihnen, verehrte Freundin, daß es mir einen unbeschreiblichen Genuß gewährt, jeden Pfeil des kleinen Gottes, der dieses junge Herz trifft, als seiner Beobachter zu verfolgen, das Erwachen und Keimen dieser jungen Liebe zu sehen, alle Phasen dieser zarten Neigung sich entfalten zu lassen.“

Die alte Dame lächelte: „Ja, ja,“ sagte sie, „in unserem Alter thut es gut, wenn man sich an dem Glück der Jugend erfrischen kann!“

Der Oberhofmeister rückte unbehaglich auf seinem Lehnstuhl hin und her.

„Wo mag Eglantine nur sein?“ sagte er nach einer kleinen Pause.

„Ich glaube, es ist mir bekannt,“ meinte die Stiftsdame lächelnd. „Wissen Sie, daß Sie mir eine große Sorge vom Herzen genommen haben, und daß ich mich unaussprechlich freue, dem lieben Kinde diese Freudenbotschaft zu überbringen?“

„Das möchte ich doch bitten, mir zu überlassen!“ unterbrach er.

Sie erhob sich: „Wollen wir Röschen aufsuchen? Denn ich hoffe, Sie zögern nicht länger und reißen das arme, liebe Herzchen aus dem Hangen und Bangen. Als sie neulich bei mir war, hatte ich viel Noth, ihre Thränen zu stillen.“

„Wirklich? O wie rührend! Nein, wie mich das bewegt, liebe Freundin!“ Er war ebenfalls aufgestanden; vor den Spiegel tretend, zupfte er an dem feinen Spitzen-Jabot, das er trug, fächelte sich mit dem Taschentuch Kühlung über das vom Schlaf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Mahlzeit der Schnitter.

Nach dem Bilde von Pierre Alexandre Wille in Paris. — Siehe Seite 160.

etwas geröthete Antlitz, und sich dann artig verbeugend, forderte er die Stiftsdame zum Vorangehen auf.

„Es — es — es kommt mir — in der That, ein wenig en surprise," sagte er, neben der behaglich dahin wandelnden dicken Dame mit unruhiger Hast einhertrippelnd, „ich fürchte, die Kleine wird sehr —"

„Ueberrascht sein!" unterbrach die Stiftsdame. „Das schadet ja nichts; eine freudige Ueberraschung, wie diese, ist wie das Aufleuchten der Sonne, wenn der Himmel voller Wolken war."

„Ein charmanter Vergleich, Adelaide!" lächelte der Alte. „Ich wußte immer, daß Sie eine Person mit viel esprit sind. In der That ein angenehmes Gefühl, so en rayon de soleil zu erscheinen!" Er kicherte befriedigt vor sich hin. — „Uebrigens," fuhr er an der Ecke, wo der Weg sich wandte, zögernd fort, „ich vermuthe, meine Gnädigste, daß der kleine Charles noch irgend wo hier herum streicht."

„Allerdings, das vermuthe ich auch stark, und wer wollte es ihm verdenken?"

„Eh bien, ma chère? Dieser junge Mensch hat eine, mir bisweilen sehr unsympathische Art, seine Augen zu gebrauchen. Sie werden begreifen, daß ich ihn nicht zum Zeugen bei meiner intimen Aussprache mit der reizenden Eglantine wünsche."

„Vollkommen! Ich finde es ebenso zartfühlend wie richtig, daß diese Frage nur zwischen Ihnen und Röschen zur Sprache kommt."

„Ich bitte Sie also, haben Sie die Güte, diesen naseweisen jungen Menschen zu beschäftigen, damit wir ungestört sind."

„Ich werde mir die größte Mühe geben, eine Eroberung an ihm zu machen," scherzte die Stiftsdame, „fürchte indessen, daß es mir sehr schwer werden wird." — Sie brach ab, denn sie traten um die Hecke und sahen den weiten Grasgarten, welcher dicht mit Obstbäumen besetzt war, vor sich, in geringer Entfernung aber ein Bild, das die gute, alte Dame unwillkürlich in lächelnder Freude verstummen ließ. Zwischen zwei Apfelbäumen, aus deren graugrünem Blattwerk bereits die rothbäckigen Früchte hervorschimmerten, hing eine Schaukel, die, aus einem einfachen, kunstlosen Brett bestehend, gerade Raum für zwei schmächtige Gestalten bot. Hier saß der Kammerjunker, den rechten Arm um einen der Stricke geschlungen, die das Brett am Baume hielten; und vom linken umfaßt, fest an sein Herz gedrückt, saß Röschen. Ihr gepudertes Köpfchen ruhte an seiner Brust, und die blauen Augen blickten glücklich zu ihm auf. Er aber beugte sich einmal um das andere herab und stahl sich von den Rosenlippen Eglantines einen Kuß nach dem andern. Sacht schwebte die Schaukel hin und wieder; die Sonnenstrahlen spielten auf dem dunkelblauen Rock des Kammerjunkers und auf dem hellblauen Schuh der Kleinen; sie huschten über seine braunen Locken und über ihre rosa Wangen, wenn ein leichter Wind die Kronen der Bäume bewegte, und mit leisem Fall sank ein reifer Apfel vor ihnen in das hohe, bräunliche Gras. In sanfter Spätsommer-Färbung dehnte sich der weite Obstgarten hinter ihnen aus, und sie waren so weltverloren glücklich, wie nur ein junges Paar in den ersten Tagen seiner Liebe sein kann.

Jetzt blickte die Stiftsdame zu ihrem Gefährten auf, einen verständnißinnigen Blick von ihm erwartend. Aber sie erschrak, als sie in die völlig verstörten Züge des Oberhofmeisters sah, dessen verschrumpftes Gesicht unter der Schminke fahl geworden, dessen Augen aus ihren Höhlen getreten waren, während sein Unterkiefer herabgefallen war, was ihm ein völlig greisenhaftes Ansehen gab.

Die kluge Stiftsdame verstand alles und auch, daß das Glück des jungen Paares in diesem Augenblick an einem seidenen Faden schwebte.

„Röschen! Lieber Karl!" rief sie mit heller Stimme, sodaß die beiden in jähem Schreck auffuhren und von der Schaukel herabsprangen, „kommt schnell her!"

Der Oberhofmeister rang nach Athem und Fassung, aber sie ließ ihm keine Zeit. Das zitternde Pärchen stand vor ihnen. Eglantine mit von Gluth übergossenem, tief gesenktem Köpfchen, der kleine Charles hoch aufgerichtet, etwas blaß, aber das offene, hübsche Gesicht mit einem Ausdruck trotziger Entschlossenheit, — als sei er jede Minute bereit, sein Glück mit dem Degen zu vertheidigen.

„Unser gütiger Freund weiß alles!" sagte die Stiftsdame. „Der Augenblick ist da, wo Sie, lieber Karl, den er von Jugend auf werth hielt wie einen eigenen Sohn, — nicht wahr, mon ami?" wandte sie sich an den alten Herrn, der ein Gesicht machte, als habe er soeben den Teufel in Person übergeschluckt, und etwas murmelte, das einem Fluch verzweifelt ähnlich klang.

„Wo Sie," fuhr das alte Fräulein fort, „kommen und um die Hand unserer kleinen Rose da in aller Form werben dürfen. Das liebevolle Herz ihres väterlichen Beschützers, das stets voll inniger Theilnahme auf das Glück dieses kleinen Mädchens bedacht war, — nicht wahr, mon ami?"

Diesmal kam schon eine Art zustimmendes Knurren zwischen den wieder geschlossenen Lippen des Oberhofmeisters hervor, und er machte einen völlig ohnmächtigen Versuch, die Stiftsdame zu unterbrechen, die unerbittlich fortfuhr: „Dieses sein liebevolles Herz habe ich soeben einmal wieder in seinem ganzen großartigen Edelsinn erkennen dürfen, — unterbrechen Sie mich nicht, cher Amadéus! Lassen Sie mir die Freude, diese Mittheilung Ihrer großmüthigen Absicht zu machen! Also, meine Lieben, die Sorge, welche Euch und mich bedrückte, ob es möglich sein würde, Eurem Glück die ersehnte Vollendung zu geben, ist durch diesen ebenso klugen wie vornehmen Mann von uns genommen. Er hat mir soeben mitgetheilt, daß er an Deinem Hochzeitstag, mein Röschen, Dir ein Kapital zuweisen wird, welches Deine Zukunft für alle Zeiten sicher stellt! Nicht wahr, mon ami?"

Der Oberhofmeister würgte augenscheinlich an einer entsetzlich bitteren Pille, aber er verschlang sie, denn in diesem Augenblick fühlte er zwei weiche Arme um seinen Nacken und ein thränenüberströmtes Gesichtchen war dicht vor seinen Augen. Eine süße Stimme flüsterte: „O, Dank, tausend Dank, cher monsieur, tausend Dank!" — Und dann drückte die kleine Eglantine die Rosenlippen auf seinen eingefallenen Mund und der Kammerjunker ergriff seine Hand, preßte und küßte sie; die Stiftsdame aber sagte lächelnd: „Ja, ja, das größte Glück auf der Erde ist, — andere glücklich zu machen!"

Nachdruck verboten.

Zu irgend einer Zeit.

Skizze von Käthe Stellmacher in Elbing.

Meine Mutter hat viel Sorge mit mir gehabt. Ich war ein blasses, bekümmertes Kind, das selten lachte und stillschweigend Thränen vergoß, ohne selbst recht zu wissen, warum. Wenn Talent zur Freude in mir lag, so unterdrückten die Verhältnisse, oder die Art, wie ich sie aufnahm, es völlig. Es lastete ein dunkler Kummer auf meinem Gemüth, der mich quälte, lange bevor ich ihn verstand: Wir waren arm, und ich — schämte mich dessen.

Der angeborene Hochmuth einer ungeprüften Menschenseele in Verbindung mit jener unpassendsten Partnerin, der äußeren Dürftigkeit, — die ungeschulte Empfindlichkeit eines jungen Herzens, täglich gereizt und gezerrt von rohen Kränkungen, die der mehr oder minder verzeihliche Unverstand für wirkliche Demüthigung hält, mißleiten das Gemüth eines Kindes so leicht, wie das eines Erwachsenen. Und es ist nicht selten beider beste Tugend, die natürliche Bescheidenheit, die aus falscher Geringachtung der eigenen Lebensverhältnisse zu einer hülflosen Schwäche wird, zum Mangel an Selbstvertrauen, der müde, trübselig, unbrauchbar, verkümmert macht, den Erwachsenen wie das Kind.

Oft schalt mich meine Mutter. Sie war stets heiter und hatte den freien, sicheren Blick, der mir fehlte. Sie sagte, daß ich thöricht sei, keinen Grund habe, mich zu verstecken, zu schämen, wenn die andern vornehm thaten und prahlten.

Aber ich glaubte ihr nicht und weinte still für mich.

Wenn sie weicher Stimmung war, holte sie mich wohl aus meiner Ecke, küßte mir die verweinten Augen und sagte: „Geh', Kind! Sei verständig und glaube mir: Die Armuth ist ein Stolz, keine Schande! Irgendwann und irgendwie, später oder früher, zu irgend einer Zeit hat immer der Arme dem Reichen gegeben, der Reiche vom Armen genommen. Du verstehst es nur noch nicht!"

Nein, ich verstand sie nicht!

Es that so weh, wenn die Kinder in der Schule lachten über mein zu kurzes Röckchen und meine alten Bücher; wenn sie mehrere Groschen für des Lehrers Geschenk bringen konnten, und ich kaum einen; wenn sie dem Bettler eine Gabe geben durften, und ich hatte nichts für ihn.

Da war eine Kameradin, die quälte mich bis aufs Blut. Nicht, daß sie besonders boshaft oder schlecht war; sie hatte nur eine leichte Art, mich zu übersehen, wegzuschieben, über das Vorhandensein einer so armen Mitschülerin zu staunen, die unbeschreiblich verletzte, um so mehr, als ich im stillen ihre Talente bewunderte, ihre Fröhlichkeit liebte. Ach, sie mochte wohl Grund zu der Zurücksetzung haben! Sie trug ja feine Kleider und hatte eine wohlhabende Mutter, die bei der meinigen dann und wann eine Näharbeit bestellte.

Es machte mein unaufgeklärtes junges Herz ganz matt, kraftlos und krank, täglich von neuem in diese hülflose Einbildung des eigenen Unwerthes zu versinken; immer in dem dunkeln Gefühl, daß ich mich aufraffen und davon befreien müsse. Aber ich wußte nicht, wie. Es fehlte mir ein Etwas, für das ich keinen Namen kannte.

So saß ich eines Nachmittags, — verzagt wie immer, — in unserer kleinen Stube, während die Nachbarskinder fröhlich draußen spielten, und grübelte über irgend eine Rücksichtslosigkeit meiner Schulgefährtin nach. Meine Mutter, von einem Ausgange heimkehrend und meine gerötheten Augen bemerkend, fragte halb ärgerlich, halb mitleidig: „O Du thörichtes Mädchen, wann wirst Du endlich einmal froh werden, wie andere?"

Sie erwartete wohl keine Antwort. Aber mein aufgeregtes Herz war so voll von seinem Kummer, daß es mit Ungestüm die Gelegenheit ergriff, ihn schluchzend zu gestehen: „Wenn ich einmal — stolz sein dürfte, recht stolz, wie die andern!"

Die Mutter lachte mich nicht aus, schalt diesmal nicht und hielt mir nicht vor, daß Stolz eine Untugend sei; sie verstand wohl, was ich meinte: frei sein von diesem Druck, der mein unverständiges Herz demüthigte. So kam sie still zu dem Stuhl, vor dem ich auf meinem Bänkchen saß, setzte sich und nahm meine Hand in die ihrige.

„Hör' zu!"

Meine Thränen versiegten. Es war ein Festtag, wenn Mutter erzählte, und es geschah sehr selten.

„Vor vierzig Jahren, oder früher, lebte ein Knabe, dessen Eltern viele Güter besaßen. Als seine Eltern aber starben, war alles verloren, und sie hinterließen ihm nichts, als das Gewöhntsein an viele Annehmlichkeiten des Lebens und eine gute Erziehung. Das erstere machte ihm viele Schmerzen; die letztere half ihm darüber fort. Er arbeitete fleißig und tüchtig. Doch, — nicht stark genug für übergroße Anstrengung, weder mit bedeutenden Talenten, noch mit dem derben Egoismus begabt, der sich auf Kosten anderer bereichert, konnte er sich nur mühsam durch die Welt bringen. Als er ein Mädchen kennen lernte, das arm und aus ähnlichen Verhältnissen hervorgegangen war, wie er selbst, verstärkte er Fleiß und Ausdauer, wenn das noch möglich war, in dem Streben nach einem eigenen Heim. Beide arbeiteten, sparten und darbten und planten und träumten Tag und Nacht, was sie thun würden, wenn sie wohlhabend wären, wie andere Leute, und sich ein Nest bauen könnten, ähnlich demjenigen, das ihnen aus der Kinderzeit als Paradies vorschwebte: auf die behagliche Art und in den vornehmen Kreisen ihrer Eltern.

Der Mann hatte einen Jugendgefährten, den Sohn seines Principals, dem er in Freundschaft so fest und innig ergeben war, wie der Braut in Liebe. Glücklicher als viele, durfte dieser, nachdem er noch vor seines Vaters Tode als Compagnon in dessen Geschäft getreten war, sehr jung die Frau seiner Neigung heimführen, während der arme Buchhalter und seine Verlobte Jahr auf Jahr warteten. Sie fingen schon an, ein wenig zu verzagen, als ihnen eines Tages, wie vom Himmel gesendet, das Glück in den Schoß fiel: eine kleine Erbschaft und ein Lotterie-Gewinn. Alles zusammen vielleicht wenig nach mancher Leute Meinung, aber unendlich viel für sie; genug, um sie frei und unabhängig zu machen, um den Grundstein zu viel leichterem Erwerb, zum Emporrücken in die erwünschten Kreise und zu aussichtsvollen Plänen zu legen. Das war ein Jubel! Unbeschreibliche Freude! Ueberreiche Hoffnungen!

Zu derselben Zeit verlor der Freund seinen Vater. Sie hatten schon alles verabredet, die rosigen Zukunftsbilder festgestellt, als der neue junge Chef plötzlich, — es war einen Tag vor dem Begräbniß des alten Mannes, — zu dem Brautpaar gestürzt kam, todtenbleich, verzweifelt, halb wahnsinnig. Er war ruinirt, sein Vater noch im Grabe ein entehrter Mann, wenn ihm die Hülfe nicht wurde, um derentwillen er seit zwei Tagen vergeblich an die Thüren seiner vornehmen Freunde klopfte. Es war ihm nicht mit einer Geschäftsanleihe, die in die Bücher übertragen werden konnte, sondern nur mit einer Gabe auf das bloße Versprechen der Rückzahlung hin, also mit einem Freundschaftsdienst ohne jede Sicherheit zu helfen. Die Thränen liefen ihm die Wangen herunter, sein junges Weib jammerte zu Hause, sein kleines Mädchen war ein Bettelkind, — ja, schlimmer als das, — wenn keine Rettung kam.

Er war nicht als Bittender, sondern nur als Verzweifelnder, als Freund zu dem Freunde gekommen. Er wußte noch nichts von dem plötzlichen Glück des letzteren.

Dieser stand in tiefem Sinnen; seine Lippen zitterten, seine Augen glühten, ein heißer, schmerzvoller Kampf tobte in seinem Innern. Er blickte die Braut an und sah, daß sie empfand, wie er. Sie waren ein Herz und eine Seele. Und weil sie das waren, weil jeder wußte, was der andere für recht hielt, darum war der Kampf bald entschieden.

Nach wenigen Minuten lag alles, was sie besaßen, in den Händen des jungen Chefs.

Die Mutter schwieg einen Moment, um in meine Augen zu sehen, die vor Staunen und Neugier glänzen mochten.

„Hätten sie das Geld lieber behalten sollen, Cläre?"

Was in diesem Augenblick plötzlich in mir vorging, einen geheimnißvollen Instinct zu sicherem, richtigem Gefühl wandelte, weiß ich nicht; ich weiß nur, daß mein ganzes Herz voll Ueberzeugung und Begeisterung ausrief: „Nein, o nein!"

Dann saßen wir eine Weile still. Mein Kinderverstand grübelte.

„Aber hat der Mann es ihnen nicht zurückgegeben?"

„Sie zogen nach einem anderen Orte," sagte die Mutter. „Gott segnete ihre Arbeit, sie konnten mit knappen Mitteln heirathen und das glückliche Bewußtsein der guten That machte ihr Leben so reich, daß sie auf einmal die Dürftigkeit ihrer Verhältnisse viel weniger empfanden, als je vordem. Der Freund wartete auf die gute Zeit, die ihm erlauben würde, seine Schuld abzuzahlen. Aber, — gerade als sie gekommen war, starb er. Der Witwe blieb nur so viel, um standesgemäß mit den Kindern fortleben zu können."

In meinem Denken wurde etwas unklar. „Standesgemäß? Brachte sie dem Manne nichts, gar nichts zurück?"

Die Mutter lächelte. „Sie hat die Sache wohl damals nur flüchtig gehört und wieder vergessen, Kind."

„Vergessen?" Das begriff ich nun gar nicht.

„Aber der Mann, hat er nie etwas gefordert?"

„Von der Witwe? Wäre das angegangen?"

„Das ist wahr, nein! Aber —."

„Er ist auch sehr bald darauf gestorben, Kind."

Ich sah plötzlich, daß große Thränen in meiner Mutter Augen getreten waren. Sie weinte so selten. Ich zitterte. Mein ganzes Herz zuckte und schlug zum Zerspringen, ich wußte gar nicht, was mir war.

„Mutter, liebe Mutter!"

Sie legte ihre Hand sanft über mein Haar.

„Weißt Du, wer die Witwe ist, Cläre?"

Ich öffnete die Lippen, ohne zum Verneinen oder nur zu einem Kopfschütteln fähig zu sein.

„Die Mutter der Kameradin, um die Du Dich kränkst!"

Wir saßen, uns eng umschlungen haltend. Der Wind pfiff durch die dünnen Wände unseres Zimmerchens; nur das trübe Licht einer Straßenlaterne glitt zitternd über den armen, kleinen Hausrath. Aber es war plötzlich alles anders, — so warm, so groß, so erfüllt von einem Glanz, den ich nie gesehen! Eine wunderliche Ahnung stieg empor in meinem Herzen wie von Glück und Freiheit.

„Und wer — wer war — der Mann, Mutter?"

Sie lächelte nicht, sie hob nicht den Kopf; nur ihre Augen glänzten, und der Schlag ihres Herzens tönte lauter gegen mein Ohr.

„Dein Vater, Kind!"

Es glitt etwas von meiner Seele herunter, jene häßliche Schale kindisch falscher Scham, die alle Lebenskeime in ihr bedrückt und fast erstickt hatte; es löste sich etwas vor meinen Augen, — der Nebel des Unverstandes, der mir die Sonne der wahren Schönheit verhüllte; und ein anderes trat an seine Stelle, so groß, so hoch! Ich war plötzlich frei, reich, vornehm, froh, wie die übrigen! Und über meine Wangen rollten Thränen, wie ich sie niemals, nie geweint. Gesegnete Tropfen, die mich stark gemacht haben fürs Leben!

„O Mutter, Mutter! So stolz darf ich sein? So stolz, daß wir — arm sind?"

Sie zog mich fester zu sich. „Du nicht allein, — Unzählige dürfen es! Es giebt tausend Arten, zu geben und zu nehmen: sichtbare und unsichtbare, freiwillige und unfreiwillige, Kind!"

Damals dämmerte in mir die Ahnung der Erkenntniß; aber erst später, als meine eigenen Augen in dem weiten Kreise des Lebens sich umgeschaut hatten, wurde mir völlig klar, was sie meinte. Da sah ich rund umher an den unzähligen Punkten der geschlossenen Linie jene großen Opfer um vergessenen Dank, jene schweren Mühen um nichtigen Lohn, jene hohen Verdienste um knappes Brod. Tausend Arten! Und ich begriff es ganz, kummervoll und doch mit Freuden: Zu irgend einer Zeit, irgendwann und irgendwie giebt immer der Arme dem Reichen, nimmt immer der Reiche vom Armen: sie wissen es nur nicht!

* * *

Eine liebe Freundin hat mir diese kleine Geschichte erzählt. Ich sehe sie alle Tage in ihrem abgeschabten Mäntelchen an meinem Fenster vorübergehen. Sie hat ein blasses Gesicht mit großen, abgearbeiteten Augen. Aber wenn sie auf die Schwelle tritt, ist es immer, als ob ein Sonnenstrahl in das Zimmer gleitet.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Vittoria Colonna.

Von Richard Schott in Berlin.

Zu dem Bilde von Jules Lefebvre. — Siehe Seite 156.

Zu den glänzendsten Erscheinungen der Renaissance gehört Vittoria Colonna, die größte Dichterin Italiens, von der ein Michelangelo sagte, ihr Tod habe ihm einen großen Freund geraubt, und die Lodovico Ariosto im 37. Gesange seines „Rasenden Roland" mit so begeisterten Worten gefeiert hat:

„Nur eine wähl' ich aus dem ganzen Kreise,
Doch die schon längst dem Neide so entrann,
Daß keine Frau, wenn ich nur diese preise,
Und niemand sonst es mir verargen kann.
Denn nicht genug, daß ihre süße Weise
Ihr für sich selbst Unsterblichkeit gewann:
Sie macht, daß Todte selbst dem Grab' entschweben,
Und wen sie nennt, der lebt unsterblich' Leben."

Als Dichterin ist Vittoria Colonna nicht nur für die italienische, sondern auch für die Welt-Literatur von hervorragender Bedeutung, — hat sie doch die Gattung der geistlichen Dichtung geschaffen, die später im geistigen Leben Europa's, und Deutschlands insbesondere, eine so große Rolle spielen sollte, ohne daß jedoch einer der vielen in dieser Gattung schaffenden Poeten die italienische Dichterin erreicht hätte. Aber fast mehr noch als die Dichterin interessirt uns in Vittoria heute die Persönlichkeit, die herrliche Frauengestalt, die mitten in der Ueppigkeit des Hoflebens italienischer Renaissance-Fürsten zu höchster Demuth und Selbstverleugnung sich emporrang und eine Königskrone mit den Worten ausschlug: „Die Menschen haben keinen ärgeren Feind als das Uebermaß des Glückes. Nicht durch Größe der Reiche und Prunk der Titel, sondern durch edle Gesinnung erlangt man wahre Ehre, die unverdunkelt auf die Nachwelt übergeht."

Vittoria entstammte einer Verbindung der mächtigsten Geschlechter ihres Vaterlandes. Ihre Mutter war eine Tochter des mit einer Sforza vermählten Herzogs Frederigo von Urbino, und ihr Vater, Fabrizio Colonna, Herr von Paliano, Fürst von Tagliacozzo, ein Großneffe des Papstes Martin V., war der erste, dem die Würde eines Groß-Connetable von Neapel verliehen wurde. Auf der Burg, von der aus einst das Tusculaner-Geschlecht den Römern so viel zu schaffen gemacht hatte, zu Castell Marino, dem am unteren Abhang der Albanerhügel über der kürzesten Straße von Rom nach Terracina aufragenden Schlosse, das noch heute im Besitze der Colonna sich befindet, ist Vittoria im Jahre 1490 geboren worden. Ihre Kindheit, von der wir wenig mehr wissen, als daß Vittoria in ihrem vierten Jahre mit Ferrante Francesco d'Avalos, Marchese von Pescara, verlobt wurde, fiel in ruhelose Zeiten, in denen der Machtstellung ihres Hauses ernste Gefahren drohten. Im Jahre 1509 aber müssen diese Schwierigkeiten wieder überwunden gewesen sein; denn viel weiß Vittoria's trefflicher Biograph, Alfred von Reumont, uns über die Pracht zu erzählen, mit der am 27. December auf der Insel Ischia am Hofe der Herzogin von Francavilla Vittoria's und Ferrante's Hochzeit gefeiert wurde. Vittoria's Mitgift betrug 14 000 Ducaten, davon 2000 in Gegenständen mancher Art. Der Bräutigam machte Hochzeitsgeschenke im Werthe von 4666 Ducaten: Juwelen und prächtige Kleidungsstücke von Sammet und Brocat, ferner Gegenstände für das Haus, darunter ein Bett, nach französischer Sitte mit Vorhängen, alles von Carmoisin-Seide mit goldenen Franzen.

Schon früh hatte Vittoria Proben reicher Bildung und trefflichen Geschmackes und eine große Vorliebe für ernstere Beschäftigung an den Tag gelegt, und da auch Ferrante eine vortreffliche Ausbildung erhalten hatte, so verlebte das junge Paar auf einer Villa bei Neapel im Angesichte der herrlichsten Natur in gemeinsamem Genießen einige Jahre reinsten Glückes. Aber nur zu schnell wurde dieses Glück getrübt; schon im Jahre 1511 zog Ferrante, der bald die Welt mit seinem Kriegsruhm erfüllen sollte, mit Vittoria's Vater hinaus ins Feld, und wenige Monate später erhielt Vittoria die Nachricht, daß beide, Vater und Gatte, in der Schlacht bei Ravenna (11. April 1512) gefangen genommen worden seien. Aus jener Zeit stammt die älteste uns erhaltene Dichtung Vittoria's, eine poetische Epistel, in der Betrachtungen über die Verschiedenheit des Loses von Mann und Frau angestellt werden:

„Von Muth entflammt, nach nichts als Ruhm begehrend,
Stürzt ihr entgegen euch dem Kriegsgetümmel
Und fordert keck das Schicksal in die Schranken.
Gepreßten Herzens, thränenschwer die Wimper,
Sind wir um euch; die Heimkehr unsrer Lieben
Erfleh'n wir täglich von der Gottheit Güte."

Von nun an lebte Ferrante fast ohne Unterbrechung im Felde, und mehr und mehr gewann in Vittoria's Herzen das Gefühl der Vereinsamung Raum, über das die glänzenden Feste Neapels sie nicht hinwegzutäuschen vermochten. Von einem dieser Feste, der Hochzeit der Tochter Isabella's von Aragonien mit König Siegmund von Polen, besitzen wir eine Schilderung Vittoria's, von der, außer einigen Medaillen, keine beglaubigten Bildnisse auf uns gekommen sind.

Sie saß auf einem schwarz- und weißgefleckten Zelter, der mit einer Schabracke von carmoisin-rothem, mit Gold und Silber eingefaßtem Sammet bedeckt war. Sechs in gelbe und blaue Seide gekleidete Stallmeister schritten neben ihr. Sie trug eine Robe von Carmoisin-Brocat und Sammet mit aufgelegten goldenen Zweigen und eine Haube von Goldstoff, darüber ein Barett von Carmoisin-Seide mit gleicher Verzierung von massivem Golde, wie auch ihr Gürtel von schwerem Golde war. Ihre ernste Schönheit paßte zu dem königlichen Aufzuge; sechs Edelfräulein in hellblauem Damast bildeten ihr Gefolge.

Inzwischen eilte Ferrante von Sieg zu Sieg, während Vittoria in der Dichtkunst Befriedigung suchte.

„Du lebest froh, durch das Geschick gestählt,
Und wenn du deines frischen Lorbeers denkest,
Erwägst du nicht, wie deine Lieb' mir fehlt."

Erst nach der Schlacht von Pavia (24. Januar 1825), als deren Sieger der Marchese von Pescara unsterblich geworden ist, kehrt Ferrante mit der Absicht zu längerem Verweilen zurück. Damals war es, als Ferrante die Krone von Neapel angeboten wurde, die er auf Vittoria's Wunsch ausschlug. Aber auch diesmal sollte Vittoria's Eheglück nur von kurzer Dauer sein; denn schon am 25. November dieses Jahres starb Ferrante, erst 36 Jahre alt, zu Mailand.

„Mit welchem Schmerz begrüßt mein Aug' euch heute,
Ihr Orte, einst durch ihn bestrahlt mit Wonne!"

singt sie, als sie nun die alten Plätze in Neapel und Ischia wiedersieht. Die Erinnerung an Ferrante und die Hoffnung auf Wiedervereinigung mit ihm bilden von nun an den Inhalt von Vittoria's sich mehr und mehr vertiefenden Dichtungen. Wenn auch ihr Leben infolge politischer Verwicklungen, bei denen selbst Kaiser Karl V. ihren Rath nicht verschmähte, noch reich an äußeren Wechselfällen war, so kehrte doch in ihr Herz nun der Friede ein, der Friede, der am schönsten in der Freundschaft zum Ausdruck gelangt ist, die sie seit 1534 mit dem damals sechzigjährigen Michelangelo verband. Ein Zeitgenosse, Graf Fortunato Martianigo, schildert Vittoria in einem Briefe aus jener Zeit folgendermaßen: „Gewiß, sie ist eine seltene und ausgezeichnete Frau, von Liebe zu Christo erfüllt, von dem sie stets nicht minder mit dem Herzen als mit den Lippen redet. Wie groß ist ihre Demuth, wie fürstlich ist, ihrer Stellung entsprechend, ihr Benehmen. Sie besitzt eine solche Gewalt in der Unterredung, daß aus ihrem Munde Ketten hervorzugehen scheinen, mit denen sie die Zuhörer fesselt."

Die letzte Zeit ihres Lebens hat Vittoria meist in Klöstern verbracht, und in einer Klostergruft, dem gemeinsamen Begräbniß der Nonnen von Sant' Anna de Funari in Rom, ist sie dann auch, nachdem sie am 25. Februar 1547 in dem benachbarten Palast der Cesarini gestorben war, in aller Stille beigesetzt worden. Kein Stein bezeichnet die Stelle, wo die edle Frau ruht, von der Annibale Caro mit Recht singen durfte: „Sie hat die Welt, sich selbst dann überwunden."

Nachdruck verboten.

Conrad Ferdinand Meyer.

Ein Gedenkblatt zum 12. October 1895. Von Georg Malkowsky in Berlin.

Mit einem Portrait. Siehe Seite 160.

Am Zürichsee, zehn Minuten von Bendlikon entfernt, liegt zwischen Weinbergen der Flecken Kilchberg und mitten darin, von einer Pappel beschattet, ein stattliches Dichterhaus: die Villa Conrad Ferdinand Meyer's. Unten der schimmernde Spiegel des Sees, ringsum die ragenden Berge und darüber der tiefblaue Himmel, das muthet so weltfern und naturnah an, wie die Dichtungen des Poeten selbst, der hier sein stilles Heim aufgeschlagen. Der Lärm der Gegenwart dringt nicht hinauf in die einsame Werkstatt, aus der die reckenhaften Gestalten der Vergangenheit hervorgehen, lebensgroß und naturgewaltig, wie nimmer der Forschungseifer des Geschichtsschreibers, sondern stets nur die schöpferische Phantasie sie nachgebildet.

Conrad Ferdinand Meyer wurzelt in seiner Schweizer Heimat mit allen Fasern seiner reichen Individualität:

„Bei der Abendsonne Wandern,
Wann ein Dorf den Strahl verlor,
Klagt sein Dunkeln es den andern
Mit vertrauten Tönen vor.

Nah ein Glöcklein hat geschwiegen
Auf der Höhe bis zuletzt;
Nun beginnt es sich zu wiegen,
Horch, mein Kilchberg läutet jetzt!"

Und die Heimat hat ihm seine Liebe reichlich vergolten, denn das beste Mark seiner dichterischen Eigenart entstammt ihrem Nährboden:

„Nie prahlt' ich mit der Heimat noch
Und liebe sie von Herzen doch;
In meinem Wesen und Gedicht,
Allüberall ist Firnelicht,
Das große, stille Leuchten."

Der Schweizer Poet hat seinen Biographen die Arbeit leicht gemacht. Was er erlebt, ist eine stille, innerliche Entwicklung der Kräfte zu harmonischem Zusammenwirken, von äußeren Ereignissen kaum beeinflußt. Am 12. October 1825 in Zürich geboren, verlor er im vierzehnten Lebensjahre seinen Vater, einen hohen Schweizer Regierungs-Beamten, ohne daß dieser Todesfall in den, durch gediegene Wohlhabenheit gefestigten Familien-Verhältnissen äußerlich eine wesentliche Störung hervorgerufen hätte. Auf das Seelenleben des Dichters aber hat, wie so oft, die Mutter bestimmende Einwirkungen ausgeübt. Sie muß nach dem Zeugnisse des Professor Bluntschli eine seltene Frau gewesen sein. „Sie erschien mir wie das lebendig gewordene Ideal der Weiblichkeit. — — In ihr fand ich die edelsten Eigenschaften des Geistes: schnellen und klaren Verstand, tiefen Durchblick, feines, sittliches Gefühl, mit lieblichster Anmuth, Sanftmuth und Milde gemischt; sie war eine treue, sorgende Gattin, eine gute Mutter, eine aufopferungsfähige Freundin der Armen, eine anspruchslose Hausfrau und eine freundliche und heitere Wirthin. — — — Die Religion gab ihr einen Halt, dessen sie um so mehr bedurfte, als ihr beweglicher und entzündlicher Geist sie leicht hätte ins Maßlose und Weite fortreißen können. — — Eine innere, niemals in Worten ausgesprochene Sympathie verband uns am Ende ihres schweren Lebens, und am Schlusse eines langen Witwenstandes wurde sie noch ein Opfer ihrer kranken Stimmung und leidenden Nerven. Zur Heilung in eine Anstalt für Gemüthskranke gebracht, fand sie Kühlung und Tod in den Fluthen." Frau Betty's Verbindungen gravitirten nach der französischen Schweiz, nach Genf und Lausanne hin, und so finden wir denn Conrad Ferdinand nach Absolvirung des Gymnasiums seiner Vaterstadt, mehrere Jahre in diesen beiden Städten mit eifrigem Studium der französischen Literatur beschäftigt. Alfred de Musset und Molière zogen ihn besonders an und befestigten in ihm den Sinn für sorgfältig durchgebildete Kunstformen. Als er dann, um seinen Arbeiten ein bestimmtes Ziel zu geben, sich in die juristische Facultät seiner Vaterstadt Zürich einschreiben ließ, war seine Neigung für Literatur und Kunst bereits zu ausgeprägt, um sich durch ein Berufs-Studium ablenken zu lassen. Durch sein Vermögen unabhängig, lebte er Jahrzehnte lang der freien Beschäftigung mit alten Chroniken und Geschichtsbüchern, ohne Wahl und Methode sein Wissen bereichernd. Die treue Genossin seiner Arbeit und seiner Muße wurde seine Schwester, die ihm nach dem Tode der Mutter den Haushalt führte.

„Zu ruh'n ist mir versagt, es treibt mich fort,
Die Stunde rennt, — doch hab' ich einen Hort,
Den keine mir entführt, in deiner Treue;
Sie ist die alte, wie die ewig neue,
Die Rast in dieser Flucht und Fluth,
Ein fromm Geleite leisen Flügelschwebens;
Sie ist der Segen, der beständig ruht
Auf allen Augenblicken meines Lebens."

Die Jahre 1857 und 1858 wurden mit Reisen in Frankreich und Italien ausgefüllt. Nach seiner Rückkehr in die Schweiz lebte Conrad Ferdinand Meyer meist auf dem Lande am Zürichsee, bis er im Jahre 1875, nach seiner Vermählung, seinen dauernden Wohnsitz in Kilchberg aufschlug. Im Jahre 1871, im 45. Lebensjahre, erschien seine erste größere Dichtung, „Hutten's letzte Tage", und sein ganzes Schaffen umfaßt neben den lyrischen und epischen Poesien nur wenige Bände. Wenn der Schweizer Dichter trotz dieser quantitativ geringen Früchte seiner Begabung unter den modernen Schriftstellern einen der ersten Plätze einnimmt, so liegt das an seiner künstlerischen Eigenart, die, innerlich gefestigt, jeden Fehlgriff in Stoffwahl und Formengebung ausschließt. Er denkt zu ernst von dem dichterischen Beruf, um sich jemals selbst in rein lyrischen Ergüssen der ersten Gluth des Empfindens hinzugeben.

„Eine Flamme zittert mir im Busen,
Lodert warm zu jeder Zeit und Frist,
Die, entzündet durch den Hauch der Musen,
Ihnen ein beständig Opfer ist.

Und ich hüte sie mit heil'ger Scheue,
Daß sie brenne rein und ungetränkt;
Denn ich weiß, es wird der ungetreue
Wächter lebend in die Gruft versenkt."

Die Liebes-Lyrik Conrad Ferdinand Meyer's ist krystallisirte Empfindung, knapp im Ausdruck und einfach in der Form. Der Dichter steht über seinem Fühlen und gestaltet es wie ein Fremdes, aber es ist darum nicht minder stark und dauerhaft:

„Die Marmor-Urne setzten Dir
Die Ahnen, — um Dich zu vergessen,
Sie erbten, bauten, freiten unterdessen.
Du lebst in mir!
Wozu beweint?
Du lebst und fühlst mit mir vereint!"

Nicht im sangbaren Liede liegt des Dichters Stärke, sondern in der bewußten Selbstschau, die, statt des Empfundenen selbst, seinen künstlerischen Reflex wiedergiebt. Die sinnliche Anknüpfung hierfür bietet entweder eine zufällige Naturanschauung, oder ein an sich unerhebliches Geschehniß, dem erst die eigenartige Auffassung die gewollte Bedeutung verleiht. Meyer's poetisches Schaffen charakterisirt sich wesentlich als eine fortwährende Selbstentäußerung, als ein Aufgehen des eigenen Ich in einem andern. So widerspruchsvoll es auch klingen mag, der Lyriker, der Epiker und der Novellist Meyer ist im Grunde genommen — Dramatiker.

Seine Balladen sind in ihrer knappen Form Augenblicksbilder aus der Vergangenheit, in Scenerie und Aufbau gleich vollkommen. Wo sich eine Einzelgestalt in kräftiger Zeichnung in den Vordergrund drängt, steht sie sofort in voller Körperlichkeit da, naturnothwendig aus ihrer historischen Umgebung herausgewachsen. Wir tragen kein Bedenken, den Cyclus „Hutten's letzte Tage" für die gewaltigste Verkörperung des Reformations-Zeitalters und des absterbenden Ritterthums zu erklären. Der Dichter hat sich einmal selbst über die Entstehung dieser seiner Schöpfung geäußert: „Unter meinen poetischen Entwürfen lag eine Skizze, wo der Ritter ins verglimmende Abendroth schaut, während ein Holbein'scher Tod von der Rebe am Bogenfenster eine Goldtraube schneidet. Sie bedeutete: Reif sein ist alles. — Ich getraute mir, Hutten's vergangenes Leben in den Rahmen seiner letzten Tage zusammenzuziehen, diese füllend mit klaren Erinnerungen und Ereignissen, geisterhaft und symbolisch, wie sie sich um einen Sterbenden begeben, mit einer ganzen Scala von Stimmungen: Hoffnung und Schwermuth, Liebe und Ironie, heiliger Zorn und Todesgewißheit, — kein Zug dieser tapferen Zeit sollte fehlen, jeder Gegensatz dieser leidenschaftlichen Scala hervortreten." Die Scenerie liefert die Insel Ufenau, in deren Einsamkeit sich der todkranke Hutten zurückgezogen. „Ignatius Loyola wird nach der kleinen Insel verschlagen und von Hutten beherbergt. Der abenteuerliche Paracelsus kommt von seinem Wohnsitz am nahen Etzel herüber, um dem Kranken als Arzt den Puls zu fühlen. Der in Zürich hausende Herzog Ulrich, Hans Hutten's Mörder, erscheint und wird dem Sterbenden zum letzten Aergerniß. Mit diesen Gestalten schreiten auf der Insel die Geister der Gegenwart."

Das ist der merkwürdigste Zug in Meyer's Schaffen, daß er uns die große Vergangenheit menschlich nahe bringt, lebensvoll und bunt bewegt, wie modernstes Leben. Wenn er in der Novelle „Jürg Jenatsch" die Schicksale der kleinen Republik Bünden im 17. Jahrhundert während der Religions-Kriege schildert, so fegt über das kleine Fleckchen Erde der Sturm der Weltgeschichte, und der Local-Patriot Jürg Jenatsch wächst durch die Stärke seines Empfindens zur Riesengröße eines Heros heran. In der Novelle „Der Heilige" läßt er einen schlichten schweizer Arkebusier die Geschichte des Märtyrers Thomas Becket erzählen, und weltliche und geistliche Gewalt stehen, zum Vernichtungskampfe bereit, einander gegenüber; zwischen diese beiden Mächte stellt er in der „Versuchung des Pescara" den berühmten Condottiere und läßt ihn vor der Entscheidung dem stärkeren Herrscher, dem Tode, erliegen. Es sind immer wieder die, in sich geschlossenen, kraftvollen und ich-bewußten Gestalten der Renaissance, die Conrad Ferdinands Schaffenslust herausfordern. Einen tiefen Blick in seine poetische Werkstatt gewährt die Novelle „Die Hochzeit des Mönchs". Der aus Florenz verbannte Dante weilt am Hofe des Congrande in Verona und wird aufgefordert, etwas zu erzählen. Sein Auge weilt sinnend auf seiner Umgebung, und anknüpfend an die um ihn herumsitzenden Individualitäten, entwickeln sich ihm erdichtete Geschehnisse, in denen sich die den Anwesenden nachgebildeten Charaktere ausleben.

Das „Amulet", „Der Schuß von der Kanzel" und „Plautus im Nonnenkloster" sind historische Genre-Bildchen voll köstlichen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Humors, während durch die Erzählungen „Gustav Adolphs Page“ und das „Leiden eines Knaben“ ein ergreifender Zug stiller Wehmuth geht.

In den letzten Jahren wurden dem dichterischen Schaffen Conrad Ferdinand Meyer's die Schwingen gelähmt. Eine langwierige Kur hielt ihn in der Heilanstalt Königsfelden bei Baden in der Schweiz fest. Heute aber weilt der Dichter wieder unter seinen Lieben in Kilchberg, wo er inmitten der ihn umgebenden Freunde am 12. October seinen 70. Geburtstag beging, an dem die ganze civilisirte Welt, soweit sie für wahrhafte Poesie Verständniß besitzt, in tiefer Verehrung theilnahm.

Nachdruck verboten.

Die nordische Frauenarbeits-Ausstellung in Kopenhagen im Sommer 1895.

Von Lauritz Swendsen in Kopenhagen.

Bis zum 22. Juni 1895 paßte die Shakespeare'sche Kritik „Words, words, words!“ nur gar zu gut auf die dänische Frauenbewegung. Die Emancipations-Strömungen wurden nach Kopenhagen Anfangs der siebziger Jahre importirt, hatten ihre stärkste Bewegung in den achtziger Jahren und scheinen endlich jetzt feste und zugleich bescheidenere Formen angenommen zu haben.

Henrik Ibsen hatte eine Zeit lang großen Einfluß auch auf die dänischen vorwärts strebenden Frauen; aber Ibsen verwirrte leider mehr, als er förderte. Der dänische Witz, der oft recht zutreffend ist, gab denn auch unsern Ibsen-begeisterten emancipirten Damen den Beinamen: „Was-wir-wollen-Frauen“.

Dann geschah es, daß die imposante Chicagoer Frauenausstellung der in Amerika geborenen, aber in Dänemark verheiratheten Kammerherrin Oxholm die Idee zu einer nordischen Frauenarbeits-Ausstellung gab. Man kann nicht genug die Energie loben, mit welcher Frau Oxholm die Realisirung des Planes anfing, dem selbstverständlich großer, sowohl activer als passiver Widerstand begegnete, und nicht am wenigsten seitens der Frauen.

Der dänische Reichstag bewilligte 15000 Kronen, und die Frauen selbst brachten schnell 35000 Kronen auf. Damit war die pecuniäre Seite der Sache erledigt. Nicht weniger als 150 Damen aller Gesellschaftsklassen bildeten ein Comité und 9 Ausschüsse, um die Ausstellung ins Leben zu rufen.

Neid und Klatsch, die größten Feinde der Frauenbewegung, hätten aber fast den ganzen Plan vernichtet. Die energische, hochsinnige und fleißige Kammerherrin Oxholm erhielt schnell eine Unmasse von Gegnern. Darauf legte Frau Oxholm im kritischen Augenblick die Präsidenten-Würde nieder, wodurch die Auflösung des Comité vermieden und unter der Aegide der Geheimräthin Buch die Ausstellungsarbeit glücklich zu Ende geführt wurde, sodaß sie am 22. Juni eröffnet werden konnte. Daß die Ausstellung ein Sieg für die Frauen geworden ist, das zeigt der unerwartet große Besuch, sowie der bedeutende Ueberschuß, der erzielt ward.

Doch nun einiges über die Ausstellung selbst:

In dem Gebäude der früheren dänischen Industrie-Ausstellung neben dem Etablissement „Tivoli“ stand eine große Halle mit umlaufendem Balcon, nebst einem Dutzend kleinerer Räumlichkeiten zur Verfügung der Frauen. Die Malerei und die Sculptur aber wurden in dem „freien Ausstellungs-Gebäude“ untergebracht, wo sonst die Erzeugnisse unserer modernen Maler zweimal jährlich zur Schau gestellt werden.

Die Ausstellung hat zwei Hauptabtheilungen: eine kulturgeschichtliche und eine moderne. Man hat sich nun bemüht, nur solche Gegenstände aufzunehmen, die von Frauenhänden verfertigt oder von Frauenhirn erdacht sind. Dies hat man aber in der Kultur-Abtheilung nicht ganz durchführen können. Um diese Abtheilung befriedigend zu gestalten, ist man gezwungen gewesen, auch solche Gegenstände zuzulassen, die zwar von Frauen gebraucht, aber von Männern verfertigt wurden.

Am interessantesten in der Ausstellung älterer Sachen ist die reichhaltige Sammlung von Handarbeiten. Man findet in dieser prachtvolle Stickereien, Spitzen und gewebte Tücher, darunter ein Kleid, von einer gefangenen dänischen Prinzessin im siebzehnten Jahrhundert gewebt und ein Stück Tuch noch aus dem vierzehnten Jahrhundert. Dieser grobe, aber starke und keineswegs unschöne Fries ist ungefähr fünfhundert Jahr in einem jütländischen Grabhügel aufbewahrt gewesen.

Ein fast peinlicher Fleiß, eine unendliche Geduld zeigen sich an sämtlichen Stickereien und seidengewebten Arbeiten jener Zeiten. Phantasie und Geschmack stehen freilich noch nicht auf gleicher Höhe.

Lebhafte Aufmerksamkeit erweckt bei dem Publicum eine alte, Töpfe verfertigende Bauersfrau. In mehreren Gegenden des dänischen Landes spielte die Töpferarbeit früher eine große Rolle, und die Kunstfertigkeit in dieser Beziehung war keine geringe. Die alte Frau ist in ihre National-Tracht gekleidet und versteht sehr geschickt mit ihren krummen Fingern aus dem grauen, weichen Thon niedliche Töpfe und Krüge zu bilden.

Als Seitenstück zu dieser Vertreterin einer dänischen halb verschollenen Industrie sitzt eine Grönländerin da und näht feine lederne Schuhe. Von allerlei grönländischen Geräthen umgeben, arbeitet die kleine, lächelnde Frau aus dem nördlichsten Nebellande Dänemarks, wo die Zahl der „Was-wir-wollen-Frauen“ sicherlich sehr gering ist, mit einem ungeheuren Fleiß. Zwischen den zahlreichen deutschen Besuchern und ihr entspinnt sich dabei oft eine lebhafte Unterhaltung, die aus naheliegenden Gründen freilich nur pantomimisch geführt werden kann.

Die Ausstellung bietet, was auch ganz natürlich ist, ihre besten Erzeugnisse auf den eigentlich weiblichen Gebieten. Hierzu rechnen wir vor allem die Hausfleiß-Industrie, die nahe daran ist, sich geschäftsmäßig und selbständig zu entwickeln.

Während die Dänen in der großen Leder-Industrie den Deutschen nachstehen, haben die dänischen Frauen sich eifrig der plastischen Leder-Handarbeiten bemächtigt und auf diesem Gebiete bereits sehr Gutes geleistet. Auch die dänischen Juweliere und Goldschmiede verwenden in immer steigenden Maße Damen als Ciseleure. Es ist Thatsache, daß die weibliche Hand sich für diese feine und schwierige Arbeit vorzüglich eignet. Unter andern haben die Damen: Fräulein Gabrielle Hoffmann und Thyra Vieth eine Menge sicher und frisch ausgeführter Arbeiten in getriebenem Kupfer und Silber ausgestellt.

In der Holzschneidekunst ist der Volksstil der Vorzeit wieder aufgenommen und verbessert worden. Viele Frauen verstehen jetzt den Bohrer und die Säge, das Messer und den Meißel zu handhaben. Mehrere Hunderte Ausstellungs-Gegenstände zeugen von der Popularität der Holz-Bearbeitungskunst. Einige der Ausstellerinnen halten sich ausschließlich an Nippsachen, während andere das Relief-Ausschnitzen von Thieren und Pflanzen im großen Stile versuchen, oder gar Möbel verfertigen. Schränke und Stühle von bizarren, aber oft wirklich schönen Constructionen finden sich hier neben einfacheren, leicht verkäuflichen Arbeiten. Verfertiger sind die beiden zuerst geprüften weiblichen Tischler Dänemarks, Fräulein Storsböl (Geselle) und Fräulein Christensen (Meister), die auch praktische Schul-Utensilien verfertigen.

Es giebt hervorragende Webeschulen in Kopenhagen; die angesehenste leitet Frau Fischer, die, ihrer Ausstellung nach,

Conrad Ferdinand Meyer.

Conrad Ferdinand Meyer.

Nach einer Photographie des Ateliers Ganz in Zürich. — Siehe Seite 159.

durchaus eine Künstlerin genannt werden darf. Nächst ihr zeigt Frau Regina Kofred eine seltene Ausdauer und bewundernswerthe Technik.

Das Küchen-Departement ist, wie natürlich, mit einem Restaurant und einem Café verbunden, beide mit weiblicher Bedienung, was sonst nie in Kopenhagen vorkommt. Die dänische Kochkunst steht, wie bekannt, auf einer hohen Stufe, und die Ausstellung hatte sich unsere berühmteste Persönlichkeit auf diesem Gebiete, Frau Kammerräthin Nimb, als Präsidentin in der Küchenabtheilung gesichert. Diese Abtheilung zeigt zwei nur zur Schau gestellte Küchen und eine Küche, die benutzt wird. Die eine, die altmodische Küche, sieht gemüthlich, aber unpraktisch aus mit ihrem offenen Schornstein und der Verwendung von Stein, wo jetzt alles aus Eisen construirt ist. — Die moderne Küche strotzt förmlich von glänzenden, kupfernen oder blechernen Gefäßen und Töpfen; der Herd glänzt wie der Cylinder eines fin-de-siècle-Herrn, und die Geräthe erscheinen wie Apparate in einem chemischen Laboratorium.

In der Sanitäts-Abtheilung sieht man Copien von Muster-Krankenzimmern, von Diakonissen arrangirt, und in der Schulabtheilung erregt das Anschauungs-Material großes Aufsehen.

Von unseren technischen Hochschulen für Frauen sind Webestühle und Proben der Webekunst der Schülerinnen ausgestellt. Es muß als ein sehr gutes Zeichen betrachtet werden, daß die Webestühle dort wieder zu Ehren kommen, wo das Piano und eine geistlose, sogenannte Feinstickerei sie fast verdrängt hatten. In den Hochschulen werden Tischtücher, Handtücher, Servietten und Schürzen gewebt, und alle diese verschiedenen Sachen haben einen großen Erfolg davongetragen.

Außer der großen Ausstellung von Handarbeiten findet man auch eine reichhaltige Sammlung, die das heutige, speciell geistige Niveau unserer Frauen wiederspiegelt. So stehen in dem Literatur-Zimmer mehrere Hundert Bücher, die von nordischen Frauen geschrieben sind — und auch gebunden. Hier findet man bekannte Namen, wie Frau Magdalene Thoresen, Frau Erna Juel-Harsen, Frau Amalie Skram ꝛc. Im großen und ganzen dürften aber die Kunst- und Literatur-Abtheilungen von den manuellen Ausstellungen übertroffen werden.

Man hat ferner eine Reihe „Musikalischer Matinés“ veranstaltet und ein „Lieder-Album“ von nordischen Frauen herausgegeben; aber trotz dieser Anstrengungen ist der Nachweis bedeutender Componistinnen nicht gelungen.

Besonders ist dann noch die dramatische Abtheilung hervorgetreten, und zwar mit zwei öffentlichen Vorstellungen, die sich sehr nett, wenn auch keineswegs bedeutend gestalteten. Die Stücke, die nur von Frauen, Künstlerinnen und Dilettantinnen, gespielt wurden, waren lediglich von Damen verfaßt. Die Orchester-Begleitung ward ebenfalls nur von Damen besorgt. Einzig der Regisseur war ein Herr, und zwar der Norweger Björn Björnson.

Im ganzen genommen bleibt die Ausstellung der nordischen Frauen ein starker Erfolg. Sie ist ein schönes Resultat von Anmuth, Fleiß und Erfindungsgeist und hat der radicalen Frauen-Emancipation keinen Vorschub geleistet. Im Gegentheil, sie hat gerade die Grenzen der weiblichen Leistungsfähigkeit gezeigt. Und so wird sie auch auch denjenigen Männern Respect vor dem weiblichen Unternehmungsgeist einflößen, die bisher geneigt waren, das Können „unserer liebenswürdigen Damen“ ein wenig über die Achsel anzuschauen.

Nachdruck verboten.

Stillleben.

Zu dem Bilde von Elise Hedinger in Berlin. — Siehe Seite 153.

Die Stillleben-Malerei wird leider nur allzu oft als ein nebensächliches Fach der darstellenden Kunst betrachtet, und doch haben sich Meister ersten Ranges und aller Zeiten eingehend damit beschäftigt, ja sogar vielfach sich diesem Zweig gänzlich gewidmet. Es sei nur an die Maler Weenix, Hondekoeter, Kalf, van Beijeren, Vollon erinnert, deren Werke in den Museen zu den Perlen zählen.

Während der letzten fünfzig Jahre sind es vorwiegend Malerinnen, die sich auf diesem Gebiet in ganz hervorragender Weise mit anerkannter Tüchtigkeit bethätigen. Vor allem besitzt hier Deutschland bedeutende Kräfte, unter denen Elise Hedinger einen der ersten Plätze einnimmt. — Geboren zu Berlin, als Stieftochter des berühmten Landschafters und Stillleben-Malers Charles Hoguet, war sie schon frühzeitig in eine künstlerische Umgebung gekommen, und der ungemein anregende Sinn des Vaters, sowie der Verkehr mit zahlreichen Künstlern lenkte auch sie zur Kunst hin, zumal sich sehr bald ein vielversprechendes Talent in ihr zu entwickeln begann. Ihre ersten Unterweisungen erhielt sie vom Maler Albert Hertel. Bis zu ihrer Verheirathung mit dem Oberstlieutenant Hedinger bildete sie sich selbständig weiter. Das feinsinnige, künstlerische Verständniß ihres Gatten und sein außerordentliches Interesse für ihre Arbeiten veranlaßten sie sehr bald, ihr Studium fortzusetzen, wobei ihr Carl Gussow rathend zur Seite stand. Sie malte umfangreiche Stillleben, die sich durch große Kraft in der Darstellungsweise und feuriges Colorit bei feinster Tongebung auszeichnen. Die breite, belebte Technik, die ganz besonders bei ihren Fischbildern zur Geltung kommt, die Leuchtkraft ihrer Farbe, verbunden mit liebevollster Durchführung aller charakteristischen Details, — dies alles verleiht ihren Schöpfungen einen hohen Reiz. Aber sie beherrscht nicht nur vollkommen das Stillleben, sondern ist auch Meisterin in der Wiedergabe von Landschaften, die gleichfalls allseitige künstlerische Anerkennung und Beifall im Publicum finden. Im Gegensatz zu den farbenprächtigen Stillleben haben die Landschaften einen Klang aus melancholischen Tiefen; die ernste Stimmung, in die uns ein grauer, feuchter Herbst- oder Wintertag versetzt, weiß sie mit unvergleichlicher Wahrheit und warmer Empfindung durch ihren Pinsel wiederzugeben. Verschiedene Reisen nach Frankreich, Italien, England, sowie an die norddeutschen Küsten und in das Hochgebirge, gaben ihr reiches Studien-Material. Bereits vor einigen Jahren erhielt sie auf der Berliner Kunst-Ausstellung die „ehrenvolle Erwähnung“. — Unsere Illustration stellt eins der berühmtesten Fruchtstücke Elise Hedinger's dar. Die köstlichen, tiefrothen Kirschen und die durchsichtigen Johannisbeeren werden von einer strahlenden Lichtmasse beherrscht, die über eine offene Melone strömt. Dahinter thürmen sich, gegen eine helle Wand gelehnt, in üppiger Anordnung reich mit Obst beladene Körbe. Der tiefe, warme Hintergrund zur Linken schließt das Ganze in äußerst wohlthuender Weise ab, indem er die coloristische Absicht voll zur Wirkung kommen läßt. H. L.

Nachdruck verboten.

Die Mahlzeit der Schnitter.

Zu dem Bilde von Pierre Alexandre Wille in Paris. Siehe Seite 157.

Wir haben hier ein älteres, in seinem Humor an die besten Niederländer erinnerndes Bild vor uns. Der Gegenstand erklärt sich ohne viele Worte von selbst; es ist ein Erntetag aus dem vorigen Jahrhundert und stellt französisches Landvolk dar. Die Schnitter nehmen ihr bescheidenes Mittagsmahl ein und bilden dabei die lebensvollsten Gruppen. Der Gutsherr tritt strenge, aber fürsorgend auf. Derbe Liebes- und Streit-Scenen sind im holländischen Geiste dargestellt. — Wille lebte in Paris, wo er auch 1821 starb. Er galt für einen Nachahmer von Greuze, hatte jedoch keine so breite Zeichnung und malte kein so rosiges Fleisch, dafür desto röthere Schatten. Sein Hauptverdienst liegt in der Darstellung häuslicher Vorgänge. — Der Stecher des Bildes François Janinet, der ebenfalls in Paris lebte und dort 1813 starb, gab eine große Anzahl Blätter in bunter Farbendruck-Manier heraus, die zum Theil recht bekannt wurden.

Redactions-Post.

Antworten.

Eva in Graz. — Die Zulassung weiblicher Aerzte ist kürzlich, als die an der Züricher Universität zum medicinae doctor promovirte Baronesse Gabriele v. Posanner um die Erlaubniß zur Ausübung der ärztlichen Praxis ansuchte, vom obersten Sanitätsrath und dem Professoren-Collegium der Wiener medicinischen Facultät in ablehnender Weise beantwortet worden. Die Mehrheit des Collegiums nahm den Standpunkt ein, daß weibliche Aerzte bei leichten Erkrankungen sich nützlich erweisen können, daß ihnen aber für schwere Fälle, namentlich für die operative Praxis, die physische und psychische Befähigung fehle. Professor Albert übernahm es, diese Ansicht in einer populär gehaltenen Broschüre in der Oeffentlichkeit zu vertreten. Von großem Gewicht ist auch ein Gutachten, das Professor Hofrath Freiherr v. Krafft-Ebing, der berühmte Psychiater, in seiner Abhandlung „Die gesunden und die kranken Nerven“ über die Berufsfrage der Frauen abgiebt. Der Beruf des Weibes, sagt er, sei die Ehe, in der es berufen ist, als Mutter, als Hausfrau, als Gefährtin des Mannes und als Erzieherin ihrer Kinder ihre Stelle auszufüllen. Diesen Berufspflichten trage die moderne Mädchen-Erziehung keineswegs volle Rechnung, da sie durch vieles Studensitzen und Lernenlassen den Leib verkümmere und dadurch die künftige Leistung der Mutter schädige. „Mag auch das Weib,“ fährt er fort, „virtuell befähigt sein, auf vielen Arbeitsgebieten mit dem Manne in Concurrenz zu treten, so war doch seine Bestimmung bisher durch Jahrtausende eine ganz andere. Die, zur Vertretung eines sonst dem Manne allein zukommenden, wissenschaftlichen oder artistischen Berufes erforderliche actuelle Leistungsfähigkeit des Gehirns kann vom Weibe erst im Laufe der Generationen erworben werden. Nur ganz vereinzelte, ungewöhnlich stark und günstig veranlagte weibliche Individuen bestehen schon heutzutage erfolgreich die ihnen durch moderne sociale Verhältnisse aufgezwungene Concurrenz mit dem Manne auf geistigen Arbeitsgebieten. Die große Mehrheit läuft Gefahr, dabei zu unterliegen; die Zahl der Besiegten und Todten ist ganz enorm.“

Dagegen hat der Petersburger Reichsrath die Frage der Zulassung von Frauen zum Studium der Medicin günstig entschieden, und die Errichtung eines russischen medicinischen Instituts für Frauen wurde beschlossen.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: J. Wilda, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Erstes Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

13. October 1895. — XXII. Jahrg., Heft 20.

Johanna Ambrosius

Nach einer Photographie von R. Minzloff in Tilsit.

Johanna Ambrosius.

Die Lerche.

„Kleine Vogelseele Du,
Nur aus Duft und Sang gewoben,
Strebst schon früh der Sonne zu,
Findest Schönheit nur dort oben.

„Ob man auch der Erde Pracht
Preist mit hunderttausend Zungen,
Wo das Licht den Anfang macht,
Wird das schönste Lied gesungen.

„Aufwärts, all dem Lichte nach,
Wie die kleinen Vogelseelen,
Dann erst kommt auch allgemach
Reines Lied in unsre Kehlen."

Vor wenigen Monaten veröffentlichten diese Blätter Bild und Lebenslauf der italienischen Elementar-Schullehrerin Ada Negri. Eine nicht minder merkwürdige Frauenerscheinung, als jene Volksdichterin des Südens, ist Johanna Ambrosius, die ostpreußische Bäuerin, deren lyrische Begabung heute in Deutschland einen Ruf erlangt hat, wie ihn seit den Zeiten der Anna Karschin, der begeisterten Sängerin für Friedrichs des Großen Ruhm, eine aus dem Volke hervorgegangene Dichterin in unserem Vaterlande nicht mehr errang. Gleich Ada Negri, ist auch Johanna Ambrosius in Dürftigkeit und Armuth aufgewachsen. Als Kind eines einfachen Handwerkers in dem kleinen Dorfe Lengwethen im Kreise Ragnit geboren, genoß sie nur den einfachsten Schulunterricht und wurde schon in zarter Jugend zu schweren Land- und Feldarbeiten herangezogen. Halb der Noth gehorchend, halb dem Triebe folgend, aus den dumpfen heimatlichen Verhältnissen, unter welchen sie, wie ihre gleich ideal veranlagte ältere Schwester Martha schmerzlich litt, herauszukommen, trat sie in fremde Dienste. Nachdem sie aber auch in der Ferne Glück und Befreiung nicht gefunden, folgte sie bald darauf der Werbung eines unbegüterten Bauernsohnes in Groß-Wersmeninken und nahm damit das schwere Los der Frauen jenes Standes auf sich. Ein Leben voll Arbeit und Sorge hat die merkwürdige Frau in dem mehr einer Hütte, denn einem Wohnhause ähnlichen Holzbau verbracht, dessen Aermlichkeit und bedrückende Enge die darum wuchernde grüne Wildniß wohl poetisch verklären, aber nicht mildern konnte. Hier in sorgenvoller Armuth ward sie Mutter einer Tochter und eines begabten, jetzt sechzehnjährigen Sohnes, und wunderbar berührt es uns, daß sie hier ihre gedankenklaren, geistesfreien Lieder singen konnte! Zuerst einzeln in Provinzial-Zeitungen erschienen, wurden dieselben zu Weihnachten vorigen Jahres von Professor Karl Weiß-Schrattenthal zu Preßburg gesammelt und herausgegeben und schufen Johanna Ambrosius in kurzer Zeit einen begeisterten Leserkreis. Seitdem hat sich die materielle Lage der Dichterin bedeutend gehoben; das große Wünschen und Sehnen ihres Lebens erfüllt sich, — sie kann ihren Kindern eine gute Erziehung geben, sie kann reisen, die Schönheit der Welt kennen lernen und frei von Sorgen genießen. Aber auch in aller früheren Bedrängniß hatte die gelassene Heiterkeit starker Seelen die seltene Frau nie dauernd verlassen, und wie harmonisch der Grundton ihrer Natur ist, geht aus dem obenstehenden, bisher ungedruckten Gedichte von ihr wohlthuend hervor. G. v. L.

Wohnhaus von Johanna Ambrosius in Groß-Wersmeninken.

Aus der Frauenwelt.

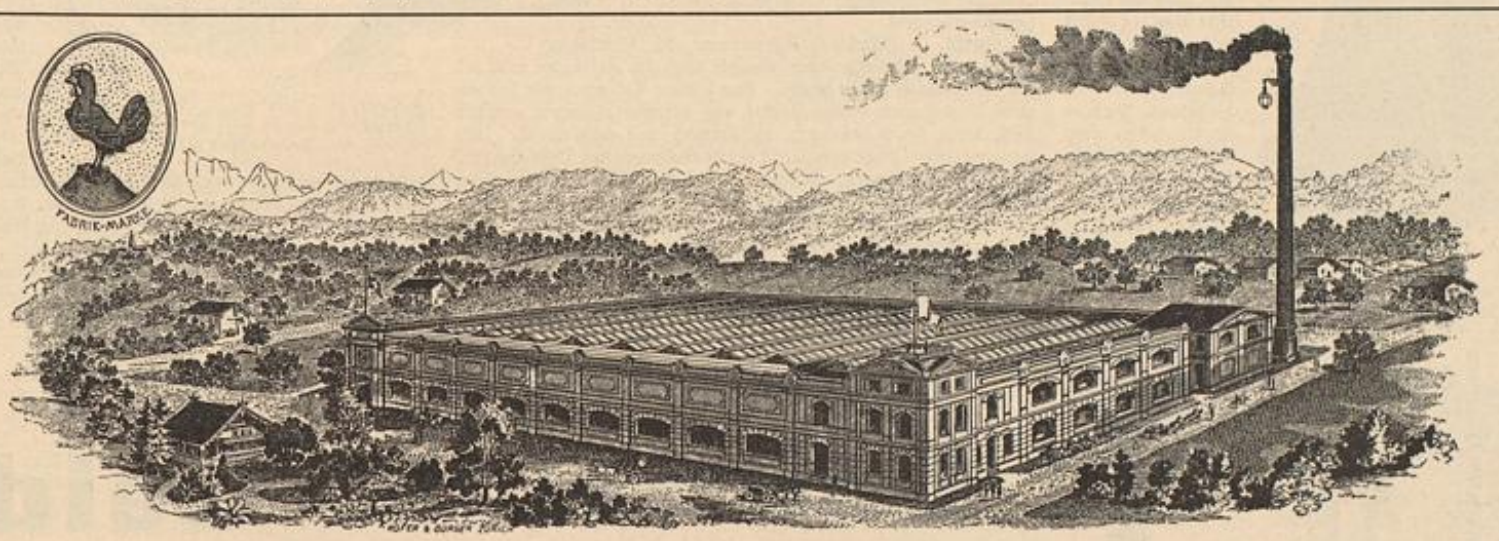
Berlin. — Einen schönen Erfolg haben auch in der diessommerlichen „Großen Berliner Kunst-Ausstellung" die Malerinnen und Bildhauerinnen davongetragen. Aus der Fülle des Gebotenen nennen wir vor allem Dora Hitz' poetisches Werk „Im Abendschein" und die meisterhaften Landschaftsbilder von Luise Begas-Parmentier. Gertrud Staats zeigt in ihrem „Aus dem Riesengebirge" und „Im Sommer" ein erfreuliches Fortschreiten ihrer kraftvollen Begabung; Tina Blau, die Wiener Künstlerin, brachte zwei feingestimmte Landschaften, die hochbegabte jugendliche Polin Olga von Boznanska modern aufgefaßte, geistvolle Bildnisse, Frida Menshausen neue Proben ihrer Meisterschaft im Portraitfache. Hermine von Preuschen stellte ein originelles „Küchen-Stilleben" aus, Hildegard Lehnert breit und flott gemalte „Mohnblumen am Brunnen" und das hervorragende Werk von Elise Hedinger lernen die Leserinnen in dem heutigen Hefte aus eigener Anschauung kennen. Im Saal der französischen Künstler erregte der „Feenwagen" der Pariserin Madeleine Lemaire viel Aufmerksamkeit; die dänische Meisterin Bertha Wegmann war mit drei ihrer wundervollen Schöpfungen vertreten. Unter den Bildwerken seien Dora Beer's „Pensiera" und das schön gezeichnete „Portrait-Relief" eines ganz jungen Talentes, Helene Quitmann, besonders erwähnt.

— Aus einem, später in Broschüren-Form erschienenen Vortrage, den Dr. Wilh. Koenig, Oberarzt an der Irrenanstalt der Stadt Berlin zu Dalldorf, im Psychiatrischen Verein über den gegenwärtigen Stand des Irrenwesens in England und Schottland hielt, seien die nachstehenden, für die Frauenwelt interessanten Einzelheiten hervorgehoben. In der bekannten Irren-Anstalt Bethlem finden unter Dr. Merciers Leitung Curse für Medizin studirende Damen statt. An mehreren Anstalten sind in den letzten Jahren weibliche Volontair-Aerzte mit Erfolg thätig gewesen. Eine von diesen Damen hat vor kurzem einen Ruf als dirigirende Aerztin eines größeren Krankenhauses in Ostindien angenommen. — Bei dem auffälligen Ueberwiegen der weiblichen Geisteskranken über die männlichen, gewinnt auch die Frage des weiblichen Warte-Personals besondere Bedeutung. Wir erfahren, daß dieses im allgemeinen für besser gilt als das männliche, schon weil zahlreiche, den besseren Klassen angehörende Frauen und Mädchen sich zum Antritt solcher Stellungen melden. Besonders für das Ober-Warte-Personal bevorzugen viele Direktoren gebildete Damen.

— An drei verschiedenen Lehrstätten, im Dorotheenstädtischen Gymnasium, im Falk-Real-Gymnasium und in der Luisenstädtischen Ober-Realschule finden jetzt die Vortrags-Cyklen der Humboldt-Akademie statt. Unter den Dozenten wird von nun an auch Frau Dr. Cläre Schubert-Feder thätig sein. Frl. Dr. Agnes Bluhm ist bekanntlich schon seit längerer Zeit Dozentin der Akademie.

— Das als Pensions- und Lehr-Anstalt rühmlichst bekannte Heimatshaus für Töchter höherer Stände, das sich bisher in der Gitschinerstraße befand, ist nach der Neuenburgerstraße 1a verlegt worden.

Lübeck. — Die goldene Ausstellungs-Medaille und außerdem noch ein, von der Gesellschaft zur Förderung gemeinnütziger Thätigkeit gestifteter Ehrenpreis wurden auf der „Norddeutschen Gewerbe-Ausstellung 1895" zu Lübeck Freifrau Clementine von Münchhausen auf Windischleuba zuerkannt. Schon bei Gelegenheit der vorjährigen Gewerbe-Ausstellung zu Erfurt wiesen wir auf die prächtigen Kunst-Stickereien Frau von Münchhausens hin, deren ganz eigenartiger Reiz in der wahrhaft genialen Art besteht, mit welcher ihre Schöpferin die schönsten Techniken des Mittelalters nachzubilden und für moderne Gebrauchszwecke neu zu beleben versteht.



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich

Verfälschte Seide

Man verbrenne ein Müsterchen schwarzen Seidenstoffs, von dem man kaufen will, und die etwaige Verfälschung tritt sofort zu Tage: Echte, rein gefärbte Seide kräuselt sofort zusammen, verlöscht bald und hinterläßt wenig Asche von ganz hellbräunlicher Farbe. — Verfälschte Seide (die leicht speckig wird und bricht) brennt langsam fort, namentlich glimmen die „Schußfäden" weiter (wenn sehr mit Farbstoff erschwert), und hinterläßt eine dunkelbraune Asche, die sich im Gegensatz zur echten Seide nicht kräuselt, sondern krümmt. Zerdrückt man die Asche der echten Seide, so zerstäubt sie, die der verfälschten nicht. — Die **Seiden-Fabrik** von **G. Henneberg** (K. u. K. Hofl.), **Zürich** versendet gern Muster von ihren echten Seidenstoffen an Jedermann und liefert einzelne Roben und ganze Stücke porto- und steuerfrei in's Haus.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Die beliebten Pelz-Umhänge, die man bisher meistens nur aus einer Pelzart fertigte, erfreuen sich jetzt größerer Mannigfaltigkeit in der Ausführung. An dem kurzen Pelz-Cape unserer Darstellung vereinigt sich prächtige Chinchilla für die Grundform mit glänzend braunem Otter für den breiten Umlegekragen. Weicher Atlas in hellster Otterfarbe bekleidet die Innenseite des Cape. Zum Zusammenhalten des Umhanges und zugleich zum Wärmen der Hände sind die seitlich der Innen-Ränder aufgesetzten Taschen sehr bequem. Der runde Filzhut, dessen Form mit leicht aufwärts gebogener breiter Krempe schon in der Sommer-Saison zu den beliebtesten zählte, zeigt am Außenrand eine Einfassung von schwarzer Chenille. Bräunliche Bandschlupfen mit hochstrebenden Tuffs aus schwarzen Spielhahnfedern bilden die modegerechte doppelseitige Garnitur. A. K.

Umhang aus zweierlei Pelz.

— Unter den ersten neuen Toiletten-Erscheinungen dieser Saison zeichnete sich ein Kostüm aus schwarzem Seidensammet aus, dessen Form und Ausführung den Stempel vornehmster Eleganz trugen. Die knapp anliegende Schoßtaille, wie der weite Keulenärmel waren reich mit zart getönten Blumenranken in Plattstich bestickt. Dazu als vorderer Einsatz der Taille duftiger weißer Chiffon-Krepp mit violetter Seide unterlegt; gleichfarbenes Seidenband mit seitlicher Schleife umschloß die Taille. Dementsprechend war auch der weite, in tiefe Falten sich gebende Glockenrock mit violetter Seide abgefüttert; die Vorderbahn begrenzten tablierartig ganz schmale Stickereiranken. Sehr pikant wirkte zu dem Ganzen das hochaufgeschlagene Chasseur-Hütchen mit Federschmuck. A. G.

— Tanzlustige Jugend freut sich schon jetzt auf den Augenblick, da die erste Einladung zu fröhlicher Vereinigung ins Haus flieg. Die Parole für die Gesellschafts- und Ball-Toilette ist auch bereits ausgegeben: weite Röcke, mächtige Puffärmel, alles übrige bleibt dem eigenen Belieben anheimgestellt. An einer Modell-Toilette aus nilgrüner Bengaline ist der spitzen Schneidentaille hinten und seitlich ein wellenförmiges Schößchen angeschnitten. Breite Point lace-Spitze umgiebt den runden Ausschnitt im Rücken, fällt als breite Epaulette über den weiten kurzen Puffärmel und verläuft vorn in der Schneidde; dem frei bleibenden Plastron ist die Spitze glatt aufgelegt. Links schmückt die Schulter eine Schmetterlingsschleife, rechts ein Strauß rosenrother Gardenien. Breite Bandeaux von Point lace-Spitze theilen den weiten Rock in schmale Bahnen; bemerkenswerth ist, daß kein allzu steifes Futter den tiefen Falten ihre Beweglichkeit nimmt; — Form und Anmuth der Gestalt bleiben auf diese Weise erhalten. A. G.

Sammet-Kostüm mit kurzer Schoßtaille.

Wien. — Es ist ganz unmöglich, sich heutzutage von der Herrenmode zu absorbiren. Alle ihre praktischen Neuheiten gehen auf unsere Negligé- oder Hauskleidung über. So ein wunderhübscher, aber kostspieliger Piqué-Flanell, der, nachdem er sich für Touristen-Hemden der Männerwelt eingeführt, als unverwüstlicher Stoff für Matinées, Blusen und Kinderkleider unserer Winter-Toilette eingereiht wird. Auch für die winterliche Wäsche der Herrenwelt behält er Geltung, und zwar in einer Weise, die sich bestrebt, die Vortheile der persönlicher Neigung entsprechenden Unterkleidung mit den Anforderungen städtischer Eleganz zu verbinden. Man sucht nämlich neuerdings den Rumpf des Hemdes aus irgend einem weichen und beliebig dichten Materiale zu schaffen, und diesem Stärkebrust, Kragen und Manschetten aufzusetzen, — denn es ist ganz unleidlich, über dem Kreppleinen oder dem Jägerwollhemd, dem Netzleibchen oder Krepp-Tricot noch ein zweites Hemd aus Shirting zu tragen, nachdem die zur unerläßlichen Lebensbedingung werdenden Sportbestrebungen unserer Männerwelt das Tragen dieser Unterkleidung absolut unerläßlich gemacht. Aus diesem Grunde hat nunmehr auch das einst viel verspottete „Schuster-Vorhemdchen" volle Berechtigung erlangt; man macht an den genannten Hemdarten praktische Vorrichtungen, z. B. Säume zum Einschieben, durch welche der gestärkte Brusttheil dem Wäschestück eingefügt werden kann, wie Kragen und Manschette. Ueberhaupt wird an der traditionellen Hemdenform gerüttelt; es ist wahr, daß durch das fast unvermeidliche Aufgehen der Knopflöcher über der Brust Erkältungsgefahr besteht, deshalb tauchen die verschiedensten „Patentverschlüsse", theils auf der Achsel, theils durch doppelte Brusttheile oder so breit über einander tretendem Saum auf, daß ein Oeffnen unmöglich und Knopflöcher überflüssig sind. Einmal der Hemdenbrust die Aufmerksamkeit zuwendend, verziert man diese wieder mit kostbaren Stickereien und kunstvollen Säumchen, während andere Elegants ihre Hemden im ganz alten Stil, nämlich aus weichem Batist mit angenähten Perlmutterknöpfen zu tragen beginnen. Nur der Kragen verbleibt in seiner, das Kinn emporhebenden Breite und Steifheit, auch zu bunten Hemden weiß, und man sieht Cravaten altenglischer Art doppelt hoch hinauf um den Hals geschlungen, ehe sie sich unten zum Knoten verbinden, der die kunstvollsten, selbstgeschlungenen Bindeweisen zeigt und durch allerlei Ringe und Schließen oder große Sicherheitsnadeln befestigt wird. Selbst die schmale Cravaten-Schleife oder die weiße Ball-Cravate will neuerdings des glitzernden Schmuckes nicht entrathen: Nadeln sehr kleinen Formats werden schräg seitwärts in den kleinen Schleifenknoten gesteckt, und es ist unglaublich, mit welchem Raffinement die Herrenwelt auf diese Dinge einzugehen pflegt, die Fraueneitelkeit weitaus übertreffend. Warum wir aber davon Notiz nehmen? Aus dem einfachen Grunde, weil wir damit den Modebericht geschrieben haben für jede Dame, die das „englische Genre" pflegt; und deren sind, besonders in Wien, genug vorhanden. N. Br.

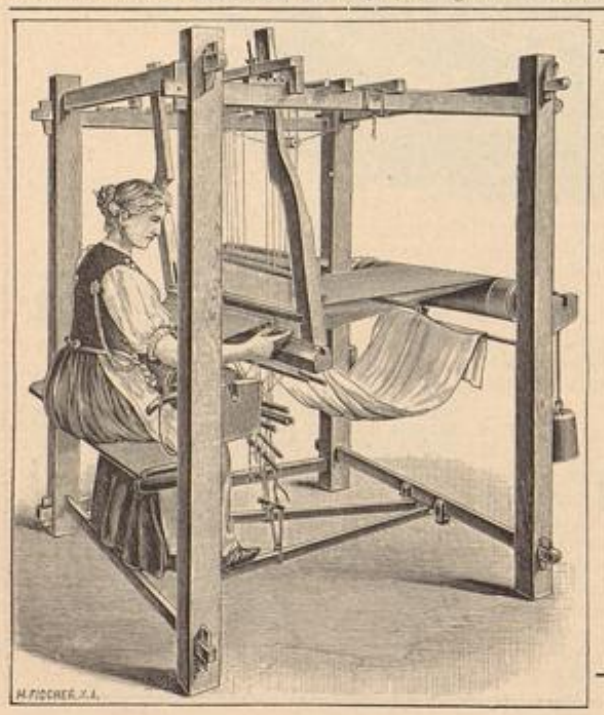
Ball-Toilette mit Schneidentaille.

Paris. — Allmählich beginnt man, die Winterhüte auszuwählen, obgleich unsere elegante Welt sich einstweilen noch mit den demi-saison-Hüten behilft. Von letzterer Art geben wir das reizende Modell einer kleinen Capote aus verschiedenfarbigem gestickten Tüll, deren Form ungemein verführerisch und kleidsam ist. Die Krempe erscheint leicht gewellt; in den Vertiefungen sind Tuffs aus ganz kleinen Chrysanthemen angebracht. Gleiche Tuffs halten scheindar hinten, zu beiden Seiten, schwarze Reiher und kleine rosa Straußfedern. Winterlicher zeigt sich schon der flache runde Hut aus Filz, mit blauer Tüllunterfütterung und Garnitur aus Spitzen und Straußfederköpfen. Vorn fügt sich eine große Simili-Schnalle einem Streifen aus blauem Sammet ein. Den Kragen des Umhanges begrenzt eine Rüsche aus kurzen, scharf gebogenen Straußfedern. B. de G.

Amerikanische Haus-, Straßen- und Gesellschafts-Toiletten.

Boston. — In der Kunst, bei verhältnißmäßig geringen Ausgaben immer hübsch und nach der Mode gekleidet zu sein, könnten die deutschen Damen von ihren praktischen Schwestern jenseits des Oceans lernen. Hier, wo das Sprichwort „Kleider machen Leute" mehr als anderswo gilt, ist die Toiletten-Frage von größter Wichtigkeit, und es ist interessant und lehrreich, wie junge Mädchen, deren Eltern nicht in glänzenden Verhältnissen leben, es dennoch ermöglichen, in der besten Gesellschaft eine Rolle zu spielen. Nun übernehmen die „young gentlemen friends" zwar die Sorge für alle Arten Vergnügungen: Bälle, Oper, Soupers, wie für Wagen und Blumen; aber die Beschaffung der Toilette bleibt doch den Eltern überlassen. Um „swell" zu sein, braucht ein junges Mädchen kein Dutzend kostbarer Toiletten, wenn es nur bei jeder Gelegenheit passend und modern gekleidet erscheint. Ob der Stoff mehr oder weniger theuer ist, ob das für die Eleganz des Ganzen unerläßliche Frou-Frou von durchgehendem Seidenfutter des Kleides herrührt, oder nur von einem seidenen Unterrock, den man unter allen Toiletten trägt, ist dabei gleichgültig. Zur Ausstattung für eine Saison sind allerdings fünf Arten von Toiletten, von jeder aber glücklicherweise nur ein einziges Exemplar, nöthig. Da ist vor allem der wrapper, das Négligée, das in Amerika schon der jüngste Backfisch besitzt, über dessen Berechtigung sich aber streiten läßt. Wenn man sich einmal angegriffen fühlt, oder wenn man ermüdet nach Hause kommt, giebt es freilich nichts Behaglicheres als in den losen, reizenden wrapper zu schlüpfen. Im Winter ist derselbe gewöhnlich aus Flanell in Weiß oder ganz hellen, zarten Farben mit Bändern, Stickereien und Spitzen leicht garnirt; man sieht ihn mit der Watteau-Falte oder in japanischer Form oder, am reizendsten im „Baby style", aus Passe und Hängertheil zusammengesetzt, dazu riesige Puffärmel. Der Hals bleibt gewöhnlich frei, von breitem Kragen oder Volant umgeben. Das zweite Gewand ist das „house gown," denn unmoderne Promenaden- oder Gesellschafts-Toiletten im Hause aufzutragen, wie es so häufig in Deutschland geschieht, gilt hier mit Recht für unelegant, ebenso wie es unpraktisch sein würde, das Promenaden-Kostüm im Hause anzubehalten. Das Hauskleid muß so einfach und mädchenhaft wie möglich sein und alles Auf-

Capote-Hut mit Blumen- und Federschmuck. Runder Hut mit Spitzen- und Feder-Garnitur.



Schweizer Seide.

Seidenstoff-Fabrikanten in der Schweiz . .	ca.	**80**
Seiden-Webstühle (Handstühle)	ca.	24,000
Seiden-Webstühle (mechanische)	ca.	8,000
Seidenstoff-Produktion per Jahr	ca.	30,000,000 Meter.

Seidenstoff-Proben — grosse — unserer Vorräte in **schwarz, weiss** und **farbig** von 55 Pf. bis 20 Mark per Meter senden wir auf Verlangen umgehend an jedermann und fügen zur Bequemlichkeit der geehrten Damen **frankierte Retour-Adressen** bei.

Die **gewählten Stoffe** senden wir **porto- und steuerfrei** in die Wohnung, in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)
Seidenstoff-Export.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

fallende, sowohl in Farbe als Schnitt vermeiden. Es besteht gewöhnlich aus Rock und Blusentaille mit Faltengürtel und Gretchenärmeln.

Als drittes Kostüm ist das Straßenkleid unerläßlich, das man beim Schlittschuhlaufen, bei freundschaftlichen Besuchen und auch auf Reisen trägt. Es setzt sich zusammen aus dem Winter-Jacket, das man meist fertig kauft, und einem Rock aus gleichem Tuch, der je nach Belieben mit Pelz verziert wird. Dazu kommen eine Bluse aus passender karrirter oder gemusterter Seide, Muff und Filzhut, letzterer gewöhnlich groß und kühn und mit fest umgeknotetem breiten Schleier, wie denn die Amerikanerin sich kaum jemals ohne Schleier auf der Straße zeigt. Im allgemeinen ist für die Straßen-Toilette die Losung: einfach, dunkel, unauffällig; dagegen darf die vierte Toilette, die zugleich für ceremonielle Besuche, für Theater, Fünfuhr-Thee ꝛc. gilt, so auffallend und hypermodern wie möglich sein. Man wählt dafür meist den schwarzseidenen Rock, — Atlas, Damast, Moiré, — und das Cape übereinstimmend; dazu Blusen aus farbiger Seide oder Sammet, den Muff aus dem Stoffe des Rockes mit dem der Bluse gefüttert, das kleine schwarze Toque-Hütchen, das man auch im Theater und beim Fünfuhr-Thee aufbehält, jedesmal mit passenden farbigen Schleifen und Rosetten besteckt. Typisch zu dieser Toilette sind weiße Glacé-Handschuhe mit schwarzen Steppnähten und Knöpfen.

Noch bleibt der fünfte Anzug zu erwähnen, das „full dress“ für Bälle, große Abendgesellschaften und für die Oper. Hierfür kann man alle Stoffe von duftigem Musselin bis zur starrsten Seide wählen, die zartesten wie die leuchtendsten Schattirungen; alles ist erlaubt, wenn es nur gut steht. Für eine „rosebud“ (Gesellschafts-Novize) ist Weiß am passendsten, ebenso für die „bride“ (eine eben verheirathete junge Frau). Picante Schönheiten, die sich nicht scheuen, aufzufallen, wählen auch tiefdunkle Tuchgewänder mit schmaler Pelzeinfassung um den tiefen Ausschnitt. — Mit diesem Trousseau ist ein junges Mädchen dann hinreichend ausgestattet, um für jede gesellschaftliche Gelegenheit passend gekleidet erscheinen zu können. P. F.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

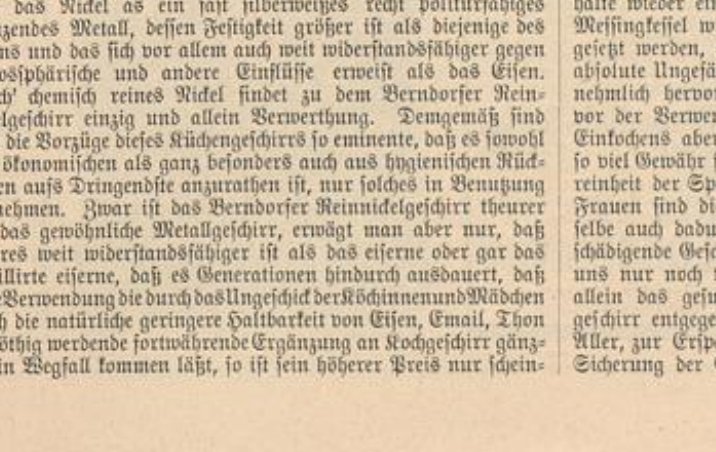
Extra-Blätter der Illustrirten Frauen-Zeitung. Nr. 78. Aufnäh-Arbeiten. — Anschließend an die, bereits mit der Nummer vom 1/10. 95 ausgegebene farbige Mustertafel für künstlerische Handarbeiten Nr. 65, welche ein Plein-Muster in Aufnäh-Arbeit darstellt, bringen wir mit dem heutigen Extra-Blatt die ganze Ansicht der betreffenden Original-Stickerei — ein Antipendium — nebst mehreren, derselben entnommenen Bordüren und einem Strahlenkranz. Die abwechslungsvollen, formenreichen Musterungen, die naturgroß wiedergegeben sind, empfehlen sich zur Verzierung jeder Art Decorations-Gegenstände, sowohl kirchlichen als profanen Charakters. A. M.

— Neben den buntfarbig gestickten Leinendecken nehmen die ganz weiß gehaltenen oder mit leicht getönter Seide verzierten immer noch eine hervorragende Stelle ein. Vornehme Wirkung zeichnet die dargestellte Decke aus, die quadratförmig oder länglich einzurichten ist. 6 cm breite gediegene Klöppelspitze schließt sich dem Randsaum an, auf den nach innen ein 3 cm breiter Hohlsaum und ein $6^1/_2$ cm breiter Durchbruch folgen — letzterer zum Theil mit weißer Filoselle-Seide gearbeitet. Beliebig erhält der Fond eine in mattgelber oder weißer Seide auszuführende Plattstich-Stickerei oder er bleibt frei. E. F.

Leinendecke mit Plattstich-Stickerei.

— Unter den mancherlei Decorations-Gegenständen des Salons dürften die ungemein zierlichen, eleganten Doppelkissen — 37 zu 21 cm Größe — ganz besonders willkommen sein. Mit weichen Daunen gefüllt, innen mit hellrosa, außen mit dunkel-himbeerfarbener Seiden-Armure bekleidet, erscheint jedes der beiden Kissen mit einer $2^1/_2$ cm breiten erbsengrünen Stoffrüsche garnirt; schwere Reps-Bänder, halb rosa, halb grün, verbinden sie mit einander. Als Schmuck ein leichter Blüthenzweig inmitten eines zierlichen Rococo-Rähmchens, das aus doppelfadigem Japan-Gold und feinem Goldschnürchen besteht; die Füllung der geschwungenen Linien übernimmt weißseidene Kreuznaht oder weiße Litze, die correktes Aufnähen erfordert. Zu den Blüthen ist leichter Plattstich in rosa und mattblauer, getheilter Kronen-Filoselle-Seide gewählt; Stiel- und Blättchenstiche bilden die Blätter und Stiele, die in mehreren Tönen Moosgrün schattiren. E. F.

— Bunt bedruckter Velvet, der als Material für Blusen und Abendmäntel eine hervorragende Rolle spielt, wird in England und neuerdings auch bei uns zu den großen Divan-Kissen mit Vorliebe verwendet. Phantasie-Blumen oder der Natur nachgeahmte Blüthen, aber stets Riesenformen, bilden meist ein abgeschlossenes Ganze in Tapetenmuster-Art, und da die Musterungen fast ausschließlich neutrale Farben zeigen, fügen sich die so behaglichen Kissen überall harmonisch ein. Wir sahen auf dunklem Grunde ein in Goldbraun und Goldgelb als hellste Lichter gehaltenes Farrnkraut-Motiv, das von prächtiger Wirkung war. Die auf beiden Seiten gleich oder mit einfarbiger Rückseite gefertigten mächtigen Kissen haben als Ausstattung nur eine kräftige Schnur. Der vorgedruckte Velvet bietet auch Gelegenheit zum Sticken der Muster-Contouren, wodurch die Handarbeit auch hier zu ihrem Recht gelangt. Als Stickmaterial dient getheilte Filoselle-Seide. E. F.



Doppelkissen mit leichter Plattstich-Stickerei.

Literarisches.

Die Photographie. Ein Handbuch für Fach- und Amateur-Photographen von Adolph Hertka. Mit 194 Figuren im Text und 3 Lichtdrucktafeln. (Berlin. Verlag von R. Oppenheim (Gustav Schmidt).) Preis 6 M.

Der Hauptwerth des gediegenen Werkes liegt darin, daß die Darstellungen des durch seine literarischen Publicationen in photographischen Kreisen längst bekannten Verfassers auf vieljähriger eigner Praxis beruhen. Die übersichtliche Anordnung des Stoffes ergiebt ein treffliches Nachschlagebuch, und besonders die Abhandlungen über die in der Photographie zur Verwendung gelangenden chemischen Producte werden in zweifelhaften Fällen auch Fachleuten von Nutzen sein. Die ganze Anleitung zeigt eine besondere Uebersichtlichkeit, weil sie die verschiedenen Manipulationen so lehrt, wie sie in der Praxis Hand in Hand greifen. Interessant sind auch die Besprechung der einzelnen Systeme mit ihren abweichenden Instrumenten u. s. w. E. F.

Bezugsquellen: Pelz-Cape: M. Erler, Leipzig, Brühl 34. — **Filzhut:** H. Dewitz, Berlin C, Seydelstr. 6. — **Doppelkissen mit Plattstich-Stickerei:** Grafer & Schmidt, W, Friedrichstr. 78. — **Englische Velvet-Kissen:** Bruck & Schereck, W, Leipzigerstr. 81. — **Gestickte Leinendecken:** L. Siegel, Ulm a. D.

Ueber Einwirkungen des Kochgeschirrs auf unsere Gesundheit.

Von Dr. Ferdinand Rost.

Während wir leider nur zu oft schaudernd von Vergiftungen in den Tageszeitungen lesen, durch welche, mit oder ohne Vorwissen, dieser seinen Tod durch Arsenik, jener durch Blausäure oder dergl. gefunden oder doch demselben nahe gewesen ist, denken wir wohl kaum daran, daß uns alle immerfort im Freien wie im Zimmer, in Küche und Keller eine Menge schädlicher, ja giftiger und ungemein gefährlicher Stoffe bedrohen. Wie häufig ereignet es sich, daß die Glieder einer Familie von einer schweren Erkrankung befallen werden, deren plötzliches Auftreten uns ganz räthselhaft erscheint und an der doch nur — die Küche, die Hausfrau Schuld hat, indem sie ohne Wissen und Willen, ja ohne es zu ahnen, den Ihrigen die schädlichsten Stoffe in den Speisen vorsetzen kann. Vornehmlich sind es die aus den verschiedensten Metallen bereiteten Kochgefäße, von denen uns Verderben droht. Wie häufig nun auch schon über die besonders große Gefährlichkeit gewisser Metalle geschrieben worden ist, so finden wir doch noch immer und keineswegs besonders selten, Früchte und Gemüse, besonders Bohnen, absichtlich in kupfernen Gefäßen, eingekocht, ja dieselben in der Absicht ihnen eine schöne grüne Farbe zu verleihen in den Kesseln eine gewisse Zeit über belassen. Diejenigen, die das thun, können sich unmöglich bewußt sein, welche Gefahren für das Leben der Ihrigen sie damit heraufbeschwören, denn das die Farbe erzeugende essigsaure Kupferoxyd ist der bekannte Grünspan und wie schädlich und giftig dieser wirkt, dürfte wohl jedem bekannt sein. Die meisten der Hausfrauen glauben sich zwar vor der drohenden Gefahr dadurch zu schützen, daß sie die Gefäße vor Benutzung aufs Sorgfältigste reinigen und die Speisen nicht in denselben erkalten lassen. Allein selbst das peinlichste Verfahren schützt nicht vor der Möglichkeit einer Vergiftung, weil außer der durch die Einwirkung der Säuren in Erscheinung tretenden Grünspanbildung es auch noch viele andere Stoffe und Ursachen giebt, welche dieselbe schädliche Wirkung auf unseren Organismus ausüben. Um gesundheitlichen Störungen vorzubeugen, wird ferner das Kupfergeschirr häufig verzinnt, aber auch dieses Mittel ist keineswegs unschädlich. Das Zinn liegt nämlich nicht so dick und fest auf dem Kupfer auf, daß nicht saure oder fette Substanzen, wenn sie längere Zeit in den Geschirren sind, durchdringen und von dem Kupfer auflösen könnten, auch ist noch zu beachten, daß die beste Verzinnung sich durch die Hitze beim Kochen nach und nach von dem Kupfer lostrennt. Defekt gewordenes verzinntes Kupfergeschirr ist aber noch gefährlicher als rein kupfernes, weil letzteres gründlich gereinigt zu werden vermag, was bei ersterem nicht möglich ist. Ferner besteht auch die Möglichkeit, daß die Verzinnung nicht gewissenhaft ausgeführt worden ist, daß um die Arbeit zu erleichtern, auf das Kupfer erst eine Bleischicht und dann erst die Zinnschicht aufgetragen wurde, wodurch somit noch die Möglichkeit einer Bleivergiftung nicht allzu sehr fern liegt. Aus diesen Gründen sind weder reinkupferne noch verzinnte Kupfergeschirre weder zur Herrichtung von Früchten und Gemüsen noch irgend welchen anderen Nahrungsmitteln zu verwenden. Sind nun auch von den Eisengeschirren nicht so übele Folgen für unsere Gesundheit zu erwarten, so haben doch auch sie ihre Mängel. Vom Eisen ist es bekannt, daß es ganz besonders leicht angegriffen wird. Glücklicherweise sind der Eisenrost und die anderen Eisenverbindungen keine starken Gifte. Es gehören schon große Mengen dazu, um Erkrankungen zu verursachen, so große, daß die Speise stark metallisch, wie tintenartig schmecken muß. Recht unangenehm für die Hausfrauen ist indessen eine andere Eigenschaft des Eisens, nämlich die mit gewissen Pflanzensubstanzen so namentlich mit den Gerbstoffen gefärbte, blau-, grün- oder grauschwarze Verbindungen einzugehen, demgemäß auch eiserne Töpfe für Obst und Gemüse nicht brauchbar sind. Die soviel im Gebrauch befindlichen emaillirten Eisengeschirre andererseits haben wieder den Uebelstand, daß sie viel Rücksicht bei ihrer Behandlung beanspruchen, denn geschieht dies nicht, so bekommt die Emaille namentlich bei schnellem Temperaturwechsel sehr leicht Risse und Sprünge, in welchem Falle das bloßgelegte Eisen rostig wird und leicht Geschmack und Farbe der Speisen verdirbt, auch findet es sich, daß bei der billigen Waare zur Emaillirung hin und wieder noch das giftige Bleioxyd Verwendung findet. Auf die große Gefährlichkeit des Bleigeschirrs aber brauchen wir erfreulicher Weise nicht eingehender zu sprechen kommen, da solches in den Küchen nur noch selten zu finden ist. Ganz ungefährlich allein ist von allem im Haushalte Verwerthung findenden, metallenem Kochgeschirr das Berndorfer Reinnickelgeschirr. Das Nickel ist uns allen heut kein unbekanntes Metall mehr und hat als Münzmetall einen gewissen Werth erhalten. Dieser Werth kam dem Nickel in früheren Zeiten nicht zu. Als die Entdecker des Nickels haben die Chinesen zu gelten, denn schon vor Jahrhunderten verarbeiteten dieselben es mit Kupfer und Zink zu einer Mischung, welche sie Packfong — weißes Kupfer — nannten. Als von diesem Metall gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts Proben nach Europa gelangten, unternahm es der schwedische Chemiker Cronstedt dasselbe einer Analyse zu unterwerfen und entdeckte hierbei im Jahre 1751 das Nickel als ein neues Element. Bereits 20 Jahre später lehrte ein anderer schwedischer Gelehrte, Namens Bergmann das Nickel aus dem sogenannten, für werthlos gehaltenem Kupfernickel rein darzustellen und damit brach die Zeit an, wo ein von unseren Bergleuten völlig verachtetes Erz zu hohem Werthe gelangte. Die Glanzzeit des Nickels ist aber erst in unserer Zeit angebrochen, denn jetzt erst ist es gelungen, das Nickel in größeren Massen zu Verarbeitungszwecken chemisch rein darzustellen. Rein dargestellt erscheint uns das Nickel as ein fast silberweißes recht polirfähiges glänzendes Metall, dessen Festigkeit größer ist als diejenige des Eisens und das sich vor allem auch weit widerstandsfähiger gegen atmosphärische und andere Einflüsse erweist als das Eisen. Solch' chemisch reines Nickel findet zu dem Berndorfer Reinnickelgeschirr einzig und allein Verwerthung. Demgemäß sind auch die Vorzüge dieses Küchengeschirrs so eminente, daß es sowohl aus ökonomischen als ganz besonders auch aus hygienischen Rücksichten aufs Dringendste anzurathen ist, nur solches in Benutzung zu nehmen. Zwar ist das Berndorfer Reinnickelgeschirr theurer als das gewöhnliche Metallgeschirr, erwägt man aber nur, daß ersteres weit widerstandsfähiger ist als das eiserne oder gar das emaillirte eiserne, daß es Generationen hindurch ausdauert, daß seine Verwendung die durch das Ungeschick der Köchinnen und Mädchen durch die natürliche geringere Haltbarkeit von Eisen, Email, Thon ꝛc. nöthig werdende fortwährende Ergänzung an Kochgeschirr gänzlich in Wegfall kommen läßt, so ist sein höherer Preis nur scheinbar ein höherer, in Wahrheit ist er sogar ein billigerer, denn neben dem Angeführten ist vornehmlich ja auch zu berücksichtigen, daß das Nickelgeschirr einen gewissen hohen Metallwerth hat. Sind Eisen- und Emailgeschirre so verbraucht, daß sie zu Küchenzwecken nicht mehr Verwerthung finden können, so haben sie damit auch zugleich all' und jeden Werth für die Hausfrau verloren, denn wer bezahlt ihr für ihr altes Eisen auch nur ein paar Pfennige? Nicht so das Berndorfer Reinnickelgeschirr! Dieses kann eben, ist doch das Nickel ein Münzmetall, eine große Entwerthung nicht erfahren, es bleibt vielmehr selbst in altem verbrauchten Zustande, analog dem alten Silbergeschirr, immer ein Objekt, das jederzeit in Geld oder neue Waare umzusetzen ist. Gleichwohl erblicken wir in dem großen ökonomischen Vortheile, den uns das Berndorfer Reinnickelgeschirr gewährt, nicht den Hauptvorzug dieses neuen Geschirrs, diesen erblicken wir vielmehr darin, daß es absolut ungefährlich für unsere Gesundheit ist, daß es ohne Bedenken zum Kochen und zur Bereitung all' unserer Nahrungsmittel, seien es auch Fruchtmuß oder angesäuerte Speisen, benützt werden kann, denn reines Nickel geht mit keiner der bei Herstellung unserer Nahrung in Betracht kommenden Säuren irgend welche für unseren Organismus schädliche Verbindung ein. Daß dies nicht bloß eine leichtfertig gethane Behauptung ist, daß vielmehr in der That das reine Nickel äußerst widerstandsfähig gegen die stärksten Säuren ist, geht am Ueberzeugendsten aus einem Verfahren, das bei der Fabrikation nickelplattirter Bleche in Anwendung gebracht wird, hervor. Um nämlich auch die Schnittflächen derartiger Bleche mit dem Nickelüberzug zu versehen, taucht man sie in Schwefelsäure. Diese beizt das Eisen in der Mitte zwischen den beiden Nickelhüllen vollkommen fort, während die Nickelhüllen selbst von der Säure völlig verschont bleiben und dann umgebogen und verschweißt werden. Durch diese große Widerstandsfähigkeit kann sich darum selbst der Aengstlichste vollkommen beruhigt fühlen, denn all' unsere Pflanzen- und sonstigen zu Küchenzwecken zu benützenden Säuren sind im Vergleich zur Schwefelsäure von einer so geringen Wirksamkeit, daß sie auch nicht die geringste Veränderung des Nickels herbeizuführen vermögen, somit ist also auch die Gefahr, daß durch Kochen im Berndorfer Reinnickelgeschirr irgend welche Beeinträchtigung unserer Gesundheit in Erscheinung treten kann, absolut ausgeschlossen. Jetzt wo die Zeit heranrückt, da Gemüse und Obst im Haushalte wieder eine große Rolle spielen, wo die alten Kupfer- und Messingkessel wieder hervorgeholt und zum Einkochen in Stand gesetzt werden, erscheint es uns ganz besonders nothwendig, die absolute Ungefährlichkeit des Berndorfer Reinnickelgeschirrs vornehmlich hervorzuheben und es aufs wärmste zu empfehlen, vor der Verwendung jedes anderartigen Metallgeschirrs zwecks Einkochens aber aufs dringendste zu warnen, denn keins bietet so viel Gewähr für Gesundheit und Leben und völlige Geschmacksreinheit der Speisen wie das Berndorfer Reinnickelgeschirr. Die Frauen sind die Hüterinnen unserer Gesundheit, mögen sie dieselbe auch dadurch hüten, daß sie all' das unser Wohlbefinden schädigende Geschirr gänzlich aus dem Haushalte verbannen und uns nur noch von Bord und Wand, vom Herd wie vom Tisch allein das gesundheitsmäßige, herrliche Berndorfer Reinnickelgeschirr entgegenblitzen lassen zu ihrem Stolz, zur Augenfreude Aller, zur Ersparniß am häuslichen Budget und vor allem zur Sicherung der Gesundheit ihrer Lieben.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Seidenstoffe

direct an Private — ohne Zwischenhandel — in allen existirenden Geweben und Farben von 1 bis 18 Mark per Meter. Bei Probenbestellungen Angabe des Gewünschten erbeten.
Deutschlands grösstes Specialhaus für Seidenstoffe u. Sammete
Michels & Cie., Königl. Niederl. Hoflief., **Berlin,** Leipzigerstr. 43.

Sammete u. Plüsche

für **Kleider, Mäntel, Jacken** u. **Besatz,** in allen Qualitäten u. grösster Farbenauswahl, liefert jedes Maaß, das Seidenwaarenhaus **Albert Krohne, Dresden-A.**
Muster **bei genauer Angabe** des Gewünschten portofrei.

GUSTAV CORDS

Leipziger Strasse 36, BERLIN W. 8, Ecke Charlottenstr.

Neuheiten in schwarz. Seidenstoffen.

Taffetas façonné, grosse Neuheit	Meter 2,70 Mk.	bis	2,90 Mk.
Gros de Londres façonné	Meter 3,80 Mk.	bis	6,— Mk.
Damast, grosse Muster-Auswahl	Meter 1,70 Mk.	bis	6,50 Mk.
Faille, feingerippte Qualitäten	Meter 2,50 Mk.	bis	6,50 Mk.
Faille française	Meter 3,40 Mk.	bis	6,80 Mk.
Gros de Londres, quergerippte Qualitäten	Meter 6,30 Mk.	bis	7,— Mk.
Satin Duchesse, atlasartige Qualität	Meter 6,20 Mk.	bis	9,50 Mk.
Surah, schmiegsames mattglänzendes Gewebe	Meter 2,50 Mk.	bis	4,70 Mk.
Satin Merveilleux	Meter 1,40 Mk.	bis	6,50 Mk.

In allen Abtheilungen fortgesetzt Eingang der neuesten Erzeugnisse des In- und Auslandes für die Herbst-Saison.

Nach Auswärts Proben u. Aufträge von 10.— Mk. an franco.

Neue patentirte Methode
zur Selbstanfertigung
imitirter Smyrna-Arbeiten
(patentirt in den meisten Kulturstaaten).

Die Herstellung erfolgt **ohne** Knüpfnadel und ist so einfach, dass sie jedes Kind schnell und sauber ausführen kann.
Alle **Smyrna-Arbeiten,** nach unserer patentirten Methode angefertigt, **stellen sich um ein Drittel, gleich 33⅓ % billiger,** als die bisherige Knüpfmethode.

Muster-Collection D I. enthält Musterblätter v. Fuss-, Sitz- u. Rückenkissen mit Preisangaben.
Muster-Collection D II. enthält Musterblätter v. Nähtisch-, Pult-, Bett-Vorlagen u. Teppichen mit Preisangaben.

Muster zur Ansicht an Jedermann portofrei.
Francke & Co., Gnadenfrei, Schles.
Tapisseriewaaren-Fabrik.

Das **einzige** für **Jedermann** thatsächlich praktische Mittel um Flecken aus allen Stoffen zu entfernen, ist das vom königl. württemberg'schen **Kriegsministerium geprüfte und den Truppen zum Reinigen der Uniformen empfohlene** kais. kön priv.

„Aphanizon"
(Fleckenreinigungs-Automat.)

Erhältlich in allen Drogerien, Parfumerien, Apotheken etc. Wo nicht liefert die
Chem. Fabrik Aug. Falk, Wien, IV/1.
„Aphanizon" in Tuben à 60 Pf., grössere M. 1.—, stets echt bei **Gustav Lohse,** Königl. Hoflieferant, **Berlin,** 46, Jägerstrasse.

LOHSE's weltberühmte Specialitäten
für die Pflege der Haut:

EAU DE LYS DE LOHSE

weiss, rosa, gelb,
seit über 60 Jahren unübertroffen als vorzüglichstes Hautwasser **zur Erhaltung der vollen Jugendfrische,** sowie zur sicheren Entfernung von **Sommersprossen,** Sonnenbrand, Röthe, gelben Flecken und **allen Unreinheiten des Teints.**

LOHSE's Lilienmilch-Seife,

die **reinste** und **mildeste** aller **Toilette-seifen,** erzeugt nach kurzem Gebrauche rosig-weisse, sammetweiche Haut.
Beim Ankauf meiner Fabrikate achte man stets auf die Firma

GUSTAV LOHSE 45 Jägerstr. 46 BERLIN.

In allen guten Parfümerien, Drogerien etc. des In- und Auslandes käuflich.

Halb. Roll. v. ca. 25 qm frco. d. ganz Deutschl.

Linoleum „Henel".

Qualitäts-Proben und Muster franco. — Billigste Bezugsquelle ab Fabrik-Depôt.

Einfarbig ca. 2 mm stark, qm 1,60 M.
Gemustert „ 2 „ „ „ 1,80 „
Einfarbig „ 3 „ „ „ 2,30 „
Einfarbig „ 3½ „ „ „ 2,85 „
Gemustert „ 4 „ „ „ 3,30 „
Granit ca. 4 mm in durchgeh. Must., tritt sich nie ab, qm 4,25 „
Extrabreites englisches Linoleum
366 cm (4 engl. Yards) breit
Einfarbig ca. 4 mm stark, qm 3,70 M.
Gemustert „ 4 „ „ „ 4,60 „
Läufer und Teppiche in allen Grössen.

Jul. Henel vorm. C. Fuchs,
Lieferant mehrerer Höfe.
BRESLAU, Am Rathhause No. 24/27.

Einzelne Meter unfrankirt zu obigen Preisen.

Heizbarer Badestuhl

verbesserter Construction, in welchem man sich mit 5 Pfg. **Kohle** i. jedem Zimmer ein warmes Vollbad bereiten kann. Mit jedem Brennmaterial zu heizen. Illustrirte Preislist. kostenfr.

Kosch & Teichmann,
Berlin S., Prinzenstrasse 43,
Fabrik heizbarer Badestühle, Badewannen, Doucheapparate, Closets.

Billigste Bezugsquelle für

Teppiche!

fehlerhafte Teppiche, Prachtexemplare, à 5, 6, 8, 10 bis 100 Mark. Prachtkatalog gratis.

Sophastoff-Reste!

einfarbig u. bunt spottbillig. **Proben frco.**
Teppich-Fabrik **Emil Lefèvre,** BERLIN S., Oranienstr. 158.

Verlange
CHOCOLADE
Neugebaur & Lohmann
Überall käuflich.

Wenig fehlerhafte
Teppiche, spottbillig,
Prachtexemplare schon für 5, 6, 10-100 Mk.
Teppich-Weberei **S. Unger,** Berlin S., Oranienstr. 48.

Wichtig für Damen! Warnung vor Nachahmungen. Neue Auszeichnungen: Dresden, Freiberg 1894. I. Preise:

2 goldene Medaillen.

Welchen vorzüglichen Ruf bei der Damenwelt aller Kreise die **Meissner Smyrna-Handarbeiten** als **hochinteressant, angenehm u. praktisch** erlangt haben, beweisen die täglich eingehenden Anerkennungsschreiben. **Preisliste u. colorirte Mustervorlagen franco** zur Anfertigung **prachtvoller Teppiche, Vorleger, Läufer, Bezüge für Schaukel- u. Ruhestühle, für Sopha, Fauteuilles, Chaiselongues, Kissen, Sessel** etc. etc. **Angabe des Gewünschten erbeten. Jede Arbeit ist gratis angefangen.** Leichte Erlernung **bewährtester Methode** nach gedruckter Anleitung.
Meissner Smyrna-Teppich-Fabrik. F. Louis Beilich, Meissen.

V. E. & K.
Seidenstoffe
jeder Art, Sammte, Plüsche u. Velvets liefern **direkt an Private** in jedem Maaße.
Man schreibe um Muster unter genauer Angabe des Gewünschten an die
Seidenwaaren-Fabrik **von Elten & Keussen, Crefeld.**

M. M. Catz * Crefeld

Seiden- und Sammet-Manufactur
Gegründet 1846
empfiehlt ihre vorzüglich bewährten
Seiden-Stoffe
für Strassen-, Gesellschafts- und Ball-Toiletten.
Brautkleider.
Muster franco.

Platina-Brennapparate (keine Nickelstifte),

Kasten für Kerbschnitt und Ausgründen.
Holzwaaren, Bambus-Schalen, Lederpapp-Gegenstände und Prima-Lederwaaren. Aufgezeichnete Holzgegenstände für Brandmalerei und Kerbschnitt.
Neu! Kasten für Bronce-Glasmalerei. Neu!
Material, Gegenstände und Vorlagen dazu.
Werner & Schumann, Berlin C. 19.
Spindlershof 7, Eingang Seydel-Strasse 27.
Illustr. Preislisten gratis. Reparaturen von Brennstiften billigst.

Parfüms und Blumenseifen.

Specialartikel von
Schlimpert & Co., Leipzig.
Neuheit:
Extra-Veilchen.
Zu haben bei den meisten Friseuren und Parfümeriehändlern.

Man verlange der Crown Perfumery Co. köstlichnes neues Parfüm

CRAB-APPLE BLOSSOMS
und die CROWN
LAVENDER SALTS.

Noch niemals sind Toiletten-Artikel in den Handel gebracht worden, welche mit so grossem Enthusiasmus aufgenommen wurden, als das **Crab-Apple Blossom Parfum** (Wilde Apfelblüten) u. die **Crown Lavender Salts** (Erfrischendes Riechsalz). Diese Parfums sind die beliebtesten der distinguirten Gesellschaft aller Länder der Erde. Käuflich bei **Gustav Lohse,** Berlin W, sowie in allen feineren Parfumerien Deutschlands. General-Vertreter: **Hugo Oppermann,** Berlin SW, Lindenstr. 37.
The Crown Perfumery Co., 177 New Bond Street, London.

Bestätigt von der St. Petersburger Medicinalbehörde
A. ENGLUNDS
WELT- berühmter, allbeliebter BIRKEN-CREAM

prämiirt mit 10 gold. Medaillen u. Ehrendiplomen auf allen Weltausstellungen.

entfernt in kurzer Zeit Sommersprossen, Fältchen, Sonnenbrand, rauhe Haut 2c. 2c. und giebt dem Gesicht ein frisches jugendliches Ansehen. Gebrauchsanweisung ist bei jeder Porzellandose beigelegt.
Präparirt vom St. Petersburger Cosmetischen Laboratorium **A. Englund,** Preis per Porzellandose M. **2.50.** Postversand für ganz Deutschland unter Nachnahme M. **3.**
General-Depot für Europa **Emil Behr, Hamburg.**
Vor Nachahmungen wird gewarnt, indem die geehrten Käufer gebeten werden, auf das Facsimile **A. Englund,** das sich in rother Tinte auf jedem Etiquette befindet, zu achten, desgleichen auch auf die Trade-Marke der Firma.

Das beste u. berühmteste
Toiletpuder
VELOUTINE FAY
EXTRA POUDRE DE RIZ
mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: J. Wilda, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 21. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. November 1895. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4½ M. XXII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Aus dem Hexenreich.

Novelle von Hermine Villinger in Karlsruhe.

(Schluß.)

Richtig, da stand auch der Practicant; der hatte wohl die ganze Zeit über dagestanden! Lisel reichte ihm ebenfalls die Hand; es war ihr, als müsse sie sich heute Abend von allen guten, ehrlichen und wahren Menschen verabschieden. Sie winkte noch einmal zurück und schritt gerade in dem Augenblick davon, als sich der Assessor der Gruppe näherte. Es blieb ihm nun nichts anderes übrig, als auf der Bank neben dem Director Platz zu nehmen.

„Aus der sprüht etwas," murmelte der alte Herr, dem jungen Mädchen nachblickend. „Jawohl, aus der sprüht etwas!" wiederholte er, indem sein Blick sowohl den Assessor als den Practicanten streifte.

„Keine bequeme Ehefrau, weder für einen, der sein Ideal der echten Weiblichkeit im braven Hausmütterchen sucht, von dem niemand redet, — noch für einen, der seinen Salon mit einer eleganten Dame auszuschmücken wünscht. Keine dieser beiden Schablonen-Existenzen wird sie befriedigen. — Die will wahrhaft leben, das heißt, sich entwickeln!"

„Ah so!" fiel der Assessor dem alten Mann in die Rede, „ich glaube gar, Sie reden der Frauen-Emancipation das Wort?"

„Was in der Luft liegt, geht uns immer etwas an," meinte der alte Herr mit einem feinen Lächeln, „auch wenn wir wie der Vogel Strauß die Augen hartnäckig schließen. Als zu Anfang unseres Jahrhunderts die Aufhebung der Leibeigenschaft stattfand, welch ein Geschrei und Dagegeneifern! Heute, wer kann sich's noch anders denken, als wie es ist?"

„Es soll also ein Weiber-Regiment losgehen?" warf der Assessor ein und lachte laut auf.

„Vielleicht!" meinte der alte Herr. „Und dann kommt eines Tages die Männer-Emancipation, — es muß immer etwas kommen in der Welt. Ich habe schon so manches erlebt, mein Lieber; ich sperre mich nicht mehr!"

„Aber wir, nicht wahr, Herr Practicant," wendete sich der Assessor an diesen, „wir stehen noch so mitten drin, wir wollen nichts mit jener Sorte berufsbehafteter Mädchen zu thun haben?!"

„Hm," warf der alte Herr schnell dazwischen, „der Beruf wäre noch das wenigste; aber es kommt da noch etwas anderes in Betracht, was manchem vielleicht unbequem werden könnte: die Wahl des denkenden, mit offenem Blick ins Leben schauenden Mädchens fällt anders aus, als die des Gänschens, mit seiner künstlich conservirten Kinder-Unschuld. Hier könnte die Herrschaft der bisher sogenannten gefährlichen Männer einen kleinen Stoß erhalten, und das wäre kein Unglück, — die Wahlen fielen gediegener aus."

„So, glauben Sie? O, mein lieber Herr Director, Weib bleibt Weib!" erklärte der Assessor und wünschte den Herren eine gute Nacht.

„Na, hoffentlich wirst Du anlaufen, mein Lieber!" murmelte der Director hinter ihm drein.

„Ich glaube nicht," sagte sein junger Begleiter und rückte dem Vorgesetzten ein wenig näher.

Der alte Herr klopfte Schwert auf die Schulter. „Denken Sie nicht, daß das immer Liebeserklärungen sind, die ihr der Mensch da ins Ohr flüstert? Wenn er ihr nur ein bißchen Salat anbietet, meint man, es handele sich um eine Schnitte seines Herzens. Nun ja, schon möglich, daß ihr der elegante Mensch einigermaßen imponirt; macht 'was aus, wenn einer so mit jeder Gebärde, mit jedem Blick ausdrückt: ich sehe nur Dich, — ich höre nur Dich! Und dann gegenüber so ein Stock wie Sie! — Nein, um Gotteswillen, jetzt nur keine Rede, keine Versicherungen! Ich kenne Ihren edeln Stolz! Hüllen Sie Sich darein und frieren Sie, wenn der Kerl uns das Mädchen wegfischt! Da will ich neulich den verunglückten Führer Alois besuchen. Vor seinem Hof steht ein Dutzend Kinder. „Was giebt's?" so frag' ich. „Die Lisel ist drin." „So!" Ich geh' hin und schau' durchs Fenster. Richtig! da sitzt sie am Bett des Kranken und sitzt und sitzt und plaudert, und die Leut' stehen um sie herum, und 's ist eine Herrlichkeit! Bevor sie geht, drückt sie der Frau 'was in die Hand, und fort ist sie! — Sehen Sie, das braucht ja der Assessor alles gar nicht! Sie ist eine Natur, und ihm genügt eine schöne reiche Puppe. — Herrgott, wenn Sie, mein junger Freund, und diese Lisel ein Paar würden!"

Schwert versuchte zu lachen. Der alte Herr aber erhob sich mit den Worten: „Lieber, wenn man etwas Tüchtiges thun kann, so muß man's um Gotteswillen nicht versäumen!"

Am anderen Morgen ereignete sich etwas Seltsames. Der Assessor und der Bau-Practicant begegneten sich im Führerzimmer; keiner der beiden war noch in diesem Raume gesehen worden. Sie begrüßten einander kühl, und jeder setzte sich an einen anderen Tisch, wo sie mit etlichen Führern den Frühschoppen tranken. Darnach trafen sie sich noch draußen, und es blieb ihnen nichts anderes übrig, als einträchtlich neben einander herzuwandeln.

Drunten auf der Wiese wurde das Heu aufgeladen, und die Lisel in ihrem weißen Kleid stand unter einer Schar Dorfkinder, tollte sich mit ihnen herum und warf sie ins Heu; und zuletzt thronte sie hoch oben auf dem Wagen und leitete ihn selber über die Wiese hin. Da erblickte sie die beiden Männer am Weg oben, und es war aus mit all ihrer Freude, und sie wußte es wieder: ich gehöre nicht mehr mir selber an, — ich bin gebunden! Und ist es denn wahr, ist es denn wahr? Warum

Marie Dahn-Hausmann als Mutter Hartwig in „Eva" von Richard Voß.
Nach einer Photographie des Ateliers Elvira in München.
Siehe Seite 167.

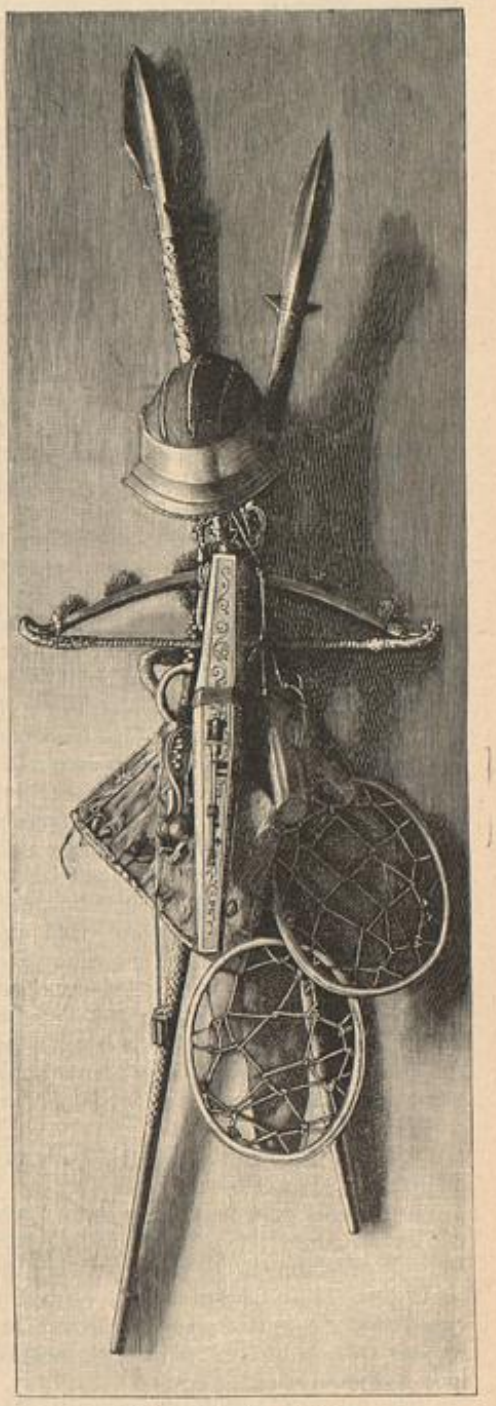


Fig. 1. Jagdgeräthe.
Zeichnung von Karl Rickelt in München.
Waffen-Trophäen. — Siehe Seite 166.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

gehe ich nicht zu ihm hin und sage es ihm? Nein, es ist nicht wahr! Was hat dieser Mensch an sich, das mir den Willen lähmt? — O, nur fort, — fort, — heraus aus alle dem, — hinauf zur Königspitze!"

Was dort geschehen sollte, das wußte sie freilich nicht.

— — — — — — — — — — — — — —

Frau Werner ging über die abgemähten Wiesen neben dem Suldenbach hin. Lisel war vor zwei Stunden zur Schaubach-Hütte aufgebrochen, um am anderen Morgen die Königspitze zu besteigen.

Die einsame Frau war in tiefen Gedanken; sie hatte eine Unterredung mit dem Director gehabt, die damit anfing, daß sie sich ein wenig über den Practicanten beklagte, der ihr geflissentlich aus dem Wege gehe und ihre freundlichen Fragen nur mit kurzen, unverbindlichen Anworten lohne.

„Ja, warum reden Sie auch mit ihm, wie mit einem kranken Huhn!" hatte der alte Herr herausgepoltert. „Wem Adlersschwingen gewachsen sind, der erträgt die Sprache des Mitleids nicht; auch wenn ihm jene großstädtischen Gewohnheiten abgehen, die von sorgenlosen Verhältnissen mit sich gebracht werden."

„O, das besticht mich nicht!" fiel ihm Frau Werner in die Rede; „im Gegentheil! ich hätte zum Beispiel gar keine Freude — wenn meine Tochter, — wenn dieser Assessor —."

„Ja, für den ist Ihre Lisel zu gut! Ob sie aber den anderen, ich meine meinen jungen Practicanten, verdient, das wird sich zeigen!"

Wenn auch Frau Werner unter dem Eigenwillen ihres Kindes oft zu leiden hatte, so war doch in ihren Augen jeder andere verpflichtet, in Lisel eine Vollkommenheit zu sehen, an der schlechterdings nichts auszusetzen war. „Sie stellen," sagte sie daher mit einem Lächeln gekränkten Mutterstolzes, „Ihren Schützling ja sehr hoch, Herr Director!"

„Mit Recht! Er ist ein hervorragend begabter Mensch, und er ist gut und bescheiden, — leider zu bescheiden für seine Mutter!"

„Ist sie Witwe, ohne andere Kinder?"

„Ja."

„Da wird sie sich am Ende nicht von ihm trennen wollen?"

„Hätten Sie das vor, bei Ihrer Tochter zu bleiben, auch wenn sie verheirathet ist!"

„Unbedingt! Auch meine Eltern sind mir nachgezogen, und wenn ich sie nicht gehabt hätte —"

„Wären Sie vielleicht eine glücklichere Frau geworden! Ja, meine Verehrteste, Sie sind eine blinde, ganz und gar in Bewunderung für Ihr Kind aufgehende Mutter! Wehe dem Schwiegersohn, der es Ihnen an Blindheit und Bewunderung nicht gleich thut! Was aber gefordert wird, wird bald als Zwang empfunden, und so bricht manches Glück zusammen. Ich für meine Person halte nichts von einer Mutterliebe, die sich nicht in den Schatten zu stellen vermag; bei Schwert's Mutter ist das nicht zu befürchten."

Frau Werner war eine Natur, die über alles grübelte, und so dachte sie auch jetzt auf ihre Weise über die Dinge nach, die ihr der alte Herr gesagt. Wohl war sie eine schwache Mutter, die ihr Kind ungebührlich bewunderte. Unwillkürlich mußte sie zurückdenken. Auch sie war das viel bewunderte Töchterchen schwacher Eltern gewesen, und sie hatte die Huldigungen, die man ihr zollte, als etwas Selbstverständliches hingenommen. Dann kam der Mann, und seine Bewunderung war keine so unbedingte. Er wollte sie anders haben, und sie, überzeugt, daß sie recht war, wie sie war, empörte sich gegen diese Zumuthung. Sie ging immer mehr zu ihren Eltern, und der Mann ließ sie gewähren; und eines Tages stand sie an zwei Gräbern, und niemand bewunderte sie mehr.

„Und hat diese Bewunderung nicht eigentlich mein Dasein vergiftet?" sprach sie mit einem Male laut vor sich hin. Ja, ja, sie hatte sich immer für etwas Besonderes gehalten, und sie war nichts Besonderes. Um keines Menschen Freundschaft, um keines Menschen Interesse hatte sie sich bemüht, denn niemand würdigte sie so wie die Eltern, niemand war so mit ihr einverstanden, wie diese.

Sie fuhr zusammen. „Ich bin vielleicht mit schuldig an dem Leichtsinn meines Mannes!"

Und dann, hatte sie nicht an ihrem Kinde gehandelt, wie ihre Eltern an ihr gehandelt hatten? Nur, daß sich die gesunde Natur Lisels gegen das Gift sträubte, das die Mutter ihr einzugeben bemüht war. Lisels Wunsch, daß jemand sie beim Schopf nähme und schüttele, war das nicht ein Auflehnen gegen diese beständige mütterliche Bewunderung?

„Es hat mich getroffen!" murmelte Frau Werner; „aber ich war mir noch nicht klar, ich wußte noch nicht! — Jetzt weiß ich es! Der alte Herr hat mir die Binde von den Augen gerissen. Ich wollte, o, ich wollte, jener liebe, blonde Mensch liebte mein Kind! Ihm würde ich sie anvertrauen! — Und dann, — gewiß, ich ziehe mich zurück! Wenn es seine Mutter kann, ich kann es auch! Ich will jene Frau kennen lernen, ich will überhaupt Menschen suchen; man braucht Menschen!"

Sie schaute auf. Es kam da jemand mit purpurrothem Gesicht und völlig athemlos über die Wiese gelaufen. Die Consulin war's! Sie winkte schon von weitem und stolperte fast über ihre eigenen Füße.

„Meine Liebe", überfiel sie die einsame Frau, „ach, meine Liebe, ich kann nicht länger schweigen, es ist mir ganz unmöglich! Ich muß es Ihnen sagen! Bitte, was kann ich dafür, daß mein Herz ein solches Interesse an allen Liebesleuten nimmt? Ich muß etwas thun! Ich muß sie unter meine Fittiche nehmen! Es ginge mir gegen die Natur, nichts zu thun! Und bitte, liebe Frau Werner, aber es ist der Welt Lauf; alle Mütter werden angeführt, — jetzt ist es an Ihnen! Ich weiß es und habe es schrecklich lange für mir behalten, und jetzt muß es heraus: Der Assessor ist auch auf die Königspitze, und morgen Abend haben wir in Sulden ein Brautpaar zu begrüßen! Ich, — ich gratulire jetzt schon, meine liebe Frau Werner!" schloß sie völlig athemlos ihren Bericht.

Lisels Mutter war todtenblaß geworden.

„Der Assessor auf der Königspitze?" murmelte sie, ohne weiter auf die geräuschvolle Frau an ihrer Seite zu achten. „Mein Kind, mein Kind!"

„Mein Gott, aber wozu rennen Sie denn?" rief die keuchende Consulin und suchte sich an Frau Werner's Arm fest zu halten. „Ich komme Ihnen ja gar nicht nach!"

Sie stand schon allein.

„Lauf' Du nur," sprach sie hinter der Voraneilenden her, „auf die Königspitze kommst Du doch nicht! Mein Gott, diese Mütter! Jede will den Schwiegersohn nach ihrem Sinn haben und erhebt ein Gezeter, wenn so ein junges Wurm nach eigenem Geschmack heirathen will!"

Sie rief ein paar Kinder herbei, die auf der Wiese spielten.

„Holt mir grüne Lärchenzweige aus dem Wald, so viel Ihr schleppen könnt und bringt sie hinauf ins Hotel."

„So!" dachte sie und rieb sich die Hände, „jetzt wird in aller Stille des Assessors und der Lisel Thüre mit Grünem geschmückt, und dann werde ich jedem sagen, daß ich es schon lang' gewußt habe. — Ja, was ist denn los?" unterbrach sie sich.

Da kam vom Hotel der Director, gestiefelt und gespornt, mit seinem Peter Dangl den Weg herunter. Und Frau Werner begleitete den alten Herrn, der eifrig auf sie einredete. Die Consulin hörte gerade noch, wie er versicherte: „Ich werde zur Zeit oben sein, nur ruhig!"

„Ja, was, Herr Director, wohin denn noch so spät?" schrie sie den alten Herrn an, „das ist ja ganz unverantwortlich, in Ihrem Alter so in die Nacht hinein aufzubrechen!"

„Beruhigen Sie Sich! Ich nehme einen Esel bis zur Schaubach-Hütte!" sagte der alte Herr und rannte an ihr vorbei.

„Ja und dann?" schrie sie ihm nach.

„Dann? Nun, dann gilts, daß mir keiner zuvorkomme. Ich habe wieder eine Eroberung im Sinne, wissen Sie!"

„Nein," wendete sich die Consulin an Frau Werner, die mit all ihren Gedanken bei dem alten Herrn war, der da hinunter eilte, „nun bitte ich Sie, nun hat er's wieder auf einen jungfräulichen Boden abgesehen! Er wird sich noch den Tod holen mit seiner Kraxelei! Wenn er morgen Abend zurückkommt, lasse ich ihm eine Wärmflasche ins Bett stecken. Schleimsuppe, ein Beefsteak mit Compot und eine Flasche Wein, das kriegt er, und dann muß er gleich schlafen! — „Nun, wie ist's, meine liebe Frau Werner, haben Sie Sich ein wenig ins Unabänderliche gefunden?"

Die neben ihr stehende Frau Werner nickte, indem ihr Blick immer noch die kleine, bewegliche Gestalt des Directors verfolgte, der nun auf einem Esel saß und zurückwinkte, bis er verschwand. —

Lisel war am anderen Tag mit ihren zwei Führern noch vor Sonnenaufgang auf dem Hang zum Königsjoch emporgeklettert. Der Aufstieg war ein äußerst beschwerlicher gewesen, den aber der Neuschnee, in dem man Fuß fassen konnte, einigermaßen begünstigte. Am oberen Grat des Joches gab's viel Eisarbeit, und jeder Tritt erforderte die vollste Kraft und Aufmerksamkeit. Lisel, den Eispickel in der Hand, mit Steigeisen an den Füßen und an ihren Führer angeseilt, befolgte gehorsam jeden Wink das alten Hans, der hauptsächlich vor dem Zurückschauen warnte. Mit einem Male bemerkte er: „Wir sind nicht die ersten heute, da hinauf."

Lisel nickte; sie hatte sie längst beobachtet, die frischen Fußtapfen im Schnee, und ihre Gedanken darüber gehabt.

„Nur stad!" mußte der alte Hans alle Augenblick sagen, „nur stad!"

Und endlich standen sie oben auf dem Schnee-Plateau der Königspitze! Lisel athemlos, kaum im stande, sich gegen den von allen Seiten auf sie eindringenden Sturm zu behaupten; unwillkürlich streckte sie die Hand nach ihrem Freunde Hans aus und schloß einen Moment die Augen.

„Guten Morgen auf der Königspitze!" rief eine Stimme dicht in ihrer Nähe. „Kommen Sie schnell! Hier in dieser Ecke am Felsen sind Sie geschützt!"

Es war Schwert, und Lisel folgte ihm.

„Kommen Sie von der Schaubach- oder der Beckmann-Hütte?" fragte sie.

„Von keiner von beiden," gab er zur Antwort, „ich finde das Uebernachten in diesen Räumen schrecklich."

„Darum hat mir Hans den Willen thun müssen, und wir haben die Beckmann-Hütte genommen. Das halbe Hotel ist zur Schaubach-Hütte aufgebrochen, und wir hatten's ganz still, nicht wahr, Hans?"

Dieser nickte, indem er ein paar Plaids für sie ausbreitete.

Schwert hatte sich etliche Schritte von dem Mädchen entfernt ausgestreckt und theilte sich mit seinem Führer friedlich in ein robustes Frühstück, das ihnen herrlich mundete. Plötzlich aber ließ er alles liegen und stehen und sprang auf, dem jungen Mädchen winkend.

Im nächsten Augenblick hingen die Blicke der beiden jungen Leute in völliger Selbstvergessenheit an einem goldenen Wölkchen, das langsam hinter der Ortlerspitze hervorkam. Noch eine Minute und alles leuchtete in purpurner Pracht und aus der verschwommenen Ferne erhoben sich glitzernd die Schnee-Alpen, und dahinter lag die Welt im blauen Dunst.

Ein Rausch erfaßte die beiden Menschen.

Lisel liefen die Thränen über die Wangen. „Man wird ganz, — ganz anders hier oben!" stammelte sie.

Schwert sah sie mit einem strahlenden Lächeln an, und sie nickten einander zu und saßen dann still beisammen und schauten das Schauspiel des werdenden Tages an, und wie sich die strahlende Sonne auch in die dämmernden Thäler streckte.

Der Hans hatte, wie ein sorgender Vater, ein reichliches Frühstück vor seinem Schützling ausgebreitet, und Lisel war hungrig und langte wacker zu.

Vor ihnen führte eine schmale Lawinenrinne jäh hinab, unten mit einem grünen Wiesenfleckchen abschließend, das seltsam aus der weißen Umrahmung hervorstach.

„Man sollte nicht mehr hinunter müssen!" sagte Lisel. „Man sollte hier oben ein krystallenes Haus bauen, ganz und gar durchsichtig, daß man immer das Herrliche sähe!"

„Aber die Menschen, die dann kämen!" meinte der junge Mann.

„O, wir ließen nur den Herrn Director herauf," erklärte Lisel, löste ein Stück Chocolade aus dem Stanniol und brach es entzwei. „Sie theilen doch mit mir?"

Er nahm's, sah es aufmerksam an und murmelte leise: „Lind-Chocolade." Und da fiel ihr ein: „eine solche Tafel habe ich ihm schon einmal gegeben," und indem sie sich selber ermahnte: „Führe ihn nicht in Versuchung," fragte sie auch schon: „Kennen Sie diese Chocolade?"

„Ja! Ich bekam einmal eine solche Tafel von einem unbekannten Christkindchen beschert."

„Und Sie haben Sich keine Mühe gegeben, es kennen zu lernen?"

Da sah er sie an. „Wenn das Christkindchen Lust hat, kann es sich offenbaren."

Lisel erröthete und es ging ihr wie ein Stich durch die Seele: „Der Assessor ist auch noch ein Verläumder! Hat er nicht gesagt, dieser Mensch warte nur auf die Gelegenheit, mir eine Erklärung zu machen?"

Doch was war das?! — Sie hatte sich vergessen, eine kurze selige halbe Stunde lang, und jetzt, als sie aufblickte, stand er, dessen sie eben als Verläumder gedacht, vor ihr!

Der Assessor war da im Schnee heraufgekommen, muthlos, — und gab sich die erdenklichste Mühe, so wenig erschöpft wie möglich drein zu sehen, was ihm aber nur schlecht gelang.

In weniger als fünf Minuten saß Lisel auf einem bequemen Kissen, über ihr balancirte ein rother Schirm, der im Schnee stack, und sie aß von einem silbernen Tellerchen candirte Früchte. Der Assessor bediente sie, und that so, als seien sie beide ganz allein und nicht ein dritter da. Und rings um sie her eine herrliche Gletscherwelt, auf die er noch keinen Blick geworfen hatte!

Lisel saß da, wie gelähmt, wie von einem bösen Geist in Bann gethan, und wagte nicht, die Augen aufzuschlagen. „Für ein kurzes Spiel ein ganzes Leben der

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Pein! Ist das nicht zu hart?" sprach es in ihrem Innern. „O, warum kann ich gegen die Macht dieses Menschen nicht aufkommen? Was ist das? was ist das?"

Da hüstelte er, und sie blickte in die Höhe. — Sie sah ihn sitzen, müde und bleich, und der Wind riß ihm das peinlich gescheitelte Haar auseinander. Sie wußte selber nicht, wie ihr geschah, aber der Zauber war gebrochen! Der Mächtige, Sichere, er bot da oben den Anblick eines fröstelnden, beinahe ängstlichen Mannes! Der andere aber saß dort so ruhig, so vertraut mit der scharfen Gletscherluft, so eins mit dem Bilde rings um ihn her!

Da flog das silberne Tellerchen in den Schnee, und das Mädchen sprang auf, den ersten besten Stock vom Boden aufraffend, und schaute die beiden Männer mit sprühenden, blitzenden Augen an.

„Wer folgt mir nach?!" Und fort sauste sie, die Lawinen-Rinne hinunter, stehend, auf den Stock gestützt, wie der Blitz!

Sie hatte das gelernt, beim alten Hans, — so jäh freilich war's nie gegangen, als da hinunter zur grünen Wiese!

Doch da! — Ein Entsetzen erfaßte das Mädchen! Wo war sie hingekommen? Da unten war's ja schwarz, schwarz wie die Nacht, und eine Spalte that sich auf, unabsehbar!

Ein schweres Athmen, ein heiseres Keuchen, und jemand sauste an ihr vorbei, — sie sah nicht, wer, — sie fiel und rutschte liegend weiter mit geschlossenen Augen. — Dann gab's einen Ruck!

„Das Ende!" schrie sie unwillkürlich.

„Nein, nein! — Muth, Muth!"

Wer sprach da? Was war das für ein warmer Hauch, der ihr über's Gesicht hinging?

Ein Antlitz, weiß wie der Schnee, seltsam starr und versteinert, beugte sich über sie hin.

Sie wollte sich aufrichten.

„Um Himmelswillen, nicht rühren! Da unten ist der Abgrund! Wir können nichts thun, wir müssen warten!"

Lisel erhob das Haupt, jetzt erkannte sie ihn; der Mensch, der vor ihr kniete und zu ihr sprach, war Schwert!

„Gott sei Dank!" stammelte sie, und das Gesicht auf ihre Kniee legend, brach sie in ein krampfhaftes Schluchzen aus. —

Schwert beobachtete die drei Männer, die langsam und sicher ihre, mit Steigeisen bewaffneten Füße in die Rinne setzten und so herunterkamen. Zum Glück stand die Sonne noch nicht hoch genug, um das Abthauen des Schnees zu befördern, sonst, — eine Lawine von oben, und sie wären alle verloren gewesen!

Aber die wackeren Männer waren zur Stelle, bevor es zu spät wurde, und in weniger als zehn Minuten war alles zum Aufstieg bereit.

Rechts von der Rinne, über einen Felsenkamm ging's, und dann die Gletscherwand hinan. Der junge, kräftige Hans-Sepp schlug die Stufen ein; von Zeit zu Zeit stieß er einen kurzen Ruf aus, dann warf sich alles aufs Gesicht, und ein Regen von Stein- und Eisstücken ging über sie weg.

Zuweilen sank Lisel vor Erschöpfung in die Kniee, aber der alte Hans riß sie immer wieder auf.

„Muth, Muth!" tröstete er, „jetzt sind wir gleich oben am Schnee, und dann sind wir fein heraus."

Schwert redete und scherzte hinter ihnen mit den Führern, als ob nichts wäre, — als habe er nicht noch soeben sein Leben für ein anderes aufs Spiel gesetzt. — Aber in seiner Stimme zitterte etwas, — und das hörte, das fühlte nur sie.

Endlich kletterten sie über den das Schnee-Plateau und den Gletscher scheidenden Felshang, und jetzt hieß es rasten.

Nichts glich der Sorgfalt, mit der die rauhen Gebirgsleute das erschöpfte Mädchen umgaben. Der eine legte ihr seinen Rucksack unter den Kopf, der andere deckte ihr seine Jacke über die Füße; sie nöthigten ihr einen Schluck Cognac auf und setzten sich dann alle um sie herum.

„Ja, die Lisel," hieß es, „die kann's!"

„Brav hat sie sich gehalten, die Lisel!"

„Ich bitte Euch," wehrte sie, „ich habe Euch alle in Lebensgefahr gebracht! Was habt Ihr für mich gethan!"

Sie lachten alle auf.

„War gar nix! — Ja freilich, der Herr dort, das ist schon 'was gewesen! — Ja, das war 'was!" gaben sie einstimmig zu.

Schwert stand an ein Felsstück gelehnt, die Hände in den Taschen, und pfiff.

Aber als ihr Blick ihn suchte, — großer Gott, konnte eine menschliche Brust so viel Seligkeit fassen, wie sie aus seinen Augen strahlte?!

Nein, es war nicht rathsam, einen zweiten Blick nach jenem Menschen hin zu thun.

Plötzlich schrie er laut auf und schwenkte die Arme. „Hurra! Hurra!"

Da oben, am Kamm des Schneeberges, bewegte sich etwas her, ein wunderliches Gespann, das einer stehend leitete und aus dem ein kleines vermummtes Köpfchen ragte, das sich lebhaft hin und her bewegte.

„Das ist der Director," freuten sich die Führer, „das ist der Dangl mit seinem Director!"

Und sie schrien und winkten dem alten Herrn entgegen, der wie der Wind über die Schneefläche heruntergejagt kam und dann schimpfend und polternd seinem Plaid entstieg.

„Also das ist der jungfräuliche Boden, den ich im Schweiße meines Angesichts zu erobern hoffte, und auf dem sich's die halbe Hotel-Gesellschaft bequem gemacht?"

Er schaute sich nach allen Seiten um. „Wo sind denn die anderen?"

„Es fehlt niemand," behauptete der alte Hans, „und wir wären auch schon lang herunter, aber die Lisel hat einen kleinen Seitensprung gemacht. — Ja, ja, und 's wär' leicht um sie geschehen gewesen — ohne den jungen Herrn."

„So!" Der Director sah sich die beiden an und nickte dann vergnügt vor sich hin. „Auf nach Valencia!" commandirte er.

Und die ganze Gesellschaft setzte sich in Bewegung.

Es dunkelte, als man in der Schaubach-Hütte ankam.

Dort wartete ihrer ein Führer, der ihnen mit einem Esel entgegengeschickt worden war.

Der Assessor habe das im Sulden-Hotel so angeordnet; er hatte dort ausgerichtet, die Gesellschaft habe noch einen kleinen Umweg unternommen, der ihm zu weit gewesen sei.

„Und das schickt er der Lisel," fügte der Führer seinem Berichte hinzu und übergab dem Mädchen ein kleines Päckchen, „und der Herr Assessor läßt recht schön grüßen."

Nach kurzer Rast ging's beim herrlichsten Mondschein den schmalen Pfad ins Sulden-Thal hinunter, — voraus die Lisel auf einem Esel, den Schwert am Zügel führte.

Der Herr Director kam erst weit hinten nach; der alte Herr behauptete steif und fest, sein Esel sei die Bosheit selbst, und er müsse daher sämmtliche Führer um sich haben, falls ein Unglück passire.

Zum alten Hans sagte er: „Ihr wißt, die zwei da vorne muß man jetzt allein lassen!"

Und dann ließ er sich erzählen, was eigentlich auf dem Hoch-Plateau der Königspitze geschehen war.

Einstweilen war zwischen den beiden jungen Menschen, die man sich selber überlassen hatte, noch kein Wort gesprochen worden.

Mondesglanz lag über der seltsamen Gruppe, deren Schatten an der Felswand oder über den Boden hinhuschten.

Schwert schritt gesenkten Hauptes dahin, und Lisel wußte genau, in dem Augenblicke, als ihr der Führer das Päckchen mit einem Gruß vom Assessor überreichte, hatte sich's über ihres Lebensretters Züge wie ein Schatten gelegt, — und seither hatte er sie nicht wieder angesehen.

Sie mußte reden, und sie wollte auch, aber es war nicht leicht; das Herz klopfte ihr bis hinauf in den Hals, und eigentlich hätte sie lieber geweint und —.

Aber nein, es mußte sein!

„Diesen Ring," hob sie zitternd an, „hat mir der Assessor soeben geschickt, — er gehört mir. — Ich muß Ihnen seine Geschichte erzählen, — sonst verstehen Sie ja nicht, — was ich — was ich gethan. — — Es hat mir geschmeichelt, daß dieser Mensch sich für mich interessirte. Er hatte so etwas Glänzendes, Sicheres. — Ja, es ist wahr, ich ließ mir von ihm den Hof machen, — und ich habe ihn mir schon von vielen anderen auch machen lassen. Aber der —! — Vorgestern Abend nahm er mir den Ring vom Finger, — ich sei gebunden, — er sei kein Mann, mit dem man spiele, — und was er noch sagte. — Ich wollte nicht, — o nein! Ich war unglückselig, aber ich war wie gelähmt, — denn ich fühlte mich schuldig, — und darum, machtlos. — — Aber wie er nun da heraufkam, — da war ich auf einmal wieder ich selber. — Es hat mich ergriffen, ich weiß nicht wie! Hinaus hab' ich müssen, aus alle dem, — und ich hab's gewußt: der geht nicht mit! — Ich hab's gewußt" — fügte sie kaum hörbar hinzu, „der andere thut's!"

Da wurde es still auf dem schmalen Pfad des mondbeschienenen Ebenwand-Ferners, und es waren mit einem Male ganz veränderte und wechselvolle Schattenbilder, die da über den Weg und längs der Wände hinhuschten, — Schattenbilder von zweien, die sich umschlungen hielten, und deren Häupter immer und immer wieder wie in eins zusammenschmolzen.

Ende.

Nachdruck verboten.

Baby's Equipage.

Humoreske von Paul Oskar Höcker in Berlin.

Baby's erste Ausfahrt! — Es war an einem köstlichen Maitag; wir lehnten beide am offenen Fenster. Mein Frauchen war noch matt und blaß, sah aber in dem neuen Morgenkleid gar herzig aus. Auch lag heute etwas in diesen großen, dunkeln Augen, das ich bisher noch nie darin entdeckt hatte, — ein ganz besonderer Sonnenstrahl der Mutterfreude verklärte das blasse Gesichtchen. Und jetzt beugte meine kleine Frau den Kopf vor, — ich pflanzte mich mit einem breiten behaglichen Schmunzeln neben ihr auf. Sie klatschte in die schmalen Hände, etwas wie Jauchzen klang in den Lärm der Straße, — und da . . .

Nein, die Sache war zu komisch! Aus der Hausthür trippelte Großmama, sah sich ängstlich nach allen Seiten um, spannte den Sonnenschirm auf, und dann erschien — tief, tief unter uns — unsere Kinder-Equipage mit dem hellen Punkt auf dem Kopfpolster.

„Männi, hast Du gesehen?' — „Was denn?" — „Baby hat herausgenickt!" — „Nicht möglich?!" — „Aber ganz deutlich! — Addieu, mein Schatz! Adieu, Puttchen! Grüß Dich Gott, kleines . . .!"

Meine Frau machte Complimente zum Fenster hinaus, klatschte in die Hände, lachte und jubelte.

Ich hatte mir einen Feiertag bewilligt, — denn es war die erste Fahrung unserer Hochzeit. Es machte daher auch weiter keine Schwierigkeiten, die Equipage Kleinchens, nach Beendigung der ersten Ausfahrt, wieder die vier Treppen auf unseren Olymp heraufzuschaffen. Das Mädchen faßte oben an der Handhabe an, ich unten an den Rädern, — Großmama trug Baby, — und so ging die Bergpartie unter Einhaltung mehrerer Stationen langsam, aber sicher, und ohne jeden Unfall vor sich.

Oben angelangt, empfing mich meine Frau mit der Bemerkung: „Weißt Du, Männi, eigentlich hätten wir uns die Mühe des Heraufschaffens sparen können." — „Ach?" — „Ja, denn wenn das Wetter so bleibt, soll Kleinchen von jetzt ab doch alle Tage in den Thiergarten!" — „Hm, und wo soll der Wagen bleiben?" — „Geh' doch 'mal zum Portier! Der hat in dem großen Vorderzimmer, seiner ‚guten Stube', Raum genug, und so wäre der Wagen immer nur drei Stufen tief hinabzurollen." — „Ach, famos, famos! Ja, Du hast recht!"

Es kostete einen gewissen Aufwand meiner Beredsamkeit, — aber schließlich erklärte sich der Meister, nach einem inhaltsreichen Händedruck, damit einverstanden, daß unser Kinderwagen in seiner guten Stube untergebracht werde.

Auf die Dauer machte uns dieser Vertrag aber doch nicht glücklich. Minna, unser „Mädchen für alles", freundete sich bei dem täglichen Heraus- und Hineinschaffen des Wagens mit der Portiers-Frau in einer für unsere Häuslichkeit wenig ersprießlichen Weise an. Das Herausziehen des Wagens konnte doch höchstens zwei Minuten in Anspruch nehmen; Minna blieb aber zehn, fünfzehn, ja zwanzig Minuten und brachte immer abenteuerlichere Ausreden mit. Kurz und gut, — Baby kam nicht ohne täglichen heißen Kampf an die Luft.

Einmal wurde ich zu einer Disciplinar-Untersuchung aus meiner Arbeitsstube herausgeholt. Es handelte sich natürlich wieder um ein unverantwortlich langes Ausbleiben unserer Küchenfee. Meine Frau hatte wohl zehnmal aus dem Küchenfenster hinausgerufen; Großmama stand in ihrem neuen Umhang seufzend auf dem Corridor; Baby stak schon im Mantelchen und in der Kapuze, — das Mädchen aber kam nicht, — es kam nicht!

Nun flog ich entrüstet die vier Treppen hinunter. Schon unterwegs vernahm ich, vermischt mit den Klängen des Schunkelwalzers, Schreien, Lachen, Kreischen, — und als ich die Thür zur Portiers-Wohnung aufriß, ward mir grausam klar, warum die Leierkasten-Männer sich an ihren Spieltagen gerade unter meinen Fenstern so lange aufhielten: Aus allen Etagen, aus der ganzen Nachbarschaft hatte sich ein Chorus pflichtvergessener, weiblicher Wesen zum Tanz versammelt; mehrere Burschen umwohnender Offiziere betheiligten sich an dem „Hausball". Am hellichten Tage tanzten diese Ungeheuer von Mädchen hier im Keller während über ihren sündigen Häuptern ihre Herrinnen in nervöser Ungeduld verzweifelten!

Mir riß der Geduldsfaden. Mit ein paar schneidigen „Himmeldonnerwetter!" machte ich der ruchlosen Festlichkeit ein jähes Ende. Darauf sagte ich der Ballmutter meine Meinung; die Meinung, die ich von ihr hatte, war nicht eben die beste.

So kam es, daß nach dreiwöchentlicher gastlicher Unterkunft in der guten Stube von Herrn und Frau Köppke Baby's Equipage obdachlos auf den engen Treppenflur wanderte.

Hier konnte der Wagen auf die Dauer nicht stehen bleiben. In dem dunkeln Winkel versperrte er den Zugang zur linksseitigen Parterre-Wohnung, die eine alte Jungfer, eine in Waschküchen- und Hängeboden-Angelegenheiten von allen Parteien gefürchtete Persönlichkeit, inne hatte: Fräulein Adele Firstmann, der sogenannte Hausdrachen.

Ich verfügte mich also nach Rücksprache mit meiner Gattin schleunigst zu dem im Keller nebenan wohnenden Budiker. Ein gemüthliches Haus! Jovial klopfte er mir auf die Schulter. „Ja, mit so 'ne Eh'stands-Loc'motive! Na, haben Se man keene Bange nich, ik bin Menschenfreund. Et is hier in meine Kabuse zwar höll'schen enge, — aber Raum is in die kleenste Hütte for een zärtlich . . ."

Ich fragte den Menschenfreund nach seinen Bedingungen. Da wurde er aber grob. „Ja, wat slooben Se denn? Mach' ik mir etwa een Jeschäft daraus, dat ik alle Kinder-Ekipagen aus die Nachbarschaft bei mich zusammenstoppe? Nee, wenn Se det nich aus pure bloße Freindschaft von mich annehmen wollen, denn schicken Se die Loc'motive wohin Se wollen!"

Ich drückte meinem neuen Freunde gerührt die Hand.

„Und wenn Se schon was Uebriges thun wollen, Herr Doctor, denn kann Ihre liebe Frau ja det Bier von mich beziehen. Sehen Se, wat die jroßen Brauereien sind und die jroßen Verleger, — die entziehen dem kleenen Manne nachjerade sein janzet bieken Brod. Unsereener will doch ooch leben. Nich?"

Ich konnte nicht umhin, ihm unbedingt recht zu geben. Unsereiner ist ja auch nicht immer mit den ‚jroßen Verlegern' zufrieden.

Und denn, wie steht's denn mit Petroleum, feines Salon-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

öl? Und Spiritus, denaturalistischer, Heringe, Stiefelwichse? Was Se immer brauchen, ik bring es selbst bei Sie hin; ik mach' mir'n Verjnügen draus!"

In der ersten Begeisterung über die neuerworbene Freundschaft ließ ich mich zu allerlei Lieferungs-Concessionen hinreißen, die in den Ressort der Hausfrau gehören. Ich gerieth in grausame Verlegenheiten. Meine Frau erklärte mir, daß sie stets en gros beziehe; wenn sie die theureren Detail-Preise des Budikers zahlen solle, so müsse unbedingt eine Erhöhung des Wirthschaftsgeldes eintreten.

Nun, das neue Mädchen fand aber wenigstens keine Tanzgesellschaft bei dem Budiker im Nachbarkeller. Soldaten durften dort zum Glück nicht verkehren; denn der Menschenfreund stand im Rufe blutrothester Social-Demokratie. Das hätte mir an sich ziemlich gleichgiltig sein können; seine Gesinnung ward aber auch mir furchtbar, als sie in dem von ihm gelieferten Bier zum Ausdruck kam.

Es ward nämlich schlechter und schlechter, dünner und jünger von Tag zu Tag. Mein Freund haßte das von den Socialdemokraten damals einhellig boycottirte „Ringbier", und bezog von Kleinpietsch aus der Ackerstraße einen gar furchtbaren Trank!

Durften wir dem Menschenfreunde die Kundschaft aufkündigen? Lagen wir dann nicht sofort wieder auf der Straße mit unserem Kinderwagen? — Keine Rettung! Kein Ausweg . . . Heldenmüthig machten wir immer und immer wieder Versuche, die von meinem Freunde gelieferten Biermengen zu consumiren — auf jede Weise, mit heißem Bemühen. Aber Bierkarpfen, Biersuppe und Bierwurst im Sommer, — auf die Dauer erheischt dies ein zu heißes Bemühen! . . . Meine Frau gewöhnte sich allmählich das Biertrinken überhaupt ab, — und ich ging in die Kneipe.

Das Gerüst eines schrecklichen Familien-Dramas baute sich vor meinem ahnenden Auge auf: meine Frau mußte ja unzufrieden mit ihrer Lage werden! Immer öfter erschien ich, froh bejubelt, am Stammtisch, — und immer länger blieb ich. Denn das Ringbier schmeckte zu gut im Vergleich zu dem grauenvollen Getränk unseres Menschenfreundes.

Die ersten Thränen waren schon geflossen, — da faßte ich mir endlich ein Herz, suchte meinen Freund auf und legte ihm das Bekenntniß ab: es schmecke doch zu scheußlich, das Nichtboycottirte!

O, so hatte ich meinen Freund noch nie gesehen! Er war einfach furchtbar.

Mir flogen sofort zehn bis zwölf der kräftigsten Schlagwörter seiner Partei an den Kopf. Meinem Vortrag über die heiligen Pflichten eines Bierverlegers, der in seinem verantwortungsreichen Beruf über dem kleinlichen Getriebe der politischen Parteien stehen müsse, schenkte er keinerlei Beachtung. Er schrie, — er drohte mit einem großen Kladderadatsch, bei dem alle, alle, — ich, Miquel und die großen Brauerei-Directionen in die Luft stiegen würden.

Nun, schließlich hat man doch auch noch sein bißchen politische Ueberzeugung, und das Ende war: ich forderte von dem Menschenfreunde muthig und unentwegt: Ringbier! — Nie, nie würde ich das bekommen! lautete die Antwort.

„Und wenn Se jlooben, dat ik Ihnen noch länger den Faßke abjeben thue, dann irren Se Sich! Wenn Se bloß von wegen dem Wagen von mir bezogen haben, — dann war das 'ne Infamie — wissen Se!"

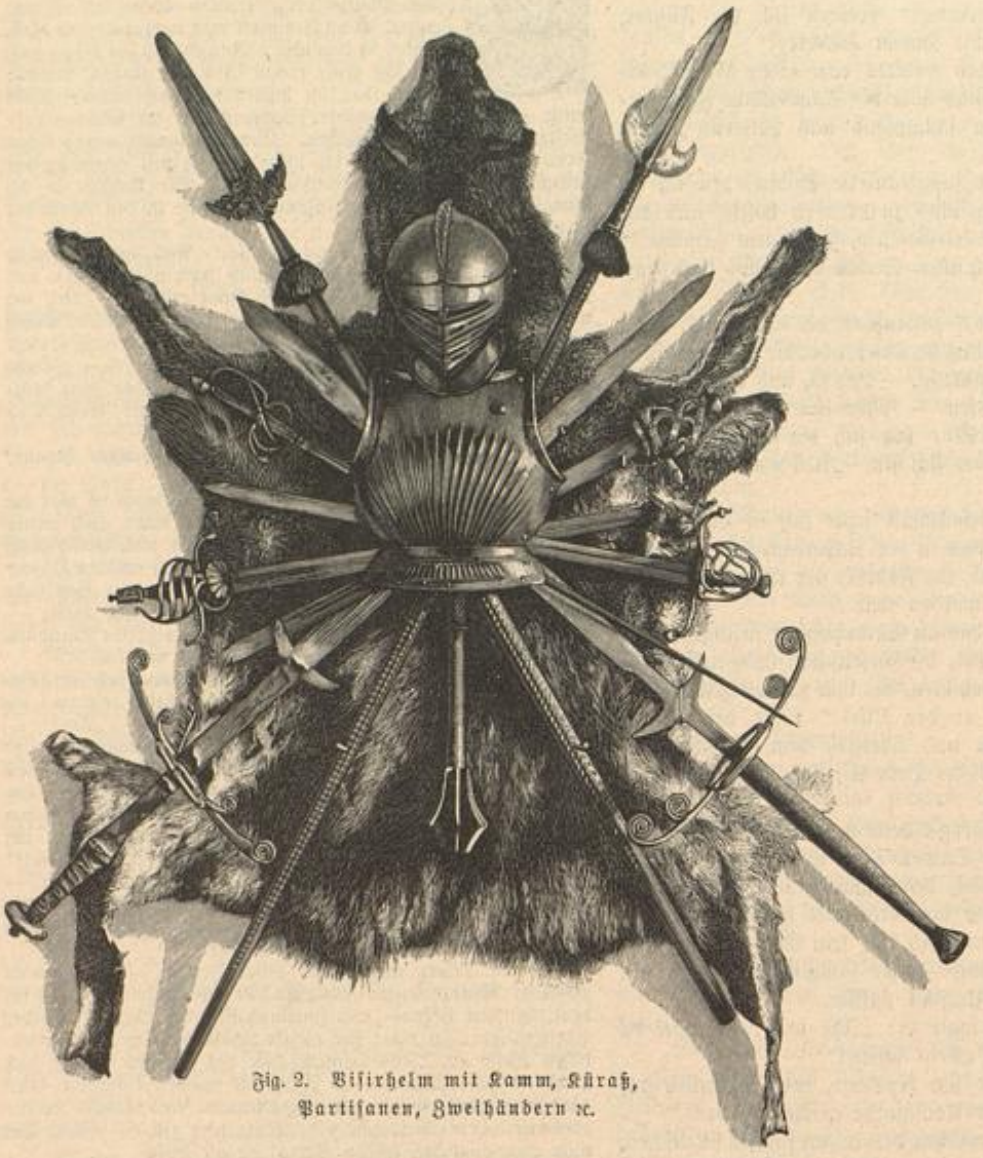


Fig. 2. Visirhelm mit Kamm, Küraß, Partisanen, Zweihändern ꝛc.

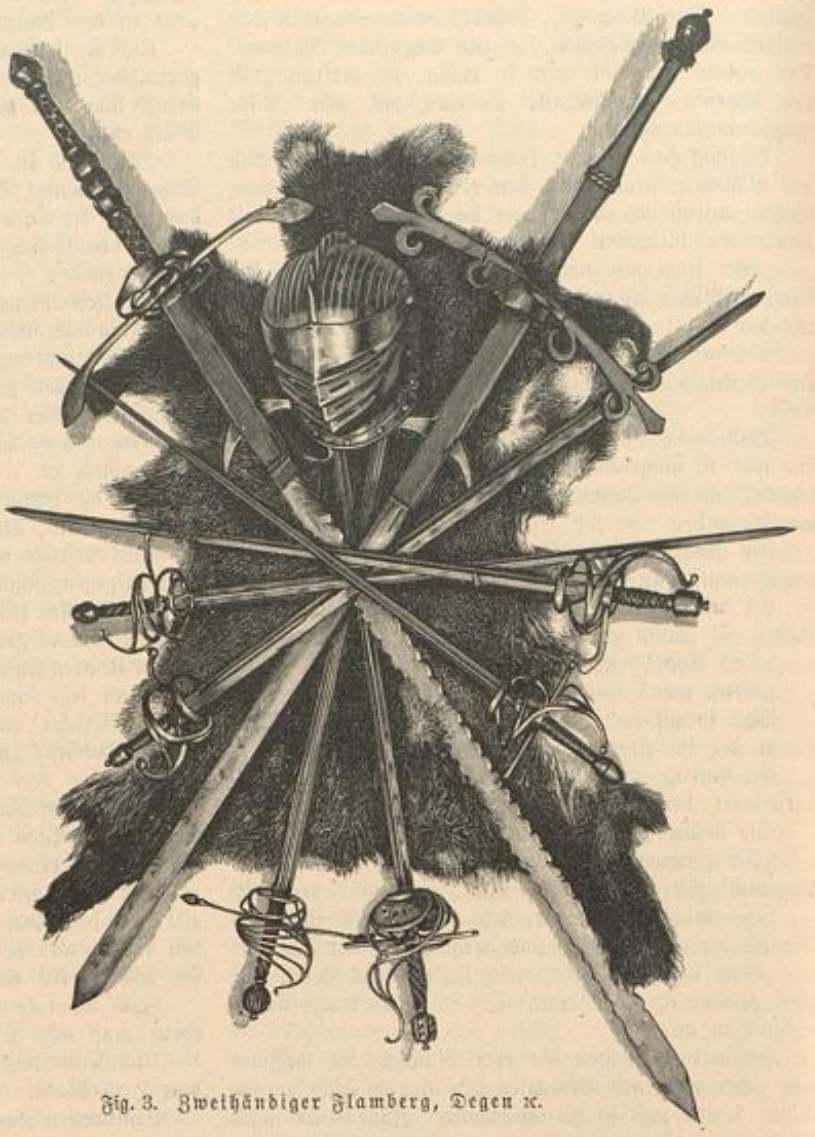


Fig. 3. Zweihändiger Flamberg, Degen ꝛc.

Fig. 4. Helm, Schwerter und Streitkolben.

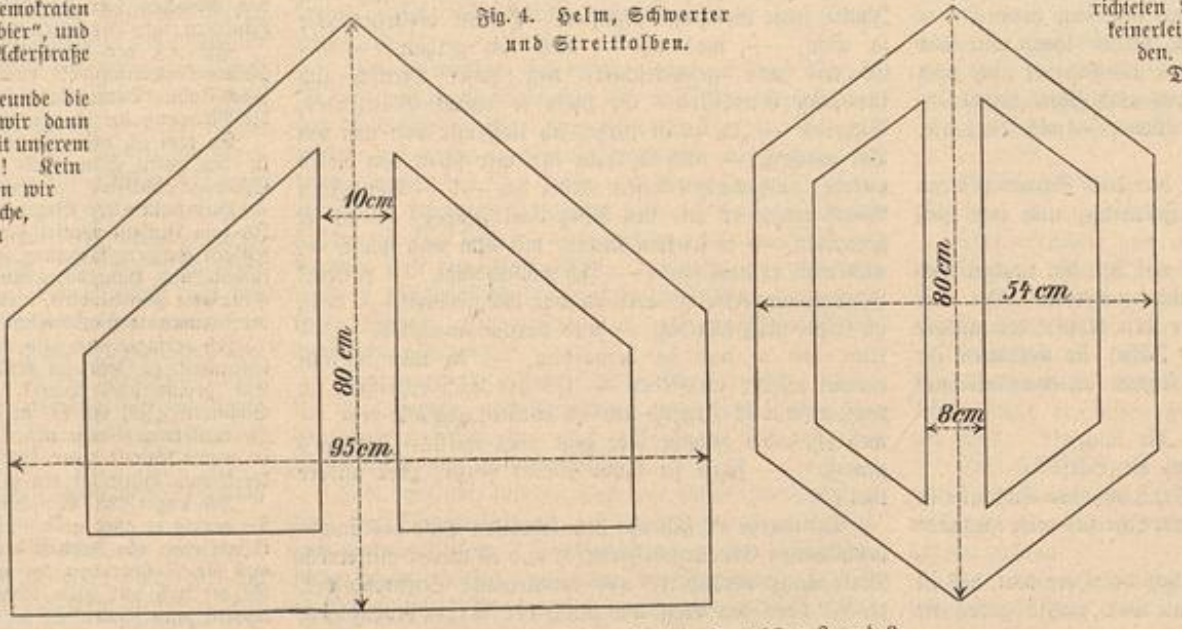


Fig. 5 und 6. Hölzerne Unterlagen für die Trophäen 2 und 3.

Waffen-Trophäen. — Zeichnungen von Karl Rickelt in München. — Siehe Seite 166.

Man könnte hier einwenden, daß sich mein ehemaliger Freund einer Verbal-Injurie schuldig gemacht habe. Nun, ich hatte in dem Kinderwagen-Martyrium zu resigniren gelernt. — —

Noch ehe ich meiner Frau Bescheid gab, versuchte ich mein Glück bei einem Tapezier, der ein paar Häuser weiter einen kleinen Laden besaß. Wieder waren die Aussichten die besten. Der Mann hatte gerade keine Arbeit, — „und wenn die gnädige Frau ihm ein bißchen was zuwenden wolle . . . eine Hand wäscht die andere."

Meine kleine Frau strahlte. Wir waren das Nichtboycottirte los, — und ich blieb hübsch solide daheim!

In unserer jungen, blitzsauber eingerichteten Wirthschaft war aber leider noch keinerlei Tapezierarbeit erforderlich geworden. „Oder doch, — halt 'mal! Weißt Du, Männi, die Wagenvorhänge könnten wir erneuern lassen! — „Hm, wird das theuer sein?" — „Bewahre, — nur, um dem Manne den guten Willen zu zeigen!" — „Schön!"

Also der Auftrag wird ertheilt. Der Wagen findet im Möbellager des Herrn Laddemann Unterkunft, — und schon am folgenden Morgen hatte der Chef eigenhändig die Vorhänge vom Wagen abgetrennt.

Es regnete, — auch den folgenden Tag, den dritten, — eine ganze Woche lang.

Endlich wieder Sonnenschein, — aber der Wagen war immer noch nicht fertig. Genau wie am ersten Tage stand er im Lager, — unbekleidet, nackt, eine Ruine! — Er müsse erst Zeug einkaufen, sagte mir der Tapezier, und forderte einen Vorschuß. Meine Frau erschrak über die Höhe des Betrages; dafür könne man Zeug zu einem ganzen Betthimmel kaufen, meinte sie. Gleichviel, — die Vorhänge wurden doch nicht fertig. Herr Laddemann hatte den Vorschuß natürlich sofort verprast! Ich drängte, ich bat, ich drohte, ich flehte . . . er hatte immer — „zu viel zu thun!"

Dabei stand der Unmensch, so oft ich vorüber kam, vor

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Landschaft bei Mondschein.

Nach dem Bilde von P. Hey in München. — Siehe Seite 168.

seiner Ladenthür, meine Cigarren rauchend, die ich ihm in meiner Schwachheit als Bestechungsmittel verabreicht hatte!

Während dieser Leidens-Periode hatte Baby natürlich Stubenarrest. Was scherte das aber diesen barbarischen Junggesellen!

Na, endlich! — Anfang October war's, da gelobte mir der Tapezier, als ich ihm ernstlich ins Gewissen sprach, Besserung und Reparatur. Ich mußte ihm aber auf der Stelle einen zweiten Vorschuß geben.

Diesen Umstand verschwieg ich meiner Frau. Ich wollte sie mit der vollendeten Thatsache überraschen. Allein meine Hoffnung ward schmählich getäuscht. Denn am anderen Tage war der Tapezier, gottlob unter Zurücklassung unseres Kinderwagens, „gerückt" . . . spurlos von der Bildfläche verschwunden! —

Nun machte sich meine kleine Frau selbst schleunigst an die Arbeit, Baby bekam wieder den Thiergarten zu sehen und kehrte stets mit dicken, rothen Pausbäckchen und strahlenden Augen heim.

Aber damit meinem Sprößling dieser Genuß verschafft werde, mußte ich mich täglich um $^1/_2$12 Uhr mitten aus der Arbeit herausreißen, um dem Mädchen beim Transport des Wagens zu helfen.

Ich hörte erregt schon immer vorher die leisen Schritte über den Teppich des Nebenzimmers. Husch, husch kam's an die Thür! Ein schwarzer Lockenkopf beugte sich gleich darauf über meine Schulter. „Männi, ich will Dich ja in keiner Weise stören — — ah, Du bist gerade am zweiten Actschluß Deines neuen Lustspiels? — Ja, aber siehst Du, Puttchen muß doch an die Luft, nicht wahr? das arme Kind . . ."

Ich legte also die Feder weg, half mit anfassen und begegnete unterwegs unfehlbar einer hübschen, jungen Dame oder einem eleganten Junggesellen, in deren Augen ich natürlich stets ein grausam klägliches Bild eines Ehemanns abgab. —

Neulich hatte ich aber keine Zeit gehabt, den Wagen wieder heraufzuholen. Abends fiel es meiner Frau ein. „Denk' nur, Männi! Der Wagen steht noch unten im Treppenflur! Himmel, was wird Fräulein Adele sagen!"

Der Hausdrachen!

Ich wartete schon auf den Moment, wo es klingeln würde. Fräulein Firstmann versteht keinen Spaß. Gewiß hat sie sich sofort beim Wirth beschwert, der schickt die Portiersfrau herauf, und dieser Person macht es natürlich ein unbändiges Vergnügen, mich im Auftrage des Hausbesitzers um unverzügliche Abstellung des Uebelstandes zu ersuchen.

Doch es klingelte nicht. Auch am folgenden Tage nicht. Ueberhaupt nicht. Der Wagen aber stand mit geradezu herausfordernder Unverschämtheit vor der Thür der alten Jungfer. Wenn sie in ihre Wohnung wollte, mußte sie sich zwischen Treppengeländer und Wagen schlechterdings hindurch drängen. Und doch noch keine Beschwerde! Woher diese rätselhafte Duldung?

Vorige Woche hatte ich einen Gang kurz vor Tische. Baby war soeben von der Spazierfahrt heraufgebracht worden, — der Wagen stand also noch mit allen Kissen und Decken da, — und, wie immer, dicht neben dem Eingang zur Wohnung des Hausdrachens. Die Teppiche auf der Treppe fingen den Schall meiner raschen Schritte auf, — eine magere Person, die unten an Baby's Kutsche stand, schien mein Kommen nicht gehört zu haben.

Einen Augenblick blieb ich wie angewurzelt stehen. Der Hausdrachen war's! Er hielt den von Baby zerrissenen und zerfledderten Hampelmann in der Hand, stand vorgebeugt, mit ernstem, tieftraurigem Gesichtsausdruck da, und, — es wird keiner glauben, der die verknitterte, verbitterte alte Jungfrau Adele Firstmann persönlich kennt, — der Hausdrachen weinte!

Was mag der harten alten Dame durch den Sinn gegangen sein?

Ich weiß es nicht, will das Geheimniß nicht erfahren, auch keinen Roman daraus machen. Vorläufig aber befinden wir vier, Baby, meine kleine Frau, der Kinderwagen und ich, uns endlich in dem frohen Genuß des langersehnten, sauer verdienten häuslichen Friedens. Dank sei unserem Hausdrachen!

Nachdruck verboten.

Waffen-Trophäen.

Von Jakob Stockbauer in Nürnberg.
Mit vier Zeichnungen von Karl Rickelt in München und zwei Grundrissen.

Siehe die Seiten 161 und 164.

Waffen und Rüstungen bildeten in früherer Zeit eine wesentliche Ergänzung der gewöhnlichen Tracht und wechselten in den verschiedenen Zeiten ebenso, wie heutzutage die Moden wechseln. Auch das haben sie mit der Mode gemein, daß sie sowohl in Bezug auf Schönheit, als in Bezug auf Bequemlichkeit und praktischen Werth ihre eigenen, oft recht absonderlichen Wege gingen.

Waffen und Rüstungen haben sich eine eigene Nomenclatur erfunden, und man kann weder die Geschichtsbücher, noch weniger die altdeutschen Dichter verstehen, wenn man die betreffenden Ausdrücke und Bezeichnungen nicht versteht und nicht zu deuten weiß. In Sage und Geschichte unserer Literatur spielen die Waffen eine hervorragende Rolle, und eine gewisse Kenntniß der Waffengeschichte gehört schon von diesem Gesichtspunkt aus zur allgemeinen Bildung.

In den alten Waffen und Rüstungen spiegelt sich ein großes Stück unseres Kulturlebens wieder. Wie wir heute in unseren Bürgerhäusern die Reste alter Kunstthätigkeit als theure Erbstücke bewahren, erhalten und schätzen, wie wir in Kirchen und öffentlichen Gebäuden darauf sehen, daß das, was frühere Zeiten als Denkmäler ihrer Kultur uns hinterlassen haben, pietätvoll erhalten und vor Zerstörung geschützt werde, so gehört es in den alten Burgen und Schlössern zur ganz wesentlichen Ausstattung, daß die Reste ritterlicher Vergangenheit in Waffen und Rüstungen den Besitzer und die Besucher an jene Zeiten erinnern, wo ein anderes, eisernes Geschlecht diese gewaltigen Burgen und Thürme, diese malerischen und gewaltigen Denkmäler der Architektur schuf.

Vor allem wichtig ist es bei der Ausstellung von Waffen, daß diese eine künstlerische sei. Um ein malerisches Bild zu erzielen, stellt man die einzelnen Stücke zu Trophäen zusammen, und von solchen wollen wir hier einige wiedergeben, wie wir sie in einem Tiroler Schlosse sahen, das einen kleinen Schatz an guten, alten Waffen besitzt. Das Arrangement dieser verdankt seine Entstehung der Hand des Zeichners unserer Abbildungen.

Die Jagd war neben dem rauhen Kriegshandwerk die bevorzugte Beschäftigung der Ritter. Die Ausstattung eines Ritterschlosses mit Waffen wäre unvollständig, wenn die Jagdgeräthe dabei fehlten.

Die Figur 1 ist Jagdgeräthen gewidmet. Wir sehen darauf in der Mitte als Helm einen deutschen Eisenhut aus dem sechzehnten Jahrhundert, oben mit drei gewundenen Kämmen versehen. Derartige Helme waren, wie Beispiele im königlichen Zeughause in München beweisen, mit Sammet überzogen und dienten nach Demmins „Waffenkunde" vorzugsweise auf der Jagd. Die Speere zu beiden Seiten waren unter dem Namen Saufedern bekannt, weil sie zur Eberjagd in Gebrauch genommen wurden. Unter dem Helm sehen wir eine Armbrust. Die Armbrust, wohl barbarischer Abkunft, war bereits im zwölften Jahrhundert sehr verbreitet, denn das zweite Lateran-Concil 1139 verbietet diese Waffe im Kampfe gegen Christen, erlaubt sie aber gegen Ungläubige und Ketzer. Wie heutzutage unsere Schießgewehre, so hatte auch die Armbrust verschiedene Stadien ihrer Entwicklung durchzumachen, und man unterscheidet nach dem Mechanismus, mit dem sie gespannt wurde, Geisfuß-, Winden-, Flaschenzug- und Zahnrad-Armbrust. Nach der allgemeineren Anwendung des Schießpulvers wurde die Armbrust mehr zur Jagd und zum Sport verwendet. Sie wurde leichter und bequemer gemacht und hieß Balester oder Schnepper. Unsere Abbildung zeigt eine Jagd-Armbrust. In Nürnberg besteht noch eine Gesellschaft, welche im Schneppergraben jährlich ihre Armbrustschießen hält. — Die übrigen auf unserer Abbildung sichtbaren Geräthe sind die zur Armbrust gehörige Winde, eine Jagdtasche (Holster), zwei Schneereifen zum Unterbinden unter die Schuhe, endlich, der Zeit vorauseilend, ein Pulverhorn aus Hirschhorn mit primitiven Ornamenten.

In Figur 2 haben wir zu oberst den schön gestalteten Visirhelm mit Kamm, darunter einen Küraß. Dieser bildet einen Bruchtheil der alten Platten- und Schienenrüstung, welche unter Maximilian unter dem Namen der „Mailändischen" die höchste Ausbildung erfuhr. Ursprünglich war das Hauptrüstungsstück der Helden die sagengefeierte Brünne oder das Panzerhemd, der Haubert, das bis an die Knie reichte und aus Leder oder Leinwand mit aufgenähten Ringen, Ketten oder Platten bestand. Später, nach Erfindung des Drahtzuges, wurde dieses Panzerhemd aus einem eisernen Maschengeflecht hergestellt und darüber ein Waffenrock mit Wappen und Stickereien getragen. Allmählich, namentlich nach Erfindung des Schießpulvers, kam die Plattenrüstung auf, welche den Ritter ganz und gar in Eisen hüllte. Die Plattner und Harnischmacher waren in ihrer Art Künstler ersten Ranges. Diese Rüstungen mußten sich nicht nur den einzelnen Körpertheilen aufs engste und bequemste anschmiegen, sie mußten auch durch Charnire eine solche Beweglichkeit erhalten, daß der Ritter in ihr sich ungehindert bewegen, vertheidigen und am Kampfe betheiligen konnte. Zu einer solchen vollständigen Rüstung gehörte außer dem Helme eine große Anzahl einzelner Theile, wie der Halsberg, an dem der ganze Harnisch befestigt war, der Küraß und die Rückenplatte, die Achselstücke, die Achselhöhlscheiben, der Vorderschurz, die Krebse (zum Schutz der Oberschenkel), der Hinterschurz, das vollständige Armzeug, die Schenkelschienen, die Kniestücke, die Beinschienen, die Eisenschuhe und die Kampfhandschuhe. Der so in Eisen gekleidete Ritter mit dem unter den Krebsen sichtbaren Panzerhemd bot ein prächtiges Bild ritterlicher Kraft und Stärke. Wenn eine Anzahl solcher Geharnischter auf ihren, gleichfalls in Eisenrüstung gekleideten Rossen aus den eisengepanzerten Thoren der thurmreichen Stadt zu Kampf und Turnier auszog, oder der Ritter von seiner hohen thurmgekrönten Burg über die rasselnd niederfallende Zugbrücke ritt, wenn seine mit Gold und Silber tauschirte, geätzte, vergoldete oder getriebene, schimmernde Rüstung im Strahl der Sonne erglänzte und die farbige Helmzierde im Winde sich bewegte, — das war ein Anblick so malerisch und so schön, das war ein Bild so kräftig und hehr, wie selbst die lebendigste Phantasie es sich nicht schöner ausmalen kann.

Rechts und links von dem Helme sehen wir auf unserer Abbildung zwei Partisanen, eine Abart der Hellebarden. Die Partisanen haben halbmondförmige Flügelspitzen, während die Hellebarden statt derselben auf der einen Seite einen beil- oder axtförmigen, auf der anderen Seite aber einen hammer- oder hackenförmigen Ansatz haben. — Unter den hier abgebildeten Schwertern fallen zwei mit festen Handkörben auf. Dieses waren die Schwerter der Leibwache der venetianischen Dogen; sie sind unter dem Namen „schiavona", — abgeleitet von den Slavoniern, woraus diese Leibwache bestand, — bekannt. Zu unterst sehen wir zwei besonders lange Schwerter mit breiten Parirstangen, sogenannte Zweihänder, weil sie wegen ihrer Größe nur mit beiden Händen geführt werden konnten. In der Schweiz war der Zweihänder die Waffe des Fußsoldaten, in Deutschland diente er vornehmlich zur Vertheidigung der Mauern belagerter Städte. Getragen wurde er auf der Achsel; er war regelmäßig ohne Scheide, nur die Spitze der Klinge war theilweise mit Leder umwickelt.

Unsere Figur 3 zeigt als besondere Specialität einen zweihändigen Flamberg; das ist ein Schlachtschwert mit geflammter, also wellig ausgefeilter Klinge. Dieser Zweihänder ist nicht mit dem eigentlichen Flamberg zu verwechseln, einem Schweizerdegen mit schmaler, geflammter Klinge, der im sechzehnten Jahrhundert in Gebrauch war. Die übrigen hier zusammengestellten Schwerter und Degen dürften wohl zum größten Theile auf Solingen als Fabricationsort zurückzuführen sein. Erst in neuerer Zeit ist diesem Orte durch die Abhandlung Cronau's seine Stellung in der Geschichte der Waffenschmiedekunst angewiesen worden. Die Solinger Industrie ist bereits 1310 urkundlich erwähnt, und ihre Fabricate nahmen neben denen aus Passau, Regensburg, Augsburg, Nördlingen und Nürnberg einen ehrenvollen Platz ein. Pracht-Exemplare im historischen Museum in Dresden und anderswo, die man früher als spanische oder italienische Arbeit bezeichnete, haben sich inschriftlich als Solinger Fabricate ausgewiesen, wie denn auch urkundlich die Bedeutung der Solinger Schwertfeger in alter Zeit vielfach bestätigt wird.

In Figur 4 haben wir einen Helm, zwei Schwerter und zwei Streitkolben vor uns. Der Helm besteht aus der in Eisen getriebenen, oben spitz zulaufenden Glocke, dem Visir und dem Halsberg. Die hauptsächlichsten Arten der Helme waren der Topfhelm, mit und ohne Helmzier, der Eisenhut, der Burgunderhelm und der Visirhelm. Daneben gab es noch für die Bogenschützen und Fußsoldaten besondere, einfachere Arten, wie den Morian, den Birnenhelm, die Pickelhaube u. s. w.

Der Topfhelm hat die allgemeine Form eines umgestürzten Topfes, der Eisenhut zeigt hutartige Glocke und breite Krempe, der Burgunderhelm besitzt einen hohen Kamm auf der Glocke, vorn über den Augen einen schirmartigen Ansatz, Wangenklappen und Nackenschutz. Der Visirhelm mit Kamm, Visir, Nasenschutz, Helmfenster und Halsberg ist der vollkommenste Helm und bildete einen auch ästhetisch werthvollen Schmuck des Ritters.

Der Morian ist spanischen Ursprungs, hat über der Glocke einen hohen Kamm und einen krempenartigen Rand, der vorn und hinten in die Höhe geht, sodaß er, von der Seite gesehen halbmondförmig, erscheint. Birnenhelm und Pickelhaube erklären sich von selbst.

Das Schwert ist die bevorzugte Waffe des Alterthums. Sage und Geschichte haben es verherrlicht; ein Kranz der herrlichsten Dichtungen windet sich um dasselbe. Das Schwert ist das Symbol des Helden als Kulturträgers im Kampfe mit der Unkultur des Riesengeschlechts, das mit schweren Eisenstangen sich wehrt und waffnet.

„Ward bei den alten Germanen die Geburt eines Kindes erwartet, so hing ein Schwert über dem Lager, damit dem neuen Erdenbürger Muth und kriegerischer Sinn zufallen möge; trat der Jüngling ins Mannesalter, so wurde er durch Umgürtung des Schwertes zum Krieger geweiht; ward ein Weib sein eigen, so war die blanke Waffe das vornehmste Brautgeschenk, und ruhte der Mann, der Greis im Grabe, dann lag sein Langschwert ihm zur Seite" (R. Cronau, Geschichte der Solinger Klingen-Industrie). Die Schwerter bekamen eigene Namen; an ihrem Klange erkannten sich die Helden. Mimung hieß die Waffe des kunstfertigen Schmiedes Wieland; mit Balmung bestand Siegfried seine Kämpfe; Freisant ward von dem Helden Hildebrand geschwungen, Kalibure nannte sich des König Arturs Wehre; Durandart hieß Rolands Klinge. Neben den Schwertern und ihren übernatürlichen Kräften und Eigenschaften stehen in Sage und Dichtung die mythischen Waffenschmiede, mit Wieland an der Spitze. Im Hause der Zwerge hatte er die Waffen-Schmiedekunst erlernt; mit selbstgefertigter Waffe befreit er sich aus der Höhle der Zwerge und gelangt an Nidungs Hof in Dänemark. Dort lebt der Hof-Waffenschmied Amilias, mit dem Wieland eine Wette auf Leben und Tod eingeht, daß sein Schwert besser als dessen Helm und Panzer werde. Am Tage der Entscheidung setzt sich Amilias in seiner Rüstung nieder, damit Wieland daran sein Schwert erprobe: dieser legt das Schwert auf den Helm, drückt fest nieder und fragt seinen Gegner, was er verspüre. „Mir ist's," entgegnete dieser, „als wenn kaltes Wasser durch meinen Leib flösse." „So schüttele dich", sagt Wieland, — und Amilias fiel in zwei Hälften auseinander; das Schwert hatte Helm, Panzer und Leib bis auf den Sitz durchschnitten.

Das Schwert war in seiner ursprünglichen Form eine ganz gewaltige Waffe. Griff, Klinge und Parirstange bildeten seine Hauptbestandtheile und, da Griff und Parirstange ein Kreuz bildeten, wurde es ein Heiligthum, bei dem der Ritter schwor. Es hatte eine beträchtliche Länge bis zu 1,40 m. Im sechzehnten Jahrhundert wurden die Schwerter, namentlich am Griff, reicher ausgebildet; die Parirstange erhielt eine S-förmige Gestalt, und die Bügel wurden durch Nebenbügel ꝛc. vermehrt, sodaß die Griffe zu höchst kunstvoll verschlungenen Faustbügeln und Handkörben sich gestalteten. In gleicher Weise wurden auch die Scheiden und deren Theile, — Mundblech, Mittel- und Ortband (das äußerste Ende), — künstlerisch reich ausgestattet. Die schönsten und bedeutendsten Kunstwerke dieser Art gingen aus dem deutschen Solingen hervor.

Neben diesen ritterlichen Schwertern war das Landsknechtschwert kürzer und breiter und hatte im Französischen und Englischen die bezeichnenden Namen gaignopain und breadearner; mit Scheide versehen, hieß es cutlas; mit breitem Rücken und säbelartig gekrümmt wurde es, nach der slavischen Bezeichnung dusak, dusägge genannt. Damit fochten in Nürnberg die Gesellen in der Fechtstube.

Der Streitkolben war eine den östlichen Völkern entliehene Waffe und hieß pusikan; später entwickelte sich aus diesen, sowie aus den Streitäxten und Streithämmern der Feldherrnstab. —

Die Abbildungen 5 und 6 zeigen hölzerne Unterlagen für die Trophäen 2 und 3.

Zum Schlusse drängt es uns, noch einige wirthschaftliche Bemerkungen hier anzuführen. — In den alten Inventaren der Schlösser, Städte und Communen werden Waffen und andere gewerbliche Producte in großer Menge erwähnt. Diesen Aufzeichnungen gegenüber ist der heutige factische Bestand ein sehr geringer, aber die wenigen erhaltenen Reste haben einen beispiellos hohen Preis. In die Tausende gehen die Summen, welche für alte Waffen und Rüstungen ausgegeben werden. — Wo sind denn die andern hingekommen? Ach, auch wir haben unsere Revolution gehabt! Aber nicht Sansculotten, sondern fanatischer Purismus und gedankenlose Einseitigkeit und Unwissenheit haben die Rüstungen in die Eisenschmelz-Öfen geschickt und die Helme zu Pechpfannen verwendet. Exemplare, die heute Tausende von Mark kosten, hat man um 6 bis 12 Kreuzer verkauft. Unsere Kirchen hat man purificirt und der Stileinheit alle Denkmäler geopfert, die ein pietätvoller Sinn der Alten gestiftet hat. Alte Häuser öffentlichen und privaten Charakters hat man abgerissen und Neubauten an deren Stelle gesetzt, die wie in Amerika nur den Dollar-Stempel an der Fassade zeigen. Was im Innern der Häuser vor sich ging, wie Truhen und Kästen hinausgeworfen, alles Geräth und Mobiliar zerschlagen wurde, das ist ein Kapitel zum Jammern.

Gottlob ist diese Zeit des aufgeklärten Nihilismus zu Ende; aber wir sind in Gefahr, ins andere Extrem zu fallen. Vielfach wird das Alte bevorzugt, bloß weil es alt ist. Das ist ein ebenso großer Irrthum und von gleichem wirthschaftlichen Nachtheil: dieser Zug hat die Fälscherkünste großgezogen, und der geschickteste Handwerksmann kann vielfach eher zehn mittelmäßige Fälschungen, als eine vollendete „neue" Arbeit verkaufen.

Erhalten wir das Alte, weil es alt und schön ist, erwerben wir Neues, wenn es schön und gut ist; denn das wird auch einmal alt, und unsere Nachkommen sollen nicht behaupten, daß wir bloß zu sammeln wußten, sondern sie sollen sagen, daß wir auch zu schaffen und die wahre Kunst zu pflegen und zu schätzen verstanden.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Londoner Briefe.*)

II.

Von Henriette Jastrow in London.

1) Ein Drawingroom-Meeting.

Countess .....

at home ..... to the

Factory Helpers' Union,

Thursday afternoon, June 11th.

3.30 to 5 o'clock.
Tea and Coffee, 5.15.

Nicht zweiundzwanzig Stunden, zweiundzwanzig Tagereisen von der Hauptstadt des Deutschen Reiches glaubt man sich entfernt, wenn man dieser Einladung Folge leistet. Dieses seltsame Gemisch von Innerlichkeit und lebensfreudiger Weltlust, dieses bis zur Verzückung Uebersinnliche, gepaart mit praktischer Intelligenz, mag man freilich kaum irgend wo anders antreffen als in England. Aber keine Nation wird es vielleicht so seltsam anmuthen, wie uns Deutsche. Und nichts mag geeigneter sein, die Grundverschiedenheit englischer und deutscher Gemüthsart nach gewisser Richtung hin zu veranschaulichen, als ein solches Drawingroom-Meeting der Londoner Gesellschaft.

Als deutsche Gäste, von Lady . . . . . eingeführt, wurden wir von der an der Treppe allseitig handreichenden Hausfrau besonders begrüßt. Das Meeting hatte bereits begonnen. Hohe, schöne Räume, kostbare Bilder, Holzschnitzereien an Kamin und Fenster, eine unendliche Menge mehr oder weniger werthvoller Porzellane in jeder Ecke und auf den Bords bis hoch oben an der Decke; am Fenster ein herrlicher Flügel; überall Palmen und andere Blattpflanzen, die eine ernste, feierliche Stimmung verbreiteten, und eine Gemeinde in dieser Stimmung, — das war das Bild, das sich uns darbot. Etwa sechzig Personen saßen theils auf parkettartig aufgestellten Stühlen, theils seitlich auf seidenen Divans und Sesseln; ausschließlich Damen, alt und jung, hübsch und häßlich; der raffinirteste Luxus zeigte sich neben dem bescheidenen, ja hin und wieder fast ärmlichen Anzug. So lauschten sie den Worten der Sprecherin, einer feinen, schlanken, mit einfacher Eleganz gekleideten Dame. Sie sprach über die "Factory Helpers' Union". Dieser Verein steht "under the auspices of the Young Woman's Christian Association", und ein ausgeprägt religiöser Zug geht durch alle Zweige dieser Vereinigung. "The Factory Helpers' Union" nennt sich "a Union of Workers", vereinigt, um 20 000 Fabrikmädchen in London zu helfen und ferner denen in Birmingham, Bristol, Manchester und in anderen Orten. Wöchentliche Besuche in der Fabrik in der Mittagsstunde, Pflege während und nach Krankheiten, Gründung von Erholungsstätten an der See, Blumenspenden, Nachmittagsausflüge, wohlfeiler Mittagstisch und — last not least — Abendcurse im Lesen, Schreiben, Rechnen, Kochen, Nähen, Schneidern, Turnen, Singen, sowie besondere Bibelklassen, — das sind die hauptsächlichsten Gebiete der Factory Helpers' Union. Alles aber als Missionswerk betrachtet, alles mit dem ausgeprägten Wunsch, dadurch Liebe zu erzeigen, um durch diese Liebe die Mädchen zu Jesus Christus als ihrem Heiland zu bringen. „Doch dazu," so führt die Rednerin aus, „müssen wir selbst unseren Heiland gefunden haben. Welch ein schöner Name "workers"! Ja, Arbeiter im Weinberge des Herrn, das wollen wir sein! Aber noch fehlt es uns an Händen." Und mit einem Appell an die Versammlung, Zeit und Herz dieser guten Sache zu widmen, schließt die Rednerin. — Eine kleine, lautlose Pause. Dann ergreift eine der "workers" das Wort. Eine lange, lange Figur, ein intelligentes Gesicht, auf dem zugleich Herzensbildung und eine unendliche Sanftmuth ruht. Mit der Uhr in der Hand spricht sie. Klar und warm setzt sie das Wesen der Arbeit mit den Mädchen auseinander. Schwer sei es oft, diese zu gewinnen, aber köstlich, wenn es gelinge, und reicher Lohn für das eigene Gemüth. Einen tiefen Eindruck hinterlassen die einfachen, warmen, schönen Worte. Und nun betritt eine elegante, reich in Seide gekleidete Dame das Podium. Nichts sei die äußere Arbeit, von innen müsse man anfangen, mit dem Höchsten, mit Gott. Und dazu müsse man sich selber reinigen. Sie behandelte das Thema: Dein Wille geschehe, und unser täglich Brod gieb uns heute. Nichts anderes sei nöthig, als das tägliche Brod, um uns mit unendlicher Dankbarkeit zu erfüllen gegen die allgegenwärtige Güte Gottes: nichts anderes, um uns freudig helfen zu lassen, wo unsere Hülfe nöthig wäre; nichts anderes, um uns zufrieden und glücklich zu machen. Und dann spricht sie ein sehr langes Gebet, und die ganze Versammlung kniet nieder. Sie bittet Gott, sie und alle, die mit ihr arbeiten, mit dem rechten Geiste zu erfüllen und ihnen die Demuth und Bescheidenheit zu verleihen, die allein fähig mache, Sein Wort zu verkünden, Sein Werk zu verrichten. Immer inniger und inbrünstiger werden ihre Worte, immer überirdischer wird ihr Gesichtsausdruck; sie scheint förmlich inspirirt zu werden, und diese Inspiration überträgt sich auf die ganze Gemeinde. Viele schließen die Augen, andere verbergen ihr Gesicht in den Händen, wieder andere schauen gen Himmel, als komme von dort her eine Botschaft. Alle sind tief ergriffen. Eine Heilsarmee im kleinen erscheinen sie uns. Nach dem Amen, in das die ganze Versammlung einstimmt, fragt die Sprecherin, ob sonst noch jemand zu beten wünsche. Ihre Nachbarin spricht laut und vernehmlich ein zweites Gebet. Noch eines ertönt aus der hintersten Ecke des Saales. Noch eines von der Seite her: eine einfache Frau, fast schlecht gekleidet, spricht es. „Wünscht noch jemand?" wird gefragt. Eine junge, fesche Dame dankt Gott für den Geist, den sie heute hier empfangen, noch einmal; und noch einmal ertönen Gebete, jedes improvisirt, wie es scheint, und jedesmal stimmt die Versammlung mit Inbrunst in das Amen ein. „Nun laßt uns alle noch ein stilles Gebet sagen," ermahnt die Sprecherin. Als sie sich davon erhebt und mit ihr die ganze Versammlung, bietet sich ein völlig verändertes Bild dar. Nichts mehr von Ernst und Andacht; ein fröhliches Begrüßen Bekannter erfolgt, und plaudernd begiebt man sich "down stairs", wo Bediente in glänzender Livrée den Thee reichen, und die Gäste selbst an die langen, mit auffallend verschiedenartigen Gebäcken besetzten Tische treten. War man uns deutschen Gästen gegenüber besonders liebenswürdig? „Sie werden ein steifes, echt englisches Drawingroom-Meeting kennen lernen," hatten uns unsere Gastfreunde gesagt. Aber wir vermochten nichts von englischer Steifheit zu bemerken. Viele wünschten, uns vorgestellt zu werden, und begleiteten jedesmal die Vorstellung mit einem freundlichen „handshake", alle kamen uns mit ausgesuchter Liebenswürdigkeit entgegen. Auch the countess of . . . . . , die so ergreifend ausgeführt hatte, daß nichts weiter nöthig sei, als das tägliche Brod, wünschte unsere Bekanntschaft zu machen. Aber sie konnte nicht lange plaudern. Ihr Wagen wartete, es war die Stunde der Spazierfahrt, der Wagenparade der fashionablen Welt im Hydepark. Und fort gingen die feurigen Pferde mit dem Kutscher in weißer Lockenperücke und dem gepuderten Bedienten und der Dame, die nichts weiter nöthig hatte, als das tägliche Brod. Wir mochten wohl etwas verdutzte Gesichter machen. "Well, you are in England," erinnerte uns unsere Gastfreundin.

2) Der Battersea-Park.

Baedeker sagt von ihm: „Den Hauptanziehungspunkt bildet der Subtropical Garden." Wie veraltet, lieber Freund! Heute fragt kein Mensch mehr nach dem Subtropical Garden, aber in den Battersea-Park strömt man scharenweise, um „The Aristocracy on the By" zu sehen. So kürzt der Engländer nämlich Bycicle ab, analog dem bekannten bus für Omnibus. Dieser neueste Sport der englischen Aristokratie, das Radfahren, entwickelte sich immer mehr, je mehr die Saison zunahm. Noch bis vor kurzem verwahrte man sich dagegen, die Radfahrerinnen ladies zu nennen, „Women on the wheel" sollten sie heißen. Inzwischen haben die Prinzessin von Wales und die Herzogin von York das Radfahren aufgenommen, und es bekommt ihnen vortrefflich; folglich hat die englische Aristokratie diesen Sport zu dem ihrigen gemacht, und folglich bekommt er ihr vortrefflich. Ein richtiger Drill-Cursus wird darin genommen, und wenn man sich genügend trainirt hat, zeigt man sich der erstaunten Welt Punkt elf Uhr vormittags im Battersea-Park. Elf Uhr vormittags, so will es die Sitte; und so gewissenhaft man diese bei der Spazierfahrt im Hyde-Park fünf bis sieben Uhr nachmittags oder bei der Kirchenparade im Hyde-Park Sonntag vormittags innehält, ebenso bleibt man sich auch im Battersea Park seiner Pflicht bewußt. Punkt elf Uhr erscheint man in fahrradbeladener Equipage oder zu Pferde, wenn man sein By im Wagenhaus des Green Club hat. Der Diener richtet das Fahrrad her. Ein kleiner Schwung, Ordnen des Kleides, in einem Nu sitzt die Dame im Sattel und mischt sich unter die Hunderte der „upper ten", die bei schönem Wetter sich auf dieselbe Weise hier einfinden.

Mag man nun mit noch so großem Vorurtheil hingehen, so muß man doch gestehen, daß sich dem Beschauer ein höchst anziehendes Bild darbietet. Die unkleidsame Nachahmung der Männertracht, die wohl hauptsächlich den Sport in Mißcredit brachte, ist hier verbannt; ganz vereinzelt finden sich einige Gamaschen und Pumphosen unter einem kurzen Röckchen, sonst erscheint durchweg die kleidsame Tracht dieses Sommers, die jedem Geschmack einen weiten Spielraum läßt. Helle oder ganz weiße Kleider, meist aus Alpacca, wechseln mit schwarzen und den augenblicklich sehr beliebten kornblumblauen ab; Blusen in den verschiedensten elegantesten und geschmackvollsten Variationen erhöhen den Reiz des farbenreichen Bildes. Niemand, der dieses in sich aufgenommen, wird zugeben, daß Radfahren ein der Weiblichkeit Abbruch thuender Sport sei, wie von manchen Seiten behauptet wurde. Füße zu haben, ist ja doch schließlich auch für eine Dame keine Schande, selbst wenn sie gesehen werden, und wenn wirklich manchmal bei widrigem Wind ein Stückchen Strumpf sichtbar wird, ist das so „shocking"? Elegante Fahrerinnen wissen das übrigens mit Leichtigkeit zu vermeiden; das richtige Einsetzen, genau auf die Mitte, die Rockfalten gleichmäßig auf beide Seiten vertheilt, das ist eine Hauptsache dabei. Mit wahrer Anmuth wird von den meisten Damen das Stahlroß gehandhabt; einige fahren mit so vollendeter Eleganz, daß sie geradezu auf Meisterschaft in diesem Sport Anspruch machen dürfen und vortheilhaft abstechen gegen die mit Vorliebe in gebückter Haltung radfahrenden Herren.

Etwas eintönig macht sich die uniforme Kopfbedeckung der Damenwelt, der Matrosenhut, und bereits hat eine englische Zeitschrift (The Gentlewoman) eine Concurrenz für einen kleidsamen Radfahrerinnen-Hut ausgeschrieben. Ein Fahrrad besten Fabrikats ist als Preis ausgesetzt. Für den Fahrrad-Sport wird auch die ärztliche Autorität ins Feld geführt; und es leuchtet wohl ein, daß die Bewegung eine gesunde sei. Es huldigt ihr auch keineswegs bloß die Jugend, sondern mancher Besitzer melirten Haares und sogar Eigenthümerinnen grauer Zöpfe kann man auf dem Fahrrad antreffen. Leider aber scheint der Sport den weltberühmten und von so gesundem Verstand zeugenden „englischen Stiefelabsatz" verdrängen zu wollen, zu Gunsten des längeren, der den Fuß kleiner erscheinen läßt. Das dürfte sich aber mit der Berufung auf ärztliche Autorität schwer vereinen und wird hoffentlich der immer größeren Einbürgerung des einzig gesunden englischen Absatzes in Deutschland keinen Abbruch thun.

*) Vergleiche Heft 16 dieses Jahrganges.

Nachdruck verboten.

Marie Dahn-Hausmann.

Von Fritz von Ostini in München.

Siehe das Portrait Seite 161.

Im Juni dieses Jahres hätte, — zweifellos unter begeisterten Huldigungen der Münchener Theaterfreunde, — eine der größten lebenden deutschen Schauspielerinnen ihr fünfzigjähriges Bühnen-Jubiläum gefeiert, wäre sie nicht in der vornehmen Bescheidenheit, welche wahre Kunst so gern begleitet, einer solchen Feier aus dem Wege gegangen. Diese Schauspielerin ist Frau Marie Dahn-Hausmann. Fast so lange, als sie überhaupt ihrem Berufe angehört, hat sie auch am Münchener Hoftheater gewirkt, und immer, immer im Dienste der Kunst! Das ist unendlich viel mehr, als man so beim Klang des Wortes meinen möchte. Stellt man sich das ganze Personal eines großen Theaters vor Augen und fragt sich, wer von all' den Geschickten und Erfolgreichen wirklichen Anspruch auf den Titel eines Künstlers im höchsten Sinne habe, — man wird recht wenige Namen zusammenbringen. Bei so vielen, — auch bei gar Berühmten und Beliebten, — sind's äußere Mittel, die uns blenden: Schönheit, Gestalt, Organ, Nachahmungsgeschick, Fleiß und Routine; aber das Eine, das Unbestimmbare, das Große und Einzige, was nach dem ersten Satz, den wir vernommen, die Ueberzeugung in uns wachruft: Der ist echt! das ist nur wenigen Auserwählten gegeben. Frau Marie Dahn-Hausmann gehört zu diesen. Es giebt Leute genug in München, denen die Aussicht allein, sie in irgend einer Rolle zu sehen, einen genußreichen Abend gewährleistet, mögen das Stück und das Spiel der übrigen sein, wie sie wollen. Von dem derbkräftigen Humor, wie ihn oft eine Benedix'sche Lustspiel Tante erfordert, bis zu der trüben und quälenden Tragik eines Marter-Dramas von Richard Voß beherrscht sie jedes Register menschlichen Gefühls gleich meisterlich, und es ist schwer zu sagen, was sie besser zu wecken wisse, das Lachen oder das Weinen. Die Schauspieler, die nicht auf irgend eine knapp umrissene Specialität eingeschworen sind, werden immer seltener und es giebt nicht oft mehr eine „komische Alte", die zur gleichen Zeit eine gute „tragische Mutter" wäre. Aber Marie Dahn Hausmann! Wie haben wir über ihren „Störenfried" gelacht, jenes köstliche, befreiende Lachen, das nur der wahre gottbegnadete Humor spendet! Wie prächtig und herzenswarm giebt sie die Herzogin in Pailleron's geistreichem Plauderstück „Die Welt, in der man sich langweilt"! Und wie wahr und ergreifend war sie wieder als alte fieberkranke Magd im Judenhause in Richard Voß' „Daniel Danieli"!

Das sind die Erinnerungen der jungen Generation! Aber jene, deren Gedächtniß um ein Menschenalter weiter zurückreicht, wissen mehr von Marie Dahn. Sie hat thatsächlich alle Fächer gespielt, bis auf das der Heroinen: Backfischchen, naive und sentimentale Liebhaberinnen, die schönen Frauenrollen aller klassischen Bühnendichtungen. Wie heute, wo die Erfahrung eines halben Jahrhunderts ihrem Talent zu Hülfe kommt, war sie auch in ihren Blüthentagen im stande, ein Gebiet zu beherrschen, woraus man für moderne Routinen- und Reclamegrößen mindestens drei „Fächer" schneiden würde. Backfischrollen spielte sie einst besonders gern und besonders gut: so die Fanchon in der „Grille", die Jane Eyre in der „Waise von Lowood", das Lorle in „Dorf und Stadt". Sie gab die Rosalinde in „Wie es Euch gefällt!" die Katharina in „Der Widerspänstigen Zähmung", das Gretchen, die Louise Millerin, „Emilia Galotti", „Marianne", „das Käthchen von Heilbronn", die „Minna von Barnhelm", die Königin in „Don Carlos", die Justine im „Wunderthätigen Magus", die Margarethe in den „Hagestolzen", die Königin im „Glas Wasser", die Prinzessin in den „Erzählungen der Königin von Navarra", die beiden Leonoren im „Torquato Tasso", die Dorine und die Elmire im „Tartüff" u. s. w., u. s. w. Und heute? Alle alten Rollen, lustige und ernste, die eine gute Schauspielerin verlangen! In dieses Fach ist Frau Dahn seit 1871 übergetreten. Was hatten wir früher für wahrhaft klassische Aufführungen der Benedix'schen Lustspiele in München mit Ruthling, Herz, Häusser, Frau Dahn, Frau Ramlo! Das Behaglich Altväterische, das die heutige Generation am „seligen Benedix", der freilich von den ultramodernsten Lustspielmachern noch fleißig bestohlen wird, mit mitleidigem Achselzucken hinnimmt, wurde unter solcher Darstellung zum ganz besonderen Reiz. Altmodisch wohl, aber herzerfrischend altmodisch zogen die harmlos fröhlichen Bilder an uns vorbei; sie erweckten keine psychologischen Zweifel und keine Seelenkämpfe in uns, aber sie gaben uns das heiligen Lachens die Fülle! Es gilt heute beinahe als eine Schande, zu gestehen, daß man bei Benedix lachen kann. Wenn's wirklich eine Schande wäre, jedenfalls ist's ein Glück! Und ein Prüfstein für die Schauspielkunst ist die Aufgabe auch, in so absolut naiv gedachten und einfachen Rollen zu packen! Heute streicht man uns den Witz und die Pointen dicker aufs Brod — aber ziemlich selten schmeckt die Geschichte kräftig und gesund.

Eine Biographie von Frau Marie Dahn-Hausmann nimmt nicht viel Raum ein. Die Künstlerin entstammt einer Künstlerfamilie, ihr Vater war großherzoglich badischer Hofschauspieler, d. h. zur Zeit ihrer Geburt in Wien (17. Juni 1829) noch ein beliebter Komiker am Leopoldstädter Theater. Daher das Theater-Blut! Marie wurde zuerst durchaus nicht für die Bühne erzogen; zunächst verbrachte sie acht Jahre in strenger Zucht im Institut. Man hielt sie dem Theater gänzlich fern, doch hatte sie, wie sich wohl denken läßt, von frühester Kindheit Neigung für die Bühne. Zugleich aber war sie schüchtern und zurückhaltend; man traute ihr nicht viel Talent zu und, ihrem Naturell entsprechend, war durch Unterricht bei ihr auch nicht viel zu wollen. Sie entwickelte sich aus sich selbst heraus, hielt die Augen offen und sah scharf zu, wo es etwas zu lernen gab. Am 4. Juni 1845 trat sie zum ersten Mal in Mannheim auf als „ein Mädchen aus der Pension". Ihr Debüt glückte über alles Erwarten; es bedeutete einen Erfolg. Sie spielte dort noch sechs oder sieben Rollen und kam dann, kaum siebzehnjährig, nach Frankfurt in ein vorzügliches Ensemble. Sie hatte dort das Glück, das erste Lorle, die erste Picarde zu sein, die erste Jolanthe in „König René's Tochter" und die erste Laura in den „Karlsschülern", welche Heinrich Laube, — er war der jungen Künstlerin sehr wohlwollend gesinnt, — in Scene setzte. In Frankfurt spielte Fräulein Hausmann unter der Direction des vorzüglichen greisen Künstlers Leonhard Meck, in dessen Hause sie wohl behütet wurde, und dem und dessen Gattin sie heute noch das dankbarste Andenken bewahrt. Am 1. Juni 1849 kam sie nach München. Seitdem ist sie, um ein sehr gebrauchtes, aber hier ebenso zutreffendes Wort anzuwenden, die Zierde der Münchener Hofbühne. Im Jahre 1853 heirathete der Schauspieler Friedrich Dahn (geb. 1811) sie als zweite Gattin. In erster Ehe, die aber 1850 wieder getrennt wurde, war Dahn mit der einst hochgefeierten Constanze Le Gay, die 1894 hochbetagt in München starb, vermählt. Ein Sohn aus dieser Ehe ist bekanntlich der Dichter Felix Dahn. Im December 1889 starb Friedrich Dahn und seitdem lebt Frau Marie Dahn womöglich noch stiller und zurückgezogener als vorher, aber mit unverminderter Liebe für ihre Kunst.

Sie gastirte wenig, außer in ihrer ersten Jugend. Die kargen Wochen contractlichen Urlaubs sind ihr nothwendig genug, um sich für die Anstrengungen des Berufes munter und frisch zu erhalten, und pflichttreu, wie sie ist, rechnet sie darum auch die Erholung in der Erholungszeit zu ihren Pflichten. Sie ist der Münchener Bühne nie untreu geworden; in

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

dieser ruhigen und stetigen Berufserfüllung floß ihr Leben still und abenteuerlos dahin, und Frau Dahn-Hausmann hat daher wenig „Memoiren" zu erzählen. Trotz alledem führte ihre Kunst sie mit den erlesensten Größen des deutschen Schauspiels zusammen. Sie hat mit E. Devrient, Dawison, mit Haase in dessen Glanzzeit, mit der Frieb-Blumauer und mit so manchen anderen zusammengespielt, die wirklich groß waren in ihrer Zeit, und von denen man heute kaum mehr weiß, weil das Wort leider ziemlich wahr ist, daß dem Mimen die Nachwelt keine Kränze flicht.

In drei Dingen kann Frau Dahn-Hausmann allen jüngeren Berufsgenossen als Vorbild dienen: in ihrer unverminderten Freude am Beruf, in ihrem eisernen Fleiße und in ihrer wundervollen Natürlichkeit. Daß sie mit Leib und Seele Schauspielerin ist, fühlt man aus jeder ihrer Leistungen heraus. Wie viele junge sieht man in weniger reizvollen Rollen gleichgültig, — sie, die Sechsundsechszigjährige nie! Es giebt keine gleichgültige Rolle, wenn sie von Frau Dahn gespielt wird. Ihr Fleiß bringt jede Rolle fertig heraus, als hätte sie diese schon zwanzig Mal erprobt. Wer Gelegenheit hat, das Theater-Leben näher anzusehen, der weiß, daß Fleiß und Gewissenhaftigkeit in der Kunst überhaupt die Frauen hier weit mehr auszeichnen, als die Männer. Eine Schauspielerin, die auf der Hauptprobe ihrer Rolle nicht sicher ist, findet man nicht halb so oft, als einen Schauspieler, der bei der Première noch „schwimmt". Und ihre Natürlichkeit! Nichts von dem programmäßigen, doctrinären Realismus, der eine Manier ist, so gut wie die altväterische Declamirerei! Sie ist einfach wahr, weil Wahrheit die Seele der Kunst und weil ihre Kunst echt ist. Das „Seht her, wie ich realistisch bin!", wird keiner aus ihrem Spiel vernehmen. In ernsten schauspielerischen Aufgaben packt sie durch ihr tiefes Gemüth, in heiteren durch ihren zwingenden Humor. Diese beiden Vorzüge sind durchaus nicht gegensätzlicher Art, es entwickelt sich einer aus dem anderen. Und was ihr Spiel vor dem so vieler anderer auszeichnet, das ist der Hauch wirklicher Vornehmheit, seelischen Adels und gesellschaftlicher Feinheit, die sie auf die Bühne bringt. Gerade auf diesem Gebiet wird furchtbar viel gesündigt auf deutschen Bühnen. Der Salon-Ton der Bretter steht oft in schreiendem Gegensatze zum guten Tone der lebendigen Welt. Frau Dahn trifft auch hier immer die rechte Art, weil sie nichts forcirt, nie der Schablone nach spielt. Köstlich und mit wahrer psychologischer Feinheit ausgesucht sind in allen komischen Rollen, die sie spielt, ihre Toiletten. Wie viel Geist und Humor liegt da oft in einer altväterischen Haube! Uebrigens weiß sie auch in ernsthaften Charakter-Rollen ihr Aeußeres wunderbar mit dem Geist der Rolle in Einklang zu bringen. Was sie giebt, vom Tonfall der Stimme bis zu den Haubenbändern, ist aber ein Ganzes. Und das ist die Kunst!

Nachdruck verboten.

Amerikanische Dienstmädchen.

Von L. von Geidy in Melford, Wisconsin.

Die Dienstmädchenfrage scheint im alten Vaterlande nachgerade zu einer Lebensfrage geworden zu sein; beständig liest man in deutschen Zeitungen Schilderungen und Klagen darüber, sowie Vorschläge für Verbesserung jetziger Zustände. Wir amerikanischen Hausfrauen lesen solche Artikel mit einem Gemisch von Mitleid und Neid. Das nennt ihr Dienstboten-Nöthe? Da geht es bei uns anders zu! Es drückt mir das Herz ab, ich muß einmal meinen Schwestern in der Heimat erzählen, was ich in dieser Beziehung durchgemacht habe. Ich verspreche feierlichst, erstens, mich möglichst kurz zu fassen, und zweitens, mich streng an die Wahrheit zu halten; letzteres wird mir nicht schwer, da mich Mutter Natur, was Phantasie betrifft, entschieden vernachlässigt hat.

Seit zwei Jahren lebe ich auf einer Farm in Wisconsin in nächster Nähe einer kleinen Stadt. Wir hatten nur ein Mädchen, was hier schon für einen Luxus gilt, da in den mittleren Klassen in Amerika auch sehr wohl situirte Damen häufig „ihre eigene Arbeit thun", wie man hier sagt. Es giebt hier fast nur deutsche Dienstmädchen; die freigeborene Anglo-Amerikanerin findet es unter ihrer Würde, zu dienen, daher recrutirt sich die amerikanische Küchenarmee aus eingewanderten Irländerinnen, Deutschen und Schwedinnen. Die Löhne sind bei uns nur halb so hoch, wie in den großen Städten; für 2 Dollars die Woche (8½ Mark) kann man ein brauchbares Mädchen bekommen. Am schlimmsten sind die ganz „grünen", d. h. frisch eingewanderten Mädchen; sie haben meist den Freiheits- und Gleichheits-Dusel, der hier die Menschen anfangs überfällt und sie begreifen nicht, daß für den höheren Lohn und die bessere Lebensstellung auch entsprechende Leistungsfähigkeit verlangt wird.

Meine Bekannten beneiden mich alle, daß ich meine Mädchen so lange behalte; ich habe in zwei Jahren nur siebzehn gehabt. Andere Damen bringen es in drei Monaten auf eine höhere Zahl.

Doch nun zur ersten Blüthe in diesem lieblichen Mädchenkranz! Sie hieß Milly und war die erst sechzehnjährige Tochter deutscher Eltern, die ihre Muttersprache verlernt und das Englische nicht erlernt hatte. Als sie antrat, theilte sie mir mit großem Stolz mit, sie habe auch ihren eigenen Kamm mitgebracht und schien gekränkt, als ich diese Nachricht ohne Begeisterung aufnahm. Erst später entdeckte ich, daß dies wirklich eine Leistung war, denn Kamm und ein Fläschchen Parfüm werden von der Hausfrau gestellt; letzteres ist nicht obligatorisch, aber ich habe es sehr empfehlenswerth gefunden, weil sonst meine geliebte importirte Eau de Cologne rapide abnahm.

Milly konnte nicht kochen, — das kann hier nach deutschen Begriffen überhaupt kein Mädchen, — aber als ich sie aufforderte, einen von mir angesetzten Braten zu begießen, und sie mich erstaunt ansah und die Gießkanne holte, war ich doch überrascht von so viel Unwissenheit. Verständnißlos sah sie mich an, als ich ihr sagte, sie solle die Küche scheuern. Ich holte die Scheuerbürste, ließ mich auf auf die Knie nieder und suchte ihr durch Mimik meine Wünsche begreiflich zu machen. Nun ging ihr ein Licht auf. „O, Sie meinen strubben, — well, das hätten Sie mich gleich sagen sollen!" (to scrub = scheuern).

Solche Erklärungen waren auf die Dauer etwas zeitraubend. Außer dem Spaß war es ihr, daß sie unsere Schuhe putzen sollte. Das hätte sie in ihrem Leben noch nicht gethan. Ich meinte, heute wäre ein schöner Tag, um damit anzufangen. Thränenden Auges ging sie an die Arbeit. Nachdem es ihr dann auch klar wurde, daß sie die Mahlzeiten nicht mit uns an einem Tisch, sondern allein in der Küche einnehmen sollte, schluchzte sie herzbrechend. Sie blieb zwar noch zwei Tage, weinte aber fast unaufhörlich. Als ich ihr erlaubte, Sonntags nach Hause zu gehen, wußte ich, daß wir sie nicht wiedersehen würden. Sie blieb denn auch stillschweigend weg.

Ich schaute mich nach Ersatz um und hörte, daß eine vorzügliche Person eine Stelle suche. Die junge Wittwe, denn eine solche war es, „schaffte" augenblicklich in einem Hotel, — das Wort „dienen" ist hier verpönt, — wo aber die sehr schwere Arbeit ihre Kräfte überstieg. Ich ging hin, um sie zu sprechen, und fand ihr Aeußeres einnehmend. Ich fragte sie, ob sie zu mir kommen wolle, und durch Erfahrung weise geworden, erwähnte ich das Stiefelputzen und Essen in der Küche als Nothwendigkeit. Auf einen Besen gestützt, bei dessen Handhabung ich sie unterbrochen hatte, sah sie mich lange nachdenklich und prüfend an. Dann sagte sie: „An vielen Stellen habe ich geschafft, aber so etwas ist noch nie von mir verlangt worden. Aber Sie sehen auch anders aus, als die Ladies, bei denen ich bis jetzt war, und ich denke, ich will es versuchen. Aber ich will Ihnen gleich sagen, daß ich sehr langsam bin und nicht gern koche. Wie viel Gerichte essen Sie mittags?"

Erröthend stammelte ich, daß wir uns für gewöhnlich mit Suppe und einer Fleischschüssel mit Gemüse begnügen. Sie nickte befriedigt und setzte die Erkundigungen nach unserer Lebensweise fort. Sehr eingeschüchtert durch das Examen, wagte ich kaum, sie nach ihren Lohnforderungen zu fragen. „Wissen Sie was?" meinte sie, „ich will mir Ihre Arbeit erst ein paar Tage lang ansehen, dann werde ich Ihnen sagen, was ich dafür verlange, und wir werden uns bis dahin klar sein, ob wir für einander passen!"

Und merkwürdig! Wir paßten wirklich für einander! Eine treuere, fleißigere, sorgsamere Dienerin habe ich auch in Deutschland nie besessen. Daß sie sich zuweilen neben mich aufs Sopha setzte, um eine häusliche Angelegenheit zu besprechen, was schadete das? Leider wurde sie krank, und ich mußte zur Aushülfe ihre erst dreizehnjährige Schwester nehmen, die sich als sehr leistungsfähig erwies und mehrere Monate blieb. Sie konnte nur wenig deutsch, trotzdem die Eltern erst eingewandert waren, und nannte mich consequent „Du". Um ihr die üblichen Umgangsformen beizubringen, nannte ich sie meinerseits „Sie". Grundsätzlich spreche ich in meinem Haus mit meinen Landsleuten nur deutsch, gerade weil der Deutsch-Amerikaner oft so sehr dazu neigt, Vaterland und Muttersprache zu verleugnen. Die Dreizenjährige verließ mich dann leider, weil mein Mann einen unverheiratheten Knecht engagirte. Dieser war ein sehr harmloser Mensch, aber unsere stolze Jungfrau glaubte, daß er um sie „werben" würde, und war nicht zu halten. — Ich setzte eine neue Anzeige in unser Wurstblättchen „Republican Star" und harrte der Dinge, die da kommen sollten. Ganz athemlos erschien auch noch am selben Tag ein winziges Persönchen und bat mich sehr beweglich, ich möchte sie doch nehmen. Ich sagte ihr, sie sei viel zu klein und schwach, trotz ihrer siebzehn Jahre, was hier schon für ein sehr reifes Alter gilt, da die Mädchen, sowie sie nur einigermaßen erwachsen aussehen, Freier die Hülle und die Fülle haben. Die Kleine schaute mich bittend an und meinte: „Kleine Leute sind flink und bücken sich schneller als große!" Die Antwort imponirte mir, und ich wurde weich. Ach, wäre ich es doch nicht geworden! Ich sagte ihr noch, ich liebe den fortwährenden Wechsel nicht, und wenn ich sie angeleitet hätte, solle sie nicht gleich wieder weglaufen, wie es hier Mode sei. Sie versprach zu bleiben, bis ich sie wegjagen würde.

Dies ereignete sich sehr bald. Flink war sie, ach, du liebe Zeit! Jede Arbeit war nur zu rasch fertig; ein schmutzigeres, unbrauchbareres Mädchen habe ich nie gehabt! Das einzige, was sie konnte, war Blumenpflücken und Tanzen. Jeden Tag waren meine Vasen frisch gefüllt, und jeden Abend lief sie, mit oder ohne Erlaubniß, zum Tanzvergnügen.

Ihre Nachfolgerin, mit dem lieblichen Namen Rose, war zwar eine gute Arbeitskraft, aber — von allen schweren Träumen, an denen ich zuweilen leide, ist der entsetzlichste derjenige, welcher mir vorgaukelt, daß sie noch in meiner Küche herrsche. Mir fehlen die Worte, um auszudrücken, was ich unter dem Mädchen gelitten habe. Ordinär, frech, naschhaft, vergnügungssüchtig, — mit einem Wort, gräßlich war sie! Für gewöhnlich, trotz meiner Einwendungen, barfuß, ungekämmt und abgerissen, erschien sie Sonntags zum Ausgang verwandelt, wie der Phönix aus der Asche. Mit künstlicher Locken-Frisur, elegantem weißen Spitzenkleid, fein chaussirt und behandschuht rauschte sie durch unser Wohnzimmer an uns vorbei und begab sich in mein Schlafzimmer, wo sie vor meinem großen Spiegel ihre Toilette beendete, dabei ungenirt meine Sachen benutzend.

Warum ich mir das gefallen ließ? Weil ich davor zitterte, von ihr für „stolz" verschrieen zu werden, was einen Dienstmädchen-Boycott zur Folge haben konnte. Eins meiner Kleider hatte ihren Beifall; sie fragte mich nach dem Preis und theilte mir ihre Absicht mit, sich ein ähnliches zu kaufen, nur wolle sie den Stoff etwas besser nehmen. Die Küche wurde als Club-Local von ihren beaux benutzt. Aber unseren Besuch sah sie sehr scheel an. Wir laden zuweilen einige Freunde zum Abendessen ein, und das fand sie höchst überflüssig. Mit vernichtendem Blicke herrschte sie mir zu: das sei wohl eine deutsche Mode; sechs Monate sei sie bei Mrs. Jones gewesen, und während der ganzen Zeit habe diese keinen einzigen Tischgast gehabt.

Glücklicherweise kam es bald zum Krach. Als sie mir eines Tages zwei Dutzend Pfirsiche auf einmal entwendet hatte, sagte ich ihr, sie zwänge mich, zum ersten Male in meinem Leben einen verschließbaren Küchenschrank anzuschaffen, ich hätte bis jetzt immer ehrliche Mädchen gehabt. Sie erwiderte mir, die Ausgabe könne ich mir sparen, sie wolle gehen. Damit war ich sehr einverstanden. — Hierbei möchte ich gleich erwähnen, daß amerikanische Hausfrauen ihre Vorräthe selten verschließen; kein Dienstmädchen würde es sich gefallen lassen, andere Kost wie die Herrschaft zu bekommen, daher fällt jeder Grund für Naschhaftigkeit weg.

Nach Regen folgt Sonnenschein, und so erwischte ich denn nach dieser entsetzlichen Rose eine wahre Perle, die mich nur verließ, um sich in den heiligen Ehestand zu begeben. Beim Abschied bereitete mir das brave Mädchen eine Ueberraschung, nämlich sie umarmte und küßte mich; das war mir noch nicht vorgekommen, und ich wartete ganz ängstlich, ob meinem Manne, der neben mir saß, die gleiche Vergünstigung zu theil werden würde. Aber glücklicherweise war ihr Zärtlichkeits-Bedürfniß durch meine Person befriedigt. —

Dies wäre also das erste halbe Dutzend. Mit Schrecken sehe ich, daß ich mein Versprechen, mich kurz zu fassen, schon beinahe gebrochen habe. Indem ich die Augen schließe, lasse ich im Geiste die übrigen elf Mädchen an mir vorüberwallen, von denen ich, ach! so viel zu erzählen wüßte. Aber ich fürchte, die verehrten Leserinnen und lieben Landsmänninnen zu ermüden und will schließen. Wenn eine von ihnen infolge meiner Schilderung zu der Ueberzeugung kommt, daß ihre Guste oder Christel doch am Ende nicht so übel ist, dann habe ich meinen Zweck erreicht!

Nachdruck verboten.

Landschaft bei Mondschein.

Zu dem Bilde von P. Hey in München. — Siehe Seite 165.

Schon ist es Nacht geworden, als der Schäfer über den Berg heimwärts zieht. Durch die Stille dringt das Geräusch des Rupfens der weidenden Schafe, und aus dem Thale das ferne Brausen des Flusses, der dort über ein Wehr stürzt. Friedlich liegen Kloster und Dorf, von den dämmernden Fittichen des Abends eingehüllt. Einsam, still und groß ziehen sich die sanftgeschwungenen Bergketten hin, über die jetzt aus langgestreckter Wolkenschicht der Mond in bleichem Glanze, in stummer Majestät, Friede und Versöhnung athmend, feierlich emporsteigt. Die Hänge der Kuppen läßt er noch dunkel, aber sein Licht fließt abwärts über die Ebene, sodaß diese wie ein weites, silberduftiges Meer schimmert. — Die Thiere ahnen nichts von der Erhabenheit und Güte des Weltgeistes; stumpf folgen sie ihrem Nahrungstriebe. Doch der Mensch, ist er auch nur ein armer, alter, ungebildeter Schäfer, steht betroffen und gerührt da. Er denkt daran, wie schön die Welt doch ist, wie fern der Mond, und ob die, die er gekannt hat, und die jetzt alle, alle todt sind, vom Himmel auf ihn und das Dorf herabschauen? Ob auch er bald dort hinauf kommt? Ob er dann wohl vor seinem Gott bestehen wird? Es ist ihm ganz ruhig zu Muthe. Vieles hat er zwar zu bereuen, allein er trägt das Bewußtsein in sich, daß er sich allzeit bemüht hat, seinen Mitmenschen ein guter Freund und Nachbar zu sein; er weiß, daß das Gebet nie ganz stumm in seinem Herzen geworden ist, und daß der liebe Gott, der solch' eine schöne Nacht, einen so schönen, stillen Mond gemacht hat, kein zorniger Gott sein kann, sondern, ihm über seine Stirn streichend, einst allen Erdenkummer mit sanfter Hand hinwegnehmen und ihn wohl auch auf immer mit seinen längst vorangegangenen Lieben vereinigen wird. W. J.

Redactions-Post.

Antworten.

Sanitätsräthin L., Dresden. — Den Zweck der eigentlichen Berufsbildung zur Gärtnerin verfolgt die bereits schon einmal an dieser Stelle kurz erwähnte, von Fräulein Dr. Kastner im October 1894 ins Leben gerufene Obst- und Gartenbau-Schule für Frauen in Friedenau bei Berlin. Die Gründerin hat zunächst einen zweijährigen Cursus eingerichtet. Die praktischen Arbeiten, — Graben, Instandhalten der Geräthe u. s. w. inbegriffen, — werden ausschließlich von den Schülerinnen ausgeführt. Manche junge Dame wurde im Anfang muthlos, nach und nach aber erstarkten die Kräfte, und nach und nach wird auch das bis dahin öde, 2½ Morgen große Stück Land, das der Vorsteherin gehört, der Kultur gewonnen. Mit der praktischen geht die theoretische Ausbildung gleichen Schritt; es wird ein ähnlicher Unterricht ertheilt, wie in den Gartenbau-Schulen für Männer. Erwähnt sei hier nur das Zeichnen und Malen nach Pflanzen und Früchten, wie das Entwerfen von Gartenplänen. Aufnahme-Bedingungen für diesen Berufs-Cursus, den Cursus A, sind: Ein gesunder Körper und die Kenntnisse der ersten Klasse einer höheren Mädchenschule. Nach zwei Jahren, also zuerst im October 1896, soll ein erstes Examen abgelegt werden. Ein Theil der jetzt arbeitenden Damen denkt dann, die erworbenen Fähigkeiten im eigenen Garten zu verwerthen; andere hoffen auf Stellen, und es sind deren bereits in Aussicht gestellt worden. Namentlich auf kleinen Gütern kann ja häufig ein Gärtner nicht gehalten werden, weil es im Winter an genügender Arbeit fehlt. Natürlich wird sich immer nur für den einzelnen Fall feststellen lassen, welche Arbeit der weibliche Gärtner dann versehen könnte; in den meisten Fällen aber würde eine gebildete Dame für die Hausherrin in der Einsamkeit des Landlebens eine vielseitige Hülfe und zugleich eine Gesellschafterin sein. Außer dem eben besprochenen Cursus A, giebt es noch einen einjährigen Cursus B für solche Damen, die aus Liebe zur Natur sich mit Gartenarbeit zu beschäftigen, oder für Damen vom Lande, die ihre Kenntnisse zu erweitern wünschen. Ein vierwöchentlicher Cursus C, speciell für Obstbaum-Pflege und Gemüsebau, soll erst ins Leben treten, wenn sich zehn Theilnehmerinnen gefunden haben. Endlich können auch Hospitantinnen, die sich aus Gesundheitsrücksichten zeitweilig im Freien beschäftigen wollen, an einem fünfmonatlichen Cursus D theilnehmen. Pension finden die Damen in der Anstalt selbst. Schließlich sei noch erwähnt, daß für später auch die Obstverwerthung, die Pflege des Geflügels und der Bienen ins Auge gefaßt ist.

Hofrath Fr., Thüringen. — Nach der letzten Zählung waren in Rußland 554 weibliche Aerzte thätig, die zum größten Theile ihre Ausbildung in dem Nikolai-Kriegs-Hospital erhalten haben. Von ihnen praktisirten frei 291, im Landschaftsdienst standen 28, als Aerzte an weiblichen Lehranstalten wurden 33 angestellt, eben so viele an privaten und jüdischen Krankenhäusern, an städtischen Krankenhäusern 31; als Gemeinde-Aerzte wirkten 17 Damen, an Entbindungsanstalten 10, in Fabriken und industriellen Anstalten 8, als Laboranten und Assistenten an Special-Lehranstalten 4, an Asylen 2. Nach den amtlichen Angaben betrug die Zahl der Frauen, welche die früheren weiblichen Aerzte-Curse absolvirt haben und noch am Leben sind, im ganzen 691. Viele von ihnen haben sich von der Praxis zurückgezogen. An Schweizer Universitäten studiren viele russische Damen Medicin, doch ist die Mehrzahl von ihnen „politisch unzulässig". Außerdem findet sich ein starker Procentsatz russischer Frauen als Hörerinnen medicinischer Curse in Paris. Genaue Angaben über ihre Zahl fehlen, da in Paris amtliche Listen über die Hörerinnen nicht geführt werden.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: J. Wilda, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Erstes Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. November 1895. — XXII. Jahrg., Heft 21.

Marie Seebach.
Nach einer Photographie von E. Bieber, Hof-Photograph, Berlin.

Die Marie Seebach-Stiftung in Weimar.

Ein Werk warmherziger Menschenliebe, von einer der ersten Künstlerinnen unserer Bühne ihren Berufsgenossen gewidmet, ist unlängst mit dem Alters-Versorgungs-Heim für Bühnen-Angehörige, der „Marie Seebach-Stiftung" zu Weimar, ins Leben getreten.

„Als eine Vision, ein aus seinem Rahmen getretenes Bild Rembrandts, so sei ihm in seiner Jugend das „Klärchen" Marie Seebachs, — als eine andere Vision, das verkörperte Ideal eines deutschen Mädchens, wie es der Pinsel eines Holbein nur hätte malen können, so sei ihm zu jener Zeit ihr Gretchen erschienen. Das wäre nun freilich lange her, aber nimmer habe er wieder ein Klärchen, ein Gretchen gesehen, wie es Marie Seebach verkörperte in nahezu unerreichter Vollkommenheit." Mit diesen begeisterten Worten feierte der dreiundsechzigjährige Dr. Alexander Meyer die berühmte Schauspielerin bei der diesjährigen General-Versammlung der Goethe-Gesellschaft in Ilm-Athen. Das Gretchen, das Klärchen Goethe's ist Marie Seebach unserer älteren Generation gewesen; von bevorzugter Stelle des Königlichen Schauspielhauses zu Berlin aus hat ihre feine, anmuthsvolle Kunst die Jüngeren unter uns erhoben. — Ein echtes Theater-Kind war Marie Seebach von dem Augenblick an, da das kleine blonde Mädchen, das Töchterchen eines Schauspieler-Ehepaares, zuerst am Aachener Stadt-Theater in Kinderrollen auftrat, bis weiter Staffel um Staffel der Bühnenlaufbahn erklommen war und die junge Künstlerin, nachdem sie das Soubretten-Fach kurz gestreift, als anerkannte Darstellerin klassischer Mädchen-Charaktere am Theater-Himmel auftrat. Und ein schöner, echt weiblicher Zug liegt darin, daß dies vom Glück des Erfolges überschüttete Theater-Kind in so großherziger Weise dem Mitgefühl mit den weniger bevorzugten Berufsgenossen praktischen Ausdruck giebt. Aber auch ein gut Theil Wehmuth! Denn die 30000 Mark, die Frau Seebach für die Stiftung aufwandte, sind das Erbtheil des hoffnungsvollen einzigen Sohnes der Künstlerin aus ihrer Ehe mit dem Sänger Albert Niemann; das Heim selbst ist ein Denkmal, das mütterliche Liebe dem Frühverstorbenen widmete.

In der anmuthigsten Gegend Weimars, der Tiefurter Chaussée, liegt das „Marie Seebach-Heim". Zunächst nur mit neun Pensionären eröffnet, wird es in Kürze deren volle vorbestimmte Zahl, nämlich sechzehn, aufnehmen. Dem hochherzigen Plane der Stifterin hat sich gebefreudige Beihülfe aus allen Kreisen angeschlossen. Se. Königliche Hoheit der Großherzog von Sachsen-Weimar spendete Grund und Boden zu dem Asyl; Baumeister Reichenbecher leitete in uneigennützigster Weise den Bau, und ein der ersten Gesellschaft Weimars angehörendes Comité vertritt die äußeren Interessen der Stiftung. Aus Privatkreisen hat sich Herr Geheimrath Oechelhäuser durch eine Spende von 1000 Mark betheiligt, ferner Frau Mathilde Wesendonk ebenfalls in hervorragender Weise; endlich gaben Wilhelmine Seebach, die Schwester der Stifterin in erheblichem baren Zuschuß und Frau Julie Gerson durch viele Einrichtungs-Gegenstände Zeugniß für die allseitige Theilnahme am ersten Alters-Versorgungs-Heim der deutschen Bühnen-Angehörigen.

G. v. L.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Ein neuer aristokratischer Club ist hierselbst unter dem Namen „Berlin Golf-Club" begründet worden. Er bezweckt die Einführung des Golf-Spieles in Deutschland. Der Club hat sein Heim in Westend aufgeschlagen und steht unter dem Präsidium von Sir Edward Malet, des bisherigen britischen und von General Runyon, des amerikanischen Botschafters in Berlin.

— Die „Mädchen- und Frauen-Gruppen für soziale Hülfsarbeit", auf die in einem längeren Artikel des Beiblattes der „Illustrirten Frauen-Zeitung" vom 1. Sept. d. J. eingehend hingewiesen wurde, haben ihr drittes Stiftungsjahr eröffnet und mit dem

Das Marie Seebach-Heim in Weimar.
Nach einer photographischen Aufnahme.

Programm für 1895/96 zugleich den Bericht über das letztverflossene Arbeitsjahr des Vereines verschickt, dessen Wirkungskreis sich auf das erfreulichste gesteigert hat. 120 thätige Mithelferinnen gehören ihm jetzt bereits an; dafür, daß er in der deutschen Reichshauptstadt populär geworden ist, spricht die Thatsache, daß eine Reihe von philantropischen Anstalten, die ihm bis dahin fern gestanden hatten, sich neuerdings Hülfskräfte von ihm erbaten. Frau Bürgermeister Kirschner, Berlin, Alt-Moabit 90, die Vorsitzende der Hülfsgruppen, ertheilt, wie hiermit wiederholt sei, jede weitere Auskunft.

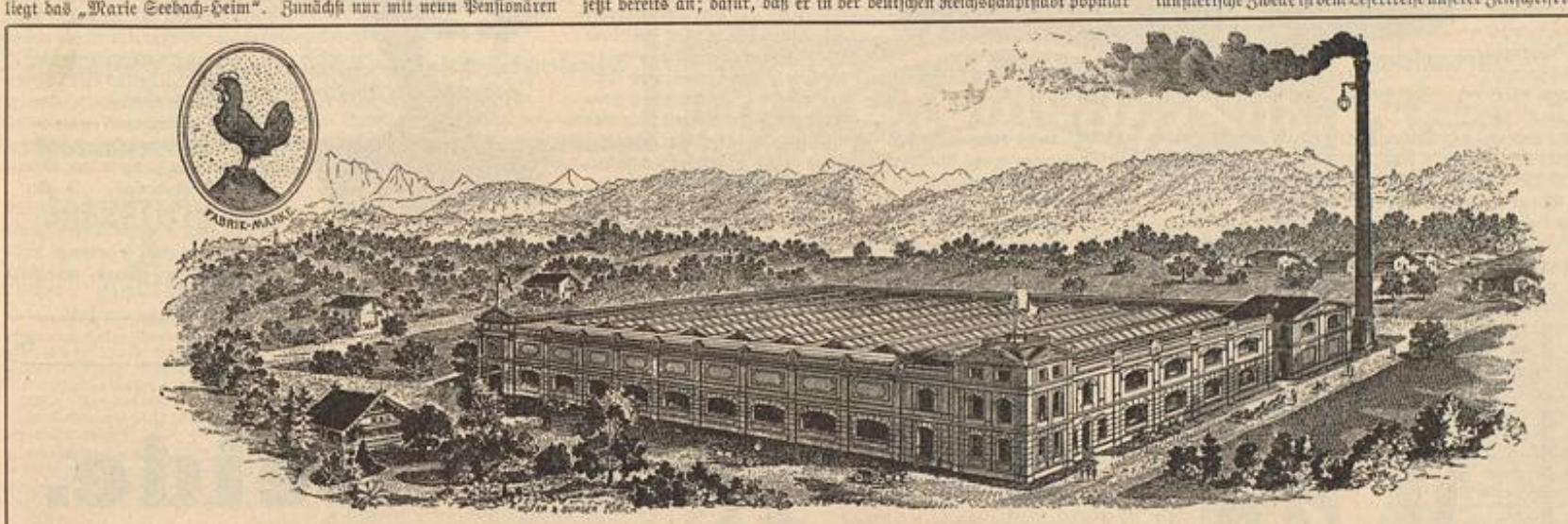
Eberswalde. — Unter dem Namen „Augusta Victoria-Heim" eröffnete der „Verband der Vaterländischen Frauen-Vereine der Provinz Brandenburg" hier ein Mutterhaus zur Schulung von Krankenschwestern. Damen, welche den Beruf der letzteren ergreifen, ebenso solche, die sich zu Privatzwecken in der Krankenpflege vervollkommnen wollen, finden hier bei mindestens einjähriger Lehrzeit unentgeltliche Ausbildung mit freier Wohnung und Kost. Anfragen und Anmeldungen sind an die Oberin des Hauses oder an Frau Gymnasial-Director Dr. Klein in Eberswalde zu richten.

Frankfurt a. M. — Die jüngst hier stattgefundene, außerordentlich stark besuchte 18. Tagung des „Allgemeinen deutschen Frauen-Vereines" eröffnete die rührige Vorsitzende des letzteren, Fräulein Auguste Schmidt (Leipzig), durch einen Bericht über die vielseitige Thätigkeit, die der Verein auch in den letzten zwei Jahren entwickelt hat, und die vor allem in der Schaffung der „Leipziger weiblichen Gymnasial-Curse" und in der Eröffnung eines unentgeltlichen „Rechtsbeirathes für unbemittelte Frauen" einen hocherfreulichen Ausdruck fand. Unter den übrigen Vorträgen erwähnen wir den von Frau Sanitätsrath Schwerin (Berlin) über „Wohlthätigkeits-Einrichtungen einst und jetzt" als besonders interessant, ferner den sehr bedeutungsvollen von Frau Henriette Goldschmidt (Leipzig) über „Die Stellung der Frau im Familienrecht", den von Frau Professor Weber (Tübingen) über „Schulung, Rechte und Pflichten der Hausbeamtinnen und weiblichen Dienstboten". Fräulein Mecke (Werdorf) gab ein beachtenswerthes Referat über „Die Thätigkeit des evangelischen Diakonie-Vereines", Fräulein Dr. Elvira Castner (Berlin) ein solches über die von ihr in Friedenau gegründete „Gartenbau-Schule für Damen". Der lichtvolle, geistreiche Schlußvortrag von Fräulein Helene Lange (Berlin), der Begründerin und hochbegabten Leiterin der Berliner „Mädchen-Gymnasial-Curse", sowie der trefflichen Zeitschrift „Die Frau", erhielt eine besondere Weihe noch dadurch, daß J. M. die Kaiserin Friedrich erschien, um ihm bis zu Ende beizuwohnen.

Dresden. — Claire von Glümer vollendete kürzlich ihr siebenzigstes Lebensjahr. Bereits 1887 brachte die „Illustrirte Frauen-Zeitung" die ausführliche Biographie und das Bild der feinsinnigen Novellistin. Es darf deshalb heute hier nur flüchtig auf die reiche Schöpferkraft des anmuthsvollen Talentes hingewiesen werden, das aus dem Erstlingswerk der fleißigen, stets gewissenhaften und vornehmen Schriftstellerin „Aus den Pyrenäen" schon lebendig zu uns spricht, und das wir in ihren Novellen „Aus der Bretagne", „Lutin und Lutine", „Vom Webstuhl der Zeit" u. a. sich zur sicheren Höhe der Meisterschaft erheben sehen.

Wyk auf Föhr. — Auch Föhr darf sich einer Natur-Dichterin rühmen. Einen neuen Beweis für den reichen Schatz von Poesie, der in den Frauenseelen, auch der einfachsten Lebenskreise unseres Volkes oft vorhanden zu sein scheint, bieten die soeben von dem Bade-Arzte von Wyk, Dr. Gerber, herausgegebenen „Gedichte von Stine Andresen". Die Dichterin, die Frau eines Windmüllers, der ein schönes Talent unbedingt zugesprochen werden muß, hat die Hallige nie verlassen und nur den nothdürftigen Unterricht der Dorfschule genossen.

Wien. — Mit der lebhaftesten Sympathie haben die Wiener die kürzlich in höchst auszeichnender Weise erfolgte Ernennung der Gräfin Anastasia Kielmannsegg zur Palastdame Ihrer Maj. der Kaiserin begrüßt. Gräfin Kielmannsegg, die unermüdliche Vorkämpferin für so viele humane, gemeinnützige und vornehmkünstlerische Zwecke ist dem Leserkreise unserer Zeitschrift längst wohlbekannt.



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich

empfiehlt:

Seidene Ballstoffe

60 Pfg.

bis **Mk. 18.65** p. Meter — ab meinen eigenen Fabriken, —

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v.	Mk. 1.35—18.65	**Seiden-Grenadines**	v.	Mk. 1.35—11.65
Seiden-Bastkleider per Robe	„	„ 13.80—68.50	**Seiden-Bengalines**	„	„ 1.95— 9.80
Seiden-Foulards	„	95 Pfge.— 5.85	**Seiden-Surahs**	„	„ 1.35— 6.30
Seiden-Masken-Atlas	„	60 „ — 3.15	**Seiden-Faille française**	„	„ 2.45— 9.85
Seiden-Merveilleux	„	75 „ — 9.65	**Seiden-Crêpe de Chine**	„	„ 2.35—10.90
Seiden-Ballstoffe	„	60 „ —18.65	**Seiden-Foulards japan.**	„	„ 1.45— 5.85

p. Meter.

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. **porto- und steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

London. — Die Hof-Virtuosinnen des Herzogs von Edinburg, Geschwister Marianne und Clara Eissler, hatten kürzlich wieder die Ehre in Balmorale vor der Königin zu spielen, die den talentvollen deutschen Künstlerinnen eine ganz besonders freundliche Theilnahme bezeigt.

Paris. — Die neueste Liebhaberei der vornehmen jungen Pariserinnen ist die Dramatik. Man nimmt bei den ersten Schauspielern Unterricht, um später im Bekanntenkreise die gewonnene Vortragskunst bewundern zu lassen. Unter den Töchtern der ersten Familien der Seine-Stadt sind viele, die mit unleugbarem Talent große Monologe aus den klassischen Dramen, oder auch neuere dramatische Solo-Scenen wiedergeben.

Die Mode

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Die Form des Hutes „Marie Luise", welcher in farbiger Darstellung den Umschlag des heutigen Heftes schmückt, ist so eigenartig, daß wir des besseren Verständnisses halber noch die Rückansicht hinzufügen. Schwerer schwarzer Atlas, vielfach eingekraust, bekleidet die Krempe außen, rosa Sammet innen; dieser auch den diadem-artig offenen Kopf, von dem zwei volle schwarze Straußfederköpfe aufsteigen. Aus rosa Repsband sind die Rosetten gebildet, die sich dem Hinterhaar anschmiegen. Schwarze Sammet-Bindebänder, zu großer Schleife gebunden. E. F.

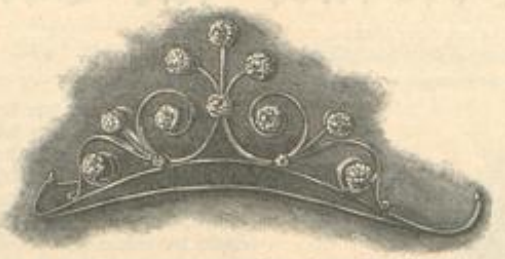
Rückansicht des Hutes vom Umschlag des heutigen Heftes.

— Zu dem Fünf-Uhr-Thee darf die Hausfrau sich bekanntlich gestatten, eine Toilette zu wählen, die von allem Hergebrachten abweicht und, stilgerecht oder stillos, den individuellen Neigungen entspricht. Die verwendeten Stoffe können einfach oder prächtig sein, die Ausstattung hat sich ihnen anzuschließen, darf aber von allem nehmen, was die Mode an Passementerien, Stickereien u. s. w. darbietet.

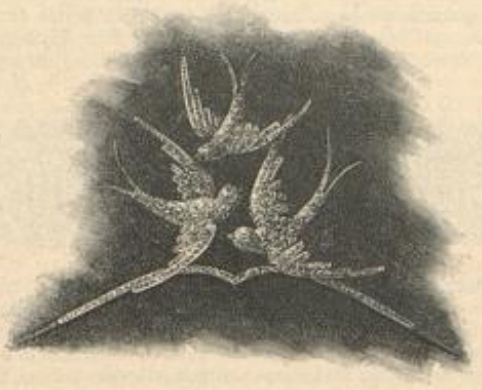
Toilette zum Fünf-Uhr-Thee. Anzug mit Spitzen-Garnitur für ältere Damen.

Bezüglich der Farbe giebt es keinerlei Vorschrift, Kleidsamkeit allein ist hier entscheidend. An der Vorlage war das ärmellose Gewand aus schwerer, starrer Brocat-Seide, die auf schwarzem Grunde Goldranken mit mattblauen Glockenblumen zeigte; in letzterer Farbe erschien auch das Untergewand aus leichter Seide, die Chiffon-Krepp duftig bekleidete. An ein japanisches Ueberkleid erinnernd, ist die im Rücken anschließende Robe vorn in ganzer Länge revers-artig umgelegt und diesem Revers ein mächtiger Schulterkragen angefügt, der in Tütenfalten bis handbreit vom Taillenschluß im Rücken niederfällt. — Die zweite Toilette für ältere Damen verdient besondere Beachtung wegen der geschickten und kleidsamen Verwendung von Spitzen-Volants, die hier die Gestalt von Kragen-Arrangement und Zipfelschoß annehmen. Schmälere Spitze bildet die Manschetten und die Rosetten der Kragen-Garnitur. Reiche Passementerie oder Kurbel-Stickerei stattet außerdem den weiten Rock und die breite, den Schluß der Taille deckende Tollfalte aus. Zu dem neuesten Blau „perveuche" waren Kragen und Gürtel einen Ton heller gewählt. E. F.

— Die diesjährige Saison bevorzugt einzelne, hochstehend à jour gefaßte Brillanten, die sich einem schönen Ornament aus Gold oder Silber einfügen, wie z. B. an dem prächtigen Diadem unserer Skizze. Für Hals- und Armschmuck giebt es schnallenartige Zierglieder, die einzeln oder zu mehreren auf Sammetband gezogen werden, und, durch Charniere biegsam gestaltet, sich eng anschmiegen; daneben behaupten sich glatte, sowie Ketten-Armbänder mit Berloques, — zuweilen eine Miniatur-Uhr umschließend. Besonders originell erscheint als Armschmuck eine sich um ein Sammetband windende Schlange, mit Brillant-Augen und einem Saphir-Krönchen. Für jüngere Mädchen liegt uns ein anspruchsloser, aber darum nicht minder



Brillant-Diadem mit einzelnen Solitairs.



Brillant-Diadem mit Vögeln.

reizender Schmuck vor, ein Kettchen, an dessen einzigem, viereckig gefaßtem Brillanten, gleich einem Thautropfen, eine längliche Perle hängt. — Immer werden Diademe ein begehrter Haarschmuck schöner Frauen bleiben. Entzückend wirkt eine Spange, deren kronenartig geformte Zacken abwechselnd je eine größere und drei kleinere Perlen tragen. Weit kostbarer, daher auch anspruchsvoller erscheint ein Diadem, das auf schön gewundener hochstrebender Gold-Arabeske zwölf Brillanten von verschiedener Größe derartig auf Spiralen gefaßt trägt, daß dieselben, bei jeder Bewegung erzitternd, eine wahre Pracht ihres Feuers entfalten. Nicht minder reich ist die Spange mit drei brillantenübersäten Vögeln, die in der Luft zu schweben scheinen. Eine Halbspange mit Kette, welch ersterer in rückwärts angebrachter Schrauben-Vorrichtung einzelne bewegliche Steine eingehängt werden können, dient einem doppelten Zweck, indem sie nach Belieben als Hals- oder Haarschmuck getragen werden kann. Neu ist eine zierliche, brillantbesetzte Uhr als Berloque oder an Stelle des Medaillons am Sammetband oder Kettchen um den Hals zu tragen. Von Broschen liegen uns außer anderen, zwei eigenartig schöne Modelle vor. Die eine zeigt auf zierlichem Rococo-Goldgrund und weißem Email die französische Lilie in Brillanten, die andere, in Form eines zum Cravaten-Knoten geschlungenen zweifarbigen Bandes, ist aus Saphiren und Brillanten zusammengesetzt. Entzückend und von reicher Mannigfaltigkeit in Form und Ausführung erscheinen die hochmodernen kettenverbundenen Doppelknöpfe für Damen- und Herren-Manschetten. Glatte Goldknebel wechseln mit allerlei Phantasie-Figuren, brillantbesetzte Schnallen behaupten ihren Platz neben denen mit Türkisen und andersfarbigen Steinen geschmückten; vor allem reizvoll aber waren ein Paar derartige Knöpfe, Herz und Schlüssel in Brillanten darstellend, nebst dazu passender Brosche, einem Doppelherzen, das von einem Schleifchen verbunden und gekrönt wird. E. S.

Wien. — Die Umhänge für Abend-Toilette gestalten sich durch die überreiche Ausstattung mit Perl- und Flitterstickerei, benähter Spitze, Musselin-Plissés u. dergl. besonders kokett, ebenso die modernen Pelz-Confectionen, die durch ein hellseidenes, geblümtes oder broschirtes Futter und mit hellem Sammet unterlegte Spitzen-Revers zur eleganten Sortie gewandelt werden können. Originell ist die Ausstattung dieser Abend-Umhänge durch ein bauschiges und plissirtes Futter von Seiden-Musselin, der in dicken Rüschen den Innenrändern eingefügt wird; so z. B. erscheint ein Cape aus rosa Duchesse-Atlas mit seegrünem Mussellin gefüttert und ganz mit Rüschen gefüllt; diese besetzen innen auch den bis hoch über die Ohren gehenden Stuart-Kragen, von dem Goldspitze, mit rosa und grünen Pailletten benäht, in Strahlenzacken herabläuft. Noch extravaganter wirkt das duftige Futter an Mänteln von Thibet-Fell — doch hat ja meist das Paradoxe den Erfolg für sich. N. Br.

— Die beiden flotten Skizzen gelten zwei Ball- oder Gesellschafts-Toiletten für junge Mädchen. Beide zeigen die möglichst weite, ungarnirte Rockform mit starkem Zwischenfutter. Bei der einen fällt über den lichtblauen Atlasrock ein sehr weiter Rock aus hellblauer Chiné-Gaze mit großem Theerosen-Muster, welcher duftige Stoff auch die Faltentaille bespannt, während die Aermel mit Ellbogen-Volant aus glatter blauer Gaze gefertigt sind. Vollerblüthe, auseinander flatternde Theerosen umgeben den runden Ausschnitt in Breite der Achsel; zwischen diesen — und das ist das Originelle der Toilette — markirt sich ein vorn und rückwärts quer überhängendes hellblaues Atlasband, reich mit Flittern überstickt. Gleiches unbesticktes Band bildet die Gürtelschleife, deren Enden bis zum Rockrande hinabflattern. — In scharfem Rosa, aus glänzendem Du-

Ball-Toilette aus Chiné-Gaze.

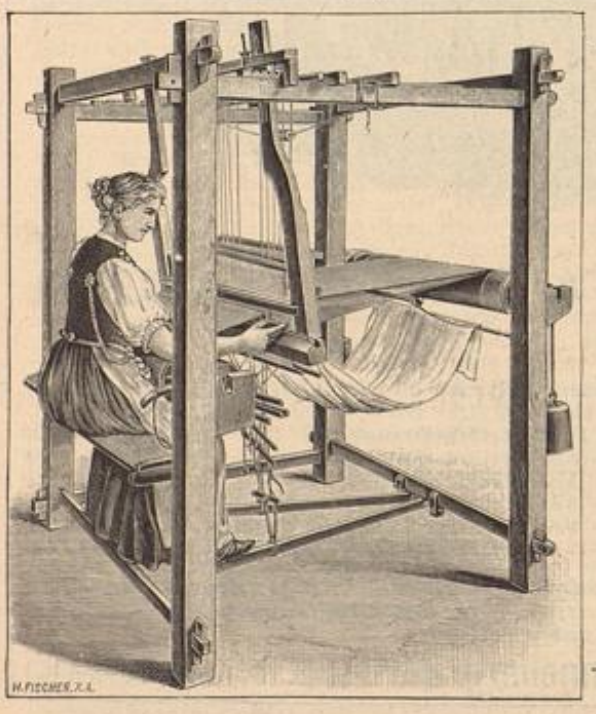
Ball-Toilette mit gestickter Blusen-Taille.

Theaterhut. Dreifaches Halsband.

cheße-Atlas ist die andere Toilette gearbeitet. Eine eigenartige Ausstattung erhält die faltenlos einem Spiegelsammet-Arrangement überhängende Blusentaille in den orientalischen Schrift-Charakteren, die in krauser Gold-Cantille und Flittern gestickt sind. Pelzrollen aus Schwarzfuchs, mit Köpfchen und einem vollen Rosenstrauß an den Enden, schließen den sehr puffig hochgestellten Aermel gegen die Schulter ab. N. Br.

Paris. — Im Konzertsaal und in den Theater-Logen spielt der Hut eine ganz bedeutende Rolle und gerade hier gilt es, alle Kunst

(Fortsetzung im zweiten Beiblatt.)



Schweizer Seide.

Seidenstoff-Fabrikanten in der Schweiz . .	ca.	**80**
Seiden-Webstühle (Handstühle)	ca.	24,000
Seiden-Webstühle (mechanische)	ca.	8,000
Seidenstoff-Produktion per Jahr	ca.	30,000,000 Meter.

Seidenstoff-Proben — grosse — unserer Vorräte in **schwarz, weiss** und **farbig** von 55 Pf. bis 20 Mark per Meter senden wir auf Verlangen umgehend an jedermann und fügen zur Bequemlichkeit der geehrten Damen **frankierte Retour-Adressen** bei.

Die **gewählten Stoffe** senden wir **porto- und steuerfrei** in die Wohnung, in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)

Seidenstoff-Export.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zweites Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. November 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 21.

der Modistin zu zeigen. Ein kleines Meisterwerk ist das originelle Hütchen, dessen Kopf nur aus einem Kranz vollerblühter Rosen besteht, von dem rechts und links flügelartig fein plissirte Tüllstreifen ausgehen. Gleiche Plissés von ungleicher Höhe steigen neben einem Reiher empor. Irisirende Pailletten, in dichten Reihen aufgenäht, begrenzen den oberen Rand der Plissé-Theile. — Von eigenartiger Wirkung ist das dreifache Halsband, das sich in der alten Form „collier de chien" dicht um den Hals legt und außerdem noch von zwei loseren Ketten begleitet erscheint. R. M.

— Mit der fortschreitenden Herbst-Saison tritt der lange Mantel wieder in seine Rechte, und die so kleidsame Redingote, das Mantelkleid, zeigt sich in neuen verführerischen Formen. Schwere Seide ist das prächtige Material für den eleganten Visiten-Mantel in Princeß-Form, dessen schlank abfallende Taillen-Linien zum großen Theil von einem riesigen Zichu-Kragen aus heller getöntem Spiegel-Sammet verdeckt werden. Ein breiter Volant mit Perlfranze umrandet den Kragen; zierliche Stahlstickerei schmückt die vorderen Ecken. Zu der breit ausladenden Schulter-Garnitur gehört der große gebogene Sammethut, dessen beinahe überreicher Federschmuck mit der Farbe des Mantels harmonirt. Kleine Federköpfchen in abschattirter Reihe umgeben hochstehend den Stehkragen. B. d. G.

Promenaden-Anzug mit langem Mantel.

— Die Handschuhe bleiben nach wie vor in den lichten gelblichen Farben von Schwedischleder die eleganteste Ergänzung der halblangen Puffärmel, den Arm immer vollständig deckend; in Glacéleder gilt nur Weiß und Hellgrau als modern. Eine Neuheit ist es, den weißen Handschuh durch einen eingesetzten schmalen, zartfarbigen Lederstreifen und gleiche Steppnaht, rosa, lila, blau, sowie farbig gebeizte Perlmutterknöpfe u. s. w. der Farbe der Toilette anzupassen. Dieses lichtfarbige Leder in kräftigeren Sorten ergiebt auch das Material für das neueste, eleganteste und einigermaßen kostspielige Schuhwerk, das natürlich mit der Farbe der Robe und des Seidenstrumpfes völlig übereinstimmen muß. Da jetzt eine chemische Reinigung des Leders möglich ist, sind diese, an feine Galanterie-Lederwaare gemahnenden Schuhe den seidenen Ballstiefelchen gegenüber entschieden praktischer. B. de G.

Handarbeiten

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Muster-Blätter für künstlerische Handarbeiten, Nr. 66. Niederländisches Stickmuster. XVII. Jahrhundert. — Die alte Original-Stickerei, von welcher beiliegendes Typenmuster einen Theil in Farben wiedergiebt, schmückt einen Altarbehang der Beguinen-Kirche zu Tongern und stammt, laut darauf eingesticktem Datum, aus dem Jahre 1611. Auf grobem Segeltuch sind die einzelnen Figuren mit bunter Wolle im Zopfstich eingestickt, der je nach der Musterung bald in senkrechten, bald in wagerechten Reihen ausgeführt wurde. Die farbige Mustertafel befaßt sich nur mit der Wiedergabe des Plein-Musters; die schmale Randborte, welche das Antependium oben und unten begrenzt, fand in der heutigen technischen Nummer unter Abb. 44 Aufnahme. Die beigefügten kleinen Darstellungen zeigen das Muster einmal als Wandbehang mit der schmalen Bordüre als unteren Abschluß und einmal als aufsteigendes Plein-Muster, wie solches für große Kissen, Decken, Teppiche ꝛc. verwendbar ist. An die Stelle des Segeltuches kann Woll-Canevas in der Farbe der Grundfüllung treten, wodurch diese fortfällt. A. M.

— Das Spitzen-Bändchen, ein Material, das uns an die Arbeiten unserer Jugend erinnert, ist, gleich mancherlei Modedingen aus jener Zeit, auch wieder zu Ehren und Ansehen gelangt. In den verschiedensten Stärken, wie in Weiß, Schwarz und Gelblich wird das Spitzen-Bändchen zu Stickereien verwendet, die theils zu Toiletten-Gegenständen gehören, theils zur Ausschmückung unseres Zimmers dienen. In erster Reihe sind es Decken und Deckchen, die man mit dem fügsamen Material arbeitet, von dem winzigen Eisdeckchen oder der Ueberlage eines Toiletten-Kissens bis zu der prächtigen, wie Spitze wirkenden Bettdecke. Bei so großen Flächen findet das Bändchen einen guten Verbündeten in kräftigem Tüll als Grundstoff, der seinerseits abstechend oder in gleicher Farbe sein darf. Gelb und Weiß gilt auch hier, wie bei der Toilette, als modegerechte Verbindung und zwar kann der Tüll weiß und die Bändchen gelb sein, oder auch umgekehrt. Neben diesen Arbeiten bietet sich das Bändchen zur Ausführung der modernen Spitzenkragen, die mit und ohne Tüllgrund gearbeitet werden. Auch der breiten Einsätze sei gedacht, die als Garnitur von Blusen stets willkommen sind, da sie ein einfaches Kleid modegerecht ausstatten. Eine der dankenswerthesten Aufgaben findet das Material zur Herstellung von Fächern, die, weiß oder schwarz, der elegantesten Toilette zur Zierde gereichen. Schwarzseidenes Medaillon- und glattes Bändchen lassen sich zu reizvollster Zeichnung zusammenstellen. Das Benähen mit farbigen Flittern dürfte die Wirkung noch erhöhen und das Ganze ultramodern gestalten. E. F.

Pleinmuster für Kissen, Decken u. s. w.

Wandbehang.

Bezugsquellen: Capote-Hut: P. Leuchtmann, SW, Leipzigerstr. 83. — **Runder Hut:** H. Manasse, W, Friedrichstr. 79a. — **Schmuck-Gegenstände:** J. H. Werner, Hof-Juwelier, Friedrichstr. 173. — **Spitzen-Bändchen,** angefangene u. vorgezeichnete Spitzen-Arbeiten: Frau E. v. Wedell, S, Hallescherstr. 4.

Fehr'sche Kunstakademie, Berlin W., Lützowstrasse 82.

Getrennte Kurse für Damen und Herren. — Lehrer: für Portrait und Figürliches **Conrad Fehr** und **E. Hausmann,** für Landschaft **W. Hamacher** und Dr. **Müller-Kurzwelly,** für Blumen **P. Barthel,** für Illustriren **H. Looschen,** für Modelliren **O. Riesch,** für Kupferstich Prof. **G. Eilers,** für Perspektive **W. Herwarth.** — Für Anfänger Vorbereitungsklassen. — Anfnahme jederzeit. — Prospekte gratis.

Damen bess. Stände
finden **lohnenden Neben-Erwerb** durch Vertretung eines ersten Bielefelder Leinen-Wäsche- u. Aussteuer-Geschäfts. Verkauf nur an Private. Hohe Provision. Gef. Offerten unter *E v. S.* durch die Expedition dieser Zeitung erbeten.

Hygienische Toilette-Seife } nach Angaben und unter Controle des Herrn Dr.
Hygienische Kinder-Seife } med. J. Eichhoff, Elberfeld, Spec.-Arzt f. Hautkr.
allein hergestellt von **Ferd. Mülhens No. 4711, Köln a. Rh.**
erhältlich in allen Apotheken und besseren Parfümeriehandlungen.

Erste Cottbuser Axminster Teppich-Fabrik
Schmidt & Co., Cottbus 12.
Wir versenden Teppiche und Bettvorleger **nur eigenes Fabrikat** in den prachtvollsten Farbenstellungen und neuesten Mustern direkt an **Private** zu **Fabrikpreisen.** Kolorierte Zeichnungen stehen franko zu Diensten.

Technikum Mittweida.
Königreich Sachsen.
Höhere Fachschule für Elektrotechnik und Maschinenbaukunde.
Programm etc. kostenlos durch das Sekretariat.

ff. Angler Tafelbutter
versendet überall hin, für 18 Pf. über höchste Hamburg Notirung frei ins Haus geg. Nachn. **Satrup** in Angeln. **H. Hanschild.**

Industrieschule für Töchter gebildeter Stände.
Lehrgegenstände.
1. **Handarbeits-Unterricht:** Der Unterricht umfaßt alle Arten des Nähens und Flickens, einfaches u. Kunststopfen, Stricken, Häkeln, Filet und Filetguipüre, Frivolitäten, einfaches Namensticken, alle einfachen Stickereiarten, die nicht der speziellen Kunststickerei angehören.
2. **Maschinennähen:** Instandhaltung der Maschine. Anwendung aller Apparate. Anfertigung des Mustertuches mit Anwendung aller Arten dekorativer Ausschmückung für Wäsche.
3. **Wäsche-Zuschneiden und -Nähen:** Der Unterricht bezweckt, nach jedem Maße und jeder Körperform Herren-, Damen-, Kinder- u. Hauswäsche anfertigen zu können.
4. **Kunstarbeiten:** Gleichseitige Techniken: Holbein, Wiener Kreuzstich, Doppel-Plattstich. — Knüpfarbeiten, Macramé, Durchbruch. — Feine Weißstickerei. Altdeutsche und Rothstickerei. Arabische und Janina-Technik. Hand- und Rahmenapplikation. Spitzenklöppeln, Spitzennähen. Venetianische und spanische Spitzenstickerei. — Plattstich in Seide und Cuenille. — Reliefstickerei. — Chinesische Flach- und gleichseitige Stickerei. — Nadelmalerei, japanische Arbeitsart. — Gold- und Silberstickerei in allen existirenden Techniken. — Uebertragen der Muster auf alle Stoffe. — Ausschneiden von Karton, Leder, Filz, Stoffen ꝛc. zu Goldstickerei und Applikationsarbeiten.

Gleichzeitig ist mit der Schule ein solid eingerichtetes Pensionat verbunden, in welchem den jungen Mädchen Gelegenheit zur Vervollkommnung im Haushalt, sowie zu wissenschaftlicher Ausbildung geboten wird. — Näheres durch Prospecte.
Quedlinburg, Pölkenstraße 15.
Geschwister Rolle.

Frauen-Erwerb.
Einer Dame, die in sog. Liebhaberkünsten, im Zeichnen u. Malen bewandert ist und über einiges Kapital verfügt, wäre durch Übernahme eines vorzüglich eingeführten, rentablen Geschäftes in einer gröss Schweizerstadt Gelegenheit geboten zur Gründung einer angenehmen und sichern Existenz. Anfragen befördern sub chiffres O. H. 8274, **Orell, Füssli,** Annoncen, **Bern.**

Töchter
gebildeter Stände lernen durch meine briefliche Unterweisung die Herstellung naturgetreuer Portraits in allen Größen, Copien von Meisterwerken ꝛc. unter Garantie des Erfolgs. Vorkenntnisse im Malen oder Zeichnen sind nicht erforderlich. Die Kenntniß dieser eleganten Liebhaberei sichert auch selbstständigen Erwerb. Näheres kostenlos vom Patentinhaber **Julius Benk, Dresden.**

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc.
Gobelin-Vernis-martin u. aller Phantasie-Malereien. **Unterricht, Atelier** Ausführung und Entwürfe im *Berlin, W.* von **Johanna Helfer,** *Bülowstrasse 91.*

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b. Fr. **Clara Koth,** Berlin W, Lützowstr. 84a.

Für Kunstfreunde.
Unser neuer, vollständiger, reich illustrirter Katalog für 1896 über Tausende von Photogravuren und Photographieen nach hervorragenden Werken classischer und moderner Kunst wird gegen 50 Pfennig in Postmarken franco zugesandt.
Photographische Gesellschaft Kunstverlag Berlin, Dönhofsplatz.

RICHTERS Anker-Steinbaukasten RICHTERS
sind das beste und geistig anregendste Spiel für Kinder und Erwachsene; sie sind zugleich das nobelste Weihnachtsgeschenk und zum Preise von 1 M., 2 M., 2½ M., 4 M., 5 M. und höher vorrätig in allen feineren Spielwaren-Geschäften des In- und Auslandes. Man verlange aber jedesmal ausdrücklich:
Richters
„Anker-Steinbaukasten"
und weise jeden Kasten ohne die Fabrikmarke **Anker** scharf als unecht zurück. Um in Ruhe auswählen zu können, schreibe man gefälligst sofort wegen Zusendung der neuen reichillustrierten Preis-Liste eine Post-Karte an: F. Ad. Richter & Cie., Rudolstadt (Thür.), Wien, I. Nibelungeng. 4, Olten (Schweiz), London E.C., Jewin-St. 44, Rotterdam, New-York, City, 215 Pearl-Street.

Zur Anfertigung
einfacher und eleganter Toiletten in bester und geschmackvollster Ausführung bei mäßigen Preisen empfiehlt sich
Berlin, Schönebergerstr. 30II. **Louise Ränsch.**

Ich ertheile Unterricht im Öl-, Aquarell- und Porzellan-Malen, an welchem noch einige Damen theilnehmen können. Mein Atelier befind. sich **Berlin W, Lützowstr. 112.**
Marie Peller.

Kunststickereien jeder Art werden auf's Beste ausgeführt und angefangen. — Ebenso wird jungen Damen in allen Techniken der **Kunststickerei Unterricht** ertheilt bei Fräulein E. v. Rüdglisch, Kurfürstenstraße 45, II.

Die besten Braten
erzielt man ohne extra Feuerung auf jedem Herde, in Koch- u. Grudeöfen, auf Gas und Petrol. mit **Heussi's Brat- u. Backapparat.**

Macht jeden Braten schmackhafter, saftiger und weicher, erleichtert infolge vorzüglicher Oberhitze wesentlich das Bräunen u. Knusprigmachen u. beseitigt das lästige Aufpassen. **Prachtvolle Saucen,** bequemstes Backen v. Brot, Kuchen, Speisen ꝛc. Preis: beliebte Mittelgröße 15 M., Kiste 1 M. Ausführl. Prosp. kostenfr. Versand geg. Nachn. od. vorh. Einsendg. **Paul Heussi, Leipzig.**

Atelier für Musterzeichnung
von **E. Niemann, Berlin W.**
Anfertigung und Uebertragung von Entwürfen für Stickerei jeder Art, für Holzbrand, Lederschnitt ꝛc. Angefangene und fertige Arbeiten in vorgenannten Techniken werden nach Abbildungen der Modenwelt und Illustrirten Frauen-Ztg. auf Bestellung geliefert. Unterricht im Musterzeichnen und Blumenmalen.

Fels vom zum Meer
Modernste und vornehmste Halbmonatsschrift in prächtiger Ausstattung, mit hochbedeutsamem litterarischem Inhalt, Romanen erster Autoren ꝛc. Farbige Kunstbeilagen und Textbilder. **Probehefte in allen Buchhandlungen.**

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Mein Heim – mein Stolz!

Soeben erschien:

Das vornehme deutsche Haus.

30 Kartons der schönsten Innenräume, zugleich Versuch einer Neugestaltung unserer deutschen Wohnung, in 6 Lieferungen à Mk. 7,50 oder Weihnacht. 1895 kompl. in Mappe Mk. 45,—. (Prospekt grat.)

Die Ausschmückung und Einrichtung der Wohnräume in Wort und Bild!

(mit über 300 Illustr. u. Kunstbeilagen). Band V (Weihnacht. 1894) eleg. geb. Mk. 25, Band VI (Weihnachten 1895) Mk. 25,—. Prospekt u. Inhalts-Verzeichnisse gratis!

Unsere Frauen und ihr Heim!

9 preisgekr. Aufs. Ohne Illustr. Mk. 1,50.

Hochzeits-Album.

Sinnigstes Geschenk für Brautleute

In hochelegantem Einband. Mark 15,—. Illustr. Prospekt gratis.

Bekenntniss-Buch.

Charakter-Spiegel meiner Freunde u. Freundinnen. Beliebtestes Geschenkswerk für Gebildete aller Stände. Mk. 3,50.

Zu beziehen geg. Einsend. d. Betrags von

Alex. Koch, Kunstverlag, Darmstadt 176.

Kurse zur Erlernung der **Selbstschneiderei** und aller Arten **Handarbeiten**, sowie zur Vorbereitung für das **Handarbeitslehrerin-Examen.**

Frau **E. Sternaux,**
staatl. geprf. Handarbeitslehr. f. höh. Schulen.
Berlin W. 30, Schwerinstr. 19 III

Das auserwählt herrlichste

Parfüm „Hab mich lieb"

Primula minima

von A.H.A. Bergmann

Waldheim in Sachsen

Käuflich in eleganten Flaschen

Zu M. 1.–, M. 1.50, M. 2.– u. M. 3.– in den ersten *Drogen- u. Parfümeriehandlungen.*

Wenig fehlerhafte

Teppiche, spott-billig,

Prachtexemplare schon für 5, 6, 10-100 Mk.

Teppich-Weberei **S. Unger,** Berlin S., Oranienstr. 48.

Jede Dame ist im Stande altdeutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.

Neueste u. solideste Holz- u. Leder Platinbrennapparate für Industrielle u. Dilettanten. Preis M. 14–28.

Gustav Fritzsche, Leipzig.
Königl. Hoflieferant.
Illustr. Prospekte u. Preiscurs franko u. grat.

Mandelkleie mit Veilchengeruch

macht die Haut geschmeidig und erhält den Teint jugendfrisch

Vollständiger Ersatz für Seife und Puder.

Alleinige Erzeuger:

A. Motsch & Co.

WIEN, I. LUGECK No. 3

Generaldepôt bei **J. Prochownik,** Berlin S.W., Ritterstr. 48.

Corsets für normale Figuren, von anerkannt tadellosem Sitz, bei grösster Bequemlichkeit.

Nur Charlottenstr. 76, Berlin

befindet sich nach wie vor, das **erste** und **älteste** Atelier für **Corsets,** zur **Verschönerung** der Figur **= ohne Polsterung. =**

System von mir erfunden. Preisgekrönt in London und Brüssel **mit goldener Medaille.**

Frau Therese Franz.

Kunstvolle Ausgleichung hoher Schulter und Hüfte, auch **ohne Corset** zu tragen. **Spezialpraxis seit 1858.**

Permanente Ausstellung: Linden-Gallerie, Schaukasten 19.

GUSTAV CORDS

Leipziger Strasse 36, BERLIN W. 8, Ecke Charlottenstr.

Hervorragende Neuheiten in farbiger Seide.

Epinglé-, Faille- und Taffetas-chiné-Gewebe . .	Meter 4,— Mk.	bis 17,— Mk.
Gros de Londres, Epinglé façonné, Brocatelle .	Meter 3,60 Mk.	bis 5,50 Mk.
Haltienne, dreifarbig schillernd	Meter 3,60 Mk.	bis 8,70 Mk.
Damast und Faille. Schöne neue Muster . . .	Meter 5,— Mk.	bis 16,— Mk.
Damast uni, grosse Farbenauswahl	Meter 3,— Mk.	bis 7,50 Mk.
Taffetas glacé, glatt und façonnirt	Meter 2,50 Mk.	bis 3,80 Mk.

Grosse Neuheit. Schottische u. gemusterte Seiden-Sammete im türkischen Geschmack für Blusen u. Besatz zu verschiedenen Preisen.

In allen Abtheilungen fortgesetzt Eingang der neuesten Erzeugnisse des In- und Auslandes für die Herbst-Saison.

Nach Auswärts Proben u. Aufträge von 10.— Mk. an franco.

Special-Ausstattungs-Magazin

in Porzellan, Crystall, Haus- u. Küchengeräthen

P. Raddatz & Co.

Königl. Hoflieferanten. Berlin W, Leipziger Strasse 11.

Crystall-Pokal „Scheffel".

Princip: „Nur Erzeugnisse der besten Fabriken des In- und Auslandes", daher grösste Vielseitigkeit und Gediegenheit bei höchster Garantie.

Tafelservice, Kaffeegeschirre,

Waschgarnituren.

Crystall-Trinkgarnituren,

Special-Artikel aus der Tafelservice-Abtheilung.

Tafel-Service: Decor. China . . . 50 Mk. / Decor. Frieda . . 60 „ / Bunte deutsche Blume 74 „ — für 12 Personen

Crystall-Pokal „Scheffel", ½ Ltr. Inhalt für Bowle, Wein und Bier. **Entzückendes Geschenk für Herren.**

ff. Crystall

ganz glatt p. Stck. 2 Mk.; glatt mit fein. Monogramm p. Stck. 3—5 Mk.; glatt mit grav. Wappen p. Stck. 5—20 Mk.; mit Goldrand mehr p. Stck 1.50 Mk.

Reizend decorirte feine Porzellan-Moccatassen von 6 Mk. p. Dtz. an.

Fischservice (1 Fischschüssel, 1 Sauciere, 12 Teller) reich decorirt von 15 Mk. an.

Waschtischgarnituren, neue Formen einfach decorirt von 3.75 Mk. an; reich decorirt von 6 Mk. an.

Reizende Neuheit **„Gurkenschaalen"** (Blattform) 37 cm **2 Mk.** ◇ 44 cm **3 Mk.**

Zahllose Herbstneuheiten in allen Abtheilungen, speciell in: **Englischen Tafeldecorationen, „DELFT"** u. a. **Kunstkeramischen Artikeln.**

Complete Kücheneinrichtungen in allen Preislagen.

Prüfet Alles — — Behaltet das Beste!!!

„VICTORIA-" Nähmaschinen

Eingetr. Schutzmarke Waarenzeich. 8698

Zu haben in fast allen Städten bei den Alleinvertretern.

Wenn an irgend einem Platze nicht vertreten, giebt die Fabrik die nächste Bezugsquelle an.

Gegr. 1863 | aus der Fabrik | Gegr. 1863

H. Mundlos & Co., Magdeburg-N.

sind aus bestem Material, aufs Sorgfältigste justirt, mit patent. Verbesserungen, im höchsten Grade vollkommen, dauerhaft und leistungsfähig, arbeiten schnell, geräuschlos, leicht, sicher und liefern einen wundervollen Stich.

Man achte auf die Fabrik-Marke.

D. R.-No. 70693 D. R.-G.-M. | Engl. Pat. | Amerik. Pat. | Franz. Pat.
Pat. „ 72170 | No. 6600 | No. 3235 | No. 511539 | No. 227966

Posamenten-Fabrik Anton Oehler

gegr. 1858 — **LEIPZIG**

Eigene Anfertigung nach jeder Modenzeitung.

Neue **Passementerie-Garnituren** mit dazu passenden Meterwaren.

Man verlange den illustr. Prospekt und nenne bei Anforderung dieses Blatt.

C. F. W. Lademann Söhne, Berlin C, Wallstrasse 84-85.

Ausstattungs-Magazin für Haus- u. Küche incl. Küchenmöbel empfehlen besonders:

Teppichfegemaschine M. 12,00.

Reinnickel Kochgeschirre.

Waschküchen-Einrichtungen: Wasch-, Wring- u. Mangelmaschinen. Eiserne Bettstellen und Matratzen. Badeeinrichtungen, Wannen, Bidets, Closets, Petroleumkocher.

Preislisten gratis und franco.

---

durch Electricität **augenblicklich** u. **dauernd** von jeder hässlichen **Warze,** unliebsamen **Hauterhöhung,** jedem **Leberfleck u. Muttermal,** unwillkommnem **Haarwuchs,** all. **Mitessern** und **Hühneraugen,** ohne irgend wie der **Haut zu schaden** oder **Narben** zu **hinterlassen.** Complett Mark 6.— gegen Einsendung oder Nachnahme von

Bismarck & Co.,
Berlin S. W. 47.

Kaps-Mascagni Kleinster Flügel der Welt.

Stutzflügel.

Berlin S.,
26. Alexandrinen-Strasse **26.**

Wer seine Augen schonen, Kopf- u. Gesichtsnerven vor lästiger Lampenhitze schützen u. gut sehen will, gebrauche Wolff's hygienischen Lampenschirm **Augenschutz** (D. R.-Patent und patentirt in allen Staaten). „Augenschutz" ist sofort an jede Lampe anzuhängen, **der vollkommenste u. beste** Lampenschirm und sollte an **keiner Lampe** fehlen! Probe-Exemplar franko gegen M. 1.20, fein bemalt und verziert M. 2.20. Prospekt mit vielen Anerkennungen, sowie Preisliste über Theatergläser, Feldstecher etc. gratis. Beschrieben in Nr. 17 dieser Zeitung.

Josef Rodenstock, Optiker, H. S. M. Hoflieferant. **Berlin W.,** Leipziger-*Spezial-Institut für Augengläser.* Str. 101.

Keltz & Meiners Berlin W. Leipziger-Str. 10

Grösstes Special-Geschäft für Mal- und Zeichenbedarf.

Holz-Gegenstände für Malerei, Holzbrand und Kerbschnitt mit und ohne Vorzeichnung zu mässigen Preisen.

***Stets die neuesten Malvorlagen,** auch leihweise.*

Unsere reichillustrirte Preisliste B, welche nach auswärts kostenlos versandt wird, giebt einen Ueberblick unserer grossartigen Collection aller

Gegenstände zum Bemalen etc.

Dr. Lahmann's Nährsalz-Extrakt pr. Topf 1,70 M.

Dr. Lahmann's Nährsalz-Cacao pr. Pfund 3,— M.

Dr. Lahmann's Nährsalz-Chocolade

pr. Pfund 2 M. und 1,60 M.

sind, **weil ohne Zusatz schädlicher Alkalien** hergestellt, die **einzig wahrhaft gesunden Cacao-Präparate,** besitzen **höchsten Nährwert,** wirken **blutbildend und verstopfen nicht.**

Dr. Lahmann

Dr. Lahmann's vegetabile Milch pr. Büchse 1,30 M.

bildet, der Kuhmilch zugesetzt, das **einzig wirkliche** und **beim jüngsten Säuglinge sofort anwendbare Ersatznährmittel** für mangelnde **Muttermilch.**

Man verlange gratis Broschüre von dem alleinigen Fabrikanten

Hewel & Veithen in Köln am Rhein.

BERLIN

Chemische Wasch-Anstalt

Reinigung jeder Art unzertrennter

Herren- und Damen-Garderobe, Möbelstoffe, Sammet, Gardinen, Spitzen, Teppiche, Pelzsachen, u. s. w.

Färberei.

Judlin

Aufträge von Ausserhalb werden prompt effectuirt und erbitte dieselben **direkt** an die Fabrik Charlottenburg, Lützow 5, zu adressiren.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: J. Wilda, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 22. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 10. November 1895. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Ein Gottesgericht.

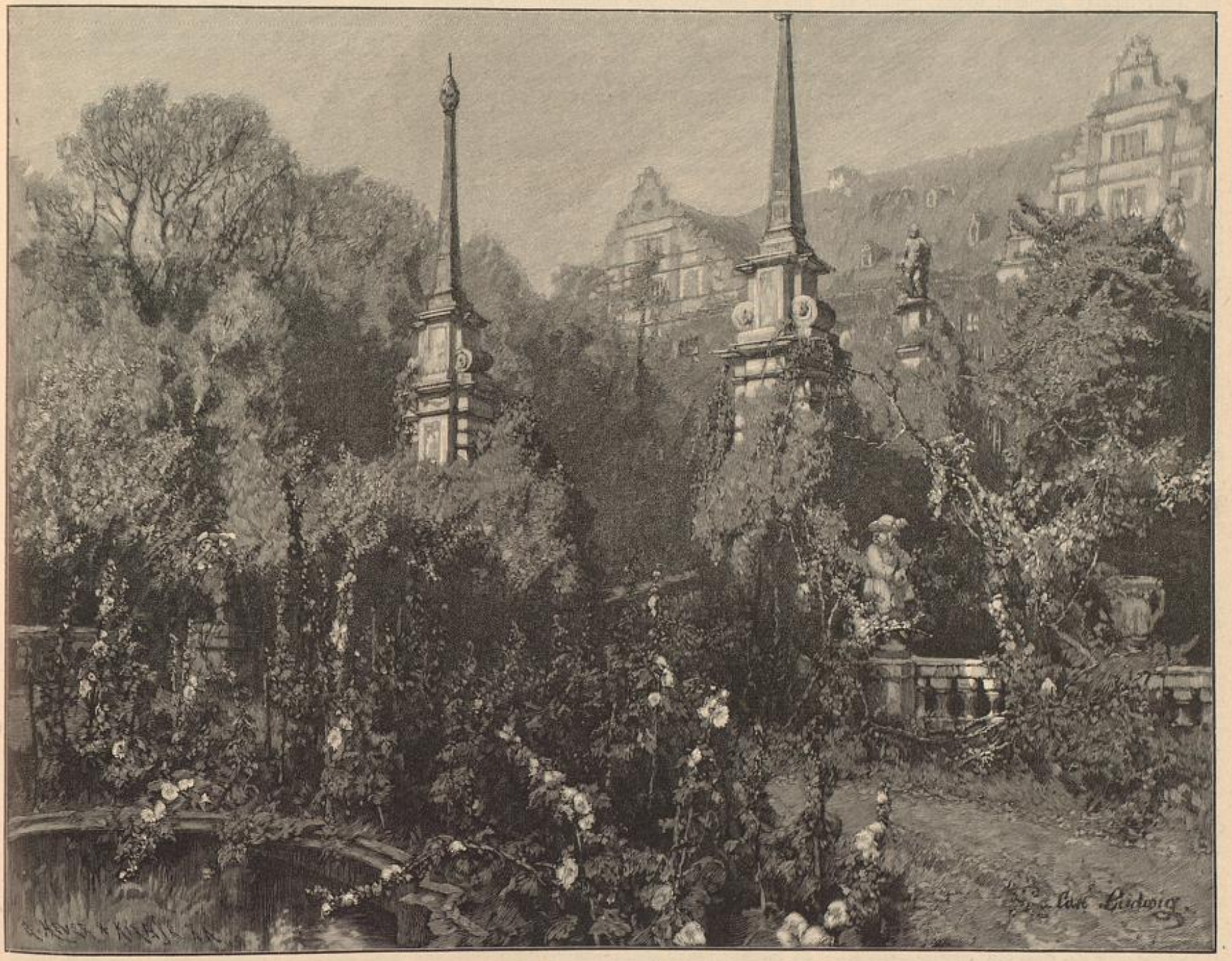
Novelle von August Trinius in Waltershausen.

Wer den schäumenden Wildbach so in Freude und Ausgelassenheit sprudelnd durch die Dorfstraße, die den Grund des tief zwischen steilen Waldbergen eingesattelten Thales durchzog, dahinjagen sah, der hätte wohl meinen mögen, daß der übermüthige Springinsfeld von jeher wenig Zeit gefunden, sich um das zu kümmern, was an seinen Ufern an Ereignissen kam und ging. Aber trotzdem nur Frohsinn sein Wesen zu erfüllen schien, ließ er doch seine hellen Augen allüberall hinschweifen, und was er nicht sah und nicht sehen konnte, das erzählten ihm in lauen Mondnächten, wenn tiefe Stille über den Dorfhütten webte, die alten Bäume, die da und dort zur Seite standen und besser als der Bach mit ihren ernsten, hohen Häuptern in die Fenster der malerischen Hütten zu schauen vermochten.

Eine Stunde oberhalb des Dorfes, wo die dunkeln Felsstirnen der Berge in schweigender Hoheit aufstarrten, da lag unweit des Gebirgskammes die Wiege des Baches. Zwischen feuchten Steinklüften, aus deren Ritzen schlanke Farnwedel aufstrebten, unter silbergrauen Buchen, in deren geheimnißvollem Dämmerlicht zur Frühlingszeit der Waldmeister berauschenden Duft ausströmte: da quoll der frische Born zum Tageslichte. Mit leisem Gluckern, noch halb verschämt und betäubt, sucht er sich mühsam seinen Weg zu Thale. Doch bald kommen neue Rinnsale, die wie Silberfäden den Moosgrund durchziehen. Vereint, gestärkt an Wasserfülle und Stimme, geht es weiter, immer hastiger, immer lustiger, im Gefühl jugendfroher, schrankenloser Kraft, die im beseligenden Ahnen hinaus in die Welt strömt, deren Wunder zu schauen.

Jetzt lichtet sich der hochgewölbte Buchenhain. Mitten im Hochwalde ruht, dicht von Wald umschlossen, eine grünschimmernde Matte. Die hemmt ein wenig den stürmischen Lauf des Baches und giebt ihm Zeit, während er durch eine blaue Straße von Vergißmeinnicht strudelt, sich umzuschauen. In bunter Blumenpracht steht die Wiese. Schmetterlinge wiegen sich darüber und spielen mit den Sonnenstrahlen Versteck. Drüben am Waldrande reckt eine uralte, knorrige Eiche ihr Geäst empor; unter den jüngeren Bäumen, welche die Matte einfassen, erscheint sie doppelt ehrwürdig. Das Volk hat sie die Bäreneiche genannt, weil, der Ueberlieferung nach, unter ihr einst der letzte Bär dieser Gegend erlegt wurde. Auch die Wiese trägt von diesem Ereigniß ihren Namen.

Nun taucht der Bach wieder in Waldesdickicht und jagt mit doppelter Hast über bemoostes Steingeröll, Wurzeltreppen und ausgewaschene Felsplatten hinab, dem



Schloß-Romantik.

Nach dem Bilde von Carl Ludwig in Berlin. — Siehe Seite 176.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Thale zu, aus welchem die ersten rothen Giebel ihm entgegengrüßen. Da wird das Herz ihm weit. So einsam ist's hier nicht mehr, wie droben im Hochwalde. Hier sieht er das Leben auf der Straße an seiner Seite vorüberfluthen; Kinder singen, spielen oder waten mit nackten Beinchen in seinem Bette einher, die erschreckten Forellen von Stein zu Stein scheuchend. Enten watscheln an den Ufern entlang oder schwimmen ein Stück auf seinen Schaumwellen hin; zuweilen kommen auch hübsche Dirnen, Wasser zu schöpfen oder Wäsche zu spülen, und dann geht's noch lauter zu, als bei der schnatternden Entenschar. Da giebt's dann immer etwas zu hören, und ist's nicht Neues und Interessantes, so sind's doch Lieder und Scherzworte. Ja, es geht ganz erheblich lauter zu hier unten, als im rauschenden Hochwalde! Wenn der Bach das Dorf verläßt, dann hat er ein gut Stück Weg über das nachzudenken, was er erlauscht und erfahren, ehe er wieder an einer Dorfsiedelung seine blinkenden Wellen vorübertreibt.

Die Hütten des Dorfes, die er beim Austritt aus dem Walde zuerst berührt, bilden keine geschlossene Straße. Durch Gärten, Wiesenstreifen und Waldinseln getrennt, klettern sie die Bergwände des Thales auf und ab. Manche Hütte beschaut sich im Bache, dessen frische Wellen die Steinstufen zur Hausthür benetzen; andere wieder haben sich hoch oben festgenistet, hart am Waldesrande. Das giebt ein malerisches Durcheinander und macht den Reiz und die Schönheit dieses Walddorfes aus. Diese Schönheit ist aber auch sein einziger Reichthum. Es ist ein armes Dorf, wie so viele im Thüringer Walde. Auf einen kurzen Sommer folgt ein langer Winter, und oft mehr denn sechs Monde baut der Schnee haushohe Mauern gegen die Welt da draußen. Die Geschichte des Ortes steht auf den Kreuzen seines Gottesackers droben an der Berglehne geschrieben. „Hier ruht der Holzhauer N. N.", so heißt es Kreuz um Kreuz; und dann einmal wieder: „Hier ruht der Ober-Holzhauer N. N." Dazwischen liegt dann der Lebenslauf dieser einfachen Menschen: Geburt, Heirath und Tod. Das mag manchem, der es liest oder vernimmt, das Herz abdrücken. Die aber hier in den Hütten hausen, haben sich doch den Frohsinn am Dasein erhalten. So arm sie sind, sie wissen ihre Feste zu feiern, um welche alte Sitte und Art manch' sinnig-poetischen Schimmer wob. Ihre Augen sind hell; in den Fenstern blühen die Blumen, und im Herzen sitzen Frohsinn und Liederlust.

Nur in zwei Hütten des Dorfes schaute es seit langem anders aus. Diese sahen sich, nur durch den Bach getrennt, einander in die Fenster. Die aber drinnen wohnten, mieden sich, und wenn sie sich doch einmal trafen, dann blickten sie beiseite oder darüber hin, als wäre alles nur Luft. Es war auch im Dorfe längst kein Geheimniß mehr, daß die beiden Brüder Schenk einander haßten, wie Feuer und Wasser. Niemand hatte sie in den letzten zehn Jahren zusammen reden sehen; in der Kirche wie im Wirthshause setzten sie sich getrennt. Es war eine Feindschaft auf Leben und Tod.

Was die Herzen beider für immer geschieden, das wußte keiner genau im Dorfe. Man munkelte dies und jenes, aber etwas Gewisses war nicht zu erfahren; am wenigsten von den Brüdern. In früheren Jahren hatte man noch ab und zu versucht, den Schleier des Geheimnisses zu lüften; doch ohne Erfolg. Carl der ältere, hatte höhnisch aufgelacht, ohne Rede zu stehen, während Bernhard, der jüngere, die Stirn finster krauste und die Lippen noch fester zusammenkniff.

— — — — — — — — — — — — — —

Bernhard war von jeher ein stiller Mensch, der nicht viel der Worte gemacht, dafür aber um so eifriger Arme und Hände gerührt hatte. Holzhauer zu sein, das war ein immerhin geehrter Stand im Dorfe; und was der Alte gewesen, das wurden nun auch die Brüder bei Zeiten. Dann kam damals eines Tages die Aushebung. Karl, der sich aufs neue stellen mußte, ward auch jetzt zurückgewiesen. Das war vormittags. Sein nächster Gang war ins Wirthshaus. Von dort ward er, den Hut mit Blumen und Federn geschmückt, in der folgenden Nacht, bis zur Betäubung betrunken, heimgebracht. Bernhard wußte, daß es für ihn selbst kein Loskommen gab. Die Natur hatte ihn kräftig geschaffen, mit breiter Brust und Muskeln wie Stahl. Auf Verwendung des adeligen Gutsbesitzers im Dorfe, der selbst einen hohen Rang in der Armee bekleidete, ward Bernhard der Marine zugewiesen. Das war immer sein stilles Sehnen gewesen. Im Wirthshause erschien er nicht, wohl aber sahen ihn einzelne am Nachmittag mit einem Mädchen zum Walde schreiten, das die Schürze gegen die Augen preßte.

Drei Jahre ist eine lange Zeit, noch länger für den, der über Meere hinauszieht, die Wunder fremder Länder zu schauen. Bernhard war nie ein Freund vieler Worte gewesen; aber auch das Schreiben ward ihm herzlich sauer. Hatten sie sich nicht Treue geschworen? War das nicht genügend, die Zeit des Wartens geduldig hinzunehmen? So blieb er ohne jede Nachricht von daheim, da er selbst der Heimat kein Lebenszeichen von sich gab. Und dann kam die Stunde der Freiheit!

Eines Abends, im Spätherbst ist's, über den dunkeln Waldbergen steigen die ersten Sterne auf; da tappt ein einsamer Mann, längs der rechten Berglehne des Thales, den schmalen Steig zwischen eingesteinter Ackerflur, Gärten und Wiesenland empor. Er kennt den Weg, er würde ihn finden, selbst wenn noch dichtere Finsterniß sich um ihn legte. Er ist ihn geschritten, während der Mond Silberfunken über den Bach drunten streute, alles blühte und duftete, und jede Luftwelle würzig-frischen Hauch aus dem Hochwalde trug; er ist ihn geschritten, als das Laub goldig glänzte, und die Natur wehmüthig Abschied nahm, als von den schweigenden Bergeshöhen die winterlichen Hermelinmäntel glitzernd niederwallten; — doch so schwer wie heute ist ihm der Aufstieg nie geworden. Den Arm um ihren Nacken geschlungen, ist er ihn heimlich gar manchmal gewandelt; nicht der Worte brauchte es, — ein Blick, ein Händedruck, — und dann — dort, wo die Tanne so ernst ihre Wipfel hebt, — der erste Kuß! Wäre er doch nur erst droben! Er hat ja nicht geschrieben, aber sie muß sich ja, wie er, die Jahre, Monde und endlich die Tage ausgerechnet haben, wo er zurückkommen, wo all' der bohrende Schmerz aufhören mußte, den wenigstens er so oft empfunden, wenn er, einsam Wache haltend, droben im Mast saß und über das uferlose, weltweite, im Schlafe tiefathmende Meer schaute und der fernen grünen Heimat dann gedachte.

Jetzt war der aufklimmende Mann an einem Gartenzaun angelangt, über den, — trotz der herrschenden Dunkelheit vermochte er es zu erkennen, — hochstengelige Sonnenblumen nickten. Das waren immer der alten Bärbel ihre Lieblingsblumen gewesen: Astern und Sonnenblumen, und im Fenster der blaue Rosmarin. Ja, da saß sie selbst hinter dem schwach erleuchteten Fenster, die Brille auf der Nase, das grobe Strickzeug in den knochigen Händen. Er blieb für einen Augenblick stehen. Das Bild hatte für ihn etwas Rührend-Anheimelndes. So hatte er sie früher so oft geschaut; alle dazwischen liegenden Jahre waren für sie im gemächlichen Einerlei vorübergezogen, während ihn die Wogen des Weltmeeres in Fernen getragen, an die er selbst früher nimmer geglaubt haben würde.

Aber was waren alle fernen Wunder gegen das Rauschen der heimatlichen Wälder! Sein Wald und die, welche er droben in der letzten, armen Hütte zurückgelassen hatte, das war doch immer seine Welt geblieben. Dort droben, wo ein Lichtlein am Waldrande wie ein sanfter Stern niederschimmerte, da wohnte sein Bestes, für das er gehofft, gearbeitet und gebetet hatte. — Und er reißt sich aus kurzer Betrachtung los und schreitet das letzte Stück Weges dem Endziele zu. Sein Herz schlägt, daß er meint, man müsse es hören in dieser schweigenden, sternenklaren Herbstnacht.

Kaum hundert Schritte trennen ihn noch von der Hütte. Jetzt schlägt ein Hund an. Erst ein kurzer Anruf, — noch einer, dann setzt sich das Bellen fort. Ein Lächeln überfliegt das erregte Gesicht des Mannes. Er ruft das Thier beim Namen, er lockt es mit einem eigenen Pfiff. Da heult es freudig auf, in der nächsten Minute ist es heran, hochspringend, bellend, den Einsamen mit Liebkosungen überschüttend.

„Kennst du mich denn noch, Leo?" Und er streichelt das sich ihm eng anschmiegende Thier. „Wirklich noch, Leo? Bist nur ein Thier und treu wie ein Mensch! Komm!"

Nun ist er am Hause angelangt. Was bannt seinen Fuß, die Steinstufen hinanzueilen? Drei Jahre hat er sich auf diese Stunde gefreut, und jetzt steigt es ihm seltsam zum Herzen und legt sich plötzlich wie ein dunkler Flor über sein aufwallendes Empfinden. Weg damit! Er klopft an, und als er sich nähernde Schritte vernimmt, als ein feiner Lichtstrahl durch das Schlüsselloch schießt, da hält es ihn nicht mehr. Er zittert vor Freude, wie ein Kind, das auf den Weihnachtsmann wartet.

Er kost den Hund; er stößt einen Juchzer hinaus in das schlafende Thal, und bebend ruft er einen Namen, ihren Namen, den er so oft auf weitem Meer droben in südlicher Sternenpracht am flammenden Firmament gelesen: „Johanna!"

Ein Schlüssel wird umgedreht; dann öffnet sich die Thür. In ihrem Rahmen steht eine alte, abgehärmte Frau, hoch die Leuchte in der Linken, das Antlitz des vor ihr Stehenden erhellend.

„Guten Abend, Mutter! Guten Abend!" Er faßt ihre rechte Hand und schüttelt sie stark. Dann drängt er die Alte beiseite und stürzt hinein in den Hausflur. „Und wo — wo ist Johanna?" Seine Augen, seine Hände, sein ganzes Wesen suchen die Ersehnte.

Wie verwirrt, betäubt, fast ängstlich hängen die Blicke der Frau an ihm.

„Das Mädel" — sie stockt wieder — „die Johanna — — ja, weißt Du denn nicht — —?"

„Nichts weiß ich, nichts will ich wissen; ich will nur sie wieder haben! Sag' rasch, wo steckt sie, laß mich nicht so lang' steh'n und fragen!"

Bärbel ist in die angrenzende Wohnstube mit ihm gegangen. Sie schiebt ihm einen alten Stuhl hin, nachdem sie diesen abgewischt hat.

„Setz' Dich! Ich will Dir erzählen, wie — —."

Doch er achtet nicht darauf. Seine Blicke tauchen in alle Winkel. Währenddem beginnt die Alte zu erzählen, müde, schleppend; Furcht und Trauer malen sich in ihren Zügen. Sie tastet nach seiner Hand, als wolle sie Abbitte thun, und dann schaut sie wieder in sein Antlitz, das immer starrer wird, als sei alles Leben in ihm erstorben. Und dann stößt der Mann vor ihr einen furchtbaren, aus seines Herzens Tiefen kommenden Schrei aus, so wehvoll, daß die alte Frau inne hält und in ein heftiges Schluchzen verfällt, während er auf den Stuhl zusammenbricht und sich mit Kopf und Armen auf den Tisch wirft.

Kein Wort kommt über seine Lippen. Todtenstille herrscht im engen Stübchen. Nur die alte Wanduhr tickt gleichmäßig neben dem braunen Kachelofen, und leises Aufweinen der Alten mischt sich drein. Nur ein Mal stöhnt er auf: „Um Geld, — um Geld! Um elendes Geld!"

„Wir waren in Jammer und Elend, Bernhard!" stößt die Frau zitternd aus.

Jetzt erhebt er sich. Seine Augen sind trocken, wie ausgebrannt. Seine Brust hebt sich stürmisch; er ringt sichtlich nach Athem. Seine Blicke schweifen umher, halb irre, halb als wollten sie nun für immer Abschied nehmen. Er achtet derer nicht, die vor ihm steht, flehend, von Schmerzen durchschüttelt, und die jetzt ihm ausweicht. Wie ein Trunkener schwankt er nach der Thür; er verläßt die Stube, das Haus und tritt in die Nacht hinaus.

Für ihn sind die Sterne erloschen. Er hört nicht das feierlich-ernste Rauschen des nahen Bergwaldes; er möchte es hinausschreien, was ihn betroffen, wie der Hirsch, dessen Ruf jetzt schauerlich dröhnend zwischen den Bergen hallt.

„Um Geld, — um schnödes Geld!"

„Abrechnung halten!" In dieses eine Wort, in diesen bohrenden Gedanken drängt sich jetzt alles für ihn zusammen. Was hinter ihm liegt, was sich jetzt vor ihm aufthut, es ist ein Nichts. Er hat umsonst gelebt! Und wenn er heute wieder geht, still, unerkannt, wie er zum Abend kam, — niemand würde nach ihm fragen, um ihn trauern. Die Heimat stieß ihn aus, doch will auch er sie von sich bannen. Aber die Rache ist sein, dieses Gefühl der Wollust soll ihm keiner wehren. „Abrechnung halten!" Wie das wohlig ihn überrieselt! Aug' um Auge, Zahn um Zahn, wie's in der Bibel heißt.

Und wie der Einsame nun durch die Nacht wieder hinab zum Dorfe wankt, wie der kühle Wind ihm ums flammende Gesicht streicht, da kommt allmählich Wort für Wort wieder, was ihm droben die Alte unter Zittern und Schluchzen gebeichtet hatte: Da war bald nach seiner Abreise plötzlich der Vater gestorben, wie ein Soldat auf dem Schlachtfelde. Ein niederstürzender Baum hatte ihn zu Tode getroffen. Blutig, entstellt, brachte man ihn eines Abends ins Dorf hinab. Nun war der Carl allein Herr im Hause. Ein lustig Leben begann für ihn, bis sein Auge eines Tages droben auf die Johanna, die Tochter des verstorbenen Kuhhirten, fiel. Da that er für ein paar Monde das Trinken ab, um ihr zu gefallen. Er schlich ihr nach und stellte sie, wo er konnte, bis sie ihm eines Tages ihr Geheimniß verrieth, daß sie den Bruder liebe, der in die Welt gezogen sei, und daß sie diesem treu bleiben wolle, bis er wiederkäme. Da habe er geschwiegen, aber doch nicht von ihr gelassen. Sie war schön; ja die Burschen waren bei der letzten Kirmse überein gekommen, daß sie doch wohl die Schönste im Dorfe sei. Nur so arm, gar so bettelarm! Das hatte den Carl gekitzelt. Er wollte sie heimführen um ihrer Schönheit willen, und daß sie heimlich versprochen sei, — ja, das reizte ihn noch mehr. Immer und überall hatte ihn der Jüngere bisher ausgestochen, auf dem Tanzboden, im Wirthshause, bei den Männern und Frauen. Jetzt wollte er einmal den Herrn und Meister spielen.

Mit erheuchelter Theilnahme begann er, Johanna nach Nachrichten um den Bruder zu fragen, und als sie seinen Worten auswich, da drang er immer mehr in sie, ihr Vertrauen untergrabend, ihre Liebe verringernd. Er

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wußte anders die Worte zu setzen, als der Fernweilende. Tropfenweise sog sie das Gift der Verleumdung ein. Sie begann, dem Geliebten zu zürnen, daß er nicht einmal mehr ihrer gedachte; und als der Aeltere eines Tages traurig erklärte, er glaube nun selbst, daß Bernherd wohl nie wiederkehre, daß ihm ein Unglück zugestoßen sei, da schossen ihr die Thränen in die Augen. Sie stürmte in ihre Kammer hinein und schob hastig den Riegel vor die Thüre.

Von da ab lauschte sie geduldiger den Reden des um ihre Gunst Buhlenden. Dann aber kam jene furchtbare Zeit. Lange Krankheit der Mutter hatte das Letzte aufgezehrt; nirgends Hülfe, nirgends ein Lichtstrahl. Mit Schrecken malten Mutter und Tochter sich die Stunde aus, wo der Gerichtsvollzieher zur Pfändung den Berg herauf kommen würde. Zu aller Armuth noch die Schande vor dem Dorfe!

In diesen Tagen des Herzeleids trat eines Abends der ältere Bruder in die Stube, wo Mutter und Tochter stumm sich gegenüber saßen. Er komme nur, sagte er, ihnen zu helfen. Aber sie sollten auch ihm helfen aus seiner Liebespein und seiner Schmach, denn das ganze Dorf wisse es und höhne ihn darum, daß er nun über ein Jahr vergeblich um die Hand des Mädchens werbe. Die Stunde war gut gewählt. Als er schied, gab ihm eine Verlobte das Geleit bis an die Thür, dann kehrte sie zurück und fiel laut weinend auf ihrer Bettstatt nieder. Bald läuteten die Glocken dem Paare zu ihrem Hochzeitsfeste, das der ältere Bruder im Wirthshause ausgerichtet hatte. Als beide im Brauttanze sich schwangen, da drückte er sie in wilder Freude an sich; seine Augen funkelten, während er ihr die Worte zuhastete: „So, nun bist Du mein! Er wird Augen machen, wenn er heimkommt! Komm, sei lustig! Ich trinke auf Dein Wohl!“ Er zog sie zum Schanktisch, schwenkte ihr ein gefülltes Glas zu und stürzte das Bier in einem Zuge hinab. Dann schleuderte er das Glas zu Boden, daß die Scherben klirrend auseinander stoben.

„Das war für Dich! Hoch der Schönsten!“

Brüllend fielen die Burschen ein. Die Mädchen schwiegen aus Eifersucht und Neid, während die Alten zusammengeschreckt saßen. Johanna aber ließ ihren Mann los und flüchtete zu ihrer alten Mutter, die allein in einer Ecke hockte, das von einem dunkeln Tuch umwundene Haupt müde zu Boden gesenkt.

„Hast Dich erschreckt, Mutter?“ forschte die Tochter, ängstlich die Augen der Alten suchend.

„Nicht doch! Wird schon alles gut werden. Es muß ja auch, es muß ja auch!“ Und sie streichelte die blaß gewordene junge Frau liebkosend über Stirn und Wangen. —

Es muß ja auch! Aber es ward nicht.

Carl war eine innerlich rohe Natur, und als der erste Reiz seiner Ehe für ihn verflogen war, da begann das alte Wirthshausleben wieder. Ihren Thränen setzte er Lachen, ihren Vorwürfen Hohn und endlich Gewaltthätigkeit entgegen. Auch der Bube, den sie ihm nach Jahresfrist schenkte, änderte nicht viel in beider Verhältniß. In der schweren Stunde hatte er ihr versprechen müssen, daß sie das Kind nach ihrem Wunsch und Willen taufen lassen dürfe. Dem hatte er zugestimmt. Als es ein Knabe ward, hieß sie ihn Bernhard. Der Vater fuhr auf, sie aber beschwichtigte ihn.

„Zur Erinnerung!“ flüsterte sie, ihn mit der fiebernden Hand über das Haar liebkosend streichend, „und aus Dankbarkeit!“ setzte sie dann, die Augen schließend, matt hinzu.

„Wüßte nicht, wem Du außer mir dankbar zu sein hättest!“ murmelte er unwillig. „Wer anders als ich zog Dich aus Armuth und Elend?“

Aber der Name blieb dem Jungen, und oftmals, wenn der Mann außer Haus war, betrachtete sie das wohl gedeihende Kind und sprach leise, mit nassen Augen: „Bernhard Schenk!“ Und dann blickte sie in weite Leere vor sich hin.

Wenige Wochen später, und der Mann, zu dem ihr heimlich Sinnen und Sehnen mehr denn je flog, seitdem die innerliche Abkehr von dem eigenen Manne immer rascher sich vollzog, stand plötzlich vor ihr; an jenem Herbstabend, wo er droben aus der Hütte niedertaumelte zum Dorfe, Abrechnung mit dem Räuber seines Glückes zu halten.

Johanna schaffte am Bettchen des Kindes; der Mann saß drinnen in der Stube und qualmte aus kurzer Pfeife. Da ward die Thür aufgerissen, und in ihrem Rahmen stand Bernhard. Alle Farbe war aus seinem Gesicht gewichen, das einen verstörten, wilden Ausdruck zeigte. Der am Tisch Sitzende war aufgesprungen. Was er in den Zügen des Heimkehrenden las, war Unheil. Er ging ihm auch nicht entgegen. Er blieb am Tische stehen, gleichsam dort Schutz suchend. Dann zwang er sich zu einem Lächeln.

„Na, da bist Du ja! Lange fortgewesen, — haben all' gemeint, Dir sei ein Unglück zugestoßen.“ Er hielt inne und richtete seine Augen forschend auf den jüngeren Bruder.

Dieser hatte die Thür hinter sich geschlossen und schritt schweren Schrittes keuchend zum Tisch hin. Er sah nicht, wie am Eingang zur Kammer eine Frauengestalt auftauchte, einen schlafenden Buben fest an ihre Brust gedrückt. Er sah nur den, der vor ihm stand, der die Lippen zernagte und jetzt, unter der Last seiner Schuld bei dem Anblick des Anklägers, mit scheelen Blicken ihn unsicher musterte.

Nun stand er dicht vor ihm. „Abrechnung halten!“ Das zitterte jeder Nerv an ihm.

„Ist's wahr, daß Du ihr gesagt hast, ich käme nimmer wieder?“

„Das haben wir alle geglaubt!“

„Lügner! Nur Du nicht, — Du nicht, der mit falschen Worten sie betrog, mich betrog, mir stahl, was allein mein war, mein fürs ganze Leben!“

„Erhitz' Dich nicht! Ich hab' sie genommen, weil sie mich wollte!“

„Lügner! Weil Du ihr Elend ausgenützt, weil Du sie mit Geld gekauft hast —!“ Eine Tabakswolke flog ihm ins Gesicht.

Im nächsten Augenblicke sauste, durch einen Faustschlag getroffen, die Pfeife zerschellt zu Boden nieder, und noch ehe der Ueberraschte sich zur Wehr setzen konnte, krallte sich die Rechte des Jüngern wie die Pranke eines Raubthiers um seinen Hals.

„Wir wollen Abrechnung halten! Hörst Du? Leben um Leben! Meins hast Du verdorben, jetzt bist Du an der Reihe!“

„Laß los!“ kam es gurgelnd und angstvoll aus der Kehle des Aelteren. Er suchte sich zu befreien, doch wie ein Schraubstock hielt ihn die Hand des Bruders fest.

„Du Lump!“ schrie Bernhard ihm ins Gesicht. Er rüttelte den Strauchelnden und warf ihn gegen den Tisch, daß es krachte; dann hob er die geballte Faust zum Schlage.

In diesem Augenblick hallte ein jäher Wehschrei von der Kammer her. Die junge Frau stand vor dem seiner Sinne halb Beraubten.

„Bernhard!“ Unaussprechlicher Schmerz klang durch das eine Wort.

Bei dem Hall der Stimme zuckte der Angerufene zusammen. Doch noch einmal wurde die Wuth seiner Herr.

„Ich muß, — ich muß!“ stöhnte er auf. „Er hat uns betrogen, — beide — beide!“

Da fühlte er eine Hand auf seiner Schulter, ein thränendes, angstgequältes Angesicht drängte sich vor das seine und leise, bittend klang es an sein Ohr: „Vergieb ihm — um meinetwillen!“

„Und das sagst Du? Du?“

„Er ist mein Mann! Und hier — —!“ Sie hielt ihm den aufgewachten Buben hin, der sich ängstlich an dem Brusttuch der Frau festnestelte.

Da ließ er den Verleumder stehen.

„Weil Du gebeten hast!“ sprach er tonlos. „Von heut' an kennen wir uns aber nicht mehr.“

Ohne Gruß, ohne sich noch einmal umzuschauen, schritt er langsam zur Thür hinaus.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Nikolaus Bandi.

Novelle in Briefen von Benedek Elek.

Aus dem Ungarischen übertragen von C. Langsch in Breslau.

„Liebe Margit!

Ihr letztes Wort, als wir uns gestern trennten, war: „Sprechen Sie mit meiner Mama“, und statt Ihrem Befehle sogleich Folge zu leisten, schreibe ich Ihnen einen viele Seiten langen Brief.

Setzen Sie Sich nieder, Margit, und lesen Sie ihn mit Ruhe! Es ist nichts Besonderes darin; ich möchte nur, daß Sie mich vollständig kennen lernen. Denn, mein süßes, schönes Lieb, obgleich Sie mich seit vier Jahren schon kennen, wissen Sie doch nicht mehr von meinem Leben, als daß ich mit achtundzwanzig Jahren Universitäts-Professor wurde und dies der Regierung mit dreißig Jahren dadurch vergalt, daß ich mich zum Reichstags-Candidaten der Opposition aufstellen und später auch wählen ließ.

Was wissen Sie außerdem von mir? Daß ich mich nach der neuesten Mode kleide, das Casino besuche, zu den Pferderennen gehe, kurz, — wie Sie ja aus den Zeitungsberichten sehen, — überall zu finden bin.

In der Gesellschaft werde ich über mein Verdienst ausgezeichnet. Die Zeitungs-Reporter, die wohl wissen, daß ich mit ihren Principalen in guter Freundschaft lebe, nannten mich mehr als einmal die „Seele“ der Gesellschaft, welche ich fort und fort durch meine geistreichen Witze und sinnreichen Einfälle elektrisire. Von ihrem Standpunkte aus fanden sie es vielleicht wirklich geistvoll und sinnreich, ich aber ließ mich nicht einen Augenblick täuschen.

Leeres Geschwätz und Zweideutigkeiten waren es. Gleißendes Metall, das von der Elite für klingendes Gold genommen wurde. Glauben Sie mir, liebe Margit, ich habe mich nie einen Augenblick in jenen Gesellschaften wohl gefühlt. Mitten in dem lebhaftesten Gespräch merkte ich, wie sich mein Gesicht verdüsterte, und unwillkürlich faßte ich, wie jemand, der von heftigem Kopfkrampf befallen wird, an meine Stirn. Die aufmerksame Hausfrau fragte mich dann wohl theilnehmend: „Bandi, was fehlt Ihnen?“ „Nichts, nichts! Es ist nur ein vorübergehender Schmerz, ich fühle mich schon wieder wohl,“ — und meine Züge erhellten sich. O, wenn es jemand geahnt hätte, daß ein Bild aus weiter, weiter Ferne mir in solchen Momenten vor die Seele trat und mein Angesicht verdüsterte! Aber niemand ahnte es. Es ist wunderbar, liebe Margit, wie glücklich ich bis jetzt in allen meinen Angelegenheiten war. Ich kenne Hunderte von Menschen, die in der Gesellschaft verkehren, und die vornehm in ihrem Betragen, sicher in ihrem Auftreten, hervorragend in ihrer Stellung sind, und doch fragt man sich plötzlich: „Aber, wer ist denn eigentlich dieser X.? Wo ist sein Haus, seine Familie, seine Verwandtschaft?“

Offenbar muß ich glauben, daß diese Herren und Damen, die seit ihrer Kindheit in einer so schleierfeinen Atmosphäre lebten und leben, aus einer Kleinigkeit, einem Wort, einer Bewegung wahrnehmen, daß dieser oder jener, der mit ihnen verkehrt, doch nicht einer der Ihrigen sei. Es ist nun möglich, liebe Margit, — obgleich ich nicht glaube, daß es so ist, denn dann müßte es sehr hinter meinem Rücken geschehen sein, — daß jemand auch von mir gesagt hätte: „Aber, wer ist denn dieser Bandi Miklos?“

Sie lächeln, Margit, oder klopfen nervös mit ihren Füßchen auf den Boden. „Wer? Nun wer? Der Universitäts-Professor und Abgeordnete.“ Aber, liebe Margit, die Gesellschaft faßt die Frage nicht so auf, daß ich darauf antworten könnte: „Ich bin Nikolaus Bandi, der Professor und Abgeordnete.“ Ich habe mich oft gewundert, daß niemand sich für meine Familien-Verhältnisse interessirte, und es kann nur einen annehmbaren Grund dafür geben, das ist mein Name. Ohne es zu wollen und zu wünschen, täuschte er die Welt. In meiner engeren Heimat, in Siebenbürgen, giebt es dreierlei verschiedene Bandi's. Die erste Gruppe sind die hochadligen Bandi's. Es sind Landwirthschaft treibende, hochgeborene Bettler, ohne Vermögen, deren Dasein man wohl da unten kennt, von denen aber seit vierzig Jahren kein lebendes Mitglied mehr nach Pest kam. Die zweite Gruppe sind die kleinadligen Bandi's. Diese besitzen ein kleines Gütchen, das sie beackern und bebauen, und so von der Hand in den Mund leben. Die dritte Gruppe sind die bäuerlichen Bandi's, einfache Ackersleute, die vor 1848 noch Frohndienste verrichteten, jetzt aber frei und ärmer sind als je.

Ich weiß, ich sehe es von hier aus, daß Sie bereits herausgefunden haben, welchen Bandi's ich entstamme, daß ich dieser dritten Gruppe angehöre. Mein Vater ist ein armer, gebrechlicher, alter Mann, meine Mutter eine gebeugte, alte Frau.

Lesen Sie weiter, Margit! Lernen Sie sie kennen, und dann kennen Sie auch mich. Als ich ein ungefähr acht- bis neunjähriger Knabe und mein Vater noch ein stattlicher, kräftiger und schöner Mann war, erinnere ich mich, daß er zu meiner Mutter sagte: „Frau, ich habe mit dem hochwürdigen Herrn gesprochen; er hat mir gerathen, Miklos auf das Gymnasium in die Stadt zu schicken. Wir sind arm und können ihm nur wenig helfen, aber, Frau, meinetwegen mag das bißchen Land auch daraufgehen, wenn unser Sohn nur ein Herr wird! Ich habe kümmerlich genug gelebt, so soll wenigstens er nicht auch darben.“ Meine Mutter weinte. „Thut nur, wie Ihr es wollt, Herr!“

Ich war das einzige Kind meiner Eltern, aber das hatte nur den Vortheil für mich, daß die Mutter, wenn sie mir Lebensmittel nach dem Gymnasium schickte, einen oder zwei Gulden mit hineinschob. Durch viele Jahre war ich nur der Diener der jungen Herren. Ich arbeitete ihnen unsere Pensa und bekam dafür von Zeit zu Zeit einige Gulden; davon sparte ich und ernährte mich kümmerlich.

Ich versuche es nicht, mein Leben an der Universität zu beschreiben. Es war eine Zeit der schrecklichsten Entbehrungen und des Hungers, in der ich, schäbig gekleidet, von Büreau zu Büreau ging. Aber sie dauerte nicht ewig. Im dritten Jahre gewann ich, der Reihe nach, meinen Gefährten die Preise weg, und eines schönen Tages erschien ich in den alten Mauern der Universität neu ausgestattet, wie aus der Schachtel gezogen. Die Collegen machten wohl anfangs große Augen, gewöhnten sich aber bald daran, mich immer elegant zu sehen. Ich glaube sogar, sie vergaßen, daß ich jemals ein armer, schäbiger, ausgehungerter Schüler gewesen war.

Gott allein weiß, wie sehr mein Vater in all' diesen Jahren sich grämte, und wie meine Mutter weinte. Ich klagte ihnen nie, desto mehr aber thaten es die armen Alten, die wohl wußten, wie elend ich lebte. Sie bereuten es bitter, mich auf die Schule gegeben zu haben. Wenn ich daheim geblieben wäre, würde ich ihnen eine Hülfe in ihren alten Tagen geworden sein und hätte nicht in der Fremde Noth zu leiden brauchen, dort in der schrecklich großen Stadt, wo die Leute nicht einmal ihre Nachbarn kannten. Als ich zu Vermögen gekommen war und ihnen Geld schickte, antworteten sie mir darauf, ich solle nichts schicken und lieber nach Hause kommen; sie wollten nicht, daß ich ihretwegen hungere. Umsonst schrieb ich, daß ich genug zum Leben hätte; sie glaubten es nicht. Der Vater schrieb in jedem Briefe: „Schicke nur kein Geld, mein lieber Sohn! Die Mutter weint Tag und Nacht; sie glaubt, daß Du Hunger leidest, und ich glaube es auch.“

Da reiste ich nach Hause, nicht um dort zu bleiben, sondern um die guten Alten zu beruhigen. Ich nahm ein Päckchen Zeitungen mit mir, aus welchen ich ihnen darlegte, daß ich eine Stellung hatte, und meine Bücher, in denen ich ihnen meinen Namen zeigte. „Sehet, das habe ich geschrieben!“

O Gott, wie weinten da die beiden armen Alten! „Mit Freuden legte ich mich nun in den Sarg, mein lieber Sohn,“ rief der Vater.

„Ich auch, ich auch,“ sagte weinend die Mutter.

Die kleine Summe aber, die ich ab und zu nach Hause geschickt hatte, lag unberührt in der bunten Lade.

„Lege es nur für Dich zurück, wir brauchen es nicht. Du bist ein großer Herr und hast Geld nöthig.“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Und so mußte ich es wieder mit mir nehmen. Sie fragen, mein Lieb, warum ich Ihnen dies alles nicht schon lange erzählt habe? Weil Sie mich nie über meine Familien-Verhältnisse fragten, und doch hätte ich so gern über meine guten Eltern gesprochen. Wenn ich es aber von selbst gethan hätte, würde dies nicht wie Prahlerei geklungen haben? Ja, wie Prahlerei, daß ich mehr als meine Eltern in ihrer Armuth und Einfachheit geworden bin; obwohl das Gegentheil angenehmer wäre, wenn ich von meinen Besitzungen, von den Familien-Verbindungen, berühmten Onkeln und vornehmen Tanten sprechen könnte.

Aber nicht wahr? Ich hätte Sie auch zu meiner Frau machen können, ohne daß Sie je meine Eltern zu sehen brauchten? Ja, ich hätte es thun können, aber das ist es eben, was ich nicht will. O, Margit, könnten Sie die bejahrten Alten hören, wenn sie des Abends über meine Heirat sich unterhalten!

„Ich werde meine Schwiegertochter niemals sehen!“ sagt das alte Mütterchen seufzend.

„Ich auch nicht, Frau,“ entgegnet der Vater und, seine ehrlichen Augen auf mich gerichtet, fügt er hinzu: „Ich weiß, mein Sohn, daß Du Dir Deine Frau aus einer vornehmen Familie wählen wirst. Wir sind einfache Leute, und ich will nicht, daß Du sie uns vorstellst. Es genügt, uns von Deinem Glück Nachricht zu geben. Wenn Deine Frau erfahren möchte, daß Du der Sohn eines armen Bauern bist, würde sich vielleicht ihre Liebe zu Dir vermindern. Wir stehen so schon mit einem Fuß im Grabe. Bringe sie nicht hierher, mein Sohn.“

„Nein, nein, ich sage es auch! — O, und doch möchte ich sie gar zu gern sehen!“ sagt die alte Frau gramvoll. „Nur einmal möchte ich ihre schneeigen Wangen und die kleinen Hände meines Lieblings küssen!“

„Aber, liebe Mutter,“ erwidere ich, „ich habe ja noch keine Frau, und dann wird mein zukünftiges Weib keine so heikle und hochmüthige Aristokratin sein, sondern sie wird die Eltern ihres Mannes lieb haben und sie zu sehen wünschen!“

„Diesen häßlichen, alten Mann und diese garstige, alte Frau,“ sagt der Vater bescheiden, „und doch,“ fährt er dann stolz fort, „flogen mir vor dreißig Jahren die Augen des Frauenvolkes zu; sogar auch die der vornehmen Frauensleute, nicht wahr, Frau? Aber auch Deine Mutter war ein gar schönes Mädchen!“

„Ihr seid jetzt noch schön, ihr lieben guten Alten!“ rufe ich.

Und wirklich, Margit, sind meine Eltern ein paar schöne, alte Leute. Wenn Sie sie nur ein einziges Mal sehen könnten und ihr Häuschen, ihren Hof und das Blumengärtchen; wie sie den ganzen Tag in Hof und Garten umhertrippeln und von Ihnen, von dem schönen Fräulein, sprechen, das Nikolaus einst heirathen wird! Sie sahen Sie nie und werden Sie vielleicht niemals sehen; sie wissen ja auch nicht, daß Ihr Vater kais. königl. Kämmerer und die Mutter eine Baronin ist, und doch ist es oft, als ob Sie mit ihrem wallenden Blondhaar vor ihnen herschwebten, und die Alten ertappen sich, wie sie auf das Antlitz des goldhaarigen Mädchens einen herzhaften Kuß drücken, — freilich nur in die Luft. — In den langen Winternächten flieht der Schlaf ihre Augen. Dann heißt es wohl:

„Schläfst Du, Frau?“

„„Nein, Herr, nein, ich kann nicht schlafen.““

„Ich auch nicht! Du denkst gewiß an Deinen Sohn, nicht wahr?“

„„Ja, an ihn denke ich und an seine Braut. Ihr wohl auch?““

„Ja, ich auch, Frau, ich auch.“

Beim Morgengrauen ist die alte Frau schon auf und schlürft im Nebenzimmer umher. Das ist die Stube für die jungen Leute, die künftigen Hausbesitzer. Hier darf außer den Alten niemand hinein. Seit Jahren schmückt und ordnet es die Greisin. Auf das Holz-Canapee, den Tisch, das Bett, die blumige Lade legte sie selbst gesponnene, schöne und geschmackvolle, wenn auch altmodische Decken. In einem langhalsigen Weinkruge in der Mitte des Tisches welken die Blumen nie. Auch die beiden kleinen Fenster stehen voll Verbenen, Fuchsien und rothen Nelken, die sie früh und abends begießt. Selbst über den Betten hängen Kränze, die die Alten gewunden haben.

Wohl hundert Mal am Tage treten sie vor das Thor und blicken die Straße hinab. „Wenn er nun plötzlich hier erschiene und ohne einen Brief zu schreiben ankäme!“ meint die Mutter, und freudig fügt sie hinzu: „Kommet nur, kommet nur! Selbst die Königin könnte in diesem Zimmer wohnen!“ —

Margit! Dies sind meine Eltern. Ich möchte ihnen gern die letzten Tage vergolden.

Ich liebe Sie, Margit, mit der vollen Liebe eines rechtschaffenen Mannes. Sie sind meine einzige, meine erste und letzte Liebe. Aber, wenn ich wählen müßte . . . . . Margit, liebe Margit, lassen Sie mich diesen Satz nicht vollenden!

Können Sie mir jetzt noch sagen: „Sprechen Sie mit meiner Mama?“ Nur in einem Wort erbitte ich mir die Antwort: Ja oder nein.

Es küßt Ihnen die Hand

Bandi Miklos.

— — — — — — — — — — — — — — — — — —

Lieber Bandi!

Ihrem Wunsche gemäß soll ich es nur mit ja oder nein beantworten, ob ich jetzt, nach Lesung Ihres Briefes, noch sagen möchte: „Sprechen Sie mit meiner Mama“.

Ja oder nein! . . . . Wenn ich noch dieselbe wäre, die ich gestern war, würde mir die Antwort leicht sein, und ohne Zögern schriebe ich das Ja oder Nein. Aber merken Sie wohl auf, Nikolaus Bandi, die Margit, die Ihnen gestern sagte: „Sprechen Sie mit meiner Mama“, existirt nicht mehr. Lange, lange betrachtete ich heute mein Antlitz im Spiegel. Ein fremdes Mädchen schaute mir daraus entgegen. Das war ein anderes Gesicht, andere Augen und ein anderer Ausdruck. — „Wer ist dieses Mädchen?“ fragte ich unwillkürlich.

Nikolaus Bandi, Sie schrieben mir die Geschichte Ihres Lebens, Sie schrieben, daß der Universitäts-Professor und Abgeordnete, die Seele der Gesellschaft, dem sich alle Salons öffneten, der Sohn eines armen Fronbauers ist, daß der vornehm aussehende junge Mann, welcher sich nach der neuesten Mode kleidet, die besten Cigarren raucht, das Casino besucht, am Turf und überall zu finden ist, — — — vor noch nicht gar zu langer Zeit ein ausgehungerter Schüler war, um den zu Hause Tag und Nacht ein alter Mann und eine alte Frau weinten, die aber jetzt so glücklich sind, und deren letzte Tage Sie gern vergolden möchten.

Mit wem? Mit mir!

Mit mir! Miklos Bandi, weißt Du denn, wer ich bin?

„Ich weiß es, ich weiß es,“ sagst Du. „Die einzige Tochter eines kais. königl. Kämmerers und einer Baronin.“ Du weißt es nicht, Miklos Bandi! Mein Vater ist Kämmerer, das ist wahr, meine Mutter eine Baronin, das ist auch wahr; aber weiter weißt Du nichts!

Verachten Sie mich mein Herr! Aber wie ich Ihnen sagte: „Ich liebe Sie auch, sprechen Sie mit meiner Mama“ — — log ich! Ich fühlte keine, auch nicht die geringste Liebe für Sie! Als ein klug erzogenes Mädchen fand ich alles Erforderliche bei Ihnen, was Sie zum Ehemann einer Margit Szemerjai qualificirte: eine hervorragende Stellung (dazu noch in jungen Jahren), vornehmer Charakter, elegante Umgangsformen, ein schönes Aeußere, welches aller Augen auf sich zog, und ob nun zu all' diesem auch die Familien-Verhältnisse paßten, daran dachte ich nicht. Ich fand es so selbstverständlich, daß Sie einer guten Siebenbürger Familie entstammten, daß ich eine Frage darnach für beleidigend gehalten hätte. Dazu war noch später Zeit.

Wenn jemand mir vor einer Woche gesagt hätte, daß ein nicht zur Gesellschaft gehöriger Mann um meine Hand bitten würde, hätte ich ihn ausgelacht und an jeden andern aus meiner Bekanntschaft eher, als an Sie gedacht. Bandi Miklos, wehe mir, tausendmal wehe, wenn ich durch jemand anderen erfahren hätte, daß Sie der Sohn armer Bauersleute sind! Aber wehe, hundertmal wehe auch Ihnen, wenn Sie nicht

Arthur Nikisch.
Der Leiter des Leipziger Gewandhauses und der Berliner philharmonischen Konzerte.
Nach einer Photographie der Stereoscopic-Company, London.
Siehe den nebenstehenden Artikel „Musikalische Rückblicke“.

aufrichtig gewesen wären und mir erst dann alles gesagt hätten, wenn mein Wort und meine Ehre den Rücktritt unmöglich machten!

Ich kam ohne Liebe, mit der in unseren Kreisen üblichen leichten Gesinnung zu Ihnen. Zuneigung genügte; zu was brauchte man erst Liebe? In meinem bisherigen Leben änderte sich nur so viel, daß ich von jetzt ab, statt mit Mama, mit Ihnen ausging. Von nun an begleiteten Sie mich, wohin ich es wünschte, auf Bälle, in Konzerte, zum Turf, auf den Stephanieweg und in die Bäder. Wir würden ein völlig correctes und elegantes Leben führen. Ich bin gern an Ihrer Seite, denn Sie sind ein schöner, vornehmer, geistreicher und galanter Mann und sehen mich ebenfalls gern, denn ich bin weder häßlich noch dumm, verstehe mich zu kleiden und die Pflichten der Hausfrau zur Zufriedenheit zu erfüllen.

Auf diese Weise stellte ich mir die Ehe vor.

Nachdem nun der Geistliche seinen Segen über uns gesprochen hätte, würden Sie mich nach dem Bahnhofe hinausgeführt, aber statt nach Italien ein Billet nach Brassó gelöst haben. „Nun fahren wir zu meinen Eltern, meine Liebe, zu meinen armen Eltern, die einfache, aber ehrenwerthe Leute sind.“

Ich entsetze mich und erzittere bis ins Innerste, wenn ich bedenke, mit welcher Bestürzung mich diese unerwartete Wendung erfüllt haben müßte. Ich, Margit Szemerjai, sollte zu einem Fronbauer in ein verwandtschaftliches Verhältniß treten! Schrecklich!

Mein Herz war so leer, daß ich in diesem Bunde glücklich, wirklich glücklich geworden wäre; wir würden gut, ja sogar von andern beneidet, zusammen gelebt haben. Aber das, was nun folgte, wäre mehr als Unglück gewesen. Ich würde Sie gehaßt haben, und wenn die Welt mir alle Schätze zu Füßen gelegt, und Ihre Liebe mich mit Zärtlichkeiten und Aufmerksamkeiten überhäuft hätte, denn Sie lockten mich in eine Falle, und diese Schuld hätte selbst die meerestiefste Liebe nicht abwaschen können.

Aber siehe da! nun stehen Sie vor mir, und ich finde kaum Worte. Verzeihen Sie mir, mein Herr, verzeihen Sie! Ich sehe, wie Ihre Gestalt mit schwindelerregender Schnelligkeit wächst, und wie die stolze, hochmüthige Margit Szemerjai zusammenschrumpft. Wie groß sind Sie, und wie klein bin ich!

Miklos, Bandi Miklos, fasse meine Hand und erhebe mich, denn ich versinke! Erfülle mich mit der Wärme Deines Herzens, damit ich Dich so tief und wahr lieben lerne, wie Du — Deine Eltern liebst, diese alten Leute, welche tagtäglich unser Zimmer ordnen und mit Blumen schmücken und trippelnden Schrittes zum Thore eilen, um nach ihren Kindern zu schauen, nach dem Sohn, nach Nikolaus, der so viel gelitten hat, aber nun ein großer Herr ist, und nach seiner Braut, dem goldhaarigen Mädchen, deren weißes Antlitz und deren kleine Hand das alte Mütterchen so gern küssen möchte. O, mein Antlitz, meine Hand! Wenn ich nur bald die rauhe Hand küssen könnte, die Dich aus dem Staube erhob, nur einzig darum, — denn ich fühle, Gottes unendliche Barmherzigkeit ist mit mir, — damit Du mich jetzt aus meinem Seelenelend empor heben kannst!

Höre, Nikolaus! Mein leeres Herz ist mit einem noch nie gekannten Gefühle erfüllt. Mein Schicksal liegt in Deiner Hand, ich bin die Deine. Die Margit, der Du Deine Liebe gestandest, ist nicht mehr; eine neue Margit steht vor Dir und bekennt Dir ihre Liebe. Was gilt mir die Welt? Mich kümmert sie nichts! Ich möchte auf dem höchsten Gipfel eines Berges stehen und von da hinunter rufen: „Nikolaus Bandi liebt mich!“

Du weißt es nicht, Miklos, was es zu bedeuten hat, wenn jemand plötzlich fühlt, daß er ein Herz hat. Du verstehst das nicht, denn Du hattest immer ein Herz. Ich aber besitze es erst, seit ich Deinen Brief gelesen habe, seit ich ihn lese und lesen werde, wenn ich das Bedürfniß fühle, mit Gott zu sprechen.

Komm, komm und sprich mit Mama! Du kannst eilen, fliegen, denn Vater und Mutter wissen alles. Papa las Deinen Brief und Mama hörte zu. Papa's Gesicht, das ich gar scharf beobachtete, verfinsterte sich einen Moment; Mama erbleichte. Aber dann, — auf einmal, — o, wenn Du es hättest sehen können, perlten Thränen aus ihren Augen; die Worte kamen stockend, und ehe noch der Brief zu Ende war, weinten wir alle drei eins an des andern Brust. „O, mein Gott,“ rief Papa, „ich danke Dir, daß Du mir für meinen Sohn einen neuen Sohn geschenkt hast.“ Und das düstere Gesicht, das sich seit dem Tode meines Bruders Andor nicht mehr erhellt hatte, strahlte in himmlischer Freude.

Miklos! Meinen Eltern hast Du schon die letzten Tage vergoldet! Jetzt steht es bei Dir, ob ich sie auch Deinen Eltern vergolden darf. Befiehl über mich!

Die Deine.
Margit.

Nachdruck verboten

Musikalische Rückblicke.*)

Von Ernst Wolff in Köln.

Hierzu das Portrait von Arthur Nikisch.

II.

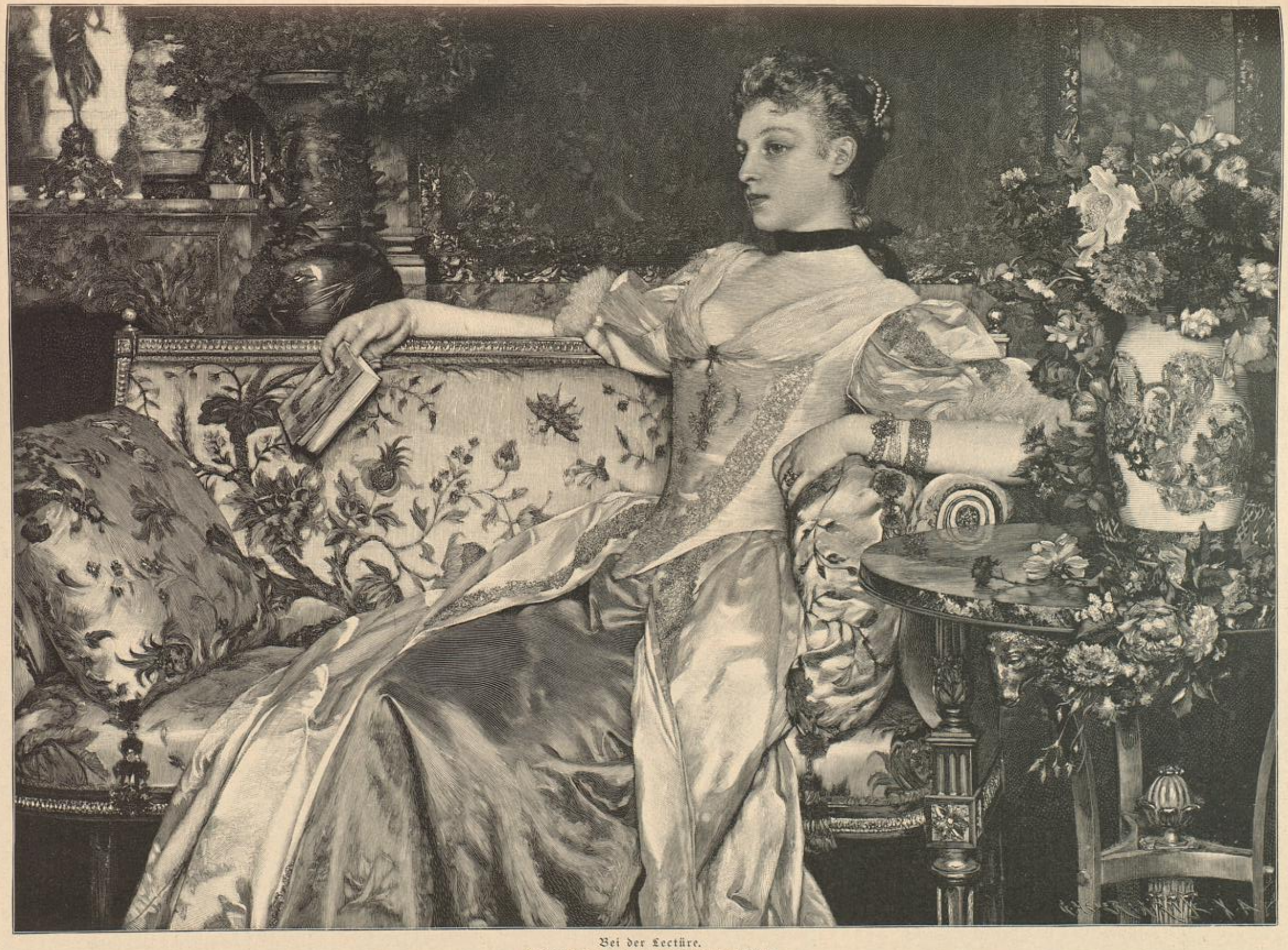
Der Gedankenstrich, der die Ausläufer der verklingenden musikalischen Spielzeit von den ersten Regungen der neuen trennt, scheint immer kürzer werden zu sollen! Haben wir doch im Hochsommer am 21. und 22. Juli dieses Jahres ein „Mainzer Händel-Fest“ zu verzeichnen gehabt, das als interessantes stilistisches Experiment trotz der Gluthhitze ein Parterre von Musikern und Kunstfreunden angezogen hatte, wie keines der vorhergehenden Musikfeste. Allerdings war dieses Publicum zum größten Theil direct eingeladen; man war in der goldenen Stadt Mainz in der angenehmen Lage, sich aller Finanz-Politik und Rücksicht auf die materielle Seite der Konzertunternehmung entschlagen zu können; denn für die Deckung der bedeutenden Unkosten waren, wie verlautet, englische Händel-Verehrer in die Bresche gesprungen. Diesem Einfluß ist wohl auch der Umstand zuzuschreiben, daß man einen englisch singenden Konzertsänger, den in seinem Vaterlande wohlaccreditirten Edward Lloyd, dem deutschen Ensemble einfügte, was bei den „stilvollen“ Händel-Aufführungen von selbst sich hätte verbieten sollen. War es auch für Gesangskenner sehr anziehend, den vorzüglichen englischen Händel-Sänger zu hören, so störte die Zweisprachigkeit insbesondere bei Duetten jeden Gesammteindruck und erinnerte an die babylonische Sprachverwirrung im Kroll'schen Sommertheater zu Berlin, wo ich dereinst in einer Vorstellung des „Barbier von Sevilla“ deutsch, französisch, italienisch und — spanisch zugleich gehört habe. Was schon in der komischen Oper quälend wirkte, erschien im ernsten Oratorium unerträglich. Und das billigten oder ertrugen wenigstens Leute, welche sich mit Stolz moderne Musiker nennen und nie genug von Wahrheit des Ausdrucks, Correctheit der Declamation, dramatischem Stilgefühl und dergleichen zu predigen wissen!

Den Inhalt des Händel-Festes bildeten die Oratorien „Deborah“ und „Herakles“; insofern eine glückliche Wahl, als Händel mit zwei verschiedenartigen, der jüdischen und der hellenischen Mythologie entlehnten Dramen zu Worte kam. Die Aufführungen, die der verdienstliche Dirigent der Mainzer Liedertafel, Fritz Volbach, mit Geschick leitete und auch durch eine literarische „Einführung“ vorbereitet hatte, standen geistig durchaus im Zeichen Friedrich Chrysander's, des Hamburger Musikgelehrten, welcher der Erforschung, Verbreitung und Verherrlichung der Händel'schen Kunst sein arbeitsreiches Leben gewidmet hat. Er hatte für die Mainzer Aufführung insofern eine Bearbeitung beider Oratorien vorgenommen, als er die vielfach den Gang der Handlung verschleppenden Recitative kürzte, eine dem Geist des englischen Originals möglichst entsprechende Uebersetzung lieferte, gelegentlich auch geeignete Musikstücke aus andern Werken Händel's einfügte und so den wirksamen Kern aus zum Theil veralteter Hülle zu schälen bemüht war. Derartige Striche und Umformungen hat man indes bereits früher vorgenommen, sodaß hier nicht eigentlich die Neuheit des Experimentes lag. Auch die Mitwirkung des Klaviers und der Orgel zur Füllung der von Händel vielfach nur skizzirten Harmonien war nicht neu zu nennen. Bekanntlich hat Händel, gleich Bach und anderen minder berühmten Zeitgenossen, in seinen Partituren seinen künstlerischen Willen nicht bis ins kleinste zu erkennen gegeben, sondern dem begleitenden Cembalisten vielfach die Ausfüllung der Harmonien nach seiner Art anheimgestellt. Für diese besondere Kunst des „Cembalirens“ gab es seiner Zeit auch besonders geschulte Fachleute. Heute ist die Technik, nach bezifferten oder unbezifferten Bässen Orchester und Singstimmen zu begleiten und zu stützen, — nun gar ex improviso! — ziemlich in Vergessenheit gerathen, und der begleitende Pianist und Organist erhält in solchem Fall immer seine vollkommen „ausgesetzte“ Stimme. Der Umstand nun, daß bei aller beabsichtigten Pietät und historischen Treue doch bei jeder Aufführung Händel'scher oder

*) Musikalische Rückblicke I. Siehe Heft 17.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Bei der Lectüre.

Nach dem Bilde von W. von Czachórski in München.

Photographie-Verlag der Photographischen Union, München.

Siehe Seite 176.

Bach'scher Werke dem individuellen Ermessen ein gewisser Spielraum gelassen ist, hat zu sehr erbitterten, jahrelangen Kämpfen in der sogenannten Bearbeitungsfrage geführt. Robert Franz und seine Schule nahmen, nach Mozart's und Mendelssohn's Vorgange, durchaus das Recht und die Freiheit für sich in Anspruch, die harmonische Ausführung des sogenannten continuo, d. h. des fortlaufenden Basses eines älteren Werkes, in reicher Vielstimmigkeit und selbständiger Führung der einzelnen Stimmen, ja sogar mit Hinzuziehung moderner, von den älteren Meistern nicht benutzter Instrumente vorzunehmen. Die sogenannte „historische" Schule unter Führung Chrysander's und Spitta's dagegen will sich in der Harmonisirung des continuo in den bescheidensten homophonen Grenzen halten; sie stützt sich dabei nur auf Klavier und Orgel und verwirft jede Mitwirkung von Instrumenten, die nicht in der Partitur vorgeschrieben sind. Es ist hier nicht der Ort, Partei zu ergreifen in einem Kampf, der vermuthlich weiter toben wird, so lange es Kunstgelehrte und Künstler giebt. Genug, daß man in Mainz zur Fahne Chrysander's schwor und mit Geschick und guter Wirkung Klavier und Orgel, abwechselnd oder zusammen, als Füll-Instrumente in Anspruch nahm. Der einzige Punkt, in dem die Mainzer Aufführungen etwas stilistisch wesentlich Neues, d. h. im modernen Konzertleben noch nicht Dagewesenes boten, war die Ueberfülle von Fioriturен, Vorhalten und melodischen Floskeln, mit denen Chrysander Arien und Recitative ausgestattet hatte. Er hat seine Ansichten hierüber in einer Arbeit in der „Vierteljahrsschrift für Musikwissenschaft" niedergelegt und stützt seine Berechtigung hierzu auf alte Lehrbücher der Gesangskunst von Zacconi u. a. und auf überlieferte Cadenzen, die Händel selbst für eine Sängerin zur Ausschmückung verschiedener Gesangsstücke entworfen hat. Dieses letzte Beweisstück scheint mir nun doch nicht unbedingt stichhaltig; denn wenn Händel einmal für eine vielleicht sehr gewandte Coloratur-Sängerin schwierige Cadenzen schrieb, hat er damit wohl doch keine allgemeine Norm geschaffen und würde bei Sängern, die, wie die meisten heutigen, solchen Kehlfertigkeits-Künsten rathlos gegenüberstehen, gewiß am liebsten ganz auf Ornamente verzichtet haben, — gerade weil er Gelegenheits-Componist war, wie ihn Herr Volbach in seiner Einführung nennt. Ueberdies müßten die Herren, die eingestandenermaßen Händel für unsere Zeit lebendig machen wollen und in erster Linie Wirkung auf den modernen Hörer anstreben, doch auch mit dem modernen Geschmack rechnen, der solchen Coloratur-Spielereien wenig hold ist, an Händel zumeist die plastische Größe und dramatische Gewalt bewundert und lieber alte Zöpfe abschneidet als neue flicht.

Mag man nun auch in Bezug auf die stilistische Behandlung in manchen Punkten abweichender Ansicht sein, zuzugeben ist, daß die Mainzer Aufführungen unter den gegebenen Bedingungen Treffliches boten und von echter Begeisterung und künstlerischem Sinn getragen waren. Besonders war die freie Behandlung der Tempi und des Rhythmus seitens der Dirigenten zu loben. Was dem „Neudeutschen" recht, muß dem „Classiker" billig sein, und jene „akademische" Behandlung Händel'scher Musik, bei der ein Oratorium vom Anfang bis zum Ende unbarmherzig metronomisch ausgeklopft wird, gleicht einer Einsargung. Tonschöpfungen aus früheren Jahrhunderten sind keine Mumien; ihre ruhende Seele lebt und harrt nur des Posaunenrufes, damit ihr klingender Leib auferstehe. In Mainz war durch das Zusammenströmen vieler vortrefflicher Künstler und eines höchst kunstsinnigen Publicums, sowie durch redliche mühevolle Arbeit ein Händel-Fest ermöglicht worden, das den alten Tonheros wieder wahrhaft zum Leben erweckte und zu Ehren brachte.

Ungefähr zu derselben Zeit, als in Mainz die Händelbegeisterung conservative und radical-fortschrittliche Musiker zur schönsten Harmonie verband, war im kälteren Leipzig ein Sieg der neuen Richtung über die alte zu verzeichnen. Karl Reinecke, der langjährige, verdiente Leiter der Gewandhaus-Konzerte, hatte seine Entlassung aus seiner Stellung nachgesucht und erhalten, und an seine Stelle war Arthur Nikisch, bis dahin Kapellmeister des königlichen Theaters in Budapest, berufen worden. Wenn je, so tritt hier mit dem Personenwechsel auch ein einschneidender System-Wechsel ein. Reinecke, als Componist, Klavierspieler und Dirigent ein Spätling der romantischen Schule, ein Jünger Mendelssohn's und Schumann's, denen er auch persönlich nahe getreten, verkörperte in sich den conservativen Geist des Leipziger Musiklebens, mit dem er durch 35jährigen Aufenthalt in der Pleißestadt verwachsen war. Nikisch hat seinen Ruf hauptsächlich als Wagner-Dirigent begründet, wenngleich auch von ihm gerühmt wird, daß er mit Feinheit in den Geist der Classiker einzudringen weiß, und er wird jedenfalls für Leipzig neue Bahnen wandeln. Er ist am 12. October 1855 zu Szent-Miklos in Ungarn geboren und wurde am Wiener Conservatorium von Otto Dessof in der Composition, von Josef Hellmesberger im Violinspiel unterwiesen. Schon hier soll sich sein staunenswerthes Directions-Talent mehrfach geäußert haben. Zwar hat er sich auch schwierigen Compositions-Formen zugewandt und sogar für ein Streich-Sextett einen Preis erhalten, indes sah er wohl frühzeitig ein, daß „sein Glück ihm anderswo erblüh'". Er gab eine Anstellung im Wiener Hof-Opern-Orchester auf, um bald darauf als zweiter Dirigent in das Leipziger Stadttheater einzutreten, an dem er nach Sucher's Fortgang zum ersten aufrückte. Hier machte er auch die Bekanntschaft Viktor Neßler's, der als Chor-Director am gleichen Institut angestellt war und Nikisch, dem Dirigenten der ersten Aufführungen des Rattenfänger, wilden Jäger und Trompeter von Säkkingen, seinen „Trompeter" widmete. In dieser Zeit trat Nikisch auch häufig mit großem Erfolg als Konzert-Dirigent auf, so bei der Leipziger Tonkünstler-Versammlung 1883. Sechs Jahre später wurde ihm, wie so vielen deutschen Musikern, Europa zu eng; er ging als Konzert-Dirigent nach Boston, wo vor ihm Georg Henschel und Otto Gerike als Pioniere deutscher Kunstbildung gewirkt hatten, und wo er nun selbst fünf Jahre eifrig an der Verfeinerung des amerikanischen Geschmacks arbeitete. 1894 kehrte er in sein Vaterland als Dirigent der Budapester Oper zurück; indes sagten ihm hier die Verhältnisse so wenig zu, daß er gern den ehrenvollen und auch materiell glänzenden Ruf nach Leipzig annahm. Man erwartet von ihm eine Verjüngung des Leipziger Musiklebens, das doch gar zu lange in den von Mendelssohn vorgezeichneten Bahnen dahingeflossen war. Und daß er kein einseitiger Zukunftsmusiker ist, hat er durch feinsinnige Vorführung classischer Werke bewiesen. Uebrigens streiten sich zwei Städte um den trefflichen Orchester-Leiter. Berlin, das seit Bülow's Fortgange mit seinem philharmonischen Dirigenten bisher ziemlich erfolglos experimentirt hat, wird sich mit der sächsischen Schwester in den Besitz des kommenden Mannes theilen. Möge ihm in beiden Städten ein voller Erfolg beschieden sein!

Der Gegensatz von classisch und modern, conservativ und revolutionär hat auch im Leben des feinsinnigen Musik-Aesthetikers eine Rolle gespielt, der unlängst in Wien sein 70. Lebensjahr vollendete. Eduard Hanslick hat nicht lange nach Herausgabe seiner „Lebenserinnerungen" jenes biblische Alter erreicht, und das ganze musikalische Wien feierte mit ihm am 11. September seinen Gedenktag. Die Zahl seiner unbedingten Anhänger ist wohl im Laufe der letzten Jahrzehnte sehr erheblich geschwunden; doch Freund und Feind gestehen ihm gleicherweise ein hervorragendes Feuilletonisten-Talent zu, das seinen Kritiken, mehr noch als die ihnen innewohnende Kraft der Ueberzeugung, Weltruf verschafft hat. Wo er nicht überzeugt, weiß er doch oft zu überreden. Aber trotz der glänzenden stilistischen Vorzüge seiner Kritiken und ihrer in Buchform erschienenen Umformungen und Sammlungen ist und bleibt doch seine bedeutendste literarische Leistung das kleine Büchlein — Wagner sagte Pamphlet — vom „Musikalisch-Schönen", das ein kunstphilosophisches Problem mit eindringender kritischer Schärfe und einem, bei deutschen Philosophen seltenen Reiz der Form behandelt. Allerdings ist der Inhalt des Werkchens durchaus kritisch und negativ, und zum Aufbau einer positiven Aesthetik der Tonkunst, die Hanslick nach eigener Angabe plante, fehlt ihm wohl die speculative Tiefe der Anschauung, die dieses schwerste aller ästhetischen Probleme seiner Lösung näher rücken könnte. Aber als kritische Vorstudie, die auch den Gegner seiner übereilt gezogenen Schlußfolgerungen anregt und die Discussion in lebhaftesten Fluß gebracht hat, ist das Buch von bleibendem Werth. Die ungerechte Polemik gegen Wagner wird man einem Mann zu gute halten, der von Wagner und seiner Partei stets sehr unglimpflich behandelt worden ist, und in dessen Individualität der Sinn für das Erhabene weniger entwickelt ist, als die Freude am Anmuthigen und Gefälligen. Hat er doch auch für unseren gewaltigen Sebastian Bach nur kühle Anerkennung und selbst für die oberflächlichsten Italiener gar zu viel liebevolle Nachsicht. Aber für die Kunst, die seinem innersten Wesen congenial ist, findet er, wie kein anderer, den kritischen und zugleich anschaulichen Ausdruck, und so ist es natürlich, daß er sich durch seine mit Meisterhand gestalteten Feuilletons seit Jahren eine Ehrenstellung in der Kunstkritik erworben hat, die an Einfluß heute ihres gleichen sucht.

Nachdruck verboten.

Seefahrende Frauen.

Von Friedrich Meister in Kyritz.

Die Geschichte unserer Freiheitskriege führt uns eine Zahl von Frauengestalten vor, die in Männerkleidern und mit den Waffen in der Hand in den Reihen der Kämpfer enthusiastisch und nicht ohne Ruhm gegen den Erbfeind gefochten haben. In ähnlicher Weise sind auch, seitdem die ersten Kapitel der maritimen Weltgeschichte sich abspielten, Frauen und Jungfrauen zu den verschiedensten Zeiten, äußerlich in Männer verwandelt, zur See gegangen; und deren Mehrzahl hat sich nicht nur trefflich als Seeleute bewährt, sondern auch mit Säbel, Pieke und Pistol sich tapfer gegen die Feinde ihres Vaterlandes geschlagen. Und dennoch hält der Aberglaube der Seefahrer die Anwesenheit eines weiblichen Wesens an Bord für unglückbringend!

Nach einem, vornehmlich unter französischen Seeleuten verbreiteten Glauben soll der Ocean in der Gegend des Cap Finisterre sich in stürmischen Wogen empören, wenn eine Frau sich in seinem Bereich blicken läßt. Aehnliche Anschauungen sind auch unter anderen seefahrenden Nationen noch heute vertreten, trotzdem aber haben die Frauen, deren Herz sich nach der See sehnt, sich nie abhalten lassen, diesem Wunsche Genüge zu thun.

In von Archenholtz' „Geschichte der Seeräuber" lesen wir von zwei englischen Frauen, Anne Bonny und Mary Read, die unter die Bukanier, diese typischen Antillen-Piraten, gingen, um mit ihnen nach Herzenslust Beute machen zu können.

Eine wilde Gestalt war Jeanne de Belleville, die, um ihren im Jahre 1343 zu Paris ermordeten Gatten zu rächen, ein Geschwader von Schiffen ausrüstete und die Küsten der Normandie verwüstete, Schlösser in Brand steckte und das nächtliche Meer mit dem Feuerschein brennender Dörfer röthete. Jeanne de Belleville soll zu ihrer Zeit auch eine der schönsten Frauen Europas gewesen sein.

Zuweilen hat Eifersucht ein junges Weibchen in Matrosentracht auf die See geführt. In den weitesten Seefahrer-Kreisen ist die Ballade von der kühnen Hanna Snell bekannt. Diese berühmte Frau wurde im Jahre 1723 zu London geboren und heirathete im Laufe der Zeit einen deutschen Seemann Namens Jakob Summs, der jedoch ihr kleines Vermögen verschwendete und sie dann verließ. Und um diesen Treulosen aufzusuchen, legte Hanna Männerkleidung an und ging zur See. Ihre Erlebnisse während ihrer Fahrten würden Bände füllen; ernste und heitere, tragische und komische Ereignisse wechseln mit einander ab. Sie diente ausnahmslos auf englischen Kriegsschiffen, nahm an vielen Gefechten theil und trug auch verschiedene Wunden davon. Nach langen Jahren erhielt sie die Kunde, daß ihr Jakob wegen eines schweren Verbrechens irgendwo in Frankreich in einen Sack gesteckt und ins Meer geworfen worden sei; von Stund' an verließ sie den königlichen Dienst, in dem ihre Verkleidung nie bekannt geworden war, und begab sich in Frauengewändern nach London zurück. Der Staat gewährte ihr eine Pension von fünfzig Pfund Sterling jährlich bis an ihr Lebensende. Sie soll später noch zur Bühne gegangen und daselbst vornehmlich in Seemannsrollen aufgetreten sein.

Sportblätter brachten einmal die Nachricht, daß eine junge Dame im Hafen von Plymouth von der Oberbramraae eines vor Anker liegenden Schiffes kopfüber ins Wasser hinabgesprungen sei, also ungefähr von der Höhe eines vierstöckigen Hauses herab. Einige Tage darauf hat dieselbe junge Dame ihren Enthusiasmus für die See wieder dadurch bethätigt, daß sie bei unruhigem Wetter unmittelbar außerhalb des Hafens eine Strecke von fünf Kilometern schwimmend zurücklegte, und zwar in der Zeit von fünf Viertelstunden. Es sind dies Leistungen, die nur wenige Männer freiwillig und ohne Noth unternehmen würden, die andererseits aber in den Rahmen unserer Anschauungen von echter und wahrer Weiblichkeit nicht recht hineinpassen.

Wohl weiß man aber auch von hochherzigen Heldenweibern zu erzählen, die manche brave und heroische That vollführten, während sie mit dem Gatten das Meer befuhren. Der höchsten Bewunderung würdig war vor allen Frau Luise Dittmar, die Gattin des Kapitäns des preußischen Dampfers „Edgar". Auf der Heimfahrt vom Senegal wurde die ganze Besatzung, mit Ausnahme des Kapitäns und des Steuermanns, von einer schweren Krankheit befallen. Die beiden Offiziere übernahmen die Bedienung der Maschine, während die Frau am Ruder stand und das Schiff steuerte, und zwar Tag und Nacht, fast ohne Ablösung, Wochen lang! Der Dampfer erreichte glücklich die Heimat, nachdem sieben Mann der Besatzung während der Reise gestorben waren. In diesem Falle war das werthvolle Schiff thatsächlich nur durch die Frau des Kapitäns gerettet worden; denn es ist schwer zu ermessen, was die beiden Männer ohne ihren Beistand hätten beginnen sollen, und diejenigen Kapitäne, denen der Rheder verwehren möchte, die Gattin mit an Bord zu nehmen, könnten das Beispiel der Frau Luise Dittmar allerdings als einen triftigen Grund dagegen ins Feld führen.

Seemannsbräute pflegen, wenn ihre zukünftigen Gatten dem Kapitänsstande angehören, fast ohne Ausnahme davon zu träumen, dereinst mit dem geliebten Manne an Bord des schmucken Schiffes hinauszufahren in die weite, romantische Welt, dorthin, wo der Himmel tiefer blaut, wo die Sonne heißer scheint, wo in der Wunderpracht der Tropen das Herz glühender schlägt und für die Poesie des Lebens und der Liebe ein volleres, innigeres Verständniß erlangt. Und in solchen Träumereien halten sie sich dann für ganz besonders bevorzugt vor ihren Schwestern.*)

Wenn aber der Zeitpunkt gekommen ist, wo diese Sehnsucht sich verwirklichen soll, dann erhebt sich gar oft ein Hinderniß, das die ganze Freude zu Wasser macht. Der Rheder hält es, wie schon erwähnt, oft nicht für wünschenswerth, daß der Kapitän seine Frau mit an Bord und auf die Reise nimmt; das junge Paar muß gleich in der ersten Zeit seines Glücks an eine längere oder kürzere Trennung denken, und der schöne Traum ist vor der nüchternen Wirklichkeit verweht.

Ob es von seiten des Kapitäns überhaupt wohlgethan ist, seine Frau mit auf See zu nehmen, — von den Ansichten der Rheder ganz abgesehen, — darüber gehen die Meinungen in Schifferkreisen auseinander. Einige sagen, daß ein Kapitän auf See ganz dasselbe Recht habe, für sich sorgen zu lassen, wie daheim in seinem Hause, daß Wäsche, Knöpfe, Taschentücher u. s. w. an Bord ebenso controlirt werden müssen, wie am Lande, und daß er stets ein geregelteres, ihm selber und dem Schiffe zuträglicheres Leben führe, wenn die Gattin die Kajüte mit ihm theile.

Die Frage hat aber auch noch eine andere Seite. Es giebt genug Frauen, die die See kennen, die jedoch mit dem trügerischen Element nichts mehr zu thun haben mögen; der Erfüllung ihrer bräutlichen Träume hatte nichts im Wege gestanden; diese brachte ihnen aber die Einsicht, daß man sehr wohl einen Seemann lieben könne, ohne auch die See lieben zu müssen. Wenn sie später dennoch wieder dem Gatten an Bord folgen, so geschieht dies nur, weil das weibliche Pflichtgefühl die Abneigung und das Grauen in ihnen heldenmüthig unterdrückt.

Die unserer Meinung nach allein zulässige Auffassung dieser Sache aber ist folgende: Kein Seemann sollte es übers Herz bringen können, das Weib, das er liebt, den hundertfältigen Gefahren des Meeres auszusetzen, indem er sie immer von neuem wieder veranlaßt, ihn auf seinen Reisen zu begleiten. Wohl ist das Abschiednehmen schwer, sehr schwer; wohl klopft zuweilen der Mangel an die Thür der harrenden Familie, wenn der bang ersehnte Gatte und Vater länger ausbleibt, als man im voraus berechnet hatte; aber sie, die er seines Lebens Krone nennt, ist doch wenigstens sicher auf dem festen Lande, wo keine Stürme sie schrecken, wo keine Meutereien, keine Collisionen mit Verderben drohen. Das kleine, trauliche Heim kann nicht in die finstere Tiefe versinken; seine Insassen können nicht gezwungen werden, ihre Zuflucht zu gebrechlichen, offenen Booten zu nehmen, um endlich doch zu verschmachten, nach langen, schrecklichen Tagen fürchterlichster Noth und unaussprechlicher Seelen- und Leibesqualen.

Je größer die Seegefahren gewesen sind, in denen Frauen sich ausgezeichnet haben, desto mehr sollten die Schiffer sich angelegen sein lassen, ihre Gattinnen gegen ähnliche Vorkommnisse zu schützen. Wäre das Wetter immer schön, gäbe es keine Nebel, keine Klippen und Sandbänke, keine fehlerhaften Seekarten, keine schlechten Eisenplatten, keine mangelnden Niete, wären alle Schiffe nach bestem Wissen und nach den Regeln des gesunden Verstandes gebaut, wären alle Schiffs-Inspectoren und alle Stauer gewissenhafte Leute, wäre alles gut, was heute an, in und auf dem Schiffe fehlerhaft und schlecht ist, — dann könnten wir den Anbruch des goldenen Zeitalters für die Seefahrt verkünden, und dann wäre es auch nicht mehr, als recht und billig, den Frauen, denen der Sinn nach der See steht, die Erfüllung dieses Wunsches zu erleichtern. So lange aber der Ocean und alles, was mit dessen Beschiffung zusammenhängt, — als da sind Stürme, Schiffbruch, schwindelhafter Schiffsbau und das ganze übrige Elends-Register, — so lange dies alles so bleibt wie es jetzt ist, hat jeder Kapitän, der ein guter und zärtlicher Ehemann sein will, die Pflicht, sein Weib am Lande zu lassen.

Immer wieder und wieder liest man von Schiffbrüchen, bei denen die Frau des Kapitäns und zuweilen auch seine Kinder ihr Leben eingebüßt haben. Die Unglücklichen werden dann immer unter den „Passagieren" aufgezählt. — Nachstehend gebe ich die Erzählung eines Kapitäns, der von solch einem traurigen Schicksal ereilt worden ist; ich habe sie aus seinem eigenen Munde gehört. Die Schilderung ist typisch, wie jeder, der das Seeleben kennt, zugeben muß, und in ihrem Licht erscheint es nur zu gerechtfertigt, wenn die Rheder verlangen, daß die Schiffer ihre Frauen zu Hause lassen, mögen die Gründe, aus denen die Eigenthümer solche Forderungen stellen, auch ganz anderer Art sein.

„Der Dampfer, den ich führte," so begann der Kapitän, „war ein Fahrzeug mit Schoonertakelung, 500 Tonnen groß und in Danzig zu Hause. Ich hatte von Danzig Stückgüter nach Shields befördert, dort Kohlen eingenommen und war nun auf der Fahrt nach Kronstadt. Die Besatzung bestand, mit Koch und Steward, aus fünfzehn Mann. Ich hatte meine

*) Anmerk. d. Red. Diese Ausführungen beziehen sich nur auf Verhältnisse in der Handels-Marine. Offiziere der Kriegs-Marine dürfen niemals ihre Gattinnen auf Reisen mit an Bord nehmen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Frau an Bord, zum ersten Mal. Wir waren seit zwei Jahren verheirathet, und ich hatte in dieser Zeit natürlich schon eine ganze Anzahl Reisen gemacht, wenn man solche Fahrten in der Ost- und Nordsee, die immer nur eine Woche oder höchstens vierzehn Tage dauern, so nennen kann.

So oft ich an Bord gegangen war, hatte mich meine Frau gebeten, sie doch mitzunehmen; die Rheder waren auch nicht dagegen, wohl aber war ich es. Ich sagte ihr, daß die See ganz schön sei für Damen, die einmal in der ersten Kajüte eines großen Passagierdampfers von einem Ort zum andern führen; daß sie sich aber nimmermehr zu einer bleibenden Heimstätte für eine Frau eigne. Viel besser sei es, so schmeichelte ich ihr, wenn sie in unserem Häuschen bliebe und dieses recht traulich und kosig für meine Rückkehr bereit halte; und so war es mir auch immer noch gelungen, ihr die Idee wieder auszureden. Als ich aber diese Reise antreten wollte, da bat sie mich mit förmlicher Herzensangst. Sie betheuerte mir, daß sie das Meer liebe, daß die Fahrt ihr gut thun würde, daß sie sich in meiner Abwesenheit so unerträglich einsam fühle, und daß ihr Platz ja doch immer an meiner Seite sein müsse, möge ich mich nun befinden, wo immer es sei; und dann setzte sie sich an das Klavier und sang mir mit ihrer süßen Stimme das schöne Abt'sche Lied „Mit dir", — damals mein Lieblingslied; heute würde ich fast wahnsinnig, wenn ich's hörte, — genug, ich konnte nicht länger widerstehen.

»Nun gut,« sagte ich, »diese eine Reise sollst Du mitmachen,« denn ich war überzeugt, daß ich dadurch mehr für meinen Zweck erreichen würde, als durch jahrelanges Reden.

Sie kam also an Bord. Es war Frühling, und zu Anfang ließ sich das Wetter herrlich an. Die Luft war schneidend, aber der Himmel blau und der Sonnenschein warm und kräftig, und meine Frau fühlte sich froh und glücklich, um so mehr, als keine Spur von Seekrankheit ihr Wohlbefinden beeinträchtigte. Sie war ja ein Seemannskind und ein Seemannsweib.

Mit unserem Dampfer war kein sonderlicher Staat zu machen; er war einer von der gewöhnlichen Sorte: vorn hoch, die Seiten senkrecht wie eine Wand, die Brücke mittschiffs über dem Kartenhäuschen und hoch oben drüber, wie eine Vogelscheuche, der Kompaß. Meine Frau hielt den Kasten für ein Wunder von Schönheit, — wohl nur deshalb, weil ich ihn commandirte. Meine arme Anna! Oft, wenn ich an Deck kam, sah ich sie, über die Bordwand gelehnt, das Wasser beobachten, und dann mußte ich zu ihr kommen und ihr irgend einen Schaumstreifen bewundern helfen, — als ob solch eine alte Theerseele, wie ich, dafür noch eine Empfindung haben konnte! Und wenn wir ein Schiff passirten, dann stand sie und beobachtete es mit solchem Entzücken, als ob es auf der weiten Welt nichts Schöneres geben könne, mochte das fremde Fahrzeug nun ein alter Collier (Kohlenschiff) sein, über dessen Regeling sich nichts als eine schmutzige rothe Nachtmütze sehen ließ, oder aber ein rußiger Dampfwagen, nach dem Muster des unserigen.

Aber obgleich sie an allem eine so herzliche und kindliche Freude hatte, so gewährte mir ihre Gegenwart dennoch kein Vergnügen. Ich erinnere mich noch, wie ich in der furchtbaren Nacht, die uns bevorstand, hinunter ging in die Kammer und sie betrachtete, wie sie so sanft und ruhig schlief, und wie mir ihr Anblick eine Beklommenheit verursachte, die ich gar nicht beschreiben kann. Von Anfang an hatte ich nur den einen Wunsch gehabt, sie weit weg von mir und zu Hause zu wissen, in unserem kleinen Heim, das sie immer so reizend hergerichtet hatte, wenn ich von See zurückkam. Ein solcher Wunsch mag unnatürlich erscheinen, und dennoch war er nur zu sehr gerechtfertigt; jetzt ist er mir vollständig erklärlich, und jetzt erkenne ich auch die Wahrheit des Wortes, das da sagt, daß kommende Ereignisse ihre Schatten vorauswerfen.

Es war an einem Dienstag Nachmittag. Vormittags hatte sich das Wetter geändert, und gegen Mittag wehte eine starke Brise aus Nordwest. Es war so kalt geworden wie im Januar, und die häufig heraufziehenden Böen brachten Hagelschauer mit, die an Deck herniederrasselten, als würden Schrotkörner eimerweise heruntergeschmettert. Ich hatte das Patent-Log achteraus schleppen lassen, — unser Kurs lag Ost, ein paar Striche nördlich, — und als ich's zu Mittag einholen ließ, da hatten wir ungefähr hundertundsiebzig Meilen seit unserem Auslaufen von Shields zurückgelegt.

Der Wind frischte immer mehr auf, bis zum Sturm. Ich warf das Log wieder über Bord, hielt das Schiff auf demselben Kurs und in voller Fahrt. Der alte Kasten lief prächtig; der Schaum schoß milchweiß und blendend vom Buge seitwärts und nach hinten und breitete sich im Kielwasser, wie eine Schneefläche, weithin aus, eine unerschöpfliche Quelle des Interesses und des Vergnügens für meine Frau, die neben mir auf der Brücke stand, sich anklammerte und das stürmische Meer beobachtete, während ihre Augen wie Diamanten funkelten, und ihre Wangen wie rothe Rosen glühten. Ich hätte nimmer geglaubt, daß es an der See so viel zu bewundern gäbe, wie sie herausfand. Mir war der Ocean kaum jemals mehr gewesen, als eine Salzwasser-Wüste, die man so schnell wie möglich durchfahren müsse, und von der man nichts hätte als harte Arbeit, Entbehrungen, kärglichen Verdienst und Angst und Sorge in Hülle und Fülle. Von alledem kannte meine Frau nur das Geld, was ich ihr nach Hause brachte. Hätte der Herrgott uns verliehen, daß wir auch einmal eine große Reise zusammen gemacht hätten, sie würde mich sicherlich in ein Stück von einem Poeten verwandelt und mich gelehrt haben, selbst in dickem Nebelwetter und in conträrem Seegange Naturschönheiten zu entdecken.

An dickem Nebelwetter fehlte es auch damals nicht. Der Wind war günstig, die See that uns keinen Schaden; in dem dichten Nebel aber war's einem zu Muthe, wie einem Reiter, der's eilig hat, der aber mit verbundenen Augen reiten muß. Ich war fest entschlossen, die Maschine mit voller Kraft weiter arbeiten zu lassen. Schnelligkeit gilt bei der heutigen Seefahrt alles. Da wird viel geredet und geschrieben von dem leichtsinnigen und rücksichtslosen Jagen der Dampfer; wenn aber die Stellung eines Kapitäns davon abhängt, daß er durch schnelle Reisen sich die Gunst seines Rhederś erhält, dann muß er eben schnelle Reisen machen. Besser ist es, ein Schiff zu verlieren und den Rheder in den Besitz der Versicherungs-Summe kommen zu lassen, als ihn durch eine verzögerte Ablieferung der Ladung in Verlust zu bringen; und das Seeamt fällt dann auch oft ein freisprechendes Urtheil. Ich jagte daher unter vollem Dampf und mit allen Segeln, die das Schiff vertragen konnte, in den Nebel hinein, so recht, wie es heutzutage modern ist.

Es wurde immer dicker und finsterer, und der Sturm nahm zu. Meine arme Anna ängstigte sich; sie kam zu mir und fragte mich, warum ich das Fahrzeug so preßte, da man doch kaum eine halbe Schiffslänge voraussehen könnte. Ich sagte ihr, daß ich das Schiff nicht aufhalten dürfe; der Wind sei von hinten und so müsse es vorwärts.

„Du kannst auf diese Weise aber doch leicht ein anderes Fahrzeug in den Grund rennen und das Unglück erst gewahr werden, wenn es zu spät ist," entgegnete sie.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Legenden über die Issa-Gestalt der Muhammedaner und das Urtheil der Moslems über Christen.

Von Helene Böhlau (Madame al Raschid Bey) in München.

Die Muhamedaner sind, und das mag manchem neu sein, treue und eifrige Verehrer von Issa ben Mirjam, — Jesu, Maria's Sohn, — und dessen Lästerung wird mit dreißig Stockhieben bestraft. Zahlreiche Legenden erzählen von ihm.

Da ist ein Gleichniß von ihm, das sagt, wie drei Männer weit über Land gegangen sind und unterwegs einen Schatz gefunden haben, und wie sie beschließen, daß einer von ihnen von diesem Schatz etwas nehmen, in die Stadt gehen und zur Mahlzeit Fleisch kaufen soll. Und wie sie beschlossen hatten, so geschah es. Der Mann aber, der in die Stadt abgesandt war, um Fleisch zu kaufen, vergiftete dies Fleisch, das er erhandelt, damit die, die davon äßen, sterben müßten und er allein Herr des Schatzes bliebe. Als er nun mit der Mahlzeit zu seinen Gefährten zurückkehrte, erschlugen ihn diese, um nicht zu dritt den Schatz theilen zu müssen, aßen von dem vergifteten Fleische und starben.

„So dient die Welt allen denen, die nach ihren Schätzen jagen," sagt Issa ben Mirjam.

Die Welt kam zu Issa ben Mirjam, als altes heirathslustiges Weib gestaltet, und Issa sprach zu ihr und fragte sie, wie viele Gatten sie zu eigen gehabt habe. „So viele, Herr, daß ich sie nimmermehr zählen und nennen könnte." Und Issa ben Mirjam fragte weiter: „Und haben Dich diese Männer sterbend verlassen, — oder bist Du von ihnen verstoßen worden?"

„Verstoßen nicht," sagte das Weib. „Ich selbst habe sie gewürgt und gemordet und zertreten."

„Da nimmt es mich Wunder," antwortete Issa ben Mirjam, „daß Dir immer neue in Liebe anhangen, da sie doch sahen, wie Du den anderen mitgespielt."

Eine andere Legende: „Gott wollte der Welt, die in Noth und Sünde verfallen war, einen Helfer erwecken, der den Menschen in Liebe, Weisheit und Tugend auf dem dunkeln Pfade vorleuchten sollte, um sie vom Irrweg auf den rechten Weg wieder zurückzuführen. Und Gott sprach zu Gabriel: „Steige hinab zur Erde und sieh, ob Du Menschen findest, die würdig sind eines Sohnes, der die Welt erleuchten soll." Und wie Gott befohlen, so that Gabriel. Er durcheilte die Welt von einem Ende zum andern, bis er Jussuf fand und dessen Weib Mirjam. Als er hierüber Gott berichtete, sagte ihm dieser sein Gebot.

Und Gabriel trat in dieser Nacht in das Haus Jussufs; da lag Mirjam allein und schlief. Jussuf war nicht daheim, denn er hatte sich von Sabbath zu Sabbath in Nazareth zur Arbeit verdungen.

Der Engel Gabriel aber legte eine Rose, die er im Paradiese gebrochen hatte, neben Mirjam, und als Mirjam aus dem Schlafe erwachte, da fand sie einen schönen Knaben neben sich liegen."

Und weiter: „Die Christen," so sagen die Muhammedaner, „beten Issa ben Mirjam an und feiern die Geburt des großen Propheten als ihr höchstes Fest; aber die sich nach ihm nennen, verstehen ihn nicht, können ihn auch nicht recht verstehen, darum, weil er ein echter rechter Moslem war; darum, weil er ihrer Art nicht ist, sondern guter Orientale, den nur ein Orientale recht verstehen, recht auslegen und recht befolgen kann. Es ist auch nicht schwer, seinen Lehren zu gehorchen, so zu leben, wie er will; das thut ein guter Mensch ganz aus sich selbst.

Den Christen aber, „so sagen die Moslem," mag dies nicht so selbstverständlich vorkommen, denn sie handeln in allen Dingen gegen ihren eigenen Propheten, verlassen und würgen sich untereinander und hassen Andersgläubige.

Das geht nicht mit rechten Dingen zu," sagen die Moslem. „Die Christen müssen noch einen anderen Propheten, einen zweiten, einen falschen Propheten neben Issa ben Mirjam haben; Allah wird es wissen, welchen.

Issa ben Mirjam spricht zu ihnen: „Ich aber sage Euch, daß Ihr nicht widerstreben sollt dem Uebel, sondern so Dir jemand einen Streich giebt auf die rechte Wange, dem biete die linke auch dar."

Habt Ihr schon je einen Christen so handeln sehen?" fragen die Moslem. „Etwa einen Griechen, oder katholischen Armenier? Oder etwa englische Missionäre? Oder europäische Botschaften und Consulate? Nein! Nie! Seit Menschengedenken nicht. Bei uns nicht und auch in ihrem eigenen Lande nicht. Das muß daher kommen, daß sie nicht dem Issa ben Mirjam, wohl aber dem zweiten, dem falschen Propheten folgen, der lehrt sie: „Rächt jede Beleidigung, rächt sie doppelt und dreifach! Wascht jede Beleidigung mit Blut ab! Das verlangt Eure Ehre und Euer Vortheil. Verlangt für jede Beleidigung zehnfache Entschädigung! Wird sie Euch nicht gleich gewährt, so legt Eure Kriegsschiffe vor die Seestädte und zertrümmert und vernichtet alles, so weit Ihr es mit Euren wunderbar erfundenen Kanonen erreichen könnt! Wozu habt Ihr denn die?

Issa ben Mirjam sagt weiter: „Liebet Eure Feinde, thut wohl denen, die Euch hassen und verfolgen!"

Aber der zweite, der falsche Prophet, auf den die Christen hören, sagt: „Vergeben ist Schwäche, strafen und rächen sollt Ihr! Wer vergiebt, macht sich ehrlos und verächtlich und lächerlich."

Issa ben Mirjam sucht die Gesellschaft von Zöllnern und Sündern, weil er Erbarmen mit ihnen fühlt.

Der zweite Prophet, der falsche, aber sagt: „Stoßt sie von Euch aus, die Sünder, damit Ihr Euch nicht befleckt; stoßt sie ganz aus! Haltet auf Würde! Wehe dem, der Erbarmen mit solchen fühlt, die sich einmal etwas haben zu schulden kommen lassen! Wehe dem, der sich nicht absondert, der nicht stolz thut! Der soll selbst zu den Verworfenen gerechnet werden!

Issa sagt: „Sehet die Vögel unter dem Himmel, sie säen nicht, sie ernten nicht, und Euer himmlischer Vater ernährt sie doch."

Der falsche Prophet, den die Christen lieben, und dem sie allein folgen, sagt: „Was fällt Euch ein, Ihr Faullenzer, Ihr Tagediebe! Auf an die Arbeit, vom Morgen bis zum Abend! Es gilt zu erlisten und zu erjagen, zusammenzuraffen, so viel als möglich. Und je mehr einer hat, desto mehr muß er noch haben. Und wer sich nicht hat erwischen lassen, von dem heißt es: Der ist ehrlich durch die Welt gekommen! Ein selbstgemachter Mann! Ein Ehrenmann! Es giebt kein höheres Ziel!

Ja, die Christen nennen sich zwar nach dem Issa, aber nur, weil ihr wahrer Prophet keinen guten Namen hat, nach dem sie sich nennen könnten. Sie feiern auch den Tag der Geburt des Issa, weil sie die Herkunft des zweiten, falschen Propheten nicht recht wissen oder sich nicht eingestehen wollen. An dem einen Tag, dem Weihnachtstag, an dem die Christen die Geburt des guten Morgenländers Issa ben Mirjam feiern, da scheint wirklich alles aufleben zu wollen, was dieser je gesprochen und gelehrt hat. Der vorlaute falsche Prophet, der den Leuten nach dem Munde redet, schweigt dann auf ein paar Stunden, und Issa tritt in sein volles Recht. Aber wie schaut es da gleich anders aus in Dörfern und Städten und im ganzen Lande. Alles ist wie vertauscht: jedermann will geben und schenken. Man wird freundlich, sanft, liebevoll gegeneinander. Man denkt an die Armen, ja man sucht sie auf. Mancher fühlt den Trieb in sich, zu verzeihen, und geht wohl gar so weit, seinem Feinde ein gutes Wort zu geben. Und dies alles geschieht in den wenigen Stunden, da Issa ben Mirjam Herr im Lande ist, spricht und gehört wird. Welch ein Volk würden die Christen sein, wenn sie den zweiten, den falschen Propheten nicht hätten! Es müßte dann bei ihnen fast so gut sein, wie bei uns!" So denken und sagen die Moslem.

Nachdruck verboten.

Federn.

Plauderei von A. Oscar Klaußmann in Berlin.

Federn werden bekanntlich besonders zu zwei praktischen Zwecken gebraucht: zum Stopfen von Betten und zum Schmuck. Der Bedarf an Federn ist ein so außerordentlicher, daß eine große Industrie und ein noch größerer Handelsverkehr sich an diesen Artikel knüpfen. Früher war auch der Handel mit Schreibfedern von einer Bedeutung, die wir uns heute im Zeitalter der Stahl-Schreibfedern kaum mehr vorstellen können. Im Anfang dieses Jahrhunderts führte z. B. Oesterreich jährlich ½ Million Gänse-Schreibfedern aus, und in England wurden sogar gegen 39 Millionen Gänsekiele eingeführt.

Gänsefedern, die zum Füllen von Betten verwendet werden, sind aber heute noch ein Handelsartikel, dessen Werth in Millionen geht; und nicht nur Gänsefedern werden hierzu verwendet. Norddeutschland, Rußland, Polen, Böhmen, Galizien und Ungarn bringen Gänsefedern in unfertigem oder in „gerissenem" — wie man in manchen Gegenden Deutschlands sagt, „geschlissenem" — Zustande auf den Markt. Man unterscheidet Sommergut und Wintergut. Sommergut liefern die Gänse kurz vor der Mauser, in welcher Zeit man ihnen die feinen Daunenfedern, die nur noch lose sitzen, abrupft. Das Wintergut sind Federn, die von geschlachteten und dann gerupften Gänsen stammen. Man theilt die Federn auch noch in Daunen und Contour-Federn. Unter Daunen oder Dunen versteht man bekanntlich die flaumartigen Unterfedern, während Contour-Federn die größeren, aus Schaft und Fahne bestehenden heißen, die den Körper des Vogels bedecken, und die ihre bedeutendste Größe in den Flügel- und Schwanzfedern erreichen.

Außer der zahmen Gans ist es vor allem die Eidergans, auch Eiderente genannt, welche die vortrefflichsten Daunen liefert, von denen zwei Pfund vollständig genügen, um ein ganzes Bett herzustellen. Die Daunen der zahmen Gans und der anderen Vögel sind auch weich, aber doch nicht so elastisch, wie die der Eidergans, eines Vogels, der an den nördlichen Küsten Europas, insbesondere in der Nordsee, in Norwegen, Island, Spitzbergen, Grönland und auf allen zwischen diesen Ländern liegenden Inseln vorkommt. Die Eidergans ist ein plumper, kurzbeiniger Vogel, eigentlich ein Mittelding zwischen einem wilden und einem zahmen Thier. Wenn die Eidergänse ihre Nester bauen wollen, werden sie außerordentlich zutraulich und kommen selbst in die Wohnungen der Menschen, um hier in aller Ruhe ihre Eier zu legen und zu brüten. In Grönland, auf Island und in den Theilen Norwegens, wo die ganze Bevölkerung von dem Ertrage des Vogelfanges und speciell von den Eidergänsen lebt, kommt man dieser Neigung der Thiere entgegen, indem man ihnen in den Häusern und Scheunen, ja sogar in den Kirchen und Kapellen Brutstätten zurecht macht, allerdings in keineswegs selbstloser Absicht. Die Vögel polstern nämlich ihre Nester mit den zartesten Daunen ihrer Brust aus, die sie sich ausraufen, und legen dann die Eier hinein. In der Nähe des Nestes bewahren sie noch eine Anzahl anderer Daunen auf, um die Eier damit zu bedecken, wenn sie das Nest eine Zeitlang verlassen. Der Mensch, der ihnen Obdach gewährte, bemächtigt sich nun sofort der Eier und der Daunen, mit denen die Brutstätte ausgepolstert ist, worauf die Thiere zum zweiten Male das Nest mit Eiderdaunen auspolstern und wieder Eier legen. In Norwegen begnügt man sich nun damit, die Daunen dem zweiten Nest zu entnehmen, nachdem die Jungen ausgekrochen sind; in Grönland und Island aber nimmt man den Thieren auch die zweite Brut weg und veranlaßt sie so, zum dritten Male das Nest auszupolstern und Eier zu legen. Während bei den beiden ersten Nesten nur das Weibchen die Daunen seiner Brust zur Polsterung hergiebt, muß für das dritte Nest auch das Männchen sich die Daunen ausraufen, und dieser bemächtigen sich die Menschen ebenfalls, nachdem das Brutgeschäft vorüber ist. Die dreimalige Auspolsterung eines Nestes ergiebt ungefähr ½ Pfund ungereinigte Federn, und man rechnet 24 Nester auf 1 Kilogramm gereinigte Federn. England importirt davon jährlich etwa 5000, Hamburg 1500 Kilogramm.

Auf den Inseln des nördlichen Eismeeres, wo keine menschlichen Wohnstätten sind, nisten die Vögel in Felsennestern und es ist dann außerordentlich schwer, ihnen beizukommen. Nur mit Lebensgefahr können kühne Vogelfänger und Federnsucher

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

hier ihre Beute machen, und das Ausnehmen dieser Felsennester gilt für so gefährlich, daß man in Norwegen die Menschen, die dabei verunglückt sind, schon als Selbstmörder betrachtet und ihnen das christliche Begräbniß versagt hat. Ist es möglich, die Klippen und Felsen vom Wasser aus zu erreichen, so fahren die Vogelsteller und Federnsucher mit ihren Booten heran und suchen mit zwölf bis vierzehn Fuß langen Stangen die Nester auszuräumen. Mit diesen Stangen schieben sie sich auch gegenseitig in die Höhe, wobei ein geringes Versehen gewöhnlich den Tod bringt. Ein Reisender, der dieser Art von Vogelfang beiwohnte, erzählt darüber:

„Viele Klippen sind von der Wasserseite nicht zu ersteigen. Hier sucht man dann einen Weg über das Gebirge selbst, und wenn die gefährlichen und an Vögeln reichen Felsen tiefer liegen, so trachtet man auf folgende Art zu ihnen zu gelangen: An dem Felsen macht man ein langes Tau fest, hält das andere Ende in der Hand, oder bindet es sich um den Leib, und wagt sich nun in die Vertiefungen des Felsens, kriecht darin vor- und rückwärts und holt auf diese Weise die Vögel und Eier hervor.

Bei den tiefliegenden Höhlen verfährt man aber noch weit kühner. Hierzu bedarf es sehr langer und starker, kostbarer Taue, die sowohl einen Menschen als auch seine gemachte Beute zu tragen vermögen. Auf der an Nord-Island gelegenen kleinen, aber an Vögeln reichen Insel Drangoe gehört daher ein solches Seil zu dem Inventarium des Bischofssitzes. Es besteht aus 7 Riemen, von den dicksten Theilen der Ochsenhäute geschnitten und ist 560 Fuß lang. Bei der Benutzung wird ein starker, hervorragender Balken im Felsen festgemacht; an seinem Ende ist ein Rad oder eine Rolle, in welcher das Seil läuft. Dieses hat am Ende zum bequemen Sitz des Vogelfängers, den man hier den „Sigemant“ nennt, einen eigenen, dick ausgefütterten Ring. Vier bis sechs Männer lassen sodann den Sigemant, der zugleich mit einer großen Vogelstange versehen ist, herab. Der „Setuman“ (Sitzmann), Wächter des ersteren, setzt sich auf den Balken, um genau auf den Vogelfänger und seine Zeichen Acht zu haben. Letzterer hat noch eine dünne Leine, womit er anzeigt, ob er selbst oder nur das große Tau heraufgezogen werden soll. Oftmals verläßt nämlich der Vogelfänger seinen Sitz, durchkriecht die Höhlungen und Ritzen der Felsen und läßt dann die getödteten Vögel nebst Eiern und Daunen hinaufwinden, um später am Seil wieder mit der Jagd fortzufahren.“

Diese mit so großer Gefahr gewonnenen Federn müssen noch besonders gereinigt werden. Man bezahlt sie an Ort und Stelle mit fünf bis sechs Thalern per Pfund, während schon in Hamburg das Pfund Eiderdaunen mit zwölf bis fünfzehn Thalern bezahlt wird. An diesem Handelsartikel wird also ganz bedeutend von den Importeuren verdient.

Man benutzt die Eiderdaunen, insbesondere die weißen der Eidergänse und die Daunen einer gewissen Mövenart, auch, um außerordentlich leichte, sehr warme und sich dem Körper höchst wohlig anschmiegende Decken herzustellen, indem man nach einem speciellen Verfahren diese Daunen gewissermaßen in einander verwebt. Die Kunst, aus Federn eine Art Pelzwerk zu weben, war, nebenbei bemerkt, schon im Mittelalter bekannt.

Die Federn wilder Gänse sind viel werthvoller, als die der zahmen. Entenfedern gelten bekanntlich nicht soviel, als Gänsefedern; sie sollen es auch verursachen, daß die Federn in den Betten sich zusammenballen. In einzelnen Theilen Europas aber verwendet man nicht nur Enten-, sondern sogar Hühnerfedern, um Betten zu stopfen.

Selbstverständlich sind auch die Bettfedern, wie alles in der Welt, der Verfälschung unterworfen. Die einfachste dieser Verfälschungen besteht darin, daß man die gute Ware mit geringwerthiger vermengt, z. B. die Eiderdaunen mit den Daunen von zahmen Gänsen oder mit gebleichten Daunen von verschiedenen Mövenarten. Hier besitzt man aber ein Erkennungsmittel in der Eigenschaft der Eiderdaunen, sich bei Erwärmung so auszudehnen, daß die Vermehrung ihrer vorhandenen Masse ganz auffallend erscheint. Sind sie mit geringwerthigeren Federn untermischt, so erfolgt die Ausdehnung nicht in so starker Weise. Man mischt unter die Federn der zahmen Gänse auch Enten- und Hühnerfedern, mischt Wintergut unter das Sommergut, und da Federn nach dem Gewicht verkauft werden, sucht man sie durch Bespritzen mit Gips, Kalk u. s. w. zu beschweren; auch werden die Fässer und Säcke, in denen die Federn aufbewahrt sind, absichtlich an feuchte Orte gestellt, damit sie hier Feuchtigkeit annehmen und ein größeres Gewicht ergeben. Will man Federn daraufhin prüfen, ob sie mit Gips oder Kalk versetzt sind, so braucht man sie nur auf einem Stück schwarzen Papiers hin- und herzureiben. Gips und Kalk zeigen sich dann als weißer Niederschlag.

Es hieße den Hausfrauen sehr wenig Kenntniß zumuthen, wollte man sich hier noch weiter über die Behandlung der Bettfedern, ihre Reinigung u. s. w. verbreiten. Wir gehen daher zur Betrachtung der Schmuckfedern über.

Schon im Urzustande der Menschheit beraubte man die Vögel der Federn, um sich selbst damit zu schmücken; genau wie dies heute noch alle Wilden thun. Als die Spanier unter Cortez Mexico eroberten, fanden sie unter der Beute, die sie dem König Montezuma abnahmen, einen Krönungsmantel, der aus Tausenden von kleinen, bunten Vogelbälgen zusammengesetzt war, ebenso eine kunstvoll gearbeitete Federkrone, deren mottenzerfressene Ueberreste in der Ambraser Sammlung in Wien zu finden sind. Auch heute noch macht man aus Vogelbälgen kostbare Pelze, wenigstens Futter von Pelzen. Diese Kunstwerke sind sehr theuer. Die Schmuckfedern aber, die man insbesondere bei der Damen-Toilette zum Besatz von Kleidern, oder zur Garnirung von Hüten und zu Fächern verwendet, sind ein so begehrter Artikel, daß der Handel mit ihnen enorme Summen umsetzt. In Frankreich hat dieser Handel besonders einen großen Aufschwung genommen. Die Herstellung der Schmuckfedern ist fast ausschließlich eine Pariser Industrie.

Zum Kopfschmuck der Damen, sowie zur Ausstattung des Helmes der Soldaten werden besonders die Federn folgender Vögel genommen: Strauß, Geier, Hahn, Gans, Schwan, Pfau, Storch. — Gute, in allen Theilen elastische Federn, mit einem Worte „lebende“ Federn können nur vom lebenden Thiere gewonnen werden. Das ist ein grausames Verfahren; allein es läßt sich, wie die Sachverständigen erklären, nicht anders machen. Die Federn von todten Thieren sind leicht zu erkennen: Sie sind schlaff und bieten keinen Widerstand. Das gleiche gilt von den Flaumfedern; ein Bett von Flaumfedern ist weich und doch elastisch, wenn die Federn von lebenden Vögeln herstammen, wogegen die Federn von todten Thieren das Bett schlaff und widerstandslos machen.

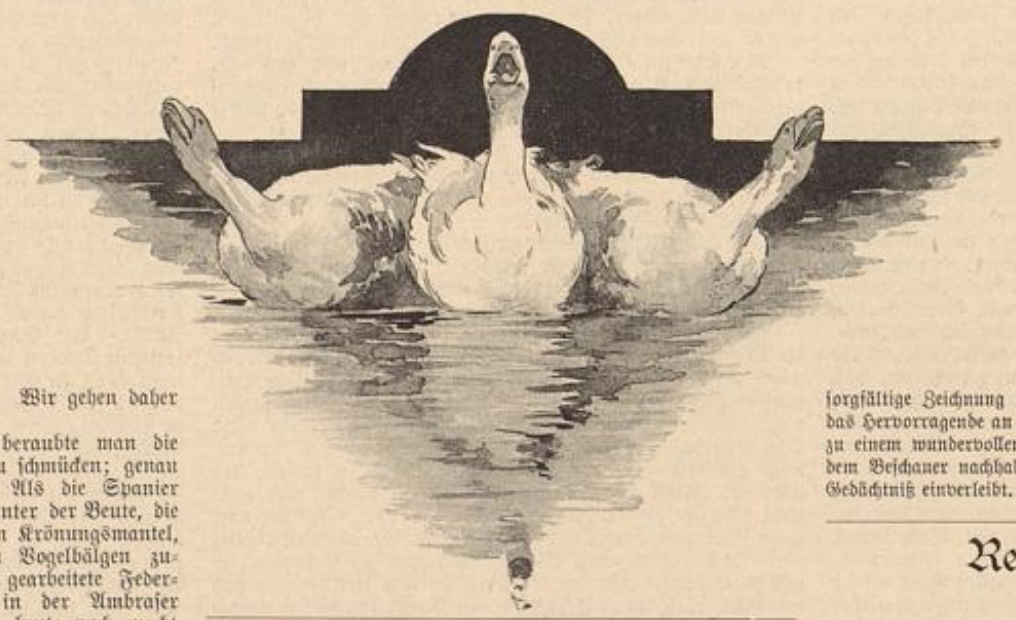
Am gesuchtesten ist die Feder der Strauße (Vergleiche den Artikel „Afrikanische Strauße“ in Heft 5 des diesjährigen Jahrganges der „Illustrirten Frauen-Zeitung“). Die Straußenfedern sind zart und elastisch; besonders geschätzt werden die Federn unter den Flügeln des männlichen Straußes, wegen ihrer glänzend weißen Farbe, während die des weiblichen Straußes ein wenig in das Graue spielen.

Der Werth der Straußenfedern richtet sich nach ihrer Abstammung und Herkunft. Für die werthvollsten gelten die Federn von Alix wegen ihrer graziösen Form; darnach kommen, nach der Reihe, die Federn von Benghasi, Tripolis, Tunis, vom Kap, vom Senegal und aus Algerien. — Auch die Geierfedern werden in bedeutenden Mengen benutzt und bilden eine wichtige Abtheilung des Federhandels; sie kommen in großen Mengen aus Südamerika. Die Marabu-Federn stammen aus Indien, dem Senegal-Gebiet und dem Sudan, und zwar sind sie den Schwanzfedern des Kropf-Storches entnommen. Die weißen Federn der Reiher entnimmt man dem Rücken dieses Vogels; sie haben 40 bis 50 cm Länge, sind sehr schmal und glatt, dabei ausgestreckt; sie kommen aus Indien, vom Senegal und von Guyana.

Die am meisten geschätzten Hahnenfedern erhalten wir aus Indien; die weißen sind die werthvollsten. Man benutzt sie zum militärischen Schmuck sowie zu Kopfkissen. Aus Indien kommen auch blaue Häherfedern, Pfauen-, Pelikan- und andere Federn. Besonders die Pelikane fängt man in der Mauserzeit massenhaft in Kambodja; ihre Federn werden hauptsächlich zur Herstellung der Fächer benutzt und hierfür bemalt. Zahlreich werden ferner die Federn der indischen Fasane nach Europa eingeführt, vornehmlich zum Schmuck der Damenhüte. — Der Preis der Federn ist außerordentlich schwankend; Steigerungen und Rückgänge zwischen 20 und 100 Franken für das Kilogramm von einem Monat zum anderen sind nichts Ungewöhnliches. Es ist eben ein Luxus-Artikel, der bald viel, bald wenig begehrt wird.

Zu beklagen ist es, daß die Mode hin und wieder die Anbringung von Vogelbälgen auf Damenhüten will; sie kommt in bestimmten Zwischenräumen immer wieder auf und giebt die Veranlassung zu einem Massenmord der zierlichsten und schönsten Singvögelchen. Dieses Morden der für die Landwirthschaft so nützlichen Thiere hat leider noch nicht genügend zu gesetzlichen Maßregeln geführt. In Rußland, wo man jährlich Hunderttausende von Singvögeln tödtete, ist freilich ein Ukas erlassen worden, der auf die Ausfuhr dieser Vogelbälge einen außerordentlich hohen Zoll legt. Auch in Japan hat sich die Verwaltung entschließen müssen, den Mord von Singvögeln streng zu untersagen, weil europäische Händler Bestellungen auf Millionen von Vogelbälgen dort machten und so Veranlassung gaben, daß gewisse Arten von buntfarbigen Vögeln fast ganz ausgerottet wurden.

Schließlich seien die Fälschungen auch der Schmuckfedern angedeutet. Die Straußenfedern sucht man zu verfälschen oder nachzuahmen, indem man Geierfedern, dann aber auch frisirte, d. h. gekräuselte Hahnenfedern an ihrer Stelle verkauft. Die Federn des Marabu werden durch Pfauen-, Storch- und Truthahnfedern nachgeahmt, die man künstlich bearbeitet, um sie den echten Federn ähnlich zu machen. Zu Federbüschen werden die schwarzen Kopf- und Schulterfedern von Fisch- und Purpur-Reihern, und die weißen Federn vom Unterrücken des Silberreihers verwendet; selbst hier verübt man Verfälschungen, indem man Kranich-, ja Storchfedern künstlich präparirt, um sie dann als echte Reiherfedern in den Handel zu bringen.



Nachdruck verboten.

Schloß-Romantik.

Zu dem Bilde von Carl Ludwig in Berlin. — Siehe Seite 169.

Malerisch und imposant zugleich grüßt das Schloß mit seinen hohen Giebeln zu uns herüber: ein feudaler, mächtiger Bau und unbedingt der Stammsitz eines vornehmen, alten Geschlechtes. Standbilder von Stein, — wie es scheint Götter und Heroen, — erheben sich über das dichte Blättergewirr, und die prächtige, von zwei Pyramiden-Pfeilern flankirte Einfahrt sieht aus wie eine monumentale Verkörperung der Gastlichkeit.

Aber kein Wagen fährt durch das geöffnete Thor, kein Reiter zeigt sich, — kein Schritt wird laut, und allerlei Schlingpflanzen, hundertjähriger Epheu, wilder Wein und blühender Hopfen scheinen dem Fuß den Eingang zu wehren. Ueppig wuchernd umspinnen sie mit ihren Ranken Pfeiler und Strauch, und die hohen Malvenstauden mit ihren hellen Blüthen, die wie leuchtende Schildwachen seitwärts stehen, neigen sich dürstend und ermattet zu dem steinernen Wasserbecken hinab, um daraus zu trinken. Doch das ist leer! Das Schweigen der Einsamkeit und der Mittagsschwüle liegt über dem stillen, weltfernen Ort, und man hört nichts als das Rascheln der Eidechsen oder das Knacken des Astes, auf den keck und gewandt ein Eichhörnchen springt.

Dann plötzlich, mit einem Schlage, ist alles verändert. Die grüne Wildniß lichtet sich, die grauen Marmorbilder erglänzen wieder in leuchtendem Weiß, durch die Baumwipfel geht ein leises Flüstern und Raunen, und aus allen Ecken und Winkeln schauen die Geister der Vergangenheit hervor.

Eine eigenartige und bunte Gesellschaft! Damen in schweren Brocatkleidern und Herren mit langen Allongen-Perücken tanzen mit zierlicher Grandezza im Garten-Saale ein Menuett; elegant gekleidete Pagen huschen diensteifrig hin und her, ein großer Diplomat aus dem vorigen Jahrhundert liest mit finsterer Miene einen wichtigen Brief, den ein staubbedeckter Bote ihm soeben überbracht hat, und ein Reiteroffizier mit keckem, verwegenem Gesicht sprengt, Einlaß heischend, auf das Schloßthor zu. Ein hoher Würdenträger der Kirche und ein schönes Hoffräulein wandeln neben einander durch die Gänge des Gartens, und von fern sieht man Männer mit breiter Halsbinde, hohem Rockkragen und künstlich aufgebautem Locken-Toupet. — Dann verwandelt sich die Scene! Auf einer Tragbahre liegt, schwer verwundet, ein Kämpfer aus den Freiheitskriegen, und ein junges Weib, seine Gattin, welche die Tracht der Königin Luise trägt, kniet, in verzweiflungsvollem Schmerz, neben ihm auf dem harten Kies. Tiefer im Park spielen ahnungslos fröhliche Kinder, und auf einer Bank von Stein, unter einer Trauerweide, sitzt ein junges Mädchen, im breiten Florentiner Strohhut, und liest mit glühenden Wangen einem neu erschienenen Roman: Werthers Leiden. — —

Da schlägt die Uhr; wir heben die Augen von dem Bilde, das unsere Phantasie so erregte, und verschwunden ist der ganze Zauberspuck. Wir sind wieder mitten in der Gegenwart, mitten im modernen Leben. Die Wagen rasseln, die Pferdebahnen klingeln, und von der Straße scheint das elektrische Licht ins Zimmer hinein; aber der Flug in das Land der Romantik hat uns gut gethan. Erfrischt und gestärkt wenden wir uns wieder unseren Berufsgeschäften zu und gedenken dankbaren Herzens des ausgezeichneten Künstlers, der uns durch sein schönes, stimmungsvolles Bild einen solchen Genuß verschaffte.

G. v. St.

Nachdruck verboten.

Bei der Lektüre.

Zu dem Bilde von Wladislaw von Czachórski in München. Siehe Seite 173.

Wladislaw von Czachórski, der am 22. September 1850 zu Lublin, der schönsten Stadt Polens nach Warschau, geboren wurde und durch Wagner in Dresden und Karl von Piloty in München die wichtigsten Anregungen für seine künstlerische Entwicklung erhielt, hat schon in früheren Jahren ungewöhnliche Anerkennung gefunden. Er hatte noch nicht das 23. Lebensjahr vollendet, als sein liebenswürdiges Gemälde „Eintritt ins Kloster“ seinen Namen in weiteren Kreisen bekannt machte, und seitdem gehören die anmuthig erdachten, geschmackvoll componirten, meisterhaft gezeichneten und mit großer Feinheit gemalten Genre-Bilder des in München lebenden Künstlers zu den beliebtesten Erscheinungen unserer Ausstellungen. Czachórski ist der Salon-Maler par excellence. Seine Arbeiten tragen stets den Stempel echter, von Geistes- und Herzensbildung verklärter Vornehmheit, und ihr Hauptreiz besteht darin, daß sie mit dem anmuthigen novellistischen oder lyrischen Inhalt eines guten Genre-Bildes die tiefere Charakteristik des Portraits und die malerische Schönheit des Stilllebens verbinden. Auch in dem Bilde „Bei der Lektüre“ ist, so reizvoll der Inhalt auch sein mag, die rein malerische Wirkung am höchsten, und man möchte es in bestem Sinne ein Stillleben nennen, ein Stillleben von großer Zartheit und erquickender Harmonie. Rechts in der Vase in üppiger Pracht farbenschöne Rosen, Nelken und Mohnblumen, links neben dem Kamin im Hintergrunde, in einer anderen kostbaren Vase, ebenfalls Blüthen und zierliche Pflanzen-Ornamente auf dem Ueberzug des eleganten Empire-Sophas; und inmitten all' dieser blühenden Herrlichkeit die Mädchenknospe, sinnend in die schwellenden Kissen zurückgelehnt, noch in der Erinnerung der Poesien schwelgend, bei deren Lektüre sie von dem nach Schönheit spähenden Auge des Malers belauscht wurde. Ueber den Reiz der malerischen Gesammtwirkung übersieht man fast die Vortrefflichkeit der Einzelheiten: den das innere Leben der Lesenden in so charakteristischer Weise wiederzugebenden Ausdruck des schönen Kopfes, die geschmackvolle Gruppirung, die sorgfältige Zeichnung und die feine Durchführung. Aber das ist eben das Hervorragende an dem Gemälde Czachórski's, daß die Einzeltöne zu einem wundervollen Accorde zusammenklingen, der noch lange in dem Beschauer nachhallt und das liebenswürdige Meisterwerk seinem Gedächtniß einverleibt.

R. S.

Redactions-Post.

Antworten.

Ola Rutland, K. — Wir können auf den Herrn nicht abermals zurückkommen.

A. in Böhmen. — Es ist sehr schwer zu sagen, welches Werk für Sie das empfehlenswerthere ist; das kommt ganz auf die Umstände an. Lassen Sie sich doch beide Bücher durch eine Buchhandlung zur Ansicht kommen, dann werden Sie nicht lange schwanken.

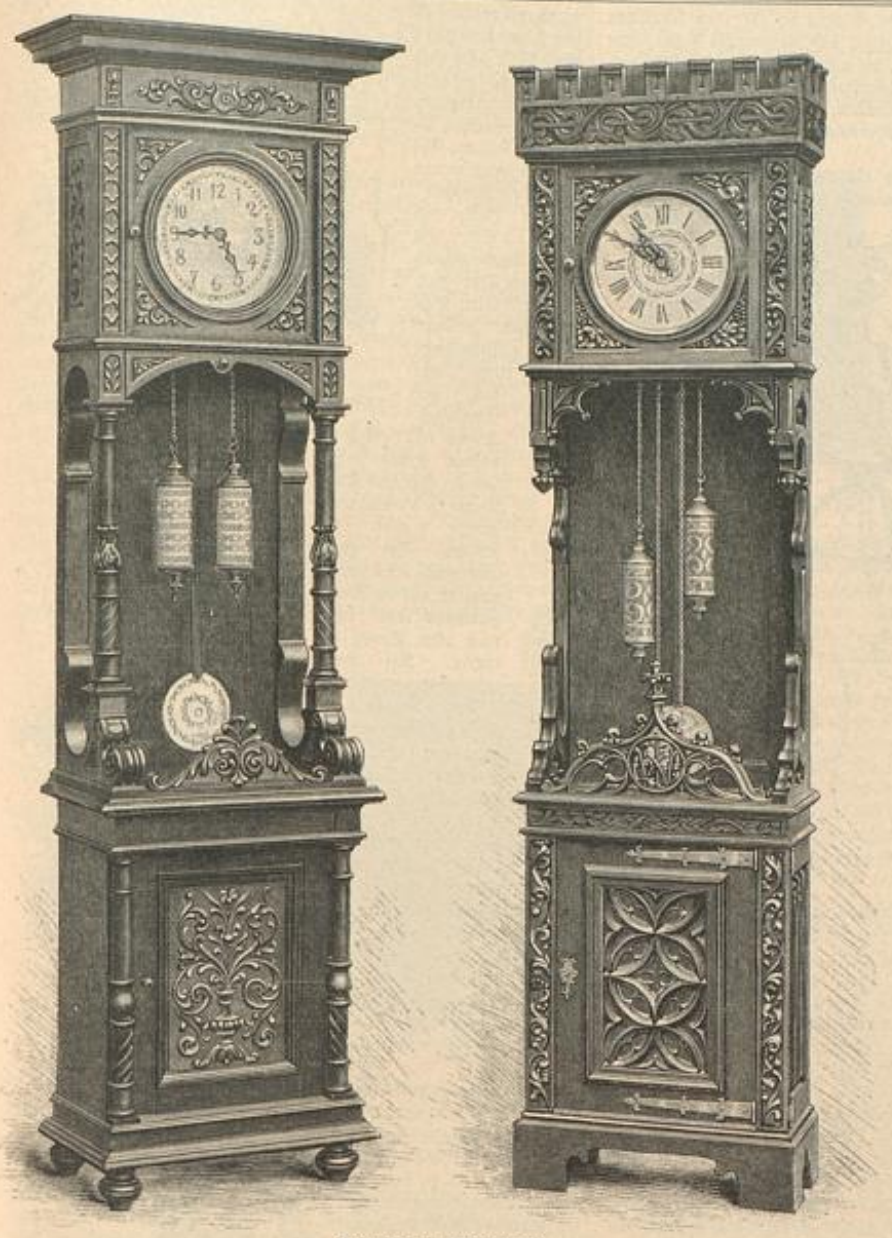
Graf H., Mecklenburg. — Das Wort: L'exactitude est la politesse des rois, Pünktlichkeit ist die Höflichkeit der Könige, stammt von Ludwig XVIII.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: J. Wilda, für den technischen Theil: A. Große; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Erstes Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

10. November 1895. — XXII. Jahrg., Heft 22.



Zwei Standuhren.

Die beiden prächtigen Standuhren mit ihren schönen Formen und reichen Verzierungen entstammen dem rühmlichst bekannten Hause von J. A. Eyffer in Nürnberg und legen von neuem Zeugniß ab von der Vollendung, mit der man das spröde Material dort behandelt. An der im gothischen Stil gehaltenen Uhr, die gleich der Renaissance-Uhr in Eichen- oder Nußbaumholz gearbeitet wird, sind Zifferblatt, Pendel und Gewichte besonders reich in Altsilber und Kupfer ornamentirt. Beide Modelle enthalten Werke, die 14 Tage gehen. In der Größe differiren die Uhren nur wenig; die gothische hat 220 cm Höhe bei 52 cm Breite und 31 cm Tiefe, die andere ist 215 cm hoch, 56 cm breit, 32 cm tief. Gegenüber der trefflichen Arbeit sind die Preise mäßig: so kostet die erste Uhr 300 Mark, die zweite 275 Mark. E. F.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Bei dem so wohlthätig wirkenden „Central-Hülfsverein der Deutschen Adels-Genossenschaft" gehen vielfach Anträge ein, Kinder zur Adoption oder kostenlosen Miterziehung nachzuweisen. Eltern und Vormünder, deren Verhältnisse es wünschenswerth machen, Knaben und Mädchen von adeligem Namen auf diesem Wege zu einer gesicherten Gegenwart und Zukunft zu verhelfen, haben sich an den Vorsitzenden des Vereins, Herrn von Dewitz-Krebs, Berlin, Mittelstraße 26/27, zu wenden.

— Dem „Berliner Frauenverein" ist vom Justizminister gestattet worden, vier seiner Damen, die zugleich Mitglieder des Fürsorgevereins für Strafentlassene sind, in das Frauengefängniß in der Barnimstraße zu entsenden, um sich der dort untergebrachten jugendlichen Gefangenen schon während deren Haft fürsorglich anzunehmen und dieselben für den Rücktritt ins bürgerliche Leben vorzubereiten.

— Nach dem bewährten Muster der Pariser „Académie Montparnasse" hat die Malerin Gertrud Nehring in Gemeinschaft mit Friedrich Stahl in Berlin ein Damen-Atelier für Aktmalen und -Zeichnen errichtet. Anmeldungen werden Lützowstraße 46/III täglich von 3—4 Uhr entgegengenommen.

— Unentgeltliche Unterrichts-Curse in der häuslichen Krankenpflege veranstaltet auch in diesem Winter der Berliner Zweig des „Vaterländischen Frauen-Vereins". Anfragen und Anmeldungen bezüglich des Unterrichts, der Mitgliedern wie Nichtmitgliedern des Vereins zukommen soll, richte man an den „Vaterländischen Frauen-Zweig-Verein", Berlin W, Zimmerstraße 90/91 III.

— Zum Besten der St. Mathias-Kirche, des letzterbauten katholischen Gotteshauses der deutschen Reichshauptstadt, hat ein jugendliches Mitglied der Berliner Gesellschaft, Fräulein Elisabeth von Strombeck, bei W. Sulzbach, W, Taubenstraße 15, „Vier Lieder für eine Singstimme mittlerer Lage mit Klavierbegleitung" herausgegeben. Die melodiöse Anmuth dieser Compositionen, unter denen Nr. 3 („Ich weiß nicht, wie es gekommen") und Nr. 4 („Schon kehren die Vöglein wieder") besonders hervorgehoben seien, läßt auf ein um so reicheres Talent ihrer Schöpferin schließen, als Frl. von Strombeck bisher nur aus der Tiefe ihrer natürlichen Begabung schöpfte und schulgemäße contrapunktische Studien erst jetzt beginnen wird.

Breslau. — Eine ständige, aufmerksame Zuhörerin bei den Versammlungen des socialdemokratischen Parteitages, der kürzlich in Schlesiens Hauptstadt stattfand, war die Gattin des Breslauer Arztes Dr. Willim, frühere Herzogin Pauline von Württemberg. Frau Dr. Willim, eine geistig ungewöhnliche Persönlichkeit, bezeigt für das Wohl der arbeitenden Klassen stets und überall lebhaftes Interesse und thätige Theilnahme.

Hirschberg i. Schl. — Der soeben versandte erste Rechenschafts-Bericht des 1893 hier eröffneten „Frauenheims", auf das bereits wiederholt an dieser Stelle hingewiesen wurde, bezeugt ebenso deutlich ein wenn auch langsames Emporblühen der von Fräulein Marie Brückner begründeten und mit höchster Pflichttreue geleiteten Anstalt, wie die Nothwendigkeit der thätigen Beihülfe weiter Kreise für die humanen Zwecke derselben. Noch liegt auf dem Hause eine Schuldenlast von Mk. 16998, die zunächst getilgt werden muß, soll das Heim sich seinem Ziele weiter nähern, unbemittelte Damen der gebildeten Stände nicht nur für den jetzigen geringen Pensions-Preis, sondern durchweg unentgeltlich in seinen stillen Frieden aufzunehmen. Die Vorsteherin, Frl. M. Brückner, Hirschberg, Gartenstraße, nimmt nach wie vor mit herzlichem Dank jede Liebesgabe für ihre mit großen eigenen Opfern ins Leben gerufene Schöpfung entgegen.

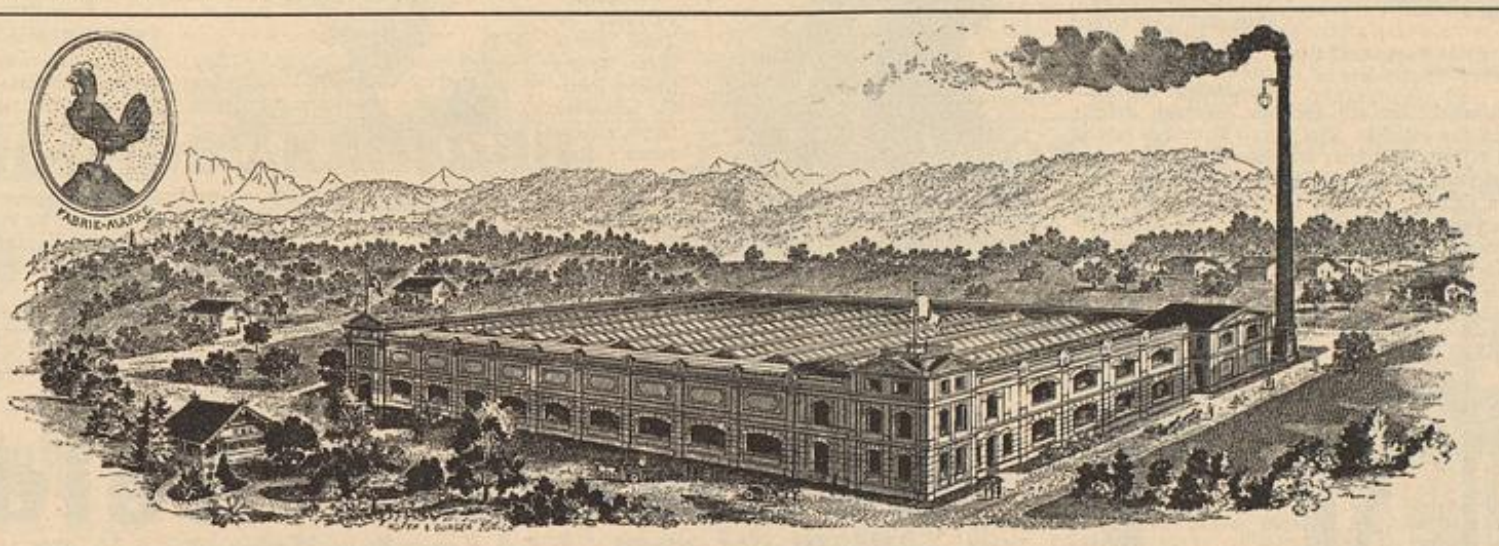
Stuttgart. — Frau Vilma Parlaghy, die vielumstrittene Malerin, deren Bildniß Kossuth's das Budapester National-Museum kürzlich für den Preis von 50000 Mark erworben hat, befindet sich zur Zeit als Gast des Königs und der Königin von Württemberg in Schloß Ludwigsburg, wo sie die Majestäten porträtirt.

Wien. — Im Offizierstöchter-Institut in Hernals fand die Beeidigung des Fräuleins Dr. med. Georgine v. Roth statt, die mit Genehmigung des Kaisers als Hülfsarzt an das Offizierstöchter-Institut berufen worden ist. Fräulein Dr. v. Roth, Tochter eines verstorbenen Feldmarschall-Lieutenants, hat ihre Studien in Bern betrieben und in Wien bei Professor Neusser vervollständigt. Da vorläufig weibliche Aerzte in Oesterreich noch nicht angestellt werden dürfen, erhielt Frl. Dr. v. Roth den Titel einer Untervorsteherin.

Prag. — Mit all der Pracht, welche der österreichisch-ungarische Hof bei solcher Gelegenheit zu entfalten pflegt, fand jüngst die feierliche Installirung Ihrer k. und k. Hoheit der Erzherzogin Maria Annunziata, der neunzehnjährigen Nichte Kaiser Franz Josephs, zur Aebtissin des adeligen Damenstiftes auf dem Hradschin statt. Zu den Pflichten der neuen Aebtissin gehört es u. a. auch, die Königin von Böhmen zu krönen.

London. — Die Königin von England sandte vor Jahren unter einem Pseudonym einige Gedichte an eine bekannte englische Revue. „Papierkorb. Bitte verschonen Sie uns mit weiteren Einsendungen", lautete der bald darauf erfolgende Bescheid der Redaction. Mit heiterer Selbst-Ironie erzählte die Königin jüngst dies kleine Erlebniß und fügte hinzu: „Ich habe den bündigen Rath der Redaction auf das pünktlichste befolgt. Ich habe keine Gedichte mehr eingesendet, — und ich habe auch keine mehr gemacht!"

— In dem Kloster Youghal der Grafschaft York starb die Nonne Mary Regis, die durch ihre geniale Kunstfertigkeit, Muster für irische Spitzen zu zeichnen, weit über England hinaus, nicht nur in den Kreisen des Gewerbes, sondern auch in der vornehmsten Gesellschaft bekannt geworden ist. Die Blüthe, deren sich die Spitzenklöppelei und Manufactur Irlands erfreut, ist nicht zum wenigsten mit ihrem Namen verbunden. Im Youghal-Kloster entstanden die kostbaren Spitzen, die man in den letzten Jahren bei Familienfesten des Königshauses wie der Aristokratie zu Geschenken verwendete; so rührt das Geschenk des



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) **Zürich**

empfiehlt:

Foulard-Seide

95 Pf.

bis **Mk. 5.85** p. Meter in den neuesten Dessins und Farben

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v.	**Mk. 1.35—18.65**	**Seiden-Grenadines**	v.	**Mk. 1.35—11.65**
Seiden-Bastkleider per Robe	„	„ 13.80—68.50	**Seiden-Bengalines**	„	„ 1.95— 9.80
Seiden-Foulards	„	95 Pfge.— 5.85	**Seiden-Surahs**	„	„ 1.35— 6.30
Seiden-Masken-Atlas	„	60 „ — 3.15	**Seiden-Faille française**	„	„ 2.45— 9.85
Seiden-Merveilleux	„	75 „ — 9.65	**Seiden-Crêpe de Chine**	„	„ 2.35—10.90
Seiden-Ballstoffe	„	60 „ —18.65	**Seiden-Foulards japan.**	„	„ 1.45— 5.85

p. Meter.

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. **porto- und steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Earls von Crewe an die Herzogin von York von dort her, und auch der Brautschleier, den die dereinstige Königin von England trug, als sie dem Prinzen George angetraut wurde, ist von der verstorbenen Schwester Mary gezeichnet.

Brüssel. — Alle fünf Jahre vertheilt der belgische Staat einen Preis von 5000 Fr. für das beste Werk der niederländischen Literatur. Die Jury hat diesmal diesen Preis dem Romane „Een dure Eed" (Ein theurer Eid) von Virginie Loveling zuerkannt.

Die Mode.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Ohne die Prätension der großen Toilette zu erheben, drückt das Fichu dem Anzug den Charakter festlicher Eleganz auf und ist daher für die intime Geselligkeit, für Theater und Konzert das praktischste und in seiner Kleidsamkeit zugleich das anmuthigste Hülfsmittel. Am häufigsten gesellt es sich der Bluse, auf unserer Skizze einer solchen aus hellblauem Pompadour-Taffet, mit leichtem Ausschnitt und halblangen Aermeln. Den

Gesellschafts- oder Theater-Toilette mit Fichu.

Theater-Toilette mit Spitzenjäckchen. Rückansicht.

Theater-Toilette mit Spitzenjäckchen. Vorderansicht.

ein wenig gerundeten und in Falten arrangirten Fichu-Theil aus Musselin-Krepp umgiebt ein kraus eingereihter Volant, dessen Rand die Webekante abschließt; die spitz auslaufenden Enden fallen, auf der Brust leicht eingeschlungen, über den Taillenschluß herab. — Dem gleichen Bestreben, eine schlichte Taille gelegentlich zu putzen, dient ein zierliches Jäckchen, ganz aus $3^1/_2$ cm breitem gelben Atlasband mit gleich breitem Einsatz und Spachtelspitze zusammengestellt. Dem Rückentheil, der mit zierlichem Schößchen ausfällt, sind kleine Band-Rosetten aufgesetzt. Eine schmale Bandrüsche gestaltet den Halsausschnitt besonders kleidsam; den Außenrand des Jäckchens begrenzt kraus eingereihte, 10 cm breite Spitze. Bandschlupfen decken über der Brust den Schluß. Ueber die 18 cm langen Spitzenärmel legt sich epaulettenartig noch eine schmälere Spitze. A. K.

— Das edle Rauchwerk kommt an den modernsten Frauen-Toiletten zu fast ebenso reicher Verwendung, wie an der üppigen Tracht der Renaissance, ja diese wird durch vollständige Pelzumhänge, die eine Modelaune augenblicklich allen anderen Hüllen vorzieht, noch übertrumpft. Allerdings erfordert die Wahl des Pelzschmuckes ein gewisses Studium, denn er will sorgsam in Uebereinstimmung mit der Gesammterscheinung gebracht sein. Im allgemeinen entspricht dem zarten Colorit der hellen Blondine mehr das dunkel glänzende Rauchwerk, während die pikante Brünette das schimmernde Silbergrau oder den bläulichen Hermelin wählt. Die kleine Skizze zeigt, daß die graziöse Fichu-Form sich auch auf die Pelzhülle überträgt, die hier aus Opossum besteht und mit der originellen Schwänzchen-Garnitur abschließt. Sehr elegant wirken die lang auf den Rock herabfallenden, sich nach unten verbreiternden Pelzenden, die im Taillenschluß übereinander gelegt werden. A. K.

Pelz-Pelerine mit langen Enden.

Paris. — Die Französin, die als femme du monde gelten will, fährt heutzutage auf dem Bycicle — zum Jagd-Rendezvous, ein charakteristisches Kulturbild am Schlusse des Jahrhunderts. Glücklicherweise läßt sich das Jagdkostüm sehr gut mit der Tracht für das Radfahren vereinen, — derselbe kurze Rock mit den Pluder-Beinkleidern vom gleichen Stoff, die gleiche lose sitzende Bluse oder Jackentaille, und auch der weiche, sich fest dem Kopfe anlegende Hut paßt sich beiden Sports an. Der zierliche Chasseur-Hut aus schwarzem Filz, mit aufgeschlagener Krempe und eingedrücktem Kopfe, ist übrigens auch zur Promenaden-Toilette in mannigfaltigen Variationen die allerletzte Neuheit; blau- oder schwarz- und weißgestreiftes Band und zwei Adlerflügel statten ihn kokett aus. Auf unserem Bildchen erscheinen zwei jugendliche Jägerinnen mit zierlichen Umhängen. Ueber einen anliegenden Paletot aus grünem Tuch, reich mit Stahlknöpfen besetzt, fällt die kurze Pelerine aus gleichem Stoff, deren Capuchon grüner Velvet füttert. Der sehr hohe Kragen gestattet für kalte und regnerische Tage vollkommenen Schluß am Halse. An dem zweiten Kostüm wird über einer Blusentaille eine kragenartige vierfache Pelerine getragen, die sich hier aus zwei Wollstoff- und zwei Sammettheilen zusammensetzt. Sehr empfehlenswerth ist für derartige Anzüge der sogenannte „Architekten-Sammet", ein streifig gewebter Velvet von großer Widerstandsfähigkeit. An die österreichische Offiziers-Bluse erinnert die kleidsame Blusenjacke der einzelstehenden Figur; unter den schmal zurückgeschlagenen Revers wird ein weißes Chemiset mit gebundener Cravate sichtbar, ein schmaler Ledergürtel umspannt die Taille. Einige schöne Knöpfe schließen scheinbar seitlich den kurzen, nicht zu weiten Rock. Carrirte Gamaschen, weicher Filzhut.

Jagdkostüm mit Capuchon-Pelerine. Jagdkostüm mit Doppelkragen.

— Die moderne Frisur ist außerordentlich wandlungsfähig und läßt sich durch kleine Modificationen jeder Kopfform kleidsam anpassen. Für die feine, ovale Gesichtsform, mit regelmäßigen Zügen und gerader Nase ist der Scheitel, der die höchste Mode-Neuheit bedeutet, zugleich die klassische Frisur, besonders wenn er nur in einer einzigen großen Welle sich tief in die Stirn legt und leicht bauschend über dem Ohr nach rückwärts tritt. Das Hinterhaar ist dazu lose aufzunehmen und in einen länglich gewundenen Knoten mit zierlich gerollten Enden festzustecken. Für eine junge Dame ist die capriciöse zweite Frisur bestimmt. Die ganze Haarmasse wird hierfür ziemlich tief im Nacken gebunden und dann nach allen Seiten gelockert. Bei schwerem glatten, nicht von Natur bauschendem Haar muß das Brenneisen nachhelfen. Die Enden des Haares hat man in drei bis vier gesteckte Locken zu ordnen, denen sich ein runder Kamm einfügt. Vorn ist das Haar in der Mitte zurückgenommen, sodaß es hier die Stirn frei läßt, während an jeder Seite ein Lockentuff gebrannt wird; das hochgerollte Toupé hält ein von hinten nach vorn eingeschobener breiter runder Kamm aufrecht.

Jagd- oder Promenaden-Hut aus Filz.

Jagdkostüm mit Blusenjacke.

B. d. G.

* * *

Unter den Excentricitäten und Pikanterien der Mode, die wir an dieser Stelle hin und wieder erwähnen, mehr im Sinne der Abschreckungs-Theorie denn in einem anderen, ist als neuestes der Fußreifen zu verzeichnen. Nachdem man in den letzten Jahren selbst zur elegantesten Gesellschafts-Toilette auf Armbänder oft ganz verzichtet, erscheint nun der linke Fußknöchel mit einer Gliederkette aus Gold oder Silber umgürtet, an der eine Münze, ein Amulet, ein Herzchen oder ein kleines Medaillon hängen muß! Selbstverständlich gilt dazu der ausgeschnittene Schuh als erste Bedingung, und wie man uns versichert, ist nicht der farbige, sondern einzig der schwarze Seidenstrumpf modegerecht!

Haarfrisur mit Scheitel.

Haarfrisur mit tiefem Knoten.

(Fortsetzung im zweiten Beiblatt.)

Schweizer Seide.

Seidenstoff-Fabrikanten in der Schweiz . .	ca.	**80**
Seiden-Webstühle (Handstühle)	ca.	24,000
Seiden-Webstühle (mechanische)	ca.	8,000
Seidenstoff-Produktion per Jahr	ca.	30,000,000 Meter.

Seidenstoff-Proben — grosse — unserer Vorräte in **schwarz, weiss** und **farbig** von 55 Pf. bis 20 Mark per Meter senden wir auf Verlangen umgehend an jedermann und fügen zur Bequemlichkeit der geehrten Damen **frankierte Retour-Adressen** bei.

Die **gewählten Stoffe** senden wir **porto- und steuerfrei** in die Wohnung, in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)

Seidenstoff-Export.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

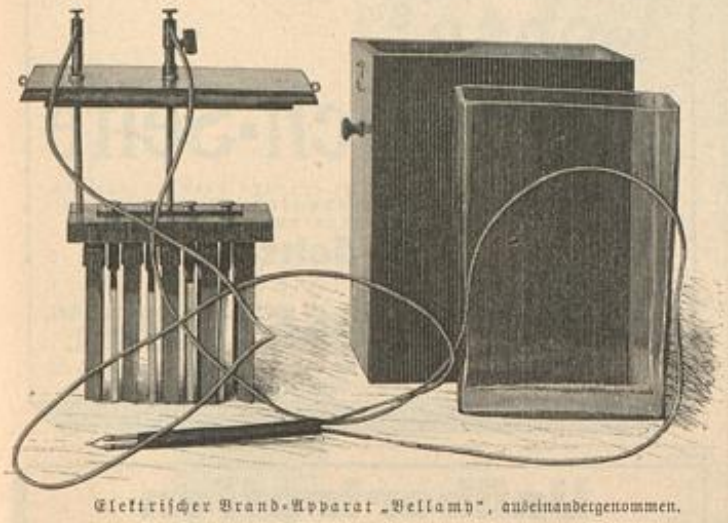
Zweites Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

10. November 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 22.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

— „Heureka" möchte man ihn nennen, den neuen Holzbrand-Apparat „Bellamy", und dabei fragen, wie es nur möglich war, daß diese Lösung der Holzbrandfrage nicht schon viel früher erfolgte. Und ist es nicht etwas Erstaunliches, ein Holzbrand-Apparat, der ohne Feuer, ohne Gas oder Benzin zum Glühen gebracht wird, und dessen Construction derartig ist, daß man beim Brennen beide Hände frei behält! Dies kleine Wunder bewirkt hier die Elektricität, und zwar in der gleichen Weise, wie die Elemente bei der Elektrisir-Maschine zur Anwendung gelangen. Vor uns steht ein einfacher Holzkasten mit flachem abhebbaren Deckel, den seitlich angebrachte Haken befestigen; dieser Kasten birgt einen gleichgeformten, etwas niedrigeren Glasbehälter, bestimmt, die Säure aufzunehmen. An der Innenfläche des Deckels ist das Element — die Kohlen- und Zinkplatten — befestigt, welches beim Gebrauch des Apparates in die Säure hinabtaucht und den Strom erzeugt, der sich durch die Leitungsdrähte auf den Stift überträgt und diesen zum Glühen bringt. Das Reguliren der Hitze geschieht in der leichtesten und bequemsten Weise. Wie ersichtlich, gehen von dem Element zwei Messingstäbe aus, die durch gleiche, kurze, im Deckel befindliche Metallröhren nach außen treten und vermittelst einer Schraube in beliebiger Höhe festgehalten werden können. Je tiefer das Element in die Säure eintaucht, desto glühender wird der



Elektrischer Brand-Apparat „Bellamy", auseinandergenommen.

Stift; je weniger es mit der Säure in Berührung kommt, desto weniger wirkt der Strom. Man kann also durch die Schraube die Hitze des Platin-Stiftes in der gleichen Stärke stundenlang erhalten oder durch Verstellen ab und zu erhöhen; man kann andererseits auch mit der linken Hand die Messingstäbe heben und senken und so einen raschen Wechsel des Hitzegrades hervorbringen. In diesem Falle freilich bleibt, wie bei anderen Apparaten, nur die rechte Hand für die Arbeit frei. Der Stift selbst, oder besser gesagt der Griffel, besteht in einem runden, 11 cm langen Holzstab, durch den zwei feine Messingstäbe geführt sind; diese treten an ihrem einen Ende mit den Leitungsdrähten in Verbindung, während das andere Ende je mit einem Schraubengewinde versehen ist, in dem die sogenannte „Schleife" aus Platina Befestigung findet. Diese Platina-Schleife ersetzt den bekannten, mehr oder weniger spitzen oder flachen Platin-Stift und ist in mehreren Breiten vorhanden, sodaß man die feinsten Facsimile-Zeichnungen, wie die derbsten Grundfüllungen herstellen kann.

Elektrischer Brand-Apparat „Bellamy".

Daß sich dies schon mit zwei verschieden starken Stiften ermöglichen läßt, wird jedem Holzbrand-Ausübenden bekannt sein, und deshalb genügen auch die beiden, dem Apparat beigegebenen Platin-Schleifen. Sehr viel zum bequemen Arbeiten trägt die Länge der Leitungsdrähte bei, die gewöhnlich auf je 1 m berechnet sind, aber in jeder beliebigen Länge geliefert werden. Die ganze Construction des Apparates ist so einfach, wie die Handhabung des Griffels bequem, sobald man sich daran gewöhnt hat, was sehr kurze Zeit beansprucht. Da man nicht mit feuergefährlichen Flüssigkeiten, wie Benzin, arbeitet, auch auf das Erlöschen der Flamme nicht zu achten gezwungen ist, so bleibt die ganze Aufmerksamkeit der Arbeit zugewendet, die hierdurch nur gewinnen kann. Der Apparat selbst wird nie hinderlich sein, er kann an der Erde stehen oder entfernt vom Arbeitstisch, — die Elektricität wirkt ohne unsere Hülfe so stark, als man es von ihr verlangt. Neben diesen Annehmlichkeiten tritt noch hinzu, daß die Augen in keiner Weise durch sich entwickelnde Gase angegriffen werden, wie bei den Benzin-Dämpfen, ungerechnet die mancherlei Fährlichkeiten, denen man dabei ausgesetzt ist; auch muß jede Platin-Schleife zum Glühen gelangen, ein Versagen ist völlig ausgeschlossen oder nur dann möglich, wenn die Säure in dem Glasbehälter verbraucht ist. Es empfiehlt sich, sobald man zu arbeiten aufhört, die Säure aus dem Glase zu entfernen, — mittelst Trichter in eine fest zu verkorkende Flasche mit der Aufschrift „Gift", — mindestens aber die Elektroden aus der Säure zu heben, denn die Batterie, welche aus Zinkplatten besteht, leidet unter dem Einfluß der Säure, die laut Recept sich zusammensetzt aus: 600 g Wasser, 100 g engl. Schwefelsäure, 50 g dopp.-chromf. Kali und 8 g schwefels. Quecksilber-Oxyd. Der Preis des Apparates kommt dem eines anderen guten Apparates mit 2 Stiften gleich = 20 Mark; sämmtliche Theile sind einzeln zu beziehen, auch wird auf Bestellung der Kasten aus weißem Holz anstatt aus polirtem Nußbaum geliefert, und kann dann als erstes Object für die Holzbrandkünste des Besitzers dienen. E. F.

— Eine der amüsantesten und lohnendsten Aufgaben findet die Nadel in der Ausnäh-Arbeit, nur verlangt diese feinen Farbensinn und Geschick, damit der Stickfaden auf den gedruckten Stoffen gerade genug, aber nicht zu viel thut. Diese buntbedruckten Baumwollgewebe mit in sich gemustertem Grunde bieten ungemein verlockende Vorlagen, zumal wenn sie, wie die englischen Stoffe, Blumen in gefälliger Anordnung aufweisen. So zeigt unser Modell, — ein weich gepolstertes Kissen von 56 cm im Quadrat, — den hellen, gemusterten Köperstoff mit lilienartigen Blüthen und großen Blattranken bedeckt; die ersteren erscheinen mit rosa und fraisefarbener Filosoffe-Seide, die Blätter mit moosgrün schattirter im leichten Plattstich bestickt, — d. h. nur theilweise, denn bald sind nur helle Lichter aufgesetzt, bald nur die Schatten vertieft. Die Lage der Stiche hat sich der Form der Musterung möglichst anzupassen, da man hiermit eine oft kaum geahnte Wirkung erzielt; unterstützt wird diese durch den harmonischen Abschluß des Kissens, einer 9 cm breiten Passe aus olivgrüner, indischer Seide. Das Futter bildet fraisefarbene Seide, zum Ton der Stickerei passend. E. F.

Kissen mit Ausnäh-Arbeit.

Bezugsquellen: Spitzenjäckchen: A. Klose, SW, Kochstr. 54a. — **Fichu:** R. Hagedorn, Hamburg, Jungfernstieg 18. — **Pelz-Pelerine:** Witzleben & Kracke, Berlin W, Markgrafenstr. 61. — **Elektrischer Brand-Apparat „Bellamy":** Bismarck & Co., SW, Großbeerenstr. 29/II. und Frau Clara Roth, W, Lützowstr. 84a. — **Kissen mit Ausnäh-Arbeit** Kunststickerei-Atelier des Lette-Vereins, SW, Königgrätzerstr. 90. — **Standuhren:** J. A. Eysser, Nürnberg, Pellerhaus.

Unsere Zeit des Hastens und Jagens, in der nur der Grundsatz „Zeit ist Geld" zu gelten scheint, bringt auf allen Gebieten Erfindungen über Erfindungen hervor.

Heute liegt vor uns ein soeben in den Handel gebrachter Petroleum-Schnellkocher und Heiz-Apparat „Vulkan", der in der That erstaunliche Vorzüge besitzt.

Er ist aus blankem Messing hergestellt und besteht aus einem zur Aufnahme des Petroleums bestimmten Behälter, von welchem die sich entwickelnden Gase mittelst eines in der Mitte angebrachten Röhrensystems einem ringförmigen Brenner zugeführt werden, der ringsum mit Brennöffnungen versehen ist und demnach beim Anzünden von einem dichten Flammenkranz von entsprechender Ausdehnung umgeben ist. Infolge dieser ausgiebigen Ausnützung des Heizeffectes ist es möglich, einen Liter Wasser schon innerhalb 3—4 Minuten zum wallenden Sieden zu bringen. Mittelst einer an dem Apparate angebrachten, leicht zu handhabenden Vorrichtung läßt sich jedoch die Flamme dem jeweiligen Bedürfnisse entsprechend reguliren, so daß der Apparat auch zum langsamen Kochen der Speisen, zum Dämpfen, Dünsten und Wärmen derselben benützt werden kann. Der Apparat, bei welchem nur die Petroleumgase entzündet werden, brennt selbstverständlich ohne Docht; es entwickelt sich demzufolge weder Rauch noch Ruß, noch jener unleidliche Geruch, welcher sonst hier und da mit der Benutzung der Petroleumapparate verbunden ist. Bei seiner Anwendung ist jedes Risiko in Bezug auf Explosions- und Feuersgefahr absolut ausgeschlossen; er kann in brennendem Zustande unbedenklich von einem Orte zum andern getragen werden.

Als Brennmaterial gelangt gewöhnliches gutes Lampenpetroleum zur Verwendung, allein der Verbrauch desselben ist so gering, daß sich die Kosten bei gewöhnlicher Kochflamme auf ca. einen Pfennig, bei stärkster Flamme nur auf höchstens zwei Pfennige pro Stunde belaufen.

Der Apparat hat eine sehr gefällige Form und ein propres hübsches Aussehen, in welchem Zustand er mit leichter Mühe erhalten werden kann, da er in seiner Konstruktion äußerst einfach und für Reinigungszwecke in allen seinen Theilen leicht zugänglich ist.

Zu haben ist derselbe bei dem Erfinder Herrn **Hugo Kretschmann, Berlin SW., Lindenstraße 37.**

ROWLANDS' KALYDOR

köstliche, verschönernde und heilende Milch für die Haut: **Röthe, Runzeln, Entzündungen etc.**, verschwinden durch deren Gebrauch und man erhält einen ausnehmend feinen Teint. Unschädlichkeit garantirt.

ROWLANDS' ODONTO

Das beste aller bisherigen **Zahnpulver**, macht die Zähne blendend weiss; beugt dem Hohlwerden derselben vor und macht den Athem wohlriechend.

Man verlange in den Droguen-Handlungen **Rowlands'** Artikel von Hatton Garden, 20, London und hüte sich vor werthlosen Nachahmungen.

Es giebt keine Braut mehr

welche bei ihrer Aussteuer die

verstellbaren Wäschebänder D. R. G. M. 4036.

entbehren möchte. Dieselben ersparen viel Zeit, bleiben dauernd glatt und sind daher von den ersten und meisten Wäschegeschäften Deutschlands mit grossem Erfolge eingeführt. **Vorzügl. Weihnachtsgeschenk.** Zu haben in feineren Wäschegeschäften.

Engros und Export durch **E. Lazarus, Institut für Patentneuheiten.**
Berlin C., Heiligegeist-Str. 40.

Handtuchhalter nach nebenstehender Zeichnung in harter, leichter Masse, reich bemalt 18 M., unbemalt 12 M. Grösse 66 cm. Zu beziehen von **Peter Voegler II, Mainz.**

Corset Nr. 700. Unzerbrechl. Einlagen. Prämiirt. Weltberühmt. Gesetzl. geschützt. Garantie gegen schlechte Nachahmung, bietet allein die Schutzmarke

Neueste Mode hoch und mittelhoch von M 3.– bis M 25.–

Neu! Patent-Mieder-Leibbinde „Suevia", ärztl. empfohlen, Corset und Leibbinde vereinigt. Kein Verschieben möglich! Macht schlank, angenehmes Tragen, einfacher Verschluss, nicht theurer als eine bessere Leibbinde ohne Corset.

Einwendung an jedem Corset. Gibt schöne schlanke Figur, ist leicht u. bequem. Preisliste etc. gratis.

E. Esenwein, Corsetfabrik, **Stuttgart.**

Wäsche-Mangeln

zu billigsten Preisen liefert

E. Krieg,
Berlin W.,
Leipzigerstr. 112.

Man verlange Preisliste.

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wißt ihr, was ich meine?

Kinderbilder

von

Heinrich Braun

nach Texten von **Hoffmann v. Fallersleben,** aus Simrock's Kinderbuch u. s. w.

In elegantem Leinwandband mit Blau- u. Goldbronze- oder Roth- u. Silber-Druck.

Preis 4 Mark.

Trotz

der enorm hohen Baumwollpreise liefere **nur dauerhafteste** Eisässer Hemden- und Négligé-Stoffe, sowie Taillenfutter zu Preisen ohne Concurrenz.

Bitte Proben verlangen!

Carl Philippson, Mülhausen i. E., 22.

Violet Parfumeur PARIS 29, Boul. des Italiens.

Pflege der Haut u. Schönheit des Teints:

ROYAL THRIDACE SEIFE
VELOUTINE SEIFE

zu haben in allen Parfumerie- u. Coiffeurgeschäften

„Ach wie reizend!"

sagt **jede** Dame, welche Gegenstände aus

Ornith-Elfenbein

der allerneuesten Industrie **(Deutsches Reichs-Patent)** sieht. Die diesjährige Collection bietet entzückende und dabei billige Gegenstände in hervorragender Auswahl für **Geschenke aller Art: Rippes, Körbchen, Wandgehänge, Uhr-, Blumen-, Kartenständer, Diaphanien** etc. in packender origineller Form. Reißenden Absatz finden die Musterkisten

zu 5,— Mk., enthaltend 10 verschiedene, reizende Gegenstände } inkl. Porto
„ 10,— „ „ 15 „ „ „ „ } und Kiste.

Ausführliche Prospekte gratis und franko.

M. Kettlitz, Berlin W., Nollendorfstrasse 37.

Parfüms* und *Blumenseifen.

Specialartikel von

Schlimpert & Co., Leipzig.

Neuheit:

Flieder-Eau de Cologne

von prachtvollem, angenehmen und langanhaltendem Wohlgeruch.

Zu haben bei den meisten Friseuren und Parfümeriehändlern.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

LIEBIG COMPANY'S FLEISCH-EXTRACT

Nur aecht, wenn jeder Topf den Namenszug J. Liebig in blauer Farbe trägt.

Das Fleisch-Pepton

der Compagnie Liebig,

eine werthvolle Bereicherung der Kinderdiätetik, besonders für herabgekommene Constitutionen, bietend,

wird nach **Prof. Dr. Kemmerich's** Methode hergestellt unter steter Kontrolle der Herren **Prof. Dr. M. von Pettenkofer** u. **Prof. Dr. Carl von Voit**, München.

Käuflich in Dosen von 100 und 200 Gramm.

Früchte Conserven bekannt unter dem Namen

Bozner Obst

empfiehlt in vorzüglicher Qualität die Conserven-Actien-Gesellschaft vormals Jos. Ringler's Söhne, k. u. k. Hoflieferanten, **Bozen** (Südtirol).

Franzen's Cocosnuss-Butter

besteht ausschließlich aus dem Fette der Cocosnuß ohne jegliche Beimischung, ist das leichtestverdauliche **Speisefett**, monatelang haltbar und billigster vollkommenster Ersatz für Butter und Schmalz beim Backen, Braten und Kochen. Postsendungen von 4½ Kilo liefere franco unter Nachnahme zu 5,40 Mk., größere Sendungen entsprechend billiger.

Hamburg. **H. Franzen.**

Man verlange der Crown Perfumery Co. köstliches neues Parfüm

CRAB-APPLE BLOSSOMS und die CROWN LAVENDER SALTS.

Noch niemals sind Toiletten-Artikel in den Handel gebracht worden, welche mit so grossem Enthusiasmus aufgenommen wurden, als das **Crab-Apple Blossom Parfum** (Wilde Apfelblüten) u. die **Crown Lavender Salts** (Erfrischendes Riechsalz). Diese Parfums sind die beliebtesten der distinguirten Gesellschaft aller Länder der Erde. Käuflich bei **Gustav Lohse, Berlin W**, sowie in allen feineren Parfumerien Deutschlands. General-Vertreter: Hugo Oppermann, Berlin SW, Lindenstr. 37.

The Crown Perfumery Co., 177 New Bond Street, London.

Beste Butter umsonst

erhält man in 6–10 Minuten durch Selbstherstellung aus dem von der täglichen Kaffeemilch angesammelten Rahm (Sahne) mit der gesetzlich geschützten

Haushaltungs-Buttermaschine.

Jährl. nachweisbare Ersparnis für den Haushalt ca. 100 M., zugleich bester Schneeschläger etc. – In hocheleganter u. solidester Ausführung mit Glasgefäss von 1 Lit. Inh. zum Verbuttern von ½ Lit. Rahm Mk. 4.50, desgleichen von 2,8 Lit. Inh. zum Verbuttern von 1½ Lit. Rahm M. 7.–.

Für Landwirthe etc.

Schnellbuttermaschinen

nach denselben bewährten System mit höchster Ausbutterung in 10–15 Minuten laut amtlicher Prüfung; zum Verbuttern von 3 bis 20 Liter Mark 12 bis 45. Versandt gegen Nachnahme.

Prosp. u. Ia. Zeugn. gratis u. franco durch d. Fab. **R. v. Hünersdorff Nachf., Stuttgart.**

Wiederverkäufern lohnender Rabatt.

Lohse's Lilienmilch-Seife

von **lieblichem Wohlgeruch**; erzeugt nach kurzem Gebrauche **rosigweisse, sammetweiche Haut** und erhält dieselbe **bis in's Alter zart und geschmeidig.**

Nur ächt

mit der vollen Firma des Erfinders

GUSTAV LOHSE 45 Jägerstr. 46, **BERLIN.**

In allen guten Parfümerien, Drogerien sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes käuflich.

Gesundheit ist Reichthum – Fabrik-Marke – Dr. Lahmann

Dr. Lahmann's Nährsalz-Extrakt pr. Topf 1,70 M.

Dr. Lahmann's Nährsalz-Cacao pr. Pfund 3,— M.

Dr. Lahmann's Nährsalz-Chocolade pr. Pfund 2 M. und 1,60 M.

sind, **weil ohne Zusatz schädlicher Alkalien** hergestellt, die **einzig wahrhaft gesunden Cacao-Präparate**, besitzen **höchsten Nährwert**, wirken **blutbildend** und **verstopfen nicht.**

Dr. Lahmann's vegetabile Milch pr. Büchse 1,30 M.

bildet, der Kuhmilch zugesetzt, das **einzig wirkliche** und **beim jüngsten Säuglinge sofort anwendbare Ersatznährmittel** für mangelnde **Mutter**milch.

Man verlange gratis Broschüre von dem alleinigen Fabrikanten

Hewel & Veithen in Köln am Rhein.

CACAO-VERO, entölter, leicht löslicher Cacao in Pulver- u. Würfelform.

HARTWIG & VOGEL Dresden

Zu haben in den meisten Colonialwaaren-, Delicatessen- und Droguen-Geschäften.

Unübertroffen

als Schönheitsmittel und zur Hautpflege, zur Bedeckung von Wunden sowie in der Kinderstube

LANOLIN -Toilette- Cream- LANOLIN

aus patent. Lanolin der Lanolin-Fabrik Martinikenfelde. Nur ächt wenn mit LANOLIN

In Zinntuben à 40 Pf. und Blechdosen à 60, 20 und 10 Pf. Schutzmarke „Pfellring".

In den meisten Apotheken, und Drogerien des ganzen Deutschen Reichs und des Auslandes.

Saccharin Heyden

für die Haushaltung und für Diabetiker

In Glasröhrchen à 25 Tabletten, jede Tablette zum Versüssen von 2–3 Tassen Kaffee, Thee etc. hinreichend und in Briefchen à 2¼ gr. Inhalt vom Süsswerthe von 2 Pfd. Zucker. Anerkannt reinstes Präparat.

In allen Apotheken und Drogenhandlungen zu haben.

Dr. F. von Heyden Nachfolger
Radebeul bei Dresden.

Was ist Kefyr?

Interessante Broschüre versendet umsonst

Erste Kaukasische Kefyranstalt Breslau, Zwingerstr. 2

Griechische Weine:

1. Probekiste 12 grosse Flaschen in 12 Sorten 19 Mark

FRIEDR. CARL OTT Würzburg.

Preisbuch gratis u. franco.

Kiste frei. Packung frei.

Seit mehr als 100 Jahren ist das beliebteste Parfüm der feinen Welt

No. 4711 Eau de COLOGNE

(Blau-Gold Etiquette)

von

Ferd. Mülhens

No. 4711 · Köln a/Rh.

In allen feinen Parfümeriegeschäften zu haben.

Schering's Malzextrakt

ist ein ausgezeichnetes Hausmittel zur **Kräftigung** für **Kranke** und **Rekonvalescenten** und bewährt sich vorzüglich als Linderung bei Reizzuständen der Atmungsorgane, bei Katarrh, Keuchhusten etc. Fl. 75 Pf., u. 1.50, 6 Fl. M. 4.— u. 8.—, 12 Fl. M. 7.50 u. 15.—.

Malz-Extrakt mit Eisen gehört zu den am leichtesten verdaulichen, die Zähne nicht angreifenden Eisenmitteln, welche bei **Blutarmut** (**Bleichsucht**) etc. verordnet werden.

Malz-Extrakt mit Kalk. Dieses Präparat wird mit grossem Erfolge gegen **Rhachitis** (**sogenannter englisch. Krankheit**) gegeb. und unterstützt wesentl. d. **Knochenbild.** bei Kindern.

Preis für beide Präparate: Fl. M. 1.—, 6 Fl. M. 5.25 und 12 Fl. M. 10.—.

Schering's Grüne Apotheke Berlin N Chausseestr. 19.

Niederlagen in fast sämmtlichen Apotheken und grösseren Droguenhandlungen.

Verlange überall Neugebaur & Lohmann's Tana-Cacao. Vorzüglichste Marke

In Chicago prämiirt wurden

Leichner's Fettpuder

und

Leichner's Hermelinpuder.

Sie sind die besten unschädlichen Gesichtspuder für Tag und Abend, welche die Haut, wie bekannt, bis in's Alter weich und geschmeidig erhalten und ihr einen zarten, rosigen, jugendfrischen Ton geben. Man merkt nicht, dass man gepudert ist. Zu haben in der Fabrik, **Berlin, Schützenstr. 31**, u. i. a. Parfümerien in verschl. Dosen, auf deren Boden Firma und Schutzmarke eingeprägt ist. Man verlange stets: **Leichner's Fettpuder.**

L. Leichner, Lieferant d. Kgl. Theater.

Höchste Errungenschaft der Hygieine!

Jul. Heusel's

Hygieinisch. Cacao und Chocoladen

— mit Zusatz von Nährstoffen —

zeichnen sich besonders aus durch hervorragende Nährkraft, Leichtverdaulichkeit, köstlichen Geschmack, Förderung einer gesunden Blutbildung und Wohldekömmlichkeit.

Hygein. Cacao in ½ und ¼ Pfund-Dosen 3 Mk. pro Pfund,

„ **Chocolade** Nr. 1 2 Mk., Nr. 2 1 Mk. 60 Pf. pro Pfund.

Broschüre über rationelle Ernährung gratis in Apotheken, Drogen- und Kolonialwaren-Handlungen erhältlich.

Knape & Würk, Cacao- u. Chocoladen-Fabrik, **Leipzig.**

Alleinberechtigte Fabrikanten.

Wenn Sie schön erscheinen wollen, dürfen Sie nicht

zu schlank

sein. Geg. 20 Pf. Marke sendet Prospekt üb. seit Jahren bewährte u. garantirt unschädl. Behandlung für Damen, welche eine gute Figur u. schöne Formen zu erhalten wünschen, das **chemische Laboratorium** von **L. Pietsch. Blasewitz-Dresden.**

Das beste u. berühmteste Toiletpuder

VELOUTINE FAY

EXTRA POUDRE DE RIZ

mit **BISMUTH** zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

ff. Angler Tafelbutter

versendet überall hin, für 18 Pf. über höchste Hamburg. Rottrung frei ins Haus geg. Nachn. Satrup in Angeln. **H. Hanschild.**

Ia Süssrahmbutter, 8½ Pfd. M. 9.– fo. Nachn. N. Hemmerling, Herforst b. Trier.

Glafey's chem. Schnellputzpulver augenblicklich wirkend, erhält bei grösster Wohlfeilheit herrlichsten Glanz auf allen Metallen. Silb. Med.: Nürnberg 1882, Amsterdam 1883.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte

Frauen-Zeitung

Heft 23. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 1. December 1895. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXII. Jahrg.

Wenn der Herbststurm braust durch die Blätter her,
Die letzten gelben und rothen,
Und die Wolken sich ballen regenschwer,
Dann kommt der Sonntag der Todten.
Da wandert das Volk zum Friedhof hinaus,
Da bringt es Blumen und Kränze,
Da prangt er mit Grün und buntem Strauß
Noch einmal wie einst im Lenze.

Ist es nicht ein Trost noch bei all dem Leid,
Zu weilen am Grab der Lieben,
Wo viel' Tausend schlummern da draußen weit,
Die einst vorm Feinde geblieben?
Gedenkt dieser Todten im Jubeljahr,
Die für uns alle gestorben,
Die uns das Reich und den Kaiseraar,
Sich Ruhm und ein Grab erworben!

Wo im Frühjahr rüstig der Sämann geht,
Die Samenkörner zu streuen,
Da umwandert er still manch Rasenbeet,
Da schlummern unsre Getreuen!
Hier schritt einst am schwülen Sommertag
Der Schnitter Tod durch die Aehren,
Hier sanken die Garben dem Sensenschlag,
Dem Hagel aus tausend Gewehren.

Wo die Heimchen zirpen im Wiesengrün,
Die Schlachttrompeten erklangen,
Wo die Strahlen der Sonne still verglüh'n,
Den blitzenden Pallasch einst schwangen
Die Reiter in Kampflust und Todesweh,
Hier sanken sie nieder wie Schwaden;
Hier ruh'n unterm rothen, rothen Klee
In Reihen die Kameraden.

Wo der Winzer Schar auf den Rebenhöh'n
Die Lese feiert mit Schießen,
Da erscholl über's Thal ein ander Gedröhn,
Da mußte einst Heldenblut fließen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nun deckt mit Grün sie Mutter Natur,
Ein Holzkreuz kündet dir Zahlen,
Doch keine Namen, die glänzen nur
Auf wenigen stolzen Malen.

Wo in Schnee und Eis auf der stillen Wacht
Am Waldrand der Posten geschauert,
Bis die Kugel ihn traf in der Winternacht,
Wo der Franktireur gelauert,
Da schleicht der Fuchs jetzt nach Beute herum
Vorüber am Tannenbaume,
Worunter ein Krieger, vergessen und stumm,
Entschlafen im letzten Traume.

Ja, der Tod hat dort einen Riesenthron,
Wo des Krieges Fackeln einst lohten,
Der Friedhof ist es der ganzen Nation,
Drum denket der Todten, der Todten!
Und könnt Ihr die Gräber dort schmücken nicht, —
Zu den Malen daheim zu wallen
Mit Kranz und Gebet, ist die kleinste Pflicht
Für Jene, die draußen gefallen!

Gottfried Doehler.

Nachdruck verboten.

Ein Gottesgericht.

Novelle von August Trinius in Waltershausen.

(Schluß.)

Der Wald und Johanna hatten Bernhard nach Hause getrieben. Nun blieb ihm nur noch der Wald. Er ward wieder ein Holzhauer, wie er es früher gewesen. Am anderen Ende des Dorfes hatte er bei einem Pathen Unterschlupf gefunden. Dort hauste er, ein stiller, verschlossener Hausgenosse. Dort wohnte er an die sechs Jahre, und als der Pathe das Haus verkaufte und in das neue zog, dessen Fenster hinüber zur väterlichen Hütte Bernhards sahen, da zog er auch mit. Sein Tagewerk führte ihn in den Wald weit fort, und wenn er abends heimkehrte, wußte er es fast immer so einzurichten, daß er niemandem begegnete, dessen Anblick alte Erinnerungen aufwühlen konnte. Er war ruhiger geworden. Die Wunde schien geheilt. Zehn Jahre sind eine lange Spanne Zeit im Leben der Menschen.

Aber auch der Wald übt eine große Heilkraft. Das weiß der am besten, dessen Dasein und Thätigkeit eingereiht ist in den großen, stillen Haushalt der Natur. Blühen und Verwelken, Wachsen und Sterben, das Aufrauschen des jungen Tages, die sanfte Feierlichkeit, wenn der Tag goldflammend zur Rüste geht: auch der einfache Mensch fühlt den tiefen Zauber dieses Wechsels, ohne sich Rechenschaft zu geben, ohne seinem Empfinden Worte zu leihen. Aber es macht ihm gar oft die Seele weit und lenkt seinen Sinn zum Höchsten, Letzten.

Wo giebt es auf dem Erdenrund denn eine schönere Werkstatt als den Wald?! Zu hehren Kirchenhallen bauen sich da die Bäume auf, und der sonnendurchfluthete Himmel spannt seine blaue Wölbung darüber. Wie klingt so hell der Schlag der Axt durch den frischen Bergwald früh, den Morgen zu grüßen, der über den nebelüberspannenen Thälern langsam im Osten heraufsteigt. Da schreitet der Jäger mit Stutzen, Rucksack und Hund empor; Hirsch und Rehe ziehen vorüber, sich am Quell zu laben, in feierlichen Accorden rauschen die Wipfel, und von der Poststraße im Thale schmettert ein Horn. Und dann hält der einsame Mann wohl für Minuten inne und lauscht dem vielstimmigen Getön ringsumher, freut sich der schaffenden Kraft in Busch und Baum und läßt die Augen über die wogenden Wälder zu fernen, blauen Höhen sinnend schweifen.

In solchen Stunden konnte Bernhard vergessen, was sein Leben ihm vergiftet hatte. Seine beschauliche Natur sog dann gleichsam Befreiung und Balsam aus allem, was ihn umgab. So auch heute wieder. Die Arbeit war bereits eingestellt, aber wie ein Zauber hielt es den Mann heute im Walde fest, zwischen dessen Stämmen bereits der nahende Abend dunkelte. So weich und lösend ging die Luft dieses einschlafenden Sommertages, daß es ihn förmlich bannte, auf dem Wurzelstock sitzen zu bleiben, auf dem er sich vorhin niedergelassen hatte. Es legte sich wie Frieden und Versöhnung auf sein Gemüth. Ausgetilgt war zur Stunde alles, was ihn so hart bedrückte, wie sehr er es auch verstanden hatte, dies bis heute seiner Umgebung zu verbergen.

Er blickte über die Höhen in den scheidenden Tag. Dort in jener Thalfalte, über die ein bläulicher Hauch schwebte, lag sein Dorf. Jugenderinnerungen dämmerten auf, übermüthig-tolle Jungenstreiche, der zürnende Vater, das strafende Schulmeisterlein. Und ein Lächeln überfliegt das sonnenverbrannte Antlitz des Einsamen. Seine schwielige Hand fährt unter das halboffen stehende Hemd und bleibt auf dem Herzen ruhen. Und er lächelt wieder, seine Gedanken schweifen aber weit zurück. Er ist ein stämmiger Junge geworden und begleitet den Vater bereits in den Wald. Die Schule liegt hinter ihm. Die härtere Schule des Lebens soll nun durchlaufen werden.

Die Pfingstglocken läuten. O seliger Klang! Vor dem Wirtshause prangt der Maien, beputzt mit Bändern und Tüchern; durch die Dorfgasse aber ziehen in kleinen Trupps die Pfingstbräute von Haus zu Haus. Es sind immer fünf bis sechs ältere Schulmädchen, welche, geschmückt mit Kronen und Kränzen von Bändern und Perlen, einen Kreis um die erwählte Pfingstbraut schließen und nun ihre uralten, vererbten Lieder singen, bis ihnen die erhoffte Geldspende zu theil wird. Nur die Armen halten noch an der schönen, sinnigen Sitte fest, statt alles Pompes mit einem Kranz grünen Birkengrüns das jugendliche Haupt zu schmücken.

Solch einen Kranz trug auch sie, als er sie zuerst gesehen. Sie war die Schönste, und so hatte man sie auch zur Pfingstbraut auserwählt. Er denkt noch daran, wie er damals dastand, stumm, regungslos sie anstarrend, bis einige Burschen ihn lachend in die Seiten knufften. Er sieht noch das verklärt lächelnde Gesicht der Kleinen, er meint, ihrem Gesange noch zu lauschen; — da schiebt sich ein anderes Gesicht dazwischen, thränenfeucht, sorgenvoll, bittend, — und der einsame Mann erhebt sich, wirft die Hacke und das fellüberzogene Ränzel über die Schulter, greift zu Säge und Axt und tritt langsam den Heimweg an, während die Nacht drüben über die Berge niedersteigt.

Das werktägliche Leben war im Dorfe schon verhallt, als Bernhard die Dorfstraße entlang seiner Hütte entgegenschritt. Dann und wann schlug noch ein Gruß an sein Ohr! Zur Seite rann das Bergwasser wie im halblauten Selbstgespräch. Nun war er nahe dem Hause, als Stimmenwechsel sein Ohr berührte. Das war heftiger Zank. Man hörte die brutale Rede eines polternden Mannes, dazwischen hin und wieder den Ruf einer Frau, mahnend, bittend, und dann auf einmal einen schmerzvollen Aufschrei.

Da zuckte Bernhard betroffen zusammen. Er hatte diese Stimme jetzt erkannt. Aus dem Vaterhause klang der wüste Lärm durch die aufhorchende Nacht. Ein unnennbares Gefühl übermannte ihn. Zehn Jahre hatte er dort die Schwelle und die Menschen, die daselbst friedlos hausten, gemieden, und jetzt, jetzt drängte es ihn, hineinzustürzen und jener beizustehen, deren Bild nie aus seinem Herzen gewichen war. Er stand am Gartenzaun, seine Kniee bebten, fester umfaßte die Hand die Axt. Da ward die Hausthür aufgerissen, und durch den kleinen Vorgarten taumelte ein Mann, mit den Fäusten durch die Luft arbeitend.

„Faules Bettelvolk!“ rief er mit lallender Stimme zurück. „Scher' Dich hin, wo Du hergekommen!“ Ein gemeines Lachen folgte der Rede.

Es war Bernhard, als müsse er sich auf den Elenden werfen. Doch er blieb unbeweglich im Schatten der Mauer auf der Straße stehen, bis der Bruder hinüber zum Wirthshause sich gewandt hatte.

Schmerz und Wuth kämpften in seiner Seele. Noch einmal blickte er zu dem Hause, auf dem jetzt solcher Fluch lag, dann wandte er sich über den Bach fort der eigenen Hütte zu.

Dort bewohnte er die eine Seite des Hauses. Sein Heim umfaßte eine Stube mit Schlafkammer. Der alte Pathe mit seiner Frau hatte den gegenüber liegenden Theil des Hauses inne. Bernhard hatte sich an den Tisch niedergesetzt. Die alte Frau brachte ihm die gewohnte Abendsuppe, wechselte noch ein paar Worte mit dem schweigsamen Hausgenossen, dann verließ sie schlürfenden Schrittes wieder die Stube.

Theilnahmslos hatte ihr Bernhard zugehört, und als sich nun die Thür hinter ihr schloß, da versank er in tiefes, finsteres Brüten. Der müde, hungrige Mann vergaß Speise und Trank. Seine Gedanken schweiften unstät durch all' die Jahre hin, die er nun einsam durchs Leben gegangen, — ein verlorenes Leben, verloren durch den, der ihm alles geraubt, und der nicht einmal den Werth des gestohlenen Schatzes erkannt und gewürdigt hatte.

Wie lange er so saß, er wußte es nicht. Die Suppe war längst erkaltet, die alten Nachbarsleute schliefen.

Da ist's ihm, als huschten Schritte an dem Fenster hin, als klopfe es leise an die Scheiben. Er fährt empor. Blitzschnell sagt ihm sein Ahnen, wer Einlaß heischt. Er schlägt Feuer und zündet ein Licht an. Dann öffnet er das Fenster.

„Johanna?“

Eine bebende Frauenstimme antwortet ihm leise.

„Wart' einen Augenblick, ich werd' die Hausthür öffnen!“ Wie im Traume geht er hinaus und läßt die draußen Harrende ein, die nun, an der Hand den hochaufgeschossenen Buben, in die Stube tritt.

Zehn Jahre sind fast vergangen, als sie zum letzten Male sich gegenüberstanden. Aber für ihn ist alles in dieser Stunde gestorben; ihm ist, als hätte er heute Abend auf sie warten müssen, als hätte es gar nicht anders sein können.

„Bernhard!“ Die Stimme stockt, die Frau schlägt die Hände vors Gesicht und schluchzt laut auf. Nun faßt sie sich wieder. Sie hebt die Augen zu den seinen empor und blickt forschend in das stille, treue Angesicht des Einsamen. Dann faßt sie die Hand des Buben und legt sie in die des Mannes. Ein tiefes, inniges Bitten spricht aus ihren Zügen.

„Ich weiß nicht, wie diese Nacht abläuft, wenn er heimkommt. Aber dieser soll wenigstens bewahrt bleiben. Nimm ihn, schütze ihn, ich hab' die Kraft nicht mehr.“

Bernhard hat den Jungen an sich gezogen und streichelt ihm das Haar. Eine Verwirrung hält ihn in Banden.

„Wie heißt Du?“ fragt er endlich den scheu seine Mutter Anblickenden.

Da ist's die Frau, die leise, zitternd antwortet: „Bernhard! Er trägt Deinen Namen!“

Es zuckt über das Gesicht des Mannes, doch er hält an sich. Er wendet sich wieder zu der Frau.

„Und Du — Du? Was wird aus Dir? Du kannst doch nicht wieder zurück?“

„Ich gehe hin, wo mich meine Pflicht hin zwingt, und nehme auf mich, was ich verdient. Nur der Junge, — der Junge soll bewahrt werden. Hab' Dank! Ich wußte, daß ich hier recht kam. Gute Nacht!“

Sie zieht noch einmal ihr Kind an sich. Ein Blick, Dank und Schmerz wiederspiegelnd, streift den Mann, der noch immer sie stumm betrachtet; dann wendet sie sich zur Thür.

„Johanna?!“

„Gute Nacht, Bernhard!“

Es war das letzte Wort, was er von ihr vernahm. Im Dunkel der Nacht ist sie entschwunden. — Er faßt den Kopf des Jungen zwischen seine beiden Hände; er senkt die Blicke in dessen Augen, — ihre Augen, — und dann hebt er ihn empor, zieht ihn an sich und murmelt halb für sich: „Ich will Dich schützen — um Deiner Mutter willen!“

In dieser Nacht theilte Bernhard seine Bettstatt mit dem Jungen. Aber der Schlaf wich von seinen Augen. Vergangenes und Gegenwärtiges schwirrten in seinem Hirn durcheinander. Er lauschte angstvoll gespannt, ob nicht die stille Nacht ihm verriethe, was drüben im väterlichen Hause vorginge. Einmal war es ihm, als töne ein halbunterdrückter Schrei an sein Ohr. Da fuhr er auf und lauschte mit klopfendem Herzen. Doch als alles still blieb, athmete er wieder auf. „Ich träume nur!“ murmelte er. Nun lag er wieder ruhig und starrte zur Decke empor, ob nicht bald ein erster Schein des erwachenden Morgens sie helle. Und da fiel ihm ein, wie er vor langen Jahren so manche Nacht durchwacht hatte, all' seine Gedanken auf die richtend, die den ganzen Reichthum seines Lebens ausmachte; die ganze Nacht, wie heute! Heute aber lag an seiner Seite das arme junge Blut, dem sie das Leben gegeben hatte. Sonderbar!

Er richtete sich im Bette auf. Durch die Scheiben dämmerte langsam ein neuer Tag. Er blickte auf das Kind nieder, das tief und ruhig athmend neben ihm ruhte. Heiß drängte es ihm zu Herzen, als er die friedlichen Züge des Schlafenden betrachtete, unverwandt, lange. Durch die Seele des wortkargen, einsamen Mannes ging es zur Stunde wie ein Gebet.

Der Junge schlief noch immer, als Bernhard sich sacht erhob und leise ankleidete. Dann ging er hinaus, mit den alten Leuten Rücksprache zu nehmen.

„Versorgt ihn gut,“ sprach er. „Doch auf die Straße soll er heute nicht. Sie hat ihn mir anvertraut, da muß ich Wort halten.“

Die alte Frau nickte.

„Ja, ja! 's sieht drüben traurig aus. Die Nachbarn haben heute Morgen den Bader ins Haus geschickt und der hat's mir erzählt. Als der Lump ist die Nacht nach Haus gekommen, hat der Skandal von vorn angefangen, und als er gemerkt, daß sie den Buben fortgebracht, da hat er ihr wollen in seiner Trunkenheit ans Leben gehen. Sie hat sich gewehrt, wie eine Frau sich wehren kann. Aber übel hat er sie doch zugericht'. Nun liegt sie fest. Es ist eine Schand'!“

Die alte Frau trocknete sich die Augen mit der Schürze. Der aber vor ihr stand, der starrte durch die offene Hausthür wie versteinert hinüber. Keine Muskel des Gesichts regte sich. Nur die Brust hob sich mühsam, und die herabgefallenen Hände krampften sich. Darauf stieß er zwischen den Zähnen hervor: „Geschlagen hat er sie! Geschlagen!“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Und wie schon einmal, so stand auch heute urplötzlich wieder nur der eine Gedanke vor seinen Sinnen: „Abrechnung halten!“

Endlich raffte er sich auf. Die Frau hatte ihm das Ränzel mit Lebensmitteln gefüllt. Er warf es über, griff zu seinem Handwerkszeug und verließ mit stummem Gruß das Haus.

Noch nie schien Bernhard der Aufstieg zum Walde so schwer geworden zu sein, wie heute. Das Waldstück, das auszuroden war, lag fast am Kamme des Gebirges droben, eine gute Stunde Wegs vom Dorfe entfernt. Mehr denn einmal blieb er stehen, die Blicke zu Boden gerichtet. Die Ereignisse seit gestern Abend füllten sein ganzes Denken aus. Finster ward sein Gesicht, und dann hob er wohl die Faust, und unverständliche Worte flüsterte der Mund.

Auch die Arbeit ging heute nicht in alter Freudigkeit von statten. Er schaut Johanna's verhärmtes Antlitz; ein stiller Schrei durchhallt die Nacht; er sieht sie stöhnend auf ihrem Lager, blutig geschlagen von ihm, dem Räuber seines Glückes. Und eine unbeschreibliche Wuth faßt den Mann droben im schweigenden Hochwalde. Er stößt den eisernen Keil tief in die mit der Axt eingeschlagene Lücke des Wurzelstockes, und dann saust der schwere Hammer nieder in wuchtigen Schlägen, als gälte es nicht dem Fichtenknubben, sondern einem anderen, dessen Erinnern ihm siedendes Feuer durch alle Adern treibt. Abrechnung halten!

So vergeht Stunde auf Stunde. Nur kurze Mittagsrast gönnt sich heute der bebende Mann, dann schafft er weiter. Er merkt nicht, daß längst die Sonne hinter einer graubläulich schimmernden Wand niedertauchte, die wie ein Stahlpanzer sich über die Höhen im Westen legt. Axt und Hammer dröhnen durch den Wald, in dem alles Leben verstummt ist, im ahnungsvollen Schauern vor der nächsten Stunde. Die Creatur hat sich geflüchtet und versteckt; es ist, als hielte der Hochwald den Athem an. Kein Lufthauch regt sich. Die Wipfel starren horchend auf, wie es über den Bergen in der Ferne mit leis verhaltenem Rollen immer näher gezogen kommt. Leblos hängen Blatt und Blüthe an Strauch und Baum.

Wieder saust die Axt mit dröhnendem, Echo-erweckenden Schlage nieder. Da wird sie übertönt durch ein Krachen, das Berge und Hochwald erzittern macht. Und nun hebt der Mann zum ersten Male forschend den Kopf. Er fühlt und hört, wie es unheimlich pfeifend immer näher kommt, wie der sengende Athemzug eines Raubthieres, das von den Bergen niederjagt. Aber die Kuppen und Gipfel sind längst versunken hinter einem, Tod und Verderben kündenden Wall, der sich unheilschwanger, in furchtbarer Majestät aufgethürmt hat, und aus dem es jetzt beginnt, mit aufblitzenden Pfeilen niederzuzüngeln.

Ja, die Schlacht beginnt! Im wilden Aufruhr sind die tobenden Elemente erstanden. Aufstöhnend beugen sich die Bäume; es johlt und rast durch den Wald, prasselnd stürzen Wassermassen, vermischt mit Eisstücken hernieder; tiefe Nacht, von lohenden Feuergarben secundenlang erhellt, senkt sich nieder; dazwischen donnert der Himmel ehernen Gruß.

Da stellt auch der Mensch seine Arbeit ein und rettet sich.

Und Bernhard erfaßt seine geringen Habseligkeiten, schwenkt die Axt über die Schulter und eilt die Bergwand hinab. Nur zehn Minuten tiefer, jenseits der Bärenwiese, da liegt ein kleines Pirschhaus in der grünen Einsamkeit, dort findet er einen gesicherten Unterschlupf. In weiten Sprüngen jagt er thalabwärts.

Zahllose Wasserrinnsale strudeln um ihn herum, mit jeder Minute sich mehrend und wachsend. Jetzt tönt das Rauschen des Wildbaches an sein Ohr, dessen angeschwollene Fluth über die Steinklippen schäumend spritzt und wirbelt. Noch ein paar hundert Schritte, da dämmert die Bärenwiese zwischen den triefenden Stämmen, den stürzenden Regenmassen hindurch. Das Unwetter scheint seinen Höhepunkt erreicht zu haben. Die Hütte zu erreichen wäre Thorheit. Dort unter der breit ausladenden Eiche am Rande der Wiese, wo das frischgemähte Gras in Schwaden gereiht liegt, da winkt einiger Schutz.

Bernhard wendet sich links durch Gebüsch und Baumstämme der Eiche zu. In ihren unteren Zweigen hängt eine Sense. Da hat schon einer Unterschlupf gesucht. Sicherlich!

Nun ist er heran und biegt um den starken Stamm, an dem die Gestalt eines Mannes halb zusammengekauert lehnt. Und dann prallt er zurück, und ein Schrei der Wuth bricht sich Bahn. Er hat den älteren Bruder erkannt. Er wirft von sich, was er in den Händen hält, und stürzt auf jenen zu. Ein durch Laster und Branntwein halb verthiertes Gesicht stiert ihn höhnisch grinsend an.

„Bist auch da, Brüderchen?“ lacht der ältere ihn an. „Daheim sitzt's sich trockener im warmen Nest, gelle? Nicht so 'ran! Was willst?“ Die Rechte des Trunkenen tastet heimlich nach hinten, den Griff der Sense zu erfassen.

„Was ich will? Abrechnung halten! Abrechnung halten! Hörst Du's?“ Er brüllt es ihm in das verzerrte Gesicht; er rüttelt den schwankenden Mann und dann fährt er, seiner Sinne kaum mächtig, fort: „Schon einmal wollt' ich's, da aber durft' ich's nicht. Heut' sind wir allein, heut' sollst Du's zahlen!“

„Hab' kein Geld, hab' kein Geld, Brüderchen! Das Bettelpack daheim hat's aufgezehrt!“

Ein Stoß gegen die Brust ist die Antwort des anderen, daß der Getroffene zurücktaumelt und im Fallen die Sense mit sich reißt.

„Wart', wart',“ knirscht er und faßt die Sense fest, indem er sich aufzuraffen sucht. „Kommst Du mir so? Machst wirklich Ernst? ‚Lump‘ hast mich damals genannt. Wer ist jetzt von uns der größere?“ Er steht wieder aufrecht und hat die Sense zum Angriff erhoben. „Bist auch kein Heiliger, wie schön Du auch thun kannst!“

Vorgebeugt, die Augen weit geöffnet, steht Bernhard da. Die Stimme versagt ihm; Wald und Himmel, alles schlingt sich für ihn zu einem grauen, öden Chaos zusammen, er sieht nur das höhnische Antlitz des Bruders, der jetzt fortfährt: „Hast' nicht mein eigen Blut aufwiegelt gegen mich, daß der Jung' endlich fortlief, Dir in die Arme, damit nur das Dorf recht gegen mich aufsässig wird?“

„Still!“ donnert ihm Bernhard zu. — Der Trunkenbold läßt sich aber nicht irre machen.

„Möcht' noch sein; aber nun auch gemeinschaftliche Sache mit meiner Frau zu machen — ha ha! — die alte Liebschaft wieder auszugraben — —“

„Gott im Himmel, laß mich's nicht hören, halte mich fest!“

„Glaub's wohl, daß es nicht angenehm klingt, Brüderchen! Heimlich ist sie zu Dir geschlichen, als ich fort war! Erst unser Glück, — und nun unsere Ehre! He?!“

Ein Schrei, der den Donner fast noch übertönt, dringt aus der Brust des jüngeren. „Abrechnung halten!“ Das steht mit blutrother Schrift in seinem fiebernden Hirn eingeschrieben.

Blitzschnell hat er sich gebückt und die Axt vom Boden aufgenommen. Mit einem Sprunge, wie eine Pantherkatze ist er nahe. Der andere hat die Sense erhoben, — hüben und drüben saust es blitzend empor, — im nächsten Augenblick —. Da leuchtet in flammender Gluth die Wiese auf, seltsam bläulich züngelt es über den Häuptern der Brüder, ein Doppelschrei erstirbt im Walde, — entseelt sinken beide, von einem Schlage getroffen, unter der Eiche nieder, während nachrollender Donner das dumpfe Echo der Berge wach ruft. Und dann wird's still, ganz still! — —

Aus den Wolken sprach das Recht! Die Macht des Unwetters ist gebrochen. Lichter wird's nach und nach am Himmel. Sturm und Regen hören auf. Aus den sich theilenden Wolken tritt sieghaft gen Abend die strahlende Sonnenscheibe. Sie entzündet die Höhen noch einmal im zauberischen Feuer, sie füllt die dampfenden Thäler mit tausendfältigem Leben. Sie leuchtet auch mit stillem Glanze über die einsame Waldwiese, wo, vom Geschick gefällt, die beiden Brüder ruhen. Im Leben geschieden, hat der Tod sie nun vereint. Die selbst richten wollten, hat der Himmel gerichtet.

Nachdruck verboten

Das alte Album.

Erzählung von Gertrud Franke-Schievelbein in Wiesbaden.

Die Frau Hofprediger saß an ihrem „Secretair“, dem altmodischen Schrank von dunkelgebräuntem Mahagoniholz mit zierlicher Einlege-Arbeit und kunstvoll gegossenen Messingbeschlägen. Die Lampe, deren helles Licht ein röthlicher Schleier abdämpfte, stand vor ihr auf der Platte des Schreibtisches; sie beschien die vielen Schubkästchen und Fächer im Innern des Schrankes und das weiße Haar, das frische Gesicht der alten Dame und ihre feinen, weichen Hände, die langsam Blatt für Blatt in einem länglichen, ledergebundenen Buche umschlugen.

Voll tiefer, fast andächtiger Versunkenheit ruhte ihr Auge auf den Bildern, die, je vier in einer Reihe, die Seiten des Buches füllten; — vergilbte, ausgeblaßte Photographien von Menschen, die vielleicht längst gestorben waren — oder, wenn sie noch lebten, sich selber kaum wieder erkannt hätten in der seltsamen Modetracht einer vergangenen Zeit.

Für die alte Dame aber hatte diese Gesellschaft nichts Lächerliches. Sie sah die Menschen, nicht die Kleider. Jedes dieser Bilder bedeutete ein Stück Leben für sie, oft heiter und sonnig, oft gleichgültig und alltäglich, manch eines voll tiefer Tragik. „Wieviele Geschichten stecken zwischen diesen Blättern!“ dachte sie, indem sie den Deckel langsam zuschlug und die silbernen Spangen des Beschlages schloß.

Denn draußen auf dem Corridor war's lebendig geworden. Mit der beschaulichen Muße war's vorbei. Die junge Welt, das „Heute“, machte sein Recht geltend und verscheuchte die Vergangenheit.

Die Thür flog auf, und drei „moderne“ Leutchen kamen herein, frischeste, blühendste Jugend, so zwischen Dreizehn und Siebzehn. Der Tertianer Ernst rieb seine steifgefrorenen Hände. Auf den zerzausten Stirnlocken der Mädchen lagen noch, wie Diamantsterne, zerschmolzene Flocken; blitzblaue Bäckchen, rothe Nasenspitzen erzählten von schlechtem Wetter und einem weiten Wege.

Es war kurz vor Weihnachten. Und wo ließen sich besser die bunten Heimlichkeiten schaffen, als bei Großmutter? Bald saßen die Mädchen denn auch eifrig bei der Arbeit um den runden Tisch, während Ernst, der nur als „Ritter“ die Schwestern begleitet, in dem großen Zimmer auf Entdeckungsreisen ausging. Irgend 'was Neues und Interessantes fand man eben immer bei Großmama.

Im Triumph brachte er denn auch bald das alte Album an. Und nun gab's ein übermüthiges Kritisiren, ein Kichern und Jauchzen, ein Sichüberbieten an Witzen auf Kosten einer älteren Generation.

Die Großmutter lachte ein Weilchen mit. „Wartet's nur ab,“ sagte sie dann ernster, „über zwanzig, dreißig Jahre, wie da die Allerneusten ihren Witz an Euch üben werden!“

Die Enkel protestirten lebhaft. „So lächerlich werden wir niemals aussehen!“ Und Hanna, die Aelteste, wies auf das Bild eines jungen Mädchens, das mit großen, klugen Augen aus dem Rahmen herausschaute. „Diese unmögliche Haarfrisur, Großchen! Ein Madonnenscheitel! Wie reizend wäre das Gesicht mit Löckchen auf der Stirn, oder einem griechischen Haarknoten . . .“

Die alte Dame war ernst geworden. Mit prüfendem Blick sah sie in Hanna's rosiges Gesicht. „Du kennst sie nicht?“ fragte sie leise. „Schau' einmal genauer hin!“

Hanna betrachtete aufmerksam das kleine Bild. Dann schüttelte sie den Kopf. „Nein, Großchen! Aber klug sieht sie aus. War sie sehr klug?“ fügte sie mit einer Regung von Eifersucht hinzu, denn sie bildete sich etwas auf ihren hellen Kopf ein und liebäugelte im geheimen mit der „Frauen-Emancipation“.

Ein eigenes Lächeln spielte um den feinen Mund der alten Dame, als sie gedankenvoll vor sich hinnickte.

Die Kinder wurden aufmerksam. „Wer ist sie denn? Wie heißt sie?“

„Cornelie,“ sagte die Großmutter. Und es war, wie sie jetzt ins Leere starrte, als erblicke sie schattenhafte Gestalten. Ein Glanz breitete sich über ihr ehrwürdiges Gesicht. Ihre munteren Augen schimmerten weich.

Die sanfte Toni schlang den Arm um sie und sah bittend zu ihr empor. „Es ist gewiß etwas Besonderes mit Deiner Cornelie,“ sagte sie.

Die Großmutter nickte. „Damals,“ begann sie statt einer directen Antwort, aus ihren Gedanken heraus, „als Euer Großvater hierher an Sanct Marien berufen worden war, lernte ich sie kennen. Sie war ein hübsches, feines Kind, mit zierlichem und graziösem Gliederbau. Gleich am ersten Tage, als Hedwig, Eure Mutter, in der großen fremden Stadt in die Schule ging, haben die beiden Mädelchen Freundschaft geschlossen.

Sie hatte sich so vor den vielen Kindern gefürchtet, Eure Mutter. Aber am Mittag kommt sie wie ausgetauscht an. Lustig, wie ein Zaunkönig, und die Backen brennen ihr, und sie erzählt unaufhörlich von der vornehmen Bekanntschaft. »Drüben wohnt die Nelly, in dem schönen Haus mit den Tüll-Gardinen! Und ihr Vater ist Präsident! Und ein Diener trägt ihr Mappe und Schirm, wenn sie zur Schule geht!«

„Hm', denk' ich, sag' aber nichts. Gleich zu gleich war immer mein Wahlspruch gewesen.

Am nächsten Mittag, — es war ein etwas heißer Frühlingstag, und der Wintermantel wurde schon lästig, — sitz' ich am Fenster und freue mich, daß ich der Hedi die leichtere Jacke angezogen hatte; da, ich traue meinen Augen nicht, kommt meine Hedwig und schleppt sich mit zwei schweren Schultaschen! Und hat außer ihrer eignen Double-Jacke noch einen anderen dicken Wintermantel überm Arm! Und sieht aus! Roth wie eine Mohnblume, und die Schweißperlen laufen ihr das Näschen entlang. Neben ihr aber trippelt frank und frei, vogelleicht, ohne Mantel und Mappe, ein kleines Geschöpf, etwas größer als Hedwig, und die beiden schwatzen, daß das Mäulchen wie ein Mühlrad geht.

Gerade vor meinem Fenster giebt's eine Abschieds-Scene, als handele sich's um eine monatelange Trennung. Dann läßt die kleine Vornehme sich gnädig herbei, ihre Sachen der gefälligen Lastträgerin abzunehmen, und Hedwig kommt, verklärt, als sei ihr die größte Ehre widerfahren, nach Hause.

Na, daß es erst einmal ein gelindes Donnerwetter setzte, könnt Ihr Euch ja denken. Eure Mutter war ganz erschöpft, — die Last, und der weite Weg! Gelobte denn auch zerknirscht, daß es nicht wieder vorkommen solle; aber der Diener hätte heut' nicht kommen können, und Nelly sei die Mappe zu schwer geworden, — na, Ihr wißt ja, kein Opfer für jemand, den sie lieb hatte, ist Eurer Mutter je sauer geworden.“

Die Kinder äußerten eine lebhafte Entrüstung. „Hoffentlich, Großchen, hast Du der Mama den Umgang mit dem unverschämten Geschöpf gleich verboten!“ rief Hanna mit zornig blitzenden Augen.

„Nein, Ihr Hitzköpfe,“ meinte Großmutter, gemüthlich lachend. „Zunächst hab' ich mir die Missethäterin erst 'mal aus der Nähe betrachtet. Aber, Kinder, das war eine Ueberraschung!

Also, ich lasse sie bitten, herüberzukommen. Am Nachmittag, — ich sitze am Fenster und nähe der Hedi das rosa Kleid, von dem Eure Puppen die letzten Reste als Taufstaat bekommen haben, — auf einmal thut sich die Thür auf. Mein kleines Fräulein, ganz in Weiß, mit Federhut und Glacé-Handschuhen, kommt hereingetänzelt, mit den Manieren und der Sicherheit einer Dame. Sie küßt mir die Hand, und wortgewandt, daß ich selber im Augenblick wie auf den Mund geklopft bin, legt sie los: wie unendlich sie sich freue, Hedwigs Bekanntschaft gemacht zu haben. Und ihr Papa sei so entzückt über den reizenden Umgang, und auch Mademoiselle Aigre, ihre Erzieherin nämlich, der sie, natürlich im geheimen, den Titel ‚Pfeffergurke‘ zugelegt habe. Und Hedi sollte auch immer mit parliren, sie selber spräche französisch ‚wie ge-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Im Walbrand.

Nach dem Bilde von Hugo Darnaut in Wien. — Siehe Seite 184.

schmiert', und englisch. Na, kurz und gut, das achtjährige Ding redet mich in Grund und Boden, daß ich nur immer denke: Sapperlot noch 'mal! Die kann's! Und mein Dummerchen, die Hedwig, steht dabei und thut den Mund nur auf, um manchmal tief Athem zu holen. Denn vor lauter Stolz und Bewunderung vergaß sie das ganz. Und sieht in ihrem simplen Schulkleid richtig aus wie ein Bauerndirnchen neben 'ner completen Prinzessin. Aber ich hatte doch in dem Augenblicke den Gedanken: Gottlob! Die Hedi ist doch wenigstens ein Kind!

»Erlauben Sie 'mal, mein Fräuleinchen,« sag' ich dann, wie ich mir die Sache ein Weilchen mit angehört habe. Und da setz' ich ihr nun ganz ruhig, und ohne ein Blatt vor den Mund zu nehmen auseinander: ihr Umgang und das Parliren und sonstige Annehmlichkeiten, das sei mir ja so weit ganz recht, aber zum Packesel sei mir mein Mädel denn doch zu schade!

Wird Euch das Ding blutroth und sieht mich an, mit Augen, so betroffen, so erschrocken, daß mich meine unverblümten Worte bald dauern. »Arm' Ding,« sag' ich heimlich, »was kannst Du dafür! Und ein guter Kern steckt in Dir, trotzdem sie Dich sündhaft verzogen haben.«

»Aber Hedwig wollte es ganz gewiß,« stotterte sie weinerlich. »Und ich hab' im Augenblick nicht daran gedacht, daß ihr's zu schwer werden könnte, weil sonst immer der Friedrich ...«

Natürlich! Das war's! Wer nie selber eine Last geschleppt hat, der packt andern ohne Bedenken mehr auf, als sie tragen können.

Machte also meinen beiden den Standpunkt noch einmal so klar, daß gar kein Mißverstehen mehr möglich war. Dann schickte ich sie in die Kinderstube.

Da ging's denn bald lustig her. Es quiekste und lachte und bummste dort so toll, als wenn nicht bloß zwei kleine Mädels, sondern ein halb Dutzend Buben ihr Wesen trieben.

Als ich ein Stündchen später nach ihnen sah, kobolzten sie gerade über die Sophalehne und sangen dazu einen Vers, in dem auch der scharfsinnigste Denker keine Spur von Sinn hätte entdecken können. Und dabei wollten sie sich ausschütten vor Lachen.

Mir fiel ein Stein vom Herzen! »Gott sei Dank!« sagte ich abermals leise für mich.

Sie paßten ganz gut zu einander. Hedwig, Eure liebe Mutter, hatte reiche Gaben des Verstandes und des Gemüthes. Aber sie war still, träumerisch, ängstlich, besonders hier in der großen Stadt, wo ihr noch alles so neu und fremd und so ganz anders war, wie in unserem alten, gemüthlichen Nest. Eine so anregende Gefährtin hatte ihr gerade gefehlt. Sie bracht' es heute fertig, ganz aus sich herauszugehen, Verse zu machen, sich im Rathen und Erfinden von neuen Spielen hervorzuthun, — alles Dinge, die sie sonst andern — und oft weniger Begabten — überlassen hatte. Ich kannte mein blödes Mädchen gar nicht wieder.

Als es nachher ans Abschiednehmen ging und Cornelie in Hut und Mantel dem Papa und mir die zierlichsten Knixe machte und in den gewähltesten Worten ihren Dank ausdrückte, da dachte ich wieder: Du armes dressirtes Ding! Na wart', wir wollen Dir schon ein bißchen Kindlichkeit beibringen!

Aber lieber Gott! Das war leichter gedacht, als gethan. Und als ich den Ton in ihrem Vaterhause kennen gelernt hatte, — der Herr Präsident erwies uns nämlich sehr bald die Ehre seines Besuches, lud uns auch mehrmals zu größeren Gesellschaften ein, — da faßte mich ein tiefes Mitleid mit dem mutterlosen Kinde. Viel für den Verstand, noch mehr für die Eitelkeit, wenig fürs Herz. Der Herr Präsident, ein etwas steifer, sehr vornehmer, sehr ehrgeiziger Herr, strebte nach hohen Zielen. Für sein kleines Mädchen blieb ihm keine Zeit. Wenn er 'mal ein Stündchen für sie erübrigte, mußte sie ihm ein französisches Gedicht aufsagen oder ein schweres Klavierstück vorspielen; oder er plauderte mit ihr, wie mit einer Erwachsenen, über Dinge, die sie eigentlich noch gar nicht verstehen konnte. Sie hatte Spielzeug so viel, daß sie sich gar nichts mehr daraus machte, und die herrlichsten Bücher, die aber eigentlich alle für ein reiferes Alter bestimmt waren. So kam's, daß das, was andere Kinder heiter und empfänglich genießen, für sie keinen Werth hatte. Nur das Lernen machte ihr Spaß, und gelobt, bewundert zu werden, das ging ihr über alles! Ihre Mademoiselle Aigre ...« Die Großmutter schüttelte sich unwillkürlich und machte ein Gesicht, als schmecke sie wirklich etwas Saures.

„Auf Hedi wirkte Corneliens Beispiel nicht günstig. Allerlei neue Moden, Gelüste, Ansprüche waren auf einmal da, wie Pilze nach einem Landregen. Doch ließ ich mir darum kein graues Haar wachsen. Das fliegt ihr an und fliegt wieder davon, wenn sie das Alter hat, es einzusehen. An der nöthigen energischen Zurückweisung ließ ich's natürlich nicht fehlen.

Einmal kommt sie von einer Kindergesellschaft drüben heim. Eis hatte es gegeben und Wein und allerlei Herrlichkeiten. Doch mein Mädel macht mir so ein Gesicht, als hätt' das Vergnügen für sie ein Aber gehabt.

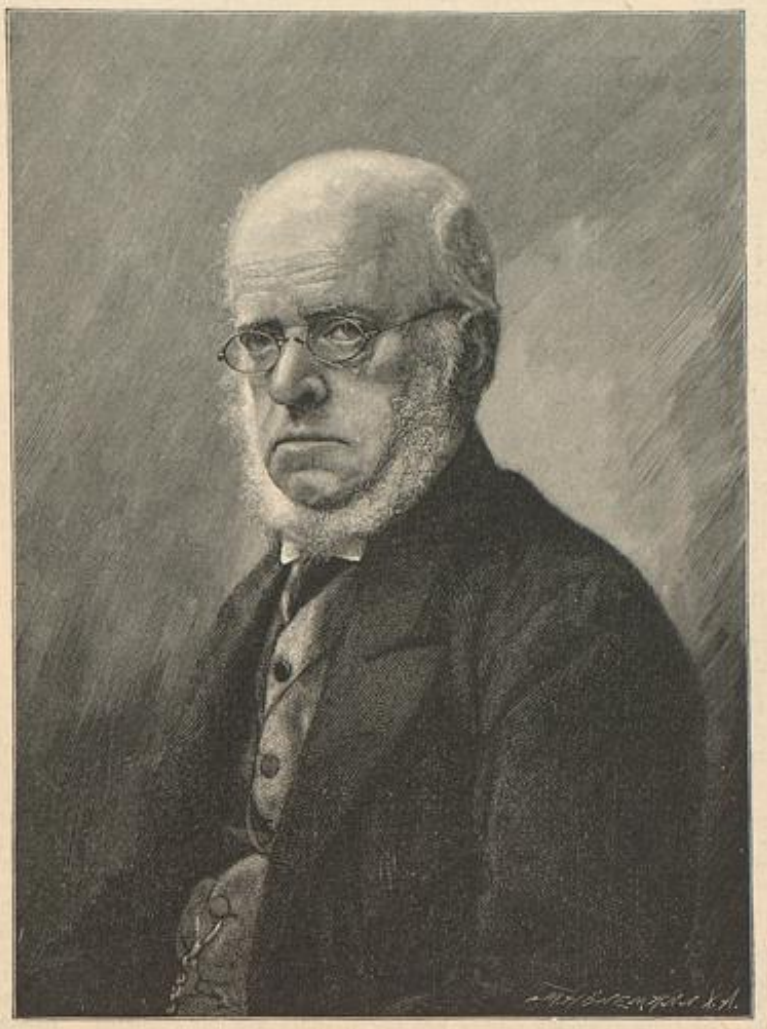
Und abends, wie sie im Bett liegt, und ich sie frage aufs Gewissen, warum sie so still gewesen sei, da kollern ihr die hellen Thränen über die Backen, und sie schlingt die Arme um meinen Hals und beichtet alles vom Herzen herunter.

Ach Gott, wie ein Aschenbrödel wär' sie sich vorgekommen in ihrem simplen weißen Fähnchen! Und sie hätt' es wohl gemerkt, wie alle die Nase gerümpft und sie von oben bis unten betrachtet hätten. Und dann beim Spielen, da hätt' sie sich gar nicht hervorgetraut mit ihren Antworten. Denn alle wären so schrecklich klug gewesen und so laut und mokant! Und wenn 'mal einer ein bißchen 'was Dummes gesagt hätte, wär' die ganze Gesellschaft mit Spott und Gelächter über ihn hergefallen. Am schlimmsten seien Nelly's Cousinen gewesen, ein paar kleine Baronessen, — »von Kerbrink, Mamachen! Denke 'mal! Und sie haben schon Tanzstunde!«

So leid mir mein schluchzendes Mädelchen auch that, im Grunde freut' ich mich doch über ihr richtiges Gefühl. Eine Erfahrung, und schmeckt sie auch noch so bitter, ist besser als zehn Predigten.

»Und Nelly?« fragte ich und konnt' mir die Antwort selber geben. Die hatte ja soviel mit ihren übrigen Gästen zu thun gehabt. Und die Hedi war ihr auch schon 'was Alltägliches. Und besonderen Staat konnte sie auch nicht mit ihr machen bei unseres Dummerchens Schüchternheit. Kurz, Eure Mutter verschwor's, jemals wieder in Nelly's Kindergesellschaften, — im Grunde verdienten sie den Namen blutwenig, — zu gehen.

Sie hingen aber doch wie die Kletten aneinander, die beiden. Eure Mutter, die bracht's ja nicht übers Herz, nachzutragen und ein bös Gesicht zu machen, wenn sie nur das geringste bißchen Zuneigung sah. Und das war sonnenklar: die Nelly war ihr gut, so sehr sie's überhaupt mit ihrem armen verkrüppelten und eingeschnürten Herzen vermochte. Ein Stündchen in unserer Kinderstube mit den alten Tannenmöbeln und dem urgemüthlichen großen Sopha, — und das kleine gezierte Dämchen war wie ausgetauscht: ein glücklicher, herziger, liebenswürdiger Wildfang.



Adolf Menzel.

Nach einer Photographie von C. Brasch, Hof-Photograph, Berlin.

Siehe Seite 183.

Einmal bat sie sich's von mir als Geburtstagsgeschenk aus, ‚Mutter' zu mir sagen zu dürfen. Daß ich's ihr erlaubte, könnt Ihr Euch denken. Wie seltsam das Wort klang, aus ihrem Munde, der es nie hatte sagen lernen, — denn die Präsidentin war bei Corneliens Geburt gestorben.

Und von da ab war mir's, als hätt' ich wirklich Mutterrechte an sie. Stieg ihr denn auch ohne Umstände aufs Dach, wenn mir etwas an ihr nicht gefiel. Und sie, so empfindlich sie war beim geringsten Tadel des Papas oder der Aigre, — wenn ich so recht raisonnirte, mir um den Hals gefallen, mich abgeküßt: »Ach Du herziges Mutterle! Ja, ja! Und sei nicht bös!« — Aber nun auch folgen? — Gott bewahre!

Unversehens wuchsen die beiden mir über den Kopf. Die Hedwig griff schon ganz aus freien Stücken in der Wirthschaft mit an. Sie wußte nichts Lieberes, als 'mal Sonntags eine feine Mehlspeise zu machen, oder bei der großen Wäsche Papas Schreibtisch abzustauben. ... Oho! Nicht die Nase gerümpft, Herrschaften! Das war ein verantwortungsvolles Stück Arbeit. Und ich merkte von Tag zu Tag mehr: an der hast Du 'mal eine tüchtige Hülfe, trotz der englischen Aufsätze und der französischen Vorträge, für die sie immer eine Eins mit nach Hause brachte.

Meine Cornelie aber? Handarbeiten? Küche? — O weh, damit sah's trostlos aus! Aber Latein lernte sie, und Griechisch und Mathematik! Ja, junger Herr! Sperr' nur Mund und Augen auf! Sie lernte, lernte, lernte! Ganz von selbst, ohne Antrieb. Morgens um fünf stand sie auf, selbst mitten im Winter, wenn's noch stichdunkel war und es jeden Christenmenschen schon bei dem Gedanken gruselte, aus den molligen Federn zu kriechen. Und damit die Aigre nichts merkte, die im selben Zimmer schlief, hatte sie mit dem Stubenmädchen ein Complott abgekartet. Abends nämlich schlang sie sich einen Bindfaden um den Arm und leitete den durch's Schlüsselloch. An dem Bindfaden zupfte dann die Caroline vom Nebenzimmer aus so lange, bis Nelly wach war. Wegen diesen Unfugs bin ich dem Herrn Präsidenten auf den Leib gerückt.

»Meine liebe, verehrte Frau Hofprediger,« sagte er mir darauf in seiner vornehm-überlegenen Art, bei der man das Widersprechen ganz von selber bleiben ließ, »ich habe keinen Sohn. Nelly ist mein einziges Kind. Ihre ungewöhnlichen Talente befähigen sie, eine erste Rolle in der Gesellschaft zu spielen. Und Wissen ist Macht, verehrte Frau. Darum soll Nelly mein kleiner Student sein, so lange, bis sie als die Gattin eines angesehenen und wohlsituirten Mannes den ihr gebührenden Platz in der großen Welt gefunden hat.«

Ich schluckte mühsam die Bemerkung hinunter, die mir partout über die Lippen wollte: »Herr Präsident, meiner Meinung nach ist die Wissenschaft als bloßer Firniß, als ein Mittelchen, äußeren Glanz zu geben, denn doch am Ende zu schade.«

Bloß gelegentlich, wenn Nelly kam, — seltener und immer seltener, — macht' ich mir das Herz frei. Denn sie wußte von nichts zu erzählen, als von Bällen und Theaterspielen, von Toiletten und Triumphen. Bald hatte sie in der Gesellschaft beim Baron Kerbrink, ihrem Onkel, eine geistreiche Bemerkung gemacht, bald alle verblüfft durch eine scharfsinnige Räthsellösung. Dann wieder hatte einer eine Horazische Ode citiren wollen, sich gründlich verhaspelt, und sie, die Nelly, war ihm zu Hülfe gekommen. Das und ähnliche neue Heldenthaten hatte sie immer schockweis parat.

»Kind,« sagt' ich dann wohl, »wenn ich Dir zuhör', ist mir's gerad', als säh' ich jemand mit Perlen und Edelsteinen auf — Spatzen zielen. Erbsen, mein' ich, thäten's da ebensogut.«

Dann hättet Ihr sehen sollen, wie sie zu bitten und zu schmeicheln und cajoliren verstand, just wie ein schönes geschmeidiges Kätzchen. »Nicht zanken, Mutterle! Wer doch einmal Ueberfluß hat an Perlen, warum soll der nicht auch 'mal ein paar Spätzlein damit erlegen — zum Spaß?«

Aber ich ließ mich nicht mundtodt machen.

»Kind,« sagt' ich, »was soll denn all' unser Lernen und Zusammenschleppen von Kenntnissen anders, als unseren Kopf klar und hell machen, daß wir unsere Lebensaufgaben besser erkennen? Todtes Wissen verknöchert. Und es giebt schon Männer genug, die mit so einem mumificirten Denk-Apparat im Kopf herumlaufen, — als eine lebendige Geschichtstabelle, oder ein dickleibiges Wörterbuch, oder eine zweibeinige Logarithmen-Tafel, — und was weiß ich! — Was wir Frauen lernen, soll doch immer das volle, warme, wirkliche Leben fassen. Es soll nützen, es soll wohlthun. Kein glückloseres Weib, als eins, dessen Herz leer blieb, und dessen wachsende Erkenntniß ihm nur von Tag zu Tag deutlicher sagt: das Beste habe ich versäumt.«

Nun, Ihr wißt schon, die neunmalkluge Nelly war um eine schlagfertige Antwort nicht verlegen.

Es kam aber doch, wie es kommen mußte, fremder und fremder wurde sie uns. Wohl gingen wir noch zu den glänzenden Gesellschaften hinüber, aber es wurd' uns nie recht behaglich unter den vornehmen, weltklugen Leutchen. Daß die Nelly in diesem kalten Element so lustig plätscherte, wie ein Fisch im Wasser, daß sie glitzerte, blendete, Entzücken und Bewunderung erregte, war ja natürlich.

Eure gute Mutter grämte sich wohl im stillen, daß das Winkelchen in Corneliens Herzen, das ihr gehört hatte, kleiner und kleiner wurde. Aber bald kamen andere Dinge, über denen sie ihren Kummer vergaß: Euer Vater besuchte unser Haus, und Hedi, das kleine, herzige Ding, war eines Tages Braut. Das gab eine Glückseligkeit! Und nun reichte der Tag nicht aus für all' das Ueberlegen, Einkaufen, Zuschneiden und Nähen.

Zu der Zeit war Nelly mit ihrem Vater in ein Modebad gereist. Und in der Entfernung kam Hedi wieder zu ihrem alten Herzensrechte als Vertraute. Sie schrieben sich fleißig, ganze Packete von vier, fünf Bogen kamen an und gingen ab. Ich, sonst immer Mitwisserin, Beratherin und oberste Instanz in all ihren Angelegenheiten, ich wurde diesmal schnöde aus dem Spiel gelassen. Aber ich durfte ihnen vertrauen. Laß der Jugend nur ihre kleinen, unschuldigen Geheimnisse, sagt' ich mir. Du hast's ja selbst nicht anders gemacht.

Als Cornelie wiederkam, — ja, da ging mir auf einmal ein Licht auf, was die eifrige Correspondenz zu bedeuten gehabt! Wie sie mir nur Gutentag sagte, mit diesem sanften, weichen Leuchten in den Schwarzaugen, die sonst so klug und kühl in die Welt schauten, und mit dem seltsam tiefen Stimmenklang, da hätt' ich ihr ins Gesicht sagen mögen: Kind, das ist das Werk der großen Herzensmodlerin Liebe!

Aber ‚rühret nicht daran!' — Ich war sein still. Und wunderbar war mir's nun, zu sehen, wie sie sich immer fester und inniger uns anschloß. Wie das wuchs und drängte, und immer neue, frische, köstliche Herzenstriebe bei ihr zum Durchbruch kamen, wie im Frühjahr aus der aufthauenden Erde die Keime! Wenn sie so still sinnend vor sich hinblickte, ein verträumtes Lächeln um die Lippen, dann sagt' ich mir staunend: Wie ist sie schön geworden! Und nichts mehr von Besserwissen und prahlerischer Geschwätzigkeit und kaltem Aburtheilen über andere! Auch das Lernen war ihr auf einmal gleichgültiger geworden. Dafür aber zeigte sie ein brennendes Interesse für alles Wirthschaftliche und half mit gutem Willen, aber rührender Ungeschicklichkeit an Hedi's Aussteuer.

Und eines Tages erschien denn „Er", der all' diese Wunder hervorgezaubert, auf der Bildfläche. Und er kam, sah, siegte! Niemals hat mir's ein Mensch schneller und gründlicher angethan, als der Baron Bernhard. Ja, spitzt nur die Ohren: ein junger österreichischer Offizier war Nelly's Herzallerliebster, in seiner weißen Uniform stolz und stattlich wie ein Gott, mit einem freien, offenen, männlichen Gesicht, — nun, eben einer von den Auserwählten, denen die Herzen nur so zufliegen. Und dabei das herzige ‚Weanerisch', in dem das Ernsthafteste drollig und gemüthlich klingt.

Wir wurden zu einer kleinen Gesellschaft geladen, „en petit comité", schrieb der Präsident, der immer auf's peinlichste die Form beobachtete. Und da wurde dann uns Allernächsten das Brautpaar vorgestellt. Na, ich sag Euch, stolzer und wohlbefriedigter war mir selten zu Muthe, als da der schöne Mensch mir die Hand küßte und versicherte: »Küß das

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Herz, gnädige Frau! Die Cornelly hat mir's längst g'steckt, daß Sie ihr lieb's brav's Mütterle sind, und was sie Ihna alles verdankt. Und das vergeß i Ihna nit, gnä' Frau! Und wenn's mi au no dazu hab'n woll'n, so an großen Buab'n. . . .«

Ja, seht, das war eine schöne, glückliche Stunde. Daß er mir ganz ins Herz hinein wuchs in den acht Tagen, ja, daß mir's wirklich war, als müßte ich einen leibhaftigen Sohn dahin geben, als er abreiste, und daß die arme Nelly die Glieder hängen ließ, wie eine Trauerweide, und rein hinsterben wollte vor Sehnsuchtsweh, — nun, das sind ja selbstverständliche Sachen, wenn Ihr sie vielleicht auch noch nicht versteht.

Aber wozu war denn die Hoffnung da? Ein halb' Jährlein, und die Nelly sollte die Frau ihres Schwanenritters sein, — so nannten wir ihn wegen der weißen Uniform, — und eine junge Baronin dazu. Ihr Herz und ihr Ehrgeiz hatten dann die Hülle und Fülle, was sie brauchten.

Das große Glück hatte sie ganz bescheiden gemacht, ganz demüthig. »Mutter!« sagte sie mir oft, »es ist ja zu schön! Es kann ja nicht wahr werden!« Und als Eure liebe Mutter Hochzeit macht und sie ihr Kranz und Schleier auf das blonde Haar drückt, da bricht sie auf einmal in Thränen aus. Und dann weinen die beiden Freundinnen ihre seligsten Thränen, Glücksthränen, fest an einander geschmiegt. Und ich muß nur warnen und schelten, damit sie mir nachher nicht beide mit rothen, verschwollenen Gesichtern in die Kirche kommen.

Seht, hier müßte ich nun, wenn ich die Geschichte *schriebe*, eine Menge Gedankenstriche machen. Denn nun kommt es ganz, ganz anders, als alle gedacht, und so unsäglich traurig, daß mir noch heut' das alte Herz weh thut bei der Erinnerung. —

Er mußte sterben, der liebe, schöne, herzige Mensch! —

Zuerst war's nur die Nachricht, er sei beim Wettrennen mit dem Pferde gestürzt und habe sich leicht verletzt, — das Schlüsselbein und ein paar Rippen gebrochen. Er schrieb selbst mit Bleistift einen Gruß.

Nun aber die Nelly! Die bittere Herzensangst! Sie will hinfahren mit der Aigre, aber der Vater findet's nicht passend. Er selber will sie begleiten, wenn's sein muß . . . Doch nicht gleich, vielleicht in ein paar Tagen. Dazwischen lauten die Nachrichten immer schlimmer, immer trostloser. Die Lunge war verletzt. Und als Nelly's Vater endlich die Geschäfte beiseite geschoben und dem verzweifelten Drängen seines Kindes nachgegeben hatte, fanden sie einen Todten.

Seht, Kinder, es ist ein unsäglich schweres Schicksal, geliebte Eltern, Geschwister oder Kinder zu verlieren. Aber gerade in der seligsten, hoffnungsfreudigsten Zeit mit einem Schlage sein ganzes Lebensglück zusammenbrechen zu sehen, nach holdester Seelengemeinschaft verlassen, bettelarm zurückzubleiben, in einer Welt, die leer und häßlich, wie ein Brachfeld im Novembersturm, vor uns liegt, das ist wohl der härteste Schlag, der ein junges, heißes Herz treffen kann. Leichtfertige Naturen wissen sich zwar zu trösten: es giebt ja doch mehr Männer in der Welt. Cornelie aber —!

Ihr war's zu tief gegangen.

Es hatte ihr ganzes Wesen zu innig durchdrungen, verklärt, geheiligt. Schlummernde Kräfte hatte es geweckt, neue Ideen genährt. Da gab's kein Verharschen und Genesen, wie nach einem leichten Riß. Sie trug ihre Narbe lebenslang.

Das waren Tage, ehe sie's nur einigermaßen fassen gelernt hatte! —

Aber sie gingen vorüber, wie alles zuletzt vorübergeht. Allmählich fing sie an, für anderes, als ihren Schmerz und das Andenken an den Verstorbenen, Interesse zu fühlen. Glücklichen ging sie aus dem Wege. Aber die Armen, die Kranken, die Elenden, — das waren ihre Freunde.

Die Kinder vor allem! So ein kleines, sieches Würmchen, gelb und abgezehrt, krank vom Hungern, vom Schmutz, von Vernachlässigung, — wie sie das an ihre Brust drückte, reinigte, fütterte. Das hätten ihre vornehmen Bekannten sehen müssen! Ihren Augen hätten sie nicht getraut!

Freilich, ihr guter Wille, und ihr brennender Wunsch, zu helfen, stießen oft auf den härtesten Widerstand. Dummheit, Gleichgültigkeit, der gewohnte Schlendrian machten ihre beste Mühe so manch' liebes Mal wieder zu Schanden. Aber muthlos wurde sie drum doch nicht, nur immer fester, energischer, eifriger. Und schließlich kam sie zu der Ueberzeugung: du willst rathen, lehren, bessern und weißt doch selbst oft nicht, was noth thut.

Eines Tages kommt sie zu mir, sehr blaß und ruhig, doch mit Augen — —!

»Mutter,« sagt sie fest, »jetzt weiß ich, was ich thun muß. Und Du sollst sehen, daß ich für mein Latein und Griechisch am Ende doch eine bessere Verwendung hab' als ‚Spatzen schießen'.« Und dabei geht zum ersten Mal wieder ein schelmisches Lächeln über ihr stilles Gesicht.

»Gott sei Dank!« ruf' ich aus Herzensgrunde. »Das ist's ja, was ich längst im geheimen gedacht, aber nicht ausgesprochen. Denn ein solcher Entschluß muß von selber kommen. Aus eigenster, innerster Nöthigung muß er an die Seele klopfen und sagen: ‚Ich bin da! Ich bin reif! Mache mich zur That!'

Also: Sie wollte nach Zürich, dort nach fleißigen Studien ihr Maturum machen und dann Medicin studiren. Später dachte sie in ihrer Vaterstadt, sich als Frauen- und Kinderarzt niederzulassen. Das hatte sie sich alles ruhig und klar zurechtgelegt, ohne Illusionen oder gar den billigen Ehrgeiz, von sich reden zu machen. Nein, die Erfahrung hatte ihr gezeigt, — nicht umsonst war sie ja in die traurigen Schlupfwinkel des Elends eingedrungen, — daß weiblicher Rath, weibliche Hülfe, eine milde, feste Frauenhand unendlich viel Gutes wirken können.

Nun, — *meinen* Segen hatte sie. Ihr Vater aber . . . Das Studentspielen der klugen Tochter hatte ihm Spaß gemacht. Doch nun es Ernst werden sollte, schrie er Zetermordio. Sie aber machte ihrem stolzen Namen alle Ehre.

Cornelia bedeutet: die Feste. Und so erwies sie sich. Ihr Entschluß war nicht zu erschüttern. »Ich fühle es, Vater, es ist mein Beruf,« antwortete sie auf alle seine Einwände. Und als er ihr vorwarf, daß sie ihn, den alternden Mann, verlassen wolle, lächelte sie, daß mir's das Herz zerschnitt: »Wenn ich Bernhard's Frau geworden wäre, so hättest Du Dich längst ohne mich behelfen müssen, Vater.«

»Ja, Deinem *Glücke* hätt' ich wohl das Opfer gebracht!« rief er.

»Nun, Vater, so wirst Du's auch jetzt,« flüsterte sie bittend. »*Das* ist jetzt mein Glück.«

Nun, um es kurz zu machen, Nelly hat ihr Ziel erreicht, trotz aller Schwierigkeiten, aller Anfeindungen, aller Kämpfe. Denn dazumal dachte noch kein Mensch an Mädchen-Gymnasien, und nur Amerika und die Schweiz öffneten den Frauen die Hörsäle ihrer Universitäten. Nach einigen Jahren kam mein Fräulein Doctor Cornelie in ihre Heimat zurück. Der Herr Präsident, — er hatte inzwischen den Abschied genommen, — söhnte sich bald mit Nelly's ‚Schrulle' aus. Ueberall hörte er ihr Lob. Ihre männlichen Collegen, selbst die mißgünstigsten, konnten ihr ihre Achtung nicht versagen. Lieber Gott, die Patienten, die sie ihnen wegkaperte, arme Weiber und Kinder, — an denen verloren sie nicht viel —.«

»Großmutter!« rief die kluge Hanna, die schon lange Zeichen wachsender Erregung gegeben, »o Gott, Großmutterchen, Fräulein Doctor? . . . Das ist ja . . . ist das nicht —?«

Die Großmutter lächelte und nickte. Ihre klaren Augen waren trübe geworden. »Ich wußt' es ja, Hannchen, Du würdest Dich ihrer noch erinnern.«

»Tante Doctor!« rief Hanna verklärt. »Die war ja der gute Engel unserer Kinderstube! Ich weiß, wie wir uns freuten, wenn sie kam, mit ihrem schwarzen Kleide und dem freundlichen Gesicht und der sanften Stimme! Das war der beste Trost, wenn wir einmal Schmerzen hatten: Tante Doctor kommt! Nun wird alles gut . . . O liebstes Großchen . . . und das war Deine Nelly?«

»Ja, das war sie,« sagte die Großmutter. Und Toni und Ernst, die sie nicht mehr gekannt hatten, wollten von Hanna alles Mögliche wissen: wie sie ausgesehen habe, ob sie sehr streng gewesen sei, und ob sie eine Brille getragen und richtig geklopft und gehorcht und Recepte verschrieben habe, wie der alte Doctor Brückner, der jetzt Hausarzt in der Familie war.

Hanna gab stolz und bereitwillig Auskunft. Die alte Frau saß still und sinnend dabei. Seltsam ernst war ihr gutes, liebes Gesicht.

Und als die Kinder fragten, was denn zuletzt aus der Tante Doctor geworden sei, sagte sie leise: „Sie ist gestorben. — Damals, als die furchtbare Krankheit von Haus zu Haus ging, die Eure beiden ältesten Geschwister in *einer* Nacht hinwegraffte, da hat sie das Menschenmögliche gethan, um Hanna zu retten. Dann hat sie sich selber hingelegt und ist nicht wieder aufgestanden. Ihr Körper war den Stürmen dieses schwersten aller Berufe nicht gewachsen. Aber glaubt mir, als ich ihr die Augen zugedrückt hatte und in ihr junges, friedlich verklärtes Gesicht sah, — nur vierzig Jahre ist sie alt geworden, — da hat es mir doch nicht leid gethan, daß sie ihr Leben so gestaltet hatte. Kurz und reich und fruchtbar war's gewesen. Und sie hatte recht, als sie mir zu guter Letzt noch ins Ohr hauchte: »Ich bin doch glücklich gewesen, Mutter.«

— — — — — — — — — — — — —

Ein langes Schweigen entstand. Vergessen lag der lockende Honigkuchen auf dem Tische, vergessen waren die Weihnachtsarbeiten. Mit leiser, stummer Scheu blickten die jungen Menschenkinder auf das Bild im alten Album.

Nachdruck verboten.

Der Meister von Palmyra.

Dramatische Dichtung von Adolf Wilbrandt.

Anläßlich der Aufführung im Deutschen Theater zu Berlin besprochen von Elsa Kroll in Friedenau.

Ergriffen und voll Staunen steht der wandernde Fremde vor den Ruinen der uralten Oasen-Stadt Palmyra, die sich einst aus dem Sande der syrischen Wüste wie ein Wunder der Schönheit erhob. Von den nach Tausenden zählenden Säulen ihrer herrlichen Tempel und Colonnaden ist kaum der zehnte Theil übrig geblieben, und zwischen diese haben sich die Lehmhütten eines modernen Dorfes disharmonisch eingedrängt. Dennoch lassen die Trümmer ahnen, was Palmyra zur Zeit seiner Blüthe war, wo es sogar das eherne Joch der Römer vorübergehend von sich abzuschütteln vermochte, bis dann seine große Königin Zenobia, von Kaiser Aurelianus, dem „Wiederhersteller des Weltkreises", besiegt, in Rom vor dem Wagen des Triumphators einherschreiten mußte.

Um diese Zeit, als die Palmenstadt zum Gehorsam gegen Rom zurückkehrte, läßt Wilbrandt den Helden seiner wunderbaren dramatischen Dichtung, Apelles, den Baumeister von Palmyra, geboren sein, denn bei Beginn des Stückes, das kurz vor der Diocletianischen Christenverfolgung, also um das Jahr 300 n. Chr., einsetzt, stellt er ihn in voller Jugendblüthe vor uns hin.

Der Dichter führt uns durch das ganze vierte Jahrhundert. Es ist eine Zeit der schärfsten Gegensätze, des schwersten geistigen Ringens, wo das neue Leben wie mit der Pflugschar den Boden grimmig aufreißt für seine unendlich verheißungsvolle Saat, — die Zeit des Kampfes zwischen Heidenthum und Christenthum, von der letzten furchtbaren Christenverfolgung an, in welcher die duldenden Märtyrer den Imperator besiegen, bis zur Erhöhung der christlichen Religion unter Constantin, und weiter, über die vergebliche Reaction Julians des Abtrünnigen hinaus, bis zur gewaltsamen Unterdrückung aller Reste des heidnischen Cultus.

Das sind die Stürme, welche die Dichtung Wilbrandt's durchbrausen. Im Hause des Meisters von Palmyra athmen wir die Atmosphäre des griechischen heitern Lebensgenusses, aber von außen dringt bald eine andere Luft herein. Gleich im Anfange deutet die Steinigung der begeisterten Christin Zoë auf das Nahen der großen Diocletianischen Verfolgung. Weiterhin sehen wir zwar die christliche Basilica, die der Meister seiner Gattin zuliebe erbaut hat, friedlich neben seinem früheren Werke, dem Tempel Fortunas, stehen, aber in das Familienleben des Apelles trägt der Glaubenskampf unheilbaren Zwiespalt. Dann kämpft Apelles an der Seite seines blühenden Enkels noch einmal für die alten Götter, aber über dem Gewühl der Streitenden erschallt die furchtbare Stimme: „Der Kaiser Julianus ist gefallen, der Apostat ist todt!" Die letzte Hoffnung der Götterfreunde ist dahin. Und am Schlusse erblicken wir die palmyrenische Jugend unter den Trümmern der gestürzten Tempel, wo sie das heißgeliebte, jetzt streng verbotene Adonisfest in Stille und Heimlichkeit begeht.

Doch alle diese großen und gewaltigen Bewegungen sind dem Dichter nur ein Rahmen, das Gefäß für einen tiefsinnigen und mystischen Gedankeninhalt; — ein „modernes Mysterium" ist das Stück mit Recht genannt worden.

Apelles, Palmyra's gefeiertster Sohn, der im Kampfe mit den Persern den höchsten Ruhm geerntet hat und die Waffen nun ablegt, um seine Vaterstadt mit den Werken seiner Kunst zu schmücken, der Junge, Strahlende, mit allen Gütern des Glücks Gesegnete, fühlt die Lebensfreude so mächtig durch seine Adern brausen, daß er wünscht, der Tod möchte niemals kommen, sofern ihm Körperkraft und Schaffenslust erhalten bliebe. Dieser Wunsch wird dem Meister von Palmyra gewährt.

In einem wundersamen Vorspiel sehen wir in einsamer Bergwildniß zwei geisterhafte Gestalten erscheinen, den Herrn des Lebens und den Herrn des Todes. Ein altes, gebrechliches Menschenpaar, das heraufgestiegen ist, Verlängerung seiner elenden Tage zu erflehen, wird abschlägig beschieden und zieht klagend von hinnen; die junge Zoë hingegen, die, vom Geiste getrieben, nach Palmyra zu wandern und das Evangelium zu predigen, auf ihrer Fahrt hier rastet, fürchtet den Tod nicht, den blutigen Opfertod, den ihr die übernatürlichen Wesen prophezeien, und darum wird sie zur Trägerin der Lehre ausersehen, welche der nach dem Leben dürstende Apelles sich und anderen zum Heil empfangen soll. In Schlaf versenkt und, ebenso wie die Geister selbst, durch Zauberbann unsichtbar für Apelles' Blick, hört sie träumend das Zwiegespräch mit an, das dieser mit geheimnißvollen Stimmen staunend hält; sie hört sein freudiges Gelöbniß, das Leben „bräutlich, ewig, fest ans Herz zu drücken", und vernimmt das Schicksalswort:

„An der Stirn gezeichnet, wirst du
Wachen ohne Schlaf des Todes, —
Allen Kindern dieser Erde
Du ein Bildniß, du ein Beispiel,
Das des Todes Lehre predigt,
Das des Lebens Räthsel lichtet.
Und von dieses Segens Fluch
Wirst du nicht Erlösung finden,
Bis die Seele — —"

Hier bricht die Prophezeiung ab, „schweigend schläft das dunkle Wort". Nur der Ruf „Geh und lebe!" hallt noch in Apelles' Ohren nach. Nachdem er die Stätte verlassen hat, wendet sich der Herr des Lebens an die träumende Zoë selber:

„. . . . Wiederkehren wirst du! Nicht
So, doch anders; Abbild des
Ewig neu geformten Lebens, —
Den zu führen, zu belehren,
Der in sich verharren will.
Wand're du von Form zu Form,
Strebend, leichtbeschwingte Seele!
Irre wandelnd, vorwärts schreitend,
Und in jeder deiner Formen
Ihm begegnend, neu und fremd,
Unbewußt dem Unbewußten, —
Bis sich Gottes Werk vollendet."

Und so geschieht es. Während Apelles in einer Lebensform unverändert und, ob zwar alternd, doch ohne Einbuße an Geistes- und Körperkräften verharrt, begleitet Zoë immer von neuem, in immer verjüngter Gestalt das mehr als hundertjährige Erdenwallen des Meisters, stets in kurzer, doch desto intensiverer Lebenserfüllung und dabei gleichsam ohne Widerstreben dem Tod entgegen- oder dem Erdenglück enteilend, ihrem Jungbrunnen durch eine geheimnißvolle Sehnsucht zugetrieben. Erst kreuzt sie Apelles' Weg als die begeisterte Märtyrerin, flüchtig, aber erschütternd; dann tritt sie seinem Herzen nah und immer näher, unter dem Namen Phoebe als Geliebte, als seine Gattin Persida, als sein holder Enkelsohn Nymphas, sein „Abendstern", um endlich in der Gestalt der stillen christlichen Dulderin Zenobia die Bekehrung an ihm zu vollenden.

Denn Apelles lernt den verhaßten Tod willkommen heißen, lernt es in langsamer, aber stetiger Entwicklung. Das Sterben der jungen Christin auf der Schwelle seines Hauses wirft den ersten Schatten und Zweifel in seine von Lebensmuth durchsonnte Seele. Bald zieht schweres Gewölk auf; Feinde und Neider mäkeln an seiner Ehre, und seine geliebte Phoebe, das süße „Musenkind", muß er verlieren. Dann, auf dem Gipfel des Dramas, trifft ihn der Wetterschlag des Schicksals bis ins Mark: weil er die Tochter dem heidnischen Jüngling vermählen will, wird seine christliche Gattin Persida durch ihre fanatischen Glaubensgenossen von seiner Seite gerissen; er selbst wandert mit dem jungen Paar und mit dem Vater seines Tochtermanns ins Exil. Doch immer noch umklammert er das Leben mit trotziger Kraft; er ringt mit der gespenstischen Todesgestalt, die sich ihm triumphirend zeigt, und ringt sie gewaltig nieder.

Wie der erste Akt mit dem Auftreten der Märtyrerin inmitten der stolzen, daseinsfrohen antiken Welt die größte dramatische Wirkung erzeugt, so ist in poetischer Hinsicht der vierte Akt wohl der schönste in dem an dichterischer Schönheit sehr reichen Werke. Die beiden Alten haben ihre Kinder überlebt und wohnen, aus der Verbannung heimgekehrt, mit ihrem Enkel unerkannt und verborgen in den Bergen um Palmyra. Rührend sprießt das junge Reis Nymphas neben den alten Stämmen auf, dem Großvater Longinus mit holder Fröhlichkeit und Freundlichkeit zugethan, an dem ungebeugten Apelles aber mit begeisterter Verehrung hängend. Dennoch hütet Nymphas jetzt sein erstes Geheimniß: er ist an einer Verschwörung junger Palmyrener betheiligt, die ihrem Kaiser Julianus in die Hände arbeiten, die alten Götter in der Palmenstadt von neuem aufrichten wollen. Da naht wieder, wie allemal, wenn Tod oder Vernichtung bevorsteht, die düstere Erscheinung, die im Drama den schönen Namen Pausanias, der „Sorgenlöser", trägt; diesmal als fahrender Sänger mit der Leier, und wieder erschallt das Adonislied, dessen ergreifende Töne das ganze Stück symbolisch durchziehen, das Todeslied, das den Todgeweihten lieblich klingt:

„Also will's der ewige Zeus: du mußt nun
Niedersteigen unter die blüh'nde Erde,
Mußt die dunkle Persephoneia küssen,
Schöner Adonis!"

Nymphas singt es selber zur Leier des Todes, die blühende Gestalt an den finsteren Gast geschmiegt, bis ihn Apelles in ahnungsvollem Entsetzen schweigen heißt. Und bald rufen ihn die Bundesgenossen zum Entscheidungskampf; er muß sich Apelles anvertrauen, und dieser steigt mit ihm hinab, um neben seinem Liebling zu fechten. Da hallt durch die verlassene Berg-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

einsamkeit die schreckliche Stimme, die aus Wolken den Tod des Kaisers Julianus verkündet, und wandert rufend weiter, gen Palmyra hinab. Entmuthigt erliegen die Götterfreunde. Das Schwert prallt an Apelles ab und frißt das junge Leben an seiner Seite. Der Tempel Fortunas, wo er die Leiche birgt, geht in Flammen über ihm auf; doch auch Flammen vermögen nicht, Apelles zu versehren.

Wir kommen zum Schlusse. Noch einmal kehrt der Meister von Palmyra aus der Ferne an die Stätte seines Schicksals zurück. Haus und Tempel liegen in Trümmern, an deren Schwelle sich alles, was ihm theuer war, todt oder lebend von ihm schied; die Zeit ist in gewaltigem Wandel über ihn hinweggeschritten, schwer trägt er an der Bürde des Lebens und ruft den Tod. Aber zuvor wird ihm das Räthsel des Lebens gelöst, gelichtet das „dunkle Wort". Zoë-Zenobia in ihrer letzten, höchsten Erscheinungsform: die junge Frau, die Mann und Kind durch ein Erdbeben verloren hat und sich mit Werken der Barmherzigkeit tröstet, lehrt ihn, wie man leben soll:

. . . . „ergeben bin ich
In Gottes Willen, der so schwer mich prüft,
Doch mich mit schaurig süßer Ahnung tröstet,
Und trachte, gut, den Menschen hold zu sein
Und so für das, was kommen mag, zu reifen."

Und Apelles erkennt plötzlich die Einheit der Seele, die ihn so mannigfach begleitet hat, wie auch Zenobia selbst ein träumerisches Ahnen fühlt, und er bekennt seinen Irrthum:

„Es springt des Lebens Geist von Form zu Form:
Eng ist des Menschen Ich, nur eine kann es
Von tausend Formen fassen und entfalten,
Nur eine Straße geh'n; drum tracht' es nicht
Ins lebenwimmelnde Meer der Ewigkeit,
Das Gott nur ausfüllt! — Sollt' es dauern, müßt' es
Im Wechsel blühn, wie du! Von Form zu Form
Das enge Ich erweiternd, füllend, läuternd."

Da legt Zenobia ihre kühle Hand auf seine Stirn, „die so von Leben glüht", noch einmal tönt das Adonislied, und freundlich naht der Sorgenlöser.

Den indischen Gedanken der Seelenwanderung haben ja unsere Denker und Dichter schon längst halb ernst, halb spielend im Geiste bewegt. Man vergleiche nur Goethe in seinem Prometheus-Fragment, im Gesang der Geister über den Wassern, und im westöstlichen Divan. Eine Stelle aus dem letzteren:

„Und so lang du dies nicht hast,
Dieses Stirb und Werde,
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunkeln Erde."

könnte dem Drama Wilbrandt's geradezu als Motto dienen. Oder Lessing böte es in seiner „Erziehung des Menschengeschlechts". Eine Erziehung, eine Läuterungsfahrt ist auch Zoë's Seelenwanderung, nur geht sie nicht in gerader Linie aufwärts, sondern mit Wellenbergen und Wellenthälern. Es ist dem Dichter dabei ziemlich wohl gelungen, die Einheit seiner Psyche zu wahren; in allen ihren Erscheinungsformen brennt das gleiche Feuer, wenn es auch hier mehr glüht und lodert, dort flackert, dort leuchtet, bis es in Zenobia's Gestalt zu einer stillen, eingehegten, erwärmenden Flamme geworden ist. In Zenobia ist die Harmonie der beiden streitenden menschlichen Naturen, der geistigen und der irdischen, vollendet, die wir in den Stadien Zoë und Phoebe scharf geschieden sehen, deren Versöhnung in Persida begonnen ist, aber noch nicht kräftig stand hält gegen den Sturm der Welt, die dann in Nymphas ohne Gegensatz schlummern und nach der letzten Erquickung durch den Todesschlaf in köstlicher Verschmelzung auferstehen. Zoë's strenge Weltverneinung und Zenobia's freundliche Welterduldung, — es könnte dies für die Abklärung des christlichen Gedankens selbst symbolisch sein.

Doch die Seelenwanderungs-Theorie ist bei Wilbrandt, — und das ist das eigenartige, — noch in besonderer Weise verwendet, als eine Lösung des uralten Conflicts zweier widersprechender Weltanschauungen, der Lebenslust und der Todessehnsucht. Hier liegt noch vieles in dem überaus reichen Drama tiefsinnig angedeutet, was sich gar nicht auf einmal herausschöpfen läßt: so, wenn in Apelles' Erinnerung die gestorbene Phoebe in alter Lieblichkeit erwacht, nachdem das Bild der Lebenden getrübt war; ein ergreifendes Zeugniß, wie der Tod erst verklärt und unvergänglich macht.

Die Ahasverus-Legende scheint den Dichter beeinflußt zu haben, ja, wir hören im Drama selbst, daß von dem Meister die Sage geht, „Jesus Christus oder sonst ein Christenheiliger" habe ihn zu endloser Lebensfahrt verurtheilt. Das mystische Element ist in der Dichtung stark ausgeprägt: die Einführung des Todes als Person hat etwas von mittelalterlicher Naivetät, und wenn eins uns befremdet, so ist es die Gelassenheit, in welcher Apelles mit dem schwarzen Wanderer verkehrt. Damit geht Hand in Hand eine durchaus reale Gestaltung von intensivem und farbenreichem dramatischen Leben. — Wilbrandt's Dichtung hat bei ihrer Erstaufführung in Berlin einen starken Erfolg gehabt. Wohl wurde sie getragen von der wundervollen Darstellung, aber sie eignet sich auch für die stille, gesammelte Lectüre, wie selten ein Drama, und es empfiehlt sich sogar, sie erst zu lesen, ehe man sie sieht, da sie an die Aufnahmefähigkeit der Zuhörer, wie nicht minder an die Leistungsfähigkeit der Schauspieler hohe Anforderungen stellt. Vielleicht sprengt der tiefsinnige Gedankeninhalt bisweilen fast die äußere Form, obgleich diese schon sehr fassungskräftig eingerichtet ist, aber alles in allem gewährt das Drama einen ernsten Genuß, übt eine nachhaltige Wirkung, strömt eine süße Bezauberung aus. Sein Erfolg ist eine erfreuliche Bürgschaft, daß die hehre Königin Phantasie ihren Thron noch nicht verloren hat. Diese Freude möge niemanden kränken. Wie sagt doch Lessing's großer Saladin? „Ich habe nie verlangt, daß allen Bäumen eine Rinde wachse."

Nachdruck verboten.

Seefahrende Frauen.

Von Friedrich Meister in Kyritz.

(Schluß.)

»Meine gute Anna,« erwiderte ich, »dergleichen Rücksichten und Bedenken gehören vergangenen Zeiten an. Wenn mein Kapitäns-Patent auf solchen Erwägungen beruhte, dann würde ich kein Stück Brod damit verdienen. Wir Schiffer müssen drauf losjagen; das verlangt man von uns. Wenn dem Rheder durch eine verspätete Ablieferung Schwierigkeiten entstehen, meinst Du, daß dieser Nebel dann als Entschuldigung geltend gemacht werden könnte? Andere, die nach uns ausliefen, sind dann vielleicht schon vor uns eingetroffen, und was der eine fertig bringen konnte, wird auch von dem andern erwartet.«

In der Nacht wurde der Sturm noch stärker, und es ward so finster, wie in einem Grabgewölbe. Ich war von acht bis zwölf Uhr an Deck; ab und zu ging ich ins Kartenhäuschen, aber nicht hinunter in die Kajüte. Um Mitternacht holte ich das Log ein und fand, daß wir hundertundzwanzig Meilen seit Mittag zurückgelegt hatten. Der Kurs, Ost zu Nord halb Nord, schien mir der richtige zu sein. Ich hatte ihn auf dieser Fahrt stets gesteuert, und so änderte ich ihn nicht. Eine Beobachtung hatte ich im Laufe des Tages nicht machen können, da ich schon am Vormittag die Sonne verloren hatte. Ich wollte soeben hinuntergehen und einen Augenblick nach meiner Frau sehen, als ich vorn ein Geräusch vernahm, als wenn eine Gewehrsalve abgefeuert würde, und gleich darauf kam der Ruf, daß das Schoonersegel geplatzt und fortgeflogen sei. Das war nun nicht gefährlich, aber ich nahm es als eine Mahnung und ließ sämmtliche Segel festmachen, sodaß wir nur noch unter Dampf liefen. Das Schiff rollte und stampfte infolgedessen sehr ungebärdig und nahm riesige Massen von Wasser über, wodurch der Aufenthalt an Deck sehr unbehaglich wurde.

Gegen zwei Uhr suchte ich die Kajüte auf, um ein wenig zu ruhen, und inzwischen übernahm der erste Steuermann das Kommando. Meiner Meinung nach war alles in bester Ordnung; der Ausguck war gut versehen, wir hatten Wasser genug um uns herum und unter uns; das einzige Unangenehme war der Nebel.

Anna, mein Weib, lag in tiefem Schlaf.

Ich streckte mich, in vollem Anzuge, auf eine Lade, fand aber keine Rast. Das war ungewöhnlich, denn es heißt ja, daß ein Seemann überall und unter allen Umständen schlafen könne, wenn er nur wolle; und das hatte sich auch bei mir stets bewährt. Ich fühlte mich beklommen und wie von Vorahnungen bedrückt; ich konnte mir keine Rechenschaft darüber geben, aber die unheimlichen Empfindungen verscheuchten mir den Schlaf, und ehe ich mir noch der Absicht bewußt geworden, stand ich schon vor der Koje meiner Frau und schaute sie an und wünschte, daß sie wach sein und zu mir reden möchte.

In demselben Augenblick lief das Schiff fest; — ich fühlte das Knirschen des vorderen Kiels auf dem steinigen Grunde. Es legte sich auf die Seite, die Maschine arbeitete noch immer mit voller Kraft; wir kamen aber keinen Zoll mehr vorwärts, das hatte ich an dem Stoß gefühlt, der mich gegen die Wand schleuderte, und das merkte ich auch an dem Donnern der Wasserfluthen, die jetzt über das Deck brachen.

Ich stürzte hinauf und vernahm das verworrene Rufen der Mannschaft. Der Nebel war noch immer dick und dazu regnete und hagelte es in Strömen. Ich befahl, daß die Maschine weiter arbeiten und zugleich, daß das Ruder hart backbord gelegt werden sollte, aber niemand achtete darauf, da sämmtliche Maschinisten und Heizer, in der Ueberzeugung, daß das Schiff sänke, an Deck gekommen waren und nun mit der Mannschaft die Boote zu Wasser zu bringen suchten. Ich erhielt den Eindruck, daß alle Mann von Bord gehen und mein Weib und mich unserem Schicksal überlassen würden, wenn ich mich nicht beeilte, mich ihnen anzuschließen; ich rannte daher wieder in die Kajüte, wo ich die Aermste, ganz außer sich vor Angst, mit dem eiligsten Ankleiden beschäftigt vorfand. Ohne auf ihre Fragen zu antworten, ergriff ich sie bei der Hand und eilte mit ihr an Deck.

Großer Himmel! Welch eine Nacht und welch eine Scene für ein armes, zartes Weib! Ein verzweifeltes Geschrei drang auf der Steuerbordseite aus dem tosenden Wasser herauf, und ich wußte nun, daß eins der Boote an der Schiffswand zerschmettert worden war, und daß seine Insassen mit dem Tode des Ertrinkens rangen.

»Hier ist meine Frau, Leute!« schrie ich. »Um Gottes Barmherzigkeit, nehmt sie mit, wenn Ihr von Bord geht!«

»Hierher, Kapitän!« rief der erste Maschinist. »Bringen Sie sie hierher, es ist noch Platz im Boot!«

Ich lief mit ihr auf die Backbordseite und gewahrte dort eines der Rettungsboote mit sieben oder acht Mann darin. Ich rief den Leuten zu, Achtung zu geben, dann hob ich meine Frau über die Bordwand, küßte sie, während ich sie hielt, und bat sie, keine Furcht zu haben; die Leute fingen sie auf und schrien mir zugleich zu, die Fangleine des Bootes loszuwerfen. Ich bedeutete sie, daß es besser sei, das Boot nach hinten treiben zu lassen und so lange am Heck festzumachen, bis ich mich von der Lage und dem Zustande des Schiffes überzeugt hätte; sie waren damit einverstanden, und ich machte die Fangleine hinter dem Ruder fest.

An Bord des Dampfers befanden sich außer mir jetzt nur noch drei Mann, darunter meine beiden Steuerleute; alle übrigen waren theils ertrunken, theils saßen sie bei meinem Weibe im Boot. Wir konnten vor Tagesanbruch nichts beginnen und suchten uns daher nur vor dem Wasser zu schützen, das in schweren Massen über das Schiff hereinstürzte. Ab und zu kroch ich nach hinten, um zu sehen, ob meine Anna noch im Boote war, und ob sie noch lebte, und dann kam ich zu den andern zurück, Gott dem Allmächtigen dankend, daß sie in dem kleinen Fahrzeug verhältnißmäßig sicher saß, und daß sie noch Aussicht hatte, mit dem Leben davonzukommen.

Wie aber soll ich beschreiben, was ich fühlte, als ich mir dann vergegenwärtigte, was sie in dem offenen Boote leiden mußte, gepeitscht vom Hagel und vom Regen, durch und durch erkältet und erstarrt von dem schneidenden, eisigen Winde, umhergeworfen auf den tosenden Wogen wie ein treibendes Baumblatt und jede Sekunde fürchtend, umgeworfen zu werden und — —.

Genug! — Der graue Morgen kam und zeigte uns, daß wir unweit der Küste von Jütland hoch und fest auf einem Riff säßen. Wir konnten in dem sich lockernden Nebel das Land sehen, von dem wir noch etwa vier Seemeilen entfernt waren. Der Dampfer stand voll von Wasser und sein Schicksal war besiegelt, obgleich er vorläufig, trotz des wüthenden Anpralls der Wogen, noch ziemlich fest zusammenhielt. Ich ging nach hinten, um meinem Weibe ein Wort des Trostes zuzurufen. Als die Leute mich gewahrten, schrieen sie herüber: »Werfen Sie die Leine los, Kapitän! Wir müssen's riskiren und dem Lande zutreiben; hier halten wir's nicht mehr aus!«

Meine Anna streckte die Arme nach mir aus.

»O, laßt ihn nicht zurück!« hörte ich sie rufen.

Das Boot aber war voll und konnte niemand mehr aufnehmen. Es ist möglich, daß die Leute fürchteten, ich würde das Boot heranziehen und zu meinem Weibe zu gelangen suchen, wodurch alle in die höchste Gefahr gerathen wären; mir wäre so etwas nimmermehr eingefallen, da ich außerdem auch noch die Gig zur Verfügung hatte, und ich war soeben im Begriff, die Leute aufzufordern, noch eine Weile im Schutze des Wracks auszuhalten, da das Wetter sich mit der Zeit ändern müsse, als der im Buge sitzende Mann sein Messer zog und die Fangleine durchschnitt. In demselben Augenblick wurde das kleine Fahrzeug von einer schweren Woge erfaßt, emporgeworfen und herumgeschwenkt; dann schoß es in die Höhlung der See hinab und das dazwischen rollende Wasser entzog es meinen Blicken. Als es wieder sichtbar wurde, trieb es kieloben, ein schwarzer Fleck in einem weißen Schaumgewühl, aus dem hier und da der Arm eines Ertrinkenden sich hervorstreckte.

Das alles geschah in einem Moment, und in einem Moment war's auch vorüber; ich stand, wie ein Mann, den der Blitz erschlagen hat, und der im Tode noch in seiner Stellung verharrt.

»Das Schiff geht in Stücke, Kapitän,« schrie der erste Steuermann und packte mich am Arm. »Um Gotteswillen, lassen Sie uns zusehen, daß wir davonkommen; wir sind verloren, wenn wir noch länger an Bord bleiben!«

Ich brach den Bann des Entsetzens und des Schmerzes, der mich gefesselt hielt und ich machte mich ans Werk, nicht um mein Leben zu erhalten, sondern um das meiner Gefährten retten zu helfen. Wäre ich allein gewesen, so würde ich mich an Deck niedergeworfen und den Tod erwartet haben. Der Schlag, der mich getroffen, hatte jeden Lebens-Instinct in mir ertödtet. — Wir brachten die Gig zu Wasser, und kamen dann alle mit dem Leben davon. —

„O mein Gott!" schloß der arme Mann verzweifelt, „warum mußte sie darauf bestehen, mit an Bord zu kommen? Warum blieb sie nicht zu Hause, um mich mit ihrer Liebe und ihrem Gottvertrauen trösten zu können, als ich aus diesem Schiffbruch als ein ruinirter Mensch zurückkehrte? Mein Patent hat man mir, da meine Schuld nicht zu leugnen war, genommen, nirgends kann ich mehr ein Schiff erhalten, und meine Anna, den Liebling meines Herzens, das beste, treueste Weib, das jemals einen Mann glücklich machte, habe ich vor meinen Augen in den Grund sinken sehen müssen! — O, warum mußte sie darauf bestehen? Warum mußte sie darauf bestehen?" wiederholte er. Dann erhob er sich, wie ein Geblendeter, und ging seines Weges, ich aber fand kein einziges Wort des Trostes gegenüber einem solchen Schmerz, den bloßes Mitgefühl doch nicht zu lindern vermochte.

Nachdruck verboten.

Zum 80. Geburtstage Adolf Menzel's.

Von Ludwig Pietsch in Berlin.

Mit einem Portrait Adolf Menzel's. Siehe Seite 181.

Am 8. December des Jahres 1815, jenem Jahre der endlichen Befreiung des Vaterlandes von dem Druck der Sorge um die Möglichkeit der Wiederkehr seiner Ueberfluthung und Unterdrückung durch die Heere des fränkischen Usurpators, wurde in einem Bürgerhause Breslaus ein Knabe geboren, welcher berufen war, der Schöpfer und Meister einer wahrhaft nationalen deutschen Kunst zu werden: Adolf Menzel. Mit sehr wenigen Ausnahmen zeigen auch die genialsten Männer in jenem hohen Alter, welches sich der dem Menschenleben gesetzten Grenze naht, ein allmähliches Ermatten der productiven geistigen Energie; bei diesem ruhmvollen Achtziger ist aber gegenwärtig noch nichts davon zu spüren. Jene Zeichnungen, landschaftliche Studien, große und kleine Studienköpfe nach der Natur, mit denen er die diesjährige Berliner Kunstausstellung schmückte, sind von einer staunenswerthen Vollendung, beweisen eine solche ungetrübte Schärfe des Blicks und eine so hohe Meisterschaft und Sicherheit in der Wiedergabe der natürlichen Erscheinung, daß unter allen den Tausenden von Gemälden und Zeichnungen ringsum nicht ein Stück zu finden gewesen wäre, das sie darin übertroffen hätte. Die Thatsache dieser vollkommenen Erhaltung der Kraft bis ins 80. Lebensjahr ist um so merkwürdiger und überraschender, als Adolf Menzel jederzeit und von frühester Jugend an aus dem ihm so reich strömenden Quell mit vollen Händen geschöpft hat. Die Menge der von ihm geschaffenen Werke jeder Art ist fast unabsehbar, schon allein der an die Oeffentlichkeit gelangten. Und ihnen entspricht eine noch viel riesigere Masse von Arbeiten, die die Mappen und Schränke des Meisters füllen, die Wände seiner Wohnung und Werkstatt bedecken und von ihm nur für seine eigenen Studienzwecke ausgeführt wurden. Bei einer so ungeheuren Production müßte, so sollte man annehmen, wenn man Menzel's Art nicht kannte, manches flüchtige, mehr obenhin behandelte, minderwerthige Werk mit unterlaufen. Nichts aber wäre irrthümlicher, als eine solche Meinung. Man hat nicht unzutreffend von Menzel gesagt: seine Muse sei das Gewissen. Er darf sich rühmen, — aber jedes Sichrühmen liegt und lag ihm immer fern, — nie während seiner ganzen langen Laufbahn etwas geschaffen zu haben, wobei er nicht mit ganzer Seele gewesen wäre, woran er nicht seine volle künstlerische Kraft gesetzt hätte. Trotz der Größe der Begabung, welche als köstliches Geschenk der Natur dem Knaben gleichsam in die Wiege gelegt wurde, ist es ihm nicht leicht gemacht worden, sich den Weg zu der Höhe im Leben und der Kunst zu bahnen, auf welcher wir ihn nun bereits seit manchen Jahrzehnten angelangt sehen, bewundert und als einer der Ersten, wenn nicht der erste Meister der Kunst unseres Jahrhunderts, von den Fremden wie von seinen Volksgenossen gefeiert. Mit der harten Noth des Da-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

seins hatte er von früh an zu kämpfen. Aber in dieser strengen Schule, in welche ihn sein Schicksal verwies, hat er seine Kraft gestählt, seinen künstlerischen und menschlichen Charakter ausgeprägt; und nur in ihr vielleicht konnte er zu dem Manne reifen, als der er sich in der Kunst und im Leben bis auf diesen Tag bewährt hat. Mit dem fünfzehnjährigen Knaben, mit dessen Mutter und zwei Geschwistern übersiedelte der Vater, der in Breslau ein Mädchenerziehungs-Institut geleitet hatte, 1830 nach Berlin. Seit dieser Sohn einen Stift halten konnte, hatte er die leidenschaftliche Lust zum Zeichnen bekundet und, ohne einen Unterricht darin genossen zu haben, Hand und Auge auf seine eigene Art unablässig geübt, Bildnisse und Gestalten nach der Natur gezeichnet, große Compositionen in der Weise der Linienstiche in sorglichen Schraffirungen mit Bleistift oder Feder ausgeführt. So war er bereits geschickt genug geworden, um dem Vater zur Hand zu gehen, der in Berlin sein Heil in der damals eben aufgekommenen Lithographie versuchte und ein lithographisches Institut zu gründen beabsichtigte, wie es der Hofkunsthändler Louis Sachse dort betrieb. Aber der Vater starb, als der Sohn kaum das sechszehnte Jahr erreicht hatte. Dieser erkannte es als seine heilige Pflicht, den Seinigen den verlorenen Ernährer zu ersetzen. Ein gleich nach seiner Ankunft in Berlin unternommener Versuch, in der Kunst-Akademie als Schüler zu arbeiten, war von ihm wieder aufgegeben worden. Er wurde sehr bald inne, daß die Wege, welche die Schüler damals dort geführt wurden, nicht die seinigen, ihm gemäßen wären. Die lebendige Wirklichkeit mit der unendlichen Fülle ihrer mannigfaltigen Erscheinungen und die großen alten Meisterwerke, die er im Museum fand, — sie waren ihm bessere Lehrer, als jene Klassen-leitenden Herren Professoren.

Um die von ihm übernommene Pflicht zu erfüllen, scheute der junge Zeichner keine Art von illustrativer Arbeit. Die Technik der lithographischen Zeichnung, mit der Feder, wie mit der Fettkreide auf Stein, hatte er sehr bald beherrschen gelernt. In der einen, wie in der anderen führte er in jenen ersten dreißiger Jahren eine enorme Menge von Blättern und Blättchen für die verschiedensten Zwecke aus: Neujahrswünsche und Tischkarten, Etiketten, Randzeichnungen, Gedenk- und Titelblätter, Kinderbuch-Illustrationen u. s. w. Aber jedes dieser nöthigt uns auch heute noch zu einer mit Rührung gemischten Bewunderung des Ernstes und der vollen Hingebung an jede Aufgabe, des ehrlichen Bemühens, sein Bestes zu geben. So unermüdlich arbeitend für den Broderwerb, stieg der junge Künstler höher und höher, und sein reiches Talent reifte in überraschender Schnelligkeit. Mit einem cyklischen Werk, jener Folge von lithographischen Federzeichnungen, die eines „Künstlers" leidvolles „Erdenwallen" illustriren und, mit einer bedeutsamen, höchst geist- und phantasievollen Deckelzeichnung geschmückt, bei L. Sachse gedruckt und in dessen Verlag erschienen sind, erregte der Achtzehnjährige zuerst die allgemeine Aufmerksamkeit und lenkte die Beachtung auch der älteren, gefeierten Meister auf sich. Rasch folgten dann jene Jugendwerke, welche diesen Compositions-Cyklus weit hinter sich ließen: die mit der Kreide lithographirten Compositionen zu einem Leben Luther's, durch die er sehr schwache und talentlose derartige Bilder eines anderen Zeichners zu ergänzen übernahm; die bewundernswürdigen, mit der Feder auf Stein gezeichneten Einzelblätter „die fünf Sinne" und „das Vaterunser", Schöpfungen voll tiefsinniger Symbolik, Zeugnisse des originellsten schöpferischen Talentes und einer erstaunlichen Reife des zeichnerischen Könnens; die Folge von historischen Compositionen, die 1836 unter dem Titel „Denkwürdigkeiten der preußisch-brandenburgischen Geschichte" bei Sachse erschienen. Sie sind in der damals noch so unentwickelten lithographischen Technik mit der spitzen Kreide auf Stein ausgeführt, aber dabei von einer unvergleichlichen Großartigkeit der Composition, einer Wahrhaftigkeit und Lebensfülle, wie wir sie vergeblich in einem geschichtlichen Bilde der damals hochgepriesenen Münchener und Düsseldorfer Historien-Maler suchen würden. Schützenbriefe, Festkarten, Titelbilder, wie jenes geistvolle Meisterwerk, die Titelzeichnung zum 3. Bande des vom Grafen Raczynski verfaßten Prachtwerks über die neue, deutsche Malerei, gingen in derselben Zeit in großer Zahl aus Menzel's nie rastenden Händen hervor. Gleichzeitig arbeitete er mit gewohntem Ernst und immer wachsendem Erfolg daran, sich auch die Technik der Aquarell- und Oelmalerei anzueignen. Ein kleines Bild: „Consultation beim Advocaten" (Ende des 16. Jahrhunderts) und ein größeres: „Eine Gerichtsscene", die Ueberführung eines Frauenmörders vor dem Tribunal angesichts der Leiche seines Opfers, im Kostüm derselben Zeit, beweisen, von welch' glänzendem Erfolg diese Bemühungen schon damals gekrönt wurden.

Entscheidend für Menzel's ganzes Leben und fernere künstlerische Entwicklung aber wurde ein Auftrag, den er damals übernahm: das von Franz Kugler verfaßte, bei Weber und Lork in Leipzig erschienene, populäre Werk „Das Leben Friedrichs des Großen" mit 400 in Holz zu schneidenden Zeichnungen zu schmücken. Menzel hatte sich bereits in der Zeichnung auf dem Holzstock für den Schnitt versucht, in den beiden mächtigen Compositionen: „der Tod des Franz von Sickingen" und „Guttenberg und Fust, den ersten Abdruck ihres Bibelwerkes prüfend". Nach Jahrhunderte langem Todesschlaf war damals der Holzschnitt, wie in Frankreich und England, so auch in Deutschland zu neuem Leben erwacht. Durch Menzel's Zeichnungen auf dem Holzstock für jenes Kugler'sche Werk und die von ihm zur treuesten Wiedergabe seiner Zeichnungen streng angehaltenen Holzschneider, wurde diese Kunst-Technik bei uns in wenigen Jahren zu einer unerreicht gewesenen Blüthe und Leistungsfähigkeit gebracht.

Ehe Menzel aber an die Zeichnung seiner Illustrationen ging, begann er eine beispiellose Studien-Arbeit, um sich die volle Anschauung der Menschen und Localitäten, Sitten, Trachten, Architekturen, Lebensarten aller Klassen im Zeitalter Friedrichs des Großen zu erwerben. Dann erst nahm er das Werk in Angriff. So ausgerüstet, schuf er ein in seiner Art etwas wahrhaft Einziges, mit dessen Reichthum an Phantasie und Geist, an gründlicher Kenntniß der Epoche und der Natur wie Meisterschaft der Zeichnung, speciell in Bezug auf Holz, sich nichts anderes vergleichen kann. Für lange Zeit wurden seitdem der Held dieses Buches, seine Thaten und Erlebnisse, seine Paladine, sein Heer die Hauptgegenstände für Menzel's Kunst. Durch die Illustrationen des Kugler'schen Buches war Friedrich Wilhelm IV. auf den genialen jungen Zeichner aufmerksam geworden. Als der König die Prachtausgabe der Werke seines großen Ahnen veranstalten ließ, wurde Menzel auch mit deren Illustrirung beauftragt. In diesen ca. 200 Vignetten, welche in höchster Vollendung durch die Holzschneider Unzelmann-Müller und die Gebrüder Vogel facsimile geschnitten wurden, scheint das künstlerische Vermögen des Meisters mit der Größe der Aufgabe, mit dem Gefühl, zu seinem gefeierten Helden in unmittelbaren, geistigen Zusammenhang zu treten, noch gewachsen zu sein. Menzel's Studien des Zeitalters des großen Königs betrafen speciell auch dessen Armee. Er legte die Resultate in dem nur in dreißig Exemplaren gedruckten, aus 300 großen, mit der Feder auf Stein gezeichneten Darstellungen bestehenden Werke nieder, welche alle Truppentheile und alle Chargen der Armee des Königs, getreu ihrer wirklichen Erscheinung, in ihren, aufs genaueste nachgebildeten und nachgemessenen Ausrüstungen, Uniformen und Waffen veranschaulichen. Die Illustrationen zu den Werken Friedrichs wurden 1849, diese Zeichnungen zu dem Armeewerk 1857 vollendet. Während beider Jahrzehnte entstanden außerdem Aquarelle und Oelgemälde in großer Zahl, welche Scenen aus dem Leben des Königs verherrlichten. Eine Gruppe der köstlichsten, in Gouache gemalten Compositionen ist besonders den heitern Rheinsberger Tagen des Kronprinzen gewidmet. 1855 trat Menzel dann mit dem ersten jener berühmten größeren Oelgemälde aus dem Leben des Königs, des Geistes- und Kriegshelden, hervor, durch welche der große Zeichner sich auch seinen Platz unter den besten Malern, und zwar nicht nur unter denen seines Vaterlandes, eroberte: „Die Tafelrunde Friedrichs zu Sanssouci", der König im runden Speisesaal des Schlosses im angeregten Dessert-Geplauder mit Voltaire und den anderen Freunden jener glücklichen Zeit. Auf den, dieser Ausstellung von 1850 in immer zweijährigen Zwischenräumen auf einander folgenden akademischen Kunstausstellungen zu Berlin erschienen die Bilder: „Friedrich empfängt die Huldigung der schlesischen Stände zu Breslau": „Das Hofkonzert zu Sanssouci (1750)", — jenes auch coloristisch so bewundernswürdige Gemälde, welches heute eine der edelsten und köstlichsten Zierden der National-Gallerie bildet; „Friedrich der Große auf Reisen": das gewaltige Bild des nächtlichen Heldenkampfes des überfallenen Heeres im Flammenschein des brennenden Dorfes, „Friedrich und die Seinen bei Hochkirch"; „Des Königs Begegnung mit Kaiser Joseph II. im Schloß zu Neiße"; das unvollendet gebliebene, große Gemälde „Friedrich, seine Generäle vor der Schlacht von Leuthen anredend" und die „Ueberraschung des österreichischen Generalstabs durch den König nach dieser Schlacht im Schlosse zu Lissa." —

Diesen fünfziger Jahren entstammen auch jene großen Holzzeichnungen der Einzelgestalten Friedrichs und seiner berühmtesten Kriegsführer, Zeichnungen, die, von Kretzschmar vollendet in Holz geschnitten, unter dem Titel „Aus König Friedrichs Zeit" mit Text im Verlage von Alexander Dunker in dem Jahre 1856 erschienen sind. Noch einmal, wohl zwanzig Jahre später, wählte Menzel die Gestalt des Königs und einzelne Scenen aus dessen Leben zum Gegenstand einiger prachtvoller Holzzeichnungen für das Illustrirte Werk „Germania". Bei allem Volk führte er den Ehrentitel: der Maler Friedrichs des Großen; während sich doch schon damals sein künstlerisches Schaffen durchaus nicht auf dieses historische Stoffgebiet beschränkte, sondern der ganzen Natur und dem ihn umgebenden wirklichen Leben, wie der Phantasie-Welt und der Geschichte anderer Zeitalter eben so häufig die Stoffe entlehnt, als dem Zeitalter und dem Leben jenes königlichen Helden. So führte er in den ersten fünfziger Jahren die geistreichen Aquarellen des Albums für die Kaiserin von Rußland zur Erinnerung an das ihr als Braut zu Potsdam gegebene „Fest der weißen Rose" aus; so das Deckengemälde im Kronprinzen-Palais „Blüchers und Wellingtons Begegnung nach der Schlacht von La belle Alliance"; so Bilder mannigfachster Gattung mit lithographischer Tusche und Schabeisen auf Stein, welche unter dem Titel „Versuche mit Pinsel und Schabeisen" erschienen sind; so in der gleichen interessanten Technik das große, merkwürdige, charakteristische Blatt: „Christus als Knabe im Tempel zwischen den Schriftgelehrten". Dies ist eine Reproduction eines von Menzel damals gemalten Transparent-Bildes, dem noch zwei andere: „Der Hausstand des ersten Menschenpaares nach der Vertreibung aus dem Paradiese" und „Christus vertreibt die Händler und Krämer aus dem Tempel", zur Seite stehen.

Durch ein bedeutsames Ereigniß in der Geschichte Preußens wurde Menzel im Jahr 1861 auf ein ganz anderes Darstellungsgebiet hinübergedrängt. König Wilhelm I. berief ihn, bei dem Akt der Krönung in der Schloßkirche zu Königsberg gegenwärtig zu sein und das Bild dieses glänzenden, weihevollen Vorgangs zu malen. Das so entstandene Werk bleibt für alle Zeiten ein großartiges Denkmal der, die Schilderung eines wirklichen zeitgeschichtlichen Ereignisses sich zur Aufgabe stellenden Malerei, ein unschätzbares Dokument jenes Tages, mit dem eine neue Epoche in der Geschichte unseres Vaterlandes begann. Auch in des Meisters Leben eröffnete es einen neuen, glänzenden Abschnitt. Er führte das große Bild in dem ihm dazu als Atelier eingeräumten Gardes-du Corps-Saal im königlichen Schlosse aus. Mit allen Mitgliedern des königlichen Hauses und des preußischen Königshofes, die ihm dort zu seinen Studien Sitzungen gewährten, kam er in nahe Berührung. Sie lernten die ganz eigenartige Größe des Künstlers und des Charakters kennen und gebührend schätzen. Der Maler Friedrich des Großen wurde zu dem Künstler, in dessen Gemälden das Hofleben der glorreichen Regierungszeit Wilhelm I. im treuesten, geist- und reizvollsten künstlerisch verklärten Spiegelbilde festgehalten ist. Zu allen Hoffesten wurde er fortan eingeladen, und sein nie versagendes künstlerisches Gedächtniß hielt die tausendgestaltige Fluth der blendenden Erscheinungen, wie auf der photographischen Platte fixirt, unverlierbar fest, welche er dann in einer langen Reihe farbenprächtiger, graziöser, lebensvoller Gemälde in Oel- und Gouache-Farben gleichsam wieder ausgestrahlt hat. Durch die Kriegs- und Siegesthaten Kaiser Wilhelms und seiner Paladine wurden wieder andere Menzel'sche Kunstschöpfungen veranlaßt: wie das dem Könige vom Magistrat gestiftete Gedenkblatt, oder die in Aquarell gemalte herrliche Illustrirung der Scherenberg'schen Verse, mit denen der König bei seinem Siegeseinzuge 1866 begrüßt worden war; dann das ergreifende Bild, welches die Stimmung des ganzen Volkes an jenem Tage so treu und echt zur Anschauung bringt: „die Ausfahrt König Wilhelms zur Armee und in den französischen Krieg, Unter den Linden am 31. Juli 1870." Die großen Bilder der Gestalten Bismarck's und Moltke's zur Decoration der Akademie-Façade während des Siegereinzugs nach diesem Krieg. Die Ehrenbürgerbriefe der Stadt Berlin für diese beiden Männer, u. a. m. Von Menzel's derartigen beziehungsreichen, phantasievoll erfundenen, mit höchster Kunstvollendung ausgeführten Adressen, Gedenk-, Widmungs- und Huldigungsblättern für Personen und Institute wäre noch eine ganze Reihe von nicht minder bedeutenden Schöpfungen aufzuführen. Aber es ist ebenso unmöglich, ihnen allen auf dem uns hier zugemessenen Raum gerecht zu werden, wie der ungeheuren Menge köstlicher Aquarell-, Gouache- und Oelgemälde, welche allein schon während der letzten 25 Jahre aus Menzel's Werkstatt hervorgegangen sind. Wie die winterlichen Hoffeste, so gaben Menzel seine in jedem Sommer wiederholten Reisen, die sich nur ausnahmsweise über die Grenzen Deutschlands hinaus nach Italien und Paris erstreckt haben, den unerschöpflichen Stoff zu immer neuen und immer gleich vollendeten und merkwürdigen Gemälden. Das Pariser Volksleben schilderte er in seinen Bildern aus dem Tuilerien-Garten, aus dem Luxenburger Garten, aus einer Straße in Alt-Paris, aus der Ausstellung von 1867. Von einem Ausfluge nach Verona brachte er die Anregung und die Studien zu dem berühmten Bilde des bunten Volksgewühls und Markttreibens auf der Piazza d'Erbe mit heim. Zahllos aber sind die Bilder, die mit der höchsten und miniaturartigen Vollendung auf dem kleinsten Raum ausgeführten Gouache- und Oelbilder, zu welchen ihm seine alljährlichen Reisen durch Süd-Deutschland, sein sommerlicher Aufenthalt in Kissingen, Salzburg, Innsbruck, Stoff und Motive gaben, sowie die Bleistift-Studien nach landschaftlichen und architektonischen Scenerien und Menschengestalten. Unmöglich ist es, hier auch nur ihre Titel aufzuführen. Ebenso zahllos sind auch die Aquarelle, Gouachen und Zeichnungen von den Straßen, aus den Gärten, den Kanalufern und Plätzen Berlins, alle diese Architektur-Stücke, Interieurs, Scenen aus dem Gesellschafts-, dem Volks- und aus dem Thierleben in Haus und Hof, im Zoologischen Garten. Viele der schönsten Darstellungen waren ursprünglich für das dem Söhnchen und dem Töchterchen seiner Schwester, Frau Musikdirector Krigar, angelegte Kinderalbum ausgeführt. Das mit diesen köstlichsten Perlen Menzel'scher Kunst gefüllte Buch ist später für die Berliner National-Galerie erworben worden. In dieser hat auch das grandiose Bild des Eisen-Walzwerks, aus den Jahren 1872 bis 1874, eine gebührende Stätte gefunden, das die Arbeit in einem solchen, vom Tosen, Rasseln und Schnurren der Maschinenräder und vom betäubenden Lärm der Hämmer durchhallten, von Staub und Qualm erfüllten, vom flackernden Schein der Ofenfeuer und der aus ihnen gezogenen, langgereckten, rothglühenden Eisenstangen phantastisch beleuchteten Raum mit unnachahmlicher Energie, in der ganzen Wahrheit seines Total-Eindruckes, wie aller Details, so packend schildert. Nicht unerwähnt darf auch noch jenes letzte große Holzschnittwerk des Meisters, die Illustrationen zu Heinrich v. Kleist's „zerbrochenem Krug" bleiben, die in Bezug auf Erfindung, Gestaltung und Ausführung in der ersten Reihe aller je von Menzel geschaffenen Zeichnungen stehen. Nicht übersehen sei auch die Gesammtheit der Original-Radirungen auf Kupfer, die er seit seinen ersten Versuchen in dieser Technik im Jahre 1844 bis diesen Tag in immer steigender Vollendung geliefert hat, und ebenso jene Folge von Gouache- und Oelbildern, von frei erfundenen, novellistischen, bald ernsten, bald von geistreichem Humor sprühenden Scenen aus dem Mittelalter („Rüstkammer-Phantasien" betitelt), aus dem 16. und 17. Jahrhundert, welche besonders den letzten dreißig Jahren entstammen.

Als vor zehn Jahren des Meisters 70. Geburtstag gefeiert und alle Ehren von Seiten des Kaisers, des Kronprinzen, der Stadt und Universität Berlin und der gesammten Künstlerschaft auf sein ehrwürdiges Haupt gehäuft wurden, konnte man glauben, er könne nun ausruhen von seiner ungeheuren Lebensarbeit. Aber zum Rasten und Ausruhen blieb ihm das Talent versagt. Ununterbrochen folgte seitdem wieder Bild auf Bild, Zeichnung auf Zeichnung und heute noch steht er vor uns, in seinem patriarchalischen Alter unübertroffen von jeder jüngeren Kraft, der Stolz seines Vaterlandes, ein leuchtendes Beispiel für alle künftigen Künstler-Generationen, verehrt und geliebt von seinem Kaiser, von den Besten seiner Zeit und seiner Nation, und wie kein anderer flößt er dem Auslande Respect vor deutscher Kunst, deutschem Genie, deutscher Geistes- und Gemüthstiefe und deutschem Arbeitsernst ein. Wünschen wir uns Glück, daß wir sagen können: „Er ist unser!"

Nachdruck verboten.

Am Waldrand.

Zu dem Gemälde von H. Darnaut in Wien. — Siehe Seite 180.

Das gleiche stimmungsvolle Element, das ein Lenau'sches Gedicht mit einem so melancholischen Zauber erfüllt, ist auch über die Darnaut'sche Landschaft, ein Motiv aus dem Bakonyer Wald in den Karpathen, gebreitet. „Am Waldrand" nennt der Künstler das Bild. Im Mittelgrunde recken einige prächtige Eichen ihre knorrigen Aeste auf; ein wenig dahinter liegt ein einzelnes Gehöft, eine mit Stroh bedeckte Hütte, von einer Eiche überragt, von morschem Bretterzaun umgeben. Nach rechts ein Wald hochstämmiger Eichen, von wenigen gefleckten Birkenstämmen unterbrochen; den Hintergrund schließt niedriges Unterholz ab. Dem Vordergrunde, dem mit Haidekraut bestandenen Terrain, das unregelmäßige Sandwege und Sand-Ausbuchtungen durchschneiden und auf dem eine Schafherde friedlich weidet, ist ein breiter Raum zuertheilt worden, wodurch das Bild sich räumlich vertieft, und der Beschauer gleichsam in die Landschaft hinein gezogen wird. Ueber dem Ganzen breitet sich ein herbstlicher Himmel, dessen Dunkel nach unten zu abnimmt und die Hütte, wie die sich daran schließenden Bäume als scharfumrissene Silhouetten dastehen läßt. — Mit außergewöhnlichem malerischen Feingefühl ist der Vorwurf gesehen und auf die Leinwand gebracht worden. Die Rieseneichen in der Mitte sind gesunde Prachtexemplare mit ideal schönen Contouren; die Strohhütte steht so malerisch wie möglich da; die Schafherde bietet die nothwendigen hellen Farbenflecke, um den Vordergrund zu beleben, und dennoch empfängt man nirgends den Eindruck des Componirten oder Berechneten.

Hugo Darnaut, von dem das Heft 16 der „Illustrirten Frauen zeitung" den poesievollen „Abendfrieden" brachte, wurde im Jahre 1851 zu Anhalt-Dessau geboren, besuchte die Akademie in Wien und setzte später seine Studien in Düsseldorf fort. Seinem künstlerischen Schaffen ist die verdiente Anerkennung nicht versagt geblieben. C. E.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: J. Wilda, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Erstes Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. December 1895. — XXII. Jahrg., Heft 23.

Frau Rosa Kahlig.

Nach einer Photographie von E. Bieber, Hof-Photograph, Berlin.

Ein Liebling des österreichischen wie des reichsdeutschen Publicums ist in den letzten Jahren die Sängerin Frau Rosa Kahlig geworden. Mit einer umfangreichen Altstimme begabt, deren Kraft und Schmelz noch in steter Zunahme begriffen sind, dabei von gewinnender Anmuth der Erscheinung, bringt die junge Künstlerin schon an äußerlichen Mitteln alles mit, um auf der Bühne wie auf dem Konzert-Podium einen hervorragenden Platz zu behaupten. Ist sie auch vor allem befähigt, das Empfindungsvolle, Getragene und den hohen Stil heroischer Leidenschaft tonkünstlerisch zum Ausdruck zu bringen, so erweist sich die Sängerin nicht weniger für die Muse Schubert's als eine berufene und auserwählte Interpretin. — Rosa Kahlig ist ein echtes Wienerkind und hat als solches bei zwei Wiener Künstlern, Professor Reß und Dr. Hans Paumgartner, ihre ersten Berufsstudien gemacht. Nach dem Tode ihres Vaters, eines österreichischen Artillerie-Hauptmanns, im Offizierstöchter-Institut zu Hernals erzogen, trat sie schon mit dem sechzehnten Lebensjahre in das Wiener Conservatorium ein, in dem eine edelsinnige Gönnerin, die bekannte Kunstfreundin Baronin von Todesco, ihr einen Stiftungsplatz gewährte. Geradwegs von der Hochschule aus wurde die angehende Künstlerin an das Stadttheater in Brünn engagirt; aber ihr ernsterer Sinn bestimmte die junge Sängerin auf die rauschenden Erfolge der Bühne zu verzichten und die weltbedeutenden Bretter mit dem Konzertsaal zu vertauschen, in dem sie, kurz vor ihrem Scheiden von der Donaustadt, neben der Bewunderung der großen Zuhörermenge auch das besondere Interesse der hochmusikalischen Kronprinzessin-Witwe Stefanie erweckte. Seit 1893 wirkt Frau Kahlig in ihrem freundlichen Heim in der Winterfeldstraße in Berlin als gesuchte und geschätzte Gesanglehrerin. Wie stetig daneben ihre eigene künstlerische Laufbahn aufwärts strebt, beweist der Beifall, den die Darbietungen ihres Talentes in mehreren Konzerten in der deutschen Reichshauptstadt fanden, und ebenso der glänzende Erfolg der Tournée, die sie gegenwärtig mit dem Hospianisten Sally Liebling und der Geigerin Bianca Panteo durch die größeren Städte Deutschlands macht. G. v. L.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Wie alljährlich, so fanden sich auch diesmal in den nach Schluß der großen Ausstellung am Lehrter Bahnhof eröffneten ersten Winter-Expositionen der Berliner Kunsthandlungen eine Anzahl besonders tüchtiger Schöpfungen von Frauenhand. Bei Ed. Schulte, Unter den Linden, stellte Marie von Keudell prächtige Landschaften, Naturstudien aus der holsteinischen Ebene, Marie von Bunsen feinempfundene eigenartige Binnensee-Studien und Garten-Scenerien aus. Grete Waldau brachte eines ihrer sauber und technisch correct gemalten Architektur-Bilder zur Schau, Frau Max Ehrler zwei flott und breit hingeworfene decorative Blumenstücke, Traute Steinthal das lebensgroße Pastell-Bildniß einer liebreizenden blonden Frau, sowie die Oel-Portraits einer schwarzgekleideten Dame und eines Knaben. Clara Gumpertz' „La France-Rosen" und Katharina Klein's in Aquarell gemalte „Malven" wetteiferten mit einander an duftiger Leichtigkeit und Farbenschöne. Bei Gurlitt, Leipzigerstraße, in dessen Salons die modernste Richtung ihr Heim aufgeschlagen hat, wurden neben dem von Poesie durchhauchten Frauenkopfe „Sehnsucht" von Dora Hitz die Portrait-Werke, Oelbild und Radirung, eines ungemein kraftvollen, aber noch nach Klärung ringenden weiblichen Talentes, A. Costenoble, vorzugsweise bemerkt.

— An alle edeldenkenden Frauen richtet der „Berliner Thierschutz-Verein" die Aufforderung, zu einem Verbande zusammenzutreten, der dem modernen Ausputz der Hüte mit Vogel-Leichen entgegenwirken soll. Dieser, dem Nachdenken des weiblichen Geschlechtes warm anzuempfehlende „Aufruf an die deutschen Frauen" ist gegen Briefmarken-Einsendung, 14 Stück à 15 Pfg., franco zu beziehen durch den Berliner Thierschutz-Verein, H. Beringer, Berlin, SW, Königgrätzerstraße 108.

— Eine den Leserinnen der „Ill. Frauen-Zeitung" wohlbekannte Vorkämpferin für die Ausbreitung des Christenthums unter den Heiden, Gertrud Götze, wurde vom „Frauen-Verein für die christliche Bildung des weiblichen Geschlechtes im Morgenlande" von neuem nach Indien entsandt.

— Die unter dem Schriftsteller-Namen Villamaria bekannte Frau Pastorin Maria Timme, geb. Jeserich, ist hier kürzlich gestorben. Ihre Jugendschriften und Märchenbücher „Elfenreigen", „Rheinklänge", „Verschollne Mär", „Im Bann der Kinderträume" u. s. w. sind in den weitesten Kreisen bekannt geworden.

Steinheid i. Th. — An die deutsche Frauenwelt, die nun bald den strahlenden Weihnachtsbaum schmücken will, ergeht vornehmlich der nachfolgende Ruf. Zum Besten der armen Glasbläser in dem auf der rauhesten Höhe des Thüringer Waldes, am Rennsteig, gelegenen Dörfchen Steinheid hat ein Comité einen directen Versand des von jenen Arbeitern gefertigten Christbaumschmuckes aus Glas mit Silberspiegel eingerichtet. Ein 5 Mk.-Kistchen davon enthält ca. 100 Silber- und Goldkugeln in 10 Ketten, Engel, Glocken, 1/2 Dtzd. größte, 2—3 Dtzd. mittlere, 2—3 Dtzd. kleinere Sachen in Glas- und Lametta-Ausführung. Pfarrer Roth und Maler Edw. Koch in Steinheid in Thüringen nehmen Aufträge entgegen.

Baden-Baden. — Eine beachtenswerthe Distanz-Fahrt auf dem Zweirade machte kürzlich die Prinzessin Friedrich Karl von Hohenlohe-Oehringen. Die fürstliche Bycilistin legte am ersten Tage 36 km von Baden-Baden bis Karlsruhe, am zweiten 175 km von Karlsruhe nach Wiesbaden zurück.

Wien. — Zu einem Theater-Ereigniß ersten Ranges gestaltete sich für unsere Kaiserstadt das kürzlich erfolgte Wiederauftreten der großen Tragödin Charlotte Wolter, die ernste Krankheit über ein Jahr lang von der Bühne ferngehalten hat. Vom frühen Morgen an harrte das Publicum vor den Theater-Eingängen, um nur ja Einlaß zu finden. Ein Beifall, wie ihn selbst das Burgtheater nicht oft erlebt, überschüttete die macht- und glanzvoll wie nur je auferstandene Grillparzer'sche „Sappho" der berühmten Schauspielerin; der Kaiser und der gesammte Hof wohnten der Aufführung bei.

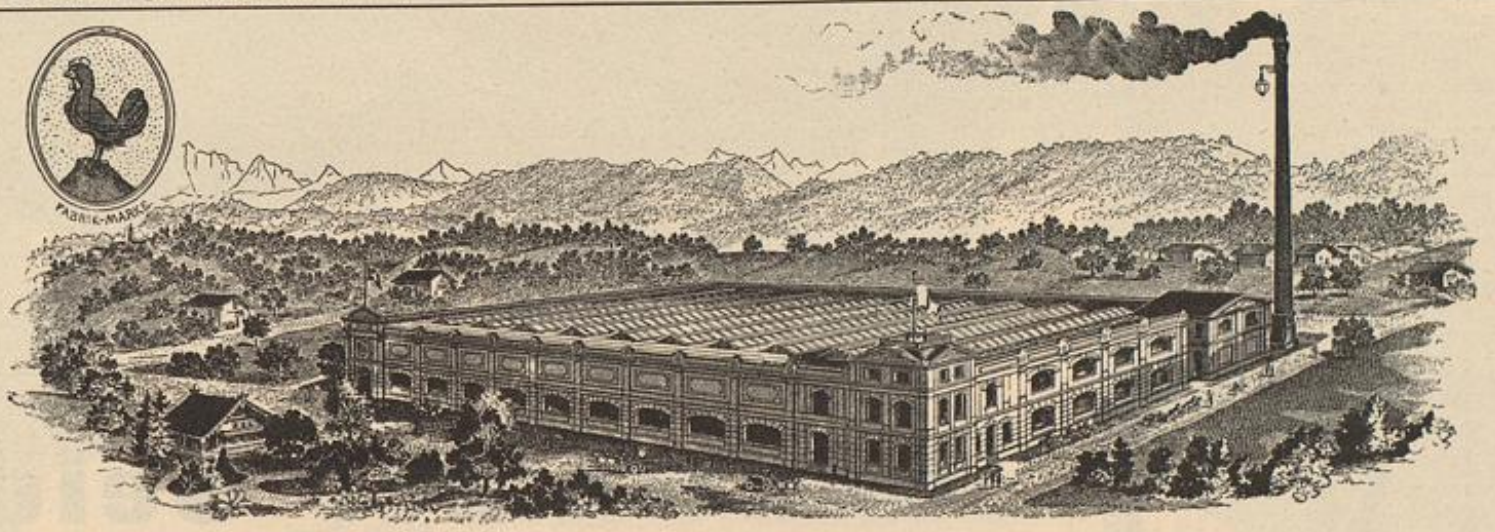
London. — Die dem Prinzen Karl von Dänemark seit kurzem verlobte Prinzessin Maud von Wales hat zwei eigenartige Lieblingsbeschäftigungen. Die eine besteht darin, am schnurrenden Spinnrad den silbernen Faden zu drehen, die andere im Schnitzen von Meerschaum-Köpfen. So besitzt der deutsche Kaiser eine von der Prinzessin kunstvoll geschnitzte, einen preußischen Landwehrmann darstellende Meerschaum-Pfeife.

Die Mode.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Von allen Pelzarten, die bei der heutigen Frauentracht zur reizvollen Verwendung gelangen, ist Chinchilla eine der elegantesten, jedoch am kleidsamsten dann, wenn sich ihr abstechender dunkler Pelz als modegerechte Garnitur gesellt. In farbiger Darstellung erscheint an einem halblangen Cape auf dem Umschlagsbilde der heutigen Nummer der prächtige, glänzende Astrachan mit Chinchilla verbrämt. Wir geben hier mit der Rückansicht eine nicht weniger vornehm wirkende Variation in der Zusammenstellung des schimmernden Silbergrau mit tiefschwarzem Sammet. Weich legt sich die breite Pelzverbrämung um den faltenreichen Rand des Cape; im Zusammenhang damit steigen strahlenförmig die einzelnen, sich nach oben verjüngenden Pelzstreifen auf, eine Anordnung, welche die Gestalt höher und schlanker erscheinen läßt. Zur pikanten Umrahmung des Kopfes gestaltet sich der leicht nach aufwärts gebogene, pelzgefütterte Stuart-Kragen, den volle Rosetten aus schwarzem Atlasband stützen. A. L.

Sammet-Cape mit Pelzbesatz.



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) **Zürich**

empfiehlt:

Seiden-Damaste

Mk. 1.35

bis **Mk. 18.65** p. Meter — ab meinen eigenen Fabriken —

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v.	**Mk. 1.35—18.65**	**Seiden-Grenadines**	v.	**Mk. 1.35—11.65**
Seiden-Bastkleider per Robe	„	„ 13.80—68.50	**Seiden-Bengalines**	„	„ 1.95— 9.80
Seiden-Foulards	„	95 Pfge.— 5.85	**Seiden-Surahs**	„	„ 1.35— 6.30
Seiden-Masken-Atlas	„	60 „ — 3.15	**Seiden-Faille française**	„	„ 2.45— 9.85
Seiden-Merveilleux	„	75 „ — 9.65	**Seiden-Crêpe de Chine**	„	„ 2.35—10.90
Seiden-Ballstoffe	„	60 „ —18.65	**Seiden-Foulards japan.**	„	„ 1.45— 5.85

p. Meter.

Seiden-Armûres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. **porto-** und **steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

— Bei den meisten Premièren des Lessing-Theaters herrscht neben der literarischen Spannung noch ein starkes anderes Interesse, das für die Toiletten der Darstellerinnen! Unter diesen weiß besonders Fräulein Reisenhofer stets einen feinen individuellen Geschmack mit Erfindungsgabe zu vereinen. Jedesmal ist es der Stoff, der ihr die Ideen giebt; derselbe wird vor dem Spiegel an ihrer Gestalt drapirt und dann nach seiner hervorstechenden Eigenart verarbeitet. Fast an das Kostüm einer Seejungfrau, das Wasser, Wellenschaum und Schilfblätter verkörpern soll, erinnert die schöne Toilette, die die Künstlerin im dritten Akte von „Gräfin Fritzi“, als Vertreterin der Titelrolle, trägt. Schwere, blau und grün changirende Seide, erscheint auf jeder Tütenfalte des bei aller Weite die Gestalt graziös umspielenden Rockes mit einer abgepaßten Spitzen-Application geschmückt. Breite Spitze ist blusenartig auf der Taille geordnet, sodaß diese fast ganz davon verdeckt wird. Die Aermel bildet, durch steife Unterlage modengerecht abstehend erhalten, gleiche Spitze, über die sich einzelne Stoffpatten, genau in der Form von Schilfblättern, breiten. Originell wirkt eine Garnitur aus festonartig hängender Spitze, die zwischen Aermel und Jabot vermittelt und durch Rosetten abgeschlossen wird. C. E.

Gesellschafts-Toilette. Frl. Reisenhofer in „Gräfin Fritzi“.

— Der sommerliche „Helgoländer“ unserer Kleinen erscheint in etwas modificirter Form als gar reizvolle Umrahmung jugendfrischer Gesichter für die Wege zu Konzert oder Theater. Damit aber die zierlich geordnete Frisur so wenig wie möglich gedrückt werde, fertigt man diese Kopfbedeckungen aus allerleichtester Seide ohne feste Grundform, nur auf einem seidenen Futter. Die Machart verdeutlicht besonders die kleine Rückansicht, die den faltigen, nach unten eingereihten Kopf und den in Säumchen geordneten, geraden Vordertheil wiedergiebt. Für den Abschluß-Volant wurde ein Stoffstreifen erst in Plissé gebrannt, dann in Tollfalten gelegt. Unser Modell besteht aus crêmefarbiger Surah mit gleichfarbigem Fischgräten-Stich zwischen den Säumen. C. E.

— Jenes Symbol von Pracht und Würde, die Schleppe, erreicht ihre Vollendung in der Cour-Schleppe, die nur bei den seltenen höchsten Festtagen des höfischen Lebens zur Entfaltung gelangt. Auch sie ist von dem Wechsel der Mode nicht unberührt geblieben; die zunehmende Weite der Röcke verlangt entsprechende Breite der Schleppe, sodaß eine solche in diesem Jahre oft bis zu fünf Bahnen aufweist, bei der üblichen Länge von drei bis drei und ein halb Metern. Es braucht kaum betont zu werden, daß die Toilette selbständig für sich gearbeitet und die Schleppe von der Taille ausgehend darüber geknöpft wird. An den Seiten bleibt dieselbe vollständig lose, damit die Möglichkeit gegeben ist, sie über den Arm zu schlagen, denn nur während der Minuten der Défilir-Cour darf sie sich voll entfalten. Mit Fries- oder Watte-Einlage versehen, erhält die Schleppe leichtes Seidenfutter; um bei der Stoffmenge ihr Gewicht nicht noch zu vermehren, sieht man von allen reichen Garnituren ab und begnügt sich mit einer schmalen Randverzierung, einem Pelzstreifen, echten Spitzen oder einer dicken Seidenschnur. — Die ausgebreitete Schleppe unserer Darstellung besteht, in Uebereinstimmung mit der Taille, aus violettem Sammet und ist mit Blaufuchsstreifen eingefaßt, die auch den Ausschnitt und den Aermel umgeben. Unterkleid und Plastron der Taille sind aus weißem, golddurchwirktem Brocat gefertigt; den Rock begrenzt eine Goldfranze über schmalem Plissé. Wird das Kleid ohne Cour-Schleppe getragen, so ergänzt es eine ganz in Weiß und Gold gehaltene Taille. Für eine sehr junge Dame, die zuerst bei Hofe vorgestellt wird, ist die zweite Toilette aus rosenrothem Merveilleux bestimmt. Gaze-Puffen, von Bandschleifen unterbrochen, umgeben die Schleppe, gleiche Bänder sind lose über die Blusentaille gelegt und spannen sich über die Vorderbahn des Rockes, unten von Schleifen gehalten. Die in der Mitte stehende Figur zeigt die Vorderansicht der Toilette mit Sammetschleppe, die links stehende eine Robe aus gelber Seide, auf der Vorderbahn mit Margueriten reich gestickt, die Taille mit gelbem Krepp garnirt. Es gehört dazu eine Schleppe aus gelbem Atlas, von Krepp-Puffen umrandet. Sämmtlichen Toiletten gemeinsam ist der vorschriftsmäßige, die Schultern frei lassende Ausschnitt und das Schleier-Arrangement aus Spitzen oder Malines-Tüll, das, auf dem Hinterkopf in einem Knoten zusammengenommen, in zwei Enden bis zur Kniehöhe hernieder fällt. Auch die stilvolle Toilette, die jenes der heutigen Nummer beigegebene Colorit Nr. 1150 bietet, würde sich sehr gut für die Zusammenstellung mit der Cour-Schleppe eignen. Allerdings müßte dann auf den Prinzeß-Schnitt des Originales verzichtet werden. C. E.

Theater-Capotte aus Stoff.

Toilette der Erzherzogin Annunziata beim Abschieds-Diner in Schönbrunn.

Wien. — Bei den großen Festlichkeiten zu Wien und Prag, welche die Installation der Erzherzogin Maria Annunziata zur Aebtissin des adeligen Damenstiftes am Hradschin zu Prag begleiteten, trug die Prinzessin eine Reihe von Toiletten, die in bewunderungswürdiger Weise ebenso die Jugendlichkeit der hohen Frau berücksichtigten, wie die Würde ihrer Stellung. Für den Krönungsakt selbst war eine Robe aus schwerstem schwarzen Atlas bestimmt mit blusiger Musselin-Taille, überlegt mit Jet- und Flitterstickerei auf schwarzem Tüll nebst breiter Epaulette-Passe und Stehkragen aus Musselin, alles ausgestattet mit großen Rosetten; von den Schultern abwärts fiel der überaus lange Schleppenmantel aus schwarzem Sammet mit breitem Hermelinbesatz; dazu die Krone und das breite blaue, schräg über die Brust gelegte Ordensband. Bei dem Abschieds-Diner im kaiserlichen Lustschlosse zu Schönbrunn in Wien trug die Erzherzogin eine ebenso reizende wie originelle Robe aus schwerem weißen Satin mit zartem Rosen-Guirlanden-Muster im Stile Ludwig XVI. Die Aermel waren halb aus diesem Stoff, halb aus rosa Atlas hergestellt und durch breite Spitzen-Epaulettes verschleiert; gleiche Spitze bildete eine Art Blusenjäckchen über einem doppelten Plissé aus rosa und weißem Musselin, das als Decolleté-Abschluß rüschenartig auseinander fiel; der Gürtel bestand aus rosa Atlasband. Unsere zweite Darstellung gilt der beim Diner des kaiserlichen Statthalters Grafen Thun in Prag getragenen Robe aus lichtblauem Grosgrain, deren Taille muschelförmig in Falten arrangirt und am oberen Rande mit bogiger Spitzen-Incrustationen aus gelben points d'aiguille abgeschlossen ist, belebt von verstreuten Goldflittern; Puffen aus blauem Chiffon-Krepp stützen die Muschelfalten am Ausschnitt. Der gefaltete obere Aermelrand legt sich direct über die Schultern; lichtrosa La France-Rosen schmücken die rechte Brustseite. Blaues Atlasband für Gürtel und Schlupfenrand der Aermel. — Jugendlich zart ist ein Theaterkleid

Toilettte der Erzherzogin Annunziata beim Diner des Grafen Thun.

Toilette mit Cour-Schleppe aus Sammet. — Ball-Toilette mit Stickerei. — Vorderansicht der Toilette mit Cour-Schleppe aus Sammet. — Toilette mit Cour-Schleppe für junge Damen.

(Fortsetzung siehe im dritten Beiblatt.)

Schweizer Seide.

Seidenstoff-Fabrikanten in der Schweiz . .	ca.	**80**
Seiden-Webstühle (Handstühle)	ca.	24,000
Seiden-Webstühle (mechanische)	ca.	8,000
Seidenstoff-Produktion per Jahr	ca.	30,000,000 Meter.

Seidenstoff-Proben — grosse — unserer Vorräte in **schwarz, weiss** und **farbig** von 55 Pf. bis 20 Mark per Meter senden wir auf Verlangen umgehend an jedermann und fügen zur Bequemlichkeit der geehrten Damen **frankierte Retour-Adressen** bei.

Die **gewählten Stoffe** senden wir **porto- und steuerfrei** in die Wohnung, in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)
Seidenstoff-Export.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zweites Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. December 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 23.

Weihnachts-Arbeiten.

Einem unseren Leserinnen lieb gewordenen Brauche folgend, ist in den letzten Jahresnummern unseres Blattes eine besondere Beilage den Weihnachts-Arbeiten gewidmet, und schon zu verschiedenen Malen wurde an dieser Stelle eine Auswahl der mannigfaltigsten Gegenstände geboten, gleichsam ein Resumé all der Techniken, die im Laufe des Jahres neu aufgetaucht, oder der alten, die in neuen Formen erschienen waren. So berücksichtigen wir auch heute Kunstfertigkeiten mancher Art, in dem Bestreben, allen Wünschen Rechnung zu tragen. Pinsel und Stift, Meißel und Nadel, Hammer und Zange finden ihr Arbeitsfeld, der ätzenden Säure nicht zu vergessen, die auf vorgeschriebener Fläche Ornamente von prächtiger Wirkung hervorruft. Beginnen wir zunächst mit einer Nadelarbeit, in der sich nordisches Material mit dem englischen Blumenstil zu vereinigen sucht. Das längliche Kissen, ein moderner Ersatz der guten alten Schlummerrolle, ist auf dunkelblauem nordischen Woll-Canevas mit nordischer Wolle im Flachstich, Faden um Faden, gearbeitet. Das Mittelfeld des 24 cm breiten, 94 cm langen Musters zeigt gerade aufsteigende Blumen und ist oben wie unten je von einer 2 cm breiten, bandartig gemusterten Borte, zu beiden Seiten von einer 8 cm breiten Blätterborte begrenzt. Hellbraune Leisten umrahmen die Borten; in der schmalen wechseln theegrüne und rosa Streifen, in der breiten gelblicholiv und theegrüne Blätter mit bunten Blüthen. Die Blumen markiren sich in hellblauen, rosa und lila Schattirungen mit oliv oder bronzefarbenen Kelchen; das Laub stimmt mit dem der Borte überein. Da man das Muster vorgezeichnet und selbst mit bereits gespannten Fäden kaufen kann, ist die Arbeit angenehmer als das Sticken nach einem Typenmuster. An den Ecken des mit Daunen gefüllten Kissens tragen große Pompons aus franzenartig geschnittenen Tuchstreifen drei Bällchen an je 12 cm langen Tuchriemchen. Eines dieser kleinen Bällchen, die gleich den großen in den Farben der Stickerei und des Grundstoffes gehalten sind, bietet die Darstellung naturgroß. Neben dem englischen Blumenstil zumal dominiren die gefälligen Formen des Rococo-Genre. Besonders die Malerei wird den hier sich bietenden Aufgaben mit Freuden gerecht, und so sehen wir auf einem zierlichen Rococo-Leuchter aus weißem Porzellan goldene Gitter und leicht hingeworfene lose Blumen auf zart holzfarbenem Grunde. Die Lichthülse und das aufwärts gebogene Ende der Schale, welches den Griff ersetzt, sind mit mattem Grün überlegt, von dem Gold-Ornamente wie Blumen gut loskommen. Im gleichen Geschmack wie der Handleuchter ist das Flacon gehalten, das eine alte, noch heute in der Königl. Porzellan-Manufactur zu Berlin geführte Form zeigt. Mit dem Deckel 13 cm Höhe zu $6^1/_2$ und 5 cm Breite messend, erscheint das auch als Theebüchse verwendbare Flacon auf den Seitenflächen mit bunten Blumen bemalt, die theils zwischen den Ornamenten aufsteigen, theils von oben herabfallen; ein lichter gelbbrauner Grund liegt zwischen den reliefartig hervortretenden Rococo-Ranken, die mit stumpfen Gold bemalt sind. — Dieselbe Hand, die eben noch den Pinsel geführt hat, um jenes reizende Ding zu schaffen, greift nun vielleicht nach dem Schnitzmesser, um auch

Flacon mit Porzellan-Malerei.

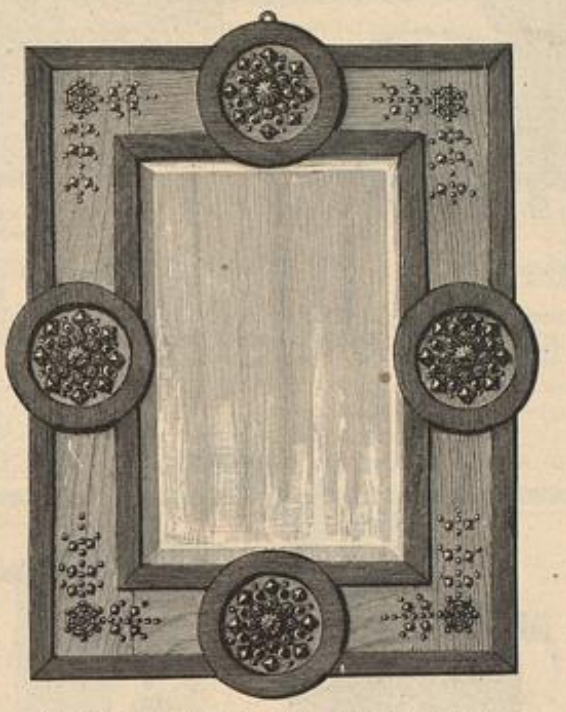
Handleuchter mit Porzellan-Malerei.

Quaste zum schwedischen Kissen.

Schlüsselkörbchen mit Kerbschnitt-Arbeit.

Schwedisches Kissen mit Flachstich-Stickerei. Siehe die naturgroße Quaste.

den praktischen Bedürfnissen der Hausfrau entgegenzukommen. Allerliebst ist das kleine Schlüsselkörbchen aus leichtem Holz, das innen dunkelgrünes, straff über Carton gezogenes Tuch bekleidet. Bei der langen, schmalen Form der Wände, — 20 und 12 cm Länge zu $5^1/_2$ cm Höhe, — sind für die Verzierung besonders zierliche Sterne und Rosetten in einem langgestreckten Viereck vereinigt, das von Doppellinien, gepunzten Ecken und einem Zackenrändchen eingeschlossen wird; ein Vergißmeinnicht-Börtchen schmückt den 2 cm breiten, 22 cm langen Bügel. Das tief braun gebeizte Holz erhält einen leichten Anstrich von dunklem Brunolein, der ihm sanften lederartigen Glanz verleiht. Gleichfalls aus Holz, aber mit der beliebten Nagelarbeit ausgestattet, erscheint der Spiegel- oder Bilderrahmen, dessen Grundform aus $1^1/_2$ cm starken, $7^1/_2$ cm breiten Leisten derart zusammengefügt wurde, daß ein Raum von $30^1/_2$ cm zu $20^1/_2$ cm für die Bildfläche frei bleibt. Diesem ganz weiß gelassenen weißen Rahmen sind an beiden Rändern $1^1/_2$ cm breite dünne Leisten aufgelegt, denen sich, je in der Mitte der Quer- und Längsflächen, Reifen von knapp $10^1/_2$ cm Durchmesser einfügen. Den inneren Raum dieser Rundungen, die man moosgrün beizt, wie die schmalen Leistchen, füllen kegelförmige, eckige und flache Bronze-Nägel in ersichtlicher Anordnung. In den Ecken der Grundform gruppiren sich um eine durchbrochene Bronze-Rosette kleinere Nägel zu zierlichem Ornament. — Bei dem jetzt immer weiter verbreiteten elektrischen Lampenlicht dürfte ein Schirm willkommen sein, der nicht allein die Augen vor dem



Spiegel- oder Bilderrahmen mit Nagelarbeit.

blendenden Lichte schützt, sondern zugleich am Tage einen hübschen Zimmerschmuck bildet. Zur Herstellung desselben werden aus weißem Krepp-Papier 18 ovale Theile von 24 cm Länge zu 13 cm Breite geschnitten, wobei zu beachten ist, daß die feinen Rippen des gekreppten Papieres querlaufen; ferner sind erforderlich sechs ovale gelbgrüne Kreppttheile von 15 cm Länge zu 9 cm Breite. Zwölf der weißen Blätter färbt man mit Anilin-Farben rosa und mattblau, mit hellgelben Spitzen, die sechs anderen Blätter nur mattblau, und zwar alle strichweise von der Mitte des Blattes nach außen. Nach vollendetem Färben kräuselt man die Ränder durch Drücken mit den Fingern und näht dann die einzelnen Blätter einer kreisförmigen Grundform aus weißer Seide von 20 cm Durchmesser auf. Je sechs Blätter sind in gleicher Höhe zu befestigen, die folgenden 2 cm höher und in versetzter Reihe. Ehe man die gelben Kelchblätter aufnäht, wird in der Mitte der Seidenfläche ein Drahtreifen von 7 cm Durchmesser und in seiner Mitte einen Blattstiel mit mehreren länglichen grünen und braunen Papierblättern befestigt. Die Drahtrundung bildet einen festen Boden und verhindert das Abgleiten des Schirmes, der wie eine Riesenblume die Lampenglocke umschließt.

Ein altes Wort sagt: „Das Auge ißt mit", — es verlangt seinen Antheil am wohlbesetzten Tisch wie der Magen, und deshalb ist es auch nicht gleichgültig, wie und worin wir die Speisen bieten. Mit erhöhtem Wohlgefallen wird man die Brodschnitten auf dem fein geschnitzten Brodteller liegen sehen, dessen vertiefter Fond einen achtstrahligen Stern auf gepunztem Grunde zeigt. Den schräg abfallenden Rand schmücken dicht an einander tretende Palmetten. Aus naturfarbenem Birnbaumholz hergestellt, mißt der Teller $27^1/_2$ cm Durchmesser, der Rand allein $4^1/_2$ cm, der Stern in der Mitte 10 cm. Neben den zierlichen Kerbschnitten des Tellers erscheint die Ausführung des Garderoben-Halters breit und massig, wie es die Technik des Rheinischen Rundschnittes bedingt. In kleinerem Format, als Schlüsselbrett gearbeitet, dürfte die hübsche Vorlage gleichfalls willkommen sein. Zur Anwendung beim Schneiden gelangen die breiten Flach- und Rundeisen, wie sie auch die Ausgründungs-Technik erfordert, und da bei größeren Gegenständen meist Eichenholz gewählt wird, so hilft man der Hand mit einem Holzhammer, dem Klöppel, nach. Wir erwähnten bereits die alte, wieder neu aufgenommene Technik gelegentlich der Besprechung einer Anleitung dazu unter „Literarisches" in der Nr. vom 1/10. 95 und weisen auf diese wegen Vorlagen u. s. w. zurück. — Das glückbringende Kleeblatt ist eines der beliebtesten Motive zur Verzierung von Mappen, Taschen und, wie die Darstellung zeigt, kleiner Stehrahmen, die ein liebes Bild umschließen sollen. Auf dem mit gelbgrünlichem Seidenreps bezogenen Rahmen von 16 zu 13 cm Größe erscheinen die Kleeblätter einzeln wie zu einem Sträußchen vereinigt. Im Plattstich mit Filoselle Seide in natürlichen Farben gestickt, heben sich die Glücksbringer plastisch ab, wie aus der naturgroßen Wiedergabe des Ekstrauße hervorgeht. Mit Blumen geschmückt, erscheint auch das flache, mit weißem Leder bezogene Kästchen, auf dessen Deckelflächen lose verstreute Veilchen in überraschender Naturwahrheit gemalt sind. Zur Aufnahme von Schmuck, Nadeln oder dergl. bestimmt, mißt das Kästchen nur 9 cm Länge zu 6 cm Breite und $2^3/_4$ cm Höhe und wird mit schmalem mattlila Seidenbändchen geschlossen. Wieder sind es Blumen, doch weder gemalte noch gestickte, die sich auf der glänzenden Kupferfläche der Decorations-Schüssel

Papierblume als Schirm für elektrische Lampen.

Brodteller mit Kerbschnitt an gerauhtem Grund.

Garderoben-Halter oder Schlüsselbrett. Rheinischer Rundschnitt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Gestickte Kleeblätter zum Bilderrahmen.

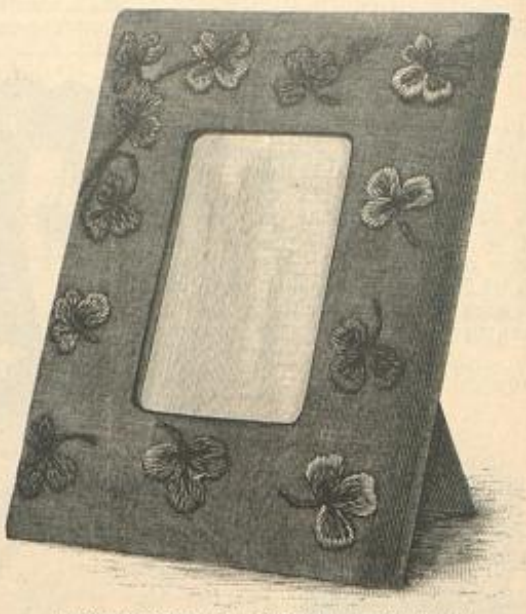
ausbreiten. Auf das sauberste geätzt, zeigt die vernickelte Kupferplatte ein wundervolles Farbenspiel, dessen vollen Reiz unsere Darstellung leider nicht wiederzugeben vermag. Die Blumen und Blätter ruhen silbern auf dem leuchtenden, genarbten Kupfergrunde; ein nicht minder interessanter Effect läßt sich bei umgekehrter Aetzung erzielen, wobei sich dann die rothen Kupfer-Ornamente von dem Nickelgrunde abheben. Der Durchmesser der Schüssel beträgt 30 cm, die Breite des Randes 4 cm. — Um einfaches Spielzeug reizvoll auszustatten, sodaß selbst Erwachsene ihre Freude daran haben, soll das kleine Hühnerhaus Anregung geben. Mit schrägem Dach, — Brennstift und rothe Farbe legten die Ziegel auf, — mißt das Häuschen vorn 12, hinten 10 cm Höhe bei 5 cm Tiefe und $6^1/_2$ cm Breite. Die Thür mit vergittertem Fenster schließt Hühnerstall und Schweinekoben zugleich: eines der Borstenthierchen ist auf der Seitenwand abconterfeit, Zeichnungen à la Max und Moritz bedecken die Rückwand. Kleine hölzerne Hühnchen, mit Federn beklebt, sind auf das Dach geflogen. Da wir gerade der Kurzweil unserer Kleinen gedenken, so sei auch der Spülwanne für die Puppenküche ein Wort gewidmet, die 7 cm Durchmesser und $1^3/_4$ cm hohe Wandung hat. Rothe Beeren und grüne Blätter schmücken die Wanne, deren Reifen der Brennstift allein ausführt. Der kleinen Puppenmama ist ferner der zierliche, mit Malerei und Holzbrand ausgestattete Tritt zugedacht, der auch als Sitzbank dienen kann. Im ganzen 27 cm hoch, springt der untere Theil der oben 10 cm breiten Seitenwände bis auf 28 cm Breite vor. Seitenwände und Trittbretter, je 13 cm breit und 30 cm lang, zieren Heckenrosen, in natürlichen Farben; Ränder und Verbindungsleiste ornamentirt der Brennstift. — Zunächst für Süßigkeiten bestimmt, später als Blumentopf-Behälter dienend, ist die kleine Schiebekarre in Kleineisen-Arbeit ausgeführt und bronzirt. Die Karre selbst verlangt zwei je 32 cm lange Blechstreifen, die an einem Ende zu den Handhaben gebogen werden und zwischen den anderen Enden das Rad — 7 cm Durchmesser — aufnehmen. Der Boden der Karre besteht aus vier Stäben und drei S-Figuren, die sich von 8 auf 6 cm verjüngen; die gleiche, leiterartige Anordnung zeigt die Rückwand. Auf dem Boden steht ein Korb von 26 cm Umfang und 8 cm Höhe, zusammengefügt aus Stäben und S-Formen, oben durch eine Reihe C-Figuren abgeschlossen. Gedrehte Blechstäbe befestigen den Korb auf der Karre und steigen längs ihrer Rückwand auf. — Der zierlich ausgestattete Arbeitsbeutel ist so recht geeignet das Plätzchen zu schmücken, das sich die junge Hausfrau für ihren Nähtisch erwählt hat. Zur Herstellung hat man einen 48 cm hohen, 90 cm langen Stofftheil, hier rosa Damast, mit vier Stickerei-Borten zu verzieren. Dieselben setzen in 8 cm Entfernung von dem einen Längsrand, späteren unteren Rande des Beutels an und steigen in 18 cm Höhe auf. Als Mitte der Borte markirt sich eine Goldlitze, von übergreifenden Stichen aus grüner Seide gehalten; Goldflittern beleben das Band und die mit grüner Seide in Stielstich ausgeführten Arabesken. Nach vollendeter Stickerei ist der Damasttheil zur Rundung zu schließen und mit Seide zu füttern; gleiche Seide bekleidet den runden Carton-Boden von 9 cm Durchmesser. Seinem Umfang wird die Stoffweite durch vier Tollfalten angepaßt; an der Stelle, wo die Stickerei ansetzt, näht man den Boden ein, sodaß der unbestickte Theil des Beutels als Köpfchen nach unten fällt. $^1/_2$ cm breites rosa Band kreuzt sich über dem Boden und hängt von seiner Mitte aus in Schlupfen und Enden nieder. Gleiches Band bildet den Gegenzug in einem 9 cm vom oberen Rande abgesteppten Zugsaum und wird ebenfalls mit einem hübschen Schleifen-Gehänge abgeschlossen. Jedes Band-Ende verziert eine Goldkugel, welche ein Knoten hält; das überstehende Stückchen ist auszufasern.

E. F.

— Gerade für den weihnachtlichen Fleiß noch zurecht kommt eine interessante und praktische Neuheit auf dem Gebiete der Brandmalerei: die Decorations-Stifte von Emil Kohm in Karlsruhe. Dieselben werden auf einen, für diesen Zweck vorhandenen, spitz gebogenen Brennstift gesteckt und ermöglichen eine schnelle gleichmäßige Anfertigung von zierlichen Mustern — Kreisen, Ovalen, Dreiecken, Vierecken, Herzformen, Blättern und Blumen in 20 verschiedenen Mustern. Die einzelne Spitze kostet 1 Mark, der ganze Satz 16 Mark. Schon mit einigen Formen lassen sich allerlei Grundfüllungen zusammenstellen, zierliche Umrahmungen von Kästchen ꝛc. Wird der Stift sicher geleitet und gleichmäßig erhitzt, so werden die Zieraten regelmäßig, wie es bei freier Handzeichnung nicht möglich wäre. Sind Verbindungslinien nothwendig, so lassen sich diese nachher mit dem gewöhnlichen Brenner ausführen. Besonders sind die Decorations-Spitzen für Schriftverzierung geeignet. Bei Wandsprüchen finden die verschiedenen Formen zur Füllung von Buchstaben Verwendung, sei es, daß sich die Stempel vom dunkelgebrannten Grunde hell abheben, oder daß man sie durch Ausmalen farbig belebt. — Bei dieser Gelegenheit sei auch noch auf die andern Erzeugnisse der gleichen Fabrik hingewiesen, namentlich auf die Platin-Iridium-Stifte, die besser und dauerhafter sind als die nur aus Platin hergestellten, weil das Material den Vorzug größerer Härte und eines höheren Schmelzpunktes als Platin besitzt. Sehr zweckmäßig erweisen sich die nicht heiß werdenden Halter mit gebogenem drehbarem Schlauchtheil, eine Neuheit, welche gesetzlich geschützt ist. Das Gleiche ist der Fall bei einer praktischen Tretvorrichtung mit aufklappbarer Fußtasche — das Gebläse läßt sich auseinander nehmen und daher auch zum Handbetrieb benutzen — und einer Anglühvorrichtung. Letztere steht in Verbindung mit dem Flaschentheil und erzielt eine kräftige Stichflamme, in der man den Stift in wenigen Secunden anglühen kann.

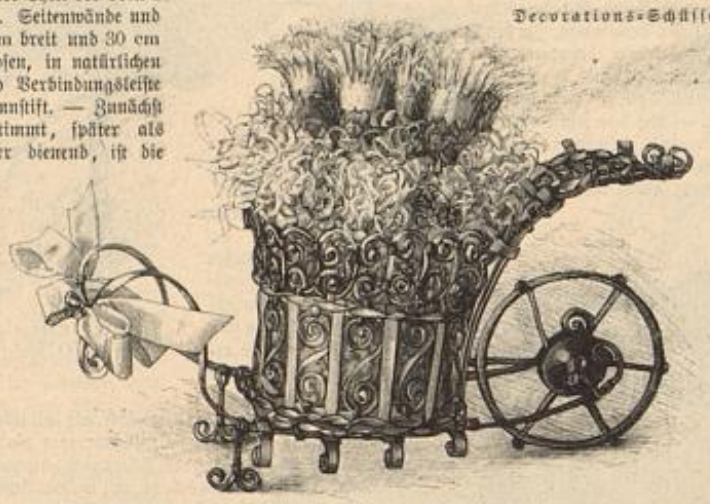
O. A.

Decorations-Schüssel mit Aetzarbeit auf Kupfer.

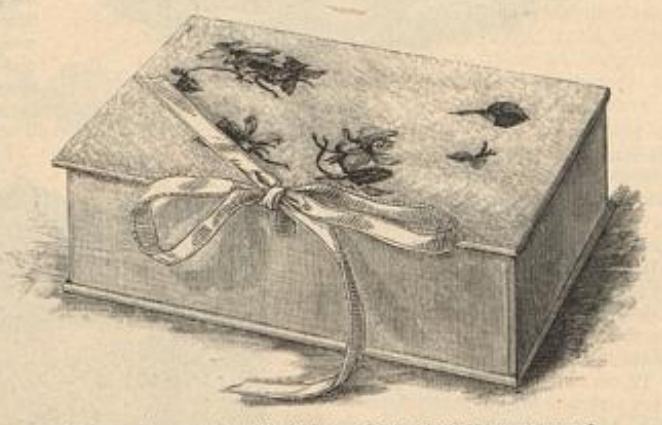


Bilderrahmen mit gestickten Kleeblättern. Siehe die Stickerei naturgroß.

Veilchen auf Leder gemalt, zum Kästchen.



Schiebekarre als Confect-Behälter. Kleineisen-Arbeit.



Kästchen mit gemalten Veilchen. Siehe die Veilchen naturgroß.

Hühnerhaus mit farbiger Brandmalerei. Kinderspielzeug. Vorder- und Rückansicht.

Salontritt mit Brandmalerei für die Kinderstube.

Spülwanne mit farbiger Brandmalerei für die Puppenküche.

Bezugsquellen:

Schwedisches Kissen: P. Lindhorst, W, Mohrenstr. 38. — **Handleuchter**, unbemalt: S. Wezlar, W, Potsdamerstr. 6. — **Flacon** unbemalt, Königl. Porzellan-Manufactur, W, Leipzigerstr 2. — **Leuchter und Flacon** bemalt: Frl. M. von Jaski, W, Potsdamerstr. 28 (auch Unterricht). — **Schlüsselkord, Brodteller, Vorlagen:** Frau Clara Roth, W, Lützowstr. 84 a. — **Garderoben-Halter** oder **Schlüsselbrett:** J. Dahmann, Köln a. Rh., Martinsabteigasse 7. — **Papierblume als Lampenschirm:** L. Schreibmayr München, Theatinerstr. 10. — **Bilderrahmen mit Nagelarbeit:** J. A. Pecht, Konstanz i. B. — **Gestickter Bilderrahmen, Pompadour:** Geschw. Rehm, W, Leipzigerstr. 129. — **Geätzte Decorations-Platte:** Atelier für kunstgewerbliche Frauen-Arbeiten, Dresden, Victoriastr. 21. — **Holzwaren für die Puppenküche:** Frl. G. Wunder, W, Siegismundstr. 3. — **Salontritt:** Frl. E. Hofmann, Lette-Verein, SW, Königgrätzerstr. 90. — **Kohm's Decorations-Spitzen u. Brenn-Apparate:** H. Schlittermann, Berlin, C, Seydelstr. 14.

Arbeitsbeutel mit leichter Stickerei.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Drittes Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

1. December 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 23.

aus ganz durchsichtigem, hellblauem, dicht plissirtem Krepp für Taille, Berthe, sowie den runden Rock, nur die Aermel sind aus glattem Stoff hergestellt. Für die Reise erhielt die Erzherzogin ein englisches Kostüm aus gemsbraunem Alpacca mit Bluse aus braunweißcarrirter, mit Rosen-Bouquets chinirter Seide; das doppelreihige Jacket ist vorn weit, rückwärts anliegend mit faltigen Schoß. Interessant ist der Umstand, daß für die Prinzessinen des erzherzoglichen Hauses stets nur ein Wiener Haus, in diesem Falle das Atelier der Frau Anna Gröber gearbeitet hat, von dem ersten Kleidchen bis zur Ausstattung. R. Br.

* * *

— All der märchenhafte Glanz und Luxus, der den Zarenthron umstrahlt, hat sich auch der Ausstattung für den erhofften Thronerben mitgetheilt. Bei aller Kostbarkeit und Schönheit in Stoff und Ausführung war gleichzeitig der praktische Zweck berücksichtigt. Bis in die kleinsten Details ist die Ausstattung nach englischer Mode und in raffinirtestem französischen Geschmack ausgeführt; daß dieselbe in Paris gefertigt wurde, bedarf wohl keiner Erwähnung. Die Jäckchen aus weichstem Flanell sind in drei verschiedenen Größen vorhanden, — von jeder Gattung zwölf Dutzend, — und ganz mit duftigen Spitzen überzogen. Aus holländischem Leinen, das hierfür in besonderer Feinheit gewebt wurde, bestehen die Windeln. Sehr elegant ausgestattet wurden die Lätzchen aus gesticktem Batist mit gesteppter Piqué-Unterlage; viele derselben sind reich mit Spitzen-Volants besetzt. Für die Bademäntel aus feinstem weißen Flanell mit Capuchons und seidenen Schnüren wurde der Stoff doppelt genommen. Alle Wäschestücke, mit Ausnahme der Windeln tragen die überaus zierlich eingestickte Kaiserkrone. Weiße, mit Atlas gefütterte Lederschuhe erscheinen ebenfalls mit Spitzen verziert und mit Schwanenflaumen verbrämt. Die größte Pracht aber entfalten die Tragmäntel aus weißer schwerer Seide mit Eiderdaunen gefüttert, darüber Pelerinen aus Thibet-Ziegenfell; auch leichtere Kaschmir-Mäntel mit gestickten Blumen-Guirlanden, die auf einem Grund von Valenciennes-Spitzen ruhen, sind vorhanden. Auf besonderen Wunsch der Kaiserin wurden weiße Atlasmäntel mit Hermelin gefüttert und garnirt; dazu gehören Capote-Hütchen mit Straußenfedern geschmückt. Kurze Mäntel in allen Farben, mit übereinanderfallenden Kragen und verschiedenartigster Pelzverbrämung, und viele Dutzend Handschuhe aus weißem Sammet mit Eiderdaunen gefüttert, seien noch erwähnt. Alle diese Schätze ruhen in drei großen, mit weißem Atlas ausgeschlagenen Spiegelschränken. In einer künstlerisch ausgeführten Cassette, die einen russischen Bibelspruch zeigt, liegen das Waschzeug und die Kämme aus Elfenbein und Malachit. Zum Befestigen der Jäckchen, Windeln ꝛc. sind Dutzende von goldenen Sicherheitsnadeln beigefügt. Reizende Nadeln, für die die Perlen vom Zarenhofe geliefert wurden, zeigen das Wort „Baby". Selbstverständlich bildet das edelsteingeschmückte Taufgewand aus Gold-Brocat den Höhepunkt aller Eleganz und Kostbarkeit.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Unter dem Namen „Mallard Floß" von der bekannten Londoner Firma James Pearsall eingeführt, dürfte die prächtige Seide für viele

Decke. Plattstich-Stickerei mit Pearsall's „Mallard-Floß-Seide" auf Damast.

Arbeiten von großem Werthe sein. Wie alle Pearsall'schen Stickseiden ist auch dieses neueste Material luft- und waschecht, selbst in den zartesten Farbentönen. Reicher Glanz, Weichheit des Fadens, leichte Theilbarkeit desselben und Ausgiebigkeit beim Arbeiten zeichnen die Seide aus, die vorwiegend für Kunststickereien auf Seide, Gaze, Plüsch, Sammetleder u. s. w. sich eignet. Der ungetheilte, nur leicht gedrehte Faden deckt wie andere Filoseide, und der getheilte Faden ist ein treffliches Stickmaterial für die feineren Partien an Blüthen, Arabesken, Ranken u. s. w. Leider kann unsere Darstellung den Reiz der Farbe nicht wiedergeben, aber auch ohne diese läßt sich erkennen, wie prächtig die Wirkung der mit Mallard-Floß-Seide gearbeiteten Decke ist. Weißseidener Damast bildet den Grund, von dem sich die stilisirten, im Plattstich gestickten Blumen-Ornamente in den Ecken klar abheben. Je zwei sich schräg gegenüber liegende Zweige sind in der gleichen Farbe gehalten, die Sternblumen purpurroth, die tulpenartigen lachsfarben, und zwar schattiren die Blumen vom hellsten, fast weißen Farbenton bis zur dunkelsten Nuance. Die Blätter wechseln in Reseda und zartem Moosgrün, zusammengefaßt durch matt bronzene Bänder. Eine 3 cm breite weiß-rosa Franze, wie man sie an alten italienischen Stickereien findet, säumt die 67 cm im Quadrat große Decke, die weiß seidenes Futter zeigt. E. F.

— Zu verschiedenen Malen haben wir von den prächtigen Kunststickereien berichtet, die mit der Singer-Maschine ausgeführt werden. Heute nehmen wir von einem neuen Zweige der Maschinen-Stickerei Notiz: nämlich der Durchbruch-Arbeit. Hier schafft die Maschine mit wunderbarer Regelmäßigkeit die einfachsten, wie complicirtesten Musterungen, die in solcher tadellosen Ausführung besonders zu eigener Herstellung mit der Maschine locken dürften. Bemerkenswerth neben diesen Durchbruch-Arbeiten in Leinen sind auf Seiden-Gaze gestickte Schärpen oder Stuhldeckchen, deren Musterformen mit den mannigfaltigsten Spitzenstichen gefüllt sind; auch auf diese Arbeit, deren Wirkung und Hauptreiz auf Gleichmäßigkeit der Stiche beruht, welche die Maschine mit Leichtigkeit ausführt, haben wir unsere Leserinnen bereits aufmerksam gemacht. Ferner sei einiger Musterstücke gedacht, die wieder einem anderen Zweige, der Kirchen-Stickerei, angehören. Auf schwerer Seide im ineinander greifenden Plattstich gestickt, werden diese Arbeiten den weitestgehenden Ansprüchen gerecht; natürlich gehört hierzu neben der Uebung ein geschulter Farbensinn, feiner Geschmack und ein wenig Liebe für kunstvolle Handarbeiten. Da sich alle diese Stickereien auf der einfachen Singer-Maschine ausführen lassen, lohnt es wohl, sich mit der Technik vertraut zu machen, um so mehr, als eine Anleitung gern von den Filialen, in Berlin G. Neidlinger, W, Leipzigerstr. 86, gegeben wird. E. F.

Extra-Blätter der Illustrirten Frauen-Zeitung. Nr. 79. Schnüre, Quasten und Franzen. Die in verschiedenen Techniken mit mannigfaltigem Material ausgeführten Vorlagen unseres heutigen Extra-Blattes geben willkommene Anregung zur Selbstherstellung aller Art von Ausstattungs-Material. Passementerie-Arbeiten in Wolle und Seide empfehlen sich für gestickte Decken, Behänge, Portièren u. s. w.; Franzen aus ausgezogenen Stoff-Fäden hingegen eignen sich mehr für Stickerei auf Leinwand. Die originellen Franzen aus Leder kommen in erster Reihe für die Verzierung von Möbeln und Kissen in Lederschnitt-Arbeit in Betracht, während die Franzen aus Tuch sich Stoff-Gegenständen anpassen. Leichte, schnell fördernde Technik, verbunden mit reizvoller Gesammtwirkung, erwarb diesen Passementerie-Arbeiten die große Beliebtheit, deren sie sich heute erfreuen. A. M.

Bezugsquellen: Cape: A. Falk, W, Jägerstr. 28. — **Hut:** H. Manasse, W, Friedrichstr. 79a. — **Theater-Capote:** M. Levin, C, Hausvoigtei-Platz 1. — **Toiletten mit Cour-Schleppe:** Frau Clara Suhr, SW, Zimmerstr. 92/93. — **Pearsall's „Mallard-Floß-Seide", Decke** mit Plattstich-Stickerei: P. Lindhorst, W, Mohrenstr. 38.

Landeshuter Leinen- und Gebild-Weberei

Landeshut in Schlesien für schriftliche Aufträge. **F. V. GRÜNFELD,** **Berlin W.,** Leipziger Strasse 25 für persönliche Einkäufe.

Kgl. Preussischer, Bayerischer, Niederländischer, Rumänischer, Grossherzogl. Mecklenburgischer und Fürstl. Schwarzburgischer Hoflieferant.

empfiehlt ihre seit 33 Jahren bewährten Erzeugnisse in Tischzeugen, Handtüchern, Wischtüchern, Taschentüchern, Bettwäsche sowie fertiger Leibwäsche für Damen, Herren und Kinder.

→ Reich ausgestattete Preisliste, sowie Muster aller Warengattungen auf Verlangen postfrei. ←

Commissionen jeder Art, sowohl von Toiletten-Gegenständen wie Handarbeiten nach den Abbildungen der Modenwelt u. Illustrirten Frauen-Zeitung übernimmt

Frl. H. Storbeck,
Berlin SW, Wilhelmstraße 139 IV.

Kurse zur Erlernung der **Selbstschneiderei** und aller Arten **Handarbeiten**, sowie zur Vorbereitung für das **Handarbeitslehrerin-Examen.**
Frau **E. Sternaux,**
staatl. geprf. Handarbeitslehr. f. höh. Schulen.
Berlin W. 30, Schwerinstr. 19 III

CHRISTOFLE

Tafelbestecke und Tafelgeräthe.

= Vorzüglichster Ersatz für Silber. =

12	Tafellöffel	M. 26.40
12	Tafelgabeln	„ 26.40
12	Tafelmesser	„ 28.80
12	Dessertlöffel	„ 24.—
12	Dessertgabeln	„ 24.—
12	Dessertmesser	„ 24.—
12	Theelöffel	„ 13.60
12	Messerbänke	„ 13.20

Berlin W., Friedrichstr. 78 (Ecke Französ. Strasse).

Häusliche Kunst.

Herausgegeben von
Frieda Lipperheide.
Mit 585 Illustrationen.
Vollständig in elf Lieferungen zu je 50 Pf., oder in elegantem Leinenband mit farbigem Titel-Aufdruck 7,00 Mark.

Das Werk enthält zahlreiche **Techniken**, welche bei Anwendung der **einfachsten** Mittel gestatten, unserm Heim ein behagliches Aussehen zu verleihen und deren **praktische** und **vielseitige Anwendung, bequeme Ausführung** und **künstlerische Wirkung** von **sachkundigen Händen erprobt** sind. Die zahlreichen **Abbildungen** erläutern das Ganze auf das Umfassendste.

Das Werk ist durch alle Buchhandlungen zu beziehen.

1. Höre, mein Kindchen, was ich dir will singen.
2. Elo popelo, was rascheln im Stroh?
3. Fünf Engel haben gesungen.
4. D' Engeli han's Bedd gemacht.
5. Abe, das Kätzchen lief in'n Schnee.
6. Tanz, Kindchen, tanz.
7. Vögel, die nicht singen.
8. Der ist ins Wasser gefallen.
9. Rosmarin und Thymian wächst in unserm Garten.
10. Schnecke, Schnecke, schniere.
11. Ihr Diener — was machen denn Ihre Hühner?
12. Hinter mei'm Gartenzaun.
13. Maikäfer flieg.
14. Pfeifel, willst du nicht gerathen.
15. Pudel, Pudel, beiß mich nicht.
16. Putthönchen Putthönchen, wat deist in
17. Ein Huhn und ein Hahn. [unsen Hoff?
18. Es ging eine Zieg' am Weg hinaus.
19. Grüß dich Gott, mein lieb's Regerl.
20. Steht die Alte im Walde.
21. Fuchs, du hast die Gans gestohlen.
22. Hora, horei! mein Küh' sind alle mei.
23. Zwischen Berg und tiefem, tiefem Thal.
24. Herr Demerech.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin.

Durch alle Buchhandlungen ist zu beziehen:

Jugendbrunnen.

Alte Reime mit neuen Bildern
von
Fedor Flinzer.

In elegantem Einband mit farbigem Umschlag.
Preis: 4 Mark.

Inhalt:

FELS VOM ZUM MEER

Modernste und vornehmste Halbmonatsschrift in prächtiger Ausstattung, mit hochbedeutsamem litterarischem Inhalt, Romanen erster Autoren ꝛc. Farbige Kunstbeilagen und Textbilder. Probehefte in allen Buchhandlungen.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

No 4711 Rheinveilchen

von Ferd. Mülhens No 4711 Köln a/Rh.

Der Wohlgeruch dieser Neuheit übertrifft alle Erwartungen und ist von dem Duft des frisch gepflückten Veilchens nicht zu unterscheiden.

Zu haben in allen besseren Parfümerie-Handlungen

PARFÜMERIE LOHSE

Edelveilchen

der köstlichste Veilchenduft, dem frischgepflückten Veilchen gleich:

Parfüm — Seife — Puder — Toilettewasser — Brillantine — Riechkissen.

Gustav Lohse, BERLIN W. 45/46 Jägerstrasse 45/46

Königlicher Hoflieferant.

Käuflich in allen Parfümerie-, Galanterie- und Drogen-Geschäften, sowie bei allen Coiffeuren des In- und Auslandes.

Unübertroffen

als Schönheitsmittel und zur Hautpflege, zur Bedeckung von Wunden sowie in der Kinderstube

LANOLIN -Toilette-Cream- LANOLIN

aus patent. Lanolin der Lanolin-Fabrik Martinikenfelde. Nur ächt wenn mit LANOLIN

In Zinntuben à 40 Pf. und Blechdosen à 60, 20 und 10 Pf. Schutzmarke „Pfeilring".

In den meisten Apotheken, und Drogerien des ganzen Deutschen Reichs und des Auslandes.

In Chicago prämiirt wurden

Leichner's Fettpuder

und

Leichner's Hermelinpuder.

Sie sind die besten unschädlichen Gesichtspuder für Tag und Abend, welche die Haut, wie bekannt, bis in's Alter weich und geschmeidig erhalten und ihr einen zarten, rosigen, jugendfrischen Ton geben. Man merkt nicht, dass man gepudert ist. Zu haben in der Fabrik, **Berlin, Schützenstr. 31,** u. i. a. Parfümerien in verschl. Dosen, auf deren Boden Firma und Schutzmarke eingeprägt ist. Man verlange stets: **Leichner's Fettpuder.**

L. Leichner, Lieferant d. Kgl. Theater.

EAU MELBA

zum Frisieren und Wellen der Haare.

Paris: 227 rue St. Denis. — N. 2 u. 3 in allen Friseur- u. Parfümerie-Geschäften.

Hausfrauen probirt!

Bestes aller Flecken-mittel. In Originalfl. à 50 Pf. und 1 Mark.

Bestes aller Metallputz-wasser. In Originalfl. à 10, 25 und 50 Pf.

Zu haben in allen einschlägigen Geschäften. Wo keine Verkaufsstellen, versende direkt.

Wilhelm Roloff, Leipzig.

Das beste u. berühmteste Toiletpuder

VELOUTINE FAY

EXTRA POUDRE DE RIZ

mit BISMUTH zubereitet. — 9, Rue de la Paix, PARIS.

Naphtha-Seife

durch Gebrauchsmuster geschützt

reinigt die Wäsche lediglich durch Kochen ohne zu reiben. Zu haben in den meisten Drogen- u. Seifen-Geschäften od. direkt durch

van Baerle & Sponnagel,

Berlin N., Hermsdorferstr. 8.

Probe-Post-Pakete von 3 Mk. an franko!

Wiederverkäufer gesucht.

Jünger & Gebhardt Berlin

Riviera-Veilchen, Quintessenz

Violetta odoratissima vera.

Wie ein frischer Strauss dieses Edelsten aller Veilchen köstlich und anhaltend duftend. In Rococofl. M. 2 - M. 3 - M. 5 -

In d. ersten Parfum. u. Drogenhandl. Preislisten kostenfrei.

Krinochrom

von J. Barthol, Inh.: B. Orlich, Berlin, Königsberger Strasse 21a.

Bestes Haarfärbemittel

in Schwarz, Braun, Cendré. Cart. M. 4.50. Lager in Berlin: Gustav Lohse, Jägerstrasse 46; F. Schwarzlose, Leipzigerstr. 56.

Für die Wintermonate!

Grabkränze, Kreuze, Palmenwedel, Bouquets sowie alle Arten künstlichen Blumen- Grabschmuck aus Celluloid, Metall u. venet. Perlenblumen, von den einfachsten bis zu den grössten und reichsten Ausführungen empfehlen

P. Leuchtmann & Co., Fabrik von wetterbest. Grabschmuck. Berlin S. W., Leipziger Str. 83.

Auswärtigen Bestellern senden behufs Wahl Lichtdruck-Abbildungen.

Conrad Felsing,

Königlicher Hof-Uhrmacher, Berlin W., 20 Unter den Linden,

empf. sein anerkannt grösstes Lager in Uhren, Broncen und Musikwerken zu billigen, an jedem einzelnen Stück mit Zahlen deutlich bemerkten Preisen.

Preislisten franko.

Friestuch

elegante Neuheit für Stickereien; vorzüglich zu Chaiselonguedecken, Tischdecken etc. empfiehlt in allen Breiten und neuen Farben

A. L. Neubart,

Spezialgeschäft für Flanelle und wollene Decken.

Berlin C, Gertraudtenstraße 23.

Kanarienvögel

grösstes Postversand-Geschäft nach allen Orten Europas. Tausende edle Sänger auf Lager. Preis-Catalog frei.

W. Gönneke, St. Andreasberg i/Harz.

Carl Holl, Cannstatt,

Gold- u. Silberwarenfabrik.

Versand gegen Nachnahme od. vorher. Barsendung, auch Briefmarken.

Illustrierter Katalog gratis und franko.

Von 20 Mark an franko.

Nr. 903. Liqueur-Service, solid versilbert, hoch'eine Ausführung mit 6 Glasbecher M. 19.60.

Hygienische Toilette-Seife } nach Angaben und unter Controle des Herrn Dr.
Hygienische Kinder-Seife } med. J. Eichhoff, Elberfeld, Spec.-Arzt f. Hautkr.
allein hergestellt von Ferd. Mülhens No. 4711, Köln a. Rh.
erhältlich in allen Apotheken und besseren Parfümeriehandlungen.

ROWLANDS' KALYDOR

köstliche, verschönernde und heilende Milch für die Haut: Röthe, Runzeln, Entzündungen etc., verschwinden durch deren Gebrauch und man erhält einen ausnehmend feinen Teint. Unschädlichkeit garantirt.

ROWLANDS' ODONTO

Das beste aller bisherigen Zahnpulver, macht die Zähne blendend weiss; bewgt dem Hohlwerden derselben vor und macht den Athem wohlriechend.

Man verlange in den Droguen-Handlungen Rowlands' Artikel von Hatton Garden, 20, London und hüte sich vor werthlosen Nachahmungen.

Parfüms und Blumenseifen.

Specialartikel von

Schlimpert & Co., Leipzig.

Neuheit:

Flieder-Eau de Cologne

von prachtvollem, angenehmen und langanhaltendem Wohlgeruch.

Zu haben bei den meisten Friseuren und Parfümeriehändlern.

Man verlange der Crown Perfumery Co. köstliches neues Parfum

CRAB-APPLE BLOSSOMS

und die CROWN LAVENDER SALTS.

Noch niemals sind Toiletten-Artikel in den Handel gebracht worden, welche mit so grossem Enthusiasmus aufgenommen wurden, als das Crab-Apple Blossom Parfum (Wilde Apfelblüten) u. die Crown Lavender Salts (Erfrischendes Riechsalz). Diese Parfums sind die beliebtesten der distinguirten Gesellschaft aller Länder der Erde. Käuflich bei Gustav Lohse, Berlin W, sowie in allen feineren Parfumerien Deutschlands. General-Vertreter: Hugo Oppermann, Berlin S W. Lindenstr 37.

The Crown Perfumery Co., 177 New Bond Street, London.

Jedes Dame ist im Stande altdeutsche gepunzte Lederarbeiten als schöne Geburtstags- u. Gelegenheitsgeschenke herzustellen. Werkzeugkästen mit Anleitung und Vorlagen hierzu. Preis M. 6, M. 10, M. 15, M. 40.

Neueste u. solideste Holz- u. Leder Platinbrennapparate für Industrielle u. Dilettanten. Preis M. 14.-26.

Gustav Fritzsche, Leipzig. Königl. Hoflieferant.

Illustr. Prospekte u. Preisverz. franko u. grat.

Jacob Ravené Söhne,

Kurzw.-Detailgeschäft Berlin C, 2. Stralauerstr. 28/29

Rechaud mit Lampe

für runde u. ovale Schüsseln fein vernickelt incl. Platte M. 8,50.

Theekesselständer — Samovars, Kaffee- und Theeservices in Britannia vernickelt, nickelplattirt und Reinnickel in grosser Auswahl.

Kaffee- u. Theemaschinen, bester und neuester Constructen.

Wärmschüsseln — Eismaschinen — Flaschenschränke — Spiritus-, Petroleum- u. Gas-Kocher — Wäscherollen — Waschmaschinen. —

Neu! Wringer mit Rollenlagern zwischen den Walzen 36 cm M. 22,50. Eiserne Ofen fast aller Systeme. — Ofenvorsetzer — Werkzeugschränke aller Art, auch für den Haushalt u. Dilettanten. Kinder-Kochherde, Schlittschuhe. — Illustr. Preislisten kostenfrei.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-,

Kerb- u. Flachschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen auf Papier und direkt auf Holz gedruckt. Preiskourant mit 1200 Illustr. auch über Werk- u. Material 30 Pf. Briefm.

Mey & Widmayer in München.

Venezianische

Kunstgläser, Möbel, Kronen, Spiegel etc. etc. zu Originalpreisen in der

Società Italiana, Berlin, Friedrichstr. 36, an der Kochstr.

Meinen Mitmenschen,

welche an Magenbeschwerden, Verdauungsschwäche, Appetitmangel etc. leiden, theile ich herzlich gern u. unentgeltlich mit, wie sehr ich selbst daran gelitten, und wie ich hiervon befreit wurde. Pastor a. D. Kypke in Schreiberhau (Riesengebirge).

Modernste Besätze.

Perlgarnituren, Perlgehänge, Perlbesätze, Perltülle, Flittertülle, Flittergarnituren, Flitterbesätze, Garnituren m. Federn od. Pelz, Federbesätze, Pelzbesätze, Spitzen, Bänder, Knöpfe im anerkannten Geschmack der Firma. Auswahlsendungen bei genauer Angabe.

Siegbert Levy, Berlin C., Jerusalemerstr. 23.

MK MK MK MK

MAX KRAUSE, BERLIN SW.

MK - Papier - Ausstattungen

bieten das gediegenste Schreibmaterial. Kein directer Versand an Private. Vorräthig überall in Papier-Geschäften. Man verlange beim Einkauf die MK-Marke.

MK MK MK MK

Durch alle Buchhandlungen zu beziehen:

Wißt ihr, was ich meine?

Kinderbilder

von

Heinrich Braun

nach Texten von Hoffmann v. Fallersleben, aus Simrock's Kinderbuch u. s. w.

In elegantem Leinwandband mit Blau- u. Goldbronze- oder Roth- u. Silber-Druck.

Preis 4 Mark.

Keltz & Meiners Berlin W. Leipziger-Str. 10.

Gegenstände zur Brandmalerei

von Holz, Leder oder Pappe in grossartiger Auswahl.

Neueste Brandvorlagen, auch leihweise. Preislisten kostenlos.

Von unseren Platin-Holzbrand-Apparaten sind bis jetzt über 6000 Stück im Gebrauch; viele Anerkennungsschreiben. Wir übernehmen Garantie und fertigen nur die besten

Platin-Holzbrand-Apparate.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: J. Wilda, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Illustrirte
Frauen-Zeitung

Heft 24. Jährlich 24 Hefte. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 2½ M. — Berlin und Wien, 15. December 1895. — Große Ausgabe. Bei Vorausbezahlung ohne Aufschlag vierteljährlich 4¼ M. XXII. Jahrg.

Nachdruck verboten.

Strandgut.

Ein Weihnachtsmärchen von Hans Hoffmann in Wernigerode.

Der arme Fischer Klaus saß mit seinen zwei Kindern dicht an den Ofen gedrängt, der geringe Gluth gab, da er nur kümmerlich mit dünnem Reisig geheizt war; draußen aber tobte der Wintersturm grimmig und rüttelte an dem Häuschen, und weiter hinaus vernahm man ein immerwährendes hartes Knirschen, wie wenn schwimmende Eisschollen sich an einander reiben. Zu essen hatten die drei auch nur gerade so viel, um den allernagendsten Hunger stillen zu können, und nichts darüber. Klaus blickte scheu auf seine Kinderchen, wie sie jämmerlich aussahen, blaß, hager und verwahrlost, und er that manchen tiefen Seufzer.

„Hu, wie kalt!“ rief das kleine Gretchen zusammenschauernd, „aber nicht wahr, Vater, zu Weihnachten kommt die Mutter zurück und bringt uns Holz und Fleisch und Brod und schöne blanke Spielsachen für den Tannenbaum?“

Hans sagte nichts, doch seine Augen thaten auch so eine hoffnungsvolle Frage.

Der Vater nickte stumm und bemühte sich vergebens, ihnen ein Lächeln zu zeigen; er stand schnell auf und schritt aus der Hausthür; seine Augen standen voll Thränen. Er hatte seine Frau durch den Tod verloren und mußte seit zwei Jahren die Kinder allein aufziehen; aber sie wollten nicht gedeihen unter seiner Pflege, denn die Arbeit ließ ihm wenig Zeit, sich um sie zu kümmern, und brachte doch nicht genug ein, um sie kräftig zu ernähren. Die Krankheit und das Begräbniß hatten ihn in Schulden gebracht, die er mühselig abbezahlte unter Hungern und Frieren. Eine andere Frau aber mochte er nicht nehmen, weil er die erste zu sehr geliebt hatte; auch hörte er von bösen Stiefmüttern gar so schlimme Dinge reden.

Das Weihnachtslied der Waisen.

Nach dem Bilde von Therese Schwartze in Amsterdam. — Siehe Seite 192.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Er ging nun über den Strand bis ans Wasser und spähte kummervoll ins Weite. Er konnte nicht hinaussegeln, der Sturm war zu gewaltig; also mußte er sich gefaßt machen auf einen hungrigen Tag. — „außer wenn der liebe Gott heut' den Strand segnet und ein Schiff scheitern läßt," *) sprach er zu sich selbst, „dann würde mir geholfen sein. Das Wetter ist freilich danach, man darf schon ein wenig hoffen."

Er stieg auf die Eisblöcke, die von den Wogen zum Strande gewälzt waren und da in verworrenen Massen umherlagen; doch er sah nichts als die ungeheure Weite voll schäumender Wellenkämme, keine Spur von einem Schiff.

„Ach, lieber Gott," hub er an zu beten, „führe doch ein Schiff in die Nähe unseres Strandes, scheitern wird es dann schon ganz von selbst bei diesem prachtvollen Nordwest, davon hast Du keine Mühe mehr! Sobald es die Küste in Sicht bekommt, ist es schon verloren."

Als er dieses Gebet laut und inbrünstig gesprochen hatte, vernahm er in der Nähe ein Lachen, halb rauh, wie das Krächzen der Dohle, halb schrill wie der Pfiff der Möve, und als er aufschreckend umherblickte, sah er auf einem Eisblock einen Meermann sitzen, einen sehr scheußlichen Kerl mit langem, grünlichem Haupthaar, dicken Zotteln auf Brust und Armen und unten mit einem widrigen Fisch- oder Robbenschwanz, den er auf dem Eise gemächlich auf und nieder klatschen ließ.

„Hat sich was mit Eurem lieben Gotte!" sagte dieses Scheusal, „wie sollte der sich wohl anstellen bei Euren Gebeten? Noch keine Viertelstunde ist's her, da hörte ich auf einem Schiffe, das hülflos vor dem Sturme trieb, die Mannschaft jämmerlich heulen und flehen, ihr lieber Gott möchte ihnen helfen, die hohe See halten, daß sie nicht auf den Strand kämen. Wen soll er nun erhören, die oder Dich? Einem kann er's doch nur recht machen! Ich denke also, er wird die Arme kreuzen und gelassen zuschauen, wie die Dinge gehen. Wie sie aber gehen werden, ist bis jetzt noch nicht abzusehen; noch kämpfen die Leutchen wacker um ihr Schiff, und es kann sein, daß sie's durchhalten auch ohne des lieben Gottes Eingreifen. Wenn Du mir dagegen ein gutes Wort geben wolltest, würde ich gern bereit sein, zu Deinem Besten das Schiff hier an den Strand zu treiben, daß Du das Gut Dir in aller Gemüthsruhe zusammenlesen kannst. Und ich kann Dir sagen, es lohnt sich. Eine großartige Fracht! Es sind nämlich Seeräuber."

Klaus blickte den Meermann etwas ungläubig an; doch der grinste mit seinem Breitmaul und sagte:

„Glaube nur, ich bring' es fertig! Es wäre nicht das erste Schiff, dem ich den Garaus mache. Etliche Kräfte hat Unsereiner ja zum Glück!"

Und er reckte die baumdicken Arme in die Luft und that mit dem Schwanz einen so gewaltigen Schlag auf den nächsten Eisblock, daß der krachend zerbarst und in zwei Stücke auseinanderfiel.

Da glaubte ihm der Fischer zwar sein Vermögen, blieb aber noch mißtrauisch, weil er nicht einsah, warum dies Geschöpf mit den Glotzaugen und den plumpen Pausbacken ihm eine so schöne Wohlthat zu erweisen beflissen sei.

„Und was verlangst Du als Gegengabe von mir?" fragte er etwas schüchtern. „Einen Theil der Fracht? Ich möchte gleich alle Bedingungen wissen."

Der Meermann ließ wiederum sein rauhes und schrilles Gelächter ertönen.

„Dann behielte ich wohl lieber die ganze Fracht," versetzte er spöttisch. „Nein, auf das Zeug mache ich keinen Anspruch! Das haben wir alles auf dem Meeresgrunde besser. Aber etwas anderes bedinge ich mir allerdings und verlange Dein Treuwort. Nämlich: die Seeräuber schleppen eine Jungfrau gefangen mit sich, die sie an der fernen Nordküste geraubt haben. Auf diese Jungfrau habe ich ein Auge geworfen, und zu ihrem Besitz sollst Du mir verhelfen. Das ist alles, was ich begehre. Alle anderen Schätze sind für Dich allein."

„Aber wie bedarfst Du meiner Hülfe?" fragte Klaus verwundert, „Du kannst Dir das Frauenzimmer doch leichter holen als ich, weil Du besser schwimmen kannst!"

„Das schon," meinte der Seemensch und spreizte die Schwimmhäute zwischen seinen Fingern, „aber die Sache hat einen Haken. Wollte ich mit ihr geradeswegs in den Grund fahren, so müßte sie elendiglich ertrinken, und ich habe von ihr nichts. Wenn ich sie aber einfach ans Land setze, wird sie mir davonlaufen, und ich habe erst recht nichts. Die Sache ist die: sie muß in der Weihnacht, wo die Sonne sich wendet, vom Lande her so weit in das Wasser schreiten, daß ich sie von hinten erfassen und mit ihr in die Tiefe fahren kann; nur so bleibt sie lebendig und kann mit mir etliche Jahrhunderte auf dem Meeresgrunde hausen. Dazu also sollst Du mir helfen. Bis zu dieser Sonnwendnacht sind ja noch etliche Tage, so lange mußt Du sie in Deinem Hause behalten und mir dann zuführen; ob mit List oder Gewalt, ist mir ganz gleichgültig, wenn ich sie nur kriege, denn die Jungfrau gefällt mir und ist auch eine Königstochter. Willst Du das versprechen?"

„Ich will gern thun, was ich kann," entgegnete der Fischer, „daß meine Kinder nur zu Weihnachten etwas Warmes zu essen kriegen und vielleicht gar noch sonst allerlei Schönes. Die armen Würmer! Sie haben so lange gehungert und gefroren."

„Das werden sie fortan nie mehr," sagte der Meermann, „von den Schätzen, die Du heute gewinnen wirst, können sie in Herrlichkeit leben bis an ihr seliges Ende. Also her Deine Hand und thu' Dein Versprechen!"

„Ja, wenn mir das Frauenzimmer nachher aber nicht folgen will?" wandte Klaus noch ein, „auf seine List verstehe ich mich nicht, und Gewalt zu brauchen bei einer so vornehmen Person geht mir auch gegen den Strich."

„Ach was!" rief der Seemensch, „Du bist doch ihr Lebensretter, da kannst Du wohl verlangen, daß sie Dir einen kleinen Gefallen thut. Du sagst ihr einfach, sie soll Dir beim Angeln behülflich sein. Da macht sich alles von selber. Wasserstiefel kann sie ja anziehen, die bringe ich nachher schon wieder herunter von den niedlichen Füßchen."

Nunmehr war der Fischer zu allem bereit und gab seinen Handschlag, so greulich ihm die naßkalte Patsche des Unthiers auch war. Das glitt nun von dem Eisblock hinab in das Wasser und war blitzschnell verschwunden, doch gingen die Brandungswellen fortan noch ein gut Stück höher als eben zuvor.

Es dauerte wohl nur eine Viertelstunde oder wenig mehr, da sah er fern über den Schaumkämmen die Masten eines großen Schiffes mit wenigen Sturmsegeln schwanken und rettungslos näher treiben. Bald sah er auch die Schiffer, die jammernd auf Deck hin und her liefen oder auch oben auf den Raaen und im Tauwerk zappelten. Und dann gab es einen Ruck, und das Schiff saß fest, und die wilden Wogen ergossen sich mit aller Gewalt über das hülflose Menschenwerk.

Bald zersplitterten die Masten und stürzten ins Wasser, und die Kerle, die droben saßen, mußten ertrinken, denn es war zu weit vom Strande und die Brandung zu schwer. Und nun fielen die Sturzseen immer mächtiger über den Rumpf, bis der auch zerbarst und in zwei Theile zerfiel. Und schneller und schneller ging alles in Trümmer, nur noch loses Plankenwerk schlotterte auf den Wellen, und die ganze Mannschaft mußte ertrinken.

Auf einmal aber sah der spähende Fischer eine Woge heranrollen, die höher war als alle anderen, und die trug auf ihrem Rücken eine menschliche Gestalt in lichten Gewändern, und als er genauer hinsah, erkannte er in der Woge seinen wunderlichen Meermann.

Da eilte er ihm entgegen in das Wasser hinein, daß der Schaum ihm über den Kopf spritzte, und so empfing er in seinen Armen die gerettete Jungfrau; er fühlte mit Erstaunen, daß sowohl ihre Kleider als auch ihre langen blonden Haare vollkommen trocken waren, so gut hatte der Schlingel sie gehoben. Ihre schönen, blauen Augen waren weit geöffnet, jedoch wie träumend, und schienen nichts zu sehen, was mit ihr vorging.

Eilig trug Klaus sie über den Strand seiner Hütte zu und legte sie dort auf das Bett, in welchem vordem seine Frau schlief; die Kinder aber standen mit offenem Munde vor dem Wunder. Er nahm die Axt und schlug seinen Tisch in lauter kleine Stücke und warf die in den Ofen; und es währte nicht lange, so gab es eine köstliche Wärme in dem kleinen Raume.

Darnach schritt er wieder hinaus und suchte den Strand ab; etliche Fässer und Ballen fand er schon angetrieben. Davon nahm er ein Faß, das ihm nach etwas aussah, rollte es nach der Hütte und öffnete es mit der Axt. Und richtig! es zeigte sich gefüllt mit röthlichem Pökelfleisch.

Das gab eine Mahlzeit für die ausgehungerten Kleinen! Auch die blonde Fremde aß einige Bissen und kam schnell davon zu Kräften, daß sie zu reden anhub und für ihre Rettung herzlichen Dank sagte.

„Jetzt bin ich geborgen," sprach sie still weinend, „nach langem Leiden und nach langer Furcht! Bis jetzt war's nur schlimmer und schlimmer mit mir geworden. Zu Hause schon fing es an bei meinem Vater, der ein großer König ist und furchtbar streng. Der wollte, ich sollte einen Prinzen zum Manne nehmen, einen sehr mächtigen und gefährlichen Menschen; aber ich konnte ihn nicht ausstehen, weil er ein Wütherich ist und finster von Angesicht. Ich verging schier vor Angst und vor großem Widerwillen.

In solcher Angst lief ich einmal ans Meer hinab, um in Einsamkeit zu weinen; da entdeckten mich die Seeräuber und schleppten mich fort; und jetzt wollte mich wieder der Räuberhauptmann zur Frau haben. Mich aber befiel ein noch größeres Entsetzen als zuvor, denn der war noch viel greulicher als der blutige Prinz, höchst garstig von Ansehen und roh und wüst; ich schauderte vor ihm und wollte schon bereuen, daß ich den anderen nicht genommen hatte.

Da kam der Sturm, und ich hoffte auf den Schiffbruch; lieber wollte ich sterben, als den Bösewicht heirathen. Schon sah ich gelassen den Tod vor Augen, als das Schiff auseinanderbarst; aber da kam eine große Woge und trug mich von dannen, leicht und unversehrt. Allein bald merkte ich, daß nicht die Woge mich trug, sondern ein lebendes Ungethüm, das halb wie ein Mensch gestaltet war, halb wie ein Fisch, aber scheußlich und widerwärtig von oben bis unten, mit einem Karpfenmaul und ekelhaften Froschaugen. Mein Gott, dachte ich heimlich, was war doch der Seeräuber dagegen für ein stattlicher Mann! Wenn der doch jetzt käme und mich befreite! Vielleicht würde ich doch seine Frau werden! Und die Angst vor dem Scheusal machte mich halb ohnmächtig; ich merkte nur wie im Traum, daß Du mich ihm vom Rücken nahmst, und ich nicht nur vom Tode, sondern auch von dem Schlimmeren gerettet war. Ich träumte so noch weiter; aber es war nun ein holder und sehr freundlicher Traum. O, wie danke ich Dir, daß Du mich erlöst hast!"

Sie reichte ihm die Hand mit einem lieblichen Lächeln; und da sah er erst ordentlich, daß sie so schön sei, wie er nie im Leben etwas anderes gesehen hatte. Und er fühlte ihre weiche Hand in der seinen wie ein süßes Wunder; aber doch rann ihm zugleich ein dunkles Bangen durch alle seine Glieder: das kam von dem Gedanken an den scheußlichen Meermann, dem er sie zugesagt hatte mit heiligem Handschlag.

In stiller Beklommenheit ging er wieder hinaus und machte sich an die Arbeit, weiteres Strandgut zu sammeln und zu bergen. Die Arbeit war nicht leicht, doch gewaltig lohnend. Manches Stück war so gewichtig, daß er es kaum fortbewegen konnte; doch wenn das gelungen war und er es drinnen öffnete, war es bis zum Rande voll Perlen und Edelstein oder voll blanken Goldes. Er ward in einem einzigen Tage ein schwer reicher Mann; denn niemand war da, der die Beute ihm streitig machte.

Dafür war er auch so müde an diesem Abend, daß ihm die Augen gleich zufielen und er durchschlief bis zum hellen Mittag. Als er endlich erwachte, standen die Kinder an seinem Lager, aber gewaschen und gekämmt und sehr gründlich gestriegelt, hatten schöne neue Kleider an und strahlten von Sauberkeit; am schönsten aber lachten ihre fröhlichen Augen, und selbst ihre Wangen waren nicht mehr so jammervoll bläßlich, wie gestern. Sie schienen ihm beinahe wie fremde Kinder.

„Die sollen schon werden!" sagte die Königstochter, „nur ein paar Tage will ich sie so weiter pflegen und allenfalls ein paar Wochen, dann werden sie so rundlich und glatt sein, wie dralle Kälbchen." Und sie küßte sie beide mit großer Liebe, und die Kinder hingen jubelnd an ihrem Halse.

Als er sie so sah und mit ihnen die Jungfrau in ihrer Schönheit und Güte, da ging ihm das Herz auf zu tausend Freuden. Aber doch fiel ihm zugleich etwas nur noch schwerer auf die Seele; und er erhob sich mit einem Seufzer und blieb immerfort bedrückten Gemüthes.

Darauf arbeitete er auch diesen Tag bis zur Erschöpfung; nur machte er es sich dadurch ein wenig leichter, daß er die Kisten und Kasten schon draußen aufhieb, wo er jede fand, und ihren Inhalt prüfte; und wenn der nicht von der allerkostbarsten Art war, so ließ er das Zeug stehen für den ersten, der es finden möchte.

Nachdem er dieses so im Groben besorgt hatte, beschloß er, in die Stadt zu wandern und mittelst der neuen Schätze Einkäufe zu machen. Einige Tage sollte das dauern, bis Weihnachten herankäme; und er bat die Königstochter, solange bei den Kindern zum Rechten zu sehen. Das übernahm sie mit Freuden und schien obendrein glücklich, daß sie es durfte, und die Kinder fanden erst recht des Jauchzens kein Ende, so lieb hatten sie sie schon gewonnen. Als der Vater sie zum Abschied geküßt hatte und hinausgeschritten war, liefen sie beide ihm nach und hängten sich an seine Arme und

*) Anmerkung. Dieser Wunsch und das folgende Gebet sind natürlich völlig naiv aufzufassen. Ehedem war diese barbarische Bitte in West-Friesland, und auch anderswo, sogar im Kirchengebet aufgenommen. Die ungebildeten Strandbewohner glaubten fest, daß der liebe Gott ihnen durch Strandung eines reichbeladenen Schiffes eine Wohlthat zukommen lassen wollte.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

flüsterten ihm zu: „Wir wünschen uns zu Weihnachten eine neue Mutter. Aber aus der Stadt brauchst Du keine mitzubringen, wir finden schon hier eine. Nicht wahr, Väterchen, diesen Wunsch wirst Du uns erfüllen? Das ist das einzige Geschenk, das wir haben wollen. Es kann ja nicht so theuer sein."

Dazu lachten sie schelmisch und eilten miteinander zurück in die Hütte. Der Fischer aber wischte sich lange die Augen, indem er dabei über den beißenden Wind brummte, und schritt nur desto hastiger aus.

Am Weihnachtsabend, als es eben dunkelte, kam er zurück, doch nun nicht mehr zu Fuß, sondern auf einem prächtigen Frachtwagen mit vier Pferden, der schwer beladen war mit hundert guten Dingen mancherlei Gebrauches, auch mit Pfefferkuchen und vergoldeten Nüssen und ähnlichem Kram.

Er ließ das Fuhrwerk ein Stück vor der Hütte halten, ehe sie von dorther sein Nahen in dem tiefen Sande und Schnee noch hatten hören können, stieg ab und schlich sich leise hinzu und that einen Blick aus dem Dunkel durch das Fenster in die erleuchtete Stube. Die Kinder lagen eingeschlafen auf ihren Bettchen im Winkel. Doch kaum erkannte er sie wieder, so rund und rosig waren ihre Gesichter; die dicken Fäustchen des jungen Knaben ballten sich kraftvoll im Traum, und Gretchen hatte zierliche Grübchen in den Armen. Vor ihnen stand die Jungfrau, die sie mühsam eingesungen hatte und leise noch weiter sang. Zuletzt beugte sie sich vorsichtig lauschend über das Lager, und als sie den Schlummer fest genug fand, zupfte sie noch ein wenig an den Kissen und Decken herum, daß sie ganz warm und bequem lägen, und dann holte sie heimlich von dem dunklen Flur her einen Weihnachtsbaum herein; den befestigte sie in der Mitte des Zimmers zwischen zwei Stühlen, weil der Tisch ja zerschlagen und im Ofen verbrannt war. Das Bäumchen war schon mit aller Sorgfalt herausgeputzt; doch weil es keine Nüsse und Aepfel und derlei Dinge gab und auch keine Kerzen, hatte sie die Zweige mit lauter Perlen und Edelsteinen behängt und dazwischen funkelten Goldketten, Spangen und Geschmeide.

Das gab nun ein Funkeln und Blinken und Blitzen, schöner als tausend Kerzen; nicht anders als wenn feuriger Sonnenglanz in den springenden Schaumkronen der Ostseewellen sich spiegelt. Und die Holdselige stand mit einem süßen Lächeln, und es war, als wäre sie selber geschmückt mit all' der festlichen Herrlichkeit.

Und als der spähende Mann sich satt gesehen hatte an ihrer reizenden Gestalt und an dem Glück seiner Kinder, da deckte er schnell die Hand über die Augen, als blendete ihn jählings der Lichtglanz, und schluchzte tief auf und warf sich mit der Stirn in den eiskalten Sand und blieb lange so liegen.

Endlich raffte er sich auf und schritt schwankend bis ans Wasser, wo die Eisblöcke lagen, und harrte mit scheuem Umherblicken, ob jemand käme. Es währte auch nicht zu lange, da hörte er das Lachen wie Möwenkreischen und Dohlengekrächz, das ihm schon bekannt war; und dann sah er im Mondschein den greulichen Meermann, und der sagte grinsend „Nun, Fischer, da bist Du ja! Aber wo hast Du mein Schätzchen? Es gelüstet mich mächtig nach ihrer Umarmung. Sonnwendnacht ist die rechte Zeit zum Freien und zur Liebeslust, so im Winter wie im Sommer."

Da that der arme Klaus einen leisen Angstruf und sprach dann flehend: „O lieber Meermann, nimm alle Deine Schätze, alle Edelsteine und Gold zurück, doch erlaß mir mein Versprechen! Ich kann es nimmer übers Herz bringen, Dir die Jungfrau zu überliefern."

„Oho!" rief der Fischmensch, und seine Augen glotzten grünlich im Mondschein, „bist wohl selber verliebt in das bildschöne Liebchen? Daraus kann nichts werden, außer wenn Du gesonnen bist, wortbrüchig zu sein. Das wäre freilich etwas anderes! Das Vergnügen, einen meineidigen Landmenschen verachten zu können, stünde mir noch höher, als all diese Schätze mit dem Schätzchen zugleich. ‚Ein Mann ein Wort!' prahlt ihr ja sonst immer; das werde ich dann künftig nie mehr zu hören brauchen."

„Erlaß mir's! Erlaß mir's!" stöhnte der Fischer. „Ich wußte nicht, was ich that, als ich mein Wort Dir verpfändete."

„Das mache mit Dir selber aus!" höhnte der Meermann, „ich habe Dein Wort und halte Dich fest dabei! Da giebt es keinen Ablaß!"

„Nimm mich statt der Jungfrau!" schrie Klaus verzweifelnd, „ich will Dir dienen und Dein niedrigster Knecht sein, so lange Du willst."

„Ich kann Dich nicht brauchen," sprach der Unhold hart, „ein wortbrüchiger Mensch ist mir zu schlecht, selbst zum Sklaven. Bring' mir die Königstochter, oder trage den Meineid Dein Leben lang auf der Seele!"

Da sprach der Fischer hierüber kein Wort mehr, denn er merkte, daß alles umsonst wäre.

„Um die Mitternachtsstunde bring' ich sie Dir," sagte er nur kurz, „wenn ich dann noch lebe. Mein Wort bleibt stehen. So lange ich lebe, will ich es halten."

Darauf wandte er sich hastig herum und kehrte zurück zu der erleuchteten Hütte. Und nachdem er seinen Frachtwagen völlig herangeführt hatte, begann er eilig abzuladen, was er an Festgaben mitbrachte. Und sobald er das ausgepackt hatte, weckte er die Kinder.

Da gab es einen Jubel über alle Maßen, denn sie hatten noch nie solche Herrlichkeit gesehen. Am besten aber, und noch viel besser als alle Edelsteine, gefielen ihnen der Pfefferkuchen und die Aepfel und Nüsse. Doch als sie sich ganz satt daran gegessen hatten und gar nichts mehr mochten, da sagte das kleine Gretchen, das immer etwas altklug war, leise, mit strahlendem Gesichtchen zu ihrem Vater: „Das beste Geschenk aber ist doch unsere neue Mutter. Denn der Pfefferkuchen ist bald aufgegessen, die aber bleibt doch sicherlich bei uns für immer!"

„Ja," sagte Klaus, „das wollen wir hoffen!"

Endlich waren die Kinder müde geworden vom Essen und Spielen und all' der Glückseligkeit, und als sie ins Bett gebracht waren und wieder schliefen, sprach er zu der Jungfrau: „Ich muß heute noch eine andere Reise thun, und es kann sein, daß ich lange ausbleibe. Willst Du unterdessen noch weiter der Kleinen Dich annehmen?"

Da lachten ihre Augen vor Freude, und sie gab zur Antwort: „Mir kann nichts Lieberes geschehen, als daß ich noch bei ihnen bliebe, so lieb habe ich die beiden."

„Und wenn mir nun etwas Menschliches zustieße?" fragte er weiter, „denn ich fahre über See, und da giebt es immer Gefahren, was soll dann aus ihnen werden?"

„Dann bleibe ich ihre Mutter, bis sie erwachsen sind," versetzte sie ruhig und mit großem Ernst, „und es soll ihnen nicht schlecht gehen. Der Hans soll eine Prinzessin zur Frau kriegen, und die Grete kriegt einen Prinzen, aber nicht so einen, wie er mir bestimmt war, sondern einen guten und frommen. Denn es giebt auch solche, man muß sich nur auskennen. Das laß Du nur meine Sorge sein!"

Da gab er der Jungfrau die Hand zum Abschied und machte sich ins Freie, denn ihm kamen die Thränen. Von draußen spähte er noch einmal ins Fenster, und er sah, sie beugte sich eben liebevoll über die Kinder und küßte sie leise.

Er fuhr nach dem nächsten Dorfe, stellte die Pferde dort ein, sagte dem Wirth sonst etlichen Bescheid und ging hinaus auf den Kirchhof, wo das Grab seiner Frau war. Er neigte sich auf das Kreuz, auf dem ihr Name geschrieben stand, und sagte flüsternd: „Liebe alte Grete, ich komme zu Dir noch heute vor der Mitternacht; die Kinder sind geborgen, besser als ich sie jemals zu pflegen vermochte. Aber es fehlte nicht viel, so wäre ich Dir untreu geworden; nur ist die Person, die ich meine, für mich allzuschön und zu fein und zu vornehm, darum habe ich mich besonnen und komme zu Dir und will ewig bei Dir bleiben!"

Danach küßte er das Kreuz und ging seines Weges.

Am andern Morgen fand man ihn todt bei all' dem anderen Strandgut im Sande.

Nachdruck verboten.

Die rechte Weihnachtsfeier.

Erzählung von Lona Heim in Berlin.

Lotte war allerdings fast um zwanzig Jahre jünger als ihr Mann, aber sie war doch sehr glücklich. In dem halben Jahre, seit sie seine Frau war, und als ganz junges Ding es unternommen hatte, ihm in Mailand ein Heim zu bereiten, war kein Schatten über ihr Gemüth geflogen; noch hatte sie sich in dem fremden Lande nie fremd gefühlt. Da nahte das Weihnachtsfest. In Italien soll jetzt die deutsche Feier des heiligen Abends anfangen, Freunde zu gewinnen, aber Alessandro, Lotte's Gatte, kannte sie weder aus seiner Jugend, noch aus seiner langen Junggesellenzeit. Lotte hatte ihm nun versprochen, ihr erstes Weihnachtsfest als junge Hausfrau solle ihn in die deutsche Festesfreude einweihen. Er hatte etwas gespottet über ihre Traditionen und Erinnerungen. „Also keine kleine Gesellschaft? Ganz en famille muß das Fest gefeiert werden? Belehre mich nur, daß ich nicht aus Versehen die hochgehaltenen Gebräuche verletze." Besonders beim Geschenke-Besorgen konnte er sich nicht in ihre Ansichten finden. „Liebes Lottchen, ich habe einen niederträchtigen Geschmack. Siehst Du, die Ueberraschung ist doch eigentlich nur für Kinder! Suche Dir aus, was Dir gefällt, und gieb mir die Rechnung." — Lotte war etwas betrübt; — das war doch nicht das Rechte; aber sie wollte ihm ja auch erst zeigen, was Weihnachten sein solle.

Unendliche Mühe machte es ihr, die verschiedenen Gegenstände für den Baum aufzutreiben. Vieles mußte sie verschreiben, anderes selbst anzufertigen suchen, — kurz, es war eine rechte Arbeit! Und dabei war sie so fremd in der Stadt und durchaus nicht ganz fest in der italienischen Sprache. Oft wünschte sie, ihren Mann bei sich zu haben, der ihr sonst immer half, — aber wo bliebe dann die Ueberraschung? Und wie ward es mit der geheimnißvollen Handarbeit, einem Sophakissen, das er wirklich brauchen konnte? Gerade hier stellte sich ihr Gatte ihr ernsthaft in den Weg. „Den ganzen Vormittag läufst Du in der Stadt herum, nun bleibe abends bei mir! Glaube mir doch, es liegt mir gar nichts am Geheimniß!" Da arbeitete sie also schließlich in seinem Zimmer. Er besah und bewunderte, kritisirte auch wohl etwas, küßte die geschickten Finger, und es war sehr gemüthlich; aber, — aber, — es war doch schade um die Ueberraschung!

Endlich am Tage des Baumputzens (Lotte wollte auch hier den heimischen Gebrauch befolgen und Alessandro's Vorschlag, am Festabend selbst den Baum zu schmücken, außer Acht lassen), quälte sie sich den ganzen Vormittag mit Gängen ab, um in den Läden die Dinge abzuholen, die nicht fertig waren, oder für manches, was man nur Daheim kannte, Ersatz zu suchen. Sie gab mehr Geld für Droschken aus, als ihr sparsamer Sinn es an einem Tage erlaubte, und war deshalb mit sich selbst unzufrieden. Zu Hause saß sie dann allein beim Anbinden des Baumschmuckes in dem ausgeräumten Salon und sehnte sich die ganze Zeit nach ihrem Elternhause, wo das alles in frohem Zusammenwirken geschah.

Alessandro, der den Vormittag über fort gewesen war, fand zu Tisch eine abgehetzte, ermüdete Frau, die seine Scherze über den Weihnachtstrubel, den sie durchaus importiren wolle, weniger liebenswürdig aufnahm, als er es von ihr gewöhnt war. Als er vollends abends mehrmals die Thür seines Zimmers aufmachte, um mit ihr, die sich im Weihnachtszimmer befand, zu reden, schloß sie die Thür ab. Ihr Mann mußte nun durch die Küche einen großen Umweg nach ihrem Schlafzimmer machen, als er einige dort vergessene Bücher brauchte. Er that dies aber wirklich liebenswürdig und dachte nur: ‚Sie will sich eben amüsiren!'

Ach, sie amüsirte sich nicht sehr! Der Baum war so häßlich! Edeltannen hatte sie nicht finden können. Von allen Seiten betrachtete sie das Unglücksding. Dort war die kahle Seite oben, hier unten. Wie stolz pflegte der Baum zu Hause bis an die Decke zu ragen! Eben jetzt schmückten ihre Geschwister wohl seine schlanken Zweige! — Endlich war die Mühe überstanden. Ihr Baum stand da, voll Perlen und Goldkugelketten; auch die Nüsse, die sie im letzten Moment selbst vergoldet hatte, machten sich sehr gut. Sie freute sich wie ein Kind im Gedanken an die Ueberraschung ihres Mannes. Liebevoll öffnete sie die langen Couverts mit der Lametta, die sie sich schon lange vorher von ihren Verwandten hatte schicken lassen. Erste Enttäuschung! Es war krause; sie hatten zu Hause immer glatte gehabt. Wie leid ihr das that! — Nun ward es versponnen, recht reichlich, überall hin; aber da kam der zweite Schlag: es reichte nicht! Der Schleier mußte dünner gemacht werden; das machte sich lange nicht so hübsch, manche Stellen blieben ganz kahl. Wie ärgerlich! — Ob Alessandro es bemerken würde? — Was konnten ihm freilich die Einzelheiten bedeuten, da das Ganze ihm keine Erinnerungen wachrief?

Endlich war alles fertig; müde, aber voll froher Erwartung schlief Lotte abends ein. Am nächsten Tage zeigte es sich, wie falsch es sei, die Vorbereitungszeit für ein Fest zu reichlich zu bemessen. Womit sollte Lotte den langen Tag, der noch vor ihr lag, ausfüllen? Der Aufbau für zwei Menschen ist bald besorgt. Mit unbefriedigten Gefühlen legte sie die Sachen, die ihr Mann ihr schenkte, auf ihren Platz; alles hatte sie selbst besorgt! — Doch nun für ihn! Und da ließ sie der Posamentier im Stich. Ihr Kissen ist nicht da; schon eine halbe Woche wartete sie darauf, und hat es doch so zeitig zum Fertigmachen geschickt! Es ist freilich nochmals für den Abend fest versprochen worden.

Der Vormittag schlich dahin; eigentlich ist das rechte Weihnachtsstimmung, nur daß die Neugier belebend wirken sollte, statt daß die Sorge, wie alles gehen werde, die Nerven ermüdete. Endlich kam Alessandro nach Hause, — es war Mittagszeit.

„Nun, heute Abend geht ja die Vorstellung vor sich!" sagte er. „Ist es ein Ausstattungsstück?" — „Nein, Alessandro, Du mußt es nicht als künstlerisches Arrangement betrachten; es soll an die Kinderzeit erinnern, man muß ganz naiv herantreten. Weißt Du, ich meine eine Art Erinnerungsfeier an die Kindheit!" Alessandro lachte. „Mußt Du daran erinnert werden? Ich denke, die Zeit liegt Dir nicht gar zu fern. Und was mich betrifft, ich kann mich doch unmöglich dabei an eine Kindheit erinnern, die nichts Aehnliches aufzuweisen hatte!" — „Aber das mußt Du Dir ja gerade vorstellen! Versuche es doch! Bist Du gar nicht neugierig? Was wirst Du bekommen?" — „Fischmesser oder Fischgabeln; ich habe Dir ja diese Wünsche genannt." — „So, meinst Du? Aber wenn Du nun gar nichts bekommst?" — „Dann ist es auch gleich; dann schenke ich sie Dir nächstens."

Nun steckt Lotte die Lichter an; sie öffnet die Thür zu ihres Mannes Zimmer. Der erhebt sich, wartet, ob sie ihn holen werde, und, da sie in der Thür stehen bleibt, geht er zu ihr, umfaßt sie und sagt: „Nun erkläre mir alles!" — „Siehst Du denn nichts? Den Baum!" — Alessandro betrachtet ihn prüfend. „Sehr hübsch, liebes Lottchen, — aber welche Arbeit! Lösche doch nur bald die Lichter aus, da brennt eines fast den Ast an. Niedlich finde ich die silbernen Fäden. Die Ketten wirken etwas schwer; muß die Tanne sich wie eine eitle Frau mit so vielen Perlenschnüren behängen?" — „Aber, Alessandro, die Ketten sind immer daran; es war sehr schwer, sie hier zu bekommen." — „Nun, es ist jedenfalls sehr interessant, ein ganz correctes Weihnachtsfest zu feiern. Schade nur, daß das Zimmer ohne Teppich so kahl aussieht!"

Sie führt ihn an seinen Tisch. „Ach, Alessandro, denk' doch, die unzuverlässigen Leute haben mich mit dem Kissen im Stich gelassen!" — „Lottchen, gräme Dich nicht, ich kann doch die paar Tage warten; es ist mir wirklich ganz gleich!"

Ja, es war ihm gleich! Sie fühlte es schmerzlich. Er besah sich die Geschenke, — es waren auch Fischmesser darunter, — besprach ganz nüchtern, ob er ihr zum Geburtstag die Fischgabeln dazu schenken solle, oder ob sie meine, er solle sie zum nächsten Weihnachten versparen. Sie suchte ihn nochmals für den Baum zu interessiren, — sie glaubte, daß dessen Anblick allein eine Flut poetischer Gefühle hervorrufen müsse.

„Soll ich Dir meine ganz ketzerische Meinung sagen?" fragte Alessandro endlich. „Ich finde eine einfache beschneite Tanne im

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Walde am allerschönsten." Da schwieg sie. Die Weihnachtsstimmung wollte nun auch ihr nicht kommen.

Alessandro griff nach den Zeitungen. „Verstößt es gegen die Tradition, wenn ich das Abendblatt schnell 'mal durchsehe?" fragte er. „Durchaus nicht, lies nur!" Und er setzte sich in den Lehnstuhl, mit dem Rücken gegen den Baum gekehrt, und war bald in seine geliebte Politik vertieft. Lotte aber ging zu ihrem verkannten Liebling, setzte sich dicht an ihn heran, und das Herz ward ihr so schwer, wie noch nie seit ihrer Verheirathung. Jetzt zum ersten Male fühlte sie rechtes, starkes Heimweh. Sie malte es sich aus, wie die Geschwister und Eltern zu Hause am Weihnachtsbaum säßen, und hörte deren frohe, aufgeregte Stimmen. — Ein liebes Fest ohne die rechte Stimmung zu feiern, berührt schmerzlicher, als es ganz zu unterlassen; war es doch die älteste Tradition ihres Lebens; jedes Jahr, seit ihrer Geburt, hatte sie den Weihnachtsbaum begrüßt, — und jetzt?! — Sie weint der Kindheit, die sie erst heute durch eine unüberbrückbare Kluft von sich geschieden fühlt, ein paar heiße Thränen nach. Sie war ja so gern ein Kind gewesen!

— — — — — — — — — — — — — — — — —

Ein Jahr ist vergangen. Wieder schmückt Lotte den Baum; aber es geschieht mit anderen Gefühlen. Nicht für den Gatten oder für sich hängt sie den bunten Flitter an. Das kleine Wesen, das jetzt ihr Haus unruhig macht, soll dereinst eine ebenso süße Erinnerung von der Kindheit haben, wie sie. Deshalb schmückt sie die Tanne, um dem Kleinen von früh auf dies Bild einzuprägen. Und heute geht das ganz anders als am vorigen Feste. Sie ist gewiß, Bewunderung zu finden, die ungetrübteste, die es geben kann; und das machte sie so lustig, daß sie wie fliegend vom Tisch zum Baum und zurück läuft. Sie muß sich aber auch beeilen, denn es ist bereits der Vormittag des Festes. — Da kommt Alessandro ins Zimmer. Sie hat nicht daran gedacht, ihn auszusperren, es ist ja nicht für ihn, es ist für seinen kleinen Sohn! Und er sieht sie mit Entzücken so froh und leichtfüßig bei der Arbeit, und fragt: „Was hast Du denn für den Jungen?" Lotte zeigt ihm alles: den Mantel, den Hut, die Kleiderchen von der Großmama, und hier die große Gummipuppe. Ja, das sind Gegenstände von ganz besonderem Interesse für beide! Lotte wundert sich gar nicht, als jetzt Alessandro den Kautschukmann am Baume zu befestigen sucht, sondern lacht nur fröhlich. Und er sieht ihr noch eine Weile behaglich zu und geht dann in die Stadt. Ihm schießt ein Gedanke durch den Kopf; jugendlicher Uebermuth treibt ihn zu einem Streiche, den er vor einem Jahre nie gedacht hätte, zu machen. Sechs große Hampelmänner kauft er, um sie im geheimen in Lotte's Baum zu setzen. Vielleicht, wenn der Junge an den Baum getragen wird, entdeckt er sie schon; sonst zeigt die Mutter ihm sie jedenfalls. Und nun fühlt Alessandro den Wunsch, auch Lotte eine Ueberraschung zu bereiten. Er hat vergessen, daß sie sich selbst wohl etwas Hübscheres und Geeigneteres ausgesucht hat. So kauft er denn ein kleines Armband, und als Lotte sich zu Tisch anzieht, bringt er heimlich sein Geschenk an. Als er das Armband auf ihren Platz legen will, zu ihren Gaben, die er nur bezahlt, prickelt ihn der Uebermuth wieder. Man kann eben nicht sechs Hampelmänner in den absonderlichsten Stellungen in die Zweige eines Weihnachtsbaumes setzen, ohne dabei etwas in die Weihnachtskobold-Laune zu gerathen. Und so hängt er das Armband um den Hals eines der Männchen.

Vor Weihnachten.

Nach dem Bilde von August Reinhardt in Loschwitz. — Siehe Seite 192.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Große Erwartung.
Nach dem Bilde von Fritz Gehrke in Berlin.
Siehe Seite 190.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nun ist der Moment gekommen. Ganz natürlich fühlt Alessandro Neugier und Spannung, ob und wie bald Lotte und der Kleine seine Scherze bemerken würden. Da kommt sie! „Soll ich klingeln, Alessandro?“ — „Nein, gieb her!“ Und er klingelt selbst. Die Thür geht auf, die Bonne bringt, das Kind, das mit großen Augen die Lichter anstarrt. Und dann, wie Lotte den Jungen nimmt und an den Baum trägt, und das Kind zu jauchzen beginnt; wie es nach dem ersten Hampelmann greift, daran zieht und ihn endlich mit Mutters Hülfe los macht, um ihn sofort in den Mund zu stecken, — da fühlen Lotte und Alessandro, daß Weihnachten, rechtes, fröhliches Kinderweihnachten in ihrem Hause ist. Und wie nun Lotte die andern Hampelmänner sieht und dem Kinde zeigt, und wie Alessandro mit einer Art Schuldbewußtsein beobachtet, daß sie sich dem Armband nähert, da fühlt er sich ganz seltsam in seine Kindheit zurück versetzt; obgleich diese Feier ihm eine fremde ist. Aber der Geist, der in ihr herrscht, der ist es, der ist die liebe Erinnerung! — Jetzt entdeckt Lotte das Armband, und der liebe, kindliche Einfall des Versteckens und Ueberraschens verursacht ihr eine außerordentliche Freude. Sie dankt ihrem Manne mit so strahlender Miene, daß auch er jetzt den Werth eines Geschenkes außer dessen Nutzen erkennt.

Wie nun endlich der Kleine fortgetragen wird, sich noch verlangend nach dem Glanze umblickend, einen Hampelmann im Arm, und wie Alessandro ihm zuruft: „Auf morgen, Kleiner, da kommst Du hier oben auf den Baum!“ da sitzen Lotte und ihr Mann dicht am Weihnachtsbaum; sie sprechen von ihrem Kinde und von seinem Vergnügen, und eine rechte, echte Weihnachtsstimmung wohnt in ihren Herzen.

Nachdruck verboten.

Große Erwartung.

Zu dem Bilde von Fritz Gehrke. — Siehe Seite 189.

Die Zeit, wie oft schon bis zum Feste
Nach Tagen abgezählt, entschwand;
Nun legen an des Baumes Aeste
Die Eltern schon die letzte Hand.

Was heimlich sie bereitet hatten,
Die Herzen ganz von Lieb' erfüllt,
Schon durch verrätherische Schatten
Wird es den Kindern halb enthüllt.

Still, mäuschenstill! Daß ihr jetzt haltet
Die Mäulchen all, bitt' ich mir aus.
Und regt euch nicht, die Händchen faltet!
Der Weihnachtsengel tritt ins Haus.

Wie doch die kleinen Herzen schlagen,
Noch nie berührt von Erdenweh!
Und ungeduld'ge Blicke fragen:
Ob das wohl mein wird, was ich seh'?

Geduld! Bald werden angezündet
Am Tannenbaum die Kerzen sein,
Und heller Glockenruf verkündet:
Bereit ist alles, — kommt herein!

Erst stehn sie da, starr vor Entzücken,
Dann bricht der laute Jubel los.
Beglückt zu sein und zu beglücken,
Gleich selig macht es Klein und Groß.

J. Trojan.

Nachdruck verboten.

Literarische Streifzüge.

Von Dr. Felix Poppenberg in Berlin.

V.

Wie Rück-Erinnerung schöner Tage wehte es mich an, als ich, jüngst heimkehrend aus der herben Bergwelt der Alpen und der verwunschenen Pracht italienischer Städte, flüchtig durchmusterte, was für gedruckte Gäste sich inzwischen auf dem lang vereinsamten Schreibtisch eingefunden. Da lachte mich gleich auf dem ersten Titelblatt in der Vignette ein lustiges Paar in oberbayrischer Tracht an; auf dem zweiten grüßte hell das Wort Tirol, vom dritten leuchtete glitzernd ein Gletscherbild. Mit dem vierten war ich wirklich in Italien, und das fünfte versprach ein ganz besonderes Land. Daß der literarischen Reise die Anfangs-Station nicht fehle, legte ich selbst ein Buch obenauf, das München vertritt. Und nun kann die Fahrt beginnen!

Maßkrug-Genüsse und Kunstandacht ist die charakteristische Mischung für die erste Station. Symbolisch ist dies schon in der Lage ausgesprochen, die Münchens kleinste, aber weihevollste Kunstkapelle hat: die Schack-Galerie, mitten zwischen dem Bierdorf und Isar-Athen. Westlich von ihr die Keller und Bräus mit grünen Gärten und grünen Tischen, östlich Klein-Griechenland, die Propyläen und die Glyptothek in ihren strengen Linien.

Die Schack-Galerie hat ein kleines, feines Buch herausgegeben, eine Ueberraschung für den Besucher neben den anderen Neuerungen, die seit dem Erb-Antritt des deutschen Kaisers hier geschaffen sind: dem Ausbau, der übersichtlichen Anordnung der Kunstwerke, der feierlichen Büstenaufstellung des Testators. Professor Richard Muther, der Verfasser der „Kunstgeschichte des neunzehnten Jahrhunderts“, in der sich feinster Geschmack, weiter historischer Blick, farbenfrohe Darstellung und ein überaus intensives Empfinden für die ganze moderne Kultur ausspricht, hat diesen Führer geschrieben.[1]) In zierlichen Autotypien, dem Kenner willkommene Erinnerungswecker, sind die Hauptstücke reproducirt: die großen und tiefen Phantasien Böcklin's; die innigen Märchenbilder Schwind's, fromm, rührend und schalkhaft zugleich, wie Kinderlieder; die Gemälde des „nachgeborenen Hellenen“ Feuerbach in ihrer adeligen Formensprache, und all' der anderen, mancher Vergessener auch, die der fürstliche Mäcen früh erkannte und schützend schirmte. Richard Muther hat dazu lebensprühende, anschauungsvolle und bilderreiche Charakteristiken geschrieben, die jeden Künstler tief in seiner Eigenart erfassen, ihn zu erklären versuchen, nicht mit kritischem Censiren, sondern nachfühlendem Verstehen.

Von München in die Berge! Ein Engländer ist der Führer. Jerome K. Jerome schildert in einem Plauderbuch seine „Pilgerfahrt nach Oberammergau“.[2]) Er ist ein amüsanter Reisegefährte, und er besitzt die große Gabe, eine lustige Unterhaltung über nichts zu spinnen. Er nimmt der Wirkung wegen die Maske einer komischen Person vor, eines Stock-Engländers mit allen Wunderlichkeiten, und zeigt in vielen ergötzlichen Zwerchfell-erschütternden Situationen, wie sich deutsche Zustände in diesem edeln Briten reflectiren. Doch als er Oberammergau erreicht, legt er die Maske ab; wir erkennen ein fein organisirtes, reiches Empfinden. Jerome's Seele zittert tief unter den wehen und wunden Eindrücken des Passions-Spieles. Hier und in manchen Partien der anderen Plaudereien, wo durch die allerlächerlichsten Scherze herbe Selbst-Ironie und resignirte Wehmuth durchbricht, verräth es sich, daß Jerome, der Tolle, Urkomische, wie mancher große Komiker die Rolle widerwillig spielt, die S. Majestät das Publicum von ihm verlangt. Und doch spielt er sie immer wieder, mit immer erfindungsreicherem Raffinement und immer größerer Routine.

Für die Berge gehört ein schlichtes und treues Herz, gesund, stark, mit frischem Humor und echtem Gefühl. Das klopft in Carl Wolf's „Geschichten aus Tirol“.[3]) Hier ist nichts von dem geleckten Bühnen-Bauernthum der Schuhplattler-Volksstücke mit ihrer falschen Sentimentalität; hier pulsirt wirklich frisch regsames Leben, derbes Lachen dröhnt, die Faust donnert auf den breiten Tisch, der Juchzer schallt zu Thal, die Büchse knallt, und wenn die Thränen fließen, dann ist es wahres Herzeleid und geht zu Herzen. Und die Liebe auf dem Lande ist nicht zimperlich und minnig, sondern greift derb lebenslustig und begehrlich zu. Nicht nur äußerliche Aufnahmen, schnell erhaschte Momentbilder, wie sie der Tourist mitbringt, sind es, — Carl Wolf, der Leiter der Meraner Volksspiele, hat tiefer in seine Menschen hineingesehen. In diesen kleinen, vergnügten Geschichten birgt sich eine Psychologie des Bauernvolkes. Seine Eigenart, seine Denkweise, Familien-Anschauung, Ehrbegriffe enthüllen sich uns in plastisch geschauten Scenen.

Derselbe Verlag, der diese Schilderung Tiroler Leute brachte, beschert eine Schilderung des Landes, Bilder aus dem Ortlergebiet, in dem Prachtwerk Sulden-Trafoi von Th. Christomannos. Hier geht die Gletscherwelt vor uns auf, die Hochtouristen-Wonne. Wer sie einmal gekostet, läßt nicht wieder von ihr. Nicht nur die Lust und die Freude, rings in die Weite zu schauen, die Fernen zu überwinden, mit einem Blick ein großes Bild zu schlürfen, ziehen uns auf die Spitzen. Ein anderes ist es noch. Das Lebensgefühl steigert sich, man wird freier und stärker, wenn man ansteigt zur Höhe; im Besiegen der Schwierigkeiten und Strapazen, im Bewußtsein, nicht schwach zu sein, festigt man sich selbst. Und all' das Kleine und Geringe der Erde fällt ab, wenn man einsam, von starrenden Spitzen umgeben, die weiß überstreut in der Luft flimmern und glänzen, die Herrlichkeit der Natur mit allen Organen in sich aufsaugt, daß sich die Brust dehnend weitet. Solche Allheilmittel bietet der Ortler viele; im Bilde bringt sie uns dies Buch: die Königspitze vom Eisseepaß aus und vom Payerjoch, die Suldenspitze, der Hochjochgrat, die Thurmwieserspitze.

Der Führer, der uns auf diese Höhen geleitet, fesselt durch interessante Unterhaltung. Anschaulich und liebevoll malt er ihre Schönheit, und im Plauderton erzählt er belehrend ihre Geschichte, Entdeckung, erste Besteigung. Dann aber wandert er mit uns ins Thal hinab und läßt uns ausruhen im Gartenparadies Merans, mit seinem „golden-schimmernden Weinlauben, saftig grünen Wiesen und dunkeln Obstbäumen“.

Und weiter geht es in raschem Flug über den Brenner nach Italien. Das Buch, das hier den Cicerone macht, ist ganz eigener Art. Ein Baseler Patrizier, der Ehrendoctor Karl Vischer-Merian, dessen persönlicher Güte ich die Zusendung verdanke, hat das Tagebuch seiner Reise in die Romagna und die Mark Ancona als einen Privatdruck für seine Freunde und seine Familie unter dem bescheidenen Titel „Aehrenlese“[4]) erscheinen lassen. Ein Buch, das von vollendet vornehmem Geschmack schon in seiner äußeren Erscheinung zeugt, mit dem starken breitrandigen Büttenpapier, mit den meisterhaften Reproductionen, Kupferätzungen, Holzschnitten, Gravüren, Radirungen. Es ist ein ganz persönliches Buch, mit all' den intimen Reizen, die private Mittheilungen vor officiellen, an das große Publicum gerichteten haben. Was dem Verfasser gefallen hat, das hielt er fest, kleine, an sich gleichgültige Erlebnisse, Bekanntschaften werden glücklich anekdotisch verwerthet; immer sind die Dinge so geschildert, wie sie auf den Verfasser gewirkt haben.

Es ist höchst anregend, bei dieser Gelegenheit zu verfolgen, wie die verschiedenen Generationen auf Italien reagirten[5]). Die Klassizisten am Ende des vorigen Jahrhunderts: Winkelmann und, als sein Jünger, Goethe, völlig mit den Augen der Alten, den Blick auf das Plastische, auf das Architektonische in der Landschaft gerichtet, ohne Sinn für das Malerische, für die Farben, für Sonnen- und Mondaufgänge. Die Romantiker, die in das entgegengesetzte Extrem verfielen, und nur in weichen Stimmungen schwelgten, in der Musik der Himmels-Colorite, im melancholischen Zauber des Mondes, der antike Trümmer mit seiner Silberfluth übergießt. Dann die mannigfachen Variationen bis zum modernen Gefühl, das weiter geworden ist und reicher, das im Gewimmel einer schmutzig-engen Gasse mit hoch im Winde flatternden, von einer Seite zur anderen hängenden Wäschestücken seine Stimmung findet, wie in einer feierlichen Mondnacht über den Ruinen einer römischen Arena.

Vischer-Merian ist kein solcher Stimmungsdichter und Impressionist. Seine Naturanschauung erinnert mich an Gregorovius. Er sieht die Landschaft historisch an, er ist ein gelehrter Reisender; er geht auf das Antiquarische aus und citirt an Ort und Stelle die alten Autoren. Jede Gegend belebt sich ihm mit den großen Figuren der Vergangenheit, ihre Thaten läßt er zu uns sprechen, und ihre Namen geben die Kapitel-Ueberschriften. Für Ravenna ist die Heldin Amalasuntha, die große Tochter des großen Theodorich. Für Rimini Isotta degli Atti, die mit ihrer Süße sich einen gewaltthätigen Malatesta zwang und Herrin wurde in ihrer Vaterstadt. In Fano denken wir an das Schicksal Hasdrubals. Daß aber auch der Gegenwart nicht vergessen wird, das zeigen frisch erhaschte Volks-Typen. In der Gesellschaft Sigismondo Malatesta's, des düster prächtigen Cesare Borgia, der stolzen Isotta erscheinen moderne Bilder: eine Ravennatin mit dem unvermeidlichen Fächer, Bäuerinnen von Siena in farbenleuchtender Tracht. —

Unsere Reise ist noch nicht zu Ende; ein letztes Buch trägt uns mit Schnelle wie auf Fausts Mantel von Oberitalien nach Alexandrien: Dr. Sigismund Bernstein's „Auf der Wanderschaft in Aegypten“.[6]) Anregende, fesselnde Blätter, die ausgezeichnet Farben, Formen, Physiognomien von Land und Leuten zu charakterisiren wissen. Etwas mühsam setzt das erste Kapitel mit einem historischen Rückblick ein, der sich nicht glücklich mit der Schilderung der Ueberfahrt von Triest nach Afrika verbindet. Sobald aber unser Reisender Fuß auf dem neuen Boden gefaßt hat und in das bunte Gegenwartsleben hinein taucht, das ihn umbraust, dann hat er gewonnenes Spiel. Das weiß er geschickt zu halten und wiederzugeben. Es sind nicht normale Reiseschilderungen, sondern häufig dramatische Scenen, die er giebt. Er erzählt nicht von den Eingeborenen und über sie, sondern er läßt sie auftreten und selber sprechen. Köstlich sind die Unterhaltungen der Haremsdamen im Bade, die Frauenstudien aus dem Delta, die Bilder aus dem orientalischen Eheleben. Hier, wie bei den Charakteristiken der Männer, darf das gleiche Lob ausgesprochen werden, das wir einem Tiroler Buche spenden konnten: wir empfangen nicht Photographien aus der Camera eines flüchtigen Reisenden, sondern einen belehrenden und fesselnden Einblick in eine andere Gefühls- und Anschauungswelt, die uns menschlich nahetritt, weil der Schilderer ein gestaltungskräftiger Künstler ist.

[1]) Hirth's Kunstverlag, München.
[2]) Deutsch von J. Kaulen. Schünemann, Bremen.
[3]) A. Edlinger's Verlag, Innsbruck. Zweite Sammlung.
[4]) Benno Schwabe, Basel.
[5]) In einem Artikel „Römerzüge“ (Magazin für Literatur 1894. Nr. 44) habe ich dies Thema weiter ausgeführt.
[6]) Julius Becker, Berlin.

Nachdruck verboten.

Hartherzig oder nicht?

Ein Beitrag zum Kapitel „Kindererziehung“ von C. Gunderloch in Nürnberg.*)

Ich bin kein Arzt und auch kein Philosoph, ich bin ein einfaches Menschenkind; nur zähle ich mich zu der Classe des homo sapiens, die eine Portion gesunden Menschenverstandes ihr eigen nennt. Mit meiner vorliegenden Schilderung wage ich mich auf ein Gebiet, auf dem ich eine Reihe von Feinden finden werde. Ich bin fest überzeugt, daß ich von vielen, ja vielleicht von den meisten Müttern und Vätern für hartherzig, für kalt und für lieblos erklärt werde. Aber immerhin, ich riskire es! Mutter Natur hat mich mit einem breiten Rücken ausgestattet, auf den ich schon viel genommen habe und auch das noch nehmen kann.

Seit etwa drei Jahren war ich verheirathet. Ich lebte mit meiner jungen Frau vergnügt, wie es eben junge Eheleute, die sich verstehen und lieben, schon vor Alters thaten. Aber einen wunden Punkt gab es doch: wir waren nach drei Jahren immer noch weiter nichts, als eben ein Ehepaar, wir waren immer noch unserer zwei.

Endlich stellte sich der so sehnlichst erwartete Freund Klapperstorch ein. In meinem Hause ging es bunt zu; mir ward ein reizendes Knäblein geboren.

Den unerfahrenen jungen Eheleuten leistete Großmütterchen hülfreichen Beistand, und ehe ich mich noch versah, war der kleine Erdenbürger gebadet, regelrecht gewickelt und lag friedlich schlummernd, als ob er ein gewaltig Tagewerk hinter sich hätte, neben dem Bette meiner Frau in seinem Wagen.

Nach und nach, — es war schon gegen Mitternacht, — zog die Ruhe in mein Haus ein.

Ich legte mich abgespannt zu Bette.

Großmütterchen fragte die Wöchnerin noch nach dem Befinden und etwaigen Wünschen, warf noch einen letzten zufrieden-glücklichen Blick auf den ruhig schlummernden Enkel und — verschwand.

Ihr that die Ruhe auch noth! Auch mich umfingen bald Morpheus' beseligende Arme, während meiner geliebten Frau die Mattigkeit längst ein Schlafliedchen gesungen hatte.

Es mochte drei Uhr morgens sein; ich fahre jäh aus dem Schlafe auf, denn mit einer für die kleinen Körperverhältnisse fast mächtigen Stimme schreit der kleine Erdenbürger aus vollem Halse. Auch meine Frau wurde natürlich wach, und nun entspann sich etwa folgender Dialog zwischen uns:

„Carl, der Junge schreit, gieb ihn doch einmal her, ich werde ihm etwas zu trinken geben!“

„Was, zu trinken geben? Mitten in der Nacht den kleinen Magen füllen? Was fällt Dir ein, Schatz? Gott behüte, daraus wird nichts, nun und nimmermehr! Du hast Ruhe nöthig, das Kind auch; für die Speisung nachts bin ich absolut nicht!“

„Schlafen kann ich doch nicht, so lange das arme Würmchen so schreit; gieb ihn mir doch her, ich bitte Dich darum!“

Ohne ein Wort weiter zu verlieren, stehe ich auf, sehe nach, ob sonst alles in Ordnung ist und fahre den kleinen Weltenbürger aus dem Schlafzimmer durch den anstoßenden Salon in unser Eßzimmer und schließe, — horribile dictu, — die beiden Thüren hinter mir zu.

Mein liebes Frauchen schilt zwar, kann aber in ihrer Hilflosigkeit nichts machen und giebt sich endlich, wohl oder übel, wenn auch mit Widerstreben, zufrieden.

Klein Harry schreit munter drauf los. Endlich wird auch die Großmama, die weiter hinten im Fremdenzimmer der Ruhe pflegt, aus dem Schlafe aufgestört, wirft sich hastig in das allernothwendigste Negligé und erscheint pochend an unserem Schlafzimmer.

*) Anmerkung. Dieser Beitrag ist so niedlich, daß auch die Widersacher ihn wohl gern lesen werden. Die Red.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Ich wußte, was kam; und der zweite nächtliche Dialog war folgender:

„Carl, warum schreit denn der Junge so furchtbar?"

„Mutter, das weiß ich nicht, und gesagt hat er mir es auch nicht; ich vermuthe, es macht ihm Vergnügen!"

„Aber Carl, wo ist denn das Kind? Das Schreien kommt doch nicht aus Eurem Schlafzimmer?"

„Nein, Mutter; Lina braucht Ruhe. Helfen kann man dem Kinde doch nicht, denn schreien muß ja jedes Kind, es ist seine einzige Bewegung; laß also dem jungen Manne sein Vergnügen und lege Dich wieder zu Bett!"

„Carl, hast Du kein' Herz in Deiner Brust? Bringst Du es wirklich fertig, ein kleines Kind, das sich nicht helfen kann, einfach schreien zu lassen? Laß mich einmal zu ihm, ich nehme ihn ein wenig auf den Arm, dann wird er gleich beruhigt sein!"

„Nein, Mutter, es thut mir leid, daraus wird nichts; ich habe meine ganz bestimmten Principien, und die führe ich strict durch. Nimmst Du das Kind heute und morgen auf, wenn es schreit, so ist alles verdorben, und es wird jahrelang nachts schreien und nachts zu essen haben wollen; beides ist höchst unnöthig, und das letztere halte ich sogar geradezu für ungesund!"

Da ich alles, wie es kam, vorausgesehen hatte, so hatte ich auch, um meinen Plan durchführen zu können, die nöthigen Vorsichtsmaßregeln nicht außer acht gelassen und sämmtliche Zugänge, die zu dem kleinen schreienden Manne führten, versperrt, sodaß Großmütterchen mit dem besten Willen nicht zu ihm konnte.

Und als sie endlich einsah, daß ich ein ganz verstockter Kamerad sei und alles Parlamentiren vor der verschlossenen Schlafzimmer-Thüre nichts helfe, — vielleicht fror sie auch ein wenig draußen auf dem Corridor, — zog sie sich zurück, nicht ohne mich noch einmal gründlich zusammenzudonnern.

Ich hatte nun noch einige Stunden Zeit, mir einen Feldzugsplan für meine Vertheidigung am nächsten Morgen auszuarbeiten. Denn, daß bei Tagesgrauen meine Frau, meine Mutter und die zur Assistenz erscheinende weise Frau über mich Scheusal herfallen und mich unisono — einen Rabenvater, ein Ungeheuer und Gott weiß, was alles nennen würden, war mir klar. Ebenso sicher wußte ich, daß sie mit allen zu Gebote stehenden Ueberredungskünsten, — und die sind nicht gering bei drei Vertretern des schönen Geschlechts, — versuchen würden, mich von meinen unsinnigen Ideen abzubringen.

Wie gesagt, das war mir sicherer, als das „Amen", womit der Pfarrer in der Kirche allsonntäglich seine Predigt schließt.

Aber trotz alledem, — o Schlechtigkeit der egoistischen Männer, — ich schlief noch einmal ein, nachdem der Herr Sohn seine nächtliche Stimmprobe für genügend lang erachtet hatte.

Um fünf Uhr morgens begann er jedoch wieder, und dieser Zeitpunkt schien mir nun ganz geeignet für seine erste Atzung. Im Vollgefühle meiner Würde als Vater, der die Erziehung seines Erstgebornen mit aller Energie in die Hand nimmt, nahm ich meinen Sohn, — wie stolz das klingt! — auf den Arm und brachte ihn der lächelnden Mutter. Weh' mir! nun brach, trotz der frühen Tagesstunde, das Gericht über mich herein. Zwar gab meine Frau den Krieg auf, als sie den frischen, kleinen, zappelnden Kerl in ihren Armen hielt, aber zwischen Thür und Angel erschien die Großmutter, angethan mit dem Schlafrocke, die Stahlbrille auf der Nase. Meine Mutter besitzt, nebenbei bemerkt, drei Brillen. Die stählerne repräsentirt die „schaffende Frau", sowie die mütterliche Autorität; die goldene dient für die Straße und zum Besuche, die dritte aber ist Reserve und wird im Nothfalle aufgesetzt, wenn sich die stählerne und goldene auf Abwegen befinden, was häufig vorkommt.

Also erschien mein sonst so mildes und liebes Mutterchen, mit der Amtsmiene einer gestrengen Instituts-Vorsteherin, die ein gewaltig Gericht über die ihrer Obhut anvertrauten widerspenstigen Jungfräulein abzuhalten hat.

Um sie bei ihrer Controle nach dem Stande der Gesundheit von Mutter und Kind und den nöthigen Anordnungen und Arbeiten nicht zu stören, verzog ich mich rücksichtsvoll ins Nebengemach!

Aber es half nichts. Der Arm der Haus-Justiz erreichte mich. In wohlgeformter Rede, ob der Frevelhaftigkeit meines Thuns und der unvermeidlich damit verbundenen Folgen, wird mir mein ungeheuerlich, nächtliches Unterfangen als ein Verbrechen an mir, an Mutter und Kind und, wo möglich, an der ganzen menschlichen Gesellschaft vorgehalten. „So ein kleines Wesen will einmal auf den Arm genommen sein; es will auch ab und zu etwas zu trinken haben. Den Unterschied zwischen Tag und Nacht kennt das Kind natürlich nicht. Es hat Hunger, und infolgedessen schreit es. Kleine Kinder sind eben absolut noch nicht an eine gewisse Regel zu binden und müssen befriedigt werden, sobald sie danach verlangen, und versäumst Du dies, so gedeiht das Kind nicht," u. s. w.

Also predigte meine Mutter; aber, o Jammer, — tauben Ohren!

Ich widersprach und entwickelte Großmütterchen mein Programm; dieses lautete:

„Ich behaupte, es ist vollkommen falsche Liebe, wenn ich bei jedem Tone, den ein kleines Kind ausstößt, ängstlich hinlaufe und das ‚arme Würmchen' auf den Arm nehme und mit ihm herumtänzele. Das Kind braucht im ersten Stadium seines irdischen Daseins Ruhe und abermals Ruhe. Allerdings, schreit es, und ich nehme es auf, so wird es einen Moment, vielleicht auch zwei, aufhören, um aber gleich darauf mit erneuter Kraft wieder zu beginnen.

Beim Aufnehmen des Kindes aus seiner, dem zarten Körperchen so zuträglichen Lage auf dem Rücken, bringe ich es, — es theils wagerecht, theils senkrecht haltend, — in eine Stellung, in welcher das Körperchen, wenn es auch noch so vortrefflich gewickelt ist, — stets etwas in sich zusammensinkt. Es ist eben die physische Kraft noch nicht vorhanden.

Und was ist die weitere Folge des immerwährenden Aufnehmens, wenn das Kind seine Stimme hören läßt?

Sollte man in so einem kleinen Wesen schon Eigensinn vermuthen oder, gelinder gesagt, den keimenden Eigensinn? Allerdings! Einmal nachgegeben, und das Spiel ist verdorben. Der kleine Mann schreit, wenn er nicht sofort wieder genommen und auf den Armen gewiegt wird, und zwar jetzt aus — Eigensinn! Man verstehe mich nicht falsch. Ich meine damit natürlich nicht, daß man kleine Kinder überhaupt nicht ab und zu ein wenig herumtragen sollte; welche Mutter und welcher Vater brächte eine stete Weigerung überhaupt fertig! — aber alles mit Maß und Ziel, und wenn nöthig, möglichst nur dann, wenn das Kind nicht schreit.

Ein Vater sowohl wie eine Mutter, die ihr Kind genau beobachten, können schon aus der Art des Schreiens heraushören: Ist etwas bei dem Kinde nicht in Ordnung, schreit es aus Unbehagen oder schreit es, — um zu schreien? Und nun gar nachts nach Belieben, — just wann das kleine Menschlein geruhen, wach zu werden, und dieses Ereigniß durch den Wohlklang seiner Stimme zu signalisiren — ihm zu trinken zu geben! Wie häufig hörte ich schon, daß, wenn ein Kind nachts erwachte, man hinlief und es förmlich mit Gewalt zwang, etwas zu sich zu nehmen, nach dem bekannten schlechten Grundsatz: Ein Kind behält nicht mehr bei sich, als es vertragen kann!

Ist es nicht ganz verkehrt, auf diese Weise womöglich ein Kind bis zum Erbrechen zu füttern?

Wird das Kind sorgfältig den Tag über und zuletzt abends gegen 10 Uhr (aber stets pünktlich, nicht heute um 9 und morgen um 11 Uhr) genährt, so hat der kleine Magen vollauf Arbeit, um die Nacht hindurch zu verdauen, und dazu ist Ruhe nöthig und nicht weitere Belastung der Verdauungs-Organe.

So weit über das Kind. Und die Mutter des Kindes? Wird es für den Fortgang der Gesundung einer jungen Mutter von Vortheil sein, daß sie alle 2—$2^1/_2$ Stunden nachts aus der Ruhe gestört wird, in sonderheit bei der Mutter, die ein Kind selbst stillt? Ich behaupte: nein!"

Großmütterchen hatte mich ruhig angehört. Als ich geendet, schüttelte sie das graue Haupt und meinte: „Theorie und keine Praxis! Du wirst Deine Ansicht noch ändern, und ich will nicht hoffen, daß Du es bereuen mußt, den Rath einer alten, erfahrenen Frau und Mutter nicht befolgt zu haben."

Aus diesen Worten meiner lieben Mutter hörte ich aber genau heraus, daß sie sich halb und halb für besiegt erklärte, wenn sie es auch nicht zugestehen wollte.

Und was that ich nun? Ich setzte meine Erziehungs-Methode durch. Punkt zehn Uhr abends noch einmal gesättigt, ward mein Söhnchen in seinen Wagen zur Ruhe gelegt, und schlief ein. Noch drei Nächte gab er Frei-Konzerte, einige Minuten vor versammeltem Publicum in Gestalt seiner Eltern, den Rest, in beliebiger Länge den Wänden des Eßzimmers. Von der fünften Nacht an schlief er durch, und wenn ich heute sage, er hat in den $2^1/_2$ Jahren seines Daseins mit Ausnahme der vier ersten Nächte, alle anderen, ohne Ausnahme durchgeschlafen, selbst in der Periode des Zahnens, so habe ich nicht zu viel gesagt. Er ist dabei kräftig und stark und ein aufgeweckter Bursche geworden, machte mit dem neunten Monat Versuche zum Aufstehen und mit zehn Monaten, — genau am Tage seiner Geburt vor zehn Monaten, — lief er selbstständig.

Es haben viele meiner Bekannten, die nach mir heiratheten, mein Recept befolgt, weil sie ein so schönes Resultat an meinem Jungen sahen, und sie sind gut dabei gefahren. Andere, die es thun wollten, aber nicht Energie genug und falsche Liebe zu viel besaßen, sind heute Sclaven ihrer Kinder. Wie oft hört man erwähnen, daß der Vater in einem anderen Zimmer schläft, um seine Nachtruhe zu haben, die ihm anders das schreiende Kind rauben würde!

Ich behaupte, die Nervosität, die leider heute schon in unseren kleinen Kindern steckt, ist das Ergebniß irrationeller Erziehung.

Nachdruck verboten.

Pariser Plauderei.

Von Dr. Käthe Schirmacher in Paris.

Mit Allerheiligen begann die Winter-Saison in Paris. Wohl war die große Welt schon lange vorher aus der Sommerfrische oder von den Schlössern zurückgekehrt, aber das gesellige Leben schlief noch: man mußte sich erst das Winterquartier einrichten, die neuen Toiletten mußten erdacht, die Kinder in Schulen und Pensionaten untergebracht oder mit Privatstunden versorgt, die Haushaltungs-Mechanismen geölt, die nöthigen Engagements abgeschlossen werden. Damit vergeht die Vorbereitungszeit; wie der stehende Ausdruck lautet: On est en ville, mais on ne reçoit pas.

Und wer ist „On"? Nun, die Welt, in der man sich amüsirt, die vielbeneidete Welt, die nichts zu thun hat, als sich zu amüsiren, und die, — meiner Ansicht nach, — im Grunde so wenig zu beneiden ist. Sie weiß das übrigens zum Theil selbst, und ein seltsames Zeugniß davon, wie krank, wie verbraucht sie sich fühlt, stand neulich in einem der gelesensten französischen Blätter. Es hieß da etwa so: „Wir kommen wieder in die altbekannten Straßen; wir kommen wieder in die alten Räume. Da sind wir; aber wie? Abgewirthschaftet, schlaff. Wenn man nur wüßte, woher uns diese Krankheit gekommen ist! Wie eine Blutarmuth des Geistes tritt sie auf. Mit der Höflichkeit fängt sie an; man will nicht verletzen, denn das wäre gegen die Erziehung und den guten Geschmack! Man kann doch die Leute, mit denen man lebt, nicht vor den Kopf stoßen, man muß kleine Zugeständnisse machen" ꝛc., und damit ist man gefangen; die ‚kleinen Zugeständnisse' sind nur eine schön klingende Umschreibung für — moralische Schlaffheit." (Der französische Ausdruck dafür lautet: la veulerie.)

„Das alte Schauspiel," fährt der Verfasser des Artikels fort, „wird wieder beginnen; die bekannten Flirts und Liebeleien, Verrath, Intrigue, Dummheit und Begehrlichkeit werden wieder über die Scene der großen Welt da vor uns gehen. Und wir Zuschauer — werden eben einfach zuschauen, mit spöttischem Lächeln, vielwissender Miene, skeptischem Zucken der Achseln, aber ohne ein einziges Wort der Verdammung; wir haben alle keinen Willen mehr, nur noch weltliche Gefügigkeit. Und vielleicht," — so lautet der Schluß, — „erfaßt das unsere ganze Rasse, und wir Romanen sterben dahin, ein Fin de siècle-Liedchen auf den Lippen, ein letztes, schwindsüchtiges Aufhusten, und wir haben ausgelebt." —

Vielleicht! Und doch, man sähe das nicht gern. Dies liebenswürdige, reichbegabte Volk, das seit Jahrhunderten in so vielen Künsten und Wissenschaften mit seinen Ideen vorangegangen ist! Und daß nicht alle hier von dieser geistigen Blutarmuth angekränkelt sind, das rief das erste große Ereigniß des Herbstes den Heimkehrenden ins Gedächtniß: der Tod Pasteurs. Da stand er vor ihnen, in einer rastlosen Thätigkeit, der wirklich moderne Mann, modern im Sinne des Fortschritts und nicht im Sinne der Uebercultur, der Decadence. Sehr groß und würdig waren die Vorbereitungen, die auf Staatskosten für die Beerdigung Pasteurs getroffen waren, und gewaltig die Menschenmenge, die sich vom Institut Pasteur bis zur Notre Dame-Kirche, auf einer Ausdehnung von über einer Stunde bewegte. Die Kathedrale war von außen mit großen, schwarzen Vorhängen decorirt, und da man hierdurch ganz den Maßstab für die gewaltigen Proportionen verloren, sah es aus, als mache sich die große Kirche ganz klein, sei nichts, als ein gewöhnliches Hausthor, durch das der Todte zur letzten Ruhe eingehen solle.

Aber lange verweilt Paris bei solchen ernsten Dingen nicht; die große Welt, — und Pasteur hat nicht in ihr gelebt, — hatte anderes zu thun. Das Herbstrennen in Longchamp kam heran, ein Rennen, bei dem der Pariser Magistrat einen Preis von 100 000 Fr. aussetzt, und das fast das einzige Rennen ist, an dem sich in Frankreich auch fremde Pferde betheiligen dürfen. Und bei dieser Gelegenheit erhob sich eine Stimme wie folgt: „Es wird diesmal ein deutsches Pferd sich mit sehr ernsten Chancen an dem Rennen betheiligen. Einmal beim Rennen in Auteuil, hat mißverstandener Patriotismus den Wettbewerb eines deutschen Pferdes verhindert. Machen wir uns doch nicht lächerlich! Der Patriotismus hat mit dem Wettrennen absolut nichts zu thun! Vergessen wir nie, daß der Sieg französischer Pferde, z. B. in Baden, stets mit größter Artigkeit aufgenommen wurde!" Die kleine Warnung war vielleicht nicht überflüssig; den Sieg hat aber der französische Renner errungen. Der Präsident, der Großfürst Constantin von Rußland, der König von Portugal, der Kronprinz von Griechenland, die Gräfinnen und Marquisen der großen Welt, die bekannten clubmen, — alles war zum Rennen in Longchamp, trotz eines bösen Regenwetters. Zum Bedauern aller aber waren die Toiletten der Damen, den Umständen angemessen, sehr einfach, und das verzeihen besonders Pariser Journalisten schwer; sie wollen für alle ihre Mühe doch wenigstens ein paar Wunder von Worth oder Beer anstaunen können; deswegen haben sie auch einen glühenden Haß auf den englischen Regenmantel geworfen, der Schönheit und Putz mit Gummi überzieht. Konnte all das bunte Gefieder nun aber in Longchamp nicht zur Schau getragen werden, so um so mehr in dem Casino de Paris, der Scala, dem Olympia ꝛc., den Sammelplätzen der eleganten Welt, die sich dort an den undefinirbarem Gezwitscher von Ivette Guilbert, den Kunststücken der „weltberühmten Craggs" oder des „fabelhaften Kara" ergötzt. — Die Geschäfte gehen denn auch besonders im Casino de Paris so gut, daß die Direction drei Preise von 500, 300 und 200 Fr. für die Erfindung eines Spielzeugs oder einer Scherzwaffe ausgesetzt hat, mit der die Gäste des Casino sich necken können, ohne sich wehe zu thun, oder „la correction de leur toilette" zu gefährden. Und dann klagt man über die schlechten Zeiten! Offen gestanden, — dies, und noch mehr die 100 000 Fr. Magistratsgeld zum Wettrennen, geben doch zu denken in einer Gesellschaft, die, statt zu tändeln, allen Ernstes an die energische Behandlung ihrer dringendsten socialen Schäden gehen sollte.

Sociale Schäden übrigens behandelte das Zugstück im Théâtre français: les Tenailles. Es ist von einem Mann geschrieben: die Vertheidigung einer Frau, die von ihrem Ehe-Tyrannen nicht los kommen kann, weil die Gesetze gegen sie sind. Das Stück ist aber, meiner Ansicht nach, mit solcher Absichtlichkeit geschrieben, daß man sehr verstimmt wird und geneigt ist, entweder die Partei des „Tyrannen" gegen den Verfasser zu ergreifen, oder die ganze Sache für wenigstens sehr unwahrscheinlich zu erklären. Denn eine also mißhandelte, verzweifelte, oder auch halbwegs nur energische Frau würde eben einfach davongehen; die „Gendarmen", mit denen der Haus-Tyrann ihr droht, die kommen doch nur im Melodrama vor. Diesen schwachen Punkt des Stückes hat die Kritik auch herausgefunden.

Ein Melodrama, aber ein gewaltig packendes, wird übrigens in der Opéra Comique gespielt. Der Einakter, der die Saison dort eröffnet hat, heißt „La Navarraise" und ist von Massenet. Eine intensive Familien-Aehnlichkeit mit Cavalleria rusticana läßt sich durchaus nicht leugnen; indessen es ist doch Leben, ist Bewegung, Leidenschaft und Wildheit! Ei, wie man mit fühlte und aufathmete, als diese moderne Musik mit all ihrer Brutalität von Flintenfeuer und Kriegsgetrommel erscholl, als in einem Akt der Knoten geschürzt und zerhauen war, nachdem vorher drei Akte lang die Gounod'sche Mireille und ihr Vincent sich so unwahrscheinlich, so idyllisch, so um nichts und wieder nichts, die wohlgekämmten Perrücken gerauft hatten. Wir leben schneller als die sanften Träumer von 1830!

Wissen Sie übrigens, wer sich darauf gefreut hatte, der ersten Aufführung eines patriotischen Stückes an der Porte Saint Martin beizuwohnen? Das war der Präsident, Herr Felix Faure. Ein schönes, mittelalterliches Stück sollte es sein, geschrieben von dem wohlbekannten Herrn Déroulède, der, reich an Phrasen für das theure Vaterland, auch die große Geste der Ueberzeugungstreue nicht verschmäht. Herr Faure wollte sich nun, wie gesagt, den „Messire du Guesclin", einen tapferen Haudegen aus dem 14. Jahrhundert, gern ansehen. Der König von Portugal wollte auch kommen; schon waren die Logen der hohen Herrschaften für den Abend decorirt, Director und Schauspieler schwammen in Wonne; da erfolgte eine Absage! Und warum? Der Haupt-Acteur im du Guesclin, Herr Coquelin, Vater, ist ein contractbrüchiges Mitglied des Théâtre français, letzteres aber ein staatlich unterstützter Musentempel; und als man dort von dem Präsidenten-Besuch bei Herrn Coquelin erfuhr, da wurde in aller Ehrerbietung, aber auch in aller Dringlichkeit eine Gesandtschaft an Herrn Faure geschickt: er möge den verlorenen Sohn ruhig bei seiner so wohlbekannten Beschäftigung lassen und ihn nicht durch den ehrenvollen Besuch ꝛc. ꝛc. — Der Präsident hat auf seine Première verzichtet und an diesem Abend — Bezigue gespielt. Ja, ein Präsident der Republik muß auch sein Privat-Vergnügen opfern können!

Ob es immer ein Vergnügen ist, diese fortwährenden Empfänge und Mittagessen? Ich glaube nein! In der letzten Zeit wurden mehrere solcher Höflichkeiten zwischen dem Präsidenten und dem russischen Großfürsten Constantin, der mit der Großfürstin hier anwesend war, gewechselt. Auch Prinz Lobanoff, der schon bei den Herbst-Manövern gewesen, war häufig der vierte im Bunde, und es läßt sich nicht leugnen, die russische Freundschaft wird dauernd gepflegt. Eine besondere Petersburger Correspondenz ist sogar in einem der großen Pariser Blätter neu eingeführt. Dazu wird es Winter, und mit dem Winter kommen die Pelzkappen, die Boas und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Pelzmäntel hervor, sodaß alles mehr oder weniger russenfreundlich aussieht.

Aber im Grunde ist mit dieser Russenfreundschaft nicht zu scherzen. Die Jubiläumsfeier der deutschen Siege im Elsaß hat hier doch wieder manche patriotische Wallung hervorgerufen. Frankreich will sich in seinem Selbstgefühl noch immer nicht zufrieden geben, mag auch wirklich ein großer Theil der Gesellschaft von jener Krankheit des Willens befallen sein, die ich im Anfang erwähnte; und die Rasse als Ganzes ist so tief noch nicht herunter, daß man sie bereits aus den Reihen der Lebenden streichen dürfte.

Nachdruck verboten.

Friedrich Mitterwurzer.

Biographische Skizze von Leo Gerhard in Wien.

Mit einem Portrait Mitterwurzer's.

Geist und Humor, gepaart mit bestrickender Liebenswürdigkeit, das sind die hervorstechendsten Züge des großen Bühnen-Talentes Friedrich Mitterwurzer. Sie bilden den Grundton, auf den alle Gestalten seines reichen Repertoires gestimmt sind. Ob der Künstler nun eine leichte Schwankfigur, oder einen Molière'schen Lustspiel-Typus, — einen Shakespeare'schen Helden, oder einen modernen Lebemann verkörpert, man fühlt sich immer erhoben und angeregt, bewegt oder erheitert, so lange er auf der Scene verweilt.

Dem heißblütigen und erregbaren Temperamente des Künstlers entsprechend, zählt Mitterwurzer's Laufbahn zu den bewegtesten ihrer Art. Er ist ein Sohn des berühmten Dresdener Baryton isten und wendete sich, wie das bei Theater-Kindern so oft der Fall ist, in frühester Jugend der Bühne zu. Er war zuerst Mitglied reisender Gesellschaften, später in Hamburg, Bremen, Berlin und Leipzig engagirt. Im Jahre 1871 kam er ans Burgtheater in Wien. Er blieb neun Jahre im Verbande dieser Bühne. Dann litt es ihn nicht länger; er wollte zu Laube, der das Wiener Stadttheater leitete. Die frische, rege Initiative des berühmten Dramaturgen zog ihn an. Da Mitterwurzer mit Decret, also auf Lebensdauer, am Hoftheater engagirt war, mußte er die Erlaubniß des Kaisers zu seinem Austritte einholen. In einer gnädigen Audienz wurde ihm diese Erlaubniß mit dem Ausdrucke des Bedauerns über sein Scheiden gewährt. Am nächsten Tage war aber Laube infolge von Zerwürfnissen mit dem, den geschäftlichen Theil des Unternehmens führenden Aufsichtsrath — nicht mehr Director des Stadttheaters. Mitterwurzer hatte sich nun zwischen zwei Stühle gesetzt. Er ließ sich jedoch bestimmen, die eingegangenen Verpflichtungen auf den Nachfolger Laube's, auf Carl von Bukovics, zu übertragen. Bis 1884 war er am Stadttheater als Schauspieler und Oberregisseur thätig. In diesem Jahr übernahm er die artistische Leitung des unter Tatarzy neu organisirten Carltheaters. Ehe dieses eröffnet wurde, brannte das Stadttheater ab, und Mitterwurzer engagirte den größten Theil des brodlos gewordenen Personals. Seine Directions-Führung am Carltheater dauerte nur ein Jahr; dann begann er seine großen Gastspielreisen, die ihn durch ganz Deutschland, dann nach Amerika, und zwar bis in den fernsten Westen, bis San Francisco führten. Reich an Ehren und Erfolgen kehrte er zurück, — um sein unstätes Wanderleben von neuem zu beginnen. Es giebt kaum eine deutsche Stadt oder ein Städtchen, kaum eine deutsche Bühne, auf der er nicht gespielt. Hoftheater und Sommerbühne, Kurhaus und Saaltheater, — er nahm alles an und gefiel überall. —

Aus jedem seiner Aufenthaltsorte weiß Mitterwurzer ein hübsches, lustiges, selbsterlebtes Histörchen zu erzählen. In Liegnitz, wo er zuerst engagirt war, — seine Monats-Gage betrug zwölf Reichsthaler, mit Aussicht auf Steigerung bis sechszehn! — glaubte der Director zu bemerken, daß sich der junge Liebhaber auch außerhalb der Bühne lebhaft für die Vertreterin des naiven Faches interessire. Er ließ ihn eines Tages zu sich rufen, machte ihm darüber Vorstellungen und bedeutete ihm, daß er „derlei" unter seinen Mitgliedern nicht dulde. „Wenn Sie jedoch," fuhr er nach einer angemessenen Pause fort, „auf die in Aussicht gestellte Gagen-Erhöhung verzichten wollen, dann werde ich in diesem Falle ausnahmsweise ein Auge zudrücken." Im Feuer seiner Begeisterung verzichtete der jugendliche Liebhaber auf die Erhöhung der Bezüge, und der Director hatte sein Ziel erreicht.

In Plauen hatte Mitterwurzer einmal, — ganz ungerechtfertigt, wie er behauptet, — die Eifersucht des Heldenspielers erweckt. In einer Scene, welche die Beiden mit einander zu spielen hatten, sollte Mitterwurzer einen Schuß auf seinen Rivalen abgeben. Die Pistole versagte aber, und sein Partner, über die Störung erzürnt, ergriff die Gelegenheit, sich an seinem vermeintlichen Nebenbuhler zu rächen, fiel unter dem Anschein einer Vertheidigung über ihn her, und es begann eine veritable Prügelei, welcher erst durch das Fallenlassen des Vorhanges und Einschreiten des gesammten Personals ein Ende gemacht wurde.

In Hamburg passirte es ihm, daß er, müde von einer Bootsfahrt, in seiner Wohnung einschlief und den Anfang des Stückes, an dem er betheiligt war, versäumte. Durch den Director aus dem Schlafe geweckt, eilte er ins Theater; allein es war schon ein Ersatzmann für ihn eingesprungen. Der empörte Regisseur, — es war der bekannte Heinrich Marx, — warf ihn buchstäblich zum Hause hinaus. Er habe diese Schmach lange nicht verwinden können, versichert Mitterwurzer.

Im Gegensatz hierzu ist für sein Pflichtgefühl der späteren Zeit folgender Zug charakteristisch. Wie schon bemerkt, war zur Zeit, als Mitterwurzer am Wiener Stadttheater engagirt war und die Regie führte, Carl von Bukovics Director des Unternehmens. Eine Probe hatte sich bis in den Nachmittag hineingezogen. Der Director, der eine Rolle in dem Stücke hatte, war hungrig geworden und äußerte in einer Pause: „Es ist bereits drei Uhr, lieber Mitterwurzer." „Einerlei, und wenn es fünf Uhr wird, ich bitte zu bleiben, Herr Director," herrschte ihn Mitterwurzer an, — und der Director blieb.

Daß er während seiner so reichen, vielumfassenden Thätigkeit auch zuweilen eine Niete gezogen hat, ist begreiflich. Eines seiner amüsantesten Erlebnisse nach dieser Richtung war die Darstellung des Mephisto am Burgtheater. Director Dingelstedt, welcher der Probe beiwohnte, kam nach dem ersten Akte zu dem Künstler auf die Bühne und sagte ihm in seiner sarkastischen Weise ungefähr folgendes: „Lieber Mitterwurzer, mir persönlich ist es ganz gleichgültig, wie Sie den Mephisto spielen, ich halte es aber für meine Pflicht, Sie darauf aufmerksam zu machen, daß, wenn Sie ihn so anlegen, Sie von unserem Publicum ausgelacht werden." „Herr Director," antwortete Mitterwurzer etwas erregt, „ich fasse ihn so auf und kann ihn nur so spielen." „Wie es Ihnen angenehm ist, lieber Freund," replicirte Dingelstedt. — Mitterwurzer spielte den Mephisto in seiner Auffassung und — wurde ausgelacht. Dingelstedt war aber am nächsten Tage gegen ihn liebenswürdiger denn je.

Friedrich Mitterwurzer als Oberst Tschernitscheff in Werther's „Kriegsplan".
Nach einer Photographie von A. Naumann, Hof-Photograph, Leipzig.
Siehe nebenstehenden Artikel.

Auf seiner Amerika-Fahrt kam Mitterwurzer zuerst nach New-York. Das Theater war wegen eines Streites, den die Direction mit den Musikern hatte, boycottirt worden. Mitterwurzer wußte das nicht und spielte drei Mal vor vollständig leerem Hause. Man ignorirte ihn. Er war verzweifelt, er hatte sich von dieser Amerika-Fahrt große Erfolge erhofft. Aber er wußte sich zu helfen. Er löste den Vertrag mit dem Director, stellte in aller Eile eine Schauspieler-Gesellschaft zusammen (auch der seither verstorbene Director Strampfer gehörte dieser an) und zog nach dem Westen, bis San Francisco, überall sich niederlassend, wo Deutsche wohnten. Er erzielte große künstlerische Erfolge. Als er dann auf dem gleichen Wege etappenweise zurückkehrte, gesellte sich zu dem künstlerischen auch der materielle Erfolg. Das Publicum war auf ihn aufmerksam geworden, kannte den Namen, wollte Mitterwurzer sehen, und als er wieder in New-York eintraf, der Boycott war mittlerweile aufgehoben worden, — stürmte man das Theater, wenn er auftrat. Das amerikanische Gastspiel, das sich so ungünstig angelassen hatte, schloß in der denkbar günstigsten Weise für ihn ab.

Sein reiches Können, die Vielseitigkeit seines Talentes, das alle Register der darstellenden Kunst umfaßt, hat ihn zuweilen zu kleinen Absonderlichkeiten verleitet. So liebte er es beispielsweise, heute als Hamlet, morgen in einer Possenfigur aufzutreten. Dies wurde ihm häufig verübelt. Man war aber immer wieder versöhnt, wenn man ihn gesehen hatte, denn er zeigte sich, wenn auch nicht gleich vortrefflich, so doch in allem, was er bot, interessant.

Wofür er das höchste Lob verdient, und was ihn vor so vielen seiner Berufsgenossen auszeichnet, ist eine Eigenschaft: Er nimmt es ernst mit seiner Kunst. Sie ist ihm nicht nur ein Mittel, die eigene Persönlichkeit in den Vordergrund zu schieben, er will in erster Linie die Rolle, die er spielt, zur Geltung bringen. Er kommt den Intentionen des Dichters entgegen, er unterordnet sich ihm. Diese Eigenschaft sollten sich alle jungen Kräfte zum Vorbild nehmen, denn gerade auf diesem Gebiete wird in unserer Zeit vielfach gesündigt. Auch ist er, im Gegensatze zu manchem seiner Collegen, trotz der hohen Stellung, die er heute einnimmt, nach wie vor unablässig bemüht, die Sphäre seines Könnens noch zu erweitern und zu vertiefen. Seine geistige Kraft ist eine so rege, daß er sich um so wohler fühlt, je schwieriger die Aufgaben sind, deren Bewältigung er sich vorgesetzt hat. Er schreitet immer noch weiter auf seinem Wege und erreicht so die höchsten Gipfel der Kunst. Erst unlängst hat er mit der Darstellung des Königs Philipp im Don Carlos eine so gewaltige Wirkung erzielt, daß alle anderen Personen der Schiller'schen Tragödie gegen die von Mitterwurzer verkörperte Rolle in den Hintergrund traten. —

Seit Februar vorigen Jahres ist Mitterwurzer wieder festes Mitglied des Hof-Burgtheaters in Wien. Mit ihm ist neues und frisches Leben in die Räume eingezogen, welche trotz Glanz und Pracht zu veröden anfingen. Das Burgtheater, die erste deutsche Bühne, war in den letzten Jahren in einen Zustand der Erstarrung gerathen. Mitterwurzer, dessen Darstellungsweise sich allen Anforderungen der „Modernen" anpaßt, und dessen Kunst jetzt in voller Reife steht, hat wesentlich dazu beigetragen, daß das Burgtheater wieder wie einst in den Mittelpunkt des künstlerischen und geistigen Interesses gerückt wurde. Darum ist es innigst zu wünschen, daß es Friedrich Mitterwurzer auch weiter dort behage.

Nachdruck verboten.

Vor Weihnachten.

Zu dem Bilde von August Reinhardt in Loschwitz.

Siehe Seite 188.

Nicht zum ersten Mal begegnen unsere Leser dem trefflichen Künstler, dessen stimmungsvolle Darstellungen aus dem Naturleben, beredtes Zeugniß von feinsinniger Auffassung und geläutertem Geschmack geben. Reinhardt gehört nicht zu den Malern, deren genialer Pinsel nur „flott und frei" die Intentionen seines Meisters verkörpert; er vernachlässigt auch die Zeichnung nicht und legt das Hauptgewicht auf sorgfältige Charakteristik, auf feingestimmte Luft- und Lichtwirkung. Wie beruhigend breitet sich die weiße Schneefläche auf dem in Tempera- und Aquarell-Malerei ausgeführten Bilde aus, von der sich die kahlen Bäume des Hintergrundes vieläftig abheben. Rechts strecken ein paar Baumriesen, denen der Novembersturm vergessen hat, die letzten braunen Blätter abzuschütteln, ihre schneebedeckten Arme gegen den abendlichen Winterhimmel. Nur hier und da wagt sich ein Stückchen Himmelsblau aus dem verhüllenden Wolkenschleier hervor, zugleich mit den discreten Farbentönen der Mauern und Gebäude zu beiden Seiten einen schönen Gegensatz zu dem schneeigen Weiß des Vordergrundes bildend. Rechte Weihnachtsstimmung athmet das Bild, in dem der Künstler uns an den Waldesrand vor ein Forsthaus und auf eine verschneite Dorfstraße führt, neben der Reich und Arm sich Schloß und Hütte bauten. Der junge Bursche, der aus dem Waldesdickicht rechts thalabwärts sich den Christbaum holte, strebt heim ins Dorf, denn es dämmert, und — morgen schon ist Heiligabend.

E. Schm.

Nachdruck verboten

Das Weihnachtslied der Waisen.

Zu dem Bilde von Therese Schwartze in Amsterdam. — Siehe Seite 185.

Therese Schwartze, die bedeutende niederländische Künstlerin, führt uns in dem vorliegenden Bilde Waisenmädchen ihrer Heimat vor und gewinnt unser lebhaftes Interesse durch die Schlichtheit und lebendige Wahrhaftigkeit der Darstellung. Wir meinen, das schöne Weihnachtslied „Stille Nacht, heilige Nacht", von den hellen, jungen Stimmen gesungen, deutlich zu hören; und wenn es im fremden Lande auch andere Worte sind, so ist es doch derselbe Glaube, der himmelwärts strebt und unsere Seele mit andachtsvollen Schauern erfüllt!

Jede einzelne Gestalt wirkt plastisch und charakteristisch; wir sehen sie nicht nur, wir machen gleichsam ihre persönliche Bekanntschaft und gewinnen sie lieb, als wüßten wir näheres über ihr trauriges Geschick.

Das junge, Harmonium spielende Mädchen mit dem seinen, durchgeistigten Antlitz, scheint schwer an ihrem Schicksal zu tragen. Vielleicht bringt ihr jedes Fest eine besonders schmerzliche Erinnerung an das Glück zärtlicher Mutterliebe, das ihr erst geraubt wurde, als sie schon im stande war, die Größe ihres Verlustes ganz zu begreifen; vielleicht empfindet sie die innere Einsamkeit doppelt stark, wenn sie unter vielen ist. Die Gefährtin und Altersgenossin, die das Notenblatt wendet, blickt betrübt nach ihr hin; sie liebt sie und möchte sie trösten, aber sie hat kein Verständniß für die Freuden und Leiden einer höheren Natur und fühlt sich durch dieses Bewußtsein bedrückt und gelähmt.

Die beiden Mädchen hingegen, die der Spielerin zunächst stehen und, der Aehnlichkeit nach, offenbar Schwestern sind, wissen Gottlob nichts von Kummer und Herzeleid. Ihnen ist das Waisenhaus wirklich und wahrhaftig zur Heimat geworden, und während die Aeltere ganz bei der Sache ist und eifrig singt, denkt die Kleine, der Schalk, schon an die Geschenke und Süßigkeiten, die das Fest ihr bringen wird. Sie weiß, daß sie der bevorzugte Liebling des ganzen Hauses ist, und freut sich heimlich an dem schönen Apfel, den sie jetzt schon in der Tasche trägt. — Ueber allen diesen jungen Wesen aber waltet schützend und sorgend opferwillige Nächstenliebe und Gottes Gnade; es erfüllt sich an ihnen das Wort des Psalmisten: „Der Herr behütet die Fremdlinge und erhält Waisen und Witwen."

G. v. St.

☛ Der neue Jahrgang der **„Illustrirten Frauen-Zeitung"** beginnt mit der Novelle

„Der Sohn aus der Fremde"

aus der Feder des bekannten Humoristen **Albert Roderich**. Dann folgen die österreichische Erzählung „Der Radmeister" von **Arthur Achleitner** und Novellen von **Charlotte Niese**, **Goswina von Berlepsch**, **Baron von Roberts** u. s. w.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: J. Wilda, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Erstes Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

15 December 1895. — XXII. Jahrg., Heft 24.

Sitztruhe mit Kerbschnitt-Arbeit. Wandfüllung und Sitzkissen in Lederschnitt.

Aus dem Atelier für Kunstarbeiten von Fräulein Thea Lüchow, Hannover, stammend, bietet sich die Sitztruhe als ein prächtiges Möbel, das manche geschickte Hand zum Nacharbeiten locken wird. Bei 100 cm ganzer Höhe beträgt die des Sitzes nur 44 cm zu 86 cm Breite und 36 cm Tiefe. Reiche, ungemein kräftige Schnitzarbeit stattet die Vorderwand der Truhe aus, während an den Seitenwänden die Borten allein sich wiederholen. Das gleiche Ranken-Ornament verziert die gerade Lehne unterhalb des durchbrochenen Stabrandes und bildet den unteren Abschluß; dazwischen deckt das glatte Feld eine im getriebenen Lederschnitt gearbeitete Füllung, mit der das flach gepolsterte Lederkissen harmonirt. Zu 55 cm Höhe beträgt die Breite der Lehne 81½ cm; die geschnitzte Borte ist 10 cm breit. 61 zu 32 cm mißt die Lederfüllung, das Lederkissen 71 zu 48 cm; letzteres schließt an den Schmalseiten mit Lederfranzen ab. Das Holz der Truhe darf nicht zu dunkel gebeizt werden, wenn das Rindleder hell gehalten ist; die Farben müssen gut zu einander stimmen.

E. F.

Aus der Frauenwelt.

Berlin. — Die Eröffnung der Weihnachts-Messe des Vereins der Berliner Künstlerinnen und Kunstfreundinnen, der man in weiten Kreisen stets mit großer Spannung entgegensieht, fand am 7. d. M. statt und zwar in denselben Räumen — Charlottenstr. 59. I —, welche die Ausstellung in den letzten Jahren inne hatte. Es scheint ihr auch das alte Glück treu geblieben zu sein. Die ersten Verkaufstage ließen auf den günstigsten Erfolg schließen.

Steglitz. — Am 18. d. M. wurde das vom Berliner Frauenbunde gegründete Frauenheim der Arbeiterinnen-Colonie eingeweiht. Am Fuße des bewaldeten Fichtenberges anmuthig gelegen, ist das dem Geh. Rath Schindler gehörige Landhaus vom Bahnhof in 5 Minuten zu erreichen. Als Vertreterin Ihrer Majestät der Kaiserin war die Hofdame Gräfin Keller, und an der Spitze des Vorstandes des Frauenbundes die Frau Kriegsminister von Bronsart erschienen. Die Feier begann mit einer Ansprache des Superintendenten Lange aus Teltow. Hierauf wurden die zahlreichen Räume des Heims besichtigt. Im Erdgeschoß liegen Küche, Speisekammer, Eßzimmer, Roll- und Plättstuben, nebst Wasch- und Badeküchen, sowie Vorrathskeller. Im ersten Stock befinden sich geräumige Arbeits- und Empfangszimmer mit Veranda, im zweiten Geschoß die Wohnung der Leiterin und ihrer Gehülfin, umgeben von größeren und kleinen Schlafzimmern. Im Garten giebt es Lauben, Rosenbeete, Obstpflanzungen und Gemüsebeete.

Erfurt. — Ein für die Kostümkunde sehr wichtiges Museum Thüringer Trachten wird demnächst hier eröffnet. Der Plan wurde während der vorjährigen Ausstellung gefaßt, und dem Zweigverein des Thüringerwald-Vereins ist es gelungen, eine derartige Sammlung anzukaufen und durch Schenkungen zu vergrößern, sodaß die Aufstellung demnächst erfolgen soll. Namentlich ist die weibliche Tracht aus allen Gegenden Thüringens, in der sich viel Eigenartiges vorfindet, sehr zahlreich in diesem Museum vertreten.

Darmstadt. — Ihre Königl. Hoheit die Großherzogin hat das Protectorat über eine kleine Ausstellung von Gemälden, Studien und Skizzen übernommen, welche sämmtlich Arbeiten einer Darmstädter Künstlerin sind, des Fräulein Judith Köhler, Tochter des verstorbenen Buchhändlers Köhler. Ihre Königliche Hoheit die Großherzogin hatte Frl. Köhler die Möglichkeit gegeben, unter der bewährten Leitung des Professors Peter Paul Müller in München ihre Fähigkeiten auszubilden. Daß die junge Dame ihre Zeit in München gut ausgenutzt hat, beweisen die ausgestellten Bilder und Studien. Besonders zeigt sich das hübsche Talent der Künstlerin in den Waldstudien und Stillleben. Den größten Theil der Bilder hatte Frl. Köhler schon im Münchener Kunstverein ausgestellt und durch die Kritik der Münchener Presse viel Lob geerntet.

Wien. — Für Frauen und Mädchen, die von ihrer Hände Arbeit leben müssen, wird es von Interesse sein, zu erfahren, daß die durch ihr humanitäres Wirken bekannte Hofrathswittwe Frau Aurelie Obermayer einen neuen Erwerbszweig geschaffen hat: die Herstellung gestrickter Spitzen für Fächer, Ecken für Taschentücher und dergl. Frau Obermayer hat diese Art Strickerei in ein leicht erlernbares System gebracht und vom Handels-Ministerium ein Privilegium erhalten. Im Unterrichtslokale, 15. Bezirk, Schönbrunnerstraße Nr. 14, wurde eine Lehranstalt für Kunststrickerei errichtet, in welcher Frauen und Mädchen gegen ein Lehrgeld von 5 fl. für den Monat die neue Handarbeit erlernen können.

— Nachdem sie sich studienhalber längere Zeit in Wien aufgehalten und vorher drei Monate als Assistentin der Augenärztin Frau Dr. Kerschbaumer in Wien gewirkt hat, kehrte die Tochter eines uralten armenischen Fürstengeschlechtes, Frl. Dr. Beglarion, jüngst in ihre kaukasische Heimat zurück. Die junge Dame besuchte zuerst das Mädchen-Gymnasium in Tiflis, studirte in der Schweiz, wo sie an der Züricher Universität den Doctorgrad erwarb, und gedenkt nun aus eigenen Mitteln in ihrem Vaterlande ein Spital, das erste Armeniens, zu errichten. Schon gleich nach ihrer Promotion hat sie in ihrer Heimat mehrere Monate mit bestem Erfolge als Aerztin gewirkt.

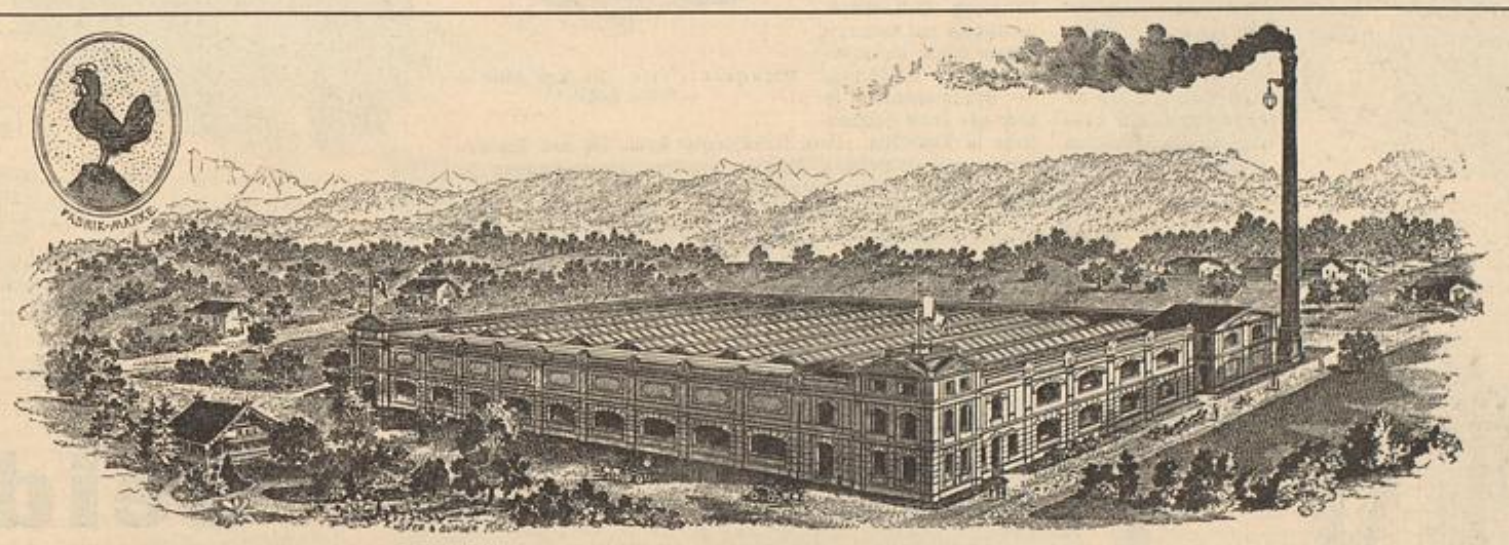
Petersburg. — Nach dem „Boten für öffentliche Hygiene" gab es zum 1. Juli 1895 im ganzen russischen Reiche 14,740 Aerzte. Davon waren 563 weibliche Aerzte. Die Mehrzahl der weiblichen Aerzte befaßt sich mit Privat-Praxis; 98 sind als Semstwo-Aerzte, 43 als Schulärzte, 28 als Krankenhaus-Aerzte, 14 als städtische Aerzte, 10 als Fabrikärzte und 1 Dame als Eisenbahn-Arzt angestellt.

Edinburg. — In den größeren Städten Schottlands läßt sich gegenwärtig eine herumziehende Schauspieler-Gesellschaft bewundern, die ihre glänzenden Kassen-Erfolge lediglich für wohlthätige Zwecke bestimmt, deutschen Begriffen aber trotzdem stark fin de siècle erscheinen wird. Die Truppe besteht nämlich aus lauter aristokratischen Persönlichkeiten: Director ist Lord Roßlyn, erste Liebhaberin Lady Marjoribanks, Intriguant der Earl von Kylmorey. Vor allem in der Wiedergabe klassischer Dramen sollen die hochgeborenen Schauspieler außerordentlich Tüchtiges leisten.

— Eine Schachpartie mit lebenden Figuren spielte in Croydan die Herzogin von Albany mit ihrer Schwester, der Prinzessin Elisabeth von Waldeck-Pyrmont. Die Kostüme der Mitwirkenden bestanden aus weißer, bezüglich schwarzer Seide. Die Bauern wurden von Kindern, die Figuren von erwachsenen Persönlichkeiten der englischen Adelskreise dargestellt.

Christiana. — In Norwegen haben die Frauen bekanntlich durch freiwillige Spenden die Mittel für den Bau eines Kriegsschiffes aufgebracht. Der Bau desselben findet auf der Schichau'schen Werft statt. Das Schiff soll am 16. Mai nächsten Jahres vom Stapel laufen und den Namen „Olaf Trygvason" erhalten, zum Andenken an den Wikinger-Häuptling dieses Namens, der vor 900 Jahren den Königsthron von Norwegen in seine Gewalt brachte.

New-York. — Selten haben hier so viele Verlobungen und Vermählungen in den reichsten Kreisen stattgefunden, wie es gegenwärtig der Fall ist. Nachstehend eine kleine Liste der fashionablesten Paare nebst Angaben über deren Vermögen: Miß Edith Rockfeller und Harold Mr. Cornick (38 Millionen Dollars), Miß Consuela Vanderbilt und der Herzog von Marlborough (15 Millionen Dollars), Miß Whitney und A. H. Paget (10 Millionen Dollars), Miß Ethel B. Phelps-Stokes und J. S. Hoyt (9 Millionen Dollars). Im Auslande hat von diesen Bräuten Miß Vanderbilt, die Tochter des bekannten amerikanischen Eisenbahn-Königs und Erwählte eines englischen Reichs-Aristokraten, des Herzogs von Marlborough, wohl das größte Interesse erweckt.



G. Henneberg's Seiden-Fabrik, (K. u. K. Hoflief.) Zürich

empfiehlt:

Seidene Ballstoffe

60 Pfg.

bis **Mk. 18.65** p. Meter — ab meinen eigenen Fabriken, —

sowie **schwarze, weiße** und **farbige Henneberg-Seide** von **60 Pf.** bis **Mk. 18.65** p. Meter — glatt, gestreift, karriert, gemustert, Damaste etc. (ca. 240 versch. Qual. und 2000 versch. Farben, Dessins etc.)

Seiden-Damaste	v. Mk. 1.35—18.65	**Seiden-Grenadines**	v. Mk. 1.35—11.65
Seiden-Bastkleider per Robe	„ „ 13.80—68.50	**Seiden-Bengalines**	„ „ 1.95— 9.80
Seiden-Foulards	„ 95 Pfge.— 5.85	**Seiden-Surahs**	„ „ 1.35— 6.30
Seiden-Masken-Atlas	„ 60 „ — 3.15	**Seiden-Faille française**	„ „ 2.45— 9.85
Seiden-Merveilleux	„ 75 „ — 9.65	**Seiden-Crêpe de Chine**	„ „ 2.35—10.90
Seiden-Ballstoffe	„ 60 „ —18.65	**Seiden-Foulards japan.**	„ „ 1.45— 5.85

v. Meter.

Seiden-Armüres, Monopols, Cristalliques, Moire antique, Duchesse, Princesse, Moscovite, Marcellines, seidene **Steppdecken-** und **Fahnenstoffe** etc. etc. **porto- und steuerfrei ins Haus.** — Muster und Katalog umgehend. — Doppeltes Briefporto nach der Schweiz.

Seiden-Fabriken G. Henneberg, Zürich (K. & K. Hoflieferant.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Die Mode.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Berlin. — Chinirte Seidenstoffe behaupten sich unverändert in der Gunst der Mode, nur daß man neuerdings die leichten Taffetas den schweren broschirten Geweben vorzieht.

Ein reizendes Theaterkleid, aus weißem Taffet mit bunten Rosen chinirt, zeigte einen sehr originellen Ausputz aus weißen Krepp-Plissés mit Ansatz von buttergelben Valenciennes und schwarzen Sammetschleifen, die Simili-Schnallen zusammenfaßten. Die Plissés wechselten mit den breitgezogenen Schleifen ab und bildeten, viermal übereinander gesetzt, das Chemiset, in dreifacher Wiederholung den engen Aermeltheil. Besonders hier war die Wirkung, in Verbindung mit der kurzen vollen Puffe sehr apart. C. E.

— In der Verwendung von verschiedenartigem Material für eine Toilette geht man in diesem Jahre ziemlich weit, und es ist besonders für die Abend-Toilette gar nichts Seltenes, daß ein Kleid sich aus vier oder fünf Stoffen zusammensetzt.

Theater-Toilette aus chinirtem Taffet. Theater-Toilette aus zweifarbigem Sammet.

Glatter schwarzer Sammet, mit himbeerfarbiger Seide gefüttert, von einem Streifen Sammet in gleicher Farbe eingefaßt, ergab bei einer prächtigen Robe den Röhrenrock, dessen einzelne Falten unten in eine ziemlich tiefe Rundung ausgeschnitten erschienen. Für die Taille mit dem kleinen, seitwärts ansetzenden Schößchen war der himbeerfarbene Sammet ganz mit schwarzen Flittern übersät; der miederartige Vordertheil trat über eine Passe aus weißer Seide, die ebenfalls reiche Flitter- und Seidenstickerei zeigte. Sehr originell wirkte das kleine Jäckchen aus Astrachan, das, unten in Spitze Zacken geschnitten, mit der oberen Linie einen Ausschnitt markirte und so zwischen Rock und Taille in der Farbe vermittelte. Gleichsam als Fortsetzung der Jackentheile wies der Rock auf der Vorderbahn zwei mit Flittern bestickte Patten auf. Diademartig schmiegte sich die kleine Capote mit hochragenden Bandschlupfen nebst Reiher in das wellige Haar. C. E.

Theater-Toilette mit abstechender Bluse. Theater-Toilette aus gemusterter Seide.

Wien. — Zwei aparte Theater-Toiletten liegen unserer Skizze zu Grunde, die gleichzeitig die zum Stile der heutigen Toilette so gut passende und für zarte regelmäßige Gesichter überaus kleidsame Frisur „Therese Krones“ wiedergiebt. Die zu einem schwarzem Sammetrock gehörige Bluse aus hellblauer Liberty-Seide verziert schwarzer Chantilly-Einsatz in sich kreuzenden, über Bluse und Aermel durchgehenden Streifen. Am mittleren Brusttheil der Passe, sowie am Unterarm gestalten schmal eingenähte Säumchen den Anschluß, über der Hand den Stoff in eine kleine Rüsche ausfallen lassend. Originell und kleidsam sind die vom oberen Kragenrand aufstrebenden Schleifenbüschel aus ziemlich schmalem Bande. — Die zweite Theater-Toilette besteht aus schwerer weißer, mit schwarzen Streifen und buntem Blumenmuster broschirter Seide, die längs und quer laufend verarbeitet ist, und einem äußerst aparten Besatz von aufwärts gerollten schwarzen Straußfederköpfchen; diese umgeben die breitachselige Passe bis auf die vordere Mitte und streben gefällig an beiden Halsseiten auf. Anspruchsloser wird die Toilette, wenn man auch hier, — z. B. für das Parkett des Theaters, — zu der hellen Bluse einen schwarzseidenen Rock wählt. N. Br.

— Nachdem in der letzten Nummer eine Berliner Collegin über eine Toilette aus Blumenthal's „Gräfin Fritzi“ berichtete, die von der Heldin des Stückes im Lessing-Theater getragen wurde, greife ich aus der ganzen Serie ungewöhnlich schöner Toiletten, welche in dem gleichen Stück am Wiener Deutschen Volks-Theater zur Geltung gelangten, zwei besonders charakteristische Kostüme heraus. Für beide ist Sammet, dieser Lieblingsstoff der Saison, das Material. Die Robe der Frau Odilon aus russisch-grünem Sammet zeigt eine vorn blusenartige Taille aus schwarzem Atlas, die, mit schweren crêmefarbigen Spitzenstickerei-Arabesken überdeckt, sich in viereckigem Ausschnitt über weißem Musselin öffnet; letzterer ergiebt auch Stehkragen und große Rosetten im Nacken, während ein schmaler Schößchenansatz aus crême Spitzenpatten und schwarzen Atlasband-Schlupfen arrangirt ist. Das schwarze Toque-Mützchen zieren Walkürenflügel und die immer kleidsame Elsaßschleife. — Die zweite Toilette aus königsblauem Sammet wurde von Frl. Rosa Retty getragen; dem Hermelin-Futter des Cape entspricht ein Müffchen, an dem die schwarzen Schwanz-Enden des Pelzwerkes zu einem Katzengesicht zusammengesetzt erschienen. Von großem Reiz war zu dem Pelzfutter die Taille aus weißem Atlas, umschlossen von einem tief ausgeschnittenen Mieder aus schwarzer Flitter-Passementerie; ein gestickter und gemalter Strauß von Schilfkolben liegt schräg über dem Brusttheil. Den Hut aus schwarzem Sammet, dessen hohen, engen Kopf weiße Spitze umgiebt, schmücken Schleifen, Flügel und ein dicker weißer Reiherstutz. Weiße Glacé-Handschuhe mit schwarzen Nähten bilden die selbstverständliche Ergänzung. — Erwähnenswerth ist noch eine dritte Sammet-Robe in Dunkelblau, deren blusenförmige Taille sich aus Sammetstreifen und türkisblauen Duchesse-Schleifen, mit Goldflittern gepunktet, zusammensetzt, ferner für Frl. Retty ein allerliebstes Hauskleid aus fraise Crêpon mit Blusentheil von großblumigem Chiné-Stoff, Kragen, Gürtel und Schößchenansatz aus Goldspitze und Goldband. N. Br.

Besuchs-Toilette. Frl. Rosa Retty in „Gräfin Fritzi“.

— Malerei auf Seide ist eine zwar vergängliche, darum aber nicht minder reizvolle Laune der gegenwärtigen Mode. Für Ball- und Gesellschafts-Roben ist sie uns schon vertraut geworden; entschiedener erscheint jedoch ihre Anwendung auch für ein Besuchskleid aus silbergrauem, in querlaufenden Plisséwellen gearbeitetem Mohair-Crêpon. Die Taille aus plissirtem elfenbeinweißen Musselin hat eine Passe mit angesetzten Träger-Epauletten aus weißem Grosgrain, worauf einzelne Bouquets wilder Rosen und Schmetterlinge in graziöser Anordnung mit sehr zarten Gouache-Farben gemalt sind; dazu ist der Hut in Weiß und Schwarz gehalten. Für Fünf-Uhr-Thees läßt sich kaum eine passendere und reizvollere Toilette denken. N. Br.

Besuchskleid mit gemalter Passe.

— Ein neuer patentirter Kleiderschürzer vereinigt praktische Verwendbarkeit mit hübschem Aussehen. Er besteht aus einer gemusterten Metallplatte, an der zwei Nadeln befestigt sind; dieselben greifen in die Einschnitte der an einem Ende umgebogenen Platte. Die feinen scharfen Spitzen aus bestem festernden Material lassen sich leicht in das Kleid stecken, ohne das zarteste Gewebe zu beschädigen. Nachdem man den Stoff gerafft und nach unten gedrückt hat, werden die Nadeln wieder in die Kerbe eingelassen. Der eigenartige Sicherheitsverschluß ist unbedingt zuverlässig; er öffnet sich nie von selbst und hält das Kleid in der aufgeschürzten Lage sicher fest, ohne daß der Stoff sich hin und her schieben kann. Dadurch ist ein Zerreißen desselben oder ein Verletzen der Finger ausgeschlossen. Der Raffer ist in verschiedenen Ausstattungen vorräthig, in Altsilber, schwarz, versilbert, auch glatt mit Email-Buchstaben. O. A.

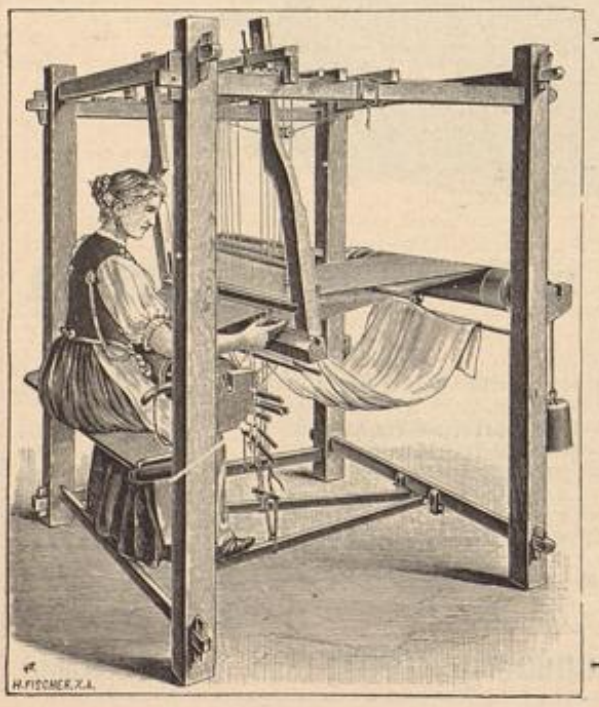
— Ganz diskret nur darf ein feines Parfüm die vornehme Frau umgeben. Man trägt daher die kleinen Sachets mit Vorliebe unter dem Kleide und geht nun noch weiter, indem man das — Strumpfband als Parfüm-Behälter benutzt. Aus bemalter Seide gefertigte, mit Riechpulver gefüllte kleine Kissen länglicher Form, werden durch ein Gummi-Zugband zum Strumpfbande vervollständigt.

Noch allgemeineren Beifall dürfte das Sachet zur Zimmer-Parfümirung finden, das aus leuchtend-farbigem Plüsch in der Form eines großen Halbmondes hergestellt und an einem Bande von der Zimmerdecke oder einem Bordbrett herab, freischwebend aufgehängt wird. Die parfümirte Füllung kann durch Zuschütten von Parfüm zeitweise aufgefrischt werden, was unterhalb der Bandschleife leicht geschieht; das Kissen dient gleichzeitig zur vorübergehenden Aufnahme von Hut- und Schmucknadeln, oder kann sich durch umgewundenes Goldband zum Einstecken von Photographien tauglich erweisen.

Besuchs-Toilette. Frau Odilon in „Gräfin Fritzi“.

Paris. — Hier werden für die kommende Ball-Saison Festgewänder vielfach im Rococo-Geschmack vorbereitet, — die duftigen Krepp-gewebe und prächtig gemusterten Seidenstoffe sind für dies Genre wie geschaffen. Dringt diese Mode durch, so bedeutet sie die Rückkehr zum engen Aermel! An der Vorlage wird durch die zierlich mit Volants besetzten schlanken

(Fortsetzung siehe im dritten Beiblatt.)



Schweizer Seide.

Seidenstoff-Fabrikanten in der Schweiz . .	ca.	**80**
Seiden-Webstühle (Handstühle)	ca.	24,000
Seiden-Webstühle (mechanische)	ca.	8,000
Seidenstoff-Produktion per Jahr	ca.	30,000,000 Meter.

Seidenstoff-Proben — grosse — unserer Vorräte in **schwarz, weiss** und **farbig** von 55 Pf. bis 20 Mark per Meter senden wir auf Verlangen umgehend an jedermann und fügen zur Bequemlichkeit der geehrten Damen **frankierte Retour-Adressen** bei.

Die **gewählten Stoffe** senden wir **porto- und steuerfrei** in die Wohnung, in jedem beliebigen Quantum.

Schweizer & Co., Luzern (Schweiz)
Seidenstoff-Export.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zweites Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

15. December 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 24.

Weihnachtsarbeiten.

Nur eine kurze Spanne Zeit trennt uns noch von dem Feste, dessen Glanz schon seit Wochen hineinleuchtet in das Alltagsleben, alle Herzen mit froher Erwartung erfüllend. Wie nah ist der Tag, und wie viel ist noch zu schaffen, damit, was geplant und heimlich vorbereitet wurde, auch zu befriedigender Vollendung gelange! Dabei regen sich immer noch neue Wünsche, die man nicht unerfüllt lassen möchte. Vorlagen für kleine, auch große Gaben, deren Ausführung nicht zu viel Zeit in Anspruch nimmt, oder Gegenstände, die nur theilweise ihre Verzierung durch Handarbeit erhalten, dürfen daher auf guten Empfang rechnen, und so bieten wir nochmals eine Auswahl der mannigfaltigsten Sachen und Sächelchen, geschmückt auf verschiedenste Art, deren jede ihre besonderen Vorzüge und ihre besonderen Freunde besitzt.

Schmuckkästchen mit Buntschnitt.

Mohnblume aus Papier als Lichtschirm. Siehe die Schnitt-Methode.

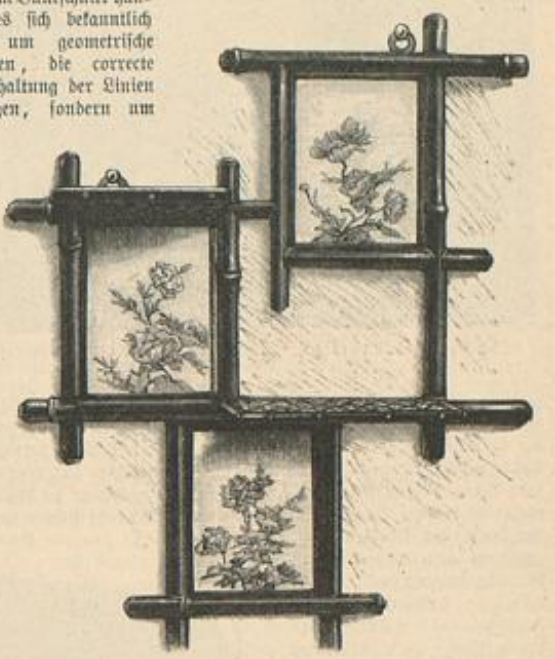
Beginnen wir mit der Riesenblume, die, gleich der in voriger Nummer gegebenen, als Lichtschirm dienen soll, aber nicht ausschließlich für elektrische Lampen mit oben geschlossener Glocke, sondern für Lampen, deren Cylinder das Einhängen des Drahtstieles gestattet. Die Grundformen für die einzelnen Theile der Blüthe sind so einfach, daß auch die in der Herstellung künstlicher Blumen nicht Geübten sich an das Werk wagen dürfen. Rothes Krepp-Papier, möglichst in Farbe der Mohnblumen, etwas blau-roth changirender Seidenstoff für Kelch und Knospe, etwas feiner Draht und braunes Seidenpapier zum Umwickeln der Stiele, sind nebst Staubfäden das für die Blume erforderliche Material. Zunächst fassen wir einen Büschel der braunen Staubfäden fest mit feinem Draht zusammen und hüllen die Stiele in ein Watteknäuschchen, das seinerseits mit einem Streifchen Seide zu bedecken ist; hierfür wird der Stoffstreifen oben und unten eingereiht und verstürzt über den Watteballen gestreift, worauf man die Reihfäden fest anzieht und im Innern verbirgt. Dem Kelche, — dem späteren Mohnkopf, — schließen sich an der Knospe ein zusammenhängender Blätterkranz aus Seide und drei einzelne, über diesem liegende Papierblätter an. Den Blätterkranz schneidet man nach b der kleinen Schnitt-Methode; die ovalen Papierblätter richtet man in 8 cm Länge und 4 cm Breite her. Feiner Draht befestigt sämmtliche Blätter dicht unterhalb des Kelches und mit diesem zugleich an einem kräftigen Drahtstiel, den ein Streifchen braunen Papieres umhüllt. Die Mitte der Blume bildet ein gleicher Kelch, umgeben von einem nach a der Schnitt-Methode gewonnenen Blätterkranz aus Papier. Auf diesen folgen drei Blätterbündel, die man, je für sich bestehend, an einem Drahtstiel zu befestigen hat. Jedes dieser Bündel besteht aus einem geraden Krepp-Papierstreifen von ungefähr 75 cm Länge zu 18 cm Höhe, dessen einer Längsrand in 10 cm tiefe, etwas schräge Zacken zu schneiden ist; den geraden Längsrand kraust man so scharf wie möglich zusammen und umwindet ihn fest mit feinem Draht, hierbei gleichzeitig den Drahtstiel erfassend. Nachdem die drei Büschel im Kreise um den Kelch der Blume geordnet sind, deckt man den Ansatz durch einen kurzen, doppelt genommenen Kreppstreifen, umwickelt hierauf den Hauptstiel zunächst mit Watte, bis er am oberen Ende fast Fingerstärke erreicht hat, und schließlich mit braunem Seidenpapier. Fast am Ende des 28 cm langen Stieles ist die Knospe anzufügen. Zum Anhängen der Blume dient ein mit Papier umwickelter, 45 cm langer, hakenförmig zu biegender starker Draht, den ein feinerer mit dem Blumenstiel vereinigt. — Neben den Lampen, die ihr Licht über den Familientisch verbreiten, ist es der Kamin oder der Ofen, der für das häusliche Behagen während des Winters eine große Rolle spielt, besonders wenn der Wärmespender so eingerichtet ist, daß wir die helle Flamme sehen können. Hier gehört es dann zu den Obliegenheiten des Haustöchterchens, die wohlthuende Gluth zu unterhalten, wobei ihr der zierliche Blasebalg gute Dienste leistet. Die Hand der Freundin verziert nun das kleine hölzerne Ding zierlich mit Kerbschnitt-Arbeit. Beide Flächen des Blasebalges werden in gleicher Weise ornamentirt: inmitten eines Kreises von 10 cm Durchmesser bringt man einen Palmetten-Stern an, zwischen dessen Strahlen die Ecken eines Quadrates hervortreten; glatte Ränder trennen das Ornament von dem fein gepunzten Grunde des Kreises, der mit doppelter Zierlinie und Vergißmeinnicht-Zäckchen abschließt. Ein halbkreisförmiges Ornament liegt oberhalb der rothen, durch Bronze-Nägel befestigten Lederstreifen. Die ganze Länge des Blasebalges, einschließlich der $7^1/_2$ cm langen Metallspitze, beträgt 35 cm. — Gleichfalls mit dem Messer, aber im Buntschnitt verziert ist das längliche Schmuckkästchen, das auch zur Aufnahme von Näh-Utensilien dienen oder auf dem Toiletten-Tische seinen Platz erhalten kann. Von dunkelgrün abschattirt gebeiztem Holze hebt sich das Muster, feine Gräser und Blüthen, leuchtend im gelblich-weißen Holzton ab. Das Kästchen mißt 19 cm Länge zu $16^1/_2$ cm mittlerer Breite und ist $4^1/_2$ cm hoch.

Blasebalg mit Kerbschnitt-Arbeit.

Henkelkorb aus Span-Geflecht mit farbiger und Bronze-Malerei.

Schnitt-Methode für die Mohnblume: a Blätterkranz der Blume, b der Knospe.

Bei dem Buntschnitt handelt es sich bekanntlich nicht um geometrische Formen, die correcte Innehaltung der Linien bedingen, sondern um naturalistische Muster, die sich mehr oder weniger dem japanischen Stil anlehnen. Wer im Entwerfen derartiger Verzierungen nicht geübt ist, findet im Handel allerlei Gegenstände mit hübschen vorgezeichneten Mustern, sodaß nur die Handhabung des Messers verlangt wird. Die Technik selbst ist unseren Leserinnen nicht unbekannt; wir gaben dieselbe mit einem reizenden Lichtschirm in der Nummer vom 12/5. 95, der auch seinerseits eine willkommene Weihnachtsgabe bilden dürfte — Den vielen, im Haushalt verwendbaren Körben gesellt sich ein Henkelkorb aus Span-Geflecht, der in seiner farbigen Ausstattung in jedem Zimmer geduldet werden darf, sei es zur Aufnahme kleiner, der Ausbesserung harrenden Gegenstände, sei es für Zeitungen, für Bürsten oder Staubtuch. Die Verzierung mit Farbe und Silberbronze läßt das bandartige Geflecht des Korbes hübsch hervortreten; die nach links gerichteten Spanstreifen leuchten silbern und haben nur schwarz-weiße Abschlußrändchen, die anderen wechseln dagegen regelmäßig in rothem und moosgrünem Grundton, von dem sich allerlei bunte Blümchen abheben, alles mit Aquarell-Farben sauber gemalt. Oberer Rand und der an der Hinterwand aufsteigende Bügel, um den sich ein farbiges Band windet, erscheinen mit Silberbronze gestrichen. — Während auf dem Körbchen die Blumen leicht hingeworfen wirken, steigt auf dem Kissen der Blüthenzweig in englischem Stil gerade empor, doch sind die naturalistischen Formen und Farben auch hier gewahrt. Aus hell modefarbenem Moiré in 56 cm Höhe zu 50 cm Breite gefertigt, zeigt die Bekleidung des Kissens graziöse Rococo-Ornamente aus braunem Sammet mit kräftigen Goldschnur-Contouren; die Gitter innerhalb der Auflagen bestehen aus feinerer Goldschnur, von Goldfäden befestigt. In dem freien Raume tritt die Blume fast plastisch hervor. Zarte Farbentönung verbindet sich mit sorgsamster Ausführung im ineinandergreifenden Plattstich mit getheilter Filofloss-Seide, der sich ganz feine Goldfäden für die hellsten Lichter gesellen. Die mittlere Tulpe ist rosa schattirt, die beiden anderen Blumen markiren sich lila, dazu frischgrüne Blätter. Als Futter des flach gepolsterten Kissens war modefarbene Seide gewählt. — Einen wunderhübschen Zimmerschmuck bildet die zierliche Etagère; dunkel gebeizte Bambusstäbe umschließen rahmenartig drei reizvolle Blumenstücke, die von Künstlerhand mit Oelfarbe auf englischen Porzellanplatten gemalt sind, aber nicht gebrannt. Jede der Platten, die Mohnblumen in rothen und lila Farbenschattirungen tragen, mißt 10 zu 8 cm und wird von beiden Seiten durch schmale Bambusleistchen befestigt. Oberhalb des mittleren und unteren Blumenstückes sind kleine, mit Brocatpapier bekleidete Brettchen angebracht, zur Aufnahme kleiner Nippes, die jedoch geschickte Auswahl und Aufstellung verlangen, um die Wirkung der



Etagère mit gemalten Porzellan-Platten.

Schwedisches Uhrtäschchen. Schwedisches Nadelbuch. Malerei auf Waschleder.

Kissen mit Plattstich-Stickerei und Aufnäh-Arbeit.

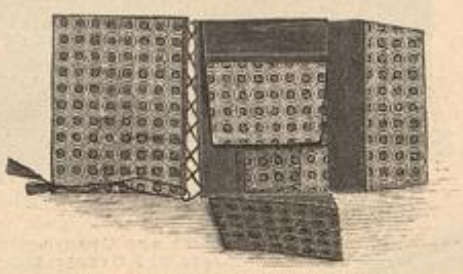
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Block für Kartenbriefe. Farbige Brandmalerei auf Lederpappe.

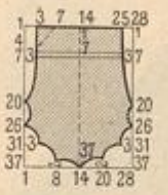
gemalten Platten nicht zu beeinträchtigen. Die Anordnung der Platten selbst bleibt eigenem Geschmack überlassen oder wird von der Eintheilung der käuflichen Etagèren-Rahmen bedingt. An der Vorlage beträgt die Gesammthöhe 40 cm, die Breite 31 cm. — Nordischen Ursprungs sind zwei kleine Gegenstände, welche den schwedischen Damen zu täglichem Gebrauch dienen. Von der Volkstracht ist das Uhrtäschchen auf den Hausanzug der Städterin übergegangen und wird hier am Gürtel getragen; das Nadelbüchlein findet im Pompadour, wie auf dem Arbeitstische seinen Platz. Zur Herstellung der Uhrtasche bedarf man zwei gleicher Theile aus schwedischem Waschleder von gut 5 cm Breite zu 6 cm Länge. Auf der einen Fläche zieht der Brennstift nur sich kreuzende Linien, auf der anderen die Contouren der kleinen Blumen und Blätter, welche der Pinsel mit bunten Farben ausmalt. Languetten-Stiche mit farbiger Seide verbinden beide Theile und verzieren den oberen Rand der Tasche, die einen 9 cm langen, aus Lederriemchen geflochtenen Bügel erhält; die Quästchen sind 2 cm lang. Das Nadelbuch erfordert einen Lederstreifen von 10 cm Länge zu 6 cm Breite, auf dem sich zweimal das 4 cm hohe Ornament aus rothen und gelben Blumen mit grünem Laub wiederholt. Nachdem man dann die Ränder in zierliche Zäckchen ausgeschlagen, werden zwei Flanellstückchen von der Größe des Leders eingefügt und querüber mit einigen Stichen befestigt. — Als schmückende Hülle für einen Block Kartenbriefe dient der Deckel aus heller Lederpappe, ein für Pinsel und Brennstift gleich treffliches Material. Für einen Damen-Schreibtisch bestimmt, erscheint der 17 zu 14 cm große Block mit zierlichem Rococo-Ornamente überzogen, deren eines einer Amorette als Sitz dient. Das eifrig correspondirende Geistchen erhält einen zarten rosa Farbenton, ebenso sind Früchte wie Blumengewinde farbig bemalt und auch die Schatten der Ornamente mit bräunlichen oder bläulichen Tönen überlegt; Contouren und Schraffirungen übernimmt der Brennstift mit möglichst feinen Strichen. — Die Verzierung der praktischen Sammelmappe, an der auch die Farbe ihren Antheil hat, ist in Lederschnitt ausgeführt. Ueber die Fläche aus Rindleder breitet sich ein Rosenzweig, dessen Blumen nur wenig getrieben sind; die Kelche wurden mit der Punze geschlagen. Zum Ausmalen dienen Oel- und Bronzefarben; doch kann man auf die Bemalung verzichten, dagegen den Lederschnitt etwas höher hossiren. Sehr nachahmenswerth ist die mit der Innenansicht gebotene Einrichtung der Mappe, deren beide Deckelflächen je für sich bestehend hergerichtet und, anstatt des Rückens, kreuzweise mit Riemchen an einander geschnürt werden, was beliebiges Erweitern gestattet. Die Deckelflächen aus Carton messen je 24 cm Höhe zu 18 cm Breite und sind außen mit Leder, innen mit gemustertem Papier bezogen. An die vier Seiten der unteren Deckelfläche schließen sich mittelst 6 cm breiten doppelten Lederstreifen vier Carton-Klappen — die langen 13 cm, die kurzen 16 cm hoch, — die auf beiden Seiten gleiches Papier bekleidet. — Mit der Wandfüllung für Schränkchen oder Truhen bieten wir nicht allein eine viel verwendbare Vorlage, sondern auch eine neue, leicht und amüsant auszuführende Technik. Die ganze Füllung, — ein Brettchen aus Lindenholz von $^1/_2$ cm Stärke, — mißt 25 cm Höhe zu 16 $^1/_2$ cm Breite; der ringsum frei bleibende Rand ist 2 cm breit. Gleich Intarsia wirkend, erhalten die frei schwebende Gestalt und das den Grund regellos überziehende Rankenwerk

Sammelmappe. Bemalter Lederschnitt. Siehe die Innenansicht.

Pompadour mit applicirten Tuchblumen. Siehe die Blumen naturgroß und die Schnitt-Methode zum Pompadour.



Innenansicht zur Sammelmappe.



Schnitt-Methode zum Pompadour.

Wandfüllung. Intarsia-Malerei mit gravirtem Grund.

ihre festen Contouren mit der Reißfeder und chinesischer Tusche; ebenso werden die Falten des Gewandes, sowie Haar und Gesicht mit der Feder gezeichnet. Nachdem sämmtliche Contouren ausgeführt worden, hat man den Grund in möglichst gleichmäßiger Kreuzlage mit dem Federmesser in gleich tiefen Linien einzuritzen und einen leichten bräunlichen Ton darüber zulegen. Hierauf malt man das Blattwerk grün, die Blüthen dunkelrosa aus; das Gewand der Glücksgöttin ist hell lila, der Schleier rosa schattirt; die Riesen-Seifenblase schillert in bläulichrothen Tönen. Hell- und dunkelroth markiren sich die beiden schmalen Randstreifen, zwischen denen bandartige grüne Streifchen liegen; auch diese Linien sind mit dem Messer eingeritzt, die kleinen Perlenreihen des Außenrandes aber mit der Punze geschlagen. Das Bemalen muß sehr sorgsam, mit strenger Innehaltung der Contouren geschehen, auch darf die Aquarell-Farbe nur lasirend aufgetragen werden, damit die Maserung des Holzes, wie bei echter Intarsia mit zur Geltung kommt. Der gravirte Grund kann kräftig wirken, soll aber nicht aufdringlich hervortreten. — In sehr einfacher, rasch fördernder Weise ist die für kleine Mädchen bestimmte Halsrüsche aus Mooswolle in der bekannten Schlingenstrickerei herzustellen. Mit einem doppelten Faden, — einem weißen und einem schwarzen, — arbeitend, schlägt man für die Breite 25—30 Maschen an und strickt hin- und zurückgehend stets rechts; die erste Masche ist abzuheben. In den zurückgehenden Touren werden die Schlingen ausgeführt; vor dem Abstricken jeder zweiten Masche legt man den Arbeitsfaden um einen etwa 4 cm breiten Carton, oder bequemer um den zweiten und dritten Finger, und strickt dann den dadurch vierfach gewordenen Faden einfach ein. Die Länge unserer Vorlage beträgt 45 cm. Nachdem abgekettet worden ist, wird die Strickarbeit zur Hälfte ihrer Breite, die Längsränder erfassend, zusammengenäht und an den gleichfalls geschlossenen Querseiten je mit einem 50 cm langen, $2^1/_2$ cm breiten schwarzen Atlasband versehen. — Den Schluß unserer Darbietungen macht ein eleganter Pompadour, der auch als Arbeitsbeutel dem Tische der Hausfrau zur Zierde gereicht. Prächtig wirkt die Vorlage aus blauem, Gold-durchschossenem Brocatstoff, ausgestattet mit blauem Surahfutter und blauen Schleifenbüscheln; durch den Zugsaum war doppeltes Repsband geleitet, das in volle Schleifen geordnet erschien. Originell erscheint neben dem reichen Stoff und der applicirten Blumenverzierung die längliche Form des Beutels, dessen unterer Theil in regelmäßige, nach innen gerichtete Bogen ausgeschnitten ist. Genaue Maße zur Herstellung des Pompadours, der oben in 12 cm Länge offen bleibt, bietet die kleine Schnitt-Uebersicht; feine Linien bestimmen den Zugsaum. Jedes Schleifenbüschel besteht aus hellblauem und goldfarbenem, $^1/_2$ cm breitem Bande; jede Schlupfe mißt 5 cm. Der aufgelegte Zweig aus Tuchblumen ist 19 cm lang; die Blumen, aus fünf gelben Blättern zusammengestellt, haben $2^1/_2$ cm Durchmesser und werden in der Mitte eingekraust oder gefaltet, damit sich der Kelch etwas vertieft. Lose Staubfäden-Büschel füllen die Mitte, während einzelne Stiche aus gelber Seide und feinstem Goldfaden über die Blätter greifen. Für Stiele und Laubblätter wurde schwarzes Tuch genommen, das theilweise mit Filoselle-Seide, theilweise mit Goldfaden bestickt und, den Contouren folgend, ausgeschnitten ist. Von der Wirkung der applicirten Blumen giebt der dargestellte Theil des Zweiges einen guten Begriff. E. F.

Halsrüsche. Feder-Imitation in Schlingen-Strickerei.

Ein neues Malmittel. Rubens' Großvater war ein Apotheker in Antwerpen, und es ist nicht unwahrscheinlich, daß Peter Paul die Fertigkeit, seine Malmittel selbst zu bereiten, der Belehrung seines Großvaters zu danken hatte. Die Tiefe und Frische der Farben, das Ineinanderschmelzen der Töne, die tadellos erhaltene Oberfläche seiner Bilder lassen, neben den Farben, auf ein ausgezeichnetes Malmittel schließen, das seiner Zeit von seinen zahlreichen Freunden und Schülern bereits anerkannt und benutzt wurde. Die Forschungen nach der Geschichte der alten Mal-Techniken hat auch das Recept des Rubens-Firniß in alten Manuscripten zu Tage gefördert. Eine chemische Fabrik hat das Geheimniß, welches gesetzlich geschützt wurde, erworben und fabricirt den Rubens-Firniß mit großer Sorgfalt. Und so bildet derselbe von neuem ein treffliches Malmittel für Künstler und Dilettanten. Jede Flasche trägt den Rubens als Marke. H. H.

Bezugsquellen: Papierblume als Lampenschirm: L. Schreibmayr, München, Theatinerstr. 10. — **Blasebalg:** Frau Clara Roth, W, Lützowstr. 84a. — **Schmuckkästchen mit Buntschnitt, Block für Kartenbriefe, unbemalt:** Kelz & Meiners, W, Leipzigerstr. 10. — **Kissen mit Plattstich-Stickerei:** Atelier für Kunststickerei, Lette-Verein, SW, Königgrätzerstr. 90. — **Bambus-Etagère:** Schmidt & Co., S, Dresdenerstr. 81. — **Schwedisches Uhrtäschchen, Nadelbuch:** Geschw. Rehm, W, Leipzigerstr. 129. — **Block für Kartenbriefe, Sammelmappe:** Fräul. J. Helfer, W, Bülowstr. 21. — **Schrankfüllung, Intarsia-Malerei:** Fräul. E. Foß, W, Bülowstr. 104. — **Pompadour:** F. W. Ernst Schmidt, W, Friedrichstr. 79. — **Gestrickte Halsrüsche:** A. Kremm, Stuttgart, Königstr. 36. — **Malmittel Rubens:** Kelz & Meiners, W, Leipzigerstr. 10.

Zweig aus Tuchblumen zum Pompadour.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Drittes Beiblatt zur Illustrirten Frauen-Zeitung.

15. December 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 24.

Gesellschafts-Toilette im Rococo-Geschmack.
Vorder- und Rückansicht.

Puffen eine Art Compromiß mit dem noch die Herrschaft führenden Ballon-Aermel vorsichtig angestrebt. Charakteristisch ist auch das Rock-Arrangement; — dem fußfreien seidenen Unterkleid erscheint mattgelber Chiffon-Krepp in duftigen Stoffmassen leicht gepufft aufgesetzt, sodaß er unter einer feinen Veilchen-Guirlande festonartig als Volant ausfällt. Die eng anliegende Taille aus veilchengemusterter gelber Seide bildet vorn eine leicht gerundete Jäckchenform, im Rücken ein faltiges Schößchen; Ausschnitt und unteren Rand des Jackentheils umgiebt ein gefalteter Stoffstreifen, dessen Ansatz je eine veilchenfarbene Atlasschleife deckt. Schlanke Taillen-Linien bringt vortheilhaft der schneebenartige Westentheil aus Goldstickerei zur Geltung. A. K.

Handarbeiten.

Nachdruck auch im einzelnen verboten.

Bronze-Malerei auf Glas.

Die hübsche und amüsante Arbeit, Glas auf der Rück- resp. Innenseite mit Bronze- und Oelfarben zu bemalen, ist zwar keine ausgesprochene Neuheit, — Künstlerhände haben schon reizvolle decorative Wirkungen erzielt, indem sie Vasen und große Gläser von innen ausmalten, und eine ähnliche Technik, Glasuntermalung mit Anwendung von Stanniol, wird sowohl zur Herstellung von Firmenschildern, wie auch im Hause zur Decoration von Kasten, Tablets ꝛc. angewendet — aber das jetzt in Aufnahme gekommene Verfahren nach Nadine Haltnorth bietet einige bemerkenswerthe Abweichungen von der bisherigen Weise, sodaß die Bronze-Malerei in gewissem Sinne doch auf Neuheit Anspruch machen kann. Zudem hat sich die Industrie der Sache bemächtigt: die Firma Werner und Schumann, Berlin, Spindlershof 7, führt mannigfache Gegenstände, so Teller, Photographie-Ständer, Vasen, Schalen, Untersetzer, Glasplatten für Zeitungsmappen, Tische, Schränkchen, dazu passende Vorlagen, alle erforderlichen Materialien, einzeln, wie in Arbeitskasten zusammengestellt, zum Preise von 10 Mark; die Arbeit ist also dem Publicum sehr bequem und handgerecht gemacht. Da Farben und Bronzen durch das Glas an Schönheit und Leuchtkraft gewinnen, wirkt die auf der Rückseite ausgeführte Malerei besonders reich und prächtig; auch kann ihr weder Luft noch Licht und Feuchtigkeit viel anhaben. Ein weiterer Vorzug der Technik besteht darin, daß sie keine großen Ansprüche an künstlerisches Können stellt, saubere, sorgfältige Ausführung und gute Farben-Zusammenstellung genügen für das Gelingen.

Obwohl das Aufzeichnen des Musters der mühevollste Theil der ganzen Arbeit ist, bietet es an sich doch wenig Schwierigkeit. Man legt die Vorlage unter die sauber gereinigte Glasplatte und zeichnet die Contouren mit einer Zinkfeder und Neutral-Tinte sorgfältig nach, wobei man für gerade Linien ein Lineal benutzt. Erste Versuche macht man am besten auf einem einzelnen Glasstückchen. Für das correcte Zeichnen ist von großer Wichtigkeit, daß man das Auge stets möglichst senkrecht über der Glasfläche hält, denn sonst findet infolge der Stärke des Glases leicht eine Verschiebung der Linien statt; ebenso muß man dafür Sorge tragen, daß das Glas blank bleibt und nicht unnöthig befaßt wird. Es ist vortheilhaft, von der Mitte aus zu beginnen und die Rand-Bordüren bis zum Schluß aufzusparen. Sollten im Anfang einige Linien nicht nach Wunsch ausfallen, so läßt sich der Schaden mit einem Messerchen oder einem spitzen Gegenstand leicht bessern.

Die Ausmalung der Ornamente gewährt schon durch den Wechsel der Farben Vergnügen, — stehen uns doch zahlreiche Bronzen in brillanten Farbentönen und sämmtliche Oelfarben zur Verfügung. Doch hüte man sich, zu bunt zu malen, wodurch die ruhige und feine Wirkung der Ornamente beeinträchtigt würde. Die Bronzen werden mit Tinctur dickflüssig angerührt und zuerst aufgetragen; die Oelfarben erhalten, damit sie schneller trocknen, einen kleinen Zusatz von Siccatif. Beim Malen ist darauf zu achten, daß die Umrißlinien, die auf einer Unterlage von weißem Papier besonders sichtbar hervortreten, nicht überschritten werden; geschieht es dennoch, so greifen wir nach dem Trocknen wieder zum Messer.

Den Schluß der Arbeit bildet das Legen des Grundes, dessen Farbe gut zum Muster stimmen muß. Meist werden dunkle Töne bevorzugt, doch kann sich auch ein heller Grund, z. B. für leichte Blumenzweige, hübsch ausnehmen. Bei ruhigen, fortlaufenden Ornamenten, die einfach in Gold gehalten sind, würde auch eine Schildpatt-Imitation empfehlenswerth sein. Hierzu benutzt man Asphalt, indem man nach dem ersten gleichmäßig dünnen Anstrich mit breitem weichen Pinsel unregelmäßige Flecke und Linien anbringt, im Charakter eines echten Schildpatt-Gegenstandes, der uns zum Muster dienen mag. Es wäre beim Grundiren zwar leichter, die ganze Fläche mit Oelfarbe zu übergehen, ohne Rücksicht auf die Ornamente, doch verliert dadurch der Bronze-Ton an Glanz und Schönheit, weshalb es gerathener ist, diese Theile sorgfältig auszusparen. — Sind die Muster überwiegend in Oelfarbe gehalten, so kann man den Grund auch in Bronze herstellen. Man überstreicht dann, sobald die Malerei trocken ist, die ganze Fläche leicht mit Anlege-Oel, wozu man sich eines flach gebundenen Haarpinsels bedient, läßt den Gegenstand an einem staubfreien Orte bis zum andern Tage liegen und pudert dann die Bronze mit einem weichen Stupfpinsel auf. Um den gleichmäßigen, aber dünnen Bronze-Ton kräftiger und brillanter zu machen, überzieht man die Fläche nochmals mit eingerührter flüssiger Bronze. Nach Fertigstellung und vollständigem Trocknen dient Spirituslack, auf die Malerei aufgetragen, zum dauernden Schutz derselben, die nun auf der Oberseite glänzend und prächtig wirkt. Ungeübte Hände können bei correcter Nachbildung gegebener Muster hübsche Erfolg erzielen. An geeigneter Verwendung für die Technik fehlt es nicht; außer den genannten Gegenständen lassen sich noch allerlei Halter und Ständer damit schmücken, Möbeleinlagen herstellen, Haussegen und Wandsprüche anfertigen. Selbstverständlich muß man hierbei daran denken, daß auf der Rückseite gemalt wird, daher sind Monogramme und Inschriften immer derart aufzuzeichnen, daß sie nachher auf der Oberseite richtig erscheinen. O. A.

Literarisches.

Neue Flachschnittmuster aus der Werkstatt von Clara Roth. 5 Doppeltafeln. (Leipzig, Verlag von E. A. Seemann. Preis M. 2.50.)

Eine Anzahl, alten nordischen Originalen nachgebildete Muster für allerlei Gebrauchs-Gegenstände finden sich auf den Doppeltafeln vereinigt, die auf festem, aber feinem Papier lithographirt sind und sich gleich als Pausen benutzen lassen. Unter den Vorlagen befinden sich solche für Buchdeckel, Tischplatten, Truhen, Stühle, Rahmen verschiedener Größe, Brodteller, Hocker, Kästchen, Papierkörbe, Falzmesser u. s. w., sodaß den mannigfaltigsten Wünschen Rechnung getragen ist. Eine Anleitung zur Flachschnitzerei von derselben Verfasserin ist im gleichen Verlage (Preis 80 Pf.) erschienen. E. F.

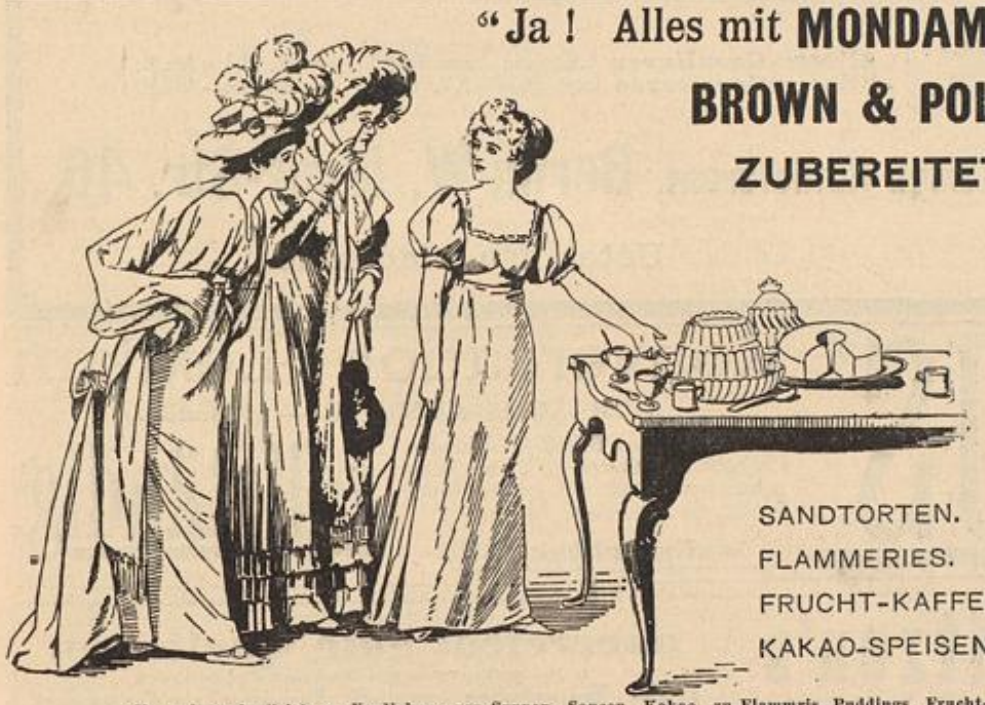
Vorlagen für Lederschnitt von Helene Schendler. (Berlin S. Urbanstr. 6, Selbst-Verlag. Preis M. 3.—.)

Die meist naturalistisch gehaltenen Vorlagen sind in zwei Farben gedruckt, wodurch die Ausführung, an die keine großen Ansprüche gestellt werden, noch erleichtert wird. Rahmen, Taschen, Felder für einen Papierkorb, Hand- und Taschenspiegel, Album oder Mappe sind auf den sechs Tafeln zunächst bedacht und dürften sich theilweise auch auf Lederpappe oder Holz mit dem Brennstift arbeiten lassen. — Erwähnt sei, daß in dem kunstgewerblichen Atelier des Fräulein H. Schendler Aufträge ausgeführt werden und Unterricht ertheilt wird. E. F.

F. C. Heinemann's Abreißkalender für Blumen- und Gemüse-, Obst-, Garten- und Zimmerkultur für das Jahr 1896. (Preis M. —.50.)

Den verschiedensten Kalendern gesellt sich auch in diesem Jahre wieder der Abreißkalender, den die bekannte Erfurter Samen- und Handelsgärtnerei des Königl. Hoflieferanten F. C. Heinemann zu Nutz und Frommen von Blumenliebhabern wie Gärtnern erscheinen läßt. Jedes Blatt bietet kurze Hinweise, sachgemäße Belehrungen, nützliche Winke, welche gärtnerischen Arbeiten im Freien wie im Zimmer gelten, dazu für unsere Frauen einen täglichen Küchenzettel, Post-Tarife u. s. w., — wahrlich, eine Fülle nutzbringenden Materiales. E. F.

Bezugsquellen: Theater-Toilette: Ch. Drecoll, Wien I, Kohlmarkt 11. — Sitztruhe mit Kerbschnitt; Wandfüllung nebst Sitzkissen in Lederschnitt: Atelier von Frl. Thea Lüchow, Hannover, Marienstr. 16a. — Material zur Bronze-Malerei: Werner & Schumann, C, Spindlers Hof 7.



"Ja! Alles mit **MONDAMIN**
BROWN & POLSON
ZUBEREITET."

SANDTORTEN.
FLAMMERIES.
FRUCHT-KAFFEE-
KAKAO-SPEISEN.

„Mondamin" ist zur Verdickung von Suppen, Saucen, Kakao, zu Flammris, Puddings, Frucht- und Kaffee-Speisen etc. vortrefflich. Mit Milch — zu Suppe oder Brei — gekocht für Kinder und Kranke vorzüglich, erhöht die Verdaulichkeit der Milch. „Mondamin" ist in Paketen à 60, 30 und 15 Pfg. in besseren Kolonial-, Delikatessen- und Drogen-Handlungen zu haben.

Gesundheit ist Reichthum — Fabrik-Marke
Dr. Lahmann's Nährsalz-Extrakt pr. Topf 1,70 M.
Dr. Lahmann's Nährsalz-Cacao pr. Pfund 3,— M.
Dr. Lahmann's Nährsalz-Chocolade
pr. Pfund 2 M. und 1,60 M.
sind, weil ohne Zusatz schädlicher Alkalien hergestellt, die einzig wahrhaft gesunden Cacao-Präparate, besitzen höchsten Nährwert, wirken blutbildend und verstopfen nicht.
Dr. Lahmann
Dr. Lahmann's vegetabile Milch pr. Büchse 1,30 M.
bildet, der Kuhmilch zugesetzt, das einzig wirkliche und beim jüngsten Säuglinge sofort anwendbare Ersatznährmittel für mangelnde Muttermilch.
Man verlange gratis Broschüre von dem alleinigen Fabrikanten
Hewel & Veithen in Köln am Rhein.

Zur Pflege und Begleitung Lungenleidender empf. sich pract. erf. Dame. Vorzügl. Referenz. **Breslau**, hauptpostlagernd Chiffre „**Genesung**".

Kerbschnitzerei
Unterricht, Werkzeuge, Holzwaar., Preisl. gr. b. Fr. Clara Roth, Berlin W, Lützowstr. 84a.

Alte Wollsachen
werden angenommen und umgetauscht gegen
Kleiderstoffe, Rockstoffe, Lodenstoffe u. s. w.
Billigste und dauerhafteste Qualität in schönster Musterauswahl.
Muster und Preise umgehend franko.
Harzer Wollwaarenfabrik, Freiheit-Osterode a/H.
Vertreter werden an allen Plätzen angestellt.

Fehr'sche Kunstakademie, Berlin W., Lützowstrasse 82.
Getrennte Kurse für Damen und Herren. — Lehrer: für Portrait und Figürliches Conrad Fehr und E. Hausmann, für Landschaft W. Hamacher, für Blumen P. Barthel, für Illustriren H. Looschen, für Modelliren O. Riesch, für Kupferstich Prof. G. Ellers, für Perspektive W. Herwarth. — Für Anfänger Vorbereitungsklassen. — Aufnahme jederzeit. — Prospekte gratis.

Lederschnitt, Metallätzen, Kerbschnitt, Holzbrand etc. Schablin-Vernis- martin u. aller Phantasie-Malereien. **Unterricht,** Ausführung und Entwürfe im **Atelier** von **Johanna Helfer,** Berlin, W. Bülowstrasse 81.

Das Atelier der Kunststickschule des
Frauenerwerbsvereins zu Dresden.
Ferdinandstr. 13, II.
empfiehlt eigene Musterentwürfe zu Stickereien und kunstgewerblichen Arbeiten, Vorzeichnungen auf Stoff und Papier, angef. u. fert. Arbeiten.

Meinen Mitmenschen,
welche an Magenbeschwerden, Verdauungsschwäche, Appetitmangel ꝛc. leiden, theile ich herzlich gern u. **unentgeltlich** mit, wie sehr ich selbst daran gelitten, und wie ich hiervon befreit wurde. Pastor a. D. **Kypke** in Schreiberhau (Riesengebirge).

Neu! Soeben erschienen!

32 Blatt gr. 4°. M. 2.50.
Mit Anleitung!

Eiderdaun
Flaneli,
wärmster und leichtester Stoff für Unterröcke, Morgenkleider, Negligées, Kindermäntel u. s. w.
Großartige Farbenauswahl, vorzügl. **waschbar.** Flanellwaarenhaus
W. Metzler, Dresden.
Proben bereitwilligst.

Pralinés
Eine reizende Beschäftigung ist es, sich alle Arten **Pralinés** selbst herstellen zu können. Alle Kinder können helfen. Hei, der Jubel, wenn die ersten fertig dastehen! — Wer das Buch: **Ell Domo. Praliné**-anfertigung, sich kauft — eine Mark, Verlag **Otto Nahnmacher, Neubrandenburg** — kann sogleich danach arbeiten.

B. Schott's Söhne, Mainz.
Um die Wahl von Musikstücken unseres umfangreichen Verlages zu erleichtern, versenden wir auf Verlangen gratis u. franco:
Führer durch unsere Piano-, Violin- und Gesangs-Cataloge,
nur beste Stücke enthaltend. Schwierigkeitsgrad resp. Tonumfang ist angegeben.

Stilvolle Laubsäge-, Schnitz-,
Kerb- u. Flachschnitt-, Holzbrand- und Holzmalerei-Vorlagen **auf Papier und direkt auf Holz** gedruckt. Preiskourant mit 1200 Illustr. **auch über Werkz. u. Material** 30 Pf. Briefm.
Mey & Widmayer in München.

Schwarzwälder
FAYENCEN.
Originelles Geschirr für Decoration und Tafel.
J. A. Pecht, Konstanz.
Kataloge gratis und franco.

Amerik. Harmoniums, Flügel u. Pianos
I Fabrikat! Neueste Erfindungen! empfiehlt **Paul Koeppen,** Berlin (Chamisso-Haus), Friedrichstr. 235.
Vertreter der Weltfirmen:
Schiedmayer & Söhne, Stuttgart
u. **Mason & Hamlin, Boston U. S. A.**
Cataloge gratis u. franco.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Toilette-Gegenstände in „Elfenbein“.

Einzel-Preise:

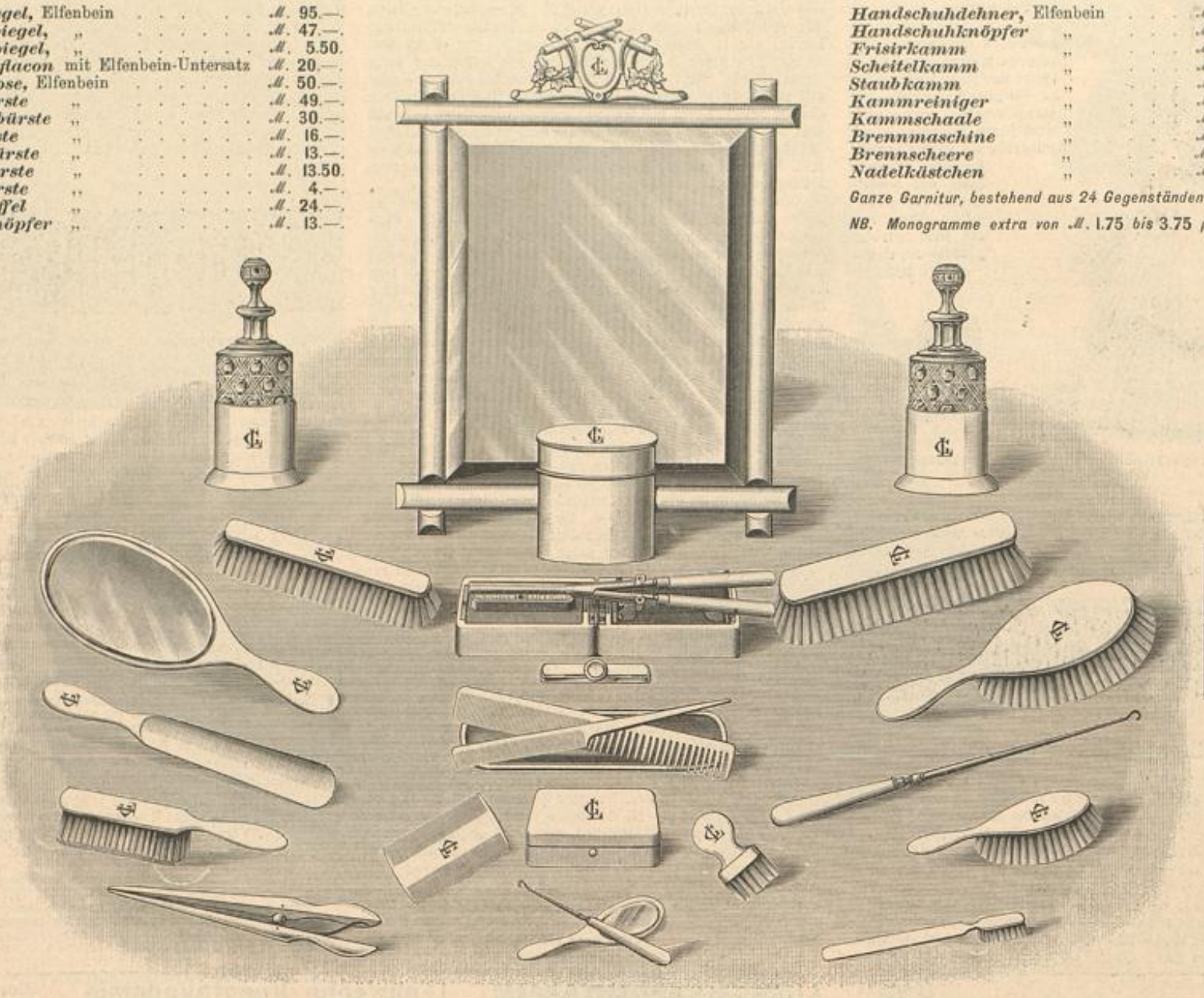
Stehspiegel, Elfenbein	ℳ.	95.—.
Handspiegel, „	ℳ.	47.—.
Mundspiegel, „	ℳ.	5.50.
Crystallflacon mit Elfenbein-Untersatz	ℳ.	20.—.
Puderdose, Elfenbein	ℳ.	50.—.
Kopfbürste „	ℳ.	49.—.
Kleiderbürste „	ℳ.	30.—.
Hutbürste „	ℳ.	16.—.
Puderbürste „	ℳ.	13.—.
Nagelbürste „	ℳ.	13.50.
Zahnbürste „	ℳ.	4.—.
Schuhlöffel „	ℳ.	24.—.
Schuhknöpfer „	ℳ.	13.—.

Einzel-Preise:

Handschuhdehner, Elfenbein	ℳ.	16.—.
Handschuhknöpfer „	ℳ.	1.50.
Frisirkamm „	ℳ.	14.—.
Scheitelkamm „	ℳ.	6.75.
Staubkamm „	ℳ.	9.—.
Kammreiniger „	ℳ.	11.50.
Kammschaale „	ℳ.	37.ℳ.
Brennmaschine „	ℳ.	55.—.
Brennscheere „	ℳ.	9 50.
Nadelkästchen „	ℳ.	63.—.

Ganze Garnitur, bestehend aus 24 Gegenständen ℳ. 600.

NB. Monogramme extra von ℳ. 1.75 bis 3.75 pr. Stück.



Aufträge nach ausserhalb sorgfältigst ausgeführt.

Neuester illustrirter Haupt-Katalog 1895/96 nach überall kostenfrei.

„Ebenholz“-Garnituren, kleinere und grössere von M. 75.— bis M. 300.—.
„Elfenbein“-Garnituren, desgl. von M. 200.— bis M. 900.—.
„Schildpatt“-Garnituren, desgl. von M. 400.— bis M. 1500.—.

„Silber“-Garnituren („Königin Anna Styl“) von M. 700.— bis M. 1400.—.
„Silber“-Garnituren (Styl „Louis XV.“) . . von M. 800.— bis M. 1500.—.

GUSTAV LOHSE, Königl. Hoflieferant, **Berlin W, Jäger-Str. 46.**

— Parfümerien, Toilette-Seifen und Toilette-Artikel —

Filiale: **Unter den Linden 16.**

BROCKHAUS' Konversations-Lexikon

JUBILÄUMS-AUSGABE. — 16 Bände.

126 000 Artikel, **9500** Abbildungen, Chromos und Karten. ❊ Jeder Band gebunden 10 M. Regal in Eiche 30 M., in Nussbaum 36 M.

Weihnachten 1895

vollständig.

Geeignete Geschenke für Frauen und Jungfrauen.

Musterbuch für Frauenarbeit

mit erklärendem Text herausgegeben von **Mathilde Claſen-Schmid.**

1. Band: Kanevas-Stickerei — Strickerei — Häkelarbeit — Stickerei in Weiß und Bunt. **Dritte vermehrte und verbesserte Auflage.** 30 Bogen mit 230 in den Text gedr. Holzschnitten. Quart. Elegant kart. 4 M.

2. Band: 2. vermehrte u. verbesserte Auflage. Tüllstickerei und Spitzenarbeiten — Durchziehen in Tüll und Filet — Knüpf-Arbeit (Macramé) — Franzen und Quasten. 22 Bog. mit 190 in den Text gedr. Holzschnitten. 4°. Eleg. kart. 4 M.

Handbuch für Frauenarbeiten.

Anweisung der hauptsächlichsten Arten der Stickerei, Strickerei, Häkelei, Passementerie ꝛc., sowie in der Anfertigung von Kleidern und Konfektionen.

— Illustriert mit 420 in den Text gedruckten Holzschnitten. —

Dritte vermehrte und verbesserte Auflage. Herausgegeben von **Mathilde Claſen-Schmid.** Oktav. 20 Bogen. Preis broschiert 3 M. In elegantem Originaleinband 4 M.

Künstliche Blumen

aus verschiedenem Material, wie **Stoffen, Papier, Gold, Silber, Wolle, Chenille, Perlen, Band, Federn, Haaren, Muscheln, Fischschuppen, Wachs** u. **Leder** naturgetreu herzustellen. Nebst einem Anhang: **Ueber Blumen- und Farbensymbolik.**

Ein Handbuch für Blumenarbeiterinnen, Modistinnen und Dilettantinnen.

Nach französischen Quellen bearbeitet und ergänzt von **Mathilde Claſen-Schmid.**

Illustriert mit 370 in den Text gedruckten Holzschnitten und einem chromolithographischen Titelblatt.

Oktav. 30 Bogen. Elegant brosch. Preis 5 M. In elegantem Original-Einband 6 M.

Zu beziehen durch alle **Buchhandlungen,** bei Franko-Einsendung des Betrages auch direct von der Verlagsbuchhandlung von **Hoffmann & Ohnstein, Leipzig.**

Ültzen's Damen-Kleiderstoffe

hervorragend durch

unerreicht gute Qualitäten

im modernsten, vornehmen Geschmack sind anerkannt

die besten und begehrtesten der Gegenwart.

Im Einzelnen durch Private nur allein echt zu beziehen direct ab Fabrik:

Ultzensche Wollenweberei zu Gera (Reuss)

und deren Verkaufshäusern in:

Berlin W., Leipzigerstr. 96, Ecke Charlottenstr.

Dresden, Hannover, Hamburg, Köln, Frankfurt a/M., Kiel, Christiania, Kopenhagen.

Alle Preislagen 75 Pf. bis 10 Mk. p. Meter.

Muster-Versand. — Jede Dame wolle sich durch Augenschein überzeugen. — Kein Kaufzwang.

Modernste Besätze.

Perlgarnituren, Perlgehänge, **Perlbesätze,** Peritülle, **Flittertülle,** Flittergarnituren, **Flitterbesätze,** Garnituren m. Federn od. Pelz, **Federbesätze,** Pelzbesätze, **Spitzen,** Bänder, **Knöpfe** im anerkannten Geschmack der Firma. Auswahlsendungen bei genauer Angabe.

Siegbert Levy, Berlin C., Jerusalemerstr. 23.

Venezianische
Kunstgläser, Möbel, Kronen, Spiegel etc. etc.
zu Originalpreisen in der
Società Italiana, Berlin,
Friedrichstr. 36, an der Kochstr.

Alle Arten **Stickereien** auf **Costumes** fertigt
Clara Wolter, BERLIN. S.W.
an der Jerusalemer Kirche 2.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: J. Wilda, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn E. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltungs-Beilage

1. Januar 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 1.

Eine brillante Idee.

Novelle von G. von Sarasin.

„Rudi, ich habe eine brillante Idee!“

„Nun?“

„Bezüglich unserer Sommerferien. Was würdest Du dazu sagen, wenn ich diesmal incognito reiste?“

Doctor Rudolf Schmidt sah von dem Stoße blauer Hefte, die er zu corrigiren befleißigt war, auf und wiederholte verwundert: „Incognito?“

„Nun, incognito ist eigentlich nicht der richtige Ausdruck. Ich meine nicht etwa, daß ich einen falschen Namen annehmen will; aber ich dachte, wir könnten doch einmal auf Reisen gehen, ohne jeder neuen Bekanntschaft auf die Nase zu binden, daß wir Geschwister sind.“

„Aber was in aller Welt soll das für einen Zweck haben?“

Fräulein Clärchen Schmidt sah geradezu mitleidig zu ihrem Bruder hinüber.

„Leuchtet Dir denn das nicht ein? Es wird eben doppelt so amüsant und interessant werden; das ist doch selbstverständlich.“

Doctor Schmidt, der bisher seine Aufmerksamkeit zwischen dem Gespräch und den deutschen Aufsatzheften der Cäcilien-Schülerinnen getheilt hatte, legte jetzt die mit rother Tinte gefüllte Feder bei Seite und wendete seine gutmüthigen blauen Augen forschend der Schwester zu.

„Ich verstehe Dich nicht recht,“ sagte er schüchtern.

„Aber es ist doch sonnenklar. Wir können dieses Jahr eine weite Reise machen, nicht wahr?“

Der Bruder nickte bestätigend.

„Wir haben uns vorgenommen, an irgend ein weltentlegenes, einsames Plätzchen zu gehen?“

„Gewiß.“

„Wir werden dort unbekannt sein, gänzlich unbekannt, — und deßhalb steht es uns frei, den Leuten zu sagen und zu verschweigen, was wir wollen. Habe ich Recht?“

„Gott ja, aber — —?“

„Und nun stelle Dir doch einen Augenblick vor, wie reizend das werden wird. Du reisest ein paar Tage früher ab. Wenn Du einen hübschen Ort gefunden hast, benachrichtigst Du mich, und ich komme nach. Vor allen Fremden bin ich für Dich irgend eine gleichgültige Dame, Du bist mir ein unbekannter Herr; heimlich aber verstehen wir uns und können unsere merkwürdigen Erfahrungen und Beobachtungen austauschen.“

„Ob die wirklich gar so merkwürdig sein werden?“

„Natürlich. Ich kann's mir schon ganz lebhaft vorstellen. Wenn sie mich fragen werden, bei der Table d'hôte: Wissen Sie vielleicht, wer der junge Mann ist, neben der Baiser-Torte? Ein sehr angenehmes Gesicht, jedenfalls ein Gelehrter!“ Oder wenn sie zu Dir kommen: Haben Sie schon die junge Dame gesehen, die gestern angekommen ist? Eine sympathische Erscheinung, nicht wahr?“

Doctor Schmidt lachte lustig auf. Die lebhafte Phantasie seiner guten Cläre war ihm ein unerschöpflicher Born des Erstaunens, der übrigen Familie sogar der Anlaß zu großem Stolz; denn Clärchen ließ dies Geschenk, das ihr eine gütige Fee in die Wiege gelegt, nicht in der Stille verkümmern; nein, sie bannte die luftigen Gespinnste ihres blonden Hauptes auf zierliche Manuscript-Blätter. Zu den „Abendlichen Feierstunden“, dem Sonntagsbeiblatte des Xer Tagesboten erschienen hier und da, unterzeichnet mit dem ansprechenden Namen Werner von Falkenhorst, kurze himmelblaue Novellen und entsagungsvolle Verse, die auf Clärchens kleinem Schreibtisch entstanden waren.

Doctor Rudolf Schmidt hatte dieses Thun seiner Schwester in der ersten Zeit lebhaft unterstützt; er hatte nämlich die Hoffnung gehegt, daß Clärchens poetische Überschwänglichkeit sich in den „Abendlichen Feierstunden“ aussingen und -klingen würde, aber damit hatte er sich einem verhängnißvollem Irrthume hingegeben.

Seitdem Clara die Erzeugnisse ihrer Dichterlaune in Druckerschwärze vor sich gesehen hatte, schien es ihr, als ob sie ein Recht darauf besäße, ihrer Lust zum Fabuliren nicht nur am Schreibtische zu fröhnen. Sie fing an, ihre Traumgebilde ins reale Leben zu übertragen.

Zu des Doctors ernstlicher Besorgniß begann sie in letzterer Zeit, an brillanten Ideen zu leiden, eine Erscheinung, die auf das Zusammenleben der Geschwister nicht ohne ernste Rückwirkungen blieb.

Eine dieser brillanten Ideen, ein abendlicher Ausflug in den beschneiten Grunewald, hatte für den Doctor mit einer bösen Halsentzündung geendet, eine andere, Besuch einer socialdemokratischen Volksversammlung, ihm seitens seines Directors einen deutlichen Wink eingetragen. Eigentlich waren die Ideen fast ausnahmslos mit einer schmerzlichen Erfahrung bezahlt worden. Die heutige erschien dem Bruder aber besonders verhängnißvoll, und er versuchte, sich der Ausführung entgegenzustellen.

„Das ist ja unmöglich! Bedenke doch nur, wir haben denselben Namen; das wird uns ja gleich verrathen.“

Clärchen lachte verächtlich auf.

„Schmidt! Als ob Schmidt überhaupt ein Name wäre! Schmidt!“

Eine Welt von Verachtung war in die eine Silbe gepreßt.

„Geradesogut kannst Du behaupten, es wird uns verrathen, daß wir beide Deutsche sind. Es ist ja neulich statistisch festgestellt worden, daß 27,341 Leute in Deutschland Schmidt heißen.“

Fräulein Clara Schmidt hatte die bedauerliche Angewohnheit, all ihre kühnen Behauptungen mit der Versicherung zu unterstützen, daß die betreffende Thatsache neulich statistisch festgestellt sei. Woher sie die merkwürdigen statistischen Ergebnisse bezog, wußte kein Mensch; ein Zweifel an ihrer Correctheit war aber durch die präcise Angabe sehr erschwert. Hätte sie gesagt: „30,000 Leute in Deutschland heißen Schmidt“, das hätte man vielleicht nicht unbedingt zu glauben brauchen, aber 27,341 — das war schlagend!

Die Incognito-Reise wurde weiter erwogen. Rede und Gegenrede folgten sich schneller. Der Doctor brachte stets neue schüchterne Einwände, aber Clärchen vertheidigte ihre Idee mit Löwenmuth, und so vertiefte er sich resignirt wieder in seine Lectüre.

„Gedanken an einem Herbstnachmittage“ hieß das Thema zu den fünfzig Aufsätzen, die da vor ihm aufgestapelt waren, und er mußte wieder einmal zu der traurigen Gewißheit kommen, daß die Schülerinnen der ersten Classe an einer bedauerlichen Gleichheit der Gedanken laborirten. Sie hatten sich sämmtlich darauf beschränkt, den Herbst als die Zeit, „da wir einernten, was wir mühselig ausgesäet“, zu feiern, und sie hatten alle mit der tröstlichen, wenn auch nicht übermäßig paradoxen Behauptung geschlossen, „daß ein neues Frühjahr uns neue Wonnen bringen werde und der rauhe Herbststurm und das kalte Schneewehen den Menschen nicht allzu tief entmuthigen dürfen.“

Mit einem erfreuten Seufzer nahm er endlich das letzte Heft zur Hand.

„Deutsche Aufsätze von Toni Kaufmann“ stand auf der Etiquette. Er wußte, daß er hier auf zwei bis drei Seiten eine erstaunliche Menge Sünden gegen den heiligen Geist der deutschen Sprache vorfinden werde, aber in einer so sauberen, artigen, kindlichen Schrift, daß dem zu einer wuchtigen Drei ausholenden Federhalter immer wieder eine Zwei entlockt wurde.

Toni Kaufmann war die älteste Schülerin der ganzen Cäcilien-Schule.

„Die Aelteste und die Schlechteste,“ hatte Director Fröhlich einmal gesagt, und Doctor Schmidt, der Ordinarius der ersten Classe, hatte seinem Gewissen keinen Widerspruch abzwingen können.

Toni Kaufmann war beinahe achtzehn Jahre alt, aber in ihrem niedlichen Kindskopfe herrschte eine Verwirrung, die desto bedrohlichere Consequenzen annahm, je länger Toni sich des Lernens befleißigte. Sie verlegte ohne weiteres den Friesee nach Rußland, vermählte August den Starken mit Elisabeth von England, fragte mit heiligem Ernste, wie viele Staubfäden eine Koralle habe, und besaß dabei doch einen rührenden Lerneifer.

Sie war erst vor zwei Jahren in die Schule eingetreten, war bis dahin auf dem Lande aufgewachsen, „in Freiheit dressirt“, wie Director Fröhlich mit strenger Miene sagte, und hatte ihren Mitschülerinnen und auch dem guten Doctor Schmidt vertrauensvoll mitgetheilt, daß sie noch durchaus schnell gebildet werden müsse, denn ihre Eltern wären mit den Eltern des Gutsnachbarn übereingekommen, daß ihre beiderseitigen Kinder einander ehelichen sollten. Besagte Gutsnachbarn seien aber die Barone von Domnitz; der muthmaßliche Ehegatte sei also berechtigt, die allerhöchsten Ansprüche zu stellen.

Sie zeigte dazu das Bild eines einjährigen Pasewalker Kürassiers, dessen runden, lebenslustigen Augen man freilich auf den ersten Blick nicht ansehen konnte, daß ihrem dicken Besitzer gerade an einer gediegenen Bildung so viel gelegen sein sollte.

Schon durch ihre Ausnahmsstellung als „nahezuige Braut“, ein Ausdruck, der auf die Verwilderung von Fräulein Kaufmann's Stil ein bezeichnendes Licht wirft, wie auch dadurch, daß sie nach allgemeinem Urtheil „ein herzensguter Kerl“ war, erfreute sich Toni trotz ihrer mangelhaften Leistungen bei ihren Mitschülerinnen allgemeiner Beliebtheit.

So wenig hervorragend ihre Rolle während der Unterrichtsstunde sein mochte, in der Zwischenpause war sie der allgemeine Mittelpunkt. Sie hielt Cercle ab, sie lachte und schwatzte und theilte zahlreiche Einladungen aus, denn ihre Eltern, die für die Zeit, in der Toni's Bildung die letzte Politur erhalten sollte, nach Berlin übergesiedelt waren, sahen es gern, wenn ihr verwöhntes Töchterchen sich nach Herzenskräften amüsirte.

Jeder Wunsch, der in Toni's kurzgelocktem Köpfchen entstand, wurde ihr erfüllt. Frau Kaufmann meinte philosophisch: „Wer weiß, wie sie's später trifft, und außerdem muß sich das Kind ja so viel anstrengen.“

Und darin hatte die liebenswürdige Mutter auch nicht unrecht. Im letzten Winter hatten sich sogar Nachhülfen als nothwendig erwiesen, und Doctor Schmidt war auserwählt worden, solche zu ertheilen.

Die Erinnerung an diese Stunden war ihm eine sehr angenehme. In der behaglichen Wohnung in der Bendlerstraße, die Kaufmanns für die drei Jahre ihres Berliner Aufenthaltes gemiethet hatten, wurde er mit immer gleicher Freundlichkeit von dem weißbärtigen Herrn Kaufmann und seiner behäbigen Frau Gemahlin empfangen. Toni öffnete ihm meistens schon die Entrée-Thür: „Ach, Herr Doctor, wir haben auf Sie gewartet mit dem Kaffee!“ Dann führte sie ihn in das Wohnzimmer, wo ihm am weißgedeckten Tische sein Platz bereitet war; und während die Mama geschäftig Kaffee einschenkte und Kuchen abschnitt, verwickelte ihn der Papa in ein kleines politisches Gespräch, oder erzählte ihm, welche Nachrichten von Boltenhagen, so hieß das Kaufmann'sche Gut, eingelaufen seien. Nach dem Kaffee erhob sich der Herr des Hauses, um seinen alltäglichen Nachmittags-Spaziergang im Thiergarten anzutreten; die Mama setzte sich mit einer Handarbeit ans Fenster, — sie strickte jahraus jahrein wollene Kinderstrümpfe für die Boltenhagener Weihnachtsbescherung, — und Toni holte mit einem tiefen Seufzer ihre Hefte und Bücher herbei. „Wirklich, das dumme Lernen ist das einzig Unangenehme an den netten Stunden!“

Trotzdem gab sie sich während des Unterrichts redlich Mühe, und Doctor Schmidt konnte auf glorreiche Nachmittage zurückblicken, an denen seine Schülerin die linken Nebenflüsse der Oder ohne Stocken aufgesagt und die Braut von Messina nach nur dreimaligem Fehlrathen für ein Schiller'sches Drama erklärt hatte.

— — — Als er heute Toni's Aufsatzheft aufschlug, bemerkte er zu seinem Erstaunen, daß ihre „Gedanken“ diesmal die gewöhnliche niedrige Seitenzahl überschritten hatten. Die niedlichen kleinen Schriftzüge bedeckten nahezu sechs Seiten! Sollte Toni sich zu einer besonderen Leistung veranlaßt gesehen haben? — — Du lieber Gott, nein! Form und Inhalt ließen in altgewohnter Weise zu wünschen übrig, — — — und doch, — — aus dem kindlichen Gestammel sprach eigentlich mehr, als aus den langen, glatten Ergüssen der sogenannten „guten“ Schülerinnen.

Toni's Aufsatz war von allen der einzige, der mit Fug „Meine Gedanken an einem Herbstnachmittage“ hätte heißen dürfen, denn nur sie hatte wirklich und wahrhaftig ihre eigenen Gedanken niedergeschrieben.

Gleich der erste, ebenso ideenreiche als monumentale Satz bewies das:

„Wie verschieden sind die Gedanken, die ich an einem Herbstnachmittag habe, wenn ich ihn in der Stadt verleben muß, oder wenn ich bei uns zu Haus auf dem Lande bin, in der Stadt ist der Herbst eine ganz lustige Zeit, denn die Leute freuen sich, daß sie den Sommer, — oder eigentlich sollte man nur sagen: die heißen Monate, in der Stadt giebt es doch gar keinen Sommer — überstanden haben, und sie leben in der Vorfreude für den Winter, deßhalb denke ich, wenn ich im Herbst durch die schönen Straßen gehe, auch nur an das, was kommt, auf dem Lande aber, wenn ich auf das Feld komme, da fallen mir, an einem stillen Herbstnachmittage, alle die schönen, goldigen Sommerwochen, die vorüber sind, ein, da sehe ich über die abgemähten Aecker und erinnere mich, wie grün sie im Sommer gestanden haben, da horche ich umher, alles ist ruhig geworden, und im Frühjahr war's doch so laut und hat gezwitschert, ja, der Herbst ist auf dem Lande viel schöner und viel trauriger.“

Doctor Schmidt sah auf.

„Sieh 'mal, Clärchen, was die kleine Kaufmann da wieder für einen Aufsatz abgeliefert hat.“

Er reichte seiner Schwester das Heft hinüber; sie überflog die wenigen Seiten schnell und gab es dann mit geringschätzigem Naserümpfen zurück.

„Unglaublich!“

Das war die ganze Kritik. Und nach ein paar Minuten fügte sie noch hinzu: „Mir scheint wirklich, sie wird immer dümmer.“

Damit war nun aber doch der Würde des Lehrers zu nahe getreten. Rudi knurrte unwillig vor sich hin. Dümmer werden —? Eine Schülerin, die für dreihundert Mark Privatunterricht bei ihm genommen hatte — —!

Er schrieb mit trotzigem Gesicht eine ziemlich ausführliche Censur in das Heft und trug dann den ganzen Pack bei Seite.

Wenige Tage später wurden die „Gedanken an einem Herbstnachmittage“ den Schülerinnen zurückgegeben. Die allgemeine Spannung, von der sonst die Vertheilung der Aufsatzhefte begleitet war, erreichte diesmal nicht den gewohnten Grad. Und das hatte seinen guten Grund. Die deutsche Aufsatz-Lection war die letzte Unterrichtsstunde vor den großen Schulferien. Eine allgemeine Zerstreutheit und Unruhe hatte schon Platz gegriffen. Auch Toni Kaufmann schien davon erfaßt, sonst hätte sie wohl nicht gewagt, entgegen dem strengen Verbote, das schon wiederholentlich ergangen war, das Heft aufzuschlagen und nach der Unterschrift zu schauen. Der Doctor wollte ihr solches Thun gerade ernstlich verweisen, als sie aufblickte und ihm mit einem so wunderlich zwischen leisem Stolz und überraschter Rührung gemischten Lächeln zunickte, daß ihm das strenge Wort in der Kehle erstarb. Er räusperte sich also nur ein wenig und ging an die Besprechung eines neuen Themas: „Auch der Krieg hat sein Gutes.“ Dieser Vorwurf war von dem gestrengen Herrn Director selbst ausgewählt worden, der ihn, trotz Doctor Schmidt's sanften Gegenvorstellungen, ob sich gerade dieser Stoff zur Bearbeitung während der heißen Ferienwochen eigne, für „eminent anregend“ erklärt hatte. Die ziemlich verdutzt dreinschauenden Schülerinnen schienen dieser Ansicht nicht gleich beipflichten zu wollen, doch gab der Ferienaufsatz ihrem schöngeistigen Kränzchen noch Anlaß zu einer sehr bewegten Sitzung.

Während der ganzen Stunde war es Doctor Schmidt aufgefallen, daß die Doyenne seiner Klasse in ganz außergewöhnlicher Weise zerstreut war. Er war daher gespannt, was ihm Toni wohl mittheilen wolle, als er sie nach Schluß des Unterrichts plötzlich mit verlegenem Lächeln auf das Katheder zukommen sah.

„Ich wollte um Entschuldigung bitten, aber ich kann den neuen Aufsatz nicht mehr machen.“

„Und warum denn nicht?“

„Ich komme nach den Ferien nicht wieder; ich gehe ab,“ sagte Toni, und ein Zug von Befreiung lag auf ihrem gerötheten Gesichtchen.

„O, mitten im Schuljahr?“

„Mama meint, ich würde doch zu groß, und wir wollen auch eine Reise machen, — und im Winter gehen wir nach Italien.“

Doctor Schmidt blickte aufmerksam vor sich nieder. „Zu groß,“ wiederholte er mechanisch; er hob die Augen und sah das vor ihm stehende Mädchen zerstreut an. „Zu groß,“ wiederholte er noch einmal. — Dann gab er sich plötzlich einen Ruck.

„Also dann wünsche ich Ihnen viel Glück für Ihr ferneres Leben. Möge das Samenkorn, das wir in Ihre Seele gelegt haben, sprießen und Früchte tragen. Erinnern Sie Sich noch manchmal der Jahre, die Sie bei uns verbracht haben, von dem Tage an, da Sie als kleines Mädchen —“

Der Faden seiner Rede gerieth in Verwirrung; es fiel ihm ein, daß die hübsche kleine Abschiedsrede, die er jeder abgehenden Schülerin zu halten pflegte, diesmal nicht paßte, und so unterbrach er sich plötzlich.

„Also nochmals: ich wünsche Ihnen viel Glück.“

Er reichte ihr väterlich die Hand.

„Leben Sie wohl!“

Hierauf verließ er die Klasse, um den allgemeinen, gerührten Abschied nicht zu stören. —

Zu Hause fand Doctor Schmidt seine Schwester inmitten der verschiedenartigsten Kistchen und Köfferchen in vollster Arbeit.

Fräulein Clara Schmidt besaß nämlich nicht nur ein poetisches Gemüth, sondern auch praktischen Verstand, und diese seltene Vereinigung von Charakter-Eigenschaften hatte zur Folge, daß sie alle Dinge des täglichen Lebens sowohl mit weiser Ueberlegung, als auch mit staunenswerther Energie angriff. So war zum Beispiel eine Reise für sie eine weit complicirtere Sache, als sie für die Durchschnittsmenschen im allgemeinen ist. Clara verschmähte es, so geradehin einen Koffer zu packen, auf die Bahn zu fahren, sich ein Billet zu

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

kaufen und dem Ort ihrer Bestimmung entgegenzudampfen; ein solches Alltagsverfahren erschien ihr banal, philisterhaft! Nein, Fräulein Schmidt kaufte sich zu Anfang der Saison ein Verzeichniß der combinirten und combinirbaren Rundreisehefte, saß Abende lang über Büchern und Atlanten und hatte dann schließlich eine Art und Weise ausfindig gemacht, durch die man mit dem Gelde, das der dumpfe Dutzendreisende gebraucht, um Blankenburg im Harz zu erreichen, etwa nach dem Gardasee gelangen konnte. Fräulein Schmidt's Reise-Strategie hatte sich zu einem wissenschaftlichen System ausgewachsen.

Rudi, der gewöhnt war, seiner Schwester blindlings zu folgen, war infolge dessen während der sommerlichen Erholungswochen einem Schicksal, ähnlich dem des edlen Dulders Odysseus, verfallen. Die Beschreibung seiner verschiedenen Fahrten hätte einem modernen Homer Stoff auf Lebenszeit liefern können.

So hatte Clärchen zum Beispiel die unerschütterliche Ueberzeugung, daß eine Nacht im Coupé einer Nacht im Hotel vorzuziehen sei. Sie konnte dafür die verschiedensten, triftigsten Gründe angeben; der Hauptgrund, daß man dadurch die Hotelkosten spare, befand sich natürlich nicht darunter.

Da verbrachte denn der arme Doctor oft drei bis vier Nächte nacheinander auf den harten Bänken eines Coupés — dritter Classe. „Es hat keinen Sinn, zweiter zu fahren, wenn einen doch niemand sieht," war eine von Clärchens klugen Maximen. Der Bruder aber, der tagsüber von Begierde zu Genuß getaumelt, das heißt von Sehenswürdigkeit zu Sehenswürdigkeit gejagt war, konnte sich dieser Ansicht nur bedingungsweise anschließen.

Diesmal nun wurde die Reise-Angelegenheit noch verwickelter als gewöhnlich.

Da infolge von Clara's Plan der Doctor zuerst abreisen und einige Tage ohne die bewährte Aufsicht seiner Schwester sein sollte, hatte sie einen Notizenzettel verfaßt, auf dem alle für den Doctor bemerkenswerthen Facten nebst einigen wichtigen Winken verzeichnet standen. Dieser Notizenzettel wuchs von Tag zu Tag mehr an.

Man hatte sich entschlossen, nach Bayern, und zwar in die Gegend des Königsees zu gehen, und Clärchen hatte eine Reise „combinirt", die alle bisherigen Leistungen in den Schatten stellte. Sechs Wochen Aufenthalt für beide Geschwister, und alles das für ein paar Hundert Mark!

Der Doctor fuhr am selben Abend, als die Schule geschlossen war, ab. Als er im Coupé saß, tönten vom Bahnsteig noch immer die mahnenden Worte der Schwester. „Also, Du schreibst, sowie Du etwas Passendes gefunden hast, eine Postkarte. Ich bringe hier die Wohnung hübsch in Ordnung und komme Dir so bald als möglich nach." Dann schritt sie elastisch nach Hause zurück und gab sich in den nächsten Tagen mit vollem Eifer und unermüdlich der Arbeit hin, die Wohnung zum Uebersommern herzurichten.

Am vierten Tage war Clärchen endlich mit allen Vorbereitungen fertig, und, als sie gegen Abend müde und abgespannt, aber in tiefster Seele über ihre Thätigkeit befriedigt, in dem kahlen, trübseligen Wohnzimmer saß, brachte ihr das Mädchen die ersehnte Nachricht von Rudi; folgsamerweise war es eine Postkarte. Er schrieb:

„Antonienhöhe bei Berchtesgaden.

Liebe Clara! Ich hab's, ich hab's! Alles, was wir uns gewünscht haben, in glücklichster Vereinigung! Herrliche Natur, balsamische Luft, Einsamkeit und dennoch comfortabler Aufenthalt; einige angenehme Menschen und — billige Preise! Mach' Dich gleich auf und komm' mir nach. Augenblicklich stehen noch verschiedene hübsche Zimmer zur Disposition, für nächste Woche aber sind, wie mir die freundliche Wirthin sagt, zahlreiche Anmeldungen eingegangen. Ich habe Deiner keine Erwähnung gethan, hoffe jedoch sehr, daß Du den Gedanken, unsere Geschwisterschaft zu verleugnen, noch aufgeben wirst. Es kann doch zu allerlei Unzuträglichkeiten führen."

Clärchen schüttelte mißbilligend den Kopf: „Rudi ist eben eine Philister-Seele!" murrte sie.

Am nächsten Abend entführte der fahrplanmäßige Eilzug Berlin-München das froh erregte Clärchen ihrer märkischen Heimat; und wiederum achtundvierzig Stunden später entstieg dem Omnibus von „Hotel und Pension Antonienhöhe" tief erschöpften Körpers, aber ungeschwächten Geistes — eine Dame, die sich als Fräulein Schmidt aus Berlin in die Fremdenliste eintrug.

Man war gerade beim gemeinschaftlichen Abendessen, dem die freundliche Wirthin präsidirte.

Infolgedessen wurde Clara nur durch einen subalternen, dienenden Geist empfangen und ohne viel Ceremonie auf ein Zimmer geleitet. Dem Doctor, der mitten unter den Soupirenden saß, war es nicht möglich, ohne Aufsehen zu erregen, seine Schwester zu begrüßen.

Er hörte das Rollen des vorfahrenden Wagens, er ahnte ihre Nähe, aber — zu seiner Rechten saß ein Oberst a. D., der sich des schüchternen Philologen schon am ersten Tage bemächtigt hatte, um bei ihm einmal wieder seine gesammten Kriegs-Erinnerungen an den Mann zu bringen.

Der Oberst behauptete, während der drei Feldzüge, die er mitgemacht hatte, allein am Kopfe sieben Verletzungen davongetragen zu haben. Falls dies wirklich der Wahrheit entsprach, so hatten hier Natur und Glück auf das liebreichste gewaltet, denn alle sieben Verwundungen hatten weder sichtbare Narben, noch geistige Störungen hinterlassen. Im Gegentheil, des Obersten unbehaartes Haupt erglänzte glatt und rund wie eine Billard-Kugel, und seine Geisteskräfte waren versammelt, wie eine zum Appell angetretene Compagnie.

Ferner war da ein Herr Baldenius, der, wie die Besitzerin der „Antonienhöhe" dem Doctor erzählte, direkt aus Zanzibar kam, wo er am Hofe des Sultans eine große Rolle gespielt hatte.

„Ein sehr interessanter Herr," versicherte Frau Kloiber entzückt, „er hat zwölf weiße Flanellanzüge bei sich."

In der That erschien Herr Baldenius stets in unschuldweißen Jackets und Inexpressibles und mit einem Stanley-Helm — eine ebenso kleidsame, als bei der scharfen Hochgebirgsluft Selbstverleugnung heischende Tracht.

Neben diesem „Adoptivsohn der Wüste", wie ihn ein ostpreußisches, älteres Fräulein getauft hatte, strahlten noch verschiedene Sterne zweiter Größe am mittäglichen Himmel. Zum Beispiel ein Amerikaner, der als Prophet einer neuen Sekte Europa bereiste und seine Wirksamkeit hauptsächlich in Speisesälen und Lesezimmern entfaltete. Er versicherte wiederholentlich, daß er beinah auf jeden verregneten Sonnennachmittag eine Bekehrung rechnen könnte. Dann waren da noch ein junger Mann, der den Namen einer weltberühmten Bankfirma trug, und der sich von den übergroßen Strapazen des (nicht bestandenen) Referendar-Examens erholen wollte, — ein ältlicher pommerscher Rittergut-Besitzer, der ein recht origineller, lustiger Herr zu sein schien, und endlich — ein Flor älterer und etwas jüngerer Damen. Doctor Schmidt war wahrhaftig keine Don Juan-Natur, aber sein Beruf hatte ihm den steten Verkehr mit dem schönen Geschlechte zur lieben Gewohnheit gemacht, und wenn auch die anwesenden Damen ausnahmslos mindestens seit einem Decennium der Schule entwachsen sein mochten, er fühlte sich zu ihnen hingezogen. Der unglückliche Zufall hatte ihn aber zwischen den Obersten und Miß Littledale, einer schwerhörigen, alten Irländerin, placirt.

Der Doctor hegte immer noch die stille Hoffnung, daß seine Schwester den phantastischen Gedanken, ihre Zusammengehörigkeit verschweigen zu wollen, aufgegeben haben möchte. Er wollte dann sofort für sie und sich von Frau Kloiber neue Plätze verlangen, so weit entfernt von dem Schlachten-Schilderer, als es die räumlichen Verhältnisse irgend gestatteten.

Als sich aber — die Herrschaften waren gerade beim Nachtisch angelangt — die Thür des Speisesaals öffnete und Clara des Reisestaubs entledigt, zuversichtlich und ruhig hereintrat, — da erkannte der Arme auf den ersten Blick, daß seine Hoffnungen eitel Dunst wären.

Clara's Auge ging nicht nach ihm suchend umher; nein, es war fest auf die rundliche Frau Kloiber gerichtet, die ihr mit wortreichen Entschuldigungen entgegentrat und sie auf ihren Platz, gerade an dem entgegengesetzten Tisch-Ende geleitete.

Sicher und mit der bewußten Grazie einer Weltdame ließ sich Clara nieder, warf einen prüfenden Blick — erst auf ihre nähere Nachbarschaft, dann über die ganze Tafel, — entfaltete hierauf die Serviette und nahm mit zierlich fortgespreiztem kleinen Finger aus der Hand der Kellnerin die nachservirte Tasse Bouillon.

Den Doctor überlief's. Diese Verstellungskunst! Ohne mit der Wimper zu zucken, hatte sie zu ihm hin und an ihm vorüber gesehen, und er, — er hatte deutlich gefühlt, daß er erröthete, und sein Herz that ein paar unruhige, schnelle Schläge.

Als die Tafel aufgehoben wurde, blieb Clara sitzen, und die Wirthin ließ sich neben ihr nieder, um ihr Gesellschaft zu leisten.

Clara erkundigte sich nach der Table d'hote-Theilnehmer Stand und Art.

Als Doctor Schmidt sich „hart am Stuhle vorbei" schlich, hörte er gerade Clara's im allergleichgültigsten Tone gestellte Frage: „Und der Herr da unten —?" Dabei nickte sie nach der Richtung seines Platzes hin, und die arglose Frau Kloiber antwortete eifrig: „Das ist ein gewisser Doctor Schmidt, soll ein ganz hervorragender Gelehrter sein."

Beinahe verschämt verließ der Doctor den Speisesaal und schloß sich den übrigen Gästen an, die in der schwachbeleuchteten großen Veranda vor dem Hause, theils in Gruppen, theils einzeln, umherwandelten, der Zeit harrend, wo man sich anständigerweise zu Bett begeben konnte.

Doctor Schmidt hielt sich in der Nähe der Speisesaalthür auf; er hatte die Absicht, sich seiner Schwester, wenn sie heraustreten würde, zu nähern und einen letzten Versuch zu machen, sie zum Aufgeben ihrer Rolle zu bewegen.

Aber sein Harren war umsonst; nachdem er nahezu eine halbe Stunde unverwandt auf die große Glasthür geblickt hatte, erschien Frau Kloiber allein und erklärte auf Befragen, daß das Fräulein aus Berlin sehr ermüdet gewesen sei und sich schon zur Ruhe gelegt habe.

Der gute Rudi wurde beinahe ärgerlich. Er stürzte in das Lesezimmer, nahm ein Blatt Papier und forderte in energischen Federzügen Clara noch einmal und dringlichst auf, der „Spielerei" ein Ende zu machen.

Dann stand er plötzlich wieder rathlos: wie sollte er den Zettel in ihre Hände gelangen lassen?

An einen Bediensteten durfte er sich doch nicht wenden; in welchem Licht hätten er und sie erscheinen müssen!

Er steckte betrübt das Blatt Papier zu sich und beschloß, nun auch zu Bette zu gehen.

Als er an der Portier-Loge vorüberschritt, fand er den wohlbeleibten Hüter des Hotels gerade damit beschäftigt, die Fremdentafel neu zu schreiben.

Es durchzuckte ihn ein Gedanke. Er wollte abwarten, bis auch der Name seiner Schwester erschien, um sich dann die Zimmernummer zu merken. Er blieb also stehen, indem er sich anscheinend eifrig in das Studium der „Dampfschifffahrten auf dem Starnberger- und Chiemsee" vertiefte.

Seine Geduld wurde auf eine harte Probe gestellt; der Portier schien mit den englischen und amerikanischen Namen auf ziemlich gespanntem Fuße zu stehen. Der Name Greenock kam zum Beispiel erst nach dreifachem Mißlingen zu stande, und bei dem Worte Massachusetts mußten sogar einige kräftige Flüche zu Hülfe genommen werden.

Endlich, endlich —, dem armen Doctor flirrten schon die Augen von all den Zahlen vor ihm, — setzte der Mann hinter die Zahl 27 bedächtig ein: „Fräulein Schmidt, Privatière, Berlin."

Also 27! Im zweiten Stock. Er selbst logirte im dritten.

Er stieg die Treppe hinauf, mit der Absicht, im Vorbeigehen sein Billet unter die Thür von 27 zu schieben.

Aber das war nicht ausführbar. Wie er sich oben überzeugen mußte, lag Nummer 27 am Ende des langen Corridors, der durch das ganze Haus lief, und außerdem hatten das Hausmädchen und der Zimmerkellner eine eifrige Unterhaltung an der Thür von 29, gerade seiner Schwester gegenüber.

So begab er sich vorläufig auf sein Zimmer und versuchte erst nach einem Viertelstündchen wieder seinen Plan zur Ausführung zu bringen.

Wiederum vergeblich.

Auf dem Corridore des zweiten Stockwerks irrte in gespenstisch weißem Gewande, ein brennendes Licht in der Hand, Miß Littledale, die taube Irländerin, umher, und der Hausknecht rief dem herniedersteigenden Doctor entgegen: „Eine Fledermaus soll in der Miß ihrer Stube sein. Die Miß hat geklingelt wie nicht gescheidt!" Und Miß Littledale murmelte dumpf: „Yes, Yes, — a bat!"

So wurde es beinahe Mitternacht, bis Doctor Schmidt mit leisen Sohlen und lautem Herzklopfen zu der Thür, hinter der Klärchen ruhte, gelangte.

Vorsichtig schob er das Briefchen durch die Thürspalte.

Als dabbei seine Augen auf die zierlichen Halbschuhe fielen, die auf der Schwelle standen, wurde er geradezu sehnsüchtig gerührt: „Ach, wenn sie doch ein Einsehen haben wollte!" flüsterte er trüb vor sich hin, durchirrte dann kopfschüttelnd den langen Corridor und suchte mit traurigem Herzen endlich auch sein Lager auf.

Rudi hatte am nächsten Morgen natürlich ein wenig die Zeit verschlafen und fand daher bei seinem Eintritt das Speisezimmer verlassen und leer. Auf einem entfernten Tischchen trauerte eine einsame Tasse, und als er sich bei dieser niederließ, brachte ihm die Kellnerin den aufgewärmten Kaffee mit vorwurfsvollem Blicke. Die anderen Herrschaften seien schon längst unterwegs!

„Alle?" fragte Rudi bestürzt.

„Ja, alle mit einander. Nach der Almbachklamm." Dabei deutete sie aus dem Fenster, und wirklich entdeckte Rudi weit, weit hinten auf der weißen Landstraße ein Häuflein wandernder Menschen, aus dem ein hellrothes Kleid freundlich hervorleuchtete. Er kannte dieses hellrothe Kleid; er selbst hatte es seiner Schwester, seiner treulosen Clara, zum Geburtstage geschenkt. Von Rudolph Hertzog hatte er es sorglich nach Hause getragen, drei Mark hatte er für den Meter bezahlt, und jetzt, — jetzt wandelte es da unten im Thal, — und er saß oben, allein und verlassen.

Clara war vor ihm entflohen, sein Schreiben war ohne Wirkung geblieben.

Trübselig nahm Doctor Schmidt sein schlechtes Frühstück zu sich.

Plötzlich kam ihm noch ein Hoffnungsstrahl. Vielleicht hatte sie ihm eine Zeile geschrieben. Er fragte beim Portier, beim Stubenmädchen, beim Zimmerkellner, beim Hausknecht nach, ob nichts für ihn abgegeben sei; nein, niemand hatte etwas für ihn.

Verstimmt und gelangweilt streifte der arme Rudi den Vormittag über in der Nähe des Hotels umher, — und dabei fielen ihm verschiedene Mängel des sommerfrischlichen Aufenthalts ins Auge, die er bis heute übersehen hatte. Die Antonienhöhe lag doch eigentlich recht kahl und ungemüthlich da; der Weg nach Berchtesgaden hinunter war unbequem und steil — und zugig ist es ja auf solchen exponirten Punkten immer. Natürlich, es ist leicht von schöner Aussicht reden, wenn man die Menschen erst eine Stunde klettern läßt und dann auf ein unbewachsenes Fels-Plateau stellt; da müßte es ja nicht mit rechten Dingen zugehen, wenn sie dann nicht wenigstens eine Aussicht hätten!

Der Gipfel des Watzmann war übrigens heute wieder einmal in einer Wolkenkappe versteckt. Ein langweiliger Berg, fast nie ganz klar zu sehen.

Außerdem bedeuten Wolken am Watzmann Regen; natürlich! Man war ja vor dem Klima in dieser Gegend oft genug gewarnt worden; hier vergingen ja niemals achtundvierzig Stunden, ohne daß es regnete! Beinah hätte Rudi in seinem Zorn hinzugesetzt: „Das ist neulich statistisch festgestellt worden."

Die Wolken am Watzmann kletterten langsam tiefer in's Thal, und die Wolken in Rudi's Gemüth verdichteten sich allmälig zu einer soliden schlechten Laune.

Dabei wurde es ihm von Minute zu Minute klarer, daß an ein Aufgeben der Komödie jetzt gar nicht mehr zu denken wäre; sie hätten sich ja schon vor dem ganzen Hotel lächerlich gemacht.

Zur Table d'hote, wenige Minuten vor dem Ausbruch eines heftigen Gewitterregens, kehrte die ganze Gesellschaft lärmend und lustig zurück. Man hatte sich wundervoll amüsirt; nur ein wenig zu heiß sei es gewesen. Herr Baldenius allein fand die Temperatur äußerst angenehm; dem lag selbstverständlich nur daran, sich in seiner albernen Maskerade präsentiren zu können.

Rudi empfing die Heimkehrenden auf der Veranda; er warf seiner Schwester einen Blick zu, in dem vorwurfsvolle Trauer und eine rührende Bitte lagen.

Aber Clara, die zärtlich am Arme des ostpreußischen Fräuleins hing, sah ungerührt an ihm vorüber und hatte später sogar die Stirn, die neue Freundin zu veranlassen, ihr den jungen Herrn vorzustellen.

Das geschah mit großer Bereitwilligkeit. Rudi machte eine tiefe Verbeugung, und Clärchen lächelte ihn liebenswürdig an.

„Es ist recht schade, daß Sie sich heute Morgen ausgeschlossen haben; es war ein wunderschöner Weg, und wir haben uns so gut unterhalten! Der Herr Oberst hat sehr interessant erzählt, — vom Krieg mit Dänemark."

„Kommen Sie jetzt, meine Trautste," unterbrach die lebhafte Ostpreußin das Gespräch, „wir müssen noch ein wenig Toilette machen zu Tisch."

Und damit zog sie Clara fort.

Den ganzen Tag fand sich nicht mehr Gelegenheit zu einer Unterredung.

Am Nachmittage hatten die ermüdeten Ausflügler ungewöhnlich lange Siesta gehalten, und als Clara gegen fünf Uhr wieder erschien, war Rudi gerade dem Oberst zum Opfer gefallen, dem er sich erst nach Stunden wieder zu entringen vermochte.

Am Abend aber, — Rudi war seit wenigen Minuten auf seinem Zimmer, — war es ihm plötzlich, als ob er das Rauschen von Frauenkleidern vor seiner Thür hörte.

Schnell öffnete er . . .

Auf der Treppe waren eilige Schritte vernehmbar, die bald nach unten verhallten; zu sehen war niemand.

Enttäuscht wollte er die Thür schon wieder schließen, da raschelte es, und als er sich bückte, fand er ein capriciös geknifftes Zettelchen.

Clara schrieb ihm: „Liebster Rudi! Sei doch nett und laß mir die Freude! Du kannst Dir nicht vorstellen, was ich für einen Riesenspaß habe, so frei und fröhlich wie eine Zigeunerin zu sein und doch Deinen starken Arm zu meinem Schutze in der Nähe zu wissen. An diesem ersten Tage habe ich mehr Interessantes gehört und gesehen, als bisher in einem Jahre. Ich werde mein Lebtag an dieser Erinnerung zehren können, und auch für meine schriftstellerische Thätigkeit wird es goldne Früchte tragen. Also, sei mein guter, liebenswürdiger Bruder und laß' einmal in vollen Zügen aus dem Freudenbecher schlürfen

Deine Cläre."

Der Doctor schüttelte resignirt das Haupt und ergab sich von diesem Augenblick an in sein Schicksal.

Trotzdem blieb es ihm unbeschreiblich peinlich, daß er gewissermaßen gezwungen war, eine Rolle zu spielen. Er hatte das Gefühl, als ob ihn jeder mit Mißtrauen ansähe, und diese Empfindung war ihm so unbehaglich, daß er sich von den übrigen nach und nach absonderte. Er konnte es nicht vertragen, wenn ihn seine Schwester ernsthaft mit „Herr Doctor" anredete.

So begann er also seine eigenen Pfade zu gehen und, da ihm allein größere Partien keinen Spaß machten, gewöhnte er sich es an, fleißig in das Städtchen hinabzusteigen und dort in dem kleinen Conditor-Garten bei einem Glase Melange und einer Zeitung die Stunden zu verträumen.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Diese Abtheilung unserer Zeitung steht unseren Leserinnen zur freien Verfügung. Bei der außerordentlich großen Verbreitung der „Modenwelt" und „Illustrirten Frauen-Zeitung" können wir zwar nicht unbedingt zusagen, daß alles und jedes, was uns eingesandt wird, zum Abdruck gelangt, aber wir dürfen doch auf vieles rechnen, was in diesem Wechselverkehr unserer Leserinnen allen zu gute kommt, auf manch beherzigenswerthes, verständiges Wort, sei es auf geistigem Gebiete, sei es auf dem der Hauswirthschaft, Küche, der Kindererziehung, der Beschäftigung der Jugend, der Erwerbsthätigkeit der Frau, der Zimmereinrichtung, der Gemüse- und Zimmergärtnerei, sowie der Pflege der Vögel und der Hausthiere, sei es aus dem Reiche der Frau überhaupt, oder dem des Hauses im allgemeinen, also auch auf dem Gebiete der Familienfeste, der Geselligkeit und nicht zuletzt der Gesundheits- und Körperpflege. Auch Rubriken für Musikalisches und Kunstgewerbliches, wie selbst eine Plauderecke für Backfischchen sind in Aussicht genommen.

Die bisher im Anschluß an den technischen Theil unserer Zeitung erschienenen Rubriken „Für's Haus" und „Gärtnerei" gehen von jetzt ab in dem neuen Programm auf. Die Rubrik „Gesundheits- und Körperpflege" untersteht einer ärztlichen Autorität.

So sei denn dieses Blatt, das unseren Leserinnen gehört, hiermit eröffnet. Beiträge, die zum Abdruck gelangen, außer „Fragen", finden stets angemessene Honorirung. Wo es wünschenswerth, werden den Artikeln Abbildungen hinzugefügt.

Die Redaction.

Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Ein lohnender Beruf. — Man hört und liest immer wieder berechtigte Klagen, daß weibliche Handarbeit so schlecht bezahlt werde und bei allem Fleiß den bescheidensten Lebensunterhalt nicht ermögliche. Es liegt daher nahe, die Frage aufzuwerfen, weßhalb sich nicht mehr Frauen und Mädchen einem Berufe widmen, der sie reichlich ernährt, nämlich der Schneiderei im Hause der Kundinnen. Welch ein Mangel, in Berlin z. B., an leistungsfähigen Hausschneiderinnen herrscht, muß den arbeitsuchenden jungen Mädchen in der Provinz unbekannt sein, es würden sich sonst wohl viele diesem einträglichen Erwerbe zuwenden, während sie sich jetzt, und noch dazu oft vergeblich, zu der schlecht bezahlten, pflichten- und mühereichen Versorgung als „Stütze" oder als Kindersfräulein drängen. Geringer geachtet, oder weniger höflich behandelt als letztere, wird eine anständig auftretende Schneiderin nirgends; im Gegentheil, die Damen, die im Hause arbeiten lassen, bringen einer nur einigermaßen tüchtigen Schneiderin die größte Liebenswürdigkeit entgegen und suchen sie in jeder Weise an das Haus zu fesseln. Gewandte Schneiderinnen werden mit 3 Mark, ja mit 4 Mark pro Tag bezahlt, doch fängt der Tag für sie erst um zehn Uhr an. Weniger geübte Arbeiterinnen erhalten 2,50 und 2 Mark; bei weiten Entfernungen ersetzen die Damen gewöhnlich noch das Fahrgeld für die Pferdebahn. Wenn man nun hört, daß es Näherinnen giebt, die an Geschäfte ein Dutzend Schürzen für 50 Pf., oder gar ein Dutzend Hemden für 2 M. liefern, so begreift man einfach den Mangel an Hausschneiderinnen nicht, über den in allen Kreisen geklagt wird. Die jungen Mädchen oder Frauen, die sich diesem Berufe zuwenden, können sorgenlos leben, da sie außer voller Verpflegung auf 70 bis 80 Mark Verdienst monatlich rechnen dürfen. Dennoch richtet sich jede einigermaßen gewandte Schneiderin ein „Atelier" ein und nimmt als „Modistin" eine Menge Sorgen und Pflichten auf sich, die sie als Schneiderin im Hause der Kundin nicht kennt. Aber es klingt doch anders: „Modistin" und „Atelier"! — Vielleicht beherzigt manches um seine Existenz ringende junge Mädchen diese Ausführungen! B. W. Z.

Placirungs-Institut. — Würde jemand die Freundlichkeit haben, mir die Adresse eines zuverlässigen Vermittlungs-Institutes anzugeben, durch das ich eine Stelle als Reisebegleiterin nach dem Süden finden könnte?

A. L. in M.

Damenschneiderei (XXI, 251). — Der Fragestellerin möchte ich Bremen empfehlen, wo es bis jetzt für junge Damen der besseren Stände gar keine Gelegenheit giebt, Schneiderunterricht zu nehmen. Die Bremerinnen sind im allgemeinen sehr praktisch, haben unter einander viel einflußreichen Familien-Zusammenhang und zahlen für wirklich Gutes gern hohe Preise. Frl. A. Bl.

In Waren in Mecklenburg würde eine tüchtige Schneiderin gewiß sichere Existenz finden. H. B. in Waren i/Mkl.

Hier in Stade ist das Bedürfniß nach einer tüchtigen Schneiderin, besonders nach einer solchen, die Unterricht ertheilt und auch in den Häusern der Kundinnen arbeitet, durchaus vorhanden.

Frau H. S. in Stade.

Blindenschrift (XXI, 251). — Seit Jahren beschäftige ich mich mit dem Copiren von Blindenschrift, um den Unglücklichsten der Unglücklichen, den Blinden, eine Freude zu machen. Von einem Erwerb kann meiner Ansicht nach nicht die Rede sein, da die Blinden-Institute auf Wohlthätigkeit angewiesen sind und die Mittel kaum hinreichen, den Blinden ihr trauriges Dasein zu erleichtern. Ich erlernte nebst vielen anderen die Blindenschrift durch die gütige Anleitung des Directors des Wiener Blinden-Institutes und mit Zuhülfenahme der Alphabets-Tabelle; von dem Institute beziehe ich auch Arbeit und Materialien. B. E. in Wien.

Ich wäre erbötig, dem jungen Mädchen genaue Angaben über die Blindenschrift zu machen.

Wien III, Ötheltgasse 4 I, Gräfin B.

Häusliche Kunst.

Schwarzwälder Fayencen. Meinem letzten Besuche des schönen Konstanz verdanke ich die Bekanntschaft reizender Fayencen, wie ich sie mir längst wünschte, die aber bisher für meine Mittel unerreichbar schienen. Im Schwarzwald und in der Ostschweiz einst eine viel gepflegte Industrie, blüht die Fayence-Malerei jetzt dort nur noch in einigen Fabriken, die sich jedoch auf Herstellung des einfachen Gebrauchsgeschirres beschränken. Erst neuerdings arbeitet die Kunstanstalt von J. A. Pecht in Konstanz die originellen, alten Muster wieder nach und erwirbt sich damit den Dank all derer, die an urwüchsiger Ausstattung Freude haben. Die mit der Hand gemalten und unter Glasur gebrannten Blumen-Motive sind gelb und blau gehalten und an größeren Platten häufig von kurzen, der alten Volksweisheit entstammenden Sprüchen begleitet. Ich brachte meinem Gatten als wirkungsvollen Schmuck für seinen Schreibtisch ein vielbewundertes Schreibzeug nebst zwei säulenförmigen Leuchtern mit und hoffe, daß er sich dafür durch ein Speise-Service dieser Art revanchiren wird! Es giebt auch einzelne runde Platten bis zu 42 cm Durchmesser, für Speisezimmer oder Wandbretter eine prächtige Decoration, — und das alles zu Preisen, die diese künstlerischen Gebrauchs- und Schmuckstücke auch dem großen Publikum erreichbar machen. F. E.

Leuchter und Schreibzeug. Schwarzwälder Fayencen.

Ueber Wandschirme. — Unsere Zeit ist die Zeit der Massen-Production; das Kunstgewerbe hat sich auch des Wandschirmes, der sich zuerst nur schüchtern hervorwagte, bemächtigt, und statt der Einzelerscheinungen haben wir nun eine ganze Fluth davon. Ich will dagegen nichts sagen; mögen die Schirme lustig und ernst, bunt oder eintönig neben einander auftauchen, damit sich jeder nach seinem Gefallen einen heraussuche. Eins nur möcht' ich wünschen: daß nicht zu viele von derselben Sorte erscheinen. Das herrlichste Muster ermüdet, wenn es sich zu oft wiederholt.

Wandschirm. Oelmalerei auf Zink. Von Marie von Olfers.

Ich will hier nur von gemalten Schirmen sprechen, denn in dieser Zeit der Specialitäten muß man in seinen Grenzen bleiben.

Der Schirm ist aus seiner früheren Sphäre herausgetreten, aus den Schlafzimmern in die Salons; aus dem Nützlichkeitsmöbel ist meist ein Zierath geworden. Er soll schmücken. Mancher große Meister hat es nicht verschmäht, seine Kunst an ihm zu üben. Der eine malte seine Kinder, der andere Jahres- und Tageszeiten, Jagdstücke, sogar einen großen Erntewagen; — ich glaube, es giebt kaum etwas Malerisches, das nicht benutzt wurde. Kein Schirm gleicht dem anderen; jeder trägt den Stempel des Künstlers oder der Künstlerin, die ihn geschaffen. Das Eigenartige ist eben der größte Zauber eines solchen Schirmes. Freilich muß er sich seinem Platz einfügen wie die Quadern dem Bau, und deßhalb wird das Beste immer entstehen, wenn man die Stelle kennt, für die er bestimmt ist. Von den Amerikanern kann man lernen, wie man damit lauschige Eckchen schafft; denn in großen Sälen ist die Begrenzung oft für die Gemüthlichkeit nothwendig.

Vielerlei Material habe ich versucht, feine wie grobe Leinewand, Gobelin, ja sogar Zink; aber ungrundirt, das giebt so hübsche Zufälligkeiten und sieht weit vornehmer aus. Der dargestellte Schirm wurde in dieser Weise für die nächste Nachbarschaft eines Tisches gemalt, auf dem Blumentöpfe standen, die man begießen mußte. Er wurde deßhalb mit Oelfarbe gemalt, lasirend, nur hie und da pastos; Siccatif und Terpentin dienten als Malmittel.

Für Gobelin-Stoff und Leinen fand ich Dresdner Tempera von Hermann Reisch am geeignetsten. Sie muß mit viel Wasser gemalt werden, die Gründe mit dem Schwamm, dann hält sie aber sehr fest. Mehrere Wandschirme malte ich während eines Landaufenthaltes, rollte die Leinewand um einen Stock, wickelte sie in Wachsleinewand und expedirte sie als Packet; es war nie etwas verlöscht.

Bei den Figuren wird die Linie immer eine große Rolle spielen. Die Malerei muß sich auf Flächen beschränken; das Körperliche, Reale würde sich bedrängend in unser Leben mischen, ähnlich wie die Gestalten eines Wachsfiguren-Cabinets. Im Bild an der Wand ist es etwas anderes. Ebenso bedingt das Material die Farbe. Der Grundton der Palette ist gegeben, und je mehr man sich ihr anpaßt, je harmonischer wird das Werk. Stickerei mit hineinzuziehen, ist sehr verlockend. — Gold- und Silberfäden wie Flittern als leuchtende Punkte eingestreut, können die Wirkung sehr erhöhen.

Confect-Gabel und -Zange.

Löffel zur Theebereitung.

Am schwersten ist es, die richtige Umrahmung für einen Wandschirm zu finden, dessen Bestimmung man nicht kennt. Sie paßt fast nie, und man thut gut, das Unscheinbarste zu wählen; da ist es wenigstens nicht allzu schade, wenn es geändert werden muß.

Was man bemalt, bleibt sich ziemlich gleich! Glas, Holz, Leinewand, Metall. Nur eins ist nothwendig: die Malerei muß haltbar sein. Nichts wirkt häßlicher als ein halbverlöschtes, abgeschabes Bild auf einem Schirme. Marie v. Olfers.

Hauswirthschaft.

Confect-Gabel und Zange. — Einzelne gute Sitten unserer Voreltern kommen wieder in die Mode. Die Zuckerzange, die Jahrzehnte hindurch als veraltet galt, ist von neuem wieder zu einem unerläßlichen Hausrath geworden! Die Folge davon ist, daß auch für Dessert-Confect reizende kleine Luxus-Geräthe sich einbürgern, die das Berühren des Confectes mit der Hand unnöthig machen. Die zierliche Zange, wie die zweizinkige Gabel sind aus oxydirtem Silber hergestellt; der Stiel der letzteren, eine gedrehte Säule, dient dem Berliner Wappenbären als Träger. Fein ciselirte menschliche Figuren, auf Delphinen stehend, bilden die Arme der Zangen, diese selbst erscheinen als vergoldete Vogelkrallen. Auf der zum Zusammendrücken nothwendigen Spirale thront ein allerliebster kleiner, geflügelter Amor. Ich brachte mir diese Geräthe aus Berlin mit; die Confect-Gabel ersetzt jetzt die in den letzten Jahren zum Ueberdruß ausgenützten „Erinnerungs-Löffelchen", die man aus verschiedenen Städten heimbrachte, und von denen jedes die Wappenfigur der betreffenden Stadt trug. A. L.

Löffel zur Theebereitung. — Unter den mannigfachen Geräthen zur Theebereitung habe ich bisher immer eins vermißt, um in möglichst einfacher und schneller Weise ein ganz kleines Quantum Thee herzustellen. Jetzt wird solch ein niedliches Ding in den Handel gebracht, das Theelöffel und Thee-Ei derart vereinigt, daß ein durchlöcherter Nickel-Löffel durch einen gewölbten, gleichfalls durchlöcherten Deckel geschlossen wird. Nachdem der Thee in den Behälter geschüttet wurde, hat man nur nöthig, diesen in ein Glas mit heißem Wasser zu stecken und, nachdem die Theeblätter genügend ausgezogen, an dem Stiel herauszuheben. Für ein mäßig großes Glas genügt es, den Löffel ungefähr bis zur Hälfte mit Thee zu füllen. E. C.

Petroleum-Kanne mit Verbrauchs-Anzeiger. — Den noch vorhandenen Inhalt der bisher gebräuchlichen Petroleum-Kanne festzustellen, war eine ziemlich schwierige Sache, die sich nur nach Schätzung der größeren oder geringeren Schwere des Gefäßes ausführen ließ. An einer neuen Kanne befindet sich eine mit dem Innenraume zusammenhängende Glasröhre, neben welcher die in $^1/_{10}$ l eingetheilte Scala genau den Inhalt anzeigt, da das Petroleum in der Röhre natürlich ebenso hoch, wie in der Kanne steht. Ich kann sagen, daß ich diese Neuerung als ungemein praktisch befunden habe. R. L.

Petroleum-Wäsche. — Sehr dankbar wäre ich für die Mittheilung von Erfahrungen bei der Petroleum-Wäsche, und wie man am besten dabei zu verfahren hat. Bei einem Versuche, den ich anstellte, wurde die Wäsche braun.

Abonnentin im Weißenburger Comitat.

Küche.

Ananas-Punsch (warm). — Man vermischt 3 Flaschen Rheinwein, nachdem man sie bis zum Kochen erhitzte, mit einem Weinglas voll Arak, 375 gr klein geschlagenem Zucker, dem Saft von 3 Citronen und $^1/_2$ l starkem, aus 15 gr bereitetem Thee. Diese Mischung gießt man in eine Bowle, in welche man Tags vorher einige stark gezuckerte Ananas-Scheiben eingelegt, die man mit einem Glas Madeira übergossen hatte. A. H.

Amerikanischer Gold- und Silberkuchen (Gold- and Silver-Cake). — Zu dem Goldkuchen nehme man 500 gr Mehl, 500 gr Zucker, die abgeriebene Schale einer

Petroleum-Kanne mit Verbrauchs-Anzeiger.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Orange, den Saft von 2 Citronen und 10 gut verklopfte Eidotter; sodann rühre man Butter und Zucker zu Schaum, gebe die Eidotter dazu und schlage die Mischung fünf Minuten lang recht kräftig. Nun thue man das Mehl daran und zuletzt den Citronensaft, den man, nachdem die Orange-Schale darin ausgezogen, durch ein Mull-Läppchen gedrückt hat. Man backt den Kuchen in einer länglich-viereckigen Form bei Mittelhitze und giebt nachher eine Glasur darüber. — Zu dem Silberkuchen nimmt man 375 gr Mehl, 500 gr Zucker, 250 gr Butter, sowie die zu sehr festem Schnee geschlagenen 10 Eiweiße und bereitet ihn wie den Goldkuchen, nur daß statt der Eidotter die Eiweiße hineinkommen und zuletzt ein großer Theelöffel voll bitterer Mandel-Essenz dazu gethan wird. — Für die Glasur verrühre man zwei Eiweiß mit 250 gr auf's feinste gesiebtem Zucker und etwas Citronensaft eine Viertelstunde lang. — Beim Serviren werden die Kuchen aufgeschnitten und abwechselnd in einer Kuchenschale geordnet. L. v. Pr.

Bonbons-Radieschen.

Geselligkeit.

Ein gesellschaftlicher Verstoß. — Kürzlich bemerkte ich bei einem Souper von Seiten der Hausfrau einen Verstoß gegen den guten Ton, der mich umsomehr überraschte, als die Dame sonst streng auf gesellschaftliche Formen hält. Sie goß nämlich ihrem Tischnachbar Wein ein. That sie dies nun aus dem an sich sehr löblichen Bestreben, als Hausfrau ihren Gästen den Eindruck zu schaffen, daß ihnen alles Gebotene reichlich zur Verfügung stehe, oder konnte sie sich nicht genug thun, den Vorgesetzten ihres Mannes zu ehren, gleichviel, es war eben ein Verstoß gegen die Regel, nach der eine Dame in officieller Gesellschaft niemals Wein einschenken darf. Als Hausfrau kann sie, leicht auf die Flaschen deutend, höchstens ein einmaliges „bitte sich zu bedienen", oder „zu versorgen" zu ihrem Tischherrn aussprechen, obwohl jeder einigermaßen gesellschaftlich gewandte Herr weiß, daß der Wein zu seiner Verfügung steht, und daß es umgekehrt seine Pflicht ist, die Damen damit zu versorgen. Hat die Hausfrau einen sehr schüchternen, ungewandten Tischnachbar, so kann sie nach jener Aufforderung allenfalls noch den Hausherrn verständigen, daß dieser zum Sich-einschenken auffordere. Wenn der Herr der Dame eingegossen hat, so sagt diese „danke", gleichviel, ob sie Hausfrau oder Gast ist. Vergißt der Herr nachzugießen, so darf die Dame dazu auffordern — je nachdem: mit einem scherzhaften Wort, oder einem ruhigen „bitte", indem sie ihr Glas leicht berührt, oder ein wenig vorrückt. Hat die Dame keinen Tischnachbar, oder kein vis-à-vis, so ist es die Aufgabe des servirenden Dieners, sie zu versorgen.

Bonbons-Radieschen. — Gleichzeitig als reizender Christbaumschmuck, wie als originelles Dessert kann das kleine Radieschenbund dienen. Die Ausführung, die man in ein paar Minuten bewerkstelligen kann, ist so naturgetreu, daß man im ersten Augenblick kaum die Imitation gewahr wird. Ein Praliné oder ein runder Bonbon wird in ein dreieckiges Stück hochrothen Seidenpapieres so eingeschlagen, daß der süße Kern die Knolle, die Spitze des Papieres aber den wurzelartigen Ausläufer bildet. Dann schneidet man frischgrünes Seidenpapier nach den Formen der Blätter aus, knifft es der Länge nach zusammen und markirt mit einer Stricknadel die Adern. Fünf Radieschen und eine entsprechende Menge Kraut werden zu einem Bündel vereinigt und entweder mit einem Faden an dem Weihnachtsbaum befestigt oder unter anderem Confect auf der Dessert-Schale geordnet. G. B.

Kindererziehung.

Unsere Kinder.

Ich liebe, was fein ist,
Wenn's auch nicht mein ist;
Wenn's mein nicht werden kann,
Hab' ich doch Freude d'ran!

Niedliche Verse! — bedeutsam in ihrem Inhalte und leicht dem kindlichen Gedächtniß sich einprägend, ohne darum als unverstandener Ballast in dem kleinen Hirn zu liegen, wie etwa jene Strophe vom reinen Gewissen, das nach dem „Kinderfreund" seligen Andenkens das beste Ruhekissen ist, oder wie eines jener sogenannten Kindergebete mit Versen: „Leg' mich sanft in Gottes Hut". Derartiges ist unverständlich, selbst dem zum Nachdenken erweckten Kinde, das aller Erklärung ungeachtet das Gewissen nicht mit dem Ruhekissen in Einklang zu bringen weiß und bei der „Hut" Gottes unbedingt eine Kopfbedeckung im Auge hat. Kinderlieder, die nicht nur als gefälliger Klingklang dem Ohre schmeicheln und schnell behalten werden, sondern auch

Schlittschuh „Kondor".

leicht faßlich sind und ihres Inhaltes wegen eine Bedeutung besitzen, sind leider selten, und es hat für den Pädagogen von Gemüth etwas Mitleid-Erregendes, rosige Kinderlippen Verse sprechen zu hören, bei deren Klang die lieben Augen ausdruckslos ins Leere starren, weil der Inhalt des Gedichtchens weit über den kindlichen Gesichtskreis hinaus reicht. Die oben angeführten Verse sind aber in ihrer herzigen Schlichtheit für die sinnige Mutter weit mehr als nur ein faßbares Kinderlied; sie bieten, wie wenig andere, Gelegenheit, dem Candidaten des Lebens etwas von dem ins kleine Herz zu pflanzen, das, unablässig bewacht und gepflegt, ihn einst zum Lebenskünstler heranbilden kann. Denn unstreitig ist nur Der der echte Lebenskünstler, der die Trauben am Rebenstock des Nachbars mit der Freude des Besitzers reifen sieht und von Herzen und mit Behagen singt: „Wenn's mein nicht werden kann, hab' ich doch Freude d'ran!"

Ein vierjähriger Knabe blieb beim Spaziergange vor dem Gitterthore eines Parkes stehen, um einen prächtigen Pfauhahn zu betrachten. „Den will ich haben!" rief er, begehrlichen Sinnes. „Närrchen," versetzte die Mutter, „Du hast ihn ja, d. h. Du darfst ihn sehen und Dich über ihn freuen. Der Herr, dem der schöne Vogel gehört, hat auch nicht mehr von ihm als Du, denn in's Bettchen nehmen läßt sich der Pfau nicht." Der zärtliche Kleine pflegte nämlich seine Spielsachen beim Schlafengehen nicht von sich zu lassen, nahm vielmehr eins und das andere mit sich ins Bett, bis sorgende Mutterhand die oft viel zu großen und schweren Gegenstände entfernte. Ein paar Tage bat das Kind, den Pfau besuchen zu dürfen, und man wählte deßhalb immer denselben Spaziergang. Einmal war das farbenprächtige Thier nicht zu erblicken. „O, ich will ihn haben!" jammerte das Kind. „Und ich will auch den Garten haben und das Haus und alles! Dann darf ich ihn suchen." „Das würde Dir wenig nützen, mein Liebling," tröstete die Mutter. „Wenn der Pfau nicht im Park herumspaziert, ist er jedenfalls krank. Dann liegt er auf Stroh in seinem Ställchen, und niemand darf ihn stören, auch der nicht, dem er gehört. Du weißt doch, wenn Du krank bist — — —" u. s. w. Das Kind war beruhigt und abgelenkt.

Kluge Mutter, die bei Zeiten anfing, dem begehrlichen, jungen Geiste begreiflich zu machen, daß wir nicht alles besitzen können, was uns reizt, daß aber trotzdem die Freude an allem von uns empfunden und genährt werden darf.

Jedes Schaufenster, das Spiel- und Naschwaren zeigt, jedes Beisammensein mit anderen Kindern bringen der Gelegenheiten viele, um Freude am Besitzthum anderer dem Kinde nahe zu führen, und glücklich der kleine Erdenwaller, der es nicht nur nachspricht, sondern in Miene und Gebärden eine Illustration der Strophe verkörpert: „Wenn's mein nicht werden kann, hab' ich doch Freude d'ran!"

Margarethe Henke.

Gemüse- und Zimmergärtnerei.

Das Lichtbedürfniß der Zimmerpflanzen. — Wer Pflanzen im Zimmer mit Erfolg cultiviren will, darf an seinen Fenstern keine schweren Vorhänge anbringen; ebensowenig darf das Fenster vollständig mit einer Gaze-Gardine moderner Art verhängt werden, denn das den Pflanzen durch solche Vorhänge zukommende Licht genügt für eine gesunde Entwicklung derselben durchaus nicht. Dieses Lichtbedürfniß der Zimmerpflanzen, das man wohl zu unterscheiden hat von dem Sonnenbedürfniß, ist ein ganz bestimmtes, ohne welches ein Gedeihen nicht gut möglich ist. Es giebt wohl Pflanzen, die ganz ohne Licht üppig vegetiren, wie verschiedene Pilzarten, doch die Zahl dieser genügsamen Gewächse ist sehr gering. Selbst solche Pflanzen, die im sogenannten Dunkel des Urwaldes wachsen, wie Palmen, Farn ꝛc., verlangen immer noch ziemlich viel, wenn auch mildes Licht, wie es der dichte Wald der Tropen giebt.

Babys Visiten-Karte.

Bei den meisten Pflanzen ist dieses Lichtbedürfniß so groß, daß davon das Blühen überhaupt abhängt. Selbst wenn die Pflanze die ihr gebührende Wärme und Feuchtigkeit erhält, bleibt dieser Erfahrungssatz bestehen, und der Gärtner wird den Unterschied des Blühens kennen, wenn er die Pflanze in seinem Treibhause weit ab vom Licht, d. h. von der Glaswand, oder derselben nahe stehen gehabt hat. In der Zimmergärtnerei liegen die Verhältnisse genau ebenso. Als allgemeine Regel halte man folgenden Satz fest: „Je feiner das Blatt, desto größer das Lichtbedürfniß, je derber, desto geringer." Weiche, dicke Blätter stehen in dieser Beziehung den feinen gleich. Dabei vergesse man nicht, daß das dem Zimmer durch ein Fenster zukommende Licht im allgemeinen nur ein mäßiges ist und nicht als volles bezeichnet werden kann.

Einzelne Palmen mit derben Blättern, die Rüssellilie, das Palmengras u. a. m., sind wohl im Winter mit einem vom Fenster etwas entfernteren Platze zufrieden; in den Sommermonaten jedoch wollen sie hell stehen; sie würden sehr bald eingehen, wenn man nicht diese Veränderung ihres Standortes vornehmen wollte. In der Stufenleiter des Lichtbedürfnisses stehen den verschiedenen Pilzarten, welche gar keines Lichtes bedürfen, die Cacteen gegenüber, die nicht allein das hellste Licht verlangen, sondern zum Blühen auch der stärksten Sonnenstrahlen bedürfen H. Th.

Wilde Reben. — Lassen sich die Zweige der jetzt zu schneidenden wilden Reben zur Vermehrung verwenden?

M. A. in Aarau.

Dracäna (XXI, 263). — Da die Dracänen im Winter fast vollständig ruhen, so ist es nicht rathsam, sie jetzt zu versetzen. Lassen Sie Ihre Pflanze ruhig bis zum März in dem kleinen Topfe, und verpflanzen Sie dieselbe dann in eine Mischung von 2 Theilen Heide- oder Lauberde, einen Theil Mistbeeterde, ½ Theil Lehm und ebensoviel Sand. Wird der neue Topf nicht zu groß genommen und der Wurzelballen möglichst geschont, so wächst die Dracäne sicher weiter. E. H.

Weihnachtsrose (XXI, 275). — Die Weihnachtsrose, d. h. die klassische Art (Helleborus niger), ist eine vorzügliche Winterblüherin. Im Freien erscheinen die ersten Blumen bei mildem Wetter im December oder Januar, der Hauptflor entwickelt sich dann in den Monaten Februar und März. Im Zimmer blüht die Pflanze während der kalten Jahreszeit unausgesetzt, wenn sie in kühlem Raume gepflegt wird und bei frostfreiem Wetter einen Platz am geöffneten Fenster erhält. H.

Frau L. G., Budapest. — 1. Zur Vertilgung von Schildläusen haben wir wiederholt, zuletzt in der Nummer vom 11. November, Anleitung gegeben. — 2. Ueber die Behandlung der Azaleen finden Sie Auskunft in der Nummer vom 1. März 94. — 3. Die Temperatur von 5—7 Grad R. schadet einem Rhododendron nicht. Steht die Pflanze im Topfe, so ist es allerdings besser, Sie halten sie frostfrei, aber nicht warm. H.

Hausthiere.

Ueber Hühnerzucht. — Einem größeren Theile meiner Mitleserinnen, namentlich denjenigen, die in kleinen Orten oder auf dem Lande wohnen, und denen dann fast immer ein größerer oder kleinerer Hof zur Verfügung steht, wird es vielleicht von Interesse sein, etwas über das Halten von Hühnern zu hören. Manche hat sicherlich den Wunsch, sich einen kleinen Hühnerhof anzulegen, scheut aber die Kosten, die sie sich übergroß vorstellt. Viele behaupten, daß Hühner nichts einbringen, und daß die Eier, die dieselben legen, theurer zu stehen kommen als vom Markt gekaufte. Dem muß ich jedoch entschieden widersprechen.

Es giebt kein Hausthier, welches die geringe Mühe und Pflege besser lohnt als das Huhn, sei es, daß man es der Eier wegen hält oder des Fleisches wegen züchtet. Beides würde bei rationellem Betriebe für manche Hausfrau einen ganz hübschen Nebenverdienst abwerfen, da Nachfrage nach wirklich frischen Eiern und gemästeten Hühnern immer vorhanden ist. Für diese beiden Handelsartikel gehen jährlich viele Millionen Mark in das Ausland; nach Italien, Oesterreich-Ungarn und Dänemark für Eier, nach Frankreich und Belgien für Fleischhühner.

Die Kosten für die Hühnerzucht selbst sind nicht bedeutend. Wo kein gemauerter Stall vorhanden ist, baut man sich einen solchen von Holz, wozu man alte Kisten sehr gut verwenden kann. Für 6 bis 8 Hühner und einen Hahn kommen, je nach der Rasse, ca. 25 bis 30 Mark in Anrechnung. Dieses kleine Kapital verzinst sich im Jahre ungefähr folgendermaßen: Ein Huhn legt im Jahre, — ich nehme immer nur die niedrigsten Ziffern an, — 120 Eier (8 Mandeln à 1 Mark), bringt also 8 Mark im Jahre. An Futter gebraucht es, wenn es keinen freien Auslauf hat, für den Monat gerechnet, ca. 40 Pfge., und zwar nur an Gerste ꝛc. Bei freiem Auslauf auf Hof und Feld etwa die Hälfte.

Außerdem verzehren Hühner alle Küchenabfälle, mit Ausnahme von sauren Sachen, die man ihnen nicht geben darf; etwas Grünfutter ist auf dem Lande überall umsonst zu haben. Jedes Huhn bringt also im Jahre einen Reinverdienst von 3 Mark 20 Pfge. Sechs Hühner also 19 Mark 20 Pfge., verzinsen also das Kapital um etwa 100 Prozent.

Bei Anschaffung von Hühnern kommt es nun darauf an, ob man viele, aber kleine Eier im Jahre haben will, oder wenige und große. Für erstere sind „Italiener" zu empfehlen, die bis 150 Stück im Gewicht von etwa 50 gr im Jahre legen, für letztere „Minorka", die wohl nur 120 bis 130 Eier legen, jedes aber mit einem Durchschnitts-Gewicht von 75 gr. Ferner ist bei Anschaffung darauf zu achten, daß man z. B. „Italiener" nicht direkt importirt bezieht, weil sie dann unserem rauhen norddeutschen Klima fast immer zum Opfer fallen; diese Hühner ziehen sich nämlich sehr leicht Erkältungen zu, die fast immer mit Diphtheritis enden. Will man „Italiener" haben, so schaffe man sich nur in unserem Klima gezogene an. „Minorka" sind von Züchtern in Deutschland zu haben und an unser Wetter gewöhnt, nur achte man im Winter darauf, daß die großen Kämme dieser Vögel nicht erfrieren. Als Fleischhühner sind diese beiden Arten nicht gut zu empfehlen. Will jemand im Frühjahr junge Hühner für die Tafel mästen, so beziehe er Bruteier von französischen Rassen, z. B. „Houdans", „Lasflèches" oder „Crève-coeurs", doch müssen diese Hühner vor Zugluft, Regen und kaltem Wetter sehr in Acht genommen werden. Durchaus zu empfehlen sind auch die „Brahma-Hühner", die große, schmackhafte Eier legen und zudem prächtige Fleischhühner geben; in einem warmen Stall bei gutem Futter und erwärmtem Trinkwasser legen sie auch im Winter fleißig.

Nach 3 bis 4 Monaten beginnt bei jungen Hühnchen die Mästung, die nur 14 Tage Zeit in Anspruch nimmt, da längeres Mästen die Thiere eher zurück als vorwärts bringt. Ein solch gemästetes Hühnchen wird im Durchschnitt mit 2 Mark 50 Pf. bis 3 Mark bezahlt. E. E. in Groß-Lichterfelde.

Allgemeines.

Schlittschuh „Kondor". — Jeder Winter beschert uns eine ganze Anzahl neuer Schlittschuh-Systeme, die meist als Variationen schon vorhandener anzusehen sind. Eine einzelne, allgemein als die beste gültige Form läßt sich nicht anführen, da die persönliche Bequemlichkeit maßgebend ist. Ich selbst verspreche mir viel von einem neuen Schlittschuh „Kondor", der ohne Riemen an Sohle und Absatz durchaus fest haftet. Die dort schließenden, der Länge nach durch einen flachen Eisenstab verbundenen Klammern lassen sich mühelos mit dem beigegebenen Schlüssel zusammen oder aus einander rücken. Ein Lockerwerden des Schlittschuhes während des Laufens ist ausgeschlossen, doch empfiehlt es sich, zur sicheren Befestigung sowohl als zur Schonung des Schuhes sehr dicke Sohlen zu wählen. E. A.

Babys Visiten-Karte. — Der Ausspruch, daß unsere Kinder kaum mehr eine Zeit haben, in welcher sie wirklich Kinder sind, wird mit einem gewissen Humor illustrirt durch eine neue Form der Anzeige, mit der der eben geborene Weltbürger sich selbst dem Bekanntenkreise anmeldet. Buchstäblich giebt er selbst „seine Karte" ab, die in winzigem Format der größeren der Eltern mit einem farbigen Seidenschleifchen angeheftet erscheint. Die größere Karte trägt einfach die Namen der Eltern, die kleine den des Sprößlings! K. H.

Gesundheits- und Körperpflege.

Hagar. — Ob durch bezahlte Zeitungsanzeigen, wofür die Redactionen bekanntlich keine Verantwortung übernehmen, angepriesene Geheimmittel, besonders Schönheitsmittel, gesundheitsschädliche Stoffe enthalten, kann man natürlich nur beurtheilen, wenn man ihre geheim gehaltene, und in der Regel häufig veränderte Zusammensetzung kennt. Daß durch innere Mittel keine schöne Gestalt, und noch dazu in zwei Monaten, erzielt werden kann, ist unzweifelhaft; man muß sich nur über die immer wieder Vertrauensseligen wundern. Dr. D.

E. L. in Kbg. — Kopfausschläge können wir nicht brieflich behandeln. Weichen Sie die Krusten mit Olivenöl unter undurchlässiger Hülle ab und zeigen Sie die kranken Stellen möglichst bald einem Arzte. Dr. D.

Abonnentinnen in Wien und Frankfurt a/M. — Ein sicheres Mittel gegen Warzen, wenn ihrer nicht viele sind, ist das Messer, um so besser, da es rasch wirkt, was die Aetzmittel (Höllenstein, Chromsäure ꝛc.) nicht thun. Bei sehr vielen Warzen empfiehlt sich eine Arsenik-Cur, natürlich unter ärztlicher Leitung, wodurch sie ohne örtliche Mittel zum Schwinden gebracht werden. Wasserstoff-Hyperoxyd erhalten Sie in der Droguen-Handlung von Ernst Heuser, Berlin W, Potsdamerstr. 107. Dr. G. K.

Bezugsquellen.

Gemalter Wandschirm: M. von Olfers, W, Margarethenstr. 7.
Schwarzwälder Fayencen: Kunstanstalt von Schmidt-Pecht, Konstanz.
Confect-Gabel und -Zange: E. Kaiser, W. Leipzigerstr. 124 und H. Hirschwald, Hohenzollern-Kaufhaus, W. Leipzigerstr. 117/118.
Löffel zur Theebereitung: C. F. W. Lademann Söhne, C, Wallstr. 84/85.
Schlittschuh „Kondor": Alex. Bernstein, S, Fürstenstr. 14 II.
Petroleum-Kanne: Karl Hirsch u. Co., W, Leipzigerstr. 115/116.

Für den Druck bestimmte Manuscripte müssen stets deutlich auf nur einer Seite des Papiers geschrieben sein. Unverwendbares kann nicht zurückgesandt werden; ebensowenig vermag die Redaction die Gründe der Ablehnung auseinanderzusetzen.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamerstraße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltungs-Beilage

15. Januar 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 2.

Nachdruck verboten.

Eine brillante Idee.

Novelle von G. von Sarasin.

(Fortsetzung.)

In dieser Conditorei saß Rudi auch eines regnerischen Nachmittags und blickte gelangweilt auf den kleinen Platz, an dem das Berchtesgadener Café gelegen ist, als eine Gruppe, die über die Straße auf das Haus zukam, seine Aufmerksamkeit fesselte. Es waren ein älteres Ehepaar und ein junges Mädchen. Die Gestalten kamen ihm bekannt vor; die Gesichter vermochte er, der vorgehaltenen Regenschirme wegen, nicht zu erkennen.

Das reisende Kleeblatt trat unter das Zeltdach; drei Schirme schlossen sich gleichzeitig, und Doctor Schmidt's staunende Augen erkannten — die Familie Kaufmann!

Ueberrascht fuhr er in die Höhe. Krach! Sein Melange-Glas fiel um und ging auf dem Marmortisch klirrend in Scherben.

„Herrjeh!" scholl's erschrocken von drüben. Toni wandte sich um, erkannte den Schöpfer ihrer Bildung auf der Stelle und lachte ihm vergnügt zu. „Herr Doctor Schmidt," rief sie, „sieh 'mal, Mamachen, der Herr Doctor!"

Auch die Eltern kehrten sich jetzt zu ihm; er trat näher, und es fand eine herzliche Begrüßung statt.

Man suchte nach einem Tische, forderte dann den Doctor auf, mit Platz zu nehmen, — und bald kam eine lebhafte Unterhaltung in Gang.

Kaufmanns waren erst gestern eingetroffen, hatten im Hôtel Bellevue Wohnung genommen und beabsichtigten, längere Zeit zu bleiben.

„Wir haben hier ein Rendezvous," setzte Herr Kaufmann lustig blinzelnd hinzu.

Toni stand kurz darauf auf und ging in den Laden, um Kuchen für die ganze Gesellschaft auszusuchen, und während ihrer Abwesenheit beugte sich die rundliche Mama vertraulich über den Tisch: „Es ist mir recht lieb, Herr Doctor, daß wir Sie hier treffen; Toni hat schon viel geklagt, daß die acht Tage, bis Herr von Domnitz ankommt, so sehr langweilig sein werden."

„Ach so?" antwortete Rudi merklich abgekühlt, „das ist das geheimnißvolle Rendezvous?"

„Na, selbstverständlich!" antwortete Vater Kaufmann vergnügt. „Die Kinder sollen sich doch 'mal wiedersehen. Sie wissen ja gar nicht mehr, ob sie einander noch gefallen. Lothar ist seit dem April vom Militär frei und besucht augenblicklich die Universität in Heidelberg; aber in den Ferien will er auf vier Wochen hierherkommen."

„Lothar, was für ein affectirter Name!" dachte der Doctor bei sich.

„Uebrigens," fuhr Herr Kaufmann zu seiner Frau gewendet fort, „Du kannst ja noch gar nicht wissen, ob der Herr Doctor so viel Zeit für uns übrig hat. — Sie sind doch jedenfalls mit Ihrem Fräulein Schwester hier, Herr Doctor?"

„Ja," platzte Rudi heraus; aber er verbesserte sich sofort: „Ich hoffe, daß meine Schwester herkommen wird."

„Also dann sind Sie vorläufig auch verlassen," sagte Toni, die mit einem großen Teller voll Kuchen zurückgekommen war; „da wollen wir uns gegenseitig trösten und ein paar schöne Partien machen, bis Lottchen kommt."

„Aber Toni!" rief die Mama vorwurfsvoll.

„Ich wollte sagen, bis Lothar kommt," lachte Toni und zog die zweite Silbe endlos lang, „Lothaaar, der Schöne!"

Von diesem Tage an war Doctor Schmidt nicht mehr in Verlegenheit, wie er seine Zeit verbringen sollte. Im Gegentheil, er mußte sich tapfer anstrengen, wenn er alle die Unternehmungen, die Fräulein Kaufmann ins Werk setzte, mitmachen und trotzdem zu den Mahlzeiten und zum Schlafen die ferne „Antonienhöhe" erreichen wollte.

Der Oberst fragte in der ersten Zeit öfter mit vorwurfsvollem Blicke, wo denn der Doctor jetzt eigentlich immer stecke; als er aber einsah, daß ihm sein Auditorium endgültig untreu geworden war, suchte er sich einen anderen Zuhörer.

Mit Clara führte der Doctor eine ziemlich regelmäßige Correspondenz. Einen Abend schob er ein Briefchen unter ihre Thür; am nächsten fand er auf seiner Schwelle die Antwort.

Seine Briefe bestanden in der ersten Zeit hauptsächlich aus Lamentationen und schlossen meistens mit der Bitte, doch bald abreisen und an einem dritten Ort in lieber, gewohnter Gemeinsamkeit leben zu wollen. Clärchens Briefe waren immer erneute Freudenergüsse.

Sie unterhielt sich großartig, und der heimliche Verkehr mit ihrem Bruder gab der Sache noch einen angenehmen pikanten Reiz; — hatte sie doch bisher ein jeglichen Abenteuers bares Leben geführt und erlebte nun all die süßen Sorgen eines geheimen Einverständnisses zum ersten Mal.

Sie hatte ein unermeßliches Vergnügen daran, ihrem Bruder heimlich zuzublinzeln, ihm im Vorbeigehen flüchtig die Hand zu drücken, Bemerkungen in das Gespräch zu flechten, die nur ihm verständlich sein konnten, kurzum, all die kleinen Ränke und Listen auszuspielen, in deren Erfindung sonst nur Liebespaare excelliren.

Ihre Begriffe fingen sogar allmälig an, sich romantisch zu verwirren: sie bekam eine Empfindung, als ob in ihren geheimen Beziehungen zu Rudi so etwas wie ein großes Unrecht läge, als ob sie der ganzen Welt kühn Trotz biete und über alle Hindernisse hinweg muthig ihrem Herzen folge.

Der Ton ihrer Briefe paßte sich dieser Stimmung an und wurde demgemäß schwungvoller. Die Ermahnungen zur Sparsamkeit, die zu Anfang noch einen großen Raum eingenommen hatten, — eines der ersten Billet-doux hatte zum Beispiel folgendes Postscript gezeigt: „Du hast übrigens heute Mittag nur eine Scheibe Roastbeef genommen, willst Du den Leuten die Pension schenken?", — diese praktischen Erwägungen wurden seltener und seltener, und seitdem Rudi in Kaufmann's Gesellschaft fast jeden Tag stundenweite Ausflüge unternahm, mischte sich sogar hier und da ein leises, eifersüchtiges Grollen ein.

Dafür hatte der Doctor nur ein ironisches Lächeln und den sophistischen Trost: „Ich habe den Versteckspiel-Gedanken nicht gehabt, ich habe sogar ernstlich und wiederholt abgerathen; es thut der gescheidten Clara ganz gut, wenn sie einmal einsieht, daß ihre brillanten Ideen nicht nur für mich bittere Folgen haben können."

Eines Tages ließ es sich übrigens doch so an, als ob den Geschwistern eine Entdeckung ihres Geheimnisses und eine gelinde Blamage nicht erspart werden sollte.

Einem neuen Gast, einer durchreisenden Russin, wurden in feierlicher Weise die Bewohner des Hauses vorgestellt.

Nun hatte ein tückischer Zufall gerade in diesem Augenblick Rudi neben Clara postirt, so daß Frau Kloiber „Herr Doctor Schmidt — Fräulein Schmidt" unmittelbar nach einander aufzählte.

Die russische Dame, die mit vieler Würde die kleine Ceremonie über sich ergehen ließ, nickte gemessen und radbrechte: „Geschwister jedenfalls."

Clara vermeinte vor Schreck in den Boden sinken zu sollen, und auch Rudi befand sich in nicht geringer Verlegenheit.

Die sämmtlichen Mitglieder der Tafelrunde aber lächelten sich überlegen zu. Um aus der Gemeinsamkeit des Namens Schmidt eine Verwandtschaft abzuleiten, dazu mußte man wahrlich von der asiatischen Grenze her verschlagen sein!

Die unschuldsvolle Frau Kloiber erwiderte höflich unbefangen: „Nein, die Herrschaften sind einander ganz fremd; Schmidt ist nur ein in Deutschland sehr verbreiteter Name."

Die Russin schien diese Aufklärung ziemlich ungnädig aufzunehmen, sie wandte sich ungeduldig ab: „Sie sehen sich ja doch ganz ähnlich."

Das war aber den übrigen zu viel. Alle brachen in ein herzliches Gelächter über diese sonderbare Behauptung aus, und als die Fremde indignirt aus dem Saale gerauscht war, kam jeder einzelne mit einer kleinen Neckerei auf Clärchen zu. Der Oberst meinte vergnügt: „Aber roth hätten Sie darüber nicht zu werden brauchen, es wäre doch am Ende keine Schande."

Seit dem Tage war das Zusammensein mit seiner Schwester ganz und gar zur Qual für Rudi geworden, und er versuchte, es zu vermeiden.

Unbeirrt stieg er täglich nach Berchtesgaden hinunter und widmete sich treulich dem Ritterdienste der beiden Damen Kaufmann.

Der Papa hatte nämlich gleich beim ersten gemeinsamen Spaziergange das Malheur gehabt, sich den Fuß ein wenig zu verstauchen, und wenn auch der Fall mit einer leichten Bandage geheilt werden konnte, so mußte sich der Patient doch von jeder größeren Wanderung ausschließen.

Man durchstreifte also selbdritt die Pfade in und um Berchtesgaden, und da Toni es für „zu dumm" erklärte, ein und denselben Weg zweimal zu machen, so dehnten sich die Spaziergänge immer weiter, in weniger unbegangene Reviere aus.

Königssee, Hintersee, Ramsau waren bald erledigt; so wurden denn mit Hülfe einer Generalstabskarte jetzt die entlegeneren Seitenthäler durchwandert.

Toni, deren bedauerliche Unsicherheit in theoretischer Geographie in Doctor Schmidt's Erinnerung noch nicht verblaßt war, schien in der praktischen allen überlegen. Sie entwickelte einen unglaublichen Scharfsinn im Aufsuchen neuer Aussichtspunkte, in kecken Uebergängen, die in kurzer Zeit in fast vollkommen unpassirbare Gründe führten. Sie kannte jeden Berg und jede Quelle bei Namen, konnte jeden Vogelpfiff erkennen, wußte genau, wo die hübschesten Blumen zu finden waren und wie sie hießen; kurzum, wenn Rudi neben ihr hinschritt und sie unausgesetzt lustig und klug schwatzen und erzählen hörte, dann konnte er es oft gar nicht glauben, daß dies dasselbe Mädchen sei, das noch vor wenigen Wochen auf der Schulbank gesessen und ihn mit hülseflehenden, thränenvollen Augen angeblickt hatte, sobald er nur die einfachste Frage an sie richtete.

Sie schien diesen Gedanken zu errathen, denn eines Tages, — sie saßen behaglich vor der Sennhütte einer hoch über dem Königssee gelegenen Alm, — sagte sie plötzlich: „Ja, ja, Herr Doctor, wenn Sie mich dort nur noch ein halbes Jahr in Ihrer schrecklichen Schule behalten hätten, dann wäre ich ganz und gar verdummt! — Ich fing wahrhaftig schon an, zu glauben, daß der himmlische, große See da unten ein kleines, blaues Fleckchen zwischen lauter braunem Gekritzel sei, und daß man den Atlas von Sydow aufschlagen und die Karte: Bayrische Hochalpen suchen müsse, wenn man den Königssee sehen wolle. Ich werde große Mühe haben, ehe ich all' diese Büchervorstellungen wieder verlernt haben werde."

Dem Doctor fiel nicht gleich eine Antwort ein.

Er hatte bis jetzt manchmal mit Bedauern daran gedacht, daß „seine letzte" nach den Ferien nicht mehr zu den hoffnungsgrün gestrichenen Bänken der Schulklasse zurückkehren sollte, daß er nach diesen hellen Sommerwochen wohl nie wieder mit Toni Kaufmann zusammentreffen würde. Heute zum ersten Male kam ihm der leise Gedanke, daß es auch am Ende besser so sei. Da brauchte er jetzt doch nicht seine Pädagogen-Würde zu sammeln, um ihre Auflehnung gegen das Allerheiligste der „Höheren-Töchterschule" gebührend zu maßregeln.

Er schwieg und guckte träumerisch in den Abendhimmel.

Auch die beiden Damen waren verstummt, und nichts war hörbar als das leise Pfeifen des Windes um die alte Holzhütte und das blecherne Geläute der Kuhglocken von einem nahen Felsgrat herüber.

Da sagte die Mama plötzlich: „Morgen kommt Lothar."

Unwillkürlich fuhr der Doctor herum.

Toni aber blieb gleichmüthig sitzen; sie bemerkte nur langsam: „Das trifft sich recht dumm, morgen wollte ich gerade nach Salzburg fahren, und Lothar ist immer so faul."

„Aber Toni!" rief die Mama verweisend und fuhr gleich darauf fort: „Wir müssen wohl jetzt aufbrechen; es wird sonst zu dunkel, ehe wir nach Hause kommen, Papa könnte sich ängstigen."

Toni stand gehorsam auf.

„Eigentlich hätten wir noch ruhig bleiben können, — ich weiß einen ganz kurzen Weg, aber wenn Du meinst, können wir auch gehen."

Sie schritt langsam auf dem schmalen Pfade, der ins Thal führte, voraus.

Der Doctor und die Mama folgten.

Nach einer Viertelstunde gelangten sie an den Punkt, wo der kurze Weg, den Toni entdeckt hatte, abzweigte.

Frau Kaufmann blieb erschrocken stehen.

„Kind, das ist ja entsetzlich steil!"

Toni versicherte hoch und theuer, daß das nur ein ganz kleines Streckchen weit der Fall wäre; nachher sei der Weg gerade so gut wie der erste, und nur halb so weit.

Die Mama schüttelte zwar bedenklich das Haupt, aber sie folgte doch tapfer dem vorauswandernden Töchterchen.

Der Weg erwies sich allerdings als ganz erstaunlich kurz. Er führte direkt vom Gipfel in's Thal. Daß man trotzdem zum Abstieg doppelt so viel Zeit als zum Aufstieg brauchte, das war wahrlich nicht Toni's Schuld! Sie war den beiden anderen immer weit voraus und mußte sogar oft stehen bleiben, um wenigstens so lange zu warten, bis ihr die Gefährten nur wieder sichtbar wurden.

Dem Doctor dagegen wurde die Strecke zu einer harten Geduldsprobe.

Der behäbigen Mama Kaufmann hatte sich nämlich, als ihr allmälig klar wurde, daß der Weg durchaus nicht ebener, sondern immer steiler und holperiger wurde, eine tiefe Entmuthigung bemächtigt. Mit verzweifelten Klagen hing sie an Rudi's Arm und erklärte von Zeit zu Zeit, daß ihre Füße sie nicht weiter zu tragen vermöchten. Schließlich nahm sie verzweifelt auf einem Felsblock Platz und gab den festen Entschluß zu erkennen, lieber in dieser Wildniß dem Hunger und Durst zu erliegen, als noch ferner ihre armen Gliedmaßen zu riskiren.

Der Doctor, dem bisher der Gedanke an Lothar's Ankunft so überaus peinlich gewesen war, konnte sich des Wunsches nicht erwehren, daß dieser jetzt an seiner Stelle sein möchte.

„Am Ende aller Enden ist sie doch seine zukünftige Schwiegermutter; dies wäre also wohl seine Sache!"

Erst nach langen, beweglichen Reden ihres Begleiters stand Frau Kaufmann von ihrem grausamen Vorhaben ab und versetzte ihren sterblichen Theil wieder in schwankende Bewegung, — nur ihrem guten Manne zuliebe, wie sie halbweinend versicherte.

Endlich, endlich zeigte sich tief unten ein weißer Streifen, — die Chaussée. Und auf der Chaussée — klein und zierlich, wie ein Püppchen — Toni's hellgekleidete Gestalt.

Selbst aus dieser Entfernung vermochte man zu erkennen, daß sich die Führerin der Expedition in einiger Gemüthsbewegung befand. Sie lief unruhig hin und her, schwenkte mit dem Plaid, fuchtelte mit den Armen, winkte und schrie... Leider blieben ihre Bemühungen erfolglos, die Nachfolgenden konnten den Sinn ihres Thuns zunächst nicht verstehen. Erst als sie ihr bis auf einige hundert Schritt nahe waren, unterschieden sie den Ruf: „Schneller, — schneller!" Noch einmal raffte Frau Kaufmann ihre sinkenden Kräfte zusammen, abwärts ging es in ängstlichem Lauf, und als die Armen endlich athemlos, glühend, aufgelöst unten ankamen, da erging es ihnen ähnlich, wie dem Reiter über den Bodensee. Aus Toni's Munde mußten sie die Schreckenskunde vernehmen, daß sie seit einer Stunde, — in einer Holzrinne gewandert waren!

Ein Bäuerlein, das just des Weges gekommen war, als Toni aus dem gefahrvollen Waldweg hervortrat, hatte einen gelinden Schrecken gezeigt und dann gemeint: „San's froh, Fräulein, daß no a so auffakumma san, im Schlag oben wird g'arbeit't, und da thun's die Stämm' in einsfort hinunterwerfen."

Und Toni hatte nun in tausend Aengsten hier unten geharrt und immer gemeint, ein Riesenbaumstamm würde herniedergesaust kommen „oder gar einer von Euch beiden," setzte sie weinerlich hinzu.

Frau Kaufmann hätte infolge der übergroßen Anstrengung und des jähen Schreckens beinahe eine Ohnmacht befallen, und selbst der Doctor konnte ein nachträgliches Schaudern nicht verbergen.

Schweigsam und bedrückt trat man die Wanderung wieder an.

Als der Doctor vor dem Hôtel den Damen die Hand zum Abschiede reichte, fragte Toni kleinlaut: „Nun haben Sie wohl gar keine Lust mehr, mit uns spazieren zu gehen?"

Rudi erwiderte gemessen: „O gewiß! Aber da morgen Herr von Domnitz kommt, so haben Sie ja nun einen anderen Cavalier, und ich weiß nicht..."

„Unsinn," unterbrach ihn Toni eifrig, „wenn Lothar auch hier ist, wir machen ruhig unsere Partien weiter, und morgen müssen Sie mit nach Salzburg, darauf bestehe ich!"

Rudi blickte fragend auf Frau Kaufmann, aber die nickte ihm freundlich zu: „Natürlich, Herr Doctor; kommen Sie morgen auf jeden Fall! Mein Mann muß Ihnen auch danken, daß Sie so als getreuer Ritter bei mir ausgehalten haben."

„Also dann auf Wiedersehen!"

„Auf Wiedersehen, gnädige Frau! Gute Nacht, Fräulein Toni!"...

In tiefen Gedanken schritt Rudi der Antonienhöhe zu.

Er war noch ein gutes Stück entfernt, als er das Dröhnen des Tamtams, das zum Abendessen rief, vernahm. Aber er beschleunigte seine Schritte nicht. Er war verdrießlich und bedrückt und er empfand es schmerzlich, daß er sich nicht bei seiner besten Freundin, seiner guten Clara, Zerstreuung und Trost holen konnte.

Als er in den Speisesaal trat, war die Tafel schon aufgehoben; die ganze Hôtel-Gesellschaft stand im Begriffe, sich im Lesezimmer zu versammeln, allwo für den heutigen Abend eine besondere Unterhaltung geplant war.

Rudi hatte zwar verschiedentlich davon munkeln hören, er hatte aber der Angelegenheit, wie fast allen Vorkommnissen auf der Antonienhöhe, wenig Interesse geschenkt.

Auf die mitleidigen Herzen und diversen wohlgespickten Reisebörsen sollte heute ein großer Angriff unternommen werden; selbstverständlich zu einem höchst edlen Zweck.

Das alte Wort von den großen Wirkungen kleiner Ursachen hatte sich wieder einmal bewährt.

Auf einer einsamen Wanderung war nämlich das poetische ostpreußische Fräulein einem weinenden Bauernweibe begegnet und hatte auf ihre theilnehmenden Fragen erfahren, daß auch in einem idyllischen Alpendörfchen des Gerichtsvollziehers Schreckgestalt umwandle, und daß dem klagenden Weibe eine Kuh

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

jäh entrissen werden sollte. Das Fräulein war darauf unverzüglich von Mitleid und Thatendurst ergriffen worden und hatte eine musikalisch-declamatorische Abend-Unterhaltung arrangirt, aus deren Ertrag hoffte sie, ihrer unterdrückten Mitschwester den breitgestirnten Liebling erhalten zu können.

Mit ihr war das ganze Hôtel von einem Wohlthätigkeitsfieber befallen worden; es hatten sich so viele geschätzte Dilettanten zur Mitwirkung erboten, daß die ob solcher Opferfreudigkeit tiefgerührte Urheberin sich vor die bange Frage gestellt sah: wer nun schließlich noch als Publicum übrig bleiben solle?

Zuletzt war sie auf den sehr glücklichen Einfall gekommen, den Beitrag für Zuhörer auf eine Mark fünfzig, für ausübende Künstler dagegen auf drei Mark festzusetzen, und auf diese Weise war es ihr gelungen, das Gleichgewicht wieder einigermaßen herzustellen.

Der Doctor, der von Anfang an nur auf ein schlichtes Einlaß-Billet Anspruch gemacht hatte, war als ein Lauer von allen Vorbereitungen ausgeschlossen worden. Aber eben dadurch hatte er für das Ganze eine gar nicht zu ermessende Bedeutung gewonnen.

Als er nun gerade heute beim Beginne des Abendessens fehlte, und Minute auf Minute ohne ihn verrann, bemächtigte sich aller eine bängliche Spannung.

Man hatte bei geplanten Ueberraschungen immer wieder gesagt: „Was Doctor Schmidt nur dazu sagen wird?“ oder: „Da wird der Doctor Schmidt Augen machen!“ — und es wäre nun eine große Enttäuschung gewesen, wenn man ihn, den einzigen unbefangenen Zuschauer hätte entbehren müssen.

So wurde er denn bei seinem Eintritte von allen Seiten lebhaft begrüßt. Man gestattete ihm nicht, erst sein Abendbrod einzunehmen, — dazu war der künstlerische Thatendrang schon zu hoch gestiegen, — nein, im Lesesaal wurden ihm auf einem kleinen Tischchen eine Tasse Thee und ein paar Brödchen hingestellt, — und die Darbietungen des Abends nahmen ihren Anfang.

Wie es sich bei einer echten und rechten Wohlthätigkeits-Soirée gehört, wurde der Abend durch einen gereimten Prolog eröffnet.

Die liebenswürdige Ostpreußin hatte die Declamation übernommen und wurde ihrer Aufgabe brillant gerecht. Mit beweglicher Stimme rief sie das Mitleid der Zuhörer wach und besonders der Refrain:

„O, helfet, helfet der Armen!“

machte großen Eindruck.

Da das Fräulein das e konsequent wie a aussprach, also:

„O, halfet, halfet der Armen!“

rief, wurde sogar eine fast schauerliche Klangwirkung erzielt.

Doctor Schmidt hätte nicht der getreue Bruder sein müssen, der er war, wenn er nicht nach den ersten Strophen den Klang von Clärchens Dichterleier erkannt hätte. Clärchens Gedichte hatten eine Eigenart, die sich nicht leicht verkennen ließ. Ein boshafter Onkel hatte sie einmal die „Apostroph-Dichterin“ genannt, und in Wahrheit machte Clärchen von der segensreichen Einrichtung der Abkürzung ein wenig verschwenderisch Gebrauch. Doch wußte sie zu ihrer Vertheidigung anzuführen, daß nie das Uebermaß der auf sie einstürmenden Gedanken dieser kleinen Formfehler veranlasse; deßhalb blieb sie auch ferner dem Apostroph getreu. Verse wie:

„Wie nun auf's höchst' der Jammer steigt,
Sich Lieb' und Hülf' von fern auch zeigt,
Viel wack're Leut' Erbarm' erfaßt:
Die Kuh, die Kuh der Armen laßt!“

zeigten sie sogar ihrem alten Hange ganz und gar verfallen.

Aber auch ohne diesen stilistischen Anhalt hätte ein Blick auf seine Schwester Rudi überzeugen müssen, wie die Sachen standen.

Mit hochgerötheten Wangen saß sie auf ihrem Stuhl; die Hände krampfhaft im Schoß gefaltet, verwendete sie kein Auge von der declamirenden Dame und ihre Lippen bewegten sich leise, — sie sprach die Verse mit.

Lauter Beifall wurde der ersten Gabe des Abends gespendet; der Doctor athmete förmlich erleichtert auf, und Clara lehnte sich mit einem matten, stillseligen Lächeln in den Stuhl zurück.

Von jetzt an war ihre Aufmerksamkeit nur noch halb von den Vorträgen gefesselt; eine Weile blieb sie zunächst träumerisch in sich versunken; dann fing sie sogar ein leises Gespräch mit ihrem Nachbar an.

Dieser Nachbar war niemand anders als der interessante Herr Baldenius, der seinem weißen Flanellanzuge durch eine feuerrothe Cravate heute noch einen neuen Reiz hinzugefügt hatte und mit einem großen Palmblatt-Fächer im Saal erschienen war. Obgleich die Temperatur durchaus nicht besonders hoch war, hatte er diesen Fächer auch sofort in lebhafte Action gesetzt und sich gleich einer orientalischen Schönen kunstgerecht und kokett Luft zugewedelt. Selbst während der ziemlich lebhaften Unterhaltung mit Clara blieb der Fächer unausgesetzt in Thätigkeit und machte die merkwürdigsten und überraschendsten Evolutionen. Wenn es nicht bekannt gewesen wäre, daß Herr Baldenius die letzten zehn Jahre auf Zanzibar, fern von Europas Cultur zugebracht hatte, so hätte man ihn für das Mitglied einer Mikado-Operetten-Gesellschaft halten können.

Dem Prolog folgte ein vierhändiges Musikstück, das eine stolze Mama von ihren beiden zehn- und zwölfjährigen Sprößlingen ausführen ließ.

Die Künstlermutter hatte während der letzten drei Tage das Stück etwa fünfzig Mal mit den Kindern durchgenommen; so war der Blüthenstaub der Neuheit ein wenig verwischt, und die Zuhörer warteten eigentlich nur mit Spannung darauf, ob sich der Knabe, dem die linke Hand zugetheilt worden war, wieder an der gewohnten Stelle verspielen und ob dem kleinen Mädchen der Schlußtriller dieses Mal vielleicht doch glücken würde.

In bunter Reihe zogen dann die anderen künstlerischen Genüsse vorüber.

Der junge amerikanische Prophet zeigte sich als ein vielseitiges Talent; er steuerte einen sailor-boys danse und einige Kartenkunststücke bei.

Ein Schweizer Rechtsanwalt trug ein Hebel'sches Gedicht in alemannischer Mundart beinah unverständlich echt vor.

Den Gipfel aber erreichte die allgemeine Aufregung, als Herr Baldenius auftrat, um einen „zanzibarbarischen“ National-Gesang zum besten zu geben.

Er begleitete sich selbst mit einigen gebrochenen Accorden; das Lied machte einen wahrhaft ursprünglichen Eindruck. Keine Spur von Melodie oder Rhythmus, wenigstens nicht für europäische Ohren, und ein wildes Gegurgel von Consonanten und Vocalen als Text! Besonders anmuthend wirkte eine sich immer wiederholende Strophe, eine Art Refrain:

Aï, aï, mia!

was nach Herrn Baldenius' Erklärung so viel wie „Heißgeliebte meiner Seele“ hieß.

Damit war aber auch der Höhepunkt des Abends überschritten, und die folgenden Leistungen: ein Flötensolo des Obersten und eine irische Ballade, gesungen von Miß Littledale, konnten nur noch einen Achtungserfolg einheimsen.

Der ältliche Gutsbesitzer aus Pommern gab den allgemeinen Empfindungen den passenden Ausdruck, als er sagte: „Am schönsten war doch das Lied von dem Afrikaner; das war so wundervoll kurios.“

In fröhlicher Erregung blieb die ganze Hôtel-Gesellschaft noch versammelt, als die Soirée ihr Ende erreicht hatte. Um die Unternehmerin, um deren Freundin, Fräulein Clara, und Herrn Baldenius, den star, scharten sich die Bewunderer.

Man machte sich gegenseitig warme Complimente; jeder empfing sein wohlgerüttelt und geschüttelt Maß von Lob.

Herr Baldenius wurde wiederholt gefragt, ob er nicht noch mehr dergleichen Lieder wisse? Er erklärte aber auf das bestimmteste, daß in Zanzibar nur dieser eine Gesang existire, der dort bei allen feierlichen Gelegenheiten erschalle.

„Ich erinnere mich noch genau, wo und wie ich ihn zuerst gehört habe,“ begann er zu erzählen, — „es war in einer Nacht auf dem Rothen Meere — —.“

„Wer von den Herrschaften hat schon einmal eine Nacht auf dem Rothen Meere verbracht?“ unterbrach er sich plötzlich.

Tiefe Stille herrschte ringsumher.

„Nun, so können Sie Sich auch keine Vorstellung von der Pracht und Herrlichkeit einer solchen Nachtfahrt machen,“ fuhr er fort und gab eine ebenso farbige als merkwürdige Schilderung.

Auf dem Rothen Meere, bei weichem Westwinde, reichgestirntem Himmel und hellem Meeresleuchten, während das stolze Schiff majestätisch durch die Fluthen glitt, hatte er Zanzibar's wohllautendes Volkslied zum ersten Mal gehört.

Ein Bruder des Sultans, der in Gesellschaft eines europäischen Hofmeisters nach dreijährigem Aufenthalte in Paris wieder den heimatlichen Gestaden zuschiffte, hatte, umgeben von zahlreichen Sclaven, auf Deck Platz genommen. Träumendes Schweigen lag auf der stimmungsvollen Gruppe. Da plötzlich erklang aus dem Munde eines schlanken Negerjünglings, erst sehnsüchtig leise, dann mächtig zu Herzen dringend, das liebliche Aï, aï, mia. Der Sultansbruder hatte beim Anhören der nationalen Weise unendliche Thränen vergossen, und auch in Herrn Baldenius' Auge war es heiß aufgestiegen. Trotz Nacht und Dunkel mußte des zanzibaritischen Prinzen Adlerblick das wohl erfreut bemerkt haben, denn Herr Baldenius beschloß seine interessante Geschichte mit der folgenden bedeutsamen Mittheilung: „Das war der Anfang meiner Bebehungen zu Said-Pemba. Als einige Tage später der Hofmeister von einem Haifisch gefressen wurde, trat ich an seine Stelle, und kurze Zeit darauf lernte ich Said-Bargasch kennen.“

Ein allgemeines „A“ und „O“ bewies, mit welchem Interesse man dieser an „Tausend und eine Nacht“ erinnernden Erzählung gelauscht hatte.

Bald darauf trennte man sich, und zu ungewöhnlich später Stunde versanken die Gesellschaftsräume der „Antonienhöhe“ in nächtliches Schweigen.

Die Bewohner stiegen, noch immer lebhaft mit einander plaudernd, zu den verschiedenen Zimmern hinauf.

Auf der Treppe fühlte Rudi plötzlich eine kleine, weiche Hand in der seinen. Ganz erstaunt wandte er sich um, es war Clara's Pätschchen. Unauffällig hatte sie sich an ihn herangedrängt und jetzt flüsterte sie ihm mit leuchtenden Augen zu: „War er nicht herrlich?“

Rudi, der dachte, daß Clara seine Ansicht über ihren Prolog einholen wollte, antwortete freundlich:

„Sehr schön, sehr schön! Ein klein bißchen kürzer hättest Du ihn vielleicht machen können.

Die Schwester schaute ihn ganz verwirrt an.

„Kürzer machen? — Wie meinst Du das? — Ich rede doch von Herrn Baldenius.“

„Ach so!“ antwortete der Doctor, und er wollte auch noch ein Wort über den Tropenmann hinzufügen, als man die zweite Etage erreicht hatte, wo Clara, wenn sie nicht Aufsehen erregen wollte, sich verabschieden mußte.

Der Doctor aber stieg betrübten Herzens in sein Gemach hinauf. Das konnte ihm nicht gefallen, ganz und gar nicht gefallen! Unter allen Hôtelgästen war ihm Baldenius der wenigst sympathische und, wenn ihm einfiel, wie eifrig und interessirt Clara mit diesem Herrn gesprochen hatte, dann wurde ihm ganz unbehaglich zu Muthe.

„Sie wird doch nicht am Ende gar . . .? Nein, das ist ja Unsinn! Die zart empfindende, poetische Cläre kann doch unmöglich an diesem Manne, der doch schließlich nur eine komische Figur ist, Gefallen finden! . . Wenn ich mehr hier oben gewesen wäre, würde ich eine solche Annäherung entschieden verhindert haben!“ So dachte der Doctor, während er langsam in seinem Zimmer auf und nieder schritt.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Ueber Geselligkeit.

Von Claus von Rheden.

Unser gesellschaftliches Leben hat schon seit längeren Jahren Formen angenommen, die ich als krankhafte Rückschläge des großen Leidens unserer Zeit, der Nervosität, bezeichnen möchte. Wie im erwerblichen Dasein, wie in der Jagd nach dem Glück, — und das moderne Glück thront gewöhnlich auf einem Säckel voll glänzenden Metalles, — wie im ruhmsüchtigen Ringen nach höheren Stellungen, so ist auch im geselligen Verkehr der Menschheit unter einander eine Art hochgradiger Nervosität eingetreten, der früher oder später eine starke Reaction nothgedrungen folgen muß und wird. Ich bin kein Pessimist und möchte auch nicht als solcher erscheinen; ich glaube aber, daß das aufreibende Gesellschaftsleben unserer Tage weniger ein Hasten nach dem Genuß und dem Vergnügen ist, obwohl auch diese Momente mitsprechen, — als vielmehr ein Ausfluß jener unsere Zeit charakterisirenden eitlen Bemühungen: bewundert zu werden.

Ich bin selbst ein Freund der Geselligkeit, aber ich liebe das Gesellschaftsleben „im großen Stile“ nicht. Man verstehe mich recht. Gern seh' ich um meinen Tisch einen Kreis guter Freunde, die in anspruchsloser Behaglichkeit mit all dem, was mein Heim ihnen bietet, zufrieden sind. Ich freue mich auch, wenn ich meiner Frau ein neues Ballkleid schenken kann, und wenn sich Gelegenheit findet, dieses rauschende Wunder einem größeren Kreise zu präsentiren. Was ich indessen nicht liebe, das ist die Hochfluth der Gesellschaften, die uns die Freude an der echten Geselligkeit raubt.

Es ist eine unbestreitbare Thatsache, daß die Sucht, über seine Verhältnisse hinauszugehen, noch immer große und weite Kreise beherrscht. Namentlich im gesellschaftlichen Repräsentiren sucht der eine den anderen nur allzu häufig zu übertrumpfen, und zwar gilt dies nicht bloß von jenen Kreisen, in denen man ein vornehmeres Denken und Fühlen zu vermissen gewohnt ist, sondern auch von unserer wirklich guten Gesellschaft. — „gut“ in des Wortes reinstem Sinne gebraucht. Es handelt sich bei diesem Uebertrumpfen und Gleichstellen selbstverständlich gewöhnlich nicht um eine brutale Herausforderung des Geschmackes, um plumpe Ueberhebungen, sondern meist nur um Kleinigkeiten, aber aus vielem Kleinen setzt sich ein Großes zusammen. Wenn mein reicher Freund Y. mich bei seinem letzten Diner mit Trüffeln à la Périgord tractirt hat, so bin ich noch lange nicht verpflichtet, mich durch Vogelnester oder Austern zu revanchiren, und weil ich bei X. kürzlich mit vielem Vergnügen einige Glas Veuve Cliquot getrunken habe, benöthige ich durchaus nicht, ihm bei nächster Gelegenheit etwas anderes als meinen Tischwein vorzusetzen. Ich würde es thun, wenn ich ebenso günstig situirt wäre wie Freund X. und Y., denn ich muß gestehen, daß Trüffeln und Cliquot etwas außerordentlich, — nun, sagen wir Schmackhaftes sind; da ich jedoch öfters in die Lage komme, mir über mein Soll und Haben den Kopf zu zerbrechen, so nehme ich an, daß X. und Y. sich auch bei mir gefallen, wenn ich ihnen ein Filet und Rothwein vorsetze. Das ist vernünftig gedacht, — nicht wahr, verehrungswürdige Leserin? Ich bin indessen erst im Laufe der Zeiten so vernünftig geworden, — denn ich bildete mir in den ersten Jahren meiner noch immer jungen Ehe ein, ich müßte es gesellschaftlich meinen Freunden wenigstens gleichthun.

Nun bin ich überzeugt, daß manche meiner liebenswürdigen Leserinnen behaupten werden, ich bilde mit meiner derzeitigen Unvernunft nur eine bedauerliche Ausnahme. Pardon, wenn ich da widerspreche. Ich habe mich mit offenen Augen umgeschaut in unserer Gesellschaft von heute und bin zu der Ueberzeugung gekommen, daß es recht viele derartige Ausnahmen giebt: feingebildete, sonst sehr verständige Männer und kluge, recht kluge Frauen, die den freundlichen Genius der Geselligkeit mit aller Gewalt in ein unangenehmes kleines Hausteufelchen verwandeln möchten. Ich kenne so manchen und, — es muß gesagt sein, — auch so manche, die sich durch ein übertriebenes Gesellschaftsleben fühlbare Lasten aufbürden, Lasten, die in der Folge gar leicht zu einem Verfall des Hauswesens führen können. Das klingt bitter, aber es ist darum nicht weniger wahr.

Noch ein zweites Moment muß angeführt werden. Während die Pflege echter Geselligkeit und eines behaglichen Freundschaftsverkehrs des Tages Arbeit in freundlicherem Lichte erscheinen läßt und einen Genuß gewährt, der nachhaltig wirkt, weil er auch geistig anregt und fördert, zersplittert die moderne Gesellschaftshetze, — man gestatte mir dies unparlamentarische, aber bezeichnende Wort, — entschieden das geistige Leben. Das Aufgehen in materiellen Genüssen verflacht die Geister, die Sucht des Gleichthuns und des Ueberflügelns weckt häßliche Instincte. Auch die Arbeitsfähigkeit erlahmt, — was ist natürlicher, — wenn man in den Aufregungen unaufhörlicher Gesellschaften die Lust an der Arbeit verloren hat.

Und nun zum Schlusse. Ich habe ernsthaft gesprochen, aber ich will nicht tragisch werden. Dazu liegt ein Grund auch nicht vor. Ich möchte nur freundschaftlichst warnen, und das darf ich, weil ich meine Erfahrungen nach angeregter Richtung hin gesammelt habe, und weil ich glaube, daß sich viele in gleicher Lage befanden wie ich, daß ich also so zu sagen „typisch“ war. Man gestatte mir, mein Plaidoyer mit einer Schilderung der Geselligkeit, so wie ich sie für die echte halte, zu schließen.

Wenn der Abend herabsinkt und ich mit einem Aufathmen der Befriedigung meine Arbeit bei Seite schiebe, dann freue ich mich aufrichtig darauf, mit dem oder jenem aus meiner Bekanntschaft noch ein Stündchen verplaudern zu können. Einen jour fixe giebt es bei meinem, immerhin nur auf „kleinerem Fuße“ eingerichteten Haushalte nicht, aber ich sehe trotzdem allwöchentlich an irgend einem mir passenden Abende einen kleinen Kreis von Freunden und Freundinnen bei mir. Da geht es denn nicht hoch her, — o nein! — fein bescheiden, aber immer gemüthlich. An der gemeinschaftlichen Mahlzeit würde der selige Lucull kaum seine Freude gehabt haben, indes sorgt meine Frau stets dafür, daß das, was die Tafel ziert, den Gaumen letzt und den Magen befriedigt. Das ist viel werth, — denn, obwohl ich nicht zu den „materiellen Seelen“ gehöre, muß ich doch zugestehen, daß ich für eine Scheibe saftigen Bratens mehr schwärme, als für ein mageres Sandwich mit drei Caviar-Körnern. Da ich es liebe, die Tafel auszudehnen, auch wenn die Reihe der Gerichte kurz ist, so bleiben wir nach dem Dessert gewöhnlich noch ein Weilchen am gedeckten Tische sitzen. Der Kreis ist klein, und so gestatten die anwesenden Damen den Herren bereitwilligst eine Cigarre. Die Gemüthlichkeit tritt nunmehr in ihr zweites Stadium, das ich im Gegensatze zum ersten, dem „materiellen“, das „ästhetische“ nennen möchte. Dickens und sein deutscher Nachahmer, der brave Hackländer, haben in beredten Worten oftmals die unnennbare Behaglichkeit einer Plauderstunde am gedeckten Tische geschildert, — Dickens im Widerspruche mit den gesellschaftlichen Gepflogenheiten seiner Landsleute, bei denen die Tafel schon vor dem Dessert glatt abgefegt, gewissermaßen „rasirt“ wird und dann den Eindruck einer Wüstenei hervorruft, auf welcher sich soeben eine üppige Fata Morgana abgespiegelt hat. Aber da dem Engländer überhaupt diese Art der Behaglichkeit fremd ist, so kann er auch nicht das gemüthliche Plauderstündchen, von dem wir hier sprechen, verstehen. In den Kamin wird ein neues Scheit Holz geworfen, — das Knattern und Prasseln des trockenen Kiens, über den die Flammen lecken, begleitet die Unterhaltung. Die Herren trinken zu ihrer Cigarre, deren blaue Duftwolken sich langsam zur Decke kräuseln, noch ein letztes Glas, — die Damen greifen dann und wann noch einmal zur Fruchtschale hinüber, die des Stillebens Mitte auf der Tafel krönt. Und dabei plaudert man über Literatur und Theater, über Hof und Politik, über dies und das — über Hunderterlei . . . Und nun erst erheben wir uns, seelisch und körperlich harmonisch gestimmt und befriedigt, und suchen die Nebenzimmer auf. Man musizirt ein wenig, man blättert in den neuesten Journalen, die der Buchhändler gesandt hat, man spielt eine Partie Whist, der und jener zieht sich auch wohl in ein Eckchen zurück, um ein ernsteres Thema zu besprechen, — bis schließlich die Scheidestunde schlägt und wir uns, nicht übermüdet und angegriffen, sondern erfrischt und erquickt, trennen.

Das ist die Geselligkeit, wie ich sie liebe, und dem Genius dieses Freundschaftsverkehrs wünschte ich in recht vielen Häusern einen Altar errichtet zu sehen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Rechtsschutz für Frauen. — Der Trieb zu helfen liegt in dem angeborenen Berufe der Frau. Von früh bis spät bethätigt sie ihn in ihrem häuslichen Wirkungskreise, und, je nachdem ihr geringe oder reiche Mittel zur Verfügung stehen, beweist sie stets auf's neue, wie unermüdlich und erfinderisch sie auf dem Gebiete des Hülfeleistens ist. Wo die Kraft der einzelnen nicht ausreicht, erwächst in natürlicher Folge das Bedürfniß zum gemeinsamen Zusammenarbeiten, um Noth und Elend abzuwehren, sei es von weniger mit Glücksgütern Ausgestatteten, oder von den unverschuldet in irgend eine bedrängte Lage Gerathenen.

Von jeher sind die Großstädte besondere Heimstätten des Elends gewesen; hier gedeihen infolge der grellen Gegensätze höchsten materiellen Besitzes und tiefster Armuth alle jene socialen Gebrechen, denen wir heute in den weitesten Schichten der Bevölkerung begegnen. Liegt es nun leider auch nicht in der Macht der Frau, die Entstehung dieser Uebel zu verhindern, so vermag sie wenigstens deren Folgen zu mildern und manch trauriges Loos zu bessern, manches Menschenkind wiederum auf den richtigen Lebensweg zu weisen, manches schon verlorene Wesen durch Rath und That wieder aufzurichten.

Zu diesem Zweck haben sich in den meisten Großstädten Frauen-Vereine gebildet, die an Stelle der Mutter die Sorge für das hülfsbedürftige Kind, für die in's Großstadtleben eintretende Jugend übernehmen. Einen weiteren Schritt vorwärts hat in letzter Zeit in dieser Richtung der in Berlin wohlbekannte „Berliner Frauen-Verein" gethan, indem er die Einrichtung eines Rechtsschutzes getroffen; er fordert Frauen und Mädchen, die in irgend welchen Rechtssachen, — und gerade hierin sehen wir die Frau oft ganz hülflos, — eines Rathes bedürfen, auf, sich vertrauensvoll an den Verein zu wenden, der ihnen unentgeltlich Auskunft zusichert. In erster Linie handelt es sich dabei um juristischen Rath bei Eingaben, Contracten, Regelung von Miethsverträgen, Lohnverhältnissen, Ehesachen, Testamenten, Erbschafts-Angelegenheiten ꝛc. Die Vermittlung mit den Rechtsanwälten, die sich bereit erklärt haben, den ihnen vom Verein zugesandten Frauen mit Rechtsrath zur Seite zu stehen, haben u. a. Frl. Selma Berent, Melanchthonstraße 13, Mittwoch 3–4, Frau Geh.-Reg.-Rath Dohme, Händelstraße 1, Montag und Donnerstag 9–11 Vorm., Frl. v. Ekensteen, Wichmannstraße 20, Mittwoch und Sonnabend 9–11 Vorm., Frau Eloesser, Elisabethstraße 19, Dienstag und Freitag ½3–4 und Frau Professor Kaselowsky, Schöneberger-straße 9, täglich 8–9 Vorm. übernommen. W. A.

Ausbildungsanstalt für Kindergärtnerinnen. — Ich bitte um Angabe von Adressen einiger Ausbildungsanstalten für Kindergärtnerinnen im Rheinlande und in Westfalen.
Frau H. P. in Opladen.

Mal-Lehrerin (XXI, 263). — Heilbronn dürfte Ihren Zwecken entsprechen, da hier nur zwei Mal-Lehrer wohnen, die beide sehr stark in Anspruch genommen sind. A. B. in Heilbronn.

Häusliche Kunst.

Lampenschirm in Form eines Glockenblumen-Straußes. Mit Abb. — Unsere Industrie erweist sich sehr erfinderisch in der Herstellung allerlei netter Decorations-Gegenstände, die so künstlerische Formen aufweisen und so allerliebst ausgestattet sind, daß man über ihrem reizvollen Aeußeren fast ihren praktischen Zweck vergißt. Größere Freude jedoch als der Besitz dieser hübschen Sächelchen gewährt die Möglichkeit, sie auch selbst anfertigen zu können, besonders dann, wenn dies ohne allzu erhebliche Kosten geschehen kann. — An dem Schaufenster eines großen Geschäftes sah ich unlängst einen Lampenschirm in der Form eines Glockenblumen-Straußes, der mir so sehr gefiel, daß ich ihn förmlich auswendig lernte, um ihn, zu Hause angelangt, sofort nachzubilden. Es glückte mir über Erwarten gut, und so möchte ich denn das Resultat meiner Mühe meinen Mitleserinnen zur Begutachtung unterbreiten. Mattlila Seidenpapier wurde für die Blüthen verwendet, grünes Papier in drei Nuancen für die spitzen Blätter. Die Grundform der Blüthen bildet ein Quadrat, — je nach der Größe der Blume vom 14–22 cm Seitenlänge — das achtfach zusammengelegt und am oberen Rande schräg abgeschnitten wird, wodurch die Sternform entsteht. Abermaliges festes Einkniffen in der Längsrichtung der Blätter ergiebt die Aderung. Feiner Blumendraht faßt die Mitte des Sternes zusammen und bildet, mit schmalen grünen Papierstreifen umwickelt, die Stiele. Die Grundform der grünen Blätter ist lanzettförmig geschnitten und durch Einkniffen geadert. Bei der Zusammenstellung des Straußes muß man beachten, daß die größeren Blüthen und helleren Blätter nach oben, die dunkleren Blätter mehr in die Tiefe zu liegen kommen. Ein starker, grün umwickelter Draht befestigt den Strauß an der Lampenglocke. D. G.

Hauswirthschaft.

Eine neue Eismaschine. Mit Abb. — Aus einer Special-Kunst des Conditors ist die Eisbereitung längst in den Haushalt übergegangen, und mit einer neuen Eismaschine, wie sie die nebenstehende Darstellung zeigt, hat sie sogar einen weiteren kühnen Schritt gethan: den von der Küche direkt in das Speisezimmer. In einer Gesellschaft im kleineren Kreise sah ich das allerliebste Geräth zuerst. Das Töchterchen des Hauses bereitete auf einem Nebentische das Eis, und es war ungemein amüsant, durch den Glasdeckel der inneren Büchse zu beobachten, wie die dünne Masse allmälig fest wurde und wie nach ungefähr 10 Minuten das Eis fertig gefroren war. Der Apparat, der in Stuttgart für den Preis von 16 Mark gekauft wurde, besteht in einem aus weißen und braunen Dauben zusammengesetzten, durch Nickelreifen gesicherten Holzkübel, den in häuslichen Künsten Geübte

Eine neue Eismaschine.

noch mit Brandmalerei oder Kerbschnitt verzieren können, und einer kupfernen, innen verzinnten Büchse mit Glasdeckel. Den Raum zwischen Kübel und Büchse hat man mit zerkleinertem Roheis und Salz auszufüllen, ungefähr so, daß eine Schicht Salz von 1 cm Dicke eine solche von 5 cm Roheis ablöst. Salz und Eis müssen recht fest eingestampft werden. Die Büchse füllt man etwa bis zur Hälfte mit der Crème-Masse, legt Deckel und Bügel darüber und zieht letzteren mit der seitlich angebrachten Flügelschraube fest an; hierauf dreht man die Kurbel so lange schnell nach rechts herum, bis sich an den Wandungen der Büchse ein Anfrieren der Crème-Masse zeigt. Dann dreht man nach links, wodurch ein an der Mitte angebrachter Metallflügel jetzt als Spachtel wirkt und das Abstreichen des Eises von den Seitenwänden selbstthätig bewirkt. Man dreht nun abwechselnd nach rechts und nach links, bis die ganze Masse breiartig gefroren erscheint, dann noch 1–2 Minuten nach rechts, wonach das Eis zum Gebrauch herausgenommen werden kann. Der Bügel muß natürlich abgeschraubt, die Büchse aus dem Roheise gehoben werden, auch den Flügel-Mechanismus kann man zur bequemeren Handhabung auslösen. Mit einer einmaligen Eis- und Salzfüllung läßt sich nach einander drei Mal Gefrorenes bereiten.
Eine Schwäbin.

Milchverbrauch. — Erfahrene Hausfrauen möchte ich um Rath bitten, wie ich den großen Verbrauch von Milch, in Rücksicht auf die hohen Berliner Milchpreise, — 25 Pf. der l, — etwas einschränken könnte, und welches nahrhafte und wohlschmeckende Getränk ich meiner großen Kinderschar wohl als Ersatz bieten dürfte? Familienmutter.

Kochbuch. — Hat eine der Leserinnen die erweiterte 30. Auflage des Straßer'schen Kochbuches in Gebrauch, und ist dasselbe für eine bürgerliche Küche geeignet und praktisch?
E. R. in Tiflis.

Linoleum (XXI, 263). — Die vielfachen eingelaufenen Antworten fassen wir dahin zusammen, daß sich Linoleum ohne Mühe vom Fußboden aufnehmen und wieder verwenden läßt, wenn man es zwei Stunden vorher feucht aufgewischt hat. Gewöhnlich ist das Linoleum nicht direkt auf den Fußboden, sondern auf Pappe geklebt, und läßt sich dadurch um so leichter ablösen. Die Red.

Portièren (XXI, 275). — Gern theilen wir Ihnen mit, daß der Weber Haas in Görkau in Böhmen die gewünschten Portièren aus zusammengehefteten Seidenstreifen webt. L. W. und R. L.

Ich empfehle Ihnen den Weber Georg Bauschenberg in Mettmach bei Ried, Ober-Oesterreich. E. B. in Wien.

Langjährige Abonnentin in Sarajevo. — Das Moos wird in heißem Sande so präparirt, wie wir dies in der Nummer vom 1. Sept. 93 für Blumen angegeben haben. Künstliches Moos wird überhaupt nicht angefertigt; man bedient sich stets des natürlichen Mooses, was allenfalls gefärbt, aber meist nur nach obigem Verfahren behandelt wird. Eine Bezugsquelle dafür ist: P. Leuchtmann, Berlin SW, Leipzigerstr. 83. A. H.

R. E. — Wenn die dicken gehäkelten weißen Decken so schadhaft sind, daß kein Ausbessern mehr verlohnt, so dürften sie vielleicht, mehrfach aufeinander genäht, und mit starkem, glatten Stoffe überzogen, als Toilette-Tücher noch zu verwenden sein. — Den Salmiakzusatz beim Waschen der Wäsche haben Sie vermuthlich allzu reichlich bemessen. Das richtige Verhältniß ist ein Eßlöffel voll auf einen kleinen Eimer Wasser. Noch empfehlenswerther ist es, außerdem einen Eßlöffel Terpentin zuzugießen. D. Red.

Glockenblumen aus Papier als Lampenschirm.

Küche.

Haar- und Federwild im Februar. — Ließ der Januar unserem Küchenzettel noch eine kleine Auswahl von verschiedenen Wildbraten, so wird er mit Beginn des Februar bedeutend enger begrenzt. Die Jagd für Rehwild und Hasen ist geschlossen, und es bleibt uns nur noch das Schwarzwild übrig, das allerdings in seinen verschiedenen Zubereitungen ein sehr apartes Gericht bildet. Außerdem bieten auch die verschiedenen Arten von Federwild in diesem Monat reichliche Auswahl. Zu dem Auerhahn und Birkhuhn, zur Wildente und den Krammetsvögeln kommt bereits Ende Februar die Schnepfe als größte Delicatesse der Saison.

Die wenigen Wochen, in denen diese Genüsse uns zugänglich sind, rechtfertigen den Wunsch, uns dieselben länger zu erhalten und aufzubewahren, auch über die nächsten wild- und federwildlosen Wochen hinaus.

Die Keule vom Wildschweine hält sich vorzüglich längere Zeit, wenn man sie in saure Milch legt und diese öfter erneuert oder, nach anderer Methode, die rohe Keule mit flüssigem Rindertalg wiederholt überpinselt, bis sie mit einer dicken Talgschicht umgeben ist, und sie dann an einem kühlen Orte aufhängt.

Um Wildschwein-Fleisch einzumachen, wässert man dasselbe kurze Zeit, kocht es in Wasser mit Zusatz von Weinessig, Salz und Gewürz weich und gießt die eingekochte Brühe heiß durch ein Sieb über das in Steintöpfe gepackte Fleisch, sodaß es damit bedeckt ist. Nach dem Erkalten gießt man drei Finger hoch frisches Provencer-Oel darauf. Ein Auerhahn, der 2–3 Wochen an luftigem Orte in den Federn gehangen hat, wird gerupft, 24 Stunden in Essig gelegt, gebraten, nach dem Erkalten zerlegt und ausgebeint, in Blechbüchsen gelegt, mit dem Bratenfett und geklärter Butter übergossen und, nachdem die Büchsen zugelöthet, eine Stunde im bain-marie gekocht. In derselben Weise verfährt man mit dem Birkhuhn, um es zu conserviren, ebenso mit Krammetsvögeln und Schnepfen, nur fällt hierbei die Essigbeize fort. Wildenten können, ausgenommen und mit Holzasche eingestreut, bei kälterem Wetter ungefährdet 8–14 Tage hängen. A. H.

Wildschwein-Coteletten. — Man nehme sie aus dem Rücken (Carré) eines jungen Thieres, gleich anderen Coteletten, klopfe sie leicht und schneide sie sorgfältig zu; dann bestäube man sie mit feinem Salz und grob gestoßenem weißen Pfeffer (Concassé), tauche sie in zerlassene Butter, bestreue sie mit geriebenem Weißbrod und brate sie auf dem Rost über gutem, aber ruhigem Feuer etwa 3 Minuten lang auf jeder Seite. Nach dem Anrichten, — kranzförmig, die Rippchen nach oben, — gieße man in die Mitte eine Pfeffer-Sauce oder lasse eine kalte Senf-Sauce dazu serviren. — Besonders zum Gabelfrühstück ist dies Gericht sehr beliebt.

Pfeffer-Sauce. — Man gebe in kräftig braune Braten-Sauce einen Eßlöffel feinen Weinessig und zwei Messerspitzen Cayenne-Pfeffer, lasse dies zusammen eine halbe Stunde langsam kochen und seihe die Sauce vor dem Anrichten durch ein Haarsieb.

Kalte Senf-Sauce. — Man rühre zwei Eßlöffel Senf mit kalter, starker Fleischbrühe und Estragon-Essig zu gleichen Theilen an und füge den Saft einer Citrone, etwas gebräunten Zucker und drei hart gekochte, fein gehackte Eidotter hinzu; statt letzterer kann man auch kräftigen Aspic nehmen. L. v. Pr.

„Aegir-Schüssel". — Bei den vielfachen Aegir-Ovationen darf auch die Kochkunst nicht zurückstehen: ich möchte eine „Aegir-Schüssel", die ich mir ausgedacht, und die bei einem Jagd-Diner großen Beifall fand, hiermit den Leserinnen beschreiben. Eine große längliche, etwas tiefe Schüssel mit breitem Rande war mit sehr klarem, hellem Aspic gefüllt, die „Fluthen" darstellend, in denen ein prächtiger Karpfen schwamm. Ueber diesem erhob sich an einem Silberspieß ein Hummer. Den Rand der Schüssel garnirten kleine Ragout-Muscheln, deren jede drei Austern enthielt. Dazwischen waren nach innen Citronen-Viertel, nach außen kleine Büschel von breitblätteriger Kresse als „Schilf" gelegt. Eine Mayonnaisen-Sauce wurde dazu gereicht. L. v. Pr.

Spongada di Roma. — Zur Bereitung dieser beliebten italienischen Eisspeise untermischt man 250 gr aufgelöste feine Vanille-Chokolade mit ½ l Zuckersyrup und dem leichten Schnee von 6 Eiweiß, streicht die Masse durch ein Haarsieb und füllt sie in die Gefrierbüchse. Sobald die Spongada unter fortwährendem Drehen und Abstechen mit dem Spachtel gehörig gefroren ist, verarbeitet man sie mit 50 gr Pistazien, die geschält und in feine Streifen geschnitten wurden, füllt sie in eine Eisform, gräbt diese in Eis ein und servirt die Spongada nach 3 Stunden. A. H.

Nußwaffeln zum Eis. — ½ kg feines Mehl rührt man mit 4 Eidottern und 1 l Sahne zu einem glatten Teig ab, füllt diesen löffelweiß in ein heißes, mit Wachs ausgestrichenes Waffeleisen und bäckt die Waffeln in einigen Minuten von beiden Seiten hellbraun. Sind alle Waffeln fertig, so belegt man entsprechend große Oblaten dünn mit einer Mischung von 125 gr geriebenen Haselnußkernen, 125 gr feinem Vanille-Zucker, etwas Eiweißschnee und Zimmet, deckt je eine der Waffeln darauf und legt sie nochmals einen Augenblick in das heiße Eisen. Diese Nußwaffeln halten sich wochenlang hart. A. H.

M. M. in Frankfurt a/M. — Was „Bovril" eigentlich ist? — „Bovril ist das Fleisch selbst", sagt der Erfinder und begründet den Ausspruch damit, daß das Präparat die nährendsten Bestandtheile des Fleisches, Albumin und Fibrin, in concentrirter Form enthalte. Wir selbst können nach einer gründlichen Probe, die wir vornahmen, hinzufügen, daß Bovril sich in der That vorzüglich zur Verbesserung aller Arten von Fleischspeisen bewährt. Das General-Depot für Deutschland besitzen die Herren F. Meyer u. Co. in Karlsruhe. D. Red.

Geselligkeit.

Masken-Kostüme. Mit Abb. — Die Leserinnen unserer Zeitung wird vielleicht die Beschreibung zweier sehr wirkungsvoller und dabei doch einfacher Kostüme interessiren, die ich auf dem letzten Carneval in Nizza gesehen und in Skizzen festzuhalten versucht habe, so gut es meinem ungeübten Stift eben gelingen wollte.*) Da war zuerst das ganz reizende Kostüm eines Sternes: hellblaues, ausgeschnittenes Gaze-Kleid über mehreren, ebenfolchen Unterröcken, wodurch das Ganze einen besonders zarten und duftigen Eindruck machte; dazu blaue Seidenstrümpfe und ausgeschnittene Schuhe. Das Kleid erschien über und über mit goldenen Sternen verschiedener Größe besäet, und auch auf den Schuhen war je ein Sternchen an Stelle einer Rosette angebracht. Der Oberkörper der Trägerin wurde ganz durch einen sechszackigen Stern aus durchsichtiger, über ein festes Drahtgestell gespannter Gold-Gaze verdeckt, sodaß eben nur noch die Umrisse von Kopf und Armen durchschimmerten. Natürlich mochte die reizende Erscheinung keineswegs den ganzen Abend

Masken-Kostüm „Mond".

*) Wir glaubten im Interesse unserer Leserinnen zu handeln, wenn wir nach den Zeichnungen der freundlichen Einsenderin die Selbstanfertigung der Sternmaske ausprobirten. Genaue Beschreibung nebst Abbildung befindet sich auf Seite 23; die gleiche Herstellungsart gilt auch für den hier veranschaulichten Mond. D. Red.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

hinter ihrem goldenen Versteck aushalten, und so war der Stern derart eingerichtet, daß sich der vordere Theil niederklappen ließ. Da die Arme in den unteren Sternzacken steckten, konnte das sehr leicht bewerkstelligt werden. Es war nun ungemein amüsant zu beobachten, wie das junge Mädchen bei jeder unwillkommenen Annäherung einer anderen Maske sich in den Schutz ihres Sternes zurückzog, wie eine Schnecke in ihr Gehäuse. — Wo Sterne strahlen, darf auch der Mond nicht fehlen. Auf dem Nizzaer Carneval zeigte er sich freilich noch nicht als ausgewachsener Vollmond, sondern ganz bescheiden und schmächtig in seinem ersten Viertel. Auch hier diente Gaze, jedoch silberne, im Verein mit einem Drahtgestell, als Material. Augen, Nasenlöcher und Bart des charakteristischen Profiles waren mit kräftig deckender Farbe aufgemalt.

Frau Kathi.

Tischkarte mit „sprechenden Blumen".

Sprechende Blumen. Mit Abb. — Eine allerliebste, sinnige Idee ist es, die Kronenblätter einzelner Blüthen mit feiner Schrift zu bemalen, die dann dem Empfänger in Wahrheit freundliche Worte zutragen. Schon vor ungefähr fünfzehn Jahren war dieses Verfahren sehr in Mode; da es aber seitdem wieder in Vergessenheit gerathen, dürfte es manchen jüngeren Leserinnen dennoch etwas Neues sein. Nicht alle Blumen eignen sich hierfür, aber Tuberosen, Nelken, Rosen, Margueriten, Alpenveilchen und andere Veilchen lassen sich gut in dieser Weise decoriren. So zeigt z. B. eine Tuberose in blauen oder rothen Buchstaben den Gruß: „Alles Gute zum heutigen Tage", oder „Vergiß nicht mein und meiner Liebe", oder „In Treuen!" Rothe Nelken sind gezeichnet: „Gruß und Kuß", — „Treue Liebe", — „Gedenke mein!" Die Ausführung ist keine schwierige, nur eine schnelle und geschickte Hand gehört dazu. Ein kleines Holzständerchen mit rundem Ausschnitt, auf dem die Blüthe fest ruht, Wasserfarben, etwas chinesische Goldtusche und einige sehr feine Kameelhaar-Pinsel sind die nöthigen Handwerkszeuge. Altdeutsche, gothische und altenglische Schriftzeichen eignen sich am besten. Selbstverständlich muß man zum Bemalen solche Blüthen auswählen, die nicht allzu zart sind und sich einige Tage im Wasser halten; ein kleiner Zusatz von Kochsalz und tägliches Beschneiden der Stiele ist hierfür empfehlenswerth. Die „sprechende Blume" läßt sich auch sehr gut für eine reizende Tischkarte verwenden, die den Namen des Gastes und zugleich das Tafelsträußchen trägt. Einer mattgefärbten Carton-Platte von ungefähr 15 cm Breite ist in der linken oberen Ecke das winzige Monogramm oder auch das Wappen der Gastgeber in Gold- oder Silberpressung aufgedruckt; ein graziöser Blumenstrauß, mit Bast befestigt, erstreckt sich über die Diagonale der Karte und läßt rechts unten den Raum für den Namen des Gastes frei. Auf einer Blüthe des Straußes kann dieser Name wiederholt, oder, was hübscher, ein freundliches oder scherzhaftes Wort aufgemalt werden.

E. B.

Beschäftigung der Jugend.

Spectralin-Apparat für Riesen-Seifenblasen. — Unter den vielen guten Sachen, die das Christkind meinen Kleinen beschert hat, befindet sich ein unscheinbares, einfaches Spielzeug, dessen Anwendung aber den Großen fast ebensoviel Freude wie den Kindern gewährt. Es handelt sich um eine neue Art, Seifenblasen herzustellen, und zwar in der Größe bis zu 30 cm Durchmesser, und so stark in allen Farben schillernd, daß sie die Bezeichnung „Iris-Kugeln" vollauf rechtfertigen. In einem Pappkästchen findet sich der ganze nothwendige Apparat vereinigt: eine Flasche mit „Spectralin", eine für unbegrenzte Zeit haltbare Flüssigkeit, eine Holzröhre mit sternförmigem Blech-Segment an Stelle der sonst üblichen Pfeife, ein Blechnäpfchen zur Aufnahme der Flüssigkeit, und endlich ein Flanellstück, um die fertigen Seifenblasen aufzufangen; diese lassen sich ganz gut eine Weile in der Luft schwebend erhalten und mit einem Fächer in Bewegung setzen. Kleine Seifenblasen kann man mit dem beigegebenen Flanellstücke wie einen Ball auffangen und wieder in die Höhe werfen, auch sind leicht mehrere Kugeln auf einer Unterlage von Stoff neben einander zu reihen. — Wir alle, Groß und Klein, haben uns während der Festtage mit dem reizenden Spiele sehr amüsirt; jedem Besucher wurde die neue Kunst vorgeführt, und der Erfolg war jedesmal ein glänzender!

R. S.

Gemüse- u. Zimmergärtnerei.

Zimmer-Decorationen mit lebenden Pflanzen. Mit Abb. — Ein mit den prächtigsten Möbeln, den schwersten Teppichen und mit hervorragenden Werken der bildenden Kunst ausgestatteter Salon wird uns als Wohnraum erst dann behaglich, wenn ihm entsprechender Blumen- und Pflanzenschmuck nicht fehlt. Der runde Blumentisch, der im einfachen Wohnzimmer sehr wohl seinen Zweck erfüllt, ist in elegant ausgestatteten Räumen nur selten am richtigen Platze, denn hier sollen die Pflanzen vertheilt an verschiedenen geeigneten Orten Aufstellung finden, wie es für die künstlerische Gesammtwirkung am vortheilhaftesten erscheint.

Von künstlichen Pflanzen und Blumen abgesehen, beschränkten sich früher die Pflanzen-Decorationen in den Salons auf trockene Gräser und Blätter. Das ehemals beliebteste dieser Arrangements, der Makart-Strauß, ist längst unmodern geworden, und von sonstigen trockenen Zusammenstellungen haben vielleicht nur die aus präparirten Früchten gefertigten, aber bei sorgfältiger Wahl recht kostspieligen Festons und Guirlanden eine Zukunft. An Stelle des todten, trockenen Materiales tritt neuerdings mehr als je zuvor die lebende Pflanze. Besonders im Winter, wenn das gesellschaftliche Leben seinen Höhepunkt erreicht und wenn farbenprächtige Blüthenpflanzen selten und kostbar geworden, widmet man der Ausführung und Pflege von Pflanzen-Decorationen die größte Sorgfalt. Von den Blüthengewächsen sind es in erster Linie die Treibpflanzen, die zu Salon-Decorationen Verwendung finden. Eine reiche Auswahl bieten Schneebälle, weißer Flieder, rosafarbige gefüllte Pflaumen, stattliche Magnolien und die in verschwenderischem Flor prangenden indischen Azaleen. Die Decoration einer Zimmerecke mit solchen Gewächsen zeigt die beigegebene Abbildung. Die Pflanzen werden nicht dicht, sondern locker und so aufgestellt, daß sie dem Beschauer immer die schönste Seite zuwenden. Die Töpfe der Decorations-Pflanzen dürfen niemals sichtbar sein, sie werden verdeckt durch kleinere buschige Blattgewächse und Hängepflänzchen, oder, wo der beschränkte Raum dies nicht gestattet, durch faltig gelegte, leichte seidene Tücher, deren Farbe und Musterung sich der Umgebung des betreffenden Platzes anpassen. Weil die an den Salon-Fenstern üblichen schweren Stoffvorhänge meist keine Sonne und nur ein gedämpftes Licht einlassen, ist die Haltbarkeit des blühenden Pflanzenschmuckes leider nicht groß. In den meisten Fällen wird eine wöchentliche Erneuerung nothwendig, doch zeigen die Blumen auch wohl eine längere Dauer, wenn der Raum kühl und die Luft nicht gar zu trocken ist.

Tief im Inneren des Zimmers, wo auch am hellen Tage schon ziemliche Dunkelheit herrscht, wird die Blüthenpflanze durch die Blattpflanze ersetzt. Am schlechtesten halten sich hier die gewöhnlichen sogenannten Orangerie-Gewächse, während die feinen tropischen Blattpflanzen bei richtiger Pflege die ganze Saison überdauern können. In hoher Cultur stehende Palmen und andere stattliche, nach allen Seiten gleichmäßig schön entwickelte Cultur-Pflanzen werden zur Herstellung gemischter Blatt- und Blüthengruppen nicht verwendet, denn ihre Schönheit kommt nur an völlig freiem Standorte zur Geltung.

Einen großen Blumenflor kann die Blumenfreundin entfalten, wenn sie im Erker oder dicht beim Fenster einen aus geschnitztem Holze gefertigten langen, kastenartigen Tisch mit Metall-Einsatz aufstellt, dessen Inneres Raum für zwei Reihen kleiner blühender Töpfe bietet. In solchen Tischen arrangirt man zierliche, das Fenster nicht verdeckende Saison-Blüher. Die wundervollsten Zusammenstellungen werden hier durch ausgiebige Verwendung von Orchideen ermöglicht, von denen nicht wenige fast so selten und kostbar wie Diamanten sind.

Max Hesdörffer.

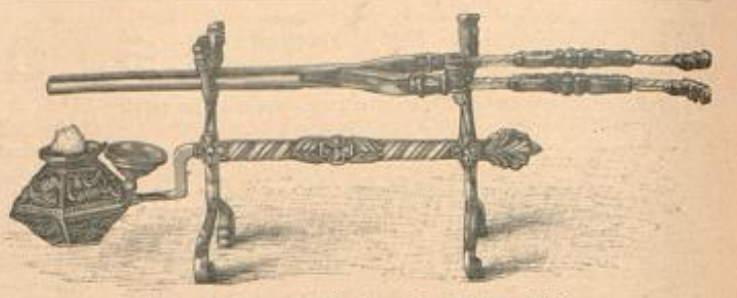
F. v. G. in Joachimshöh. — Der Epheu gehört zu denjenigen Gewächsen, die den Winter schutzlos oder doch in ungünstigen Lagen unter leichter Decke im Freien aushalten. Sie haben nun Ihre Pflanze in's Zimmer gebracht, und jedenfalls in ein geheiztes, denn dafür spricht der Umstand, daß die Spitzen noch weiter treiben, während unten die Blätter eintrocknen und abfallen, sodaß das hübsch bewachsene Gitter kahl und unansehnlich wird. Wenn eine Pflanze zu einer Zeit, zu der sie ruhen sollte, farblose, nicht lebensfähige Triebe entwickelt, so entkräftet sie sich und muß schließlich verkommen. Gewöhnen Sie Ihren Epheu jetzt langsam wieder an kühlere Temperatur, möglich, daß er sich dann doch noch erholt. Für die Folge beachten Sie, daß Epheu-Kästen am besten im Keller, im Nothfall auch im Freien überwintert werden. Im letzteren Falle sind die Kästen in die Erde einzugraben und die Ranken mit Fichtenzweigen zu belegen. — 2. Ueber die Behandlung der Blüthen-Begonien haben wir erst jüngst in der Nummer vom 1. Nov. Auskunft gegeben. Das Absterben der Pflanze zu Beginn des Winters ist ein ganz naturgemäßer Vorgang. Sie müssen die lebensfähige Knolle ausnehmen, trocken aufbewahren und dann so behandeln, wie Sie dies an der bezeichneten Stelle angegeben finden.

M. H.

Zimmer-Decoration mit lebenden Pflanzen.

M. B. in Berlin. — Ihre Azalee, die im ungeheizten Zimmer die Blätter stark abwirft, ist zweifellos wurzelkrank. Sie haben entweder zu viel gegossen, sodaß die Wurzeln faul sind, und dann ist keine Rettung mehr möglich, oder der Wurzelballen ist staubtrocken. Um letzteres festzustellen, topfen Sie die Pflanze aus und dann legen Sie dieselbe so lange in erwärmtes Wasser, bis die Erde dasselbe angenommen hat.

M. H.



Brenn-Apparat für den Toiletten-Tisch.

Allgemeines.

Brenn-Apparat für den Toiletten-Tisch. Mit Abb. — Es ist verwunderlich, daß ein so viel gebrauchtes, kleines Geräth, wie die Brennschere über der Spiritus-Lampe, sich bisher damit begnügt hat, in einfachster und nüchternster Gestalt aufzutreten. Jetzt ist endlich eine neue Form in den Handel gebracht worden, die so überaus zierlich gearbeitet, so reizvoll ornamentirt ist, daß sie den denkbar hübschesten Schmuck für den eleganten Toiletten-Tisch darstellt. Ein leichter Ständer trägt seitwärts den sechseckigen, durch ein rundes Deckelchen zu verschließenden Spiritus-Behälter, ein breiterer und ein schmälerer Doppelarm nehmen die Schere auf. Glänzender Nickel, hin und wieder durch etwas Goldbronze gehoben, bildet das Material. Der kleine Apparat funkelt und blitzt so einladend, daß die glückliche Besitzerin, mein sechzehnjähriges Töchterchen, dem ich denselben jüngst von der Reise mitbrachte, — er stammt aus der Fabrik von Ehrhardt in Schwäbisch-Gmünd, — sich mehr damit beschäftigt, als mir eigentlich lieb ist. Doch muß ich, als schwache Mutter und als Anstifterin des Unheils, schon ein Auge zudrücken.

Marie v. R.

Frau K. S. in Gr. — Wenn Sie mit den kleinen Fußbänken, die eine mit kochendem Wasser gefüllte Flasche bergen, nicht zufrieden sind, so machen Sie einen Versuch mit dem neuen Fußwärmer „Lebensstrom", der von der deutschen Glühstoff-Gesellschaft in Dresden in den Handel gebracht wird. Derselbe wird mit vier Glühkörpern gefüllt und gewährt auf Stunden hinaus eine gleichmäßige Wärme. Kleine Taschen mit Metall-Einsatz, der einen länglichen Glühkörper birgt, bringt die gleiche Gesellschaft als Muffenwärmer in den Handel.

D. Red.

Gesundheits- und Körperpflege.

Kleine Verletzungen erscheinen oft so unbedeutend, daß sie kaum beachtet werden, und können doch durch Schmerzhaftigkeit, durch langsame Heilung mit Eiterung und häßlichen Narben sehr unangenehm oder gar durch Blutvergiftung gefährlich werden.

Schnelle Vereinigung durch unmittelbare Verklebung tritt ein, wenn die Wundflächen rein sind und in ruhiger und enger Berührung gehalten werden. Verunreinigung kann bei der Verletzung selbst, z. B. durch ein unreines Messer, einen Holzsplitter oder dergleichen verursacht sein, ebenso beim Blutstillen und Verbinden der Wunde. Durch Fleischmesser können Theile des zerlegten Fleisches in die Wunde gebracht werden, was besonders von Eingeweiden und von nicht ganz frischem Wild gefährlich ist, weil in Zersetzung übergehende Eiweißstoffe leicht sehr heftige Gifte erzeugen; Splitter von altem Holze können außer eiererzeugenden Bacillen auch solche enthalten, die den lebensgefährlichen Starrkrampf hervorrufen. Auch im günstigsten Falle verzögert jede Verunreinigung die Heilung, wie denn die neuere Chirurgie gerade durch die peinlichste Sauberkeit ihre wunderbaren Erfolge erzielt. Schon das aus der Wunde hervorquellende Blut kann unreine Stoffe wegschwemmen; ist aber irgend eine stärkere oder bedenkliche Verunreinigung zu befürchten, so ist völlige Reinigung mit darübergegossenem oder gespritztem reinen Wasser, allenfalls mit Essigwasser oder mit ein- bis zweiprocentigem Carbol-Wasser oder zwei- bis fünfprocentigem Kaliumpermanganat-Wasser anzurathen. Blutstillende Mittel sind ohne ärztliche Anordnung niemals anzuwenden, weil die dadurch erzeugten Blutgerinnsel die Heilung verzögern oder gar, — wie die als Volksmittel noch immer gebrauchten Spinnewebe — Staub und Schmutz hineinbringen. Die Blutung steht, wenn nicht größere Adern verletzt sind, sobald die Wundränder genau zusammengelegt und durch einen Verband, — etwas reine Verbandwatte oder Verband-Gaze und eine umgelegte Binde, — so gehalten werden; bei stärkerer oder wiederkehrender Blutung wird das Glied hochgehalten oder gelagert und mit einer Binde fest eingewickelt. Genügen diese einfachen Mittel nicht, so ist es allemal nöthig, einen Arzt zur kunstgerechten Behandlung herbeizurufen, und man ertrage auch, wenn er es für nöthig hält, die unbedeutenden und rasch vorübergehenden Schmerzen einer Naht, wodurch die Heilung wesentlich gesichert und beschleunigt wird.

Dr. D.

Album. — Rothe Narben nach schlecht geheilten Brandwunden pflegen im Laufe der Zeit von selbst blasser zu werden. Befördern läßt sich dies durch kunstgerechtes Elektrisiren und Massiren. Geduld ist aber auch dabei erforderlich.

Dr. D.

Vierzehnjährige Abonnentin und **K. R.** — Alle Enthaarungsmittel wirken nur oberhalb der Haut, können also das Wiederwachsen der Haare nicht hindern. Dies kann nur durch Zerstörung jeder einzelnen Haarwurzel auf elektrischem Wege geschehen. — Röthe der Hände muß durch Belebung des Blutlaufs bekämpft werden. — Aufwärts gerichtete Nasen abwärts zu ziehen, ist wohl noch nicht erprobt. Uebrigens können Stumpfnäschen sehr pikant und hübsch sein, wenn der ganze Gesichtsausdruck dazu paßt.

Dr. D.

Bezugsquellen.

Masken-Kostüme „Stern" und „Mond": E. Hoppenworth, W, Mohrenstr. 55.

Spectralin-Apparat für Riesen-Seifenblasen: Josef Obletter, München.

Für den Druck bestimmte Manuscripte müssen stets deutlich auf nur einer Seite des Papiers geschrieben sein. Unverwendbares kann nicht zurückgesandt werden; ebensowenig vermag die Redaction die Gründe der Ablehnung auseinanderzusetzen.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamerstraße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltungs-Beilage

1. Februar 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 3.

Nachdruck verboten.

Eine brillante Idee.

Novelle von G. von Sarasin.

(Fortsetzung.)

So fing Doctor Schmidt an, sich Vorwürfe zu machen, daß er seine Schwester so viel allein gelassen hatte. Während er mit Kaufmanns umhergeschweift war, hatte sie mit den andern Bewohnern der „Antonienhöhe" große und kleine Ausflüge unternommen, und der Doctor wußte ja, wie schnell sich bei solchem sommerlichen Feierleben eine gewisse Intimität herausbildet.

Zum zweiten Mal schon sagte er sich heute, daß es doch recht gut sei, daß Herr von Domnitz ankommen sollte, — für ihn selbst und jetzt auch für seine Clara.

„Dann werde ich an ihrer Seite bleiben und ein wachsames Auge auf sie haben. Oder noch besser: ich werde sie veranlassen, mit mir abzureisen! Wir könnten die letzten zehn Ferientage zu einer kleinen Reise ins Oesterreichische verwerthen. Da sind wir die ganze langweilige Gesellschaft los, und bei Kaufmanns fällt es nicht auf, wenn ich nicht mehr so häufig komme. — Aber — die Leute könnten vielleicht mein Fernbleiben mit der Ankunft des Bräutigams in Verbindung bringen; das wäre doch sehr unangenehm und — und ganz unberechtigt . . . !"

Nachdem der Doctor so weit mit sich ins reine gekommen war, kleidete er sich aus und legte sich nieder. Sein Licht verlöschte als das letzte in dem friedlich einsamen Hause.

Am nächsten Morgen wurde von der Mehrzahl der Hôtel-Insassen ein Besuch des Berchtesgadener Bergwerks unternommen.

Rudi, der ja heute noch einmal zu Kaufmanns hinunter mußte, ging ernstlich mit seinem Gewissen zu Rathe, ob er es verantworten könne, die Schwester wieder ohne seine Begleitung fort zu lassen.

Nicht etwa, weil er das Unternehmen für besonders gefährlich gehalten hätte. O nein! Eine Besichtigung des Bergwerks in Berchtesgaden ist ungefähr so comfortable und gefahrlos, wie der Besuch irgend einer Galerie oder Ausstellung. Der Doctor, der mit den Damen Kaufmann zusammen dort gewesen war, wußte das ganz genau.

Aber — aber — da war ein anderes Bedenken!

Die Grubenverwaltung verlangt, daß jeder Besucher eine Art von Bergmannskleidung anlegt: die Herren leichte schwarze Joppen, eben solche weite Beinkleider, ein Bergmannskäppchen und ein Schurzfell; die Damen Bergmannskäppchen, leichte schwarze Joppen und — weite, weiße Beinkleider.

In einem Holzbau, gegenüber dem Einfahrtsstollen, muß jeder Schaulustige sich diesem Kostümwechsel unterziehen.

Die Herren erscheinen nach dieser Metamorphose nicht gar zu sehr verändert wieder am Tageslicht.

Aber die Damen, — ach Gott, nein, — die Damen!

Was da nach fünf Minuten aus den eleganten modernen Gestalten gemacht wird, ist wirklich zum Erbarmen!

Auf den zierlich frisirten Köpfen das häßliche Mützchen, um die festgeschnürte Taille die lose baumelnde Jacke, und das andere, — das ist nun geradezu traurig! — An Stelle der schöngefalteten, leise rauschenden Gewänder — die plumpen, weißleinenen Hüllen!

Man kann sich eigentlich auf der Welt nichts Unvortheilhafteres denken!

Aber mit dem Verbrechen der verletzten Schönheit war Rudi's Bedenken noch gar nicht erschöpft, — nein, es war ein viel complicirterer Gedanke, der sein Bruderherz beschwerte!

Unter den merkwürdigen Knappengestalten nämlich, die sich — vor jeder Einfahrt — verlegen lächelnd der Damen-Garderobe entwinden, finden sich immer auch ein oder zwei Exemplare von so niedlicher Drolligkeit, daß man um ihretwillen der ganzen lächerlichen Maskerade nicht nur nicht gram sein kann, — nein, ihr sogar einen gewissen Reiz zusprechen muß.

Als Rudi Theilnehmer gewesen war, hatte ein Herr, der mit ironischer Schärfe Kritik an den ad-hoc-Bergmännern übte, beim Anblick einiger schlanken Mädchen gemeint: „Es ist merkwürdig, entweder sehen sie zu häßlich aus oder zu hübsch; das rechte Mittelmaß können sie auch hier nicht finden."

Und als Rudi jetzt besorgten Blickes zu seiner Schwester hinüberschaute und ihre kleine zierliche Gestalt betrachtete, konnte er sich der schweren Befürchtung nicht entschlagen, daß Clara höchstwahrscheinlich der letzteren Kategorie zugezählt werden müßte.

Er athmete daher erleichtert auf, als er erfuhr, daß wenigstens Herr Baldenius heute nicht bei der Partie sein würde.

Am Morgen war ein großes, amtlich aussehendes Schreiben für Baldenius eingelaufen, worauf er mit wichtiger Miene verkündet hatte, daß er behufs dessen Beantwortung zu Hause bleiben müsse. Er ließ durchschimmern, daß dieser Brief mit seinen ferneren Lebenszielen in Verbindung stände, und daß so etwas wie eine großartige Anstellung dadurch angebahnt sei.

Die Ostpreußin ließ sich sofort zu den kühnsten Vermuthungen hinreißen; sie meinte laut flüsternd: „Jedenfalls wieder an einen exotischen Hof! Für den jungen Kaiser von China wird, glaub' ich, ein Gouverneur gesucht. Das wird es möglicherweise sein. Oder gar ein Posten in Persien, am Hofe des Schah-il-Schah. Da ist erst kürzlich ein Europäer Minister geworden!"

Herr Baldenius, dessen in der Wildniß geschärftes Ohr die Worte erfaßt hatte, lächelte milde und geheimnißvoll.

Die Wirthin aber verrieth später, daß sie auf dem Couvert den Poststempel Berlin gelesen hätte; sie wagte daher, an den stolzen Erwartungen des Fräuleins zu zweifeln.

Diese ließ sich aber durchaus nicht beirren.

„Aus Berlin?" rief sie triumphirend, „das ist ja sogar ein Beweis, daß ich recht gerathen habe; der Brief kommt von dem Auswärtigen Amte!"

Dagegen wußte niemand etwas Erhebliches vorzubringen, und so blieb man bei dieser Erklärung stehen.

Kurze Zeit darauf erfolgte der allgemeine Aufbruch.

Rudi wanderte mit den andern noch ein Stückchen zu Thal und schied mit dem festen Versprechen, pünktlich zur Mittagstafel zurück zu sein.

Er hielt — zum wievielten Mal in diesem Sommer! — sein Versprechen nicht.

Als er in das Portal des Hôtel Bellevue eintrat, rief ihm der Portier entgegen: „Die Herrschaften sitzen im Garten".

Rudi nickte gemessen, durchschritt den Hausflur und blieb am Gartenausgang stehen. Er redete sich ein, er sei von der Sonne geblendet und müsse sich erst an das helle Licht gewöhnen; in Wahrheit versuchte er seinen Gesichtsausdruck ins unbefangen Würdige einzustellen.

Heute früh mußte Lothar eingetroffen sein, in wenig Secunden würde er ihm gegenüber stehen, und es lag Rudi daran, dem ersten Begegnen eine gewisse Förmlichkeit zu geben.

Die bürgerlich biederen Kaufmanns, — mit denen konnte ein schlichter deutscher Gelehrter wohl einen harmlosen Verkehr pflegen; aber mit einem Baron von Domnitz auf und zu Wendenhof? — Nun und nimmer!

Er zögerte noch, als er plötzlich auf dem Kiesweg neben sich einen leichten Schritt hörte; er wandte sich um, — Toni stand vor ihm.

„Ach, Herr Doctor," rief sie überrascht, und dann setzte sie verdrießlich hinzu: „Denken Sie nur, wie traurig, Lottchen ist nicht gekommen!"

Dem Doctor fuhr es merkwürdig wohlthuend durch und durch. Er vermochte nur ein einigermaßen bedauerndes „O!" auszustoßen.

Toni hatte ein blaues Papier in der Hand, das sie ihm jetzt hinhielt.

„Da, er hat depeschirt, lesen Sie 'mal!"

Rudi entfaltete langsam das Telegramm und las folgende Worte: „Durch Studium leider vorläufig an Abreise verhindert; Brief folgt. Betrübt. Lothar."

Er reichte Toni den Zettel zurück.

„Das ist ja wirklich recht fatal," sagte er heuchlerisch.

Toni blickte ihn ernsthaft an.

„Können Sie Sich wohl vorstellen, was das für ein Studium sein mag, das man auch in den Universitäts-Ferien nicht unterbrechen kann?"

Der Doctor dachte nach.

„Mir ist es freilich nicht gerade vorgekommen; im ersten Semester scheint es ein bißchen merkwürdig, aber — aber — man kann nie wissen. ."

Toni hielt die Depesche noch immer geöffnet in der Hand. Plötzlich stieß sie einen kleinen Ausruf des Erstaunens aus.

„Was ist denn das?"

Sie tippte mit leise zitterndem Finger auf ein Wort.

Der Doctor blickte eifrig in das Papier.

„Wo denn? Wo denn?"

„Hier! Was steht denn hier?!"

Rudi las langsam: „Aufgegeben Baden-Baden 27. 7. 10-11 Uhr abends."

Sie sahen sich beide erstaunt an.

„Das ist aber sehr sonderbar," sagte Rudi dann.

Und Toni erwiderte mit trotzig gefalteter Stirn: „Sehr sonderbar, das muß ich auch sagen!"

Dann wandte sie sich um und schritt auf dem hellen Gartenweg voraus einer Laube zu, in deren grünem Schatten Herr und Frau Kaufmann behaglich beim zweiten oder dritten Frühstücke saßen.

Der Doctor folgte, — ernst und froh zugleich.

Toni theilte den Eltern die merkwürdige Entdeckung mit.

Herr Kaufmann verfiel in fassungsloses Erstaunen, die Mama aber meinte beruhigend: „Er wird da zu thun haben; ich glaube, Baden-Baden ist für einen National-Oekonomen sehr wichtig."

Toni unterbrach die Mutter abweisend: „Schon gut, schon gut, wir wollen ihn fragen, wenn er kommt!" Dann wendete sie sich zu Rudi: „Also, Herr Doctor, dann gehen nur wir drei nach Salzburg, das ist famos!"

Eine Viertelstunde später brachen sie auf.

Den ganzen langen Tag that Toni mit keiner Silbe mehr der Angelegenheit Erwähnung. Sie schien auch nicht mehr daran zu denken, denn sie war so lustig und aufgeräumt, wie nur je.

Als man spät am Abend nach Berchtesgaden zurückkam, hatte Toni für die nächsten fünf bis sechs Tage das Vergnügungs-Programm festgestellt, und der Doctor hatte von seiner gestern so fest beschlossenen Abreise kein Wort gesagt.

Auf der „Antonienhöhe" lag alles schon im Schlummer, als Rudi nach Hause kam.

Er stieg leise die Treppe hinauf, öffnete vorsichtig seine Zimmerthür . . . da hörte er das bekannte Papierknittern, das ihm eine Nachricht von Clara ankündigte.

Er zündete ein Licht an, fand auf der Schwelle ein ausnahmsweise großes Schreiben vor und entzifferte es dann bei dem schwachen Kerzenschein.

„Liebster, bester Rudi! Ein reicher Tag liegt hinter mir. Dir, geliebte Freundesseele, muß ich davon rasche Kunde geben.

Glaube nicht etwa, daß Du jetzt eine Schilderung des Bergwerks zu ertragen haben wirst. Das verbietet sich aus zwei Gründen; erstens: Du hast es gesehen und würdest nichts Neues durch mich erfahren, zweitens: ich wär gar nicht dort, — das heißt, ich war dort, aber nicht darin! — Ich wäre nicht hineingestiegen, — unter diesen demüthigenden Bedingungen, — nicht um Burgunds beblümte Auen'!

Als wir ankamen, wurde gerade ein Trupp von etwa zwölf Herren und zwölf Damen hineingeführt, — die Damen, — na, Du weißt es ja. Dazu hätte ich mich nie entschließen können! Um so weniger, als der Berliner Bankierssohn, — dessen Art mir überhaupt nicht recht gefallen will, — durch einige wenig zartfühlende Bemerkungen über eine etwas starke, aber durchaus würdige ältere Dame zeigte, wie frivol mancher Mann von manchen Dingen denkt. Ich erklärte, daß ich ein klein wenig erkältet sei und die kühle Luft im Berge fürchte, und blieb zurück."

Rudi athmete erfreut auf. Es war ihm recht lieb, daß seine Schwester sich ausgeschlossen hatte. Dann las er weiter:

„Ich blieb nur noch so lange, um unsere Gesellschaft einfahren zu sehen. Ach, Du kannst Dir keine Vorstellung machen, was das für ein komischer Anblick war! Miß Littledale sah aus wie ein böser, alter Mann, und meine Freundin aus Königsberg! Jetzt ist mir klar, warum sie so lange Kleider trägt und bei allem Staub und Schmutz die Schleppe nicht aufnimmt. Die Füße! Nein, Rudi, die Füße! Und es war mir auch bisher nicht aufgefallen, wie komisch ihre Figur ist. Denke Dir, — aber mir fällt ein, Du könntest mich am Ende moquant finden, und deßhalb will ich Dir lieber den weiteren Verlauf des Tages erzählen.

Ich wanderte also allein nach Hause zurück, eigentlich in der Absicht, den freien Vormittag zum Briefschreiben zu verwenden. Als ich aber mit meiner Schreibmappe auf die Veranda kam, fand ich dort Herrn Baldenius."

Rudi unterbrach die Lectüre. Da wäre es ihm schon wieder angenehmer gewesen, wenn Clara das Bergwerk besucht hätte!

„Er hatte gerade seine Correspondenz erledigt, und wir plauderten miteinander. Das ist wirklich ein sehr interessanter Mann. Er hat mir so viel und so lebhaft erzählt, Du kannst Dir gar keinen Begriff davon machen. Was der alles erlebt und erfahren hat! Es ist bewundernswerth. Ich werde Dir alles wiedererzählen, wenn wir uns erst sprechen können, und ich bin überzeugt, Du wirst staunen. Ich habe mir nachher eine Menge Notizen gemacht und denke, im Herbst davon eine Novelle zu schreiben. ‚Der Schwur des Sipois' soll der Titel werden, und ich meine, wenn ich noch ein bißchen im Conversations-Lexikon nachlese, werde ich das tropische Colorit schon treffen. Die ‚Abendlichen Feierstunden' haben mir doch die letzte Arbeit mit der albernen Bemerkung zurückgeschickt, das Interesse für Gouvernanten-Schicksale habe in den letzten Jahren bei ihren Lesern merklich abgenommen. Nun, ich sage nicht zu viel, wenn ich behaupte, etwas so Merkwürdiges, wie diese Novelle werden wird, haben die ‚Feierstunden' überhaupt noch niemals gebracht! Ich glaube, das wird Epoche machen.

Auch der Nachmittag brachte mir Interessantes. Ich habe mit dem jungen Amerikaner gesprochen, und er hat mir seine Lehre auseinandergesetzt. Sehr, sehr eigenthümlich! Die Zukunfts-Gesellschaft auf ästhetischer Basis, die Lyrik an Stelle der Logik, den Künstler an Stelle des Beamten, das Epos an Stelle des Straf-Gesetzbuches . . . Ich habe es nicht ganz verstanden, aber es schien mir groß und erhaben.

Gegen Abend ging ich mit meiner Freundin über den Berg in das kleine Dorf, wo die Arme, für die wir gestern gesammelt haben, wohnt. Ergreifender Einblick in ein tragisches Menschenschicksal. Tochter eines Paschers, Gattin eines Wilderers, Mutter von neun Kindern, — o des Jammers!

Siehst Du, Rudi, all' diese Eindrücke und Anregungen danke ich meinem glücklichen Einfall mit unserer Incognito-Reise. Bist Du nun bald überzeugt, Du Zweifler, daß ich damit wirklich eine brillante Idee gehabt habe?

Gute Nacht! Ich bin sehr müde. Der Tag hat so viel des Neuen geboten.

Herzlich und treu

Deine Clara.

P. S. Herr Baldenius heißt Woldemar mit Vornamen; Woldemar, nicht etwa Waldemar. Findest Du den Namen nicht sehr hübsch?"

Die Stimme in Rudi's Gewissen, die schon des öfteren zur Abreise gerathen hatte, erhob sich einmal wieder und diesmal sogar lauter als je vorher.

Rudi hörte sie wohl, aber — aber er fand nicht mehr die Kraft, ihr zu folgen.

„Es sind ja so wie so nur noch ein paar Tage," tröstete er sich, „da kann doch kaum Entscheidendes sich ereignen."

Und er stieg am nächsten Tage wieder hinab ins Thal, und Clara zog mit den anderen hinauf zu den Gipfeln. Aeußerlich blieb alles in der alten, nun schon gewohnten Art, innerlich jedoch, — leise, ganz leise, aber unaufhaltsam, — gingen die Herzensschicksale ihren Weg.

Ein paar Tage verstrichen.

Bei Kaufmanns war der in Lothars Depesche angekündigte Brief nicht eingetroffen.

Der ferne Bräutigam schien sich einem ganz unerhörten Fleiße hinzugeben; jedenfalls fand er nicht die Zeit, auch nur ein kurzes Lebenszeichen zu senden.

Die Eltern machten von Zeit zu Zeit besorgte Anspielungen. Toni verzog dann nur bitter den kleinen Mund und sagte kurz: „Wartet doch ab, wir werden's schon erfahren!"

Eines Tages aber, — es regnete gerade heftig und die grau verschleierten Berge guckten melancholisch hernieder ins Städtchen, — da verlor Herr Kaufmann plötzlich die Geduld.

Als er von seinem Nachmittagsschläfchen erwachte und auf seine Frage nach einem Briefe wieder das fatale: „Es ist nichts angekommen!" hören mußte, faßte er einen Entschluß, setzte sich nieder und schrieb einen kurzen Brief, der zwar nur einige wenige Fragen, aber diese in um so energischerem Ton enthielt.

Er trug das Schreiben durch Regen und Wind höchsteigenhändig auf die Post, — „durch Eilboten" und „Einschreiben" stand darauf zu lesen.

Drei Tage darauf lief die Antwort ein. Sehr lang und sehr zerknirscht.

Herr und Frau Kaufmann, denen es glücklicherweise gelungen war, den Briefträger abzufassen und sich das verhängnißvolle Schriftstück ausliefern zu lassen, ohne daß Toni es sah, waren damit heimlich in das Schlafgemach geschlichen, und als sie gelesen und noch einmal gelesen hatten, sahen sie einander lange Zeit fassungslos an.

Dann brach Herr Kaufmann in ein kräftiges Donnerwetter, Frau Kaufmann dagegen in reichliche Thränen aus.

„Du mußt es dem Kinde sagen!" schluchzte endlich die Mama.

„Ich denke gar nicht daran," war die Antwort. „So 'was ist Sache der Mutter."

Frau Kaufmann wehrte sich heftig; der Papa aber blieb unerbittlich.

„Ich sage keine Silbe, nun sieh zu, wie Du fertig wirst."

Mit diesen Worten verließ Herr Kaufmann schließlich das Zimmer.

Die arme Mutter trocknete ihre Thränen und versuchte, sich Muth einzureden, aber immer wieder, wenn sie die Thürklinke in die Hand nahm, um zu ihrer Tochter hinüber zu gehen, überwältigte sie der Schmerz, und sie mußte aufs neue ihren Thränen den Lauf lassen.

Da kam ihr plötzlich ein Einfall.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Doctor Schmidt! —— Toni's verehrter Lehrer und, wie man wohl sagen konnte, der treue Freund des Hauses...!

Wenn sie Doctor Schmidt bitten würde, die schlimme Botschaft zu überbringen?!

Ja, das war ein ausgezeichneter Ausweg; der dicken Mama fiel ein Stein vom Herzen.

Sie schellte und gab dem Kellner den Auftrag, Herrn Doctor Schmidt, sobald er käme, zu ihr zu führen, sie habe ihn um einen wichtigen Dienst zu ersuchen.

Frau Kaufmann wartete nicht lange.

Rudi, der bei Regenwetter sein Amt als Begleiter auf Spaziergängen mit dem eines Gesellschafters für den stark an Langeweile laborirenden Herrn Kaufmann vertauschte, erschien nach etwa einer Viertelstunde bestürzten Angesichts und hülfbereiten Herzens.

Die Mama setzte ihm den Fall undeutlich, aber thränenreich auseinander, und ehe sich der Ueberraschte noch ganz klar war, was man eigentlich von ihm verlangte, saß er plötzlich, mit dem Unglücksbrief in der Hand, allein auf dem Sopha und hörte nur noch die Worte: „Ich werde Ihnen das Mädchen heraufschicken," mit denen Frau Kaufmann soeben das Gemach verlassen hatte, in seinen Ohren nachklingen.

Das Mädchen, — das war Toni, und der Brief...?

Der Brief war unterzeichnet: „Euer auf ewig unglücklicher, aber nicht anders könnender Lothar," und enthielt verworren und verschämt, aber dennoch deutlich, — eine Absage.

Der Doctor las die sonderbare Epistel kopfschüttelnd und verständnißlos zweimal nacheinander durch.

Wie war es möglich? Aufgeben, ein Mädchen wie Toni aufgeben! Und warum? Warum?

Lothar meinte in den ersten zehn Zeilen seines Schreibens, „weil er sich dieses engelreinen Geschöpfes unwerth gezeigt habe", und wollte lange nicht mit der Sprache heraus, wodurch das eigentlich geschehen sei. Auf der dritten Seite kam eine leichte Andeutung, daß Kurzsichtige sein Benehmen vielleicht als — treulos bezeichnen könnten; in Wahrheit dürfte man jedoch nur von einem gewaltsam hereinbrechenden Schicksal sprechen. Auf Seite vier enthüllte es sich dann, daß das „gewaltsam hereinbrechende Schicksal" die Züge einer „höchst talentirten, sicher einer großen Zukunft entgegengehenden Künstlerin" trage, deren Bekanntschaft Lothar, wie er sich zum Schluß ziemlich räthselhaft ausdrückte, zu seinem „Heil und Unheil" vor einigen Wochen gemacht hatte.

Als der Doctor zum zweiten Male bis zu dieser Stelle gelesen hatte, öffnete sich plötzlich die Thür, und Toni trat ein.

Rudi fuhr erschreckt zusammen; er versuchte das Papier noch schnell in seine Brusttasche zu prakticiren, aber es war zu spät, Toni hatte es schon bemerkt.

„Was haben Sie denn da?" fragte sie, näher kommend.

Der Doctor suchte vergebens nach Worten.

„Was ist Ihnen denn überhaupt? Sie sind ja so sonderbar! Mama sagte doch, Sie wollten mich sprechen!"

Erst in diesem Momente wurde dem Doctor alles klar. Er, er sollte dem Mädchen da vor ihm den ersten großen Schmerz seines Lebens zufügen, den ersten Schmerz, um den er sie so tief bemitleidete und der für ihn eine so unendlich große Freude enthielt.

Aber war es denn möglich, war es erlaubt? War das nicht geradezu eine Teufelstücke des Schicksals, ihn, gerade ihn auf diesen Posten zu stellen, ihn auszuersehen, diese fürchterliche Botschaft zu überbringen?

War es nicht leicht möglich, daß Toni einen solchen Unglücksboten für ewig hassen würde?? —— Und, — das fühlte Rudi ganz deutlich, — von ihr gehaßt zu sein, das würde er unmöglich ertragen können!

Verzweiflungsvoll blickte er zu ihr auf. Seine Augen wurden starr und rund vor Angst.

Toni lächelte arglos.

„Aber so sprechen Sie doch nur, Herr Doctor. Es kann doch nicht so etwas Schlimmes sein!"

„Etwas Schlimmes? Nein, durchaus nicht," wehrte Rudi krampfhaft lächelnd ab, „man könnte es eher als etwas sehr Merkwürdiges bezeichnen."

Toni setzte sich ihm gegenüber auf einen Stuhl.

„Also, dann heraus mit der Sprache!"

Er würgte ein paar Mal ängstlich, dann entrang es sich seiner Kehle: „Es handelt sich um ihren Bräu..., um Herrn von Domnitz."

Das Mädchen sprang erstaunt auf.

„Um Lothar? Um Lottchen? Was ist denn mit ihm? Er ist doch nicht krank geworden? Er ist doch nicht am Ende gar...? Herr Doctor!?"

Auch Rudi war aufgestanden.

„Aengstigen Sie Sich nicht, Fräulein Toni, bitte, bleiben Sie ruhig. Herr von Domnitz ist gesund und munter."

„Gott sei Dank!"

„Er ist nur — nur sehr unglücklich."

„Unglücklich?"

„Ja, — aber, — wie er sagt, — er kann nicht anders!"

„Er kann nicht anders, als unglücklich sein? Wieso denn nicht? Er war doch immer kreuzfidel?"

„Gewiß, — aber es giebt Schicksale, gewaltsam hereinbrechende Schicksale sozusagen, die ... die..."

Toni wurde ungeduldig.

„Sprechen Sie doch nicht so geheimnißvoll, Herr Doctor, sagen Sie lieber einfach und klar, was los ist!"

„Aber..."

„Ja, es ist irgend 'was los! Papa ist ganz verstört, Mama hat geweint, und Sie sitzen hier mit einem so komischen Gesicht und halten immer krampfhaft einen Brief in der Hand. Geben Sie 'mal den Brief her!"

Rudi wich erschrocken aus.

„Um Gotteswillen, Sie sind ja noch nicht vorbereitet!"

„Vorbereitet, — ich?"

Toni sah ihn durchdringend an.

„Also es handelt sich um mich? Warum sagt Ihr denn das nicht gleich? Um mich? Und da wollt Ihr mich auf irgend 'was vorbereiten? Unsinn!"

Und mit einem plötzlichen, unerwarteten Ruck hatte sie Rudi den Brief entrissen und war damit ans Fenster getreten.

Er machte noch einen schüchternen Versuch, sie an der Lectüre zu hindern, aber sie sah ihn ernst und entschlossen an und sagte ruhig: „Glauben Sie mir, Herr Doctor, es ist das Beste, wenn ich gleich die ganze Wahrheit erfahre."

Dann begann sie zu lesen.

Sie las die vier engbeschriebenen Seiten ruhig zu Ende, nicht ein Zucken im Gesicht zeigte, was sie dabei empfand.

Dem Doctor, der sie ängstlich beobachtete, schien es sogar, als ob sie die ganze Zeit nicht einmal mit den Augen geblinzt hätte.

Als Toni zu Ende war, legte sie den Brief ruhig wieder zusammen. Ihre Hände zitterten nicht.

Dem theilnahmsvollen Rudi schien es nur, als ob sie das unheilvolle Blatt Papier zu aufmerksam, zu minutiös faltete, ihm wäre es natürlicher vorgekommen, wenn sie es zusammengeknittert und fortgeworfen hätte.

Toni trat zum Tische.

Sie legte den Brief hin, strich ein paar Mal zerstreut mit der Hand darüber.

„Also, das wäre vorbei!" flüsterte sie beinahe tonlos. „Ja, — was, — was soll man da sagen? Es ist recht sonderbar, — ich hätte nie daran gedacht!"

Rudi fühlte sich gedrängt, ein Wort der Theilnahme einzuwerfen.

„Es ist ja noch nichts Besonderes vorgefallen, liebes Fräulein Toni; Ihr Br... Herr von Domnitz wird sicher zur Besinnung kommen und —."

Sie schüttelte langsam den Kopf.

„Nein, es ist vorbei!" wiederholte sie noch einmal und schaute ernsthaft auf den verhängnißvollen Brief hin. Und nach ein paar Minuten meinte sie halblaut: „Vielleicht, —— vielleicht ist es recht gut so, es ist nur im ersten Augenblick so eigenthümlich. Ich hatte mich ganz daran gewöhnt, zu denken, daß ich Lottchen —" sie verbesserte sich, „daß ich Lothar heirathen sollte. Und nun will er nicht —."

Sie guckte zwischen Lachen und Weinen zu Rudi auf.

„Finden Sie es sehr blamabel?"

„Aber liebes Fräulein Toni!"

Sie zwang sich zu einem heiteren Ton.

„Und da habe ich mir so viele Mühe gegeben und so viel unnützen Kram gelernt, weil ich eine rechte und richtige Frau Baronin werden wollte! Sie armer Doctor haben Sich so mit mir geplagt —."

Sie reichte ihm die Hand, die er tröstend drückte.

„Vorigen Winter — die vielen Stunden, —— wissen Sie noch, wie wir uns mit den Päpsten und den Kaisern gequält haben? — Ach, es ist zu ko... nein, es ist zu traurig!"

Und da war es vorüber mit Haltung und erzwungener Heiterkeit, und der traurige, glückliche Rudi fühlte plötzlich der armen Toni Kopf an seine Brust gelehnt, und sein Arm, der sie stützend umfing, — fühlte, daß ihr ganzer Körper erbebte in stillem, heftigem Weinen.

Einen kurzen Augenblick blieben sie so.

In Rudi's Seele stiegen berückende Träume auf. Sollte er nicht dieses Köpfchen zwischen seine Hände nehmen, tief in die weinenden Augen sehen, dem armen, verlassenen Kinde Trost einsprechen, ihm klar machen, daß der Treulose keiner Thräne werth sei, dieser Blinde, der einen solchen Schatz von sich weisen konnte? Daß es andere Männer gäbe, die zu würdigen wüßten, welche Himmelsgnade das sei, solchen Schatz ihr eigen nennen zu dürfen; daß da zum Beispiel ein gewisser Doctor Rudolf Schmidt sei, ein schlichter Rudolf Schmidt, aber mit einem Herzen so voll Liebe —!

Da knarrte die Thür.

Die besorgten Eltern hatten nicht länger zu warten vermocht; sie drangen jetzt mit gezogenen Taschentüchern in das Zimmer ein, umarmten ihr „unglückliches Kind," schleuderten ungezählte kräftige Verwünschungen gen Baden-Baden, dankten Rudi für seine treue Freundschaft, und die ganze Scene endete unter Thränen und Händedrücken.

Rudi wurde sich klar, daß man in diesem Momente nur trauernd des Verlorenen gedenken, nicht hoffend in die Zukunft blicken könne. Auch er zog sein Tüchlein, fuhr leicht über die feuchten Augen und putzte dann andächtig und ordnungsliebend den feuchten Fleck ab, den Toni's Thränen neben seiner Brusttasche gelassen hatten.

Eine Viertelstunde später saß man um den Theetisch, und Frau Kaufmann sprach von Kofferpacken und Abreisen. —— —— Von Kofferpacken und Abreisen war auch auf der „Antonienhöhe" jetz viel die Rede.

Die table d'hôte, die auf der Höhe der Saison drei mächtig lange Tafeln erfordert hatte, war bis auf zwei kurze Tische zusammengeschmolzen, und selbst an diesen zeigten sich bedenkliche Lücken. Die Touristen und Passanten wurden seltener, die Abende länger und kühler, — die Sommerszeit neigte sich dem Ende zu.

Der übrigbleibende Stamm von Gästen schloß sich näher aneinander an.

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Die Prosa des Lebens.

Aus den Aufzeichnungen einer Hausfrau von Julius Weil.

Ich komme eben von meiner armen Freundin Marie. Welch ein Jammer! Mitten aus einer gesegneten Thätigkeit, aus einem Familienglück, wie es schöner und inniger nicht erträumt werden kann, hat der Tod ihren Gatten weggerafft! Wird sie das Furchtbare ertragen können? Wird sie nicht zusammenbrechen unter der Last dieses Verhängnisses? Ach, zu jäh ist es über die Fröhliche hereingebrochen! Es ist, als ob plötzlich alles Licht um sie erloschen, ihr Dasein in undurchdringliche Finsterniß gehüllt sei!

Wer begriffe nicht, daß die Arme völlig fassungslos dem Schmerze sich hingiebt! Aber sie wird sich aufraffen und weiter leben müssen: zwei unschuldige Augenpaare blicken hülflos und flehend zu ihr auf, — für ihre Kinder wird sie leben und lernen müssen.

Ja, lernen! Denn was weiß sie von der Welt, in die sie jetzt hineingestellt ist, von den ruhelosen, rücksichtslosen Kämpfen des Daseins, die ihrer warten? Die Welt, der sie bisher angehörte, war voll lachenden Sonnenscheins, voll heiteren Glückes gewesen, — in einer anderen Welt wird sie aus ihrem Schmerze erwachen.

Der Dahingeschiedene hatte zu jenen Männern gehört, die im Vollgefühle ihrer Kraft alle Mühen und Lasten des Lebens auf die eigenen Schultern nehmen und nur die frohen Gaben des Schicksals mit Weib und Kindern theilen. Was beschwerlich, verantwortungsvoll, unschön war, hielt er mit Aengstlichkeit von ihnen fern; sie waren nur dazu da, um die Früchte seiner Arbeit zu genießen und sich in seinen Erfolgen zu sonnen. So ist Marie, unberührt von den kleinen und großen Sorgen des Tages, unbekümmert und unerfahren, wie ein glückliches Kind, an seiner Seite einhergegangen. Nun auf einmal ist ihr die stützende Hand entzogen, das Herz, das für sie zitterte, der Geist, der für sie sorgte und dachte, sie haben aufgehört zu athmen und zu denken, — rathlos, hülflos steht sie dem feindlichen Leben gegenüber. Wohin sie den Fuß setzt, — unbekanntes Land; wohin sie blickt, — unüberwindliche Schwierigkeiten! Sie, für die Erhalten und gar Erwerben völlig fremde Begriffe sind, soll nun ein Vermögen verwalten, sich mit geschäftlichen Dingen befassen, soll prüfen, rechnen, sparen? Wird sie das jemals erlernen? Freilich, das Geld drängt auch dem Unerfahrensten die Bedeutung seines Werthes auf, aber ehe man verstehen lernt, es zu sichern, es richtig zu verwenden, es einzutheilen, durch wie viele Fehlgriffe und Verluste muß man sich durchkämpfen! Arme Freundin! . . .

Ich rieth ihr, sich nach einem männlichen Beistand umzusehen und einen der Freunde des Verstorbenen zum Vormund ihrer Kinder und zum Verwalter ihres Vermögens zu erwählen. Aber sie besteht darauf, selbst die Vormundschaft zu übernehmen und ihre Unabhängigkeit zu bewahren. Ich fürchte, sie ist zu stolz, um sich in ihrer Schwäche zu zeigen, und zu sehr gewohnt, ihren eigenen Willen herrschen zu sehen, als daß sie sich entschließen könnte, sich einem anderen unterzuordnen. Denn auch meine bescheidene Hülfe hat sie zurückgewiesen.

Die Arme! Wie wird sie kämpfen, wie leiden müssen!

* * *

Ich frage mich: Hat der Verstorbene recht daran gethan, seine Gattin in Unkenntniß über die Verhältnisse des praktischen Lebens zu lassen? — und ich finde nur die eine Antwort: Nein, er hat nicht recht daran gethan! Was er versäumt hat sie in liebevoller und schonender Weise zu lehren, das wird sie nun in der harten und erbarmungslosen Schule des Lebens lernen müssen, — unter ach! wie vielen bitteren Erfahrungen, unter welchen Demüthigungen und Enttäuschungen!

Und dennoch war er der zärtlichste, der besorgteste Gatte, und gerade dieser zärtlichen Besorgniß entsprang sein Bestreben, jeden Schatten einer Sorge aus dem Gesichtskreise der Geliebten zu bannen. Nur Licht und Freude sollte sie auf ihren Wegen finden, und niemals sollte sie von der Prosa des Lebens erschreckt werden.

Oft habe ich diese Worte aus seinem Munde gehört und mich gewundert, daß ein Mann, der in Arbeit und Schaffen aufging, einem so falschen Idealismus huldigen konnte. Als ob Genuß ohne eigene Thätigkeit die Poesie des Lebens und Arbeit seine Prosa wäre; und als ob jene nur für die Frau und diese für den Mann allein bestimmt wäre! Wohl weiß ich, daß es Sache des Mannes ist, zu erwerben, — aber die Frau sollte an seiner Thätigkeit keinen anderen Antheil nehmen, als den, die Früchte derselben zu genießen? Freilich, in vielen Ehen sind die Rollen zwischen Mann und Frau in dieser Weise vertheilt. Der Mann geht dem Erwerbe nach, jagt und hastet sich ab, um zu gewinnen, was zur Bestreitung des Hausstandes und zur Erhaltung der Familie ihm nothwendig erscheint, und, wenn das Glück günstig ist, um Vermögen, Reichthum zu sammeln. Die Frau aber weiß von dieser ganzen, das Leben ihres Mannes ausfüllenden Thätigkeit nur so viel, als sich aus seinem wirthschaftlichen Auftreten, besonders aus der Höhe der ihr zur Führung der Haushaltung überlassenen Summe erkennen läßt. Was er eigentlich besitzt, wie er es erworben hat, und wie verwaltet, ob die Haushaltungssumme im Einklange steht mit seinem Verdienste, ob überhaupt die Gesammtausgaben seinen Einnahmen entsprechen, — alles das ist ihr häufig in höherem Grade unbekannt, als unbetheiligten Dritten. Meist hat sie auch kein Verlangen, sich darüber zu unterrichten; sie hat blindes Vertrauen zu ihrem Gatten; er ist ja ihr natürlicher Vormund, der Ernährer seiner Familie, er wird am besten wissen, wie viel ausgegeben werden darf. Rafft sie sich aber doch einmal zu einer Frage über diese Verhältnisse auf, so wird sie kaum etwas anderes zu hören bekommen als: „Ach, Kind, was verstehst Du von Geschäften? Sei froh, daß Du davon verschont bleibst! Oder allenfalls: „Wie der Verdienst ist? Ob wir etwas zurücklegen können? Lieber Himmel! Die Zeiten sind schlecht genug; verminderte Einnahmen und steigende Ausgaben! Aber wo soll man zuerst anfangen zu sparen?" Worauf sie wahrscheinlich entgegnen wird: „Sparen? Wie? Ich dächte, mehr könnten wir uns doch kaum einschränken, als es ohnehin schon geschieht!" Und dabei bleibt es. Nach wie vor ist ihr die Vermögensstellung ihres Mannes ein Geheimniß, an dessen Enthüllung beide Ehegatten kein Interesse nehmen; nach wie vor bleiben Mann und Frau in einem das Familienglück so wesentlich bedingenden Punkte einander völlig fremd.

Habe ich etwa zu schwarz gemalt? Ich glaube nicht. Sind mir doch die unheilvollen Folgen solcher verkehrten Lebens-Theorie oft genug vor die Augen getreten. Ich habe Frauen gekannt, liebenswürdige, tadellose Frauen, die in ihrer Toilette und ihrem Haushalte den größten Aufwand trieben, während ihre Männer die Mittel hierzu nur durch ein geschicktes Borg-System aufbrachten. Hätten sie eine Ahnung davon gehabt, sie würden sich des erborgten Prunkes geschämt haben. Aber sie wußten es nicht, sie hatten nie danach gefragt, ob es ihre Verhältnisse auch gestatteten, so aufzutreten, wie sie es thaten. Sie nahmen es als selbstverständlich an, weil ihnen ja das Geld dazu in die Hände gegeben wurde. Und dann, als der Zusammenbruch erfolgte, als man sich auf das Nothwendigste einschränken und mit der Noth einen täglichen Kampf führen mußte, — wie viele gegenseitige Vorwürfe, wie viel Unfriede und mit verbittertem Herzen getragener Kummer!

Sind diese Frauen von jeder Schuld freizusprechen? Nein, so wenig wie ihre Männer. Die Frau muß wissen, was sie ausgeben darf, und damit sie es erfahre, muß sie darauf bestehen, in die Vermögens-Verhältnisse ihres Mannes eingeweiht zu werden und mit ihm gemeinsam die Verbrauchssumme für den Haushalt festzustellen. Und kein Mann, der in seiner Frau die ebenbürtige Genossin seines Lebens erblickt, wird dieser Forderung entgegentreten, auf deren Erfüllung die Ordnung des Wirthschaftslebens, dieser starke Pfeiler des Familienglückes, beruht.

Aber ich denke noch an andere, nicht weniger verhängnißvolle Wirkungen jener thörichten Scheu vor der ‚Prosa des Lebens'. „Du verstehst ja doch nichts von Geschäften, Kind!" sagt der Mann; und er hat recht, sie versteht nichts davon. Aber das ist kein Vorzug, sondern ein Mangel, den sie oft bitter zu bereuen Ursache findet. Unerfahren in allen Fragen des praktischen Lebens, wie sie als Mädchen in die Ehe gekommen ist, bleibt sie auch als Frau; sie weiß nichts von den geschäftlichen Vorgängen des täglichen Lebens, nichts von den nothwendigen Erfordernissen einer Vermögens-Verwaltung; sie ist völlig unwissend in allen diesen Dingen, und sie ist am Ende noch stolz darauf, — bis sie an einem Tage der Trauer und des Schmerzes sich plötzlich auf sich allein angewiesen sieht. Dann empfindet sie mit einem Male die ganze Schwere der auf ihr lastenden Verantwortlichkeit, die ganze Pein des Bewußtseins, unvorbereitet und unwissend den auf sie eindringenden Pflichten und Aufgaben gegenüberzustehen. Wie manche sonst hochgebildete Frau habe ich in die Hände gewissenloser Rathgeber fallen und durch ihre völlige Unkenntniß in Vermögensfragen sich wirthschaftlich ruiniren sehen! Und wie manche Vormünderin ist mir begegnet, die auf solche Weise sich und ihre Kinder um Glück und Gut gebracht hat! . . .

Möge meine arme Freundin vor einem gleichen Geschicke bewahrt bleiben! Möge ihr die Kraft nicht fehlen, sich durchzuringen und den Kampf zu bestehen mit der ‚Prosa des Lebens'!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Häusliche Kunst.

Seit einigen Jahren ringt man in technischen wie in Malerkreisen nach einem neuen Ideal auf dem Gebiete der Farben-Herstellung, da sich die Beständigkeit der bisherigen Oelfarben infolge ihrer Zusammensetzung mit theilweise höchst schädlichen Substanzen als durchaus unzulänglich erwiesen hat. Man verwendete bisher Bleizucker, Manganoxyd, Wachs und dergl., theils um die Farben trocknender zu machen, theils um ihnen die nöthige Consistenz zu verleihen. Auch die Erfahrung mit den dazu nöthigen Oelen hat zu recht ungünstigen Resultaten geführt, da dieselben, vermischt mit der Oelfarbe, sich schlecht mit dem Untergrunde verbinden und, eingetrocknet, brüchig werden oder wie Glas von der Leinewand abspringen.

Es richtet sich daher das Augenmerk der Künstler jetzt auf die interessanten Versuche und Ergebnisse der Tempera-Malerei. Die erfolgreichste, benannt nach dem Erfinder Baron Alfons de Pereira, die Tempera-Pereira, basirt auf dem Malverfahren der alten Meister der Früh- und Spät-Renaissance vom 13. bis 17. Jahrhundert. Van Eyck, Rembrandt, Holbein, Dürer, Titian, Velasquez, Ribera, Murillo u. a. bedienten sich der Tempera-Farben, d. h. Farben, verdünnt mit Leim und Honig; sie untermalten ihre Bilder mit Tempera-Farben, indem sie denselben für den jeweiligen Zweck passende Malmittel, wie Leim, Gummi, Eigelb oder Feigenmilch frisch beimischten, und gebrauchten erst beim Vollenden der Gemälde die Harz- oder Oelfarben. Die präparirte Tempera-Pereira läßt sich am bequemsten an Stelle der Gouache-Farben verdünnt mit Wasser verwenden. Sie besitzt, mit Wasser gemalt, den Duft und Zauber wie die Weichheit des Pastells, mit Anwendung des Firnisses dagegen die intensive Leuchtkraft und Transparenz der Oel-Technik. Durch die vielfache Anwendbarkeit der Tempera-Pereira eignet sich diese für die verschiedensten Gebiete der Malerei: für decorative Zwecke, Blumen, Aquarelle, Landschaften, ebenso als auch für Portraits. Am besten bedient man sich bei der breiteren pastosen Vortragsweise wie bei der Oelmalerei der Borstenpinsel, nur bei kecken Glanzlichtern oder bestimmter Contourirung der Haarpinsel. Für Maler von Ruf, die ihre Werke auch gern der Nachwelt erhalten wissen möchten, können wir diese Mal-Technik aufs angelegentlichste empfehlen; aber auch der Dilettant wird bei entsprechendem Eifer befriedigende Resultate zu verzeichnen haben.

J. Söborg-Merz.

Speisenform aus gemaltem Porzellan mit Untersatz in Kerbschnitt.

Speisenform aus gemaltem Porzellan mit Untersatz in Kerbschnitt. — Einzelne Speisen, besonders Aufläufe aus Früchten und Eiermasse, kann man nur schwer in einer dem Auge wohlgefälligen Weise serviren, da sie sich, ihrer geringen Festigkeit wegen, aus dem Gefäß, in dem sie bereitet wurden, nicht stürzen lassen. Auch der weißen, der Blechform umgelegten Serviette oder dem in gleicher Weise angewendeten Stickerei-Streifen wird man immer den Nothbehelf, das Bestreben ansehen, ein Küchengeräth für den Augenblick tafelfähig zu machen. Die künstlerisch verzierte Speisenform dagegen, die uns von einer Freundin unseres Blattes zur Verfügung gestellt wurde, ist gleichzeitig Küchen- wie Tischgeräth und bewährt sich ebenso praktisch in dem einen, wie hübsch in dem anderen Falle. Meißener Blumen-Motive in den natürlichen Farben schmücken die Form aus feuerfestem Porzellan, die 24 cm Durchmesser hat; bekanntlich vertragen die eingebrannten Porzellan-Farben das Abwaschen und die wiederholte Ofenhitze auf das beste und erscheinen deßhalb für diese Bestimmung ganz besonders passend. Es empfiehlt sich jedoch, vor dem Gebrauche die untere Fläche der Form mit Fett einzureiben, um ein Zerspringen sicher zu vermeiden. Der hölzerne Untersatz mit breitem Rande wurde mit einer Bordüre in Kerbschnitt versehen und mit Nußbaumbeize braun gefärbt. E. E.

Chromo-Malerei. — Wie verhütet man das Auftreten von grauen Flecken, die sich 2–3 Wochen nach Fertigstellung des Bildes zeigen trotz größter Sorgfalt beim Arbeiten? Fr. W. in W.

Zimmereinrichtung.

Verziertes Bierfäßchen auf Metallständer. — Nichts Gemüthlicheres als so ein kleines feucht-fröhliches Convivium zu Vieren oder zu Sechsen in unserem hübschen, altdeutschen Trinkstübchen! In einem größeren Zimmer ist es abgetheilt, man steigt eine Treppe von sechs Stufen hinauf, und durch diese Beschränkung in Höhe und Breite ergiebt sich gerade ein ganz besonders intimer kleiner Raum, in dem es sich behaglich plaudert und trinkt, und zu dem auch wir Frauen, die zwei besseren Hälften von meines Gatten Freunden und ich selbst, Zutritt haben. Das Zimmerchen empfängt tagsüber nur gedämpftes Licht durch ein großes „Ochsenauge", zu rechter Geltung kommt es erst abends unter dem Scheine der großen schmiedeeisernen Laterne mit bunten Butzenscheiben, deren Gasbeleuchtung allerdings, genau genommen, nicht zu den geschnitzten Bauernstühlen, dem mächtigen Tische, den in Bauernmanier bemalten Fayence-Tellern an den Wänden und dem grünen Kachelofen paßt, der freilich nur eine Attrape ist, denn wir haben Luftheizung. Bei diesem Ineinandergreifen der verschiedensten Jahrhunderte darf es nicht weiter verwundern, daß auch das Hauptstück der Einrichtung, das Bierfaß mit dem dazu gehörigen Ständer, einen recht modernen Charakter trägt. Von drei kräftig gearbeiteten Stäben aus polirtem Eisen mit Messingfüßen sind die zwei vorderen durch eine Messingkette verbunden; der hintere Stab läuft in einen Messingbügel aus, der beliebig hoch zu stellen ist, um aus dem zum Theil geleerten Fasse das Auslaufen des Bieres zu ermöglichen. An einem der Stäbe ist mittelst eines Armes ein Messingbecken angebracht, worin sich die vom Hahne abtropfende Flüssigkeit sammelt. Die Höhe des Gerüthes beträgt 82 cm. Das Fäßchen selbst, ein zierliches Sechzehntel, besteht aus Eichenholz mit blank polirten Stahlreifen und künstlerisch ciselirtem Messinghahne; Boden und Dauben sind mit Schnitzarbeit verziert. Ich erhielt es von einer kunstsinnigen und kunstgeübten Freundin zum Geschenk*) und entschloß mich dann auch zu der Anschaffung des Ständers. Ich kaufte denselben in dem großen Haushaltungs- und Ausstattungs-Geschäft von P. Raddatz u. Co., Berlin W, Leipzigerstr. 11, für den Preis von Mk. 37,50. Die Ausstattung ist so gediegen und wie für die Ewigkeit berechnet, daß die Summe nicht allzu hoch erscheint.

Verziertes Bierfäßchen auf Metallständer.

Frau Grete.

Wandschmuck. — Sehr dankbar wäre ich für einen Rath, wie ich die Wand eines Eßzimmers, an der ein Sopha steht, mit wenig Mitteln geschmackvoll decoriren könnte?

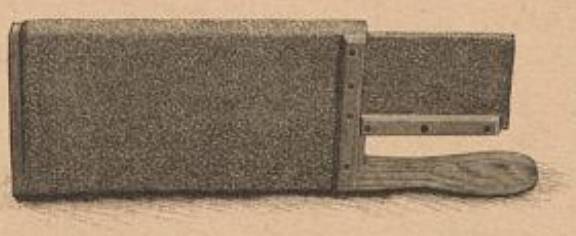
A. L. in Br.

Cigarrenbänder. — Auf welche Weise läßt sich eine größere Menge gesammelter Cigarrenbänder am besten für irgend einen Gegenstand zur Zimmer-Decoration verwenden, und wie könnte man die den Bändern aufgedruckte Schrift entfernen?

Frau A. G. in Ulm und langjährige Leserin der Modenwelt.

Hauswirthschaft.

Messer-Putzbrett. — Ich behaupte es immer, in jeder Frau steckt ein kleiner Edison, und wenn unsere Erfindungen auch nicht weltbewegender Natur sind, so kommen sie doch meist uns selbst zu



Messer-Putzbrett.

Gute und helfen uns, die kleinen alltäglichen Verrichtungen des Haushaltes erleichtern. Meine Erfindung ist nun ein Messer-Putzbrett, dessen einfache hölzerne Grundform jeder Schreiner für ein paar Groschen herstellt, und dessen Lederbezug die geschickte Hausfrau mittelst Schrauben-Rägeln selbst anbringen und, wenn derselbe abgenutzt ist, wieder erneuern kann. Das Leder schlägt nach der Rückseite um und wird dort genau wie an der Vorderseite unter Holzleisten, die mit Schrauben-Rägeln gehalten sind, befestigt. Mit Hülfe des Schraubenziehers lassen sich die Nägel sehr leicht anziehen und wieder lockern. Das seitwärts angefügte kleine Brettchen dient zum Putzen von Stahlgabeln älterer Construction und kann beliebig weggelassen werden. Als bestes Putzmittel bewährt sich nach meiner Erfahrung der Schmirgel; derselbe greift die Messer nicht an und giebt ihnen einen funkelnden Glanz. Will man ein Uebriges thun, so putzt man noch einmal mit einem Leder oder einem Lappen nach. Die Form des Brettes ermöglicht es, daß die Hände durchaus nicht mit dem Putzmaterial in Berührung kommen.

Frau Marie.

Schrubber mit Eisenspänen und Gummiring. — Handfeger mit schrägstehendem Stiel. — Zuweilen muß man sich verwundern, daß kleine Verbesserungen, die als neu an den einfachsten Haushaltungs-Geräthen auftauchen, nicht schon früher erfunden wurden. So betrachte ich eine neue Art von Schrubber, dem ringsum ein ungefähr fingerstarker, elastischer Gummireifen eingefügt ist, als eine wahre Wohlthat, da durch diese Vorrichtung das bei dem Gebrauche unvermeidliche Anstoßen an Wände und Möbel ungefährlich wird. Der Schrubber selbst ist mit Eisenspänen gefüllt, die sich vorzüglich zur gründlichen Reinigung des Parketts bewähren. Sind dieselben abgenützt, so kann man das vordere Brett des Schrubbers abschrauben, um sie zu erneuern. — An dem Handfeger ist die schräge Stellung des Stieles bemerkenswerth, die es ermöglicht, dicht an den Zimmerwänden und aus den Ecken zu fegen, ohne das Handgelenk irgendwie durch eine unbequeme Lage anzustrengen.

Trude von W.

Das Waschen feiner Taschentücher. — Das Reinigen-Lassen von feinen Taschentüchern, seien sie aus Seidenstoff mit Stickerei-Verzierung oder aus Batist mit Spitzen-Garnitur, kostet viel Geld und bereitet oft noch Verdruß. Die Großstädterinnen können sich damit vertrauensvoll an die ihnen bekannten Reinigungs-Anstalten wenden; aber in kleineren Städten und auf dem Lande ist es am gerathensten, sich derartiges selbst zu besorgen und es nicht etwa den Dienstboten zu überlassen, die durch unzweckmäßige Behandlung die feinen Sachen leicht beschädigen.

Man feift die zu waschenden Taschentücher mit venetianischer Seife leicht ein, läßt sie im Seifenschaum eine Stunde lang liegen und spült sie dann in lauwarmem Wasser tüchtig aus, wobei jedes Reiben und Zerren vermieden werden soll. Zeigen die Stücke dann noch Flecke, so müssen sie noch einmal eingeseift und gespült werden; hierauf legt man sie in kaltes Wasser, spült sie nochmals gut durch, drückt sie leicht aus, — ohne zu wringen, da die feinen Stoffe leicht zerreißen könnten, und legt sie nun zwischen ein zusammengefaltetes, reines Rolltuch. Nach 2—3 Stunden kann man dann die halb getrockneten Taschentücher mit einem nicht allzu heißen Eisen ausplätten.

Bei feinen Spitzen-Taschentüchern, deren Musterung viele Picots aufweist, ist das Plätten nicht sehr zu empfehlen. Eine solche Spitzenkante wird, solange sie noch feucht ist, auf ein mit Flanell überzogenes Brett gespannt und jedes Picot einzeln mit einer Stecknadel festgesteckt. Selbstverständlich dürfen die Stecknadeln des Rostens halber nicht aus Stahl sein. Ist das aufgesteckte Taschentuch getrocknet, so löst man es vom Brette los und streicht es mit einem mäßig heißen Eisen leicht aus. A. M.

Kartoffeln bis in die Mitte des Sommers in gutem, schmackhaftem Zustande zu erhalten. — Hierzu gehört vor allem ein kühler, gegen Luft und Licht abgeschlossener Keller, um das Welken und Keimen der Knollen möglichst lange zurückzuhalten. Aber auch wenn das Keimen sich nicht mehr verhüten läßt, bleiben die Kartoffeln gut und bekommen keine schwarzen Stellen, falls die Keime erst unmittelbar vor dem Gebrauche entfernt und die Kartoffeln, noch ungeschält, einige Stunden kalt gewässert werden. Hierdurch verlieren sie den Kellergeschmack, werden wieder vollständig frisch und haben, vorausgesetzt, daß man eine gute Sorte nahm und diese ordentlich kochte, an ihrer Güte nicht verloren. Hört man, oftmals schon im zeitigen Frühjahr, über kaum noch genießbare Kartoffeln klagen, so hat dies immer seine Ursache in Nichtbefolgung des oben Gesagten. Werden die Kartoffeln im eigenen Haushalte aufbewahrt, so kann diesem Uebelstande leicht abgeholfen werden. Ist man dagegen genöthigt, seinen Bedarf im Frühjahr in kleineren Quantitäten vom Händler zu kaufen, so wird man stets schon längere Zeit vorher abgekeimte Kartoffeln erhalten, weil diese ein besseres Ansehen haben als unabgekeimte; bei dem Schälen muß man aber oft über die Hälfte als unbrauchbar entfernen. In den meisten Fällen ist dies nicht als ein absichtlicher Betrug, sondern als eine Unwissenheit der Händler anzusehen. E. A.

Frau v. S. in Stuttgart. — So unheilbar, wie es im ersten Augenblick erscheint, ist das Unglück, das Ihren Teppich betroffen hat, keineswegs. Ein sicheres, noch wenig bekanntes Hausmittel, um Tintenflecke aus Wollstoffen zu entfernen, ist Milch. Solange der Fleck noch frisch ist, tupft man ihn mit Fließpapier oder Baumwolle ab, tröpfelt dann süße Milch darauf und läßt diese nach ein paar Augenblicken durch ein Wattebäuschchen aufsaugen. Dieses Verfahren wiederholt man zwei bis drei Mal, jedes Mal mit frischer Milch und frischer Watte, nachher wäscht man mit Seifensud nach und reibt mit einem reinen Tuche trocken. Bei alten Flecken, die längst eingetrocknet sind, muß man die Milch länger darauf stehen lassen, auch das Abreiben häufiger wiederholen. D. Red.

Küche.

Croquetten von Wildpret-Resten. — Uebrig gebliebene Wildpret-Sauce wird mit brauner Coulis und brauner Mehlschwitze kurz und sehr seimig eingekocht, mit Citronensaft, Pfeffer und Salz gewürzt, mit einigen Eigelben und den zu feinen Würfeln geschnittenen Wildpret-Resten vermischt. Nach dem Erkalten formt man Rollen davon, panirt diese in Ei und Semmel und bäckt sie in Butter goldgelb. G. R.

Russenfeindin von der polnischen Grenze. — Russen oder Schwaben vertreibt man aus Möbeln und Wandrissen durch wiederholtes Einstäuben mit Borax. Gegen Wanzen empfiehlt es sich, die Bettstellen und Wände mit einer Lösung von 7 gr doppeltchromsaurem Natron in 1 l Wasser zu bestreichen und das Verfahren einige Male zu wiederholen. A. H.

Englische Apelsinen-Marmelade. — Etwa ein Dutzend Apelsinen werden gewogen, auf dem gleichen Gewicht Zucker die Schalen abgerieben, darauf die Früchte mit kochendem Wasser übergossen und einen halben Tag zugedeckt darin belassen. Dann schneidet man sie ein, preßt den Saft aus und kocht sie in heißem Wasser weich. Nachdem alle inneren Fasern entfernt sind, zerschneidet man sie in kleine Stücke und kocht sie unter stetem Rühren mit dem Zucker und der abgeriebenen Schale zu einem Brei, fügt den durchgeseihten Saft hinzu, füllt die Marmelade nach nochmaligem Aufkochen in Steintöpfe und bindet diese nach dem Erkalten zu.

B. Sch.

Schrubber mit Eisenspänen und Gummiring. Handfeger mit schrägstehendem Stiel.

Kalte Apelsinen-Speise. — 250 gr Zucker, auf dem man die Schale von einer Apelsine abgerieben hat, werden gestoßen und mit 4 Eigelb, einem ganzen Ei, sowie dem Saft von 4 Apelsinen

*) Wir lassen die kleine Skizze des Fäßchens einstweilen nur als Anregung gelten, behalten uns aber vor, in einer der nächsten Nummern noch einmal ausführlich darauf zurückzukommen. D. Red.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

und einem Glas Weißwein vermischt; dann wird die Masse auf gelindem Feuer zu Schaum geschlagen und mit 30 gr aufgelöster Gelatine vermischt, sodann auf Eis gestellt und fortdauernd geschlagen, bis sie etwas abgekühlt ist, worauf man den steifen Schnee von 1/2 l Sahne hinzufügt und das Ganze schnell in eine Form füllt. Nach dem vollständigen Erkalten wird die Speise gestürzt und mit Gelée und candirten Apfelsinen nach beifolgenden beiden Recepten garnirt.

Candirte Apfelsinen. — Die fein geschälten Apfelsinen zerlegt man in einzelne Spalten, ohne die Haut zu beschädigen, taucht sie in geläuterten heißen Zucker-Syrup und legt sie zum Erkalten auf ein geöltes Papier.

Apfelsinen-Gelée. — In 1/2 l kochendem Wasser löst man 20 gr Gelatine auf, fügt den Saft von 6 und die auf Zucker abgeriebene Schale von einer Apfelsine, sowie 375 gr feinen Zucker hinzu, rührt die Flüssigkeit auf dem Feuer klar, ohne sie kochen zu lassen und seiht sie durch ein Tuch. Man gießt sie in kleine Formen oder dressirt sie nach dem Erkalten in zierliche Streifen und garnirt die Apfelsinen-Speise damit. A. H.

Geselligkeit.

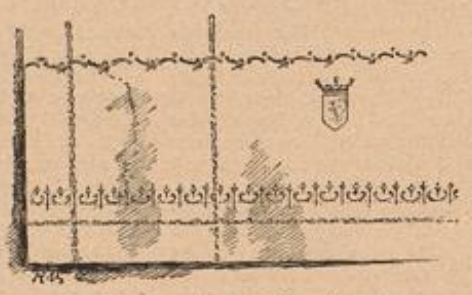
Pariser Tafelgeräthe. — Jedesmal, wenn ich nach Paris komme, nimmt mich aufs neue der Zauber verfeinerter Lebensführung gefangen, der sich hier sowohl in der Häuslichkeit als in der Geselligkeit ausspricht. Auf alle Einzelheiten des Haushaltes erstreckt sich diese Freude am Schönen, jedes Möbel, jedes Geräth erscheint in künstlerisch durchgebildeter Form. Etwas Entzückenderes z. B. als die Tafel-Service und die dazu passenden Gedecke, die uns die diesjährige Saison beschert, läßt sich kaum denken. Als Malersgattin habe ich mir die Kunst meines Mannes auch ein wenig zu eigen gemacht, und ich glaube, mit den flüchtigen Skizzen einiger besonders hübscher Geräthe diese wenigstens in soweit wiedergegeben zu haben, daß die Leserinnen der Modenwelt sich eine Vorstellung der Originale danach bilden können.

Wenn auch für feierliche Gelegenheiten, Diners im großen Stile ꝛc. das weiße, feine damassirte Tafeltuch sich stets behauptet, so wendet man dagegen für intimere Gelegenheiten, Diners bis zu acht Personen, oder Gabelfrühstücke, gern farbiges Tischzeug an. An diesem wird die Zeichnung in wirkungsvoller Weise durch die Farbe gehoben, sei es durch Stickerei, sei es durch das Gewebe selbst. Ein besonders hübsches Muster, an dem das Farbige der Stickerei nur ganz discret auftrat, habe ich zu skizziren versucht. Feine Guirlanden in Weiß gestickt, mit einigen bunten Fäden belebt, nebst ganz schmalen Durchbruch-Streifen, die wie eine eingesetzte Guimpe wirken, schmücken die Ränder des Tischtuches; in der Mitte beider Schmalseiten wird das Monogramm oder das Wappen eingestickt.

Caraffen für Dessert-Weine.

Theegeräthe.

Gläser-Service.



Tafeltuch mit Durchbruch und Stickerei.

Wunderschön, und bei aller Einfachheit der Linien von besonderer Vornehmheit sind die Gläser-Service. Da giebt es zuerst ein kleines, in Silber gefaßtes und mit Henkel versehenes Glas für Dessert-Weine, dann ein ganz einfaches Glas mit hohem Fuße, einzig durch Monogramm und Krone aus dunkelblauem Email geschmückt, und ein drittes nur mit eingravirtem Monogramm. Ein Champagner-Kelch besteht aus bunt emaillirtem Glase in Venetianer Art. Endlich ist noch ein Glas aus geschliffenem Krystall durch die originelle, dreieckige Form bemerkenswerth.

Unter den Porzellan-Geräthen möchte ich nur ein paar Tassen und ein Sahnetöpfchen herausgreifen, die alle buntfarbig sind, und von denen jedes einen besonderen Typus repräsentirt. Leider kann der Stift den unvergleichlichen Farbenreiz nicht wiedergeben, wie das wundervolle Rosa des einen Sahnetopfes mit den mattgoldenen Arabesken, die den oberen Rand umgeben und sich auf dem Fuße wiederholen.

Für die jetzt in hoher Blüthe stehenden Fünf-Uhr-Thees sind noch zum Serviren der schweren spanischen Weine Caraffen beliebt, aus Krystall in Silbermontirung in den denkbar graziösesten und elegantesten Formen. Entzückend ist eine Zusammenstellung von bläulich abgeschliffenem Krystall mit der Montirung aus getriebenem Altsilber, die, durchbrochen gehalten, sich über die Kanten der flachen viereckigen Caraffe erstreckt und die Berandung des Fußes wie des Halses ergiebt. Weißes Krystall mit Goldverzierung in zwei Farben ist für die runde Flasche verwendet und auch hierdurch ergiebt sich, besonders wenn das Gefäß mit dunkelfarbigem Weine gefüllt ist, eine überraschend schöne Wirkung. Margarethe von S-rf.

Lustspiele (XXI, 275). — Setzen Sie Sich zur Erlangung eines passenden Einakters mit Herrn Dr. Alexis Markow in Friedrichshagen in Verbindung. Als ganz besonders geeignet möchte ich Ihnen das einaktige Lustspiel „Schweigen" dieses Autors empfehlen. Dasselbe ist sehr lustig und enthält vier Damen- und eine Herrenrolle. B. S.

Das Beste wird sein, Sie lassen Sich den Katalog der Theater-Buchhandlung von Eduard Bloch, C, Brüderstr. 2, schicken, der genau das Genre der betr. Aufführung, ob Lustspiel, Schwank ꝛc., angiebt, wie auch die Anzahl der Rollen. D. Red.

Gemüse- und Zimmergärtnerei.

Torfstreu als Zusatz zur Blumen-Erde. — Einen ganz vorzüglichen Zusatz zur Blumen-Erde giebt die in etwa haselnußgroße Stückchen zerrissene Torfstreu, bei der Cultur sowohl in Blumentöpfen, als auch in den bekannten Blumenkästen. Setzt man irgend einer beliebigen Erdart oder Mischung 1/2–1/3 Torfstreu zu, so wird man bald finden, daß die Wurzeln oft schon nach wenigen Tagen in den Torf eindringen, und daß die Pflanzen dann, bei sonst richtiger Behandlung, zu außerordentlich üppiger Entfaltung gelangen. Es ist eine durchaus irrige Ansicht, daß der Torf eine der Pflanzenwurzel schädliche Säure enthalte. Ich cultivire die empfindlichsten Gewächse vielfach sogar in reinem, nur mit etwas Sand vermischtem Torf, und erziele damit vorzügliche Resultate. Der Torf hält die Erde warm und locker, saugt die Feuchtigkeit auf und bewahrt diese lange ohne faul oder sauer zu werden; dazu ist er reich an Nährstoffen, weil er nur aus halbverrotteten Wasserpflanzen, oft auch fast ausschließlich aus weißem Sumpfmoos besteht. Der feine, unter der Bezeichnung Torfmüll in den Handel kommende Torf kann gleichfalls bei der Pflanzenzucht, vorzugsweise bei der Vermehrung, Verwendung finden. In einer Mischung aus gleichen Theilen Torfmüll und Sand bewurzeln sich die Stecklinge sehr leicht, und wenn man sie später einzeln in Töpfe pflanzt, so wachsen sie freudig weiter, weil beim Umpflanzen der Torf nicht, wie die Erde, von den Wurzeln abfällt, sondern daran haften bleibt.

Wer den Torf einmal zur Aussaat seiner Sämereien verwendet hat, dem wird er unentbehrlich. Man sät seine Samen, die nicht mit Erde bedeckt werden dürfen, entweder auf glatt geschnittene Torfplättchen, die man in einen Topfuntersatz oder in eine Untertasse legt, oder auch in einen mit Torfmüll gefüllten Topf. Da der Torf im Stande ist, erhebliche Wassermengen aufzusaugen, so gehört schon eine große Nachlässigkeit dazu, wenn die Saat durch Trockenheit leidet. Die feinen Samenpflänzchen, die auf der Erde leicht umfallen und dann verkümmern, dringen mit ihren Würzelchen in den zähfaserigen Torf ein, finden darin einen sicheren Halt und dürfen deßhalb so lange in den Saatgefäßen stehen bleiben, bis sie die erforderliche Größe erreicht haben, um bequem auseinander gepflanzt werden zu können.

Zur Cultur von Wasserpflanzen ist der Torf das vorzüglichste Material; da er aber meist nur trocken in den Handel gelangt und in diesem Zustande auf dem Wasser schwimmt, so muß man ihn vor seiner Verwendung wenigstens zwölf Stunden aufweichen, dann tüchtig auswringen und schließlich gut mit etwas verrottetem Lehm und grobem Sande vermischen.

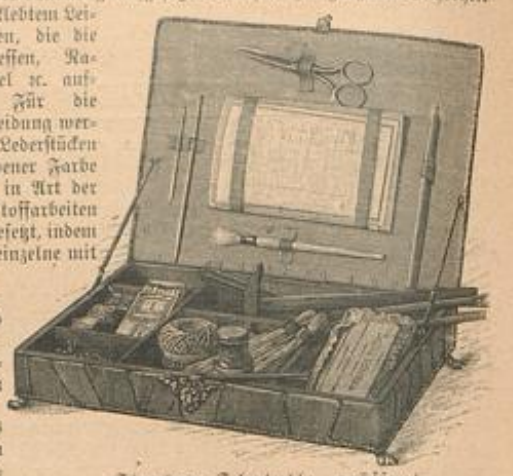
Wo zur Pflanzen-Cultur vor dem Fenster die den Blumen am zuträglichsten kastenartigen Blumenbretter benutzt werden, sollte man diese bis fast an den Rand mit Torfmüll füllen und die Blumentöpfe darin einfüttern. Die Torffüllung saugt das nach dem Gießen aus den Töpfen ablaufende überflüssige Wasser auf und giebt es langsam an die Luft ab; hierdurch wird nicht nur das lästige Tropfen auf die Straße verhindert, sondern auch in der Umgebung der Pflanzen eine diesen nützliche feuchte Luft erzeugt.

Max Heddörffer.

G. H. in Nürnberg. — 1. Der Philodendron, richtiger Monstera genannt, ist Ihrer Schilderung nach jedenfalls wurzelkrank. Eine so harte Zimmer-Blattpflanze muß schon sehr schlecht behandelt werden, wenn selbst die Spitzen der jungen Blätter gelb werden und absterben. Die Monstera gedeiht gut im mäßig geheizten Wohnzimmer, wenn Sie die Blätter durch öfteres Waschen reinhalten und gewissenhaft gießen, aber nur so, daß die Erde nicht übermäßig naß wird und im Durchschnitt eine mäßige Feuchtigkeit zeigt. Sie haben ohne Zweifel zu viel, vielleicht sogar mit eiskaltem Wasser gegossen. Es ist am besten, Sie lassen die Pflanze in humusreiche, mit etwas altem Lehm und Sand vermischte grobe Erde versetzen und geben dieselbe dann bis zu erfolgter Durchwurzelung einem zuverlässigen Gärtner in Pflege. — 2. Regenwürmer schaden in Blumentöpfen nur dadurch, daß sie durch ihre Gänge immer mehr oder weniger Wurzeln frei legen. Beherbergt ein Blumentopf viele Würmer, so ist dies stets ein Zeichen, daß die Erde sauer geworden, sich also nicht mehr im gesunden Zustande befindet. Hier ist das Versetzen das beste Mittel. Sollen die Würmer nur entfernt werden, so gießt man einmal mit gut handwarmem, nicht heißem Wasser, oder besser noch mit einer Abkochung von Wallnußblättern. Nach solchem Gießen kommen die Würmer an die Oberfläche und können abgesucht werden. M. H.

Allgemeines.

Stephan-Schatulle. — Wem wäre nicht oft die uneigennützige Freude, seinen Lieben für Weihnachten oder Geburtstage eigenhändig die Gaben einzupacken und postfertig zu machen, stark beeinträchtigt worden durch das Hin und Her, um alle jene Dinge zusammen zu tragen, die zur Herstellung von Packeten oder Kisten, den postalischen Anforderungen gemäß, erforderlich sind. — Bei einer Freundin, deren Angehörige durch alle Welt verstreut leben, und die dadurch zu recht häufigen Postsendungen veranlaßt wird, sah ich alle diese wichtigen Utensilien in einem Kasten in so praktischer Weise vereinigt, daß sie mir als mustergültig erschien und wohl werth, durch Wort und Bild verherrlicht zu werden. Das bezeichnender Weise „Stephan-Schatulle" getaufte Geräth besteht aus einer großen, flachen Sortiments-Cigarrenkiste mit verschiedenen, größeren und kleineren Fächer-Abtheilungen, die innen, wie auch die Innenseite des Deckels, mit lederartig gepreßtem, kaffeebraunem Papier beklebt sind. Der Deckel zeigt mehrere von demselben Papier bandartig aufgesetzte Streifen, zur größeren Sicherheit mit untergeklebtem Leinen versehen, die die Packet-Adressen, Radeln, Pinsel ꝛc. aufnehmen. Für die äußere Bekleidung werden kleine Lederstücken in verschiedener Farbe und Form in Art der Mosaik-Stoffarbeiten zusammengesetzt, indem man jedes einzelne mit starken Goldfäden umnäht und abgrenzt. Diese Bekleidung, zu der sich prächtig das Leder von farbigen, gereinigten Handschuhen verwenden läßt, wird mit feinen Nägeln der Kiste aufgenagelt und mit starker Metallschnur eingefaßt; Metallgriff, Eck-Verzierungen und Verschluß-Agraffe, sowie Metallfüße übernehmen die fernere Ausstattung. A. H.



Stephan-Schatulle, geöffnet.

Stephan-Schatulle, geschlossen.

Zehn Gebote der Frau. — Ich ersuche um freundliche Mittheilung, wie die „zehn Gebote der Frau" lauten und von wem dieselben sind. Besten Dank im voraus. Ch. G. in Wien.

Holzwurm. — Könnte mir jemand ein sicheres Mittel zur Vertilgung des Holzwurmes angeben, der sich in meinem Blumentische eingenistet hat? Terpentin-Anstrich und nachheriges Lackiren blieb erfolglos. C. L. in Frankfurt a/M.

Gesundheits- und Körperpflege.

Verhütung und Heilung der Katarrhe. — Katarrh, von dem griechischen Worte für Herabfließen hergeleitet, nennt man jede mit Blutüberfüllung, Schwellung und vermehrter Absonderung einer schleimigen Flüssigkeit einhergehende Erkrankung einer Schleimhaut. Es giebt also so viele Arten von Katarrhen, wie es Schleimhäute giebt, die alle von außen zugänglichen Körper- und Eingeweidehöhlen auskleiden; gewöhnlich versteht man aber darunter diejenigen der oberen Athmungs-Organe, also der Nase, des Rachens, des Kehlkopfes und der Luftröhre. Die Schwellung der Schleimhäute und die Schleimbildung verengern die Luftwege, verstopfen die Nase und reizen zum Niesen und Räuspern, bewirken Heiserkeit und Husten, und den herausgeworfenen Schleimmassen sind oft kleine Blutttheile aus überfüllten Aederchen beigemengt. Nach einiger Zeit pflegt der Schleim dicker, klumpiger, fettreicher zu werden, die Reizung sich zu vermindern und mehr oder weniger schnell in Heilung überzugehen.

Jeder Katarrh kann durch örtliche Reizung in den Luftwegen, also durch scharfe Dämpfe und Staubarten, veranlaßt oder vermittelst der Nerven durch Erkältung eines entfernten Körpertheiles hervorgerufen sein; indem die aufgelockerten Schleimhäute vielen Krankheitskeimen Aufnahme und Eingang gewähren, können sie auch ernstere Entzündungen und Pilzkrankheiten (Diphtherie ꝛc.) begünstigen und einleiten.

Verhüten lassen sich Katarrhe durch Vermeidung ihrer Ursachen und durch Abhärtung gegen Erkältung, die durch Gewöhnung an rasche Abkühlung der Haut durch Luft und Wasser mit nachfolgender rascher Erwärmung vom Blute her erzielt wird. Also durch kräftige Körperbewegung im Freien, auch bei kühlem und windigem Wetter, durch Kaltwaschen, Baden, Kaltabreiben u. dergl. m., mit nachfolgender Erwärmung, womöglich durch Bewegung.

Geheilt werden Katarrhe am schnellsten durch vermehrte Hautthätigkeit, besonders durch Schweiß, der durch starke Körperbewegung (Laufen, Turnen, Reiten), oder durch reichliche warme Getränke und dichte Einhüllung, auch durch naßkalte Einwicklung, römische Bäder u. a. m. hervorgerufen werden kann. Arzneimittel, von denen einige die Heilung sehr zu beschleunigen vermögen, sollte man niemals anders als nach besonderer ärztlicher Verordnung nehmen. Dr. D.

E. R. in J. — Die Frage nach der Heilbarkeit des Leidens ist nur nach Special-Untersuchung zu beantworten. Bekannte Special-Aerzte in Wien sind die Universitäts-Professoren Dr. K. Störck und Dr. O. Chiari. Dr. D.

E. M. — Sommersprossen lassen sich auf elektrischem Wege überhaupt nicht entfernen, und ein Versuch würde jedenfalls sehr schmerzhaft und je nach der Anzahl der zu behandelnden Flecken recht kostbar sein. In dieser Angelegenheit muß der angerufene rettende Engel sich damit begnügen, ein warnender zu sein. — Ihr zweiter Wunsch kann nur auf dem Wege der allgemeinen Gesundheitspflege erfüllt werden: gute Ernährung, kräftige Bewegung, Bäder und sorgfältige Vermeidung von Druck auf die zu entwickelnden Theile. Geduld ist ebenfalls nöthig. Dr. D.

Eine Eitle. — Hellblonde Augenbrauen können auf dieselbe Art gefärbt werden, wie Kopfhaare; nur ist aus naheliegenden Gründen noch mehr Vorsicht nöthig, daß die Haut nicht mitgefärbt wird. Dr. D.

Bezugsquellen.

Schrubber und Handfeger: Karl Hirsch v. Co., W, Leipzigerstr. 115/116.
Speisenform, undemalt: O. Schäfer, W, Potsdamerstr. 21a.
Untersatz aus Holz, undecorirt: Karl Graff, Tischlermeister, N, Augsburgerstr. 53.

Für den Druck bestimmte Manuscripte müssen stets deutlich auf nur einer Seite des Papiers geschrieben sein. Unverwendbares kann nicht zurückgesandt werden; ebensowenig vermag die Redaction die Gründe der Ablehnung auseinanderzusetzen.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamerstraße 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltungs-Beilage

10. Februar 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 4.

Nachdruck verboten.

Eine brillante Idee.

Novelle von G. von Sarasin.

(Fortsetzung.)

Clärchen wechselte seit einigen Tagen mit dem ostpreußischen Fräulein das trauliche „Du"; der Oberst wurde immer generöser im Mittheilen seiner Denkwürdigkeiten; der junge Apostel hatte merkwürdiger Weise in der Seele des Berliner Bankiersohnes ein zu beackerndes Feld gefunden, und man sah die beiden in eifrigen Gesprächen fast unausgesetzt neben einander.

Aber auch dies letzte getreue Häuflein mußte bald aus einander gesprengt werden, und die rührige Frau Kloiber versuchte umsonst, mit der eifrigen Versicherung, daß jetzt so recht eigentlich die Schönewetterzeit beginne, zu fernerem Bleiben zu veranlassen.

Die Pflicht rief den einen, die Sehnsucht den anderen in die Heimat.

Man hatte den Plan gefaßt, zu guterletzt noch einen allgemeinen Ausflug nach dem Untersberg zu unternehmen, dann sollte sich ein jeder dem Geschäfte des Einpackens, Abschiednehmens u. s. w. widmen. —

An einem wundervollen, schon ein wenig herbstlich frischen Morgen brach die ganze Gesellschaft auf, um die feierliche Lebewohl-Partie anzutreten. Selbst Frau Kloiber war aufgefordert worden.

Nur Rudi hatte sich ausgeschlossen.

Um Mittag wollten Kaufmanns abreisen; er konnte unmöglich beim Abschiede fehlen.

Clärchen hatte daran nicht viel auszusetzen.

Mit dem feinen Instinct einer Frauen- und Dichterseele hatte sie längst bemerkt, daß zwischen ihrem Bruder und Herrn Baldenius eine gewisse Kühle herrschte, die für die allgemeine Geselligkeit keineswegs fördernd wirkte.

Herr Baldenius war geradezu wie ausgetauscht, wenn Doctor Schmidt zugegen war; er verstummte dann und zeigte deutliches Mißbehagen. Und Rudi, der sanfte, gemüthliche Rudi, hatte etwas Gereiztes in Ton und Wort, sowie er sich an Herrn Baldenius wandte.

Es war für Clara ein trauriges Räthsel, woher sich gerade diese beiden Männer, von denen sie den einen so innig liebte und den anderen hoch verehren mußte, warum just diese beiden sich nicht nahe kommen wollten.

Und zum ersten Mal in ihrem Leben beging sie eine kleine Untreue gegen den Bruder, indem sie während seiner Abwesenheit sich fast ausschließlich mit dem Widersacher unterhielt, in allen Ehren selbstverständlich. Selbstverständlich auch aus inneren und äußeren Gründen. Die inneren beruhten auf Claras tugendsamen Charakter, die äußeren auf dem ostpreußischen Bündniß.

Die neuerworbene Freundin hatte nämlich einen viel zu hohen Begriff von Mädchenfreundschaft, um Claras Arm auch nur je auf eine Minute locker zu lassen. Dieses Doppelgestirn wurde stets von dem Kometen Baldenius umkreist, aber die mildleuchtende Clara war nie losgelöst von dem etwas grellen Trabanten zu erreichen.

Auch heute wanderten die drei einträchtig neben einander am Schluß des ziemlich langen Zuges.

Herr Baldenius, der Vielerfahrene, behandelte wie immer ein zur Gelegenheit gehöriges Thema. Er setzte den Damen aus einander, weshalb ihm die Freude an derlei Ausflügen für's Leben genommen sei.

Es knüpften sich für ihn zu schreckliche Erinnerungen an einige Fahrten ins Land, die er in Said-Pemba's Gefolge unternommen hatte.

Auf das liebenswürdige Zureden seiner Damen wollte er sich gerade herbeilassen, eine solche Expedition zu schildern, als sich der Oberst als vierter im Bunde den Nachzüglern anschloß.

Mit diesem tapfern Krieger war in der letzten Zeit eine merkwürdige Veränderung vorgegangen.

Eine sichtbare Veränderung zum Vortheil.

Des Obersten höchst stattlicher, aber ohne alle Zweifel zu Sommersanfang noch stark mit Grau vermischter Schnurrbart war vor den Augen der staunenden table-d'hôte-Genossen nach und nach von einem grünlich glitzernden Schwarz überzogen worden; ebenso waren dies die freundlichen Haarreste, die in einem dünnen Kränzlein sein Haupt umstanden. Nicht genug damit, war eine goldene Brille an der energisch vorgereckten Nase verschwunden, während sich in das rechte Auge dafür ein flottes rundes Glas klemmte, das dem verwetterten Antlitz einen Ausdruck von Vertrauen-erweckender Verruchtheit gab.

Zur Sensation hatte sich aber das allgemeine Befremden gesteigert, seitdem der Oberst auf allen Spaziergängen seine Hände mit ziegelrothen Handschuhen bekleidete.

Solch eigenthümliche Metamorphose ließ sich nur auf eine Art erklären: der mittelalterliche Kriegsgott trug sich mit Freiersgedanken!

Als eines Tages ein durchreisender Vetter der poetischen Ostpreußin etwas von „Geschäftsantheil bei ausgebreitetem Holzhandel und einem Hause in der Stadt" hatte verlauten lassen, war der Oberst in tiefes Sinnen verfallen; und als er am nächsten Tage daraus erwachte, entdeckten seine kurzsichtigen Augen stündlich und minütlich neue Vorzüge, mit denen die so lange übersehene Hausgenossin ausgestattet war.

Er hatte seit dem Tage, aus dem unversieglichen Born seiner Erinnerungen schöpfend, dem hochaufhorchenden Fräulein Erlebniß auf Erlebniß mitgetheilt, und wenn das Dichterwort „sie liebte mich, weil ich Gefahr bestand" nur im geringsten allgemeine Geltung beanspruchen durfte, so mußte in dem attaquirten Herzen eine nicht gewöhnliche Leidenschaft unfehlbar auflodern.

Des Obersten Kriegsabenteuer waren von so üppiger Fülle und so schaudervoller Gräßlichkeit, daß nur der tröstliche Umstand, daß man den Helden in der Blüthe seiner Kraft neben sich her schreiten sah, unausgesetzte Ohnmachts-Anwandlungen verhindern konnte. Ein Blick auf das rothe, runde Gesicht brachte ja immer wieder die beruhigende Sicherheit, daß aus jeder noch so verzweifelten Lage sein Löwenmuth und sein stolzes Glück ihn errettet hatten.

Im allgemeinen fand man die Memoiren des Obersten höchst interessant; nur Herrn Baldenius schien es unausstehlich, daß jemand so viel von sich und seinen Erlebnissen sprechen konnte.

Er hatte aus diesem Grunde Begegnungen mit dem „Monologisten", wie er sich witzig ausdrückte, nach Möglichkeit vermieden.

Schrecklich gestaltete sich daher jetzt das Auseinander-Platzen der beiden.

Herr Baldenius, der gerade im Begriffe stand, einen Suaheli-Ueberfall mit vergifteten Pfeilen zu schildern, war durchaus nicht geneigt, das Operations-Feld an den Obersten abzutreten, und der Oberst wiederum, der mit der äußerst glücklichen Einführung: „Dieses Terrain erinnert mich lebhaft an einen Uebergang in den Vogesen, den wir am 25. September 1870 morgens zwischen fünf und sechs zu passiren hatten", schon gewissermaßen festen Fuß gefaßt zu haben vermeinte, ging seinerseits unerschütterlich und zielbewußt mit der gesammten Kriegsmacht vor.

Die Damen versuchten geraume Zeit hindurch beiden Erzählern ein freundlich Ohr zu leihen, Clara mehr Herrn Baldenius, die Ostpreußin mehr dem Obersten zugewandt; aber allmälig mußten sie sich doch von der Undurchführbarkeit dieses Beginnens überzeugen.

Unwillkürlich steigerten die Herren ihre Stimmen, unwillkürlich wendeten sie sich über die Damen hinweg einander zu.

„Ich bitte Sie, wie kann denn da von einer Gefahr die Rede sein," fragte der Oberst überlegen, „einem Trupp von zwanzig Schwarzen gegenüber, mit alten Schießprügeln, die sie noch nicht einmal zu gebrauchen verstehen?"

Herr Baldenius lächelte höhnisch.

„Wenn einer von uns in die Hände unserer Feinde fiel, drohte ihm Folterung und Feuertod; ein europäischer Kriegsgefangener wird auf Ehrenwort in einer Festung internirt, fern von Kampf und Kugeln; mir scheint, da liegt denn doch ein gewaltiger Unterschied."

Die Damen versuchten vergebens zu vermitteln. Clärchen setzte in der scharfsinnigsten Weise aus einander, daß in dem einen Falle die augenblickliche Noth, im anderen die drohenden Folgen, stolzmuthige Herzen und Tod-verlächelnde Gemüther erfordert hätten. Aber die Herren hörten nicht mehr.

Die Schrecklichkeiten der Situationen, die sie durchlebt hatten, traten in immer lebhafteren Farben hervor.

„Ich bin mit hundert Mann von viertausend umzingelt gewesen und habe mich durchgeschlagen!" rief der Oberst.

„Und ich bin, ich ganz allein, auf einen Negerstamm gestoßen, der mindestens siebzig Köpfe stark war!" gab Baldenius zurück.

„Ich habe mich achtundvierzig Stunden in einem Bauernhaus gehalten, das von allen Seiten beschossen wurde. Dazu gehört ein festes Herz!" donnerte der Oberst wieder.

„Und ich, — und ich, — ich bin auf einem Boote mit zwei Negern den Wamisfluß hinauf gefahren; acht Wochen lang habe ich mich lediglich von Cocosnüssen und Fleisch-Pepton ernährt, dazu gehört — dazu gehört —"

„Ein guter Magen!" unterbrach der Oberst.

Das ostpreußische Fräulein hatte die unbeschreibliche Taktlosigkeit, über diesen zweifelhaften Scherz zu lachen.

Clara warf ihr einen vorwurfsvollen Blick zu und machte dann dem Gespräch ein Ende, indem sie sich zu Herrn Baldenius wandte und ihn durch eine interessirte Frage in eine Sonderunterhaltung verwickelte.

Sie blieben im Eifer des Gesprächs ein Stück zurück, und die Voranschreitenden schienen sie nicht zu vermissen.

Die Sonne stieg höher und höher, und als sie im Zenithe stand, wanderte die kleine Karawane noch immer fürbaß und noch immer lag der Untersberg in blauer Ferne.

Mittagshunger und -Durst stellte sich bei Verschiedenen ein; anfänglich leise, dann aber lauter wurde der Wunsch nach Rast und Mahlzeit vernehmlich.

Eigentlich war im Oertchen Schellenberg ein frugales Diner bestellt worden, aber da man trotz energischen Abrathens des Hausknechts verschiedene Nebenwege eingeschlagen und die sichere Chaussée verachtet hatte, fand man sich augenblicklich in ziemlicher Höhe, etwa gleich weit entfernt vom Ausgangspunkte wie vom Ziele der Wanderung, und auch weit verschlagen vom Orte des geplanten Mittagessens.

Zum Glück hatte Frau Kloiber auf des Hausknechtes breitem Rücken einen Imbiß für die Vesperzeit mitführen lassen, und, als das allgemeine Ermatten überhand zu nehmen drohte, schlug sie vor, sich schon jetzt daran zu erquicken.

Sie fand begeisterte Zustimmung.

Auf einer begrünten Berghalde wurde Halt gemacht und ein Tischtuch ausgebreitet; man lagerte sich, man ließ sich die vertrockneten Butterbrode und den lauwarmen Wein köstlich schmecken.

Die Mahlzeit verlief lärmend und lustig. Verschiedene heitere Trinksprüche wurden ausgebracht; der letzte, der dahin ging, man solle sich gegenseitig das feierliche Versprechen geben, daß man im nächsten Jahr wieder auf der Antonienhöhe zusammentreffen wolle, erweckte helle Begeisterung. Nur auf Frau Kloibers Antlitz schwebte ein ungläubiges Lächeln. Ihr Wirthinnenherz hatte in dieser Richtung schon zu schwere Enttäuschungen überwunden.

Nach Tisch hatte sich der ganzen Gesellschaft eine wohlig-behagliche Stimmung bemächtigt. Mit dem Hunger war auch das Sehnen nach Thaten geschwunden.

Zuerst blickte man noch fragend nach dem fernen Untersberg hinüber, denn es war klar ersichtlich, daß man sich ungesäumt aufmachen mußte, wenn man ihn noch zu geeigneter Zeit erreichen wollte. Aber niemand mochte das Zeichen zum Aufbruch geben, und als der Hausknecht beim Zusammenräumen der improvisirten Tafel lakonisch meinte: „'s wird doch heut' nix mehr mit dem Weitergehn," wurde ihm von keiner Seite widersprochen.

Man kam überein, Untersberg Untersberg sein zu lassen, ein paar Stunden auf dem schönen Fleckchen, das man schon erreicht hatte, zu verweilen, und gegen Abend unverrichteter Sache, aber dafür auch nicht übermüdet und erschöpft, nach Hause zurückzukehren.

So wurde denn der Hausknecht zurückgeschickt, und mit erleichtertem Gemüthe blieb man fröhlich beisammen.

In der That, was sollte wohl die Ferne Schöneres bieten, als es augenblicklich die Nähe bot?

Die freundliche Matte, die als Rastort diente, dehnte sich bis zu einem Waldsaume hin, der wie eine grüne Coulisse den Platz von der Seite begrenzte. Nach unten senkte sich der grüne Teppich sanft abfallend bis ins Thal, sodaß ein fast unbegrenzter Fernblick geschaffen war, von der Höhe aber schaute wildzerklüftetes Gestein, wüstes Felsengeröll hernieder.

Bald zerstreute sich die Gesellschaft nach allen Richtungen.

Die älteren, oder embonpointirteren Mitglieder wandten sich dem kühlen Waldesschatten zu, die jüngeren und behenderen zog's zu dem Gefels.

Unter den letzteren befand sich natürlich das romantische Clärchen.

Sie hatte sich von den anderen getrennt und schritt allein einem ziemlich ferngelegenen Felsgipfel zu. Es schien ihr, als ob es von dort oben roth zu ihr hernieder leuchte. Sie meinte, das müßten Alpenrosen sein; sie hegte seit langem den Wunsch, einmal mit eigener Hand ein Sträußchen davon zu pflücken.

Auch that ihr die Einsamkeit überhaupt wohl. Kopf und Herz waren ihr verworren und schwer.

Herr Baldenius hatte während der Mahlzeit an ihrer Seite gesessen, und Clärchen konnte es sich nicht verhehlen: seine Blicke und Worte hatten ihr eine fiebernde Unruhe durchs Blut gejagt. Er hatte eigentlich wenig gesprochen, aber der Ton seiner Stimme war so merkwürdig eindringlich, so gewissermaßen tropisch glühend und sein Lächeln so zuversichtlich bewußt, — sie fühlte sich wie unter einem Bann.

Sie fühlte, daß ein Ereigniß in der Luft lag, ein Ereigniß, dem sie mit glücklicher Erwartung, aber auch mit ängstlicher Sorge entgegenging.

Was würde Rudi sagen —?

Das kam ihr immer wieder bedrückend in den Sinn, wenn ihr Herz selig aufpochen wollte . . .

Sie wandelte langsam vorwärts, dem felsigen Gipfel und ihrem nahenden Schicksal entgegen.

Der Pfad wurde nach und nach steiler, zuletzt nahezu ängstlich steil. Dabei führte er schon seit geraumer Zeit an einem Abhang hin, von dem Clara die Augen furchtsam wegwendete, und der ihr einen kalten Athem entgegenzuhauchen schien.

Der Sonnenbrand auf ihrem Scheitel und der kühle Schauer, der zu ihr emporstieg, beunruhigten und verwirrten sie; sie schaute unschlüssig vor- und rückwärts, sie verlangte nach den lustig lockenden Blumen, doch sie fürchtete sich vor dem Weiterschreiten.

Da plötzlich — war sie gestrauchelt, oder war sie abgeglitten . . ?

Plötzlich fühlte sie, daß sie den Boden unter den Füßen verloren habe, daß sie mit beiden Armen ängstlich in die Luft griff, daß ihre Füße mit unregelmäßigen Schritten abwärts tanzten, schnell und immer schneller, dem nahen Felsspalt zu.

Sie wußte noch, daß sie den Sonnenschirm wegwarf und ihre Hände nach den immer eiliger an ihr vorbeihuschenden Sträuchern und krüppeligen Bäumchen auszustrecken versuchte; sie hörte noch einen hellen Schrei, — irgend jemand aus der Gesellschaft mußte den Unfall bemerkt haben, — dann fühlte sie einen Sturz, einen Ruck, — und dann gar nichts mehr; sie hatte das Bewußtsein verloren.

Auf wie lange, das konnte sie nicht genau beurtheilen; aber es konnte nicht lange gewährt haben, denn als sie die Augen wieder aufschlug und um sich blickte, sah sie von oben aus beträchtlicher Entfernung, mit angsterfüllten Gebärden und lautem Jammergeschrei, ihre Genossen herbeieilen.

Sie brauchte einen Moment, um sich zu besinnen, was eigentlich vorgegangen war, und sie erschrak heftig, als ihr klar wurde, daß sie abgestürzt sei.

Wie eine wilde Jagd zogen in einem Secunden-Theilchen alle schrecklichen Vorstellungen, die sich ihr, als einer eifrigen Leserin von Alpenschilderungen, mit diesem Worte verbanden, durch den Kopf.

Sie war abgestürzt, also höchst wahrscheinlich zerschmettert.

Die Schmerzlosigkeit und Klarheit, deren sie sich erfreute, war, wie sie aus ihren Büchern genau wußte, nur ein beunruhigendes Symptom. Nach kurzer Zeit würden sich schon die Schmerzen einstellen.

Aber es wäre doch feig gewesen, das so ruhig abzuwarten; sie versuchte, sich aufzurichten und zu erkennen, wo sie verletzt sei.

Im ersten Augenblick machte sich nichts fühlbar. Clara dehnte und streckte sich vorsichtig, — noch keine Schmerzen! Sie betastete und befühlte sich energisch, — es war nichts zu spüren!

Auf einmal kam ihr die beseligende Gewißheit, daß sie heil und ganz geblieben, daß sie von einem gütigen Schutzengel behütet worden war.

Aus der hernieder strebenden Gruppe ihrer Freunde ertönten laute Freudenrufe.

„Sie bewegt sich!" „Sie lebt!" „Gott sei Dank!"

Clara stand jetzt hochaufgerichtet, sie streckte die Arme aus, sie wollte den Nahenden entgegen; da zeigte es sich plötzlich, daß dies unmöglich sei.

Gerade vor ihr stieg steil und schroff die Felswand auf; keine Fuge, keine Spalte, die ein Erklettern möglich gemacht hätte! Zu beiden Seiten nur wildes, zerklüftetes Gestein und zu ihren Füßen schwindelnd jäh hinabfallend das endlose bröckelnde Geröllfeld.

Clara war auf ein kleines, mitten aus dem gewaltigen felsigen Abhang vorragendes Erdfleckchen gerathen. Die Teufelskanzel war es genannt und es galt in der ganzen Umgegend für unerreichbar.

Frau Kloiber theilte das den entsetzten Andern mit.

Sie waren indessen bis zu dem Punkte gelangt, von dem aus das Abwärtsklettern zur Unmöglichkeit wurde, und standen nun hülfsbereit, aber ohnmächtig in verzweifelter Gruppe etwa haushoch über Clara.

Ein ängstliches Rathschlagen begann.

Ein paar Führer von Berchtesgaden heraufholen, Stricke und Leitern beschaffen, die Hirten herbeirufen, hies es.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Clara hörte jedes Wort; sie sah mit zitternder Angst, wie Minute auf Minute verrann, und die guten Rathschläge kein Ende nahmen.

Sie fühlte, daß die Minuten nicht verschwendet werden durften; denn es wurde ihr nach und nach zur schrecklichen Ueberzeugung, daß das Fleckchen Erde, auf dem sie stand, nur lose wie ein Schwalbennest dem Felsen angeklebt war.

Auf dem Geäst und den Stämmen von ein paar Bäumen, die aus irgend einer Felsenspalte knorrig und verkrüppelt hervorgewachsen waren, hatten sich im Laufe der Jahre Blätter, abgeschwemmte Erde, Felsstückchen angesammelt, eine leichte Grasschicht war darauf gewachsen. Von fern konnte man also das Plätzchen sehr wohl für einen überhängenden Felsen ansehen, in der Nähe aber zeigte es sich als ein lockeres Durcheinander, das mit seinem Gewicht auf dem schwanken Untergrund von morschem Holze lastete.

Nun kam noch Claras ganze Schwere hinzu. Das leichte Erdreich wurde unter ihr zusammengepreßt, einzelne Schollen lösten sich ab und polterten in die Tiefe. Die stützenden Baumstämme stöhnten und ächzten unter dem übergroßen Gewichte; sie fingen an, sich langsam, langsam nach unten zu senken.

Oben hatten sich alle in der großen Noth vertrauensvoll an den Obersten gewandt.

Dieser Held ohne Gleichen mußte Hülfe bringen.

Der Oberst erinnerte sich bei diesem Anlasse nun zwar sehr genau an eine ähnliche Situation, die er im Feldzuge von Anno 66 durchgemacht hatte. Er war damals über eine zwanzig Fuß hohe Granitmauer geklettert und hatte einen fabelhaften Punkt erreicht, von dem aus es kein Vor noch Zurück mehr gab. Aber trotz dieser Erinnerung ließ er nicht nur umsonst auf einen guten Rath warten, nein, auch die That, die große That, die man mit Sicherheit von ihm erhoffen konnte, trat nicht in Erscheinung.

Das Einzige, wozu er sich bereit erklärte, war, daß er in ein nahegelegenes Gasthaus eilen wollte, um ein paar mit den Verhältnissen vertraute Männer herbeizuholen.

Das that er denn auch.

Die Zurückbleibenden blickten einander rathlos an.

Sie versuchten die Aermste da unten wenigstens durch tröstenden Zuspruch zu stützen. Jeder rief ein gutes und kluges Wort hinunter.

Nur von einem war nichts zu sehen noch zu hören, von dem einen und einzigen, auf den Clara harrte und hoffte, — von Herrn Baldenius!

Gerade er, der sein Leben freudig daran gewagt haben würde, gerade er war fern und ahnte nichts!

Und ob dieser gräßlichen Schicksalstücke und ob ihrer verzweifelten Verlassenheit und ob des stärker werdenden Knackens und Krachens unter ihren Füßen ergriff Clara eine tödtliche Muthlosigkeit; sie sank langsam in die Kniee, barg ihr Gesicht in die Hände und fing hoffnungslos und verängstigt an zu weinen.

Sie hörte noch dumpf das Durcheinander-Sprechen von oben; sie vernahm, wie immer häufiger und lauter die Erdklumpen in die Tiefe stürzten; sie meinte zu fühlen, wie unter ihr der Boden wich; — da, — da hörte sie neben sich, — dicht neben sich — ihren Namen rufen!

Und zu gleicher Zeit stießen die Obenstehenden einen lauten Jubelschrei aus.

Sie ließ die Hände sinken; sie sah um sich und erblickte zu ihrer Rechten, mitten auf dem Geröllfeld, — Herrn Baldenius!

Er hatte von der anderen Seite her einen Zugang entdeckt, oder doch wenigstens eine Möglichkeit, wie man die Unglücksstelle erreichen konnte; zwar nur auf allen Vieren kriechend, über Gebüsch und Gestein, durch Gestrüpp und Dornen, aber er hatte sich durchgewunden.

Sein schöner, weißer Anzug zeigte verschiedene Risse und große gelb-grün-gräuliche Flecke; verschwunden war der Stanley-Helm, und seine wohlgepflegten Hände waren zerritzt und zerschunden, aber, — aber in seinen guten blauen Augen lag ein heller starker Schein, der Trost und Kraft in Claras Herz zauberte.

„Reichen Sie mir die Hand!“ rief er ihr zu; und sie, willenlos, glücklich, folgsam, rutschte auf den Knieen zu ihm hin und streckte ihm die Rechte entgegen.

Er hielt sie fest, ein kräftiger Ruck, — und sie war neben ihm.

Schwankend und unsicher zwar auf dem steil abfallenden Hang, aber doch wieder auf festem Boden.

Und es war hohe Zeit gewesen! Denn neben der Erretteten und ihrem Retter sauste jetzt mit schrecklichem Gedröhn das ganze grüne Stückchen Welt in den Abgrund. Ein dunkler, feuchter Fleck an der Felswand verrieth allein den Platz, an dem die Teufelskanzel gehangen hatte.

Clara fühlte das tiefinnerliche Bedürfniß, dem übergütigen Schicksal und ihrem Ritter und Retter zu danken. Sie suchte noch nach einem würdigen Ausdruck, da unterbrach Herr Baldenius sie jäh: „Ja, ja, das wäre alles recht schön, aber nun wollen wir erst einmal sehen, wie wir zurückkommen.“

Richtig, noch standen sie ja am schwindelnden Absturz, fern von all den hülfreichen Händen da oben; jeder Schritt war noch ein Wagniß, jede Bewegung eine Kühnheit!

Sie begannen den Aufstieg.

Tastend, zitternd, in bebender Vorsicht. War es für eine Person schon schwierig gewesen, den rutschenden, weichenden Geröllboden zu überschreiten, für zwei schien es fast undurchführbar. Der Stein, auf dem der vorankletternde Baldenius gerade Halt gefunden hatte, kollerte in die Tiefe, ehe Clara ihn erreichen konnte; die vereinzelten Sträuche und Grasbüschel, an die des Niedersteigenden Hand sich hatte klammern können, waren gelockert und boten, da man unmöglich wissen konnte, wie fest ihre Wurzeln noch hafteten, eher eine Gefahr als eine Hülfe. Von aufrechtem Steigen konnte nicht die Rede sein; kriechend, krabbelnd, rutschend schoben sie sich langsam, mühselig aufwärts.

Aber doch aufwärts! Anfeuernde, begeisternde Rufe von oben stählten ihren Muth; Clara vernahm die Stimme der ostpreußischen Freundin, die ihr immer wieder die beruhigendsten Versicherungen hinunterrief. Sie bemerkte auch nicht, daß ihre Hände von den kantigen Gräsern und dornigen Sträuchern und dem scharfen Gestein zerrissen waren; sie fühlte nicht, daß ihr Lodenhütchen vom Kopfe gerutscht und abwärts getänzelt war, um sich höchstwahrscheinlich auf ewig mit dem weißen Stanley-Helm zu vereinen; sie wußte nicht, daß ihr Haar sich gelockert hatte und in langen Strähnen um ihr glühendes, ängstlich zuckendes Gesicht hing. Sie wußte nur, daß sie noch eine kurze Zeit ihre Kraft und Stärke zusammenhalten mußte, und daß ein Blick aus ihres Helfers Augen und ein Druck seiner treuen, augenblicklich arg beschmutzten Hand sie aufrecht erhalten würden bis zuletzt.

Zwanzig und mehr helfende Arme streckten sich ihnen entgegen, schon als sie noch gut zehn Armlängen von dem Ziel waren.

Der junge Amerikaner hatte noch im allerletzten Moment einen praktischen Einfall. Er rollte Herrn Baldenius' Plaid zusammen und warf es als Rettungsseil den Klimmenden entgegen.

Sie griffen zu. Clara krallte sich in ein hellblaues, Baldenius in ein gelbes Carreau ein; von oben wurde mit vereinten Kräften so ungeheuerlich angezogen, daß die Errretteten das letzte Stückchen hinaufflogen — und einige Uebereifrige sogar einen kleinen Fall nach hintenüber thaten

Aber was machte das? Ein allgemeiner jauchzender Freudenruf stieg zum Himmel.

Die einzigen, die nicht einstimmten, waren Baldenius und Clara. Er, weil ihm die Anstrengung und Sorge den Athem genommen hatte, sie, weil ein plötzlich hervorbrechender Strom dankbarer Thränen sie hinderte.

Als die erste große Aufregung überwunden war, als jeder einzelne so etwa zehnmal erzählt hatte, was er während der Schreckens-Halbenstunde alles gefühlt, gedacht, gefürchtet hatte, beschloß man schleunige Heimkehr.

Beim Abwärtswandern begegnete die Gesellschaft dem Obersten. Er hatte in einer der umliegenden Bauernhütten eine Tragbahre aufgetrieben, die er „für alle Fälle“ durch zwei Burschen herbeischleppen ließ.

Sie wurde jetzt für den allergünstigsten der vorauszusehenden Fälle in Anspruch genommen, indem man das erschöpfte Clärchen darauf bettete, den Kopf auf dem Proviant-Korb ruhend, bedeckt mit dem historischen Plaid.

Die Ostpreußin schritt feierlich an der rechten Seite des schwebenden Lagers und hatte tausend Trostesworte für ihre Trautestte, unzählige Lobsprüche für den tapferen Tropenmann und einen vernichtenden Blick für den Obersten, der als alter Herr freilich nicht viel anderes hätte thun können, als er gethan hatte.

Zur Linken aber ging Herr Baldenius; er hielt Claras Hand in den Momenten, wo ein Schwanken der Trage eine Unterstützung nöthig machte, — und auch manchmal, wenn es nicht durchaus nöthig schien.

Als man nach Haus zurückgekehrt war, als Clärchen erholt und beruhigt, matt aber ganz unversehrt von Frau Kloiber und der treuen Freundin auf der Chaiselongue des Damenzimmers gebettet lag, trat Herr Baldenius ins Zimmer.

Ein frischer Flanellanzug umhüllte ihn in schneeiger Weiße; seine braunen Locken lagen wohlgeordnet um die hohe Stirn; ein edler Stolz hob seine Brust.

Frau Kloiber und die Ostpreußin vertieften sich eifrig in das Anschauen einer illustrirten Zeitung, traten darnach zum Fenster, da eine im Westen aufsteigende Wolke ihnen Anlaß zu ernsten meteorologischen Betrachtungen gab, und mußten schließlich auf der Veranda sich Gewißheit verschaffen, ob denn für morgen wirklich Regen drohe.

Clara und Herr Baldenius waren allein.

Sie suchte einen Augenblick nach Worten, worauf sie ihm stumm beide Hände entgegen streckte.

Er drückte einen langen Kuß auf die Rechte, einen längeren auf die Linke, dann einen sehr langen auf die Rechte, einen sehr, sehr langen auf die Linke und dann, — einen ganz kurzen auf Claras Lippen.

Sie sah ihn erschreckt an; sie wollte irgend ein verweisendes Wort sagen, da hörte man die Stimmen der Damen, die sich der Thür näherten.

Herr Baldenius wandte sich um.

Die Stimmen erklangen in größerer Nähe. Er blickte wieder auf Clara.

„Nachher — nachher!“ stammelte er glühend — und verließ das Zimmer.

Die Stimmen draußen entfernten sich wieder. Clara blieb allein. Allein mit ihren seligen Gedanken, in denen nur die leise Sorge: „Was wird Rudi sagen?“ ein leichter Schatten war.

— — Und „was wird Clara dazu sagen?“ lautete die ängstliche Frage, die sich Rudi stellte, während er von dem tief im Thal liegenden Bahnhofe langsam zur Antonienhöhe hinaufstieg.

In der Stunde des Abschieds, die er mit Toni allein im Garten verbracht hatte, — Vater und Mutter Kaufmann waren noch mit Ordnen und Packen beschäftigt, — war es zwischen ihnen zu einem bedeutungsschweren Gespräche gekommen.

Toni hatte ihm mitgetheilt, daß aus der italienischen Reise vorläufig nichts werden solle.

„Die Eltern haben keine Lust, und ich, — ich will froh sein, wenn ich in unserem lieben alten Boltenhagen bin! Lothar wird ja wohl auf längere Zeit durch seine „Studien“ festgehalten sein, da können wir ruhig nach Hause gehen und uns in Gemüthlichkeit einschneien lassen, anstatt auf den Eisenbahnen und in den unbehaglichen Hôtels umherzusitzen.“

Der Doctor sah sie erstaunt von der Seite an; ihm schien es unverständlich, daß jemand eine Reise in das Paradies aller deutschen Träumerherzen so leicht aufgeben sollte.

Toni fuhr fort: „Ich werde mir nun auch ein graues Strickzeug anschaffen und in der Wohnstube auf dem Fenstertritte sitzen und in den Hühnerhof hinuntersehen. Und im Winter werde ich sehr viele Bratäpfel essen, und wenn der Frühling kommt, werde ich wahrscheinlich an gebrochenem Herzen gestorben sein, oder weiße Haare und eine lange, spitze Nase bekommen haben, wie die vier Fräulein von Dobbertin auf dem Kammergut.“

Das sollte scherzhaft sein und es klang auch recht drollig, wenn man dabei nur auf Tonis blondes Lockenhaupt und die vergnügte kleine Soubretten-Nase sah; aber Rudi schaute auch in ihre blauen Augen, und in denen standen ein paar große schwere Thränen, und um ihren Mund zuckte es bedenklich.

Rudi mußte entschieden ein tröstendes Wort einwerfen.

„Aber so denken Sie doch nicht immer wieder an die traurige Erfahrung, die Sie gemacht haben. Sie sind noch so jung, das Leben hat noch so viel Schönes und Glückliches für Sie aufgehoben; vergessen Sie diese ganze letzte Zeit, seien Sie wieder lustig . .!“

Damit schien er aber nicht ganz das Richtige getroffen zu haben.

Aus Tonis Augen schwand plötzlich aller sentimentale Ernst, und es blitzte bedrohlich darin auf.

„Vergessen? Die schöne Zeit hier vergessen? Und das schlagen Sie mir vor?“

Rudi war sehr bestürzt, er stotterte ein paar verlegene Worte.

Aber Toni war aufgestanden und mit hochrothen Wangen sprudelte sie hervor: „Das wünschen Sie Sich wahrscheinlich, weil Sie Sich mit uns gelangweilt haben. Aber ich nicht! Ich habe mich nicht gelangweilt, ich habe mich himmlisch amüsirt! Jeden Morgen habe ich mich auf den Tag gefreut und jeden Abend auf den nächsten Morgen. Und wenn Sie das nicht gewußt haben, dann wissen Sie es jetzt und dann wissen Sie auch, daß Sie mich ruhig hätten abreisen lassen können, ohne mir zu erzählen, daß es Ihnen eine Frohn und eine Qual gewesen ist, daß Sie, — daß Sie — —.“

Sie konnte vor zornigem Eifer nicht weitersprechen.

Und Rudi hätte sie auch nicht dazu kommen lassen.

Er war ebenfalls aufgesprungen; er hielt sie fest, als sie forteilen wollte, und er vertheidigte sich. Erst noch mit ziemlicher Deutlichkeit und mit gebührlichem Eingehen auf ihre Anschuldigungen, aber dann verworrener und schließlich mit einem durcheinanderquirlenden Gestammel, das jedem Dritten vollständig unverständlich geblieben sein würde, das Toni aber mit voller Hingabe und gnadenreichem Lächeln anhörte.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Aller Laster Anfang.

Von E. Zöller-Lionheart.

Eine aufgelöste Verlobung machte in unseren Kreisen von sich reden. — Ich traf mit Spencer Bickham, dem ehemaligen Bräutigam des reizenden Mädchens, das er aufgegeben, bald darauf zusammen. Er sah blaß und traurig aus. Wie wir zu einander standen, konnte ich die Frage schon wagen, weshalb er diese Bande gelöst, wenn ihm das ersichtlich so schwer gefallen?

„Weil ich mich nicht fürs Leben unglücklich machen wollte,“ gab er zur Antwort.

„Was hätte Sie unglücklich machen können?“

„Unpünktlichkeit, unverbesserliche Unpünktlichkeit!“

Ich lachte ihm ins Gesicht.

„Ihr Engländer habt doch, bei Gott, mehr oder minder den Spleen,“ entschuldigte ich mein unhöfliches Benehmen.

Er blieb unerschütterlich ernst. „Sie sagen das so, Madame, weil Sie über die Sache noch wohl niemals ernstlich nachgedacht haben. Sie ist das Grundübel, aus dem alle anderen hervorzugehen pflegen, und es ist ein Jammer, daß man die deutschen Frauen bei der Erziehung so wenig an Pünktlichkeit gewöhnt.

Aus der wenig harmonischen Ehe meiner Eltern habe ich meine traurigen Erfahrungen geschöpft, die mich vor einem gleichen Irrthume bewahren sollen.

Meine liebe Mutter war ein grundgutes, liebenswürdiges und von meinem Vater über alles geliebtes Geschöpf, aber behaftet mit diesem unüberwindlichen Cardinal-Fehler so vieler Ihres Geschlechts. Welche Scenen hat es deshalb in unserem Hause gegeben! Zu welchen scharfen Worten hüben und drüben ist es gekommen, die den häuslichen Frieden für Tage störten, bis mein Vater die Sache als hoffnungslos aufgab und, um nicht immer neuen Aerger zu erfahren, seine eigenen Wege ging. Sie lächeln, Madame, halten diesen Trennungsgrund für kleinlich, gesucht, nicht wahr? Und doch versichere ich Sie, daß Unpünktlichkeit einen ordnungsliebenden Menschen zur Verzweiflung bringen kann, weil sie das erste Glied in einer Kette von tausend Unannehmlichkeiten wird.

Von einem Beamten weiß ich zum Beispiel, daß die Unpünktlichkeit seiner Frau bei den Gesellschaften seiner Vorgesetzten ihm als Rücksichtslosigkeit ausgelegt wurde, die ihn in seiner Carrière störe. Einem jungen Offizier war dieselbe Unannehmlichkeit nicht nur hinderlich in seinem Fortkommen, sondern man bedeutete ihm zuletzt, daß Pünktlichkeit ein unerläßliches Erforderniß militärischer Eigenschaften sei, und daß man ihm rathe, in einem anderen Berufe sein Heil zu suchen.

Bei Lucy habe ich es mit Bitten, selbst mit Drohungen vergeblich versucht. Es war bei ihr in der Anlage verdorben; sie war nicht frühzeitig an Selbst-Controle, an Rücksicht gegen andere, an Selbstachtung sogar, gewöhnt, denn wer sich selbst achtet, scheut sich vor gerechten Vorwürfen und greift nicht zu haltlosen Ausflüchten, um eine unentschuldbare Nachlässigkeit zu beschönigen.

Denken Sie Sich in die Lage eines feinfühligen Menschen, der durch die Nachlässigkeit eines anderen zu spät im Theater, Konzert u. s. w. erscheint und durch die wüthenden Blicke des gestörten Publicums abgestraft wird; oder in die eines erschöpft aus seinem Berufe heimkehrenden Mannes, der lange Zeit auf sein Mittagessen warten, oder bei einer Zusammenkunft mit seiner besseren Hälfte eine Stunde vergeblich harrend an einer Straßenecke stehen muß! Glauben Sie, daß das seine Laune verbessert und das Wiedersehen zu einem erfreulichen macht? Und das sind noch die kleineren Leiden in dem Zusammenleben mit einem Menschen, der sich nicht an jene Pünktlichkeit gewöhnt, aus der alle anderen Tugenden gewissermaßen erst entspringen. Aber es giebt auch schwerere, an denen manches Lebensglück scheitert. Wie kann eine Mutter Kinder zu pünktlichem Einhalten ihrer Pflichten, eine Hausfrau Dienstboten zum Respectiren der angesetzten Stunden anhalten, wenn sie selbst nicht das Vorbild giebt? Wie kann einer, der zum Ernste des Lebens erzogen wurde, unpünktlich sein? Unpünktlichkeit ist für mich gleichbedeutend mit Unhöflichkeit; sie ist mir ein Beweis, daß derjenige, der sich ihrer dauernd schuldig macht, ohne Selbstachtung, lässig in der Erfüllung jeder Pflicht sein und nichts wirklich ernst nehmen wird. Lachen Sie mich aus, wenn ich Ihnen gestehe, daß der Wunsch, alles in mir und um mich peinlich ordentlich zu sehen, mich vor dem Wagniß zurückschrecken ließ, mein Leben an eine Gefährtin zu knüpfen, die mit ihrer Zeit nicht Haus zu halten versteht.

Und nun lassen Sie mich, verehrte Freundin, nach dieser trübseligen Herzählung der Trennungsgründe meiner eigenen Liebesgeschichte, Ihnen noch eine kleine heitere Episode aus einer anderen vortragen, die auch aus Unpünktlichkeit hervorging.

Unseren Hausdiener im Bureau, der sich gestern zu seiner Hochzeit Urlaub erbeten, fragte ich heute ganz verwundert, warum er sich denn doch wieder eingestellt?

‚Ja, Herr Bickham,‘ sagt er treuherzig, ‚das kam so: Die Carline, die von ihrer Herrschaft Knall und Fall entlassen ist, weil sie nie das Mittagessen zur rechten Zeit uff'n Disch brachte, hat nu wol jestern auch nich mit ihren Staat fertig werden können. Unterwegs haben wir schon von wegen dessen uns jezankt, und als wir uff'n Standesamt ankummen, schließen sie uns jerade die Dhür vor die Nase zu.

Das hielt ich vor 'nen Wink des Himmels und hab ihr uff de Banke alleene sitzen lassen und bin nach Hause jejangen, um nich wieder zu kommen, denn so 'ne Unpünktlichkeit is aller Laster Anfang un macht mich am Ende mit liederlich, — davor danke ich!‘“

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt.

Geistige Interessen.

Unsere Haus-Armen. — Als Tochter eines Gutsbesitzers war es ja für unsere Mutter natürlich, daß sie schon früh die Armen des Dorfes kannte und zunächst auf Geheiß der Eltern, später allein, die Hülfsbedürftigen besuchte; aber auch wir Kinder, in der Stadt geboren und erzogen, lernten frühzeitig durch sie jene Wohlthätigkeit, die sich nicht mit einem dargereichten Groschen begnügt. Gerade jetzt, wo Weihnachten noch in aller Gedächtniß ist und mancher dabei an die Armen gedacht hat, möchte es nicht unangebracht sein, ein Wort über unsere Haus-Armen zu sagen. Unter dieser Bezeichnung verstanden wir solche Personen, die regelmäßig eine kleine Unterstützung erhielten, um die wir uns aber auch außer der Zeit zu kümmern hatten. Zu verschiedenen Malen war es vorgekommen, daß Dienstmädchen, die von unserem Hause aus sich einen eigenen Hausstand gegründet hatten, Hülfe beanspruchten, — gern wurde sie gewährt, und jahrelang ward uns Kindern die Aufgabe zu theil, die kleinen, nach und nach erscheinenden Weltbürger durch Spielzeug und selbstgefertigte Kleidungsstücke zu erfreuen. Schon im Herbst hieß es fleißig arbeiten, da wurde gestrickt und gehäkelt, auch wohl aus Pappe und Holz Spielzeug gefertigt; alte Bücher wurden ausgebessert, allerlei im Laufe des Jahres gesammelte Bilder, farbige und schwarze, sauber auf Carton geklebt und so Bilderbücher für die Kleinen geschaffen. Von unserem eigenen ausrangirten Spielzeug durften wir gleichfalls geben, und mancher Groschen wanderte aus der Sparbüchse in die Hand unserer Armen. Zu diesen zählten auch einige alte Frauen, die früher als Wäscherinnen und Scheuerfrauen im Haushalt beschäftigt worden waren. In Krankheitsfällen brachten wir stärkende Suppen, warme Kleidung oder einen Leckerbissen, der eigentlich für uns bestimmt gewesen, — oft schien uns dies zunächst ein großes Opfer, aber die Freude, mit der unsere kleine Gabe begrüßt wurde, entschädigte uns reichlich dafür.

Doch nicht nur Unterstützung an Geld, Lebensmitteln und Kleidung erhielten unsere Armen, sondern vor allem, wenn irgend möglich, Arbeit, die ihnen das drückende Gefühl des Almosen-Empfangens mildern sollte. Oft wurden die Leute auch zu kleinen Hülfeleistungen im Hause herangezogen, und sie setzten ihren Stolz darein, ihr Bestes zu thun. Der Glanzpunkt für alle, Groß und Klein, bildete neben dem Weihnachtsfest, wo passende Gaben ihnen sicher waren, der Geburtstag unserer Mutter, — hier erntete sie den Dank für eines Jahres Liebe und Sorge. Was immer die Leute ihr boten: eine selbstgezogene Blume, ein Verslein, sauber auf buntem Bogen geschrieben, der erste Strickversuch in Gestalt eines Topflappens und was dergleichen mehr war, für alles dankte ein liebevolles Wort und ein herzlicher Blick, und jeder freute sich, wenn „unsere Frau" zufrieden war. Die Anhänglichkeit unserer Haus-Armen an alle, die zur Familie gehörten, war der beste Beweis, daß diese Art des Wohlthuns die richtige gewesen. E. F.

Gesundheits- und Körperpflege.

M. S. F. in Reichenberg. — Elektrolyse wird ausgeführt, indem neben jedes Haar eine Nadel eingeführt und durch diese ein elektrischer Strom geleitet wird. Dazu gehört ein theurer Apparat, genaue Sachkenntniß, ein scharfes Auge und eine sichere Hand. Bisher haben unseres Wissens nur einzelne Specialisten sich mit Haarvertilgung durch Elektrolyse beschäftigt. Dr. D.

Emy aus Ungarn. — Nervöse Verdauungs-Störungen fordern vor allen Dingen eine genaue ärztliche Untersuchung, wozu ja Wien die beste Gelegenheit bietet. Jedenfalls wird Vermeidung der Ursachen und, wenn das Leiden wirklich nur nervös ist, Beseitigung der Nervosität durch Regelung der Lebensweise und etwa eine vorsichtige, ärztlich geleitete Wasserkur nöthig sein. — Die Aederchen auf den Wangen werden wohl am ehesten abendlichen Einreibungen mit Ichthyolseife weichen. Dr. D.

Nordländerin. — Uebler Geruch aus der Nase rührt von der Zersetzung zurückgehaltener Absonderungen, vielleicht von Geschwüren der Nasen-Schleimhaut her. Durch Eingießen von sehr schwachem (3 gr auf $^1/_2$ l gekochtes Wasser), lauwarmem Salzwasser kann zeitweilig Reinigung und damit Beseitigung des Geruches erzielt werden; gründliche Heilung erfordert aber genaue Untersuchung und Behandlung durch einen Special-Arzt. Da das zu Grunde liegende Uebel nicht nur unangenehm ist, sondern auch andere schwere Folgen haben kann, so ist dringend zu baldiger Consultation des Arztes zu rathen. Dr. D.

E. L. — Die braunen Flecken im Gesicht werden Sommersprossen sein und nach abendlichen Einreibungen einer Salbe von 1 gr Salicylsäure, $1^1/_2$ gr Resorcin und $12^1/_2$ gr Vaseline nach einiger Zeit verschwinden. Dr. D.

Abonnentin in L. — Ob der von Ihnen geschilderte Leberfleck wirklich eine nur oberflächliche oder eine tiefergehende Hautverfärbung ist, wagen wir aus der Ferne nicht zu entscheiden. Unschädlich sind abendliche Einreibungen mit einer Salbe aus Salicylsäure 2, Resorcin 3, Vaseline 25. Hilft das nichts, so rathen wir, sich an einen Arzt zu wenden. Dr. D.

M. K. Z. — Wenn die gelbbraunen Flecken in den Schläfen nicht von einem inneren Leiden herrühren, was natürlich nur durch ärztliche Untersuchung festzustellen ist, so können sie durch Salicylseife zum Verschwinden gebracht werden. Die nämliche Seife dient zur Beseitigung der fettigen Schweiße. Sollte dies in einiger Zeit nicht zum Ziele führen, so empfehlen sich kräftige Einreibungen mit Hebra's Seifengeist. Dr. D.

Grethe K. — Die Gesichtshaut straff zu erhalten, dienen kalte Waschungen und feinstrahlige Brausen. Wichtiger ist aber die allgemeine Pflege der Gesundheit durch angemessene Lebensweise, Bewegung im Freien, Schlafen in reiner Luft u. a. m. Dr. D.

Helene. — Hysterie ist nicht immer, aber zuweilen heilbar. Ob dies möglich, oder ob wenigstens eine Besserung zu hoffen ist, kann nur ein erfahrener Arzt nach genauer Untersuchung und Beobachtung beurtheilen; derselbe würde Ihnen auch sagen, weshalb bei solchen Kranken nicht einzelne oder viele Mittel, sondern nur ausgiebig durchgeführte Kuren, am besten fern von dem gewöhnlichen Aufenthalte und in einer Heilanstalt, helfen können.

S. D. — Die grünliche Verfärbung der Zähne ist vermuthlich mehr durch die Krankheit verursacht, derentwegen viel Eisen genommen wurde, als durch letzteres selbst, das übrigens nur dann einen schwarzen Niederschlag auf die Zähne geben kann, wenn es in gelöster Form und ungeschickt, d. h. mit langem Verweilen und Umherrühren im Munde, eingenommen wird. Vermuthlich ist eine Erkrankung oder mangelhafte Ernährung Schuld an dem Uebelstande, der durch „mehrmals tägliches" Putzen mit Schlemmkreide durch Abreiben des Zahnschmelzes noch vermehrt ist. Wenden Sie Sich an einen guten Zahnarzt! „Blendend weiße" Zähne kann, wenn die Natur sie versagt hat, nur der künstliche Ersatz gewähren. Dr. D.

N. O. — Nasenröthe verlangt Kräftigung der Haut durch spirituöse Waschungen, etwa mit verdünntem Branntwein oder mit Alaunwasser (5 : 100) und ähnlichen Mitteln; bei großer Hartnäckigkeit ist Galvanisiren nützlich. Dr. D.

Kindererziehung.

Universal-Kinderstuhl. — Ich habe nie begreifen können, warum man sich mit den Pathengeschenken stets an dieselben traditionellen Sachen halten soll: das Besteck, das silberne Becherchen oder das Jahreskleidchen, — kühn bin ich stets von dem Hergebrachten abgewichen und habe meine Geschenke nach eigenem Ermessen ausgewählt. Namentlich bei meinem letzten Pathenkinde, das zugleich mein erstes Enkelchen ist, habe ich mich für ein Geschenk entschieden, das zwar nicht aus Silber besteht, dafür aber als äußerst praktisch sich bewährt und dem kleinen Erdenbürger ebenso zu statten kommt wie der jungen Mutter. Der Universal-Kinderstuhl, den ich nach langem Wählen erhandelte, schien mir das zweckentsprechendste Möbel dieser Art zu sein, und der Gebrauch bestätigte die Erwartung vollkommen.

Universal-Kinderstuhl als Wagen.

Stuhl als Schaukel.

Hochgestellter Stuhl.

Der Stuhl, den man sowohl in der Ausführung in Holz, wie meine Skizzen ihn zeigen, als auch in Rohrgeflecht kaufen kann, ist als Wagen, als Wiege und als Stuhl zu benutzen, je nachdem man ihn aufstellt, und ohne daß irgend eine Veränderung in der Construction nothwendig würde. Die größere Darstellung zeigt den Stuhl als Wagen benutzt. Das Baby sitzt hier niedrig und bequem, die Füße auf ein Bänkchen gestützt. Genügenden Halt, um das Herausfallen zu verhindern, gewähren die gerundeten Seitenleisten, zwischen denen sich auch ein Brett als Tischchen befindet. Dreht man das Geräth um, so bietet es eine Wiege dar; der Sitz bleibt unverändert, das Fußbänkchen dient nun als Tisch. Der Höhe nach aufgestellt, zeigt sich der bekannte hohe Stuhl; zwei mit Ledertuch überzogene Kissen, die man natürlich auch bei den beiden anderen Stellungen verwenden kann, sorgen für die fernere Behaglichkeit des Kleinen. In jeder Anwendungsart bewährt sich das Möbel vorzüglich; Baby sitzt stets ganz sicher und bequem, kann spielen und sich bewegen, und trotzdem ist die Möglichkeit, daß es vielleicht herausfallen könnte, vollständig ausgeschlossen. Meine Tochter kann ruhig bei ihrer Näherei bleiben und empfindet es als einen Segen, das unruhige Kleinchen, das ihr sonst viel zu schaffen machte, so wohl untergebracht zu sehen.

Eine jugendliche Großmama.

Geselligkeit.

Tischordnungs-Karte. — Damit bei Gesellschaften und Diners jeder Herr mühelos die ihm zuertheilte Dame auffinden kann, läßt man neuerdings durch den Diener schon im Vorzimmer den Herren Karten präsentiren, die den Namen der betreffenden Dame tragen. Man verwendet dafür gern Papierstreifen von ca. 20 cm Länge und 3 cm Breite, die dreitheilig zusammengelegt werden, sodaß der Name der Dame innen, wie in einem Couvert ruht. Das eine Ende des Papiers erscheint an den Ecken abgeschrägt oder gerundet und trägt Monogramm, Chiffre, je nachdem auch das Wappen oder Siegel der Gastgeber, daneben den Namen des betreffenden Herrn. Die Zettel werden auf einem Tablet oder einer flachen Schale, — auf der nebenstehenden Skizze ist es ein runder Teller in Tula-Arbeit — geordnet, denn irgend ein Geräth von anspruchsvoller künstlerischer Form würde sich nicht passend in der Hand eines Dieners ausnehmen. Lucy v. Gr.

Schale mit Tischordnungs-Karten.

Liqueur-Service. — Wenn die Industrie ein neues, dankbares Motiv entdeckt hat, so ist auch darauf zu rechnen, daß sie es gleichzeitig nach den verschiedensten Richtungen hin ausbeutet. So sehen wir die Kleeblatt-Form, die für Tische, Leuchter, kleine Schalen, wie als Verzierung auf den mannigfaltigsten Galanterie-Artikeln erscheint, auch als Tablet für ein zierliches Liqueur-Service verwerthet. Jeden der Blattzipfel stützen kleine Kugelfüße; das Tablet besteht, wie auch Deckel und Henkel der Kanne, aus vergoldeter Bronze; das beliebte weiße, geriefelte Glas ist für die Kanne selbst wie für die Gläser angewendet. Das Geräth sieht ganz allerliebst aus und, was das Beste, die Ausstattung und Kleinheit, — das Kännchen mißt nur 11 cm Höhe, — weisen ihm seinen Platz in dem Damenzimmer an. Bei dem Augenblicks-Besuch guter Freundinnen, der sich bei jungen, glücklichen Frauen

Liqueur-Service.

bekanntlich oft zu einem Plauderstündchen ausdehnt, wie das Service mit Vorliebe in Gebrauch genommen.

Junge Professors-Gattin.

Pariser Blumen-Luxus. — Der Artikel über Blumen-Decorationen mit lebenden Pflanzen in Nr. 8 veranlaßt mich, auch einmal ein wenig über die Verschwendung zu plaudern, die man in Paris mit den lebenden Blumen treibt, — eine Verschwendung, die große Summen verschlingt, die aber dafür auch den denkbar poetischesten Reiz besitzt.

Hier in Paris begnügt man sich nicht damit, eine Zimmerecke oder einen Blumentisch mit lebenden Blattpflanzen und Blumen auszuschmücken, vielmehr ist es gerade die abgeschnittene Blüthe, die lose Ranke, die man scheinbar willkürlich an den verschiedensten Stellen des Zimmers anbringt, und womit man die eigenartigsten Effecte erzielt. Da stehen z. B. auf beiden Seiten des Kaminsimses große, in Gold montirte Krystallschalen, die von blühenden Rosen, vom hellen Rosa bis zum tiefsten Dunkelroth abschattirt, überquellen. Auf einem kleinen Tischchen, neben dem Lieblingssitze der Hausfrau, duften in einer altsilbernen, zierlichen Jardinière köstliche Parma-Veilchen; daneben in einer schlanken Venetianer Glasvase wenige ausgesucht schöne Rosen. Große Büsche rosa-blühender Azaleen füllen die Ecken des Salons und umgeben in einem Halbkreise das freistehende Pianino, dessen Rückwand die seidene, goldgestickte Decke verhüllt. Delfter Vasen mit Mimosen, Veilchen und Reseda schmücken die Bordbretter, oder sind wie zufällig auf irgend einen niedrigen Schrank gestellt. In den Vorzimmern dagegen machen sich riesige japanische Kübel und Vasen mit mächtigen Sträußen von Chrysanthemen breit.

An den Empfangstagen und bei großen Diners winden sich Blumen-Guirlanden um die Kronleuchter, von ganzen Büscheln flatternder Bänder gehalten; der Mantel des Kamins wird dann ganz durch eine Wand aus Kamelien maskirt. Am entzückendsten ist jedoch die Tafel-Decoration. Von den hohen Aufsätzen, die das vis-à-vis verbergen und die Unterhaltung erschweren, ist man neuerdings fast ganz zurückgekommen. Der Blumenschmuck schmiegt sich dem Tischtuche an. Schnüre von Parma-Veilchen oder Mimosen umgeben in Festons den Tisch und kreuzen sich in dessen Mitte. An den Tischecken sind sie von Bouquets rother Tulpen oder Orchideen gehalten. Manche Damen lassen sich zu jedem ihrer wöchentlichen Empfangstage ganze Blumensendungen aus Nizza kommen, und man kann sich nichts Reizenderes denken, als diese Fülle von Rosen, Heliotrop, Anemonen, Mimosen, die uns beim Oeffnen eines solchen Korbes entgegenquillt.

Großer Luxus wird auch mit den Sträußen und Blumen-Arrangements getrieben, die als Huldigung bei Geburtstagen und Verlobungen dargebracht werden: Körbe, Füllhörner, Muscheln, Vasen und phantastisch geformte Schalen, mit den kostbarsten duftenden Blüthen gefüllt, mit Bändern und Schleifen untermischt. Bräute empfangen von ihren Verlobten jeden Tag bis zur Hochzeit einen Strauß oder Korb voll weißer Blüthen, Rosen, Flieder, Primeln, Heliotrop oder Orchideen, mit weißen Bändern umwunden. Keine Blume erscheint hierfür zu selten, keine Zusammenstellung zu kostbar. Gewöhnlich wird mit dem Blumenhändler ein für alle Mal ein Abkommen getroffen, wobei es von Seiten des Bräutigams gewöhnlich nicht ohne ein leichtes Handeln abgeht, denn der Preis für diese täglichen Blumenspenden ist ein recht hoher.

Blumenglas.

Niemals zuvor hat man auch für den Cultus der Todten annähernd so viel Blumen aufgewendet wie jetzt. Die Kränze, die man für Begräbnisse und als Grabschmuck spendet, sind von ungeheuren, noch immer wachsenden Dimensionen. Als Gräberschmuck werden auch riesenhafte Sträuße, wahre Blumengarben, vor allem die Modeblume, das Chrysanthemum, verwendet. Man nimmt keinen Anstoß an der leuchtenden Farbenpracht, doch sucht man sie durch eine Kreppwolke zu verschleiern, wie denn überhaupt der Krepp in Form von Schleifen und Shawls an allen Kränzen ausgiebige Verwendung findet.

Deutsche Frau in Paris.

Häusliche Kunst.

Majolica-Kapseln für den Anschluß einer elektrischen Leitung. — Kein Geräth unserer Einrichtung erscheint jetzt so unbedeutend, daß sich nicht der Sinn für decorative Ausschmückung daran bethätigte. Bei der elektrischen Beleuchtung, die der künstlerischen Ausstattung stets ein so weites Feld bot, ist nun jetzt

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

auch das letzte bisher schmucklose Stück, die Anschlußplatte, mit einer entsprechenden Decoration versehen worden. Ich sah die kleinen Majolica-Kapseln, die den Anschluß verdecken, in der Villa einer für elektrische Fragen gewiß maßgebenden Persönlichkeit, des Herrn Arnold von Siemens. Allerdings ist der Gebrauch nur dann möglich, wenn der Anschluß durch eine kleine Hebelvorrichtung bewirkt wird, wie sie durchgehends in dem Siemens'schen Hause zur Anwendung kommt. Ausschnitte in den Kapseln lassen für die Bewegung des Hebels, wie für die Leitungsdrähte Raum. Die Kapseln selbst bestehen aus Majolica und sind durch die Fabrik der Wwe. Oest. N, Schönhauser Allee 119, zu beziehen; die Bemalung wurde durch die Hand einer bekannten Künstlerin ausgeführt, und zwar waren für die einzelnen Stücke die verschiedensten Blumen- und Landschafts-Motive, für das von uns dargestellte Modell Apfelblüthenzweige in den natürlichen Farben, gewählt worden.

Kapsel für den Anschluß einer elektrischen Leitung.

Adelheid v. G.-St.

Waffenständer. — Wer könnte mir ein hübsches Modell für einen Waffenständer oder eine Trophäe, für ein Eßzimmer geeignet, beschreiben? S. D. in Straßburg.

Papeterie-Arbeiten. — Wo könnte ich Papeterie-Arbeiten erlernen, z. B. Imitationen von Eisenrüstungen, Schlössern 2c.?

E. v. H. in Wien.

Hauswirthschaft.

Automatischer Eierkocher. — Unsere Zeit steht unter dem Zeichen des Automaten. Den verderblichen Süßigkeiten-Spendern für unsere Kinder,, den Fahrkarten-Automaten, den „Stummen Portiers" u. s. w. folgt jetzt auch eine Erleichterung für die Wirthschaft in Gestalt eines Eierkochers, der die Eier in demselben Augenblicke, wo sie genügend gekocht sind, selbstthätig aus dem Wasser hebt. Wenn ich von Wirthschaft spreche, denke ich allerdings nur an eine männliche oder weibliche Junggesellen-Wirthschaft, denn der kleine Apparat ist in der Form, in welcher er jetzt in den Handel gebracht wird, nur für zwei Eier berechnet, dürfte aber vielleicht später auch in größeren Verhältnissen erscheinen. Eine Messingröhre, der sich unten ein stabiler, gußeiserner Fuß anschließt, trägt ein Körbchen aus leichter Draht-Gaze, bestimmt, die beiden Eier aufzunehmen. An dem oberen Ende der Röhre ist ein Kästchen angebracht, das innen ein Uhrwerk, außen ein Zifferblatt enthält. Mittelst der kleinen Flügelschraube läßt sich der Mechanismus auf die gewünschte Zeit, ein bis sechs Minuten, stellen. Sobald dies geschehen, wodurch der Eierbehälter zugleich niedergedrückt wird, stellt man den Apparat in das kochende Wasser und darf sicher sein, daß im richtigen Momente die Eier sich aus dem Wasser heben, was eine in dem Messing-Cylinder eingelassene Metall-Spirale bewirkt. Durch das Aufziehen des Uhrwerkes wird diese zusammengedrückt und schnellt bei dessen Ablaufen in die Höhe. — Es ist mir immer ein überaus angenehmes Gefühl, daß in der Zeit, während ich mein einfaches Abendbrod rüste, die Eier sich selbst kochen und nicht die geringste Aufsicht verlangen.

Eine Lehrerin.

Petroleum-Wäsche (3). — Die Frage hat in dem Kreise unserer Leserinnen so großes Interesse hervorgerufen, daß es unmöglich ist, sämmtliche eingelaufene Antworten zu veröffentlichen. Im ganzen sind die freundlichen Einsenderinnen darüber einig, daß die Petroleum-Wäsche zu empfehlen sei, und daß das von der Fragestellerin gerügte Braunwerden des Leinens seinen Grund in allzu reichlichem Petroleum-Zusatz, einer mangelhaften Spülung und Lüftung finde. Nachstehend geben wir einige der eingesandten Recepte wieder. D. Red.

Zu 26 l Wasser nimmt man 1/4 kg Kernseife und 3 Eßlöffel Petroleum und kocht diese Mischung auf. Am Abend zuvor hat man die Wäsche gut eingeweicht und läßt sie nun in der Brühe 1/2 Stunde kochen. Dann wird die Wäsche mit den Händen (ohne Anwendung eines Waschbrettes) oder in einer Waschmaschine leicht gerieben, in lauwarmem Seifenwasser und schließlich in reinem Wasser gespült. Dieses Verfahren erspart viel Zeit, schont die Wäsche und macht sie sehr weiß. Der Petroleum-Geruch verschwindet beim Nachspülen ganz.

A. H., Braunschweig.

Da ich seit 1 3/4 Jahren mit Petroleum wasche, kann ich genau die Vor- und Nachtheile schildern. Ich lasse abends die Wäsche in reines, kaltes Wasser einweichen, früh auswinden, dann in heißem Seifenwasser tüchtig nach allen Seiten schweifen. Erst jetzt lasse ich die Wäsche im Kessel kochen und nehme auf je 25 l Wasser 1/8 kg Seife nebst einem Eßlöffel Petroleum, versäume auch nicht, auf den Boden des Kessels eine flache Porzellan-Schüssel zu legen, um das Anbrennen der Wäsche zu verhindern. Vom Moment des Kochens an muß die Wäsche 1/2 Stunde kochen; dann wird sie so heiß wie möglich in demselben Wasser geschweift und tüchtig gewaschen, danach im reinen Wasser nochmals geschweift. Sie bleibt bis zum anderen Morgen im Wasser stehen, wird dann abermals geschweift und zuletzt geblaut.

Vortheile: Zeitersparniß von 3 Stunden bei 10stündiger Arbeitszeit, geringe Anstrengung bei der Wäsche; zudem wird der Faden zäh und reißt nicht so leicht.

Nachtheile: Bedeutend größerer Seifenverbrauch. Wenn schlecht geschweift oder an Wasser gespart wird, treten beim Bügeln graue Flecke hervor und die Wäsche, die lange ungebraucht liegt, sieht fettig gelb aus. Aus diesen Gründen habe ich das Verfahren auch jetzt wieder aufgegeben; zu empfehlen ist es aber unbedingt, wo die Frau sich selbst um die Wäsche bekümmert, und diese im Freien getrocknet werden kann. C. W. in Teplitz.

Bequemer als die Petroleum-Wäsche erscheint mir das Waschen mit Petroleum-Seife. Man weicht die Wäsche zuvor mit etwas Lauge ein, bringt 3 Eimer Wasser mit 1 Pfd. Petroleum-Seife zum Kochen, läßt die Wäsche über Nacht darin stehen und bürstet sie am nächsten Tage ohne Zuhülfenahme einer anderen Seife aus. Man brüht sie nochmals heiß über und spült sie in kaltem, klaren Wasser nach. Eine Münchnerin.

Eine Sorgsame. — Sie sind nicht die Einzige, der bei einem Wohnungswechsel das sichere Anbringen der Bilder an der Wand Sorge gemacht hat. Die Nägel verbiegen sich leicht, sitzen nicht sehr fest und machen große Löcher in die Wand. Diesen Uebelständen helfen die neuen Bilderhaken „Herkules" ab, die oben mit zwei oder drei krallenartig gestellten, 1-2 cm langen Spitzen versehen sind. Werden diese Krallen recht fest eingeschlagen, so besitzen sie eine große Tragfähigkeit. Zu beziehen sind die „Herkules-Haken" durch die Firma Alfred Brodhun, W, Potsdamerstr. 106b. Der Preis beträgt für das Dutzend kleiner Haken 30, größerer 60 Pf. D. Red.

Küche.

Fastenspeisen. — In der Fastenzeit ist die Auswahl der Speisen für den Küchenzettel eine nur beschränkte; Abwechslung soll geschafft werden, aber wodurch? Vielleicht geben nachfolgende Recepte den Hausfrauen die Möglichkeit, über diese Verlegenheiten hinwegzukommen. Ich möchte jedoch bemerken, daß diese Speisen auch zu anderen Zeiten bereitet und gern genossen werden.

Ich beginne mit den Fischen, als dem Hauptbestandtheil der Fastenspeisen.

Der Fisch muß, soll er leicht verdaulich sein, frisches Aussehen haben, die Augen sollen klar, die Kiemen hellroth, das Fleisch fest und steif sein. Saison-gemäße Fische haben feste Muskeln und weißes Fleisch; im entgegengesetzten Falle ist das Fleisch durchsichtig, glasig-blau. Erstere sind nahrhaft und leicht zu verdauen, letztere verursachen Beschwerden aller Art. Als feststehend gilt, daß man große Fische siedet, mittelgroße bäckt und ganz kleine röstet.

Der gesottene Fisch vor allem muß durch und durch gar sein. Man rechnet auf das Pfund Fisch, je nach der Dicke des Thieres, 5—10 Minuten Kochzeit. Der Zusatz von Salz und etwas Essig macht den Geschmack angenehmer. Man legt den Fisch in kochendes Wasser und läßt ihn darin ziehen, nicht wallen, bis er gar ist. Ein Fischkessel ist wünschenswerth, doch nicht unbedingt nothwendig. Man erreicht annähernd denselben Zweck, wenn man den Fisch in eine Serviette bindet, auf den Boden des Kessels einen Porzellanteller stellt und darauf den eingebundenen Fisch legt. Hat man dazu einen Dampfkessel, so wird der Fisch noch bedeutend schmackhafter.

Bei Salm (Lachs) muß sorgfältig darauf geachtet werden, daß man den richtigen Grad des Garseins zwischen Rohsein und Trockenheit erzielt. Salm, nur halb gar gekocht, ist widerlich; andererseits ist zu langes Kochen nachtheilig für Nährwerth und Wohlgeschmack des Fisches.

Bei allen Fischen jedoch, mögen sie gekocht gebacken oder geröstet sein, ist heißes Serviren auf gewärmten Schüsseln ein Haupterforderniß; auch ist es selbstverständlich, daß gewärmte Teller dazu gereicht werden. Zum Verzieren der Fischschüsseln verwendet man rohe, bei gebackenen Fischen in Butter gebratene Petersilie, dann Citronenscheiben, geröstete Brodschnitte, Krebsschwänze und Krebsscheren.

Der Fisch, der zum Backen bestimmt ist, wird nach gründlichem Waschen tüchtig mit einem rauhen Tuche ab- und ausgetrocknet, dann bestreut man denselben dick mit Mehl, taucht ihn in geschlagenes Eiweiß, das nicht spärlich genommen sein darf und wendet ihn in reichlich Panier-Mehl um, das man zuvor mit Pfeffer und Salz vermischt hat.

Automatischer Eierkocher.

Gedämpfter Salm. — Man legt den Fisch in eine Kasserolle mit ein wenig Wasser, fügt dann von Zeit zu Zeit ein Stück Butter und heißes Wasser hinzu. Die innere Höhlung des Fisches füllt man mit einer beliebigen, feinen Farce und servirt mit einer Krebs-Sauce, die man folgendermaßen bereitet: Man zerstößt einige Krebse im Mörser ganz fein mit Butter, giebt etwas Milch daran und eine Prise Mehl, setzt das Ganze aufs Feuer, läßt es 5 Minuten kochen, würzt mit Salz und Pfeffer und passirt die Sauce durch ein Haarsieb.

Zu allen anderen Fischen eignet sich am besten die Sauce à la tartare: Man nimmt die Dotter von zwei hartgekochten Eiern, ein knappes Weinglas Salatöl, einen Eßlöffel voll Essig, einen halben Theelöffel Senf, Salz und Pfeffer nach Geschmack. Nachdem man dies alles gemischt, giebt man einen Eßlöffel Kapern hinzu.

Fisch zu rösten nach englischer Art. — Man füllt den Fisch mit beliebiger, kräftiger Farce, näht ihn zu und bindet ihn auf ein Brettchen, bedeckt ihn mit Brodkrumen, streut Salz und Pfeffer darüber und stellt ihn so vor ein offenes Feuer, daß ihn die ausströmende Hitze gar röstet. Ist die eine Seite goldbraun, so wendet man den Fisch und läßt die andere Seite rösten.

Butt-Koch. — Ein Pfund gekochter Butt wird fein geschabt, dann fügt man acht tüchtig geschlagene Eier und eine Tasse Butter nebst Salz und Pfeffer hinzu. Man füllt die Masse in eine Form, backt sie, bis die Eier gar sind, und servirt den „Koch", aus der Form gestürzt, über geröstetes Brod.

Französischer Fisch-Stew. — Hierzu eignet sich jeder Fisch. Derselbe wird gekocht und zum Ablaufen auf ein Sieb gegeben. Unterdessen dämpft man in einer kleinen Kasserolle eine gewiegte Zwiebel in einem Weinglas voll Olivenöl und giebt dies über den Fisch. Dann mischt man drei hartgekochte, zerriebene Eidotter mit dem Saft von zwei Citronen und einem Eßlöffel Mehl, schlägt es tüchtig, giebt dies auch über den Fisch, würzt mit etwas Ingwer, Salz und Pfeffer und läßt alles fünf Minuten fest zugedeckt dämpfen.

Fisch-Sauce. — Sechs hartgekochte Eier werden sehr fein gewiegt und in zwei Tassen Butter verrührt. Diese Masse läßt man auf dem Herde ziehen, nicht kochen, fügt gewiegte Petersilie, Thymian und Salz hinzu und giebt die Sauce über jeden gekochten Fisch.

Neben den Fischspeisen nehmen in der Fastenzeit die Eierspeisen den ersten Platz ein; sehr wohlschmeckend ist folgende:

Eierspeise. — Eine Anzahl Eier wird hart gekocht und geschält. Dann trennt man das Weiße vom Dotter, schneidet ersteres in feine Streifen und röstet sie in Olivenöl oder Butter einige Minuten, vermischt sie mit geriebenem Parmesan- oder Schweizerkäse, giebt einige Löffel Rahm dazu und würzt mit Salz und Pfeffer. Während diese Masse zieht, hackt man die Dotter möglichst fein, vermischt sie mit einer Prise Cayenne-Pfeffer und dem nöthigen Salz, streut sie über das in ofenfester Porzellan-Form angehäufte Eiweiß, gießt zerlassene Butter, sowie etwas geriebene Semmel darüber und backt es im Ofen etwa zehn Minuten. Möglichst trocken gekochter Spinat wird kranzartig darum gelegt und das Ganze sofort zu Tisch gegeben. H. W.

Gemüse- u. Zimmergärtnerei.

C. L. in Augsburg. — Sie haben die Mißerfolge beim Treiben selbst verschuldet. Schneeglöckchen und Frühlings-Safran läßt man bis zum Februar im Keller und bringt sie dann in eine kühle, niemals aber in eine warme Stube. Die zierlichsten Treibgewächse, die im Freien am zeitigsten zu blühen beginnen, eignen sich nicht zur frühen Treiberei und vertragen niemals hohe Wärme. Hätten Sie die Töpfe erst jetzt in eine kühle, aber sonnig gelegene Nebenstube gestellt, so würden sich die Blumen nach wenigen Tagen entfaltet haben. R. L.

Hausfrau in Minden i./W. — Wir waren zufällig schon im vorigen Sommer in der Lage, die jetzt von verschiedenen großen Firmen angebotene japanische Melone im Freien zu cultiviren. Dieselbe gedeiht dort vorzüglich, und ihre keulenförmigen Früchte dufteten nicht nur wundervoll, sondern haben auch einen sehr feinen Geschmack. Steht Ihnen guter Gartenboden zur Verfügung, so dürfen Sie ruhig einen Cultur-Versuch wagen. H.

M. A. in Aarau (4). — Da von den im Herbste nicht ausreifenden langen Enden der Ranken unserer wilden Reben immer mehr oder weniger während des Winters erfriert, so schneidet man am besten erst im Februar oder März. Zu genannter Zeit kann auch die Vermehrung im freien Lande vorgenommen werden. Ch. v. H.

Alte Abonnentin in Offenbach. — 1. Die beste Zeit zur Anlage junger Erdbeerpflanzungen ist der Herbst. Auch im zeitigen Frühjahr können Sie eine Erdbeeranlage machen, wenn Sie sich gute Pflänzlinge beschaffen und diese bei Trockenheit immer tüchtig bewässern können. Den Haupttertrag geben Erdbeeren im zweiten und dritten Jahr nach der Pflanzung. Monatserdbeeren sind gute Einfassungspflanzen; sie haben die kleinen Früchte der Walderdbeere, aber ein vorzügliches Aroma, und tragen vom späten Frühling bis zum Eintritt des Winters. — 2. Die alten Fruchtruthen der Himbeeren sterben nach der Ernte ab und werden dann ausgeschnitten. Von den vorjährigen Ruthen oder Trieben entfernen Sie jetzt so viel der schwächsten, daß jede Pflanze, je nach ihrer Stärke, 3-5 kräftige Ruthen behält, die man auf 2/3 ihrer Länge einkürzt und dann anheftet. — 3. Um die Keimung des Selleriesamens zu beschleunigen, vermischen Sie denselben mit einer guten Hand voll Erde, füllen die Mischung in einen Topf und halten sie feucht und warm. Sobald die Würzelchen die Samen durchbrechen, werden sie in ein halbwarmes Mistbeet ausgesät, später pikirt man die Sämlinge, und Ende Mai werden sie schließlich in Freie ausgepflanzt. M. H.

Allgemeines.

Ein neu zu Ehren kommender Mode-Artikel der Herren-Toilette. — Auch die Frauenhand kann sich bei Herstellung einer eleganten Herrenkleidung nützlich machen. Sind doch die Cravaten Selbstbinder und Schleifen ein Erzeugniß weiblicher Arbeitsthätigkeit; außerdem liefert diese das Oberhemd in seiner verschiedenartigen Ausstattung mit glatten, gefalteten und gestickten Einsätzen, welche bei den jetzt modernen, tief ausgeschnittenen Ball- und Gesellschafts-Gilets so vortheilhaft zur Geltung kommen.

Gestickte Herren-Gilets.

Die letzte Mode hat sich bei Herren-Gilets mehr mit der Form, als mit der Wahl der Stoffgattung befaßt, denn nach stillschweigender Uebereinkunft verwendet man zumeist schwarze Tuche oder Kaschmirs.

Bezüglich der Form gilt auch jetzt noch der eckige, herzförmige oder ovale, immer tiefliegende Ausschnitt, denn dieser allein ist bei einer festlichen Herren-Toilette im Gebrauch. Zur Ausstattung der Westen benutzt man auch jetzt gern die schon früher übliche Flachstickerei, doch eignen sich gestickte Gilets allerdings nur für den Frackanzug und zur Salon-Kleidung. In letzter Zeit ist diese durch ein neues Bekleidungs-Object bereichert worden, das sich unter der Benennung smoking-coat eingeführt hat. Wenn man demselben auch keine Berechtigung im Ballsaal einräumt, so darf er doch zur Gesellschafts-Toilette getragen werden, wobei ein gesticktes Gilet sich vortheilhaft verwerthen läßt.

Am leichtesten sind Flachstickereien auf glattem Tuche anzubringen. Schwieriger wird die Arbeit, wenn Kaschmir benutzt wird; man muß diesen, sowie dünne Tuche vorher überbügeln. Am difficilsten lassen sich Seidenstoffe behandeln, und hierbei ist besonders darauf zu achten, daß der Stich nur so viel angespannt wird, bis der Seidenfaden flach liegt.

Schmelzperlen in der geeigneten Farbe, entweder schwarz oder, bei crêmeweißen Seidenwesten, opalisirend, können, sparsam verwendet, sehr vornehm wirken. Bei weißen Piqués fällt selbstverständlich die Perlen-Ausstattung weg. Es ist für die Stickerei sehr vortheilhaft, daß die jetzt modernen Gilets keine Kragen haben, denn diese kann der Schneider nur in schräger Stofflage arbeiten, und auch dann noch wird die Stickerei bei der Dressur hinderlich.

Bei eckig oder oval ausgeschnittenen, sowie bei doppelreihigen Gilets, die zum smoking-coat getragen werden, muß man die Figur der Zeichnung dieser Form entsprechend ausführen, was mit jeder Vorlage leicht zu bewerkstelligen ist. Im Zeichnen kundige Damen werden hierbei ihr Talent zur Geltung bringen können. J. P.

Bezugsquellen.

Universal-Kinderstuhl: Georg Staerke, O. Blumenstr. 77.
Liqueur-Service: E. Kayser, W. Leipzigerstr. 124.
Petroleum-Seife: Robert Heckel, München VIII. Kellerstr. 7.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamerstr. 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Breitkopf und Härtel in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltungs-Beilage

1. März 1895. — XXII. Jahrgang. Heft 5.

Nachdruck verboten.

Die Froschtasse.

Novelle von Hanns von Spielberg (Hanns von Zobeltitz) in Berlin.

Ein schönes Stück, nicht wahr? Und wunderbar erhalten. Man hat mir von England aus schon hundert Pfund für die Tasse geboten, aber sie ist mir nicht feil, — für keine Summe!"

Ich mochte wohl ein etwas stark erstauntes Gesicht machen. Hundert Pfund für eine Tasse! Es war ja allerdings ein recht hübsches Ding, diese Tasse; daß sie indessen nicht für zweitausend Mark, ja sogar überhaupt für keine Summe verkäuflich sein sollte, wollte mir doch gar nicht in den Sinn. Freund Arthur war zwar ein reicher Mann, der sich den Luxus kostspieliger Liebhabereien erlauben konnte, aber hundert Pfund blieben doch immerhin hundert Pfund, und eine Tasse blieb eine Tasse, — in meinen unverständigen Laienaugen wenigstens.

Arthur hatte inzwischen die Obertasse aus dem kleinen Silbergestell genommen und ließ die Fingerspitzen der rechten Hand sanft über ihre innere Wandung gleiten, während er den Henkel mit einer, dem hohen Werth entsprechenden, liebevollen Sorgsamkeit umspannt hielt: „Fühl' nur einmal an! Diese Weichheit, diese milde Glätte! Das hat niemand so herausbekommen, wie der alte Wedgwood."

In mir dämmerte endlich eine Spur von dilettantenhaftem Verständniß auf. Wedgwood war ja wohl ein alter Töpfermeister im Lande Großbritannien gewesen, oder so etwas Aehnliches. Aber ich hütete mich, meine Halbbildung in keramischen Dingen zu verrathen, und begnügte mich mit einem kleinen bescheidenen Lächeln der Zustimmung, während ich ebenfalls mit meinen äußersten Fingerspitzen über das Porzellan strich. Es fühlte sich für mich genau so an, wie irgend eine dickbauchige Bunzlauer Kanne.

Mein guter alter Studien-Genosse von der Kriegs-Akademie her — ich hatte ihn Jahre hindurch nicht gesehen, und aus dem schlanken Lieutenant von ehedem war ein würdevoller Schloßherr geworden — drehte das Ding jetzt um: „Da siehst Du das vertiefte Zeichen von Etruria!"

Ich las nur den Namen „Wedgwood" in kleinen lateinischen Lettern. „Etruria!" — Hatte ich mich doch geirrt? Das klang ja mehr nach dem südlichen Europa; — Herr Wedgwood hatte am Ende seine Thonscherben doch nicht im Nebellande jenseits des Canals gebrannt.

Diesmal wurde mein thörichtes Antlitz entschieden der Verräther meiner bedauerlichen Unkenntniß. Arthur lachte. „Ach so, — entschuldige! — Was wißt Ihr Barbaren im Mars-Gewande davon, daß Mister Wedgwood seinen Fabrikort Etruria taufte? Aber das thut ja nichts zur Sache; wundervoll ist die Tasse doch, — was? Dieser feine gelbe Ton und das prachtvolle Purpurviolett des Decors. Es ist mein Prachtstück, — in jeder Beziehung, ganz abgesehen davon, daß wahrscheinlich nur noch Seine Majestät der Zar Pendants zu dieser Tasse besitzt."

Wir standen im Arbeitszimmer des Hausherrn, und er hatte mir bereits eine ganze Reihe „Prachtstücke" vorgeführt.

Ich war spät am Abend auf Schloß Bütten angekommen, um mein oft wiederholtes Besuchsversprechen einzulösen und zugleich den mir feierlich zugesagten Rehbock zu schießen. Heute früh aber hatte mich Arthur sofort, kaum daß ich die letzten Röstschnitte, die mir Frau von Gildenbrug so allerliebst mit ihren feinen weißen Fingerchen gestrichen, verzehrt hatte, in sein Zimmer gezogen: „Ich muß ihm doch meine Tassen zeigen!"

Die kleine junge Frau war lachend entflohen. „Da kann ich Ihnen nicht helfen, Herr von Spielberg! Wenn Arthur seine Tassen-Parade abhält, sind Sie ihm auf mindestens zwei Stunden verfallen. Auf Wiedersehen!"

Es waren ihrer gewiß zweihundert Stück, — der Tassen nämlich, die auf den Eichenholz-Borden wirklich wie zur Parade aufmarschirt standen, und ich hatte in der vergangenen Stunde schon Gelegenheit gehabt, ganz hübsche Kenntnisse zu sammeln. Da gab es zuerst chinesische Schalen, deren Glasur wie von tausend Sprüngen durchfurcht war, sodaß ich unwissender Patron schon im Begriffe stand, sie für im Brand mißlungen zu erklären, bis mir Arthur gerade noch im richtigen Moment erläuterte, das dies „Craquelé", und zwar sehr schönes sei. Da gab es ein zerbrochenes Obertäßchen, für das ich nicht acht gute Groschen gegeben hätte, das er mir als „Jellow Dragon China" und als eins der werthvollsten Stücke der Sammlung mit dem Bemerken vorstellte, daß auf die Ausfuhr dieses Porzellans einst seitens des wohlweisen Hofes von Peking Todesstrafe gesetzt worden sei. Ich hörte mit etwas größerem Vergnügen einen kleinen Vortrag über das Fritten-Porzellan von Sevres und das doppelte L der allerchristlichsten Könige auf einigen Barock-Tassen und schaute mir eine ganze Anzahl graziöser Rococo-Schälchen von Meißen an. Nacheinander mußte ich die Fabrikzeichen von Berlin, das Scepter, und von Wien, das Reichsschild der Habsburger, kennen lernen und wurde über das Geweih von Frankenthal, das F von Fürstenberg und das Mainzer Rad der berühmten Höchster Manufactur unterrichtet. Mir ging es schließlich selbst wie ein Rad im Kopfe herum. So sehr ich mich über die ungemischte Sammlerfreude, die aus Arthurs Augen sprühte, amüsirte, — bei dem Excurse, den er an Höchst anknüpfte, und in dem er von dem betrügerischen „Arkanisten" Löwenfink auf den Kurfürsten Emmerich von Mainz, und von diesem auf seinen trefflichen Modelleur Melchior kam, um dann über Farbengebung im allgemeinen und Höchster Purpur im besonderen zu sprechen, — bei diesem längeren Excurse hatte ich mich scheu nach der Reihe der noch nicht vor-exercirten Tassen umgeschaut. Ich athmete erleichtert auf; es waren ihrer nur noch ein halbes Dutzend etwa. Und als ob der gute Kerl in meiner Seele gelesen hätte, fertigte er auch seine Schätze in Chelsea- und Bristol Porzellan und seine kleine, aber exquisite Sammlung in Delfter Tassen kurz ab. Dann aber wandte er sich um und zog mich nach der anderen Seite des Zimmers, wo oberhalb seines Schreibtisches noch ein, von mir bisher ganz übersehenes, kürzeres Bord hing.

„Da hast Du Wedgwood, — hier die ‚Basalt-Ware', dort zwei schöne Stücke in ‚Queens-Ware', und dort — leider nur eine Obertasse in Jaspis; die dazu gehörige Untertasse hat meine Frau früher einmal —, aber das erzähle ich Dir später." Damit hatte er das Mittelstück der ganzen Reihe herabgenommen, das abweichend von den übrigen Tassen in einem Silbergestell prangte, und dies war die Hundert-Pfund-Tasse gewesen.

„Du mußt nämlich wissen, lieber Junge: die Tasse gehört eigentlich zu einem Service, das Wedgwood im Auftrage der Zarin Anna Ende des vorigen Jahrhunderts anfertigte, und von dem jedes Stück mit einer anderen russischen Landschaft decorirt ist. Es ist eine ungeheure Seltenheit, vielleicht das einzige Stück in Privatbesitz. Aber das ist es nicht, was mir die Tasse so besonders werthvoll macht. Ich muß Dir das ausführlicher erzählen."

Offen gestanden, — mir graufte. Ja ich wagte sogar, bescheiden einzuwerfen: „Du wolltest mir ja heute morgen noch Deinen Zuckerzug vorfahren."

„Ach der —! Der hat Zeit! Die Geschichte von der Froschtasse ist aber etwas lang. Komm, steck Dir eine Cigarre an, — wir wollen uns an den Kamin setzen!"

Das konnte gut werden! Aber was half es? Ich mußte wohl oder übel nach seinem Willen thun. Einen passionirten Sammler zu reizen, ist ein gar zu gefährlich' Ding.

„Ja, also!" — begann er, als wir vor den glimmenden Kohlen saßen, jeder mit einer Henry Clay bewaffnet; „Ja, also, — eine Tassengeschichte ist es freilich; aber Du brauchst Dich nicht zu fürchten es kommt noch etwas mehr darin vor, als Porzellan. Als die Geschichte nämlich anhub, da war ich ebenso dumm in allem, was die keramische Kunst betraf, wie —," er hatte ohne Zweifel sagen wollen: „wie Du", aber er verbesserte sich noch rechtzeitig: „wie irgend sonst ein Laie. Ich konnte eine moderne Dutzendtasse nicht von „Vieux Saxe" unterscheiden, und man hätte mir jedes beliebige Japan-Schälchen, wenn es nur recht bunt war, für Forellen-Porzellan aufhängen können. Mit einem Worte: Scherbe war für mich Scherbe und eine Tasse nichts als ein Geräth, um möglichst guten Kaffee, allenfalls auch Thee daraus zu trinken. Das war vor acht Jahren, ein Jahr etwa, nachdem wir die Akademie absolvirt hatten. Na, — mein Empfang beim Regimente war damals nicht besonders glänzend, denn mein Abgangszeugniß war es auch nicht. Du weißt ja, ich hatte auf der Akademie gerade nicht übermäßig geochst, und ein Streber war ich erst recht nicht. Unser Regiments-Commandeur war aber ein ungemein gelehrtes Haus und hielt Bombenstücke auf littoris. Als er mir mein Zeugniß übergab, sprach er sich ziemlich unverblümt darüber aus, daß er von ‚seinen' Offizieren auf der Kriegs-Akademie mehr verlange. Wie ich ihn kannte, schwebte seitdem das Damokles-Schwert der Versetzung aus Berlin unausgesetzt über mir, und ich war darauf gefaßt, eines schönen Morgens Gaudy's hübsches Lied anstimmen zu können: »Von der Garde zur Linie vertrieben und der goldenen Litzen beraubt«.

Meine Stimmung war also keineswegs rosenfarbig. Ich hatte auch, die bewußte alte Griechenklinge über meinem Schädel, zu allem eher Lust, als mich zu verlieben, — und gerade da packte mich der Schäker Amor recht gründlich und endgültig am Schopfe.

Eines guten und, nebenbei bemerkt, recht regnerischen Morgens nämlich, — wir hatten gerade eine Offizier-Versammlung hinter uns, in der unser Herr Oberst uns eine fulminante Vorlesung über Winterarbeiten im allgemeinen und meine Winterarbeit im besonderen gehalten, — schlenderte ich durch die Königgrätzerstraße und dachte über Cäsar diesseits des Rubikon nach, — es kann auch sein, daß ich nur döste. Da sehe ich plötzlich dicht vor mir einen alten Herrn im Gehpelz, die Rechte auf einen dicken Knüppel gestützt, die Linke in den Arm eines jungen Mädchens eingehakt. Von letzterem Wesen feminini generis sah ich vorläufig nur eine sehr schlanke und elegante Figur mit einem dünnen Taillchen, um das sich ein famos gearbeitetes Jacket billige Verdienste erwarb; einen schmucken, einfachen Winterhut, und unter diesem einen starken, zu einem festen Knoten zusammengedrehten Zopf von aschblondem Haar. Na, — Cäsar mag diesseits, wie jenseits des Rubikon ein ganz interessanter Herr gewesen sein, — für mich hatte er im Augenblick jedes Interesse verloren. Nicht daß ich mir gerade etwas ganz Besonderes dabei dachte, ich hatte aber das unwiderstehliche Verlangen, dem Mädelchen vor mir 'mal ins Gesichtel zu schauen. Du weißt ja, wie man das macht; ich brauche Dich also mit meinen taktischen Maßnahmen nicht zu langweilen. Genug, daß das Gesicht reichlich hielt, was die elegante Figur versprochen hatte, — es war reizend: fein und schmal und doch richtig gerundet. Ein allerliebstes Näschen, hübsche braune Augen, mit vollen, schön geschwungenen Brauen darüber, und ein Mund, — na, von der Sorte, die man gern küßt. Das Ganze so gerade auf dem Uebergangs-Stadium vom Backfisch zur Jungfrau, — knospenhaft süß und doch auch wieder von einer gewissen Sprödigkeit und Herbe!

Ich machte mir an der nächsten Litfaßsäule etwas Unnützes zu schaffen und ließ das ungleiche Pärchen, — ungleich, denn der alte Herr sah zwar sehr vornehm, aber zugleich auch wie ein ungezähmter Bär aus, — wieder an mir vorübergehen und trollte dann in bescheidener, unauffälliger Entfernung hinter ihm her. Ich mußte wissen, wo sie blieben!

Sie gingen nach dem Kunstgewerbe-Museum. Ich kannte das Gebäude auch, — von außen nämlich. Die Schätze des Inneren waren mir just so unbekannt, wie 'nem Kamtschadalen das Telephon. Heute aber überkam mich ein unermeßlicher Bildungsdurst; ich wäre sogar zu den Mumien gekrochen, wenn ich das süße lebende Geschöpfchen unter ihnen gewußt hätte!

Die Diener schienen den alten Herrn zu kennen. Sie dienerten, eilten, ihm den Pelz und den Stock abzunehmen, und er nickte ihnen herablassend zu. Dann hängte er sich wieder in den Arm des jungen Mädchens, recht rücksichtslos, denn man merkte, wie sie im ersten Augenblick ein wenig nachgab, und sie schritten über den großen Lichthof und dann die Treppe zu der diesen umschließenden Rund-Galerie hinauf. Und dann stellte sich der alte Herr an eine der Vitrinen und begann Stück für Stück des Inhalts mit dem Blick des Kenners zu durchmustern. Ich sah wohl von weitem, daß es irgend welche alte Porzellanscherben waren, die ihn fesselten; aber das war mir ebenso gleichgültig wie die wundervollen tauschirten indischen Metallarbeiten, die ich vor mir hatte. Ich schielte nur immer an der Seite meines Schränkchens vorüber nach Brigitte —. Ach so! Du weißt ja noch nicht, daß sie Brigitte heißt, und es ist höchst unlogisch, daß ich dies jetzt schon verrathe."

(Fortsetzung folgt.)

Nachdruck verboten.

Eine brillante Idee.

Novelle von G. von Sarasin.

(Schluß.)

Vom Hause her erklang Frau Kaufmann's Stimme, die unruhig nach dem Töchterchen rief.

Aber Toni antwortete nur mit einem kurzen „Gleich — gleich!"

Ihr geehrter Vorredner war gerade bei einem Punkt angelangt, der eine Unterbrechung durchaus nicht vertrug.

Ja, diese Tage waren auch für ihn eine unvergeßbar schöne, eine namenlos glückliche Zeit gewesen; wie ein ganz besonderer Segen des Geschicks erschien ihm jetzt der stete Verkehr mit — „Ihnen und Ihren hochverehrten Eltern" . . . und doch, er hatte manchmal fortbleiben wollen, aber nur, weil er fühlte, daß ihm eine Trennung sonst zur Unmöglichkeit werden müsse, und er war doch immer wieder gekommen, weil er es vor Sehnsucht nicht ausgehalten hatte, und, wenn sie jetzt fortginge, und er sie nicht wiedersehen sollte, nie — nie mehr . . ."

„Toni!" rief es lauter und dringlicher vom Haus her.

Einen Moment schien es, als solle der kindliche Gehorsam überwiegen, denn Toni wandte sich zum Fortgehen, aber im nächsten Moment siegte doch die mitleidige Liebe zum Nächsten.

Toni drehte sich um, schaute in Rudi's traurig-wehmüthiges Gesicht, sah auf seine nervös zitternden Hände, — und plötzlich streckte sie ihm beide Arme entgegen: „Ich gehe nicht fort, nicht für immer fort, nur für eine ganz kurze Zeit. Sowie ich mit den Eltern gesprochen habe, sehen wir uns wieder."

Auf der Fahrt nach dem Bahnhof waren die jungen Leute bedenklich still, und auch während des Abschieds blieben sie stumm und ernst. — —

Als die Familie glücklich in einem Coupé untergebracht war, stieg Rudi, nachdem er vom Perron aus die letzte Reisetasche und das letzte Bouquet zugereicht hatte, auf das Trittbrett, um sich noch durch Wort und Handschlag zu verabschieden. Er wünschte Herrn und Frau Kaufmann mit ganz besonderer Innigkeit glückliche Reise und reichte dann Toni die Hand hin . . .

In dem Augenblick ertönte das Abfahrtssignal.

„Adieu, adieu!" riefen die Eltern unisono; aber plötzlich erstarb ihnen das Wort in der Kehle, denn vor ihren erstaunten Augen hatte Toni plötzlich den Kopf des jungen Mannes zwischen beide Hände genommen und ihm einen Kuß auf die Wange gedrückt, einen richtigen, unzweifelhaften Kuß.

Der Zug fing an, sich in Bewegung zu setzen, der Doctor hüpfte vom Trittbrett hinunter, die Eltern schlugen die Hände über den Köpfen zusammen, und Toni lehnte mit großartigster Gelassenheit aus dem Fenster und winkte mit dem Taschentuch, bis eine Bergwand ihr das Bahnhofsgebäude, den Perron und die schlanke Männergestalt im grauen Anzug verdeckte.

Rudi wandte sich langsam um und trat den Heimweg an.

Träumend, vor sich hinnickend und lächelnd zog er seine Straße.

Das unfaßbar Gute, Liebe, das ihm geschehen war, es wollte ihm noch nicht zur fühlbaren Wirklichkeit werden.

Und diese schwebende Lust wuchs und wuchs . . . Als er die „Antonienhöhe" erreicht hatte, fühlte er die Füße, die ihn dahin getragen, nicht mehr im Contact mit dem profanen Erdenboden.

Nur diesem ganz exceptionellen Geisteszustand war es zu danken, daß sich Rudi bei dem ersten Wort, das man ihm von Clara's Unfall mittheilte, nicht verrieth. Anstatt in jähem Schrecken „Meine Schwester!" auszurufen, strich er nur mit der Hand über Stirn und Haar und blickte mit großen Augen, kopfschüttelnd in die unverständliche Welt.

Alles Erlebte war ihm ein Wunder, und das Seltsamste, Märchenhafteste erschien ihm gerade als das Natürliche.

Wer weiß, ob ihm in gewöhnlichen Zeiten nicht der Gedanke, daß er gerade dem lächerlichen Afrikaner zu so tiefem Dank verpflichtet sei, unangenehm gewesen wäre. In seiner augenblicklichen weich-feierlichen Stimmung dachte er gar nicht weiter darüber nach. Er fühlte nur das innige Bedürfniß, seine geliebte Clara gesund und lebendig in die Arme zu schließen.

Er bat Frau Kloiber, bei „Fräulein Schmidt" anzufragen, ob er ihr persönlich zu ihrer Rettung gratuliren könne, und er wurde gleich darauf in's Zimmer geführt.

Frau Kloiber ließ die Beiden allein. Diesmal nicht aus Delicatesse, sondern weil sie mit dem Ausschreiben der Rechnungen für einige vor der Abreise stehende Gäste beschäftigt war.

Rudi setzte sich an Clärchens Lager nieder; er legte zärtlich den Arm um ihre Schulter, und sie lächelte freudig zu ihm auf.

In tiefer Rührung vernahm er noch einmal, welche Gefahr heute glücklich an ihnen vorübergegangen war, und in dankbaren Worten erklang von seinen Lippen das Lob des Erretters.

„Siehst Du, Cläre," sagte er schließlich, „wie gern möchte ich Herrn Baldenius danken, was er an meiner kleinen Schwester gethan hat, und durch die dumme Komödie ist mir der Mund verschlossen."

„Ihm müssen wir uns enthüllen," sagte Clara leise, „denn

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

er wird uns kein Fremder bleiben, er — er ist es schon heute nicht mehr."

Rudi zeigte sich fürs erste sehr langsam von Begriffen.

„Wieso?" fragte er verwundert.

Clara antwortete nur mit einem verlegenen Lächeln.

Dann hatte er sie verstanden, und eifrig fragte er und forschte er, wie denn „das alles gekommen" wäre.

Clärchen erzählte, und Rudi lauschte mit getheilten Empfindungen. Einestheils war seine Antipathie gegen Baldenius noch nicht ganz überwunden, anderntheils harrte er auf eine Gelegenheit, um seinerseits mit seinem Geständniß hervorzukommen.

Da geschah etwas, das ihn aller einleitenden Worte überhob.

Die Kellnerin brachte ihm eine Depesche ins Zimmer; er riß diese auf, und ein verklärtes Lächeln flog über sein Gesicht.

Clärchen sah ihn erstaunt an.

„Da, lies!" sagte er, und reichte ihr das Blatt Papier.

Sie buchstabirte langsam: „Eltern alles erzählt. Sind ganz verständig und willigen ein. Schicken vorläufig Drahtsegen. Wir erwarten Dich morgen München. Toni."

„Woher kommt denn das?" fragte Clara verständnißlos.

Rudi hatte das Telegramm zurückgenommen und schaute es gerührt an.

„Von Reichenhall. Von der nächsten Station. Ach, sie ist ein Engel!"

Da ging Clara eine Erleuchtung auf.

„Ach, Rudi," rief sie jubelnd, „Du auch?"

Die Geschwister lagen sich in den Armen, lachend und ergriffen, vergnügt und traurig, ganz versunken in Glück, und alles außer sich vergessend.

Sie achteten nicht darauf, daß sie sich in einem Raume befanden, der all den übersommernden Fremdlingen gemeingehörig war; sie dachten nicht, daß hier ein zugereister Herr Schmidt ein wildfremdes Fräulein des zufällig gleichen Collectiv-Namens in seinen Armen hielt; sie bemerkten die Dämmerung nicht, die hereingebrochen war, und gedachten nicht, daß, in die matten Abendschleier gehüllt, oft das Verhängniß umgeht und die hageren, mißgünstigen Arme ausreckt nach den Glücklichen, Frohlockenden.

Sie bemerkten auch nicht, daß die Thür leise geöffnet wurde, daß Herr Baldenius einen Augenblick auf der Schwelle sichtbar wurde, starr und geisterbleich auf die Gruppe blickte und dann langsam zurücktretend die Thür wieder ins Schloß zog. — — —

Rudi war hinaufgegangen, um seine Habseligkeiten zusammenzupacken.

Es war abgemacht, daß Clara ihn benachrichtigen solle, wenn sein Erscheinen als gerührter Bruder angezeigt sein würde.

Clara lag auf der Chaiselongue und harrte geduldig.

„Nachher" ist ja ein weiter Begriff, und Baldenius rang gewiß noch nach Fassung und Muth.

Es verging eine Stunde. Bei jedem Fußtritt auf dem Corridor erzitterte Clara's Herz. Jetzt kommt er!

Aber er kam nicht. Die Zeit verstrich, es fing an, dunkel zu werden; Clara wurde unruhig.

Er kam immer noch nicht.

Alle Erklärungen und Gründe für solch eigenthümliches Verhalten wurden von der Wartenden aufgezählt, bedacht und wieder bedacht.

Warum, um des Himmels willen, ließ er sie so lange allein?

Sie war besorgt, gequält, verzweifelt . . .

Da endlich Schritte, die langsam der Thür zukamen . . .

Clara richtete sich halb auf, in gespanntester Erwartung.

Eine Hand auf dem Drücker, die Thür öffnete sich und hereintrat — — die Ostpreußin.

Clara konnte bei der zunehmenden Dunkelheit ihre Züge nicht erkennen, und doch, — an dem zögernden Gang, an dem Schweigen, mit dem sie die kurze Strecke zwischen der Thür und Clara's Lager zurücklegte, erkannte diese sofort: die Freundin kam als Unglücksbote.

Der stumme Gast ließ sich langsam auf einen Stuhl sinken.

Ein tiefer Seufzer und dann die halblauten Worte: „Mein armes Clarachen, ich komme mit einem schlimmen Auftrag."

Clara fuhr erschrocken auf.

„Von wem?"

„Nun natürlich von Deinem Baldenius; das heißt, nicht mehr von Deinem Baldenius, von Herrn Baldenius."

Clara stieß in großer Erregung hervor: „Was meinst Du, ich verstehe Dich nicht."

Da rückte die Freundin näher zu ihr heran, nahm sie bei der Hand und flüsterte vorwurfsvoll: „Wie hast Du aber auch das thun können? Ich hätte es nie von Dir erwartet."

„Was denn, um Gottes willen, was denn?"

„Nun, mit dem Doctor aus Berlin. Ihr habt Euch geküßt, — hier, — vorhin! Herr Baldenius hat Euch belauscht."

Clara schlug erschreckt die Hände vors Gesicht.

Sie wußte nicht gleich, ob sie auch noch die Freundin in das Geheimniß einweihen solle.

Die aber fuhr in anklagendem Tone fort: „Wie konntest Du? Bedenke doch! Ein wildfremder Mensch, mit dem Du noch keine hundert Worte gesprochen hast. Herr Baldenius sagt, das sei ein Grad des Leichtsinns, der . . ."

Clara ließ sie nicht weiterreden.

„Um Gotteswillen, hör' auf, das ist alles ein Irrthum, ein Mißverständniß. Ich kann das alles erklären, bitte Herrn Baldenius, herzukommen, ich muß ihn sprechen, auf der Stelle!"

Aber die Vertraute schüttelte melancholisch den Kopf.

„Das ist nicht möglich, Herr Baldenius ist soeben abgereist."

Clara stieß einen lauten Jammerruf aus und sank überwältigt auf das Sopha zurück.

„Fort! Fort!"

Und dann plötzlich packte sie die Freundin am Arm.

„Wo ist er hin? Ich will ihm schreiben, ihm depeschiren, ich will ihm nach."

Aber keine Antwort wurde ihrer bangen Frage.

„Ich weiß es nicht, er hat mir nichts gesagt."

„So frage Frau Kloiber, den Portier, die Kellner, die müssen es doch wissen."

Die Ostpreußin verschwand.

Nach fünf Minuten kam sie zurück mit der niederschmetternden Nachricht, daß niemand etwas Näheres wisse.

Frau Kloiber konnte nur angeben, daß er ihr beim Abschiednehmen gesagt hätte, er reise unmittelbar an den Ort seiner künftigen Wirksamkeit.

„Na, und trauteste Seele, das kann doch ebensogut auf den Sandwichs-Inseln wie in Marocco sein. Wo willst Du einen Menschen finden, der approbirter Hauslehrer für exotische Fürsten ist?"

Clara antwortete nicht mehr. Sie lag in die Kissen vergraben, und ihr Herz drohte zu zerspringen vor Jammer. — —

Drunten aber, in einem Waggon des Zuges, der soeben aus dem Berchtesgadener Thal hinauspfiff, saß Herr Baldenius und betrachtete mit grimmigem Lächeln seine mit englischen Pflastern überklebten Hände und innerlich sein aus noch viel mehr Wunden blutendes Herz. —

Am nächsten Morgen reisten auch die Geschwister ab.

Dichter Regen fiel hernieder. Auf der großen Veranda saßen in verlorenen einzelnen Gruppen die letzten Gäste.

Ganz allein der Oberst, der seit gestern allgemein gemieden wurde.

Auch zwischen dem jungen Propheten und dem neugewonnenen Sectenmitglied war es zu einem großen Bruch gekommen. Der Jünger sollte sich gelegentlich einer kleinen Schulden-Regulirung, die er, wie es unter Christen selbstverständlich ist, für den Meister übernehmen sollte, durchaus noch nicht vom wahren Geiste erfüllt gezeigt haben, und jetzt sah man ihn — Vormittags um elf Uhr! — mit einem großen Glas heißen Grog, den er gegen die Kälte zu trinken behauptete, in Wirklichkeit aber hinuntergoß, um den Amerikaner zu ärgern, der ihn vor drei Tagen erst zur Enthaltung von geistigen Getränken bekehrt hatte.

Der pommersche Rittergutsbesitzer leistete ihm Gesellschaft. Dem hatte wieder eine Magenverstimmung einen guten Tropfen als angebracht erscheinen lassen.

Der Prophet hatte sich an Miß Littledale herangemacht, aber es schien, als ob er nicht nur im physischen Sinne des Wortes tauben Ohren predige.

Die Ostpreußin hing bis zum letzten Moment in Thränen an Clara's Hals.

Auch sie beweinte eine Sommer-Illusion. Vom Gemeindevorstand des Dörfleins, in dem ihre Protegée hauste, war ein Schreiben an sie gelangt, in dem ihr zu wissen gethan wurde, daß „besagte Person niemals anhier verehelicht gewesen, desgleichen keine Kuh besessen, folglich einer Unterstützung weder würdig noch bedürftig gewesen sei, dessentwegen die große Spende, die ihr zu theil geworden, nur öffentliches Aergerniß erregt habe."

Das arglose ostpreußische Gemüth klagte über die Falschheit der Welt, — und als sich der Wagenschlag geschlossen hatte, winkte noch das feuchte Taschentuch wehmüthig nach.

Die Pferde zogen an, die Räder knirschten im Kies, — im niederrieselnden Grau verschwand die „Antonienhöhe".

Der Hausknecht hatte dem Wagen nachgesehen.

„Das waren noch die Nettesten", sagte er zum Portier, „aber ich weiß nicht, beim Trinkgeldgeben lassen sie alle zu wünschen übrig."

— — — — — — — — — — — — — —

— — — Auf Clärchens Sommerreise-Programm hatte als letzte Nummer gestanden: „Drei Tage Aufenthalt in München".

Wenn nun Zufall und unvorhergesehene Ereignisse das Einhalten des ganzen Planes verhindert hatten, wenn aus dem Besuche der Königsschlösser, den ernsthaften Bergbesteigungen und vielen anderen Absichten nichts geworden war, so hatte wiederum ein Zufall die Durchführung des letzten Theils ermöglicht.

Drei Tage Aufenthalt in München!

Für Rudi und Toni drei Tage junger Seligkeit. Für Clara drei Tage schmerzlicher Selbstqual und opfervoller Schwesterzärtlichkeit. Für die Eltern Kaufmann drei Tage schwerlastender Langeweile.

Rudi's Bräutigamsherz krampfte sich mitten in aller Freude peinvoll zusammen, wenn er auf die blassen Wangen und matten Augen seiner geliebten Schwester sah.

Auch Toni bemerkte den stillen Gram ihrer zukünftigen Schwägerin. Und in einer vertrauten halben Stunde, — Rudi hatte mit Herrn Kaufmann einen Geschäftsweg zu machen, und Toni war infolge dessen auch für die Außenwelt ein wenig empfänglich, — entlockte sie mit freundlichen Fragen und theilnamsvollen Vermuthungen der geknickten Clara die ganze Geschichte der letzten vier Wochen.

Zum Schluß schlug sie verzweifelt die Hände über dem Kopf zusammen.

„Siehst Du, siehst Du, das kommt alles von Deinem Katergedanken, zu verheimlichen, daß Du Rudi's Schwester bist!"

Sie bemerkte, daß Clara ein bißchen pikirt dreinschaute und setzte freundlich hinzu: „Ich verstehe ja sehr gut, wie Du darauf kommen konntest. Du bist eben eine Dichterin, und in Büchern liest sich so 'was auch immer sehr schön, aber im Leben, glaub' ich, soll man's doch nie versuchen."

Clara nickte trübselig.

Und sie war den ganzen Abend über verstimmt. Daß man ihre brillante Idee so geradeweg als einen Katergedanken bezeichnen konnte, das blieb doch tief schmerzlich. — — —

— — — Bei den ausgezeichneten Arrangements, die Clara vor der Abreise in der geschwisterlichen Wohnung getroffen hatte, war es unmöglich, daß bei ihrem Eintreffen in Berlin vor Ablauf von drei reichlichen Tagen die Räume wieder als Wohnstätten zu benutzen waren.

Es war ja auch vorgesehen, daß Rudi erst später als Clara zurückkehren sollte.

Eigentlich waren ihm noch einige Tage Nürnberg-Studium zugedacht gewesen, aber unter den total veränderten Verhältnissen hatten sich diese in einen ersten Besuch auf Boltenhagen umgewandelt.

Clara war nicht zu bestimmen gewesen, mit dorthin zu gehen.

Sie verlangte so dringlich in ihr Heim, in ihre beschauliche Ruhe, daß man sich am Donnerstag vor Schulanfang auf dem Anhalter Bahnhof trennte.

Clara nahm eine Droschke und ließ sich ihrer Wohnung zustuckern; das Brautpaar und die Brauteltern fuhren nach dem Stettiner Bahnhof, um eine halbe Stunde später nach Norden weiterzudampfen.

In der rastlosen Thätigkeit der nächsten Tage, in der befriedigenden Entdeckung, daß Motten, Staub und Sonne gnädig den aufgestapelten Wirthschaftsherrlichkeiten erspart geblieben waren, fand Clara einen leisen Trost für ihr krankes Gemüth.

Am Sonntag, dem letzten Ferientag, fand sie sich wieder unter ihren wohlgeordneten, gesäuberten Möbeln und Geräthen.

Der Kanarienvogel schmetterte im Bauer am Fenster, die Goldfische plätscherten munter, das Kätzchen schnurrte behaglich.

Alles wie einst und doch so ganz anders!

Aus tiefem Sinnen wurde Clärchen durch den Klang der Thürglocke aufgeschreckt.

Eine Depesche aus Boltenhagen.

Rudi zeigte ihr an, das Ponygefährt, das ihn zur Bahn befördern sollte, sei „unbegreiflicher Weise weit vom Wege abgeirrt", und er habe dadurch den Zug versäumt. Er sei „untröstlich" und bäte sie dringend, ihn sofort bei Director Fröhlich zu entschuldigen.

Clara lächelte überlegen.

Das Ponygeschirr wurde, wie sie wußte, von Toni gelenkt, und die unbegreifliche Abirrung war dieser gewiß nicht ganz unerwartet gekommen.

Clara kleidete sich an und suchte Director Fröhlich auf.

Sie fand ihn nicht zu Hause, aber die liebenswürdige Frau Directorin bat sie freundlich, ihn zu erwarten.

„Bleiben Sie doch gleich den Abend hier, mein liebes Kind; ich erwarte noch einen Besuch, den neuen Lehrer für die sechste Klasse, der morgen eintritt, und den mein Mann zu heute Abend eingeladen hat. Es ist ihm gewiß gemüthlicher, wenn er nicht nur mit seinem Vorgesetzten dasitzt."

Clara willigte ein.

Ein flaumbärtiger Fröhlichsprößling wurde abgesandt, um das Schmidt'sche Dienstmädchen zu verständigen und auf halb zehn zum Abholen zu bestellen.

Die Damen hatten auf dem Sopha Platz genommen. Von der Küche her zogen vielversprechende Düfte durch die Wohnung.

Die Frau Directorin blickte unruhig nach der Uhr.

„Wenn nur die Herren pünktlich sind," sagte sie besorgt, „mein Mann wollte doch nur die Schulräume zeigen, und jetzt sind sie gewiß eine halbe Stunde fort. Die Rebhühner dürfen nicht warten!"

Da erklangen Schritte auf dem Corridor.

„Ich werde meinem Alten Ihre Angelegenheit vortragen," schlug die Directorin vor; „es ist gewiß besser," setzte sie lächelnd hinzu, „wenn der neue College nicht gleich von einer Unpünktlichkeit hört."

Sie war schon an der Thür, als diese geöffnet wurde und Director Fröhlich würdig und gemessen auf der Schwelle erschien.

Neben ihm eine zweite Männergestalt.

Clara stand, starr vor Staunen und Schreck, das Herz still.

Der Herr dort im Thürrahmen trug zwar einen knapp anliegenden schwarzen Gehrock; ein bescheidenes Schleifchen schaute unter einem sauber geglätteten Leinenkragen hervor; das Haar lag pädagogisch sittsam gescheitelt, — aber doch — aber doch!

„Herr Baldenius — Fräulein Clara Schmidt" — stellte die Directorin eilig vor.

Dann nahm sie ihren Gatten freundlich bei der Hand.

„Die Herrschaften werden uns einen Augenblick entschuldigen, ich habe Dir noch eine kleine Mittheilung zu machen."

Und sie zog den Director ins Nebenzimmer.

Clara und Baldenius standen sich ein paar Secunden sprachlos gegenüber.

Clara rang mit zuckenden Lippen und zitternden Fingern nach einem Wort.

Baldenius dagegen stand unbeweglich, mit zusammengepreßtem Mund und geschlossenen Händen.

Aber die erste größere Bewegung kam doch durch ihn in die Gruppe; er machte nämlich eine plötzliche Wendung — der Thür zu.

Aber wenn Clara ihr Glück einmal hatte zwischen zwei braun gestrichenen Thürflügeln entschweben sehen, zum zweiten Mal durfte ihr das nicht widerfahren.

Sie eilte ihm nach.

„Herr Baldenius," stieß sie ängstlich hervor, „Herr Baldenius!"

Lag in dem Tone ihrer Stimme etwas, das den Zürnenden zurückhielt, oder wurde er sich klar, daß er im Hause des neuen Vorgesetzten keine Unverständlichkeiten begehen durfte? — gleichviel, er blieb in der Thüre stehen.

„Fräulein Schmidt?"

In Clara war nur der eine Gedanke lebendig, daß sie die wenigen unbewachten Augenblicke nützen müsse.

Und sie war ihrer Sache ja auch so gewiß! Sie war ja kein armer Sünder, der auf gewundene Redensarten angewiesen war. Clara befand sich im Besitz eines Unschulds-Beweises von so zwingender Kraft, daß das einfache Aussprechen des einen Wortes ein Plaidoyer von Stunden aufwog.

Und dies eine Wort lag auf ihrer Zunge . . .

Die stumme Pause, die sie noch vorangehen ließ — seltsames Räthsel des Menschenherzens! denn es war ihr in diesem Moment doch wahrlich aufrichtig zu Sinn — war doch — eine Effect-Pause.

Aber endlich sauste das langverhaltene Wort gleich einer Leuchtkugel hoch empor und verbreitete helles, blendendes Licht, das schöne weiße Licht der reinsten Unschuld.

Bruder! Bruder! Nie ist das traute Wort jubelnder erklungen!

— — Als das directorliche Paar zurückkehrte, war es sehr erstaunt, die beiden Fremden erschreckt ein lebhaftes Gespräch abbrechen zu sehen, in welchem Baldenius auch seine afrikanische „brillante Idee" entschuldigt hatte.

Den ganzen Abend erregte das Verhalten der Beiden das Verwundern ihrer Wirthe. Sie saßen befangen und stumm und wechselten doch von Zeit zu Zeit einen Blick gerührten Einverständnisses.

Auch Clara's Dienstmädchen war an jenem Abend verblüfft, ob des merkwürdigen Gebahrens ihrer Herrin.

Von zehn bis nach zwölf Uhr war diese mit dem fremden Herrn vor der Hausthür auf- und abgewandelt, ungeachtet des immer lauteren Gähnens und immer vernehmlicheren Schlüsselklapperns der getreuen Hüterin. —

Als Rudi am nächsten Morgen zu Hause eintraf, fiel ihm Clara selig um den Hals.

„Er ist da! Er ist da! Er ist weder in China noch in Persien, er ist Ordinarius der sechsten Klasse, und nachher will er Dich besuchen, um sich vorzustellen — als Collegen und Schwager!"

Ende.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Gesundheits- und Körperpflege.

Pflege der Hände. — Nicht jeder kann eine schöne Hand haben, aber von jedem anständigen Menschen kann man verlangen, daß er reine Hände habe.

In der milden Jahreszeit bedarf es meist nur einer ordentlichen Säuberung. Außer einer guten Seife und einer Nagelbürste braucht man dazu einen Nagelreiniger aus Knochen, noch besser aus Schildpatt, vorn nicht spitz, sondern etwas abgestumpft. Hat sich der Staub zu fest unter die Nägel gesetzt, so nimmt man einen angefeuchteten Hanfknotzipfel, legt diesen über die Spitze des Zeigefingers der einen Hand und putzt damit die unteren Seiten der Nägel der anderen.

In der rauhen Jahreszeit sollte man stets lauwarmes Wasser zum Waschen nehmen, da dieses alle Unreinlichkeit schneller auflöst. Zur Beseitigung von Rauheiten, wie von Schwielen dient Bimsstein. Im übrigen reibe man die angefeuchtete Hand abends vor dem Schlafengehen mit Glycerin, Vaseline oder Lanolin tüchtig ein. Das sind billige Mittel, die sich jeder anschaffen kann.

Die Nägel sollen im allgemeinen so lang hervorstehen, daß sie mit der Fingerspitze abschneiden. Färben sich die Nägel oben braun, so sind sie mit einem Messer abzuschaben. Im übrigen soll man Metall-Instrumente möglichst wenig anwenden, allenfalls eine Nagelfeile.

Die Haut um die Nägel herum muß, wenn sie angewachsen, in feuchtem Zustande sanft zurückgeschoben werden.

Erfrorene Hände sind außerdem am besten mit Vaseline oder Lanolin zu behandeln.

Die obere Seite der Nägel soll mattglänzend sein und ist nöthigenfalls mit einem wollenen Lappen zu reiben. Von Instrumenten, wie sie auf den Toilettentisch sehr vornehmer Damen gehören mögen, wird hier abgesehen.

Es giebt Leute, die so wenig auf sich selbst halten, und die so wenig Rücksichten gegen ihre Nebenmenschen üben, daß sie nie ohne Trauerrand an den Nägeln erscheinen. Kinder kann man zurechtweisen; Erwachsenen, auf deren Umgang man angewiesen ist, und die auf zarte Andeutungen nicht hören, mache man zum Geburts- oder Namenstage oder zu Weihnachten ein, nöthigenfalls anonymes Geschenk, bestehend in Seife, Nagelbürste, Nagelreiniger, Nagelscheere, einem Stück Bimsstein und etwas Vaseline oder Lanolin. F. L.

Bruchsal. — Was nach der Anwendung von Resorcin-Schwefelseife geschehen muß, hängt von dem Erfolg ab, den dieselbe hatte. Dies kann wohl derjenige Arzt, der das Leiden sieht, besser beurtheilen, als einer, der aus der Ferne allgemeine Regeln aufstellt, wie wir es zu thun pflegen. Zur Kritik Ihres befragten Arztes sind diese Regeln nicht bestimmt und nicht geeignet. Dr. D.

Irma Z. — Die als „Finnen" bezeichneten entzündeten Hautknoten müssen oft sehr zart, oft auch recht energisch behandelt werden. Versuchen Sie es auf erstere Art: durch Waschungen mit lauwarmen Boraxwasser, etwa 5 auf 100; — genügt das nach einiger Zeit nicht, so kann eine Lösung von 10 kohlensaurem Kali in 100 Wasser mit zwei Tropfen Zimmetöl und einem Tropfen Rosenöl nützlich sein. Die Behandlung muß sich nach der ganzen Hautbeschaffenheit und dem Grade der Entzündung richten, erfordert auch zuweilen eine besondere Diät oder innere Arzneimittel. Besser als Probiren ist Befragen eines in solchen Dingen erfahrenen Arztes. Dr. D.

Kindererziehung.

Kindern etwas mitzubringen. — Niemand halte mich für geizig, wenn ich es eine Unsitte nenne, jedesmal den Kindern, deren Eltern man besucht, Düten mit Süßigkeiten zu bescheren. Ganz gerechtfertigt scheint mir darnach die Frage der Kleinen, die an solche Aufmerksamkeiten gewöhnt sind: „Tante, was hast Du mir mitgebracht?" Belacht man auch die Natürlichkeit der kleinen Unschuld, so ist es doch geradezu häßlich, wenn Kinder dadurch so gierig auf Naschwerk gemacht werden. Dies geschieht meines Erachtens aber nicht, wenn die Kleinen von Kuchen und Backwerk, die auf den Tisch kommen, ihr bescheiden Theil empfangen, und ich nehme an, daß es Folge dieser Erziehung war, daß keines unserer Kinder heimlich naschte. Kam einmal eine schwache Tante oder ein guter Onkel, wie es deren gar viele giebt, so wanderten die mitgebrachten Leckereien gleich in eine für Backwerk bestimmte kleine Trommel, woraus täglich zur Freude der Kleinen für jedes Händchen ein Stück entnommen wurde. Ph. F.

Kloster in Frankreich. — Könnte mir eine der freundlichen Abonnentinnen die Adresse eines Klosters in Frankreich nennen, in dem protestantische junge Mädchen, die sich in Näherei und feinen Handarbeiten ausbilden wollen, freundliche Aufnahme bei mäßigem Pensions-Preis finden? E. D. in Br.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Noch einmal ein „lohnender Beruf". — Die Ausführungen über Hausschneiderei in der Nummer der „Modenwelt" vom 1. Januar 1895 haben so viele Anfragen und Zuschriften aus dem Leserkreise veranlaßt, daß es geboten erscheint, an dieser Stelle eine kurze Erwiderung zu veröffentlichen. Vorerst möchte ich betonen, daß all die gemachten Angaben streng wahrheitsgemäß sind und auf eigner zwanzigjähriger Erfahrung beruhen. Es ist Thatsache, daß leistungsfähige Hausschneiderinnen in Berlin (ebenso auch in Charlottenburg) stark begehrt werden und als Normalsatz 3 Mark pro Tag erhalten. Daß einige derselben schon um neun Uhr erscheinen, soll nicht bezweifelt werden; ich selbst war jedenfalls zufrieden, wenn meine bisherige Schneiderin, die außerdem noch monatelang vorher bestellt werden mußte, um zehn antrat. Ebenso ist es meinen bisherigen Erfahrungen nach Thatsache, daß — allerdings immer nur sehr tüchtige und gewandte Schneiderinnen! — durch persönliche Weiterempfehlung der Damen in kurzer Zeit so stark besetzt waren, daß sie, namentlich in der Saison, allen Aufträgen nicht gerecht werden konnten. Wie es aber anzufangen, sich schnell und leicht einen derartig großen Kundenkreis zu erwerben, kann natürlich weder von der Redaction der Modenwelt, noch von der Schreiberin dieser Zeilen angegeben werden und ist Sache der betreffenden Arbeitsucherin allein. Leicht mag ja der Anfang nicht sein, und ganz ohne Subsistenz-Mittel, um sich die erste Zeit über Wasser zu halten, wird es auch nicht angehen. Der Kampf um die Existenz ist eben auf allen Gebieten ein ernster und schwerer. Es war jedenfalls gut gemeint und wird auch jetzt von mir aufrecht erhalten, die Hausschneiderei in Berlin als einen lohnenden Beruf für alle diejenigen hinzustellen, die Tüchtiges leisten, und auch in anderen Großstädten dürften die Verhältnisse von den hiesigen nicht sehr verschieden sein. B. W. Z.

Straußfedern zu färben. — Bei wem könnte man das Färben von Straußfedern erlernen? Um freundliche Antwort bittet Frau Dr. E., Kiel.

E. B. in C. und M. G. in Br. — Wir können Ihnen nur rathen, sich an ein Vermittelungs-Bureau zu wenden. Hierbei müssen wir noch einmal wiederholen, daß wir unter keinen Umständen Anfragen, die ein Inserat ersetzen sollen, Aufnahme unter der Rubrik „Aus dem Leserkreise" gewähren. D. Red.

Geselligkeit.

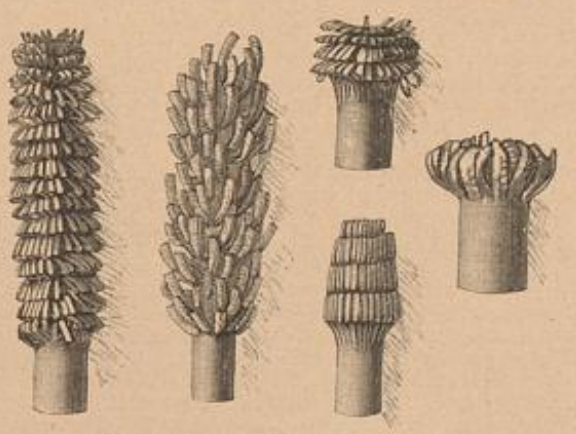
Eine neue Cotillon-Tour bildete kürzlich auf einem Ballfeste das Entzücken der tanzenden Jugend: Zierlichen Schmetterlingen aus buntem englischen Krepp-Papier mit Fühlhörnern aus Gräsern waren auf der Rückseite abgeblühte Feldkletten angefügt, und sobald eine Gruppe von Herren einer solchen von Damen gegenüber Stellung genommen, wurden diese Schmetterlinge in weitem Bogen hinüber und herüber geworfen. Die Kletten hafteten sofort an Kleidern und Frisuren; gleiche Farben der Flügel bestimmten das zusammen tanzende Paar. Es herrschte allgemeines Entzücken über die hübsche Tour, die noch den Vorzug bot, sich in einfachster Weise ausführen zu lassen. Die Schmetterlinge waren in der japanischen Handlung von J. C. F. Schwartze, Berlin W, Leipzigerstraße 112 gekauft, doch ist die Herstellung so einfach, — ein gerades Papierstück wird in der Mitte durch Blumendraht zusammengefaßt und mit diesem auch die Klette befestigt, — daß sie vielfach selbst bewerkstelligt werden dürfte*).

Papierschmetterlinge für eine Cotillon-Tour.

Eine Mutter tanzfähiger Töchter.

Braten-Decorationen und Schalen für Crème ꝛc. aus Papier. — Man schmähe nur nicht unser „papierenes Zeitalter"! Das billige Material ist nun doch einmal besser als jedes andere geeignet, auch dort eine freundliche Decoration zu schaffen, wo man sich bei der nur für den Augenblick berechneten Wirkung scheuen würde, ein kostbares zu verwenden. Nicht nur wenn wir Gäste haben, auch für den täglichen Tisch liebe ich es, die Knochen von Braten und Cotelettes, wie die Beinchen von Geflügel mit zierlichen Papier-Manschetten zu umhüllen. Die ersten Stücke dieser Art kaufte ich aus der Fabrik von Clara Hering, Berlin SW, Friedrichstr. 11, wo auch allerliebste kleine Papierschalen für Grèmes, Ragouts, Früchte oder Trüffeln zu erhalten sind. Später betrachtete ich diese Braten-Decorationen nur als Vorlagen für die Selbstanfertigung derselben, wobei meine beiden, noch unerwachsenen Töchterchen hülfreiche Hand anlegen. Zusammengefaltetes Seidenpapier in Crème, Rosa, Gelb oder Lachsfarben, mit der Schere dicht neben einander eingeschnitten, ist für die erste, dritte und vierte Abbildung verwendet, während für die zweite und fünfte einfaches Papier mit dem Kräuselmesser, wie beim Blumenmachen bearbeitet wurde. Strebt man eine besonders prächtige Wirkung an, so kann man unter das farbige Papier auch ein wenig goldenes oder silbernes mischen. Ein Tröpfchen Gummi sichert die ganze Herrlichkeit, die so kostenlos und einfach herzustellen ist und dennoch so appetitlich und festlich aussieht.

Marie von G.



Braten-Decorationen aus Papier.

*) Leider ist uns die Einsendung der freundlichen Leserin etwas spät für die Gesellschafts-Saison zugegangen. Wir finden jedoch die Idee so allerliebst und originell, daß wir glauben, auch jetzt noch davon Notiz nehmen zu sollen." D. Red.

Hauswirthschaft.

Vanille-Vergiftungen und Vanille-Präparation. — Vergiftungen mit Vanille-Speisen, besonders Eis, vanillirtem Thee u. dgl., die in Wien und Berlin vorgekommen sind, haben wiederholt ein Vorurtheil gegen die Unschädlichkeit jenes kostbarsten und schönsten Gewürzes aller mit Milch und Zucker zubereiteten Speisen wachgerufen. Von vornherein ist festzustellen, daß Vanille noch weit weniger schädlich ist als Kaffee und Thee; dem deutschen Physiologen Preuße gelang es erst mit soviel ihres hauptsächlichsten Duftstoffes, des Vanillin, wie in 200-300 Früchten guter Vanille enthalten ist, ein Kaninchen in seiner Gesundheit zu schädigen. Die Vergiftungen sind auch von Fachleuten nicht auf die Vanille selbst, sondern von Schroff schon 1864 auf ein Verfahren in der Präparation, von White auf eine Fälschung der Vanille, von Auban auf giftige Sahne zurückgeführt worden. Die größte Wahrscheinlichkeit hat die Ansicht Schroff's für sich, daß bei jener Präparation Acajou-Oel, das zu Speisezwecken dienende Oel des Fruchtkernes des amerikanischen Anacardium occidentale, verwandt und dieses von dem stark ätzenden Safte des Fleisches dieser Frucht verunreinigt gewesen sei. Diese Präparation betrifft aber nur Früchte mittelamerikanischer Vanille, die gewöhnlich ganz in Amerika selbst verbraucht wird und selten nach Deutschland gelangt. Dieselbe wird grün gepflückt, dann an der Sonne gedörrt und dabei mit Oelen bestrichen. Ueber Hamburg wird afrikanische Vanille von Réunion, Mauritius und den Seychellen eingeführt. Diese wird nach einem anderen Verfahren gewöhnlich überhaupt ohne Oele zubereitet, in Réunion meist in nahezu kochendem Wasser angewelkt, danach an der Luft getrocknet, in Mauritius nach einem neueren, noch sehr geheim gehaltenen Verfahren in Backöfen gedörrt. Neueste Versuche sind darauf ausgegangen, entweder die noch vor vollständiger Reife gepflückte Vanille in Rum nach Europa zu versenden oder auf ihren Duft-Extract zu verarbeiten und diesen in den Gebrauch zu bringen. Ueber letzteres, das deutsche Verfahren, ist Näheres in den Polytechnischen Mittheilungen der Illustrirten Zeitung vom 8. April 1893 mitgetheilt. Das erstere, welches auf der Pariser Weltausstellung 1889 mit der goldenen Medaille ausgezeichnet wurde, und das man auf den größeren Theil der Réunion-Ernte 1891 anzuwenden plante, scheint vor allem an Transport-Schwierigkeiten gescheitert zu sein. Wilhelm Krebs.

Wasserzerstäuber. — In unserem Wohnhause haben wir Central-Heizung, doch leiden die Möbel durch die zu trockene Luft und werden rissig. Giebt es keinen selbstthätigen Wasserzerstäuber von gefälliger Form, der der Luft die nothwendige Feuchtigkeit zuführt? Ich hörte von einem solchen Apparat, der an der Wasserleitung, durch deren Druck gefüllt, sich selbstthätig entleert und das Wasser zerstäubt. Wer könnte mir nähere Auskunft geben?

Frau H. E., Villa Eichhof.

Gasherd. — Ist es rathsam, in die Küche einer neuerbauten Villa nur einen Gasherd zu setzen, oder würde man doch den gewöhnlichen Kochofen vermissen? L. K. in Wien.

Milchverbrauch (7). — Der Fragestellerin kann ich die gute alte dänische Sitte, die Kinder von klein auf an „Oellebröd" zu gewöhnen, nicht genug empfehlen. Von altem Schwarzbrod, sowie von Brodresten kocht man sehr leicht jeden Mittag eine hinreichende Portion in Süßbier oder Wasser, mit oder ohne Zusatz von Zucker und Milch. Man giebt diese Suppe den Kindern jeden Morgen gewärmt, nach Belieben gesiebt oder ungesiebt (gewöhnlich ziehen größere Kinder die Suppe ungesiebt vor). Setzt man diese Ernährungsweise regelmäßig fort, so spürt man bald ein prächtiges Gedeihen der Kinder.

Erfahrene Hausfrau in Helsingör.

Papierschalen für Crème ꝛc.

Ein wohlschmeckendes und nahrhaftes Getränk, das als ein Ersatz für Milch gelten kann, bildet eine Abkochung von Mais. $^1/_4$ l Mais wird in $1^1/_4$ l Wasser sehr weich gekocht, durch ein Sieb gerührt und mit $^1/_4$ l Milch und etwas Zucker vermischt. Kinder nehmen dieses Getränk sehr gern, das mit Rumzusatz auch für Erwachsene vorzüglich ist. Antoinette S.

Eine andere Abonnentin empfiehlt Suppe aus Knorr'schem Hafermehl, eine vierte solche aus Oat-meal. Wir verweisen für die Bereitung des letzten Präparates auf die in der Nummer vom 1. Febr. 94 gegebenen Recepte. D. Red.

Kochbuch (7). — Die 30. Auflage des Straßer'schen Kochbuches ist sehr praktisch und für die tägliche Küche geeignet, doch ist auch auf Festessen im bürgerlichen Haushalt, wie auf feine Kochkunst Rücksicht genommen. Außer vorzüglichen Recepten enthält das Buch u. a. auch Aufsätze über Herstellung von Frucht-Liqueuren und Fruchtweinen, einen Abschnitt über das Einmachen der Früchte und über Krankenkost. Ferner wird behandelt: das Arrangement der Tafel, Serviren, Tranchiren, Fest- und Gesellschaftsessen, praktische Verwendung von Resten und Abfällen in Küche und Haushalt. E. H.

Kochbuch (7). — Ich besitze das Straßer'sche Kochbuch, dem manche gute Eigenschaft nicht abzustreiten ist. Für eine bürgerliche, mehr einfache Küche erscheinen mir jedoch sowohl Scheibler's Kochbuch, 34. Auflage, Davidis' Kochbuch, 34. Auflage, sowie Allestein's Kochbuch empfehlenswerther. L. H.

Küche.

Puter à la Monteglas. — Ein junger Puter wird in bekannter Weise zubereitet und, mit gesalzenen Speckscheiben umwickelt, recht saftig weich gebraten. Aus dem Ofen genommen, löst man, sobald er erkaltet ist, die ganze Brust mit dem Brustknochen in einem Stück ab, sodaß das zurückbleibende Gerippe mit den Keulen einem offnen Kasten gleicht. Nun bereitet man von 2 Löffeln voll

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

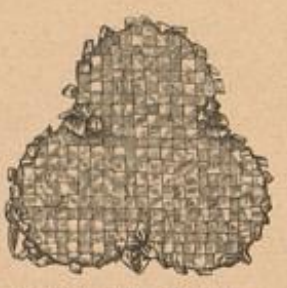
guter Butter, die mit ebensoviel Mehl geknetet wird, Fleischbrühe nebst einem Glase Weißwein eine dicke Sauce und zieht diese mit 4 Eigelben ab, sie mit etwas Citronensaft schärfend. Inzwischen wird das Brustfleisch des Puters in kleine, feine Scheiben geschnitten, mit in Butter steif gemachten, klein geschnittenen Champignons vermischt, in die Sauce gethan und das Ragout in die Höhlung des Gerippes gegeben, die es ausfüllen muß; glattgestrichen streut man dick geriebenen Parmesan-Käse darüber und legt zerpflückte Butterstückchen auf. Ferner kocht man 375 gr Reis mit einem Liter Fleischbrühe, — die man von Sparbrühe und Liebig's Fleisch-Extract bereiten kann, — 125 gr Butter, einer mit Nelken gespickten Zwiebel langsam weich, doch so, daß er körnig bleibt und vermischt ihn mit 65 gr geriebenem Parmesan-Käse. Jetzt legt man den Puter auf eine die Ofenhitze vertragende Schüssel, umkränzt ihn mit dem Reis, der ebenfalls mit Käse bestreut und mit Butterstückchen belegt wird, schiebt die Schüssel in den Ofen und giebt sie auf die Tafel, sobald Puter und Reis eine schöne goldgelbe Farbe bekommen haben. E. K.

Mettwurst. — Ein nach Bedarf größeres oder kleineres Stück Schweinekamm wird in feine Würfel geschnitten, gut gesalzen und gepfeffert, tüchtig durchgemengt und in den Darm gestopft. $^3/_4$ Stunden vor dem Anrichten setzt man die Wurst mit etwas Wasser aufs Feuer, kocht sie langsam und gleichmäßig, bis nach einer Stunde das Wasser eingedämpft ist, legt dann ein Stückchen Butter zu und läßt die Wurst darin von beiden Seiten ein wenig bräunen. Hierbei schiebt man dieselbe öfter hin und her, damit sie nicht ansetzt, weil dadurch der Darm leicht zerreißt. Besonders muß man sich hüten, die Wurst stark zu braten, da sie dann trocken und geschmacklos wird. Ist die Farbe schön gelblich braun, so nimmt man die Wurst aus der Pfanne, kocht den Fond los und giebt die, mit ein wenig Mehl sämig gemachte Sauce mit zu Tische. E. S.

A. S. — Da Ihre Frage gerade zeitgemäß kommt, wollen wir Ihnen das Recept für Grazer Ostergebäck mittheilen: 50 gr Hefe rührt man mit etwas lauwarmer Milch und 250 gr Mehl klar und läßt sie aufgehen. Inzwischen rührt man 20 Eigelb mit 250 gr feinem Zucker eine Stunde lang bis zum Dickwerden, giebt nach und nach 250 gr zerlassenes Schmalz und ein Weinglas voll durchgeseihten Malvasier- oder Cyperwein dazu, in welchem man tags zuvor 75 gr gestoßenen Anis ausziehen ließ, vermischt diese Masse mit 750 gr gesiebtem feinen Mehl und giebt die Hefe und so viel Milch hinzu, daß der Teig ziemlich fest ist. Nachdem er eine Stunde lang gehörig bearbeitet wurde, formt man kleine Brode oder Schnecken davon, legt sie zum nochmaligen Aufgehen auf ein Blech und bäckt sie, mit Eigelb bestrichen, im mäßig heißen Ofen. A. H.

Zimmereinrichtung.

Cigarrenbänder (11). — Der Fragestellerin möchte ich ein längliches Kissen für eine Ottomane beschreiben, das sich vorzüglich aus gelben und rothen Cigarrenbändern zusammenstellen läßt. Da rothe Bänder schwer zu erhalten sind, kann man gelbe mit scharlachrother Farbe selbstfärben. Die Bänder sollen, so viel wie möglich, von gleicher Breite sein. Die Herstellung des Kissen-Ueberzuges geschieht in derselben Weise, wie Kinder ihre Flechtblätter machen. 21 gelbe Bänder werden an ihren beiden Enden dicht neben einander an ein festes Band genäht. Die Länge dieser Bänder muß der Breite der 29 Querbänder entsprechen, wobei man die zu kurzen durch Ansetzen von gleich breiten ergänzt. Nun befestigt man an den beiden Querbändern oben und unten das Ganze vermittelst kleiner Zeichenstifte auf einem Brett, sodaß die Bänder straff gespannt erscheinen. Dann beginnt man mit dem Durchziehen der gelben und rothen Bänder, die man vorher in der nöthigen Länge zurecht schneidet. Zum Durchziehen dient eine gewöhnliche Durchzugnadel. Ist das Ganze vollendet, so befestigt man die Enden links und rechts an der äußeren Seite der gelben Längsbänder mit feinen Stichen. Als Futter des Kissens wird leichte gelbe Seide oder gelber Satin verwendet. Den Besatz von Ueberzug und Futter deckt eine gelbseidene Schnur. An allen 4 Ecken sind Quasten angebracht, die man ebenfalls aus Cigarrenbändern herstellt. Durch die Mitte von Holzknopfformen von 1-1$^1/_2$ cm Durchmesser zieht man dünne, gelbe Seidenschnur, die zum Befestigen der Quaste an das Kissen dient. 8-10, 15 cm lange Bandstreifen, worunter sich auch ein rother mischen läßt, legt man nach verschiedenen Richtungen quer über die Holzform und unterbindet dann dieselben mit gelber Seide. Je zwei Quasten sind für eine Ecke bestimmt. G. G., München.



Tischplatte. Flechtarbeit aus Cigarrenbändern.

Eine andere Abonnentin sandt' uns als Antwort auf die Frage ein allerliebstes Tischchen in Kleeblattform zu, das wir ebenfalls obenstehend wiedergeben. Drei glatte weiße Holzstäbe, schräg mit Cigarrenbändchen umwickelt und durch eine gelbseidene Schnur mit Quasten zusammengehalten, dienen als Füße; die Holzplatte ist mit Flechtarbeit in der Art der oben beschriebenen bezogen. Man muß auch hier ein viereckiges Stück arbeiten, dasselbe glatt mit Heftzwecken auf der Platte befestigen, das Ueberstehende umlegen, festkleben und außerdem sehr dicht mit kleinen Nägeln festnageln. Was überflüssig ist, wird fortgeschnitten, der Ansatz mit glatten Bändern bedeckt und nachher mit Schlingen aus Cigarrenbändern besetzt, die durch Ziernägel gehalten werden. Die ganze Arbeit war nur aus citronengelben und orange Bändern ausgeführt; besonderes Gewicht legte die Verfertigerin darauf, daß auch die Schrift, die übrigens schwer zu entfernen sein dürfte, deutlich zur Geltung komme. Zumal wenn das Tischchen in einem Rauchzimmer Verwendung findet, kann die Schrift ganz interessantes Studien-Material bieten. D. Red.

Gemüse- und Zimmergärtnerei.

Blumenfreundin in Cottbus. — Das gefüllte Pflaumenbäumchen (Prunus triloba), das man Ihnen blühend schenkte, können Sie auch im kommenden Winter wieder zum Blühen bringen. Halten Sie das Bäumchen im kühlen Zimmer, schneiden in diesem Frühling die abgeblühten Zweige kräftig zurück und pflegen Sie es dann den Sommer über im Garten. Versetzen ist in jedem Frühling erforderlich. R. E.

Frau v. B. in Düsseldorf. — Die sogenannte goldgelbe Johannisbeere ist kein Nutzstrauch, sondern nur ein sehr beliebtes Ziergehölz, das schon im zeitigen Frühjahr durch goldgelbe Blüthentrauben erfreut. Johannis- und Stachelbeer-Kronenbäumchen pflegt der Gärtner auf dünnen Stämmchen der goldgelben Johannisbeere zu veredeln. E. E.

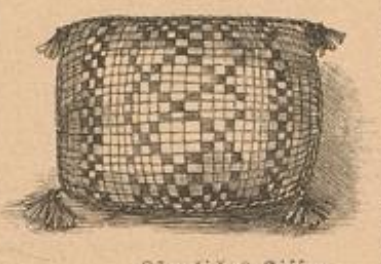
Eifrige Leserin in Harburg. — Das Eintrocknen der Spitzen an Palmenblättern ist eine Folge der trockenen Zimmerluft. Sie müssen die Palme oft mit dem Zerstäuber besprengen, auch allwöchentlich waschen. Zu häufiges Abschneiden der trockenen Spitzen empfiehlt sich nicht. Ganz eingetrocknete Wedel werden natürlich fortgeschnitten, aber nicht zu dicht am Stamme. O. Sp.

Langjährige Abonnentin in Cöln a. Rh. — Ihre Pflanze ist ohne Zweifel Amaryllis vittata, mit großen, mehr oder weniger intensiv roth gefärbten, von hellen Längsstreifen durchzogenen Blüthen. Da immer mit dem Erscheinen eines jungen Blattes das vorhergehende abstirbt, so muß die Zwiebel schon sehr geschwächt sein. Sie machen keine Angaben über die Art Ihrer Behandlung, wir können deshalb nur vermuthen, daß Sie die Pflanze zu warm pflegen und die Ruhe-Perioden nicht einhalten. Die Amaryllis wird nach der Blüthe, gewöhnlich im Frühling, in schwere und nahrhafte Erde versetzt, wobei die fleischigen Wurzeln keine Beschädigung erleiden dürfen. Im Sommer liebt die Pflanze bei gleichmäßiger Feuchtigkeit einen mäßig beschatteten Standort außerhalb des Fensters. Die Ruhe-Periode beginnt mit Eintritt des Winters, die Blätter sterben dann ab, und die Zwiebel, die ihre Wurzeln nicht verliert und deshalb im Topfe bleibt, wird fast vollständig trocken in frostfreier, kühler Stube überwintert. Zur frühzeitigen Entfaltung des Flors können sehr starke Zwiebeln vom Februar ab ans Fenster des warmen Zimmers gebracht werden; sie erhalten hier aber erst dann regelmäßige Bewässerung, wenn die Blüthenknospe die Zwiebel durchbrochen hat. Die Blätter erscheinen gleichzeitig mit der Blüthe oder etwas später. M. H.

Stubenvögel und Hausthiere.

Lebendes Spielzeug. — Wenn ich sehe, wie viel Geld zu Weihnachten für oft unsinniges Spielzeug verausgabt wird, so möchte ich immer bitten: Schenkt Euren Kindern doch ein lebendiges Spielzeug, ein Thierchen, lehrt sie dasselbe naturgemäß pflegen und behandeln, macht sie aufmerksam auf seine liebenswerthen Eigenschaften. Ihr erweist ihnen damit eine Wohlthat fürs ganze Leben, denn in wessen Herz der Sinn für Naturschönheit, die Liebe zu Pflanzen und Thieren geweckt worden ist, dem erwachsen aus der Beschäftigung damit Freuden der reinsten Art, Vertiefung und Erfrischung des Gemüthes nach des Tagewerkes Mühen. Eines unserer empfehlenswerthesten Hausthierchen ist der Kanarienvogel. Giebt es etwas Reizenderes als solch' kleines, zutrauliches, immer bewegliches Geschöpfchen, das mit dankbarem Piepen das Futter aus der Hand nimmt und in hellen Jubeltönen seine melodischen Lieder schmettert, so, daß man meint, die kleine Kehle müsse zerspringen ob solcher Kunstleistung! Wie lieben die Kinder solch Vögelchen! Aber gewöhnt sie auch, all die kleinen Pflichten, die mit seiner Pflege verbunden sind, gewissenhaft regelmäßig zu erfüllen. Und wenn Ihr Eure Kinder überglücklich machen wollt, so kauft jetzt im Frühjahre dem Matz ein Frauchen, setzt beide in einen geräumigen Käfig, an dessen Rückwand zwei kleine Körbchen als Nester befestigt werden, thut gerissene Federchen, Watteflöckchen und Moos in den Käfig, und bald werden die Kinder die kleinen punktirten Eier bewundern können, die in einem erbauten Neste liegen. Aber auf den Zehenspitzen und hübsch leise herankommen müssen die Buben und Mädchen, damit das Weibchen nicht von den Eiern verscheucht werde, und auch wirklich nach 14 Tagen die kleinen nackten Vögelchen mit geschlossenen Augen aus den Eiern kriechen. Mutter Natur schafft ihnen aber gar bald ein schönes Federkleid, sodaß sie nach ungefähr 20 Tagen schon flügge werden. Aber wie viel Beschäftigung und Freude erwächst den Kindern während dieser Zeit aus der Pflege der jungen Brut!

Tischchen in Kleeblattform. Arbeit aus Cigarrenbändern.

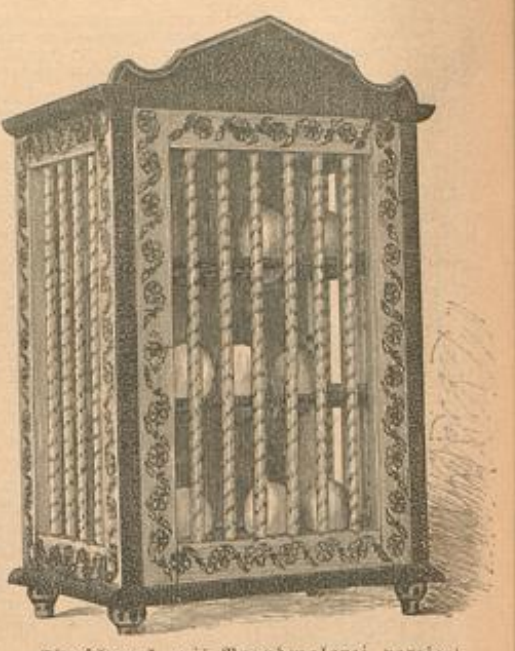


Längliches Kissen. Flechtarbeit aus Cigarrenbändern.

Nur eine Anregung, nicht eine Abhandlung über Kanarienzucht sollen diese Zeilen enthalten; wer günstige Resultate erzielen will, dem rathe ich, sich das kleine Büchelchen von Dr. Karl Ruß: „Der Kanarienvogel" anzuschaffen. A. H.

Plauderecke für Backfischchen.

Eierschrank. — Ein junges Backfischchen, das zwei Großmamas und die verschiedensten guten Tanten nicht allein zu Weihnachten und den Geburtstagen, sondern neuerdings auch noch zu Ostern beschenken soll, ist recht übel daran. Wie werden diese Geschenke kritisirt! Sind sie noch so hübsch, haben aber keinen praktischen Zweck, so schilt man sie „unnütze Staubfänger" und bringt sie im Salon so hoch an, daß keines Menschen Auge sie entdecken kann; sind sie aber nur praktisch, so bekommt man allerlei spitzfindige Reden über theure Mal- und kunstgewerbliche Stunden zu hören, die dennoch zu keinem Resultat geführt hätten! Auf die Ostergabe, den Eierschrank, die ich nun für mein Großmütterchen ausgeklügelt habe, glaube ich mit Recht stolz sein zu dürfen: er ist praktisch, denn er bewahrt die Eier luftig, wohlgeordnet und fest verschlossen auf; er genügt künstlerischen Anforderungen, denn er ist mit Brandmalerei gar säuberlich verziert, und vor allem, er ist sinnig, denn er steht im engsten Zusammenhang mit Eiern, was bei einer Ostergabe immer die Hauptsache bleibt. Füge ich nun noch hinzu, daß der Schrank aus weißem Holz gefertigt ist, 45 cm Höhe zu 26 cm Breite und 19 cm Tiefe mißt, daß die äußere dunkele Umrandung durch dichtes Punktiren mit dem flachen Platinstift erreicht wurde, daß in gleicher Weise auch der Rand der inneren Etagen-Bretter verziert ist und das Ornament der Stäbe mit dem spitzen Stift ausgeführt wurde, so glaube ich alles Nothwendige über meine Erfindung gesagt zu haben. Ein Backfischchen.



Eierschrank, mit Brandmalerei verziert.

Haustöchterleins Kochbuch für Spiel und Leben. — Eine Vorschule des Kochens nebst Kochherd, Küchen-Utensilien und Meß-Instrumenten von Anna Jäger.

Gute und kluge Mütter wenden ihre Mütterlichkeit, ihr Können und Wissen auch der heranwachsenden Generation überhaupt zu. Eine solche Mutter ist Anna Jäger, die Verfasserin obigen Kochbüchleins. Lebhaft interessirt für die Verbindung der Wissenschaft mit der Praxis des Hauswesens und wiederum überzeugt von der Bedeutung des kindlichen Spieles, hat sie, aus dem Spiele mit ihrem Kinde heraus, der Kinderwelt ein Geschenk von weitesttragender Bedeutung gemacht. Eine fürs Leben brauchbare Erziehung unserer Töchter besteht nur darin, daß ihnen in den eindrucksfähigen Kinderjahren klare Vorstellungen vom wirklichen Leben zugänglich gemacht werden und ihre sich regende Thatkraft schon früh zum Sammeln werthvoller Erfahrungen angeleitet wird.

Die Küche, die Wirthschaft sind stets Gebiete, auf denen heranwachsende Mädchen, auch im Spiele sich gern beschäftigen. Wenn aber unsere Wirthschaftsführung, wie so häufig, einen großen Theil Regellosigkeit in sich barg, so konnte das Spiel nur ein Abbild derselben sein.

Anna Jäger folgerte nun aus ihrer Freude an den Fortschritten in der eignen Wirthschaftsführung, durch klare, wissenschaftlich belegte Regeln, auf das Kinderspiel und schuf die Möglichkeit, dieselben praktisch zu bethätigen. Ein vorzüglicher Herd nach allen Gesetzen der Sparsamkeit und Gefahrlosigkeit, nothwendige Geräthschaften für die Küche, sowie Maße und Gewichte nach dem Decimal-System wurden nach ihren Angaben hergestellt; das dazu gehörige Kochbuch giebt für alles Betreffende genaue Anweisungen.

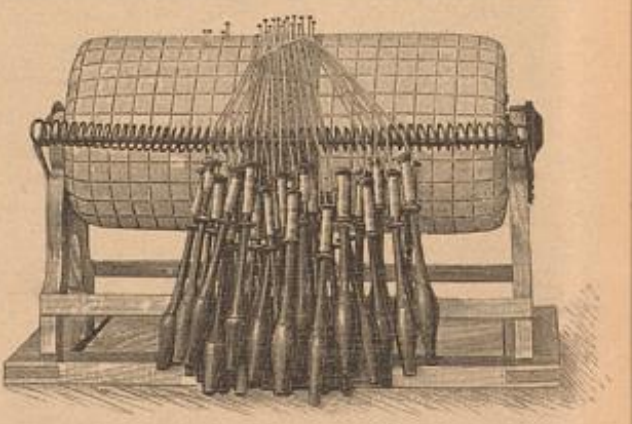
Dies alles entspricht den Erwägungen verständiger Pädagogik, die an Kopf, Herz und Hand gleiche Anforderungen stellt.

Wir können die schönen und erziehlich werthvollen Gaben nicht detaillirt beschreiben, wohl aber wünschen wir dem Kreis derer Ausdehnung, die sich persönlich mit ihnen bekannt machen möchten. Alle Geräthschaften sind in zwei Cartons untergebracht, die mit Rücksicht auf beschränkte Räume die Sachen vor dem Einstauben schützen. H. Heyl.

Allgemeines.

Verbessertes Klöppelkissen. — Die Freundinnen der Klöppelarbeit möchten wir auf ein verbessertes Klöppelkissen aufmerksam machen, das mit einem feststehenden Klöppelfäden-Halter versehen ist, das Zurückstecken der Klöppel überflüssig und ein Verwirren derselben unmöglich macht. Außerdem ist jede Bewegung des Kissens beim Anziehen des Fadens ausgeschlossen, da eine Hemm-Vorrichtung nur das Vorwärtsrollen gestattet. Wegen seines geringen Gewichtes sehr leicht zu transportiren, verbindet das unter Musterschutz stehende Kissen geschmackvolle Einfachheit mit einem mäßigen Preise; es kostet 10 Mark. Zu haben ist dasselbe, sowie Musterbriefe, durch die Erfinderin, Frl. Margarethe Gruenstein in Steglitz, Albrechtstr. 110, die auch Unterricht ertheilt.

Eifrige Klöpplerinnen.



Verbessertes Klöppelkissen.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamerstr. 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse und Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltungs-Beilage

10. März 1895. — XXII. Jahrgang. Heft 6.

Nachdruck verboten.

Die Froschtasse.

Novelle von Hanns von Spielberg (Hanns von Zobeltitz) in Berlin.

(Fortsetzung.)

Der alte Herr wanderte weiter; ich folgte unter Beobachtung ganz indianischer Kriegslisten nach. Dann kam ein oberer Beamter des Museums und begrüßte jenen; die beiden Kenner kamen ins Plaudern; eine Vitrine nach der anderen wurde aufgeschlossen, einzelne Stücke — immer nur Porzellan — wurden herausgenommen und einer näheren Betrachtung unterzogen. Mein Engel schien schließlich etwas Langeweile zu empfinden; einmal sah ich sogar, daß sie die schmale Rechte an das Mäulchen hob und hinter dem gelben schwedischen Handschuh leise gähnte. Eine gähnende junge Dame war sonst wirklich nie mein Geschmack gewesen, aber diesmal gefiel es mir ganz ungewöhnlich; der heimliche Protest gegen die langweilige Porzellan-Meierei durfte auf meine volle und unbedingte Sympathie zählen.

Schließlich brach der Alte doch auf. Ich hatte inzwischen schon meinen Plan gemacht. Man kannte im Museum den Herrn, ich mußte also auch seinen Namen erfahren können. So stürzte ich denn, kaum daß am Ausgang das Drehkreuz hinter dem jungen Mädchen seine Pflicht gethan hatte, auf den Pförtner zu: „Können Sie mir nicht sagen, wer der Herr war?"

Der Mann nickte würdevoll und wohlwollend: „Jawohl, Herr Lieutenant, — das ist der Porzellangraf!"

Ich wußte nicht recht, sollte ich lachen? „Den Namen möchte ich gern wissen, mein Bester, — den Namen!"

Der Pförtner sah mich überrascht an. „Wir nennen ihn immer man blos den Porzellangrafen, Herr Lieutenant, — weiter weiß ich auch nichts! Aber wenn der Herr Lieutenant gern mehr wissen wollen, ich kann ja den Herrn Director 'mal fragen gehen."

Ich wollte natürlich gern mehr wissen und versprach dem Manne goldene Berge. Diese sichere Aussicht auf ein Markstück verschaffte mir denn auch die Nachricht, daß der alte Papa zwar kein Graf, aber ein Herr von Fliedner und in der Provinz Schlesien ansässig sei. Als überaus eifriger und erfolgreicher Sammler keramischer Gegenstände, käme er von Zeit zu Zeit zum Besuche der Berliner Antiquitäten-Händler nach hier; — wo er aber abzusteigen pflege, vermochte man mir nicht anzugeben.

Ich zog ziemlich betrübt und ärgerlich darüber, daß ich mich nicht in eine Droschke geschwungen und als guter Soldat die Verfolgung persönlich bis zum Ziele, dem Hotel nämlich, durchgeführt hatte, von dannen. Das eine aber stand für mich fest: mein süßes Porzellanfräulein, — warum sollte ich sie nicht, Porzellanfräulein nennen, wenn der alte Herr unter dem Namen des Porzellangrafen ging? — mein süßes Porzellanfräulein, nein, mein Porzellanfeechen, mußte ich wiederfinden!

Die Winterarbeit über Monsieur Cäsar hatte gute Ruh in den nächsten Tagen. Ich legte mich auf das Studium der Fremdenlisten, ich recognoscirte die Hotels und hielt bei den Antiquitäten-Händlern eine Enquete ab. Nach mancherlei vergeblichen Bemühungen gelang es mir denn schließlich auch, die Berliner Adresse des Herrn von Fliedner zu ermitteln. Er hatte eine kleine, eigene Wohnung in der Königgrätzerstraße als Absteige-Quartier inne. Ich erfuhr sogar durch einen Kameraden, — den langen Drewitz, — Du hast ihn ja auch gekannt —, daß der alte Herr, der in der Nähe der Drewitz'schen Güter ansässig war, ein Wunderling erster Klasse mit der Schleife, und daß mein Porzellanfeechen seine Enkelin sei, — eine vater- und mutterlose Waise.

Du armes Ding, — so jung und immer nur auf die Gesellschaft eines Porzellangrafen angewiesen! Ich kam mir wie ein Ritter aus der guten alten Zeit vor, der ein gefangenes Herzogstöchterlein aus der Höhle eines allermindestens feuerspeienden Drachens befreien will.

Ganz umsonst hatte ich die Kriegs-Akademie denn doch nicht besucht. Mein gestrenger Oberst that mir unrecht; in den Generalstabs-Geschäften, Kapitel Erkundungswesen, und im kleinen Krieg, Abschnitt Ueberfall, bewies ich in den nächsten Tagen ganz leidliche Kenntnisse. Gerade gegenüber der Fliedner'schen Wohnung hatte ein freundlicher Conditor seine zuckersüße Werkstatt. Was ich damals an Chocolade getrunken, was ich an Pasteten und Kuchen vertilgt habe, war staunenswerth, — meine Frau, die manchmal ein bißchen spitz sein kann, was man ihr gar nicht ansieht, behauptet, ich müßte nur à conto dieser Unthaten noch jetzt alljährlich nach Karlsbad gehen.

Aber der süße Lohn der süßen Thaten blieb auch nicht aus. Eines Morgens, als ich mich verzweiflungsvollst an den dritten Windbeutel machte, sah ich drüben meinen alten Herrn und das kleine liebe Enkelkind aus dem Hause treten. Sie nahmen am Anhalter Bahnhofe eine Droschke; ich that desgleichen. Sie fuhren nach dem Hohenzollern-Museum, — ich dito! Und dann schlängelte ich mich so ganz sachte und vorsichtig immer durch die Säle im Monbijou-Palais hinter ihnen her, und, — na, — das kannst Du Dir ja denken, — von den ausgestellten Stücken sah ich nicht viel, dafür aber aus nächster Nähe meinen kleinen Abgott! Und das war mir bei allem patriotischen Empfinden für unser Königshaus damals denn doch mehr werth.

Ich habe später aus außerordentlich gut unterrichteter Quelle erfahren, daß ich nicht ganz unbeobachtet geblieben bin, ‚man' — d. h. gottlob nicht der alte Herr, — ist sogar höchst mißgestimmt und unangenehm berührt gewesen über den frechen Lieutenant, der da heimtückisch Schönheitsstudien trieb. ‚Man' war aber geradezu entrüstet, als sich besagter Mars-Diener schließlich geradezu neben den Großpapa stellte, — was ihm übrigens ein höchst unkriegerisches Herzklopfen verursachte, — und den alten Herrn in heuchlerischer Weise wegen einer Tasse, die dieser in der Hand hielt, interpellirte.

Der Großpapa, das kann ich Dir versichern, machte zuerst, als er angesprochen wurde, ein Gesicht, als habe er sich den letzten Zahn auf einem Kirschkern ausgebissen. Na, — den alten Land-Edelleuten, und wenn sie noch so bärbeißig sind, steckt nun einmal die Achtung vor des Königs Rock in den Knochen. Ihr verdankte ich es denn auch wohl ausschließlich, daß mich der Porzellangraf überhaupt einer Antwort würdigte, ja, mir sogar in möglichster Kürze mittheilte, daß die Mundtasse der Königin Luise Pariser Fritten-Porzellan sei. Was freilich Fritten-Porzellan ist, das wußte ich damals selbstverständlich nicht, und es war mir auch ungemein gleichgültig. Ich begnügte mich, ein sehr verständnißvolles Gesicht zu machen, — worüber ‚man' heimlich gelächelt haben will, — und die Gelegenheit zu benutzen, mich vorzustellen. Das kam dem alten Papa augenscheinlich sehr unerwartet; er brummte zwar seinen Namen, ignorirte indessen meine Verbeugung seiner jungen Begleiterin gegenüber vollständig, und diese beugte ihr Näschen so tief über die nächste Vitrine, als ob es gar keine Lieutenants für sie auf der Welt gäbe. O diese Mädchen, — diese Mädchen!

Selbstverständlich gab ich den Versuch einer weiteren Annäherung nicht so leicht auf. Stand da zum Glück eine Tasse, der selbst der blödeste Porzellanlaie auf zehn Schritt ansehen mußte, daß sie aus Meißen stammte, — weil es nämlich auf dem Zettelchen über ihr deutlich zu lesen war. Daß aber Meißen gutes Porzellan in die Welt gesetzt hatte, wußte ich, wie man etwa Thorn als die Stadt des Pfefferkuchens kennt.

„Ein wunderschönes Meißener Stück!" begann ich also mit ernstem Ausdruck.

Du mein Gottchen, mein Junge, — das verachtungsvolle Gesicht hättest Du sehen müssen! Nein, sei froh, daß Du es nicht gesehen hast, — es war grausam!

Der alte Herr sah mich an, als ob er an meinem Verstande zweifele. Und dann meinte er in ganz langgezogenen Tönen: „Finden Sie? Nicht möglich!" Und mit einer ganz knappen Verbeugung, die auch eigentlich nicht mir, sondern nur meinem Rocke galt, fügte er hinzu: „Empfehle mich!"

Zu allem aber sah ich, wie in dem lieben Backfischgesicht alle Kobolde des Spottes ihr Wesen trieben. Meine Else amüsirte sich ohne Zweifel köstlich über meine Thorheit und über die Art, wie mich der Großpapa hatte abblitzen lassen. Sie wußte Bescheid, — sie wußte natürlich, daß jenes ‚wunderschöne Stück' aus Meißens schlechtester Periode stammte, aus der nach-markolinischen Zeit, und einfach schauderös war.

O diese Mädchen, — diese Mädchen!

Als ich am nächsten Tage, trotz alles inneren Grimmes, meinen Beobachtungs-Posten an der süßen Ecke wieder aufnahm, fiel mir drüben an den Fenstern des Fliedner'schen Quartiers, hinter denen ich bis dahin nichts als die weißen Gardinen gesehen hatte, sofort eine Veränderung auf. Denke Dir, da standen, in Reih und Glied aufmarschirt, sechs Pagoden, — die scheußlichsten Gesellen, die Du Dir vorstellen kannst, — scheußlich schön, würde ich heute sagen, wo ich weiß, daß sie vom prächtigsten Minkporzellan sind. — Und als ich näher zuschaute, da kam es mir vor, als tauche ab und zu eine kleine Hand hinter den gräßlichen Burschen auf und setze deren fratzenhafte Köpfe in Bewegung, daß sie wie auf Commando die Zunge ausstreckten. Zu der kleinen Hand aber konnte ich mir die kleine Backfischfigur ganz gut denken, die wahrscheinlich auf der Erde kauerte und sich königlich über den echten Backfischstreich amüsirte. Denn daß sie mich bemerkt hatte, und daß mir die sechs Mandarinen-Zungen galten, — das unterlag für mich gar keinem Zweifel!

O diese Mädchen, — diese Mädchen!

Na, — eigentlich habe ich mich denn doch nicht geärgert, sondern ihr das kindliche Vergnügen von Herzen gegönnt. Mich freute es schon, daß sie bei dem alten Porzellan-Großpapa die gute Laune nicht verloren hatte, meine kleine Else!

Das bewußte Händchen aber war das letzte, was ich auf längere Zeit von ihr sah. Am nächsten Tage waren nicht nur die Pagoden verschwunden, sondern auch die Fenster fest zugezogen. Herr von Fliedner war abgereist, wie ich bald ermittelte. Vielleicht, daß die bevorstehende Abreise dem Rackerchen den Muth zu ihrem Backfischstreich à la chinois gegeben hatte. —

Weißt Du, was Sehnsucht ist, mein Junge? Ein seltsames Gemisch von schäumendem Sect, Essig und Petroleum! Man wird seines Lebens nicht froh dabei, und man möchte das Gefühl doch nicht missen. Ich hab's damals kennen gelernt, — es ist, wie die Pagoden, einfach scheußlich schön! Das Porzellanfeechen hatte es mir doch angethan, ich wurde den Gedanken an sie nicht los, wie ich mich auch sträuben mochte. Und nicht lange, so stand es bei mir fest: diese oder keine! Bitte recht sehr, nicht zu lächeln! Du willst wohl sagen, das habe früher auch schon einige Male bei mir festgestanden, und es sei dann doch immer wieder eine andere geworden. Ich werde Dir beweisen, daß es diesmal heiliger Ernst war.

All mein Sinnen und Trachten war darauf gerichtet, die Möglichkeit einer Annäherung an den Porzellangrafen zu finden, — ich mußte eine Gelegenheit ausfindig machen, ihn in seiner Drachenhöhle selbst aufzusuchen.

Der »Hunger und die Liebe«, so hat ja wohl einmal irgend ein großer Geist gesagt, »sind die gewaltigsten Triebfedern im Menschenherzen.« Bei mir war's entschieden die Liebe.

Hast Du in Deiner harmlosen Unschuld einmal von einem gewissen dickleibigen Jännicke gehört? Da steht er, — bitte recht sehr, Du brauchst Dich gar nicht so forschend umzuschauen, — es belauscht uns kein Dritter! Ich meine nur das dicke Buch dort auf meinem Schreibtische, — das Handbuch der Keramik von Jännicke. Siehst Du, — in dieses Werk vertiefte ich mich in den nächsten Wochen und Monaten mit rastlosem Fleiß; dann kamen Demmin's keramische Studien an die Reihe, und all die schönen Monographien über unsere deutschen Manufacturen, — das Kolbe'sche Buch über die Berliner Fabrik, das Falke'sche über Alt-Wien u. s. w. Ich will Dich nicht mit der Aufzählung anöden. Und da sich mit dem Essen ja erfahrungsmäßig auch der Appetit einstellt, so begann ich allmählich an den Porzellanen, mit denen ich mich anfangs, mehr »der Noth gehorchend, nicht dem eig'nen Trieb«, beschäftigt hatte, selbst Geschmack zu gewinnen. Ich pilgerte jetzt auch ohne Nebengedanken nach unseren Sammlungen und lernte wenigstens die gröberen Umrisse des keramischen Wissens kennen. Als dann die Rebhühnerzeit herankam, drangsalirte ich den langen Drewitz unermüdlich, bis er mir eine Jagdeinladung zu seinem Papa verschaffte, und dann, — nun dann war es ja nur so zu sagen ein Katzensprung bis zu dem Porzellangrafen!

Man hatte mich bei den guten alten Drewitzens genügend gewarnt. Großpapa Fliedner erfreute sich des Rufes, daß er unbefugten Besuchern wenig liebenswürdig entgegenkomme; sie nannten ihn dort in der Gegend den Scherbenonkel, und Frau von Drewitz hatte mir noch beim Abfahren zugeraunt, ich solle mich in Acht nehmen, daß ich mich nicht an seinen Scherben schneide.

Zu meiner Ueberraschung fand ich den alten Herrn leidlich entgegenkommend, als ich ihm den Zweck meines Besuchs, als den ich selbstverständlich die Besichtigung seiner Sammlung angab, auseinandersetzte. Er musterte mich zwar unter seinen weißen buschigen Augenbrauen etwas drohend, stellte ein kleines, mißtrauisches Examen mit mir an, das ich dank dem guten Jännicke befriedigend bestand, und erklärte sich dann bereit, mir seine Schätze zu zeigen. Ich glaube, es freute ihn doch ein wenig, daß einmal auch ein Mars-Sohn Interesse an der Kunst Böttger's nahm. Die Seltenheit dieses Falles reizte ihn, der sich ja stets besonders mit Raritäten beschäftigt hatte.

Von dem süßen Enkelkinde hatte ich nichts gesehen, und ich hatte auch nicht den Muth, nach ihr zu fragen.

So schritten wir beide, der Alte und ich, denn zu dem großen Gartensaale, in dem die Sammlungen aufgestellt waren.

Als der Porzellangraf die Thüre öffnete, schlug mir das Herz zum Zerspringen. Denn dort stand ja, an einer der Etagèren, das geliebte Mädchen. Sie wandte uns noch den Rücken zu, aber ich hätte sie auch in dieser Stellung unter Tausenden herauserkannt, trotzdem sie eine große weiße Schürze trug, die den ganzen Körper einhüllte, und trotzdem sie wie ein dienstbarer Geist mit einem ganz kleinen, zierlichen Federbüschel zwischen den Porzellanen herumwirthschaftete.

„Laß uns allein, Brigitte!" hörte ich den Großvater sagen, — dann geschah das Entsetzliche.

Sie kehrte sich um, und im gleichen Moment stieg eine glühende Röthe auf ihren Wangen empor, übergoß das ganze liebe Kindergesicht mit Purpurgluth, — und zugleich ließ sie eine kleine Tasse, die sie in der Hand gehalten, fallen. Das Unglücksding schlug auf den Fußboden und zerbrach in Stücke.

Und zu allem — Schockschwerenoth — —

Jaspis war's von Wedgwood — —

Jawohl! Heute habe ich gut lachen! Damals aber war mir wahrhaftig nicht zum Lachen zu Muthe, im Gegentheil!

Freilich, es erfüllte mich mit einem geheimen Wohlgefühl, daß mein Mädchen bei meinem Anblick so heftig erschrocken gewesen; die Purpurgluth auf ihren Wangen erschien mir ein gutes Zeichen, — sie hatte mich mindestens sofort wiedererkannt!

Aber wie raste der Alte!

Er hatte mit seinen Falkenaugen das Stück sofort erkannt, — es war eins der werthvollsten seiner Sammlung! Er stürzte auf das zitternde Mädchen zu, das wie gelähmt stand und mit thränenden Augen bald auf uns, bald auf die zerschellte Obertasse zu ihren Füßchen starrte.

Er faßte sie, seiner Sinne nicht mächtig, hart am Arm, — er schalt in den heftigsten Ausdrücken auf sie ein.

Ich konnte es schließlich nicht mehr mit ansehen. Ich trat an ihn heran und sagte ernst: „Aber Herr von Fliedner!"

Da kam ich gut an. Jetzt wandte er sich mir zu: „Sie sind an allem Schuld! Sie allein! Was mußten Sie das ungeschickte Kind erschrecken! Was mußten Sie mich überhaupt aufsuchen! Können Sie mir die Jaspis-Tasse ersetzen? Nein, — hundertmal nein! Sie ahnen nicht einmal, daß es kaum noch sechs Stück von gleicher Schönheit giebt! Was? Wie? Das kommt davon, daß ich mich wieder einmal breitschlagen ließ und einem halben Laien den Eintritt gestattete, ich Thor ich!" So oder ähnlich ging es noch eine geraume Weile fort, ohne daß ich zu Worte kam, und das einzige Gute an dem Sermon des alten Herrn war, daß mein Lieb inzwischen Gelegenheit fand, sich aus dem Staube zu machen. Nicht einmal einen Blick aus ihren Augen aber hatte ich erwischt!

Mit der Besichtigung der Sammlung des rasenden Porzellangrafen war es nun natürlich vorbei. Ich hatte dazu alle Lust verloren, und er hätte mir sicher den weiteren Aufenthalt im Gartensaale nicht gestattet. Wahrhaftig, schließlich empfand ich sogar Mitleid mit dem alten Manne! Nachdem sich seine erste Wuth ausgetobt hatte, kauerte er am Boden und suchte die einzelnen Stücke der Tasse zusammen, Scherbe um Scherbe und Splitter um Splitter, und er wehklagte dabei, wie um ein verlorenes Kind. Heute, wo ich die richtige Sammler-Passion selbst an mir kennen gelernt habe, kann ich es doppelt begreifen, wie ihm zu Muthe war.

Dann, als ich mich anschickte, mich ihm zu empfehlen, winkte er nur kurz mit der Hand, — er mochte mich nicht mehr sehen, — schon mein Anblick schnitt ihm wohl ins Herz!

Ich ging. Und als ich wieder im Wagen saß und auf das Schloß zurückblickte, mit dem sehnsüchtigen Verlangen, daß sich an einem der Fenster ein liebes Gesichtchen zeigen möge, — als keiner der Vorhänge sich rührte, — da kam es über mich, wie die herzzerreißende Gewißheit: Dein Glück liegt in Scherben! Zu wahr nur, — im wörtlichsten Sinne des Wortes, — in Scherben!

Bei den guten Drewitzens muß ich wohl einen sehr übeln Eindruck gemacht haben. Sie waren jedenfalls taktvoll genug, sich mit meiner leisen Abwehrung ihrer ersten Fragen zu begnügen, und am nächsten Morgen reiste ich ab, — die Rebhühner mochte ein anderer schießen! Vor mir waren sie heuer sicher.

Na, — in Berlin war nun das erste, daß ich mich auf

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

die Suche begab. Ich hatte so etwas wie das unsichere Gefühl, daß sich Herr von Fliedner vielleicht ein wenig versöhnen lassen würde, wenn es mir gelänge, ihm ein Ersatzstück nachzuweisen. So klapperte ich denn alle Antiquitäten-Händler ab.

„Wedgwood, — o ja, — neuere Sachen aus Etruria, soviel Sie wünschen, Herr Baron! Aber Jaspis, — altes Jaspis, — hm! — kommt gar nicht auf den Markt! Wenn nicht etwa der Herr von Fliedner etwas hat, — der hält es aber fest —." So und ähnlich hielt man mir überall entgegen. Selbst der alte Hof-Antiquar Lewy, diese Perle unter den Berliner Händlern, — insofern nämlich eine Perle, als er wirklich etwas von seinen Sachen verstand, — wußte keinen Rath. Er versprach zwar, nach London und Paris zu schreiben: „Aber Jaspis, — noch mit dem Namenszug des alten Wedgwood, — und echt, — unzweifelhaft echt, mit dem Decors, wie Sie es wünschen, — da wird nichts zu machen sein! Da könnten Sie ebensogut von mir verlangen, daß ich Ihnen ein Schminkpöttchen aus Medici-Porzellan besorgen sollte!"

Und je mehr ich einsehen lernte, daß all mein Mühen vergebens sein würde, je mehr mir damit zugleich das Verständniß für den Verlust des armen Porzellangrafen klar wurde, desto lebhafter malte ich mir auch die Lage meines armen Mädchens aus, das gewiß täglich und stündlich neue Vorwürfe hinnehmen mußte. Ich sah im Geiste immer wieder die lieben Rehaugen von Thränen geröthet, — ich wußte ja jetzt aus eigner Erfahrung, welche ungeschminkte Sprache der leidenschaftliche Sammler zu führen pflegte.

Weihnachten ging ich zu meiner Mutter auf die Klitsche. Ich bin ihr Jüngster, und sie hat ihr Nesthäkchen immer ein wenig verzogen.

Muttchen merkte mir bald an, wo Hase lief. Aber sie wartete, bis ich ihr beichtete. Unterm Weihnachtsbaum war's, und wir haben beide heiße Thränen geweint. Heute, wo das alles lange hinter mir liegt, muß ich immer lachen, wenn ich mir die Situation vergegenwärtige: Mütterchen backt so ausgezeichnete Braunekuchen und ißt die Dinger ebensogern wie der Herr Sohn; wie wir nun so saßen, stand zwischen uns auf dem Tische eine Schale mit dem Weihnachtsgebäck, und indem ich meine Beichte ablegte, und Mutter mich tröstete, wie eben nur eine Mutter zu trösten versteht, mit lieben Worten, mit zärtlichen Küssen und sanftem Streicheln, aßen wir so langsam, ohne es selbst zu merken, die ganze Schale leer. Und dann, als ich gerade das letzte Stück in den Mund gesteckt hatte, sagte ich seufzend: „Nun ist es aus!" Da lachten wir beide unter Thränen, und dann faßte die liebe alte Frau mich mit den beiden zittrigen Händen um den Kopf und meinte: „Es giebt noch mehr Braunekuchen, und es giebt auch noch mehr alte Tassen in der Welt."

„Aber nicht diese, — nicht diese, Muttchen!"

Sie hatte sich schon wieder gesetzt und die Hände im Schoß gefaltet. Ein Veilchen sah sie stumm vor sich hin, und dann seufzte sie leise: „Ja, — wenn der Onkel Jos noch lebte!"

Onkel Jos war mir nur von Hörensagen bekannt, aber ich hatte mich in meinen Knabenjahren viel mit ihm und seinen romantischen Schicksalen beschäftigt. Er war der ältere Bruder meines Großvaters gewesen und hatte in der Familie ein wenig als Baurien gegolten. Onkel Joseph mochte freilich nicht so recht in das Schema der wackeren Land-Edelleute hineingepaßt haben: er hatte weder den Acker bebauen, noch das Jus studiren wollen, noch hatte er in den Epauletten das Ziel seines Strebens gesehen. — Frühzeitig war er hinausgegangen in die Welt, hatte an allen möglichen in- und ausländischen Hochschulen und Akademien sich Studirens halber aufgehalten, an allen möglichen Wissenschaften und Künsten herumgenascht und war nach der Meinung der guten Verwandten zu nichts Rechtem gekommen, sintemal er überhaupt jeden festen Beruf verschmähte. Ab und an kehrte er von seinen Wanderungen indessen doch nach der Heimat zurück, hielt einige Wochen auf dem Gute aus, entsetzte den Großpapa und seine Geschwister durch die wallende Künstlermähne, die er trug, und durch die freie Richtung, der er wohl so ziemlich auf allen Gebieten huldigte, und ging dann wieder hinaus in die Ferne. In Rom ist er gestorben, originell auch noch in seinen letzten Stunden; vom Campagna-Fieber befallen, schloß er sich in seiner Wohnung ein, ließ niemand zu sich, um niemand der Gefahr einer Ansteckung auszusetzen, und als nach acht Tagen sein Quartier gewaltsam geöffnet werden mußte, fand man ihn todt. Seine Habseligkeiten sind dann durch Vermittelung der Gesandtschaft nach der Heimat gekommen, und ich hatte als Knabe oft in den drei gewaltigen Kisten und dem gigantischen Lederkoffer gekramt, die auf unserm Oberboden standen, noch immer halb angefüllt mit buntem Krimskram, unzähligen Studien und Skizzen, Gipsabgüssen, einer merkwürdigen Steinsammlung und, was weiß ich, sonst noch. Mein guter Vater hatte keinen Sinn für alle diese Dinge. Als er mich einmal über den Kisten traf, hielt er mir eine kleine moralische Vorlesung über das verfehlte Leben seines Oheims und schloß mit einem leisen Stoßseufzer, der ungefähr so klang wie: „Sein Erbtheil hatte er auch fast ganz aufgezehrt, — der thörichte Jos! Und wir hätten's gut brauchen können!"

Das war's, was ich von Onkel Jos wußte.

Was Wunder, daß ich Muttchen etwas verwundert fragte: „Wie meintest Du? Wenn Onkel Jos noch lebte?"

Und nun begann sie zu erzählen, wie sie den alten Herrn noch persönlich kennen gelernt hätte als blutjunge Frau, während seines letzten Besuches in der Heimat; und das Bild des Oheims gewann jetzt vor meinen geistigen Augen eine ganz andere Gestalt. Muttchen schilderte ihn als einen hochbegabten, liebenswürdigen Mann, der für alles Schöne, alles Gute und Edle begeistert gewesen sei wie ein Jüngling, als einen jener Menschen, die selbst nie zu einem festen Ziele gelangen, aber, wohin sie auch geführt werden, reiche Anregungen ausstreuen, die Ernte anderen, energischeren Charakteren überlassend.

„Aber Du sagst mir nicht, Muttchen, inwiefern Onkel Jos mir hätte helfen können?" fragte ich endlich.

Sie lächelte: „Kind, — es war nur solch eine Idee von mir; — mir fiel nämlich ein, daß Onkel Jos oft von Wedgwood erzählte. Er hatte ihn in London kennen gelernt, Ende des vorigen Jahrhunderts, und war auch bei ihm als Gast gewesen. Ich hätt's wohl längst vergessen," — Mütterchen lächelte wieder ihr leises, stilles Lächeln, — „wenn mir nicht ein besonderer Umstand im Gedächtniß haften geblieben wäre. Onkel Jos erzählte uns nämlich von einer Vase, um die Wedgwood und eine englische Herzogin gehandelt hätten, und die jene endlich für, — wart' einmal, ich glaube, etwa 12000 Thaler gekauft habe. Und da sehe ich immer noch Deinen Großvater vor mir, wie er mit der flachen Hand auf sein rechtes Knie schlug und einmal über das andere ausrief: »Solch alter Scherben für 12000 Thaler, — der Unsinn, — der Unsinn!« Darüber wurde der Onkel böse, es gab heftige Worte, die Brüder schieden in Unfrieden. Das war anno 35, wenn ich mich recht erinnere, und zwei Jahre darauf ist der Onkel dann in Rom gestorben."

So also mein Muttchen. Ich wußte wohl, welche Vase sie meinte, — die berühmte Portland-Vase nämlich, die jetzt eins der Prunkstücke des Britischen Museums in London bildet; jene wunderbare antike Vase aus einem unteren durchsichtigen blauen und einem oberen weißen Glasfluß, die vor 250 Jahren in einem römischen Sarkophag gefunden, ein Jahrhundert hindurch die barberinische Bibliothek in Rom geschmückt hat, bis sie der Engländer Hamilton erstand, aus dessen Nachlaß sie an die Herzogin von Portland kam. Ich wußte auch, daß Wedgwood sie in vollendeter Weise nachgebildet hatte — —.

Was frommte das mir?!

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Eine Illusion.

Von Elisabeth Schmidt-Pecht.

Mit drei Abbildungen.

Zaumzeug mit Nagelarbeit.

Wenn man älter wird, so bittet man das Schicksal nicht mehr „gieb mir!", sondern „laß mir!", — und zwar bittet man am flehentlichsten: „Laß mir meine Illusionen!"

Es läßt sie uns aber nicht gern, ja es nimmt sie sogar manchmal ganz versteckt und heimlich weg, während wir unsere gerührte Aufmerksamkeit auf einen ganz anderen Punkt concentriren, der uns eine neue und herrliche Offenbarung des „gütigen Schicksals" zu sein scheint. Und hinterher merken wir, daß Dichter und andere Propheten nicht ohne Grund von „des Schicksals Tücke" geredet.

Mir ging dieser schmerzhafte Erfahrungs-Grundsatz, den keiner dem anderen glaubt, sondern den jeder nach dem eben beregten Illusions-Gesetz selbst erleben muß, im Wasser auf, und zwar im Seewasser.

Das Kurze und Lange von der Geschichte ist nämlich folgendes: Ich bildete mir ein, die Nagelarbeit erfunden zu haben, und machte dennoch eine Reise nach Genua. An und für sich schließt das eine das andere ja nicht gerade aus; aber es giebt eben kein „an und für sich" auf unserm Planeten, es giebt nur eine Perlenschnur einzelner heterogener Fälle, von denen immer einer dem anderen widerspricht, woraus man klärlich die „unumstößliche Beweiskraft der Thatsachen" ersehen kann. Meinen einzelnen Fall will ich nun erzählen.

Ich saß als jungverheirathete Frau drei Tage vor Weihnacht an meinem Arbeitstische und besann mich, wie man es anfängt, seinem Manne ein reizendes Weihnachtsgeschenk zu machen, wenn einem das Schicksal die nöthigen Geldmittel dazu versagt hat. Denn Geschenke, die der glückliche Empfänger nachher selbst bezahlen muß, waren bei uns nicht Sitte. Ich hatte zwar schon eine Applications-Stickerei fertig, deren kostbare Brocat-Ingredienzien eben die Schuld an meiner Kassen-Ebbe trugen; — nun sollte zu diesem ernsthaften Hauptgeschenk noch etwas Lustiges, G'schnasiges kommen.

Endlich fielen mir alte, goldgedruckte Bilderbogen ein, die ich flugs einen unter den anderen klebte und sie als japanisches Wandbild ausstaffirte. Oben und unten mußte ein Brettchen, das faute de mieux mit bronzirtem Leder bezogen wurde, der Herrlichkeit zu einiger Stabilität verhelfen. Die Brettchen sahen etwas dürftig, mägerlich aus und erinnerten mich unliebsam an die viel schöneren, reicheren, japanischen Bronze-Platten. Um mein Kunstwerk diesen Idealen ähnlicher zu gestalten, begann ich, silber- und goldglänzende Polsternägel hineinzuschlagen, sternförmige Blumen daraus zusammenzusetzen, Stiele aus ganz kleinen, zerstreute Punkte aus ganz großen zu bilden. Die Sache „wurde", — und nun soll mir jemand sagen, ich hätte die Nagelei nicht selbständig Schritt für Schritt erfunden!

Sie gefiel dem Beschenkten, sie gefiel der „Modenwelt", gefiel offenbar auch ihren Leserinnen und sogar den Lesern, wenn ich den zahllosen, besonders militärischen Bestellern glauben darf, die sich von so weit her meldeten, als der Arm des allmächtigen Stephan reicht.

Bis hierher war alles gut; auch eine alte spanische Truhe, die mit ihren vielen Reihen ganz gleicher, feiner Nagelköpfchen meinen Lebenspfad kreuzte, störte meine Illusion nicht; denn endlose, langweilige Reihen vollständig gleichartiger Nägelchen neben einander zu schlagen, ohne an den Reiz der Gruppirung, der verschiedenen Form und Farbe auch nur zu denken, das war höchstens ein Geduldsspiel, aber keine Nagelarbeit.

Ein kalter, regnerischer October-Anfang vertrieb uns von den heimischen, sturmzerzausten Gefilden nach südwärts, der Sonnenwärme zu. Genua war das noch ungekannte Ziel, — und es hätte denn auch nicht des Gegensatzes von Regen und Kälte bedurft, um uns dieses Paradies als solches erscheinen zu lassen. Die wundervolle Vereinigung von wilder Fels-Formation und sonnigem Meeresstrand, von menschenfeindlicher Vereinsamkeit, Cypressen-Gärten und betäubendem Volksgetümmel in Gassen und Plätzen, bis hinaus an den wimmelnden Hafen, — all das ist unwiderstehlich, unvergeßlich, — eben ein Paradies.

Die Aehnlichkeit erstreckte sich leider auch bis auf das Vorhandensein der Schlange; — ich sollte es bald genug erfahren, gleich am ersten Tage. Noch ganz befangen, förmlich verwirrt von der Gewalt der sich überhastenden Eindrücke, von der ungewohnten Sonnenhitze, beschlossen wir, uns ungesäumt in die kühle verlockende Meeresfluth zu stürzen. Die regulären Bade-Anstalten waren zwar im September schon geschlossen worden, doch siegreich überwanden wir dies und andere Hindernisse und genossen mit doppeltem Wohlbehagen die Wonne des Seebades, des Sonnenscheins, des ganzen, herrlichen Daseins an diesem entzückenden Fleckchen Erde.

Und hier, auf diesem Höhepunkte der Existenz, dem die scheinbare, hinterlistige Güte des Geschickes uns zugeführt, gerade in dieser sonnigen Stunde zeigte sich die Schicksalstücke in ihrer ganzen Boshaftigkeit und Niedertracht.

Sie lag halb im Wasser, halb auf den Kieseln des Strandes und sah nach gar nichts Besonderem aus, sondern wie ein harmloses Stück alten, schwarzen Leders. Erst eine kleine Welle, die ich durch Heraufschwimmen zu dem Lederstreifen sandte, hob denselben für einen Augenblick und zeigte, daß er eine goldblitzende Unterseite besaß. Schleunigst fuhr ich drauf los, — — Nägel! Nagelarbeit! Gemustert, große und kleine, eine Bordüre! Eine genagelte Bordüre im Seebade! Nach der ersten Ueberraschung, in der noch einige Hoffnungsstrahlen schüchtern geglimmt, zweiter Keulenschlag, vom Gondoliere ausgehend: „Ein Stück Zaumzeug, Signora, wie sie die Esel und Maulthiere hier haben!" —

Maulthiere und Esel! Schicksal, das war mehr als hart, das war ordinär! — Erneuter schwacher Hoffnungsschimmer! — „Aber vielleicht erst seit den letzten Jahren?" — — „Oh ma no, Signora, schon immer, schon als mein Großvater ein Kind war!" Unser biederer Gondelführer war ein Mann von mindestens 65 Jahren, — warum konnte er nicht 30 alt sein, oder 18, oder — ja, warum nicht 5 Jahre? Aber freilich, der Großvater! — Und dann, der Lederstreifen war auch schon Großvater! — — Keine Hoffnung!

Nein, es war keine, denn in ganz Genua, — und wir haben vierzehn Tage lang alle geduldigen Muli und Eselchen scharf beobachtet, — war kein solches Geschöpf zu finden ohne die goldglänzende Nagelei auf dem blanken, schwarzen Ledergeschirr.

Und jedesmal, wenn wir uns bei einer neuen Bestätigung des traurigen Falles verständnißinnig ansahen, stand in unseren Blicken zu lesen: „Der Reiz der Gruppirung, der verschiedenen Form, — aber halt, doch wenigstens nicht der der Farbe!" Denn es waren ausnahmslos goldene Nägel verwendet.

Also das wenigstens hatte ich noch voraus, die Verschiedenheit der Metallfarben! Sonst aber mußte ich ehrlich und aufrichtig bewundern, welch geschmack- und stilvolle Zierde die geduldigen Häupter umglänzte. Es waren zwar ganz einfache Formen, und immer und überall dieselben, — die Bordüre, aus theils runden, theils ovalen Motiven, schmückte Stirn- und Halsband; die Scheuleder trugen sämmtlich eine Mittel-Rosette und vier kleine Ecksterne; der Nagelsorten waren nur zwei, sehr große runde und mittelgroße, aus denen die Linien zusammengesetzt waren, wie auch aus beistehender Abbildung zu ersehen.

Das war aber nur ein Schlag, es sollte noch ein zweiter kommen!

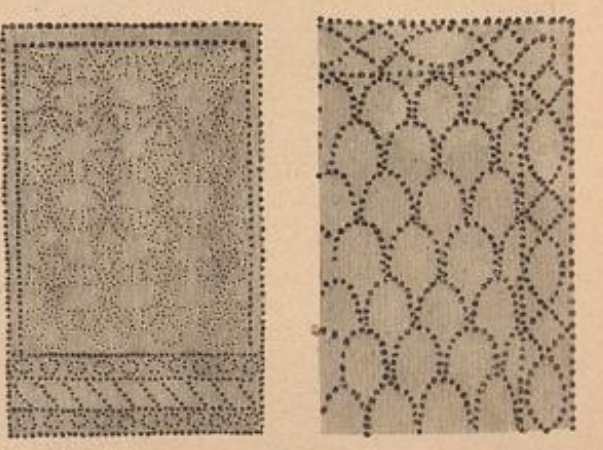
Er kam nicht zu Wasser und nicht bei Sonnenbrand, sondern zu Land, und sehr, sehr spät in der Nacht.

Der Wein ist vortrefflich in Genua, namentlich eine weiße, feurige Sorte mit langem, unaussprechlichem Namen; und diese Sorte hatten wir getrunken an jenem verhängnißvollen Abend, — nicht viel, gewiß nicht, aber es braucht auch nicht viel davon! — Und wie wir nun so durch die engen, steilen, hohen Gassen heimwärts schritten, an all den jetzt wohlgeschlossenen, stummen Kaufläden vorbei, die tags so begehrenswerthe Schätze gezeigt, trachtete ich, die Schwüle, die der schwere Wein verursacht, mit dem Fächer zu scheuchen, und streifte mit diesem einmal eine Ladenthür, die einen sonderbaren Metallklang von sich gab. Ich sehe näher zu — Nagelarbeit! Zum zweiten Mal in dieser Stadt der Ueberraschungen!

Nagelarbeit beinah Haus für Haus, alle Hausthüren, Ladenthüren, Schaufenster, Kirchenthüren, Universitäts- und Palast-Thüren, — allüberall Nägel; Bordüren, Streifen, senkrechte und wagerechte, Streumuster, Schuppenmuster, Waffelmuster, sehr schöne stilvolle Muster, sehr schäbige, unordentliche, regellose Muster, einzelne Ornament-Blumen, Nägel vom bescheidensten Mittelmaß bis zum 6, ja 8 cm hohen aristokratischen Monumental-Nagel.

Also das war das Ende! Darum mußte es bei uns regnen und stürmen, und in Genua die Sonne scheinen, damit das Wasser warm und der Wein nächtens kühl sei! Und mit grausamem Vergnügen wendete ich den Stahl im Herzen um und um, beschaute alle benagelten Thüren, constatirte mit Ingrimm deren zum Theil große Schönheit, stellte das ausnahmslose Vorhandensein von starkem Eisenblech unter dem Nägelbeschlag fest, erkannte zähneknirschend das einleuchtend Praktische des Verfahrens. Auch die leise Hoffnung, daß die ganze Geschichte am Ende nur ein Spuk, ein Hirngespinnst sein könnte, mußte zerflattern an der eisernen Beständigkeit der uralten und der funkelnagelneuen Thürbeschläge, die auch am folgenden Abend noch da waren!

Sic transit gloria mundi! — Und zur Strafe für die kindische Illusion, als ob eine noch so ehrliche, selbstgemachte, unbedeutende oder weltbewegende „Erfindung" wirklich neu, wirklich noch nicht vorhanden gewesen sein könne, zur Strafe für diese verspätete Kinderkrankheit habe ich gelobt, das Vorstehende zu berichten und, mit Beweisen belegt, demselben Forum zu unterbreiten, das so liebenswürdig meine verflossene Illusion aufgenommen.



Thüren mit Nagelarbeit.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Geistige Interessen.

Die Zeit der Confirmationen naht, und für viele dürfte es wünschenswerth sein, an dieser Stelle auf die äußeren Formalitäten der bedeutsamen Feier hingewiesen zu werden. Gilt es doch nicht allein für die Familie des Confirmanden in würdiger Weise dies Ereigniß, das den Beginn eines neuen Lebensabschnittes bildet, vorzubereiten und zu begehen, sondern auch alle Verwandten und Freunde haben in angemessener Weise ihre Theilnahme zu bezeigen.

Ueber die, je nach herrschender Mode passende Kleidung der Confirmanden wird in diesen Blättern stets so ausführlich berichtet, daß ich hierauf nicht näher einzugehen brauche. Nur sei noch einmal möglichste Einfachheit des Anzugs dringend empfohlen, denn nicht um Schaustellung von Toiletten-Pracht handelt es sich hier, sondern um würdige festliche Kleidung zu einem kirchlichen Akt. Leider wird dies nur zu oft vergessen und auch die Folge nicht in Betracht gezogen, daß äußerer Tand und Schmuck die Confirmanden am Einsegnungstage selbst, wie auch schon wochenlang vorher, von ernster innerer Sammlung ablenken. Ganz besonders sollte man vermeiden, die jungen Mädchen an dem feierlichen Tage mit Goldschmuck zu behängen; ein Kreuz an seinem Kettchen, eine kleine Brosche zum Schluß des Kleides sei alles, — ein Mehr ist jedenfalls vom Uebel.

Auch gegen die immer stärker um sich greifende Unsitte, den Einsegnungstag durch eine große Gesellschaft zu feiern, möchte ich hier mahnend die Stimme erheben, denn auch solche Feier ist diesem Tage nicht angemessen. Wohl erscheint es begreiflich, daß Eltern das bedeutsame Ereigniß gern festlich begehen und dabei zugleich den Confirmanden allen Freunden und Bekannten als Erwachsenen vorzustellen wünschen, doch kann dies eben so gut einige Tage nach der Einsegnung geschehen.

Alle aber, die dem Hause nahe stehen oder irgendwie verpflichtet sind, werden nicht versäumen, ihre Theilnahme an dem Familien-Ereigniß in entsprechender Weise auch durch äußere Zeichen kund zu thun. Verwandte und Freunde wohnen gewöhnlich dem feierlichen Akt in der Kirche bei, Fernerstehende begnügen sich damit, nach der Andacht im Hause vorzusprechen und den Confirmanden, wie dessen Angehörige zu beglückwünschen. Mit leerer Hand erscheint dann wohl niemand, jeder stiftet gern ein Gedenken des Tages, das ja nicht in kostbarer Gabe zu bestehen braucht. Auch hier heißt es, wie ja meist im Leben: Jeder nach seinen Verhältnissen, und nie soll eine derartige Spende vom Empfänger nach ihrem materiellen Werthe gemessen werden. Verwandte und nahe Angehörige freilich machen gewöhnlich, wenn die Mittel es erlauben, ein werthvolleres Geschenk, und geben ein Schmuckstück, das die nun erwachsene junge Dame bei passender Gelegenheit anlegen darf, auch hübsche Nippes oder Ausstattungsstücke für ihr eigenes kleines Reich, das lauschige Mädchenstübchen, oder, was ja immer bleibenden Werth behält und daher stets das passendste Geschenk bleibt, gute Bücher. Bücher und Blumen gehören denn auch zu jenen Gaben, die auch Fernerstehende immer und überall schenken dürfen, ohne zudringlich zu erscheinen, und die jeder von jedem in allen Lebenslagen ohne Bedenken annehmen darf. Namentlich für den confirmirten Jüngling, dessen Bedarf an Schmuck und Zierat aller Art ja bedeutend geringer ist als bei dem jungen Mädchen, werden Bücher immer das angemessenste und meist auch willkommenste Geschenk sein. Blumenspenden sollte man nie allzukostbar und umfangreich senden, schon um die Jugend nicht gleich beim Eintritt in die Welt übermäßig zu verwöhnen. Zum Glück ist man ja auch längst davon abgekommen, den Confirmandinnen tellergroße Sträuße in die Hand zu geben, und begnügt sich mit kleinen Gewinden, die nicht grellfarbig sein, in denen aber Myrthe und Rosenknospen nicht fehlen dürfen.

Zum Schluß noch der kurze Hinweis, daß Confirmanden sich in den nächsten Wochen nach der Feier persönlich bei allen, die in freundlicher Weise von dem Ereigniß Notiz genommen, vorzustellen haben, um für die bewiesene Theilnahme zu danken. Junge Mädchen machen diese Besuche in Begleitung der Mutter. B. W.

Gesundheits- und Körperpflege.

Hypnotismus und Magnetismus. — Durch die letzten Vorkommnisse auf dem Gebiete des Hypnotismus, den Prozeß des Hypnotiseurs Czynski in München und andere Fälle, ist man zu erneutem Bewußtsein gekommen, daß die Gesellschaft vom hypnotischen Verbrechen in der That bedroht ist. Leider hat fast die gesammte Presse, – ich erinnere auch an den Fall „Fräulein von Salomon und ihr Tod in der Hypnose“, — bei Besprechung dieser Fälle den fundamentalen Irrthum begangen und Hypnotismus mit Magnetismus verquickt und verwechselt, — zwei Gebiete, die mit einander nichts gemeinsam haben. Da der animalische Magnetismus auch ab und zu einen Schlafzustand erzeugt, so decretirte die wissenschaftliche Welt mit wenig Ausnahmen: „Eine dem Magnetiseur innewohnende Fluid-Kraft, die Krankheiten ausscheiden solle, wie Magnetiseure behaupten, gäbe es nicht; Hypnotismus und Magnetismus seien dasselbe, und nur die Suggestion sei ein Heil-Factor.“ Das wissenschaftliche Material über Magnetismus ist so groß, daß man nicht weiß, ob man sich mehr über die Unwissenheit oder die Gedankenlosigkeit solcher Behauptungen verwundern soll.

In einer unlängst erschienenen Broschüre „Der Magnetismus und seine Phänomene“ von W. Reichel (Berlin, K. Siegismund) sind die Aussprüche verschiedener Mediziner zu finden, die den Magnetismus als bedeutende Heilkraft anerkennen. Bekannt ist das Urtheil des Prof. Dr. von Nußbaum vom Mai 1890, der, als Sachverständiger vor Gericht berufen, erklärte, „daß ein thierischer Magnetismus, der so große Kraft besitze, daß schon das Berühren mit den Händen vieles wirke u. s. w., bestimmt existire.“ Desgleichen spricht sich ein Gutachten des Generalarztes Dr. von Stuckrad, vom August 1894, dahin aus, daß diese Heil-Methode gründlich studirt und in allen Heilanstalten Verwendung finden sollte.

Man kann durchaus Anhänger der Psycho-Physik sein, aber deshalb doch die Hypnose verwerfen.

Was thut die Hypnose? Durch einen Zwang, mitunter verstärkt durch starres Hinschauen auf einen Krystall oder auch nur auf einen Finger, versetzt sie den Patienten durch darauf folgende Lähmung der Gefühls- und Sehnerven in einen schlafähnlichen Zustand, in eine Art Katalepsie oder Starrsucht, vorausgesetzt, daß der betreffende Patient überhaupt für die Hypnose empfänglich ist; denn ohne daß dieser in eine solche willenslose Starrsucht fällt, ist eine Einwirkung, resp. Suggestion nicht möglich, ist ein Manipuliren mit einer schlafenden Person a priori gefährlich, da der Perisprit, der Leib und Seele verbindet, im Schlafe lockerer ist, und alsdann leicht Schlag eintreten kann. Nun kann man aber einen krankhaften Stoff, z. B. Eiter-Ablagerungen, durch den Willen nicht aus dem Körper, höchstens an eine andere Stelle des Körpers bringen, sodaß dann ein anderes Leiden entsteht, das von den Hypnotiseuren als ein neues behandelt wird. Es dürfte aber sogar jedem Laien klar sein, daß dem Gehirn aufgezwungene, falsche Vorstellungen, wie z. B., daß einem Hypnotisirten suggerirt wird, anstatt einer Kartoffel eine Birne zu essen, oder anstatt eines kleinen Kindes ein Bund Flicken zu hätscheln, — welche dasselbe aufnehmen und verarbeiten soll, auf die Gehirnnerven nachtheilig wirken und solche afficiren müssen. Hypnotisiren kann jeder, der starken Willen hat. Dr. de Jong sagt, es sei keine besondere Kraft, sondern nur eine Kunst, ein Talent, das bei einem mehr, bei dem anderen weniger ausgebildet ist.

Der Magnetismus dagegen ist eine dem Menschen innewohnende Fluid-Kraft, die Krankheiten ausscheidet, resp. das krankhafte System in Harmonie bringt.

Es giebt Sensitive, die, falls sie mit dem Magnetiseur in Berührung kommen, einschlafen, ohne jeden Willen und ohne jeden Zwang. Die Fluid-Kraft des Magnetismus ist nur eine Nachhülfe zur Ausbildung der somnambulen Fähigkeiten einer dazu veranlagten Person, und die sind immerhin selten. Ist jemand zum Somnambulismus und zur Clairvoyance veranlagt, und liegen diese Kräfte latent im Körper, so bilden sie die Emanationen des Magnetismus aus, und eine solche Person fällt in einen sanften, überaus wohlthuenden und stärkenden Schlaf. Kein Zwang, kein Wille, nur Ausbildung einer mediumistischen Veranlagung. Aber die meisten Heilungen werden im Wachen durch Berührung mit den Händen und Uebertragung des magnetischen Fluidums gemacht, und der Patient hat mehr oder weniger, je nach seiner Sensitivität, die angenehmsten und wohlthuendsten Gefühle. Es ist jedoch rathsam, selbst bei denen, die zum Somnambulismus veranlagt sind, den Schlaf zu vermeiden. Der magnetische Schlaf hat absolut nichts mit dem hypnotischen gemeinsam. Wessen somnambule Fähigkeit durch Magnetismus ausgebildet werden kann, wird hellsehend; der durch Zwang in hypnotischen Schlaf Versetzte wird nicht hellsehend, sondern redet nur gezwungen. Es hat also der Schlafzustand, den der Magnetismus mitunter hervorruft, ganz andere Ursachen und ganz andere Folgen; — im magnetischen Schlaf behält der Patient seinen Willen, im hypnotischen ist er ein Sklave des Hypnotiseurs.

R. W.

Geselligkeit.

Whist-Anleger.

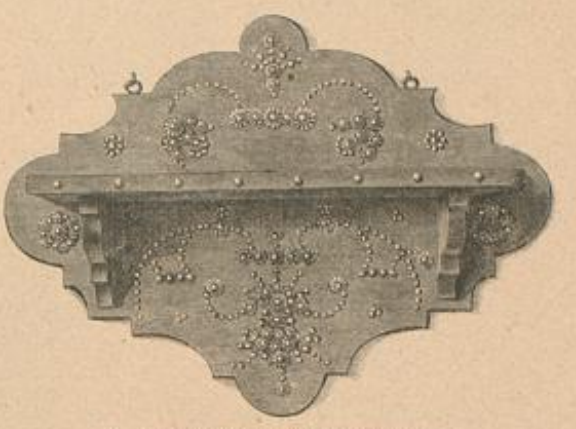
Whist-Anleger. — Bei der Beliebtheit, die das Whist-Spiel wieder gewonnen hat, ist es den Leserinnen gewiß angenehm, eine Art leicht herzustellender, bequemer und sehr sicher zeigender Anleger kennen zu lernen. — Vier Streifen guten, zähen Cartons von $12\frac{1}{2}$ cm Länge und $3\frac{1}{2}$ cm Breite werden am Rande mit in Gold ausgeführten Rococo-Arabesken verziert, die äußeren frei bleibenden Theile bei je zwei Anlegern blau, bei je zwei roth schraffirt. Das mittlere Feld theilt man in $\frac{1}{2}$ cm breite Zwischenräume und markirt diese durch rothe, bezw. blaue Verzierungen und oben durch die, eine Partie bezeichnenden Ausdrücke: Quadruple, Triple etc. etc. etc. — Die Points angebenden Zahlen schreibt man unten in Schwarz. Acht Stückchen Carton, $4\frac{1}{2}$ cm lang und $1\frac{1}{2}$ cm breit, werden, nachdem man sie ringsherum $\frac{1}{2}$ cm breit mit derselben Kante wie die langen Streifen versehen hat, mit einem Federmesser $\frac{1}{2}$ cm vom Rande entfernt, zweimal in einer Länge von $3\frac{1}{2}$ cm geritzt und mit dem so entstandenen Schlitze auf die entsprechenden Streifen geschoben. Beim Beginne des Spiels werden die blauen Anleger den blauen, die rothen den rothen Karten zugetheilt und die Schieber auf Null gestellt. Nach jedem Spiele giebt man unten mit dem Schieber die Points und oben die Partien an.

H. B., Hannover.

Ein paar Tischregeln. — Man gewöhne schon den Kindern an, nicht das Messer zum Munde zu führen. — Man reiche nie etwas über die Hand; auch gieße man den Nachbarn nicht über die Hand ein. Es ist dies ein eben so großer Mangel an Hochachtung, als wenn man jemand über den Rücken ansieht. F. L.

Häusliche Kunst.

Consolen-Brett mit Nagelarbeit. — Wenn auch Frau Schmidt-Pecht bescheiden auf das Urheberrecht der Nagelarbeit verzichtet, (siehe Seite 22 des Unterhaltungsblattes), so wird sie sich dennoch unbedenklich das Verdienst zugestehen müssen, dieser Technik eine Vollendung und einen wundervollen Reiz der Ausführung verliehen zu haben, der den älteren, erst nachträglich von ihr entdeckten Arbeiten durchaus nicht eigen ist. Unsere Leserinnen mögen selbst vergleichen. Das 50 cm lange, in der Mitte 36 cm hohe Consolen-Brett ist aus terracota-roth gebeiztem Holze (stained-wood)



Consolen-Brett mit Nagelarbeit.

hergestellt. Für die Nagelarbeit sind fünf verschiedene Formen Nägel in Silber und einem oxidirten grauen Tone verwendet. Wirkungsvoll hebt sich das schöne Ornament in dieser Ausführung von dem Grunde ab.

Die Red.

Hauswirthschaft.

Ostereier. — Manch junge Mutter oder Hausfrau freut sich vielleicht auf die Oster-Ueberraschung für ihre Lieben und würde gern in das jetzt bekannte Färben der Ostereier mit Anilin-Farben eine kleine Abwechslung bringen. — Ich kann in diesem Falle folgende Art, die Eier zu färben, sehr empfehlen, weil sie neben großer Billigkeit auch den Vortheil bietet, viel farbenprächtigere Eier herzustellen, als es mit den neueren Mitteln möglich ist. Zu einem Dutzend Eier braucht man folgendes Material: für 10 Pfennig Kugellack, für eben so viel Fernambuk- und Brasilien-Späne (diese drei Sachen sind in jeder Droguen-Handlung zu erhalten), ferner getrocknete Malvenblüthen für 10 Pfennig und pulverisirten Gummi arabicum für 15 Pfennig, sowie die Schalen von vier bis fünf rothen Zwiebeln und allerlei kleine Wiesenblumen, wie Primeln, Gänseblümchen, Aloe, das Blatt des Storchschnabels u. s. w.

Die Zwiebelschalen und Malvenblüthen legt man in kaltes Wasser, letztere jedoch in ein eigenes Schälchen, weil das Wasser sofort blau wird. Den Kugellack zerdrückt man zu feinem Pulver, bestreut damit ein viereckiges, etwa handgroßes Leinwandstieckchen und legt nun einige Blättchen und Blumen, dann ein Ei darauf.

Auf die eine Spitze legt man z. B. eine Zwiebelschale, auf die andere ein Malvenblatt und ringsum grüne Kräuter. Dann streut man ziemlich viel Kugellack darüber, faltet die Zipfel des Läppchens sorgfältig über dem Ei, damit nichts herausfällt und bindet sie fest mit starkem Garn zusammen. Man kann der Phantasie freien Lauf lassen und mit den Farben und Blumen vielfach wechseln. — Malven färben dunkelblau, mit Kugellack violett, mit Zwiebelschalen zusammen dunkelgrün; Zwiebelschalen allein geben schöne gelbe Flecke. Blumen und Kräuter heben sich zart rosa oder grünlich ab. — Wer darauf hält, Osterhäschen oder Lämmer mit kleinen Fähnchen auf den Eiern zu haben, schneide solche recht zierlich aus Briefpapier und klebe sie einen Tag früher auf. Die Stelle bleibt dann nach dem Kochen weiß; ebenso kann man Namen oder kurze Sprüche mit einem spitzen Seifenstückchen aufschreiben. Nachdem alle Eier eingewickelt sind, bespritzt man sie ein wenig mit Wasser und läßt sie eine Nacht so liegen. Anderen Tages wird die eine Hälfte der Eier, also sechs Stück, in Wasser und Fernambuk-, die andere Hälfte in Wasser mit Brasilien-Spänen gekocht, wodurch wieder eine große Verschiedenheit der Farbe entsteht. Nach halbstündigem Sieden kommen die Eier in kaltes Wasser und werden erst dann von ihrer Hülle befreit. Dies ist der hübscheste Augenblick, denn er bietet mannigfaltige Ueberraschungen! Zum Schluß dreht man die Eier in dem mit Wasser aufgelösten Gummi arabicum um und trocknet sie in mäßiger Wärme, wodurch sie schönen Glanz erhalten.

A. R.

Eine Musterwohnung. — Wie wenig die hocheleganten, großstädtischen Wohnungen oft praktischen Zwecken entsprechen, beweist der häufige Wechsel derselben. Im allgemeinen wird stets mehr Werth auf äußere Pracht gelegt, als auf einfache Gediegenheit, auf praktische räumliche Eintheilung und Einführung wirthschaftlicher Neuerungen, wodurch die Mühe eines umfangreichen Haushaltes wesentlich erleichtert, und in erster Reihe ein behagliches und gemüthliches Heim geschaffen wird.

Von einer seltenen Normal-Wohnung, die den höchsten Anforderungen Rechnung trägt, möchte ich heute meinen geschätzten Mitleserinnen erzählen.

Daß die Ausstattung einer hochherrschaftlichen Wohnung in erster Linie elektrische Beleuchtung bis in die entlegensten Winkel hinein bedingt, ist selbstverständlich, ebenso wie die Wasserheizung, deren Röhrenleitung den Augen durch geschmackvolle Oefen und Kamine in Majolica und Marmor oder durch Kunstwerke aus Schmiedeeisen verdeckt werden. Neuer ist die Anlage des Haus-Telephons zur bequemen Verständigung in allen Wohn- und den verschiedensten Wirthschaftsräumen, in diesem Falle sogar bis in den Garten-Pavillon, sowie die verstellbare elektrische Klingel am

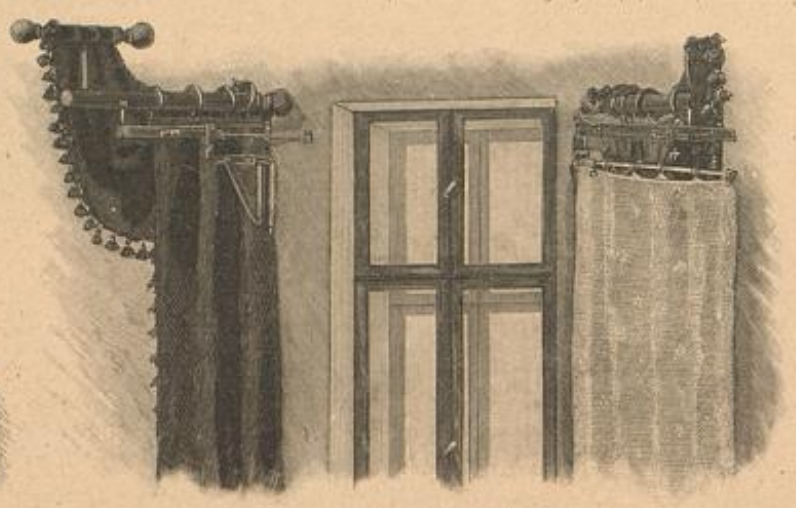
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Fenster-Decoration, geschlossen.

Eingange der Wohnung, die sich nach verschiedenen Räumen beliebig ausschalten läßt. Große Bequemlichkeit bieten die verschiedenen Wandspinden auf den Corridoren; bei dem Speisezimmer das Porzellan- und Gläserspind, sowie das für Tafelwäsche und Gedecke; bei dem Schlafzimmer das für Bett- und Frottir-Wäsche; der Garderoben-Schrank neben den Toiletten-Zimmern; der Schrank für Schulbücher nahe dem großen hellen Unterrichtszimmer der schulpflichtigen Kinder, die für ihre Arbeiten das verstellbare Columbus-Schreibpult benutzen.

Sehr beachtenswerth ist ferner die vorzügliche Ventilation aller Zimmer, theils durch Doppelglas-Jalousien in den oberen Fensterscheiben, theils durch besondere Luftzüge in den Wänden. Mit Luft und Licht, den beiden Haupt-Factoren für Gesundheit und Wohlbefinden, ist hier überhaupt nicht gegeizt, was den vielen finsteren, licht- und luftarmen Nebenräumen unserer eleganten Wohnungen als Muster dienen könnte. Auch die prächtige große, mit Oberlicht erhellte Küche ist mit ausreichendster Ventilation versehen und diese regulirt auf das beste die hohe Temperatur, welche die große eiserne Kochmaschine neuesten Systems ausströmt. Die glänzende, weiße Kachelbekleidung der Wände, die Steinfliesen des Fußbodens, die blitzenden nützlichen Geräthe, die kleinen und großen Handmaschinen aller Art, gestalten diese Küche zu einem wahren Schmuckkästchen. Unbedingte Sauberkeit ist diesem Raum aber auch vor allen anderen mit der sinnreichen Zuführung des Brenn-Materials, besonders der Kohlen, gesichert. Dieselben werden vom Hof aus mittelst eines außen angebrachten Aufzuges nach dem über der Küche befindlichen Bodenraum befördert und von hier durch einen Schacht der Küche und, durch einfaches Oeffnen einer Schiebethür, direct der Maschine in beliebigen Quantitäten zugeführt. Sehr viel des Neuen und Praktischen bliebe noch zu erwähnen, wenn der Raum es erlaubte!

Gardinen-Schoner.



Fenster-Decoration, nach beiden Seiten zurückgeschlagen.

Gardinen-Schoner, am Fensterflügel angebracht.

So darf ich denn kaum Notiz nehmen von den angrenzenden kleineren Räumen, die der Küche und dem Haushalte zu Diensten stehen, nicht von allen lärmdämpfenden, gepolsterten und friesbeschlagenen Thüren der Schlafzimmer, um noch einer sehr beachtenswerthen und praktischen Neuheit der Wohnräume zu gedenken. Es sind dies die Vorrichtungen zum Oeffnen und Schließen der Vorhänge mit ihrer vollen Decoration, ohne die kostbaren Stoffe und kunstvollen Arrangements der Gefahr der Beschädigung und des Unsauberwerdens beim Reinigen der Fenster aussetzen zu müssen. Die Zugschnur, die den ganzen Apparat in Thätigkeit setzt, bewirkt die Theilung, resp. das Oeffnen der zweitheiligen, auf zwei beweglichen eisernen Consolen ruhenden Gardinen-Stangen mit ihrer Decoration und auch zugleich das Zurückschlagen des an einer Eisenstange befindlichen Zug-Stores. Die beiden beigefügten Abbildungen erläutern die Construction dieses sinnreichen Apparates eingehend und sprechen für die großen Vortheile der Einrichtung. Auch ein Gardinen-Schoner, an den unteren Fensterflügeln oberhalb befestigt, war mir neu, und so einfach er auch ausgeführt ist, so zweckdienlich bewährt er sich doch in der Praxis. Dieser Gardinen-Schoner schützt nicht nur die Vorhänge vor dem Zerreißen durch die scharfen Kanten der Fensterflügel, sondern erhält ihnen auch für längere Zeit die tadellose Glätte der Appretur, die sie nach der Wäsche in dem neu construirten Spannrahmen erlangen. Dieser empfehlenswerthe Gardinen-Spanner, der mit bestem Erfolge vielfach in diesem Haushalt erprobt wurde, hat vor seinen älteren, schwerfälligen Vorgängern das voraus, daß er sich mühelos zusammenlegen und daher leicht in kleinen Räumen unterbringen läßt, und daß er mittelst seiner starkverzinnten Flügelschrauben die beiden Längs- und Querstäbe bei sicherster Stabilität derartig verbindet, daß sie zu jeder erforderlichen Länge und Breite verstellt werden können. A. H.

Flecke in Wäsche. — Giebt es irgend ein Mittel, um die schwarzen Flecke, die bei feucht weggelegter Wäsche entstehen, den sogenannten „Nachtspuk", zu beseitigen? K. M.

Küche.

Karpfen à la Chambord. — Ein Karpfen von etwa 2 kg wird getödtet, ausgenommen, geschuppt, gereinigt, gehäutet und mit feinen Speck- und Trüffelstiften gespickt, gesalzen, eine Stunde zur Seite gestellt und dann in einer großen Pfanne, mit Speck- oder Schinkenscheiben, Salz, Pfefferkörnern, Nelken, Lorbeerblättern, Zwiebel, Wurzelwerk und einem Bündchen Petersilie, mit Weißwein und schwacher Bouillon übergossen, zugedeckt langsam weich gedämpft. Da der Fisch leicht zerfällt, schlägt man ihn besser in ein gebuttertes Papier, das beim Anrichten vorsichtig entfernt wird. Auf eine lange Schüssel gelegt, garnirt man ihn mit einem feinen Ragout von Champignons, Fischklößchen, Karpfenmilch, Krebsschwänzen ꝛc., das in einer Trüffel-Sauce gar gemacht wurde. E. K.

Rinder-Filet in Butterteig. — Der für diese Schüssel erforderliche Teig wird am besten abends vor dem Gebrauche bereitet; er besteht aus 250 gr Mehl, ebensoviel fester Butter, 3 Eiern und einem Gläschen Weißwein. Butter und Mehl werden in Hälften getheilt; die eine Hälfte knetet man besonders, indem man sie aufmangelt, zusammenschlägt und zu einer Platte formt. Die anderen 125 gr mischt man mit den Eiern und dem Wein, sie in gleicher Weise bearbeitend. Zuletzt werden beide Platten über einander gelegt, ausgewalzt und weiter in bekannter Art wie jeder Butterteig behandelt. Das Rinder-Filet muß alt geschlachtet, aber vollkommen frei von Geruch sein; es wird gehäutet, nach Entfernung der Sehnen ein wenig geklopft, fein gespickt und leicht gesalzen. Nachdem man es auf den ausgemangelten Teig gelegt, schlägt man diesen über, drückt die Ränder so zusammen, daß das Fleisch fest davon umhüllt ist, schiebt es auf ein Brett und läßt es bei mäßiger Hitze eine Stunde im Ofen backen. Es zeichnet sich ein so bereiteter Braten, ähnlich dem Schinken in Brodteig, durch große Zartheit und Saftigkeit aus. Eine Sauce muß allerdings, wenn sie verlangt wird, künstlich von einigen Löffeln brauner Coulis, etwa vorhandenem Braten-Jus, starker Fleischbrühe nebst einem Zusatze von saurer Sahne hergestellt werden. E. K.

Kaffee-Extract. — Ist es rathsam, sich Kaffee-Extract zu halten? Wie bereitet man denselben am besten, wie bewahrt man ihn auf, und wie gebraucht man ihn?

Eine langjährige Abonnentin.

Zimmergärtnerei.

M. K., Gorian (Slavonien). — 1) Unser deutsches Heidekraut (Erica vulgaris), das Ihnen eine deutsche Freundin zu schicken pflegt, können Sie in Ihrem Garten mit Erfolg pflegen. Heben Sie die Gartenerde auf dem zu bepflanzenden Beete 30 cm tief aus und ersetzen dieselbe durch reichlich mit Sand vermischte Lauberde, in der die Erica sehr gut gedeihen wird. Die Anzucht aus Samen ist möglich, die Anpflanzung kräftiger Sträucher aber empfehlenswerther. Große Handelsgärtnereien, namentlich holländische Baumschulen, liefern übrigens verschiedene hübsche, den Winter schutzlos überdauernde Heidekraut-Arten. — 2) Ihre Annahme, daß Mimosen und Anemonen Wasserpflanzen seien, die sich ohne Teich nicht ziehen lassen, ist irrig. Mimosen pflegt man die in Neu-Holland heimischen, als Zierbäume auch in Südeuropa vielfach angepflanzten echten Acacien zu nennen. Von diesen Acacien ist eine nur unscheinbar blühende, aber hübsch beblätterte Art, Acacia lophanta, in Deutschland eine weit verbreitete Zimmerpflanze, die auch im geheizten Zimmer fortkommt, während andere Arten im Sommer im Freien und im Winter in kühler Stube gepflegt werden müssen. Die Anemonen sind Knollengewächse. Die Knöllchen der beliebten, sehr stattlich blühenden Kronen-Anemone können Sie noch jetzt in den Garten oder in Töpfe pflanzen; die Blüthen erscheinen dann im Juni. Hübsche, staudenartige Anemonen-Arten, die im Garten den Winter überdauern, sind die leuchtende Anemone (A. vulgens) und die erst vom August ab blühende japanesische Anemone (A. japonica). Knöllchen der Kronen-Anemone liefert Ihnen jede Samenhandlung, Pflanzen der ausdauernden Arten die Firma Haage & Schmidt in Erfurt, auch wohl eine dortige Staudengärtnerei. 3) Frauenhaar (Isolepis gracilis) ist eine Sumpfpflanze zur Zimmerkultur, die Sie in jeder Gärtnerei sehr billig erhalten. — 4) Aquarien erhalten Sie fertig in jeder Naturalien-Handlung. In einem Aquarium können verschiedene Pflanzenarten gezogen werden, die wir Ihnen aber nur namhaft machen können, wenn Sie uns s. Z. über die Größe des gekauften Behälters unterrichten. M. H.

Allgemeines.

Zehn Gebote der Frau (12). — Wenn Ch. G. in Wien mit ihrer Frage die zehn Gebote aus Schleiermacher's „Idee zu einem Katechismus der Vernunft für edle Frauen" meint, so lauten dieselben, wie folgt:

1. Du sollst keinen Geliebten haben neben ihm; aber Du sollst Freundin sein können, ohne in das Colorit der Liebe zu spielen, und zu kokettiren oder anzubeten.

2. Du sollst Dir kein Ideal machen, weder eines Engels im Himmel, noch eines Helden aus einem Gedicht oder Roman, noch eines selbst geträumten, phantasirten; sondern Du sollst einen Mann lieben, wie er ist. Denn sie, die Natur, Deine Herrin, ist eine strenge Gottheit, welche die Schwärmerei der Mädchen heimsucht an den Frauen bis ins dritte und vierte Zeitalter ihrer Gefühle.

3. Du sollst von den Heiligthümern der Liebe auch nicht das kleinste mißbrauchen; denn diejenige wird ihr zartes Gefühl verlieren, die ihre Gunst entweiht.

4. Merke auf den Sabbath Deines Herzens, daß Du ihn feierst, und wenn sie Dich halten, so mache Dich frei oder gehe zu Grunde.

5. Ehre die Eigenthümlichkeit und die Willkür Deiner Kinder, auf daß es ihnen wohlergehe und sie kräftig leben auf Erden.

6. Du sollst nicht absichtlich lebendig machen.

7. Du sollst keine Ehe schließen, die gebrochen werden muß.

8. Du sollst nicht geliebt sein wollen, wo Du nicht liebst.

9. Du sollst nicht falsch Zeugniß ablegen für die Männer; Du sollst ihre Barbarei nicht beschönigen mit Worten und Werken.

10. Laß Dich gelüsten nach der Männer Bildung, Kunst, Weisheit und Ehre. H. F.

Zehn Gebote für Ehefrauen.

1. Dein Wille, Weibchen, merk' es fein,
   Muß auch des Gatten Wille sein.
2. Sprich nicht: „Wir Weiber sind zu schwach!"
   Das Schwächere giebt am leichtsten nach.
3. Hat's Männchen oft den Kopf zu voll,
   Mach' nicht durch Widerspruch ihn toll,
   Geh' ihm liebkosend um den Bart,
   Nur schmeichle nicht nach Katzenart.
4. Ein freundlich Wort zu rechter Zeit
   Hat manchen Unmuth schon zerstreut.
5. Ein Händedruck, ein Kuß, ein Blick
   Bringt frohe Laune oft zurück.
6. Auf Klatschereien höre nie,
   Denn nichts als Unheil stiften sie.
7. Dein Zimmer, Putz und ganzes Haus
   Seh' allzeit nett und freundlich aus.
8. Dein schönster Schmuck sei Sittsamkeit,
   Dein größter Ruhm Wirthschaftlichkeit.
9. Giebt Gott Dir Kinder, liebe sie,
   Allein verzärtele sie nie.
10. Holde Frau, stets frei von Falten
    Mußt des Mannes Stirn Du halten,
    Brummt er auch gleich wie ein Bär,
    Laß, und brummt er noch weit mehr,
    Deine Liebe nie erkalten!

Vorstehendes „Ch. G. in Wien" zur gefälligen Notiz. Von wem die Gebote ursprünglich sind, weiß ich nicht anzugeben; ich erfuhr dieselben von einer 84jährigen Großtante; zu deren einstigen Hochzeit wurden sie ihr warm ans Herz gelegt.

M. L., Abonnentin in Merseburg.

Herrenmoden. — Wenn auch die Herren der Schöpfung sich meist den Anschein geben, als wären sie hoch erhaben über so thörichte Dinge wie die Mode, deren „Tyrannei" die schwachen Frauen sich mit ersichtlichem Vergnügen gefallen lassen, so gehört das zu jenen kleinen Spiegelfechtereien, ohne die es nun einmal zwischen beiden Geschlechtern nicht abgeht. Im Grunde ist die männliche Mode eine viel subtilere Sache als die der Frauen, und daher kommt es auch, daß man ihre wechselnden Erscheinungen eigentlich nur in den Uebertreibungen gewahr wird, die rettungslos dem Fluche der Lächerlichkeit anheimfallen, während an der Frau selbst das Extrem noch pikant wirken kann. Man muß ein besonders geschärftes Auge besitzen, um die feinen Unterschiede in der Herrenmode zu sehen und zu würdigen, um z. B. die Beobachtung zu machen, daß der diesjährige Chic in dem ganz glatten Hemden-Chemisett besteht, mit einem oder zwei Knopflöchern, in denen ein Brillant, eine Perle, — oder als vorübergehende Phantasie ein in Gold ciselirtes Köpfchen die Stelle des Knopfes vertritt, und daß demnach das gestickte oder gefältelte Plastron zu den Dingen von gestern gehört. Der Kragen ist hoch und die vorn nicht ganz zusammentretenden Enden biegen sich ganz leicht um; in den bereits wieder etwas engeren Manschetten trägt man mit Vorliebe durch kurze Ketten verbundene Knöpfe, die rund, viereckig, stabförmig, mit winzigem Edelstein oder einer Perle geschmückt, auch wohl in farbigem Limoges-Email auftreten. Das zumeist charakteristische Wahrzeichen der männlichen Equipirung bleibt die Cravate! Giebt es doch auch hier stets bestimmte Modeformen, — die weiße Gesellschafts-Cravate dieses Winters ist halb so hoch als der Kragen und bildet nur eine mäßig große Schleife, — so hat das letzte Wort stets der persönliche Geschmack zu sprechen. Gewohnheit und Vorliebe dürfen selbst dem Lavallière treu bleiben, selbst wenn derselbe, wie augenblicklich, nicht zu den eigentlichen Modeformen gehört. „La cravate c'est l'homme" soll einmal irgend jemand irgendwo gesagt haben, — Laune, Phantasie, ja selbst das Temperament kann sich darin aussprechen, und eine für Ort und Gelegenheit schlecht gewählte Cravate oder gar eine geschmacklose Busennadel wird unter Umständen schwerer verziehen, als eine kleine Charakterschwäche. T. Gr.

Doppelknopf für Herren-Manschetten. Mattes Gold mit Saphiren.

Doppelknopf in Email.

Chemisett-Knopf aus ciselirtem Golde.

Manschetten-Knopf aus mattem Golde mit Saphir.

Bezugsquellen.

Verstellbares Columbus-Schreibpult: Mey & Edlich, W. Friedrichstr. 179.

Vorrichtung zum Oeffnen und Schließen der Gardinen und Vorhänge: F. Wünsch, SW. Krausenstr. 21.

Gardinen-Schützer: Leonhardt & Schlesinger, Halle a/S.

Gardinen-Spannrahmen: Jacob Ravens Söhne, O, Stralauerstr. 28/29.

Consolen-Brett: J. A. Pecht, kunstgewerbliche Anstalt, Konstanz.

Herrenwäsche: F. B. Grünfeld, W. Leipzigerstr. 25.

Manschetten- und Chemisett-Knöpfe: J. H. Werner, Hofjuwelier, W. Friedrichstr. 173.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W. Potsdamerstr. 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltungs-Beilage

1. April 1895. — XXII. Jahrgang. Heft 7.

Nachdruck verboten.

Die Froschtasse.

Novelle von Hanns von Spielberg (Hanns von Zobeltitz) in Berlin.

(Schluß.)

Aber Onkel Jos interessirte mich jetzt nach Mama's Mittheilungen doch doppelt. Am Morgen des ersten Feiertages stieg ich auf den Oberboden; es zog mich zu den alten Kisten mit seinem Nachlaß. Wahrhaftig, — sie standen noch dort, wo sie vor zwanzig Jahren gestanden! Ob sie wohl auch noch gefüllt waren, wie damals?

Ich klappte den Deckel der ersten Kiste hoch; ein dumpfer Modergeruch schlug mir entgegen. Fingerdick lag der Staub auf dem Inhalt, der etwa bis zur halben Höhe der Kiste reichte. Es schienen nur Scripturen zu sein, zusammengebündelte Briefe lagen obenauf.

Aufs Gerathewohl griff ich hinein. Das erste, was mir in die Hand fiel, war ein Briefwechsel zwischen Onkel Jos und meinem Großvater; die Rückseiten der meist geschäftlichen Schreiben des letzteren hatte jener für die Entwürfe seiner Antworten benutzt. Die Correspondenz umfaßte viele Jahre; — aus den vergilbten Blättern wehte mir der Geist einer fernen Zeit entgegen — — —.

Ein Stammbuch, — in blaues, jetzt ergrautes Leder gebunden, auf der Vorderseite in ausgeblaßten Goldbuchstaben die Inschrift: „Meine Freunde und ich!" — bildete meinen nächsten Fund. Onkel Jos' Freundeskreis mußte groß gewesen sein, nach den Sprüchen und Skizzen zu urtheilen, die den stattlichen Band fast vollständig füllten.

Ich blätterte nur flüchtig in dem Buch, — sein Studium mußte einer ruhigeren Stunde vorbehalten bleiben. Es war anscheinend viel Empfindsamkeits-Poesie drinnen enthalten, — die Göttin Amicitia spielte eine große Rolle, und sämmtliche Quellnymphen und Dryaden schienen sich mit altnordischen Heldengestalten zwischen den Deckeln ein harmloses Rendezvous gegeben zu haben. Als ich das Buch, bevor ich es zur Seite legte, noch einmal umwandte, verschob sich der scheinbar marmorirte Schnitt des Einbandes und es wurde eine kleine Malerei sichtbar, — mein Vaterhaus; das war auch eine der beliebten Spielereien jener Tage, unter dem Buchschnitt ein Bildchen zu verstecken!

Ich wollte gerade die zweite Kiste öffnen, als ich Schritte auf der steilen Treppe hörte. Gleich darauf streckte mein gutes Mütterchen das weiße, liebe Greisinnenhaupt durch die Oeffnung der Fallthür. Muttchen lachte: „Dacht' ich's doch, daß ich den Schwärmer hier suchen müßte! Du wirst Dich erkälten, mein Junge. Wir wollen die Kisten und den Koffer herunterschaffen lassen, — es ist ja nicht gerade unbedingt erforderlich, daß Du bei zwölf Grad Kälte die alten Papiere durchstöberst!"

Auf Mütterchens Ruf erschienen bald zwei handfeste Küchendragoner, und dann saßen wir beide, — Mama und ich, — am glimmenden Kaminfeuer und setzten gemeinsam die Forschung fort.

Mütterchen hatte recht gehabt: Onkel Jos mußte kein Durchschnittsmensch gewesen sein. Aus vielem, was ich fand, sprach mir die echte Künstlernatur entgegen, ein freier, hochherziger Geist, der sich gern über die Alltäglichkeit des Lebens erhob. Interessant vor allem war ein kleines Heftchen, das den zusammengestellten Briefwechsel des Onkels mit Mitgliedern des Cornelius-Overbeck'schen Kreises der „Klosterbrüder" aus jener Epoche enthielt, da sie sich soeben daran gemacht hatten, die Casa Zuccari mit ihren unsterblichen Fresken zu schmücken. Welch eine schaffensfrohe Begeisterung klang aus jenen vergilbten Blättern! — Als ich sie der Mutter vorgelesen, sprach sie bewegt Meister Cornelius' schöne Worte:

„Die Kunst hab' ich geliebet, —
Die Kunst hab' ich geübet
Mein Leben lang;
Die Künste hab' ich verachtet,
Nach Wahrheit hab' ich getrachtet, —
Drum ist mir nicht bang!"

Ein Stoß von Papieren lag zwischen uns. Da waren Tagebücher, augenscheinlich mit strenger Selbstkritik geführt, Studienmappen, die bewiesen, daß Onkel Jos nicht nur ein Freund der Kunst gewesen, daß er auch selbst Kohle und Röthelstift zu führen verstanden hatte; da gab es Skizzen befreundeter Maler, kleine Abgüsse von Reliefs und Münzen, dazwischen allerlei Schnurrpfeifereien, wie sie sich im Hausrath des Vielgewanderten angesammelt haben mochten, — eine indianische Tabakspfeife, gepreßte Blätter aus dem Park von Trianon, Damenhandschuhe, ein seidengesticktes Pantöffelchen, — ich weiß nicht, was noch alles!

Und dann, — ja, und dann!

Dann, — ganz auf dem Grunde des mächtigen Lederkoffers — lag ein kleines Etui von rundlicher Form.

Ich dachte, das Herz sollte mir still stehen, als ich es geöffnet vor mir auf dem Schoß liegen hatte.

Eine echte Wedgwood-Tasse bildete den kostbaren Inhalt!

Laut schrie ich auf: „Muttchen, — Muttchen, — so sieh doch nur!"

Mein gutes Mütterchen hatte gewiß das herzlichste, innigste Verständniß für meine Freude, — aber Porzellan-Verständniß hatte sie nicht! Ich mußte ihr erst ausführlich auseinandersetzen, welchen kostbaren Fund ich gethan, daß Onkel Jos mir doch noch nach seinem Tode geholfen hätte. Ich mußte ihr zeigen, daß die Tasse den Namenszug des großen Meisters der britischen Keramik trug, ich mußte ihr beweisen, daß sie augenscheinlich noch aus der Glanz-Periode von Etruria stammte.

Freilich mit diesem Beweis haperte es etwas. Meine eigenen keramischen Kenntnisse waren denn doch noch zu gering, um die Entstehungszeit der Tasse genauer bestimmen zu können, — ich hatte nur das dunkle Gefühl, daß sie noch zu Lebzeiten des alten Wedgwood gefertigt sein müsse. Aber echt war sie, — unzweifelhaft echt!

Nun kein Zögern mehr!

Ich setzte mich noch am selbigen Abend hin, packte die Tasse sorgsam ein und schickte sie mit einem fulminanten Brief an den Porzellangrafen. Ich schrieb ihm, wie sehr ich mich um einen Ersatz seines Verlustes, den ich doch eigentlich mitverschuldet, bemüht hätte, — ich legte ihm das, wie mir schiene, seltene, schöne Stück zur Prüfung vor. Dann eine leise Wendung, in der ich bat, mich dem gnädigsten Fräulein zu empfehlen, das hoffentlich mir nicht zürne, denn ich sei untröstlich gewesen u. s. w., — und endlich einen selbstbewußten Schluß: „in der sicheren Erwartung u. s. w. u. s. w." —

Was ich in der nächsten Nacht für haarsträubenden Unsinn zusammengeträumt habe, das kann ich Dir gar nicht beschreiben! Onkel Jos und der Porzellangraf, — Mister Wedgwood mit seinem Stelzfuß, — Mütterchen und Brigitte, — das wogte nur so durcheinander! Und dann standen plötzlich sechs greuliche Pagoden unmittelbar vor mir und streckten mir die Zunge heraus: „Etsch, — die Tasse ist ja gar nicht echt, — wir müssen es doch wissen, wir sind ja aus dem Stammlande des Porzellans, — Etsch! — Etsch! Du Narr, — du Narr!" Schließlich konnte ich die sechs gräßlichen Spötter mit ihren langen Zöpfen nicht mehr sehen! Ich schlug um mich, — und da wachte ich auf. Ich hatte die Wasser-Karaffe vom Nachttisch heruntergeschlagen, der kalte Inhalt lief mir gerade über die Brust, und als ich aus dem Bett sprang, schnitt ich mich in einen der Scherben.

Das war mir schon gesund!

Natürlich hatte ich mir haarscharf ausgerechnet, wann der Porzellangraf meine Epistel erhalten, wann seine Antwort eintreffen könne. Als der Briefträger an dem betreffenden Tage ohne einen Schreibebrief an mich kam, war ich außer mir, und am nächsten Morgen lief ich persönlich halbwegs zur Poststation, bis mir der Stephansjünger begegnete. Ich hätte ihn mit kaltem Blute morden können, als er mir schon von weitem zurief: „Man blos die Zeitungen, — weiter nischt, — rein garnischt, Herr Lieutenant!"

Na, — und nun denke Dir, daß am Nachmittag eine Extrapost mit Trara auf unseren Hof fährt. Und wer sitzt darin? Mein Porzellangraf! Eingewickelt in einen Riesenpelz, die Beine in einem Riesen-Fußwärmer, eine Riesen-Pelzdecke darüber. Und unter der riesigen Pelzhaube funkelten mir zwei kleine Augen ordentlich drohend entgegen, als wollten sie sagen: „Wehe Dir, wenn Du Späne machst!"

„Vorsichtig! Bitte recht sehr, — vorsichtig!" brummte er mich zur Begrüßung an. „Ich habe bis vorgestern am Podagra gelegen, — kann mich kaum rühren, — ah! — So! — Danke, — es geht schon!"

Endlich hatte ich den alten Herrn aus dem Wagen und im Hause. Mama begrüßte er ganz als Cavalier der alten Schule, mich sah er fortwährend wie zweifelnd und prüfend an, mit solch' einem nichtsnutzigen Blick, als wolle er sagen: „O, Du Erzspitzbube, Du! Ich weiß wohl, Du willst mich ordentlich hochnehmen! Aber warte nur, wir sind auch nicht aus Dummsdorf, — wir Alten, wir!"

Und dann, nachdem er kaum eine Tasse Kaffee getrunken hatte, ging er direct auf sein Ziel los.

„Sie wissen, weshalb ich gekommen bin. Wegen der La grenouillère-Tasse selbstverständlich!"

Das war mir durchaus einleuchtend; weshalb er aber die Wedgwood-Tasse als eine Grenouillère-Tasse bezeichnete, ahnte meine Unschuld nicht. Infolge dessen machte ich ein doppelt wissendes Gesicht. Grenouillère? Grenouillère? Ich hatte doch auch meine französische Bonne gehabt, aber im Augenblick fehlte mir die Vocabel vollständig!

„Selbstverständlich!" echote ich also. „Aber daß Sie Sich persönlich herbemühen, Herr von Fliedner, — ich freue mich ja unendlich, — bei dieser Kälte, — Sie hätten nur zu befehlen brauchen, und ich hätte mich bei Ihnen eingefunden!"

Unter den buschigen Brauen schoß wieder ein Blick zu mir herüber, der ungefähr zu besagen schien: „Du bist mir aber ein Feiner! Na, warte, — na warte, —!" Laut meinte der Porzellangraf aber: „O, — ich bitte recht sehr —. Es ist mir ein Vergnügen, mit Ihnen hier über die Tasse zu verhandeln. Wenn ich Ihre Zeilen recht verstanden habe, so wollen Sie das — hm! — das schöne Stück verkaufen!"

Bei einem spinnefadendünnen Härchen hätte ich eine kolossale Dummheit gemacht. Mir lag es nämlich schon auf der Zunge, dem alten Herrn zu sagen: „Schenken will ich sie Ihnen, — schenken! Und wenn Sie dafür ein Uebriges thun wollen, so gestatten Sie mir, Ihrer reizenden Enkelin persönlich die Tasse zu überreichen!" Ich besann mich aber noch rechtzeitig, daß ich damit alle meine Chancen aus der Hand geben würde, und so begnügte ich mich denn, ausweichend zu entgegnen: „Vor allem, mein hochverehrter Herr von Fliedner, möchte ich gern Ihre Ansicht über das Stück hören?"

„Hm, — hm! So? Sollten Sie denn darüber nicht ganz genau informirt sein?" Aus den wenigen Worten klang das helle Mißtrauen.

„Ich habe die Tasse erst hier durch einen sonderbaren Zufall erhalten, Herr von Fliedner. Und hier auf dem Lande fehlen mir alle Hülfsmittel, Näheres über das Stück zu ermitteln."

„Hmmm! — Ja, — so! Nun — es ist ein Wedgwood, — hmmm! — Aus der besten Zeit von Etruria!" Er holte tief Athem, und dann schloß er mit einem energischen Entschluß: „Wozu die Umschweife, mein Verehrtester? Entweder Sie wollen mir die Tasse überlassen, dann, bitte, machen Sie den Preis! Oder, — oder — ich bin vergebens zu Ihnen gekommen."

„Herr von Fliedner, ich kenne wirklich den richtigen Werth des Stückes nicht!"

„Soo —? Wirklich? Wirklich! Nun, — wenn ich Ihnen nun 500 Mark für die Tasse bieten würde?"

Mir war's wieder als müsse ich sagen: „Verkaufen, — nein! Aber nehmen Sie das Ding, wie es ist, — umsonst!" Der Greis schien indessen mein leises Zögern falsch zu deuten. Ohne meine Antwort abzuwarten, fügte er hastig hinzu: „Die Wahrheit zu sagen, — ich bin bereit, auch einen höheren Preis anzulegen, — ich möchte mir die Froschtasse nicht entgehen lassen, — unter keiner Bedingung!"

Die Froschtasse!

Es fiel wie Schuppen von meinen Augen! Jetzt erinnerte ich mich deutlich, neben der Marke von Wedgwood auf der unteren Seite des Stückes einen kleinen grünen Frosch bemerkt zu haben, und jetzt wußte ich auch plötzlich, wie werthvoll die Tasse war. Ja, wo hatte ich denn während meiner keramischen Studien die Geschichte von dem wunderbaren Service gelesen, das Wedgwood für die Zarin angefertigt hatte, — einige hundert Stücke, jedes geziert mit der Ansicht einer anderen russischen Landschaft, — das ganze bestimmt für die Grenouillière im Park von Zarskoe-Selo? — Und jetzt wußte ich auch mit einem Male, daß „grenouille" „Frosch" heißt, und daß vielleicht außer dem russischen Kaiserhause nur noch ein oder zwei Sammlungen in ganz Europa Stücke aus diesem Service ihr eigen nannten! Wahrscheinlich, ja gewiß, hatte Onkel Jos eines der wenigen überschüssigen Stücke von dem alten Wedgwood zum Geschenk erhalten! O, jetzt konnte ich den Kopf hoch tragen! Gesegnet sei Dein Andenken, Onkel Jos!

Und nun offen heraus mit der Farbe.

„Um Geld, Herr von Fliedner, ist mir die Tasse überhaupt nicht feil. Ich habe nur geschwankt, ob ich sie dem Kunstgewerbe-Museum in Berlin zur Aufbewahrung übergeben sollte, — oder Ihnen! Das letztere liegt mir insofern näher, als ja durch — durch mein mittelbares Verschulden ein werthvolles Stück Ihrer Sammlung Ihnen verloren ging. Sie werden es aber verstehen, wenn ich an die Ueberlassung der Tasse einige Bedingungen knüpfe."

Der Porzellangraf sah mich mit einem unbeschreiblich mißtrauischen Blick an. „Um Geld nicht feil? Sagten Sie das wirklich?! Auch nicht wenn ich Ihnen 1000 Mark biete, — 2000 Mark, wenn es sein muß?"

Ich lehnte energisch ab. Der alte Schlaufuchs wußte ganz genau, was die Tasse werth war. Nach einigem Hin-und-her fragte er endlich doch nach meinen Bedingungen.

Inzwischen hatte ich Zeit gehabt, mir diese zu formuliren. Ich erklärte mich bereit, ihm die Froschtasse für seine Sammlung zunächst auf zwei Jahre zu überlassen, unter der Voraussetzung, daß er mich in dieser Zeit viermal bei sich auf je acht Tage als Gast sehen wollte, um an seinen Porzellanen zu studiren. Nach Ablauf dieser zwei Jahre behielt ich mir die Entscheidung vor, ob die Tasse weiter und endgültig in seinem Besitz bleiben oder in den Besitz des Kunstgewerbe-Museum übergehen solle.

Die Augen des alten Herrn hättest Du sehen sollen! Zuerst dachte er wohl, ich sei von Gott und der Welt verlassen. Dann stand er mühsam auf und humpelte im Zimmer auf und ab. Und dann blieb er vor mir stehen und meinte hämisch: „So, — studiren wollen Sie bei mir? Na, was denn — wenn ich fragen darf? Porzellan? Hihi! Wer Ihnen das glaubt! Nee, mein bester Herr, so kurzsichtig ist der alte Fliedner denn doch nicht, hat sein Lebelang zu viel mit Kunsthändlern zu thun gehabt. Hihi, — Porzellan?"

Ich stand stumm und steif.

„Porzellan! Der alte Ovid wußte noch nicht, was Kaolinerde war, sonst würde er ganz gewiß in der ars amandi auch unseren Fall behandelt haben! Ist mir so was schon vorgekommen? Also mit anderen Worten, — meine kleine Brigitte um die Tasse, — was? He?"

„Herr von Fliedner!" brauste ich jetzt auf.

„Nur nicht so hitzig, junger Freund! Immer ruhig! Sagen Sie doch 'mal, was würden Sie denn thun, wenn ich auf unser Geschäft einginge, — Sie aber Brigitte bei Ihren Besuchen nie zu Gesicht bekämen? Was? Hi? Nun? Nach Ablauf der Gnadenfrist die Froschtasse dem Kunstgewerbe-Museum überweisen? Was? Und da soll es noch nicht gelten: Brigitte oder die Tasse? He? Sie sind mir aber auch ein heller Kopf!"

Wunderlich, — Empörung sprach nicht aus den Worten und Mienen des Alten, nur Ueberraschung. Und jetzt lachte er sogar herzlich: „Das Mädel oder die Grenouillère-Tasse — es ist ja rein zum Tollwerden!"

„Herr von Fliedner, Sie zeihen mich eines Vorgehens, das meiner gänzlich unwürdig wäre, und das mir selbstverständlich ganz fern liegt," sagte ich endlich ernst. „Es ist wahr, — ich liebe Ihre Enkelin, und ich habe mir durch mein Anerbieten die Möglichkeit schaffen wollen, mich dem geliebten Mädchen zu nähern, um ihre Gegenliebe zu werben! Wenn Sie daran Anstoß nehmen, muß ich es über mich ergehen lassen, — gegen jede andere Insinuation aber erhebe ich auf das entschiedenste Widerspruch! Und um Ihnen das zu beweisen, — Herr von Fliedner, — bitte ich Sie, jetzt bedingungslos über die Wedgwood-Tasse zu verfügen!"

Er hatte sich inzwischen wieder gesetzt und begann mich, ohne auf mein letztes Anerbieten einzugehen, zu examiniren. Wohl oder übel mußte ich mit der Sprache heraus: wie ich ihm und Brigitte zuerst begegnet, — wie ich mich ihnen im Kunstgewerbe-Museum und im Monbijou-Palais genähert, — wie meine ganze armselige Porzellan-Passion ursprünglich nur Mittel zum Zweck gewesen sei! Ich wurde warm im Erzählen, und er schien in ganz behagliche Stimmung zu kommen. „Nein aber so 'was! Diese Raffinirtheit — und diese Heuchelei! So etwas lebt nicht!" Dabei hatte er aber doch die Wedgwood-Tasse, die er in ihrem Etui vor sich auf den Tisch gestellt, wieder in die Hand genommen und liebäugelte mit ihr. Und dann kam er auf meine persönlichen Verhältnisse zu sprechen, nickte dann und wann ganz freundlich zu meinen Auseinandersetzungen, und schließlich klappte er das Etui zu und sagte: „Glück muß der junge Mann haben, — und daß Sie das haben, das beweist mir Ihr Fund hier! Alle Wetter, — ja, — unglaubliches Glück! Wissen Sie, wir wollen das Geschäft machen, — wir beide! Ja — und sonst — hm! — Die Brigitte wird achtzehn, — noch jung, sehr jung, — aber — hmmm! Wissen Sie, kommen Sie in Gottesnamen zu mir! Natürlich darf das Mädel nichts von unserem Handel wissen, aber das liegt ja wohl im beiderseitigen Interesse! Ja, und wenn Sie beide einig werden sollten, — ja —," er streckte mir die Hand herüber —, „na, — Sie haben eben Glück — dann will ich nicht nein sagen! Hm, — und

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

nun darf ich mich wohl von Ihrer Frau Mutter verabschieden?"

Das Ende kannst Du Dir ungefähr denken: acht Tage darauf war ich bei dem Porzellangrafen; Brigittchen machte ein ebenso erstauntes, wie verlegenes Gesicht, was ihr reizend stand, und ich mußte mich gewaltig zusammennehmen, wenigstens einiges Interesse für das leblose Porzellan zu erheucheln. Weißt Du: die Mädels haben alle den Schalk im Nacken! — Sie hatte sicher bald weg, wo der Hase lief, aber sie ließ mich zappeln, bis wir dann eines Tages durch einen glücklichen Zufall vor einem gräßlichen Pagoden zusammenstanden.

„Den hat Großpapa im vorigen Winter in Berlin gekauft, — mit noch einigen anderen, —" sagte sie ganz harmlos.

Ich nickte mit dem Mandarin um die Wette. Und dann sagte ich möglichst ernst: „Die langzöpfigen Herren kenne ich ganz genau — von den Fenstern in der Königgrätzerstraße her — —".

Da wurde sie blutroth und wollte davonlaufen.

Ich ließ aber nicht locker. „Ehrlich, — Fräulein Brigitte, — Sie hatten doch den Lieutenant drüben in der Conditorei bemerkt?"

„Ich — ich war ja damals noch so ein junges, — so ein dummes Ding!" stotterte Brigittchen und schlug die Augen zu Boden. Aber dann sah sie auf und lachte: „Es war doch aber auch zu komisch, — so ein Lieutenant drei, vier Stunden in der Conditorei!"

„Dem Lieutenant kam das gar nicht komisch vor, Fräulein Brigitte, — das kann ich auf Ehre und Pflicht versichern."

Diesmal machte sie eine höchst energische Kehrtwendung zur Thür, und sie würde sicher entflohen sein, wenn nicht im gleichen Augenblick der Porzellangraf hereingetreten wäre.

Er trug ein Kistchen unter dem Arm und meinte: „Ach mein Bester und Du, Gitte, — packt mir doch 'mal diese Krüge aus, die soeben aus Paris gekommen sind, — von Spitzer, — es sollen Fayencen aus Valenciennes sein —."

Wir machten uns an das Werk. Der alte Herr ging hin und her und verschwand schließlich im Nebenzimmer, um irgend ein keramisches Werk zu holen.

Da kam es nun, daß Brigitte in jeder Hand einen der Krüge hatte und außer Greifnähe vom Tisch stand, den einen Krug mit Aufmerksamkeit betrachtend. Sie sah süß aus in diesem Moment!

„Halten Sie auch hübsch fest, Fräulein Brigitte?" fragte ich hinterlistiger Mensch.

„Gewiß!" rief sie lachend, „glauben Sie, ich bin wieder so ungeschickt, wie damals mit der Wedgwood-Tasse?"

Weißt Du, Freundchen, es giebt Augenblicke im Menschenleben — —.

Fallenlassen durfte Brigittchen die Krüge nicht, wehren konnte sie sich nicht, — — und ihr Mund lachte gar zu verführerisch!

Und so raubte ich mir denn einen Kuß, und ehe sie noch Zeit zur Entrüstung hatte, sagte ich ihr, wie ich sie liebe, und — na, was man eben so sagt in solchen Momenten. Nicht so wohl stilisirt und feierlich und romantisch, wie es in den Romanen steht, sondern etwas möglichst Dummes. Verstanden wird man ja doch — gottlob! Wenn es nämlich vom Herzen kommt und zum Herzen geht!

Weißt Du, es muß unbeschreiblich komisch gewesen sein, obwohl uns beiden doch wahrhaftig ernst genug zu Muthe war.

Brigitte bückte sich nämlich plötzlich und setzte beide Krüge hübsch achtsam auf den Fußboden. Und dann erst, —, ja dann lehnte sie ihr Köpfchen an meine Brust, und ich fühlte, daß sie weinte, — und da holte ich mir den zweiten Kuß — —! Und den mit weniger Herzklopfen, wie den ersten, kann ich Dir anvertrauen.

„Ja!" hat sie aber überhaupt nicht gesagt, wie es doch eigentlich in Ordnung gewesen wäre; und das hält sie mir heute noch manchmal vor!

Wir standen hübsch engumschlungen, als der Großvater hereinkam mit lautem Halloh! Er machte ein fürchterlich bärbeißiges Gesicht, hob zuerst die beiden Krüge auf, brachte sie vorsichtig auf den nächsten Tisch und sagte dann: „Na, — Du machst mir ja schöne Geschichten, Brigitte! Umarmst da den Lieutenant und setzt nicht einmal vorher die schönen Potterien bei Seite!" Dabei zitterte seine Stimme aber doch vor Erregung, — jawohl, — und auch vor Freude. Denn er hatte mich lieb gewonnen, der alte Sonderling, und ich war ihm herzlich willkommen als seines lieben Enkelkindes Mann. Das hinderte freilich nicht, daß er, — kaum daß er sein Ja und Amen gesprochen und uns beide geküßt hatte, — zu der Vitrine mit der Froschtasse schritt, sie zärtlich beaugenscheinigte und meinte: „Hmm, — es ist doch gut, daß sie das Kunstgewerbe-Museum nicht bekommt!"

* * *

Arthur blickte feuchten Auges auf das Bild des alten Herrn an der Wand.

„Er ruht nun auch schon drei Jahre in der kühlen Erde. Aber er ist dahingeschieden mit der Ueberzeugung, daß wir beide, Brigitte und ich, unsagbar glücklich geworden, — und daß seine keramischen Schätze bei mir nicht ganz schlecht aufgehoben sind. Denn er blieb doch bis zu seiner letzten Stunde der Porzellangraf. „Wissen Sie, liebe Marie" hat er noch kurz vor seinem Tode zu meiner guten Mutter gesagt, halb im Scherz und doch auch ein wenig im Ernst, „es ist doch ein Segen gewesen, daß der Onkel Jos Ihnen die Froschtasse hinterlassen, und daß Arthur, der Glückspilz, sie so zur rechten Stunde gefunden hat. Denn sonst, — wer weiß, wie alles gekommen wäre?" — —

Na, alter Junge, nun bist Du erlöst! War wohl ein bißchen lang, die Geschichte? Ja, — wovon das Herz voll ist, läuft der Mund über; das ist nun mal nicht anders."

Er erhob sich: „Ist Dir's recht, so gehen wir zu meiner Frau, die uns wohl schon mit dem Lunch erwartet."

Und ob es mir recht war?!

Als wir durch den breiten Flur gingen, sah ich auf einem schönen alten Schrank nebeneinander drei große Pagoden stehen: Riesen ihrer Art, entschieden Mandarinen mit der Pfauenfeder oder Porzellan-Vicekönige mit der gelben Reitjacke.

Ich mußte stehen bleiben, setzte die Ungeheuer in Bewegung und freute mich einen Moment an ihrem gravitätischen Nicken und ihrem impertinenten Zungenherausstrecken.

„Arthur, — sind das von denen?" fragte ich endlich. „Aus der Königgrätzerstraße, — Du weißt schon?!"

Er sah sich scheu um.

„Guter Junge, — alles kannst Du mit meiner Frau besprechen! Nur über die Geschichte schweige als vorsichtiger Mann, — da ist Brigitte sterblich! Denke einmal, — wenn das später unsere Tochter hörte — —."

Wir gingen weiter.

Aber ehe wir in das Eßzimmer traten, nahm ich den Freund doch noch einmal beim Bändel; die Pagoden-Geschichte hatte mir zu denken gegeben.

„Arthur, — ehrlich! Stehst Du auch unter dem Pantoffel?"

Er lachte mich vergnügt an. Und dann sagte er im Brusttone der Ueberzeugung: „Aber das versteht sich!"

Nachdruck verboten.

Unsere Wünsche.

Von Marie von Redwitz.

Um die Weihnachtszeit hängen die Kinder Wunschzettel zum Fenster hinaus, damit das Christkind sie hole und genauestens all die bescheidenen oder kühnen Bilder ihrer Phantasie verwirkliche.

Wenn wir Erwachsenen dies nicht thun, so liegt es nur daran, daß sich für uns kein Genius findet, der sich so gefällig unserer Anliegen annimmt. Wegen des Wunschzettel-Inhalts wäre gewiß niemand verlegen, nicht nur um Weihnachten, sondern das ganze Jahr, das ganze Leben hindurch.

Jeder Tag bringt seine großen und kleinen Wünsche mit sich, denen wirkliche oder eingebildete Bedürfnisse, vielleicht sogar nur Launen zu Grunde liegen.

Anfangs ist der Wunsch oft nur eine Tändelei, die man je nach Laune aufnimmt und wieder wegwirft. Es dünkt uns so hübsch, über alles nachzudenken, was wir gern thun, haben oder sein möchten!

In mannigfaltiger Gestalt ziehen begehrliche Gedanken an uns vorbei. Viele verbleichen, weil wir sie nicht fester ins Auge fassen; andere, denen wir näher treten, kehren in immer deutlicheren Umrissen wieder, bis sie unser ganzes Sinnen und Denken beherrschen.

Jedes Lebensalter hat sein Begehren und seine Art zu wünschen.

Der Wunsch der ersten Lebensjahre wird spontan hervorgerufen durch die ersten von der Umgebung empfangenen Eindrücke. Er wird sofort unbewußt in Handlung umgesetzt. Ohne Ueberlegung greift das kleine Kind nach allem, was glänzt oder in Farbe leuchtet, — sei es nun der Apfel in der Hand des Bruders, oder seien es die Diamanten am Halse der Mutter.

Kam anfangs die erste naive Erscheinung des Willens zum Ausdruck, so wird später, durch den Wunderglauben, in dem Kinde vielfach die Idee groß gezogen, es könne ihm alles beschafft werden, wonach es verlangt.

Der Wunsch ist bewußter geworden, der schon erstarkte Wille concentrirt sich zum Eigensinn.

Wie unvernünftig wird die elterliche Autorität oft gehandhabt!

Zuerst unterhält uns die Mannigfaltigkeit des kindlichen Begehrens, denn das süße, kleine Geschöpf entwickelt darin eine so amüsante Genialität! Wird diese unbequem, so lenkt man es durch Zerstreuung auf andere Gedanken, oder vertröstet es auf den kommenden Tag, damit es nur nicht zum Weinen kommt!

Wie verkehrt! Denn gerade in Regelung des Verlangens sollten wir den Kleinen die erste Anleitung zur Selbsterziehung geben, indem wir ihnen behülflich sind, ihr Begehren in ein verständiges Wollen umzusetzen.

Durch zu große Nachgiebigkeit wird der Wille verweichlicht, und das eben ist der Fluch, den die verwöhnten Muttersöhnchen aus der Kinderstube mit hinaus ins Leben nehmen: Weil ihnen nichts abgeschlagen wurde, können sie sich später selbst nichts versagen.

Der reiferen Jugend ist bei erwachter Vernunft wohl der Glaube an die Erfüllbarkeit aller Wünsche verflogen; aber sie ersetzt ihn durch das Vertrauen auf ihr gutes Glück, das zu jeder, auch der kühnsten Hoffnung berechtigt.

So viel Herzeleid solche Illusionen heraufbeschwören, so tragen sie doch auch wieder ihren Segen in sich. Was thut's, wenn im ersten Ueberschäumen des Selbstbewußtseins zu weit gegangen wird? Sind es doch die begeisterten Wünsche, die manchem Talent erst die Fähigkeit geben, sich emporzuarbeiten.

Wünsche zu hegen, betrachtet die Jugend als ihr eigenstes Vorrecht, und das ist es auch.

Es schimmert alles so verheißungsvoll, und der vorwärtsstürmende Jugendmuth spricht: „Das Leben gehört mir, und ich will es genießen."

Wie schön sind diese kühnen Pläne, die emporstrebend über des Daseins Nüchternheit hinwegtäuschen, aber wie viele Keime zum Unglück tragen sie auch wieder in sich! Denn Begehren ist jung, wie wir selbst, und unreif.

Entweder verlangen wir „Unmögliches", zu „vielerlei" oder zu „heiß".

Wer die Hand nach Sonne, Mond und Sternen ausstreckt, darf nicht über Enttäuschungen klagen.

Auch wer nach zu vielerlei dürstet, wird keine Befriedigung finden, da er, seine Leistungsfähigkeit zersplitternd, selbst das Erreichen seines gewünschten Zieles vereitelt.

Systematisches Festhalten ersetzt so vieles. Deshalb sehen wir Minderbegabte oft mehr erringen, als talentvolle Köpfe mit übersprudelnder Phantasie, die, durch Leichtigkeit im Ueberwinden der ersten Schwierigkeiten verführt, bald diesem, bald jenem Wunsche nachgeben.

Unsere schlechtesten Berather sind die heißen Wünsche.

Sie halten uns umstrickt wie Schlingpflanzen, deren bunte Blumen mit berauschendem Duft uns die Sinne verwirren und das Urtheil trüben. Durch sie hervorgerufene Thaten sind mit unserem sonstigen Wesen kaum zu vereinbaren; sie stehen uns fremd und vorwurfsvoll gegenüber, und müssen wir uns als deren Urheber bekennen, so thun wir es mit gesenkten Augen.

Nach und nach dämmert die Einsicht, es sei doch nicht jeglicher Wünsche Erfüllung die Zauberformel, die den Weg zum Glück erschließt. Wir beginnen im Erfolg unseres eigenen Strebens Gefahren zu entdecken, und müssen uns gestehen, es sei zu unserem Heil, daß dieses oder jenes stürmische Verlangen sich nicht erfüllt. Haben wir doch oft nur feindliche Elemente heraufbeschworen und in Verzweiflung darüber mit dem Zauberlehrling geseufzt: „Die ich rief, die Geister, werd' ich nun nicht los!"

Wir haben Illusionen eingebüßt, sind mißtrauisch gegen uns selbst, dem Leben gegenüber prosaischer geworden. In selbstkritischer Stimmung fangen wir an, über unsere Wünsche zu Gericht zu sitzen, erwägend, welche zu pflegen, und welche zu unterdrücken seien.

Desto kühler, vorsichtiger wird unser Streben, je mehr wir an Jahren vorrücken. Durch eigene Kraft in kluger Benützung der Umstände wollen wir zum Ziele gelangen, nicht mehr, wie wir früher gehofft, durch einen besonderen Glücksfall, der heute oder morgen eintreffen könnte.

Allmählich sind wir alt geworden und stehen nicht mehr thatkräftig im Leben. Enttäuschungen, die auch das reifere Alter uns nicht erspart, haben uns in allem Wünschen und Verlangen recht bescheiden gemacht.

Und sitzen wir als Greis oder als Matrone im bequemen Lehnstuhl und verlangen nichts mehr von der Zukunft, so wird die Vergangenheit immer lebhafter, und wir zehren an der Erinnerung.

Sind wir wahr gegen uns selbst, so geben uns die einstigen Erlebnisse das Verständniß zum Wesen der Jugend. Manche ihrer Thorheiten werden wir begreiflich finden und vieles zu entschuldigen wissen.

Haben wir denn einst nicht alle die Arme ausgebreitet, um die durch unsere Wünsche hervorgezauberten Lichtgestalten willkommen zu heißen, die Hände ausgestreckt, um sie zu fassen?

Und hat nicht uns alle der glänzende Zauberreigen mit thörichten Hoffnungen erfüllt, und ihr Zerrinnen in grauen Nebel uns tief unglücklich gemacht?

Kopfschüttelnd lächeln wir jetzt wohl milde vor uns hin, staunend, daß wir einst so kühn gewesen, und wehmüthig, weil wir so leicht und gern uns haben blenden lassen.

Gleich einer Märchenwelt zieht der Inhalt unserer Wünsche an uns vorüber, und bei einigen verweilen wir in längerem Sinnen.

Da war auch ein sehnender Gedanke im tiefsten Innern gebettet, das war der „Herzenswunsch".

Er war unser süßes Geheimniß, dem wir, immer von neuem hoffend, in stillen Stunden nachgehangen, das wir gewartet und geliebt, trotz, oder vielleicht auch wegen der verstohlenen Seufzer und Thränen, die es uns gekostet.

Nachdem wir ihn zu Grabe getragen, haben wir nur noch „fromme Wünsche" gehegt. Theuer sind auch sie uns gewesen! Liebevoll haben wir auch sie gepflegt, aber nie wirklich darauf gerechnet, daß sie Wesenheit annehmen könnten: schienen sie doch von vornherein zum Opfer bestimmt!

All' unser Wünschen ist nun auf die Häupter der nachwachsenden Generationen übertragen, und in sorgender Liebe sehen wir sie sich in Gefahren stürzen. Die Weisheit, die wir ihnen gern als Waffe in die Hand geben möchten, kann ihnen wenig nützen. Im Leben muß jeder alles an sich selbst erfahren.

Wir wollen nichts mehr für uns, und dennoch betrachten wir voll Frühlingshoffen die schwellenden Knospen, — der Wunsch nach Sonnenschein, Wohlbefinden und ein bißchen Freude ist uns trotz alledem geblieben! Denn der Mensch hofft und wünscht bis zu dem letzten Athemzuge.

Nachdruck verboten.

„K. K. K."

Von L. Hell.

„Ein Kaiserwort soll man nicht drehn und deuteln," — am wenigsten ein solches, wie es der deutschen Kaiserin nachgerühmt wird, und das, so einfach wie zeitgemäß, eine Kundgebung hoher Weisheit ist. Kirche, — Kinder, — Küche sind die drei K, welche die erste Frau Deutschlands als die wichtigsten Buchstaben im Alphabete der Hausfrau und Mutter bezeichnet.

Das erste K, die Kirche, ist ein sehr vernachlässigter Buchstabe im ABC der modernen Frau. Die Frau von heute, oder von morgen, wie sie sich nach französischem Muster gern nennen hört, will unabhängig sein, unabhängig „auch im Geiste"; das ist leider einer großen Zahl von Frauen zum Motto geworden, sehr zu ihrem Schaden; denn sie thäten besser daran, eine sichere Abhängigkeit einer Freiheit vorzuziehen, die sie unsicher macht und nicht befriedigen kann. Die Freiheit soll nur jenen Auserwählten vorbehalten bleiben, die sie zu handhaben, zu gebrauchen wissen. Die bürgerliche Hausfrau und Mutter aber, die Durchschnittsfrau, gewinnt, wenn sie ihrem Geiste Fesseln anlegt und ihn nicht in unbekannte Fernen schweifen läßt. „In Deinem Haus sei Deine Kirche!"

Auf die Fragen unserer Kinder: „Woher, wohin?" auf die Klagen unserer Diener: „Warum sind wir die Sklaven?" — haben wir noch keine bessere Antwort gefunden, als den Hinweis auf Gott, den All-Erschaffer, und auf die Leiden des Mensch gewordenen Gottes. Und indem wir diese Antwort geben, ist der Hinweis gefunden auf Andachtsübungen, die in keinem Hause fehlen sollen. Wo die Kirche und deren Vorschriften hochgehalten werden, gestaltet sich das Haus zu einem wahren Heim und der häusliche Herd zum Altar, um den sich alle Hausgenossen gern scharen. —

Das zweite K, das sind die Kinder, wird ebenfalls von der modernen Frau, der Weltdame, zuweilen an das Ende ihres Alphabets gesetzt. Kinderfrauen, Bonnen, Gouvernanten, Lehrer verstehen es besser, die Kinder zu erziehen, als die Mutter selbst, denn diese ist zu sehr in Anspruch genommen, zu nervös. In gewissen Kreisen und Verhältnissen ist freilich die Einrichtung des Ersatzes erklärlich und verzeihlich, aber wirklich von Nutzen ist sie nur dann, wenn die Mutter ihre Stellvertreter genau überwacht, wenn die Mutter die Sorge und Mühen mit ihnen theilt, sie ermuthigt und in schwerer Aufgabe unterstützt. Vor allem spielt hier das moralische Element eine bedeutende Rolle. Welche Vollendung des Charakters müßte die Fremde besitzen, um sich aufopferungsvoll der Kinder anzunehmen, deren eigene Mutter nicht Zeit und Lust hat, sich mit ihnen zu beschäftigen? Wenn die Frauen in dem Augenblicke, da sie den ersten Schrei ihres Kindes vernehmen, sich der vollen Verantwortlichkeit bewußt würden, die sie für dieses Kind haben, so würden sie wissen, daß sie ihr ganzes Leben diesem Kinde zum Opfer bringen, ihm ihre ganze Zeit widmen sollen.

Das dritte K, die Küche, wenn auch nicht von so ungeheuerer Tragweite wie das zweite, ist doch von großer Wichtigkeit zur Erhaltung des häuslichen Friedens und des Behagens in der Familie. Durch die Küche führt bekanntlich der Weg zum Herzen des Mannes, nachdem der Honigmond vorüber ist. Daß es zu Hause doch am besten sei und zu Hause am besten schmecke, ein solches Lob zu erringen ist die Politik der klugen Frau. Gelingt es ihr, dann verliert das „Wirthshaus", das Schreckgespenst aus den Lustspielen vergangener Jahre, seine Anziehungskraft. Die Küche, um gut zu sein, muß eine bestimmte Eigenart, einen „Charakter" haben, und diesen vermag nur die Hausfrau selbst ihr zu verleihen; und da sie allein das Bleibende im Wechsel ist und ihre eigenen Einrichtungen am besten kennt, ist auch sie verantwortlich für deren Ausführung. —

Die deutschen Frauen haben nur das Beispiel ihrer Landesmutter nachzuahmen; mögen sie, wie die Kaiserin es thut, die drei K hoch halten: Kirche, — Kinder, — Küche.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Geistige Interessen.

Mein Haus — meine Welt! — So sollte es sein; aber ist es so? In diesen Zeiten der socialen Noth, des sittlichen Niedergangs sollten wir Frauen es uns einmal zur Aufgabe machen, dem Sinne dieser Worte nachzudenken, denn wir sind es vor allen, die dem Hause sein eigenthümliches Gepräge geben. Eine hohe Aufgabe ist uns damit zu theil geworden; denn wer vermöchte in wenig Worten zu sagen, welche veredelnde oder auch welche zersetzende und schädliche Wirkung vom Hause ausgehen kann? Und wenn ich nun sage, die Hausfrau in der Stadt, der Großstadt besonders, sollte dieses Wort einmal als Mahnung und Weckruf beherzigen, so wird dies hoffentlich nicht als Beleidigung empfunden. Es liegt in der Natur der Sache, daß die Frau der Großstadt leichter in Gefahr ist, den Schwerpunkt ihres Seins in das Leben außerhalb des Hauses zu verlegen; bietet es dort der Zerstreuung und Anregung gar viel. Auf dem Lande fällt das fort, wo die Frau häufig durch einen größeren Pflichtenkreis an das Haus gefesselt ist.

Wie zeigen wir denn nun, daß unser Haus in Wahrheit unsere Welt ist? In einem Punkte läßt es heute wohl kaum jemand fehlen, soweit er die Mittel hat: in der Ausschmückung des Heims. Gewiß ist es berechtigt, sich derselben in liebevoller Weise hinzugeben; denn die Räume, in denen wir leben, sind, wenn auch uns unbewußt, ein Spiegelbild der eigenen Persönlichkeit. Wer zeigte nicht gern, daß er ein Freund des guten Geschmacks, der Sauberkeit und der gefälligen Ordnung ist? Welche Frau möchte nach schlechten Bildern und Büchern in ihren Zimmern über ihre Geistes- und Herzensbildung urtheilen lassen? Auch vor all dem modernen Krimskrams, den oft lächerlichen Nichtigkeiten sollte man sich hüten! Solche Liebhabereien ziemen wohl dem niedliche Schätze sammelnden Backfisch, aber nicht der ernsten Frau oder gar würdigen Mutter. Nicht Eitelkeit und nicht der Hang, glänzen zu wollen und zu wetteifern, sollen uns leiten, wenn wir unser Heim schmücken wollen; uns muß nur daran gelegen sein, daß nicht nur uns und den Unsrigen, sondern auch dem fremd Eintretenden wohl darin wird. — Den Mühen und der Arbeit des Hauses, und wenn sie nur in der Aufsicht und Verantwortung beständen, müssen wir uns gern hingeben, dadurch auch die Dienstboten zu freudiger Arbeit erziehend. Frage nicht am Morgen: „wie schaffe ich mir heute Zerstreuung und Vergnügen?“ sondern zunächst: „was schaffe ich Gutes in meinem Heim?“ Und dann suche die Pflichten nicht schnell abzuthun, sondern was gethan sein muß, das sei Dir heilig! Dies Wort gilt auch in kleinen Dingen. Wie wohlthuend wirkt danach ein Zusammensein mit gleichgesinnten Freunden, ein edler Kunstgenuß, denen aber nicht Pflichten und Hausordnung zum Opfer fallen dürfen. Sie sollen uns Erfrischung und Widerstandsfähigkeit geben im Kampfe gegen die quälenden Nadelstiche der kleinen Alltäglichkeiten, sollen uns Anregung bieten für Geist und Herz, den Quellen, aus denen auch die Kindesseele Licht und Wärme für sich schöpft. Wir sind unserer Kinder Lehrmeister; trotzdem sollen wir mit Goethe's Leonore sprechen können: „Ich freue mich, wenn kluge Männer reden, daß ich verstehen kann, wie sie es meinen!“ Und kommen Festeszeiten, deutsche Frau und Mutter, dann verlege ihre Feier nicht außerhalb Deines Hauses, sondern erfülle dieses ganz mit dem Sonnenglanz der Liebe und Freude! Auch sollst Du Gastfreundschaft üben, immer und gern, doch — behüte Deine Schwelle! Sei nachsichtig, wo vielleicht jemand einen Mangel an gesellschaftlicher Form verräth, aber um so strenger, wo sich sittliche Leichtfertigkeit Dir naht, wenn sie sich auch hinter glänzender Außenseite, hinter hoher Stellung und klingendem Namen versteckt. Mein Haus — meine Welt, die mir heilig ist! Das sei unser aller segenbringender Wahlspruch! J. B

Gesundheits- und Körperpflege.

Schlanke Tanne. — Ohne Zweifel können viele Schlanke durch reichlichen Genuß von Wiener Kraftpulver ebenso gut, wenn schon theurer, stark werden, als durch andere leicht verdauliche Mehl- und Zuckernahrung neben sonstiger guter Kost. Aber es wird Ihnen vielleicht schon selbst aufgefallen sein, daß von zwei unter gleichen Verhältnissen und bei gleicher Nahrung lebenden Schwestern die eine stark wird, die andere aber schlank oder sogar mager bleibt. Worauf diese Unterschiede beruhen, ist nicht immer, aber zuweilen durch sorgfältige ärztliche Beobachtung festzustellen, und nur auf solche Weise ist sicher Hülfe zu schaffen, wenn dies überall möglich ist, während ein ohne genügende Kenntniß unternommener Versuch lediglich als ein Lotteriespiel erscheint, bei dem man möglicher Weise nicht nur den Geldeinsatz verlieren, sondern auch seine Gesundheit schädigen kann. Für Fette gilt dies übrigens fast noch mehr als für Magere: Sachkenntniß und Vorsicht müssen hier wie dort Leiter sein! Dr. D.

„Amaigrissement.“ — Absolute unschädliche Mittel gegen zu starke Figur, d. h. gegen zu reichliche Fettbildung giebt, es nicht; Entfettung besonders ist nur durch bedeutende Eingriffe in den Stoffwechsel möglich. Unter vorsichtiger ärztlicher Leitung sind jedoch solche Curen sehr wohl ohne Schädigung der Gesundheit möglich. Dr. D.

Gräfin B. St. — Ein Mittel „weiße Hände zu bekommen“ läßt sich leider erst angeben, wenn man weiß, was für eine Farbe sie jetzt haben, und wodurch diese etwa bewirkt wurde; es giebt bekanntlich außer den weißen und rosigen auch gelbe, rothe, blaurothe und noch auf mancherlei Art gefärbte Hände. Dr. Z.

Treue Abonnentin in Bernburg und viele andere. — Hiermit zum letzten Male. Bewährte Specialisten für Hautkrankheiten, die auch mit elektrischer Haarvertilgung sich beschäftigen, sind Dr. Eichhoff in Elberfeld und Dr. O. Lassar, Privatdocent in Berlin. Vorherige Anfragen dürften zu empfehlen sein. Dr. Z.

M. M. in München. — Waschen, Durchkämmen und Bürsten des Kopfhaares mit einer Lösung von Kaliumpermanganat kann dem Wachsthume des Haares zwar keinen Eintrag thun, das Haar wird aber intensiv braun gefärbt und bedarf häufiger Nachfärbung. Schön ist die Farbe auch nicht und Schutz gegen „epidemische Krankheiten“ gewähren diese Waschungen gewiß nicht. Dr. Z.

Pr. Holland. — Nasen-Polypen sind nicht durch Hausmittel, sondern nur durch Operation zu entfernen; welche Art Operation im Einzelfalle zweckmäßig ist, kann nur nach genauer Untersuchung bestimmt werden. Eines berühmten Specialisten bedarf es dazu nicht, aber eines tüchtigen. Dr. Z.

Kindererziehung.

Ueber Abhärtung unserer Kleinen. — Wie viel ist nicht schon von befugter und unbefugter Seite über Behandlung, Abhärtung und Hautpflege unserer Kleinsten geschrieben worden.

Keine Klage hört man so oft, wenn das Kapitel „Kinderpflege“ erörtert wird, als: „unser Kind neigt so sehr zu Erkältung“, oder: „ja mein Kleiner hat auch ewig Schnupfen, sodaß ich mich gar nicht mehr getraue, das Kind zu baden oder an die Luft zu schicken“ ꝛc.

Nun, mein kleiner dreijähriger Enkel hat seine seitherige Lebensreise eigentlich ganz ohne Erkältung und Schnupfen zurückgelegt und ist ein so frisches rothbackiges Kerlchen, daß sein Anblick eine wahre Herzensfreude gewährt. Hauptsächlich schreibe ich diese Widerstands-Fähigkeit meiner Methode zu, das Kind vom ersten Tage seiner Geburt an mit kühlem, d. h. ganz leicht abgeschrecktem Wasser am ganzen Körper zu waschen; nach und nach ging ich dazu über, das Wasser ohne jeglichen warmen Zusatz für ihn zu benutzen, nur stellte ich es gern, je nach der Jahreszeit, für kürzere oder längere Zeit in die Sonne.

Außer diesen abendlichen kalten Waschungen über den ganzen Körper wurde, oder wird das Kind täglich gebadet, — weder eine kleine Erkältung desselben, noch eine Verdauungsstörung oder heftiges Zahnen ließ ich je als Grund zu einer Unterbrechung gelten; — von der siebenten Woche ab wurde das Kind, in dem Augenblick, da man es aus dem Wasser hob, mit einem großen Badeschwamm voll Wasser übergossen. Zuerst nicht ganz kalt, nach und nach jedoch in immer kühlerer Temperatur und im Hochsommer, als das Kind ½ Jahr alt war, frisch aus der Leitung, nur so lange das Bad währte, in die Sonne gestellt.

Unser Hausarzt billigt mein Verfahren und meinte, man könne Kindern keine größere Wohlthat erweisen, als sie durch vernünftige, maßvolle Abhärtung gegen Erkältung widerstandsfähig zu machen. L. B.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Heim für alte Dame. — In welcher Stadt würde eine, den besten Kreisen angehörige, alte adelige Dame mit kleinem Einkommen vom April ab ein dauerndes, angenehmes Heim finden, wo sie standesgemäßen Anschluß hat? 2—3 leere Zimmer mit voller Bedienung und gute Verpflegung beansprucht; Berlin, Brandenburg oder eine Stadt in Schlesien bevorzugt. Fr. v. E.

Musterzeichnerin. — Sehr dankbar wäre ich für einen Rath, wohin sich eine im Musterzeichnen ausgebildete Waise, die für ihren Lebensunterhalt selbst zu sorgen hat, wenden müßte, um eine Anstellung oder Privat-Beschäftigung zu erhalten. In dem jetzigen Wohnorte, Cöln, ist keine Nachfrage nach Zeichnerinnen. H. M., Cöln a. Rh.

Ausbildung im Putzfach. — Wer wäre so freundlich, mir ein Institut oder Geschäft zu nennen, am liebsten in Westphalen oder im Rheinland, wo ein junges Mädchen in einem Jahre im Putzfach ausgebildet würde? Im voraus dankt

Eine langjährige Abonnentin.

Sprachlehrerin. — Eine Witwe, Lehrerin der französischen Sprache, bittet die Leserinnen um Rath, wo sie sich wohl ansiedeln könnte, um genügende Beschäftigung zu finden. Bevorzugt würde eine südlich gelegene Stadt mit einem deutschen Gymnasium.

Langjährige Abonnentin in Meran.

Frau v. L. — Sie meinen vermuthlich die Kochschule des von Frau Lina Morgenstern geleiteten Berliner Hausfrauen-Vereins, in der junge Damen sich für den eigenen Haushalt oder für den Beruf einer „Stütze“ ausbilden können. Der Cursus umfaßt drei Monate bei täglich vierstündigem Besuche der Anstalt, das Honorar beträgt 90 Mark. Auch werden Damen an bestimmten Tagen zur Erlernung einzelner Gerichte zugelassen, die sie dann, fertig zubereitet, mit nach Hause nehmen können.

D. Red.

Zum Osterfeste.

Ostergarten. — „Mama, wo kommen eigentlich die vielen Ostereier her?“ — Diese Frage meiner beiden kleinen Mädchen, die als berechtigt gelten durfte gegenüber den Schätzen an Eiern der mannigfachsten Art, die die Berliner Schaufenster vor Ostern darbieten, suchte ich durch die Anfertigung des nebenstehenden Ostergartens zu beantworten, der meine diesjährige Ostergabe bilden soll. Ich denke, damit über das „Woher“ genügende Auskunft gegeben zu haben,

Ostergarten.

denn der Schatz an Chocoladen- und bunten Zuckereiern, der in der Mooslaube im Hintergrunde links aufgestapelt liegt, erweist sich als schier unerschöpflich, obgleich das Hasenvölkchen unermüdlich thätig ist, den Vorrath in Sicherheit zu bringen. Hier zieht ein wohlgenährter Hase einen vollgeladenen Wagen, der gar zierlich aus Strohgeflecht mit Papprädern hergestellt ist, dort führt ein würdiger Hasenbauer den Schubkarren mit der reichen Ladung von dannen. Zwei Hasen-Bäuerinnen, schon im vollsten Osterstaat, mit seidenen Röcken und weißen Blusenhemden angethan, tragen Körbe voll Eier, während ein leichtfüßiger Hasenjüngling mit zwei noch leeren Körben munter zu der Schatzkammer trabt. Rechts bewacht, unter einem schirmförmigen, mit Goldborten und kleinen japanischen Fächern ausgeputzten Strohdach, ein Häschen einen kleinen Sondervorrath erlesener Exemplare, während die herrlichsten Prachtstücke je von einem Hasen festgehalten werden. Damit es aber der fröhlichen Gesellschaft nicht an Musik fehle, sitzt im Vordergrunde ein Hasenknabe und bläst die Flöte. Als Untergrund für das lustige Ostertreiben nahm ich ein Brett, das ich durch aufgeklebte Watte und zusammengeballtes Papier etwas hügelig und im Hintergrunde erhöht gestaltete. Grünes englisches Krepp-Papier imitirte den Rasen. Die Laube wurde durch Moos, über einem Gerüst von Holzspeilern hergestellt. Allerlei getrocknete und künstliche Pflanzen grenzen hinten und zu beiden Seiten den Arbeitsplatz der fleißigen Hasengesellschaft ab. Die Hasen selbst bestehen aus Marzipan und sind überall käuflich. Ich verspreche mir von meinem Kunstwerk eine große Ueberraschung und freue mich besonders auf den Stolz meiner Mädchen, wenn sie das Geschenk, das sie erhalten, gleichzeitig in der Modenwelt abgebildet sehen. Frau Clara.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Blumenvase aus einer Eierschale. — Wenn nach Ophelia's Ausspruch der Geber die Gabe werth macht, so darf gewiß auch bei dieser die Sinnigkeit der Idee über die materielle Werthlosigkeit

Blumenvase aus einer Eierschale. Osterscherz.

hinwegtäuschen. Bei dem verhältnißmäßig jungen Brauch, zu Ostern seine Freunde durch kleine Geschenke zu erfreuen, ist denn auch die geringste Gabe zulässig, — wenn sie nur in irgend welcher Beziehung zu Ostern, d. h. zu Eiern steht. Das kleine Blumenväschen ist in einfachster Weise aus einer Eierschale hergestellt, der als Füße drei weiße Bohnen untergeleimt wurden. Das Ganze erscheint mit Goldbronze überstrichen und durch eine kleine, in Oelfarbe ausgeführte Landschaft geschmückt. Mit einigen Blüthen und Gräsern, wie mit ein paar „Kätzchen" gefüllt, bietet das Väschen einen allerliebsten österlichen Zimmerschmuck. Gh. Br.

Osterscherz. — Der Fasching strahlt dieses Mal bis auf Ostern aus; ein allerliebster kleiner, scherzhafter Gegenstand, den ich in der japanischen Handlung von J. C. F. Schwartze, Berlin W. Leipzigerstraße 112, entdeckte, trägt vollständig carnevalistisches Gepräge. An einer Thonpfeife, ähnlich jenen, die man zur Herstellung von Seifenblasen benützt, rundet sich der Pfeifenkopf oben zur Eiform. Der Anstrich von Kalk erhöht noch die Illusion, daß es sich um ein wirkliches Ei handle. Bläst man nun energisch in das Pfeifenrohr, so hebt sich der obere Theil des Eies deckelartig in die Höhe, und hervor tritt ein krauses Gebilde aus Papier, das sich allmählig, bei stärkerem Blasen zu einem mächtigen Raben entwickelt. Das Absonderlichste daran ist aber, daß dieses merkwürdige Thier mit dem allerdeutlichsten Hahnenschrei das Licht der Sonne begrüßt. Kennt niemand aus der Gesellschaft den Inhalt des nur naturgroßen Eies, so ist die Ueberraschung ganz verblüffend, wenn beim Blasen der Riesenvogel aus dem engen Behälter hervorwächst.

Eine lustige Berlinerin.

Häusliche Kunst.

Chromo-Malerei (11). — Solange ich Terpentinöl zum Verdünnen oder Abtupfen der Farben gebrauchte, bekamen alle meine Malereien die erwähnten grauen Flecke. Jetzt verwende ich, nachdem das mit Klebpasta in der bekannten Weise aufgezogene Bild im Wachsbade transparent geworden ist, als Malmittel nur Trockenöl. Seitdem hat sich auf meinen Chromo-Malereien kein Fleckchen mehr gezeigt. H. L.

Die grauen Flecke erscheinen erst nach Wochen, wenn die Photographien nicht gut aufgezogen wurden. Unbedingt muß man Chromo-Pasta verwenden und die Bilder vor dem Bestreichen gut mit Spiritus reinigen und sorgfältig abwischen. Wassertropfen oder zuviel Spiritus verursachen die Flecke.

G. A., Heidelberg.

Hauswirthschaft.

Fleckenvertilgung.

Die zahlreichen uns zugehenden Fragen, die Behandlung der verschiedenen Flecke in Wäsche und anderen Stoffen betreffend, veranlassen uns, einige der bewährtesten Mittel dafür anzuführen und im Anschluß hieran auch zugleich das Waschen verschiedener Stoffe zu besprechen. Wir glauben hiermit das Thema einstweilen erschöpft und werden von nun ab nicht wieder darauf zurückkommen. — Aus Wäsche lassen sich die meisten Arten von Flecken mit bestimmten Mitteln leicht und zuverlässig entfernen, so lange die Stoff-Fasern noch nicht zerstört sind; anders ist es bei farbigen Stoffen, sei es Wolle, Baumwolle oder Seide, hier wird das Gelingen der Reinigung von der Echtheit der Farben und der Natur des Stoffes abhängen. In zweifelhaften Fällen, besonders wo es sich um werthvolle Stoffe handelt, ist es daher stets rathsamer, dieselben einer chemischen Reinigungsanstalt zu übergeben, bevor man durch eigene mißglückte Versuche die Sachen noch mehr verdirbt. Die Echtheit der Farbe läßt sich vorher leicht an kleinen Lappen desselben Stoffes mit den angegebenen Chemicalien erproben.

Flecke unbekannter Abstammung. — Leinen und bunte Baumwolle: Einem Liter Seifenlösung einen Theelöffel Ammoniak zusetzen; mittelst Schwamm abreiben, dann in Wasser auswaschen.

Bunte Wolle: 10 Theile Ochsengalle, 20 Theile Borax in 250 Theilen Spiritus und 100 Theilen Ammoniak auflösen, 15 Theile Glycerin und 1 Eigelb zusetzen; den Stoff in dieser kochend heißen Flüssigkeit auswaschen; in klarem warmen Wasser nachspülen und im Schatten trocknen.

Seide: 20 Theile Borax, 5 Theile Seife in 35 Theilen verdünntem Spiritus und 15 Theilen Aether lösen, 1 Eigelb und 5 Theile Magnesia hinzufügen, den Fleck damit bestreichen, in lauem Wasser waschen, in kaltem spülen, bei gelinder Wärme trocknen, nicht zu heiß plätten.

Fett-, Oelfarben- und Firnißflecke. — Leinen, bunte Wolle und Baumwolle: Den Stoff anfeuchten, den Fleck mittelst Schwamm wiederholt mit Terpentinöl oder Benzin abreiben; Fließpapier auflegen, heiß plätten. Den ganzen Stoff in warmer Seifenwasser-Lösung auswaschen.

Seide: Den Fleck mit dünnem Teig aus etwas kohlensaurer Magnesia und Aether bestreichen, trocknen, ausbürsten, event. mit Brod nachreiben.

Sammet: Mittelst eines Beutels voll heißen Sandes betupfen und strichweise abreiben.

Essig- und Säureflecke. — Leinen: In reinem Wasser mit Ammoniak-Zusatz auswaschen.

Bunte Wolle und Baumwolle, Seide: Den Fleck mit verdünntem Ammoniak tränken, später in klarem Wasser den ganzen Stoff nachwaschen.

Rothwein-, Obst- und Pflanzenflecke. — Leinen: In Eau de Javelle ausspülen, in Wasser nachwaschen oder den angefeuchteten Fleck über brennenden Schwefel halten, in reinem Wasser nachwaschen.

Bunte Wolle und Baumwolle: Waschen in heißem Seifenwasser mit etwas Zusatz von Chlor-Lösung, Spülen in kaltem Wasser mit geringem Ammoniak-Zusatz, Eintauchen in unterschwefelig-saure Natron-Lösung, mit Weinsäure-Lösung betupfen, heiß waschen.

Grasflecke. — Leinen: Klares kochendes Wasser.

Bunte Wolle und Baumwolle, Seide: Mit Zinn-Chlorid-Lösung anfeuchten, in klarem Wasser waschen, dann spülen.

Anilin-Tintenflecke. — Leinen: In Spiritus mit etwas Essigzusatz ausreiben.

Bunte Wolle, Baumwolle, Seide: In reinem Spiritus auswaschen.

Alizarin-Tinten- und Rostflecke. — Leinen: Heiße concentrirte Weinstein-Lösung; Nachspülen mit kaltem weichen Wasser.

Bunte Wolle, Baumwolle: Wenn echt, Chlorkalk oder Weinsäure.

Seide: Wenn echt, starker Essig, längere Zeit betupfen mit Holzasche und Wasser gemischt, in schaumigen Seifenwasser auswaschen.

Nußschalen- und Gerbstoff-Flecke. — Leinen: In verdünntem Chlor-Wasser ausreiben, klar nachspülen.

Bunte Wolle, Baumwolle, Seide: Die Flecke anfeuchten, mit stark verdünntem Chlor-Wasser ausreiben, wiederholt nachspülen.

Kaffee- und Chocoladen-Flecke. — Alle Stoffe: Glycerin, gemischt mit Eigelb, auftragen, warm nachwaschen, links mit heißem Eisen trocken plätten.

Harz- und Theerflecke. — Leinen: Den Fleck anfeuchten und mit Terpentinöl abreiben, über Fließpapier heiß abplätten, mit warmem Seifenwasser nachwaschen.

Bunte Wolle und Baumwolle: Den Fleck anfeuchten, mit Butter bestreichen, stark einseifen, nach einigen Minuten auswaschen, zunächst mit Terpentinöl, dann mit heißem Wasser. Oder: Mischung von Eigelb und Terpentin auftragen; sobald diese trocken, vorsichtig abkratzen; wiederholt heiß nachwaschen.

Seide: Den Stoff anfeuchten, die Flecke mit einer Mischung von Chloroform und Aether betupfen, pulverisirten weißen Thon darauf streuen, über Fließpapier heiß plätten, bürsten.

Schweißflecke. — Leinen: Den Fleck auswaschen in einer Lösung von unterschwefelig-saurem Natron, dann Rasenbleiche.

Bunte Wolle, Baumwolle und Seide: Ebenso, ohne Bleiche.

Stearin- und Wachsflecke. — Alle Stoffe: Vorsichtig abschaben, nasses Leinentuch darunter, Fließpapier darauf legen, heiß überplätten.

Milch- und Suppenflecke. — Leinen: In Seifenlaugen-Wasser auswaschen.

Bunte Wolle und Baumwolle. Den Fleck mittelst Schwamm mit Benzin oder Terpentinöl ausreiben, Fließpapier darauf legen, heiß überplätten, in warmem Seifenwasser waschen.

Spitzenstiche in Maschinen-Arbeit.

Seide: Ebenso oder mit Aether.

Schließlich möchten wir noch auf die richtige Anwendung des Benzin hinweisen. Bei leichten Flecken mache man es sich zur Regel, dieselben nur mit einem in Benzin getränkten Tuche abzureiben; nur hartnäckige Flecke durchnäßt man direct mit Benzin, legt jedoch mehrfaches Fließpapier darunter und darüber und plättet dann heiß darüber. Ist man bei außergewöhnlich großen Flecken gezwungen, Benzin oder Aether auf den Stoff selbst zu gießen, so umzieht man den Fleck zuvor in größeren Kreisen mit Spiritus, um Ränder zu verhüten, vorausgesetzt, daß die Farbe nicht zu empfindlich dafür ist. Bei allen diesen Chemicalien, wie Aether, Benzin, Chloroform und Terpentinöl, sei noch ausdrücklich die größeste Vorsicht empfohlen; ihrer leichten Entzündlichkeit wegen wende man sie niemals bei Licht an. A. H.

Nickel-Theekessel. — Haben die Leserinnen der Modenwelt Erfahrung, ob sich Nickel-Theekessel im Gebrauch über Gas- oder Spiritus-Flammen bewähren? Laufen sie über letzteren nicht stark an, und läßt sich der dunkle Belag einfach abwaschen, oder womit müßte man denselben wegputzen? Anna in B.

Küche.

Streußelkuchen. — Man bereitet einen Hefenteig von 1 kg Mehl, 4 Eiern, etwas Salz, Zucker, der nöthigen Milch und 50 bis 60 g aufgelöster Hefe, läßt ihn aufgehen, giebt danach 125 g zerlassene Butter hinzu und rührt und schlägt den Teig gut durch. Nun rollt man ihn ziemlich dünn aus und läßt ihn auf einem mit Mehl bestäubten Blech nochmals aufgehen, bestreicht ihn mit zerlassener Butter und überstreut ihn mit dem Streußel, der folgendermaßen bereitet wird: 200 g zerlassene, geklärte Butter untermischt man mit 150 g feinem Zucker, etwas gestoßenem Zimmet, der abgeriebenen Schale einer halben Citrone, 50 g süßen und einigen bitteren, gehackten Mandeln und so viel feinem Mehl, daß sich die Masse zwischen den Händen zu großen, trockenen Klümpchen oder Streußeln zerbröckeln läßt. Ist der Kuchen hiermit reichlich überstreut, betröpfelt man ihn mit zerlassener Butter und bäckt ihn bei gleichmäßiger Hitze in mäßig heißem Ofen hellbraun. A. H.

Gemüse- und Zimmergärtnerei.

Frau J. C., Crefeld. — 1) Mais pflegt man nicht vor April zu säen; er verlangt einen tüchtig gedüngten Boden und darf nicht zu dicht stehen, soll er sich gut entwickeln. Eine sehr klein bleibende, früh und deshalb auch in ungünstigen Jahren reifende, neuere Sorte ist Nanorettolo mit kleinen Körnern, sogenannter Perlmais. Dieser und anderer kleinkörniger Mais eignet sich auch am besten zum Füttern des Geflügels. — 2) Den Melonenkürbis säen Sie im April im warmen Zimmer; die aufgehenden, gleich sehr starken Sämlinge pflanzen Sie dann einzeln in 8-10 cm weite Töpfe und gewöhnen sie nach und nach an die Luft. Das Auspflanzen in den Garten erfolgt erst in der zweiten Hälfte des Mai, wenn keine Nachtfröste mehr zu befürchten sind. Kürbisse verlangen viel Sonne, einen tief gegrabenen, warmen, gut gedüngten, an sich schon fetten Boden und im Sommer, neben sehr ausgiebiger Bewässerung, auch flüssige Düngung. H.

Frau Sanitätsrath M., Friedenau. — Ihre Hyacinthen sind stecken geblieben und werden sich nicht mehr naturgemäß entwickeln. Sie haben das selbst verschuldet, weil Sie die Töpfe schon im October warm stellten. Oft genug haben wir an dieser Stelle darauf hingewiesen, daß die in September-October gepflanzten Zwiebeln zunächst in den Keller kommen und dort mäßig feucht gehalten werden müssen. Das Warmstellen der frühesten Sorten kann erst 2 Monate nach dem Einpflanzen erfolgen, wenn die Zwiebel bei vollständiger Bewurzelung eine mehrere Centimeter lange Spitze getrieben hat. — 2. Abgeblühte Hyacinthen werden kühl gestellt und solange mäßig weiter gegossen, bis Wurzeln und Blätter völlig eingezogen sind. Die ruhende Zwiebel wird ausgenommen, gereinigt, bis zum October trocken aufbewahrt und dann gepflanzt; sie liefert nur noch einen sehr bescheidenen Flor. M. H.

Frau A. Z., Berlin. — Sie pflegen Goldorange und Kirschlorbeer im warmen Eßzimmer, dieselben verlangen aber im Winter die Behandlung im kühlen Zimmer. Diese Pflanzen werden das Ungeziefer erst dann los, wenn Sie für einen geeigneten Standort mit niederer Temperatur sorgen. Da in Ihrem warmen Zimmer wahrscheinlich trockene Luft herrscht, so ist es nicht verwunderlich, daß sich die Schildläuse auch auf der Palme angefiedelt haben. Ihr Gärtner, der Ihnen den Rath giebt, die Pflanzen trocken zu halten, befindet sich im Irrthum. Bürsten Sie nun die Pflanzen mit einer in Tabaksbrühe getauchten Zahnbürste so ab, daß die Schilder zerstört werden, denn nur dann läßt sich auch die unter den Schildern liegende Brut vernichten. Die gewaschenen Pflanzen werden kühl gestellt und am nächsten Tage mit reinem Wasser abgespritzt. H.

Abonnentin F. G., Dresden. — Sie begehen dadurch einen großen Fehler, daß Sie die Alpenveilchen nur durch den Untersatz gießen. So werden einzig Sumpfgewächse gegossen, bei den übrigen Gewächsen ist aber der Untersatz nur der Reinlichkeit halber da; er soll das nach dem Gießen ablaufende Wasser auffammeln und wird dann ausgeleert. Beim Gießen in den Untersatz wird die Erde unten im Topf schlammig, und die Wurzeln faulen; dadurch müssen natürlich auch die Knospen welken. Gießen Sie also von oben, indessen nicht in die Knolle hinein, und halten Sie die Alpenveilchen hell, aber kühl. M. H.

Abonnentin in Gothenburg. — Wir empfehlen Ihnen als früheste Kartoffel die echte lange weiße oder die blaue runde Sechswochen-Kartoffel. Frühe Sorten sind ferner: Schneeflocke, weiße Rosen-Kartoffel, Edelweiß und Biscuit. Als vorzügliche Wintersorten empfehlen sich: Weltwunder, Juwel, Imperator und Goldball. Zum Bezuge dieser Saatkartoffeln wenden Sie sich an Haage & Schmidt in Erfurt. M. H.

Allgemeines.

Spitzenstiche in Maschinen-Arbeit. — Nach verschiedenen Versuchen ist es mir gelungen, auch die mühsamen Spitzenstiche auf der Nähmaschine herzustellen, und ich möchte diese Errungenschaft den Mitleserinnen meiner lieben Modenwelt nicht vorenthalten. Auf jeder Maschine, welche die Fäden einfach schlingt, ist diese Arbeit auszuführen, die in ihrer Schlichtheit nur geringer Vorrichtungen bedarf. Zuerst schraubt man den „Drücker" ab, nimmt den nur durch eine Schraube festgehaltenen „Transporteur" heraus, und kann so die nun freistehende Nadel nach jeder Richtung lenken. Der Stoff ist dann in einen Rahmen zu spannen, worauf die gut vorgezeichneten Conturen des Musters einige Male umnäht werden, um der Arbeit Halt zu geben. Hierauf schneidet man an den, mit Spitzenstichen zu versehenden Stellen den Stoff aus und beginnt

Spitzenstiche in Maschinen-Arbeit. Halbe Größe.

die Füllung. Zuerst näht man die Stäbchen, indem man die Arbeit leicht vorschiebt, bis die richtige Länge erreicht ist, und befestigt die Stäbchen mit wenigen Stichen an der betreffenden Stelle des Stoffrandes. Beim Kreuzen der Stäbchen ist genau auf die etwa einzufügenden Spinnen zu achten, um nicht das ganze Stäbchen noch einmal umnähen zu müssen, wenn eine Spinne vergessen wurde. Man muß recht langsam und nach sich zu nähen, indem man den Rahmen von sich schiebt, weil sich sonst der Faden nicht schlingt, sondern knüpft. J. H. in München.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamerstr. 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltungs-Beilage

14. April 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 8.

Nachdruck verboten.

Der eitle Wacknitz.

Roman von Katharina von Doering in Berlin.

1.

Die Sonne schien.

Grell, neugierig drangen ihre Strahlen durch die geöffneten Schlafzimmer-Fenster des Lieutenants von Wacknitz, spielten und tanzten auf der Diele umher, als ob sie eine wahre Menuet aufführten, und schossen in schrägem Strahl durch die geöffnete Thür des Nebenzimmers.

Eine große Hummel flog herein. Sſ—um! S—ſum! — Bum! Da rannte sie mit ihrem dicken Schädel gerade gegen den Thürpfosten. Etwas benommen blieb sie sitzen, wie jemand, dem plötzlich eine Ahnung über seine eigene Thorheit aufdämmert. Aber wie manche anderen auch, überwand sie diese unbequeme Neigung zur Wahrheit schnell und fing an sich zu putzen.

Als Beinchen, Flügel und das hübsche gelb und braune Kleid wieder in Ordnung waren, bekam sie auch Augen für ihre Umgebung. Diese war ihr unverständlich, aber sie war da, und so ergab sie sich darein.

Sie war keine philosophische Hummel, die sich quälte herauszukriegen, warum der Sopha-Ueberzug im Nebenzimmer graue Putten mit grauen Rosengewinden auf rothem Grunde zeigte und nicht rothe Putten mit rothen Rosengewinden auf grauem Grund, und in welcher Beziehung der Ueberzug zu dem Sopha-Teppich und der Tischdecke stand, auf deren Randborte einbeinige Greifen sich zu zwei und zwei grimmig anblickten und sich gegenseitig ihre einzigen Beine zu mißgönnen schienen. Sie war auch keine atheistische Hummel, die mit volltönendem Brummen erklärte, der Urheber dieser beiden Zimmer und noch einiger anderer Dinge sei eine leere Einbildung anderer überschwänglicher Hummeln oder des ungebildeten Hummelvolkes. Sie war eine Hummel, die summte und brummte, wenn es ihr gefiel, und die noch mehr summte und brummte, wenn man sie daran zu hindern suchte. Zu guterletzt war sie eine neugierige Hummel, die mit großem Interesse alles betrachtete, was ihre Augen nur in sich aufnehmen konnten.

Besonders ein schwarzer, großer, beweglicher Fleck auf der Diele fesselte sie so, daß sie ihn fortwährend anstarrte.

Es war ein Schatten, natürlich der Schatten eines Menschen in sitzender Stellung. Der eine Arm bewegte sich hin und her; eins der Beine (sie schienen sehr lang zu sein) war nach vorn ausgestreckt. Wenn der Kopf sich wendete, gekrönt mit einem dicken Wulst, wahrscheinlich die Andeutung sehr starker Haare, so erschien in der Mundgegend eine nach oben gezwirbelte Spitze, die einen üppigen Schnurrbart zu bezeichnen schien.

Die Hummel hielt das lange Sitzen nicht mehr aus. Wutsch, war sie um die Ecke, los auf den Schattenbesitzer, und bums! da prallte sie ab von dem ungeduldig zurückgeworfenen Kopfe des so ungestüm Besuchten.

„Können einen denn die verdammten Bestien selbst hier nicht in Ruhe lassen?“ grollte er. Dann, die wiederum betäubte Hummel mit dem Taschentuch vom Fußboden aufnehmend, ging er an das offene Fenster des Schlafzimmers und schüttelte sie auf die Straße.

„Winkst Du mir so krampfhaft mit dem Tüchlein?“ rief von der Straße herauf ein junger Infanterie-Offizier.

„Nein, eigentlich nicht! Ich winkte einer Hummel ab. Aber da Du einmal da bist . . . .“

Der andere war schon in der Hausthür verschwunden. Wacknitz ging selbst, ihm zu öffnen.

„Na, Erich, was giebt's?“

Der eintretende junge Offizier drückte die eine Hand auf den Korb seines Degens, sodaß derselbe wagerecht von ihm abstand, und schob mit der anderen die Mütze in den Nacken, wodurch sein dichtes Haar sichtbar wurde; es hatte einen röthlichen Anflug, ebenso der Schnurrbart. Der Offizier besaß ein schönes, offenes, intelligentes Gesicht, heiter blickende Augen; dazu war er schlank und hochgewachsen.

„Guten Tag, alter Junge!“ sagte er und warf seine Mütze auf den Tisch. „Hast Du 'was zu trinken hier? Verdammte Hitze heut' für Ende September!“ Er setzte sich auf das Puttensopha, seine Beine so weit als möglich von sich streckend. „Ist das ein Staub hier in dem infamen Berlin!“

Wacknitz stand vor ihm, die Hand auf den Tisch stützend, und lachte. Er war noch einen guten halben Kopf größer als sein Freund Erich Heyden; Haar und Schnurrbart waren blond, sein Gesicht hatte schärfer umrissene Züge als das seines Kameraden, und um die Mundwinkel zuckte es oft wie leise spottend. Wenn er die Menschen ansah, so lag in seinem Blicke etwas Durchdringendes, als könne er tief in ihre Seelen schauen; Er war als ziemlich verschlossen bekannt, obgleich er nie mit seiner Meinung zurückhielt, und bezeigte sich oft nachlässig in seinen Reden, bis zur Trivialität. Ueberhaupt war er ein Garde-Lieutenant durch und durch, über den schon mancher Fernerstehende die Achseln gezuckt hätte.

„Wasser oder Bier gefällig?“ fragte er.

Erich antwortete nur mit einem mitleidigen Achselzucken, was Wacknitz richtig zu deuten schien, denn er stellte zwei Flaschen Bier und eben so viele Gläser auf den Tisch und legte Cigarren und Feuerzeug daneben.

Eine Zeit lang saßen beide trinkend und rauchend neben einander, jeder in eine Sopha-Ecke gedrückt; der eine vor sich hinlächelnd, der andere jenen mit einer gewissen Theilnahme betrachtend, obgleich in seinen stahlblauen Augen ein etwas kalter Ausdruck lag.

„Sage 'mal, Erich, Du schmunzelst ja so? Was ist Dir denn Gutes passirt?“ fragte er endlich, sich behaglich dehnend.

„Passirt? Eigentlich nichts! Mir ist nur sehr angenehm zu Muthe!“

„Etwas verliebt?“

„Eigentlich sehr! Doch Du bist ein Spötter! Ich gebe Dir meine schönsten Gefühle nicht preis!“

Wacknitz lachte, — freundlich, aber ein ganz klein wenig mitleidig. „Ja siehst Du,“ sagte er, „ich glaube eben nicht daran!“

„An was glaubst Du nicht? An meine Verliebtheit? Oder vielleicht diesmal an meine Liebe?

„An jede Liebe.“ Nachlässig kamen die Worte aus seinem Munde, von einer Rauchwolke begleitet. „Es ist alles nur Selbstsucht,“ fuhr er fort, „und wenn wir es Liebe nennen, so täuschen wir uns, oder wir sind Heuchler. Vielleicht sind wir auch alle Heuchler,“ fügte er hinzu und dehnte sich wieder.

„Erlaube, Verehrtester!“ sagte Erich höflich. „Heute könntest Du Dich denn doch stark verrechnet haben. Wenn Du Dich zu den Heuchlern zählst, so sei Dir dieser Spaß immerhin unbenommen; ich selbst protestire sehr energisch dagegen. Mir ist es dieses Mal wirklich ernst!“ Er lachte. „Nein, in Wahrheit, Scherz bei Seite!“ Seine heiteren Augen wurden nachdenklich, und ein fester Zug legte sich um den feingeschnittenen Mund.

„Das nächste Mal ist's Dir vielleicht noch ernster; aber wahr ist's doch, was ich sage!“ bemerkte Wacknitz. „Wenn Du sagst: Ich liebe Dich, Anna, oder Luise, oder Isabella, dann meinst Du eigentlich damit nur: Ich liebe Dich, Erich von Heyden!“

„Hol' Dich der Kuckuck!“

„Entweder Du langweilst Dich, oder Du amüsirst Dich, oder irgend 'was schmeichelt Deiner Eitelkeit. Anna hat Dich unterhalten, oder Luise hat über Deinen Witz gelacht, oder Isabella hat Dich bevorzugt. Immer Du, Du und nochmals Du!“

„Hör' 'mal, bist Du denn immer kühl, Du alter Cour-Schneider?“

„Nein, im Gegentheil!“ Er lachte wieder, diesmal beinah' herzlich. „Wenn ich eben in meinem Innersten 'was fühle, dann sage ich mir einfach, das bedeutet auch: Ich liebe Dich, Wilhelm von Wacknitz! Und im übrigen laß ich den Dingen ihren Lauf. Aber sage 'mal, wer ist denn die heutige Angebetete?“

Erich Heyden erröthete wie ein Knabe und gestand leise: „Mimi Felden.“

„Niedlich! Noch ein bißchen jung und unreif, aber Du kannst sie Dir ja erziehen!“

„Schweig! Sie hat noch nicht die geringste Ahnung. Uebrigens fürchte ich, daß meine Erziehungskünste scheitern würden,“ fügte er ärgerlich hinzu. „Sie weiß sehr genau, was sie will! Kommst Du mit ins Casino?“

„Ja, das können wir machen!“

Beide standen auf. Wacknitz verschloß die Arbeit, bei der ihn die Hummel gestört hatte, und ergriff Mütze und Degen.

„Du,“ sagte Heyden herzlich, „glaubst Du auch, daß Deine Mutter Dich nicht geliebt hat?“

„Kann ich nicht beurtheilen, sie starb bei meiner Geburt!“ Er ließ Erich hinaus, folgte ihm und warf die Thür fast heftig ins Schloß.

2.

Vor dem großen Spiegel, in kleinem, wohnlichem Zimmer steht ein junges Mädchen und setzt sich den breitkrämpigen Strohhut auf, — Heyden's stille Liebe: Mimi Felden.

„So!“ sagt sie befriedigt und greift nach den Handschuhen. „Wo ist denn mein Schirm? Lili, hast Du meinen Schirm?“

„Ja,“ ruft eine jugendliche Stimme aus dem Nebenzimmer, „ich versuch' eben, den Matz 'runterzuholen. Er hat sich wieder auf die Gardinen-Stange verbiestert!“

„Aber Lili! Es ist doch empörend! Kannst Du denn im ganzen Hause nichts anderes finden als meinen guten Sonnenschirm, um den dummen Vogel zu scheuchen? Nimm doch Deinen, wenn's durchaus einer sein muß!“

„Schrei doch nicht gleich!“ antwortete Lili heftig. „Da hast Du Deinen Knicker!“ Und hinein fliegt er zur offenen Thür, Mimi gerade vor die Füße.

„Lili!!“

Lili geht im Nebenzimmer auf und ab und singt vor sich hin, als wüßte sie von nichts.

Mimi nimmt den Schirm auf und beißt sich auf die Lippen. Die Stirn gerunzelt, die blauen, sprechenden Augen blitzend, steht sie einen Augenblick unschlüssig da, ob sie wüthend werden solle oder nicht. Sie entscheidet sich für das letztere und geht auf eine nach dem Flur führende Thür zu.

Eben wollte sie die Schwelle überschreiten, als eine ältere Dame durch dieselbe Thür eintrat.

„Wo willst Du hin, Mimi?“ fragte sie freundlich.

„Ich will Lotte selbst abholen von der Bahn, und jetzt ist es schon bald Zeit. Sieh', es ist gleich vier Uhr, Mutter!“

„Aber liebes Kind, bei der Hitze! Du holst Dir ja den Sonnenstich!“

„Ach, Mama, bitte, laß mich! Bitte!“

Die Haltung des Mädchens war frei und entschlossen; der Ausdruck des Gesichtes sagte: Wenn Du mich nicht lassen willst, so werde ich auch ohne Erlaubniß gehen. Aber um den Mund lag ein anderer Zug, ein neu hinzugekommener, man möchte sagen ein hinzugewonnener, der dem trotzigen Kindergesicht eine charaktervolle Weichheit verlieh, ein Zug, der den Willen kund thut, den eigenen Trotz zu brechen. Und in dem Klange der Stimme hörte das Ohr dieselbe sympathische Milde, die das Auge um die Mundwinkel spielen sah.

Mimi von Felden war eine derjenigen jungen Damen, die sich mit Entschiedenheit von der stets begleitenden Jungfer losgemacht hatte; denn im Jahre des Heils 1869 war es in Berlin ja beinahe noch unpassend für ein junges Mädchen der höheren Stände, allein durch die Straßen zu gehen.

„Ich benehme mich doch anständig,“ sagte sie, „und wenn mir jemand zu nahe kommt, muß ich die Therese auch noch mit vertheidigen, wenn sie nicht vorher aus Angst davon läuft.“

Sie hatte auch keine große Mühe gehabt, ihren Willen durchzusetzen; denn der General, ihr Vater, betrachtete seine beiden Töchter, da er keine Söhne besaß, als eine Art von Zwischending zwischen Mann und Weib, und je unabhängiger sie waren, desto mehr Freude hatte er an ihnen.

Mimi richtete ihre Schritte nach dem Bahnhofe. Es war schwül und staubig. Die Gäule vor den Droschken ließen die Köpfe müde hängen; die Ziehhunde standen keuchend vor den niedrigen kleinen Wägelchen, streckten die Zunge aus dem Maul und starrten mit gesenktem Kopf und glanzlosen Augen vor sich hin, als erwarteten sie alle, in den nächsten fünf Minuten toll zu werden. Der Staub lag dick auf den Bäumen, sodaß sie wie gemachte Pflanzen aussahen, die man lange abzuwischen versäumt hatte, und selbst die Spatzen machten einen graueren und vagabundenhafteren Eindruck als gewöhnlich.

Mimi ging, in ihre Willkommens-Gedanken versunken, weiter, den Schirm aufgespannt und die schattige Seite der Straßen suchend. Sie hatte etwas Bestimmtes, Sicheres im Gang und trat fest auf, sodaß es die Anmuth sogar etwas hinderte. Aber auch in dem fast soldatischen Schritte des jungen Mädchens zeigte sich eine gewisse Selbstzucht, ein „Ich will mich nicht gehen lassen, wenn ich es auch gern möchte“.

Auf dem Bahnhof angekommen, hatte sie noch einige Minuten Zeit, bis der Zug kam, und ging langsam auf und ab, immer wieder nach der Seite spähend, woher er kommen mußte.

„Guten Tag, Mimi, was machst Du hier?“

Sie sah rasch auf. Ein blutjunger Offizier stand vor ihr.

„Eigentlich müßt' ich Dir die Frage zurückgeben; was machst Du hier, Vetter Hänschen?“

Er wurde ein wenig verlegen. „Unter uns gesagt, Mimi, ich hörte durch die Tante, Lotte würde heut' bei Euch erwartet, und da dachte ich . . . .“

Mimi lacht gutmüthig, ein wenig spöttisch. „Hänschen, Hänschen, seit wann datirt diese neueste und letzte Leidenschaft?“

Hänschen versucht böse auszusehen. „Nenn' mich doch nicht immer so! Das ist ja lächerlich bei dem Schnurrbart!“ — Er hat wirklich schon einen netten Schnurrbart und reißt wüthend daran. Mimi legt ihm die Hand auf den Arm und lacht ruhig weiter. „Unter uns gesagt, Mimi, weißt Du, ich langweile mich cannibalisch, und da . . . .“

„Liebe kommt immer von Langweile,“ sagt Mimi ernst, „und weil ich mich nie langweile, deswegen verliebe ich mich auch nie! Und weil Du nie arbeitest, darum kommen Dir immer solche unsinnigen Gedanken.“

„Ein Mann hat doch das Recht zu lieben, hoff' ich!“ sagt er patzig.

„Ein Mann, ja, meinethalben, aber kein . . .“ Grüner Junge wollte sie sagen, aber sie verschluckte es, um ihn nicht zu verletzen. „Zeige Dich 'mal erst als Mann!“

Da donnerte der Zug heran.

„Da ist sie, komm Hans, hier!“ rief Mimi und stürmte vorwärts.

„Lotte, Lotte!“ Die Thür wurde aufgerissen, und aus dem Wagen stieg ein hochgewachsenes, schlankes Mädchen.

„Wie lieb, Mimi, daß Du da bist! Und Du auch, Hänschen? Du kannst mir gleich mein Gepäck besorgen.“

Sein Gesicht wurde im ersten Augenblick ein bißchen lang, aber die Ritterlichkeit siegte. Er nahm den Gepäckschein und ging.

„Nun, Mimi? Du altes, liebes Ding? Gar nicht sehr verändert! Doch, ein bißchen; laß 'mal sehen!“

Mimi lachte. „Komm nur! Hans winkt dort schon.“ In der That kam er schon wieder.

„Die Droschke wartet. Kommt, ich werde Euch verstauen!“

„Nur unter der Bedingung, daß Du Dich mit verstaust, Hänschen,“ antwortete Lotte.

Sein hübsches Knabengesicht wurde sehr vergnügt. Er half den Mädchen einer nach der anderen in die Droschke und setzte sich dann auf den schmalen Rücksitz, den Degen und seine Beine nur mit Mühe unterbringend.

„Ja, Mimi, ein bißchen verändert erscheinst Du mir allerdings!“

„Nicht wahr? Das sag' ich auch immer!“ rief Hans. „Sie ist gar nicht mehr so nett wie früher. Sie hat jetzt so 'ne infame Manier, einem plötzlich 'was zu sagen, was einen ganz wild macht. Früher war sie viel bequemer.“

„So?“ Lotte nickte mehrere Male mit dem Kopfe. Sie war entschieden sehr hübsch, viel hübscher als Mimi. Große braune Augen, mehr forschend als nachdenklich, und ein nicht kleiner, schön und sehr fest geschnittener Mund fielen am meisten in ihrem Gesicht auf. Wenn sie lachte, und es geschah nicht selten, lag plötzlich ein Zug von bezaubernder Liebenswürdigkeit um den Mund, während in den Augen ein gewisser beobachtender Ernst zurück blieb. Sie mochte vierundzwanzig Jahre alt sein.

Sie war eine Nichte des Generals Felden, Tochter seines einzigen verstorbenen Bruders, und wohnte bei einer alten Tante in einer kleinen Provinzialstadt Mitteldeutschlands.

„So?“ wiederholte sie und sah Hans lächelnd an, „dann weiß ich auch, worin die Veränderung besteht.“

„Na?“ fragte er erwartungsvoll.

„Das verstehst Du nicht.“

Er sah unzufrieden aus. Dadurch nahm sein hübsches Gesicht gleich einen gelangweilten Ausdruck an, den eines maulenden Kindes. Er drehte den Kopf fort und blickte, ohne ein Wort zu sprechen, zum Wagenfenster hinaus, die Unterlippe unbewußt vorstreckend. Unbewußt, das war der Stempel, der auf seinem ganzen Wesen lag. Es war, als ob es die Laune sei, die dieses von Natur angenehme, aber vollkommen ausdruckslose Gesicht beherrsche.

Lotte runzelte ein wenig die Stirn, als sie ihn so sah, fuhr aber ruhig fort, Mimi nach dem Wohlergehen der Familie zu befragen.

„Was macht Lili?“

Mimi wurde etwas erregt. „Sie ist immer die Gleiche; es geht ihr sehr gut.“

„So? Dann müßt Ihr also jetzt noch ungleicher sein als früher, denn Du bist nicht mehr dieselbe. Hans, Deinem Vater geht es gut, er läßt Dich tausendmal grüßen.“

Hans von Roden hatte seine Mutter schon lange verloren; sein Vater, der ihn abgöttisch liebte, verzog ihn für zwei. Der alte Herr lebte in derselben kleinen Stadt wie Lotte, arbeitete dort als Rechtsanwalt und führte ein einförmiges Witwerleben. Von Weihnacht zu Weihnacht freuten er und seine Haushälterin sich auf den Besuch des Jungen, des „Herrn Leitnants“, wie ihn die alte Jule nannte, seitdem er die Uniform trug. Dieser ließ sich dann mit Gönnermiene verziehen, aß alles, was ihm Jule vorsetzte, mit Wolfshunger, aber ohne Verständniß.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

was die Alte sehr kränkte, langweilte sich gräßlich und war froh, wenn er mit Anstand wieder fort konnte.

Als Lotte ihm die Grüße seines Vaters brachte, blieb er ziemlich gleichgültig, dankte nachlässig und versenkte sich wieder in den Anblick des Droschkenfensters.

Lotte beobachtete ihn schweigend; als sie aus der Droschke stiegen, sagte sie freundlich: „Armer Hans! Du scheinst Dich hier todtunglücklich zu fühlen; könnte der Onkel nichts dazu thun, Dich versetzen zu lassen?"

Er wurde dunkelroth bis unter die schräg sitzende Mütze, und an diese greifend, verabschiedete er sich mit einem wüthenden Blicke.

„Willst Du nicht bleiben? Mama erwartet Dich eigentlich zum Abendbrod," sagte Mimi, „und Lotte ist ja auch da!" Sie sah ihn schelmisch an.

„Der ist es ja ganz recht, wenn ich abschiebe," erwiderte er ärgerlich, aber schon schwankend.

„Laß nur gut sein, Hans! Ich werde versuchen, Dich nicht mehr zu ärgern; aber Du mußt mir versprechen, Dich nicht mehr zu langweilen!" Lotte hielt ihm die Hand hin und sah so bezaubernd liebenswürdig aus, daß ihm das Herz auf einmal wieder bis an den Hals schlug.

Er ging mit ins Haus, wo Lotte von allen mit Jubel begrüßt wurde, und bald vereinigte ein kräftiges Abendessen die Mitglieder der Familie.

Der General Felden saß obenan; er überblickte mit Zufriedenheit den Tisch, indem er seinen Töchtern zunickte. Hans theilte seine Aufmerksamkeit zwischen Lotte und seinem Teller.

„Nun, Lotte, erzähle!" sagte der General. „Wie geht es Tante Martha?"

„Danke, so weit ganz gut, und Hannen auch."

„Na, wenn es Hannen gut geht, dann ist ja alles in Ordnung," meinte Frau von Felden.

„Hat der Onkel viel zu thun?" fragte Mimi.

„O ja! Und außer seiner Thätigkeit macht er sich noch so viel mit Verbesserungen und Wohlthätigkeit zu schaffen, daß sein gutes Herz oft die eigenen Kräfte überschätzt."

„Hans," sagte Lili, „Du bist ja heute so schweigsam? Du scheinst mir wirklich unerlaubt hungrig. Dein Magen ist eben so gut wie das Herz Deines Vaters. Wann wirst Du uns Untröstliche verlassen?"

„Zu Weihnachten, wie immer, denk' ich."

„Dann kannst Du mich nach Hause begleiten, Hänschen," sagte Lotte. „Ich gedenke nämlich sehr lange hier zu bleiben." —

Nach dem Abendessen gruppirten sich alle um den runden Tisch im Wohnzimmer; der General holte die Zeitung hervor, um sie im Kreise seiner Familie zu lesen.

Er vertiefte sich gewöhnlich so in die Politik, daß er nichts sah und hörte von dem, was um ihn vorging, und mit „hm" auf alle Fragen antwortete, die an ihn gerichtet wurden.

Hans saß neben Lotte und verschlang sie mit den Augen, sodaß Lili nicht unterlassen konnte, ihm zu sagen: „Thu' mir den einzigen Gefallen und stiere Lotte nicht so furchtbar an; ich dächte, Du müßtest Dir ihr Bild nun endlich eingeprägt haben!"

„Laß doch den armen Jungen," meinte Lotte, „sieht doch die Katz' den Kaiser an!"

Hans lehnte sich zurück, drehte an seinem Schnurrbart, musterte Lotte wieder zärtlich und gähnte schließlich. Dann versank er in Nachdenken, holte seine Uhr heraus und erklärte, daß er fort müsse.

„Was, Du gehst doch nicht schon zu Bett?" fragte der General. „Langweilst Dich wohl mit den Mädchen?"

„Nein Onkel, aber die Kameraden . . ." Er war offenbar verlegen und erröthete leicht.

Der Onkel drohte ihm mit dem Finger. „Junge, Junge, daß Du mir keine Dummheiten machst! Die Kameraden könnten doch auch 'mal warten."

Hans hatte das entschiedene Bestreben fortzukommen, umging daher eine Antwort und küßte der Tante und Lotte die Hand, während Mimi und Lili nur mit einem Händedruck beehrt wurden.

„Ich weiß nicht," sagte Frau von Felden zu ihrem Mann, als Hans die Thür hinter sich geschlossen hatte, „der Junge gefällt mir gar nicht recht seit einiger Zeit; er hat so etwas Unstätes im Wesen."

„Ja, und immer so kratzig," meinte Lili und vertiefte sich in das Zeitungsblatt, das der General eben vor sich auf den Tisch gelegt hatte.

„Schreibt er oft nach Hause?" fragte Mimi.

„Manchmal, aber sehr selten," antwortete Lotte. „Es handelt sich dann gewöhnlich um Geld. Onkel Albert kommt dann meistens zur Tante, und die beiden verhandeln zusammen."

„Hm," sagte der General. Diesmal legte er das andere Zeitungsblatt auch hin und sah etwas nachdenklich aus.

Lili machte sich das zu nutze und annectirte beide Blätter.

3.

Einige Wochen später, — abends sollte es auf einen Ball gehen, — saßen Lotte und Mimi behaglich in Mimi's kleinem gemüthlichen Zimmer und schwatzten.

Es dämmerte schon, denn die Tage verkürzten sich stark, und um fünf Uhr war man genöthigt, Licht anzuzünden.

Die beiden Mädchen ließen die Hände müßig im Schoße ruhen, und das muntere Geplauder verstummte nach und nach, während der Abend rasch herniedersank.

„Lotte," sagte Mimi nach längerem Schweigen, „ist Dir nicht aufgefallen, wie ungleich Hans in seinem Wesen ist?"

„Ja, ich habe die unangenehme Ueberzeugung, daß er spielt, Mimi. Du vielleicht auch?"

„Ja, ich auch."

„Täuschen wir uns auch nicht? Hans ist sehr jung. Er hat vielleicht einmal verloren und ist nun abgeschreckt."

„Da kennst du ihn schlecht! Ich habe so oft gesehen, wenn er mit Lili Karten oder ein Brettspiel spielte, wie er leidenschaftlich wurde und gar nicht aufhören konnte. Verloren hat er gewiß, aber gerade deswegen will er wieder gewinnen."

„Ich glaube, Du hast recht! Er ist so launig: einmal sehr lustig, dann sehr unliebenswürdig. Er muß ziemlich in der Klemme sein."

„Ja, sehr! Und trotzdem vertraut er sich niemandem an. Er ist verschlossen."

„Glaubst Du, daß er, abgesehen von diesem unangenehmen Punkt, eigentlich sehr viel zu verschließen hat?"

Mimi mußte lachen, dann wurde sie ernst. „Offen gestanden, nein, ich glaube es nicht."

„Ich denke, er schließt zu, weil sehr wenig dahinter ist."

„Nein, Lotte, das ist zu viel gesagt. Er thut es nicht mit Vorsatz, bei ihm ist alles instinctiv. Hast Du schon bemerkt, wie er einen ansieht?"

„Ja, er hat manchmal den Blick eines Hundes."

„Nicht wahr? Und man kann, wie bei manchem Hunde, nicht voraussehen, wie er sich in der nächsten Minute benehmen wird. Er sieht ganz freundlich aus; und plötzlich ist's, als ob man ihn auf irgend eine Weise erregte, und er wird böse und wild."

„Ja, wie wenn man dem Hund auf den Schwanz tritt oder ihm einen Knochen fortnimmt."

„Manchmal habe ich gedacht, es fehle ihm ein Sinn, — nicht einer von den fünfen, ein anderer."

„Und wie nennst Du diesen sechsten Sinn?"

Mimi zögerte einen Augenblick, als suche sie selbst nach einem Namen. „Ich habe ihn bis jetzt noch nie benannt, Lotte, ich habe es nur gefühlt. Ich glaube der Sinn des letzten Verständnisses, des feinsten, der fehlt ihm."

„Aber Kinder," rief in diesem Augenblicke Frau von Felden, „fangt Ihr denn noch nicht an, Euch anzukleiden? Ihr leistet doch wirklich das Unglaubliche im Schwatzen!"

Die Mädchen sprangen auf.

„Ich komme zum Anziehen in Euer Schlafzimmer," rief Lotte und lief fort.

Das Schlafzimmer der beiden Schwestern war möglichst hell erleuchtet; es brannten zwei Kerzen vor dem alten „Trumeau", der noch aus Großmutters Zeiten stammte und aus drei verschiedenen Glasscheiben zusammengesetzt war. Wenn man hineinsah, wo die Scheiben an einander gefügt waren, so hatte man plötzlich ein ganz kurzes oder nur ein halbes Gesicht, oder keine Taille, oder nur Oberkörper und Beine. Auf den Betten lagen sorgfältig ausgebreitet die Ballkleider nebst Zubehör, und eben trat Therese, das Zimmermädchen, herein und trug, hoch erhoben in der Rechten, Lotte's Kleid.

„Fräulein Lotte kommen gleich," sagte sie und legte das Kleid sorgfältig auf das Sopha.

„Ist auch Zeit!" rief Lili, die im Zimmer auf und ab rannte, „es ist gräßlich, wie die Menschen unpünktlich sind; wir werden gewiß zum Cotillon hinkommen!"

„Unterdessen fangen das gnädige Fräulein vielleicht selber an," wagte Therese zu sagen.

„Ach, ich werde immer noch fertig!" Sprach's, ergriff einen Roman und setzte sich in die Sopha-Ecke, halb auf Lotte's Kleid.

„Lili, mein Kleid! Du Unhold, steh 'mal auf!" Lotte stand erzürnt vor der Base.

„Schrei doch nicht gleich, was schadet das denn!"

Mimi trat ein und kleidete sich hastig aus. „Papa darf nicht warten, Kinder, sputtet Euch! Therese, bitte, meinen Rock!"

„Therese, die Gummibänder an meinen Schuhen sind zu weit; bitte, nähe sie etwas ein." Lili warf ihr die Schuhe zu, und mit einem Seufzer fädelte sich Therese die Nadel ein.

„Bitte, Therese, wenn Sie da fertig sind, sehen Sie 'mal nach, was hier fehlt. Es ist etwas aufgegangen." Therese biß den Faden am Schuh ab und kniete vor Lotte nieder, ihr den Rock raffend.

„Therese, ich glaube, jetzt sind sie zu eng," sagte Lili mitleidslos und warf ihr die Schuhe wieder hin.

„Kinder, seid Ihr bald fertig?" ertönte die Stimme Frau von Felden's. „Papa wartet schon."

„Gleich, Mama," sagte Lili mit dem Tone der tiefsten Ueberzeugung, obgleich sie in Strümpfen und im Unterrock auf dem Sopha saß, während sich der unglücklichen Therese der Zwirn immerzu ausfädelte.

„Bitte, schnür' mir das Kleid hinten zusammen, Therese," bat Mimi.

„Aber ich hab' ja doch man nur zwei Hände!" sagte Therese nervös stichelnd.

Unterdessen saß der General in seinem Zimmer, fix und fertig, und sah nach der Uhr.

„Marie, wo stecken denn die Mädel? Da soll doch gleich ein Donnerwetter!! Man sollte denken, sie hätten eher einen Kaffernhäuptling zum Vater, anstatt einen preußischen Soldaten."

„Sie kommen gleich, Georg; es kommt ja auch nicht darauf an, ob wir etwas später oder früher bei der Gräfin Wittsberg eintreffen," und Frau von Felden trat in Mantel und Kopftuch ein, die Handschuhe anziehend.

„Es ist doch zum Auswachsen mit den Weibsleuten; Du bist Dein Lebtag fertig geworden, aber das hast Du nur von mir gelernt."

„Ich komme um vor Hitze; man erkältet sich noch!" sagte Frau von Felden und zog den Mantel wieder aus.

Endlich öffnete sich die Thür, und die drei Mädchen traten ein. Die Gesichter glühten schon unter den Kopftüchern, die Röcke waren hoch aufgenommen unter den Mänteln, und die Hände bemühten sich, Handschuhe, Fächer und Rock zu halten.

„Aber Lili," sagte die Mutter, „Du hast Dich wieder schlecht aufgenommen. Du wirst mit einem Schlunz in den Ballsaal kommen, und ich sehe schon, daß der Rock schief sitzt."

„Mama, schimpfe doch nicht immer! Ich brauche blos in ein Zimmer zu kommen, wo Du bist, so siehst Du gleich 'was Schiefes an mir."

Frau von Felden ging ruhig auf sie zu und nahm ihr den Rock auf. „So!"

„Bitte, Mama, laß mich; ich kann's nicht leiden, wenn man mich anfaßt!"

„Wie machst Du's denn beim Tanzen? Vollführst Du das allein?" Lotte sagte dieses fragend, und ihre Augen leuchteten wie ein paar Sterne unter dem Tuche hervor.

„Ach, Ihr seid unausstehlich!" entschied Lili. „Papa, ich geh' jetzt, wir kommen viel zu spät. Ich kann nicht leiden, wenn man unpünktlich ist!"

„Kuckucksmädel," brummte der General, „jetzt habe ich am Ende noch auf mich warten lassen, und sie ist wieder oben auf!"

4.

In der Dorotheenstraße, in einem herrschaftlichen Hause, war eine Fensterreihe ganz erleuchtet, der Beweis dafür, daß dort hinter den hellen Scheiben Gäste erwartet wurden. Hohe, schöne, große Zimmer empfingen die Besucher, altmodisch, aber behaglich ausgestattet. Die Möbel waren theils gerade und dünnbeinig, Stücke aus alter Zeit, theils derb und etwas schwerfällig: Schränke, große Spiegel und Sophas, die breitspurig an der Wand standen, als wollten sie sagen: Hier steh' ich und hier bleib' ich, und keine Macht der Welt rückt mich vom Platz! Das kümmerte aber ihre Besitzerin, die alte Gräfin Wittsberg, nicht im geringsten; denn die alten und ältesten Stücke mußten es sich oft gefallen lassen, die Plätze zu ändern, da es ihr Spaß machte, ihre Zimmereinrichtungen ungefähr alle Vierteljahre ganz umzustellen.

Die kleine, alte, zierliche Dame, mit dem klugen, freundlichen Gesicht, aus dem zwei graublaue Augen durchdringend in die Welt blickten, mochte wohl fünfundsiebenzig Jahre zählen. Sie trug ein schwarzseidenes Kleid und eine gleichfarbige Spitzenhaube und hielt sich so gerade und anmuthig, als habe sie sich ihr Lebenlang nie an einen ihrer steifrückigen Stühle gelehnt. Flink wanderte sie aus einem Zimmer ins andere, rückte hier und da einen breitbeinigen Stuhl zurecht, um einen spindelbeinigen mehr zur Geltung zu bringen, und stellte sich kerzengerade in die Mitte des Zimmers, ihr Kleid glatt streichend, als der Diener meldete: „Herr Lieutenant von Wacknitz."

Dieser folgte dem Meldenden auf dem Fuße und stand sich tief verneigend vor ihr, ehe sie noch hatte willkommen sagen können!

„Das ist schön, daß Sie so pünktlich sind, lieber Freund," sagte sie, ihm die Hand schüttelnd. „Es giebt noch so vieles für das junge Volk einzurichten, was ich nicht mehr verstehe, ich bin darin hinter meiner Zeit zurückgeblieben. Ich müßte eigentlich sagen: hinter Ihrer Zeit, denn meine ist schon gewesen."

Er reichte Helm und Degen dem Diener und lächelte. „Nun, Frau Gräfin haben Sich doch herrlich hineingefunden in die neue Zeit."

„Nicht so ganz, mein Freund, nicht so ganz. Sie macht mir manches Mal Angst, und ich freue mich, daß ich todt sein werde, wenn die allerneueste heraufkommen wird."

„Was nennen Sie die allerneueste?" Er schob ihr einen Lehnstuhl hin und setzte sich ihr gegenüber.

Sie wiegte das Haupt langsam hin und her, und die Hände auf die Armlehnen legend, sagte sie: „Es geht mir im Volke zu unruhig her. Es bereitet sich etwas vor, worüber ich mir selbst keine Rechenschaft geben kann; aber es ist mir ungemüthlich, und ich freue mich, daß ich todt sein werde, wenn es ausgereift ist."

„Meinen Sie die revolutionären Elemente, Frau Gräfin? Die hat es immer gegeben, und wir werden gewiß damit fertig werden."

„Vielleicht! Vielleicht aber ist es nicht so oberflächlich, daß man damit fertig werden kann. Die Deutschen, auch die der unteren Schichten, sind Gefühlsduseler, sagen wir ganz ruhig Idealisten, und mit Idealisten wird man bekanntlich nie fertig; sie sind wie die Sprungfedern."

„Meiner Ansicht nach, Frau Gräfin, giebt es kaum gröbere Materialisten als die unteren Volksschichten."

„O, es giebt auch Idealisten des Materialismus, glauben Sie mir! Der ist vorläufig nur faute de mieux! Aber nun, mein Lieber, lassen wir das, und sehen Sie Sich die Sachen im Nebenzimmer an. Ich rechne auf einen idealen Cotillon, das ist Ihre Sache. Sie rechnen auf ein ideales Büffet, das ist meine Sache. Ist das nicht auch idealer Materialismus?"

Er erhob sich und ging ins Nebenzimmer, um des ihm aufgetragenen Amtes zu walten, — hatte er doch geradezu eine Art Berühmtheit als Ballordner, — während sie sinnend sitzen blieb, gerade vor sich hin blickend.

Als er wieder eintrat, waren schon verschiedene Kameraden um die alte Dame versammelt, unter anderen Heyden und Hans Roden. Er begrüßte sie flüchtig und überflog mit schnellem Blick eine hohe, ihm unbekannte Gestalt, die neben der Gräfin stand, die Hände auf dem Rücken, vertraulich plaudernd, wie ein langjähriger Bekannter.

„Graf Delsberg," stellte sie ihm vor. „Landwirth, meine Herren; paßt gar nicht in diesen bunten Kreis mit seinem schwarzen Rock."

Immer neue Gestalten traten ein, und bald waren die Zimmer gefüllt mit bunten Uniformen, mit rauschenden Seiden- und duftigen Ballkleidern. Als letzte fast erschienen Feldens mit Lotte, die sofort Wacknitz' Aufmerksamkeit erregte.

„Du," sagte er zu Heyden, „wer ist das auffallend hübsche Mädchen da neben Frau von Felden?"

„Verwandte, Nichte des Generals," antwortete Heyden zerstreut und begab sich zu Mimi, sie um den ersten Walzer zu bitten, da die Musik schon anstimmte.

Wacknitz ließ sich Lotte vorstellen und verbeugte sich vor ihr. Sie erhob sich, und als er mit ihr zum Tanze antrat, flog sein Blick bewundernd über ihre schöne Gestalt. Sie bemerkte es und lächelte, indem sie seinen Blick erwiderte und scharf und kritisch sein Gesicht musterte. Im nächsten Augenblicke gaben sich beide ganz dem Vergnügen des Tanzes hin.

Als er sie wieder an ihren Platz zurückführte, sagte er: „Sie tanzen gern, das merkte ich, es ging so leicht."

Sie lachte. „Ja, ich tanze gern; es kommt freilich drauf an, mit wem."

Er verbeugte sich. „Darf ich das Lob für mich beanspruchen?"

„Gewiß, wenn Sie es auf den Tanz beziehen!"

Ihre kühle Art gefiel ihm; sie gab seiner Sicherheit im Umgange mit ihr eine gewisse Behaglichkeit. Er unterhielt sich sehr viel mit ihr und ließ seiner guten Laune, seinem elastischen Geiste die Zügel schießen. Er freute sich an dem schönen, interessanten Geschöpfe, das ihm eigens dazu in den Weg getreten schien, damit sein Geist sich an dem ihren reibe, damit er sie von Zeit zu Zeit seine Ueberlegenheit fühlen lasse.

„Hier ist ein hübsches Plätzchen," sagte er etwas später am Abend zu ihr, nach einem Rundtanze, und wies auf ein kleines Cabinet, „man wird nicht gestoßen, und es ist nicht so heiß."

Sie traten ein. Auf einem alten Lehnstuhle saß Hans; neben ihm stand ein junger, elegant gekleideter Mann in Civil, mit dem er sich lebhaft unterhielt. Hans erhob sich rasch und bot Lotte seinen Platz an, indem er etwas verwirrt sagte: „Wenn es Dir recht ist, Lotte, so tanzen wir einmal herum. Herr von Wollnow," fügte er vorstellend hinzu.

Der andere verneigte sich und blieb im Gespräche mit Wacknitz stehen, als sich Hans mit Lotte entfernte.

„Wer ist das, Hans?" fragte sie.

„Ein Bekannter, wie Du siehst," sagte er leichthin. „Gefällt er dir nicht?"

„Wie kann ich das sagen? Ich habe nie ein Wort mit ihm gesprochen. Es scheint ein hübscher Mensch zu sein, sonst hab' ich nichts gesehen."

Nachdem er einige Male mit ihr die Runde gemacht hatte, führte er sie in das Cabinet zurück und wollte gehen.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Kaufmännischer Hülfsverein für weibliche Angestellte. — Als ich im Anfange meiner kaufmännischen Laufbahn stellenlos in Berlin umherirrte, wurde mir gerathen, mich an den „Kaufmännischen Hülfsverein für weibliche Angestellte" zu wenden, der Stellensuchenden Auskunft und Hülfe gewährt. Ich trat, nachdem ich mich über die Ziele genau unterrichtet hatte, dem Verein sofort als Mitglied bei und habe demselben zum größten Theile das gute weitere Fortkommen in meinem Berufe zu danken. Vielleicht kann es manchem jungen Mädchen, das unerfahren dem Leben gegenübersteht, nützen, wenn ich auf die vielen praktischen Einrichtungen dieses Vereins aufmerksam mache. Bei meinem ersten Besuch in den Bureaux, Oberwasserstr. 10, wendete ich mich an die General-Secretärin Frl. Jastrow. Bereitwilligst wurde mir durch sie Rath und Auskunft zu theil über alle auf den Erwerb bezüglichen Angelegenheiten, Berliner Lebensbedingungen, Arbeitsnachweis, Wohnungsverhältnisse u. dgl. In einem anderen Zimmer arbeitete die Sekretärin der Krankenkasse. Diese Kasse gewährt den Mitgliedern unentgeltlich ärztliche Behandlung, Arzneien und Heilmittel, wie kostenlose Aufnahme ins Krankenhaus und, bei Erwerbsunfähigkeit, eine laufende Unterstützung auf die Dauer von 26 Wochen. Auch stellenlose oder in unverschuldetes Unglück gerathene Mitglieder erhalten Unterstützung. Im dritten Zimmer befand sich das Bureau der unentgeltlichen Stellenvermittlung, die sich in den sechs Jahren ihres Bestehens der stattlichen Zahl von 2500 besetzten Stellen rühmen kann. In dem Lesezimmer liegen über 30 Tageszeitungen und eine Fülle von Journalen aller Art aus. Diese, wie die 3000 Bände der Bibliothek sind unentgeltlich zu benutzen. Zweimal wöchentlich ertheilt Fräulein Dr. med. Agnes Blum in einem der Bureaux-Räume Sprechstunde.

An der unter der Leitung des bekannten Pädagogen Herrn Dir. Dr. Schwalbe stehenden Handelsschule des Vereins unterrichten 22 Lehrer und Lehrerinnen. Die Schule hat es sich zur Aufgabe gemacht, die jungen Mädchen genau so gründlich auf ihren Beruf vorzubereiten, wie die jungen Kaufleute, damit sie mit denselben Kenntnissen, jedoch auch mit denselben Ansprüchen ins Leben treten können, wie jene; Geschäftskunde, Handelslehre, kaufmännisches Rechnen, Correspondenz, Englisch, Französisch, Stenographie und Behandlung der Schreibmaschine in ihren verschiedenen Systemen sind die Lehrgegenstände. — Neuerdings werden der Handelsschule auch technische Curse angegliedert, wie Zuschneiden, Schnittzeichnen u. s. w.

Der Verein veranstaltet fortlaufend für die Mitglieder freie Vorträge, theils belehrenden, theils unterhaltenden Inhalts, und mehrmals im Winter finden gesellige Abende statt.

Der Begründer und erste Vorsitzende des „Kaufmännischen Hülfsvereins für weibliche Angestellte" ist der durch großes Organisations-Talent ausgezeichnete Herr Julius Meyer. Ihm zur Seite steht als zweite Vorsitzende eine der thatkräftigsten Führerinnen der Frauenbewegung, Frau Schulrath Minna Cauer. Der Verein wurde im Mai 1889 gegründet und hat die Mitgliederzahl 6000 bereits überschritten. Der Beitrag für Berliner Mitglieder beträgt jährlich 3 M., für Auswärtige 4 M. Diejenigen, die der Krankenkasse angehören, haben außerdem jährlich 5 M. zu entrichten. — Mitglieder können ausschließlich im kaufmännischen Berufe thätige Frauen und Mädchen werden.

Diese großartige Organisation steht ganz auf dem Boden der Selbsthülfe, aus eignen Beiträgen und eigner Arbeit wird sie erhalten. Dieses Zusammenarbeiten weckt mehr und mehr das Standesbewußtsein und das Gefühl der Zusammengehörigkeit in den weiblichen Angestellten, welche bis vor kurzem noch als Eindringlinge in das geschäftliche Leben galten, nun aber überall, gleich ihren männlichen Collegen, gerechte Würdigung in geschäftlichen und staatlichen Kreisen gefunden haben.

Eine Buchhalterin.

Stift für ältere Damen. — Befindet sich vielleicht in der Nähe von Berlin oder in Berlin selbst ein Stift, in dem ältere Damen gebildeter Stände Aufnahme finden? Geld zum Einkaufen ist nicht vorhanden, doch könnte ich ein späteres Erbe von ca 6000 Mk. der Anstalt vermachen.

Abonnentin Pommern.

Langjährige Abonnentin in Neiße. — Leider vermögen wir Ihnen keine Firma anzugeben, die Uebersetzungen aus dem Englischen verwerthet. Ihnen und anderen Fragestellerinnen möchten wir dabei bemerken, daß Herr W. Schulten, Verlagsbuchhändler, in Duisburg i. Rheinland längst keine Verwendung mehr für derartige Uebersetzungen hat. D. Red.

Familienfeste.

Schwesterchens Geburtstags-Kranz. — Vier liebenswürdige Abonnentinnen aus Hornhausen bei Oschersleben übersandten uns eine sinnige „Erfindung": einen für ein kleines Mädchen bestimmten Geburtstags-Kranz, der aus Papierblumen und frischen grünen Blättern allerliebst zusammengestellt war. Diese wunderbaren Blüthen trugen aber, und das war das Hübscheste, schon eine vollständig ausgebildete Frucht in sich, einen Bonbon oder ein Pralliné, säuberlich von goldenem oder buntem Papier umhüllt, je nachdem es der Charakter der Blumen erforderte. — Die Herstellung von Papierblumen darf als so allgemein bekannt gelten, daß wir dafür keine Beschreibung zu geben brauchen; die Form der hübschesten Blüthen wird aus nebenstehender Zeichnung klar. Ausdrücklich war von den jungen Damen bestimmt, daß der Kranz ihnen nicht zurückgeschickt, sondern einem kleinen Mädchen übergeben würde. Wir haben diesen Auftrag gern ausgeführt und übermitteln an dieser Stelle den freudigen Dank der niedlichen Empfängerin. Aus dem poetischen Begleitschreiben der Vier geben wir nachstehend den Anfang als von allgemeinerem Interesse wieder.

D. Red.

Schwesterchens Geburtstags-Kranz.

Papierblumen mit Confect-Füllung.

Das Schwesterchen Geburtstag hat;
Da sinnen wir von früh bis spat
Zu bringen unserm jüngsten Kinde
Ein kleines Festtags-Angebinde.
Doch leider ist es trübe Zeit,
Der Garten noch kein Blümlein beut;
Drum helfen wir mit besten Willen
Des Sommers Arbeit zu erfüllen.

Es ist ein Kranz besondrer Art,
Wo Blüthe sich mit Früchten paart.
Dem Näschen freilich fehlt die Labe,
Doch kriegt das Mäulchen seine Gabe,
Denn jeder bunte Blüthenstern
Umschließt gar wundersüßen Kern,
Was Eva's Herzchen mehr erfreut
Als alle äußre Herrlichkeit.

Häusliche Kunst.

Grüße aus aller Welt. — Erinnerungs-Mappe mit Brandmalerei. Mit Städte-Ansichten und Bildern verzierte Postkarten, wie sie Freundeshand aus den verschiedensten Gegenden so gern zu senden pflegt, reiht man an einander, nach Art der kleinen Albums, die als Erinnerungs-Geschenke in Bade-Orten und an landschaftlich bevorzugten Plätzen feilgeboten werden. Dem Reiz dieser kleinen Ansichten gesellt sich der des Wortes, das, in animirter Reisestimmung niedergeschrieben, eine Fülle von Humor enthält, an dem die Empfänger sich noch viel später immer von neuem erquicken können. Die beiden Deckelplatten, aus einer Cigarrenkiste geschnitten, messen je $10^1/_2$ cm Höhe zu 15 cm Breite und sind an den Kanten glatt gefeilt. Auf der oberen Platte zeichnet der Brennstift in verzierter Schrift die Worte: „Grüße aus aller Welt" oder „Im Fluge durch die Welt" und auf die Rückseite der unteren Platte einen Blumenzweig oder ein beliebiges Ornament. Die Innenseiten beider Deckelflächen sind mit farbigem Papier zu bekleben, wobei man an der linken Seite des oberen Deckels einen $1^1/_2$ cm breiten Leinenstreifen zwischen Holz und Papier befestigt; dieser dient später als Halt für die erste der Postkarten, die unter einander durch gleiche Leinenstreifen zu verbinden sind. Knapp 1 cm von jedem Deckelrande befinden sich je zwei $1^1/_2$ cm breite, senkrechte Einschnitte, durch die farbige Bänder zum Schließen der Mappe geleitet werden; da die Bänder beweglich sind, kann die Mappe eine unbeschränkte Anzahl Postkarten aufnehmen. E. F.

Erinnerungs-Mappe mit Holzbrand. Geschlossen.

Erinnerungs-Mappe. Innere Ansicht.

Fürs Haus.

Das Waschen verschiedener Stoffe.

Wollstoffe, auch schwarze, weicht man in einer schaumigen Abkochung von Panama-Spänen ein, die durchgeseiht und halb erkaltet fein muß; wäscht den Stoff darin und spült in kaltem Wasser nach, halbtrocken schlägt man ihn in ein Tuch und plättet ihn heiß. Auch eine Abkochung von trocknen weißen Bohnen oder von zerschnittenen frischen, wilden Kastanien wendet man mit gutem Erfolg an.

Weiße Seide und Atlas wäscht man mit kaltem Wasser und Salmiak-Geist, 12 : 1 Theil, ohne Seife und spült dann zweimal kalt nach; dem zweiten Spülwasser setzt man vorsichtig so viel Anilin zu, daß es blaßrosa erscheint, und blaut dann in anderem Wasser schwach nach. Will man seidenen Stoffen etwas Appretur geben, so gießt man in das letzte Spülwasser eine schwache Gummitragant-Lösung, ganz wenig Alaun und Weingeist. Die nassen Seidenstoffe dürfen nie ausgedrückt oder gerungen werden, sondern müssen auf der Leine ablaufen; in weiße Tücher eingeschlagen, werden sie noch feucht gemangelt oder aufgespannt.

Rohseidene Stoffe wäscht man mit einer erkalteten Abkochung von Quillaja-Rinde und verfährt weiter damit wie bei Wollstoffen, spannt den Stoff aber in Rahmen, anstatt ihn zu plätten.

Crepon wäscht man zweimal hinter einander lauwarm mit Gallseife. Während des Trocknens zieht man den Stoff möglichst glatt; das Rollen oder Plätten ist zu vermeiden, da der Stoff hierdurch seine gerippte Eigenart verlieren würde.

Unechte Cretonne oder Kattune leiden nicht in der Farbe, wenn man sie in kaltem Wasser wäscht, worin grüne Seife aufgelöst ist, sie wiederholt spült und 10-12 Stunden in Essig liegen läßt; danach werden sie leicht ausgedrückt und im Schatten getrocknet.

Musselin. — 1 l Weizenkleie kocht man mit 4-6 l Wasser auf, legt den Stoff hinein und läßt ihn 15 Minuten darin ziehen, giebt kaltes Wasser hinzu und wäscht ihn darin auf. Nach öfterem Spülen wird der Stoff im Schatten getrocknet.

Blonden und Spitzen werden auf eine mit Mull beheftete Flasche aufgenäht, in schaumigem Seifenwasser hin und her gerollt, gespült, geblaut, mäßig gestärkt und auf der Flasche getrocknet; dann wieder eingesprengt und kurz vor dem linksseitigen Plätten abgetrennt.

Echte Blonden werden ebenso behandelt, nur blaut man sie nicht, sondern färbt sie in dünnem Ockerwasser gelblich und steckt sie zum Trocknen auf ein Plättbrett fest.

Schwarze Spitzen wäscht man in Theewasser, dem etwas Spiritus zugesetzt wird, und plättet sie links oder mit übergelegtem Mull, um den Glanz zu verhüten.

Weiße Flanelle werden in lauwarmem Wasser mit Zusatz von Ammoniak-Geist gewaschen und wiederholt kalt gespült.

Vergilbten Flanell hängt man nach dem Spülen in einem eng geschlossenen Raume, am besten in einem Spind, über Schwefeldampf auf, bis er seine weiße Farbe zurück erhalten hat.

Farbige Flanelle wäscht man in lauwarmer, dünner Roggenmehlsuppe, der etwas aufgelöste Ochsengalle zugesetzt wurde, und spült wiederholt.

Gelbe Stoffe werden in Salzwasser eingeweicht (100 gr Salz auf 6-8 l Wasser), in kaltem Seifenwasser gewaschen und in dünnem Safran-Wasser gespült.

Farbige Stickereien werden in einer erkalteten Lösung von 50 gr Borax auf 2 l lauwarmes Wasser geschwenkt und gedrückt, dann in kaltem Wasser gespült, dem auf 1 l 25 gr Salz zugesetzt wurde, in Essigwasser getaucht und zwischen den Händen halb trocken geklopft; danach zwischen zwei Leinentüchern leicht gemangelt.

Gedrückten Sammet frischt man auf, indem man ihn solange über Wasserdämpfe hält, bis er ganz durchfeuchtet ist und ihn dann mit der linken Seite über ein umgestülptes heißes Plätteisen gleichmäßig zieht. Danach reibt man den Sammet auf der rechten Seite mit einer Speckschwarte leicht über.

Wasserflecke in schwarzen Spitzen und Krepp werden mit gewöhnlicher Tinte oder Renovirungs-Schwärze leicht übertupft und mit einem untergelegten Stück alter schwarzer Seide zum Trocknen auf ein Plättbrett festgesteckt. A. H.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Schwammbehälter mit Untersatz. — Um den Waschschwamm sicher und luftig aufzubewahren und zugleich das abtropfende Wasser aufzufangen, bewährt sich ein Drahtständer mit Porzellan-Schale auf das beste. Aus starkem Eisendraht besteht das viereckige Gestell, feiner Draht ergiebt den netzartig geflochtenen, 21 cm im Durchmesser großen Behälter. Das Ganze ist mit Oelfarbe in einem schönen, satten Roth gestrichen und durch Firniß-Ueberzug glänzend gemacht. Ich kaufte das Geräth bei Raddatz u. Co., Berlin W, Leipzigerstr. 11, für den Preis von 6 M. und versah es mit einem Rand kleiner, über Holzkugeln gehäkelter Franzen. Geschickte Hände, die ein wenig mit der Klein-Eisen-Arbeit vertraut sind, können dasselbe sehr gut selbst anfertigen. Beim Gebrauch ist mir dieser Ständer viel lieber als alle die kunstvollen, geknüpften oder gehäkelten, mit Schleifen und Rüschen verzierten Schwammbehälter, die liebenswürdige Nichten mir zu Weihnachten oder zum Geburtstag bescherten, und die alle das abtropfende Wasser nicht auffingen, ein Uebelstand, dem das neue Geräth in einfachster Weise abhilft. L. M.

Fleischschaber und Fleischhalter: Fisch-Schuppmesser. — Den äußerst praktischen Fleischschaber, dessen Anwendung Abb. 21 des technischen Theiles der heutigen Nummer erklärt, geben wir nebenstehend noch einmal in vergrößerter Ansicht. Beide Theile des Instrumentes bestehen aus Nickel, der Schaber ist noch mit schwarzlackirtem Holzgriff versehen. An dem Schaber sind die Zähnchen, die das Fleisch zerreiben, winzig klein, während sie an der Handhabe größer und tiefer eingeschnitten erscheinen. — Zugleich machen wir auf ein Fisch-Schuppmesser aufmerksam, das sich sehr gut bewährt. Der Rücken des starken, scharf geschliffenen Messers ist mit einer doppelten Zahnreihe besetzt; diese entfernt in einfachster und schnellster Weise die Schuppen von dem Fisch, ohne die Haut zu verletzen. Beide Geräthe sind in dem Ausstattungs-Geschäft von P. Raddatz & Co., W, Leipzigerstraße 11, zu haben. D. Red.

Die Erfinderin der in der Nummer vom 10. März 95 in dem Artikel „eine Musterwohnung" erwähnten Gardinen-Schützer bittet uns mitzutheilen, daß die Bezugsquelle für dieselben jetzt folgende ist: E. Rappahn, Delitsch. D. Red.

Truhe zur Aufbewahrung von Pelzwerk. — Zu den vielen phantastischen Luxus-Gegenständen, mit denen uns China überreich bedenkt, gesellt sich jetzt eine nützliche Neuheit: ein in gediegenster Ausführung mit messingbeschlagenen Ecken und gleichem Schloß angefertigter Koffer aus dem Holze des chinesischen Campher-Baumes, der bestimmt ist, während der Sommermonate werthvolles Pelzwerk zu bergen und dasselbe durch seinen vollständig hermetischen Verschluß und den unverändert anhaltenden, intensiven Geruch unfehlbar vor Mottenschaden zu schützen. In Truhenform, verziert durch Pinsel und Brennstift dürfte er auch jeden Salon schmücken. Um den starken Campher-Geruch nach außen vollständig abzusperren, sind die Koffer mit farblosem chinesischen Lack überzogen, der die herrliche, dem Eichenholz ähnliche Naturfarbe des Campher-Holzes keineswegs beeinträchtigt. Die Koffer sind in zwei verschiedenen Größen eingeführt; die größeren in der üblichen Truhenform von 104 cm Länge, 52 cm Breite und 47 cm Tiefe, zum Preise von 33 M.; die kleineren zeigen eine Größe von 93 cm Länge, 40 cm Breite und 37 cm Tiefe bei einem Preise von 27,50 M. Bezugsquelle: J. C. F. Schwartze, Berlin W, Leipzigerstraße 112. R. H.

Holzwurm (12). — Man muß beobachten, wo derselbe gerade arbeitet, was man an der Stelle erkennen kann, wo er Holzmehl anhäuft. Dort hebe man durch einen Schnitt die Oberfläche des Holzes ab; man kann dann die weiße Made bequem herausnehmen. Die beschädigte Stelle ist mit Kitt und Möbel-Politur unsichtbar zu machen. S. H.

Ich vertrieb den Holzwurm aus einem Buffet, indem ich dasselbe mit Petroleum auswusch, sodaß das Holz vollständig damit befeuchtet wurde. Der Petroleum-Geruch verlor sich schon nach einigen Tagen. Frau Beate Sch.

Wasserzerstäuber (19). — Die Trockenheit der Zimmerluft läßt sich leicht beseitigen durch die Anwendung eines Sprühapparates oder einer selbstthätigen Zimmer-Fontaine. Die Fontainen werden durch Luftdruck, durch kleine Heißluft- oder Elektro-Motoren in Thätigkeit gesetzt. Diese Motoren arbeiten gefahrlos, die Bedienung ist einfach. Lassen Sie sich die Preisliste der Fontainen-Fabrik von Louis Heinrici in Zwickau kommen. Der Eintritt zu hoher Luftfeuchtigkeit ist durch eine Zimmer-Fontaine nicht zu befürchten. M. H.

Gasherd (19). — Seit einem Jahre habe ich nur einen Gasherd in der Küche, ohne den Kochofen auch selbst in den kältesten Tagen nur ein einziges Mal zu vermissen. Das beste an meinem Herd ist die Vorrichtung, das Fleisch aufgehängt an einem Haken braten zu können (Spießbraten); nie zuvor haben wir so köstliches Fleisch gegessen. Allerdings muß man dabei auf die Sauce verzichten, doch entbehrt man sie nicht sehr, da das Fleisch seinen ganzen Saft behält. Meine Erfahrungen mit dem Gasherd sind nur gute, auch meine Köchin möchte keinen anderen Herd mehr benutzen. A. S., Basel.

Ich kann versichern, daß ein Gasherd vollständig genügt; denn ich selbst koche im Sommer nur auf einem Gasherd, oft für dreißig Personen, während ich im Winter zuweilen noch meinen guten Sprungherd benutze. Eine meiner Freundinnen besitzt einen großen Tafelherd mit Back- und Bratofen und allen Vorrichtungen für Teller- und Wasserwärmen. An der Seite, wo sich die Feuerung befand, hat sie ein Wellblech mit Gasflämmchen anbringen lassen, das die Räume heizt, wenn man nachmittags den Hauptherd nicht anmachen will. Frau E. K., Elberfeld.

Wir hatten in unserer Küche nur einen Gasherd setzen lassen; so angenehm sich dieser nun im Sommer an heißen Tagen erwies, so wenig wollte er uns in kalter Winterszeit genügen, weil die Küche eine so eisige Temperatur aufwies, daß man nur dick vermummt darin wirthschaften konnte; wir ließen uns deshalb schon nach einem Jahr einen kleinen Kohlenherd neben den Gasherd setzen, der im Winter gebraucht wird. — Ich möchte Sie nun aber auf eine neue Erfindung aufmerksam machen. Vor einigen Wochen sah ich auf der Bremer Kochkunst-Ausstellung einen neuen Patent-Kochherd in Thätigkeit, der sehr praktisch zu sein schien. Derselbe war kein Kohlenherd und kein Gasherd, jedes für sich neben einander, wie sie sonst schon gebaut werden, sondern konnte ganz nach Belieben mit Kohle oder Gas geheizt werden. Als Kohlenherd gestattete er eine ganz besonders praktische Regulirung der Hitze und ermöglichte eine schnelle einfache Reinigung; als Gasherd zeigte er keine Spur von Gasgeruch. Der Preis ist nur wenig höher als der eines gewöhnlichen Kohlenherdes. Fabrikant ist Albert Stecke in Osnabrück, der gewiß gern eingehende Beschreibung mit Abbildungen versenden wird. L. H.

Russenfeindin von der polnischen Grenze. — Russen oder Schwaben vertreibt man aus Möbeln und Wandrissen durch wiederholtes Einstäuben mit Borax. Gegen Wanzen empfiehlt es sich, die Bettstellen und Wände mit einer Lösung von 7 gr doppeltchromsaurem Natron in 1 l Wasser zu bestreichen und das Verfahren einige Male zu wiederholen. A. H.

Schwammbehälter mit Untersatz.

Fleischschaber und Fleischhalter.

Fisch-Schuppmesser.

Zimmereinrichtung.

Antworten.

Wandschmuck (11). — Kahle Wände in einem Eßzimmer decorirt man billig und wirkungsvoll mit großen Arrangements von Uvablüthen-Stengeln, Phönix-Wedeln, Latania-Wedeln und sonstigen großen Makartgräsern. Ein länglicher großer Strauß, für sich bestehend oder zur Seite eines Humpenbrettes füllt schon viel Raum. Schöner, wenn auch mühevoller herzustellen, sind Fruchtgewinde von Maiskolben, Zier-Kürbissen, Zwiebeln, Kastanien, Nüssen und sonstigen haltbaren Früchten. Mit Silberdisteln und braunen Blättern (jedes Stück an Draht befestigt), auf einer Grundform aus Heu, welches fest um ein Stück Zuckerschnur gewickelt wird, zu Gehängen oder Festons zusammengewunden, ergeben diese Früchte einen sehr malerischen Wandschmuck für ein Speisezimmer. Breites Seidenband in gedämpften Farben, das in flotten Schleifen das Ganze festzuhalten scheint, vielleicht auch ein paar italienische Foglietti vollenden das Werk. Die Hauptsache sind geschickte Hände und Augen, die zu sehen verstehen. Blättern Sie nur die alten Jahrgänge der Modenwelt durch, und Sie werden tausend Anregungen finden. Frau G. H., Berlin.

Waffenständer (16). — Herr Friedrich Brandeis, Redacteur der „Jagdzeitung", in Pisik (Böhmen) hat sich bereit erklärt, Ihnen die Beschreibung und Zeichnung eines Waffenständers zu liefern. D. Red.

Gemüse- und Zimmergärtnerei.

Marie S., Wien. — Sie scheinen Ihre Camelie ganz richtig zu behandeln, daß aber trotzdem die Knospen stets an der unberührt auf demselben Fleck stehenden Pflanze abfallen, hat entweder seine Ursache im Nahrungsmangel oder in unregelmäßiger Temperatur. Die Camelie muß alle zwei Jahre in sandige Moorerde verpflanzt werden, sie muß aber auch im Winter einen kühlen, frostfreien Standort erhalten. In Zimmern mit hoher oder unregelmäßiger Temperatur werden die Knospen stets abfallen. M. H.

Langjährige Abonnentin, Herzberg a/H. — Die Weihnachtsrose setzt bei der Kultur im Zimmer ohne künstliche Befruchtung nur schwer Samen an, dann ist es aber für die Liebhaberin eine durchaus undankbare Sache, diese Stauden aus Samen zu ziehen, denn die Sämlinge entwickeln sich erst nach mehrjähriger Kultur zu blühbaren Pflanzen. — 2) Die edle Weinrebe liebt einen nahrhaften, schweren, d. h. lehmhaltigen Boden. Daneben auch möglichst geschützte, aber sonnige Lage. Namentlich in Ihrem rauhen Harzklima müssen Sie in der Wahl des Platzes vorsichtig sein, sollen die Früchte zur Reife gelangen. In unserem Klima können nur sehr frühe Sorten mit Aussicht auf lohnende Ernten gepflanzt werden. Wir nennen Ihnen den frühen Malinger mit hellgelben, feinschmeckenden Beeren, den frühen Leipziger mit goldgelben süßen Beeren, den köstlichen Muscat-Gutedel mit großen hellgelben Beeren und den schwarzen Muscat mit mittelgroßen schwarzblauen Beeren. — 3) Wiederholt haben wir früher an dieser Stelle angegeben, wie Rosenstecklinge zu behandeln sind. Solche Stecklinge werden übrigens nur im Sommer gemacht, und die Maréchal Niel-Rosen, die Sie vermehren wollen, werden besser durch Oculation fortgepflanzt. Wir möchten Ihnen raten, sich kräftige junge Pflanzen zu kaufen, die spottbillig sind. M. H.

Hausthiere.

Thierfreundin in Berlin. — Wir haben in unserer Zeitung mehr als einmal Beweise unserer thierfreundlichen Gesinnung gegeben und stehen den Bestrebungen des Berliner Thierschutz-Vereins durchaus anerkennend gegenüber. Sicher wird Sie auch der von diesem Verein herausgegebene Kalender interessiren, der für den Preis von nur 5 Pf. ein praktisches Notiz- und Nachschlagebüchlein bildet und den vorzügliche, das Thierleben betreffende Illustrationen wie gemüth- und humorvolle Erzählungen bereichern. Der Kalender ist von dem Berliner Thierschutz-Verein SW, Königgrätzerstr. 108 zu beziehen. D. Red.

F. v. P. in Lemberg. — Die neuesten und technisch vollkommensten Brutmaschinen sind diejenigen von E. Janert, Braunschweig. Brutmaschinen werden in verschiedener Größe und verschiedener Ausstattung gefertigt, die Preise schwanken dementsprechend. Lassen Sie Sich einen Prospect von der genannten Firma kommen. Wir können übrigens die Anschaffung von Brutmaschinen nur für große Züchtereien empfehlen, die sich mit der Massen-Aufzucht von Marktgeflügel befassen und über Einrichtungen verfügen, die das Gedeihen der Küchlein gewährleisten. Sie wollen bedenken, daß der Brut-Apparat eine regelmäßige Bedienung erfordert, daß die ausschlüpfenden mutterlosen Küchlein warme, trockene Räume haben müssen, und daß Sie Sich einer großen Thierquälerei schuldig machen, wenn Sie die Thierchen durch unsachgemäße Pflege umkommen lassen. Vielleicht verwenden Sie Truthühner als Brüterinnen, die sehr gutherzig und zuverlässig sind und gleichzeitig viele Eier ausbrüten. M. H.

Allgemeines.

Englische Spiele im Freien. — Ich bitte um gefällige Auskunft, welche englischen Bewegungsspiele im Freien außer Tennis, Croquet und Football jetzt üblich sind. Erwünscht wäre mir die Nennung einer englischen Firma, von der ich die nothwendigen Requisiten direct beziehen könnte. Frühling.

Heussi's Taschenleuchter. — Wachsstreichhölzer oder Taschenleuchter gehören nun einmal zu der täglichen Ausrüstung des Großstädters und ich kenne Verschiedene, die schon früh morgens zugleich mit Haarbürste und Cigaretten-Etui die Schachtel mit den Wachsstreichhölzchen in die Tasche stecken. Mir selbst sind dieselben zu wenig anhaltend, ich ziehe den Taschenleuchter mit der ausdauernden Stearin-Kerze vor, und unter den vielen Systemen, die ich ausprobirt und wieder verworfen habe, finde ich entschieden den Heussi'schen Taschenleuchter am empfehlenswerthesten. Derselbe besteht aus einem Nickel-Cylinder, an einem Ende geschlossen, an dem andern offen, und einem genau hineinpassenden kleinen Lichthalter aus geriefelten Blechstreifen, die oben durch einen Ring zusammengefaßt werden und vermöge ihrer rauhen Innenseiten die kurze, dicke Kerze fest und sicher halten. Indem man den Halter mit dem brennenden Lichte in den Cylinder steckt, dient letzterer als Fuß, während er nach dem Gebrauche das gelöschte Licht als Hülle umschließt. —

Heussi's Taschenleuchter.

Die Lichthalter sind übrigens auch für sich bestehend, nur an einem Kork befestigt, käuflich, und können so jedem beliebigen Leuchter eingefügt werden. Bezugsquelle: Paul Heussi, Leipzig, Wintergartenstr. 4. Kurt v. L.

Decke aus einem bedruckten Tuch. — Den freundlichen Leserinnen, die gleich mir den Wunsch hegen, hübsche Handarbeiten zu schaffen, und die weder viel Zeit noch Geld, noch große Kunstfertigkeit aufwenden können, möchte ich das Ausnähen farbig bedruckter oder gewebter Stoffe als leichte und angenehme Arbeitsart empfehlen. Es eignen sich hierfür in erster Linie alle bedruckten Kattun- oder Seidenstoffe, gepreßter oder bedruckter Sammet, feine Wollstoffe, Kopf- und Halstücher aller Art, ja auch die unscheinbaren Reste eines ausgedienten indischen Long-Shawls können, durch die Stickerei gefestigt und gehoben, zu neuer Herrlichkeit erstehen. — Die vorliegende Decke mißt 64 zu 68 cm und erzielt so prächtige Wirkung, daß man geneigt ist, ihren einfachen Ursprung, — sie besteht aus einem jener Baumwollentücher, die selbst in den kleinsten Städten fast jeder Kaufmann führt, — vollständig zu vergessen. — Leichter, ungebleichter Mull unterfüttert das Tuch in seiner ganzen Größe; den später von Plüsch bedeckten Innenraum kann man beliebig, nachdem man die Ränder der 8 cm breiten Außenborte gesichert hat, für eine anderweitige Verwendung ausschneiden oder stehen lassen. Die Palmetten-Formen der Randborte sind auf dunkelm Grunde mit bunten Seidenfäden, Gold- und Brillantine-Fäden auf die mannigfachste Art ausgenäht und ausgestickt; je mehr und je buntere Seiden man zum Besticken nimmt, desto hübscher

Decke aus einem bedruckten Tuch.

wird das Ganze wirken. Der vorgedruckte Grundstoff giebt die Vorzeichnung und bietet auch minder geübten Händen einen sicheren Anhalt für die Farbenwahl. Nach Vollendung der Stickerei hat man die 48 cm zu 51 cm messende Mittelfläche mit rothem Plüsch zu überdecken und mit gleichfarbigem Satin abzufüttern. Den Außenrand stattet rothe Schnur aus; die vier Ecken schmücken je drei Schlingen und mehrere Pompons. Der innere weggeschnittene Theil des Tuches kann in der gleichen Weise bestickt, mit glattem Plüschrande versehen werden, und würde so noch für kleinere Decken, Kissen u. dergl. benützt werden können. J. F.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamerstr. 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltungs-Beilage

1. Mai 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 9.

Nachdruck verboten.

Der eitle Wacknitz.

Roman von Katharina von Doering in Berlin.

(Fortsetzung.)

Lotte hielt Hans zurück. „Warum kommst Du jetzt so selten, Hans?"

„Dienst," entschuldigte er sich.

„Die jungen Offiziere sind gerade jetzt, wie's scheint, überbürdet, mein gnädiges Fräulein," sagte Wollnow ironisch lächelnd.

Sie sah ihm zum ersten Male in die Augen, die an ihr vorbei Hans zuzwinkerten. Er besaß schöne, regelmäßige Züge, aber sie fühlte vom ersten Augenblick an eine instinctive Abneigung gegen ihn.

„Ja, und Hans ist, glaube ich, der jüngste Lieutenant," sagte sie lachend.

„Und außerdem arbeiten wir noch viel zusammen. Nicht wahr, Roden?"

Hans erröthete und biß sich auf die Unterlippe. Dann machte er eine leichte Verbeugung und wollte in den Tanzsaal, trat aber einen Schritt zurück, als die Gräfin Wittsberg plötzlich eintrat.

„O, Du faule Jugend!" rief sie. „Ich lade Sie zum Tanzen ein, und statt dessen können Sie Sich aus irgend einem Grunde nicht dazu entschließen und philosophiren hier in einer Ecke!"

Wollnow verbeugte sich vor Lotte und führte sie in den Saal.

„Ich kann den Menschen nicht leiden, Wacknitz," schalt die alte Dame. „Er sieht schrecklich unnütz aus. So wie ein elegantes Möbel, das man in die Rumpelkammer setzen möchte, weil es so nutzlos ist."

„O," vertheidigte Hans, „er ist ein ganz fideles Haus; man muß ihn nur zu nehmen wissen."

„Lieber Roden," erwiderte die alte Dame und klopfte ihm freundlich auf die Schulter, „den Menschen zu nehmen wissen? Hüten Sie Sich nur davor, daß Sie nicht immer derjenige sind, den man zu nehmen weiß! Aber nun zum Tanz! Hier drückt man sich nicht! Ich liebe alle Blumen, außer den Mauerblümchen!"

Wacknitz tanzte mit Mimi Felden und unterhielt sich mit ihr fast ein bißchen herablassend, dann kehrte er zu Lotte zurück, während Hans ein Mauerblümchen zum Tanze aufforderte. Er mußte sich ordentlich Mühe geben, liebenswürdig zu sein, so gewaltig hatte er sich über die alte Gräfin geärgert. Aber wie sehr er sich auch anstrengte, er brachte es nicht weiter als bis zu einer sanften Melancholie.

Lili Felden amüsirte sich köstlich; ihr hübsches Gesicht strahlte vor Vergnügen, sobald sie an ihrem Vater vorbeitanzte. Sie war überhaupt immer liebenswürdig, wenn sie sich amüsirte, und kämpfte mit einer tiefen Unbefriedigung, wenn sie nichts vorhatte. Um diese zu ersticken, verwandelte sie sich in eine kleine, nimmersatte Bücher-Hyäne, d. h. sie verschlang ohne Wahl jedes Buch, das ihr unter die Hände kam, einschließlich Zeitungen. Romane, Reisebeschreibungen, Gedichte, Börsenberichte, höhere Politik, Anzeigen, statistische Zusammenstellungen, Ranglisten, Broschüren über jedes Thema, von der Forellenzucht bis zu den neuesten astronomischen Entdeckungen auf dem Mars, religiöse und profane Literatur, Militair-Wochenblätter, alles durchraste sie mit Windeseile, in einer Sopha-Ecke zusammengerollt oder in einem niedrigen Sessel hockend. Sie war so mit der Zeit zu einer stattlichen, lebendigen Leihbibliothek angeschwollen und erzählte manchmal nicht schlecht, was sie eben gelesen hatte. Sie hatte eine Leidenschaft vorzulesen, womit sie ihre Verwandtschaft in Verzweiflung brachte; denn sie eilte über die Seiten hin mit der Geschwindigkeit einer Locomotive, die eine Verspätung einholen soll. Heute dachte Lili weder an Lesen noch Vorlesen, sondern tanzte seelenvergnügt durch den Saal und neckte ihren Vetter Hans, wenn er bei ihr eine Probe seiner Schwermuth absetzen wollte, sodaß er sie sehr bald innerlich zum „unausstehlichen Balg" degradirte.

Mimi wurde angelegentlich von Erich Heyden unterhalten. Er widmete sich ihr, soviel er konnte, suchte aber das „Hofmachen" zu umgehen, weil es ihm mißfiel, sein Bestes vor aller Augen zu zeigen.

„Beobachten Sie nur, wie trübselig Ihr Vetter Hans dort sitzt, neben der jungen Dame mit röthlichem Haar," sagte er.

„Sie ist eigentlich niedlich," antwortete Mimi, „sehen Sie die wunderschönen Farben!"

„Ich kann rothes Haar nicht ausstehen," erklärte er ernsthaft, und dabei blinkten seine heiteren Augen, indem er sich bezeichnend am röthlichen Schnurrbart zog.

Beide lachten herzlich.

„Gewiß ist braunes hübscher," meinte Mimi schließlich, „wie z. B. Herrn von Wollnow seines."

„Braunes? Nein, goldenes ist mir am liebsten."

Mimi ward ein bißchen roth. Sie hatte sehr schönes, dichtes blondes Haar.

„Gefällt Ihnen der Wollnow, gnädiges Fräulein?" Erich betrachtete sie, und ein klein wenig Eifersucht stieg in seinem Herzen auf.

„'s ist ein schöner Mensch, das kann niemand leugnen, sonst find' ich nichts an ihm, höchstens, daß er gut tanzt."

„O, das ist doch eine Art Ruhm. Aber ich tanze auch nicht schlecht!"

Mimi nickte.

Er stand auf, verbeugte sich vor ihr, sie zum Tanze auffordernd, und dachte bei sich: „Es ist doch eigentlich ein rechter Segen, daß das Tanzen eingerichtet ist. Sonst darf ich ihr kaum die Hand drücken, und nun kann ich sie umschlingen und hineintragen ins Gewühl, wo's am dichsten ist, und sie wieder heraustragen, ganz sicher." Und leuchtenden Auges stürzt er sich mit ihr hinein, während sein heißes, junges Herz sich flüchtig vorstellt, wie er Mimi ins Leben führt, ins dichteste Gewühl, und wie er sie sicher hindurchbringt, ganz sicher!

Wacknitz befand sich an diesem Abend in sonderbarer, aber angenehmer Gemüthsstimmung. Er fand Lotte reizend und beschloß, sich von ganzem Herzen zu amüsiren. „Sie interessirt mich," dachte er, „und ich bin doch auch kein so übler Kerl. Na, kurzum: Wilhelm von Wacknitz, ich liebe Dich! Punctum." Er führte Lotte zu Tisch und zum Cotillon und versicherte der alten Gräfin jedes Mal, wenn er sie sah, daß er sich wie ein Gott amüsire.

„Das ist jedenfalls nicht mein Verdienst," sagte sie trocken, „denn wenn Sie mich zu Tische führten, so würden Sie nicht so flatterhafte Reden führen dürfen, wie Sie es lieben!"

„Frau Gräfin wissen, daß ich nicht flatterhaft in der Anhänglichkeit bin," sagte er leichthin.

„Nun, wenn Sie mein Licht umschwärmen, so verbrennen Sie Sich doch die Flügel nicht, Sie Schmetterling. Ich bin eine sehr solide Nachtlampe. Aber anderswo!"

„O, bis zum Verbrennen kommt es nie!"

„Wir werden ja sehen; nur nicht so sicher! Das einzige, was wir sicher auf Erden haben, ist die Unsicherheit!"

Sie drohte ihm lachend mit dem Finger, und er, an ihre muntere Art gewöhnt, lachte wieder, wählte den hübschesten Blumenstrauß aus dem Korbe, der ihm gereicht wurde, und brachte ihn Lotte.

„Dem Verdienste seine Krone!" sagte er und überreichte ihr den Strauß.

„Eine Blumenkrone, Herr von Wacknitz? Aber welches Verdienst habe ich mir erworben? Ich kenne keines an mir, und Sie, glaube ich, erst recht nicht!"

„Ich amüsire mich herrlich, und das ist Ihr Verdienst; habe ich nicht die Pflicht, Sie dafür zu decoriren?"

„Nun, Sie sind genügsam, das muß ich sagen! Wenn es nach Ihnen ginge, so liefen wir bald alle mit dem „pour le mérite" umher, einschließlich Lili's, die Hans dort drüben furchtbar neckt, um ihn aus seinem Trübsinn zu retten."

Wacknitz sah hinüber. Hans hatte eben mit Lili getanzt und zog sich nun in eine Fensternische zurück, sie einem anderen Tänzer überlassend. „Er ist wirklich auffallend schlechter Laune," sagte er. „Na, das giebt sich gewöhnlich nach Weihnachten, wenn man unter vier Augen seine Kümmernisse losgeworden ist. Er geht doch auf Urlaub?"

„Ja, soviel ich weiß. Und Sie?"

„Ich? Nein. Ich habe kein Elternhaus mehr, habe eigentlich nie eins gehabt, denn meine Eltern sind lange todt. Ich bin im Corps erzogen. Wenn ich Urlaub nehme, so thue ich's gern im Frühjahr, um eine kleine Reise zu machen, oder im Herbst, um auf Jagd zu gehen."

„Vermissen Sie das Elternhaus nicht?"

„Nicht daß ich wüßte; ich hab's ja nie gekannt, so kann ich's nicht vermissen."

Sie schwieg einen Augenblick. „Ich bin auch Waise," sagte sie dann, „deswegen fragte ich so."

„Ich weiß nicht, gnädiges Fräulein," antwortete er langsam, „ob Sie ebenso denken, wie ich. Aber ich setze voraus, Sie thun es nicht; denn die Frauen sind im allgemeinen, ich möchte sagen gefühlsweicher als die Männer, vielleicht nicht immer gefühlvoller."

Lotte sah ihn mit Aufmerksamkeit von der Seite an. Er blickte gerade vor sich hin und spielte an einem Handschuh, den er auf- und zuknöpfte.

„Ich meine," fuhr er fort, „bemerkt zu haben, daß Frauen mit Leichtigkeit ein Gefühl in sich erwecken, erschaffen, das sie eigentlich nicht haben. Es ist eben öffentlich als traurig anerkannt, eine Waise zu sein . . . ."

Lotte unterbrach ihn. „Aber Herr von Wacknitz! Eltern! Das ist doch das Liebste, was man hat! Und wenn die einem genommen werden, dann sollte man es nicht empfinden?"

„Verzeihung, gnädiges Fräulein, wenn man versteht, was einem genommen wird, gewiß! Aber wenn Vater und Mutter sterben, ehe man denken kann? Wenn man von anderen nun ordentlich erzogen wird, ist es dann nicht fast eine Heuchelei zu behaupten, man vermisse sie? Es ist ein erdichtetes Gefühl; Empfindsamkeit, weiter nichts. Man fühlt sich interessanter als verlassene Waise, obgleich man seinen Weg ganz gut allein findet."

„Es geht einem so viel Liebe verloren . . ."

„Ich kann mir aber von dieser Liebe gar keine Vorstellung machen. Was ist schließlich Liebe? Einbildung!" Er lachte kurz auf und sah amüsirt in ihr erstauntes Gesicht.

In diesem Augenblick trat Mimi an Lotte heran und hängte ein Tuch an deren Stuhllehne. „Mama bittet Dich, es umzubinden, wenn Du zum Essen gehst. Die Fenster werden überall aufgerissen, Du könntest Dich erkälten."

„Ich danke Dir, mein Herz; die gute Tante denkt auch an alles!"

„Wir führen hier die philosophischsten Gespräche," sagte Wacknitz zu Mimi gewendet und erzählte ihr kurz, was sie eben besprochen. „Hab' ich recht oder unrecht?"

Sie hob den eigenthümlich festen Blick zu ihm und erklärte: „Das weiß ich nicht; aber es wäre doch ebenso möglich, Gefühle zu verleugnen, die man hat, als welche vorzugeben, die man nicht hat." Sie nickte Lotte zu und ging ruhig durch den Saal nach ihrem Platze zurück.

Wacknitz schwieg einen Augenblick und sah ihr nach; dann sagte er rasch: „Kommen Sie, gnädiges Fräulein; das sind Gedanken, die sich nicht im Walzertakte drehen, zu schwerfällige Ware für diesen Ort." Und er umschlang sie, ohne daß sie ein Wort der Antwort fand, und flog mit ihr durch den Saal.

Die Gräfin Wittsberg machte währenddessen ununterbrochene Rundfahrten durch ihre Gesellschaftsräume, keinen der Gäste übersehend, für jeden ein freundliches Wort bereit haltend.

„'s ist wirklich ein gekröntes Haupt an Ihnen verloren gegangen, Gräfin," sagte Frau von Felden, als die alte Dame endlich ein wenig neben ihr Platz nahm.

„Ausgenommen, daß die gekrönten Häupter sich von Zeit zu Zeit erlauben dürfen, unausstehlich zu sein, um sich zu erholen, und daß ich mir dieses Vergnügen versagen muß."

„Nun, dazu braucht man aber wirklich keine Fürstenkrone zu tragen."

„Ja, aber sehen Sie, an den Hof gehen viele doch wieder, wenn sie auch schlecht behandelt werden, während ich sehr bald hier mit Motten und Rost sitzen würde; und das wäre mir nicht angenehm! — Ihre Töchter sind heute allerliebst und sehr begehrt, liebe Frau von Felden! Mimi hat eine Eroberung gemacht. Herr von Heyden umflattert stets ihren Bannkreis. Vergeben Sie die Anspielung einer alten Freundin, aber Mimi interessirt mich."

„Es hat nichts zu sagen," antwortete Frau von Felden, „Mimi ist immer erschrecklich kühl bei solchen Dingen."

Der General trat zu ihnen. „Spielen Sie eine Partie, gnädigste Gräfin?" fragte er. „So ein Ball spannt doch einigermaßen ab; und wenn man glaubt, man erholt sich etwas vom Dienst und hört andere Dinge, so ärgert man sich über das leidige Kannegießern. Einsperren müßte man die Menschen für den politischen Unsinn, den sie zu Tage fördern!"

Sie lächelte und nahm seinen Arm. „Lassen Sie's nur gut sein, lieber Freund! Es wird doch alles sein, wie es sein wird."

Es wurde allgemach spät, oder vielmehr früh.

Die Gesellschaft saß theils mit etwas abgespannten, theils mit noch glühenden Gesichtern umher, während Kaffee gereicht wurde von verschlafen aussehenden Lohndienern, die unter dem Befehle des alten grüslichen Dieners standen.

„'s ist ein wahrer Jammer," murmelte dieser vor sich hin, „daß sich bei uns die Leute immer so gut amüsiren; man kriegt sie gar nicht aus dem Hause; wie festgewachsen! Als ob unsereins nicht auch 'mal Ruhe brauchte!" Und er unterdrückte ein großes Gähnen.

Als hätten sie diesen Stoßseufzer seiner gequälten Bedientenseele gehört, erhoben sich die Gäste fast gleichzeitig, und ein dichter Kreis bildete sich, Abschied nehmend, um die Gräfin. Nach und nach füllten sich die Vorzimmer; Mäntel, Tücher, Ueberschuhe wurden gesucht, verwechselt und endlich mit Hülfe der Bedienten, Verwandten und Cavaliere angelegt.

Lili stand auf einem Bein und zog den einen Ueberschuh an. „Hans, stoß' mich nicht, sonst fall' ich!" sagte sie zu diesem, der Lotte den Mantel umlegte.

„Darf ich nicht behülflich sein?" fragte Wollnow, der dicht dabei stand.

„Nein, danke," antwortete sie schnell und von oben herab, „ich bin schon fertig." Der Schuh saß zwar nicht fest, aber: „ich finde den Menschen scheußlich," dachte sie und zog den Fuß schnell zurück, ihm den Rücken drehend.

„Kleine Hexe," brummte er, „warte nur! Aber Temperament hat sie."

Die Wagen fuhren vor; Wacknitz öffnete den Schlag der Felden'schen Equipage und half der ganzen Familie hinein.

„Au!" rief Lili, „Kinder, Ihr erdrückt mich; macht Euch doch ein bißchen dünn!" Und dabei machte sie sich's selbst so bequem wie möglich.

Wacknitz lachte und schloß den Schlag. „Gute Nacht, angenehme Ruh'!" Er grüßte fröhlich, mit der Hand an dem Helme stehen bleibend, während der Wagen davonrollte.

Lili schwatzte fortwährend, und die Eltern hörten ihr lächelnd, wenn auch etwas ermüdet zu.

Lotte und Mimi saßen schweigend in ihre Ecken gedrückt; Lotte mit einem Lächeln um die Mundwinkel, Mimi recht nachdenklich.

5.

Hans Roden hüllte sich fest in seinen Mantel, einen sehr schönen Mantel mit kostbarem Pelzkragen, denn ihn fröstelte in der kalten Decembernacht. Er ging schnell über die hart gefrorenen Straßen, weil er es vermeiden wollte, mit den Kameraden zusammenzutreffen. Im Ohr hatte er noch den Tanz-Rhythmus, den er nicht los werden konnte, im Kopfe nur quälende Gedanken, die er sich fortwährend in diesem Walzertakte vorsagen mußte. Er saß furchtbar in der Klemme, und was seine Lage noch weniger behaglich machte: er besaß nicht nur Schulden bei so und so vielen Handwerkern und Geschäften, er hatte auch Ehrenschulden, Spielschulden.

„Ich weiß gar nicht, wie ich mich da 'reingeritten habe," dachte er und sah verzweiflungsvoll den kaltflimmernden Sternenhimmel an. „Weiß der Kuckuck, es ging doch sonst immer ganz harmlos zu, wenn's auch manchmal ein bißchen wackelig stand! Mein Alter half doch immer wieder durch. Der verfluchte Wollnow ist an allem schuld!"

Und schnell suchte er alle Schuld in Gedanken von sich abzuwälzen, ohne doch zur Ruhe zu kommen. So oft er Wollnow den Verführer nannte, so oft mußte er sich selbst sagen, wenn auch widerstrebend: Warum gab ich nach? Niemand zwang mich ja dazu!

„Ach was!" sagte er schließlich, als er sein Zimmer erreichte, „hol' der Teufel die dummen Gedanken! Ich will 'was vom Leben haben!"

Und er schloß die Thür mit einem Knall, und den Mantel achtlos von den Schultern gleiten lassend, warf er sich auf das Sopha, daß es knackte. Auf dem Tische vor ihm lag noch eine Rechnung, die er hingeworfen hatte, ehe er zum Balle ging. Als sein Auge darauf fiel, wischte er sie mit einer ungestümen Bewegung seiner Hand vom Tische.

„O Himmel," dachte er, „das wird nett werden zu Weihnachten, wenn ich nach Hause muß!"

Er kleidete sich rasch aus, sich die Stücke mehr vom Leibe reißend als sie auszuziehend, und sprang ins Bett. Er schloß die Augen und zog sich die Decke bis an die Stirn, die von dunkelblondem lockigen Haar umrahmt war, das sich dem militärischen Schnitte nur ungern fügte.

Das Bild seines Vaters stand vor seinem geistigen Auge, so wie er ihn letztes Jahr zu Weihnachten angeblickt hatte. Er hatte Hans auf die Bahn gebracht und, als dieser eben in den Zug steigen wollte, ihm noch einmal die Hand gedrückt, ihn sorgenvoll betrachtend.

„Hans," hatte er gesagt, „ich verlaß' mich auf Dein Ehrgefühl! Es muß jetzt aus sein mit dem Schuldenmachen, oder Du findest keinen Pfennig, wenn ich die Augen schließe. Weder mein Alter noch meine Stellung erlauben mir, zu viele Entbehrungen mir aufzulegen. Versprich es mir, Hans, sei vernünftig!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Und er hatte gesagt: „Ich verspreche!“ Denn er liebte seinen Vater, liebte ihn mit der eigensinnigen, kindischen Liebe des verzogenen Knaben, dem es unbequem ist, wenn man unzufrieden mit ihm ist. Er wollte ein freundliches, lächelndes Gesicht sehen, kein sorgenvolles; er wollte überhaupt alle Menschen froh und glücklich sehen. Das war das Bequemste und Angenehmste für ihn und für die anderen. Und so sagte er: „Ich verspreche,“ und sprang leichtfüßig und leichtherzig in den Zug.

Die Schulden waren ja bezahlt; er gab zu, das war sehr nett von seinem Alten. Dieser hatte ihm überdies noch ein Geldgeschenk über die Zulage gemacht, damit er sich um so leichter vor Schulden bewahren könnte, und trotzdem — hatte Hans sein Versprechen nicht gehalten. Er hatte gelebt, nicht wie ein einfacher Lieutenant der Garde-Infanterie, nein, — wie ein reicher Börsenmakler, bei jeder neuen, unnöthigen Ausgabe sich damit tröstend, daß er doch 'was vom Leben haben wolle. Ja, und dann wollten die Leute bezahlt sein, und an jedem Vierteljahrs-Ersten schwirrten die Rechnungen ins Haus, daß ihm angst und bange wurde.

Dann hatte Wollnow seinen Weg durchkreuzt, o, dieser Wollnow! Hans biß die Zähne zusammen und bohrte den Kopf ins Kissen.

Ja, dieser Wollnow! Wie hatte ihm, dem Jüngling, der begabte, elegante Mann imponirt! Wie war er ihm dankbar gewesen, wenn er ihn hineinzog in seine Kreise; denn Wollnow verkehrte nicht nur in verschiedenen Offizier-Corps, sondern auch in ganz anderen, sehr weit gezogenen Grenzen. Von der königlichen Bühne bis zum Vorstadt-Tingeltangel war ihm nichts unbekannt geblieben, und Hans amüsirte sich prächtig, wenn er mit seinem Freund und noch verschiedenen anderen „vergnügten Häusern“ hinter den Coulissen sein Wesen trieb, kleinen, reizenden déjeuners beiwohnte, wo er mancher Champagner-Flasche den Hals brach und sein Geld auf die angenehmste Weise von der Welt ausgab.

Als er eines Tages merkte, daß der Abfluß seiner Habe viel größer gewesen war als der Zufluß, erschrak er etwas. Wollnow war gerade gekommen, um ihn zu etwas ganz Extrafeinem aufzufordern, und hatte ihn verstimmt gefunden.

„Na, was fehlt Dir, Hänschen?“ hatte er ihn freundlich gefragt mit dem zugleich lustigen und spöttischen Blick der dunkeln Augen, die Hans schon auf so manchem Pfade vorangeleuchtet hatten, und deren Macht er nicht widerstehen konnte.

Hans wollte nicht mit der Sprache heraus. Endlich sagte er fast grob: „Laß mich in Ruh', ich hab' kein Geld mehr!“

„Schreib an Deinen Alten!“ sagte Wollnow lakonisch.

„Kann ich nicht, ich hab' versprochen, ihm nicht mehr zu kommen.“

Wollnow lachte überlegen und als ob ihm diese Antwort besonders kindisch vorkäme. „Hänschen,“ sagte er mit einigem Mitleid in der Stimme, „seit wann bist Du denn ein Pedant? Komm, bemühe Dich 'mal um Mama Fortuna! Du hast ja bis jetzt so viel Unglück in der Liebe gehabt, vielleicht ist Dir die schöne Portemonnaie-Göttin holder!“

Das hatte Hans eingeleuchtet. Er war mitgegangen, und nach einem äußerst lustigen Abend, in einem sehr amüsanten Local, hatte er Wollnow alles, was dieser bei sich trug, und noch mehr, ungefähr zweihundert Thaler, abgenommen. Am nächsten Tage bezahlte er mit Pomp mehrere Rechnungen, und seitdem spielte er, so oft er konnte, und zwar mit Glück. Die Leidenschaft hatte ihn gepackt und ließ ihn nicht mehr los.

Wollnow nannte ihn nur noch „Hans im Glück“, und Hans, wenn er am Abend, die Taschen voll Gold, heimkehrte, war gar nicht böse über diesen Namen.

Das war gegen Ostern gewesen. Die Briefe seines Vaters lauteten liebe- und vertrauensvoll, und er hatte lustig und kurz darauf geantwortet. Es schien ja alles in Ordnung zu sein, und seine Vorgesetzten waren mit ihm zufrieden; denn er war ein schneidiger Kerl und auch bei den Soldaten beliebt.

Aber jetzt war's anders geworden. Jetzt gerade, wo er am meisten darauf gehofft hatte, war er unglücklich im Spiel! Jedes Mal glaubte er, das verlorene Geld wieder zu gewinnen, und jedes Mal verlor er noch mehr. Dennoch hatte er alle Spielschulden bezahlt, bis auf das Geld, das er Wollnow schuldete, und das war die stärkste Summe. Alles, was er noch hatte, seine ganze Zulage war draufgegangen, und heute, bei der Gräfin, hatte ihm Wollnow erklärt, er brauche das Geld, denn er sei gezwungen, selber zu bezahlen; Hans müsse es schaffen, wohl oder übel. Das, und noch dazu die so berechtigte Warnung der alten Gräfin, hatte ihm den ganzen Abend verdorben. „Woher nehmen und nicht stehlen!“ dachte er. „'s bleibt nichts als der Jude, nichts! Oder soll ich's dem Onkel sagen? Der? Der macht nur kurzen Prozeß mit mir und läßt mich versetzen, trotzdem ich sein leibhaftiger Neffe bin! Und dann hört es der Vater gleich, und Lili, Mimi und Lotte hören es!“

Er fühlte, wie ihm die Schamröthe ins Gesicht stieg. „Also nur der Jude bleibt, nur der Jude!“ Und mit diesem trostvollen Gedanken fiel er endlich in bleiernen Schlaf.

Leise, schleichende Schritte weckten ihn. Die Wirklichkeit stand sofort wieder vor ihm, aber er konnte sich nicht entschließen, die Augen zu öffnen.

„Herr Lieutenant,“ flüsterte sein Bursche neben ihm, „'s ist Zeit! Sechs Uhr!“

„Hm,“ sagte er, „ich komme schon,“ und richtete sich langsam auf, während der Bursche in violetten Plüschschuhen im Zimmer leise auf und ab ging und die Sachen auflas, die Hans in der Nacht von sich geworfen hatte. Dann, nachdem Hans sich schwermüthig in einer ungemein kleinen Waschschüssel gewaschen hatte, brachte jener den Kaffee herein und stellte ihn brühheiß vor seinen Herrn hin, der ihn hastig trank und sich natürlich den Mund verbrannte. Seine Laune wurde dadurch auch nicht gerade besser.

„Kameel!“ schrie er wüthend und stellte die Tasse klirrend hin, nahm Mütze und Degen und lief die Treppe hinunter zum Dienst.

Der Bursche lächelte und hob die Rechnung auf, sie wieder auf den Tisch legend. „Als ob ich nicht wissen thät', daß wir uf'm Trocknen sind,“ sagte er, sich gemüthlich hinsetzend, indem er sich den übrigen Kaffee einschenkte. „Wenn's um den Lieutenant leere Wüste is, denn bin ich jedesmal das Kameel dazu!“

Hans ging heute ganz auf im Dienst. Er wollte keinen anderen Gedanken haben, und als er schließlich ganz erhitzt die Leute abtreten ließ, klopfte ihm eine Hand freundlich auf die Schulter.

„Bravo, lieber Roden,“ sagte der Major, „sehr gut, sehr gut. Fahren Sie nur so fort!“

„Natürlich!“ dachte Hans, „wenn ich so fortfahre, dann wird's ausgezeichnet!“

Er trat mit dem Major aus dem Kasernenhofe.

„Welches ist Ihr Weg?“ fragte der Vorgesetzte freundlich.

„Zum Juden,“ dachte Hans; laut sagte er: „Ich will noch einige Rechnungen bezahlen, Herr Oberstwachtmeister; dahinunter muß ich gehen.“

„Nun, dann trennen sich unsere Wege; leben Sie wohl, lieber Roden!“

Hans grüßte. „Gewiß, außerordentlich wohl,“ murmelte er dabei in seinen Schnurrbart. „Es wird mir immer wohler! Wo wohnt denn nur der Kerl, der Semit? Wollnow sagte doch 'mal so 'was! Ach ja, Dragonerstraße!“

Leichtsinnig in Uniform bleibend, stand er bald vor dem ihm genannten Hause. Es war eine öde und grau aussehende Miethskaserne. Er trat ein und klomm drei Treppen hinauf, düstere, schmale Treppen, wo er kaum die Hand vor Augen sah und die Luft dick und dunstig war.

„Wohnt hier nicht Herr Silberstein?“ fragte er eine dicke, jüdisch aussehende, etwas schlumpige Frau, die vor ihm herging.

Sie hatte einen Marktkorb am Arm und blieb von Zeit zu Zeit stehen, um Athem zu schöpfen. „Silberstein?“ meinte sie, den jungen Mann vom Kopf bis zu den Füßen musternd, „ja, wo wird er wohnen, der Silberstein, wenn er nich wird wohnen hier? Bin ich doch dem Silberstein seine Frau.“

„Ich möchte ihn sprechen,“ sagte Hans ungeduldig.

„Wollen Se sprechen den Silberstein?“ fragte sie, vor einer Flurthür stehen bleibend. „Hier wohnt er.“ Sie setzte den Korb hin und zog den Schlüssel aus der Tasche. Wieder musterte sie Hans von oben bis unten. „Herr Offizier,“ sie sah sich scheu um, als ob sie jemand in der Nähe fürchte, — „Herr Offizier, ich bitt' Se, bedenken Se Sich's, ehe Se gehen 'rein zum Silberstein!“

Hans sah sie so verwundert an, daß sie die Thür aufschloß.

„Herr Offizier,“ sagte sie noch einmal, und es war etwas seltsam Bittendes in ihrer Stimme, „gehen Se nich 'rein! 's is wahr, daß wer missen leben, der Silberstein und ich und de Kinder, — aber Sie! Se sind noch so jung und so scheen. Denken Se doch, was würde sagen de Frau Mama, wenn se Se würde sehen hier beim Silberstein. Gehen Se doch lieber hin, und sagen Se ihr alles! Se kommen nich so proper 'raus, wie Se sind gegangen 'rein zum Silberstein. Sagen Se's doch lieber der Mama, Se sind noch so jung!“

Hans kam sich bei dieser Rede so unglaublich dumm vor, daß er anfing, sich ganz unsicher zu fühlen, und wie ein Knabe stammelte: „Ich habe keine mehr!“

In demselben Augenblick ging innen eine Thür auf und eine knarrende Stimme rief: „Was schwatzt de Sarah? Komm 'rein oder geh 'raus, und verlier nich de thaire Zeit!“

Ein ziemlich alter Jude schlurrte auf Hans zu. „Womit kann ich dem gnädigen Herrn Lieutenant dienen?“ fragte er unterthänig. „Warum hast De nich 'reingelassen den Herrn, Sarah?“

Hans hatte seine Selbstherrschaft wieder erlangt. „Ich möchte Sie um eine kleine Gefälligkeit bitten,“ bemerkte er leicht und folgte dem Mann in sein Zimmer.

Sarah nahm den Korb auf und ging in die Küche, wo eins ihrer Kinder mit den Zündhölzchen spielte.

„Hab' ich Der nich gesagt, ich würde Der geben 'ne Watsche, wenn De würdest anfassen de Dinger? Da hast De se!“ Und während das Kind heulend nach seiner Wange griff, setzte sie sich auf einen Schemel und schälte Kartoffeln, immer leise vor sich hinsprechend: „Das arme Kind!“ Aber das eigene meinte sie nicht.

„Wollen der Herr nich Platz nehmen?“ fragte Silberstein und rieb seine schmierige Rechte an seiner schmutzigen Linken. „Womit kann ich dem Herrn dienen?“

Hans setzte sich auf eine Ecke des ihm angebotenen Stuhles und sah sich im Zimmer um. Sein Blick fiel auf einen großen, sehr schweren, eisernen Geldschrank, der dem ganzen Zimmer erst seinen Charakter verlieh; denn das schwarze, glatte Ledersopha, der Tisch, die Stühle, selbst das Cylinder-Bureau sahen aus, als erkennten sie unbedingt die Oberherrschaft des Geldschrankes an. Selbst sein Besitzer Silberstein schien vor ihm zusammenzuschrumpfen.

„Ich brauche Geld.“ Hans versuchte gleichgültig auszusehen.

„Wieviel?“ fragte der Jude. „Fünfhundert Thaler? Wird schwer halten, so viel zusammenzubringen!“

„Setzen Sie noch eine Null dahinter, Herr Silberstein dann stimmt es!“

„Gott, Du Gerechter!“ rief Silberstein und umklammerte, als sei er einer Ohnmacht nahe, den Schlüssel des Geldschrankes, der im Schlosse stak. „So viel Geld? So'n junger Mann? Bei so schlechten Zeiten? Was denken Se denn? Denken Se, daß ich kann schütteln das Geld aus dem Aermel? Und auf wie lange?“

Hans dachte nach. Heute war der zehnte December. Also bis zum zehnten Januar! Seinen Neujahrstag und Weihnachten wollte er sich wenigstens nicht verderben.

„Bis zum zehnten Januar,“ sagte er laut.

„Werden wer sehen, was sich läßt machen; wann wollen Se's haben?“

„Jetzt.“

„Jetzt? 's is unglaublich, was de Jugend is leichtsinnig! Jetzt! Na, sagen wer: Jetzt, und rückzahlbar am zehnten Januar mit fünftausendfünfhundert Thalern.“ Er fing an zu schreiben.

Hans sprang auf. „Halten Sie mich für verrückt?“

„Nu, wie haißt?“ Er schrieb ruhig weiter. „So, da is der Schein; da schreiben Se nur gefälligst den hochverehrten Namen hin. Denken Se denn, ich lebe von Rosenduft?“

Hans schritt erregt auf und ab.

Silberstein ging an den Geldschrank. Er machte den Finger naß und zählte die Geldscheine dann vor Hans auf den Tisch. Darauf hielt er ihm die Feder hin und tupfte mit dem Finger dahin, wo Hans seinen Namen hinsetzen sollte. Ein kleiner Schmutzfleck blieb auf dem Papiere zurück.

Hans setzte sich an den Tisch. „Fällt mir gar nicht ein,“ sagte er und stützte den Kopf auf die Hand, „das ist ja eine unerhörte Geldschneiderei!“

„Habe ich den Herrn gebeten, zu mir zu kommen?“ fragte Silberstein beleidigt. „Na, wer werden sehen! Der Herr wird sich's überlegen!“ Und er ging aus dem Zimmer, Hans mit den fünftausend Thalern allein lassend.

Als er nach einer Viertelstunde wieder hineintrat, ging Hans ohne Wort und Gruß an ihm vorüber; aber die fünftausend Thaler waren fort, und auf dem Tische lag der Schein mit seiner Unterschrift.

„'s hat ihn gefangen,“ sagte der Jude zufrieden lächelnd, „'s hat ihn gefangen, wie's mich hat gefangen! Ja, ja, das Geld is 'ne Macht, 's is 'ne große Macht, 's is de einzige Macht!“

6.

Mimi Felden befand sich in einer etwas unbehaglichen Gemüthsstimmung. Die ihr, wenn auch sehr zart dargebrachten Huldigungen Erich Heyden's waren ihr nicht angenehm; denn sie ahnte, daß sie nur der Anfang einer ganzen Kette von Huldigungen sein würden, und sie wollte nicht gern bis an das Ende dieser Kette kommen. Sie hatte eine ausgesprochene Vorliebe für ihn, und so fühlte sie sich um so ungemüthlicher, je so mehr sie glauben durfte, er könne ihre Freundlichkeit für eine Aufmunterung seiner Gefühle nehmen. Das sollte und durfte nicht sein! Sie wollte es nicht bis zu einem Abschluß kommen lassen, zu dem Abschluß, den Heyden ebenso heiß und herzlich ersehnte, als er ihr unangenehm war. Ob es die Eltern wohl schon bemerkt hatten? Ob es ihnen lieb war? Heyden war sehr wohlhabend; man prophezeite ihm eine glänzende Laufbahn, und wenn er auch bis jetzt vielfach herumgetändelt hatte, so schien es ihm mit seiner jetzigen Herzens-Angelegenheit doch Ernst zu sein. Sie ließ verschiedene Ballabende wieder an sich vorüberziehen, — Heyden, Hans, Wollnow, Wacknitz und alle. Hans schien sich immer mehr an diesen Wollnow anzuschließen, der ihr so unsympathisch war, dessen cynische Bemerkungen sie immer zu überhören suchte oder so that, als verstünde sie sie nicht. Wacknitz gebrauchte auch manchmal solche Wendungen, aber sie waren ihr nicht widerlich; im Gegentheil, sie suchte sie zu widerlegen und dachte viel darüber nach, eigentlich zu viel. Er hatte zwar verschiedene Eigenschaften, die ihr durchaus nicht zusagten; doch konnte sie nicht umhin, sich immer wieder mit ihm zu beschäftigen. Er war z. B. bekannt als großer Hofmacher, der den Gegenstand seiner Huldigungen ungefähr ebenso oft wechselte, wie seine Anzüge. Wegen seiner Neigung zur Eleganz fiel er manchen ganz besonders auf. Sein sorgfältig abgezirkelter Scheitel, seine nach modernstem Schnitte gearbeiteten Uniformen, die Lackstiefel und die Manschetten mit den großen Knöpfen führten viele dazu, ihn für einen „eiteln Gecken“ auszugeben. Dabei hatte er eine nichtswürdige Manier, über die hinwegzublicken, die er geistig übersah. Er zwirbelte seinen schönen, aufwärts gedrehten Schnurrbart zwischen den Fingern, schlenderte mit dem nichtssagendsten Gesichte von der Welt umher und ließ nur von Zeit zu Zeit ein erstauntes „A!“ vernehmen, als ob er eben vom Himmel gefallen wäre. Wenn ihn jemand langweilte, so fing er an, das sinnloseste und trivialste Zeug von der Welt zu schwatzen, sodaß die Leute, die er los werden wollte, ihn überall für den albernsten „Jarde-Leutnant“ erklärten, den sie je gesehen hätten. Das beunruhigte ihn nicht im mindesten; im Gegentheil, er freute sich darüber. Er übersah Mimi ebenso, das wußte sie; aber weit davon, sich dadurch beleidigt zu fühlen, beobachtete sie ihn mit einem gewissen ruhigen Interesse und rächte sich, indem sie ihn sicherer und gerechter beurtheilte, als die meisten anderen. Aus diesem unwillkürlichen Verständnisse heraus hatte sie ihm neulich auf dem Balle geantwortet, sodaß er einen Augenblick auf sie aufmerksam wurde. —

Mimi gähnte und streckte sich etwas in ihrem kleinen Lehnstuhl, in dem sie halb lag, die Arme hinter dem Kopfe verschränkt und ganz in ihre Gedanken vertieft. „Es wird dunkel,“ rief sie halblaut und sprang auf.

Die Schneeflocken fielen leise und weich gegen das Fenster und bedeckten den Sims. Unten ging der Laternenmann vorbei und zündete die Laternen an. Der Wind wehte ihm die Schneeflocken ins Gesicht, sodaß er die Augen zukniff und blinzelte, wenn er in die Höhe sah.

„Welch eine trübselige Arbeit, bei dem Wetter!“ sagte Lotte, die leise eingetreten war und, Mimi mit dem linken Arm umschlingend, mit der rechten Hand einen Marsch gegen die Scheiben trommelte.

„Warum?“ fragte Mimi. „Es ist doch ganz schön, wenn man seine Zeit dazu benutzt, um seine Mitmenschen zu erleuchten!“

„Ja, aber glaubst Du, daß der Mensch einen Begriff davon hat? Ich spreche natürlich nicht von der bildlichen Bedeutung, die Du der „Erleuchtung“ unterlegst. Glaubst Du, daß er sich überhaupt Gedanken über die Nützlichkeit seiner Beschäftigung macht?“

„Warum nicht? ‚Wenn ich heute nicht anstecke‘, denkt er, ‚so brechen diese Nacht mehr Menschen die Glieder, als es vom Schicksal sonst beabsichtigt war!‘“

„Nein, Scherz beiseite! Glaubst Du, daß diese Leute überhaupt einen Begriff von Pflicht haben? Ich meine nicht von Pflichterfüllung aus Furcht vor Strafe, vor Brodlosigkeit, sondern von idealer Pflicht.“

„Das weiß ich nicht; dazu kenne ich sie nicht genau genug. Aber es wird wohl so sein, wie in unseren Kreisen: das dunkle Gefühl einer Pflicht haben wohl die meisten, den richtigen Begriff davon nicht sehr viele. Ist es nicht so?“

„Du stellst uns also gewissermaßen auf dieselbe geistige Stufe wie die unteren Klassen?“

„Wie Du fragst! Ich habe mir das noch nie recht klar gemacht. Wir sind so sehr daran gewöhnt, uns als höher stehend zu betrachten.“

„Und an geistigem Wissen stehen wir doch in der That über ihnen.“

„Ja; aber das ist ein Vortheil, den wir haben, der nicht unser Verdienst ist.“

„Und doch stellt er uns höher.“

„Und vergrößert die Verantwortung. Wem viel gegeben ist, von dem wird man viel fordern.“

„Meinst Du damit, daß wir ihnen gegenüber auch eine Verantwortung haben?“

„Du setzest mir wieder die Pistole auf die Brust! Wenn ich mit Dir spreche, Lotte, dann werde ich mir selbst erst klar, wie unklar ich innerlich noch bin.“

„Nun also! Ringe Dich durch, mein Kind!“ Lotte lachte und küßte sie auf die Stirn.

„Lotte, ich glaube, ja! Wir haben eine Verantwortung!“

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Gesundheits- und Körperpflege.

Tägliche Turnübung für jedermann. — Nach dem Aufstehen sollst Du ans geöffnete Fenster treten und stehend zuerst möglichst weit rücklings Dich überbiegen, wie bei der Rückenwelle am Reck, sodann ebenso nach vorn, wie bei der Bauchwelle, darauf gerade stehend einige tiefe Athemzüge thun. Dauert eine Minute und nützt für den ganzen Tag. F. L.

Mittel gegen Schinnen oder Schuppen der Kopfhaut. — Vor dem Schlafengehen wasche man den Haarboden mittelst eines weichen Schwämmchens mit folgender Lösung:

Natr. biboracic. (Borax) 2,0, Aq. destill. 100,0.

Nachdem man die Feuchtigkeit noch etwa eine Minute hat wirken lassen, trockne man sich den Kopf mit einem groben Handtuch und ziehe, um sich vor Erkältung zu schützen, sobald man sich schlafen legt, die Bettdecke über den Kopf. Dr. S.

Zahnpulver. — Nimm:

Sacchar. lactis		Natr. bicarb.	
Conchae praepar.	ää 25,0	Pulv. pumicis	ää 5,0
Pulv. rad. Irid. florent.	10,0	Pulv. resin. Myrrh.	2,0

Die Zahnbürste darf nicht zu weich sein, da sie einen gewissen Reiz auf das Zahnfleisch ausüben soll. Zu hart darf man die Bürste auch nicht wählen, da die Borste sich leicht dem Baue des Zahngerüstes anschmiegen muß. Wer nicht Anstoß an der schwarzen Farbe nimmt, erhält ein gutes billiges Zahnpulver aus 1 Theil fein pulverisirter Holzkohle und 2 Theilen Milchzucker, dem man noch 5-10% doppeltkohlensaures Natron zusetzen kann. Dr. S.

Gegen Sommersprossen. — Ein einfaches, selbst erprobtes Mittel besteht aus unreifen, noch ganz grünen Johannisbeeren; dieselben werden jedesmal vor dem Gebrauch, — täglich etwa dreimal und unmittelbar vor dem Schlafengehen, — mit einem silbernen Löffel zerdrückt, die Haut kräftig damit eingerieben und danach leicht abgewischt. — Weiter seien hier zwei ebenfalls einfache Mittel für den Teint mitgetheilt, das eine von einer der ersten Schönheiten Wiens, Fürstin Bl..., das andere von einer sehr schönen Dame der Pariser haute volée, Baronesse de Fr... Ersteres besteht aus abgegossenem kalten Thee, das andere aus Erdbeer-Wasser, wofür man ein Dutzend Wald-Erdbeeren, — in deren Ermangelung auch andere, — in einem Wasserglas voll Regenwasser einige Stunden ziehen läßt und dann abgießt. Mit dem einen oder anderen Wasser wäscht man sich vor dem Schlafengehen. Sehr wohlthuend ist Erdbeer-Wasser auch bei Sonnenbrand. L. von Pröpper.

Beschäftigung der Jugend.

Ein neues Spielzeug. — Wie freuen sich unsere Kinder, wenn milde Frühlingstage nach langer Winterhaft endlich ein Spiel im Freien gestatten, wenn Murmel, Reifen und Ball wieder zu ihrem Rechte kommen! Alle Mütter sollten diese Bewegungsspiele nach Kräften fördern und begünstigen, die so gesund und erfrischend für Körper und Geist der Jugend sind und ein wohlthätiges Gegengewicht gegen das Stillesitzen und die Anstrengungen der Schule bilden. Neuerdings ist der längst beliebte Laufreifen in so verschönerter Gestalt erschienen, daß sicher das bisherige Vergnügen der Kinder an diesem einfachen Spiel noch erheblich zunehmen wird. Ein Lehrer, Herr Kiok in Golschwitz in O.-Schl., hat nämlich, wie das Patent- und technische Büreau von Richard Lüders in Görlitz berichtet, das Spielzeug in der Weise vervollkommnet, daß die Achse des Reifens mit zwei Federmühlen verbunden ist. Diese werden während des Reifenrollens vom Windzug in entgegengesetzter Richtung gedreht und bieten ein prächtiges, farbenreiches Bild, das noch an Schönheit gewinnt, wenn man mehrere solcher Federmühlen an jeder Seite des Reifens anbringt. O. Altmann.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Noch einmal der kaufmännische Hülfsverein für weibliche Angestellte. — Große Freude erregte mir der Artikel über den „Kaufmännischen Hülfsverein für weibliche Angestellte". Die Aufnahme desselben in die Spalten Ihres weitverbreiteten Blattes bedeutet eine große Förderung der Interessen der Handels-Gehülfinnen. So dankbar ich meiner Collegin bin, die die großartige Thätigkeit und Entwicklung des Vereins besprochen hat, so erscheint mir ihre Darstellung etwas einseitig, weil sie nur die rein praktischen Einrichtungen ins Auge faßt, die vielen Vergünstigungen und großen Annehmlichkeiten, die der Verein den Mitgliedern gewährt, jedoch fast unerwähnt läßt. Den Mitgliedern stehen Consultationen in beruflichen Rechtssachen bei Rechtsanwälten frei, und durch die weitverzweigten Verbindungen des Vereins ist es gelungen, in der Genesung befindlichen Mitgliedern freie oder ermäßigte Reconvalescenten-Stellen in Kurorten zu verschaffen. Neuerdings sucht man in Familien, die in Kurorten ansässig sind, Erholungsstätten für die Handlungs-Gehülfinnen einzurichten, wo sie zu bescheidenen Preisen in den Sommermonaten Aufnahme finden können, also gewissermaßen Ferien-Kolonien privaten Charakters zu gründen. Ferner haben Mitglieder freien oder ermäßigten Eintritt zu den Sehenswürdigkeiten, Museen, den 27 städtischen Volks-Bibliotheken, zu sonstigen Bildungs-Anstalten, z. B. der Humboldt-Akademie, Ermäßigungen für Bade-Anstalten, bei Photographen, Optikern, Zahnärzten ꝛc. Der Verein veranstaltet zudem für die Mitglieder und deren Angehörige Sonntag-Nachmittags-Vorstellungen in den besten Berliner Theatern zu ganz billigen Preisen. Ich brauche wohl nicht weiter darauf hinzuweisen, wie werthvoll alle diese Einrichtungen für ein alleinstehendes junges Mädchen sind, das sich mit einem kleinen Gehalt einzurichten hat. Ich gestehe, daß für mich ein neues Leben begonnen hat, seitdem mir die Stätten der Kunst und der Bildung auf diese Weise zugänglich gemacht wurden. Vielleicht hätte ich von vielem gar nichts erfahren, das mir jetzt eine Quelle hohen Genusses geworden ist. Ich habe dem Hülfsverein nicht allein mein äußeres Fortkommen zu danken, ich habe durch ihn auch Gelegenheit gefunden, meinen inneren Menschen zu bilden, meinen Gesichtskreis zu erweitern und so ein nützlicheres Mitglied der menschlichen Gesellschaft zu werden, als ich es mit nur einseitiger Fachbildung geworden wäre. Hinzufügen will ich noch, daß nach dem Vorbild des Berliner Hülfsvereins gleiche Vereine für weibliche Angestellte in Hamburg, München, Breslau, Königsberg und Frankfurt a/O. in der Bildung begriffen sind.

Eine Handlungs-Gehülfin.

Universitäts-Studium. — Beständig lese ich von der Hülfsbereitschaft der Menschen und der Wohlthätigkeit im großen Stil, und da ist mir in meiner Rathlosigkeit ein wohl sehr kühner Gedanke gekommen. Ich bin jung, strebsam und, wie man behauptet, beanlagt; aber ich bin arm und trotzdem ist es mein sehnlichster Wunsch, das Gymnasium und später die Universität besuchen zu können! Wo ist die gütige Märchen-Fee, die mir dazu verhelfen will? Ein armes Mädchen.

Existenz für ein schwerhöriges Mädchen. — Welche freundliche Leserin könnte mir eine gesicherte, angenehme Existenz für ein 18jähriges, etwas schwerhöriges Mädchen nennen, das die höhere Töchterschule besucht hat und sich vorwiegend geistig beschäftigen möchte? Eine besorgte Mutter.

Tapisserie-Geschäft. — In welcher kleinen Stadt oder in welchem Kurort würde sich die Gründung eines Tapisserie- und Kurzwaren-Geschäftes verlohnen? Es stehen mir jedoch nur bescheidene Mittel zur Verfügung. B. J., Alt-Weynothen.

Geselligkeit.

Einladungskarte für Krebsessen; Krebsmesser und -Gabel. — Der hübsche Artikel „Ein Reactionär" in der „Illustrirten Frauen-Zeitung" (Nummer vom 15. Mai 1894), der so manches Beachtenswerthe über Krebse und Krebs-Recepte brachte, hat auch mir zu einer Idee verholfen, auf die ich, offen gestanden, ein

Einladungskarte für Krebsessen.

Krebsmesser und -Gabel.

wenig stolz bin; um so mehr, als der Verfasser der fraglichen Plauderei so gründlich zu Werke ging, daß kaum irgend etwas in dem Thema unerörtert blieb. Meine Erfindung ist es nun, der Einladungskarte zu einem Krebsessen, — beiläufig gesagt, für die Hausfrau die bequemste Bewirthung, — als Vignette das Portrait dieses geschätzten „Reactionärs" hinzuzufügen, dafür aber die nähere Bezeichnung „zum Krebsessen" fortzulassen. Ich zeichnete den Krebs, wie er im Mondlicht aus seinem Schlupfwinkel kriecht und auf Nahrung ausgeht, also in dem Augenblick, wo er mühelos ergriffen werden kann. Da die kleine Zeichnung gefiel und ich häufig eine ziemliche Anzahl dieser Karten brauche, ließ ich sie lithographiren. Im Handel sind dieselben einstweilen noch nicht; ich besitze noch das Monopol darauf, doch steht es natürlich einem jeden frei, sie nachzuarbeiten, was mir obenein eine große Genugthuung sein würde. Allerliebst sind auch die kleinen Krebsgabeln und -Messer, die ich kürzlich bei einem Besuch in Augsburg in dem Geschäft von E. Meier, Carolinenstraße D. 42, zum Preise von 10 Mk. das Paar, erstand. Die Gabel ist zweizinkig, das Messer auffallend kurz, der Rücken nach der Spitze zu stark gerundet; auch das übliche kleine Loch zum Aufbrechen der Scheren fehlt nicht. Das Besteck besteht aus Nickel und ist mit Perlmutter-Griffen versehen. Marianne von S.

Frau R. L. — Wenn Sie Sich die Anfertigung der hübschen Whist-Anleger in der Nummer vom 10. März d. J. nicht zutrauen, so rathen wir Ihnen, Sich fertige Whist-Anleger von der Firma Rudolph Nagel in Bremen kommen zu lassen. Dieselben beruhen auf der gleichen Idee wie der unsere, der uns von einer Leserin eingesandt wurde, sind gesetzlich geschützt und werden fabrikmäßig durch Druck hergestellt; sie sind etwas einfacher ausgeschmückt, besitzen dafür aber den Vorzug, nur 50 Pf. zu kosten. D. Red.

Häusliche Kunst.

Briefstruhe mit Brandmalerei. — Als Freundin der interessanten Technik habe ich zum Schmuck der zierlichen Holztruhe den reich wirkenden Bortenstreifen gewählt, den Lieferung 1 von „Häusliche Kunst" auf S. 12 naturgroß bietet. An der Vorlage, die 27 cm Länge, 15 cm Höhe und 16 cm Tiefe mißt, erscheinen Seitenwände und Ränder, sowie der 3 cm breite Mittelstreifen gleichmäßig dunkel mit dem Stifte gebrannt, sodaß die Musterstreifen sich klar daneben abheben; der helle Grund derselben ist gepunzt. Bronzebeschläge und -Griffe vollenden die Ausstattung der auf Kugelfüßen ruhenden Briefstruhe. Die Künstlerin — Fräulein Lina d'Heureuse, W., Lützowstr. 84a, — die den Holzbrand so trefflich ausgeführt, würde die Truhe in jeder beliebigen Größe herstellen. M. G.

Marmorplatten. — Ich besitze zwei weiße Marmor-Tischplatten, von denen ich gern die Politur abschleifen möchte, um sie dann mit Aquarell-Farben zu bemalen. Wie ließe sich ersteres bewerkstelligen, und mit welchem durchsichtigen Firniß könnte ich die Malerei so fixiren, daß sie das Abwaschen mit Wasser verträgt? A. W. auf dem Lande.

Hauswirthschaft.

Rhode's Reform-Kochtopf. — Seit einiger Zeit benutze ich in meinem Haushalte den neuen Reform-Kochtopf von Rhode; und kann mich gar nicht genug freuen über die Zeitersparnis die daraus hervorgeht, daß ich, ohne ein Anbrennen der Speisen befürchten zu müssen, den Topf ruhig auf dem Herde stehen lassen kann und meinen andern Wirthschafts-Beschäftigungen nachgehen darf. Der grau emaillirte Eisentopf ist mit doppeltem Boden versehen; der Zwischenraum wird mit Wasser gefüllt, das man durch einen seitlichen Einguß, dessen Verschluß zugleich das Ventil bildet, einfüllt. Die Speisen trocknen in keiner Weise ein, werden nicht zäh und lassen sich lange Zeit warm halten, ohne an Schmackhaftigkeit einzubüßen. Ich bezog den Topf von der Firma C. J. W. Lademann Söhne, Berlin C, Wallstr. 84—85.

Kaffee-Extract. (24). — Seit über Jahresfrist trinken wir nur Kaffee aus Extract und sind damit außerordentlich zufrieden. Wir haben stets gleich guten Kaffee, den jeder so stark oder so schwach trinken kann, wie er es liebt. Die Zubereitung ist höchst einfach, verlangt aber etwas Sorgfalt. Eine feine Sorte gemahlener Kaffee wird, mit Karlsbader Kaffeegewürz untermischt, in einen saubern, mit Beutel ausgelegten Trichter gethan und sprudelnd kochendes Wasser in kleinen Quantitäten darüber gegossen. Man giebt am besten von dem gemahlenen Kaffee immer etwas nach, bis der Trichter ganz gefüllt ist, und deckt mit gut passendem Deckel stets wieder zu. 8 Loth Kaffeebohnen und 6 ganze Täfelchen Karlsbader Kaffeegewürz geben 2 Liter Kaffee-Extract. 1/4 Tasse Extract genügt zu 3/4 Tasse kochendem Wasser.

Aus dem Satz stellt man mit kochendem Aufguß noch ganz trinkbaren Kaffee für das Mädchen her. In gut verkorkten Flaschen hält sich der Extract 6-8 Tage.

Nichts Gemüthlicheres als ein Kaffeetisch, auf dem der Wasserkessel summt, und an dem die Hausfrau selbst jedem Familien-Mitglied eine vorzügliche Tasse Kaffee bereitet. A. F., Hannover.

Nickel-Theekessel. (28). — Nickel und Nickel ist immer noch ein Unterschied, und von der Qualität des Metalls wird natürlich auch dessen Haltbarkeit abhängen. Ich selbst benutze seit Jahren einen Rein-Nickel-Theekessel aus der bekannten Berndorffer Metallwaren-Fabrik von Arthur Krupp (Niederlage in Berlin, Leipzigerstr. 43. II) und kann nur sagen, daß sich derselbe sowohl über Gas wie Spiritus vorzüglich bewährt, wie überhaupt sämmtliche Fabrikate dieser Firma durch Haltbarkeit und Solidität ausgezeichnet sind. Zum Putzen verwende ich das Victoria-Putz-Pulver von Richard Otto & Co., das schneller und leichter als irgend ein anderes mir bekanntes dem Metall seinen Silberglanz zurückgiebt. Ich halte überhaupt viel von den Otto'schen Putzmitteln, den Metall-Putz-Crême, der Messerputz-Pasta, wie auch von dem Flecken-Reinigungsmittel. Was mir am besten daran gefällt, ist, daß die Mittel kein „Universal-Mittel" sein wollen, sondern daß jedes nur für einen ganz bestimmten Zweck angewendet werden soll. Zu beziehen sind die Präparate durch den Apotheker Richard Otto & Co., Berlin SO., Bethanien-Ufer 8. Frau Marie.

Alice, Wien. — Sie bitten uns, Ihnen nach vollendeter Beschaffung des wichtigsten Theiles Ihrer Wäsche-Ausstattung ein Verzeichniß der üblichen „accessoires", sagen wir lieber deutsch: „des Zubehörs" zu geben. Der Begriff desselben ist ziemlich dehnbar; denn was der einen nothwendig erscheint, dürfte für die anderen erläßlich sein; ein Theil wird bei uns in Deutschland vielfach von der sorgenden Mutter aus altem Besitz mitgegeben, namentlich das, wofür gebrauchte, weiche Stoffe mit Vorliebe Verwendung finden. Lassen Sie uns versuchen, Ihnen zu helfen. Für die Tischwäsche dürfte gesorgt sein; vielleicht aber nicht für Unterlagen der Tisch- und Tafeltücher, Decken aus Fries oder Swanboy, um die Härte des Tons beim Servіren zu mildern und die Tischplatten gegen Beschädigung der Politur durch heiße Teller ꝛc., zu schützen. Auch an der Bettwäsche wird Ihnen kaum etwas fehlen, und der großen, weißen „Bettschürzen" für das Mädchen ist sicher gedacht? Sehr bewähren sich im Schlafzimmer waschbare Decken, nicht nur über den Wasch-Toiletten zum Schutze der Wand, sondern für die Waschtische selbst. Man nimmt hierzu grobes, graues Leinen und versertigt eine Art Schürze in der Weite der drei polirten Seiten, an den Enden mit Ringen versehen. Abends hängt man dieselbe in zwei Nägel, die rechts und links an der Hinterseite der Toiletten angebracht sind und schützt dieselben so gegen die beim Waschen unvermeidlichen Spritz- und Seifenflecke, die namentlich matte Holz-Polituren arg schädigen. Beim Frisiren benutzen wir kleine Deckchen, um eine Unsauberkeit des Toiletten-Tisches zu vermeiden und besondere Tücher zum Reinigen

Briefstruhe mit Brandmalerei.

der Kämme. Für Wäschebeutel für feine Wäsche brachte die Modenwelt mannigfache Vorlagen. — Auch des Kleiderschrankes sei gedacht, an dessen innerer Thürseite eine Tasche für Regen- und Sonnenschirme, mit einigen Heftzwecken befestigt, Platz findet. Helle Gesellschaftskleider, die, seltener gebraucht, mit der Zeit durch den überall eindringenden Staub leiden, sind in Ueberzügen aus Baumwollenstoff zu conserviren, die, sackartig genäht, die ganzen Röcke aufnehmen und oben mit einer Zugvorrichtung geschlossen werden. Vortrefflich sind dieselben für Mäntel und alle Umhänge, namentlich für solche aus Sammet und Pelz. Man hängt die einzelnen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Stücke über einen Bügel, zieht den Sack darüber und bindet ihn oben fest zu; hat man im Sommer Beutelchen mit weißem Pfeffer und Kampher hineingesteckt, so darf man die Sachen gegen Mottenschaden gesichert erachten. — Wie steht es wohl um die Küchenwäsche? Sind die sehr nützlichen Seihtücher für Bouillon und Gelée vorhanden? Topflappen zum Anfassen der Geschirre? Unter den hübschen „Wirthschaftstüchern" mit eingewirkter Schrift verzeichnen wir solche für: Toiletten, Gläser, Tassen, Teller, Messer und Fenster; trefflich sind Lama-Staubtücher, wie die aus Seidenabfällen zum Putzen des Silbers. Bei dem größeren Silbergeschirr empfiehlt es sich, dasselbe in rothen Multon-Beuteln zu bewahren; es bleibt hierdurch vor dem häßlichen Anlaufen wie vor Schrammen gesichert. Für das Reinigen der Lampen darf es an Lampen- und Cylinder-Tüchern nicht fehlen, für die Fußböden nicht an Fries- und Barchend-Frottir-Tüchern, eben so wenig an einem Stück Scheuertuch zum Aufreiben gestrichener Dielen. Das Badezimmer sei mit großen und kleinen Rubber-Tüchern und Laken versorgt. Ein ganz besonderes Zubehör ist für die Wäsche erforderlich: Korb- und Rolltücher, Stärkebeutel, Klammerbeutel und -Schürze, wie Säcke für die Waschleinen. Swanboy- oder Friesdecken für den Plätttisch, eben solche für das Plättbrett, Jacquard-Ueberzüge für beide, Multon-Kappen für Plätteisen und Tollscheren.

Wenn die hier aufgezählten Gegenstände aber meist einer guten, vollständigen Ausstattung beigefügt werden, so haben unsere jungen Bräute doch noch einen geheimen, sorglich gehüteten und gemehrten Schatz. Das ist der sogenannte „Hamsterkasten", in dem sich die verschiedensten Gaben der Liebe und Freundschaft, fast immer geschmackvoll geziert, zusammen finden und wenn wir da hinein einen Blick thun, so entdecken wir die herrlichsten Sachen. Da giebt es große und kleine Kaffeetücher, bunt und weiß gestickt, mit genähten und gehäkelten Einsätzen und Spitzen; Krebs-, Obst-, Eis-Servietten, und solche für Spülnäpfchen; Tischläufer mannigfacher Art, Service, Tisch- und Büffet-Decken; desgleichen für Präsentir-Bretter, Brod- und Marktkorb; Beutel für Weißbrod, alte Semmel, in Kreuzstich gestickte Congreß-Bänder mit seidener Unterfütterung zum Binden der Wäsche; Tücher mit schönen spruchgezierten Borten für die Bretteinlagen des Leinenschrankes; Parade-Handtücher; praktische, fest gehäkelte Unterlagen für die Wasch-Service, das Klappern derselben auf den Marmorplatten zu verhüten; Flickbeutel groß und klein; Taschen von Flanell oder weichem Leder für silberne Messer und Gabeln; mit Monogramm geschmückte Decken, als Schutz über die Einsätze des Reisekoffers zu breiten; Taschen für Schuhe; Sachets für Handschuhe und Taschentücher. O, sind wir zu Ende? Kaum! Aber wer zählt sie alle, nennt die Namen aller der Dinge, die wir bedürfen oder zu bedürfen glauben? Darum mag es an dem Angeführten für diesmal genug sein! E. K.

M. H. A. Z. in B. bei H. — Wasserdicht lassen sich nur sehr gewissenhaft gearbeitete sogenannte Jagdstiefeln mit guten Doppelsohlen machen. Diese Stiefeln werden nicht gewichst, sondern namentlich in den Nähten mit Fett gut eingerieben; sie sollen so weit sein, daß sich noch eine Korksohle einlegen läßt. M. H.

Slavonien. — Matt gewordenen Spiegeln kann man wohl den Glanz durch Abreiben mit einer Mischung von Magnesia und Spiritus zurückgeben; fehlendes Quecksilber läßt sich jedoch nicht ersetzen. Der Spiegel muß vollständig neu mit Quecksilber belegt werden. A. H.

Stahlfeder-Matratzen. — Wer könnte mir aus eigner Erfahrung mittheilen, wie sich ungepolsterte Stahlfeder-Matratzen mit Stahlband- oder Spiralfedern bei längerem Gebrauch bewähren?

L. S., Heppenheim.

Küche.

Krebs-Pastete. — Man kocht ein Schock großer Krebse in Salzwasser und bereitet aus den Schalen, nachdem man das Fleisch ausgebrochen, mit $^1/_2$ kg Butter Krebsbutter. Fünf bis sechs Kalbsmilche wässert, blanchirt und salzt man und schmort sie mit fein gehackten Chalotten, Champignons und Petersilie eine Viertelstunde lang. Zu einer Farce aus Geflügel- oder Kalbfleisch verwendet man einen Theil der Krebsbutter und das Fleisch der Scheren. Dann belegt man den Boden einer mit Butter ausgestrichenen Pastetenform mit Butterteig, streicht Farce darüber und legt eine Schicht Kalbsmilch und Krebsschwänze darauf. Dies wiederholt man und läßt das Ganze mit einer Schicht Farce abschließen, die man mit dünnen Speckplatten bedeckt. Dann legt man einen Butterteig-Deckel darüber, bestreicht ihn an den Rändern mit Ei, drückt ihn mit dem übrigen Teig zusammen, bringt dann in der Mitte eine kleine Oeffnung an, überpinselt den Deckel mit Eigelb und bäckt in mäßiger Hitze die Pastete $1^1/_2$ Stunden. Vor dem Anrichten schneidet man den Deckel ringsum auf, nimmt die Speckscheiben ab und füllt etwas Krebs-Sauce in die Pastete. R. G.

Hausthiere.

Adele St., Wien. — Sie irren Sich, wenn Sie annehmen, daß die Kanarien-Züchter im Harz ihre Vögel durch Instrumente zu Gesangskünstlern erziehen. Die fähigen Kanarien-Züchter verfügen über Vorschläger ersten Ranges, die oft für 80 und 100 Mark nicht zu haben sind, und die als Lehrmeister für die Nachzucht verwendet werden. Mit Instrumenten, sogen. Stimmpfeifen, dürften Sie keinen mustergültigen Roller erziehen können; wollen Sie es aber dennoch versuchen, so wenden Sie Sich an Max Reusch, Berlin NO. Lietzmannstr. 11, der solche Pfeifen verkauft. H.

B. R., Zürich. — Schnecken und Kellerasseln sind in allen Warmhäusern mehr oder weniger zahlreich. Setzen Sie einige Kröten oder gefleckte Salamander in das Treibhaus und lassen Sie am frühen Morgen und am späten Abend regelmäßig die Schnecken beim Schein einer Wandlaterne absuchen, aber auch alle Ritzen im Mauerwerk sorgfältig mit Cement oder Mörtel zustreichen. Kellerasseln werden durch Anwendung von Zacherlin mit unfehlbarer Sicherheit vernichtet. Gegen Mäuse legen Sie am Abend auf ein ganz trockenes Brettchen etwas Giftweizen aus, den Sie in jeder Apotheke erhalten. M. H.

Gärtnerei.

Einrichtung und Bepflanzung der Blumenfenster. — In der zweiten Hälfte des Monats Mai ist die Zeit gekommen, in der selbst empfindlichere Blumen gleich den Menschen die frische, freie Luft dem Aufenthalt in geschlossenen Räumen vorziehen. Blumentische und -Ständer verschwinden jetzt aus den Zimmern; sie werden zurückgestellt bis zum Herbst, und an ihre Stelle tritt das außerhalb das Fensters angebrachte Blumenbrett. Wo Balcon und Veranda fehlen, da bilden während des Sommers einige gut besetzte Blumenbretter den schönsten Schmuck des Hauses. Leider bieten diese in den meisten Fällen nur in der ersten Zeit einen erfreulichen Anblick, weil bei der Herrichtung zu viele Fehler gemacht werden. Man sieht häufig Blumenbretter vor Fenstern, an die niemals oder höchstens am Nachmittag einige Sonnenstrahlen gelangen; andere wieder sind den ganzen Tag über der glühenden Sonne ausgesetzt, ohne daß eine entsprechende Vorrichtung zum Beschatten vorhanden wäre. Man wählt zur Anbringung der Blumenbretter am besten Fenster mit voller Morgensonne; aber auch nach Süden gerichtete sind, wenn durch eine Jalousie Schutz geboten wird, zur Pflanzenzucht geeignet. Ja selbst vor Fenstern in freier, westlicher Lage pflegen noch recht viele Blüthengewächse ein gutes Gedeihen zu zeigen.

Blumenfenster.

Die nächste Sorge besteht nun darin, die Blumenbretter wirklich praktisch einzurichten. Die allgemein gebräuchlichen sind elegant, oft künstlerisch ausgestattet, aber unzweckmäßig. Das als Einfassung dienende, zierliche Gitterwerk bietet den Blumentöpfen keinen genügenden Schutz gegen den Sonnenbrand, der die leichten Thontöpfe derartig erhitzt, daß nicht nur die an den Topfwandungen liegenden wichtigen Saugwurzeln verbrennen, sondern die Erde auch stets vollständig und rasch auszutrocknen pflegt. Das zweckmäßigste Blumenbrett besteht aus Holz, das bekanntlich ein schlechter Wärmeleiter ist, und hat eine kastenartige Form. Es wird mittelst eingegipster Eisenhaken so vor dem Fenster angebracht, daß es gerade steht. Um das lästige Wassertropfen auf die Straße zu verhindern, füllt man das Blumenbrett auf halbe Höhe mit etwas angefeuchtetem Torfmüll, wohinein die Töpfe gesetzt werden. Torf fault unter dem Einfluß der Feuchtigkeit nicht; er besitzt die Fähigkeit, das nach dem Gießen aus den Töpfen auslaufende überflüssige Wasser in erheblichen Mengen aufzusaugen. Da er in der Sonne langsam wieder abtrocknet, so verbreitet er in der Umgebung der Blumen jene feuchte Luft, die deren Gedeihen so förderlich ist.

Den hübschesten Anblick bieten nicht zu breite Blumenbretter, auf denen zwei Topfreihen Platz finden. Die erste Reihe besteht aus Hängepflänzchen, der grünen oder bunten Tradescantia, dem Judenbart, der indischen Erdbeere, dem kleinen und großen Sinngrün, der australischen Fuchsie (Fuchsia procumbens) u. a. Die zweite Reihe wird aus kleineren und mittelgroßen Blüthenpflanzen gebildet. Es kommen hier nur Sommerblüher in Betracht, die leicht zu beschaffen und zu erhalten sind. Die Blumenfreundin wählt ganz nach ihrem Geschmack unter Blüthen-Begonien, Pelargonien, Fuchsien, einfachen und gefüllten Petunien, Heliotropen und ähnlichen Gewächsen.

Vollendet schön ist ein mit Blüthen umgebenes Fenster, wenn es auch von luftigen Lianen umrankt wird. Für jedes Fenster genügen zwei Schlingpflanzen-Töpfe, die rechts und links Aufstellung finden; eine um den Fensterrahmen gespannte Schnur dient zum Emporziehen der Triebe. Von den leicht zu beschaffenden und dankbar blühenden Schlinggewächsen sind die verschiedenen Winden, die rankenden Kapuziner-Kressen, die Cobara, der rankende Kammsame, die Maurandien und harten Passions-Blumen empfehlenswerth. Ausschließlich durch hübschen Blätterschmuck empfehlen sich Sommer-Epheu und Pilogyne, ein kürbisartiges Gewächs.

Max Hesdörffer.

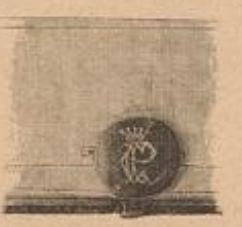
Allgemeines.

Die Frau und der Radfahr-Sport*). — Ich bin nicht mehr „ganz jung"; ja, Leute die einzig nach den Jahren zu rechnen pflegen, dürften mich mit Fug und Recht in das „alte Register" einreihen. Dennoch täuscht man sich oft über meine Jahre; denn eine tadellose Gesundheit hat mich frisch erhalten und läßt mich jünger erscheinen. Dies verdanke ich in erster Linie einer rationellen Körperpflege und der Ausübung von gesundem Sport, der ich auch in vorgerückten Jahren noch treu geblieben bin. Gerade wenn das Bequemlichkeits-Bedürfniß des Alters sich zu melden beginnt, halte ich es für doppelt angebracht, durch energische Bewegung diesem entgegenzuarbeiten. So habe ich mich seit längerer Zeit schon dem Radfahr-Sport ergeben, und ich möchte an dieser Stelle das Kostüm und die Ausrüstung beschreiben, die ich mir auf Grund meiner Erfahrungen zusammengestellt habe, und die sich auf größeren Touren, z. B. einer achttägigen Fahrt von München über Rosenheim, Reichenhall, Berchtesgaden, Kufstein nach Salzburg, bei einer täglichen Leistung von 60-70 Kilometern, die ich im vorigen Jahre mit meinem Manne machte, aufs beste bewährt haben. Als ältere Dame bin ich natürlich darauf bedacht, meinen Anzug so zu gestalten, daß man seine besondere Bestimmung nicht auf den ersten Blick erräth und ich darin unauffällig den Speisesaal jedes ersten Hotels betreten kann. Ich führe deshalb stets in Reserve mit mir: ein Paar tadellose Handschuhe, eine neue Cravate und ein breites Moiré-Band, das als Schärpe um die Taille zu legen ist. Das Gesicht wische ich nach der Fahrt mit dünnem Seidenpapier ab, um es vom Staube zu reinigen, da nach der Erhitzung durch das Fahren kaltes Wasser dem Teint wenig zuträglich sein würde. Dann noch ein paar Striche mit der winzigen Puderquaste, und ich sehe so harmlos aus, als käme ich eben vom Besuch meiner Kinder und meines Enkelchens, — denn es muß eingestanden werden, seit Jahresfrist besitze ich ein solches. Mich unterwegs nicht mit Gepäck zu belasten, ist mein Grundsatz. Ich verzichte deshalb auch darauf, Nachtzeug mitzunehmen, und begnüge mich damit, mich nachts in einen festen Wettermantel aus dickem grauen Lodenstoff zu hüllen, nachdem ich dessen Capuchon abgeknöpft habe. Während der Fahrt findet dieses Mäntelchen, zusammengelegt und mit einem Riemen umschnürt, seinen Platz auf dem Rade. Diejenigen Wäschestücke, die während einer mehrtägigen Fahrt erneuert werden müssen, wähle ich in ganz billiger Qualität, sodaß es keine Verschwendung ist, sie wegzuwerfen, anstatt sie zu waschen. Deshalb trage ich über dem unerläßlichen wollenen Hemd, — ich besitze deren in Weiß, Dunkelblau und Schwarz, — als Untertaille einen sogenannten Corset-Schoner für 30 Pf., unter den guten schwarzwollenen Strümpfen ein zweites Paar, und zwar ganz dünngewebte, weiße, baumwollene, das Paar zu 15 Pf. Haben diese Strümpfe, sowie der Corset-Schoner gelitten, so werfe ich beides einfach weg und greife zu den Reserve-Stücken, die ich auf jeden Fall bei mir führe. — Auf das Corset muß die Radfahrerin natürlich verzichten, da bei dem erhöhten Athmungs-Prozeß, wobei Brust- und Rippenkasten sich mächtig dehnen, ein solch steifer Panzer geradezu gesundheitsgefährlich sein würde. Als Ersatz für das Corset benutze ich einen breiten, mäßig gesteiften Medicis-Gürtel, dem sich vorn blusenartige Stofftheile anschließen, hinten zu glatten, sich kreuzenden Tragbändern verlängert. Den Kleiderrock, der nicht kürzer als fußfrei zu sein braucht, arbeitet man ohne Stoß und Litze, da ein Losreißen und Umwickeln um Pedal oder Kurbel leicht lebensgefährliche Folgen haben könnte. Ein Abspringen ist dann nicht mehr möglich, der Fall unvermeidlich. Der Stoff des Rockes wird einfach nach innen umgelegt und mit Stepplinie gesichert. Vollständig zu verwerfen ist der Unterrock; an seine Stelle tritt das weite, unterhalb des Knies durch Gummizug zusammengehaltene Beinkleid aus dem Stoffe des Rockes, am besten Cheviot. Um das Auffliegen des Rockes zu vermeiden, werde ich demnächst einen Versuch mit Bleistückchen machen, die in den Saum einzunähen sind. Beim Fahren ist das über einer leichten Bluse getragene, halbanliegende Jacket am angenehmsten; beim Absteigen schlägt man einfach die Revers zusammen, erst bei ganz schlechtem Wetter tritt das Mäntelchen in sein Recht. Als Kopfbedeckung dient die kleine, von einem Lederriemen umgebene Filzkappe, — d. h. nur so lange ich mich im Weichbild einer Stadt befinde; später, wenn ich mich vor kritischen Blicken sicher fühle, wandert sie in die Satteltasche und hervorgeholt wird der große Helgoländer, der den besten Schutz gegen die Sonne gewährt. Besonders kleidsam ist er in seiner einfachen Ausstattung aus Satin nicht gerade, doch ließe er sich vielleicht aus leichter Seide etwas eleganter gestalten. Die Füße umschließen braune Halbschuhe und Tuch-Gamaschen; wildlederne Handschuhe schützen die Hände. Meine weitere Ausrüstung besteht aus einem großen Sonnenschirm mit abzuschraubendem Stock, der in dieser Weise leicht in einem Futteral unterzubringen ist, und in einem Necessaire, das die nothwendigsten Toiletten- und Näherei-Utensilien in möglichst leichter und möglichst kleiner Gestalt enthält: Bürsten, Kamm, Nagelfeile, Seife, Eau de Cologne, Puder und ein winziges Besteck, Messer und Gabel in Perlmutterhülse, das zusammengelegt kaum die Größe eines Bleistiftes erreicht; ferner ein Fläschchen Oel und ein Leinentuch für das Velociped. Mein ganzes Gepäck ist in der zu dem Rade gehörigen Satteltasche untergebracht, genügt aber vollständig für Touren, wie die am Anfang genannte. Das Wichtigste erwähne ich zuletzt: das Rad. In meiner langjährigen Praxis habe ich die verschiedensten Systeme erprobt, ohne einem unbedingt den Vorzug geben zu können. Mein Grundsatz ist, kein Rad allzusehr abzunützen, um es später noch vortheilhaft gegen ein neues, verbessertes umtauschen zu können. Augenblicklich bin ich bei dem Rade mit Pneumatic-Reifen angelangt, die jetzt fast allein das Feld behaupten. Noch möchte ich darauf aufmerksam machen, daß man das Rad weder in die Sommerhitze stellen, noch im Winter allzu trocken aufbewahren darf, da in beiden Fällen der Gummi der Reifen leiden würde.

Eine jugendliche Großmama.

*) Die freundliche Einsenderin hat uns ihr praktisch erprobtes Radfahr-Kostüm zur Verfügung gestellt; wir werden dasselbe mit allen Einzelheiten in Wort und Bild in der Nummer vom 10. Mai unseren Leserinnen vorführen. D. Red.

Ein neuer praktischer Kragenknopf. — Der Artikel „Herrenmoden" in der Nummer vom 10. März dieser Zeitung veranlaßt mich, nun auch mein Scherflein beizutragen, um den Herren der Schöpfung zu helfen, — nicht sich schön zu machen, aber doch sich ordentlich anzuziehen. Nichts Unschöneres, als ein elegant gekleideter Mann, bei dem die Cravate nicht tadellos sitzt, sich vielleicht über den Kragen hoch schiebt. Dies zu vermeiden, bemüht sich ein einfacher goldener Knopf, — ich habe die glatte untere Fläche für meinen Mann noch mit feinem Monogramm graviren lassen, — der eine große flache Oese trägt, durch die man den Shlips leitet, nachdem der Knopf zugleich durch den Kragen und das Hemd geknöpft wurde. Die Anwendungsart wird durch die drei naturgroßen Skizzen deutlich; ein Verschieben des Shlipses ist vollkommen ausgeschlossen. Gekauft habe ich das nützliche kleine Ding bei dem Juwelier Hoer in Görlitz, Brüderstraße.



Kragenknopf. Innere Seite des Kragens.

Kragenknopf mit Oese.

Oese des Kragenknopfes. Aeußere Ansicht.

Frau v. T., geb. v. P.

Zehn Gebote des Mannes. Da wir nun wissen, wie die zehn Gebote der Frau heißen, möchten wir auch die zehn Gebote des Mannes kennen lernen.

Drei Schwestern M. L. E. C in B.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamerstr. 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltungs-Beilage

12. Mai 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 10.

Nachdruck verboten.

Der eitle Wacknitz.

Roman von Katharina von Doering in Berlin.

(2. Fortsetzung.)

Lotte entgegnete: „Aber worin besteht unsere Verantwortung? Ich weiß, die Tante ist sehr gut gegen die Armen. Sie kocht Suppen, näht, schenkt, giebt; was will man noch mehr? Kann man hier nicht wirklich fragen: ‚Soll ich meines Bruders Hüter sein'? Was meine Person anbetrifft, so kann ich mich dem Gedanken nie verschließen, wenn ich die Leute hier und da 'mal aufsuche: sie sind eben höflich, weil sie von Dir so viel wie möglich haben wollen. Im übrigen hege ich das dunkle Gefühl, daß sie mich, oder Dich, oder jeden aus unserer Gesellschaft nicht leiden können."

„Ja, das hat mich auch schon oft bedrückt. Ich habe, wenn ich mich mit ihnen unterhalte, fast immer das Bewußtsein, daß sie sich nicht geben, wie sie sind, daß sie mit mir anders sprechen, als unter einander, — mit einem Worte, daß sie lügen."

„Und dafür glaubst Du eine Verantwortung zu haben? Jeder Mensch lügt doch für sich selber und hat nur darüber Rechenschaft zu geben."

„Ich glaube, ich habe auch für mich eine gewisse Schuld daran, daß jene Leute und wir uns nicht verstehen."

„Aber Mimi, welcher Unsinn! Ihr kennt Euch ja gar nicht!"

„Eben darin liegt die Schuld! Wir sollten uns kennen!"

„Mimi, das ist paradox!"

„Was ist paradox?" fragte Lili, die eben eintrat, und stellte sich mit dem Rücken gegen die Thür.

„Bitte, sieh' im kleinen ‚Meyer' nach," antwortete Lotte, „ich bin nicht sehr faßlich und etwas weitschweifig, wenn ich erkläre."

„Wahrscheinlich weißt Du's selber nicht," entschied Lili, warf den hübschen Kopf zurück und kniff ein Auge zu. „Aber so meint' ich's nicht: ich weiß ganz gut, was paradox ist: nämlich wenn jemand etwas sagt, was den meisten ziemlich verdreht vorkommt und trotzdem ganz gescheit sein kann. Wer war paradox?"

„Mimi."

„Das glaub' ich nicht; denn dazu ist sie nicht gescheit genug."

„Na, man kann gerade nicht behaupten, daß Du eine Schmeichelkatze bist," sagte Lotte, „komm' setz' Dich zu uns!"

„Worüber spracht Ihr denn?"

„Über die Arbeiter, den unteren Stand."

„Ich kann sie nicht leiden, sie sind scheußlich!"

„Was haben sie Dir Besonderes gethan?"

„Nichts; aber sie sind so schmutzig und so roh. Wenn man auf der Straße ganz harmlos geht, dann können sie nie ein junges Mädchen vorüber lassen, ohne ihm etwas Gewöhnliches zuzurufen. Sie sind gemein!"

„Manche," sagte Mimi und zündete die Lampe an, „aber nicht alle."

„Und Mimi meint," fügte Lotte hinzu, „daß auch wir daran schuld sind!"

„Wir?" Lili wurde ganz roth vor Eifer. „Mimi ist verrückt!" Man thut alles, was man kann, und sie sind doch immer unzufrieden. Neulich wollte Mama einer armen Frau jeden Sonnabend eine Suppe kochen lassen; sie sollte sie nur holen. „Wat," sagt die Frau, „holen soll ick se ooch noch? Nee, denn will ick lieber jar keene!" Und daran soll Mama schuld sein?"

Lotte und Mimi lachten so herzlich, daß Lili mit einstimmte. „Kinder," sagte sie, „ich wollte Euch nur 'was fragen. Wer will heut' Abend ins Opernhaus? Gräfin Wittsberg hat ihr Abonnement, zwei Karten, geschickt; sie kann es heut' nicht benutzen."

„Ich gehe nicht," erklärte Lotte, „ich habe keine Lust!"

„Und Du, Mimi?"

„Ich habe noch so viel zu Weihnachten zu thun."

„Ach, Ihr seid furchtbar langweilig! Dann wird Mama mit mir gehen. Adjüs, Kinder! Langweilt Euch recht!" Und damit war Lili aus der Thür.

„Mimi," Frau von Felden erschien im Thürrahmen, „bitte sieh etwas nach dem Abendessen; Papa kommt gegen neun Uhr wieder, wir nach zehn. Wir werden also nach einander essen. Sieh, daß Papa ordentlich bedient wird. Bestelle Hering und Pellkartoffeln, aber vergiß es nicht!"

„Nein, gewiß nicht!" Und Mimi geleitete die Mutter bis zur Flurthür, wo Lili schon umhertrippelte.

„Vergiß nicht! Pellkartoffeln mit Hering," rief es noch einmal von unten.

Mimi traf ihre Anordnungen, und dann arbeiteten beide Mädchen wieder friedlich zusammen in Mimi's Zimmer, den General zum Abendessen erwartend.

„Mimi, wie ist doch der Wollnow wenig angenehm!" sagte Lotte nach einiger Zeit.

„Findest Du das auch? Lili war neulich ganz wüthend über ihn, weil er es gewagt hatte, ihr seine Hülfe beim Anziehen anzubieten."

„Na, das ist doch aber nicht so 'was furchtbar Schlechtes!"

„Du weißt ja, Lili ist immer gleich Feuer und Flamme, für oder wider! Mir ist es sehr unangenehm, daß Hans so viel mit ihm verkehrt. Er hat schon Besuch gemacht, und wir müssen ihn einladen."

„Findest Du nicht zwischen ihm und Wacknitz eine gewisse Aehnlichkeit?"

„Nein, Lotte, gar nicht! Wacknitz ist mir sogar sympathisch." Mimi ärgerte sich, obgleich sie eigentlich nicht recht hätte sagen können, warum? Sie beugte sich tiefer über ihre Arbeit und nähte schweigend und scheinbar sehr beschäftigt weiter.

Lotte hatte garnichts bemerkt; sie spielte mit der kleinen Stickschere und dachte nach, indem sie Wollfädchen zerschnipselte. „Es ist doch eine Aehnlichkeit zwischen ihnen. Du kannst es nicht leugnen, daß beide Cyniker reinsten Wassers sind! Ihre Bemerkungen unterscheiden sich nur durch den Ton, in dem sie sie aussprechen."

„Ja, aber gerade der Ton ist sehr verschieden. Sie sehen beide das Leben als ein langweiliges, ödes Einerlei an, glauben weder an Liebe — — —."

„Hm," brummte Lotte und knotete zwei Woll-Endchen zusammen.

Mimi schwieg einen Augenblick, dann fuhr sie fort: „Glauben weder an Liebe noch Freundschaft, noch an das Dasein des Guten, noch eigentlich auch des Bösen. Bis dahin sind sie sich ähnlich, das geb' ich zu!"

„Findest Du das nicht genug?"

„Ich finde, das ist gar nichts! Es können doch zwei Menschen das dunkel finden, was andere hell sehen, ohne daß die zwei deswegen eines Geistes Kinder sind!"

„Wo findest Du nun den Unterschied ihrer Lebensauffassung?"

„Wollnow gefällt sich sehr in seiner Meinung: er schwimmt im Sumpf, wie eine Ente, und fühlt sich sehr wohl dabei. Er ist innerlich gewöhnlich. Der Laternen-Anzünder von vorhin steht wahrscheinlich innerlich höher."

„Und Wacknitz?" fragte Lotte.

„Wacknitz? Der ist viel schwerer zu verstehen. Ich wollte Dich schon fragen, was Du über ihn denkst? Du hast Dich doch eigentlich mehr mit ihm unterhalten als ich in der letzten Zeit."

„Ja, aber sprich Dich nur aus! Ich möchte wissen, ob unsere Ansichten übereinstimmen."

„Ich kann nur vermuthen. Er ist mir nicht so häßlich klar wie Wollnow."

„Allerdings, dem buchstabirt man seine wenig schöne Seele so ziemlich von der Nasenspitze ab, und Wacknitz ist nicht so hülfsbereit."

„Nein, es macht ihm sogar Spaß, einen über sich in die Irre zu führen, und das hat mich auf den Gedanken gebracht, daß er sich vielleicht über sich selbst täuscht. Seine eigenen Anschauungen sind ihm nicht angenehm; aber weil er überall nur Selbstsucht erblickt, so nimmt er sich selbst nicht aus. Er glaubt von vornherein nicht an das Gute, um keine Enttäuschung zu erleben."

„Eigentlich muß er sich kreuzunglücklich fühlen, Mimi."

„Vielleicht gar nicht einmal. Es gehört vielleicht zu seinen kleinen Eitelkeiten, weder glücklich noch unglücklich zu sein, sondern ganz gleichgültig, und vermeintlich klar darüber, daß weder er, noch ein anderer zu etwas Gutem fähig sei."

„Das ist ja ganz der Standpunkt eines zerknirschten Sünders!"

„Nur mit dem Unterschied, daß der ‚eitle Wacknitz' sich gar nicht zerknirscht fühlt, sondern alles gehen läßt, wie es geht."

„Ja, er thut nichts Gutes und nichts Böses, hat ein fleckenloses Schild, findet die Welt und sich ziemlich langweilig, und du reste, — après nous le déluge! Hab' ich Dich recht verstanden?"

„Ganz! Du hast Dich nur kürzer und besser gefaßt!"

„Warum nennt man ihn eigentlich den ‚eiteln' Wacknitz? Es trifft kaum zu!"

„Nun, äußerlich doch! Er giebt sich ja alle Mühe, um den Namen zu verdienen, wenn er ihn auch nur als Maske trägt. Er spielt eben eine Rolle."

„Weißt Du, Mimi, daß er mir sehr gefällt?"

„Ja, Lotte, das merke ich!" Und Mimi bückte sich wieder sehr tief über ihre Arbeit.

Da ertönte die Stimme des Generals: „Mimi, ist das Abendbrod fertig?"

„Ja, Papa, wir kommen!" Schnell legten sie die Arbeit zusammen und gingen ins Eßzimmer. —

„Papa, es ist alles bereit." Mimi trat in das Arbeitszimmer des Generals, das neben dem Eßzimmer lag, während der Diener die dampfenden Kartoffeln auf den Tisch setzte. „Willst Du Grog haben? Es ist heut' so kalt."

„Freilich, Mimichen," — der General liebte die Verkleinerungsformen, — „es ist wirklich hundekalt! Also Mama und Lili sind fort? Hoffentlich haben sie sich recht warm angezogen. Wie geht's, Lotte?"

„Wenn man bei Dir zu Gaste ist, Onkel, geht's einem immer gut."

Mimi ging hin und her, holte Cognac und Zucker und schälte dem Vater die Kartoffeln.

„Papa, ich möchte Dich 'mal 'was fragen!"

„Was denn?"

„Ist Hans ein guter Offizier?"

„Was meinst Du mit: guter Offizier?"

„Ob seine Vorgesetzten mit ihm zufrieden sind!"

„Kinder, wann werdet Ihr einmal lernen, Euch klar auszudrücken! Ja, man ist mit ihm zufrieden; der Major sagte es mir heute noch."

„Ist Dir gar nichts an ihm aufgefallen, Onkel?" begann auch Lotte. „Findest Du ihn nicht verändert?"

Der General dachte nach, aß seine Kartoffeln bedächtig auf und wischte dann seinen dicken, grauen Schnurrbart langsam mit dem Mundtuch ab, erst von rechts nach links und dann von links nach rechts fahrend.

„Ist's so recht?" Mimi setzte ihm ein Glas dampfenden Grog hin.

Er kostete. „Noch ein bißchen Zucker! Was die übrigen Mädel verzuckern, das giebst Du zu wenig. Es ist ein Junge an Dir verloren gegangen."

Mimi war nicht sehr erbaut von diesem Lobe. „Ich möchte gar keine Junge sein, Papa. Es war wohl auch nicht meine Bestimmung, sonst wäre ich's gewiß geworden."

„Du bist mir auch so ganz recht. Aber, was erzählt Ihr mir von Hans?"

„Papa, wir sind ganz sicher, daß er wieder Schulden hat."

„Das wäre!" Der General schlug mit der flachen Hand aufs Knie. „Er hat dem Onkel das vorige Jahr auf Ehrenwort versprochen, daß —."

„Papa, was ist Ehre?"

„Ehre, mein Kind," sagte der General und nahm Mimi's Hand, „ist dem preußischen Soldaten alles!"

Mimi nickte.

„Aber wenn man so leichtsinnig ist, wie Hans," fiel Lotte ein, „so ist man imstande, in einem bösen Augenblick alles zu vergessen, selbst das Ehrenwort. Onkel, ich glaube fest, er spielt!"

„Das wird immer netter! Du bist ja die reine Kassandra! Uebrigens merkwürdig, daß mir kein Mensch eine Andeutung gemacht hat; ich sehe ihn selbst so selten, da er nicht zu meiner Brigade gehört."

„Es scheint mir, als ob es noch nicht sehr lange her wäre. Seitdem er so viel mit Herrn von Wollnow verkehrt, hat er sich verändert," sagte Mimi.

„Ich werde ihn, sowie ich Zeit habe, herkommen lassen und mit ihm unter vier Augen sprechen; so erfahre ich am ersten die Wahrheit. Das bin ich dem Albert schuldig und auch dem Hans. So, Kinder, ich habe noch zu thun. Schlaft wohl, gute Nacht!"

„Gute Nacht, Väterchen!"

„Gute Nacht, lieber Onkel!"

Als Mimi an diesem Abend zur Ruhe ging, machte sie sich ihrer Gewohnheit nach wieder viele Gedanken. Die Quintessenz blieb doch, daß Lotte Herrn von Wacknitz sehr gern hatte. Erwiderte er diese Neigung? Und wünschte sie, Mimi, daß er es thäte? Ja, sie wünschte ihrer lieben Lotte alles, selbst das! Sie hätte aber nie gedacht, daß es ihr so schwer werden würde.

7.

Wacknitz hatte einen anderen Burschen erhalten; er klingelte, um ihn in die neue Würde einzuführen.

Kein Mensch erschien. Er klingelte nochmals und wartete dann einige Augenblicke. Endlich erhob er sich, öffnete die Thür und rief: „Schockschwerenoth! Wo bleibt denn der Kerl?"

Ein großer Mensch trat ein und pflanzte sich, die Hände an der Hosennath, vor ihm auf.

„Hast Du nicht gehört, daß ich geklingelt habe?"

„Hob' ich gehört."

„Warum bist Du denn nicht gekommen?"

„Hob' ich nicht gewußt, daß ich soll kommen, wenn Herr Leitnam klingeln. Hob' ich gedacht, er klingelt zum Vergnügen."

„O Du . . . ! Na, wenn ich also jetzt klingle, so kommst Du sofort und fragst, was ich wünsche. Verstanden?"

„Zu Befehl!"

„Gut. Wie heißt Du?"

„Heiß' ich Sosna."

„Schön, Sosna! Ich hoffe, Du wirst Dir nichts zu schulden kommen lassen und alles pünktlich ausführen, was Dir befohlen wird. In der Tischlade dort ist immer etwas Geld. Wenn Du 'was brauchst für Semmel, Kaffee u. s. w., nimmst Du's dort 'raus und quälst mich nicht um jeden Pfennig. Und wenn Du mich beschummelst, so soll ein Donnerwetter . . . . ! Verstanden?"

„Zu Befehl!"

„Rechts um, kehrt, — marsch!"

Sosna führte die Bewegung energisch aus und verschwand mit freundlich grinsendem Gesicht.

„Es ist ein wahrer Jammer, die Kerls immer von neuem einzudrillen", seufzte Wacknitz, griff nach Mütze und Degen, um spazieren zu gehen.

Er schlenderte rauchend und die Hände in den Manteltaschen im Thiergarten umher, als ihm Heyden begegnete.

„Wohin des Weges?" fragte dieser. „Gehst Du auch zum Kriegsspiel?"

„Ja, wollte erst meine gesunkenen Lebensgeister hier wieder auffrischen. Ich habe nämlich meinen neuen Burgwart unterwiesen."

„Noch ganz angegriffen davon, was? Aber Mensch, wie kommst Du mir wieder vor!"

„Nicht hübsch?" fragte Wacknitz nachlässig.

„Doch, riesig schneidig! Wie aus einem Modemagazin entsprungen!"

Wacknitz zuckte die Achseln.

„Warum führst Du dem dummen Namen ‚der eitle Wacknitz' immer neuen Stoff zu, Wilhelm?" meinte Heyden ärgerlich, „Du bist gar nicht so schlimm!"

„Bin ich's nicht?" gab jener gleichmüthig zurück.

„Nein, für mich nicht, nur für die anderen."

„Nun, dann laß die anderen laufen!"

Wacknitz stieß eine große Rauchwolke von sich und sah innig zufrieden aus. „Es gereicht den guten Leuten zu so herzlicher Befriedigung, ihren sogenannten Nächsten für einen Narren zu halten, daß ich edel genug bin, mich für diesen Zweck zu opfern! Es macht mir Spaß, und ich gewähre dadurch vielen eine Freude. Warum soll ich ihnen nicht eine Freude machen?"

„Merkwürdiges Vergnügen!" brummte Heyden.

Mehrere Offiziere, darunter Hans, holten in diesem Augenblick die beiden ein und gesellten sich zu ihnen.

„Apropos, schönes Mädchen, die Lotte Felden!" sagte Wacknitz zu Heyden gewendet im Weitergehen.

„Finde Mimi Felden eben so hübsch!"

„Erlauben Sie, Heyden," sagte einer der Offiziere, „dann haben Sie Fräulein Lotte von Felden überhaupt nicht genau angesehen."

„Ich, für meine Person, finde an allen dreien nichts Besonderes," brummte Hans, der manchmal seine Schwärmerei für Lotte über seine schlechte Laune vergaß. „Sie sind ganz gräßlich giftige kleine Kröten! So furchtbar moralisch! Man hat immer das Gefühl, sie gönnen einem nicht von dem bißchen Vergnügen, was man noch hat."

„Sie armer Junge!" bedauerte Wacknitz im Tone tiefen Mitgefühls. „Ich merke übrigens an diesen Worten, daß Sie ungefähr zwanzig Jahre zählen dürften."

„Wieso?" fragte Hans heftig.

„Heutzutage verträgt man in dem Alter keinen Tadel mehr, und wenn er auch von den Lippen schöner Mädchen kommt, und wenn er auch nicht einmal ausgesprochen, sondern nur gedacht wird. — Hier sind wir ja!" fügte er hinzu, vor der Kaserne stehen bleibend.

„Ach ja, das olle Kriegsspiel!" sagte Hans und gähnte. —

Nach dem Kriegsspiele versammelten sich die Herren in der

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Regiments-Ressource, um sich nach der anstrengenden Geistesarbeit zu erfrischen. An kleinen Tischen saßen sie beisammen, zwanglos plaudernd, während die Ordonnanzen hin und her liefen und mit Tellern und Gläsern klapperten.

Wacknitz und Heyden saßen zu zweien an einem Tischchen. Sie lehnten sich zurück an ihre Stuhllehnen, mit der einen Hand am Seidel, mit der anderen auf den Tisch trommelnd. Hin und wieder wurde ein Wort hingeworfen und in den Pausen dem Biere wacker zugesprochen.

„Da ist ja Herr von Wollnow auch und schenkt uns die Ehre seines Besuches", rief Heyden. Unter uns gesagt, Wacknitz, mir ein ganz verflucht unangenehmer Patron."

„Na, ich will nicht gerade behaupten, daß ich ihn zu meinem Busenfreunde ernennen würde; aber er ist 'n amüsanter Kerl, das muß man ihm lassen."

„Ist's erlaubt?" fragte Wollnow hinzutretend, „oder haben Sie Geheimnisse?"

„Nicht daß ich wüßte," entgegnete Heyden mürrisch und versenkte sich in die Betrachtung seines Seidels.

Wollnow kehrte einen Stuhl mit der Lehne nach dem Tisch, setzte sich rittlings darauf und verschränkte die Arme auf der Lehne. „Ich erlaube mir übrigens, zu gratuliren, Moltke Nummer zwei," wendete er sich an Wacknitz. „Der Oberst singt da hinten Ihr Lob und sieht Sie mit Vaterliebe an. Sie haben eben so viel Verstand als Glück!"

„Dann hätt' ich nicht sehr viel, Verstand mein' ich! Ich hoffte immer, ich hätte mehr als Sie mir zugestehen. Glaube übrigens, Sie stellen das Glück höher!"

Wollnow nahm diese Anspielung auf seine ziemlich bekannte Neigung zum Spiele ruhig hin. „Ich glaube, das eine geht gewöhnlich nicht ohne das andere," sagte er und ließ den Rauch seiner Cigarre mit Eleganz aus der Nase ringeln. „Im übrigen ist es mir ganz einerlei; wenn ich mein Leben nur genieße."

„Ich will überall und auf allen Gebieten den Genuß zugeben," antwortete Wacknitz, „aber bei ‚meine Tante, Deine Tante' und dergleichen kann ich ihn nicht begreifen. Der Sinn dafür fehlt mir."

„Dann verlieren Sie sehr viel!"

„Im Gegentheil, gar nischt," knurrte Heyden.

„Nein, wahrhaftig!" fuhr Wacknitz fort, „Ihren Verstand und Ihr Glück und Ihre ganze Person beiseite, Wollnow, folgen Sie mir, bitte, ins Abstracte. Giebt es etwas Geistloseres als ein Hazardspiel? Da ich keine besonderen Jugend-Scrupel hatte, so machte ich früher manchmal mit. Aber wenn mein Verstand mir nicht gesagt hätte, es sei schlauer, ich ließe es meiner Tasche wegen, so hätte es mir schon meine Langeweile gesagt. Ich war einfach geschlagen, gebrochen, verendet vor unaufhörlichem Gähnen."

„Mir ganz neue Version," sagte Wollnow; „na, 's muß auch solche Käuze geben!"

„Ich behaupte, man muß einen sehr starken Geist haben, um dabei nicht herunterzukommen." Wacknitz machte bei diesen Worten Wollnow eine halbe, etwas ironische Verbeugung.

„Danke für die Schmeichelei!"

„Wenn ich König wäre," fuhr Wacknitz fort, „so würde ich, da wohl nicht alle meine Unterthanen Geisteshelden wären, das Spielen unter allen Umständen verbieten, um sie vor geistiger Entartung oder Verdummung zu bewahren."

„Wenn ich also noch meine fünf Sinne beisammen habe," fragte Wollnow, „so bin ich Ihrer Ansicht nach der reine Newton?"

„Gewiß!" Wacknitz sagte es mit ungeheurer Nachlässigkeit.

„Erich, warum bist Du so sauertöpfisch?"

„Weil ich schlechter Laune bin," antwortete dieser wahrheitsgetreu. „Zeitung her!"

Eine Ordonnanz brachte das gewünschte Organ, und Heyden vertiefte sich in die Politik.

„Erfreuen Sie Sich an dem öden Blatte? Zum Henker mit der Politik!" rief Wollnow.

„Was haben Sie gegen Politik?"

„Sie langweilt mich; vielleicht wäre ein Krieg erfrischend!"

„Mit wem?"

Was weiß ich? Mir janz wurscht!"

„Die begeisterte Vaterlandsliebe spricht aus Ihnen!" sagte spöttisch Heyden und sah von der Zeitung auf.

Hans trat hinzu. „Sprecht Ihr nicht von Krieg?" fragte er.

„Ich glaube," bemerkte Wacknitz.

„Ja, so ein frischer, fröhlicher Krieg, das wäre so 'was," fuhr Hans fort, „da käme 'mal wieder Leben in die Bude."

Was verstehen Sie unter frischem, fröhlichem Krieg?" fragte Heyden giftig.

„Na, so dreinhauen!" sagte Hans.

„Avanciren!" rief Wollnow.

„Wir haben's ja 66 gesehen, was für eine Freude der Krieg an sich ist!" warf Heyden hin.

„Aber man muß das Vaterland vertheidigen," brauste Hans auf. „Ist Ihnen das Vaterland so einerlei?"

Heyden lachte ihm ins Gesicht. „Ja, Ihre Art von Vaterland, ganz!" Und er steckte die Hand in die Hosentasche.

Wacknitz wandte sich gelassen an Hans: „Erlauben Sie 'mal, Roden, von Vaterland war doch vorhin gar nicht die Rede; das war nur so eine Rakete, die Sie hineingeworfen haben. Sie wünschten doch einen frischen, fröhlichen Krieg, um dreinzuhauen, oder so 'was. Das Vaterland hatte damit gar nichts zu thun."

„Nein, eigentlich nicht," sagte jemand mit tiefer, ruhiger Stimme.

Heyden sah sich um.

Es war Graf Delsberg, der hinter ihm stand.

„Willkommen!" rief Erich erfreut und schüttelte ihm die Hand. „Schön von Ihnen, daß Sie Sich auch 'mal sehen lassen, Graf!"

„Ich wollte die Ressource als alter Regiments-Kamerad noch besuchen, ehe ich Berlin verlasse," antwortete Delsberg und setzte sich mit an den Tisch. „Aber ich unterbrach Ihr Gespräch von Krieg und Kriegsgeschrei."

„Ewig schade!" sagte Wacknitz. „Das Geschrei rührte übrigens nur von jenem jungen Manne drüben her."

„Wär' ein Krieg nicht 'was Schönes, Graf?" rief Hans.

„Ich verabscheue ihn als solchen, wenn ich auch in vielen Fällen seine Nothwendigkeit anerkennen muß."

„Das versteh' ich nicht!" sagte Hans. „Wie kann man als Soldat den Krieg verabscheuen? Was ist denn Vaterlandsliebe?"

„Wieder das Vaterland!" tadelte Wacknitz. „O heiliger Bimbam!"

„Nun ja, das Vaterland, was denn sonst?"

„Dein Privatvergnügen, mein Junge," warf Wollnow ein, „oder meins, oder sonst wessen! Was ist denn Vaterlandsliebe? Du liebe Zeit!"

Der Graf sah den Sprecher mit einem gewissen Erstaunen an und erwiderte: „Doch wohl etwas mehr, als Sie anzunehmen scheinen, Herr von Wollnow. Den Krieg herbeizuwünschen, um sich persönlich hervorzuthun oder seine Langeweile zu verscheuchen, können Sie allerdings kaum anders als Kampf- oder Abenteuerlust nennen, aber nicht Vaterlandsliebe."

„Nennen Sie es Phrase, Graf," sagte Wacknitz, „die gewöhnliche Zusammensetzung unseres Lebens; wir entgehen ihr nicht!"

„Ausgenommen wenn wir einen Sinn hineinlegen!"

„Wer thut das noch? Es ist so bequem, Worte zu gebrauchen. Man hört sie, wie man sie spricht, und macht sich keine anstrengende Denkarbeit. Man weiß vorher, was sie bedeuten werden, d. h. nichts, und das ist eben das Beruhigende dabei."

„Wann gedenken Sie abzureisen, Graf?" erkundigte sich Heyden. „Wenn ich nicht irre, liegt Ihre Besitzung in Mitteldeutschland; Sie sind aber Märker, nicht?"

„Ja, ich kaufte Wiesenthal im vorigen Jahre."

„Wiesenthal? Dann sind Sie ja ganz in unserer Gegend!" sagte Hans.

„Ich habe Ihren Herrn Vater oft gesehen und Fräulein von Felden auch, aber nie gesprochen. Ich habe überhaupt noch keine Besuche gemacht, da ich fast immer abwesend war, will es aber jetzt nachholen."

Bald darauf brach man auf, und da Delsberg denselben Weg hatte wie Wacknitz, so schloß er sich diesem an. Nach dem stark erwärmten Raum empfand man die rauhe, naßkalte Luft draußen doppelt unangenehm.

„Machen Sie mir die Freude, auf meiner Bude ein Glas Grog mit mir zu trinken, wenn Sie nichts vorhaben," bat Wacknitz den älteren Gefährten, als dieser sich vor der Thür verabschieden wollte; „es ist noch nicht spät; etwas Heißes thut wohl bei dem Hundewetter."

Delsberg erklärte sich bereit, und beide erstiegen die schmale Treppe.

„Sofzna, heißes Wasser!"

„Zu Befehl!"

„Hast Du Rum geholt? Er war alle!"

„Nein, Herr Leitnam, hob's vergessen," antwortete der Bursche ganz bestürzt. Und hastig Kehrt machend, brummte er: „Was man nich im Koppe hat, muß man in de Beene haben," und flog die Treppe hinab, das Gewünschte zu holen.

„Gelungener Kerl," sagte der Graf, „wohl ein Wasserpolake?"

„Ja, er hat nicht übermäßig viel aus dem Brunnen der Weisheit geschöpft, ersetzt aber durch seine Beine den Kopf reichlich. Bitte machen Sie's Sich bequem; der Comfort läßt zwar zu wünschen übrig. Sie sind eben bei einem rauhen Krieger!"

„Na, es geht an mit der Rauhheit," meinte Delsberg und ließ sich auf dem Sopha nieder. „Doch nicht ganz wie der kleine Roden, der die Skalpe an seinem Gürtel zählen möchte und das Vaterlandsliebe nennt!"

„Vaterlandsliebe! Na, der Junge hat ein Vergnügen daran, sich ein X für ein U zu machen; er bildet sich doch ein, das sei das Richtige. Aber aufrichtig gesprochen: sind wir wirklich eines solchen Gefühls fähig? Mengt sich nicht überall und immer Eigennutz, Prahlsucht, Eitelkeit, Ruhmgier, Ehrgeiz hinein? Und das Ergebniß nennen wir dann Vaterlandsliebe!" Er hatte etwas erregt gesprochen, stützte sich mit der Rechten auf die Kommode, an der er stehend lehnte, und streckte die Linke aus, als wolle er seine Worte eindrücklicher machen. „Ich wage nicht, zu glauben, daß ich mein Vaterland wirklich liebe; ich bin so eitel zu denken, daß ich es klar durchschaue, wie ich ganz andere, selbstsüchtige Beweggründe habe. Es gefällt mir aber, diese Vaterlandsliebe zu nennen."

„Ich glaube, daß ich mein Vaterland liebe," sagte der Graf, „so wahr ich Gott liebe."

„Gott? — Sie glauben fest an Gott?"

„Ja," lautete die einfache Antwort.

„Dann sind Sie sehr glücklich."

„Das bin ich!"

Sofzna brachte den Rum ganz athemlos, stellte ihn aufgekorkt auf den Tisch und zog, die Greifendecke zurückschlagend, den Tischkasten auf. Er hatte sich das Berliner Deutsch angewöhnt und meldete: „Fünf jute Groschen zurück," warf das Geld hinein und verschwand.

„Das ist unsere Bank," erklärte Wacknitz, lustig auf den Tischkasten zeigend; „daraus leben wir beide."

Sofzna brachte Zucker und Wasser.

„Es ist gut," sagte Wacknitz, „geh schlafen! Morgen haben wir früh Dienst." Dann bereitete er den Grog und setzte ein dampfendes Glas vor den Grafen.

„Ist's so recht? Mehr Zucker? Mehr Rum? Mehr Wasser? Bitte bedienen Sie Sich!"

Beide zündeten sich Cigarren an und rauchten eine Zeit lang schweigend.

„Ihr Freund Heyden," bemerkte Delsberg dann, „scheint Leben und Menschen wohlwollender zu betrachten, als Sie."

Wacknitz lächelte. „Er hat eine heitere, sonnige Natur und einen sehr elastischen Geist. Er springt mit Leichtigkeit über vieles hinweg, ohne doch leichtsinnig zu sein. Ein glücklicher Charakter!"

„Der macht allerdings jeden Beruf leicht, z. B. auch den meinigen."

„Haben Sie viele Schwierigkeiten zu überwinden auf ihrem neuen Gut?"

„O ja! Die fehlen nie! Besonders Verwahrlosung und Unwissenheit machen mir viel zu schaffen."

„Sie Armer! Gegen Dummheit kämpfen bekanntlich Götter selbst vergebens!"

„Aber ich werde diesen Kampf dennoch unternehmen."

„Sie haben viel Muth und Glauben, Graf Delsberg. Ich — glaube nicht einmal an mich selbst!" Wacknitz brach kurz ab, als zöge er es vor, nicht mehr über dergleichen zu reden.

„Haben Sie schon auf dem Lande gelebt? Kennen Sie die Landbevölkerung?" fragte Delsberg.

„Wenig."

„Nun, so kommen Sie doch einmal zu mir hinaus, zur Jagdzeit, oder wann Sie wollen, und holen Sie das Versäumte nach! Bringen Sie Ihren nächsten Urlaub bei mir zu!"

Die Einladung wurde mit soviel natürlicher Herzlichkeit ausgesprochen, daß Wacknitz sie ohne Zögern annahm. Dann half er dem Grafen, der sich zum Gehen anschickte, in seinen Pelz, ergriff die Lampe und leuchtete ihm die schmale Treppe hinab. Als er die Thür hinter ihm geschlossen hatte, stieg er nachdenklich wieder hinauf. Er stellte die Lampe auf den Tisch, sie ein wenig niedriger schraubend, setzte sich aufs Sopha und ergriff ein Buch militärischen Inhalts.

„Ich möchte diesen Mann näher kennen. Er ist, wie es scheint, ganz aufrichtig," dachte er und schlug das Buch da auf, wo er sich ein Zeichen gemacht hatte. „Auch möchte ich eine Frau kennen lernen, die ist, wie sie scheint. Giebt es überhaupt aufrichtige Frauen?"

Darauf vertiefte er sich ganz und gar in sein Buch, ohne noch einen anderen Gedanken als dessen Inhalt zu haben.

8.

Es war sehr kurze Zeit vor Weihnachten und Lotte's Geburtstag.

„Mimi," sagte sie, als diese ihr am Morgen gratulirte, „ich muß nun nächstens fort. Zu Weihnachten will ich zu Hause bei Tante Martha sein."

„Bleib doch," bat Mimi, „ich hab' Dich so lieb!"

Lotte zog sie an einem der blonden Löckchen, die ihr über die Stirn fielen, zu sich heran. „Ist das wahr?" fragte sie scherzend und sah Mimi in die Augen.

„Ja, gewiß!" erwiderte diese ernsthaft; sie wußte, daß es wahr sei.

„Heute putze ich keine Lampe, Mama," rief Lili, „heute ist hoher Feiertag, Santa Carlotta!"

„So," meinte Frau von Felden, „dann werden sie wahrscheinlich blaken; denn Joseph schneidet sie gräßlich schief."

Lili rannte einige Male im Zimmer auf und ab. „Kinder," rief sie, „ich möchte heute ins Theater gehen, ich habe fürchterliche Lust!"

„Als ob Du nicht jeden Abend fürchterliche Lust dazu hättest, Kind!"

„Mama, da kommt Herrn von Wacknitz' Bursche über die Straße," rief Lili wieder, die am Fenster stehen geblieben war.

„Aber Lili," mahnte die Generalin ganz entsetzt, „woher kennst Du denn all die Offiziersburschen so genau?"

„Na, den braucht man doch nur einmal zu sehen, dann kennt man ihn! Er sieht so ungeheuer gescheit aus und hat Beine! — o! — und Füße, — so!" Lili breitete ihre Arme aus, so weit sie konnte.

„Man sieht, daß Du nie übertreibst," spöttelte Lotte, die etwas erröthet war.

„Ja, und er bringt auch 'was," rief Lili. „Ich werde ihm selbst aufmachen, ich verstehe schon!" Und fort war sie.

„Lili," rief die Generalin ihr nach, „Lili! Aber Kind, so höre doch! Wie kannst Du denn wissen —?"

Lili war bereits über alle Berge.

Nicht nur Lotte, sondern auch Mimi sah sehr roth aus. Frau von Felden erhob sich, um Lili nachzugehen. Es klingelte draußen. Als der Diener kam, machte Lili die Thür schon wieder zu und stürzte an ihm und der Mutter vorbei, ins Zimmer zurück. Sie hatte einen wundervollen, leicht gebundenen Rosenstrauß ohne Papiermanschette in der Hand und stellte sich gravitätisch vor Lotten auf.

„Eine scheene Empfehlung von Herrn Leitnam von Wacknitz und, — und, — und, er thäte das hier schicken, fier das gnä' Fräulein, wo haite Geburtstag haben thäte."

Lotte nahm lächelnd den Strauß. „Du Kobold!"

„Da steckt eine Karte," meinte Mimi herzutretend und das Gesicht tief über die Blumen neigend.

Es war ein Visitenkarte, nur mit Wacknitz' Namen.

Die Tante drohte lächelnd mit dem Finger. „Lotte, Lotte! Das ist ja ein sehr feuriger Verehrer!"

„Nimmst Du ihn, wenn er um Dich anhält?" platzte Lili heraus und wurde gleich darauf ganz bestürzt, denn sie wußte sehr genau, wenn sie zu weit ging.

„Dummes Zeug!" Lotte stand auf und ging in ihr Zimmer.

„Aber Lili," zürnte die Mutter, „schwatze doch nicht immer gleich los! Kannst Du denn nichts für Dich behalten?"

„Aber was denn, Mama? Du hast ja angefangen! Du hast ja zuerst von ‚Verehrern' gesprochen. Macht doch nicht solche Geschichte um einen Lieutnant! — Mimi, hast Du den Theaterzettel?" Und Lili, schleunigst auf ein anderes Thema überspringend, behauptete siegreich das Feld.

Mimi stand auf und folgte Lotte in deren Zimmer. Sie hatte die Rosen in eine Vase gestellt und stand gedankenvoll am Fenster.

„Lotte, komm, sei nicht böse, sie meint es nicht so!"

„Ach was, aber es ärgert mich!"

„Lotte," Mimi schlang den Arm um den Hals der Freundin, „vielleicht freut Dich der Gedanke eigentlich, und darüber ärgerst Du Dich. Ja, Lotte?"

„Aber wie kommt denn das kleine, dumme Ding auf solche Gedanken?" fragte Lotte, mit dem Fuße stampfend und Mimi's Frage umgehend.

„Komm' nur," sagte Mimi, wir wollen über den Abend berathen! Lili möchte gern ins Theater."

Der Abend fand denn auch die Familie Felden in einer der Logen des ersten Ranges im Schauspielhause versammelt und einem Lustspiele von Putlitz' aufmerksam folgend. In den Pausen ging der General gewöhnlich hinaus, um sich von der „bärenmäßigen" Hitze zu erholen und seine Damen bekamen Besuch von Bekannten. Hans, Wollnow, Heyden, Wacknitz und andere mehr stellten sich nach und nach ein.

Wollnow zeichnete Lili sehr aus, worüber diese sich schrecklich ärgerte. Sie drehte ihm so viel wie möglich den Rücken; nur gelang es ihr nicht immer nach Wunsch, und Hans, an den sie sich gewöhnlich wandte, hatte allein Augen für Lotte und erzählte fortwährend von der Taglioni.

Wacknitz gesellte sich bald zu Lotte. „Erlauben mir gnädiges Fräulein, meine besten Glückwünsche mündlich zu wiederholen?" fragte er leicht und hielt ihr die Hand hin.

Sie führte den Fächer an die Lippen. „Still! Nicht ausplaudern, sonst giebt's Gratulations-Cour," bemerkte sie lächelnd, ihre Hand zum Dank in die seine legend.

„Ist die Rose mir bekannt?" Er blickte auf eine Knospe in ihrem Haar.

„Ich glaube ja, wenn Sie den Strauß gewählt haben und nicht Ihr Bursche dies that."

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Zur Beachtung.

Unsere geehrten Abonnentinnen ersuchen wir freundlichst, bei Einsendungen von Fragen stets ihre deutlich geschriebene, genaue Adresse angeben zu wollen. Wir sind dann in der Lage, in Fällen, wo der Gegenstand der Frage kein allgemeines Interesse besitzt, oder wo eine schnelle Antwort geboten erscheint, diese direct zu ertheilen. Fragen, die ein Inserat ersetzen sollen, kann die Aufnahme nicht gewährt werden; ebenso wenig vermögen wir, auf kürzlich erst erörterte Themata zurückzukommen, und bitten deshalb, vor der Fragestellung stets die in der letzten Zeit veröffentlichten Antworten nachzulesen. Anfragen nach Bezugsquellen der im „Leserkreise" beschriebenen Gegenstände können im einzelnen nicht beantwortet werden, da die Adressen stets in den betreffenden Artikeln selbst, oder am Schlusse der letzten Seite des Unterhaltungs-Blattes angegeben werden. — Alle für den Druck bestimmten Manuscripte müssen stets deutlich auf nur Einer Seite des Papiers geschrieben und mit vollständiger Adresse der Einsenderin versehen sein. Unverwendbares kann nicht zurückgesandt werden; noch vermag die Redaction die Gründe der Ablehnung auseinanderzusetzen. D. Red.

Gesundheits- und Körperpflege.

Hygienisches Schuhwerk. — Verehrte Redaction! Ihre Rubrik „Aus dem Leserkreise" ist wirklich eine herrliche Einrichtung für uns Frauen, die wir so gern unser Herz ausschütten, wenn wir von irgend einer Sache begeistert sind, wenn uns etwas geärgert hat oder wenn wir glauben, eine wichtige Erfahrung gemacht zu haben. Augenblicklich bin ich begeistert, und zwar von einer neuen Fußbekleidung, die mich von dem sehr empfindlichen Uebel der kalten Füße befreit hat. Nun denken Sie natürlich an Kneipp'sche Sandalen, — nein, dazu hätte ich mich nimmer entschlossen, so sehr mir das Princip einleuchtet! Man muß in den Straßen Münchens diese Sandalen-Jünger und -Jüngerinnen haben wandeln sehen, um das ästhetische Grauen davor zu verstehen. Dagegen habe ich mich keinen Augenblick gegen das von dem bekannten Hygieniker Dr. Lahmann empfohlene Schuhwerk gesträubt und nicht nur mich selbst, sondern meine ganze Familie dazu bekehrt. Richtiger Blutumlauf und damit richtiges Functioniren des ganzen Organismus ist, — nach Dr. Lahmann, — nur möglich, wenn der Fuß nicht so fest und eng gegen die Luft abgeschlossen wird, wie es durch die übliche Bekleidung mit Strumpf und Schuh geschieht. Daher soll der Strumpf gamaschenartig nur bis zum Fuß reichen und dieser selbst unbekleidet in einer der Luft möglichsten Zutritt gewährenden, leichten und vor allem bequemen Beschuhung stecken. Undurchlässige größere Leder-Partien sind dabei nicht vorhanden; der Stiefelschaft oder Schuhtheil besteht entweder aus geflochtenen schmalen Lederriemchen, die ein überaus luftiges elastisches Gefüge bilden, oder sie erscheinen mehr oder weniger durchbrochen und durchlöchert. Wie elegant und zierlich trotzdem das Schuhwerk wirkt, sollen Ihnen und Ihren Leserinnen die beifolgenden Darstellungen zeigen. Die Riemchenschuhe und -Stiefel werden in gleicher Weise für Herren gefertigt, doch zieht mein Gatte für den Aufenthalt auf dem Lande den sandalenartigen Schuh vor. Am glücklichsten sind die Kinder in solchen Sandalenschuhen; ihre früher wachsbleichen, oft feuchten und kalten Füßchen sind jetzt gebräunt, stets warm und trocken. Müssen sie bei schlechtem Wetter Stiefel tragen, so bleibt auch in diesen der Fuß nackt, nur daß bei Groß wie Klein die Strohsohlen niemals fehlen. Der Schuster Friedrich Medger, Weißer Hirsch bei Dresden, Bautzner Straße 18, von dem ich meinen Bedarf beziehe, liefert jede Form, sowohl in schwarzem wie verschiedenem braunen Leder. Im Winter bildet Tuch das hauptsächliche Material. Frau Erna S.

Hygienisches Schuhwerk.

Amandine ist uns nicht bekannt, auch nicht, ob sie gesundheitsschädlich ist. Die unzähligen Geheimmittel mit mehr oder weniger schönen Namen und — was die Hauptsache ist — theuren Preisen zu untersuchen, übersteigt unsere Kräfte. Dr. D.

Gesellschafterin und Anna W. — Blatternarben entstehen durch Zerstörung von Theilen der Haut und Bildung fester Narbenstränge in derselben, sowie durch Vernichtung der Fettstoffe absondernden Hautdrüschen. Ist erstere Zerstörung nicht zu groß, so kann vielleicht durch regelmäßiges und lange fortgesetztes Massiren eine Lockerung der Narbenstränge nebst einer gewissen Wiederherstellung der Elasticität erreicht werden. Die fettige Absonderung der Hautdrüschen läßt sich einigermaßen durch Einreibungen einer milden und die trockene Oberhaut auflockernden Salbe, z. B. Goldcream, Lanolin u. dgl. m. ersetzen. Dr. D.

B. v. G. — Sie dürfen unbesorgt sein, Pfund's Milchseife, die thatsächlich aus Milch bereitet wird, bewährt sich als eine vorzügliche, dem Teint in jeder Weise zuträgliche Toilette-Seife. D. Red.

Kindererziehung.

Patent-Rollhaken zur Beförderung von Kinderwagen über Treppen. — Viele Mütter in der Großstadt werden gleich mir über die Unbequemlichkeit geseufzt haben, die das Befördern des Kinderwagens über die hohen Treppen mit sich bringt. Um

Patent-Rollhaken in Benutzung.

dem Kindchen täglich die nothwendige frische Luft zukommen zu lassen, bedarf es dreier Menschenkräfte: zweier, die den Wagen, der dritten, die Baby hinunterbefördert, — ein Aufwand, der in einem mit wenig Dienstboten geführten Haushalte sein Bedenkliches hat. Durch eine neue kleine Vorrichtung, den Schulze-Springer'schen Patent-Rollhaken, wird nun zum mindesten eine Person entbehrlich. Ich hoffe, mit meiner Skizze die Anwendung des Geräthes so klar gemacht zu haben, daß wenige Worte der Beschreibung genügen. Man zieht den Wagen dicht an das Geländer heran und hängt den Rollhaken, den ich der Deutlichkeit wegen noch einmal größer gezeichnet habe, mit dem unteren Doppelhaken in zwei einander gegenüber stehende Speichen des Rades, sodaß die Radnabe in der Mitte der Gabelung steht. Dann hebt man den Wagen etwas, legt den mit Leder bezogenen Haken mit den Rollen über das Geländer, erfaßt den Radkranz des dem aufgehängten Rade schräg gegenüber stehenden Rades und bringt so die kleine Equipage in das Gleichgewicht, wonach dieselbe mühelos an dem Geländer hinuntergleitet. Findet die rechte Hand keinen festen Stützpunkt an dem Korbrande des Wagens, so schlingt man einen Gurt um den unteren Theil des Schiebegestelles und kann damit den Wagen heben und vollständig im Gleichgewicht halten. Am Fuße der Treppe angelangt, hebt man den Rollhaken aus und läßt den Wagen die letzten paar Stufen hinabgleiten. Auch das Hinaufbringen des Wagens ist auf diese Weise ganz gut durch eine Person auszuführen. Ich bin sehr glücklich über diese Erleichterung, die mir das einfache Geräth schafft und kann dasselbe auf das wärmste empfehlen. Zu beziehen ist der Patent-Rollhaken durch den Erfinder A. Schulze, Berlin SW, Möckernstr. 64.

Eine Großstädterin.

Schauergeschichten. — Untersage es dem Dienst-Personal unbedingt, daß Deinen Kindern Schauergeschichten erzählt, oder daß sie während Deiner Abwesenheit etwa geschreckt werden mit: „die Mutter kommt nicht wieder." Sorge aber auch weiter dafür, daß Deine Kinder nicht Sagenbücher u. dergl. mit abschreckenden Darstellungen in die Hand bekommen. Demuth vor Gott und den Eltern soll jedes Kind empfinden. Im übrigen lasse ihm bei aller guten Erziehung seine Selbständigkeit. Durch Salon-Puppen wird die Welt nicht glücklicher gemacht.

F. L.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Verein zur Beschäftigung älterer armer Frauen zu Stuttgart. — Diese segensreiche Anstalt, kurzweg auch als der „Frauen-Beschäftigungs-Verein" bezeichnet, geht von dem Gesichtspunkt aus, daß armen, älteren und kränklichen Frauen, weit mehr als mit einer Geld-Unterstützung, mit der Möglichkeit geholfen werde, Handarbeiten, die sie bei ihren schwachen Kräften noch herstellen können, — Nähereien, Häkeleien, Strickarbeiten, — nutzbringend und zu angemessenen Preisen zu verwerthen.

Im Februar 1876 bereits begann der Verein seine Thätigkeit unter der Leitung von Frau Kriegsminister von Wundt und verschiedener gleichgesinnter Armenfreunde, wie Herr und Frau Pfarrer Hofacker, Fräulein von Hardegg, Frau Pfarrer Held ꝛc. Zunächst waren es 22 Frauen, alle über 60 Jahre alt, kränklich und schwach, die Aufträge für leichte Handarbeiten erhielten und gleichzeitig das dazu nöthige Material; nach 14 Tagen hatten sie die fertige Arbeit im Vereins-Local abzuliefern, wo sie geprüft, der Arbeitslohn ausbezahlt und zugleich neue Arbeit zuertheilt wurde. Der Verein beschränkte seine Thätigkeit auf die Wintermonate, weil es in dieser Zeit älteren Frauen besonders schwer fällt, angemessene Beschäftigung zu erhalten, zudem der Lebensunterhalt durch die Mehrkosten für Heizung und Beleuchtung schwieriger zu beschaffen ist; — sehr reichlich wurden die Löhne bemessen, da unter der Form einer Arbeit zugleich eine Unterstützung geboten werden sollte.

Das Vereinswerk nahm einen gedeihlichen Fortgang; der Zudrang arbeitsuchender Frauen wurde größer, und auch an Mitteln, um das Werk weiter fortzuführen, fehlte es nicht. Bald setzte man das Alter der zu beschäftigenden Frauen von 60 auf 50 Jahre herab, und im Jahre 1881 wurde auf Anregung der Königin Olga die Einrichtung getroffen, daß auch jüngere Frauen, im Alter von 30—50 Jahren, besonders solche, die aus Rücksicht für ihre Kinder außer dem Hause wenig verdienen konnten, Arbeit und Verdienst fanden.

An ihre thätigen Mitglieder stellt die Organisation des Vereins, der seit 1888 unter der Leitung der Frau Commerzienrath Keller-Kapff steht, allerdings nicht geringe Ansprüche. Jeden Montag walten die Damen im Vereins-Local, — einem Saal des Königsbaues, — ihres mühevollen Amtes, indem sie die fertigen Arbeiten entgegennehmen, prüfen, honoriren und neues Material vertheilen, wobei über alles genau Buch zu führen ist. Der noch wichtigere und verantwortlichere Theil ihrer Thätigkeit aber besteht in dem Einkauf der Materialien, dem Zuschneiden und Vorbereiten der einzelnen Arbeiten und endlich in der Sorge für den Absatz derselben. — Es würde hier zu weit führen, alle die Hunderte von Wäschestücken, Strümpfen, Blusen, Bettstücken aufzuzählen, die in nur einem Jahre angefertigt werden, theilweise für Rechnung des Vereins zum Verkauf, theilweise im Auftrage von wohlthätigen Anstalten in Stuttgart und außerhalb. Der Verein hat keine öffentliche Verkaufsstelle und begnügt sich damit, vor Weihnachten eine Art Bazar zu veranstalten, bei dem die praktischen Gegenstände raschen Absatz finden.

Patent-Rollhaken.

Im verflossenen Winter betrug die Zahl der beschäftigten Frauen 336.

C. E.

Mädchen-Pensionat. — Wäre eine Leserin dieses Blattes so gütig, mir anzugeben, in welcher kleineren Stadt Deutsch-Oesterreichs noch kein Mädchen-Pensionat besteht, sodaß sich die Gründung eines solchen dort verlohnen würde? Edith M. W.

Heim für alte Damen (27). Die zahlreich eingegangenen Antworten haben wir der Fragestellerin direkt übermittelt; wir nennen jedoch noch, als vielleicht für weitere Kreise wichtig, das Ludwig-Wilhelm-Pflegehaus in Baden-Baden. D. Red.

Ausbildung im Putzfach (27). — Wenden Sie sich an die Putzgeschäfte von Frl. Clementine Rosen, Schöningen, Herzogth. Braunschweig und L. Eschle, Kreuznach. D. Red.

Geselligkeit.

Eine französische Hochzeitstafel. — Stets werden Blumen der schönste Tafelschmuck bleiben. Schon die Römer der Kaiserzeit kannten, wenn sie zu Tische lagen, nichts den Sinnen mehr Schmeichelndes, als die kostbaren Schaugeräthe der Tafel mit einer Blumenfülle zu schmücken, während Rosenketten die Säulen der Hallen und Säle bis zu den Capitellen umschlangen und in weiten Bogen verbanden, die Marmorfliesen dazu dicht mit Blumen bestreut waren. Unser Geschmack verurtheilt diese Ueppigkeit, aber bei einem Hochzeitsmahle, das ich kürzlich auf einem Landgut in der Nähe von Paris mitmachte, wurde ich doch, — wenn auch in gemilderter Form, — an diese antike Sitte gemahnt.

Die Mitte der sehr breiten, für 24 Personen gedeckten Tafel zeigte weder die üblichen Aufsätze, Wein-Caraffen ꝛc., — all das war auf Seitentischen aufgestellt, — sondern war vollständig mit Blumen bestreut. Aus der Mitte erhoben sich, handhoch, drei aus Perlmutter geformte Muscheln, deren jede etwa die Größe von zwei neben einander geöffneten, großen Händen hatte. Sie waren der Tafel zugeneigt, sodaß ihre herabhängende Blumenfülle diejenige in der Tischmitte berührte. Der Anfang des Blumenteppichs, dessen zartgrüne Umrandung bis an die vor den Tellern stehenden Weingläser reichte, war aus flachen, kleinen Blüthen und Blättern gelegt, die sich nach der Mitte zu vergrößerten. Die Mitte selbst schien aus langstieligen Rosen und Rosenzweigen gebildet, scheinbar zufällig bis zu den Muscheln so aufgehäuft, daß sie von diesen herabzugleiten schienen. Verbunden wurden die Muscheln durch ein leichtes Silbergestell, auf dessen Mittelpunkt eine reizende, 44 cm hohe Alabaster-Flora stand, mit lächelnder Lieblichkeit auf all ihre über die festliche Tafel ausgestreuten Blumenkinder deutend. In dem Silbergestell war ein kleines elektrisches Licht angebracht, das einen märchenhaften Schein auf die Flora und die mit blassen Maréchal Niel gefüllten Muscheln warf. — Obwohl der erste Blick auf das entzückende Blumenfeld glauben ließ, daß eine Freundeshand dem Brautpaar als gutes Omen flüchtig Blumen streuen wollte, so konnte diese scheinbare Improvisation doch als ein kleines, wohlüberlegtes Kunstwerk gelten. Der eigentliche Fond aus zartem Grün und Veilchen war so gelegt, daß Blüthen jeden Stiel deckten. Auf diesem gleichmäßigen Untergrund hatte die französische Teppichbeet-Kunst en

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

miniature vor der Braut ein Beetchen Orangenblüthen in Myrtengrün, vor dem Bräutigam ein Schildbeet aus Rittersporn — als Anspielung auf dessen Familienwappen, — vor den Ehrenfräulein Kränzchen aus Hyazinthenblüthen, Namenszüge u. s. f. gebildet. — Da nicht einmal Tischwein auf der Tafel stand, wurde das Einschenken unausgesetzt von der Dienerschaft besorgt. Isa von der Lütt.

Hauswirthschaft.

Salatbestecke. — Zu der jetzigen Zeit sollte der gesunde und erquickende Salat kaum mehr bei einer Mittags- oder Abendmahlzeit fehlen. Besondere Freude macht es mir, ihn möglichst hübsch zu serviren, und so habe ich mir neuerdings wieder ein paar allerliebste Salatbestecke angeschafft, deren Skizzen ich nebenstehend gebe. — Die ganz gerade Gabel und der sehr flache Löffel des einen bestehen aus Birnbaumholz, das an den Griffen ganz mit schwedischer Kerbschnitzerei bedeckt ist, wobei die dicken, eiförmigen Knäufe der Griffe sehr apart wirken. Das andere Besteck ist aus Silber hergestellt, mit gedrehten Griffen; die Vordertheile von Löffel und Gabel erscheinen vergoldet. An der Gabel fällt besonders die Form auf, die jene des Löffels wiederholt, aber in vier breite Zinken eingeschnitten ist. Bezugsquellen: Salatbesteck mit schwedischem Kerbschnitt: J. Malm, W, Potsdamerstr. 122a. Silbernes Salatbesteck: E. Meier, Augsburg, Carolinenstr. D. 42. Frau Grete.

Silbernes Salatbesteck.

Salatbesteck mit schwedischem Kerbschnitt.

Monopol nennt sich ein neuer Messer-Putz- und -Schärf-Apparat, den ich im Gebrauch recht praktisch fand. Derselbe zeigt zwischen zwei starken, gußeisernen Leisten zwei Lederriemen, die eine Sprungfeder-Lage stützt. Auf dem oberen Eisenstab ist ein kleines Büchschen für Putzpulver angebracht, aus dem ein paar Stäubchen auf das zu putzende Messer fallen, das man zwischen den Riemen der Länge nach hin- und herschiebt. Ein besonderes Pulver „Naxos-Perle" ist für den Apparat Bedingung. Der Messerschärfer setzt sich aus den bekannten zwei Metallscheiben zusammen, zwischen denen man das zu schärfende Messer durchzieht, und ist neben dem Pulverbüchschen angebracht. Die Fabrikanten des Apparates sind Guhl & Harbeck in Hamburg; der Preis des „Monopol" zusammen mit einer Büchse „Naxos-Perle" beträgt 5,50 M. Bezogen habe ich den Messerputzer durch J. Ravené Söhne, Berlin C, Stralauerstr. 28/29. Berliner Hausfrau.

Reform-Spiritus-Gaskocher. — Wir armen Junggesellen sind wirklich sehr übel daran in dem beständigen Kampfe gegen die „Tücke des Objects", gegen Hemdenknöpfe, die im denkbar unpassendsten Moment das Weite suchen, gegen Tintenflaschen, die ihren Inhalt mit Vorliebe über die frischgewaschensten Decken ergießen, ohne daß wir die Fähigkeit, selbst Hülfe zu schaffen, hätten, gegen die nothwendigen kleinen Kochgeräthe zur Herstellung unseres frugalen Abendbrodes, die natürlich gerade dann versagen, wenn das Bedürfniß nach einer warmen Erquickung am größten ist. Als ein Akt der Menschenfreundlichkeit gegen uns Aermsten muß es deshalb angesehen werden, wenn die Industrie uns einmal ein wirklich praktisches und leicht zu handhabendes Geräth beschert. Den kleinen Spiritus-Kocher aus Weißblech erstand ich in dem Geschäfte von Jacob Ravené, Berlin C, Stralauerstraße 28/29, für nur 1,25 Mk. Der Kocher ermöglicht sehr schnelles Sieden des Inhalts bei geringem Spiritus-Verbrauch; der Docht verkohlt niemals und braucht deshalb nicht erneuert zu werden; jede Gefahr einer Explosion ist ausgeschlossen, zudem erscheint die Handhabung äußerst sauber. Nicht der Spiritus selbst, sondern die Spiritus-Gase brennen, die den winzigen Löchern des oberen, innen mit einem Docht ausgelegten Metallringes entströmen. Nachdem man den Behälter mit Spiritus gefüllt, die Kapsel wieder zugedreht und den in derselben befindlichen Docht entzündet hat, entwickeln sich aus dem oberen Ringe kleine Stichflammen, die eine intensive Hitze ausströmen. Das Spiritus-Flämmchen braucht nur ganz kurze Zeit zu brennen und kann sofort, nachdem die Stichflammen entzündet sind, durch Ueberstülpen des winzigen Deckels wieder verlöscht werden. Der ganze Apparat ist durch Ausblasen zum Verlöschen zu bringen. Ein Junggeselle.

Dose für Marmelade ꝛc. — Eine allerliebste Glasdose, die ich im Winter für Caviar benutzte, und die jetzt als Behälter für Marmelade und Jam ihre Rolle auf dem Kaffeetische spielt, möchte ich meinen lieben Mitleserinnen hiermit vorführen. Auf einem Nickel-Untersatz steht ein geschliffenes Glastübchen, das mit Nickeldeckel verschlossen ist. Das Besondere daran ist aber, daß man dieses Deckelchen bei der Benutzung nicht zur Seite zu legen braucht, sondern an einem Bügel aufhängen kann, der sich über das Ganze spannt. Zu diesem niedlichen Geräth verwende ich einen der modernen langgestielten Löffel aus ciselirtem Silber mit gedrehtem Stiel. Die Marmeladen-Büchse kaufte ich bei E. Meier, Augsburg, Carolinenstr. D. 42. Frau Grete.

Dose für Marmelade.

Reform-Spiritus-Gaskocher.

Küche.

Frischer Handkäse. — Man stellt dazu gerahmte süße Milch zum Dickwerden auf. Sie muß zunächst aufkäsen und wird alsdann auf ein feines Haarsieb oder Tuch gegeben. Sobald sie von Wattje (Molken) frei ist, wird sie mit etwas Salz und Kümmel gemischt und, mit einem Tuche bedeckt, in einer Schale in einen warmen Raum gestellt. Wenn sich nun eine dünne Rahmhaut über dem Quark bildet, ist derselbe gut durchzukneten und hierauf wie die Harzkäse zu formen, was nur mit der Hand geschehen kann. Dann legt man ihn am besten auf ein Brett oder eine Schüssel; sobald sich eine fette Haut um die kleinen Käse bildet, — in der Wärme vollzieht sich das schneller, — können sie verbraucht werden und sind dann recht schmackhaft. Gh. v. H.

Fleißige Landwirthin. — Nach einer neuen Methode conservirt man frisch gestochenen Spargel auf folgende Art: Die Schnittflächen des ungewaschenen Spargels werden auf einer fast glühenden Metallplatte angekohlt, die Kopfenden dagegen fest mit Seidenpapier umwickelt. Eine kleine Holzkiste mit Blecheinsatz wird nun abwechselnd schichtweis mit trockener, pulverisirter Holzkohle und diesem Spargel angefüllt, doch so, daß die einzelnen Stangen weder einander, noch die Blechwände der Kiste berühren. Ist die letzte Kohlenschicht aufgeschüttet, so wird der Blecheinsatz luftdicht verlöthet und die Kiste geschlossen. Der Spargel erhält sich auf diese Weise Monate lang vorzüglich frisch. A. H.

Gemüse- und Zimmergärtnerei.

„Unter Blumen". — Der Beruf meines Mannes verschlug uns vor Jahren aus der Großstadt in die Provinz. Ich war über diesen Wechsel unglücklich, glaubte ich mich doch mit allen Fasern mit Berlin verwachsen, das wechselvolle Treiben, die beständige Anregung für mein Lebensglück nothwendig. Wir bezogen ein nettes Häuschen vor dem Thore, nach kleinstädtischem Brauch etwas hyperbolisch als „Villa" bezeichnet, mit einer mit Weinlaub bewachsenen Veranda, ziemlich geräumigem Balkon und umgeben von einem Garten, dessen Größenverhältnisse mir zwar imponirten, in dem ich sehr gern mit Buch oder Handarbeit ein paar Stunden zubrachte, mit dem ich aber im Grunde genommen nicht recht etwas anzufangen wußte. Es dauerte eine ganze Weile, ehe wir, mein Gärtchen und ich, innigere Fühlung mit einander erlangten, ehe ich lernte, mich für die einzelnen Gewächse zu interessiren, und mir von dem Gärtner Aufklärungen über ihre Wachsthumsbedingungen und ihre Behandlungsweise geben ließ. Dann aber verwandelte sich meine Gleichgültigkeit in Begeisterung; ich fing an, mich zur perfecten Gärtnerin auszubilden und, da ich die Sache auch wissenschaftlich betrieb, mir eine ziemliche umfangreiche Bibliothek der verschiedensten Gartenbau-Bücher anzulegen. Neuerdings ist mir nun ein Büchelchen in die Hände gekommen, das mir besser als die ganze schon vorhandene Bibliothek gefällt: „Unter Blumen", Monatsplaudereien über Blumen und Blumenzucht, von Max Hesdörffer. Der Verfasser ist den Leserinnen der Modenwelt kein Fremder, leitet er doch schon seit Jahren die Gärtnerei-Rubrik unserer Zeitung. Dieses Buch, — es ist für ein praktisches Handbuch beinahe zu hübsch ausgestattet mit seinem geschmackvollen Leinenband und den allerliebsten, auf die gärtnerischen Arbeiten jedes Monats bezüglichen Vignetten, — leistet mir nun schon morgens beim Kaffeetrinken Gesellschaft und unterrichtet mich, welche Arbeit gerade für den Garten und die Blumenlieblinge nothwendig ist. Meine gärtnerische Tüchtigkeit nimmt denn auch von Tag zu Tag zu und meine Pfleglinge lohnen mir die auf sie verwendete Mühe mit prächtigem Wachsthum, zum Theil sogar schon mit einem üppigen Blüthenflor. Mein Lehrmeister ist aber auch kein trockner Fachmann, der eben nur das Nützliche und Nothwendige predigt, sondern im liebenswürdigen Plaudertone schildert er im Anfange eines Kapitels in großen Zügen das Pflanzenleben des betreffenden Monats, geht darauf ein, welche Rolle einzelne Blumen im Volksleben, in Sage und Geschichte gespielt haben, und leitet erst allmählich zu den wirklich praktischen Gartenarbeiten über. So möchte ich das Buch, das mir schon eine Fülle von Belehrung und Anregung geboten hat, allen Gartenfreundinnen aufs wärmste empfehlen. Verlag von Robert Oppenheim (G. Schmidt), Berlin. Preis 3 M. Frau Clara.

N. W. — Remontant-Nelken werden überhaupt nicht getrieben, sie blühen bei kühlem, sonnigem Standort und sonst richtiger Behandlung fast unausgesetzt, denn jeder junge Trieb wird dann rasch wieder blühbar. M. H.

Abonnentin in Triest. — Als Bezugsquellen für Mettwurst und Spickgans nennen wir Ihnen: Schmidthals in Rügenwalde in Pommern und Fr. Schulze, Celle, Neue Straße 36. Beide Firmen führen gute und preiswerthe Ware. D. Red.

Plauderecke für Backfischchen.

Fächersprache. — Würde wohl eine der geehrten Mitleserinnen so gütig sein, mir Auskunft über alle Geheimnisse der Fächersprache zu ertheilen? Backfischchen.

Annemarie. — Die brüderliche Liebe lacht das Schwesterchen aus, wenn es den Herrn Referendar mit Werken eigenster Kunstfertigkeit zu beglücken gedenkt. Nun soll das Taschengeld zu einem großartig „originellen" Geburtstags-Geschenk geopfert werden! Für solche sorgt in ausgiebiger Weise die „Gigerl-Industrie"; — den spazierstock-ähnlichen Gigerl-Bleistiften, den Gigerl-Notizbüchern gesellt sich nun das Gigerl-Briefpapier, — etwa 50 cm lange, 10 cm breite, zartfarbige Papierstreifen nebst entsprechend geformten Couverts, in welche die Briefbogen vierfach zusammengekniffen gesteckt werden. Zu beziehen ist diese Neuheit durch die Papierhandlung von Adolf Jahn, Berlin, W, Jägerstr. 22. D. Red.

Allgemeines.

Japanischer Schirm auf einem Spinnrockengestell. — Die Zeiten, „da Bertha spann", sind vorüber; der Spinnrocken hat seine Bedeutung als Gebrauchsgeräth eingebüßt und findet sich nur hin und wieder als kokette Luxus-Gegenstand in der „altdeutschen" Zimmereinrichtung vor, meistens aber ist er längst in die Rumpelkammer verbannt. Ich, als eine jener modern-sparsamen Frauen, die nun einmal das Alte durchaus nicht als werthlos anerkennen wollen, sondern sinnen und grübeln, um es noch für irgend einen Zweck zu verwenden, suchte das Spinnrad aus seiner Vergessenheit hervor, befreite es von Rädern, Spindel und Rocken, sodaß nur der von drei Füßen gestützte Ständer übrig blieb, und befestigte an diesem einen jener japanischen Riesenfächer, die überall anzutreffen sind. Eine dem Fußgestell aufgegossene Bleiplatte behütet den Ständer vor dem Umfallen. Auf meinem Altan, wo es sich in der Frühjahrssonne unvergleichlich träumt, liest oder auch arbeitet, leistet mir dieser „Schattenspender" herrliche Dienste, ja, einem jungen, malerisch veranlagten Freunde imponirte meine Idee dermaßen, daß er die Altan-Ecke und den sinnreich construirten Schirm nebst seiner Erfinderin abconterfeite! Melanie von G.

Japanischer Schirm auf einem Spinnrockengestell.

Zehn Gebote des Mannes (36).

1. Ein gutes Weib, dies merke fein,
   Will mit Vernunft behandelt sein.
   Sein biegsam Herz mißbrauche nicht,
   Weil schwaches Werkzeug leicht zerbricht.
2. Sanft sei Dein Will' und Dein Gebot:
   Der Mann ist Herr, doch nicht Despot.
3. Macht irgend was den Kopf Dir kraus,
   So laß' es nicht am Weibchen aus;
   Verlang' nicht alles zu genau,
   Du fehlst: Warum nicht auch die Frau!
4. Treib' nicht mit andern Minnespiel;
   Dein Weib nur lieben, sei Dein Ziel.
5. Wenn Weibchen Dich um Geld anspricht,
   Und sie bedarf's, so murre nicht.
6. Im Aufwand schränke zwar Dich ein;
   Doch mußt Du auch kein Knauser sein.
7. Geh' nicht zum Trunk und Spielen aus,
   Hast Zeitvertreib genug zu Haus.
8. Für Weib und Kind leg' 'was zurück;
   Sorg' auch im Tode für ihr Glück.
9. Lieb' treu Dein Weibchen immerhin,
   Nie komm' Dir Unrecht in den Sinn.
10. So wandle, mit ihr Hand in Hand,
    Beglückt ins bessere Vaterland!

Langjährige Abonnentin.

Bezugsquellen.

Kinderwagen und Kinderwärterinnen-Kostüm: Baby-Bazar, C, Werderscher Markt 9.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamerstr. 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltungs-Beilage

1. Juni 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 11.

Nachdruck verboten.

Der eitle Wacknitz.

Roman von Katharina von Doering in Berlin.

(3. Fortsetzung.)

„Oho, welch' guten Geschmack trauen Sie meinem Sohne zu!“ rief Wacknitz, indem er wohl bemerkte, welchen Eindruck seine Gabe auf Lotte gemacht hatte; „aber er konnte doch nicht wissen, daß Sie steif gebundene Sträuße nicht lieben; daran hätten Sie mich erkennen sollen!“

„Wir wollen uns gegenseitig keine Vorwürfe machen, Herr von Wacknitz. Sie erkannten die Rose, ich den Geber. Ich danke Ihnen herzlich für die wunderschönen Blumen! Kommen Sie oft ins Theater?“

„Nicht übermäßig. Heute zog uns die gute Besetzung, und Heyden ahnte, daß Bekannte hier sein würden. Da schloß ich mich ihm an.“

„So, Herr von Heyden leidet an Ahnungen! Sie auch?“

„Leider, oder glücklicherweise, nicht! Ich bin in dieser Hinsicht ganz von ihm abhängig.“

„Das schadet nichts. Er gefällt mir sehr.“

„Und da meinen Sie, Abhängigkeit von ihm könne mir nur zuträglich sein?“

„Natürlich! Der Einfluß eines solchen Charakters kann nie schaden.“

„Aber manchmal auch nichts nützen,“ sagte er leise vor sich hin, auf Mimi blickend.

Lotte verstand ihn sofort. „Es scheint mir allerdings etwas hoffnungslos für Heyden,“ erwiderte sie eben so leise; „dergleichen läßt sich nicht zwingen. Wahre Neigung ist immer da, oder überhaupt nicht.“

„Immer?“ fragte er lächelnd. „Aber es klingelt schon. Auf Wiedersehen!“ —

„Hans,“ erklärte der General, der eben wieder in die Loge trat, „ich habe Verschiedenes mit Dir zu besprechen, ehe Du nach Hause reist. Ich erwarte Dich morgen.“

Hans zeigte sich etwas betreten bei diesen Worten. „Hat der Alte etwa Lunte gerochen?“ murmelte er, als er den Gang hinunterging. „Er verfährt doch sonst ziemlich genial mit mir. Weiß der Kuckuck!“

„Was ist Dir, Hänschen?“ fragte Wollnow. „Paßt Dir der Besuch par ordre de moufti morgen nicht? Ich will Dir beistehen, — das thu' ich ja immer!“

„Gott bewahre einen davor!“ raunte Heyden, der langsam hinter ihnen herging, Wacknitz zu. „Der steht einem so lange bei, bis man keinen Knopf mehr sein eigen nennt.“

„Du bist ja so giftig? Was fehlt Dir?“

„Nichts! Nur, daß ich nichts fertig bringe, und daß Du alles erreichst!“

„Aber ich beabsichtige gar nicht, etwas zu erreichen. Ich befinde mich sehr wohl so und amüsire mich ausgezeichnet.“

Erich schüttelte den Kopf. „Ich dachte wirklich, Du seist etwas verliebt, Wilhelm?“

„Ich? Nicht daß ich wüßte. Man braucht doch nicht gleich Absichten auf jedes Mädchen zu haben, das einem gefällt.“

„Aber Du machst Fräulein Lotte von Felden auffallend den Hof.“

„Das hab' ich sonst schon oft gethan. Doch wo gehst Du hin?“

„Nach Hause. Ich habe den Unsinn satt.“

„Gute Nacht, schlaf Deinen Aerger aus! Ich gehe wieder hinein. Mir gefallen das Stück, die Menschen und der ganze Krimskram.“

Heyden ging kopfschüttelnd nach Hause.

„Unberechenbarer Kerl!“ murmelte er. „Der beste Kopf und der beste Kamerad, und trotzdem scheint es manchmal, als habe er keine Spur von Herz; aber irgendwo muß er's doch haben!“

9.

Erich von Heyden ging auf ein kleines Haus mit einem Vorgarten zu. Hier stieg er bis ins erste Stockwerk und klingelte. Ein älteres Mädchen öffnete ihm.

„Guten Tag, Auguste. Ist die Tante zu sprechen?“

„Kommen Sie nur 'rein, Herr Lieutenant! Es geht nicht zum besten, aber doch so so.“

Heyden trat ein und schritt schnell durch ein kleines Vorzimmer in das Wohnzimmer seiner Tante, Frau von Bornung.

„Guten Tag, Tante Lisa,“ sagte er herzlich und ließ sich neben ihr nieder.

Tante und Neffe bildeten einen seltsamen Gegensatz, wenn man sie so neben einander sah. Er kraftvoll und gesund, hochgewachsen und schlank; sie, von langer Krankheit geschwächt, welk und zusammengesunken. Aber das war äußerlich, denn in ihnen lebte ein Gemeinsames, eine große Regsamkeit und geistige Frische und eine zuverlässige Treue, die ihnen die Herzen vieler zuführte.

Frau von Bornung war eine Frau, bei der es schwer wurde, gleichgültig vorüberzugehen. Sie war seit Jahren gelähmt und schon lange nicht mehr aus ihrer kleinen Wohnung gekommen. Tagtäglich jedoch empfing sie darin die Besuche ihrer Freunde, zu denen auch die alte Gräfin Wittsberg und Feldens gehörten. Obgleich nicht mit ihnen verwandt, wurde sie doch von den jungen Mädchen „Tante“ angeredet. Auch Wacknitz war von ihrem Neffen bei ihr eingeführt worden. „Es wird wohl beim ersten Besuche bleiben,“ dachte Erich damals, aber der unberechenbare Kamerad kam wieder und wieder und unterhielt sich manche Stunde mit der alten Frau, trotzdem beide immer entgegengesetzter Meinung waren. Aber gerade das zog ihn an. Jeder kleinste Anlaß gab ihnen Gelegenheit, ihre verschiedene Anschauung auszusprechen. Wo der jugendstarke, lebensvolle Mann nichts sah als Selbstsucht, Langeweile, Heuchelei und Elend, fand die fast beständig von Schmerzen geplagte kranke Frau stets noch etwas Gutes heraus. Ueberall hatte sie für Liebe und ihr erwiesene Freundlichkeit zu danken, überall suchte sie eine gute Absicht zu entdecken, und mit immer gleichbleibender Heiterkeit und Geduld zauberte sie auch aus jedem ihrer Besucher sein besseres Selbst hervor.

„Wenn ich recht ärgerlich zu Lisa gehe,“ meinte manchmal die Gräfin Wittsberg, „so legt sich mein Zorn schon auf der Treppe, sobald ich denke, daß ich alte Frau die Stufen noch so hinauflaufe, während Lisa sich kaum bewegen kann und doch nie ungeduldig wird. Und wenn ich zu ihr ins Zimmer trete, da schäme ich mich meiner Schlechtigkeit schon so, daß ich mich acht Tage lang nur über mich ärgere.“ —

„Tante,“ sagte Erich plötzlich und ganz unvermittelt, als ein kurzes Schweigen in ihrer Unterhaltung eingetreten war, „ich bin kreuzunglücklich.“

Frau von Bornung sah erstaut zu ihrem Neffen auf, der jetzt mit untergeschlagenen Armen vor ihrem Rollstuhle stand. „Warum, Erich? Erzähle mir doch, lieber Junge, vielleicht kann ich Dir rathen!“

„Du weißt doch, Tante, daß ich Mimi Felden sehr, sehr lieb habe.“

„Ja, Erich, und —.“

„Ja, und ich — ich bin ihr so gleichgültig; so gleichgültig, daß es nicht zum Aushalten ist!“

„Ist sie nicht freundlich gegen Dich?“

„Nicht freundlich? Ha, ha! Sage mir 'mal, gegen wen sie nicht freundlich wäre! Ihr Joseph, oder wie er heißt, ein Droschkenkutscher, ein Hund, — alle kriegen einen Theil ihrer Freundlichkeit ab. Dafür dank' ich!“

Seine Augen blitzten zornig, und Tante Lisa's Blicke ruhten wohlgefällig auf der hohen Männergestalt, als dächte sie im stillen: „Ich kann's eigentlich nicht recht begreifen, warum das Mädchen ihm nicht gut ist.“

„Siehst Du, Tante, Du hast mich schon manchmal verliebt gesehen und darüber gelacht; aber jetzt lachst Du nicht, und ich thue es auch nicht. Jetzt ist es uns beiden Ernst. Das Mädchen macht mich besser. Die Tändeleien früher hatten mich verschlechtert. Das kommt, weil ich sie liebe und ihren ganzen Werth erkenne. Ja, wenn sie meine Frau wäre! Und zu denken, daß das niemals der Fall sein wird!“ — Er ging mit großen Schritten im Zimmer auf und ab.

Tante Lisa lächelte. „Warum niemals, Erich?“

„Weil sie so unnahbar, gleichbleibend freundlich ist, fast mitleidig. Es ist nicht zu ertragen!“

„Bevorzugt sie einen anderen?

„Keine Spur!“

„Liebt jemand sie? Oder liebt sie vielleicht dennoch einen andern?“

Erich blieb stehen. „Daran hab' ich noch nie gedacht. Sie sieht so aus, als ob sie überhaupt nicht lieben könnte.“

„Das kannst Du nicht wissen, Erich; gerade wie ich Mimi kenne —.“

„Der andere sollte mir in die Quere kommen!“ murmelte Erich und lief wieder weiter.

„Liebe ist doch etwas, was man nicht erzwingen kann,“ sagte Tante Lisa. „Man dürfte es höchstens erwerben, durch Ausdauer und Treue.“

„An mir liegt's doch wahrhaftig nicht!“

„Nein, Erich, aber wenn Mimi Felden Deine Gefühle nicht erwidert, so kannst Du keinen Dritten dafür verantwortlich machen. Das vergeßt Ihr Verliebten immer.“

„Aber ich glaube, ich könnte den Dritten nicht ertragen, beim besten Willen nicht: und es wäre schon viel, wenn ich nicht gegen ihn thätlich würde!“

„Das wird sich finden, Erich; Du würdest ihr doch auch keinen Kummer machen wollen.“

„Um nichts in der Welt! Du hast wieder recht!“ —

Unbefriedigt ging Heyden fort; einige Tage später befand er sich jedoch abermals bei Tante Lisa, weil er wußte, daß Mimi Felden dort sein würde. Um dieselbe Stunde machte auch Lieutenant von Wacknitz seine Aufwartung bei der alten Dame.

„Ich habe nicht viel Zeit,“ erklärte Wacknitz, „und wollte nur 'mal nach Ihnen schauen, liebe gnädige Frau.“ Es lag etwas so Herzliches in dem Tone der sonst kühlen Stimme, der Blick war so warm, als der junge Cavalier sich über die alte Frau beugte und ihre Hand nahm, daß Mimi überrascht zu ihm aufsah.

Heyden fing ihren Blick, in dem eine eigenthümliche Mischung von Freude und Erstaunen lag, auf.

Er und Tante Lisa sahen sich gleichzeitig an. Wie ein Blitz durchfuhr es ihn, — also der war es, — Wacknitz! Er biß die Zähne zusammen vor Schmerz und Zorn, und da er fühlte, daß er sich nicht beherrschen könne, nahm er ganz plötzlich Abschied, indem er Mimi nur eine flüchtige Verbeugung machte.

„Was ist ihm denn?“ fragte Wacknitz erstaunt. „Ja so! Es ist schon spät! Dann muß ich mich beeilen, daß ich ihm nachkomme.“ Bald darauf gab er beiden Damen die Hand und empfahl sich ebenfalls.

„Nein, aber der Erich!“ sagte Frau von Bornung vor sich hin.

Mimi zog ihren Stuhl ganz dicht an sie heran. „Tante,“ sprach sie bittend zu ihr, „hör' mir 'mal einen Augenblick zu! Ich fürchte, Herr von Heyden macht sich gewisse Hoffnungen, die nie in Erfüllung gehen können. Ich habe ihn wirklich sehr gern, weil man eben nicht anders kann. Zum Freunde möcht' ich ihn immer haben, weil er so gut und so klug ist, und immer bereit zu helfen. Freundschaft ist aber schwer zwischen Männern und Frauen: einer von beiden versteht sie gewöhnlich falsch. Und heirathen kann ich ihn nicht! Liebe Tante, willst Du es ihm nicht ausreden? Ich hab's ja auf alle Weise abzuwenden versucht, denn ich wollte auch den Eltern keine falschen Hoffnungen machen. Ich weiß, sie würden es sehr gern sehen, wenn er um mich anhielte. Bitte, liebe Tante Lisa, bringe ihn davon ab! Ich kann ihn wirklich nicht heirathen!“

Frau von Bornung strich leise über ihr erregtes Gesicht „Sei ruhig, mein Kind, er wird Dich schon in Frieden lassen, wenn Du es so sehr wünschst. Ich werde mit ihm sprechen.“

„O, Tante, Du bist immer unser Schutzengel, ich danke Dir von ganzem Herzen! Wie gut, daß ich Dich heute so allein hatte!“

10.

Als der General im Theater Hans aufgefordert hatte, ihn zu besuchen, war diesem etwas schwül geworden, dennoch hatte er sich schon am anderen Tage einstellen müssen. Der General ließ ihn sogleich vor und begann die Verhandlungen ohne Vorbereitung.

„Hast Du Schulden?“ fragte er, am Schreibtische stehend und in verschiedenen Papieren kramend. Dann drehte er sich plötzlich um und sah Hans in die Augen.

Hans murmelte etwas ihm selber durchaus Unverständliches.

„Na? Heraus mit der Sprache!“

„Ja.“

„Gut. Wieviel?“

Das Blut hämmerte in Hans' Schläfen. Er wußte nicht, was er sagen sollte, und schwieg infolgedessen, hartnäckig seine Stiefelspitzen betrachtend.

„Hans, ich bin nicht sehr geduldig und habe wenig Zeit. Höre ich es nicht von Dir, so werde ich es auf eine andere Art erfahren, die weniger angenehm für Dich ist. Also?“

Hans raffte sich auf. Er kam sich vor wie ein Schulbube, der vor dem Lehrer steht und die Strafe erwartet. „Fünftausendfünfhundert Thaler,“ stieß er hervor.

Der General zuckte zusammen, aber er sagte kein Wort des Vorwurfs. „Verstreut oder in einer Hand?“

„Beim Juden.“

„Notire mir die Adresse.“ Er reichte ihm einen Bleistift, und Hans schrieb.

„Du kannst gehen, Hans; ich werde an Deinen Vater schreiben.“ Der General drehte sich langsam dem Fenster zu und schaute, die Hände auf den Rücken gelegt, hinaus.

Hans ging. Als er eben Mütze und Mantel im Vorzimmer vom Haken nehmen wollte, öffnete sich eine Thür, und Frau von Felden trat heraus.

„Hans,“ bat sie, „komm einen Augenblick zu mir!“ Und sie zog ihn in ihr Zimmer.

Er folgte schweigend. Große Schweißtropfen standen auf seiner Stirn; er ließ sich schwer in den Sessel fallen, auf den sie wies.

Sie blieb vor ihm stehen, Thränen in den Augen. „Lieber Hans, ich mußte alles von hier mit anhören. Hans, wie war es möglich?“

„Wollnow,“ sagte er verbissen.

„Aber warum folgst Du dem Menschen? Du bist doch ein selbständiges Wesen!“

„Ich brauchte Geld!“ rief er unwirsch.

„Lieber Junge, denke doch, was soll aus Dir werden, aus Deinem armen Vater, wenn Du so weiter lebst? Sei vernünftig, Du bist doch kein Kind mehr!“ Sie hatte eine seiner Hände ergriffen und sah ihn flehend an.

Heftig sprang er auf. Ihn ärgerte die ganze Sache. Er grollte sich selbst, daß er dem Onkel alles eingestanden, grollte dem Onkel seiner Kälte und der Tante ihrer Wärme halber. Er griff nach Mütze und Mantel und rannte zum Hause hinaus.

Seitdem hatte er niemand mehr von der Felden'schen Familie getroffen, bis auf den heutigen Abend, wo er gekommen war, um sich von ihr zu verabschieden, da er am nächsten Tage mit Lotte abzureisen gedachte; die Tante hatte ihn freundlich empfangen, ohne die leiseste Anspielung zu machen.

Als er nach der Verabschiedung in seine Wohnung zurückkam, fand er zwei Briefe vor, einen vom Vater, den anderen von Wollnow, den er mehrere Tage nicht gesehen hatte. Er legte sich aufs Sopha, bohrte die Hacken in eins der Schon-Deckchen, die seiner Wirthin, Frau Pieske's, Freude und Wonne waren, und riß den Brief seines Vaters auf.

„Ich erwarte Dich in den nächsten Tagen,“ hieß es darin, „da ich Wichtiges mit Dir besprechen muß. Ich habe einen Brief von Onkel Felden erhalten, dessen Inhalt Dir wahrscheinlich nicht unbekannt sein wird.“ Sonst kein Wort des Vorwurfs.

Hans fühlte, wie ihn ein höchst unbehagliches Etwas beim Lesen dieses Schriftstückes beschlich. Er griff nach Wollnow's Brief und betrachtete einige Augenblicke gedankenlos die mit flotten Schriftzügen geschriebene Adresse, ehe er öffnete.

„Lieber Roden,“ lautete das Schreiben, „habe heute einen Abend vor bei der Frosini. Wird ungeheuer fidel werden. Erwarte Dich Punkt neun auf meiner Bude. Wollnow.“

Hans legte den Brief neben sich und vertiefte sich in das Studium der sehr schief auf dem Tische liegenden Decke. „Soll ich, oder soll ich nicht?“ fragte er sich dabei fortwährend.

Er stand auf, ging einige Male im Zimmer auf und ab und blieb schließlich vor seiner ziemlich dürftig ausgestatteten Bibliothek stehen. Sie war auf seinem Cylinder-Büreau aufgestellt, oder vielmehr durcheinander gewürfelt und fristete dort ein staubiges, trübseliges und jedenfalls sehr unnützes Dasein. Zunächst flogen ein paar zerflatterte Romane von der linken auf die rechte Seite. Alsdann ergriff Hans, von einer Regung schwachen Wissensdranges angehaucht, zögernd einen Band Clausewitz und setzte sich mit dem Ausdrucke trüber Ergebung wieder in die Sopha-Ecke. Nachdem er fünf Seiten gelesen hatte, gähnte er plötzlich fürchterlich, reckte sich und sprang auf, das Buch in einen Winkel schleudernd.

„Heiliger Bimbam,“ rief er, „wie kann ein Mensch so 'was Langweiliges schreiben!“

Dann sah er nach der Uhr. „Erst halb neun,“ dachte er, „dann hab' ich noch Zeit,“ zog sich rasch an und — ging zu Wollnow.

Der war eben im Begriff aufzubrechen. „Ich dachte schon, Du kämst nicht mehr, Hänschen; Du hättest auch ein Haupt-Jeu versäumt.“

Hans erschrak. „Was, es soll gespielt werden?“

„Natürlich! Seit wann bist Du denn so zimperlich?

„Ich habe nichts mehr, — nur Schulden!“

„Wer sagt Dir denn, daß Du nicht mit den Rocktaschen voll Goldfüchsen nach Hause kommst?“

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wollnow schob seinen Arm unter den des jungen Freundes und zog diesen die Treppe hinunter. Hans folgte ihm, ohne ein Wort zu sagen. In seinem Hirn arbeitete die verrückte Idee, daß vielleicht der heutige Abend dazu bestimmt sei, ihm all sein verlorenes Geld wieder einzubringen.

„Dann hat morgen mein Alter gar kein Recht mehr, mich mit Vorwürfen zu überhäufen. Ich bringe die Geschichte mit dem Juden in Ordnung, und alles ist erledigt."

Wollnow zog ihn nicht mehr; Hans ging noch schneller als er.

Fräulein Frosini, königliche Ballet-Tänzerin a. D., bewohnte eine schöne Wohnung in der Königgrätzerstraße. Sie war über die erste Jugendblüthe längst hinaus. Ihre Beliebtheit verdankte sie, neben ihrer gewesenen Schönheit, einer besonderen Geschicklichkeit im Veranstalten von sehr lustigen Gesellschaften, in denen hoch gespielt wurde.

„Wir werden schon massenhaft Menschen finden," meinte Wollnow. „Es ist nicht mehr früh."

Hans nickte nur.

Als sie in das Empfangszimmer traten, schallte ihnen schon lautes Stimmengewirr entgegen. Die Frosini erhob sich und schüttelte ihnen die Hände.

„Endlich!" rief sie und drohte mit dem Finger. Sie war sehr stark geschminkt und bemalt; es war kein Theilchen an ihrem Gesicht mit den funkelnden schwarzen Augen, dem nicht durch Kunst nachgeholfen gewesen wäre.

„Nun," sagte Wollnow und verbeugte sich elegant, aber sehr nachlässig, „was haben Sie Sich heute ausgedacht, um unseren Geist anzuregen?"

„Ja, von unseren Damen sind heute nicht viel hier," antwortete die Frosini. Nebenbei, wenn man spielt, ist es einerlei, da ist Unterhaltung doch Nebensache."

„Mir ist bunte Reihe lieber," behauptete Hans.

„Dummes Zeug!" sagte Wollnow. „Spielen Sie mit, Holzhausen?" fragte er einen Husaren, der mit etwas ironischem Gesichtsausdruck gelangweilt umherstand.

„Erst essen und trinken die Herren doch ein wenig," rief die Frosini und klingelte.

Es wurden kalte Schüsseln herumgereicht; dazu gab es Champagner.

„Komm, Roden," meinte Wollnow, „wir nehmen uns eine Flasche mit ins Nebenzimmer; der brechen wir da den Hals; man muß immer hübsch kühl bleiben."

Hans war nicht mehr besonders kühl. Er bot einer eben hinzugekommenen jungen Tänzerin, die neben ihm saß, den Arm und behauptete, sie müsse ihm gewinnen helfen; wozu sie auch sehr bereit war.

„Wenn ich gewinne, theilen wir," sagte er großartig, „wenn ich verliere, trage ich den Verlust allein."

Er gewann zuerst überraschend viel und wurde immer eifriger und leidenschaftlicher. Seine schöne Partnerin war bedeutend kälter als er, steckte nach einiger Zeit die Hälfte des gewonnenen Geldes einfach ein und verließ das Zimmer, als er dreimal hinter einander verloren hatte. Er merkte es gar nicht, spielte Stunde um Stunde weiter, verlor und verlor, und stürzte ein Glas Champagner nach dem andern hinunter.

Der Husar spielte wenig, schien sich überhaupt nicht besonders behaglich zu fühlen. Er trat schließlich dicht an Roden heran, den er fortwährend verlieren sah.

„Hören Sie doch auf, Unglücksmensch," raunte er ihm zu, „Sie ruiniren Sich ja! Ich glaube, es sind annähernd dreitausend Thaler!"

„Lassen Sie Hänschen nur," rief Wollnow; „er hat einen guten Alten, dem es nicht drauf ankommt."

Hans zuckte zusammen, spielte aber weiter, obgleich der Schweiß ihm in großen Tropfen von der Stirn rann.

Der Husar packte ihn am Arme. „Kommen Sie 'nen Augenblick heraus, Kamerad!"

Wollnow lachte laut auf. „Den kennen Sie schlecht!" rief er.

Aber Holzhausen ließ sich nicht beirren, zog Hans mit sich fort, durch den Salon hindurch, wo man ihr Fortgehen gar nicht bemerkte, und ruhte nicht, bis sie auf der Straße waren, wo er sich nach Hans' Wohnung erkundigte.

„Ich bringe Sie bis vor die Thür," sagte er, „wenn Sie erlauben. Das gastliche Haus unserer Freundin sah mich heut' zum ersten und letzten Male. Ich finde keinen Geschmack an derlei Vergnügungen."

Hans antwortete nicht. Die Kehle war ihm wie zugeschnürt. Was hatte er gethan? Den Schulden, die er dem Onkel erst gestanden, noch gewaltige neue hinzugefügt! Und morgen sollte er nach Hause reisen! Wie konnte er seinem Vater unter die Augen treten!

Der Husaren-Offizier blieb stehen. „Da ist Ihre Hausthür, Herr von Roden; soll ich Sie hinauf begleiten?"

Hans nahm sich gewaltsam zusammen. „Ich danke Ihnen; ich danke Ihnen tausendmal für Ihre Mühe." Er gab ihm die Hand und schloß die Thür auf.

Der Husar wartete noch, bis sie wieder ins Schloß fiel. „Na, der arme Kerl scheint sich ja recht nett 'reingeritten zu haben," dachte er und schlenderte nachdenklich nach Hause.

11.

„So," sagte Lotte, als sie auf dem Bahnhofe stand und den Abgang des Zuges erwartete, der sie wieder nach Hause führen sollte, „da läge wieder ein kleiner Lebensabschnitt hinter mir!"

Wacknitz, der dieses Mal auf Sofina's Vertretung verzichtet hatte und eben selbst mit einem schönen Strauß ankam, verbeugte sich vor ihr und überreichte ihr die Blumen. „Hoffentlich werden Sie dieses kleinen Zeitabschnittes gern gedenken, gnädiges Fräulein!"

„Gewiß, gewiß!" Sie nahm die Blumen erregt in Empfang. „Es ist möglich, daß ich im Frühjahr Urlaub nehme," sagte er heiter, „dann besuche ich den Grafen Delsberg und werde mir erlauben, auch bei Ihnen vorzusprechen."

„Es läutet schon!" rief Frau von Felden, die jedesmal vom Reisefieber gepackt wurde, wenn sie eine Bahnhofshalle betrat; „ich bitte Dich, Lotte, beeile Dich, Du kommst sonst nicht mehr mit."

„Aber Mama, Lotte hat ja noch eine Viertelstunde; das ist ja ein ganz anderer Zug, den man abläutet. Mütterchen, Mütterchen, Du machst noch 'mal vor Aufregung 'ne Reise nach Persien, wenn Du nach Potsdam willst!" Und Lili drehte sich vor Vergnügen um sich selbst.

„Wo bleibt denn Hans wieder?" rief Frau von Felden. „Es ist doch wirklich unbegreiflich! Gleich geht der Zug, und noch keine Spur von ihm!"

Der General sah nach der Uhr. „Noch zehn Minuten; Na, Lotte, komm recht bald wieder, Du wirst uns sehr fehlen, Kind!"

Mimi war still. Es wurde ihr schwer, die Thränen zurückzuhalten; es war ihr, als reise ein Stück ihres Lebens mit Lotten fort, als nähme der Zug, der diese entführte, die unschuldige Zeit harmloser Jugend mit hinweg, als streife sie in diesem Augenblicke die Kinderschuhe vollends ab und trete in eine ernstere Zukunft hinein. Sie sah auf die Blumen in Lotte's Hand und dachte daran, daß sie eine kleine Weile davon geträumt hatte, Blumen aus desselben Gebers Händen zu empfangen. Und gerade jetzt wurde es ihr klar, wie sehr sie Lotte liebe, und sie gab sich innerlich das Versprechen, nie die leiseste Regung von Neid in ihrem Herzen zu dulden. Und gerade diese plötzliche Klarheit, die über sie kam und die Gefühle erhellte, die sie bis dahin in sich mehr geahnt als gekannt hatte, schien ihr eine Trennung zwischen dem Gestern und dem Morgen zu schaffen, auf dessen Schwelle sie jetzt stand.

Es läutete zum zweiten Male.

„O Himmel, wo bleibt Hans?" jammerte Frau von Felden.

Lotte stieg ein. Noch ein herzlicher Händedruck, ein rascher Kuß, der Schaffner wollte eben die Thür zuschlagen, da erschien Hans. Er war ganz athemlos und sah übernächtig und angegriffen aus.

„Na, 'rein in die Dardanellen!" drängte der General, „und ein andermal steh etwas früher auf!"

Die Thür fiel ins Schloß; ein schriller Pfiff, und fort rasselte der Zug.

Wacknitz verabschiedete sich rasch; er hatte Dienst und ging schnell nach der Kaserne. „Was für ein komisches Ding die Mimi ist," dachte er. „Sie fällt mir immer wieder auf, und ich werd' aus ihr absolut nicht klug. Ob ein anderer 'mal mehr Glück hat, als Heyden? — Roden mag übrigens heut' ein netter Reisegefährte sein. Er hatte einen gehörigen Katzenjammer!"

Lotte und Hans saßen sich derweilen stumm gegenüber, beide in Gedanken versunken. Die ihrigen waren sehr angenehmer, die seinigen sehr unangenehmer Art.

Hans trug ein kleidsames Civil und hatte den weichen Schlapphut tief in die Stirn gezogen. Er antwortete höchst einsilbig auf jede ihrer Fragen und sah nur von Zeit zu Zeit giftig auf die Blumen, die im Netze über ihr lagen, sodaß sie es schließlich aufgab, sich mit ihm zu unterhalten. Schweigend blickte sie aus dem Fenster auf die schneebedeckte Winterlandschaft, die vorüberflog.

Als es dämmerte, hielt der Zug auf der kleinen Station ihres Heimatsortes.

„Da ist Dein Vater, und Tante auch!" rief Lotte. „Hans, komm doch, Du willst wohl noch weiter fahren!"

Am liebsten hätte er es gethan. Sie sprang rasch aus dem Waggon; er machte sich erst lange mit ihren Sachen zu schaffen, ehe er ihr zögernd nachfolgte.

Fräulein von Felden, die Aeltere, schloß ihre Nichte sofort in die Arme und küßte sie mit einigem Geräusch ab. Sie war eine kleine, nicht übermäßig starke Dame, mit schnellen Bewegungen und energischem Wesen. Ihre Augen sahen scharf und rasch, und ihre Zunge war von manchem im Städtchen gefürchtet, obgleich sie nie klatschte, sondern nur allen Menschen die Wahrheit ins Gesicht sagte.

„Nun, das ist ja schön, daß Du wieder da bist!" rief sie, Lotte gar nicht zu Worte kommen lassend. „Und Du hast Dich gut unterhalten? Siehst auch recht wohl aus! — Ach, da ist auch Hans! — Lieber Albert, gute Nacht! Du gehst wohl mit Deinem Sohne nach Hause? Oder fährst Du? Lotte, willst Du auch lieber mit dem Omnibus fahren?"

Lotte dankte. Der Omnibus war ein fürchterliches, altmodisches Vehikel, obgleich er dem besten Hotel des Städtchens angehörte.

Lotte ließ ihr Gepäck in den Schoß des Ungethüms versenken und ging selbst neben der Tante her, der Stadt zu, nachdem sie vorher dem Onkel herzlich die Hand geschüttelt hatte.

Es war ein ziemlich langes Stück Weg, das sie zurückzulegen hatten, eine Landstraße, mit Apfelbäumen besetzt, an beiden Seiten Felder. Jetzt lag der Schnee auf der weiten Fläche, und Eiszapfen hingen an den Bäumen, anstatt der rothwangigen Aepfel.

Der Omnibus überholte sie. Als er schwerfällig an ihnen vorüberrumpelte, erkannte Lotte die Gestalten des Onkels und seines Sohnes, die sich schweigend gegenüber saßen, ein jeder in seine Ecke gedrückt.

„Du," sagte die Tante, „was hat eigentlich der Hans wieder losgelassen? Onkel Albert sieht jetzt aus wie das Bild von Sais, von dem man den Schleier nicht abheben kann, obgleich ich es schon oft genug versucht habe."

„Ich glaube, er hat wieder Schulden."

„Du meine Zeit! Ich habe es immer gesagt: Hans wird es noch dahin bringen, daß wir beide, Albert und ich, hier in diesen Chaussée-Gräben sterben." Sie wies auf die mit Schnee gefüllten Gräben. „Ich werde mich nun langsam darauf vorbereiten. Es wird ganz gewiß dazu kommen, wenn Hans es nicht vorzieht, vorher zu Grunde zu gehen."

„Aber Tante!" Lotte war ganz entsetzt. —

Als sie bei ihrem Hause anlangten, sagte Tante Martha heiter: „Na, da wären wir endlich wieder daheim! Willkommen, mein Herzchen, im alten Nest, Du hast mir sehr gefehlt. Komm, iß Dich noch einmal satt vor unserem gänzlichen Ruin."

„Guten Abend, Hanne, wie geht's?" fragte Lotte ein Mädchen, das, mit einem Windlicht in der Hand, vor der Thür stand. Der Schein fiel auf ein junges, sommersprossiges Gesicht, aus dem ein paar wachsame Aeuglein schauten.

„Danke schön; guten Abend, Fräulein Lottchen," entgegnete das Mädchen zuthunlich und nahm der jungen Dame den Mantel ab. „Na 's is nur gut, daß Sie wieder da sind, gnädiges Fräulein; und gar nicht verändert, nicht 'mal blaß geworden!" Liebkosend strich sie über den Mantel und lief dann in die Küche, um das Abendessen aufzutragen.

„Hanne macht sich," sagte Tante Martha zu Lotte. „Ich habe es immer gewußt, daß 'was in ihr steckt."

Hanne war nämlich mit fünfzehn Jahren in Tante Martha's Dienste getreten, die das kleine Ding aus dem Waisenhause übernommen hatte, bloß weil ihr die ganze Verwandtschaft davon abrieth.

„Jule pflegt mir übrigens unentwegt auf eine unerhörte Weise in meine Erziehung."

Lotte lachte. „Aus Euern vielseitigen Bemühungen wird Hanne jedenfalls noch einmal als Juwel hervorgehen." —

Mittlerweile war Hans von der Haushälterin des Vaters, seiner Gönnerin Jule, mit Jubel bewillkommt und mit Eierpunsch und anderen guten Sachen bewirthet worden.

Während er speiste, ging sein Vater schweigend im Eßzimmer auf und ab. Herr von Roden war ein großer Mann, mit schönen, regelmäßigen Zügen. Die Aehnlichkeit mit Hans war unverkennbar, nur reichte der Sohn nicht an die stattliche Höhe des Vaters, und dessen Gesichtsausdruck von Selbstlosigkeit und bewußter Thatkraft hatte sich nicht bei ihm wiederholt.

Als Hans gegessen, winkte ihm der Rechtsanwalt, ihm in sein Zimmer zu folgen.

Hans erhob sich widerwillig. „Na", dachte er, „nun geht's los Ich wollte, ich wäre in meinem Zimmer bei der Piesten!"

Sein Vater ließ ihm keine Zeit, seinen für Frau Piesten so schmeichelhaften Gedankengang zu verfolgen. „Hans," sagte er, „schämst Du Dich nicht?"

Hans befand sich in übelster Stimmung. Er besaß das Bewußtsein, sich durchaus nicht so benommen zu haben, wie es einem Ehrenmanne ziemte, aber er hatte keine Lust, dies so ohne weiteres einzugestehen. Er stand eben im Begriff, irgend etwas Patziges zu antworten, doch als er in das traurige Antlitz seines Vaters sah, entfiel ihm der Muth, überhaupt etwas zu sagen.

„Ich hatte Dein Wort, Hans!"

Der Sohn schwieg.

„Ich hatte Dir immer geglaubt! Ich wußte, Du warst leichtsinnig, und schrieb es Deiner großen Jugend zu, aber ich traute Deinem Worte. Ich hielt alles andere für möglich, nur nicht, daß Du Dein Wort brechen könntest. Ich habe mich getäuscht."

Hans schwieg noch immer. Er stand mit gesenktem Haupte da, die Hand auf der Thürklinke, als ob er den geeigneten Augenblick abpassen wolle, um zu entweichen.

„Ich will Dir Deine militärische Laufbahn nicht verderben; ich weiß, es ist das einzige auf Erden, das Dich ein wenig im Zaume hält. Ich werde die fünftausendfünfhundert Thaler bezahlen. Aber es ist das letzte Mal, Hans! Das letzte Mal — nicht nur, weil ich nicht mehr leisten will, sondern weil ich es thatsächlich nicht kann! Du weißt sehr gut, daß ich kein Vermögen habe, daß das, was ich besitze, die Frucht langjähriger Ersparnisse ist. Ich bin jetzt beinah an der Grenze des Möglichen angekommen. Bedenke das!"

Hans stand unbeweglich an seinem Platze.

„Geh' jetzt zur Ruh," sagte Herr von Roden und sah mit abgespanntem Blick an ihm vorbei; „wir bedürfen ihrer beide."

Hans öffnete die Thür und ging.

Auf der Treppe nach dem oberen Stockwerk, wo sein Zimmer sich befand, erwartete ihn Jule.

„Na," flüsterte sie, „hat der gnädige Herr gescholten?"

„Nein," knurrte Hans und schritt hinter ihr drein.

„Nicht? Wenn er nicht schilt, dann is es noch viel schlimmer; davon weiß ich ein Lied zu singen. Na, nehmen Sie Sich's nur nicht zu sehr zu Herzen, Herr Leitnant; über hundert Jahr is doch alles vergessen!"

„Natürlich," sagte Hans, „das ist auch mein einziger Trost!" Dabei nahm er ihr das Licht aus der Hand und machte ihr die Thür vor der Nase zu.

„Der arme Junge," bedauerte Jule, indem sie nach ihrer Kammerthür tappte; „der muß aber wieder 'reingefallen sein! Es ist ein wahrer Jammer! Und so unglücklich sah er aus!"

Sie hatte ihre Kammer gefunden und rieb ein Zündhölzchen an der Wand an. Indem sie sich entkleidete, fiel ihr eine schreckliche Geschichte ein von einem Herrn, der sich vor fünfundzwanzig Jahren im Städtchen erschossen hatte, wegen großer Geldverluste im Rübsenhandel.

„O du meine Güte, und über seinem Bette hängt noch die alte Muskete, die seinem Urgroßvater selig gehört hat," dachte sie, „und Pulver und Blei hat so ein Soldate gewiß immer bei sich!"

Die arme, alte Jule band sich mit zitternden Händen ihre Nachthaube fest, ergriff ihren Leuchter und schlich mit wankenden Knieen nach Hans' Thür. Sie drückte auf die Klinke, die Thür war verschlossen.

„Grundgütiger Himmel," jammerte sie leise, „nu hat er auch noch zugeriegelt, was er sonst nie thut!"

„Herr Leitnant! — Herr Leitnant!" zischelte sie angsterfüllt durchs Schlüsselloch.

Keine Antwort.

„Herr Leitnant!"

Ein schwacher Laut drang durch die Thür.

„Herr Leitnant, leben Sie noch?"

„Himmelschockschwerenoth, Bombenelement, was will denn das Frauenzimmer?" brüllte es da plötzlich auf, sodaß Jule derartig erschrak, daß ihr das Licht vom Leuchter auf den Boden kollerte und erlosch. Dennoch tappte sie ganz befriedigt in ihre Kammer zurück. — —

Hans schlief bis tief in den Morgen hinein, und als er aus seiner Thür trat, war die Sonne schon so hoch am Himmel emporgestiegen, als es ihre winterlichen Verhältnisse erlaubten.

Er schlenderte langsam ins Eßzimmer, wo sein Gedeck seit langem bereit stand, und setzte sich an den Kaffeetisch.

Jule steckte den Kopf durch die Thür und nickte. Sie hatte den Kaffee schon dreimal ins Zimmer gebracht und dann wieder warm stellen müssen, was nicht gerade zu seiner Verbesserung beigetragen hatte. „Guten Morgen! Der gnädige Herr Papa sind schon über Land und kommen erst um vier zurück." Sie setzte den Kaffee zum vierten Male auf den Tisch. „Haben der Herr Leitnant gut geschlafen?"

„Danke! Warum hast Du mich denn gestern wieder geweckt und solchen Heiden-Scandal gemacht?"

„Ich — ich dachte bloß, die alte Muskete an der Wand wäre geladen, und da hätte sie doch 'mal losgehen können."

„Gute Idee, Jule," erwiderte Hans, das alte Mädchen groß ansehend. Darauf fragte er, an die Kaffeetasse klopfend: „Blümchen?"

„I bewahre, wo werd' ich denn für Herrn Leitnant ‚Blümchen' kochen!"

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise.

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Geistige Interessen.

„Zeitfragen." Sociale belletristische Monatsschrift von Dora Duncker. Berlin, A. Pohlmann. — Wieder eine neue Zeitschrift! dachte ich ein wenig skeptisch, als mir die „Zeitfragen" vorlagen. Es sind schon so viele Monats- und Wochenblätter entstanden, daß einem unwillkürlich das Bedenken aufsteigt: es kann auch des Guten zu viel werden; wie soll das enden? Indes man soll ein aus ernstem Streben hervorgehendes Werk stets mit Freude und den besten Wünschen für einen glücklichen Fortgang begrüßen, umsomehr wenn der Titel so vielversprechend und der Inhalt so mannigfaltig ist, wie der des vorliegenden Heftes. Der Name der Herausgeberin, der als Schriftstellerin bereits bekannten Frau Dora Duncker, und ihrer Mitarbeiter, Th. Fontane, H. Heiberg, L. Pietsch, J. Stinde, F. Dernburg, E. Zabel, B. v. Suttner, E. Bely, Ilse Frapan ꝛc., sind überdies von so gutem Klang, daß sie für das Gediegenste auf dem Gebiete der Abhandlungen über sociale Fragen wie der Belletristik bürgen. — In erster Linie befürworten die „Zeitfragen" das Recht der Frau. Und in der That, die Stellung des Weibes, wie die heutige Zeitströmung sie ihm zuweist, die allgemeine Forderung nach Gleichberechtigung mit dem Manne auf dem Gebiet der Wissenschaft gestattet nicht nur, sondern gebietet sogar eine öffentliche Behandlung dieser offenen „Zeitfrage", wie sie z. B. Gustav Dahms in seiner „Berufstheilung zwischen Mann und Frau" uns entgegenführt. Neben den ernsten Zeitfragen kommen aber auch die schönen Künste, Theater und Musik, sogar, last not least, die Mode zu ihrem Recht. Ernstes und Heiteres birgt sich unter der Spitzmarke „Verschiedenes", und im Briefkasten herrscht ein ebenso kräftiger wie treffender Meinungsaustausch zwischen Leserkreis und Redaction. E. Sch.

Zeitschrift. — Wer könnte mir eine Zeitschrift zur Belehrung und Unterhaltung für evangelische, wie katholische weibliche Dienstboten angeben? Eine Hausfrau.

Gesundheits- und Körperpflege.

A. K. — Wulstige Narben von Brandwunden können durch genügende Anwendung der Elektricität zum Schwinden gebracht werden; ob das bei Pockennarben auch gelingt, darüber fehlen, dank unserem Impfgesetz, Erfahrungen, weil es solche Narben in Deutschland kaum mehr giebt. Dr. D.

Frau Bertha. — Häufiges Waschen des Kopfes mit Franzbranntwein oder irgend einem anderen starken Spiritus kann zum vorzeitigen und schnellen Ergrauen des Haares beitragen, indem dadurch die fettige Absonderung des Haarbodens und die darauf beruhende leichte Einfettung der Haare vermindert werden. Reinigung des Haarbodens ist nothwendig für guten Haarwuchs; die Reinigungsmittel, neben Wasser, müssen nach der Beschaffenheit des Haarbodens ausgewählt werden. Dr. D.

C. B. — Weiße Haut und weiße Zähne lassen sich nicht durch besondere äußere oder innere Mittel erzielen, und das Probiren „aller Mittel" kann nur schaden. Eine möglicherweise hülfreiche Cur läßt sich nur nach genauer ärztlicher Untersuchung angeben. Rothe Augenränder, die seit mehreren Jahren bestehen, beruhen auf chronischer Entzündung der Lidränder und ihrer Drüsen und erfordern ärztliche Behandlung, wozu aber nicht gerade ein Special-Augenarzt nöthig ist. Dr. E.

W. K. — Rothe, manchmal bläulich marmorirte Farbe der Arme und Hände ist ein Zeichen mangelhafter Blutbewegung und verlangt Beförderung der letzteren durch geregelte Körperbewegung, namentlich Turnen, durch bequeme, besonders Brust und Leib nicht beengende Kleidung und durch Regelung aller Körper-Functionen, lauwarme Bäder mit nachfolgender kühler Brause, auch laue Abwaschungen und kühle Bebrausung der Arme und Hände, endlich Schutz derselben gegen Witterungseinflüsse durch Handschuhe von weichem Leder, sowie strenge Vermeidung jeder Hautreizung der betreffenden Theile. Dr. D.

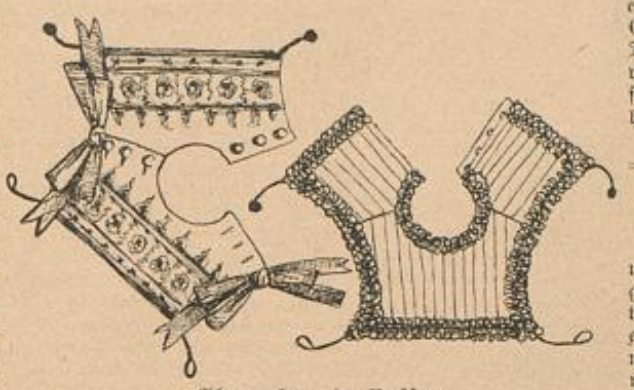
Sparsame Eitle. — Borax-Lösung als Waschwasser bereiten Sie sehr einfach, indem Sie Borax-Pulver in Regenwasser auflösen und in der Sonne destilliren lassen. An Stelle des Regenwassers können Sie auch Rosenwasser anwenden. D. Red.

Nervöses junges Mädchen. — Wer könnte mir einen Platz für ein nervöses, junges Mädchen angeben, das zu Hause schwer zu behandeln ist, sich aber gegen Fremde lieb und freundlich zeigt? Ein Sanatorium ist ausgeschlossen; ich denke an den Aufenthalt in einer Familie mit Zerstreuung und sorgsamer Pflege.
P. H. Nr. 23.

Kindererziehung.

Baby-Reisekorb. — Die diesjährige Pfingst-Ueberraschung für meine Eltern ist, daß ich ihnen zum ersten Male mein Kindchen vorführe, das jetzt das respectable Alter von fünf Monaten hat und sich, wie ich hoffe, als ein ganz gesitteter, reisefähiger Weltbürger erweisen wird. Für die lange Fahrt im Coupé erhoffe ich eine wesentliche Erleichterung durch den hübschen „Baby-Reisekorb", den mir eine Freundin, die einen solchen schon längere Zeit in Benutzung hat, sehr empfahl. Das Geräth, — ich kaufte es in dem bekannten Baby-Bazar, Berlin C. Werderscher Markt 9, — besteht in einem Deckelkorb aus braun lackirtem Weidengeflecht und mißt 38 cm Länge zu 25 cm Höhe und 23 cm Tiefe. Die rechte Seite füllt ein gleichfalls durch Deckel geschlossener Lederkasten mit Filzfutter; mit Filz überzogene Zwischenwände scheiden denselben in neun Abtheilungen, von denen acht die Flaschen eines Soxhlet-Apparates, die mittlere eine Krystall-Büchse mit Nickelverschluß für den Gummitöpfel aufnehmen. In der festen Filzverpackung soll sich die vorher im Soxhlet-Apparat aufgekochte Milch viele Stunden warm halten. Die andere Hälfte des Korbes ist noch einmal in der Höhe getheilt; in dem unteren Raume befindet sich ein sehr nützliches kleines Geräth, während der obere Platz für Frühstück, Tücher ꝛc. bietet. Hoffentlich wird mein Söhnchen bei einer so guten Ausrüstung die Reise gesund überstehen. Eine junge Mutter.

Abzunehmende Passen für Hängerkleidchen. — Bei der jetzt sehr einfachen Form der Kleider für unsere kleinen Mädchen, schlichtes Hängerkleid mit großen Bauschärmeln, beschränkt sich die Ausschmückung durch abstechende Farben und Besätze häufig nur auf die Passe. Da aber diese gerade zuerst durch Abnutzen und Beflecken ihre Frische einbüßt, so habe ich für meine kleinen Töchter abnehmbare, für sich gefertigte Passen eingerichtet, die sich leicht erneuern lassen und dem Kleidchen einen mehr oder minder reichen Schmuck geben. So hatten unsere Kleinen zu einem einfachen, dunkelblauen Hängerkleide, (mit glatter Passe aus demselben Stoff gearbeitet) als erste Garnitur eine Passe aus dunkelblauem Sammet, die auf den Schultern noch durch einen breiten, seidengefütterten Volant vervollständigt wurde. Eine zweite Passe war mit sandfarbenem, zu Längsfalten abgenähtem feinen Wollstoff bekleidet und durch

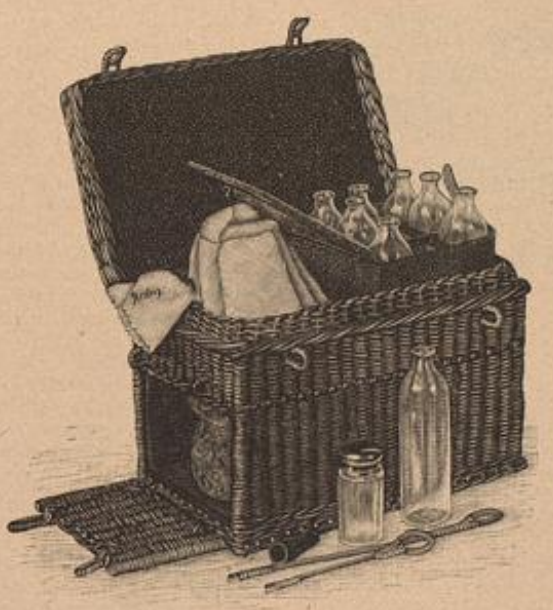


Abzunehmende Passen.

eine Tollfalten-Rüsche vom Stoff des Kleides begrenzt. Eine dritte, für besonders festliche Gelegenheiten, bestand aus weißem Kaschmir und erschien querüber mit Kreuzstich-Kanten aus rother und blauer Waschseide bestickt. Damit die Kanten auf dem Rücken nicht unterbrochen zu werden brauchten, schloß diese Passe auf der linken Schulter mit kleinen Perlmutterknöpfen, während die rechte den Knopfschluß imitirte; den Ansatz auf der Achsel deckte ein breites Schleifen-Arrangement aus dunkelblauem Seidenband. Die Passen werden genau nach dem Passenschnitt des Kleides angefertigt, schmiegen sich seitwärts dem Aermel-Ausschnitt an und schließen unter dem Arm durch ein mit Knopfschluß versehenes Gummiband. Der untere Rand bedarf keines Abschlusses, doch empfiehlt es sich, die Achsel durch Volants oder Schleifenschmuck zu decken, und unter demselben die Passe durch eine Sicherheitsnadel an dem Kleide zu befestigen. H. R.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Wollwäschereien. — Bei der immer wiederkehrenden Klage von der Ueberfüllung aller weiblichen Erwerbsgebiete muß es geradezu verwundern, wenn ein solches noch ganz unausgebeutet daliegt, noch dazu eins, das nicht dem Luxus dienen, sondern einem wirklich praktischen Bedürfniß entgegenkommen würde. In Berlin fehlt, so verwunderlich dies klingen mag, eine feine Wäscherei für Wollsachen. Erfahrungsgemäß verstehen die gewöhnlichen Wäscherinnen wenig damit umzugehen; im Haushalte gelingt diese Wäsche selten gut, schon weil es in den großstädtischen eleganten Wohnungen meist an einem entsprechend großen und luftigen Trockenraume fehlt. Auch die chemischen Waschanstalten erzielen wenig befriedigende Resultate: das Wollzeug läuft ein, verfilzt sich und sieht häßlich aus. Um nun meine Wollsachen wirklich gut gewaschen zu bekommen, wählte ich den gewiß nicht einfachsten Weg: ich schicke sie nach Zürich, von wo ich sie allerdings in tadelloser Weise zurückerhalte. Natürlich würde ich es vorziehen, dieselben in der Nähe Berlins reinigen zu lassen. Eine Waschanstalt für Wollsachen dürfte nur ein sehr geringes Betriebs-Kapital erfordern; irgendwo in der nächsten Umgegend von Berlin könnte ein strebsames Ehepaar die Wäscherei so einrichten, daß die Frau mit einer Hülfe das Waschen übernähme, der Mann das Abholen und Wiederabliefern besorgte. Häufig hat man in meinem Bekanntenkreise den Wunsch nach einer derartigen Einrichtung ausgesprochen, und ich glaube bestimmt, daß sich dieselbe, wenn vernünftig eingerichtet und gut geführt, vorzüglich bezahlt machen würde.*) Frau A. R.



Baby-Reisekorb.

*) Die Verfasserin hat sich freundlichst bereit erklärt, eventuell in Zürich nähere Erkundigungen einzuziehen. Die Red.

Erwerb durch Malereien. — Wo könnte ich Bestellungen für Porzellan-, Oel- und Brandmalereien erhalten?
Abonnentin, München.

Zuschneide-Atelier. — Ein junges Mädchen aus den besseren Ständen möchte in ein größeres Zuschneide-Atelier eintreten, um sich später dadurch einen Erwerb zu gründen. Wer wäre so freundlich, Auskunft zu ertheilen, in welchen größeren Städten Deutschlands sich empfehlenswerthe Ateliers befinden? Vergißmeinnicht.

Pensionaire. — Würde eine der Leserinnen die Güte haben, einer jungen gebildeten Frau, die mit ihren beiden Kindern in sehr beschränkten Verhältnissen lebt, eine größere Stadt anzugeben, in der es möglich wäre, Pensionaire, Schüler und Schülerinnen, die Lehranstalten besuchen, zu bekommen? Frau Maria L.

Lausanne oder Genf. — Ich bin Beamtengattin, lebe in einfach bürgerlichen Verhältnissen und möchte in Lausanne oder Genf einige Zeit Aufenthalt nehmen, damit meine vierzehnjährige Tochter dort die Schule besuchen könnte. Da der Aufenthalt nicht viel kosten darf, möchte ich gern ohne Gehalt als Erzieherin in ein feines Haus gehen. Muß ich einen Paß oder eine Legitimation haben, wenn ich längere Zeit in der Schweiz bleiben will?
Eine treue Abonnentin, Mähren.

Geselligkeit.

Tafelschmuck. — Eine wie große Rolle der Tafelschmuck in unseren Tagen bei Gastmahlen spielt, ist an dieser Stelle erst ganz kürzlich erörtet worden. Wie anders sieht dagegen meist der täglich herzurichtende Familientisch aus! Muß dieser wirklich eine Art von Aschenbrödel vorstellen, dem man nur die allernothwendigste Beachtung gönnt? Ich kenne ein Haus, in dem man keine Prunkgeräthe besitzt und nur einfacher Lebensweise sich befleißigt, wo aber gerade der alltägliche Tisch, das Mittagsmahl ohne Gast, sich ungemein anheimelnd gestaltet. Auf dem schimmernden Tischtuche mit seinem mattweißen Glanz, in der Mitte des Tisches, steht immer eine größere Vase mit lebenden Blumen gefüllt. Nicht auf Draht gewunden sind die Blüthen, auch nicht steif schablonenhaft zusammengestellt, es ist ein kunstloser Strauß, wie ihn das Gartenbeet oder die Felder bieten. Ein kleines Sträußchen, in winziger spitzer Krystall-Vase findet vor jedem Gedeck seinen Platz. Im Sommer ist ein derartiger Schmuck, selbst für die anspruchlose Familientafel, überall erreichbar. Natürlich soll der Mittelstrauß kein hochaufragendes Riesen-Bouquet sein und darf den Tisch nicht beengen oder gar den Ausblick und den Verkehr mit den Tischgenossen hindern. Im Winter geben Früchte einen hübschen Tafelschmuck und zugleich das gesündeste Dessert. Ein Körbchen mit Obst, und sei es auch nur eine Anzahl sauber abgeputzter, rothbäckiger Aepfel, sollte auf keinem Familientische fehlen! Antoinette Gz. v. T.

Ein Limonaden-Service, gleich mit Citronen-Presse verbunden, habe ich im Gebrauch sehr praktisch gefunden. Auf länglichem Holz-Tablet mit durchbrochenem Nickelrande befindet sich, auf vier Nickelstäben ruhend, eine mit Porzellan ausgelegte Citronen-Presse, die durch Druck des langgestielten, hebelartigen Deckels eine Citronen-Hälfte bis auf den letzten Tropfen auspreßt, wobei das untergestellte Glas den Saft auffängt.

Limonaden-Service.

Das Tablet bietet Platz für nur drei Gläser, doch sind diese auch einzeln zu erhalten. Meine Limonaden-Löffel, bei Henniger & Co., SW, Leipzigerstr. 107, gekauft, tragen jeder oben eine Nummer, sodaß ein Verwechseln des aus der Hand gestellten Glases ausgeschlossen erscheint. Das Service stammt aus dem Wirthschafts-Magazin von P. Naddatz & Co., Berlin W, Leipzigerstr. 11. Lina G.

Moderne Tablets. — Je mehr die Mode der ungeheuer weiten, steif unterfütterten Aermel um sich greift, um so nothwendiger erscheint es, auch bei den Raumverhältnissen der Tafel darauf Rücksicht zu nehmen. An einer Tafel, wo sonst 24 Personen Platz fanden, kann man heutzutage nur 18 setzen, und auch dann verschwinden die armen Herren der Schöpfung fast ganz unter den bauschenden Seide- und Gaze-Massen. Mit Rücksicht hierauf servirt man deshalb jetzt auf langen schmalen Tablets und länglichen Schüsseln und Platten, um den modern gekleideten Damen nicht zu nahe zu treten. M. E.

Noch ein paar Tischregeln. — Ehe man während des Essens trinkt, wische man sich den Mund, damit nicht Speisereste am Glase bemerkbar werden. — Bevor Birnen und Aepfel geschält werden, theilt man sie in Viertel, vielleicht sogar in Achtel. Birnen schneidet man am Stiel-Ende ein und zwar bis zu etwa zwei Drittel; dann bricht man die Frucht aus einander. Bei Aepfeln beginnt man am Blüthen-Ende; beim Auseinanderbrechen wird sich in fast allen Fällen selbst der Stiel genau theilen. Von sehr großen Birnen oder Aepfeln läßt man die ungeschälten Viertel oder Achtel herumreichen. Zum Dessert empfiehlt es sich, Papier-Servietten mit den Obsttellern reichen zu lassen. Das Obstmesser soll weder von Silber noch Stahl sein, sondern aus Horn oder noch besser aus der billigen, schönen Goldbronze. F. L.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Häusliche Kunst.

Zufallsbilder. — Eine niedliche Spielerei, die den Ausübenden leicht in den Ruf der Künstlerschaft bringen kann, möchte ich hiermit beschreiben, nämlich getuschte Landschafts-Silhouetten, die, so einfach sie herzustellen sind, dennoch gerade das „Stimmungsvolle" einer Landschaft sehr gut wiedergeben. — Mit einem kleinen, in reinem Wasser ausgedrückten Schwamm fährt man einige Male über starkes Aquarell-Papier, sodaß dieses durchweg

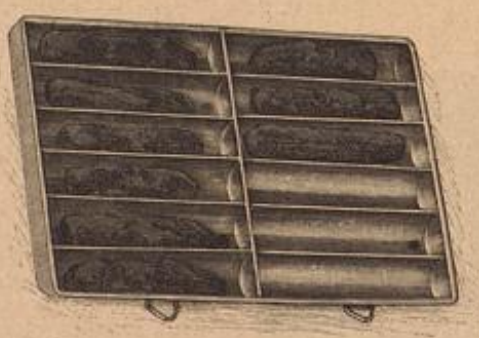
Zufallsbilder.

feucht wird, aber keine stehende Nässe zeigt. Den richtigen Feuchtigkeitsgrad zu erzielen, ist das Haupterforderniß für das Gelingen, da sonst die Tusche zu viel oder zu wenig verläuft. Alsdann taucht man einen Pinsel in flüssige französische Tusche und setzt denselben senkrecht mit der Spitze auf das Papier, wodurch sich sofort in feines Gefieder auslaufende Baum- und Gesträuchformen bilden. Durch mehrfaches schnelles Aufsetzen des Pinsels rechts und links entstehen bei einiger Uebung allerliebste Bilder, deren Reiz durch geschicktes Hineinmalen mit etwas rother oder brauner Farbe noch erhöht werden kann. Wenn auch das Bild größtentheils durch den Zufall entsteht, so muß man sich doch einen genauen Plan machen, was man eigentlich darstellen will. Man beginnt mit der Luft und den entfernter liegenden Partien, die natürlich mit ganz dünner Farbe zu behandeln sind, und geht so allmählich bis zum Vördergrunde vor. Reicher componirte Landschaften werden schwer klar; Gebäude sind wegen ihrer geraden Linien überhaupt nicht herzustellen, dagegen lassen sich einfache Baum- und Wasser-Motive, wie die auf den beiden Abbildungen, mühelos ausführen. Frau Clara W.

Küche.

Dänische Gemüsespeise (Kopenhagener Recept). — Jedes Gemüse kann zu dieser Speise benutzt werden, doch bevorzugt man Spargel oder Blumenkohl. Der Spargel wird in kleine gleichmäßige Stücke geschnitten, der Blumenkohl in einzelne Röschen zertheilt und gleich den andern Gemüsen in Salzwasser halb gar gekocht. Man läßt es abtropfen und belegt damit dicht den Boden einer ausgestrichenen glatten Form; sodann übergießt man es mit wenig geschmolzener Butter. Aus rohem feingewiegten Kalbfleisch bereitet man mit etwas gehacktem Luftspeck, Sahne, einigen Eiern, Salz, Pfeffer und eingeweichter Semmel eine lockere Farce, die man halb-handbreit über das Gemüse streicht. 100 g Reis brüht man ab, kocht ihn mit Fleischbrühe weich und dick, verrührt ihn mit 1 Ei, einem nußgroßen Stück Butter und 2 Löffeln geriebenem Parmesan-Käse und füllt die Form damit an. Nun beträufelt man die Oberfläche mit etwas Butter, bestreut sie mit geriebener Semmel und bäckt die Speise eine gute Stunde. Sie wird in der mit einer Serviette umgebenen Form zu Tisch gegeben und eine Béchamel-Sauce dazu gereicht. L. H.

Sehr gutes Rillengebäck. — Aus einem rheinischen Pensionate brachte ich eine Backform und das Recept zu einem Gebäck mit, das seines Wohlgeschmacks, seiner leichten Bereitung und seiner Haltbarkeit wegen sich sehr empfiehlt, und das auch eine willkommene Beigabe zum Fünf-Uhr-Thee bilden dürfte. Die kastenartige Form zum Backen hat 17 cm Länge und 24 cm Breite und ist in der Mitte durch einen Blechsteg getrennt. An jeder Seite befinden sich sechs, je 2 cm tiefe Rillen, in die der Teig gegossen wird. Hier das Recept für 12 Gebäckstücke: 1 Ei und vom gleichen Gewicht wie dies mit der Schale je Zucker, Mehl und Butter, nach Belieben etwas Vanille, Citronenschale oder Cardamom. Von der Butter behält man so viel zurück, als zum Ausstreichen der Form nöthig ist; die andere wird schaumig gerührt, sodann Ei, Zucker, Mehl und Gewürz nach und nach langsam dazu gegeben. Ungefähr 1 Theelöffel voll von der Masse genügt für eine Rille; bei mäßiger Ofenhitze bäckt man das Ganze in ungefähr $^1/_4$ Stunde schön hellgelb. In dem Apparat kann man auch jede beliebige Bisquit-Masse backen. A. H—r.



Form für Rillengebäck.

Eis-Pudding à la Nesselrode. — Nachdem $^1/_2$ kg geschälte Maronen mit $^1/_2$ Stange Vanille in Milch weichgekocht wurden, zerrührt man sie zu einem Brei, mischt 125 g feinen Zucker, 4 Eigelbe und $1^1/_2$ l Milch darunter und rührt diese Masse auf dem Feuer zu einer dicken Crême ab. Dann streicht man sie durch ein Haarsieb, vermischt sie mit 250 g Himbeer-Gelée, schlägt sie bis zum Erkalten und füllt sie in die Gefrierbüchse. Nach dem Gefrieren arbeitet man die Masse gut durch mit 125 g gereinigten Sultan-Rosinen, ebenso viel Korinthen und 75 g würfelig geschnittenem Citronat, das mit den Rosinen in etwas Weißwein weich gedämpft wurde. Nun dreht man die Büchse noch einige Augenblicke, füllt das Gefrorene dann in eine Eisform, schließt diese und packt sie in Eis. Nach $1^1/_2$ bis 2 Stunden stürzt man den Eis-Pudding auf eine Schüssel und servirt ihn mit Schlagsahne, die mit einem Glas Maraschino untermischt wurde. A. H.

Kochschule. — Würde mir eine der Mitleserinnen ein Schloß oder einen Bade-Ort in Schlesien nennen, wo ich die feine Küche in zwei oder drei Monaten erlernen könnte?

Abonnentin vom Lande.

Stubenvögel und Hausthiere.

Frau J. C., Crefeld. — 1) Riesenkaninchen liefert Ihnen die Redaction der „Blätter für Kaninchenzucht" in Wildpark-Potsdam. Auch Herr Thiermaler Jean Bungartz in Lechenich (Rheinprovinz) kann Ihnen die gewünschten Zuchtthiere besorgen. — 2) Zum Bezug von Hühnern wenden Sie Sich entweder an den obengenannten Thiermaler, oder an Karl Huth-Niederrad-Frankfurt a./M.; Sie müssen aber bei der Bestellung ausdrücklich bemerken, daß Sie Legehühner und nicht Sport-Geflügel wünschen. H.

Frau J. L., Viersen. — Die Sprachbegabung der Papageien ist sehr verschiedenartig; ja, es giebt sogar notorisch sprachbegabten Arten angehörige Vögel, die trotz aller Mühe kein Wort lernen, während wieder andere alles nachahmen, was sie in Haus und Hof hören. Wenn Ihr Vogel zahm, jedenfalls aber nicht mehr scheu ist, können Sie die Abrichtung beginnen. Sie müssen das Thier liebevoll und sanft behandeln, immer vorsichtig an den Käfig herantreten und diesen möglichst tief stellen, sodaß Sie von oben herab mit dem Vogel sprechen.

Der Unterricht beginnt mit einem leichten, kurzen Wort, das einen volltönenden Vocal enthält. Dies Wort, etwa Lora, Jakob oder Jako, sprechen Sie täglich zu bestimmter Stunde einige Zeit hinter einander deutlich vor, bis es der Papagei schließlich nachspricht. H.

Gärtnerei.

Das Aufbinden blühender Zwiebelpflanzen. — Zwiebelgewächse, namentlich solche mit starken Zwiebeln, lassen sich auf die gewöhnliche Art mit Blumenstäben nur schlecht aufbinden. Wollte man den Schaft gerade aufbinden, so müßte man den Stab durch die Zwiebel stoßen, die Pflanze also vernichten; steckt man aber den Stab neben die Zwiebel, so steht er zu weit vom Schaft, der dann krumm gezogen werden muß, was die Schönheit der Pflanze erheblich beeinträchtigt. Diesen Uebelständen hilft der nebenstehend abgebildete Blumenhalter ab. Der gabelförmige untere Theil wird auf den Rand des Topfes gesteckt und der Blüthenschaft dann in den oben angebrachten verstellbaren Halter eingefügt. Auch auf Gläsern ist der Blumenhalter anwendbar, er giebt dann auch der Zwiebel die ihr sonst fehlende nöthige Stütze. Für Zwiebelpflanzen mit sehr langen Schäften, für welche der nur verhältnißmäßig kleine Halter nicht ausreicht, läßt man sich aus Kupferdraht die gleichfalls auf unserer Abbildung dargestellte einfachere Stütze in verschiedenen Größen anfertigen, an welche dann der Blüthenstiel mit Bast angeheftet wird. M. H.

Stütze für blühende Zwiebelpflanzen.

Bezugsquelle: Blumenhalter: E. Boese & Co., Berlin C, Landsbergerstr. 64.

Wißbegierige in Nagybanya (Ungarn). — 1. Das Frauenhaar (Isolepis) gedeiht am besten in reichlichem Topfraum bei sonnigem Standort, im Sommer vor dem Fenster, im Winter in nur mäßig erwärmter Stube (6-10° R.). Als Sumpfgewächs muß Frauenhaar sehr reichlich bewässert werden. Stellen Sie den Topf in einen stets mit Wasser gefüllten Untersatz oder auf ein mit Wasser gefülltes Einmacheglas. — 2. Treibveilchen werden den Sommer über auf ein ziemlich schattig gelegenes Gartenbeet ausgepflanzt und reichlich bewässert, im Herbst in Töpfe gepflanzt und im Winter am Fenster eines südlich gelegenen kühlen, aber frostfreien Zimmers gepflegt. Bei sonnigem Wetter können diese Veilchen leicht am Fenster der wärmeren Wohnstube getrieben werden. — 3. Erdbeeren, die Sie treiben wollen, müssen Sie schon im Vorsommer eingepflanzt haben und dann bis zum Herbst 1-2 Mal verpflanzen. Mit Eintritt des Winters werden die Töpfe im Garten eingeschlagen und leicht gedeckt oder in ein kaltes Mistbeet gestellt. Das Treiben beginnt frühestens im Januar bei mäßiger Wärme und sonnigem Standorte; die Fruchtreife tritt dann im Zimmer gewöhnlich im April oder in den ersten Maitagen ein. B. C.

R. W. — Ein Aphidin genanntes Mittel gegen Läuse ist in diesem Blatte nicht empfohlen worden und uns auch nicht bekannt. Wenden Sie Knodalin in entsprechender Verdünnung an, das Sie in Flaschen zum Preise von 50 Pf. bis zu 3 M. durch J. C. Schmidt in Erfurt erhalten. M. H.

M. R., Wien. — Wir haben im vorigen Jahrgang Anleitung zur Champignon-Kultur gegeben. Bei Verwendung von Gips ist die Behandlung nicht abweichend. Durch das Bestreuen des feuchten Düngers bei der Bearbeitung desselben mit einer Kleinigkeit Düngergips wird die vortheilhafte Umwandlung des kohlensauren Ammoniak in kohlensauren Kalk und das minder flüchtige schwefelsaure Ammoniak herbeigeführt. Gips verlangsamt auch die Zersetzung der organischen Substanz und verhindert die Bildung von freiem Stickstoff bei der Zersetzung. Interessiren Sie Sich sehr für Champignon-Kultur, so schaffen Sie Sich das Buch: „Die Champignons, ihre Zucht und Verwendung", von Ernst Wendisch an, das nur 2 Mark kostet. M. H.

Allgemeines.

Für die Reisezeit. — Man sollte denken, die Ausrüstung für die Reise müßte sich immer ziemlich gleich bleiben, da das einmal als praktisch Ausprobirte auch nach Jahren noch gilt. Dennoch gelingt es den rührigen Fabrikanten, alljährlich wieder Neues zu bringen, uns immer mehr zu verwöhnen, sodaß wir schließlich auch auf der Reise nichts mehr von der gewohnten Bequemlichkeit vermissen. So sah ich einen Handkoffer aus dem Geschäft von J. Demuth, Berlin, Unter den Linden 3, der wirklich alles enthielt, was für die Toilette und die Correspondenz auf Reisen irgend erwünscht sein könnte. Da waren die verschiedensten Büchsen und Flacons aus Krystall-Glas, mit Verschlüssen aus vergoldetem Silber, elfenbeinerne Kleider- und Kopfbürsten jeder Art, letztere noch in besonderem Lederfutteral, Brennschere und Spiritus-Lampe, Portemonnaie, Visitenkarten-Etui und Nähnecessaires, Puderdose, Büchsen für Zahn- und Nagelbürsten, Kämme, Pincetten und die verschiedensten Utensilien zur Nagelpflege, Schuhanzieher und Handschuhweiter aus Elfenbein, Schreibmappe und alle nur denkbaren Schreibgeräthe, Spiegel und kleine Schmuck-Cassette. Die Sachen waren in dem Deckel und an den Wänden des Köfferchens untergebracht, sodaß noch hinreichend leerer Raum verblieb zur Aufnahme von Nachtzeug u. s. w. Braunes Juchtenleder bekleidete das Köfferchen innen und außen, auch sämmtliche Etuis waren aus gleichem Material hergestellt. Originell erschien der Schluß: zwei Schlösser, die sich öffnen, wenn man die kreisrunden Platten derselben gleichzeitig, bei dem einen nach rechts, bei dem anderen nach links schiebt. Doch kann der Verschluß außerdem noch durch Brahma-Schlüssel bewirkt werden. Besonderen Verschluß zeigte auch eine große Reisetasche aus ungefärbtem Rindleder. Derselbe wird nicht, wie bei anderen Taschen, durch einen eisernen Bügel bewerkstelligt, sondern durch zwei Riemen, die durch Messingschleifen hindurchgeführt und in der Mitte von einem kleineren Vorlegeschloß zusammengehalten werden, wodurch das Gewicht der Tasche sich wesentlich verringert. — Allerliebst sind auch die, für die Reise berechneten zierlichen Schreibeinrichtungen: eine Schreibmappe in Form einer kleinen Handtasche aus dunkelgrünem Leder mit Bronzeschloß, mit Behältern für Karten, Briefpapier, Couverts, mit Tintenfaß, Federhalter und Crayon, und eine winzige, in der Tasche zu tragende flache Schreibeinrichtung von $10^1/_2$ cm Länge und $5^1/_2$ cm Breite, die dennoch Papier, Tintenfaß, Markenkästchen, Crayon und Federhalter in sich birgt. Ein anderes, 12 cm langes und 10 cm breites Täschchen umfaßt außer den genannten Schreib-Utensilien noch allerlei Nähereisachen, Schere, Schuhknöpfer, Messer, Schnürnadel u. s. w. Touristen und Bergsteigern dürfte auch mit einem winzigen Compaß und Barometer gedient sein, die zusammen in einem Etui von nur 10 zu 8 cm Größe untergebracht sind. Man sieht, es ist an alles gedacht, und angesichts aller dieser Herrlichkeiten wäre es geradezu wunderbar, wenn sich die Reiselust nicht in uns regen wollte.

Eine Reiselustige.

Webe-Apparat. — Den Besitzerinnen des Webe-Apparates „Textil Eugenia" kann ich die erfreuliche Mittheilung machen, daß die Erfinderin neuerdings auch eine Vorrichtung construirt hat, um bei Herstellung der Kette das viel beklagte Verwirren der Fäden zu verhindern; die Kette liegt glatt und klar und das Weben kann sofort beginnen. Diese kleine Vorrichtung nebst Gebrauchsanweisung, die nur 3 Mk. kostet, habe ich mir zur Vervollständigung meines Apparates angeschafft, und kann sie allen webenden Damen auf das beste empfehlen. Frau E. Wernicke, Berlin W, Eisenacherstr. 18, liefert diese Vorrichtung, doch ist es nöthig, der Bestellung einen genauen Papierschnitt der Mittelleiste des Schraubstockes, auf dem die Schraubenlöcher markirt sind, beizufügen. A. v. F.

Englische Spiele im Freien (32). — Außer Tennis, Croquet und Football wird hier viel Golf und Criquet gespielt, beides von Damen, Criquet auch in der Mädchenschule. Daneben sind Tip Cat, Fives, Rounders, Quoits und Bowls (Bowling) beliebt, letzteres ein uraltes Spiel, das besonders in Cambridge bevorzugt wird. Die Spiel-Requisiten sind zu beziehen durch die Firma J. H. Ayres, Manufacturer of Games, London E. C. May S. H., Leiston.

Zwar sind es beide keine englischen Bewegungsspiele fürs Freie, die ich Ihnen empfehlen möchte, aber auch wir Deutschen haben jetzt den Werth der Spiele im Freien für die Gesundheit schätzen gelernt und ersinnen uns deutsche Spiele. Ein solches von großem Reiz ist das neue „Bremer Reif-Turnier", welches in der alten Hansestadt Bremen erfunden wurde, dort angefertigt und von der Firma Bernhard Ebeling, Bremen, für 15,50 Mark mit allen Requisiten für 6 Personen versandt wird; die nöthigen Spielregeln erhalten Sie dabei. Ich hoffe, es soll Ihnen beim Spielen ebenso viel Vergnügen bereiten, wie uns, denn trotz einfacher Spielregeln bietet es eine Fülle von Abwechslung und Anregung; es ist ein Spiel, das die Anmuth der Bewegungen bildet und dabei die Selbstbeherrschung fördert, und das auch für den Geist Anregung bietet. — Einfach ist auch das wirklich hübsche italienische Spiel Boccia, das Sie in allen einschlägigen deutschen Geschäften kaufen können. Dies Spiel verdient weit mehr Beachtung, als es bisher gefunden hat. L. H.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamerstr. 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltungs-Beilage

9. Juni 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 12.

Nachdruck verboten.

Der eitle Wacknitz.

Roman von Katharina von Doering in Berlin.

(4. Fortsetzung.)

12.

Nach dem Frühstück machte Hans das Fenster auf und schaute nach dem Wetter. „Ich geh' ein bißchen auf Jagd; zum Essen bin ich wahrscheinlich nicht zurück. Gieb mir 'ne Butterstemmel mit, Jule!"

Er zog sich schnell um, ergriff eine der Jagdflinten seines Vaters, trat auf den beschneiten Hof hinaus und pfiff dem Hunde.

Schweifwedelnd kam dieser angelaufen.

„Heiliger Nepomuk, der Hector ist ja die reine Bratwurscht geworden! Ich mach' Dir mein Compliment für das schöne Fütterungs-Resultat, Jule!"

„O, Herr Leitnant, so 'n Thier weiß doch auch, wo sein Magen sitzt, gerad' wie unser ein's! Ich werd' ihn doch nicht zur Schande 'rum laufen lassen, daß jeder mit Fingern auf den gnädigen Herrn zeigt und sagt, sein Hund thäte verhungern!"

Hans hörte nicht mehr auf sie. Er schritt rasch aus der Stadt hinaus, quer über Feld, in der Hoffnung, hinter irgend einem Grabenrande einen Meister Lampe aufzustöbern. Hector trabte so rasch hinterdrein, als es seine Beleibtheit erlaubte. Die frische Winterluft strich dem jungen Manne um die Wangen, und allmählich fingen die Wogen an sich zu legen, die das gestrige Gespräch mit seinem Vater in seiner Brust erregt hatte.

„Gott sei Dank, er bezahlt doch!" dachte Hans, als er rüstig weiter schritt, — „das Uebrige wird sich finden. Ich laß' mich auch wahrhaftig nicht mehr zu dem Unsinn herbei, so 'n ollen Juden anzupumpen."

Plötzlich fiel ihm der Abend bei der Frosini ein. Es legte sich ihm schwer wie Blei auf die Seele. „Dreitausend Thaler neue Spielschulden," brummte er. „Mein Himmel, wie werd' ich die nun wieder los?!

Er stand still, stampfte mit dem Fuß auf den hartgefrorenen Schnee und zischte einen Fluch durch die Zähne.

Plötzlich schlug der Hund an; kaum drei Schritt vor ihm sprang ein Hase auf und suchte in großen Sätzen das Weite.

Blitzschnell riß Hans die Flinte an die Wange, zielte und blies dem armen Lampe das Lebenslicht aus. „Kapitalschuß!" lobte er sich selbst, während Hector, vor Vergnügen und Eifer schnaufend, den Hasen heranschleppte.

Hans steckte sein Opfer zufrieden in die Jagdtasche. „Ach was," fuhr er in seinem Selbstgespräch fort, „ich will mich auch meines Lebens freuen! Guter Rath kommt morgen."

Und er machte mit der Hand eine Bewegung, als wische er alle seine dummen Streiche, sein bißchen Reue und die verspielten dreitausend Thaler obendrein aus der Welt. Und so gut gelang es ihm, daß er noch volle vier Stunden jagte, ohne irgend einen Gedanken auf unangenehme Dinge zu verschwenden.

Als er zurückkehrte, dämmerte es bereits.

Er kam an Tante Martha's Haus vorbei, und da er im Erdgeschoß Licht sah, so trat er ohne zu klopfen ein und warf den todten Lampe als Geschenk in die Küche, sodaß das blutige Fell fast Hanna's Gesicht gestreift hätte.

Er hatte sich eben vorgenommen, liebenswürdig zu sein, weil er fühlte, daß er von Tante Martha und Lotte etwas kühl empfangen werden würde. So geschah es denn auch.

„Es ist so gemüthlich bei Euch," sagte er und streckte sich in der Wohnstube in einen Lehnstuhl.

„Himmel, wie sehen Deine Stiefel aus!" rief Tante Martha. „Ganze Klumpen an den Absätzen! Siehst Du nicht, daß von jedem Fuß sich ein Bach auf den Teppich ergießt? Schnell wieder 'raus und säubere Dich!"

Hans ging gehorsam hinaus.

„Tante, Du behandelst den armen Jungen aber auch zu schlecht!" wandte Lotte ein.

„Schlecht?" Tante Martha lachte höhnisch und schüttelte ihren Kopf. „Schlecht? Du solltest 'mal sehen, was aus dem für 'n Mensch würde, wenn er unter meine Fuchtel käme! Er ist nun schlecht erzogen, sag' ich Dir! Sieh 'mal Hanna an, was aus der geworden ist! Aber Hans —! Albert hat nämlich keine Ahnung von Jugenderziehung!"

„Was hab' ich denn eigentlich verbrochen?" fragte Hans wieder eintretend.

„Ja," rief die Tante und lief im Zimmer auf und ab. „Es ist keine Freude an Euch Männern zu erleben, weder an den sogenannten Guten, wie Dein Vater," — sie stolperte über eine Fußbank, — „noch an den Schlechten, wie Du! Die Guten sind zu weich, und deswegen bringen sie die Schlechten hervor. Und die Schlechten —"

„Bringen wieder Gute hervor," half Hans ein, als sie einen Augenblick zögerte.

„Bringen überhaupt gar nichts hervor! Oder willst Du vielleicht behaupten, etwas gethan zu haben, was sich der Mühe lohnt?"

Hans bekannte demüthig, daß er das nicht behaupten wolle.

„Ergo," fuhr Tante Martha fort, „seid Ihr überhaupt nicht besonders nützlich, wenn die Guten nur Schlechtes und die Schlechten nichts mehr thun! Und so seid Ihr im ganzen ungemein unnütz, und meinethalben brauchten auf der Erde überhaupt keine Männer mehr zu existiren. All der dumme Schnack würde aufhören, und die Frauen brauchten sich nicht so viel zu grämen!"

Als dann die Nachricht von dem Hasen-Angebinde der Tante Wohlwollen gegen ihn und die übrige Männerwelt wieder etwas zu heben schien, sagte Hans: „Es ist Zeit, daß ich nach Hause gehe; morgen hol' ich Dich zum Spazierengehen, Lotte, wenn die Tante es erlaubt."

Nachdem er diese Erlaubniß erhalten hatte, empfahl er sich.

Die Tage vergingen Hans mäßig schnell. Den sehr beschäftigten Vater sah er nicht viel und vermied auch ein längeres Zusammensein mit ihm. Es wurde kein die Schulden betreffendes Wort mehr zwischen ihnen gewechselt. Herr von Roden war gütig aber ernst im Verkehr mit seinem Sohne, und dieser verscheuchte die Erinnerung an seine Thaten, wie er es nur irgend konnte. Besonders das Bewußtsein der letzten dreitausend Thaler Schulden suchte er gänzlich aus seinem Gedächtniß zu tilgen, was ihm mehr oder weniger gut gelang. Er jagte viel mit Hector, dem die langen Spaziergänge sehr bekamen, und holte Lotten so oft wie möglich ab; beide gingen stundenlang im Walde umher, bald einer Wildspur folgend, bald, auf etwas verschneiten Pfaden, die Höhen erklimmend, von denen sie schöne Blicke ins Thal hatten.

Hans war kein interessanter Begleiter, sondern ärgerte Lotte oft durch seine trivialen Aussprüche und Redensarten. Aber sie hatte ihn im Grunde doch gern, nicht nur weil er ihr Verwandter war, sondern weil sie durch ihn immer wieder an ihre Kindheit erinnert wurde. Sie hatte mit ihm gespielt, sie war die Vertraute seiner Knabenjahre gewesen, als er, ein Kind, und sie, ein halberwachsenes Mädchen, die Tage im kleinen Städtchen mitsammen durchlebten. Er hatte sich stets als ein wilder, aber gutmüthiger Junge gezeigt, und jedem Einflusse zugänglich. Das Leben in der Hauptstadt hatte ihn freilich sehr verändert. Aus dem Wildfang war bald ein etwas launischer, schnell gereizter junger Herr geworden, leicht beleidigt, leicht erregbar und sehr von sich eingenommen. Jedes tiefere Eingehen auf einen Gegenstand war ihm langweilig; er beschäftigte sich nie gründlich mit etwas, und alles, was von außen an ihn herantrat, riß ihn mit sich fort. So waren auch seine Unterhaltungen meist sehr oberflächlicher Natur, obgleich Lotte es oft versuchte, den Gegenstand ihrer Gespräche etwas höher zu greifen. Aber dann wurde er still, oder er gähnte und sagte: „Sei doch nicht so pedantisch." Sie machte es sich dennoch zur Pflicht, ihn auf seinen Streifereien zu begleiten. Sie wußte, er hatte eine kleine Schwärmerei für sie gehabt, und sie hoffte, diese Schwäche an ihm zum Guten auszunutzen. Geduldig hörte sie allem zu, was er vorbrachte, widersprach und stimmte bei und wendete all ihre reizende Liebenswürdigkeit auf, um ihn zu einem denkenden Menschen zu machen. Ihre Freundlichkeit hatte auch Erfolg, aber eigentlich nur insofern, daß er sich ihrer Schönheit immer bewußter wurde und seine anfänglich kindliche Schwärmerei für sie in richtige Verliebtheit umschlug. Wie immer, gab er sich durchaus keine Rechenschaft darüber, sondern folgte einfach seiner Laune.

Eines Nachmittags, im Walde, führten sie ein Gespräch über die „Kameraden".

„Kommst Du oft mit Wacknitz zusammen?" fragte sie unwillkürlich.

„Nee," antwortete er, „arroganter Mensch!"

„Das finde ich gar nicht, er gefällt mir," sagte sie bestimmt. „Du könntest viel von ihm lernen."

Das war unvorsichtig gewesen; Hans war beleidigt und eifersüchtig. Er biß auf dem Schnurrbart herum, riß an einem halb abgebrochenen Zweige, der von einem Strauch herabhing, und blieb stehen.

„Ich kann ihn nicht leiden!" beharrte er mürrisch. „Und Du, Du läßt Dir überhaupt viel zu viel den Hof von ihm machen. Das paßt sich nicht!"

Sie war weiter gegangen, drehte sich halb um und sah ihn von oben bis unten an. „Was fällt Dir eigentlich ein, Hans?" fragte sie so ruhig wie möglich und trat zu ihm. „Ich wollte, Du wärst etwas zurückhaltender in Deinen Urtheilen über meine Angelegenheiten."

„So," brauste er auf, „und da soll ich ganz ruhig zusehen —."

„Zusehen? Wie — —?"

„Nun — nun, daß ein anderer die Stelle einnimmt, die — die mir zukommen sollte!"

Sie legte die Hand auf seinen Arm. „Hans," sagte sie lächelnd, „Du bist ein Kind, ein reines Kind! Das ist ja alles thöricht! Bedenke doch, was Du für Unsinn sprichst!"

„Wieso!?" Er faßte schnell nach ihrer Hand, die sie ihm ruhig ließ. ‚Wieso Unsinn? Ich bin kein Kind mehr, und wenn Du mich nur ein bißchen lieb haben könntest, Lotte —!"

Sein Gesicht drückte eine so drollige Mischung von wirklichem Gefühl und gemachter Theater-Tragik aus, daß Lotte plötzlich hell auflachte.

„Aber Hans, bedenke doch, wie viel älter ich bin als Du! Ich habe Dich halb erzogen."

Nun wurde er aber wüthend. „Du dummes Mädel," rief er. „Denkst Du, ich brauch' mich von Dir auslachen zu lassen? Wart' nur, ich werde Dich sitzen lassen, und dann wirst Du sehen, wer sonst noch kommt!"

Diese Drohung machte auf Lotten nicht den gewünschten Eindruck. Sie zuckte nur die Achseln und lachte noch mehr.

Da machte er kurz kehrt und ging mit gerötheten Gesichte und aufgeworfenen Lippen bergaufwärts in den Wald.

Am nächsten Tage that Hans, als ob nichts vorgefallen wäre, und Lotte schonte seine verletzte Eigenliebe nach Möglichkeit.

So kam Weihnachten heran und damit der erste Feiertag, an dem Tante Martha ihre Verwandten immer zu Mittag einlud.

Als Herr von Roden und Hans pünktlich erschienen, hörten sie im Wohnzimmer lebhaft sprechen und trafen beim Eintreten den Grafen Delsberg, der seinen ersten Besuch machte.

„O wie nett!" rief Hans erfreut und eilte auf den Grafen zu. Er fing schon an, sich fabelhaft in dem kleinen Neste zu langweilen, und freute sich im stillen, daß sein Urlaub bald zu Ende ging.

„So, den Jungen kennen Sie also auch, Graf," meinte Tante Martha. „Hier ist mein Schwager! — Ihr kommt wohl zum Essen, wie?"

„Ja, da Du uns eingeladen hast, so sind wir so frei," antwortete der Rechtsanwalt lachend. „Paßt Dir's nicht mehr?"

„Doch! Lieber Graf, wollen Sie uns ebenfalls die Freude machen?" fragte sie Delsberg in ihrer natürlichen Art.

Delsberg nahm die Einladung dankend an. Er unterhielt sich und die Gesellschaft ganz ausgezeichnet, indem er sich besonders oft an Lotte wandte.

Nach dem Essen schlug Hans vor, einen Spaziergang zu machen, um zu rauchen. „Tante hält dann Siesta und ist uns los."

Der Plan fand Beifall. Der Graf schloß sich dann dem Rechtsanwalt an. — Lotte, die mit Hans hinterdrein ging, zupfte den Onkel am Aermel. „Sieh doch, Onkel, wie wunderbar die Sonne dort untergeht! Es ist jammerschade, sie so unbeachtet schlafen gehen zu lassen."

Sie blieben alle stehen.

Blutroth und strahlenlos verschwand das heitere Gestirn am Horizont. Wo es versunken, flammte der Himmel purpurn auf, stufte sich dann goldig ab, wurde darauf hellgelb und verschwamm endlich in blassem Grün. Zwei kleine rosige Wolken schwebten friedlich im Aether.

Schweigend sahen die Spaziergänger dem wundervollen Schauspiele zu.

„O," rief Lotte, „und zu denken, daß dieses herrliche Licht, so erdrückend groß ist, daß die Erde es wie ein Mückchen umkreist! Wir sind so schrecklich winzig, daß es mich ordentlich elend macht, darüber nachzudenken. Unsere Urväter haben sich gewiß viel gemüthlicher in ihrer Himmelskörper-Theorie gefühlt, behäbiger mein' ich; sie mußten mehr Selbstgefühl haben, denn die Sonne war ja eigens für sie gemacht!"

„Allerdings," erwiderte Delsberg, „eröffnete diese andere Auffassung der Dinge eine so neue Aussicht auf die Größe des Schöpfers, daß der kleine Mensch sich erst daran gewöhnen mußte. Vielleicht wird es uns noch öfters so gehen."

Lotte schauerte etwas zusammen, denn es wurde merklich kälter, und schritt weiter. „Und doch," sagte sie, „beunruhigen mich oft all diese Erörterungen über Gott und Christenthum, über Wissenschaft und Religion. Wäre es nicht besser, einfach zu glauben und anzunehmen?"

Delsberg's warmer Blick haftete auf ihrem schönen, ernsten Gesicht. „Man kann sich nur beunruhigen, wenn man nicht sicher ist," erwiderte er. „Weiß man aber, an wen man glaubt, so ergreift man dankbar alles, was zur Klärung der Erkenntniß beiträgt. Christus selbst untersagt das Forschen nicht, er führt uns sogar darauf hin, denn er selbst steht doch immer an dem Ende eines jeden Forschungsweges durch die Schöpfung."

Hans stöhnte innerlich. „Nette Unterhaltung das!" dachte er. „Man sollte meinen, man sei unter lauter Himmelsfähnrichen," unter welcher Bezeichnung er gemeinhin die Prediger verstand. „'s ist Kaffeezeit," drängte er laut. Dann ging er eilig voraus, denn Lotte hörte nur auf Delsberg, der in der Unterhaltung mit dem klugen Mädchen sichtlich wärmer und wärmer wurde.

13.

Es war der 31. December 1869, der Tag vor Hans' Abreise. Er wollte am 1. Januar des neuen Jahres nach Berlin zurückkehren, denn am 2. morgens mußte er wieder Dienst thun. Sein Koffer stand bereits schön gepackt auf seinem Zimmer. Zu Hause hatte er den Grundsatz, sich einfach um nichts zu bekümmern. Somit packte Jule, nachdem sie säuberlich alles geflickt hatte, die gute Jule. Wenn sie nur einen Koffer ansah, so bekam sie schon das Eisenbahnfieber; und in der Angst, nicht bis zum Abgange des Zuges fertig zu werden, fing sie schon drei Tage vorher mit dem Einpacken an. Eine andere ihrer fixen Ideen war die, nicht alles hinein bekommen zu können; und obgleich sie genau wußte, daß Hans seine Sachen in demselben Koffer hergebracht hatte, so stand ihr doch der Angstschweiß auf der Stirn, wenn sie die Kleidungsstücke ansah, die noch fortgeschafft werden sollten. Hans war auch nicht der Mensch, ihr die Arbeit zu erleichtern. Sowie sie halbwegs fertig war, kam er angelaufen und verlangte irgend ein Stück, das gerade zu unterst lag.

Als der Abend kam, war das große Werk endlich gethan. Klar und still senkte sich die Sylvesternacht über die schneebedeckte Erde. Friedlich schimmerten die Sterne aus ihrer kalten Höhe; ihre Strahlen berührten die gleißende Schneedecke und schienen auf ihr tausend und abertausend andere Sterne zu erwecken, denn sie blitzte und funkelte, wie ein Abglanz des Himmels droben.

Herr von Roden und sein Sohn begaben sich zu Tante Martha, die auch Delsberg gebeten hatte, den Abend gemüthlich in ihrem kleinen Kreise zu verleben. Sie hatten sich etwas verspätet, und Hanna machte ihnen dies bemerklich, wie sie ihnen die Mäntel abnahm.

Tante Martha saß schon am Theetisch, als sie eintraten.

„Aber bitte, nicht schimpfen, Tante!" rief Hans, ehe sie noch den Mund öffnen konnte; „die Hanna hat uns schon abgekanzelt mit ihren Blicken."

„Dann hat sie mir die Mühe erspart," meinte Tante Martha gelassen; „sie hat so ihre eigene ganz logische Art, die Menschen zu behandeln. Nebenbei, lieber Graf, können Sie mir sagen, warum die Frauen in dem Rufe stehen, auch keinen Schimmer von Logik zu besitzen, während die Männer fest davon überzeugt sind, daß sie sich nicht nur mit dieser Substanz von Ewigkeit her ernährt haben, sondern auch, daß sie noch heutigen Tages dieselbe unaufhörlich ausstrahlen?"

Der Graf bekannte sich für vollkommen unwissend.

„Lieber Albert," fuhr Tante Martha zu ihrem Schwager fort, „vielleicht wirst Du mir sagen können, worin diese unverwüstliche, männliche Logik eigentlich besteht? — Setze mir, bitte, die Logik von einer ganzen Reihenfolge von Handlungen auseinander, die ich in meinem Leben, ich bin fünfundsechzig Jahre alt, zu beobachten die Ehre hatte. Z. B. wenn ein gescheidter Mensch eine alberne Gans heirathet, die dem Niveau seiner Gedanken himmelfern steht; oder wenn einer zehntausend Thaler hat und verwirthschaftet hunderttausend; oder wenn einer die eine liebt und die andere heirathet, die er nicht leiden kann; oder wenn einer im Wirthshaus über Menschenrechte spricht, und daheim prügelt er seine Frau; oder wenn —"

„Das Wasser kocht!" rief Hans.

„Ach was! Du hast es nur schneller zum Kochen gebracht, weil Du fürchtetest, ich könnte auch die Logik Deiner Handlungen aufdecken."

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Hans schwieg zu dieser ungeheuerlichen Anschuldigung und begnügte sich, mit dem Löffel an seinem Glase zu klimpern, was ihm sofort verwiesen wurde, „denn", sagte Tante Martha, „ein Glas ist doch keine Harmonica."

„Aber Punsch sollt Ihr doch bekommen, Ihr Männer," rief sie nach dem Abendessen, „der ist besser, als alle Eure Einbildungen, denn man schläft recht gut darauf, und das bringt Eure ganze Logik nicht zu stande. Und hier sind auch Pfannkuchen, wie sie die Berliner nennen. Bitte, langt zu!"

Wirklich, der Berg Kuchen und die Bowle voll Punsch machten Tante Martha alle Ehre.

Hans sog ein paar Nasen voll Duft ein, ehe er sein Glas ansetzte, und schlug vor, Tante Martha leben zu lassen.

So saßen sie recht vergnügt beisammen. Hans hatte momentan sein ganzes Elend vergessen.

„Horch," sagte Lotte um Mitternacht und machte das Fenster auf, „sie läuten das neue Jahr ein."

Sie verstummten alle und traten ans Fenster.

Wie sie läuteten, die Glocken! Mächtig und voll sang ihr eherner Mund vom Thurme hinab ins Land. Und merkwürdig war's, wie verständlich sie läuteten. Ein jeder wußte gleich, was sie meinten: sie klangen gerade, wie die Gedanken und Wünsche seines Herzens. Es waren Leute da, die hörten Glück und Gewinn heraus, und andere ein frohes Jahr, froher als das vergangene; wieder andere hörten die Sorgen, die sich bereits für das neue Jahr meldeten, und manchen klang der eigene Name weithin über die Erde. Es waren auch Menschen da, die dachten beim Glockengeläut mehr an jemand anderen als an sich; sie hörten einen geliebten Namen hindurchklingen, ganz deutlich. Und zu denen gehörten Lotte und Graf Delsberg. Der Name, den sie meinte, hallte aus der Ferne herüber, und der, den er hörte, schwebte ihm auf der Zunge und drängte sich ihm auf die Lippen, sodaß er sich zusammennehmen mußte, um ihn nicht auszusprechen, denn seine Trägerin stand neben ihm. — Die glücklichsten Leute aber waren die, die voll und tief immer nur eins heraushörten aus den Glockenstimmen: Dein Wille geschehe, wie im Himmel, so auf Erden!

Der erste, der das Schweigen brach, war Delsberg. „Ein fröhliches neues Jahr," rief er, „und möge es Segen mitbringen für jeden unter uns! Was wir ahnungsvoll aus den Glockentönen vernehmen, möge es sich uns erfüllen!"

„Wenn wir sie nur recht verstehen!" sprach Lotte. „Wir hören vielleicht manches heraus, was sie nicht sagen." Dann ergriff sie ihr Glas, und mit allen anstoßend, sagte sie fröhlich: „Glück auf, und Gott mit uns!" — — —

Am Neujahrstage, eine Stunde vor Hans' Abreise, rief ihn sein Vater ins Arbeitszimmer. Der Rechtsanwalt saß am Schreibtisch und wandte sich an seinen Sohn, ohne die Stellung zu ändern. Sein ausdrucksvolles Gesicht sah ernst aus; die grauen Augen blickten Hans an, als ob es ihm schwer und unangenehm sei, noch einmal von der bekannten Sache anzufangen.

Hans blieb vor dem Vater stehen und blickte etwas gelangweilt an ihm vorbei, zum Fenster hinaus, die Bäume zählend, die er von seinem Standort aus erblicken konnte.

„Hans!" hub Herr von Roden an, „ich wollte noch ein letztes Mal auf die fatale Geschichte zurückkommen. Am Fälligkeitstage werde ich das Geld zahlen und erwarte von Dir, daß mein Name und der Deinige, Hans, nicht mehr in einem Athem genannt werden mit dem eines Wucherers. Ich erwarte das von deiner Ehrenhaftigkeit! Weiter habe ich nichts hinzuzufügen. Vorwürfe will ich Dir sonst nicht machen, Du wirst das selbst besorgen."

Hans schwieg und zählte noch immer Bäume.

Roden trat an den Tisch und nahm eine Zeitung in die Hand. Er hielt sie einige Augenblicke fest, ohne sie auszubreiten. Plötzlich sagte er, vor sich hinsehend: „Du hast doch keine andern Schulden mehr, Hans?"

Hans wurde blaß. Die Frage kam ihm zu unerwartet. Dann entgegnete er, indem er wieder an seinem Vater vorbei auf die Bäume starrte: „Nein, ich habe keine."

„Dein Ehrenwort, Hans!"

Einen kleinen Augenblick zögerte der Sohn. „Mein Ehrenwort!" sagte er darauf so ruhig, als hätte ihm das Wort, das er in diesem Augenblicke verschleuderte, nie auch nur einen Pfifferling gegolten.

Roden athmete erleichtert auf. Er hatte instinctiv gefürchtet, daß Hans ihm etwas verschwiegen habe. Ganz wie ein Blitz war ihm der Gedanke gekommen, und nach Hans' Versicherung ließ er ihn ebenso schnell wieder fallen. „Es wird Zeit," sprach er, „wir müssen gehen, sonst versäumst Du den Zug."

Wieder wurde der Koffer dem vorüberrumpelnden Omnibus anvertraut, den Jule auf der Straße, neben dem Gepäck stehend, anrief.

„Auf Wiedersehen!" schluchzte die Alte.

Hans gab ihr die Hand und nickte nur. Dann ging er schweigend neben seinem Vater her. Als er im Begriff stand, den Zug zu besteigen, nachdem er dem Vater die Hand heftig gedrückt hatte, ohne ein Wort hervorzubringen, rief ihn dieser noch einmal zurück und zog ihn an seine Brust.

„Komm," sagte er, „ich verzeihe Dir alles, was Du gethan hast, — alles! Es soll kein Schatten sein zwischen mir und Dir. Nun geh und sei brav!"

Der Zug setzte sich in Bewegung. Heiß wallte es auf in des jungen Mannes Brust, als er, am Fenster stehend, noch zuletzt das gütige Gesicht seines Vaters sah. Da machte der Zug eine Biegung, und auch das war vorbei. Hans meinte jetzt, federleicht sei er nach Hause gekommen, als ihn die Schuldenlast drückte; von heute ab lag ihm eine ganz andere Last auf dem Herzen. Seinen Vater hatte er belogen, sein Ehrenwort verschleudert; was waren dagegen dreitausend Thaler!

14.

Es war ein schöner, klarer Wintertag. Der Thiergarten in Berlin hatte sein weiß-schimmerndes Kleid angelegt, und die Bäume standen im silbernen Schmuck des Reifes da, der über Nacht jedes Aestlein prächtig geschmückt hatte.

Frau von Felden ging wieder und wieder um den Wasserlauf bei der Rousseau-Insel herum, mit den Füßen stampfend und mit gerötheter Nasenspitze, das Ende ihrer Qual herbeisehnend. „Ich bin doch ganz wie eine alte Henne, die Entlein ausgebrütet hat," dachte sie, „und nun stürmen sie auf dem Teiche umher, so unerreichbar für mich, wie der Mond, und ich habe das Nachglucksen. 's ist doch ein rechter Unsinn, daß ich hier umherlaufe!" Und trotzdem blieb sie treulich auf ihrem Posten; denn die gestrenge Frau Sitte beanspruchte diese mütterliche Qual, um die Wohlanständigkeit der Töchter zu wahren.

Lili Felden hatte Wollnow auf der Eisbahn getroffen und lief mit ihm Schlittschuh. Sie war sehr wenig erbaut von ihrem Begleiter und sah sich nach einem rettenden Engel um, aber es kam vorläufig keiner. „Ich gäb' 'was drum, wenn ich ihm eins auswischen könnte," dachte sie, eifrig darüber nachsinnend, ihn auf eine bequeme Art los zu werden.

Er dagegen war gar nicht böse über die Gelegenheit, die sich ihm bot, ihr ein wenig näher zu treten, obwohl er wußte, daß sie ihn nicht leiden konnte. Aber gerade das reizte ihn. Er war viel zu sehr von der Unwiderstehlichkeit seiner Schönheit und seines Witzes überzeugt, als daß er diese kleine Festung für uneinnehmbar gehalten hätte.

Eine Dame flog vorüber, die Wollnow grüßte.

„Wie hübsch sie ist!" sagte Lili, „warum läuft sie so allein? Kennen Sie sie?"

Er lächelte. „Jawohl, sie ist vom Wallner-Theater."

„Warum laufen Sie denn nicht auch ein bißchen mit ihr?" Lili's Stimme klang ziemlich hochmüthig.

„Weil ich es vorziehe, meine Kreise mit Ihnen zu ziehen, gnädiges Fräulein."

Lili seufzte. Das war fehlgeschlagen! „Ich muß recht grob sein," entschied sie innerlich. „Ich wollte, es käme Thauwetter!" sagte sie laut.

„Warum? Die Bahn ist erst jetzt schön geworden. Es läuft sich prächtig."

„Ich langweile mich dies Jahr gräßlich! Voriges Jahr war es viel netter; da waren wir immer so viele und machten Schlangen. Dieses Jahr ist gar nichts los!" Sie sah ihn von der Seite an. „Na, jetzt muß er doch fuchsteufelswild werden und davon gehen, auf Nimmerwiederkehr," dachte sie.

Aber er amüsirte sich in seinem Innern königlich über ihre fruchtlosen Versuche und blieb.

„Da muß ich doch gleich ein paar Herren herbeiholen," meinte er, „vielleicht sind auch einige Damen vorhanden, die zu einer Schlange bereit sind. „Holzhausen!" rief er einen jungen Husaren-Offizier an, „helfen Sie uns, eine Schlange zusammenzubringen?"

„Gern!" Der Offizier hielt an und ließ sich Lili vorstellen.

Wollnow lief fort, um andere Bekannte zusammenzuholen.

„Ich wär' gar nicht böse, wenn der Husar mir ein bißchen den Hof machte, bloß damit ich den Wollnow noch schlechter behandeln könnte," dachte Lili.

Und wahrhaftig, der Husar that ihr den Gefallen! Er war sehr gesprächig und lustig und freundete sich in ganz kurzer Zeit sehr mit Lili an.

Es gelang Wollnow, Bekannte zu finden; aber kaum waren sie alle zweimal auf und ab gelaufen, als Lili erklärte, sie sei müde, obgleich sie erst eine halbe Stunde auf dem Eise war, ließ sie sich von Holzhausen die Schlittschuhe abschnallen und freute sich kindisch, daß Wollnow zu spät kam, um ihr diesen Liebesdienst zu erweisen.

Wollnow und der Husar schnallten ebenfalls ab, nebst noch anderen Herren und Damen, und alle gingen dann ein Stück Weges mit Frau von Felden und ihrer Tochter.

Unterwegs, hinter Lili herschreitend, fragte Wollnow leise den Husaren: „Haben Sie neulich Roden glücklich nach Hause gebracht, von der Frosini?"

Lili spitzte die Ohren und wurde sehr zerstreut für das, was vor ihr, und sehr aufmerksam für das, was hinter ihr vorging.

„Ja, der arme Kerl!" antwortete Holzhausen. „Sie hätten aber auch solchen jungen Menschen nicht hinschleppen sollen, Wollnow. Er spielt ja wie verrückt!"

„Er ist doch kein Wickelkind," sagte Wollnow spöttisch. „Und dann hatte er Sie ja, Holzhausen!" — Bald nach diesen Worten verabschiedete er sich von der Gesellschaft und bummelte langsam seiner Wohnung zu.

Unterwegs kam er an Hans' Behausung vorbei. „Ich will 'mal hinauf," dachte er, „der Junge muß doch schon zurück sein vom Urlaub, und ich hab' gerade nichts Besseres vor."

Er stieg die Treppe hinauf und schellte. Hans war noch nicht zu Hause; Wollnow ging ins Zimmer, wo er sich auf das Sopha setzte. „Ich werde warten," sagte er zu dem Burschen und zündete sich eine Cigarre an. „Donner und Doria," dachte er, „ist die Welt langweilig! Nicht einmal der grüne Junge kann vorhanden sein, wenn man ihn sucht! Wo bleibt er denn nur?" Er vertiefte sich in das Studium der grau und weißen Tapete und sann dabei darüber nach, wo er den Abend zubringen solle. Da Wallner- und Friedrich-Wilhelmstädtisches Theater seinem Geschmack heute zu akademisch erschienen, so ließ er sämmtliche Tingeltangel der Stadt an seinem Geiste vorüberziehen, und als auch diese ihm noch zu klassisch vorkamen, lehnte er den Kopf verstimmt in die Sophaecke zurück und schmollte mit dem Schicksal. Diese Beschäftigung wurde ihm ebenfalls sehr bald leid. Er zerrte an seinem schönen schwarzen Schnurrbart, schnaubte sich sehr laut die hübsche, feine Nase und gähnte, daß ihm die Thränen in die Augen traten.

Da trat Hans ein.

Er sah blaß und überwacht aus, sodaß Wollnow ihn erstaunt fragte: „Wo hast Du denn gestern geschwiemelt?"

„Zu Hause," sagte Hans trocken.

„Das glaub' Dir der Kuckuck, ich nicht!"

„Mach's, wie Du willst!"

„Du bist ja recht freundlich zum Willkomm!"

„Wenn's Dir nicht paßt, so geh'!"

In Hans kochte die Wuth. Er hatte eben seine Ehrenschulden mit dem letzten Gelde abgetragen, das ihm von Silberstein's übrig geblieben war. Er hatte es verwenden wollen, um die Kaufleute zu bezahlen, denen er noch schuldete; aber der letzten Spielschuld halber mußte er dieses Vorhaben fallen lassen. Er wußte, die Rechnungen würden ihm wieder ins Haus regnen, und er außer stande sein, sie zu bezahlen. Woher sollte er noch dreitausend Thaler nehmen? Und seinem Vater hatte er versichert, auf Ehrenwort, er habe keine Schulden mehr! Wer trug daran die Schuld? Wer anders als Wollnow? Anstatt sich selbst anzuklagen, beschuldigte Hans nur seinen Verführer und fing an, ihn zu hassen. Dazu war noch etwas gekommen. Am Morgen seines Dienstantrittes nach dem Urlaub war ihm seine Versetzung nach einer kleinen Garnisonstadt Oberschlesiens mitgetheilt worden. Er wußte, das hatte Onkel Felden bewirkt, um ihn den Versuchungen der Großstadt zu entziehen. Was kümmerte ihn der Beweggrund? Die Hauptsache war, daß er aus der Garde mußte. Warum? Weil er ein Schuldenmacher war! Und wessen Schuld war das wieder? Wollnow's und niemands sonst! Und sein Haß wuchs. Nun mußte er ihn auch noch hier in seiner Stube finden. Das war zu viel! Und die bösen Worte entschlüpften ihm.

„Bist Du verrückt, Hans?" fragte Wollnow gereizt.

„Ich wollte, ich wäre es, dann wär' mir alles einerlei, daß ich in Schulden stecke, und daß sie mich versetzt haben in ein Sauloch, und daß ich mein Ehrenwort preisgegeben hab'!" Hans wurde immer erregter und begann zu schreien. „Und wer trägt die Schuld? — Du! Wer hat mich verleitet? — Du! Wer hat mich in Schulden gestürzt? — Du! Wer hat verschuldet, daß ich um mein Geld und um meinen Posten hier und um meine Ehre gekommen bin? — Du, Du und immer Du! Du — Du Schuft!" Er stand kreidebleich vor Wollnow, und schlug mit der Faust auf den Tisch.

Wollnow sprang auf. „Nimm's zurück!" schrie er.

„Ich nehme nichts zurück," sagte Hans plötzlich ganz ruhig. „Ich meine es wirklich so, Herr von Wollnow. Mein Secundant —"

„Halt! Ich habe die Wahl der Waffen," sprach Wollnow gelassen, „und da ich das Aufsehen nicht liebe, so wollen wir es einmal so machen." Er nahm Würfel aus einem Puffspiele, das auf der Kommode stand, schüttelte sie in der Hand und fuhr fort: „Wer am niedrigsten wirft, tritt heute über vier Wochen die Reise ins Jenseits an."

Ohne sich zu besinnen warf er. „Pasch!" Die Würfel zeigten zweimal fünf Augen.

Hans nahm die Würfel und sah vor sich hin. „Das ist nicht Ritterart," wollte er sagen; aber er schwieg, denn er fürchtete, von Wollnow für feige gehalten zu werden. So schüttelte er die Würfel kräftig und ließ sie auf den Tisch fallen.

Der eine zeigte zwei, der andere drei Augen. Ihm schwindelte. Er nahm sich zusammen, nickte mit dem Kopfe und wies mit der Linken zur Thür, dabei den Gegner immerwährend ansehend.

Wollnow konnte dem Blick nicht standhalten. Er sah an Hans vorbei, wandte den Kopf und schritt schnell zur Thür hinaus und die Treppe hinunter.

Hans stand noch lange am Tisch, mit der Hand auf den Rand gestützt, und zählte mechanisch die Augen auf den Würfeln. Dann trat er ans Fenster, sah empor zu dem Stückchen Himmel, das sich über den Dächern zeigte, und zu den lichten Sternen, die freundlich herniederfunkelten. Plötzlich schlug er die Hände vors Gesicht und murmelte: „Das ist nun das Ende! — O Vater, lieber Vater!"

15.

Tante Martha war schlechter Laune.

Frau Geheimrath Sauerkrampf, eine der Größen des Städtchens, gab einen Kaffee und hatte sie mit Lotte dazu eingeladen. Die Absage wäre eine Beleidigung gewesen.

„Mir wären Zahnschmerzen lieber," sagte Tante Martha, als sie sich vor dem Spiegel ihren besten Hut aufsetzte, „aber man soll Gott danken, daß einem die Zähne dazu fehlen. Nun, ich werde versuchen, mich anständig zu benehmen." Sie nahm ihren Arbeitssack und ging, Lotte's Arm ergreifend.

Nach deren Ankunft geleitete das Mädchen Tante und Nichte in die gute Stube, wo schon die meisten Gäste bei einander saßen.

„Bitte, hier aufs Sopha," rief Frau Geheimrath Sauerkrampf; „der Ehrenplatz ist noch frei für Sie, liebes Fräulein von Felden! Fräulein Lotte geht wohl nebenan, zu den jungen Mädchen!"

Liebe Geheimräthin," sagte Tante Martha, „thun Sie mir den einzigen Gefallen und besetzen Sie den Sophaplatz mit wem Sie wollen, nur nicht mit mir! Ich will heut' lieber Parkett gehen, zu den Assessorfrauen." Und sie setzte sich zwischen zwei jungverheirathete Frauchen, die noch ganz verschüchtert waren von Frau Geheimrath Sauerkrampf's Hoheit.

„Wie Sie wünschen," meinte die Geheimräthin würdevoll. „Marie, eine Tasse Kaffee für das gnädige Fräulein! Kuchen gefällig? Nur solch kleines Stück? Vielleicht nehmen Sie lieber Streuselkuchen. Hier! Auch nicht? Aber ich bitte, nehmen Sie doch! Sie beleidigen mich, wenn Sie nichts nehmen! Zucker? Nur zwei Stückchen? Bitte langen Sie doch zu! Genöthigt wird bei mir nicht. Ich verstehe mich gar nicht aufs Nöthigen. Wenn Sie also verhungern —"

„Dann thu' ich's mit Absicht," antwortete Tante Martha. „Warum werfen Sie diese verdrehte Rangordnung vom Sopha bis auf die Fußbank nicht übern Haufen?" fragte sie dann, vergnüglich sich an die beiden Assessorfrauen wendend. Sie konnte es ganz laut sagen, denn die zwanzig Damen, die um den Tisch saßen, sprachen so emsig, daß jede von ihnen eigentlich nur das verstand, was sie selber redete, und das war jeder auch bei weitem das Wichtigste. „Seit meiner Jugendzeit empöre ich mich gegen die Rangordnung im Frauengemach; helfen Sie mir doch ein bißchen!"

Die Assessorfrauen lächelten verlegen; sie betrachteten Tante Martha als das Exemplar einer alten, exaltirten Jungfer. Sie hatten Geduld. Wenn sie einmal Geheimräthinnen geworden wären, würden sie auch im Sopha herrschen; Tante Martha würde das freilich nie.

„Also nicht?" fragte diese laut. „Nun ja, ich bin wieder 'mal allein mit meinen Gelüsten!" Und grimmig lachend öffnete sie ihren Arbeitsbeutel.

Eine alte Dame, Frau Sanitätsrath Pfeffermann, blickte mißbilligend auf; denn sie wurde durch Tante Martha's excentrisches Betragen in einer Auseinandersetzung gestört. „Das arme Ding!" sagte sie, vorsichtig nach der Thür blickend, hinter der die Stimmen der jungen Mädchen erklangen, „sie wird ganz mager und blaß, und er sieht auch schon nicht mehr zum besten aus; sie härmen sich beide recht ab."

„Ach ja, das arme Kind! Aber so sind manchmal die Väter!" stimmte eine sehr, sehr wohlgenährte Dame zu. Sie war so dick, daß man glaubte, es könnten unmöglich, zwei solche Personen von der Natur hervorgebracht worden sein. Dennoch war dies der Fall; denn ihre Schwester, die jetzt in der rechten Sopha-Ecke neben Frau Geheimrath Sauerkrampf saß, war ihr vollkommenes Ebenbild; beide waren kaum zu unterscheiden.

„O," meinte die Schwester Nummer zwei, indem sie ein Stück Kuchen vertilgte, „er ist doch ein so hübscher Mensch! Ich kann das ja sagen in meinem Alter."

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Geistige Interessen.

Lehrt eure Töchter arbeiten! — Ja, lehrt sie arbeiten, in des Wortes ernster Bedeutung. Es geht für uns alle, Wohlhabende oder weniger Bemittelte, nicht ohne Fleiß und Mühe in der Welt ab, und wohl der Tochter, die früh anfing, häuslichen Pflichten nachzukommen, der die arbeitsame Mutter Genuß an Thätigkeit lehrte!

Mit dem Gelingen der Arbeit stellt sich die Lust, das Interesse an derselben ein, schon beim Kinde. Was heißt aber im Munde der Frau eigentlich „arbeiten"? Ist Arbeit immer das Gegentheil von Müßiggang? Doch wohl nicht. Es giebt heute eine Fülle von amüsanten Beschäftigungen, besonders Handarbeiten für das weibliche Geschlecht, die als Arbeit gelten, ohne diese Bezeichnung eigentlich zu verdienen. Immer Neues denkt der industrielle Geist sich aus, um das Handarbeitsgebiet zu vergrößern. Da wird nicht nur gezeichnet und gemalt, mit dem Brennstift gearbeitet, geklebt, gesägt, in Leder geschnitten; es werden Dutzende von unnützen Deckchen gehäkelt, gestickt, filirt, durchzogen. Bei geringem, vielleicht gar keinem Talente, treibt man voll Eifer und Pflichtgefühl Musik. Stunden hindurch sitzen unsere Töchter täglich in engem Raum und schlagen zu eigenem und anderer Ueberdruß die Tasten des Klaviers, um später im besten Falle vielleicht ein Stück correct vorspielen zu können. Lachend erzählte mir einst eine Dame, nachdem sie soeben einen Walzer zum Tanze gespielt, derselbe koste ihre Eltern 500 Mk., denn er sei nach langem Unterrichtnehmen und Ueben das einzige, was sie wirklich spielen gelernt. Sollte es nicht vortheilhafter sein, statt dessen die Mädchen in frischer Luft sich tummeln, sie gesunde Leibesübungen ausführen, ihre Lungen durch Spazierengehen in frischer Atmosphäre ausathmen zu lassen?

Nicht zur Unterhaltung des müßigen Menschen soll Arbeit gepflegt werden, sondern um Nützliches zu schaffen. Wo sind heute die Mädchen höherer Stände, die mit 12 und 14 Jahren einen Strumpf wenigstens sauber anzustricken vermögen? Lehrt sie stricken, flicken, stopfen, trennen, ohne Nähmaschine sorgfältig, eine mühsame Naht vortrefflich nähen, lehret sie, ihre Kleider selber in Ordnung zu halten, den fehlenden Knopf annähen, den selbstverschuldeten Kleiderriß gewissenhaft beseitigen. Laßt auch die kleinen Mädchen wissen, daß Zeit Geld ist, daß sparsam mit der Zeit umgehen, Vortheile aller Art hervorbringt. Haltet die Kleinen mindestens eine Stunde täglich zum Stillsitzen an, es bleibt dennoch genug Zeit zum Ball- und Puppenspiel. Lehrt eure Töchter arbeiten durch gutes Beispiel; klagt nicht selber in ihrer Gegenwart über Arbeitslast. Es giebt keine Arbeitslast, nur Arbeitslust, und indem ihr selber frisch ans Werk geht, thut eure Tochter es euch nach. Schont die Kräfte eurer erwachsenen Töchter nicht; lehrt, prüft und ermahnt die jungen Mädchen immer aufs neue. Jeder Hausstand verlangt, daß die Frau selbst Hand anlegt. — Wie schwer wird der verheiratheten Tochter das erste Jahr ihrer Ehe sein, falls sie sich nicht beizeiten geübt hat, das Hauswesen selbstthätig zu leiten; wie glücklich aber wird die junge Frau sich schätzen, wenn sie die Last des Hauses als federleicht erkennt, weil sie stets an Arbeit gewöhnt war! Ein mannigfacher Segen liegt in angestrengter Thätigkeit. Manche oft eingebildete Sorgen hebt sie auf, sie unterdrückt allerlei Grillen, ist der Hauptfeind der Langeweile und bei schweren Lebenserfahrungen das beste Heilmittel. Betty N.

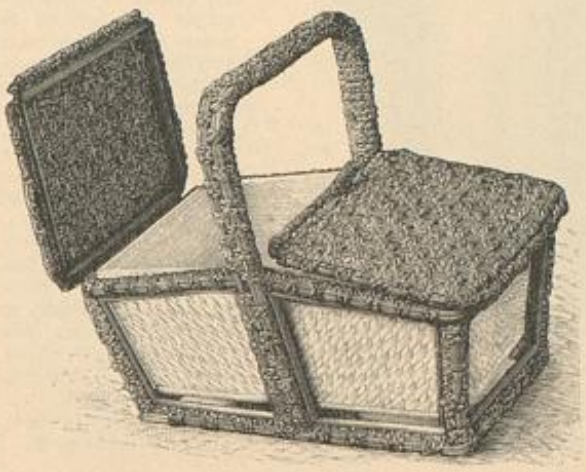
Erwerbsthätigkeit der Frau.

Weibliche Klavierstimmer. — Es hat sich in letzter Zeit bald hier, bald dort eine Stimme erhoben, die das Klavierstimmen den Erwerb suchenden Frauen als geeignetes und lohnendes Gebiet empfahl. Dagegen wurden dann von anderer Seite Einwände geltend gemacht, die sich aber als nicht stichhaltig erweisen, und so wären die Präliminarien so weit gediehen, daß es sich verlohnt, der Sache ernsthaft näher zu treten. Was fehlt eigentlich den meisten Klavieren, die des Stimmens bedürfen? Die Saiten haben sich infolge von Temperatur- oder Witterungswechsel verzogen, Staub hat sich zwischen sie gesetzt, in kinderreichen Familien auch einmal Krümmeln, abgebrannte Streichhölzer u. dergl., sodaß der Klang mißtönig geworden ist. Der gerufene und meist sehr beschäftigte Klavierstimmer kommt, öffnet den Flügel, legt Tasten und Saiten bloß, stäubt sie zunächst aus, wischt ab, holt mit krummen und spitzen Drähten alles Ungehörige heraus, läßt seine Finger im Accorden-Gange über die Tasten laufen und — weiß, was er zu thun hat. Sind Saiten gesprungen oder sonstige Verletzungen da, müssen die Hämmer der Tasten neu belebert werden, so wird er einen Instrumenten-Bauer zur Hülfe rufen, — ist er geschickt, so besorgt er das Beledern auch selbst. Doch das sind seltenere Fälle. Im Normal-Falle hört man ihn die Töne vom Mittel-A auf- und abwärts anschlagen, sieht ihn mit einem Stimmhammer die Schrauben, um welche die Saiten befestigt sind, anziehen, — manche Töne schlägt er zehn, zwanzig Mal allein oder im Accord an, bis sie aufs Haar stimmen, dann läßt er noch ein paar elegant klingende Passagen hören, steckt Stimmhammer und Pfeife ein, empfängt 3-4 Mark für seine Mühe von ½ höchstens 1 Stunde und empfiehlt sich. Und was gehört zu alledem? Ein feines richtiges Gehör, weiter nichts. Es giebt jedenfalls viele weibliche Wesen, deren Gehör untrüglich ist, deren Kunst jedoch nicht ausreicht, um sie als Künstlerin oder Lehrerin durchs Leben zu bringen, — warum sollten diese nicht ihr Brod mit Klavierstimmen verdienen können? In mancher mittelgroßen Stadt, die sich keines Klavierstimmers erfreut, wo man sich einen solchen erst für schweres Geld verschreiben muß, thut sich ein reiches Arbeitsfeld auf für Erwerbsuchende. „Theorie!" wird man achselzuckend sagen. Nein, „Praxis", erwiedere ich, denn ich stimme mir meinen Flügel auch selbst und bin eine Frau. Wenn man's überhaupt hört, daß das Klavier verstimmt ist, so kann man es auch stimmen, besonders seit man die Stimmpfeifen anwendet mit dem Normal-„A", von dem die Stimmung ausgeht; denn die Pfeife hat vor der veralteten Stimmgabel den Vorzug, daß sie uns, ohne die Hände zu beschäftigen, den Normal- und Grundton der Klaviatur fortdauernd angeben kann, weil man sie einfach mit den Lippen hält. Ein Stimmschlüssel ferner für Flügel, ein zweiter für Pianinos, eine Hasenpfote, ein Federwedel und ein paar krumme, resp. spitze, starke Drähte zum Herausholen, das ist nebst einem Staubtuch das ganze Handwerkszeug. Die Kunst selbst kann mit Nachdenken und Uebung allein erlernt werden, doch empfiehlt es sich, falls sie als Beruf dienen soll, zuvor Unterricht bei einem Instrumenten-Bauer zu nehmen und dort auch das Beledern der Hämmer zu erlernen, das man sehr theuer bezahlen muß, und das freilich fast einen Tag in Anspruch nimmt. E. v. A.

Agentur. — Könnte mir jemand eine vertrauenswerthe Agentur empfehlen, die Stellungen für weibliche Personen als Stütze der Hausfrau, Pflegerin mutterloser Kinder ꝛc. für Amerika vermittelt?
F. M. in Constantinopel.

Musterzeichnerin (27). — Wenden Sie Sich an Herrn Julius Flacker in Bialystock, Rußland. D. Red.

Fürs Haus.



Korb zum Beerenpflücken.

Conserven-Büchse mit Porzellan-Deckel.

Conserven-Büchse mit Blechdeckel.

Topfreiniger.

Zange für heiße Töpfe.

Allerlei Nützliches für die Einmachezeit. — Die wohlgeordneten Reihen von Büchsen und Gläsern voll selbstbereiteter Conserven, Gemüse, süßem und saurem Eingemachten bilden nun einmal den Stolz der deutschen Hausfrau, — bedeutet doch das Conserviren der leicht dem Verderben ausgesetzten Früchte und Gemüse gewissermaßen die hohe Schule der Haushaltungskunst. Ich will hier nicht auf die bekannten Grundregeln des Einmachens eingehen, sondern nur von einigen Neuheiten erzählen, die ich mir zusammengetragen habe, und die ich jetzt zuerst in Gebrauch nehme. Als glückliche Gartenbesitzerin bin ich in der Lage, die einzukochenden Früchte selbst zu ziehen und selbst zu pflücken. Neuerdings bediene ich mich dazu eines allerliebsten Korbes, der Schüssel und Korb vereinigt. Derselbe birgt einen seiner Form genau angepaßten und leicht auszuhebenden Einsatz aus Majolika, innen glatt, außen ein Korbgeflecht imitirend. Der Korb selbst besteht aus naturfarbenem Bastgeflecht, das glänzende hellblaue Rohrstreifen beleben, der Deckel schlägt in zwei Theilen nach außen um. Namentlich bei sehr saftreichen Früchten, wie Erdbeeren oder Himbeeren, erweist sich dieser Korb als äußerst praktisch. Meinen Vorrath an Einmachegläsern, — ich gebrauchte bisher die vorzüglichen Glasbüchsen mit Glasdeckel, Verdichtungsring aus Gummi und übergreifendem Schraubengewinde aus Blech, — ergänzte ich durch zwei neue Büchsensorten, eine mit Porzellan-Deckel, Verdichtungsring und Blechbügel, der seitwärts mit einem großen Haken in eine tiefer liegende Drahtöse greift, die andere mit flachem Blechdeckel über dem Verdichtungsring und einem die Büchse tragenden Blechgestell, dem oben eine Schraube eingefügt ist, deren Druck den Deckel dem Glase fest aufpreßt. Beiden Büchsen ist der große Vorzug eigen, daß, nachdem man sie im Wasserbade, in Heu eingepackt, gekocht hat (bei der letzteren Sorte ist sogar das Heu überflüssig, da das Blechgestell die Gläser vor gegenseitiger Berührung schützt), der Deckel sich an das Glas so fest angesogen hat, daß man den Bügel entfernen darf. Man kann also, wenn man z. B. sechs complete Gläser gekauft hat, die man gleichzeitig kocht, eine ungemessene Anzahl gleicher Gläser immer wieder für die sechs vorhandenen Bügel benutzen, — ein Umstand, der die Anschaffung natürlich wesentlich billiger gestaltet. — Um die schweren Einmachekessel und Töpfe vom Feuer zu ziehen, benutze ich eine Zange mit Holzgriff, der die Hand ziemlich weit von der heißen Platte entfernt hält und deshalb schont; die Töpfe kann ich, wenn ich ihren Inhalt in Gläser füllen will, handlich auf jedem Küchentisch zurecht stellen, ohne diesen zu schädigen, indem ich eine runde Asbest-Platte unterlege, wie sie jetzt in den Handel gelangt sind. Auch ein Untersetzer aus Eisenblech mit Griff aus starkem Draht bewährt sich vorzüglich. Ist alles Eingemachte glücklich in die Gläser gefüllt, und heißt es Töpfe und Kessel zu säubern, so tritt ein neues kleines Geräth in Thätigkeit, ein Stück zusammengelegten Kettenpanzers, das an starkem Drahtstiel hängt. Die Stahlringe scheuern das Innere der Töpfe so energisch aus, daß diese in wenigen Minuten wie neu erglänzen. Auch ein weiter Handschuh aus Kettenpanzer leistet treffliche Dienste. Zuletzt möchte ich noch der Etiquettes für die Gläser erwähnen, die ich mir selbst ausgedacht habe. Dieselben zeigen, freilich in primitiver Weise, die Gestalt der Frucht, die in dem Glase enthalten ist, sodaß es kaum des Lesens der Aufschrift bedarf, um die gewünschte Sorte zu finden, was besonders in dem Aufbewahrungsorte der Früchte, einem halbdunklen Keller, sich als recht bequem bewährt. Frau Clara.

Eine brennende Frage. — Eine Frage giebt es in dem Leben der Hausfrau, die zu jeder Zeit gleich actuell und gleich wichtig erscheint, die der Dienstboten. Man verdamme uns Frauen nicht, wenn wir bei unseren intimen Zusammenkünften dieses interessanteste aller Themen oft ein wenig zu weitläufig erörtern; hängt doch in der That die Behaglichkeit des Hauses fast in erster Linie von gutgeschulten Dienstboten ab, und nur natürlich erscheint es, daß wir diese so recht nach unseren Herzen erziehen möchten. Pädagogisches Talent aber ist nun einmal nicht uns allen verliehen; der gute Wille zur Erziehung schließt noch nicht das Talent dazu in sich. Dazu kommt, daß namentlich die Jüngeren und Unerfahrenen unter uns unsicher sind, wie weit sie mit Ansprüchen an die dienende Kraft gehen dürfen. Um nun aber die Hausfrau über ihre gerechtfertigten Ansprüche, das Dienstmädchen über seine Pflichten zu belehren, erweist sich ein Büchlein als sehr geeignet, das, aus der Feder der meinen Mitleserinnen auch bekannten Isa von der Lütt stammend, soeben in zweiter Auflage erschienen ist, — gewiß der wirksamste Beweis, daß das kleine Werk nicht zu den überflüssigen gehört. „Das feine Dienstmädchen, wie es sein soll. Eine Gabe für Hausfrauen und Dienstmädchen", ist das in der deutschen Verlags-Anstalt in Stuttgart, Leipzig, Berlin, Wien, herausgegebene Buch betitelt; der Preis beträgt nur 1 Mk. 20 Pf. Der Name der Verfasserin, — auch „Die elegante Hausfrau" stammt aus ihrer gewandten Feder, — bürgt für eine gründliche Beherrschung des Stoffes, der in fünf Unterabtheilungen: das einzige Mädchen, — Die Köchin, — Die Jungfer, — Das Kindsmädchen, — Die Bonne, zerfällt. Das Buch ist frisch und anregend geschrieben; es paßt sich dem Bildungsgrade derer an, für die es zumeist berechnet wurde, kann aber selbst der erfahrenen Hausfrau noch eine amüsante und belehrende Lectüre bieten. Ich habe das Buch schon vielfach verschenkt, meiner jung verheiratheten Schwester, einer verlobten Cousine und meinen zwei Hausgeistern, Köchin und Kindermädchen, und überall ist es mit Dank und Nutzen entgegen genommen worden.
Frau Amtsrichter S.

Flecke in Wäsche (24). — Das unschädlichste Mittel, um Stockflecke aus Wäsche zu entfernen, ist die Rasenbleiche. Wo diese sich nicht ermöglichen läßt, mache man sich ein künstliches Bleichmittel zurecht, und zwar folgendermaßen: Für 10 Pf. Chlorkalk schüttet man in einen thönernen Topf und gießt 2 l kochendes Regen- oder Flußwasser darauf, rührt die Lösung mit einem Holzstück um, läßt sie eine Stunde stehen und seiht sie vorsichtig durch ein altes Tuch, denn das Gewebe wird von der scharfen Flüssigkeit sehr angegriffen. Dann verdünnt man den Aufguß noch mit 8 l Wasser, spült die Wäsche darin durch, oder läßt sie, falls die Flecke sehr veraltet sind, eine Viertelstunde darin ziehen. Wenn man das Leinen sehr gut spült und darauf achtet, daß weder Stückchen von dem Chlorkalk noch etwas von der auf der Oberfläche sich bildenden Haut mit in das Durchgeseihte kommt, so ist das Verfahren ganz unschädlich. Sollten die Flecken nicht ganz verschwunden sein, so ist es nöthig, das Spülen zu wiederholen.
Anna W., Wirthschafterin.

Stockflecke in der Wäsche, den sogenannten Nachtspuk, kann man auf drei Arten entfernen: 1) Man legt die so befleckten Stellen so lange in Buttermilch, bis die Flecke verschwunden sind, und wäscht dann in warmem Wasser nach. 2) Auf den Rasen gelegt, wird die Wäsche mit einer Lösung von 3 Liter Wasser, 1 Eßlöffel Kochsalz, 1 Theelöffel pulverisirtem Salmiak begossen und muß nun in der Sonne trocknen. 3) Frische Flecke verschwinden, wenn man sie mit Citronensaft begießt, den man in einem silbernen Löffel über der Spiritusflamme zum Kochen brachte. Man taucht den Fleck öfter hinein und spült nachher kalt nach. Th. St.

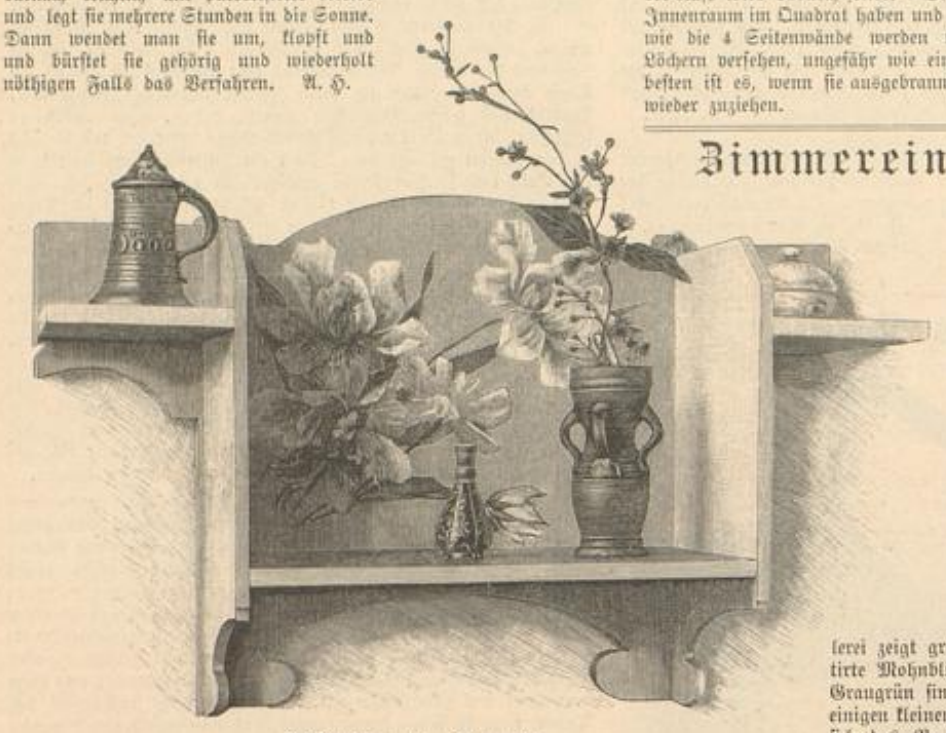
Treue Abonnentin auf dem Lande. — Wir geben Ihnen gern auf Ihre Anfrage, wie Sie am besten die Aussteuer Ihrer Tochter beschaffen können, Auskunft. Da Sie besonderen Werth auf Haltbarkeit des Materials legen, so verweisen wir Sie an den „Thüringer Weber-Verein" zu Gotha, der den in kärglichen, freudlosen Lebensverhältnissen sich abmühenden Webern die Aufträge übermittelt und durch Sammlungen und Stiftungen das Schicksal der Armen zu erleichtern sucht. Jede erfahrene Hausfrau weiß die Vorzüge der Handweberei gegenüber der Maschinenweberei zu schätzen, es bedarf des besonderen Hinweises kaum!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

wohl aber möchten wir eindringlich auf die Nothlage der armen Handweber aufmerksam machen, deren traurige Lage durch zahlreichere Aufträge immerhin gebessert werden kann. D. Red.

Langjährige Abonnentin P. R. in M. — Ihrem Fußboden wird, nachdem Sie schon so Verschiedenes versucht, kaum anders als durch einen Neu-Anstrich zu helfen sein. Für Fußböden, die sehr stark benutzt werden, empfiehlt sich die dauerhafte und einfach durch Aufwaschen zu reinigende Bernsteinlack-Farbe. Wir empfehlen Ihnen als Bezugsquelle die Firma Eduard Müller & Mann, Charlottenburg. D. Red.

„Die Praktische". — Weiße, unsauber gewordene Felle reibt man mittelst eines Lappens mit Benzin ab, bestreut sie darnach reichlich mit pulverisirter Kreide und legt sie mehrere Stunden in die Sonne. Dann wendet man sie um, klopft und und bürstet sie gehörig und wiederholt nöthigen Falls das Verfahren. A. H.



Bordbrett mit Malerei.

E. v. L. in W. und **Th. G. in A.** — Zur Bereitung einer guten Hausseife rechnet man auf 7 kg gesammeltes Fett und 7 kg Talg, 5 kg gut gebrannten Kalk, 10 kg calcinirte Soda und $1^1/_2$ kg Kochsalz. Zunächst übergießt man den Kalk mit so viel Wasser, daß er vollständig zerfällt, setzt dann die Soda und danach unter stetem Umrühren heißes Wasser hinzu und läßt diese Lösung 24 Stunden unberührt stehen. Am nächsten Tage gießt man die klare Aetznatron-Lauge ab und übergießt unter Umrühren den Rückstand nochmals mit heißem Wasser, läßt es wieder 24 Stunden stehen und gießt auch diese schwache Lauge ab. Hierauf wird das Fett und der Talg mit der ersten scharfen Lauge in einem großen Kessel 6 Stunden lang gekocht unter öfterem Zufüllen der schwächeren Lauge. Zuletzt giebt man das Kochsalz hinzu, läßt es noch 1 Stunde mitkochen und schöpft dann die abgeschiedene Seife in einen mit einem Tuch bedeckten, durchlöcherten Holzkasten. Ist die Lauge genügend abgetropft, schneidet man die Seife in Riegel und läßt sie an einem luftigen Ort gut austrocknen. Mit Fabrikation der Terpentin-Salmiak-Seife ist es eine eigene Sache; sie stellt sich jedenfalls höher im Preise als die fertige, käufliche Seife. Man kann Talg oder verschiedene Oele, wie Palm-, Kokos-, Baumwoll-, Erdnuß-, Sesam-Oel oder Olein dazu nehmen, kocht je nach dem Quantum das Fett mit nicht zu starker Alkali- oder Soda-Lauge, bis es ganz zersetzt ist, mischt diese Masse mit dem Seifenleim aus Kokosöl mit Kali-Lauge und kocht unter Zusatz von Wasser und Lauge fertig. Nach dem Erkalten wird der Masse Terpentin und Salmiak zugesetzt und diese tüchtig damit durchgearbeitet. A. H.

Küche.

Dreimus. — Johannisbeer-Gelée. — Tarteletten für Obst. — 1. Dreimus. 1 kg Zucker kocht man mit etwas Wasser zu einem dicken Syrup ein, giebt $^1/_2$ kg ausgesteinte, saure Kirschen, $^1/_2$ kg abgestreifte, rothe Johannisbeeren und $^1/_2$ kg Wald-Himbeeren hinzu, läßt alles unter gutem Abschäumen und stetem Rühren zu einer dicklichen Marmelade einkochen und füllt diese noch heiß in gut schließende Schraubegläser.

2. Johannisbeer-Gelée. Die sauber gewaschenen Johannisbeeren, rothe und weiße zu gleichen Theilen, läßt man in einem irdenen Gefäß im bain-marie langsam zerkochen, gießt sie dann durch ein Tuch und läßt, um ein klares Gelée zu gewinnen, den Saft, ohne die Beeren zu pressen, ablaufen. Danach wiegt man denselben und kocht ihn mit dem gleichen Gewicht klein geschlagenem Zuckers bei fleißigem Abschäumen so lange, bis der Saft breit und gallertartig vom Löffel tropft; dann füllt man ihn so heiß wie möglich in vorher erwärmte Gläser. Nach dem Erkalten bedeckt man das Gelée mit einem in Rum getränkten Papier und bindet die Gläser mit Blase zu.

3. Tarteletten für Obst. Zu $^1/_2$ kg gut gesiebtem Mehl giebt man 100 gr Zucker, 2 ganze Eier und 4 Eigelbe, die abgeriebene Schale von einer Citrone und 125 gr ausgewaschene, in Stücke gepflückte Butter. Nun knetet man alles so schnell wie möglich zu einem glatten Teig und läßt ihn an einem kühlen Ort eine Stunde ruhen. Danach rollt man ihn dünn aus, sticht mit einem Weinglas runde Platten ab, umgiebt sie mit Teigrändern, die mit einem Kneipeisen ausgezackt werden, bestreicht die Tarteletten mit Eigelb und bäckt sie bei mäßiger Hitze hellbraun. A. H.

Kasten-Käse. — Es werden 2-3 Liter ungerahmte Milch zum Dickwerden aufgestellt, was durchschnittlich in nicht zu kaltem Raume 36 Stunden dauert, wobei die Milch nicht angerührt werden darf. Zum Ausrahmen ist es nöthig, daß jedes Liter in eine Milchschale für sich kommt. Sobald die Milch völlig dick ist, wird der Rahm recht vorsichtig abgenommen und auf eine Schüssel gelegt, die saure Milch aber in derselben Schale, in der sie dick wurde, auf den Herd oder in die Bratröhre $^1/_4$-$^1/_2$ Stunde zum Ausläsen gestellt. Die Milch darf sich nur eben von dem darin enthaltenen Wasser — Wattje genannt — scheiden; alsdann giebt man sie auf ein feines Haarsieb oder Tuch zum Auslaufen. Sobald die Wattje ganz abgelaufen, ist der Quark (die gelöste Milch) zur Einlage fertig. Man legt nun in den nachstehend beschriebenen Kasten zuerst etwas Kümmel und Salz, dann eine fingerdicke Schicht Quark, darauf eine gut deckende Schicht von dem saueren Rahm und fährt mit diesen drei Schichten fort, bis das Kästchen gefüllt ist. Beim Einlegen des Quarkes auf den Rahm sollte man am Rande beginnen, da sonst der Rahm durch die Löcher des Kastens läuft. Der Schluß muß eine Quarkschicht sein, weil man den Käse stürzen muß, bevor er auf den Tisch kommt. Man läßt ihn jedoch gern 2-3 Tage in dem Kasten stehen, ehe man ihn serwirt; Rahm und Quark verbinden sich dann besser und der Käse wird dadurch fetter. — Der kleine Holzkasten muß 12 cm Innenraum im Quadrat haben und 6-7 cm tief sein. Der Boden wie die 4 Seitenwände werden mit möglichst vielen kleinen Löchern versehen, ungefähr wie ein mittlerer Durchschlag. Am besten ist es, wenn sie ausgebrannt sind, da sich die Bohrlöcher wieder zuziehen. Gh. v. H.

Zimmereinrichtung.

Bordbrett mit Malerei. — Auf einem Bazar erstand ich diesen Winter ein originelles Bordbrett, das, von der Künstlerinnenhand Maria Kirschner's (Berlin W, Steglitzerstr. 21) bemalt, so reizend und graziös ist, daß ich es meinen lieben Mitleserinnen gern in der Abbildung vorführen möchte. Aus Holz gefertigt und mit hell graugrüner Oelfarbe gestrichen, mißt es in seiner größten Ausdehnung, also von den äußeren Ecken der beiden oberen Bretter, nur 60 cm, während die größte Höhe 39 cm beträgt. Die Malerei zeigt große weiße, in Grüngelb schattirte Mohnblüthen mit gelben Kelchen; in Graugrün sind die Blätter gehalten. Mit einigen kleinen Ziergeräthen bestellt, nimmt sich das Brett entzückend aus, doch bin ich mit dieser Decoration natürlich sehr sparsam, um die schöne Malerei so wenig wie möglich zu verdecken. Antonie v. G.

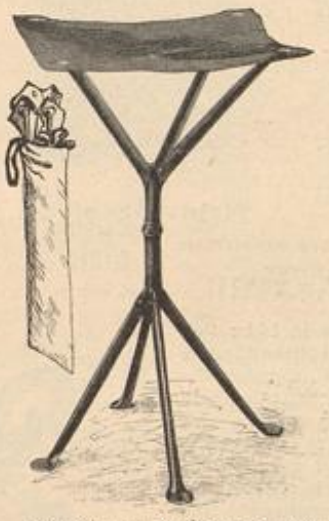
Hauseinrichtung. — Wer würde mir ein Werk oder eine Zeitung nennen als Rathgeber, um ein Haus in modernster Weise zu bauen? Ella F., Brünn.

Hausthiere.

Hunde. — Gestatte nie, daß Deinen Hunden von anderen Brocken zugeworfen werden; füttere Du aber auch nicht die Hunde anderer. — Da die Hunde vielfach mit Eingeweide-Würmern behaftet sind, die, auf den Menschen übertragen, diesem sehr gefährlich werden können, so hüte man sich vor Berührungen mit der Zunge des Hundes. F. L.

Reiseflasche.

Langjährige Abonnentin in Aachen. — Wenn Sie im Hausflur und im Keller von Schnecken belästigt werden, so ist dies ein Beweis dafür, daß es bei Ihnen sehr feucht ist. Läßt sich die Feuchtigkeit beseitigen, so verschwinden auch die Schnecken. Uebrigens ist die Vertilgung nicht sehr schwierig. Bestreichen Sie die Kellerwände mit Kalkmilch und bestreuen Sie dann mehrere Abende hinter einander den Hausflur und den Kellerboden mit trockener Asche, mit Salz, Kalk oder mit Tannennadeln. Diese Substanzen veranlassen bei den nur des Nachts hervorkommenden Schnecken starke Schleimabsonderungen, wodurch die Thiere rasch und sicher dem Tode verfallen. M. H.



Stuhl zum Zusammenlegen.

M. G., Bern. — Die Krankheit Ihrer Goldfische ist wahrscheinlich Asphyxie, deren Entstehungs-Ursache sich nicht mit Sicherheit feststellen läßt. Setzen Sie die kranken Fische in ein mit Wasserpflanzen besetztes Gefäß, dessen Wasser-Temperatur bei hellem Standort auf ca. 20 Grad R. erhalten werden muß. Sie begehen einen großen Fehler dadurch, daß Sie das Wasser in Ihrem mit Pflanzenwuchs und Springbrunnen ausgestatteten Aquarium wöchentlich erneuern. Zu solchem Aquarium wird das Wasser höchstens jährlich einmal erneuert und bei dieser Gelegenheit dann das Aquarium gleich gründlich gereinigt. H.

Gemüse- und Zimmergärtnerei.

Glücksklee. — Seit alten Zeiten gilt bekanntlich das vierblätterige Kleeblatt als Symbol des Glückes. Der echte Klee führt den wissenschaftlichen Gattungsnamen Trifolium, d. h. Dreiblatt, er trägt auf jedem Stiel drei kleine Blättchen. Wie es aber keine Regel ohne Ausnahme giebt, so kommt es auch beim echten Klee hin und wieder einmal vor, daß sich vier Blättchen an einem Stiele entwickeln. Nach solch abnormen Kleeblättern suchen wir gern, wenn uns der Weg an einem Kleefeld vorüberführt.

In neuerer Zeit scheint es, daß das seltene Glücks-Symbol ganz entwerthet werden soll. Eine Blumenhandlung in Berlin bietet zierlich ausgestattete, anscheinend mit vierblätterigem Klee bepflanzte Töpfchen, die mit der Aufschrift „Glücksklee" versehen sind und von früh bis spät von den vorübergehenden Damen bewundert werden. Sehen wir uns aber diesen Glücksklee genau an, so finden wir, daß er gar kein Klee ist, kein Trifolium sein kann. Die Pflanze, um die es sich hier handelt, ist eine alte, nie richtig gewürdigte Erscheinung aus dem Gemüsegarten, der eßbare Sauerklee (Oxalis esculenta), der mit dem eigentlichen Klee in keinerlei verwandtschaftlichen Beziehungen steht. Den deutschen Namen verdankt dieser Sauerklee nur der Aehnlichkeit, die sein Blatt mit einem wirklichen Kleeblättchen zeigt. Das Blatt des eßbaren Sauerklees wird regelmäßig aus vier kleinen, verkehrt herzförmigen Blättchen gebildet, die eine dunkele Zone zeigen und die ebenso wie die im Sommer erscheinenden, rosenrothen Blüthen, einen gewissen Schmuckwerth haben. Aus der rübenartigen weißen Wurzel wird im Herbste Salat bereitet, dagegen dienen die sie oben kranzartig umgebenden kleinen Brutknöllchen von zwiebelartiger Form zur Vermehrung; sie werden abgenommen, trocken überwintert und im zweiten Jahre gepflanzt.

Da das Blatt des Sauerklees mit dem echten Kleeblatt eine nicht geringe Aehnlichkeit hat, so wollen wir es als Glücks-Symbol gelten lassen und die in mehrfacher Hinsicht interessante Pflanze der Beachtung unserer Leserinnen empfehlen. M. H.

Langjährige Abonnentin, Berlin. — Es läßt sich leider aus Ihrer Frage nicht ersehen, welcher Ursache eigentlich Ihr Mißerfolg in der Champignon-Cultur zuzuschreiben ist, immerhin kann aber die Annahme, daß Sie schlechte Brut erhielten, richtig sein. In den Samenhandlungen wird Champignon-Brut meist nur selten verlangt; sie liegt dort oft sehr lange und verliert dadurch bedeutend an Werth. Als zuverlässige Bezugsquelle für gesunde, lebensfähige Brut empfehlen wir Ihnen den Special-Züchter Ernst Wendisch, Berlin, Lehrterstraße 26a, der bei Bestellung auch gleich eine entsprechende Cultur-Anweisung giebt. Vielleicht versuchen Sie es jetzt im Sommer einmal mit der Anlage eines Champignon-Beetes im Freien, das wenig Mühe macht und dabei sehr reichen Ertrag geben kann. M. H.

Allgemeines.

Noch einmal „Zur Reisezeit". — Mit Interesse verfolge ich die Einsendungen meiner Mitleserinnen in der Rubrik „Aus dem Leserkreise". Ich freue mich, wenn ich denselben zustimmen kann, — noch mehr jedoch, wenn sich Einwände dagegen erheben oder Lücken ergänzen lassen. Der Artikel „Zur Reisezeit" hat mich nach beiden Richtungen hin befriedigt. Es mag sehr hübsch sein, mit all den beschriebenen Herrlichkeiten ausgerüstet, eine Reise anzutreten, aber ich weiß immerhin noch einige Sachen, die ich gern mitnehmen möchte, um die Bequemlichkeit zu erhöhen. Da ist ein Handtäschchen aus weichem, gelbbraunem Antilopen-Leder mit Schloß aus vergoldeter Goldbronze. Ueber dem Täschchen, wie eine zweite verkleinerte Auflage desselben, hängt ein längliches Portemonnaie in gleicher Ausstattung; wenn man diesem auch keine große Barschaft anvertrauen wird, so ist es doch angenehm, etwas Kleingeld zur Bezahlung von Kofferträgern ꝛc. bequem zur Hand zu haben. Mit den kleinen Reiseflaschen, die meist nur einen minimalen Inhalt aufnehmen, habe ich mich nie befreunden können; ich ziehe die $^3/_4$ Liter-Flasche mit Patent-Verschluß und dem Ueberzug aus derbem braunen Leder vor, der, an beiden Seiten mit Ausschnitten versehen, deutlich erkennen läßt, wie hoch die Flasche noch gefüllt ist. Unentbehrlich erscheint mir jedoch, nachdem ich mich einmal daran gewöhnt, — man höre und staune, — ein winziger Wichskasten. Auf der Reise mag ich mich am allerwenigsten von meinen bequemen, schmiegsamen Chevreau-Stiefeln trennen, die ich auch nicht gern den Händen eines Hotel-Hausknechtes anvertraue, für den es nur ein Universal-Putzmittel giebt: — die Wichsbürste. In einem gelben Lederköfferchen mit Griff, von ca. 12 cm im Quadrat, befinden sich zwei Flaschen des vorzüglichen englischen Meltonian Cream, der eine farblos für gelbes und braunes, der andere schwarz für feines Schuhwerk; dazwischen eine zierliche Bürste, und zudem ein paar weiche Friesstücke zum Abreiben der Schuhe. Auch ein Bügel zum Aufhängen von Garderobe, aus Nickel gefertigt und bis auf die Breite von 16 cm zusammenzulegen, gehört zu meiner Reise-Ausrüstung. Besonders lieb ist mir jedoch der Feldstuhl aus Eisen, der, in der Mitte aus einander zu schrauben und dann zusammenzulegen, sich in einem winzigen Futteral unterbringen läßt. — Mit Ausnahme des letzten Geräthes, das ich geschenkt erhielt, stammen die Sachen sämmtlich aus dem Reise-Utensilien-Geschäft von Franz Schlöske, Berlin W, Jägerstr. 57.

Frau Marie G.

Putzkasten für Schuhzeug.

Ausbildung zu Kranken-Pflegerinnen. — Wo giebt es in Deutschland Krankenhäuser, in denen Kranken-Pflegerinnen höherer Stände ausgebildet werden, die sich ganz diesem Berufe widmen aber keinem Orden beitreten wollen, um sich später das Feld ihrer Thätigkeit selbst aussuchen zu können? Martha Sch.

Bezugsquellen: Korb zum Beerenpflücken (Preis 10 M.), Conserve-Glas mit Blechdeckel, Zange zum Anfassen heißer Töpfe, Topfuntersetzer aus Asbest und Eisenblech, Topfreiniger: P. Naddatz & Co., W, Leipzigerstraße 11, Conserve-Glas mit Porzellan-Deckel: E. Neustadt, W, Leipzigerstr. 101/102, Vierblätteriger Glücksklee: J. C. Schmidt, Erfurt, und Berlin W, Unter den Linden 16.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin W, Potsdamerstr. 38. Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltungs-Beilage

1. Juli 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 13.

Nachdruck verboten.

Der eitle Wacknitz.

Roman von Katharina von Doering in Berlin.

(5. Fortsetzung.)

Die Schwester Nummer zwei erröthete und nahm einen Schluck Kaffee.

„Natürlich, warum nicht!“ sagte Tante Martha und zählte ungenirt ihre Maschen an der Häkelarbeit. „Eins, zwei, drei, vier in die Luft,“ was ihr wieder einen strengen Blick der Schwester Nummer zwei eintrug.

„Und wenn man denkt, daß es dem Vater nicht so schwer würde, das Commiß-Vermögen zusammenzubringen,“ seufzte die erste Schwester, die kleinen Aeuglein gefühlvoll zur Stubendecke aufschlagend, „so kann ich wirklich nicht begreifen, warum —“

„Warum ein Vater nicht mit seinem Vermögen und seiner Tochter machen kann, was er Lust hat,“ ergänzte Tante Martha den Satz, auf ihre Art. „Eins, zwei, drei, vier in die Luft!“

Die beiden Assessorfrauen kicherten. Es entstand eine kleine Stille, die das Schwesterpaar dazu benutzte, um Tante Martha und die beiden jungen Frauen scharf anzusehen, sodaß diese sich tief über ihre Arbeit bückten, sich krampfhaft bemühend, ihr Lachen zu verbeißen.

Das Gespräch wurde als gefährlich fallen gelassen, und Frau Geheimrath Sauerkrampf brachte es auf Schulen und Erziehung, ein Lieblings-Thema der beiden Schwestern.

Tante Martha fing an, nervös zu werden. Dieses Gespräch war ihr Tod.

Die Schwestern flossen von Weisheit über und bewiesen, daß außer ihrer Erziehungs-Methode kaum eine auf Erden nennenswerth sei, sodaß die Assessorfrauen eine Gänsehaut bekamen und ihnen das Lachen beinah verging.

„Gott sei Dank, ich bin schon confirmirt!“ sagte Tante Martha halblaut.

„Es wird zu wenig auf die Gemüther hingearbeitet,“ sprach die zweite Schwester salbungsvoll, „denn der Mensch hat nicht nur Verstand, er hat auch ein Herz, und —“

„Und er hat auch einen Magen,“ sagte Tante Martha und nahm sich ein Stück Torte.

Die Assessorfrauen erstickten beinah; sie waren außer Tante Martha die einzigen, die sich in diesem Augenblick köstlich amüsirten.

Frau Geheimrath Sauerkrampf machte ein majestätisches, Frau Sanitätsrath Pfeffermann ein strenges, und die beiden Schwestern ein beleidigtes Gesicht. Alles glitt gänzlich eindruckslos ab an Tante Martha's ruhiger Kühle.

Lotte saß unterdessen im Nebenzimmer, in der guten Stube, neben der ‚unschuldigen Ursache‘ des Streites, und gab sich alle Mühe, ein Interesse an den Gesprächen zu nehmen.

Die ‚unschuldige Ursache‘ war eine äußerst blasse, magere, junge Dame, die jedesmal zusammenfuhr, wenn man vor dem Fenster einen sporenklirrenden Schritt vorbei kommen hörte. Das Städtchen hatte zwar nur Cavallerie-Garnison, und jeder Gemeine trug Sporen, aber doch meinte sie, „seine“ herauszukennen. Sie betheiligte sich nur wenig an der Unterhaltung und trug eine ihr selbst sehr rührend vorkommende Entsagung zur Schau. Im übrigen befand sie sich ganz wohl und gemüthlich unter dem allgemeinen Stadtmitleid, das sich segnend auf sie herniedersenkte, und ertränkte einen Theil ihres Grames in Kaffee.

Um so lauter und lustiger erwies sich die übrige Tafelrunde, denn alle waren unter einander verschwägert oder doch sehr bekannt.

„Ich begreife nicht,“ meinte Lotte, „warum wir eigentlich immer ausgesperrt werden. Man sollte doch Alt und Jung ein bißchen durch einander setzen, dann lernt man sich auch besser kennen und verstehen.“

„Ach, sei doch froh, daß man uns nicht da hineinbringt!“ rief ein Backfisch; „man würde sich ja die Kinnbacken vor Gähnen ausrenken, wenn man immer die Erziehungsreden von den beiden Dicken anhören müßte!“

„Lotte, erzähl' 'mal was aus Berlin!“ rief eine Dritte.

„Nein, dann berstet man vor Neid, daß man selbst nicht hinkommt!“ protestirte der Backfisch; „wir wollen lieber spielen!“

Lotte schwärmte nicht sehr für Gesellschaftsspiele; da aber Photographien ansehen noch langweiliger war, so ergab sie sich darein. Die ‚unschuldige Ursache‘ an Lotte's Seite war sehr zerstreut und konnte sich durchaus in kein einziges Spiel finden, sondern irrte sich fortwährend, sodaß sie für die ganze Gesellschaft ein Quell des Vergnügens wurde. Als gerade wieder einmal schallendes Gelächter ertönte, ging die Thür auf, und das Dienstmädchen trat ein.

Dieses ging zu Lotte. — „Gnädiges Fräulein, die Hanne ist draußen und wünscht das gnädige Fräulein zu sprechen, aber gleich!“

Lotte erhob sich. „Verzeiht!“ sagte sie, „ich muß sehen, was es giebt.“

Sofort steckten sich die Köpfe zusammen, und nachdem Lotte hinausgegangen war, stellten alle ihre Vermuthungen auf, die ihrer Erfindungsgabe große Ehre machten.

„Was kann Hanne nur herführen?“ dachte Lotte, als sie über die Schwelle trat. „Nun, was giebt's?“ fragte sie dann, „was willst Du von mir, Hanne?“

„Kommen Sie, bitte, gleich mit, Fräulein Lottchen; es ist irgend 'was los beim Herrn Rechtsanwalt, und Jule hat mich geschickt, weil ich schneller laufen kann!“

Lotte erschrak. Sie fuhr schnell in den Mantel, nahm ein Tuch um den Kopf, und sagte, so ruhig als es ihr möglich war: „Komm' schnell! Unterwegs erzähle mir, um was es sich handelt!“ Und sie eilte auf die Straße.

Hanne lief neben ihr her. Das Mädchen der Frau Geheimräthin Sauerkrampf riß das Fenster im Vorzimmer auf und sah ihnen kopfschüttelnd nach.

Klares erfuhr Lotte unterwegs auch nicht durch Hanne. „Ich glaube, die Jule hat Angst um den Herrn Lieutenant,“ sagte sie. „Sie sitzt in der Küche und jammert, denn der Herr Rechtsanwalt hat einen Brief bekommen.“

Lotte schüttelte den Kopf. Eine furchtbare Angst legte sich ihr beklemmend auf die Brust. „Geh' nach Hause, Hanne,“ bemerkte sie leise, „und sprich kein Wort davon! Bitte die Tante nach ihrer Rückkehr, sie möge auf mich warten, ohne herüberzukommen.“ Sie sah Hanne bittend an, aber in ihrem schönen, geraden Blick lag daneben ein unausgesprochener Befehl.

Hanne schlich leise fort. „Na, ich sag' kein Sterbenswort,“ murmelte sie. „Mit der Jule bin ich nicht so sicher; die ist schon so 'n altes Frauenzimmer, die kann sich nicht halten!“

Lotte trat in die Küche, wo Jule saß. „Was ist's?“ fragte sie die Alte angsterfüllt.

„Ich fürcht' mich!“ rief Jule. „Ich weiß nicht, was es ist! Der Herr sagt nichts und sieht so schrecklich aus!“

Lotte ging an die Thür des Arbeitszimmers und legte die Hand auf die Klinke. Sie horchte einen Augenblick. Drinnen war alles stumm. Dann öffnete sie geräuschlos, trat über die Schwelle, und schloß die Thür hinter sich.

16.

Herr von Roden saß in einem Lehnstuhl am Tisch. Er starrte mit abwesendem Blick über ein Blatt Papier hinweg, das er in der Hand hielt. Er sah so aus, als ob er weit, weit fort wäre, als ob sein Geist große Strecken durcheile und nicht zurückkehren wolle aus dem Lande der Vergangenheit.

Lotte's Augen hefteten sich instinctiv auf den Brief in seiner Hand. Sie trat einen Schritt vor. Er merkte es nicht. Sie warf Tuch und Mantel ab und machte dabei absichtlich viel Geräusch. Er merkte es nicht. Sein Stillschweigen wurde ihr unerträglich. Sie trat dicht an ihn heran. „Onkel!“ Keine Antwort. „Lieber Onkel!“ Sie beugte sich über ihn und blickte in das Blatt Papier, das er immer noch hielt. Da las sie Hans' Namen, von einer fremden Hand geschrieben, und dahinter stand: „hat sich heute Morgen erschossen.“ Sie sank neben ihm in die Kniee, während heiße Thränen ihr aus den Augen stürzten. Sie nahm ihm den Brief aus der Hand, faßte seine beiden Hände und drückte sie. „Onkel,“ schluchzte sie, „lieber Onkel, sprich doch nur ein einziges Wort!“

Er schrak zusammen. Sanft löste er seine Hände aus den ihren und stand auf. „Ich muß noch heut' Abend fort, Lotte. Willst Du dafür sorgen, daß sie mir etwas in einen Handkoffer zusammenpacken, und daß der Rechtsanwalt Schmidt meine Vertretung übernimmt? Ich werde einige Tage fortbleiben müssen.“

Sie erhob sich, und ihre schöne, biegsame Gestalt dicht an ihn schmiegend, bat sie, die Thränen zurückdrängend: „Nimm mich mit, Onkel! Geh' nicht so allein.“

„Es ist besser, ich gehe allein, Lotte! Nimm mir nur die kleinen Sorgen ab!“

Sie nickte schweigend und ging nach der Thür, sich noch einmal umsehend. Er stand vor seinem Schreibtisch und steckte Geld in eine Tasche, scheinbar sehr ruhig. Aber sie merkte, daß seine Hände zitterten; sein Gesicht sah fahl und alt aus. Sie packte selbst das Nöthigste zusammen und begleitete ihn zur Bahn.

Als sie im Wartezimmer saßen, um den Zug zu erwarten, fragte sie ihn: „Aber, warum that er's? Hast Du keine Ahnung, warum?“

Er zog ein Blatt Papier aus der Tasche und gab es ihr. Es war ein Brief von Hans' Hand, der in den anderen eingeschlossen gewesen, und sie las:

„Lieber Vater, ich habe Dir sehr viel abzubitten. Ich weiß, daß Dir mein Tod ein furchtbarer Schlag sein wird, denn Du hast mich sehr geliebt. Lieber Vater, um dieser Liebe willen vergieb mir, denn Gott weiß, daß ich nicht gern sterbe; aber ich muß und kann Dir doch nicht sagen, warum. Lieber Vater, das ist noch nicht das Schlimmste. Als Du mich auf Ehrenwort fragtest, ob ich noch Schulden hätte, habe ich Dich belogen und mein heiliges Ehrenwort mit Füßen getreten, denn ich hatte wieder dreitausend Thaler verspielt und konnte darum die Forderungen nicht bezahlen, die Du hier noch finden wirst. Kannst Du mir das verzeihen? Gott weiß, daß ich seitdem keine ruhige Stunde mehr gehabt habe. Leb' wohl! Mir ist so wirr. Ich meine, es könnte nicht geschehen und muß doch sein. Vergieb mir, lieber Vater, und gräme Dich nicht zu sehr! Ich bin's auch gar nicht werth. Ich will versuchen, denen zu verzeihen, die mir Böses gethan haben, wie ich Gott bitte, mir das zu vergeben, was ich gethan habe und noch thun muß.

Hans von Roden.“

Lotte gab dem Onkel den Brief zurück. „Ich verstehe ihn nur halb,“ sagte sie, und als er in den Zug steigen wollte, flüsterte sie: „Gott helfe Dir, Du Lieber, Guter!“

„Amen!“ sagte er leise und küßte sie auf die Stirn.

Sie ging still nach Hause und überdachte, im dunkeln Zimmer sitzend, zum ersten Mal in Ruhe das Geschehene. Es schien ihr traumhaft und unmöglich, sodaß sie sich jeden Augenblick des Nachmittags wieder und wieder zurückrief, um sich in die Wirklichkeit zu versetzen. Sie grübelte und grübelte, und unwillkürlich erinnerte sie sich des Augenblicks im Walde, wo sie Hans so ausgelacht hatte. „Nein, um meinethalben hat er es nicht gethan,“ sagte sie sich, und trotz der Thränen, die ihr über die Wangen liefen, mußte sie lächeln. „O, das arme Kind,“ dachte sie, „was ist ihm begegnet?“ Da tauchte vor ihr Wollnow's Gesicht auf. Sie hatte immer eine Art Angst vor ihm gehabt. Auf einmal schien es ihr klarer, warum sie sich vor ihm fürchtete, denn sie sah in Hans' Ende das Ergebniß von Wollnow's Einfluß. Je mehr sie über Hans' Brief nachdachte, desto mehr konnte sie sich Ursache und Wirkung zusammenreimen.

Erst jetzt kam Tante Martha nach Hause. Im Flur war keine Lampe angezündet, weshalb sie sich an einem Stuhl stieß. Der Wind riß ihr die Hausthür aus der Hand und schlug sie donnernd zu, sodaß es dröhnend durchs Haus schallte.

„Was ist denn hier los?“ fragte Tante Martha, indem sie nach der Küchenthür tappte. „Ist die Hanne durchgegangen?“

In der Küche brannte ein Lämpchen, das entsetzlich blakte, und Hanne saß daneben und stierte ins Herdfeuer.

„Na, das wird ja immer niedlicher!“ rief die Tante entrüstet, schraubte die Lampe herunter und riß das Fenster auf. „Was in aller Welt giebt's denn hier!?“

„Nix!“ sagte Hanne höflich.

„Das scheint mir ganz so!“ Tante Martha stellte sich vor das Mädchen hin, kerzengerade, nur daß der neue Hut ihr windschief auf dem Kopfe saß. „'raus mit der Sprache!“

„Ich sage nichts!“ schrie Hanne plötzlich so überraschend, daß Tante Martha ihr auf den Kopf zusagte, sie sei überschnappt, worauf Hanne sehr schlagfertig erwiderte, sie wäre an dieses Compliment schon gewöhnt, und Undank wäre der Welt Lohn.

Als Tante Martha im Wohnzimmer dieselbe egyptische Finsterniß vorfand, wie im Flur, begann sie, die Fassung zu verlieren. „Aber Lotte!“ klagte sie, „Lotte, bist Du hier?“

„Ja, ich mache gleich Licht,“ antwortete Lotte und suchte nach den Schwefelhölzchen.

Tante Martha tastete nach einem Stuhl und ließ sich erschöpft darauf nieder. „Was ist denn das hier für eine Wirthschaft!“ rief sie. „Bei der Sauerkrampf jagen sie mir einen Todesschreck ein, als ich Dich vermisse. Albert habe der Schlag gerührt! Wie ich hinlaufe, empfängt mich die alte Jule so geheimnißvoll, wie eine Isis-Priesterin, und sagt, er wär' abgereist. Ich komme nach Hause, renne mir in der Dunkelheit den Kopf an die Wand und treffe Hanne in der Küche sitzend und Blödsinn schwatzend. Und bei Dir scheint es auch nicht ganz richtig zu sein!“

Lotte hatte mittlerweile nach längerer Jagd die Zündhölzer gefunden und die Lampe angezündet.

„Kind,“ fragte Tante Martha plötzlich, „warum hast Du geweint?“

Lotte ging an den Ofen und legte Holz auf das Feuer, sodaß es lustig aufprasselte. „Der Onkel ist nach Schlesien gereist, Tante,“ sagte sie leise, „weil — weil Hans sich erschossen hat.“

Tante Martha hielt sich mit beiden Händen am Stuhle fest, als fürchte sie herunterzufallen. „O Gott,“ murmelte sie, „ich wußte ja, daß es ein schlechtes Ende nehmen würde!“ ...

17.

Der Frühling machte seine ersten Versuche. Kleine vorwitzige Knöspchen zeigten sich an den Bäumen, und das Stachelbeergesträuch hatte schon hellgrüne, winzige Blättchen, die ihr vorschnelles Auftreten noch bitter bereuen sollten.

Nicht im geringsten von Frühlingsahnungen beunruhigt, schlenderte Wollnow im Thiergarten umher und hieb von Zeit zu Zeit mit seinem kleinen Spazierstock in das Gesträuch hinein, als seien die Blättchen allein dazu gewachsen, damit er an ihnen die Vergänglichkeit alles Irdischen beweisen könnte. Als er einige Zeit lang diese Beweise geführt hatte, begann er, sich nach Abwechslung zu sehnen. Seine Gedanken schwebten ruhelos hin und her, und er ließ schließlich den vergangenen Winter an seinem geistigen Auge vorüberziehen. Auf einmal tauchte die wohlbekannte Gestalt von Hans auf. „Ich glaube,“ dachte er, „es ist Zeit, daß ich mich aus der Berliner Luft entferne; ich fange an, nervös zu werden. 's war doch eine verflucht langweilige Geschichte. Und das Dümmste dabei ist, daß sie mir immer wieder einfällt.“ Er bog in einen kleinen Pfad ein und traf auf eine Seitenallee. „Es wird scheußlich zu Haus sein,“ dachte er wieder, „die Eltern fragen mir ein Loch in den Aermel, und ich sterbe vor Langeweile. Wenn mir der Alte doch ein Gut kaufte! Aber das thut er nicht, eh' ich nicht heirathe. Und heirathen, — nee . . .!“

Er sah empor, und bemerkte vor sich ein junges Mädchen. Er setzte den Kneifer auf. „Hübsch gewachsen,“ entschied er und beschleunigte seine Schritte, um die Dame in der Nähe zu betrachten. Als er eben den Mund zu einer unverfrorenen Anrede öffnen wollte, wandte sie das Gesicht zur Seite. Es war Lili Felden.

„Guten Tag, gnädiges Fräulein!“ rief er, schnell sich fassend; „wie geht es Ihnen? Ich habe lange nicht das Vergnügen gehabt!“

Sie grüßte förmlich und beschleunigte ihren Schritt. Es wurde ihr beklommen ums Herz; sie wußte selbst nicht warum? Er ging ruhig an ihrer Seite hin.

„Na, die Zeit der Gesellschaften ist ja nun vorüber,“ fuhr er fort, leicht zu plaudern.

„Für uns schon seit Februar,“ antwortete sie kurz.

„Ach so!“ sagte er, „daran habe ich in diesem Augenblicke nicht gedacht. Verzeihen Sie!“

Sie sah nieder, und heiße Röthe bedeckte ihr Gesicht. Er merkte, daß sie unsicher und zornig war, und plötzlich erwachte in ihm wieder die Lust, sie zu ärgern und zu ängstigen.

„Gnädiges Fräulein erlauben doch, daß ich Sie ein Stück Weges begleite?“

Sie antwortete nicht, sondern ging noch rascher vorwärts.

Er schien ihr Schweigen für Zustimmung zu nehmen, und seine gute Laune wuchs, je mehr sich die ihre verschlechterte. „Ich werde Berlin auch nächstens verlassen,“ fuhr er fort, „und aufs Land gehen zu meinen Eltern.“

„Ach, haben Sie noch Eltern?“

Er lachte. „Ja, warum denn nicht?“

„So! Ich glaubte nur —.“

„Riesig nette Eltern! Ich glaube, Sie würden sie wirklich sehr gutmüthig finden.“

Lili machte eine Bewegung mit den Schultern, als wolle sie sagen: „Was geht mich das an!“

Wollnow war jetzt eine, seiner Ansicht nach ausgezeichnete Idee gekommen.

„Das einzige, womit mich mein Vater gequält hat,“ sagte er, „ist, daß er stets wollte, ich solle heirathen. Bis jetzt war mir der Gedanke unangenehm!“ Und plötzlich fügte er mit weicher Stimmfärbung hinzu: „Heute nicht mehr!“

Lili fing an zu laufen.

„Ich habe einen so schönen Winter verlebt. Ich will Ihnen

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

nicht näher beschreiben, wer das bewirkt hat," fuhr er beharrlich fort.

Sie sah ihn von oben bis unten an. Der Zorn gewann die Oberhand über die Angst.

Er hatte sie nie so hübsch gesehen und war fest entschlossen, seine gute Idee zu Ende zu führen. „Fräulein Lili," sprach er leise und eindringlich, dicht an ihrem Ohre, „wollen Sie mich anhören?"

Sie blieb plötzlich stehen. „Hab' ich Sie jemals dazu aufgemuntert, so mit mir zu sprechen?" Ihr Auge blitzte zornig, und der volle Mund zog sich hochmüthig in die Höhe.

Er trat einen Schritt zurück. „Warum diese Verachtung?" fragte er.

„Das wissen Sie am besten!"

„Ich kann mir als Ehrenmann eine solche Behandlung nicht gefallen lassen!"

„Als Ehrenmann? Nennen Sie das ehrenvoll, wenn ein Mann einen anderen auf so schlechte Wege bringt, daß er sich schließlich aus Verzweiflung erschießt?"

Wollnow wurde blaß. Er streckte die Hand aus und berührte Lili's Arm.

Sie schüttelte sich, als ob ekeles Gewürm sie berühre. „Gehen Sie, oder ich schreie! Da kommt ein Schutzmann!"

Er verbeugte sich und ging. „Verdammte Kratzbürste!" murmelte er. „Die zur Frau? Danke ergebenst! Mein gutes Glück hat mich noch rechtzeitig davor bewahrt! Nebenbei wird sie natürlich alles brühheiß zu Hause erzählen, in ihrer Wuth. Da reise ich lieber heut' als morgen. Es giebt noch andere Nester als Berlin."

Lili, Thränen der Wuth in den Augen, lief, was sie konnte, an dem Schutzmann vorbei, der ihr verwundert nachschaute, und rannte beinah einen Offizier an, der schnellen Schrittes daher kam. Es war Holzhausen.

Er stutzte und grüßte. Als er ihr aufgeregtes Gesicht sah und die Thränen, die in ihren Augen standen, machte er kurz kehrt und fragte rasch: „Gnädiges Fräulein, was ist geschehen? Um Himmels willen, hat Sie jemand erschreckt?"

„Ja," antwortete sie kurz, nach Athem ringend, und lief so schnell, daß er lange Schritte machen mußte, um ihr zu folgen.

„Dann erlauben Sie mir, daß ich Sie nach Hause begleite. Ich kann Sie so erregt hier nicht allein lassen." Sie lief immer noch. „Aber nun gehen Sie etwas langsamer!" bat er mit freundlicher Autorität. „Sie sind ganz schachmatt! Ich bin ja jetzt da, um Sie zu beschützen."

Sie hielt den Schritt zurück und lächelte. „Danke schön, Herr von Holzhausen! Sie sind wirklich sehr nett."

Er hielt sich ruhig neben ihr und fragte nicht weiter nach der Ursache ihres Schreckens. Dafür war sie ihm dankbar. Beide sprachen wenig, aber als er sich vor der Hausthür von ihr verabschiedete, gab sie ihm die Hand und sagte herzlich: „Wie gut, daß ich Sie traf, Herr von Holzhausen; ich danke Ihnen nochmals tausendmal!"

Er drückte fest ihre Hand und verbeugte sich, ohne ein Wort zu reden; aber sein Blick mußte wohl etwas sehr Deutliches gesagt haben, denn Lili rannte ganz verwirrt die Treppe hinauf und schellte mit solcher Energie, daß der Diener entsetzt herbeieilte, um aufzumachen. An dem verdutzten Joseph vorbei stürzte sie gerade in das Zimmer der Mutter hinein.

„Mama," rief sie, in deren Arme stürzend, „denke Dir! Der gräßliche Kerl!"

„Was giebt's denn?" fragte die Generalin erschrocken, „was hast Du denn, Mädchen?"

Lili schluchzte wieder, wie ein wüthendes Kind. „Wollnow!" sagte sie.

„Aber so komm doch ganz mit der Sprache heraus!"

„Im Thiergarten — hat er —", die Fäustchen schlossen sich wie damals, wenn ihr als kleines Mädchen etwas quer ging, „hat er — um mich angehalten!"

„Das ist allerdings stark!"

„Ja, und ich bin sicher, er hat's nur aus Bosheit gethan, nur um mich recht zu ärgern!" Sie ballte das Taschentuch zusammen und wischte sich damit die Augen.

„Was ist denn los?" Der General und Mimi sahen gleichzeitig durch verschiedene Thüren in das Zimmer.

„Der Wollnow! Er wollte sich mit mir verloben im Thiergarten!" rief Lili aufspringend; „aber ich hab' ihn gehörig abblitzen lassen!"

„Was hast Du ihm denn gesagt?" fragte Mimi.

„Ich — ich weiß nicht mehr; ich hab' ihm gesagt, er wäre an Hans' Tode schuld!"

„Donnerwetter!" brummte der General. „Man kann's ihm allerdings nicht beweisen, aber — ein Blitzkerl bist Du doch!"

Lili trocknete ihre Zornesthränen; sie fing an, sich darüber zu belustigen, wie sie ihren Bewerber behandelt hatte. „Er wurde zuletzt ganz ängstlich," sagte sie.

„Hast Du ihm solchen Schrecken eingejagt?" fragte Frau von Felden.

„Ich weiß nicht; vielleicht auch. Aber in der Ferne kam ein Schutzmann, und ich sagte ihm, ich würde schreien. „Und," — sie erröthete leicht, — „dann kam Herr von Holzhausen und hat mich nach Hause gebracht; war das nicht nett?"

„Ja! Hatte er etwas gesehen?"

„Bewahre! Er erkundigte sich auch gar nicht, warum ich heulte. Dazu ist er viel zu vornehm!"

„Jedenfalls hat sich Wollnow furchtbar blamirt!" sagte Mimi, „der Korb wird ihm wohl im Gedächniß bleiben."

„Na, rühmen wird er sich seiner wohl nicht," meinte der General. „Komm, Lili, ich schenk' Dir auch was, weil Du so tapfer warst!" Er faßte sein Töchterchen beim Ohrläppchen und zog sie an sich. „Was möchtest Du wohl haben, Mädel?"

Lili war schon wieder ganz vergnügt. Sie wischte die letzten Thränenspuren aus den Augen und schmiegte sich an den Vater. Nur ihr Athem ging noch ein bißchen schnell. „Das Hundel möcht' ich," bat sie, ihn am Schnurrbart ziehend und dann ihn küssend. „Bitte, bitte, Papachen, das Braune, Kleine, das wir neulich sahen, mit der rosa Schleife!"

Mimi lachte hell auf.

„Georg," bat Frau von Felden entsetzt, „das Viehchen war kaum vier Wochen alt. Es zerfetzt überall die Möbel und beißt alle Fransen ab!"

„Ich werde es schon erziehen," erklärte Lili, „ich verstehe das sehr gut."

„Schöne Erziehung!" murmelte Frau von Felden.

„Aber was denn, Mama? Ich werde doch einen Hund erziehen können? Papa, — lieber, einziger, goldener Papa," — fügte sie hinzu, und schlug die Hände gegen einander, „bitte, bitte, bitte!"

Mimi lachte wieder; die Mutter seufzte, schüttelte mit dem Kopfe und sah ihre schönen Möbel an, als ob der kleine Hund sich schon an ihnen bemerkbar gemacht hätte. Dann stimmte auch sie in die Heiterkeit ein.

„Ja, Marie," sagte der General zu ihr, „ich hab's 'mal versprochen, nun hilft's nichts!"

„O Väterchen!" schrie Lili entzückt auf und fiel ihm um den Hals, „wann gehen wir ihn holen? Jetzt gleich, ja? Er könnte sonst verkauft werden."

„Nein, Lili, nachher kannst Du mit Mimi gehen; jetzt schnell zum Essen!"

„Aber Papa —!" Lili warf die Unterlippe auf.

„Dummes Zeug," entschied der General, „erst wird gegessen! Ich habe Dienst, und damit Punctum!"

Zu Lili's unendlicher Erleichterung konnten dann die Schwestern fortgehen, um den Hund zu kaufen. Sie fanden ihn noch; und als sie mit dem Thierchen nach Hause kamen, stürmte Lili zuerst zur Mutter, dann zum Vater und schließlich zu Therese, um ihren Schatz zu zeigen, dessen Anblick bei letzterer nur sehr getheilte Gefühle erweckte.

„Wer wird denn immer hinter ihm her sein, um all den Unfug zu verhindern, gnädiges Fräulein?" fragte sie schwermüthig.

„Ich!" erklärte Lili und drehte dem von bösen Ahnungen erfüllten dienstbaren Geiste stolz den Rücken.

18.

In Berlin hatte man schon an den Frühling geglaubt, und der Winter war nochmals zurückgekehrt. Regen und Schnee, Schmutz und Wind stritten sich wieder in wenig erfreulicher Weise um die Oberherrschaft. Die paar Menschen, die so schnell wie möglich durch die Straßen rannten, kämpften mit dem Winde und verhüteten nur mit großer Mühe, daß ihre Regenschirme die so beliebte Tulpenform annahmen.

Tante Lisa sah von ihrem Fenster aus diesem erbaulichen Schauspiele zu; sie war sehr erfreut, als Auguste den Lieutenant von Wacknitz bei ihr anmeldete.

„Bei dem Wetter, lieber Freund!" rief sie ihm entgegen.

„Ich kam vorbei und dachte, wie gemüthlich es hier oben sein müßte," sagte er, sich niederlassend, und bald waren beide ganz in die Besprechung der letzten Ereignisse vertieft.

Tante Lisa konnte Hans' Tod noch immer nicht verstehen. „Erich gab mir sonst stets Auskunft," sagte sie, „aber ich sehe ihn jetzt so selten."

„Ja, er lebt sehr zurückgezogen, denn er sitzt tief in der Arbeit. Auch ich treffe ihn verhältnißmäßig selten."

„Vielleicht trägt auch die hoffnungslose Geschichte mit Mimi Felden die Schuld."

„Das kann schon sein, meine Gnädigste. Aber schließlich: ‚Steter Tropfen höhlt den Stein!' Nicht wahr?"

„Manchmal, vielleicht; hier zweifle ich sehr daran. Die Mimi weiß ganz genau, was sie will, und scheint ihn nun einmal nicht zu lieben!"

„Vielleicht hat sie sich inzwischen überzeugt, daß es so etwas wie Liebe überhaupt nicht giebt, und ist zu ehrlich, es zu erheucheln. Ein sonderbares Mädchen scheint sie zu sein."

„Nun, wenn sie Erich nicht liebt, so ist damit ein anderer doch nicht ausgeschlossen. Man braucht ihr doch just nicht alle Liebesfähigkeit abzusprechen, jung wie sie ist! — Was sollte ich dann sagen?"

„Ja, gnädige Frau, halten Sie es nicht für eine Dreistigkeit, wenn ich Sie frage: wie machen Sie es nur, überall Güte und Liebe herauszufinden? Ich weiß nicht, wie verbittert ich in Ihrer Lage wäre!"

„Nicht doch, lieber Freund! Ich bitte Gott, daß Sie überall und immer so viel Freude haben mögen, als ich."

„So glauben Sie also, daß es einen Gott giebt, der Freuden und Leiden schickt, wie es ihm gefällt?"

„Ja, gewiß! Davon bin ich überzeugt."

„Wenn ich das glaubte, so würde ich viele Dinge, die ich jetzt als Zufall betrachte, für die höchste Ungerechtigkeit halten. Welcher Sinn liegt z. B. darin, daß ein großer Gott im Himmel einen armen, kleinen Menschen quält, der sich doch nicht wehren kann? Nein, nein, was hätte er denn davon? Wäre das göttlich?"

Tante Lisa lehnte sich tief in ihren Stuhl zurück und sah sinnend vor sich hin. „Unsere Auffassungen sind hier allerdings sehr verschieden," erwiderte sie. „Ich bin aber trotz allem zufrieden, weil ich Christin bin."

„Aber es giebt viele fromme Christen, die sehr unangenehm sind."

Sie lachte recht herzlich. „Nun, diese Eigenschaft wird eigentlich nicht im Katechismus verlangt. Sehen Sie, da ich an Gott glaube, so muß ich natürlich auch annehmen, daß er vollkommen sei, vollkommen heilig und gerecht, und dieser vollkommenen Heiligkeit schlagen wir fortwährend ins Gesicht und fordern dadurch die vollkommene Gerechtigkeit heraus."

„Wie Sie alle Paragraphen im Kopfe haben, gnädige Frau!" sagte er mit einem Anfluge leisen Spottes.

Aber sie überhörte es und nahm ihren Gedankengang wieder auf. „Auf die Verletzung jedes Gesetzes, jeder Ordnung muß Strafe folgen. Das fordert die Gerechtigkeit. Ich habe also nicht zu murren. Es ist nur Ursache und Wirkung."

„O Himmel," rief Wacknitz, „wie entsetzlich streng verfahren Sie mit Sich Selbst!"

„Ich liebe es, mir auch über mich selbst klar zu sein. Ich glaube, daß ich mich über nichts beklagen darf, weil ich alles verdient habe, sowohl als Glied der unheiligen Menschheit, als auch als einzelner unheiliger Mensch!"

„Ein schöner Trost!"

„Ja, doch! Nachdem ich mir das alles ganz klar gemacht habe, nehme ich nun die andere Seite vor. Ich sehe immer erst die dunklere an, dann erfreut mich die lichte um so mehr."

„Also giebt es auch eine helle?"

„Freilich! Das ist die Barmherzigkeit, die Gestalt des Erlösers."

„Ja, aber es ist nun schon ein gewaltiger Zeitraum seit der Kreuzigung Christi verstrichen, und die Menschen leiden weiter; Gläubige und Ungläubige, Gute und Böse. Es ist alles, wie es war."

„Verzeihen Sie! Das Leiden hat für den Christen und durch ihn ein anderes Gesicht bekommen. Indem Christus die Schuld von uns nahm, ward auch der Schmerz verklärt und dem seinen ähnlicher. Es kommt ein anderes Motiv hinein: das der Freiwilligkeit. Und so begleiten mich tagtäglich zwei Worte, die heißen: ‚Ich muß', denn ich bin ein Mensch, und ‚Ich will', denn ich bin eine Christin. — Ja, ich gehe noch etwas weiter. Als ich erst gesagt hatte, ‚ich muß' und ‚ich will', merkte ich, daß es, wie überall, einen Fortschritt gab. Ich sprach bald: ‚Ich kann' und schließlich sogar: ‚Ich darf'. Das ist der Vierklang, der mein Leben beherrscht."

„Ein schöner Dominant-Accord! Und jeder Dominant-Accord hat seine Lösung," fügte Wacknitz leise hinzu.

Er erhob sich. „Möchten Sie uns noch lange erhalten bleiben," sagte er, der alten Dame die Hand küssend. „Ich wollte, Sie wären auch meine Tante."

„Nun, das könnte leicht gemacht werden!" rief sie lachend. „Sagen Sie nur frisch weg ‚Tante Lisa' zu mir; fast jedermann nennt mich ja so. Je mehr Neffen, desto besser!"

„Ich danke, — Tante Lisa!"

In dem Tone seiner Stimme lag eine gewisse Ungewohntheit, als hätte er nie einen Menschen so vertraulich genannt. „Ich heiße für Sie also Wilhelm," bat er dann fröhlich wie ein Kind. „Auf Wiedersehen, Tante!"

„Auf Wiedersehen, Wilhelm, mein lieber Junge!"

Er wurde ganz roth vor Vergnügen über diese Anrede. Dann winkte er noch einmal mit der Hand, und draußen sprang er die Treppe förmlich hinunter.

Er konnte es sich nicht versagen, Heyden aufzusuchen.

„Ich komme eben von Deiner Tante, Erich. Sie erkundigte sich nach Deinem Wohlbefinden. Ich konnte ihr natürlich nichts Genaueres mittheilen; Du lebst ja wie ein Einsiedlerkrebs."

Heyden zuckte die Achseln. „Du weißt doch, daß ich viel zu thun habe!"

„Komm ein Halbstündchen zu mir hinauf, Erich! Ich hab' noch gerade so viel Zeit. Wir rauchen zusammen eine Cigarre."

Heyden folgte etwas widerwillig.

„Weißt Du," meinte Wacknitz, „im vorigen Herbste saßen wir beide auch hier zusammen. Da hing Dir der Himmel voller Geigen!"

„Erinn're mich doch nicht dran, Wilhelm! Ich geb' mir die redlichste Mühe, auf andere Gedanken zu kommen."

„Aber ich bitt' Dich, Heyden, warum nimmst Du Dir die Sache so zu Herzen?"

Heyden machte nur eine abwehrende Bewegung. „Laß doch!"

„Warum? Halt' doch schlank weg um sie an!"

„Den Kuckuck auch! Wenn sie mir durch Tante Lisa quasi sagen läßt, ich solle mir keine Mühe weiter machen, es hülfe doch nichts?"

„Alle Wetter, das nenn' ich Schneid!"

Erich stieg eine Blutwelle ins Gesicht; seine Augen blitzten zornig. „Wahrhaftig, manchmal bist Du unausstehlich, Wacknitz! Wenn Du's nicht wärst, ich könnt' so eine Manier nicht ertragen, mein Wort drauf! Und doch scheinst Du mir trotz allem manchmal für Dich selbst blind und taub zu sein . . . ." Er brach plötzlich ab. „Laß mich gehen, Wilhelm," bat er, „'s ist doch heut' nichts mit mir anzufangen. Ich bin ein Schafskopf! Adieu, Glückspilz!" Und damit war er zur Thür hinaus.

Wacknitz schüttelte den Kopf. „Nanu," dachte er, „was meint er nur? Er hat entschieden mehr gesagt, als er wollte, das ist klar."

Er fing an darüber nachzudenken, warum wohl Mimi den Freund definitiv zurückgewiesen habe, und wer der Vorgezogene sein könnte. Dann sah er auf seine Uhr. „Donnerwetter, höchste Eisenbahn! Da hätte ich des kleinen Mädchens wegen beinah den Dienst versäumt! So 'was ist mir wahrhaftig noch nicht vorgekommen!"

19.

Der Frühling hatte gesiegt, und Wacknitz konnte eines Tages an den Grafen Delsberg schreiben: „Wenn es Ihnen jetzt recht ist, lieber Graf, so komme ich in den nächsten Tagen und besuche Sie; ich habe ein paar Tage Urlaub." Die Antwort erfolgte schnell und herzlich, und denselben Tag packte Wacknitz seinen Handkoffer. „Vielleicht haben bei Feldens die Damen etwas an Fräulein Lotte zu bestellen," dachte er und ging nachmittags hin, um anzufragen. Die Herrschaften waren ausgegangen. Er empfand es beinah als eine Enttäuschung und ging zu Tante Lisa. Dort fand er die Gräfin Wittsberg, Heyden und Mimi. Letzteres erfreute ihn so, daß er sich selbst darüber wunderte.

„Ei, gnädiges Fräulein," rief er, „ich komme eben von Ihnen; ich wollte fragen, ob ich nicht eine Botschaft an Ihr Fräulein Cousine übernehmen sollte, da ich morgen nach Wiesenthal zu Delsberg fahre und voraussichtlich Fräulein von Felden meinen Besuch abstatten werde."

„Bringen Sie ihr tausend Grüße!" bat Mimi.

„Wird treulich ausgerichtet!" antwortete Wacknitz, und dann wendete er sich an die anderen. „Nun, wie geht es den Damen und Dir, Erich?"

„Um mich kümmern Sie Sich ja eigentlich gar nicht mehr," schalt die Gräfin Wittsberg, gutmüthig mit dem Finger drohend. „Wenn ich nicht zu Lisa komme, um Sie zu treffen, so vergeß' ich ganz, wie Sie aussehen. Sie sind ein ganz falscher Flatterhans, mein Herr!"

„Ganz meine Ansicht!" pflichtete Heyden bei.

„Wenn ich gewußt hätte, daß ich Sie in so häßlichen Dingen unterrichtete, wie Untreue und Falschheit es sind, Neffe Wilhelm, dann hätte ich mich nie so gefreut, wenn Sie kamen," sagte Tante Lisa lachend.

„Haben Sie Sich wirklich gefreut?"

Wacknitz sah darüber selbst so vergnügt aus, daß die alte Gräfin ausrief: „Lieber Wacknitz, so viel Gefühl hätte ich Ihnen gar nicht zugetraut!"

„O," sagte er gemüthlich, „es kommt eben auf den Gegenstand an. Im Grunde genommen wußt' ich selber nicht, ob ich sehr viel hätte; aber Tante Lisa weiß es wahrscheinlich besser. Sie hat mir's bewiesen, daß doch ein bißchen da ist."

Mimi sah ihn ruhig an und schlug dann die Augen nieder. Sie wußte, daß etwas da war; sie hatte es ihm auch schon klar gemacht, und plötzlich fiel ihm dies ein. Er sah Mimi wieder vor sich im Ballsaal stehen und hörte ihre Worte: „Es wäre doch ebenso möglich, Gefühle zu verleugnen, die man hat, als welche vorzugeben, die man nicht hat." „Donner und Doria!" sagte er zu sich, „kennt sie mich denn besser, als ich mich selbst? Das wäre doch spaßhaft!" Und dabei wurde ihm wieder wunderbar froh zu Muthe.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Geistige Interessen.

Gedachtes und Empfundenes. Aphorismen von Paula Baronin Bülow-Wendhausen (Verlag von E. Pierson, Dresden, Leipzig und Wien). Für den Schriftsteller giebt es kaum ein schwierigeres und bedenklicheres Unternehmen als das, einen Band Aphorismen herauszugeben. Jede dieser kleinen Sentenzen soll eine tiefe Weisheit oder zum mindesten einen ganz neuen Gedanken in künstlerisch abgerundeter Form zum Ausdruck bringen; der Leser verlangt als sein gutes Recht, beständig durch ein geistiges Feuerwerk geblendet zu werden, und fühlt sich doch auf die Dauer nicht fähig, demselben stand zu halten. Man sollte deshalb auch, um dem Verfasser gerecht zu werden, ein solches Buch nicht hinter einander durchlesen, sondern nur hier und dort davon nippen, mit stets frischer Empfänglichkeit für das Gebotene. Wer so die Aphorismen-Sammlung der Baronin Bülow-Wendhausen zur Hand nimmt, wird sicher nicht enttäuscht sein, sondern seine herzliche Freude haben an den originellen Gedanken und Vergleichen und der lebensfrischen, weltsicheren Art der Verfasserin. Wir lassen letztere für ihr Buch selbst sprechen, indem wir einige Stichproben daraus geben:

Mit kleinen Geschenken erhält man die Freundschaft, mit großen erzieht man Parasiten und Undankbare.

* * *

In der Kunst und Antiquitäten-Liebhaberei wird das Häßlichste oft interessant und unbezahlbar gefunden, nur weil es alt ist, — in der Literatur der absurdeste Gedanke, nur weil er neu ist.

* * *

Eine schonende Lüge, aus Mitgefühl gesprochen, ist oft mehr werth, als eine verletzende Wahrheit.

* * *

Spricht man von der guten alten Zeit, so meint man damit die guten jungen Tage.

* * *

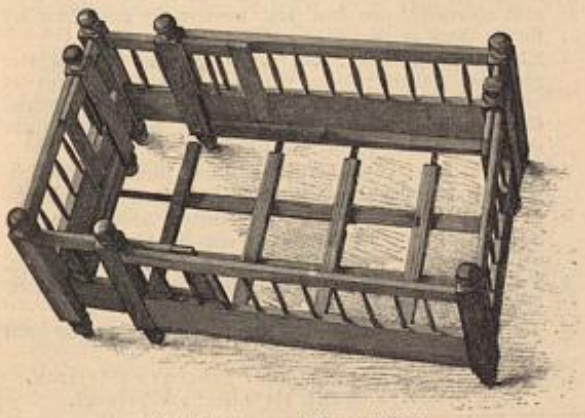
Gesundheits- und Körperpflege.

Lenzburg. — Depilatorien, die schlecht, d. h. nach Schwefelwasserstoff oder faulen Eiern, riechen, bestehen aus Schwefelverbindungen mit Arsenik, Calcium oder Baryum, denen zur Schonung der Haut irgend ein mildes Pulver zugesetzt wird. Da sie nur die hervorragenden Haare zerstören, so wachsen diese fortwährend nach und müssen also immer wieder beseitigt werden, wodurch die Haut nach und nach doch gereizt wird. Am besten bewährt sich das bekannte Unna'sche Mittel, aus Baryum-Sulfid, Zink-Oxyd und Stärkemehl bestehend. Geheimmittel verdienen stets Mißtrauen, sei es wegen ihrer Zusammensetzung und Wirkung, sei es wegen ihres Preises. Das Unna'sche Mittel kann in jeder guten Apotheke angefertigt und, je nach Bedarf, schärfer oder milder gemacht werden. D.

E. B., Wien. — Schweißhände sind zu behandeln wie Schweißfüße: nach Reinigung mit Seife und Wasser einstreuen mit Salicyl-Streupulver, dem Borax, Weinsteinsäure und Zinkweiß zugesetzt werden, und wenigstens abends Handschuhe darüber ziehen; schält die kranke Oberhaut sich ab, so wird einige Tage mit Salicyl-Vaselin (1 %) eingerieben, bis die Haut wieder fest ist. Daneben dürfte Zimmer-Gymnastik mit leichten Hanteln oder einem Stabe zur Nervenkräftigung nützlich sein; zuweilen ist Elektrisiren der Armnerven erfolgreich. Regelung und Beaufsichtigung der Cur durch einen Arzt ist wegen der Verschiedenheit der Haut empfehlenswerth. Dr. D.

Kindererziehung.

Bettstelle zum Vergrößern. — Wenn unser Kindchen sich in die Länge streckt, sollten eigentlich alle Kleider und Gebrauchs-Gegenstände mit wachsen, damit wir Mütter nicht beständig an Neu-Anschaffungen zu denken und nicht so tief in unsern Geldbeutel zu greifen hätten. Die Sorge um diese nothwendigen Vergrößerungen regte den Erfindungsgeist in mir an, und es gelang mir, wenigstens eine Bettstelle zu construiren, die man in Breite und Länge um ein Viertel ihrer ursprünglichen Größe ausdehnen kann. Ich ließ meine Idee unter Musterschutz stellen; die Ausführung nach meinen Angaben übernimmt Herr Tischlermeister August Grote in Godelheim, Westphalen. Für ein Exemplar in der Größe von 150-75 cm, das sich auf 200-100 cm ausdehnen läßt, stellt derselbe den Preis von 40 Mark. Die untenstehende Abbildung verdeutlicht, in welcher Weise das äußere Gitter durch Ausziehen in Länge und Breite verstellbar ist, und wie die Stäbe des Bodens sich durch feine, eingelegte Stäbe gleichfalls verlängern. Vollständig nach Länge und Breite ausgezogen, paßt das Bett für einen erwachsenen Menschen; nur in die Breite gedehnt, gewährt es zwei jungen Erdenbürgern neben einander bequem Raum.
Paula Freifrau von B.



Bettstelle zum Vergrößern.

„Ohrenkappe". — Wie alle jungen Mütter war auch ich felsenfest davon überzeugt, daß es niemals ein reizenderes Kind gegeben habe, als mein Töchterchen. Und doch, Tony hatte einen Schönheitsfehler, der auf die Dauer nicht zu übersehen war: die Ohren waren nicht klein und standen zu beiden Seiten des Kopfes breit ab, wodurch das hübsche Gesichtchen einen unintelligenten Ausdruck bekam. „Sie müssen die Ohren häufig fest andrücken und nachts ein Tuch umbinden, dann werden sie sich nachgerade schon anliegend gewöhnen", rieth man mir; jedoch das Andrücken blieb ohne jeden Erfolg, und das umgebundene Tuch fand sich regelmäßig jeden Morgen herabgerutscht vor. Endlich wurden mir in dem bekannten Baby-Bazar, Berlin W, Werderscher Markt 9, die Claxton'schen „Ear-Caps" vorgelegt, Käppchen aus schmalen Leinenbändern zusammengesetzt, die den Kopf umschließen und die Ohren fest an diesen drücken. Um die Ausdünstung des Kopfes in keiner Weise zu behindern, spannen sich über den Oberkopf nur wenige Bandstränge, während dieselben über den Ohren etwas dichter gesetzt erscheinen. Das Häubchen wird nur nachts getragen, belästigt das Kind durchaus nicht und erzielt nach längerer Anwendung einen überraschenden Erfolg. Tony's Oehrchen haben sich jetzt schon dem Kopfe viel mehr angeschmiegt, und ich hoffe, daß sie bei fortgesetzter Anwendung noch in durchaus normale Lage kommen werden. Vielleicht ist mancher Mutter mit diesem Hinweis gedient; — der Preis des Käppchens stellt sich auf 4 M. 50 Pf. Anny v. D-s.

Fürs Haus.

Eine neue Kaffee-Maschine, oder richtiger, ein neuer verbesserter Kaffeetrichter, der einen durchaus klaren und, bei geringem Bohnenverbrauch, kräftigen Kaffee erzielt, wird in der Ludwigsburger Kaffee-Aufguß-Maschine geboten. Dieselbe besteht aus einem Blech-Cylinder, der sich unten trichterförmig gestaltet und durch einen kleinen Ablaßhahn abgeschlossen wird. Ein genau passender Sieb-Einsatz ist mit langem Drahtgriff versehen und wird außen mit einem entsprechenden Barchendbeutel bekleidet. Der Apparat zeigt unten einen Blechrand, damit er bequem auf die Kanne gestellt werden kann. Nachdem man den gemahlenen Kaffee in das Sieb geschüttet, dann ungefähr 1 Tassenkopf voll kochendes Wasser aufgegossen hat, schließt man den Deckel und läßt den Kaffee ziehen, um nach einigen Minuten das noch fehlende kochende Wasser nachzugießen. Meine für 6 Tassen berechnete Maschine hat bei E. Neustadt, Berlin W, Leipzigerstraße 101/102, 3 M. 50 Pf. gekostet. C. E.

Kaffee-Aufguß-Maschine.

Portièren und Läufer aus Stoffresten. — Um die vielen an uns gelangenden Anfragen über Webe-Arbeiten aus alten Wollabfällen auf einmal zu beantworten, bringen wir nebenstehend ein Stück eines solchen Läuferstoffes in Naturgröße zur Darstellung. Derselbe wurde von dem Weber Josef Peikert, Schmiedeberg im Riesengebirge, hergestellt. Die Stoffe müssen von den Bestellern in knapp 1 cm breite Streifen geschnitten und zu endloser Länge an einander genäht werden; schwere Tuche eignen sich am besten und geben das haltbarste Gewebe, doch können dazwischen auch leichtere Stoffe, Cigarrenbänder, ja selbst farbige Baumwollenstoffe verwendet werden, was eine hübsche Abwechselung der Farbe ergiebt. Die „Kette", die der Weber liefert, besteht bei den groben Läuferstoffen aus dickem undrellirten Hanf, bei den feineren Portièren aus starken Hanffäden. Die Zusammenstellung der Farben berechnet der Weber nach dem vorhandenen Material. Sollen zur Belebung des Ganzen Goldfäden mit verwendet werden, so hat der Auftraggeber dieselben zu liefern. Einschließlich der Kette stellt sich der Arbeitslohn für Portièren auf 80 Pf. die Elle, für Läufer auf nur 55 Pf. Die Red.

Stahlfeder-Matratzen (36). — Ich kaufte solche vor zwei Jahren mit meiner Aussteuer und darf dieselben nur empfehlen. Man kann nicht weicher und angenehmer liegen; auch haben dieselben den Vorzug größter Sauberkeit, da Staub und Ungeziefer sich nicht festsetzen können. Außerdem sind sie so bequem zu handhaben, daß das Mädchen sie ohne Hülfe herausnehmen kann.
Frau Lieutenant H.

Krebsmesser. — Der Verfasserin des Artikels über Krebsmesser und -Gabeln in der Nummer unserer Zeitung vom 1. Mai 95 ist in der Preisangabe des Bestecks ein Irrthum untergelaufen, den sie nachträglich zu berichtigen bittet. Das Besteck, das durch die Firma E. Meier, Augsburg, Carolinenstr. D. 42, zu beziehen ist, kostet nicht 10, sondern 5 M. D. Red.

Küche.

Für die Einmachezeit. Als Nachtrag zu dem unter dieser Ueberschrift erschienenem Artikel, möchte ich als erfahrene Hausfrau noch auf einige weniger bekannte Neuigkeiten hinweisen.

Klebestoff für Etiquetten auf Glas. — Etiquetten, die mit zu Schaum geschlagenem und wieder zerflossenem Eiweiß bestrichen und mit einem Tuch fest auf die Gläser gedrückt werden, lösen sich weder in der Feuchtigkeit, noch bei längerem Liegen in Wasser ab.

Klebestoff für Etiquetten auf Blech. — Ein Kleister, aus Stärke und Wasser, in dem etwas Tischlerleim aufgelöst wurde, bindet die Etiquetten auf Blechbüchsen außerordentlich fest, nur müssen die zu beklebenden Stellen zuvor mit Sodawasser abgewaschen werden. Auch Zwiebelsaft ist ein vorzüglicher Klebestoff für Papier auf Blech.

Firniß für Etiquetten. — Bestreicht man die Etiquetten mit einem Firniß aus 10 g Dammarharz, das in 90 g Schwefelkohlen-Sauerstoff gelöst wird, so widerstehen sie Wasser und heißen Dämpfen. Für feuchte Weinkeller, in denen die Etiquetten der Weinflaschen nach kurzer Zeit leicht abspringen, empfiehlt sich dieser Firniß ganz besonders.

Eingemachtes in Flaschen vor Schimmel zu schützen. — Ein sehr einfaches Mittel hierfür besteht darin, die gefüllten, verkorkten Flaschen einige Tage umgekehrt, mit dem Kork nach unten, hinzustellen. Die Poren der Korke ziehen sich mit Zuckersaft voll, der schnell eintrocknet und einen luftdichten Verschluß bildet, sobald die Flaschen wieder umgedreht, d. h. richtig hingestellt werden. Man verwendet für alles Eingemachte neue, gebrühte Korke.

Ein Cement zum Versiegeln der Flaschen, der widerstandsfähiger als der leicht abspringende Lack oder Schellack ist, wird bereitet aus 3 Theilen Harz und 1 Theil Aetz-Natron, das mit 5 Theilen Wasser gemischt und mit dem halben Gewichte gebranntem Gips gut durchgearbeitet wird.

Hart gewordene Gummiringe für Einmachegläser werden wieder geschmeidig und brauchbar, wenn man sie in Ammoniak-Wasser (1 Theil Ammoniak zu 2 Theilen Wasser) legt.

Das Reinigen der Schweinsblasen zum Ueberbinden des Eingemachten geschieht am gründlichsten durch 12stündiges Einlegen in Kornbranntwein; danach werden sie mit Weizenkleie abgerieben und mit einem Tuch abgetrocknet.

Dem Gähren der Früchte und Fruchtsäfte, sowie dem Schimmeln von allem in Zucker Eingemachten beugt man am sichersten vor, wenn man gleich beim Einkochen etwas Salicyl-Säure zusetzt, und zwar auf jedes Kilogramm Früchte oder Saft 1/2 g Salicyl-Säure; ein Mittel, das durchaus unschädlich ist.

Unschädliches Grünfärben der Gemüse-Conserven, Schoten, Bohnen u. dergl. erzielt man durch einen geringen Zusatz von Soda zu dem Wasser, worin die Gemüse vor dem Einfüllen in Büchsen oder Gläser abgewellt werden.

Filter aus Fliespapier ersetzen für kalte Säfte das Haarsieb oder den Friesbeutel vollständig, filtriren sogar zuverlässiger und klarer, wenn man sie richtig vorzubereiten weiß. Ein großer Bogen Fliespapier wird zunächst zur Hälfte, dann zu vierfacher Lage und nun fächerartig zu Falten gekniffen, die alle im Mittelpunkt des Bogens zusammentreffen; nun faltet man den Filter auseinander und stülpt ihn lose in den Trichter. Auf diese Weise entstehen bedeutend mehr Wandflächen, an denen sich die trübe Flüssigkeit absetzen kann, auch wird diese weit schneller filtrirt, als wenn der glatt hineingelegte Bogen sich an dem inneren Trichter festsaugt. A. H.

Altdeutsche Suppe. — Aus halb Kalb-, halb Rindfleisch kocht man mit Suppengrün eine gute Fleischbrühe. Indes blanchirt man 2 Kalbsmilche und 1 Kalbshirn, häutet sie, entfernt die Aederchen und dämpft beides mit einigen Scheiben rohem Schinken und etwas leichter Bouillon weich. Abgekühlt schneidet man es in Scheiben, wiegt es mit vier hartgekochten Eidottern klein und streicht es durch ein Sieb. Die fertige Suppe seiht man durch, verrührt sie mit der fein geriebenen Masse und kocht sie langsam damit 30 Minuten, wobei man den Schaum behutsam entfernt. Inzwischen dünstet man 10 kleine Champignons in etwas Butter und Citronensaft weich, schneidet 2 Trüffeln in Scheiben und dämpft sie in Rothwein, kocht einen in kleine Röschen zertheilten Kopf Blumenkohl in Salzwasser weich und brüht 20 Rosenkohl-Knöspchen ab, um sie darnach mit etwas Butter und einer Messerspitze Liebig's Fleisch-Extract weich zu dämpfen. Alle diese Zuthaten, die man abtropfen läßt und mit 10 kleinen, eingemachten Carotten mischt, thut man mit winzigen Markschnittchen in die fertige Suppe, nachdem sie mit etwas Cayenne gewürzt ist. Diese feine Gesellschaftssuppe ist besonders bei Herren sehr beliebt. L. H.

Läufergewebe aus Stoffresten.

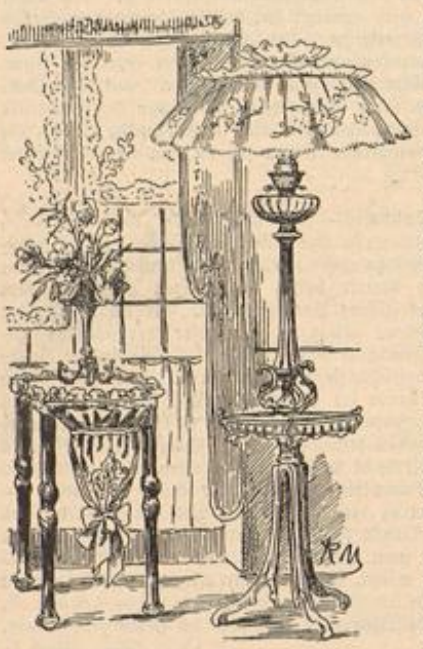
Zimmereinrichtung.

Der Salon im Sommerkleid. — Schon mit den ersten warmen Frühlingstagen regt sich so etwas wie Opposition gegen die Herrschaft des gestrengen Herrn Winters in den Zimmern: gegen Teppiche, schwere Wandbekleidungen, wie dicht verhängende Gardinen und Portièren; wenn aber gar erst die Julisonne ihre glühenden Strahlen schickt, so kommt manchem wohl mehr als einmal der Wunsch, all die im Winter so behaglichen Polstermöbel, Ausstattungs-Decken 2c. Hals über Kopf hinauszuwerfen. Damit allein ist jedoch noch nicht genug geschehen; zwar sind nun so und so viele Staubfänger und Mottengefilde weniger, dafür herrscht aber auch eine so trostlose Oede, daß man fröstelnd nach Ersatz für die verschwundenen Herrlichkeiten verlangt. Mit geringer Mühe und noch geringerem Kostenaufwand kann dieser beschafft und zugleich der ganzen Einrichtung ein freundliches Sommergepräge gegeben werden.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zweitheiliges Rouleau.

Den großen Teppich entbehrt man gern im heißen Sommer; eine kleinere Decke hier, eine Matte dort giebt dem Ganzen das Gepräge von Wohnlichkeit und läßt gar bald den kahlen Fußboden vergessen. An Stelle der schweren seidenen oder wollenen Ueber-Gardinen steckt man vor den Fenstern duftige Musselin-Vorhänge zierlich auf; klare Halb-Stores und reichgefüllte Blumentische gewähren genügenden Schutz gegen neugierige Blicke von außen. Auch sei einer neuen, ebenso eigenartig decorativen, wie praktischen Anordnung der Rouleaux hier Erwähnung gethan. Dieselben decken, wie die Abbildung zeigt, nicht die ganze Fensterbreite, sondern sind in der Mitte getheilt; sie ermöglichen daher, bald an dem einen, bald am anderen Fensterflügel dem Eindringen der grellen Sonnenstrahlen zu wehren, und verleihen dem Zimmer jenes vornehme Dämmerlicht, in dem sich jeder Gegenstand stets zu seinem Vortheil zeigt. Das Material — gelbe Bastseide oder Ecru-Leinen — kann mit farbigem Kreuzstich oder in japanischem Geschmack mit bunter Seiden-, Gold- und Silberstickerei verziert werden. Als unterer Abschluß dient eine Franze. Sehr zu empfehlen sind außerdem nach Art der Wandschirme je zweitheilig zusammenlegbare und in den seitlichen Fensterfüllungen sich bergende Fensterladen; sie bestehen entweder aus bemaltem Holz oder aus Holzrahmen, die an ihrer Innen- und Außenseite ebenfalls mit Stoff bezogen und mit Stickerei verziert, oder mit japanischem Papier beklebt sind. In der Zimmereinrichtung. über Stühlen, Sophas und kostbaren Kissen, zeigen gut passende Bezüge aus Cretonne, daß es auch in billigem Material entzückende Farben-Zusammenstellungen und reizende Muster giebt; Puffen und Volants aus gleichem Stoff oder in der Farbe des Grundtons unterbrechen gefällig die sonst leicht monoton ausfallende Einrichtung. Fleißige Hände sorgen durch Häkel- und Knüpfarbeit für passende, gleich anspruchslose Ausstattung von Kissen ꝛc., und farbige Leinenstickerei wirkt überraschend für Tischdecken und -Läufer. Unser nebenstehendes Bildchen giebt ein originelles Beispiel für die Vereinigung des Nützlichen mit dem Schönen: der sonst übliche Arbeitskorb auf dem Tisch wurde durch eine Vase voll duftender Blumen verdrängt und durch einen seitlich am Tisch angebrachten Arbeitsbeutel aus farbig besticktem Leinen mit Schleifen-Abschluß ersetzt. — So bietet sich dem Erfindungsgeist der Frau in der ganzlichen Verkleidung der ursprünglich winterlichen Zimmereinrichtung ein so dankbares Feld, daß gewiß manche der Leserinnen der Versuch lockt, ihren Salon im Sommerkleid zu präsentiren, ohne ihn dabei an Behaglichkeit einbüßen zu lassen. Fehlt auch den Räumen für die Sommermonate dann die schwere Pracht und schimmernde Eleganz des Winters, so können sich persönlicher Geschmack, Geschick und savoir faire doch gerade hier besonders bethätigen.



Tischchen mit Arbeitsbeutel.

E. Sch.

Gemüse- und Zimmergärtnerei.

Das Färben frischer Blumen.*) — Nur wenig dürfte es bekannt sein, daß es Farbstoffe giebt, mit denen man fast jeder lebenden Blume, ohne Mühe und mit ganz geringen Kosten, die schönsten leuchtenden Farben verleihen kann. Als Farbstoffe dienen: Fuchsin für rosa, Ponceau für hochrothe, Lichtblau für blaue, Naphtalgelb für gelbe, Fuchsin und Lichtblau gemischt für violette Töne. Diese Farbstoffe sind in allen Droguen-Handlungen erhältlich; eine Messerspitze voll davon genügt für ein Glas Wasser. In dies so gefärbte Wasser sind die frischen Blumen zu stellen, denen man vorher mit einem scharfen Messer die Stiele schräg abgeschnitten hat; mit dem Wasser saugen sie auch den darin gelösten Farbstoff auf, der sich in der Blumenkrone festsetzt. Nach Verlauf von einigen Stunden erscheinen die Blumen vollständig gefärbt. Einige Farben werden schneller aufgesogen, andere langsamer. Lichtblau braucht am längsten und färbt auch nicht alle Blumen; am meisten zu empfehlen ist Fuchsin, das schon nach 1-2 Stunden die Blumen rosa färbt. Eine besonders schöne Wirkung erzielt man durch das Färben gelber Blumen mit Fuchsin, das denselben eine tief-blutrothe Färbung verleiht; blauen und violetten Blumen giebt man mit Fuchsin eine violette Schattirung.

Das einmal gebrauchte, gefärbte Wasser kann auch noch später wieder zum Blumenfärben verwendet werden; die Lösung ist keinerlei chemischen Veränderungen unterworfen. A. M.

*) Vom ästhetischen Standpunkte mag sich allerdings manches gegen dieses Corrigiren der Natur einwenden lassen, doch glauben wir, unseren Leserinnen die Einsendung einer freundlichen Abonnentin nicht vorenthalten zu sollen. Die amüsante Spielerei wird ohne Zweifel vielen Freude bereiten, denn das Resultat des Verfahrens ist bei geschickter Ausführung in der That ganz reizend. Ein Strauß weißer und gelber Narzissen, den uns die Verfasserin als „Recensions-Exemplar" mit dem Manuscripte zusandte, bläulich, violett, gelbroth und blutroth getönt, war von entzückendem Farbenreiz, bei dem nichts an die künstliche Herstellung erinnerte. D. Red.

Frau Camilla B., Zürich. — 1. Wenn Ihre Judenkirsche im Spätherbste die Blätter abwirft, so ist dies ein ganz natürlicher Vorgang. Sie gehört zu den Stauden, die im Herbste bis auf den lebensfähig im Boden bleibenden Wurzelstock absterben, und die man besser im Garten als im Topfe cultivirt. Hauptzierde der üppig wuchernden, zu den Nachtschatten gehörenden Pflanze sind die großen rothen Hüllblätter, welche die kleinen, gleichfalls rothen, eßbaren Früchte umgeben, die ja auch Ihre Pflanze entwickelt hat. Am besten schneidet man im Herbst die ganzen mit Früchten behangenen Zweige ab, trocknet sie und verwendet sie dann als dauernden Vasenschmuck, der sehr effectvoll wirkt. — 2. Myrten blühen in der Regel undankbar und nicht alljährlich. Die gewöhnliche Myrte namentlich, die Sie wohl besitzen, beginnt meist erst als ältere Pflanze zu blühen; dagegen giebt es einige ganz schwachtriebige und feinblättrige Sorten, die vorzugsweise des jährlichen Blühens halber geschätzt werden. Im Winter muß die Myrte in kühler Stube, im Sommer im Freien gepflegt werden, und wenn sie blühen soll, darf man sie nicht schneiden. — 3. Ein gutes Buch über Zimmergärtnerei, das allerdings 20 Mk. kostet, ist Schmidlin's „Blumenzucht im Zimmer", von dem es aber seit 1880 keine neue Auflage giebt. Im Laufe des Sommers erscheint von Max Hesdörffer das Handbuch der gesammten Zimmergärtnerei im Verlag von R. Oppenheim (G. Schmidt), Berlin. B. C.

Zusammenlegbarer Fensterladen. Ausgebreitete Ansicht.

Zusammengelegter Fensterladen.

Plauderecke für Backfischchen.

Fächersprache (40). — Dem Backfischchen, das sich nach den Geheimnissen der Fächersprache erkundigt, möchte ich zunächst bemerken, daß dieselben durchaus nicht überall die gleichen sind. Nachfolgende Fächersprache, die man mir als „spanisch" bezeichnete, erscheint mir am natürlichsten: Der geschlossene Fächer bedeutet 1. in senkrechter Stellung, wie ein Ausrufungszeichen, an Mund und Kinn gelegt: „Wir sind beobachtet, nimm Dich in Acht!" 2. An das Herz gehalten, sagt er: „Sei meiner Liebe gewiß!" 3. Hält man ihn in wagrechter Stellung bei herunterhängenden Armen, so lautet der traurige Bescheid: „Es ist alles zwischen uns aus. Ich mache einen Strich darunter!" 4. Stützt man aber den Kopf auf den Fächer, so ist dies das Zeichen der demüthigen Bitte: „Sei wieder gut!" Der halbgeöffnete Fächer sagt: „Ich verstehe Dich nicht, erkläre Dich deutlicher!" Bedeckt man mit dem ganz geöffneten Fächer das halbe Gesicht, so will das sagen: „Ich habe mit Dir zu sprechen!" Fächelt man sich in gewöhnlicher Art, so heißt es: „Komm zu mir, die Luft ist rein!" Hält man den geöffneten Fächer glatt, gleich einem Präsentirbrette, so verkündet das: „Uns ist nichts mehr im Wege, alle Schranken sind gefallen!" Läßt man ihn aber gleichgültig nach unten fallen, so drückt man damit aus: „Ich habe nie mit Ihnen zu thun gehabt, und so soll es auch in Zukunft bleiben!" E. K. P.

Allgemeines.

Ausbildung zu Krankenpflegerinnen (48). — Seitdem fast alle Diakonissen-Mutterhäuser Deutschlands dem Johanniter-Orden viele Stellen zur fortgesetzten Ausbildung seiner Lehrpflegerinnen eingeräumt haben, sind es unter den größeren Anstalten wohl nur noch das „Augusta-Hospital" in Berlin, wie das „Krankenpflege-Institut vom Rothen Kreuz des Vaterländischen Frauenvereins" in Cassel, die Damen höherer Stände in regelmäßigen Cursen theoretisch und praktisch zu Krankenpflegerinnen ausbilden, ohne dieselben in irgend einer Weise für später zu verpflichten. Im Augusta-Hospitale, Berlin, Scharnhorststraße, dauert ein solcher Cursus drei Monate und kann zu jeder Zeit angetreten werden. Die Aspirantin muß vorher in einem Brief an die Oberin Auskunft über ihre Familienverhältnisse geben und die Adresse eines Geistlichen oder sonst einer bekannten Persönlichkeit nennen, bei der Erkundigungen eingezogen werden können. Der Pensions-Preis beträgt monatlich 50 Mark. Wünscht die Pensionärin nach Ablauf der drei Monate ihre Lehrzeit noch zu verlängern, und hat sie die Zufriedenheit der Oberin errungen, so kann der Cursus auf noch drei Monate ausgedehnt werden, ohne daß weitere Pension von der Lernenden gefordert wird, da man sie dann bereits als Hülfe rechnet. Ein Arzt ertheilt die sogenannte: „Doctorstunde"; in der praktischen Krankenpflege wird die Pensionärin von den durchweg den gebildeten Ständen angehörenden Schwestern freundlich unterwiesen; man erwartet aber von ihr, daß sie sich jeglicher Arbeit, die den Schwestern auf der Kranken-Station obliegt, willig unterzieht. — Im Krankenpflege-Institut vom Rothen Kreuz in Cassel, Königsthor, finden zwei Mal im Jahre Curse für Pensionärinnen statt. Sie beginnen Anfang März und im August und dauern vier Monate; im ganzen sind 450 Mark zu entrichten, wofür die Pensionärin theoretischen und praktischen Unterricht in der Krankenpflege, sowie vollständig freie Station erhält.

Obgleich in d. Ill. Fr.-Ztg. schon früher (Jahrgang 1894, Seite 88 u. 128) Näheres über die Eintritts-Bedingungen und Vorschriften für Lehrpflegerinnen und dienende Schwestern des Johanniter-Ordens gebracht wurden, möchte ich doch hier noch einmal auf dieselben zurückkommen, und halte mich dabei an die Aufsätze des Ehren-Commandanten und Werkmeisters Grafen von Zieten-Schwerin über: „Lehrpflegerinnen und dienende Schwestern des Johanniter-Ordens". Durch mangelnde Kenntniß der Satzungen lassen sich noch immer manche Damen abhalten, dem Orden ihre Kräfte zur Verfügung zu stellen. So ist zu unter § 7: „Rückerstattung der entstandenen Kosten an den Orden bei freiwilligem Rücktritt der Pflegerin vor Beendigung der Lehrzeit" zu bemerken, daß diese Bestimmung noch nie zur Anwendung gekommen ist; statt: „aus freiem Willen" würde hier besser gesagt sein: „aus vom Orden nicht als stichhaltig anerkannten Gründen", denn nur das leichtsinnige Aufgeben des Lehrpflege-Cursus soll damit gemeint sein. — Besondere Bedenken hat § 9 erregt: Verpflichtung zur Gemeindepflege sofort nach der Rückkehr in die Heimat, die gleich geschwunden sein würden durch Hinzufügung der Anmerkung: „Das Gewicht ist auf die Worte ‚soweit es die sonstigen Geschäfte erlauben' zu legen." — Ich selbst gehöre seit mehreren Jahren dem Orden als dienende Schwester an und kann aus eigener Erfahrung bezeugen, daß mir noch nie ein Verweis zugegangen ist, obgleich Familienverhältnisse mir nur in seltensten Fällen erlaubt haben, in der Heimat Gemeindepflege zu üben. Dagegen durfte ich schon oft und lange mit großer Freude dem lieben Mutterhause, dem ich meine Ausbildung verdanke, Hülfe leisten durch Vertretung beurlaubter oder erkrankter Diakonissen. Entschieden muß ich aber der weitverbreiteten Ansicht entgegentreten, als seien die Johanniterinnen von Ordenswegen verpflichtet, jährlich einige Wochen Dienst in Krankenhäusern zu thun. Selbstverständlich ist es dem Orden sehr lieb, wenn seine Schwestern sich möglichst nützlich machen, doch wird in einem der vorerwähnten Aufsätze ausdrücklich bemerkt: „Es muß wieder und immer wieder darauf hingewiesen werden, daß dergleichen Dienste der Johanniter-Schwestern durchaus freiwillige sind, daß der Orden rechtliche Ansprüche in bezug auf Dienstleistungen nur im Fall eines Krieges oder bei allgemeinen Landesnöthen macht, daß dann nur der durchlauchtigste Herrenmeister das Recht der Einberufung ausübt." Dagegen sind viele Johanniterinnen auf eigenen Wunsch beständig in der Krankenpflege thätig und nehmen ganz bestimmte Stellungen ein, theils als Leiterinnen größerer Kranken-Anstalten, theils als pflegende Schwestern, manche, indem sie neben freier Station und Reise noch ein vom Orden erlaubtes Taschengeld zur Bestreitung der Kleidung beziehen. In den neun Jahren seit Bestehen der Einrichtung ist bis jetzt erst einmal eine wirkliche Einberufung erfolgt. Als während der Cholera-Epidemie zu Hamburg mehrere auswärtige Diakonissen für einige Wochen dorthin zur Pflege gingen, wurden in deren Mutterhäusern zu ihrer Vertretung dreizehn Johanniterinnen, welche der Orden frei wußte, vom durchlauchtigsten Herrenmeister beordert. Dieselben erhielten außer freier Station vom Orden das Reisegeld und eine tägliche Entschädigung von 1 Mark, woraus ersichtlich, daß pecuniäre Opfer den Damen in keiner Weise zugemuthet werden. — Welch ein unschätzbarer Vortheil für Damen, die den Beruf der Krankenpflege in sich fühlen, es ist, ihre Liebesarbeit in der Tracht und unter dem Schutze solch eines Ordens ausüben zu dürfen, ohne doch in drückender Weise gebunden zu sein, braucht wohl kaum hervorgehoben zu werden. G. v. H.

Die zehn Gebote des Mannes (36).

1. Du sollst Deine Frau vor anderen Frauen lieb haben, bevorzugen und ihr vertrauen.
2. Du sollst den Namen Deiner Frau nicht in den Mund nehmen, wenn Du mit lockeren Gesellen beim Glase sitzest.
3. Du sollst den Feiertag Deiner Familie widmen.
4. Du sollst Deinen Schwiegereltern und Schwägern mit Rücksicht begegnen, Deinen eigenen Verwandten aber wehren, wenn sie lieblos und ungerecht sind gegen Deine Frau.
5. Du sollst nicht tödten Deines Weibes Liebe durch Gleichgültigkeit, noch Deiner Kinder Ehrfurcht durch Leidenschaftlichkeit, noch beider Wahrhaftigkeit durch Mißtrauen.
6. Du sollst Dir allezeit bewußt sein, daß das Gebot „Du sollst nicht ehebrechen" um kein Jota weniger für den Mann als für die Frau gegeben ist.
7. Du sollst nicht stehlen, was zur Ausbildung Deiner Kinder oder zum Unterhalt Deiner Witwe dienen könnte, und es dem giftigen Drachen, das sind Deine eigenen Leidenschaften, Cigarren und Bücher, Spiel und Sport, junge Weiber und alte Trödelwaren, in den Rachen werfen.
8. Du sollst nichts vorlügen, weder Deiner Frau aus Feigheit, noch Deinen Kindern aus Bequemlichkeit, noch Deinem Vorgesetzten in feilem Streberthum, sondern bedenken, daß es nichts Elenderes, Erbärmlicheres und Verächtlicheres giebt, als einen Mann, der nicht den Muth hat seiner Ueberzeugung.
9. Du sollst nicht begehren, daß andere thun, was Du selber nicht zu leisten bereit bist.
10. Du sollst nicht begehren reich zu werden durch anderer Leute Armuth.

Mitgetheilt von einer deutschen Edelfrau, deren Mann diese Gebote befolgt.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin und Wien. — Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Paul Logemann in Wien. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltungs-Beilage

14. Juli 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 14.

Nachdruck verboten.

Der eitle Wacknitz.

Roman von Katharina von Doering in Berlin.

(6. Fortsetzung.)

Eine kleine Pause entstand in der Unterhaltung. Die Gräfin erhob sich.

„Darf ich Sie begleiten, Gräfin?“ fragte Wacknitz.

„Nun ja,“ sagte sie, „da Sie doch noch Reue empfinden.“

„Auf Wiedersehen!“ Wacknitz küßte Tante Lisa die Hand und schüttelte Heyden's Hände kräftig. „Auf Wiedersehen!“ wiederholte er, sich vor Mimi verbeugend, und hielt ihr die Rechte hin.

Sie legte die ihre, leicht das Haupt neigend, hinein.

Heyden sah fort. „Der Kerl!“ dachte er; „kann man's den Menschen verdenken, wenn jeder ihn gern hat? Ich möchte ihm die Gurgel umdrehen!“ — —

„Ihr Freund Erich scheint alle Aussichten verloren zu haben,“ bemerkte die alte Gräfin unterwegs zu Wacknitz.

„Ja, es scheint so,“ meinte er und zuckte die Achseln. „Möcht' wissen, warum? Ein so netter Junge!“

„Du lieber Himmel! Ein junges Mädchen hat tausend Gründe für einen. Es ist unberechenbar!“

„Und das gefällt gerade; das Berechenbare ist langweilig.“

„Ja, besonders Euch Flatterhänsen! — Na, hier sind wir! Haben Sie schönen Dank, und grüßen Sie Delsberg. Halt! — sagen Sie ihm noch, er solle mir bald eine Gräfin vorstellen; es wäre nun Zeit, wenn ich es noch erleben sollte.“

„Gut, ich werde ihm suchen helfen!“

„Suchen Sie nur für Sich selber; es sorgt besser jeder für sich allein!“

„Und Gott für uns alle!“ antwortete er leicht.

„Glauben Sie das auch nur,“ rief sie zurück, die Treppe hinaufsteigend, „dann fahren Sie gut! Glückliche Reise!“ —

Als Wacknitz und Gräfin Wittsberg gegangen waren, verabschiedete sich auch Heyden bald, und Mimi blieb, wie gewöhnlich, noch allein bei Tante Lisa. Es fing an zu dämmern.

„Möchtest Du eine Lampe, Tante Lisa?“

„Ja, Kind, klingle nur!“

„Laß mich nur selbst machen!“

Sie zündete die Lampe an und befestigte den Schirm daran. Dann rückte sie den Stuhl der Tante zurecht, legte ihr das angefangene Buch zur Hand und setzte sich still, mit leicht in einander geschlungenen Händen, ihr zur Seite.

Tante Lisa nickte ihr zu. „Das Ueberwinden fällt Erich sehr schwer, Mimi!“

Der Neffe that der guten Tante Lisa doch recht leid.

„Es hilft nichts, Tante; besser jetzt, als später. Ich glaube, es schadet einem Manne nichts; es schadet niemandem! Nicht wahr?“

„Das Ueberwinden?“

„Ja. Siehst Du, es geht doch alles, wenn man muß, und hauptsächlich wenn man will!“

„Die alte Stufenleiter! Kennst Du sie auch schon, Kind? Sie führt noch weiter.“

„Das hoffe ich!“

„Ich wußte übrigens nicht, daß Wacknitz mit Delsberg so befreundet ist. Ich vermuthe, er hat noch einen anderen Zweck, nach allem, was ich von Euch und Erich hörte.

Mimi schwieg; aber Tante Lisa fuhr unbeirrt fort: „Ich vermuthe, er wird sich mit Lotte verloben.“

„Das glaube ich auch,“ sagte Mimi, und dann schwiegen beide. Beim Fortgehen beugte Mimi sich zum Kuß über die alte Frau.

Diese nahm ihre Hand und sah ihr tief in die Augen. „Mimi,“ sprach sie innig forschend, „Mimi!“

„Gute Nacht!“ sagte Mimi mit zitternder Stimme, aber gefaßt, und küßte die gute alte Frau, die ihr beistehen wollte.

Als sie aus dem Hause trat, steckte der Laternenmann gerade die Laternen an. Mimi erinnerte sich der Dämmerstunde, da sie mit Lotte am Fenster gestanden, um dem Manne zuzusehen; an demselben Abend war ihr zuerst alles klar geworden. „Nein,“ dachte sie, „auch die gute Tante Lisa soll das nicht mit mir theilen! Ich kann es auch allein überwinden. Wie dürfte ich von Liebe zu Lotte sprechen, wenn ich es nicht könnte?“

20.

Soßna kletterte mit einem leichten Handkoffer in die Wagenabtheilung, und da er fand, daß die Gepäckstücke der übrigen Reisenden ungehörig viel Platz einnahmen, so rückte er sie hübsch solide zusammen und gab dem Koffer seines Herrn einen möglichst guten Platz. Dann schlug er noch einmal mit der flachen Hand darauf, um zu sehen, ob er auch fest säße, und legte den Mantel schön zusammengelegt darüber.

„Alles drin?“ Wacknitz trat an die Wagenthür.

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“ Soßna sprang hinaus.

„Gut! Nun halt' Dich ordentlich und treib' keine Dummheiten. Verstanden?“

„Zu Befehl, Herr Lieutenant!“

„Und daß alles in Ordnung ist, wenn ich zurückkomme!“

„Jawohl!“

„Es ist gut, Du kannst gehen! Ich war bisher mit Dir zufrieden.“

Soßna strahlte, grinste und ging. Er hatte sich schnell an Wacknitz' Art gewöhnt und hing an ihm mit einer gewissen Art von Bewunderung. Mit einem Wort, Herr und Diener hatten sich vortrefflich mit einander eingelebt.

Wacknitz setzte sich in seine Ecke. „Natürlich!“ dachte er, „wenn die Katze fort ist, dann tanzen die Mäuse.“ Er war in bester Stimmung, und sogar die auf dieser Bahnstrecke ziemlich öde Umgebung Berlins erschien ihm hübsch und freundlich in ihrem Frühlingskleide. Seine Reisegefährten beachtete er wenig; er sah sich fortgesetzt mehr die Gegend an, die nach und nach einen welligen Charakter erhielt. Als er in der Ferne die ersten bläulichen Bergketten auftauchen sah, hielt der Zug an einer kleinen Station. Er stieg aus und ließ sich eine Tasse Kaffee geben, die so heiß war, daß er sich die Zunge daran verbrannte. Dennoch trank er sie mit einem großen Aufwand von guter Laune leer, und als es zum letzten Mal läutete, stürzte er Hals über Kopf in den Wagen. Neugierig blieb er am Fenster stehen, bis der Zug an der Station hielt, wo er aussteigen mußte, um nach Wiesenthal zu gelangen.

Als er hinausblickte, sah er Delsberg schon auf dem Bahnsteig stehen und ihm zuwinken.

Wacknitz sprang aus dem Zuge und ging ihm lebhaft entgegen.

„Willkommen!“ rief Delsberg, ihm die Hände schüttelnd. „Ihre Anmeldung hat mich ungemein erfreut!“

Bald saßen sie im bequemen Landauer und fuhren, mitten durch das Städtchen hindurch, plaudernd dem Gute zu.

„Ist dieses der Heimatsort Fräulein von Felden's?“ fragte Wacknitz.

„Jawohl! Ich zeige Ihnen das Haus, wenn wir vorüber kommen. Es liegt etwas außerhalb.“

Als sie vorüber fuhren, stand Lotte in der Hausthür, offenbar von einem Spazierweg heimkehrend. Wacknitz grüßte lebhaft, und sie erwiderte den Gruß freundlich nickend. Ein helles Roth flog über ihr Gesicht.

„Ich werde morgen den Damen meinen Besuch machen,“ sagte Wacknitz, „ich habe einen ganzen Sack Grüße mit.“

„Gut,“ antwortete Delsberg, „ich habe morgen Geschäfte im Städtchen, dann begleite ich Sie. Wir gehen zu Fuß, wenn's Ihnen paßt; Sie werden sehen, welch hübscher Weg es ist.“

Wacknitz lehnte sich im Wagen zurück: „Wie nett ist es hier, wie weht die Luft frisch und rein! Es thut einem doch wohl, sich einmal ein paar Tage aufs Bärenfell zu legen.“

„Rechnen Sie nur auf Tage? Das thut mir leid!“

„Ich habe zehn Tage Urlaub. Einer her, einer zurück, bleiben acht übrig, die ich Ihnen mit Freuden widme, vorausgesetzt, daß Ihnen diese Widmung angenehm ist; aber das setzt man bei solchen Dingen immer voraus. Ich halte mich für mindestens eben so eingebildet, wie sonst jemand, Graf!“

„Nun, mit oder ohne Eitelkeit machen Sie mir eine um so größere Freude, je länger Sie bleiben. Es ist ein wenig einsam bei mir.“

„Ich danke Ihnen, Delsberg, und dann, — ich liebe solche Einsamkeit. Wir sind ja in guter Gesellschaft!“

Beide schwiegen, bis der Wagen vor dem Gutshause hielt. Es war kein Schloß, sondern ein massives, geräumiges Wohnhaus, nur einstöckig und mit langen Flügeln, die einen weiten Hof einschlossen. Hinter dem Hofe dehnte sich der große, schattige Park. Die Wirthschaftsgebäude lagen etwas abseits.

Wacknitz wurde in ein hübsches, wohnliches Zimmer im ersten Stock geführt, wo er sich vom Staube reinigte und bald ans Fenster trat, um über den Hof in den dunkeln Park zu blicken. Es war kein Mondschein, aber die Sterne fingen an, blaß über den Bäumen zu schimmern. Im Hofe stand ein Blüthen-übersäter Baum, der sich wie eine weiße Gestalt schwach gegen den dämmernden Himmel abhob. „Wie eine Braut!“ dachte Wacknitz. „Da fällt mir ein: daß ich nur nicht die Bestellung der Gräfin Wittsberg vergesse!“

Er stieg hinab ins Speisezimmer und theilte mit dem Grafen ein einfaches Mahl; dann plauderten sie noch gemüthlich zusammen, im sogenannten Herrenzimmer, und zogen sich beide zeitig zurück.

Der nächste Morgen war klar und frisch. Delsberg war schon seit sechs Uhr fort und noch auf den Feldern, als Wacknitz ins Speisezimmer trat. Nachdem er gefrühstückt, ging er zum Park über den Hof. Der Apfelbaum im Hofe hatte rosige Blüthen, und streute sie wie Flocken um sich her. „Wie frühlingsstark und zuversichtlich!“ dachte Wacknitz; „er trägt nicht soviel Früchte als Blüthen. Wer aber thut das? Und im Grunde, wer fragt darnach?“ Auf einmal sah er Mimi Felden vor seinem geistigen Auge stehen. „Ich möchte, sie fragte mich darnach!“ murmelte er unwillkürlich. „Wie komisch, daß ich mir soviel aus ihrer Meinung mache! Sehr merkwürdig, wirklich!“

Mittlerweile kam Delsberg auf den Hof geritten und sprang vom Pferde. „Sieh da!“ rief er, „schon munter? Nicht wahr, es ist ein schöner Baum?“

„Ja, ich möchte sogar sagen, es ist ein Baum, der wie dazu gemacht ist, vor dem Fenster der Schloßfrau zu stehen.“

Der Graf lächelte und sah hinauf nach einer Reihe Fenster, an denen die Vorhänge niedergelassen waren. Wacknitz folgte seinem Blick und lächelte auch.

„Dort wird die Gräfin einmal wohnen,“ sagte Delsberg.

Bald darauf schritten sie über den Kies vor dem Hause und schlugen den Weg zur Stadt ein. Er führte zwischen frisch grünenden Kornfeldern hindurch, über Wiesen, und mündete schließlich in eine mit Obstbäumen besetzte Landstraße. Im Felde wurde der Weg an beiden Seiten von kleinen Gräben eingefaßt, in denen kein Wasser war, und wo Thymian, kleine, gelbe Stiefmütterchen, Kamillen und anderes kleines Kraut lustig durch einander wucherten. Die Sonne schien darauf; es lag ein würziger Duft in der Luft, der allen Patschuli-Gerüchen der Städte kräftig Trotz zu bieten schien. Hier und da stand ein Busch Heiderosen am Wege. Die Röschen daran waren sehr klein und sehr dunkel, fast roth, und saßen bis zu vier Stück in einem Büschel zusammen. Lange Wildlinge, saftig und hellgrün, mit großen, aber noch weichen Dornen, schossen aus der Wurzel und dem Stamme auf. Darüber dehnte sich der klare, blasse Frühlingshimmel. Ein kleiner schwarzer Punkt war hier und da darin sichtbar, und nur das helle Schmettern hoch droben zeigte an, daß es eine Lerche sei. Die kleine Stadt lag gemüthlich und wohlig da, von Bäumen umgeben, und die Häuser sahen aus, als ob sie sich im Grünen ergangen hätten, wie eine zufriedene Hühnerfamilie, deren Mitglieder sich ein Loch in den Sand gekratzt haben und nun behaglich darin liegen. Hell funkelte der Hahn vom Kirchthurm. Die beiden Männer gingen ziemlich schweigsam neben einander her. Der Graf hing sehr angenehmen Ideen nach, und Wacknitz befand sich in einem behaglichen Urlaubszustand, in dem man am liebsten den Gedanken so lustigen Spielraum läßt, daß sie wie Träume hin und her gaukeln und keine feste Gestaltung vertragen.

Vor Tante Martha's Haus verabschiedete sich der Graf. „Hier ist's, lieber Wacknitz! Möglicher Weise hol' ich Sie ab; ich bin bald fertig.“

Wacknitz trat ein und ging gerade auf eine offene Thür zu, aus der Tellerklappern erschallte. Als er im Thürrahmen erschien, sah er eine schlanke Gestalt vor einem Küchentisch stehen, mit dem Rücken nach der Thür. Er erkannte sie gleich: es war Lotte! Sie hatte die Aermel bis zum Ellbogen aufgestreift und drehte sich schnell um, als sie Geräusch vernahm.

„Ah, Herr von Wacknitz!“

Sie begrüßte ihn herzlich.

„Da finden Sie mich bei einer sehr profaischen Beschäftigung; aber Tante Martha behauptet, ich allein könnte diesen Kuchen gut backen.“

„Davon bin ich überzeugt!“

„Warten Sie nur einen Augenblick, bis ich mir die Hände vom Mehl befreit habe, dann führe ich Sie in das Wohnzimmer. Hanne ist leider gerade auf dem Markt, so bin ich Mädchen für alles.“

„Natürlich, ganz wie Sie wünschen, gnädiges Fräulein: aber wie wäre es, wenn Sie Sich gar nicht in Ihrer Arbeit stören ließen, und ich setzte mich hier ganz gemüthlich auf einen Küchenstuhl? Vielleicht haben Sie auch noch Arbeit für mich!“

„Nein, nein, das verlange ich nicht; aber da Sie Sich so hübsch in Ihre Lage finden, so will ich wenigstens alles so weit führen, bis Hanne es übernehmen kann. Es wird nicht mehr lange dauern, bis sie zurückkehrt.“

Wacknitz setzte sich auf einen Küchenstuhl, während Lotte ruhig in ihrer Arbeit fortfuhr.

„Sie ist doch auffallend schön,“ dachte er, „so vornehm und ruhig in jeder Bewegung, und nie aus der Fassung zu bringen.“

„Haben Sie Grüße von Felden's?“ unterbrach Lotte seinen Gedankengang.

„Ja freilich, tausend und einen! Ich sah Fräulein Mimi von Felden vorgestern bei Frau von Bornung, und sie trug sie mir noch ganz speciell auf!“

Da war wieder Mimi's Gestalt neben der Lotte's! Er konnte es nicht ändern! Er fing wieder an, beide heimlich zu vergleichen.

Lotte war schön; Mimi eigentlich nicht, nur sehr anziehend. Lotte war sehr vornehm in ihrer Erscheinung; Mimi weniger auffallend, aber noch verfeinerter. Lotte war tüchtig, wie er sah. Mimi? Innerlich sagte er sofort: „Wenn ich's auch nicht genau weiß, sie muß es sein. Die bestimmte Art kann nicht anders, als zugreifen, wo es noth thut.“ Lotte war hervorragend klug, und zwar von einer sehr anziehenden Klugheit, die sich nie selbst in den Vordergrund schob, sondern die anderen immer aufmunterte. Mimi war viel schweigsamer und hatte eine ihr eigene Art, die Dinge mit fast männlicher Kühle zu betrachten. — Und dann diese bezaubernde Liebenswürdigkeit Lotte's! Konnte ihr jemand widerstehen? Nein, ihre Herzensfreundlichkeit zog an, während Mimi's Liebenswürdigkeit .... Ja, wie denn? Die fesselte ihn so sehr, daß er immer wieder in Gedanken zu ihr zurückkehrte, mochte er wollen oder nicht. Es war da etwas Tiefes, eine gewisse Hoheit, die so einfach war, so ungekünstelt, daß es ihn immer wie ein warmer Strom umfing. Er blickte auf. Lotte rührte emsig in ihrem Teig umher. „Eine entzückende Frau würde sie sein,“ setzte Wacknitz seinen Gedankengang fort, sich energisch von Mimi befreiend. „Ich möchte, sie verheirathete sich, Donnerwetter, ja! Aber mit wem denn? Mit mir vielleicht?“

„Ach!“ seufzte Lotte und war ganz roth vor Anstrengung.

Wacknitz stand auf und trat näher. „Macht es Ihnen Mühe?“

„Nein! Ich wünschte nur, Hanne käme endlich, um zu rühren; ich bin hier an den Teig geschmiedet, wie Prometheus an den Felsen.“

„Es muß gräßlich müde machen!“

„Ja, wenn man nicht abwechselt!“ Und sie nahm den Quirl aus der rechten in die linke Hand und biß sich in die Unterlippe.

„Erlauben Sie 'mal, gnädiges Fräulein!“ sagte er, „da Hanne sich auf dem Markte zu verschwatzen scheint, so kann ich Sie, als Cavalier, nicht in dieser trostlosen Lage lassen. Vertrauen Sie mir das Ding einmal an!“

Er nahm ihr den Quirl aus der Hand. „So?“

„Nein, so!“ Sie machte es ihm vor.

Ja, ja, jetzt weiß ich schon!“ Und er ging mit solchem Eifer ans Werk, als handele es sich um sein Lebensglück. „Sie nimmt mich gut in die Schule!“ dachte er und rührte mit Macht.

So, jetzt bin ich ausgeruht; nun lassen Sie mich nur wieder!“

„Um keinen Preis! Halten Sie mich für einen Schwächling?“

„Nicht ganz. Soviel Selbstüberwindung hätte ich Ihnen allerdings nicht zugetraut.“

„Es wächst der Mensch mit seinen höhern Zwecken,“ rief er lachend, und drehte zur Abwechslung von rechts nach links.

„Sie müssen nicht einmal so und einmal anders herumrühren, Herr von Wacknitz; das ist schädlich für den Teig!“

„O!“ meinte er erschrocken, „das will ich doch nicht auf mein Gewissen nehmen!“

„Sogar ein so zartes Gewissen! Bitte, nun geben Sie mir den Quirl. Ich glaube, da kommt Hanne.“

Man hörte verschiedene Stimmen im Flur, und bald erschien Hanne auf der Schwelle. Sie trug den großen Marktkorb am Arm und blieb wie versteinert stehen, als sie den emsig rührenden Wacknitz erblickte.

„Ist das gnädige Fräulein im Wohnzimmer, Hanne?“ rief Tante Martha.

„Sie hat Besuch,“ antwortete Hanne kichernd und stellte den Korb beiseite.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Inzwischen erschien Tante Martha, gefolgt von Delsberg. „Na nu?“ staunte sie.

Wacknitz sah sich um, und plötzlich brachen alle vier in ein unbändiges Gelächter aus.

Hanne nahm ihm den Quirl aus der Hand und rührte weiter. „Das wird 'nen schönen Klietsch geben,“ dachte sie und sah sehr vergnügt aus.

Als sich die Heiterkeit etwas gelegt hatte, stellte Delsberg seinen Freund der Tante vor.

„Bitte, kommen Sie aber nun auch noch hinein,“ bat letztere. „Sie scheinen mir sehr gelehrig, Herr von Wacknitz!“

„Na, es kommt immer darauf an, wie man unterrichtet wird! Meine Lehrerin war äußerst nachsichtig.“

„Und Sie waren äußerst pflichttreu!“ lobte Lotte.

Sie war so lustig, wie Delsberg sie selten gesehen. Er blickte im Gespräch, das er mit ruhigem Gleichmuth führte, noch oft zu ihr hinüber und freute sich ihres Liebreitzes und ihrer Schönheit.

Als die Herren aufbrachen, waren Tante Martha und Wacknitz schon sehr gute Freunde. Er schüttelte ihr sowohl wie Lotte herzlich die Hand. „Auf Wiedersehen!“ rief er fröhlich.

Lotte ging in ihr Zimmer. Sie stellte sich ans Fenster, sah sinnend hinaus und lächelte. „Ich möchte heut' jemand eine Freude machen,“ dachte sie. „Hanne mag ins Theater gehen, solange die Truppe noch hier ist.“ Sie nahm schnell ein Geldstück aus ihrer Börse und lief die Treppe hinab in die Küche. „Hanne, Du darfst heut' ins Theater! Da, ich bezahl's für Dich!“

„Schön' Dank, Fräulein Lottchen, aber heut' geh' ich nich! Sie geben so 'was Dummes! Ich wart' lieber, bis sie 'was ordentlich Trauriges geben, wo man weinen kann. Sonst is doch kein Spaß nich dabei!“

„Wie Du willst, Hanne!“ Lotte gab ihr das Geld und stieg lachend wieder hinauf in ihr Zimmer.

21.

Es trat Regenwetter ein, und als Wacknitz mit seinem Wirth gemüthlich im Herrenzimmer saß, plauderte, las und rauchte, prasselte der Regen gegen die Scheiben und bildete Pfützen im Hofe.

Wacknitz saß mit übergeschlagenen Beinen in einem großen Lehnstuhl und hatte eine Zeitung in der Hand, während Delsberg ihm gegenüber eifrig in einem anderen Blatte gelesen hatte. Wacknitz sah über den Rand der Zeitung hinaus an die Stubendecke und dachte nach. „Es ist doch recht gut, daß ich neulich, beim Kuchenbacken, mein Herz nicht verloren habe! Das Mädchen ist wirklich, — alles was recht ist, — entzückend; aber liebe ich sie eigentlich? Lieben? Na ja, darauf versteh' ich mich nicht! Einbildung! Rausch! Der Wahn ist kurz, die Reu' ist lang! — Nein, ich liebe sie nicht!“ sagte er plötzlich innerlich sehr energisch. „Ich liebe . . . .“

„Lieber Delsberg,“ ergänzte er laut, „ich habe noch eine Bestellung von der alten Gräfin Wittsberg vergessen. Sie fordert Sie auf, ihr baldmöglichst die Gräfin Delsberg vorzustellen.“

Der Graf legte seine Zeitung fort. „Das war schon seit einiger Zeit meine Absicht,“ erwiderte er ruhig.

„Und darf ich's wissen, wen Ihre Wahl traf?“ fragte Wacknitz gespannt. „Ich frage nicht aus Neugierde, sondern aus warmem Interesse, Delsberg!“

„Wenn Fräulein Lotte von Felden damit einverstanden ist, so soll sie und keine andere Gräfin Delsberg werden!“

Wacknitz reichte ihm die Hand über den Tisch. „Ich gratulire von Herzen. Fräulein von Felden ist wie geboren dazu!“

„Ich, — ich spreche im tiefsten Vertrauen zu Ihnen, lieber Freund, — bin mir nur noch nicht klar, ob sie mir Gehör schenken wird. Man holt sich nicht gern einen Korb!“

„Natürlich nicht! Ich hab's zwar noch nie versucht. Ich habe es vielleicht auch deshalb nie gethan, weil ich fürchtete, keinen zu bekommen.“

„Auch ein Grund!“ sagte Delsberg; „aber wenn man ein Mädchen wirklich liebt?“

„Hm, ja — —!“ Wacknitz trommelte unruhig auf dem Tisch. „Glauben Sie nicht an die Liebe?“

„Das wage ich nicht zu sagen. Bei mir glaube ich nicht daran! Das heißt, hm —. Ich bin eigentlich in dieser Hinsicht sehr mißtrauisch gegen mich und auch gegen die Frauen.“ Er sprach undeutlich und war erregt und unruhig, als sei er aus dem gewohnten Gleichgewicht gekommen.

Delsberg meinte: „Nun, Ihre Weltanschauung ist etwas trübselig, und wenn man Sie sprechen hört, so meint man, Sie dächten sehr gering von Sich.“

Wacknitz raffte sich zusammen und bemühte sich, wieder der Alte zu sein.

„Nicht wahr? Und dabei bin ich ziemlich eitel, wie man sagt. Ich glaube, daß das Gute meistens nicht um des Guten willen gethan wird. Ich glaube, daß nicht um der Liebe willen geliebt wird, sondern daß ganz andere Interessen dabei im Spiele sind. Und wenn Interesse oder Instinct dabei in Frage stehen, so sind eben Güte und Liebe nicht mehr vorhanden, oder richtiger, nie da gewesen. Sehen Sie, das, glaube ich, ist die gewöhnliche Güte oder Liebe; und ich nehme mich selbst durchaus nicht aus. Das ist vielleicht nun wieder Bescheidenheit?“

Er stand vor Delsberg, die Hände auf dem Rücken. Die Rechte hielt noch die Cigarre und drehte sie zwischen Daumen und Zeigefinger. Und mit dem etwas kalten, spöttischen Blick seiner stahlblauen Augen sah er den Grafen unverwandt an und lächelte zu den eigenen Auseinandersetzungen.

Delsberg hörte aufmerksam zu und strich sich langsam mit der Hand über den etwas ergrauenden Bart. „Wenn Sie aber behaupten, sie könne herabgezogen werden, so geben Sie doch das Sein der Güte und Liebe zu?“

„Ja, du lieber Himmel; aber sie ist ungreifbar! Was nützt das Ideal, das unerreichbar ist? Es macht einen nur ärgerlich. Es ist, als ob es nicht wäre, und infolgedessen ist es eigentlich nicht!“

Der Graf lachte. „Sie gefallen Sich darin, Sich niedriger hinzustellen, als Sie wirklich stehen!“

Wacknitz that einen langen Zug aus seiner Cigarre. „Es ist sonderbar, daß Sie, der Sie mich stark anziehen, mir mit anderen Worten dasselbe sagen, wie einmal ein junges Mädchen, die ich ebenfalls sehr, — sehr achte. Sehr sonderbar!“ Er trat ans Fenster und sah hinaus. „Es wäre trostlos, wenn meine letzten Tage hier noch verregnen sollten, Delsberg; aber es gießt wie mit Mulden!“

Der Graf antwortete nicht. Er stand an seinem Schreibtisch und schien zu überlegen.

Wacknitz setzte sich auf das Fensterbrett und rauchte weiter.

„Ich werde morgen früh, ob Regen, ob Sonnenschein, in der Stadt sein. Vielleicht gehen Sie sagen, wenn es klarer wird, lieber Wacknitz?“

„Ich wollte, es würde klar!“ Wacknitz strich sich mit der Hand über die Stirn. —

Am anderen Tage hellte es sich vollständig auf. Der Graf ließ anspannen und fuhr allein ins Städtchen.

Als Hanne den gräflichen Wagen vor der Thür halten sah, stellte sie den Marktkorb, den sie schon am Arme hatte, wieder hin und flüsterte: „Aha! Na, ich riech' schon den Braten!“ Dabei schoß sie aus der Küche und lief Delsberg voran, die Thür zum Wohnzimmer vor ihm aufreißend, um ihn zu melden.

Lotte saß am Fenster und las. Sie erhob sich, legte ihr Buch fort und ging dem Grafen ruhig entgegen, ihm freundlich die Hand zum Gruße bietend. Etwas erstaunt hingen ihre Augen an seiner Kleidung, und lächelnd erhob sie sie zu seinem ernsten Gesicht. „Schon im Gesellschaftsanzug, Herr Graf? Was ist denn heute los?“

„Nun, nichts, was die Stadt besonders anginge, gnädiges Fräulein, sondern nur mich allein und ein klein wenig auch Sie.“

„Mich —?“ Sie wies mit der Hand auf einen Stuhl und setzte sich ihm gegenüber. Plötzlich flog ein helles Roth, wie jähes Erschrecken, über ihr Gesicht. Sie hatte verstanden.

Nach einigen gleichgültigen Worten sagte Delsberg plötzlich mit bewegter Stimme: „Ich komme mit der Frage, ob Sie, Fräulein von Felden, meinem Hause die Ehre anthun wollen, als Herrin hineinzuziehen? Denn es wäre wahrhaft eine Ehre für mein Haus und für mich, wenn Sie als Gebieterin darin schalteten!“

Lotte antwortete nicht. Sie hatte die Hand wie abwehrend erhoben und sah ihn bittend an.

„Ich liebe Sie so sehr, wie ein Mann eine edle Frau nur lieben kann,“ fuhr der Graf fort; „glauben Sie mir das nicht?“ Sein ehrlicher schöner Blick ruhte auf ihr.

„Doch, ich glaube es! Ich glaube an jedes Wort, das Sie sagen!“ erwiderte sie, sich fassend, und reichte ihm die Hand. „Aber es kommt mir so überraschend, daß ich ganz verwirrt bin. Ich hatte nicht daran gedacht —!“

„Daß ich alter Mann noch so etwas thun könne? Nun, so gar alt bin ich noch nicht, vierzig Jahre.“ — Er beugte sich stark vor. „Darf ich hoffen?“

„Lassen Sie mir etwas Zeit, Graf Delsberg. Heirathen ist doch ein Entschluß. Lassen Sie es mich bedenken!“

Er erhob sich und verbeugte sich tief. „Nichts ist natürlicher als das! Wann darf ich die Antwort erwarten?“

„Uebermorgen.“

Er neigte sich noch einmal und ging.

Lotte blieb in der Mitte des Zimmers stehen und blickte durchs Fenster dem hohen, schlanken Manne nach. „Es ist doch nur ein Aufschub,“ dachte sie, „ich konnte es nicht übers Herz bringen, so gleich nein zu sagen.“ Sie nahm Hut und Schirm und ging spazieren, weil sie im Gehen immer am besten ihre Gedanken zu ordnen verstand. —

Wacknitz war nicht jagen gegangen, sondern schlenderte durch die Felder. Er wollte den schönen Tag genießen und wanderte planlos an den sonnenbeschienenen Rainen entlang. Hier und da fesselte ihn ein Käfer, der hastig über den Weg lief; oder er beobachtete einen Ameisenhaufen und bohrte manchmal seinen Spazierstock tief hinein, um das geschäftige Treiben der Thierchen zu beobachten, die für ihren Bau fürchteten. Dann sah er ein Nest in einer Hecke und verweilte, um die Alten zu betrachten, die ab- und zuflogen. Bei einer Biegung des Weges stand er plötzlich Lotte gegenüber.

„Ei der Tausend!“ sagte er laut und blieb ganz verdutzt stehen. „Sie hier, gnädiges Fräulein?“

„Warum nicht?“ antwortete sie, ihre Ueberraschung bemeisternd. „Im Freien läßt sich's so gut nachdenken.“

„Ich denke hier gar nicht nach; ich vegetire nur!“

„Ja, aber manchmal ist es durchaus nothwendig. Wie lange bleiben Sie noch?“ fügte sie unvermittelt hinzu.

„Bis übermorgen! Dann geht der Ernst des Lebens wieder an. Ich muß offen gestehen, ich graule mich etwas davor.“

Sie schritten eine Zeit lang schweigend neben einander her; jedes war dem anderen wie ein falsch gelöstes Räthsel, bis ihnen ein einziges Wort die richtige Lösung zeigte.

„Darf ich die Ursache Ihres tiefen Nachsinnens erfahren?“ fragte er. „Es scheint etwas sehr Schwieriges zu sein.“

„Ja, das ist es!“

Während er schweigend einen kleinen Haselbusch zerpflückte, kämpfte das junge Mädchen ersichtlich einen schweren inneren Kampf mit sich. Endlich schien sie zu einem entscheidenden Schluß gekommen zu sein. Hastig stieß sie heraus: „Uebrigens — warum sollte ich Sie's nicht wissen lassen? Graf Delsberg hat um mich angehalten.“

Er zuckte nicht mit einer Wimper. „Und was antworteten Sie ihm?“ fragte er ruhig.

Sie lag eigentlich bei ihm, diese Antwort! Unwillkürlich erhob Lotte die gesenkten Augen zu ihm. In seinem Gesicht schien keine Erwiderung geschrieben zu stehen. Aber sie mußte jetzt völlige Klarheit erhalten! „Was würden Sie ihm an meiner Stelle für eine Antwort gegeben haben?“ fragte sie leise.

Blitzartig durchzuckte ihn die Offenbarung dieses Blickes, dieser Frage. Es schoß ihm heiß zum Herzen, er schien leidenschaftlich reden zu wollen. Doch dann lächelte er, und wieder in seine harmlose, freundschaftliche Art zurückfallend, entgegnete er: „Ich würde ja gesagt haben!“

So, nun kannten sie beide die richtige Lösung! Sie sahen einander ins Herz, und jedes schloß sein Geheimniß ein, jedes suchte es zu vergessen. — Auch Lotte fand jetzt ihren alten Ton wieder, und beide plauderten unaufhörlich, bis Tante Martha's Haus erreicht war.

Als Lotte die Treppe zu ihrem Stübchen hinaufstieg, trat Hanne aus der Küchenthür und rief: „Fräulein Lottchen, heut' darf ich ins Theater geh'n; sie geben den schwarzen Mohren von Venedig, und zum Schluß thut er sie erwürgen und sich selbst erstechen!“

„Das freut mich sehr,“ sagte Lotte und biß die Zähne zusammen, „wirklich, es freut mich sehr!“

22.

Tante Martha und Lotte saßen bei Tische und aßen ihre Suppe.

Lotte führte eben einen gefüllten Löffel langsam zum Munde und schien ein Orakel zu ergründen, das in der Tiefe ihres Tellers ruhte, als Tante Martha scharf fragte: „Lotte, was giebt's? Schmeckt Dir die Suppe nicht? Du ißt ja gar nichts!“

Lotte schrak zusammen; der Inhalt des Löffels ergoß sich auf ihr Kleid.

„Na, Geschicklichkeit ist keine Hexerei! Auf dem Eckbrett in meinem Schlafzimmer steht eine Flasche Benzin. Aber, bitte, was hast Du, Kind?“

„Nichts Besonderes, Tante!“ antwortete Lotte verwirrt; worauf sie nach einer Pause hinzusetzte: „Graf Delsberg hat um meine Hand gebeten.“

„So, und das nennst Du nichts Besonderes? Jedenfalls eine eigene Auffassung der Sache! Uebrigens hast Du nicht so ganz unrecht, denn wenn er Hanne um ihre Hand gebeten hätte, so wäre es jedenfalls auffallender gewesen. Aber, mein Gott, was gedenkst Du zu thun, Kind —?“ Tante Martha sah plötzlich sehr aufgeregt aus und vergaß, Hanne zu klingeln, obgleich beide abgegessen hatten.

„Ich gedenke ja zu sagen; ich will es aber noch einmal beschlafen.“

„Hm, das ist nur vernünftig.“

Eine Stille trat im Zimmer ein.

„Kind, es wird sehr einsam werden, ohne Dich,“ hob Tante Martha dann an. Ihre Augen füllten sich mit Thränen, während sie ein Stück Fleisch auf ihrer Gabel hülflos zwischen Himmel und Erde schweben ließ.

„Ich werde Dir ja immer ganz nah sein, Tante Martha,“ antwortete Lotte und streckte ihr die Hand über den Tisch hin. „Wir bleiben uns doch treu!“ Sie blickte die alte Dame mit ihrem herzgewinnenden Lächeln an und nickte ihr zu.

Am Abend zog Lotte sich früh zurück; sie ging in ihr Stübchen und setzte sich vor ihren Schreibtisch, den Kopf auf die Hand stützend. Langsam und genau ließ sie die Bilder des Winters an sich vorüber ziehen, und jedesmal, wenn Wacknitz' Gestalt darin auftauchte, so nickte sie. Hatte sie nicht an eine Neigung seinerseits glauben dürfen? Sie hatte gemeint, ihn gut zu kennen, aber sie hatte sich geirrt, sie kannte ihn gar nicht! Sie stand auf, entkleidete sich langsam und ging zu Bett. Lange lag sie wach, mit offenen Augen. „Große Erwartungen!“ dachte sie, und ein paar schwere Tropfen rollten ihr langsam die Wangen hinab und ließen einen nassen Fleck auf dem Kissen zurück. —

Als Wacknitz denselben Abend sein Zimmer aufsuchte und sich müde auf sein Bett streckte, nahmen seine Gedanken denselben Weg, wie die Lotte's. Sie stand wieder vor ihm und sah ihn so eigen an; aber dieser Blick hatte ihn nur einen Augenblick stutzig gemacht. Er liebte sie nicht, hatte sie nie geliebt. Auf einmal that es ihm leid, daß er sie gewissermaßen irre geführt, ein Gefühl für sich in ihr erweckt hatte, ohne es zu wollen. Sein ritterlicher Sinn sträubte sich gegen dieses Thun. „Nie wieder!“ sagte er sich. „Es scheint, die Frauen verstehen keinen Spaß.“ Er lächelte. Aber er wurde nicht ruhiger. Es war etwas in ihm aus dem Gleichgewicht gekommen, und er versuchte vergebens, es wieder zu erlangen. Er zweifelte plötzlich an sich selbst. Das hatte er noch nie gethan! Er hatte sich nie für gut gehalten, im Gegentheil, aber er hatte an sein Können, an seine Kraft geglaubt. Es war ihm nie eingefallen, daß es nöthig sei, gut zu sein. Jetzt wünschte er es plötzlich, warum? wußte er selbst nicht. Es war ein instinctives Sehnen nach etwas, was er nicht besaß. „Ich bin verrückt!“ brummte er und versuchte an etwas anderes zu denken. Unter sich hörte er Schritte. Gleich fiel ihm Delsberg ein. „Der ist gut!“ fuhr es ihm durch den Sinn. Er wußte, daß der Graf ein überzeugter Christ war, und trotzdem er von den „Frommen“ herzlich wenig hielt, so hatte er doch einen viel zu klaren Blick, um nicht zu erkennen, daß das Christenthum Delsberg's mit dessen Charakter eng zusammenhing.

„Aber ich kann nicht glauben,“ sagte er sich dann, „es ist mir unmöglich! Warum sollte ich glauben? Wer zwingt mich dazu? Ich mich selbst? Das geht nicht!“ Er wußte, daß er die Ueberzeugung vom Sein Gottes haben mußte, ehe er daran zu glauben vermochte. Diese Ueberzeugung besaß er nicht im geringsten Grade. „Wenn ich auch möchte, was hilft der gute Wille?“ schloß er seine Betrachtungen und dann schlief er ein.

Am nächsten Morgen fuhr er etwa gegen elf Uhr nach der Stadt, um sich von Lotte zu verabschieden, denn sein Zug ging um Mittag. Der Graf wollte ihn auf der Station erwarten, da er am Morgen Geschäfte zu Hause hatte. Lotte befand sich im Garten.

Sie hörte seine verbindlichen Worte ruhig lächelnd an und sagte, ihm die Hand reichend: „Auf frohes Wiedersehen in alter Freundschaft! Nicht wahr, Herr von Wacknitz?“

„Auf frohes Wiedersehen, gnädiges Fräulein!“ Er forschte in ihren Augen. Eine sonderbare Neugierde plagte ihn, zu sehen, ob darin wieder ein solcher Blick leuchten würde, wie neulich. Aber genau so, wie er am Tage vorher, zuckte Lotte nicht mit einer Wimper und sah ihn so gleichmüthig harmlos an, wie nur je in früherer Zeit, sodaß er sich fragte: „Donnerwetter, sollte ich mich geirrt haben?“

Er neigte sich tief und ging, während sie ihm nachdenklich und in tiefer Bewegung nachschaute. „Warum,“ sann sie, „lassen wir doch unserer Einbildungskraft immer so die Zügel schießen, daß sie dem Herzen solchen Streich spielen kann?“

Als der Graf sich von Wacknitz, der ihm mit ganz besonders ausdrucksvoller Herzlichkeit die Hand schüttelte, auf dem Bahnhof verabschiedet hatte, schickte er den Wagen heim und ging, um Lotte's Antwort zu holen. Er mußte einige Augenblicke warten, bis sie erschien.

Tante Martha empfing ihn mit kräftigem Händedruck und zog sich zurück, die Wirthschaft vorschützend, nachdem sie Lotte's Schritt vor der Thür vernommen hatte.

Lotte schlug das Herz laut, als sie die Finger auf die Klinke legte. Trotzdem sie sich alles ganz klar zu machen gesucht hatte, war es ihr doch in nebelhafter Ferne erschienen. Jetzt plötzlich stand ihr ganzes zukünftiges Leben vor ihrer Seele, wie vom hellsten Licht beleuchtet. Sie fühlte eine eigenthümliche Beklemmung; dann öffnete sie rasch die Thür, um der Bewegung ein Ende zu bereiten. Als der Graf die jugendschöne, stolze Gestalt vor sich stehen sah, ergriff er schnell ihre beiden Hände, beugte sich darüber und führte sie an seine Lippen.

„Ja?“ fragte er.

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Geistige Interessen.

Von Bismarck's Geburtstag. „Beim Achtz'ger kemma mer wieda z'samm'", rief Karl Stieler am Schluß seines poetischen Glückwunsches dem Altreichskanzler zu dessen siebzigstem Geburtstag zu.

Das Schicksal hat es anders gewollt, — der warmherzige Dichter ruht längst im Schatten seiner geliebten Berge am blauen Tegernsee, — sein Versprechen aber hat am 80. Geburtstage des großen Kanzlers die Tochter eingelöst, und in wie liebenswürdiger Weise, sollen die Leserinnen nachstehend erfahren.

Euer Gnaden Herr und Fürst!
Jetzt is da Achtz'ger da, — ja mein,
Mit Wünsch' that koaner gnua si 'than,
Denn was an Bismarck angeht, — schaug,
Dös geht an jeden Deutschen an.
Da kimmt halt ar a Gruaß zu Dir,
Der is grad von an Diarndl, woaßt,
Hint aus die Berg, weitmächti weit
Kimmt der heunt zu Dir aufi groast,
Und dengersicht hätt' i mit die Schneid,
Bal's mir nit war, als müaßt i 's thoan,
Denn schaug, der Gruaß hint aus die Berg,
Der kimmt nit von die Berg alloan,
Vom Himmi kimmt er, gwiß is wahr,
Und von dem Mann, der gern und wia,
Wia föll beim Siebz'ger, woaßt as no,
Beim Achtz'ger kemma wollt zu Dir,
Und weil er selm iazt nimmer kann,
Han i halt gmoant, i muaß Dir's sagn,
Sei Diarndl, müaßt als guaten Wunsch
Sein Gruaß, sei „Gelts Gott" zuawi trag'n.
Und was i Dir no wünschen that,
Dös Beste, was nur allweil geit. —
I kann's nit sag'n, zum beten grad
Is ja mein Wunsch; Du liabe Zeit!
„Grüaß Gott zum Achtz'ger!" hoaßt's wohl heunt
Im ganzen Deutschland, dös hat koan Noth!
„Grüaß Gott zum Achtz'ger," sag ar i
Und staad dazua no: „B'hüat Di Gott!"

Gesundheits- und Körperpflege.

Unwissende vom Lande. — Ein unschädliches Mittel zum Braunfärben der Haare ist frischer Preßsaft von grünen Nußschalen und Blättern. Die Haare müssen entfettet und mit dem Safte durchgekämmt oder gebürstet werden, natürlich unter Schonung der Haut. Alle andern Extracte färben weniger gut und haltbar. Dr. D.

Marie. — Das lästige Schwitzen der Achselhöhlen erfordert abends eine kräftige Seifenwaschung und nach gründlichem Trocknen das Einpudern mit Salicyl-Streupulver, noch besser mit einer Mischung von 3 bis 6 Theilen Salicyl-Säure (je nach der Stärke des Geruches), je 10 Theile Bor- und Weinsäure und je 40 Theile Zinkweiß und Talk. — Wird die Haut dadurch zu stark gereizt, so ist einige Tage mit Salicyl-Vaselin einzureiben. Dr. D.

Frau Prof. W. — Dr. Theinhardt's Hygiamen und Kindernahrung sind in Bezug auf Verdaulichkeit und Nährwerth zweckmäßig zusammengesetzt und werden als Nahrungsmittel bei schwacher Verdauung und für Kinder von vielen bewährten Aerzten warm empfohlen. Sie sind aber nicht Arzneimittel und sollten trotzdem, besonders bei Kindern mit gestörter Verdauung, nicht ohne ärztliche Anordnung und Ueberwachung versucht werden. Dr. D.

Myrrholin-Seife. — Es ist eine merkwürdige, aber vielfach beobachtete Erscheinung, daß die besten Heilmittel, lange bevor sie in den ärztlichen Arzneischatz übergingen, vielgebrauchte Volksmittel waren, sofern es sich um Arzneien handelt, welche die Natur in mehr oder weniger vollendeter Form als Rinde, Blüthe, Wurzel, Harz ꝛc. liefert. Ich erinnere nur an die China, die Brechwurzel Ipecacuanha, welche lange, bevor sie als Arzneien nach Europa gebracht wurden, bei den Eingeborenen Amerikas als Heilmittel in großem Rufe standen. Mitunter gerieth auch ein solches Mittel in Vergessenheit, um dann später wieder ans Licht gezogen zu werden und meist mit Recht, denn im Volke bürgert sich ein Mittel als heilkräftig oder wirksam selten ohne allen Grund ein.

Zu den fast in Vergessenheit gerathenen, schon im Alterthum als Conservirungs-, Schönheits- und Salbemittel in hoher Achtung stehenden Substanzen gehört die Myrrha, ein Harz, das hauptsächlich aus dem Somali-Gebiete Afrikas stammt, wo es aus der Rinde eines im Gebirge in der Höhe von 500 bis 1000 m wachsenden Strauches oder Baumes, der Balsamea Myrrha, ausschwitzt.

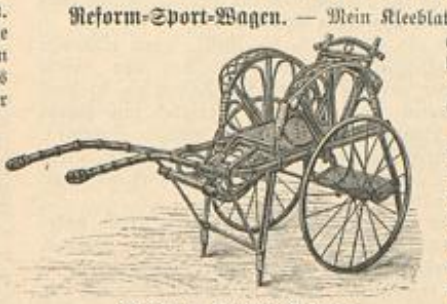
Neuerdings ist die Myrrha, die meist nur noch zu Zahn-Tinkturen und Mundwässern Verwendung fand, von der Firma A. Flügge & Co., Frankfurt a. M., zur Herstellung einer feinen Toiletten-Seife benutzt worden; ich habe nach wiederholten Versuchen an mir selbst, aber auch andern Personen diese Seife als ein in jeder Hinsicht angenehmes und vorzügliches Fabrikat schätzen gelernt. Namentlich bei rauher, sehr empfindlicher Haut schien mir die Seife von ausgezeichneter Wirkung, und ich werde mich weiterhin dieser Seife bedienen, da sie mir auch durchaus preiswürdig erscheint. Dr. S.

Nervöses junges Mädchen (43). — Von den infolge der Frage angegebenen Adressen möchten wir folgende nennen: Frau Louise Müller, geb. v. Beesten, Hamburg-Eimsbüttel, Belle-Alliance Str. 60, II; Frau A. Lange, Hannover-Linden, Niemeyerstr. 7; Frau Dr. Kindler, Rietschen, Station der Berl.-Görlitzer Bahn; Frau A. Trene, Steglitz-Berlin. Die übrigen Adressen stehen der Fragestellerin auf Wunsch zur Verfügung. D. Red.

Sonnenblume. — Als vorbeugendes Mittel gegen den Sonnenbrand empfiehlt man neuerdings das Tragen brauner Schleier oder das Pudern des Gesichtes mit braunem Puder. Eine Garantie für den Erfolg vermögen wir natürlich nicht zu übernehmen, auch finden wir, daß ein von Luft und Sonne gebräuntes Gesichtchen zuweilen hübscher und pikanter sein kann, als bleiche und deshalb leicht krankhaft erscheinende Züge. D. Red.

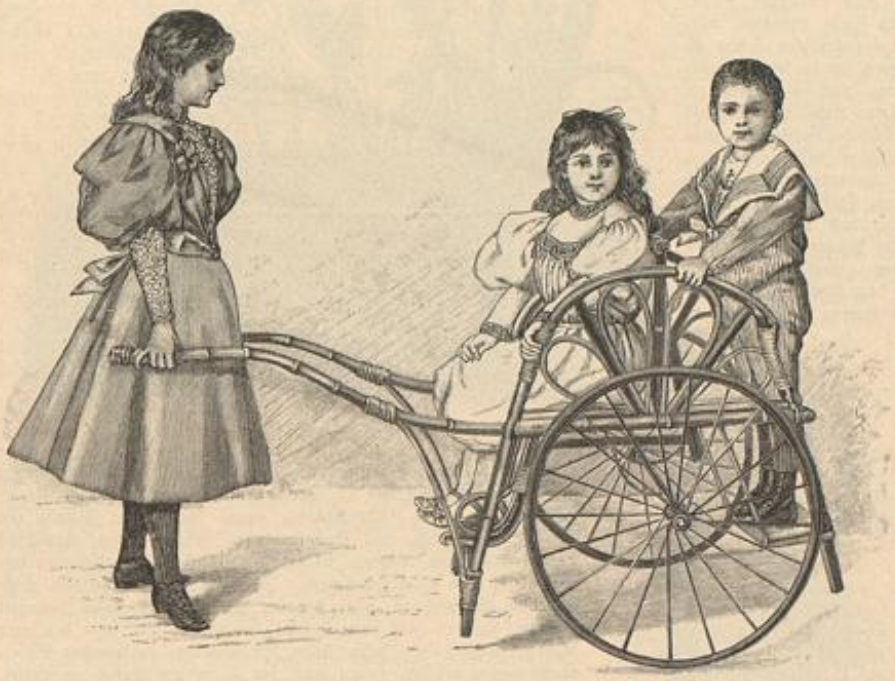
Kindererziehung.

Reform-Sport-Wagen. — Mein Kleeblatt, zwei Mädel und ein Bube, vernachlässigen mit einem Male sämmtliche Spielsachen, seitdem der Geburtstagsmann dem Erbprinzen einen ganz allerliebsten neuen Sport-Wagen beschert hat. Der Moment-Photograph, in dessen Behandlung ich mir eine ziemliche Fertigkeit angeeignet habe, zeigt das Gefährt sammt seiner jungen Besatzung. In der Chaise sitzt das kleinste Schwesterchen recht bequem, während auf dem Trittbrett der Knabe stehend Platz findet. Der Mühe des Fahrens unterzieht sich die Aelteste mit großem Eifer. Besonders hübsch ist es, daß Sitz und Lehne des Stuhles sich dermaßen verstellen lassen, daß die Insassin sowohl aufrecht sitzen, als bequem eine halb liegende Stellung einnehmen kann; allerdings muß im letzteren Falle der dienstthuende Lakai seine Stellung hinter der Gebieterin aufgeben. Der Wagen ist aus braunlackirtem und naturfarbenem Bambus und spanischem Rohr zusammengestellt; die dünnen Eisenräder umgiebt ein Gummireifen. Bezogen hat der Geburtstagsmann den Wagen von der Firma Georg Staerke, Berlin O, Blumenstr. 77, bezahlen mußte er 20 Mark.



Reform-Sport-Wagen.

Junge Mutter.



Reform-Sport-Wagen.

Demuth vor Gott und den Eltern soll jedes Kind empfinden. Im übrigen lasse ihm bei aller guten Erziehung seine Selbständigkeit. Durch Salon-Puppen wird die Welt nicht glücklicher gemacht. F. L.

Körperhaltung. — Durch welche Mittel kann man die schlechte Körperhaltung eines jungen Mädchens verbessern? Giebt es wirklichen Erfolg verbürgende Geradehalter, oder würde ein heilgymnastischer Unterricht vorzuziehen sein? Frau Major F.

M. B., München. — R. v. S., Kiel. — Marie R., Regensburg. — Auch für bescheidene Verhältnisse ist der Patent-Rollhaken zu erschwingen, denn der Preis beträgt nur 5 Mk. Eine Beschädigung des Treppengeländers ist ausgeschlossen, da die Rolle des Hakens, die auf dem Geländer hinabgleitet, mit starkem Leder bezogen ist. D. Red.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Unterhalt durch Malereien. — Pensions-Kassen. — Ich erlaube mir, um Adressen solcher Firmen zu bitten, mit denen eine junge Dame in geschäftliche Verbindung treten könnte, um durch Bemalen von Seide, Porzellan, Luxus-Artikeln ꝛc. sich ihren Unterhalt zu verdienen. Zugleich ersuche ich um Adressen einiger Versicherungs-Gesellschaften oder -Kassen, die dieser Dame nach jährlichem Beitrag eine Unterstützung für ihr Alter sichern würden. M. H., Würzburg.

Geklöppelte Spitzen. — Wo werden noch geklöppelte Spitzen gern gekauft? Ich bin im Besitz der allerneuesten Muster für die verschiedensten Gegenstände und würde jede Bestellung gewissenhaft ausführen. Frau L. S. H.

Vermittlungs-Bureau. — Giebt es in Berlin Vermittlungs-Bureaux für Näherinnen? Ich möchte eine Stellung in einem größeren Modensalon annehmen und weiß nicht, in welcher Weise ich mich um eine solche bewerben müßte. Saazer Abonnentin.

Tapisserie-Geschäft (35). — Wenden Sie Sich an Frl. Anna Haun, Mühlhausen i. Th. D e Red.

Mädchen-Pensionat (39). — Reichenberg in Böhmen dürfte vielleicht zur Gründung eines Mädchen-Pensionats geeignet sein. Allerdings giebt es seit kurzem dort ein Pensionat, das aber unter der Leitung katholischer Ordensschwestern steht und Andersgläubigen verschlossen ist. Frau H. D., Reichenberg.

In Liebenwerda an der großen schwarzen Elster würde sich die Gründung eines Mädchen-Pensionats sicher verlohnen.

Ein altes Liebenwerdaer Kind.

Zuschneide-Atelier (43). — Folgende Adressen sind bei uns eingegangen: Lehr-Institut Winckelmann, Coblenz a. Rh., Frau Ida Ilgenstein, Berlin W, Wilhelmstr. 48; Frau Reg.-Baum. Magens, Bieberich a. Rh., Adolfstr. 15; und Wilhelm Weißenborn, Mühlhausen i. Th. D. Red.

Kochschule (44). — Frau Emilie Hauck, Bad Reinerz, und Frau Dr. Hoffmann, Goldberg i. Schl., Promenade 11, haben sich bereit erklärt, die gewünschte Ausbildung zu geben. D. Red.

Fürs Haus.

Der Ozonateur ist ein kleiner Verdunstungs-Apparat, der dazu dienen soll, die Luft in Krankenzimmern, wie überhaupt in allen schlecht ventilirten und mit Menschen überfüllten Räumen zu verbessern. Einem runden Glasbehälter schließt sich oben ein siebartig durchlöcherter Blechtheil mit Deckel und Einguß-Oeffnung an. Innen ist ein starker Lampendocht durch die ganze Höhe des Geräthes geleitet, der die in dem Glasbehälter befindliche Flüssigkeit aufsaugt und mittelst Verdunsten durch die Löcher des Blechaufsatzes der Zimmerluft mittheilt. Mit zwei Nägeln läßt sich das Geräth an der Wand befestigen. Dasselbe ist französische Erfindung; das General-Depôt für Deutschland besitzt Gustav Lohse, Berlin W, Jägerstr. 46. Zur Füllung ist „Ozonatine" bestimmt, eine nach Lavendel und Tannen duftende Flüssigkeit, die man selbstverständlich durch jede andere, dem persönlichen Geschmack entsprechende ersetzen kann. Der Preis eines vergoldeten Ozonateur beträgt 8 M., eines vernickelten 6 M., der Flasche Ozonatine von ca $^1/_2$ l Inhalt 3 M. 50 Pf. Louis L.

Goldstickereien. — Wer nennt mir ein Mittel gegen das Schwarzwerden von unechten Goldstickereien? Wie muß ich dieselben aufbewahren? A. P., Brünn.

Herrenwäsche. — Wie werden Herrenkragen und -Manschetten beim Stärken und Bügeln behandelt, damit sie Glanz bekommen? M. G. in St.

Frau E. M. in Barr i. E. — Zur Füllung guter Betten bedient man sich der reinen, unvermischten Gänsefedern; finden sich in Ihrer neu gekauften Schüttung andere, minderwerthige Federn, wozu besonders die Hühnerfeder zu rechnen ist, so sind Sie nicht reell bedient worden. Von der Benutzung Ihrer selbstgewonnenen Hühnerfedern rathen wir Ihnen entschieden ab. Dieselben besitzen einerseits nicht die nöthige Fülle, andererseits genügt das Reißen und trockene Kesseln der Federn im eigenen Haushalte nicht, um das Ungeziefer daraus zu entfernen, das selbst die todte Hühnerfeder nicht verläßt und sich stets wieder von neuem darin bildet. Außerdem würde die Mühe sich nicht lohnen, da das Pfund Hühnerfedern mit 50 Pf. käuflich ist. A. H.

B. Ch. in Fr. — Benzinleuchter bewähren sich als sauber und sparsam im Verbrauch, doch ist die Leuchtkraft nicht intensiv, auch erlöschen sie beim Hin- und Hergehen leicht. D. Red.

Zimmereinrichtung.

Strand-Ecke. — Als stimmungsvolle Erinnerung an einen Aufenthalt an der See läßt sich mit dem unfehlbar mitgebrachten „Strandgut" im Wohnzimmer oder Garten-Salon eine originelle Strand-Ecke schaffen. Ungefähr 2 m hoch, wird die Ecke zunächst mit einem leicht gefalteten, mit Seesternen und Muschelketten gerafften, etwa $2^3/_4$ zu 2 m großen Stück Segeltuch derart bekleidet, daß die Ecke abgestumpft erscheint; ein Stück Fischernetz, in dem noch die bräunlichen Algen, der Seetang und das lange, vorsorglich im Sande getrocknete Nixenhaar hängen, vermittelt den Uebergang vom oberen Rand des Tuches zur Wand. Damit nicht genug, bietet das Segeltuch in bunter Reihenfolge eine Art „gedrängter Uebersicht" alles dessen, was die Erinnerung an schön verlebte Stunden wach halten kann. In der Mitte schwimmt, keck in Oelfarben, Kreide und Kohle hingeworfen, von Möven und Seeschwalben umschwirrt, auf blauen Wogen ein Lloyd-Dampfer, aus einer Falte lugt, im braunen Kaftan und dem Seidenmützchen, ein gelber Chinese, dort spaziert eine elegante Badegästin im hellrothen Strandrock, mit blauer Bluse und dem kecken Käppchen, in der Hand den langen Dünenstock aus Rohr. Rechts und links davon hängt allerlei Strandgut, als da sind handgroße Muscheln, deren Innenflächen mit Strand-Motiven in Elfenbein-Malerei geziert oder mit vom Carton gelösten Photographien beklebt sind, ein Holzsplitter, auf dem mit ein paar rothen Strichen der Segelkutter gezeichnet ist, von dessen Wrack er stammt, u. a. m. Originell wirkt dazwischen ein großer Fächer aus blau und weiß schattirten Mövenfedern, für dessen Herstellung man zunächst ein Brettchenrund von 6 cm Durchmesser an einem 30 cm langen Angelstab befestigt. Ein ebenso großes Stück Carton wird dann, bevor man es auf das Brettchen leimt, mit blau und weiß schattirten Mövenfedern derartig benäht, daß die vorher bereits gekürzten und gespaltenen Kiele derselben durch kleine Federn bedeckt werden, deren Kiele ganz abgeschnitten sind. Zwei Strandstühle, gleich dem Boden mit tiefrothen Plüschdecken und Seehunds-Fellen belegt, laden zu behaglichem Plaudern ein; das

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

dazu gehörige Tischchen, aus drei kreuzweise zusammengeschraubten Rohrstäben und einer Holzplatte von 45 cm Durchmesser, ziert eine rothe Decke, überlegt mit einer filirten Decke, deren Faden-Enden fingergroße dünne Muschelchen eingeknüpft sind. Das Eckchen wird von dem übrigen Raume durch einen Paravent abgeschlossen, für welchen man ein dreitheiliges, 120 cm hohes Gestell aus dickem Dünenrohr mit Segeltuch überspannt. Den 45 cm breiten Mitteltheil schmückt das ausgespannte Flügelpaar einer Strandmöve; die Ecken des Wandschirmes werden mit zierlich zusammengefügten Muschelgruppen beklebt, die Seitentheile dagegen mit Seetang, Algen und der Pirola, der weißen Wunderblume des Strandes, bemalt, die Innenseiten endlich mit Photographien lustig besteckt. Von der Decke herab hängt an blanker Messingkette die Strandlaterne, und wenn dann der Theekessel summt, so erinnert in allem unsere Strand-Ecke an „das ewige Meer".

Salon-Einrichtung. — Welche freundliche Leserin würde mir rathen, wie ich einen Salon, der im Barockstil gehalten ist und einen prächtig gemalten Plafond besitzt, mit feinstem Geschmack möbliren und decoriren könnte? Ich wäre dankbar, wenn man mir die Einrichtung bis in die kleinsten Einzelheiten beschriebe. Langjährige Abonnentin in Oedenburg.

Frau Dr. M., Hamburg. — Alte Spinnrocken finden sich z. B. in Tirol in den meisten Bauernhäusern vor und sind meistens für einen sehr geringen Preis zu erhalten. Vielleicht giebt eine Abonnentin Ihnen eine Adresse an. D. Red.

Zimmergärtnerei.

Das Aquarium. — Die Ausstellung, die der „Triton", Verein für Aquarien- und Terrarien-Kunde, in der zweiten Hälfte des Mai mit so großem Erfolge in Berlin veranstaltet hatte, veranlaßt uns, über die Einrichtung und Pflege dieser kleinen Naturanstalten zu berichten. Heute wollen wir uns das Aquarium betrachten. Infolge der rührigen Thätigkeit der Aquarien-Vereine in Berlin, Hamburg, Minden und Leipzig ist das früher in fast allen Familien vertretene, unzweckmäßige Goldfischglas fast ganz durch naturgemäße, eckige oder runde Aquarien verdrängt worden. Ein solches Aquarium braucht nicht groß zu sein; ein Durchmesser von 25 cm genügt, falls man nur einige kleine Fische und nicht zu viel Wassergewächse pflegen will. Auf den Boden des Behälters bringen wir eine Schicht durchfeuchteter Topferde. Diese wird entweder gleichmäßig ausgebreitet oder an einer Seite bergartig aufgehäuft, sodaß sie nach der entgegengesetzten Seite zu abfällt. Man kann auch das Erdreich an beiden Schmalseiten des Behälters aufhäufen und nach der Mitte zu abfallen lassen. Bei so eingerichteten Behältern sammelt sich der Schmutz immer an der tiefsten Bodenstelle, von der er mühelos mit einem billigen Glas-Instrument, dem Heber, entfernt wird. In die Bodenfüllung pflanzen wir untergetauchte, d. h. unter dem Wasserspiegel wachsende Pflanzen, auch einzelne über das Wasser emporwachsende Arten. Nach beendigter Pflanzung wird die Erde mit einer Lage sehr sauber gewaschenem Sand überzogen, worauf man vorsichtig das Wasser durch eine Brausekanne einlaufen läßt. Es können sowohl fremdländische als heimische Wassergewächse Verwendung finden. Die ersteren erhalten wir in großen Handelsgärtnereien, die letzteren sammeln wir uns selbst im nächsten Teich oder Feldbach. Das nach vorstehenden Angaben sachgemäß eingerichtete Aquarium wird an sonnigem, bei heißem Wetter aber durch Jalousien zu beschattendem Fenster aufgestellt. Zeigt sich acht Tage nach der Bepflanzung das Wasser noch klar und der Pflanzenwuchs gesund, so setzen wir die Fische ein. Wir müssen nun darüber schlüssig werden, ob wir ein Gesellschafts- oder Zucht-Aquarium wünschen. Ins Gesellschafts-Aquarium setzen wir neben kleinen heimischen Fischen, einzelne Goldfische, deren herrliche Verwandte, den Schleierschwanz und den Teleskop-Fisch, kleine amerikanische Zwergwelse, Stein- und Silberbarsche u. a., ins Zucht-Aquarium aber nur je ein Fischpaar. Hochinteressant sind die Nester-bauenden Fische, unser gewöhnlicher Stichling, der chinesische Makropode und sein nächster Verwandter, der schöne Paradiesfisch. Diese kleinen Raubfische bauen, — selbst in engen Behältern, — ihre Nester, und es ist lehrreich und amüsant zu beobachten, wie das zur Brutzeit in den wunderbarsten Farben prangende Männchen Eier und junge Brut bewacht, während sich das Weibchen niemals um seine zahlreiche Nachkommenschaft kümmert. Auch ein prächtiger, neu eingeführter amerikanischer Fisch, der Chanchito, vermehrt sich leicht und reich im Zimmer-Aquarium. Die Fische haben zum Leben den Sauerstoff nöthig, den die Wasserpflanzen ausscheiden. Ist ein Aquarium übervölkert, so muß es mit einem Durchlüftungs-Apparat in Verbindung gebracht werden, sonst schnappen die Fische krankhaft an der Oberfläche nach Luft und sterben schließlich ab. Unsere Abbildungen veranschaulichen ein hübsch decorirtes, aus einem sogenannten Elementen-Glas hergestelltes Aquarium und ein größeres Sumpf-Aquarium mit reichem, im Zimmer gezogenem Pflanzenwuchs, das der Buchhändler W. Nitschke in Berlin auf der Triton-Ausstellung zeigte. Ein hübsch eingerichtetes und gut erhaltenes Aquarium bildet nicht nur einen prachtvollen Zimmerschmuck, sondern es wird uns auch zu einer Quelle reiner Freuden, weil es interessante Einblicke in das Leben von Thieren und Pflanzen gewährt, die sich in der freien Natur fast ganz unseren Blicken entziehen. Die Sumpf- und Wassergewächse verlangen nur geringe Pflege, die Fische dagegen müssen regelmäßig gefüttert werden. Wir bieten im Sommer täglich, im Winter 1-2 mal wöchentlich abwechselnd etwas geschabtes Fleisch und kleine Wasser-Insecten, die wir mit dem Gaze-Netz in jedem Teiche fangen können, getrocknet auch in den Handlungen billig bekommen. Wir halten die Scheiben des Aquariums mit kleiner Bürste blank und ersetzen ab und zu das verdunstete Wasser. Ein eigentliches Erneuern des Wassers ist in gut bewachsenem Behälter durch Jahr und Tag nicht nothwendig.

Max Hesdörffer.

Decorirtes Aquarium.

Sumpf-Aquarium.

Allgemeines.

Ueber Wandern im Hochgebirg. — Wer nie das Hochgefühl gekannt, auf dem Gipfel eines Berges zu stehen, den man nicht ohne Mühe und Anstrengung erklommen, der mag über die Begeisterung der „Bergfexen" lächeln. Diejenigen aber, die es einmal erlebt, zieht es mit unwiderstehlicher Gewalt zu den Bergen, zu ihren Gefahren und ihren Freuden.

Oft wird es nun als unweiblich hingestellt, wenn eine einzelne Dame in praktischem Touristen-Kostüm mit dem Führer Berge besteigt. Aber wer die autorisirten Führer (d. h. vom deutsch-österr. Alpenverein oder Schweizer Alpenklub mit Patent versehene, geprüfte Männer) kennt, in ihrer ruhigen Sicherheit, ihrer bescheidenen Herzensbildung, wer weiß, welch unterrichtete, zuverlässige Begleiter sie sind, wird Frau, Tochter oder Schwester denselben ruhig anvertrauen.

Leider aber haben die steiglustigen Damen selbst häufig weder eine Ahnung der verantwortlichen Stellung eines solchen Mannes, noch die geringste Erfahrung in bergsportlichen Dingen und wandern lustig in der denkbar schlechtesten Ausrüstung darauf los. Und doch kann nur der die volle Fähigkeit zum Genießen haben, der, durch praktische Kleidung geschützt, Sonnenbrand und Regen, Schnee, Eis und Bergwasser zu trotzen vermag. Das erste Erforderniß sind gute Bergschuhe, und wie wenige Damen besitzen solche! Da sieht man spitze und flache Formen aller Art, hellgelbe Lederschuhe, — ja, sogar Segeltuchschuhe mit hohen Absätzen sah ich bei einer Dame in Göschenen. Außer kräftigen Lederschuhen mit dicken Doppelsohlen, einem Rand von Nägeln um Sohle und Absatz, mit Knöpfen oder Schnürlöchern, handbreit über den Knöchel reichend, ist jede andere Art Fußbekleidung unvernünftig und rächt sich sofort. Dabei sollen es nicht alte, ausgetretene Stadtschuhe sein, die im Gebirge nur rasch benagelt wurden, sondern gute neue Stiefel, die weder spitz, noch kurz sein dürfen, sondern den Zehen beim Bergabgehen genügenden Spielraum bieten müssen, genau nach der Form des Fußes gearbeitet, mit flachem Absatz, zu Hause probirt und tüchtig mit heißem Leinöl oder gelber Vaseline eingefettet. Ueber die Strümpfe, die in diesen Schuhen stecken sollen, ist und bleibt man immer getheilter Meinung, hie Wolle, — hie Baumwolle! Aus eigener Erfahrung kann ich nur sagen, daß ich stets in baumwollenen Strümpfen gehe und mich immer, auch bei Eis- und Schnee-Touren, sehr wohl darin befunden habe. Wem Wolle im Sommer zu lästig ist, versuche es also getrost mit Baumwolle; zum Ueberfluß kann man sich die Innenseite der Sohle glatt bügeln lassen. Wie in den Strümpfen, so bin ich auch in der übrigen Unterkleidung gegen jegliche Wolle, womit ich aber damit nicht sagen will, daß bergsteigende Damen weiße Volants-Unterröcke anziehen sollen, wie das in Grindelwald eine Französin that, um auf die Bäregg zu gehen! Ueberhaupt ist bei Touristinnen jeder Ueberfluß an Unterröcken ein Hemmniß; ein kurzer wollener Rock genügt. Bei Hochtouren beschränkt man sich am besten unter dem geschürzten Kleiderrock auf wollene oder baumwollene Beinkleider von mäßiger Weite, über die Kniee reichend, in die Strümpfe zu stecken, wodurch einheitliches Warmhalten des Körpers gesichert wird. Eine wichtige Frage ist noch das Corset. In vielen Reisehandbüchern liest man bei den Rathschlägen für Damen: das Wandern im Corset sei entschieden ungesund und zu verwerfen. Dieser Ansicht kann ich durchaus nicht beipflichten. Wer tagtäglich an einen solchen Halt im Rücken gewöhnt ist, kann gar nicht längere Zeit ohne denselben gehen. Ich erprobte ein bequemes, ausgeweitetes, über den Hüften kurzes Corset, dessen Schnürriemen nicht gebunden wird, wodurch jede Einengung des Körpers aufhört und der oft geschmähte Panzer allen Bewegungen nachgiebt.

Für den Kleiderrock bleibt Loden immer am praktischsten; gefüttert oder ungefüttert, soll er ohne jede Volants- oder Litzenverzierung sein, denn eine solche ist nur zum Hängenbleiben da. Dazu die Bluse, gleichviel ob Wolle, Seide oder Kattun, wenn es nur eine Bluse ohne Stäbchen oder Fischbein ist, ohne steifgestärkten Stehkragen und unterwegs leicht zu waschen und zu bügeln. Ein unentbehrliches Requisit ist der Gürtel, in den man seltene, am Wege gefundene Blumen steckt, das Taschentuch knüpft oder das kleine, seidene Halstuch, das man zum Schutz vor Morgenkälte mitgenommen, kurz, er dient zu jeglichem Gebrauch, nur darf er nicht fest zugezogen sein.

Bei der Wahl der Kopfbedeckung darf die Touristin ihrer Neigung folgen. Die als Bergsteigerin bekannte Jeanne Immink trug eine kleine englische Mütze, andere bevorzugen Filzhüte, wieder andere runde Strohhüte. Sehr leicht und praktisch fand ich die sogenannten Panama-Hüte, die man im kleinsten Nest für wenig Geld kaufen kann; mit dem blauen Gletscherschleier umwunden, sehen sie ganz gefällig aus und schützen außerordentlich. Denn nicht jede Haut verträgt die Gluth der Sonne, womöglich vom Schnee zurückgestrahlt und verdoppelt, sondern meist rächt sie sich durch Aufspringen, Sonnenbrand und tausend Unbehaglichkeiten, die einer davon Betroffenen die ganze Tour verleiden können. Schützen kann man einen zarten Teint nur durch vernünftige Hautpflege, d. h. durch Weglassen aller Toilette-Mittel, wie Mandelkleie, Essenzen, Puder und Pasten. Von verschiedenen Seiten wird empfohlen, beim Antritt der Tour das Gesicht mit Vaseline oder Cold cream einzureiben und es dadurch vor Aufspringen zu schützen. Ein wenig hilft bei Schneewanderungen auch ein blauer Gletscherschleier, der aber nur an einem breitrandigen Hut getragen werden sollte, da er, dem Gesicht näher, zu heiß macht. Für kleinere Touren sind leinene Handschuhe zu empfehlen, für Klettertouren dicke lederne, recht bequem ausgeweitete. Daß die weitere Ausrüstung nicht zu viel unnütze Kleinigkeiten umfassen darf, ist im Hinblick auf den Führer oder Träger zu betonen, wenn dieser in Rucksack oder Tasche auch erstaunlich viel unterbringen kann. Ein größeres Umhängetuch ist praktischer als eine Jacke, weil es sich flacher zusammenlegen läßt, dann ein paar Reserve-Taschentücher, ein Päckchen Verbandwatte, ein Döschen Vaseline, etwas Bindfaden, einige Reserve-Sicherheitsnadeln (um den Rock in die Höhe zu stecken), ein flaches Trinkglas in Leder-Etui, Fernglas, Taschenmesser mit Schere und, als eiserner Bestand in der Kleidertasche, ein Stück Chocolade; fürs Uebernachten nur das unbedingt Nöthige zur Morgen-Toilette. Besonders Verbandwatte und Vaseline sollten stets vorhanden sein; wenn sie auch dreimal nicht gebraucht werden, würde man sie am ersten Tag, wo sie fehlen, sicher vermissen.

Die Verproviantirung endlich wird sich immer aus Brod, Butter, kaltem Fleisch, Salami und Käse nebst Wein und etwas Cognac zusammensetzen, aber alles reichlich, denn Appetit, nein, Hunger bekommt man in den Bergen, und Führer oder Träger haben für Reste stets Verwendung. Die Hütten des Schweizer Alpenklubs sind im Gegensatz zu denen des deutsch-österr. Alpenvereins nicht verproviantirt, sodaß man außer Essen und Trinken auch Holz mitnehmen muß.

Noch einen wichtigen Gegenstand hätte ich beinahe vergessen: den Bergstock. Ja, einen Bergstock bringt fast jede von ihrer ersten Alpenreise mit. Wie schön ist er meistens! Fein glatt polirt, mit schwarzem Gemshörnchen geschmückt und den hochtrabendsten eingebrannten Namen! Daß eine solche Stange nur zur Zierde, aber sonst zu weiter nichts geeignet ist, werden die mir bisher gefolgten Leserinnen schon einsehen. Ein richtiger Gebrauchsstock soll natürlich gewachsen, mit kleinen Unebenheiten, weder polirt noch gedreht, nicht größer als die Trägerin, aber stark genug sein, um deren volles Gewicht auszuhalten, und muß überdies eine feste eiserne Spitze haben. Bei schwierigeren Touren braucht man einen Eispickel, den Damen am besten in Begleitung des Führers kaufen, der gern seinen Rath dazu giebt und die für die Gegend passendste Art kennt.

Und nun „Viel Vergnügen" und „Gutes Wetter"! Gr.

Imitirtes Münzengefäß. — Es läßt sich kaum mehr eine moderne Frau denken, die nicht irgend einen Sport ausübte. Ich für meinen Theil spiele nun weder Croquet noch Tennis; mein Sport ist es, durchaus nichts umkommen zu lassen, nichts als wirklich unbrauchbar anzuerkennen, sondern auch für die unscheinbarsten, werthlosesten Dinge noch eine Verwendung auszuklügeln. Wie einst infolge einer Wette ein altes Kutschenverdeck unter der Hand jenes genialen Koches sich in ein schmackhaftes Fricassée verwandelte, so kann eine geschickte Frau aus den unschönsten Kleinigkeiten etwas, wenn auch vielleicht nicht künstlerisch Lobenswerthes, so doch capriziös Neues schaffen. Für meine Schöpfung schwebten mir als Vorbild die kostbaren Münzengefäße vor, wobei ich in der Ausführung die seltenen alten Münzen durch Spielmarken, Knöpfe, durch gravirte Zwanzigpfennig-Stücke von einem „Bettelarmband" ꝛc. ersetzte. Dazwischen mischt sich dann allerlei kauter Kleinkram, Bruchtheile gewesener Herrlichkeiten, Stahlfedern, Gardinen-Ringe, kleine Schellen, Schnallen, Nägel, Schrauben, Beschläge von Albums, Haarnadeln, Schlüssel, geschliffene Jetsteine von einem Armbande, Haken, Oesen, alte Broschen und Tuchnadeln. Die Zusammenstellung geschieht folgendermaßen: Eine Thonflasche, an deren Stelle jedoch ebenso gut ein beliebiges anderes Gefäß, eine Vase oder ein Humpen, treten kann, wird dick mit Glaserkitt bestrichen, und in diesen drückt man dann alle die aufgesammelten absonderlichen Sachen so, wie sie am hübschesten aussehen und legt schließlich Ketten größerer und kleinerer Perlen darüber. Ist der Kitt vollständig hart und alles darin fest geworden, so überzieht man das Ganze mit Bronze. Um die Sache noch etwas interessanter zu machen, klebte ich auf das vollendete Werk ein Amorchen aus Bisquit-Porzellan, das nicht mit bronzirt ward. Es schaut sinnend auf alle die Herrlichkeiten und scheint sich nicht genug verwundern zu können, wie alle diese merkwürdigen Dinge sich zu einem hübschen, decorativen Ganzen vereinigt haben.

Imitirtes Münzengefäß.

Sammlerin.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin und Wien. — Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Paul Logemann in Wien. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltungs-Beilage

1. August 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 15.

Nachdruck verboten.

Der eitle Wacknitz.

Roman von Katharina von Doering in Berlin.

(7. Fortsetzung.)

Ja!“ sagte Lotte und Thränen traten in ihre Augen.

Delsberg fand nicht gleich eine Antwort, aber er hielt ihre Hände fest und sah ihr tief in die schimmernden Augen, die ihn so ernst anschauten. Dann war es plötzlich, als ob ein Sturm des tiefsten, innerlichsten Empfindens den starken Mann durchrüttele. Er zog seine Braut in seine Arme, und, sie fest umschließend, küßte er sie auf den Mund. „Lotte,“ flüsterte er, „das war es, was in jener Neujahrsnacht die Glocken mir zuläuteten; und ihr Klang hat mich begleitet immer und immerzu!“

Sie war todtenbleich geworden in seiner Umarmung und schloß die Augen, wie von Schwindel ergriffen. Es war einen Augenblick ganz still im Zimmer.

„Lotte,“ sagte er innig und gab sie frei. Darauf sah er sie mit seinen klaren Augen prüfend an. „Ich liebe Dich so sehr, wie Du mich unmöglich lieben kannst! Nur um ein wenig Liebe bitt' ich, um das Verständniß eines treuen Gefährten. Willst Du es versuchen?“

Sie schwieg immer noch, als suche sie sich zu sammeln. Und dann richtete sie sich hoch auf und legte ihre Hand in seine. „Ich will!“ Ihre Augen sahen voll in die seinigen.

23.

„Mimi, ein Brief! Rathe, von wem?“ Lili trat geschäftig ein und stellte sich, mit den Händen auf dem Rücken, vor ihre Schwester.

Mimi blickte lebhaft von dem Buche auf, in dem sie las. Sie saß in dem Zimmer ihrer Mutter in einem kleinen Lehnstuhl, während Frau von Felden an ihrem Schreibtische im Ausgabenbuch der Köchin nachrechnete.

„Zwei und sieben ist neun, und fünf ist vierzehn, und neun ist dreiundzwanzig, — dreiundzwanzig, hm! die Eier gehen auch gar nicht 'runter! — und acht ist einunddreißig, macht einen Thaler und —“

„Na, von wem?“ rief Lili vor Ungeduld trippelnd.

Mimi griff nach dem Briefe, der jetzt schnell einigemal dicht an ihrer Nase vorbei geführt wurde. „Gieb doch! Von Lotte?“

„Stimmt! Bitte, lies 'mal schnell!“

Mimi vertiefte sich in den Brief.

„Aber laut lesen!“ commandirte Lili.

„Ach!“ rief Mimi und wurde roth. „Das dachte ich mir!“

„Was dachtest Du Dir?“

„Drei Thaler sechszehn Groschen,“ sagte Frau von Felden und malte auf das Löschpapier lauter Kreise, wahrscheinlich Repräsentanten der ausgegebenen Thaler und Groschen.

„Lotte hat sich verlobt!“

Frau von Felden drehte sich um und hörte auf, Thaler zu malen.

„Und das hast Du Dir gedacht?“ fragte Lili, „hast Du Dir auch gedacht, mit wem?“ Sie tanzte im Zimmer umher und rief dabei: „Nun giebt's eine Hochzeit, aber mit wem? mit wem? Wißt Ihr's! Ich weiß es!“

Mimi drehte die Seite um, sagte wieder: „Ach!“ und legte den Brief in den Schoß.

„Bist Du aber langweilig!“ rief Lili und stürzte sich auf den Brief.

„Laß nur! Sie hat sich mit dem Grafen Delsberg verlobt, und in sechs Wochen soll Hochzeit sein.“

Jetzt war die Reihe des „Ach“-Rufens an der Mutter und an Lili.

„Na, das ist doch toll!“ rief Lili.

„Warum denn, Kind?“ sagte Frau von Felden. „Ich bin allerdings auch etwas überrascht, allein es ist eine sehr gute Wahl.“

„Ich dachte, sie würde Wacknitz heirathen!“ schrie Lili und nahm ihren Tanz durch die Stube wieder auf. „Aber der Graf ist mir noch lieber; der hat ein Gut, und das ist so lustig.“

„Lili, so laß doch das Toben!“ Die Mutter erhob sich mit ihrem Ausgabenbuch und ging an Mimi vorbei, die still in ihrem Stuhle saß und noch immer in dem Briefe las.

„Steht noch etwas drin?“ fragte Lili.

Nein, nur daß wir alle zur Hochzeit geladen sind, und daß ich bald kommen soll.“ Sie stand auf und gab den Brief der Mutter.

Lili hielt plötzlich ein, sann nach und stürzte in das Zimmer des Generals, um ihm die große Kunde zu übermitteln. Sie platzte wie eine kleine Bombe hinein indem sie rief: „Denke Dir Papachen — — —!“ Da sah sie zu ihrer großen Verwirrung sich einem fremden Offizier gegenüber, der vor dem General stand und eine Meldung machte. Schleunigst trat sie den Rückzug an, nach dem Zimmer der Mutter. Es war leer, sowohl Frau von Felden, als Mimi hatten es verlassen.

Mimi stand mitten in ihrem Zimmer, hatte den Brief wieder in der Hand und sann nach. Sie hatte seit Wacknitz' Abreise immer auf eine Anzeige von Lotte's Seite gewartet, und nun kam sie heute und lautete ganz, ganz anders! „Wie hängt das zusammen,“ dachte sie. „Sie hat mir doch selbst gesagt, daß sie ihm sehr gut sei, und er machte doch ganz den Eindruck — — Sollte ihm der Graf zuvorgekommen sein? Das glaub' ich nicht, denn dann hätte Lotte diesen abgewiesen. Oder — Wacknitz hat überhaupt nie ans Heirathen gedacht, und sie ist auch zu dieser Ueberzeugung gekommen. Er war vielleicht ganz unbefangen und hat ihr ohne weitere Absicht gehuldigt. „Aber sie ist doch so schön!“ Mimi las den Brief wieder durch. „Es ist, als könnte ich so etwas zwischen den Zeilen lesen. Ich möchte recht bald hin!“

Wieder und wieder grübelte sie nach und kam doch zu keinem Ergebniß. Aber sie fühlte sich freier seit dem Empfang des Briefes. Sie hatte die Empfindung, daß sie jetzt mit der in ihrem Herzen tief verschlossenen Neigung einem ihr sehr theueren Wesen kein Unrecht mehr thue. Jener unausgesetzte Kampf in ihrem Inneren machte einem friedlicheren Gefühle Platz. Die Liebe zu Lotte fand keinen Gegner mehr in ihrer Seele an jenem verhaßten und doch immer wiederkehrenden „Warum“, das, fortwährend zur Ruhe verwiesen, unaufhörlich wieder laut wurde. Wenn es ihr noch immer nicht gelang, ihre Neigung zu ersticken, so that sie doch kein Unrecht damit. Es fiel ihr ein Stein vom Herzen, und doch schüttelte sie dann ernst den Kopf. „Meine Herzenslotte! Sie ist gar nicht so angelegt, daß sie par dépit handeln könnte; was mag sie nur dazu veranlaßt haben?“

Das Fenster stand der warmen Frühlingsluft wegen weit auf; sie lehnte sich in die Fensternische und faltete die Hände: „Mein Gott, laß mich und Lotte das Rechte thun und gieb mir das richtige Verstehen für alles!“

24.

Mimi war bei Tante Martha zu Besuch; sie half tüchtig mit bei den Hochzeits-Vorbereitungen. Tante Martha hatte alle Hände voll zu thun und stellte ihre beiden Nichten bei allen möglichen Arbeiten an. Bald hatte sie Taschentücher zu säumen, bald Tischwäsche zu zeichnen, bald waren Besorgungen zu machen, bald Kleiderstoffe auszusuchen.

„In drei Tagen ist nun die Hochzeit, Kinder,“ rief sie eines Morgens, ins Eßzimmer stürmend, wo die beiden jungen Mädchen nähend saßen, „und morgen Nachmittag kommen die Verwandten, und seht 'mal, was für ein Haufen Wäsche noch zu legen ist!“

Hanne stellte triumphirend einen großen Waschkorb ungerollter Wäsche auf die Erde. „Es kommt noch mehr,“ sagte sie beruhigend.

„Wie soll ich noch fertig werden!“ jammerte Tante Martha, „ich fürchte, Du kommst mit lauter halbgemachten Kleidern und ungeplätteter Wasche nach Wiesenthal. Es ist einmal so bei uns, immer unnormal, immer!“

Als die Tagesarbeit gethan war, gingen Lotte und Mimi spazieren, zur Stadt hinaus, und machten einen kleinen Umweg durchs Feld, ehe sie nach Hause zurückkehrten. Sie bogen in einen Fußpfad ein, gedankenvoll neben einander herspazierend.

„Komm', laß uns ein bißchen sitzen, Mimi!“ sagte Lotte und blieb stehen.

Die Felder lagen zu beiden Seiten ein wenig höher, als der Weg, und die kleine Erhöhung konnte gut als Ruheplatz dienen. Sie setzten sich beide.

„Sieh, welch schöne Aehre der Halm angesetzt hat.“ Lotte bog einen Halm nieder. Sie zählte: „Sechzigfältig! Ob mein Leben dermaleinst auch so gute Frucht bringen wird? Nun, Gott helfe mir dazu.“

Mimi streichelte ihr die Hand.

„Uebermorgen! Wie schnell der Tag kommt,“ fuhr sie fort.

Mimi nickte nur. Sie wagte nicht zu antworten, geschweige denn zu fragen, aus Furcht, Lotte könne etwas reden, das ihr später nicht lieb sei.

„Mimi,“ sagte Lotte und zog den Kopf der Freundin dicht an sich heran, „ich hab' Dich allezeit sehr lieb gehabt, und ich möchte Dir noch etwas sagen, ehe ich die Zeit dazu nicht mehr finde. Du hast Dich vielleicht gewundert, daß ich mich mit Delsberg verlobt habe, denn nach allem hast Du etwas anderes erwartet, nicht wahr? Nun ja —“ sie hielt einen Augenblick inne, „ich hatte auch etwas anderes im Sinne, aber das Ganze war eine Täuschung; mir wurde es ganz gewiß einige Tage vor meiner Verlobung.“ Sie hielt wieder inne, und sah nachdenklich in die Landschaft.

Mimi schwieg noch immer und behielt Lotte's Hand in der ihren.

„Du wirst fragen, warum ich mich verlobte?“ fuhr Lotte fort. „Nun, um ganz mit jener Täuschung zu brechen, denn vielleicht war mein eigenes Gefühl auch eine Täuschung; ich hoffe, daß es so ist. Ich achte und ehre den Mann, dessen Namen ich tragen werde, sehr hoch, ja ich liebe ihn, wenn auch diese Liebe von anderer Art ist, als — —. Du verstehst, Mimi!“

„Ich verstehe Dich.“

„Ich hoffe, es wird eine Zeit kommen, wo ich ihn so lieben kann, wie er es verdient, und ich möchte die Liebe, die er mir entgegenbringt, auch verdienen. Verstehst Du das ebenfalls?“

„Ja, Lotte!“

„Und so sehe ich meinem Hochzeitstage entgegen, nicht mit Ungeduld, aber auch nicht mit Bangen. Es ist mir wohl manchmal beklommen ums Herz —.“

Mimi löste sanft den sie umstrickenden Arm von ihrem Nacken und ergriff auch Lotte's andere Hand. „Ich verstehe das alles. Meine herzige Lotte, wie sehr lieb habe ich Dich!“

Sie saßen noch eine Weile schweigend neben einander und sahen über das Feld hin. Der Wind hielt Zwiesprache mit den Aehren; diese neigten ihre jungen Häupter, die doch noch leicht und freudig aufwärts strebten. Aber vielleicht theilte der Wind ihnen ein Geheimniß mit, das Geheimniß ihres kurzen Daseins, und daher neigten sie sich sinnend. Auch über junge, unfertige Häupter kommen plötzlich solche Augenblicke, Ansätze zukünftiger Reife.

25.

Es war der 14. Juni und Lotte's Hochzeitstag.

Sie stand am Morgen sehr früh auf, als wolle sie die letzten Augenblicke ihrer Mädchenzeit recht auskosten, und stieg leise die Treppe hinab. Die Küche war leer, denn Hanne waltete noch nicht in ihrem Reich. Lotte blieb einen Augenblick an der Thürschwelle stehen; sie sah den Küchentisch an, als ob er ein besonderes Kunstwerk wäre. Wie hatte sie da an dem einen Tage so fröhlich gestanden und mit aufgestreiften Aermeln im Teige herumgerührt, rundum, rundum, bis sie müde war. Und dann war Wacknitz gekommen und hatte anders herum gerührt, gerade nach der entgegengesetzten Seite! Ja, ohne es zu wissen, hatte er es gethan, natürlich! und ihr Leben war auch gerade nach der entgegengesetzten Richtung gedreht — —. Sie schüttelte energisch mit dem Kopf und schloß die Küchenthür. Draußen war es noch kühl, und der Thau lag auf den Gräsern. Nur die Vögel, die Frühaufsteher, zwitscherten schon, sonst war alles still. Sie ging in den kleinen Vorgarten, blieb ein paar Augenblicke stehen und schritt dann zurück, durch den Hausflur, über den Hof, in den hinteren Garten, der sich ziemlich lang, etwas bergauf, hinstreckte und am oberen Ende an einen Feldweg stieß. Sie ging bis zum Zaun, an den sie sich lehnte. Ihre Augen schweiften über die Felder und blieben an der Bergkette im Hintergrunde haften, die im blauen Duft sich matt gegen den blassen Morgenhimmel abhob. „Und heute ist mein Hochzeitstag!“ sagte sie leise und lächelte. Sie stand in tiefem Nachsinnen. „Er ist so anders, als ich gedacht hatte; — damals — —!“ Ihre Gedanken schweiften wieder ab. Es waren eher Bilder, die an ihrer Seele vorüberzogen, und sie verlor sich in Träumereien. Der Ausdruck ihres schönen Gesichtes wurde weicher, ein empfindsamer Zug trat um den Mund. Immer mehr spann sie sich ein in ihre Gedanken.

Ein Spatz hüpfte über den Feldweg. Breitspurig hopste er daher, flink und lustig. Die Sonne erhob sich mehr und mehr, sog den Thau von den Gräsern und webte mit dem Geäst der Bäume schwanke Netze, die sie über den Weg warf. Der Spatz hüpfte unbekümmert weiter, jetzt im Licht, jetzt im Schatten. Seine runden, klaren Aeuglein schauten keck in die grünende Welt, das Köpfchen drehte sich bald rechts, bald links.

Lotte sah ihm zu, wie er so unbekümmert bald hier- bald dorthin sprang, und ihre Gedanken liefen weiter, an ihn anknüpfend. „Wie er niedlich ist, der kleine Vogel, so flink und vergnügt, so keck und lustig, und so gar nicht sentimental.“ Lotte wurde auf einmal roth. „Ich glaube, ich selbst war eben auf dem besten Wege, sentimental zu werden, und der Spatz kam gerade zu rechten Zeit, um mich vor mir selber lächerlich zu machen. Wie er hinhüpft, als gehöre ihm die ganze Welt! Und auf seine Weise gehört sie ihm ja auch. Ist sie nicht auch mein? Heißt es nicht: alles ist euer?“ Sie reckte ihre schlanke Gestalt und schüttelte sich, als würfe sie eine Last von sich.

Der Spatz blieb auf einmal sitzen, zwitscherte, und mit einem hellen Freudenschrei flog er plötzlich auf, dem Licht entgegen.

Sie sah ihm nach. „Recht so, kleiner Vogel, das ist auch mein Weg!“ Dann wandte sie sich und ging raschen Schrittes dem Hause zu. — —

Die Kirche war gedrängt voll. Es konnte keine Stecknadel, zur Erde. Mit Mühe wurde von dem Küster eine Gasse gebahnt, als er die Wagen heranrollen hörte.

Sie rasselten draußen über das Pflaster, das im kleinen alle Gebirge der Erde darstellte, mit ihren höchsten Gipfeln und tiefsten Abgründen. Dann hielten sie mit einem Ruck vor der Kirchenthür. Und nun schritten die Paare zum Altar. Das Brautpaar voran, gefolgt von den Brautführern und Brautjungfern, den Onkeln, Tanten und Freunden.

Sie waren doch ein schönes Paar; beide hoch und schlank, tiefen Ernst in den Zügen. Lotte, im weißen, schleppenden Kleide, den Myrtenkranz auf dem Haupte, vom Schleier umwallt, schritt mit leicht gesenktem Kopfe neben dem Grafen her. Sie wollte nicht all die gleichgültigen Gesichter ansehen, die sie ringsumher anstarrten. Ihre ganze Seele war bei dem Schritte, den sie that; sie wollte nicht zerstreut werden. Nur einen Augenblick sah sie auf. Ihr Blick fiel gerade auf Jule und Hanne, die tief gerührt nebeneinander saßen. Lotte lächelte und nickte ihnen zu, dann senkte sie den Blick wieder.

Hinter dem Brautpaar schritten der erste Brautführer und die erste Brautjungfer, Wacknitz und Mimi. Es war Mimi eigenthümlich zu Muthe; nicht Freude, nicht Schmerz fühlte sie, sondern beinahe Gleichgültigkeit. Wenn sie Lotte ansah, so konnte sie es wieder nicht begreifen, daß Delsberg und nicht Wacknitz neben dieser her ging, und dann durchrieselte sie plötzlich ein Schauer inneren Glückes, dessen sie sich schämte. Sie sah auf, über all die neugierigen Gesichter hin, über die Menschen, die sich drängten und stießen und in den letzten Reihen sich auf die Bänke stellten, um besser zu sehen. Sie erhob das Auge von den gleichgültigen Gesichtern zu Wacknitz.

Er erwiderte den Blick im selben Augenblick, und ein Lächeln umspielte seinen Mund. „Was für ein Vergnügen wir den guten Leuten bereiten,“ meinte er heiter, „ich fühle mich ordentlich gehoben durch ihre Aufmerksamkeit.

Auf einmal waren all die unruhigen Gedanken Mimi's verflogen, und Gleichmuth kam über sie. „Gott sei Dank,“ dachte sie, „jetzt werde ich vernünftig!“

Die Ceremonie begann. Als die Brautleute neben einander vor dem Altar knieten, sah Mimi, daß Tante Martha sich ungeheuer gerade und steif aufrichtete und unverwandt dem alten ehrwürdigen Prediger ins Gesicht starrte, während ihr ein paar große Thränen an der Nase entlang rannen.

Des Geistlichen Stimme klang gedämpft durch den Raum, und auch Delsberg's „Ja“ war nicht laut, und rauh vor innerer Bewegung. Als Lotte antwortete, tönte das kurze Wort wie eine Glocke. Hell und klingend löste es sich von ihren Lippen; man hörte es bis in die äußersten Winkel der großen Kirche. — —

Man saß beim Hochzeitsessen an der langen Tafel im Wohnzimmer, das Tante Martha zum Speisesaal umgewandelt hatte. Die Messer und Gabeln wurden fleißig gerührt, die Gläser klirrten, der Weinverbrauch war ein ziemlich starker. Ein alter Onkel hielt eine so lange Rede, daß Mimi, so angeregt sie war, schließlich ein kleines Gähnen unterdrücken mußte.

„O,“ meinte Wacknitz, ihr Tischherr, indem er bemerkte, wie sie eilig die Serviette zu dem hübschen Munde führte, „ich wollte eigentlich auch meinen Redestrom fließen lassen, aber nun haben Sie mich zum Schweigen verpflichtet, denn ich möchte Sie doch beileibe nicht noch mehr ermüden!“

„Nein, nein, lassen Sie Sich durch diesen Ausfall meinerseits nicht stören! Vielleicht machen Sie es auch besser, dann gähne ich schon von selber nicht!“

„Ich werde mir die größte Mühe geben, gnädiges Fräulein!“ Er sah vergnügt in ihr Gesicht, das von der Hitze etwas stärker geröthet war, und auf dem, trotz der fröhlichen Stimmung, immer noch ein Schatten von Ernst und Nachdenken lag.

Ruhig hob sie die Augen zu ihm. Es waren so dunkelblaue Augen, daß sie manchmal fast schwarz schienen, und heute leuchtete ein ganz eigenthümlicher Schimmer in ihnen.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Wacknitz schlug mit dem Messer ans Glas und stand auf. Es wurde still. Einen Augenblick schwieg er noch; denn plötzlich war ihm die kleine conventionelle Rede entfallen, die er sich zurecht gelegt hatte. Aber er sammelte sich schnell; die Worte kamen leicht und sprachen seltsamer Weise das aus, was ihm seit langer Zeit unbewußt die Seele bewegte:

„Verehrte Gräfin, lieber Graf! Da es Brauch ist, daß den Neuvermählten aus dem Freundeskreis manch gutes Wort mit auf den Weg gegeben wird, so vergönnen Sie auch mir diese Freiheit. Es ist hier schon viel gesprochen über das deutsche Haus und dieses Haus im besonderen, über die holden Frauen und das edle Geschlecht, — was bleibt mir noch? Freude, Ehre, Gesundheit, langes Leben haben wir Ihnen gewünscht, hoch gepriesen Ihr Glück. Wenn ich ein Dichter wäre, so würd' ich sagen, die Liebe habt Ihr vergessen zu erwähnen, und die will ich besingen. Aber ich bin kein Dichter, der glaubt, er wisse etwas von ihr. Ich will reden von ihr als einer, der nicht weiß, sondern wünscht; denn nur Wünsche werden heute hier laut, keine Erfüllungen. Was ist Liebe? Sagt mir, was ist Leben? Ihr glaubt es zu sehen und zu betasten, aber Ihr seht und fühlt nur seine Wirkungen und Aeußerungen; dem Leben selbst kommt Ihr nicht auf die Spur, und plötzlich ist es verweht und verschwunden. So meinen wir, weil seine Wirkungen und Aeußerungen für uns verschwunden sind. Ob das Leben selbst vergangen ist, wir wissen es nicht, ich weiß es nicht; aber wir hoffen, daß es dennoch vorhanden sei, und heute ist auch ein Tag der Hoffnung. — So ist es auch mit der Liebe. Sie ist wie das Leben; vielleicht ist sie das Leben; was weiß ich? Wir spüren ihre Allgewalt hier und dort in der Menschheit. Sie lodert empor und hüllt sich in Dunkel, daß wir meinen, sie sei nicht, weil ihre Wirkung verschwunden ist. Wie das Leben ist sie und ist nicht. Ich kannte Menschen und kenne sie noch, die meinen, Liebe sei Selbstsucht, und ihre Aeußerungen Selbstberäucherung; das ist möglich. Aber ich gebe zu, daß diese Liebe eine rohe und verfälschte Vervielfältigung des Originals ist. Das Original ist eben das Ideal. Kann ein Mensch das Ideal erreichen? Nein, aber er kann bekennen, daß er die rohe Vervielfältigung nicht für das Original hält. Er kann an das Ideal glauben! Und diesen Glauben an das Ideal der Liebe wünsche ich Ihnen, Gräfin, und Ihnen, lieber Graf. Ist dieser Wunsch nicht von einem Wissenden ausgesprochen, vielleicht von einem Zweifelnden, so doch von einem Hoffenden. Es giebt viele unechte Gefühle, eingebildete Empfindungen in der Welt: Sentimentalität, Gefühlsduselei, — alles Nachbildungen, schlechte Copien; aber Sie kennen das Echte und Schöne. Möge es Ihnen immer treu sein, mögen Sie es ohne Rückhalt um Sie her austheilen! Denn es ist ebenso falsch, gute Gefühle zu verleugnen, die man hat, als welche vorzugeben, die man nicht hat! Ich leere mein Glas auf das Blühen und Gedeihen des edeln Hauses der Grafen Delsberg. Es lebe hoch!"

Die Gläser klangen an einander. Alles drängte sich um die Brautleute, um ihnen zuzutrinken. Auch Mimi stand auf und stieß mit Lotte an. Sie nickten sich beide zu und sprachen nicht. Bald darauf wurde die Tafel aufgehoben, und der Tanz begann.

Das Brautpaar zog sich zurück, um nach Wiesenthal zu fahren; eine Hochzeitsreise wurde nicht gemacht. Mimi und Tante Martha halfen der Braut die Kleider wechseln und begleiteten sie bis vor den Wagen, wo der Graf bereits wartend stand.

„Leb' wohl, Kind, besuch' mich bald!" Tante Martha küßte sie unter Schluchzen.

„Gott behüte Dich, Lotte, bleib' mir gut!" Mimi umschlang sie mit beiden Armen und drückte sie fest an sich.

Lotte erwiderte die Liebkosungen der beiden Frauen, ohne ein Wort zu reden. Sie preßte die Zähne auf einander, um nicht in Thränen auszubrechen.

Der Graf stand ruhig wartend dabei; er schüttelte abwechselnd Tante Martha und Mimi die Hand. Dann hob er seine junge Frau in den Wagen und sprang rasch nach.

Der Diener schloß den Schlag. Lotte fuhr in den lauen Abend hinein, der neuen Heimat entgegen. —

Als Mimi wieder ins Wohnzimmer zurücktrat, das nun zur hellen Freude Lili's zum Tanzen ausgeräumt war, hielt Wacknitz sie auf.

„Wo bleiben Sie, gnädiges Fräulein? Der erste Tanz gehört doch mir?" Er war etwas erregt, und die kühle Ruhe, die ihn sonst auszeichnete, schien einem lebhafteren Empfinden Platz gemacht zu haben. Er war, während das Zimmer ausgeräumt wurde, hinaus in den Garten gegangen, um sich abzukühlen. „Für wen habe ich eigentlich diese Rede gehalten?" fragte er sich. „Etwa für Delsberg und seine Frau? Keine Idee! Das wollte ich nur anfangs, aber nachher habe ich ganz etwas anderes gesagt, als ich wollte." Er mochte es sich nicht eingestehen, aber schließlich mußte er es doch, daß er eigentlich nur für Mimi gesprochen habe, nur zu ihr. „Heiliger Bimbam, was ist mir denn! Warum will ich denn durchaus, daß das kleine Mädchen eine bessere Meinung von mir haben soll, als sie voraussichtlich hat? Als ob ich ihr und sie mir nicht ganz einerlei wäre!"

„Ich habe Lotte beim Umkleiden geholfen und ihr Lebewohl gesagt," erwiderte Mimi auf seine Frage.

Er antwortete nicht, sondern führte sie zum Tanz.

Sie war in eigenthümlicher Stimmung. Warum hatte er dieselben Worte angeführt, die sie vor einigen Monaten so ganz unwillkürlich an ihn gerichtet hatte? Warum? — Sie unterdrückte energisch alle weiteren Gedanken.

Während einer Pause trat Mimi, die sich viel mit Tante Martha unterhielt, an deren Seite in den Garten, wo schon mehrere Gäste spazieren gingen, um sich abzukühlen. Der Abend war ungewöhnlich mild, fast schwül, aber es war immerhin noch kühler draußen, als in den erstickend heißen Zimmern.

„Warum wollt Ihr morgen schon reisen, Mimi?"

„Papa hat viel zu thun, und wir lassen ihn nicht gern allein."

Wacknitz trat zu ihnen. „Auch ich werde mich bald empfehlen müssen, denn ich will noch heute mit dem Nachtzuge fort, um morgen rechtzeitig in Berlin zu sein."

„Na, dann heißt es schnell schlafen, Herr von Wacknitz; ich fürchte, Sie werden schwer aus den Federn kommen morgen früh," meinte Tante Martha.

„O, der Gefahr setz' ich mich gar nicht aus! Ich schlafe im Zuge, und von da gehe ich gleich zum Dienst."

„Entschuldigen Sie einen Augenblick," rief Tante Martha, „ich muß doch sehen, ob die belegten Brödchen ordentlich herumgereicht werden." Und schnell ging sie hinein.

Die beiden waren allein.

Mimi schickte sich an, ins Haus zurückzukehren.

„Es ist schön hier." Er trat einen Schritt weiter in den Garten.

„Sehr schön, so friedlich," sagte Mimi ruhig und blieb stehen.

„Ja, nicht wahr? Es thut einem wohl, und die Luft ist so rein. Man fühlt sich freier, als in der Großstadt; ich glaube, man wird auch vernünftiger."

Mimi lächelte. Er machte ihr gar keinen so besonders vernünftigen Eindruck heute. Jedenfalls hatte er sich weniger in der Gewalt, als sonst.

Er schwieg wieder und ging vor der Hausthür auf und ab. Als sie aber ihr Kleid zusammenraffte und abermals einen Versuch machte, wieder hineinzugehen, blieb er plötzlich vor ihr stehen und fragte hastig: „Hat Ihnen meine Tischrede ein wenig gefallen?"

Sie schüttelte den Kopf. „Es ist schwer darauf zu antworten; sie war sehr sonderbar. Und warum haben Sie meine Worte mit hinein verwoben, Herr von Wacknitz?" Sie sah ihm ruhig in die Augen. „Was meinten Sie damit?"

„Ich weiß es selbst nicht! Ich habe so oft daran denken müssen. Ich habe sie auch beherzigt, das wollte ich Ihnen zeigen."

Mimi fühlte, wie eine Blutwelle sie durchrauschte. Warum wollte er ihr das zeigen? Er hatte doch zum Brautpaar gesprochen und nicht zu ihr! Ihre Miene aber blieb ernst und zurückhaltend.

„Wenn es Ihnen nicht angenehm war, so bitte, verzeihen Sie mir," bat er reumüthig. Dann fing er an zu lachen, als sei alles nur ein Scherz gewesen. „Ich möchte Ihnen nicht mißfallen, nicht um alles in der Welt!"

Sie versuchte ebenfalls zu lachen: „Ein jeder kann doch seine Reden einrichten, wie er will, Herr von Wacknitz. Aber es war gut so, daß Sie nicht auch die Quellenangabe gemacht haben!"

Er reichte ihr den Arm. „Noch diesen Tanz, gnädiges Fräulein, dann muß ich fort."

Sie nickte, und als die Quadrille verklungen war, verbeugte er sich sehr tief vor ihr und reichte ihr die Hand. „Auf Wiedersehen in Berlin!"

„Auf Wiedersehen!"

26.

Wacknitz hatte große Lust, Heyden zu besuchen, kam aber erst am Abend dazu. Er hatte den ganzen Tag in steigender Erregung verbracht und ertappte sich selbst im Dienst dabei, zerstreut zu sein, etwas, das ihm noch nie passirt war. Endlich, gegen neun, machte er sich auf den Weg und traf Heyden, wie dieser an seinem Schreibtisch in Hemdsärmeln arbeitete, während ihm der Schweiß von der Stirn rann.

„Na, wie geht's, Wilhelm? Auf der Hochzeit gewesen?"

„Ja!"

„Braut schön?"

„Sehr!"

„Hm! — Mimi Felden gesehen?"

„Ja!"

„Wie viel Personen?"

„Weiß nicht! Vielleicht dreißig oder vierzig."

Heyden legte die Feder fort. „Was hast Du, Mensch?"

Wacknitz zuckte die Achseln.

„Bist Du krank?"

„Unsinn!"

„Dann hol' Dich und Deine Zugeknöpftheit der Kuckuck!"

„Danke!"

Heyden schrieb weiter, während Wacknitz kreuz und quer durchs Zimmer rannte.

„Sag' mal, warum bist Du eigentlich hergekommen, Wilhelm? Bloß um den Leuten unter uns den Kalk von der Decke zu trampeln?"

„Du," fragte Wacknitz, auf einmal vor Heyden stehen bleibend, „glaubst Du, daß Fräulein von Felden Dich ausgeschlagen hat, weil sie einen anderen vorzog?"

Heyden starrte seinen Freund finster an. „Wie meinst Du das?"

„Genau so, wie ich's sage."

„Ja! Aber —"

„Nichts von aber, ich muß das wissen!" Plötzlich hielt er inne, als würde es ihm auf einmal klar, was er Heyden anthat. „Erich," bat er leise, „Erich vergieb mir, denn — ich liebe sie!"

„Beichte mir alles!" sagte Heyden tonlos. Sein schönes, regelmäßiges Gesicht war blaß geworden, und der Zorn arbeitete in ihm.

Wacknitz setzte sich aufs Sopha. „Da ist nicht viel zu beichten, Erich! Es ist auf einmal über mich gekommen, wie eine Offenbarung, ich weiß selbst nicht wie. Ich habe mich mit ihr immer beschäftigt. Ich dachte, es wäre nur zufällig, oder ich dachte gar nichts. Und nun —"

„Und nun haben wir die Bescherung!" unterbrach ihn Heyden wild. „Wenn ich Dich nun auch 'rausschmisse mit den Worten, die Du mir damals sagtest: Es giebt gar keine Liebe, es giebt nur Eigennutz oder Selbstsucht, oder so was! Recht geschäh Dir's schon!"

„Erich, Du hast ja recht, ich gebe alles zu! Ich bitt' Dir alles ab! Ich weiß ja, was ich Dir anthu'!"

„Ach schweig'! Was nützt mir Dein Abbitten und der ganze Krempel! Was kommt dabei 'raus? Daß Du sie heirathen willst! Das ist noch mein Trost!"

„Was heirathen! Glaubst Du, daß ich es so mir nichts, Dir nichts wage, diesem Mädchen meine Hand anzubieten? Als ob das noch ein besonderes Glück für sie wäre!"

Heyden sprang auf und ging ein paar Mal auf und ab, während Wacknitz auf einmal schweigsam wurde und aufmerksam seine Stiefelspitzen betrachtete. Erich kämpfte einen schweren Kampf mit sich und erhob manchmal die Augen, zornig auf den Freund blickend. Einige Minuten vergingen, ohne daß einer von beiden sprach. Endlich blieb Heyden stehen.

„Wilhelm," sagte er, die Worte rasch hervorstoßend, „weil es nun einmal so gekommen ist, so muß ich Dir etwas mittheilen. Ich halte es für meine Pflicht, es Dir zu sagen, obgleich — obgleich es mir nicht leicht wird. Aber weil ich das Mädchen so sehr liebe, so will ich auch, daß es glücklich sein soll. Du allein kannst sie glücklich machen! So, und nun sage mir gefälligst nicht mehr, daß Liebe nur Mumpitz sei!"

Wacknitz sah ihn fragend an.

„Ach so, ich habe die Hauptsache vergessen! Weißt Du, warum Mimi Felden mich ausgeschlagen hat? Eben weil sie Dich liebt! Und nun mach', daß Du fort kommst!"

„Erich!" Wacknitz sprang auf. „Woher weißt Du das? Warum hätt' ich nie etwas davon gemerkt?"

Heyden lachte grimmig. „Weil Du ein Esel bist! Weil Du glaubst, daß jede Frau ihre Gefühle auf ein Präsentir-Brett legen muß, damit's Dir klar wird!"

„Ja, aber —"

„Nichts da! Kannst Du leugnen, daß Du der jetzigen Gräfin Delsberg den Hof gemacht hast? Hast Du nicht bemerkt, daß die beiden Mädchen sich liebten? Glaubst Du nicht, daß Mimi eher gestorben wäre, als die andere etwas von ihrer Neigung merken zu lassen, weil sie meinte, Lotte sei Dir gut? Was ihr Dir gegenüber der Stolz verbot, das verbot ihr Lotte gegenüber die Freundschaft, und die bindet noch fester. Du hast gewiß gedacht, meine Liebe mache mich blind. Ich sage Dir, Liebe macht sehend, so, als ob man das stärkste Fernrohr von der Sternwarte vor den Augen hätte. Und wenn Du mir nicht glauben willst, so geh zu Tante Lisa, die wird Dir den Standpunkt klar machen. Jetzt geh, — geh!"

Wacknitz ergriff seine Hand. „Erich!"

„Schon gut, ich weiß schon. Aber laß mich jetzt." Heyden setzte sich wieder an den Schreibtisch und stützte die Hand auf.

Wacknitz ging.

Es war ziemlich spät, ungefähr zehn Uhr. Er schritt die Linden hinunter, trat in ein Restaurant, wo er sich Zeitungen und ein Glas Bier geben ließ. Er hatte Durst, denn die Schwüle war drückend. Alles, was er that, war mechanisch, gedankenlos. Was Erich ihm gesagt hatte, schien ihm unglaublich, und doch wußte er, daß es sich genau so verhalte. Er entfaltete die Zeitung.

„Nun, was macht der Kaiser der Franzosen?" fragte ein Herr in seiner Nähe einen Offizier, mit dem er zusammen saß.

„Mir ganz egal!" dachte Wacknitz, warf die entfaltete Zeitung auf den Tisch, ließ sein Bier unberührt stehen zahlte, und ging nach Hause.

„Weck' mich morgen früh um fünf," befahl er Sofina und legte sich zur Ruhe. Der Schlaf kam lange nicht. „Ich bin wirklich neugierig, was ich morgen thun werde," dachte er, „hoffentlich bin ich dann vernünftiger." Nachdem er sich noch lange, halb wachend, halb schlafend, mit allen möglichen ganz unwichtigen und gleichgültigen Dingen beschäftigt hatte, schlummerte er ruhig ein und schlief so fest, daß Sofina am Morgen Mühe hatte, ihn zu wecken.

27.

Es war ein wundervoller Junitag, als Wacknitz gegen zehn Uhr vom Dienst zurück kam. Er ging nicht nach Hause, sondern schlenderte im Thiergarten umher und schien einen ganz besonderen Zweck zu verfolgen. Er hatte auch einen ganz besonderen Zweck: er wußte, daß Mimi sehr oft um diese Zeit quer durch den Thiergarten ging, um Tante Lisa aufzusuchen, und so schritt er jetzt den wohlbekannten Weg auf und ab, um ihr „zufällig" zu begegnen. Die Zeit wurde ihm lang; er konnte ihr Kommen kaum erwarten, und doch hatte ihm ja niemand versprochen, daß sie kommen würde. Er baute aber fest auf sein gutes Glück und that recht daran, denn nach kurzer Zeit des Wartens sah er sie von weitem herannahen. Er trat schnell in einen Seitenpfad, um von hier aus ihren Weg zu kreuzen und die „Zufälligkeit" der Begegnung zu erhöhen. Eigentlich kamen ihm all diese Schritte höchst lächerlich vor, so, als ob er ein Schulbube wäre; aber er war ja mit der Absicht gekommen, sie etwas zu fragen, und er wollte sie fragen, geschähe, was da wolle. Sein Auge glitt über die schlanke Mädchengestalt, in der Ruhe und Bewegung sich so eigen verschmolzen, und als sie an ihm vorüberkam, trat er rasch hinzu und begrüßte sie.

Sie merkte sofort, daß er etwas auf dem Herzen hätte, und ihre Augen hoben sich fragend.

„Prachtvoller Tag heute, gnädiges Fräulein! Wie merkwürdig, daß ich Sie hier treffe!"

Um ihren Mund zuckte es verrätherisch. „Ja," sagte sie lächelnd, „es ist herrlich! Aber sehen Sie, dort ballen sich Wolken zusammen; vielleicht bekommen wir ein Gewitter, — vielleicht aber auch nicht!"

Sie lachten beide über diese unbestreitbare Wahrheit.

„Wie grausam schnell haben Sie das liebliche Thema des Wetters erschöpft!" rief er, „nun werde ich unerbittlich zu einem anderen getrieben, an das ich langsam und zaghaft herantreten wollte. Wissen Sie, wie einem Menschen zu Muthe ist, der etwas fragen will und nicht weiß, wie er es anfangen soll?"

„O ja," antwortete sie, „aber versuchen Sie es nur, Sie werden den Weg schon finden!"

„Vielleicht, wenn Sie mir helfen."

Sie sah ihn forschend an. „Ich will es versuchen."

„Ich will wieder an Ihre damaligen Worte anknüpfen, gnädiges Fräulein, und Sie fragen, ob es nicht auch Empfindungen im Menschen giebt, die er selbst nicht ahnt, von denen er sich wenigstens keine Rechenschaft giebt, und die nichtsdestoweniger in ihm arbeiten, ihn manchmal umarbeiten und, wenn das Werk vollendet ist, sich plötzlich melden und sagen: ‚Das haben wir gethan, nun thu' das deine'. Haben Sie das einmal erlebt?"

„Aehnliches."

„Werden Sie dann verstehen können, daß der Mensch, der das erfährt, erst stutzig, dann unruhig und schließlich muthlos wird, weil er sieht, er kann sich nicht mehr auf sich selbst verlassen."

„Der Mensch braucht nicht muthlos zu werden."

„Geben Sie ihm diesen Rath? Darf er weiter fragen?"

Mimi nickte nur.

„Dann fragt er, ob Sie zu einem solchen Menschen noch Vertrauen haben würden, zu einem Menschen, der das Beste in sich nicht gekannt hat."

Sie blickte Wacknitz fest in die Augen, indem sie antwortete: „Ja, denn Vertrauen erzeugt Selbstvertrauen. Vertrauen macht Muth."

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Gesundheits- und Körperpflege.

Die **„Permanente internationale Ausstellung für Gegenstände der häuslichen und persönlichen Gesundheitspflege"** wurde am 1. Juni d. J. in Berlin im alten Reichstags-Gebäude eröffnet. Dieselbe theilte zwar das Los ihrer meisten Schwestern: sich am Eröffnungstage noch recht unvollendet zu zeigen, — trugen doch gar viele Plätze bloß die Namen der künftigen Aussteller, — es lohnte sich indes immerhin ein Gang durch die Ausstellungs-Säle. Da die Ausstellung für Gegenstände der häuslichen und persönlichen Gesundheitspflege geschaffen ist, so wird man mit Leichtigkeit manches finden, das sofort als Gebrauchs-Gegenstand willkommen erscheint. Namentlich die Hausfrau dürfte mit Befriedigung die meisten der ausgestellten Gegenstände mustern, und mancher Ehemann wird demnächst wohl seufzend in die Tasche greifen müssen, um dieses oder jenes anzuschaffen, will er nicht als ein Barbar gelten, dem Gesundheit und Wohlergehen der Familie gleichgültige Dinge sind.

Da die Ausstellung eine permanente ist, die sich jeder Zeit durch das Neueste und Beste ergänzt, wird naturgemäß von Zeit zu Zeit auf dieselbe zurückzukommen sein. Wenn auch nicht immer das Neueste zugleich als das Beste gelten darf, so ist doch auf dem Gebiete der häuslichen Hygiene noch so viel zu bessern und zu erfinden, daß ein gesunder Wettbewerb uns manchen Gewinn zu bringen verspricht. Da fallen uns gleich eine Reihe von Eisschränken auf, deren Unentbehrlichkeit, namentlich in der Großstadt, jede Hausfrau zugeben wird. Unsere gewöhnlichen Eisschränke eignen sich indes nur zur Kühlung von Getränken in Flaschen, oder Speisen in verschlossenen Behältern. Einen Bratenrest oder dergleichen darin aufzubewahren, war nicht rathsam, da derselbe bald einen unangenehmen, dumpfen Geschmack annahm. Hier finden wir einen Eisschrank, durch den jedesmal nach dem Oeffnen mit einem Hebel frische, durch Watte filtrirte Luft gepumpt wird, sodaß die Luft niemals feucht stagnirend sein kann und etwaige Bacillen bei der Lufterneuerung zurückgehalten werden. Der Fabrikant versichert, daß frisches Fleisch nach achttägigem Lagern in diesem Schranke von tadelloser Beschaffenheit war. Schon ein entschiedener Fortschritt! Es würde noch weit zweckmäßiger sein, wenn man das leicht oxydirende Zinkblech aus dem Innern ganz verbannte und statt dessen glasirte Thontafeln oder die unverwüstlichen Glastafeln mit eingegossenem Draht-Geflecht gebrauchte.

Weiterhin finden wir alle möglichen Artikel zur Haut-, Haar- und Zahnpflege. Auf hervorragende Neuheiten kommen wir später noch einmal zurück. Heute möchten wir nur noch kurz auf ein die Frau im höchsten Maße interessirendes Gebiet hinweisen. Selbstredend sind die Bekleidungs-Systeme von Jäger, Lahmann und Kneipp erschöpfend vertreten. Eines bitte ich dabei besonders zu beachten, das sind die als Ersatz des Corsets erfundenen Büstenhalter resp. Kleiderträger. An ausgestellten Figuren kann man sich auch leicht überzeugen, daß sie die elegante gute Erscheinung in keiner Weise beeinträchtigen. Wie dieselben aber dem in gesundheitlicher Beziehung so sehr verwerflichen Corset für Wohlbefinden und Gedeihen der Trägerinnen vorzuziehen sind, darüber noch einmal an anderer Stelle. Dr. S.

Duograph. — Menschenliebe und Erfindungsgeist machen immer neue Mittel ausfindig, um das traurige Los der Blinden zu mildern und ihnen mehr und mehr die Möglichkeit zu gewähren, selbständig mit der Außenwelt zu verkehren. Neuerdings hat nach einem Bericht des Patent- und technischen Bureaus von Richard Lüders in Görlitz der Abbé Stiltz auf diesem Gebiet eine sehr bemerkenswerthe Erfindung gemacht. Seine Schreib-Maschine für Blinde, der sogenannte Duograph, gestattet den Unglücklichen, ohne jede fremde Hülfe Briefe zu schreiben, ja was noch unglaublicher klingt, die mit diesem Apparat geschriebenen Briefe anderer selbst zu lesen. Der sinnreiche Mechanismus der Maschine besteht nämlich darin, daß durch das Niederdrücken einer Taste nicht nur der betreffende Buchstabe auf das Papier gedruckt wird, sondern zugleich auch auf der anderen Hälfte des Bogens ein entsprechender Eindruck erfolgt, der je nach den Buchstaben verschieden ist. Die Handhabung der Maschine wird von den Blinden leicht erlernt, ebenso zeigt die Erfahrung, daß es ihnen nicht schwer fällt, die durch die Eindrücke markirte Schrift zu lesen. O. Altmann.

Eitle in W. — Sie verlangen zu viel! Ein Universal-Mittel zur Teint-Verschönerung giebt es nicht und kann es nicht geben, da die Hautbeschaffenheit zu verschieden ist. Für zarte, leicht empfindliche Haut soll sich die Crème Simon wie der Poudre Simon (Paris, 13 Rue Grange Vatelière) bewähren; auch gegen Insectenstiche, Röthe der Haut, Blasen ꝛc. wird die Crème empfohlen. Die Red.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Eine Abonnentin aus Leipzig bittet uns, mitzutheilen, daß auch in Leipzig ein Verein zur Vermittelung von Arbeit an bedürftige Frauen besteht, der genau von denselben Gesichtspunkten ausgeht, wie der in der ersten Mai-Nummer besprochene Verein zur Unterstützung älterer, kränklicher Frauen in Stuttgart. Der Leipziger Verein überweist wöchentlich an 70-90 Frauen Arbeit; die Vorstands-Damen sind zu diesem Zweck an drei Nachmittagen der Woche im Verein anwesend. Alle nöthigen Mittel werden durch Beiträge des Vorstandes, der zahlenden Mitglieder, einen Stiftungsbeitrag, wie durch einen Miethsbeitrag seitens des Rathes der Stadt Leipzig aufgebracht. Das ursprüngliche Betriebs-Kapital ist einer Zuwendung aus der Kaiser Wilhelm-Spende zu danken. Die Red.

Wohnungs-Veränderung. — Wäre eine der freundlichen Leserinnen so gütig, mir eine schön gelegene Stadt Mittel- oder Norddeutschlands, mit waldiger Umgebung und von nicht unter 15 000 Einwohnern zu nennen, wo Lebensmittel und Wohnungen billig sind, und wo vielleicht Aussicht vorhanden wäre, Privatstunden zu erhalten? J. v. W., London.

Treue Abonnentin der Modenwelt in Deutsch-Böhmen. — Um Uebersetzungen aus dem Französischen oder anderen fremden Sprachen anzufertigen und zu verwerthen, ist es vor allem nöthig, sich mit dem betreffenden Autor über den Inhalt seines Vertrags mit dem Verleger zu verständigen. Alsdann würde Ihnen nur das Angebot der Uebersetzung an eine Zeitschrift oder einen Buchverlag übrig bleiben, doch sind die Aussichten auf lohnende Verwerthung von Uebersetzungen nur sehr gering. Firmen, die solche annehmen, vermögen wir Ihnen leider nicht zu nennen. Die Red.

Kindererziehung.

Schaffer's hygienischer Patent-Apparat, neu in den Handel gebracht, bewährt sich trefflich, um die Milch für unsere Babies oder auch Cur-Brunnen in schneller und einfacher Art mundgerecht zu erwärmen. Ein nach oben verjüngter Blechkegel mit doppelten Wänden ist über eine kleine Lampe gestülpt, die sich inmitten eines durchlöcherten Rundtheiles befindet; dieselbe functionirt mittelst eines mit Spiritus getränkten Schwammes und Dochtes, der fest in die Lampenöffnung gedrückt werden muß. Das Anzünden geschieht durch die längliche

Schaffer's hygienischer Patent-Apparat.

Oeffnung am unteren Rande des Apparates, das Auslöschen durch linksseitiges Umdrehen des Knopfes, wodurch sich eine kleine Blechklappe über den Lampendocht legt. Um ein Zerspringen der dem Apparate eingeführten graduirten Glasflasche zu vermeiden, trifft diese nicht direct auf die heiße Bodenfläche, sondern wird durch einen Blechbügel darüber abstehend erhalten. Das Erwärmen des Inhaltes nimmt ungefähr drei bis fünf Minuten in Anspruch. Zu beziehen ist der Apparat außer durch die Firma Eduard Cordes, Berlin S, Brandenburgstr. 16, auch durch alle Droguen- und Gummiwaren-Handlungen. E. E.

Langjährige Abonnentin, München. — Französische Familien pflegen ihre Kinder nicht nach Deutschland in Pension zu geben. Machen Sie einen Versuch mit einem Inserat im „Figaro", der überall, auch in Italien, gelesen wird. Einen festen Pensions-Preis bei so verschiedenem Alter anzugeben, ist nicht gut möglich. D. Red.

Abonnentin von zwanzig Jahren. — Der bekannte Soxhlet-Apparat, in dem die Milch für kleine Kinder durch Aufkochen sterilisirt wird, dürfte auch Ihnen zu empfehlen sein. Außerdem bewährt sich zur Kinder-Ernährung die vegetabilische Milch von Dr. Lahmann vorzüglich. D. Red.

Häusliche Kunst.

Stuhl aus Haselnuß-Stäben. — Die hübschen Möbel und Geräthe aus leicht zusammengefügten Bambusstäben brachten mich auf die Idee, ähnliches aus einheimischem Material anzufertigen. Das erste Resultat war ein kleiner Salon-Stuhl, der so hübsch ausfiel, daß nach und nach ein ganzes kleines Etablissement im „Haselnuß-Stil" entstand. Die Herstellungsweise ist sehr einfach. Auf meinen Spaziergängen hole ich mir die Haselnuß-Stäbe selbst aus dem Walde, zu welchem Zwecke ich eine kleine Säge angeschafft habe. Als Vorlage für die Anfertigung, bei der mir der Gutsstellmacher behülflich ist, dienen Bambusmöbel jeder Art. Die Stäbe müssen im frischen Zustande verarbeitet werden, damit sie durch das Eintreiben der Nägel nicht splittern, lassen sich dann aber sehr gut biegen, sodaß man auch Stühle mit runden Lehnen anfertigen kann. Zum Nageln benutzt man am besten zweizöllige dünne Drahtnägel. — Das erwähnte Sesselchen mißt, einschließlich der Lehne, 77 cm Höhe der Sitz 26 cm im Quadrat. Letzterer ist mit großblumig gedrucktem, englischem Baumwoll-Sammet bezogen, in vorherrschend blau und gelben Tönen. Den Sitz umgiebt eine blau und gelbgemischte Pompon-Franze; passende Schnur mit Bällchen ist an den Kreuzungspunkten der vergoldeten Stäbe der Lehne eingeknotet. — Augenblicklich „bastle"

Stuhl aus Haselnuß-Stäben.

ich an einem Schreibsessel für meinen Bruder, zu dem ich eine prächtige Vorlage in dem Stuhl Abb. 63 in Heft 5 der Illustr. Frauen-Zeitung vom 1. März 1891 fand. Die runde Lehne an diesem Stuhl läßt sich leicht nacharbeiten. Andere hübsche Möbel-Vorlagen der Illustr. Frauen-Zeitung denke ich nächstens zu benutzen. Sehr gut kann man auch die bekannten Bambus-Theetische mit zwei Platten und Etagèren herstellen. Dieselben sind äußerst bequem als Lese-, Journal- und sogar als Waschtische. Bei letzteren benagelte ich die Platten mit weißer Wachsleinwand.
Theodora F.

Malerin in Dr. — Gewiß werden die Pereira-Farben, die wir in unserer Zeitung in der Nummer vom 1. Febr. 1895 erwähnten, viel verwendet und bewähren sich gut. Sie können dieselben, wie die dazu gehörigen Malmittel, Firnisse, Leinwand ꝛc. direct durch die Fabrikanten: J. G. Müller & Co., Stuttgart, Kanzleistr. 26, beziehen. D. Red.

Fürs Haus.

Für junge Hausfrauen. — Vielleicht ist unter den Leserinnen der einen oder anderen jungen Hausfrau mit nachstehendem Gedächtnißzettel gedient. Einsenderin war vor Jahren in der Lage, in einem weitläufigen Landhause ein im anderen Flügel hausendes achtzehnjähriges Mädchen in den Obliegenheiten einer „Stütze der Hausfrau" unterweisen zu müssen. Da ging es nicht anders: die schriftliche Instruction mußte der mündlichen zur Hülfe kommen, und der in sehr nüchterner Prosa begonnene Gedächtnißzettel wuchs zu so beängstigender Länge an, daß der Gedanke, ihn durch Reime annehmbarer zu machen, zur Ausführung kam.

Gewiß hat jeder Haushalt seine Besonderheiten, aber meine älteren Mitschwestern werden mir wohl bestätigen, daß die meisten der berührten Sachen überall zu den wunden Punkten zählen, die immer wieder das wachsame Auge und die bessernde Hand der Höchst-Commandirenden erfordern.

Der „Stütze" Gedächtnißzettel.

Wer eine Hausfrau will unterstützen,
Die muß vorab ihre Augen benützen
Und muß damit sehen zu jeder Frist,
Was anderen Augen verborgen ist.

Früh morgens muß sie ohn' Erbarmen,
Die Mädchen wecken aus Morpheus' Armen;
Auch kleidet's hübscher, will ich meinen,
Stets mit gekämmtem Haar zu erscheinen,
Und hält ein Wagen vor dem Thor,
Dann bindet man weiße Schürzen vor.

Das gute Geschirr, wenn Gäste nah sind,
Für nicht mehr Gäste decken als da sind
Den Kaffee pünktlich, sowie das Essen,
Das Tisch-Abräumen nicht zu vergessen!
Auch muß sie erkunden mit Schläue und List
Was der oder jener am liebsten ißt.

Muß sorgen für frischen Kaffeekuchen,
Muß die Spinnen in ihrem Versteck aufsuchen,
Den Motten und Schwaben den Krieg erklären,
Die Mäuse mit Feuer und Schwert verheeren,
Muß wissen, was unserem Baby frommt
Und ob der Lehrer zum Essen kommt.

Muß wissen, wie's um die Gärtnerei steht,
Muß hören, wenn irgend etwas entzwei geht,
Muß kennen im Dorfe alle Verwandten,
Muß wissen, — noch vor dem Standesbeamten, —
Ob irgendwo geboren ein Kind,
Weil Wochensuppen zu kochen sind.

Muß seh'n nach der Hausthür unterstem Riegel,
Muß hören, fiel wo vom Dache ein Ziegel.
Auch darf das Lüften sie nicht verdrießen!
Und gilt es dann wieder die Fenster zu schließen,
So finde ihr Herz nicht eher Ruh',
Bis jeder Riegel an jedem zu.

Auch darf das Wischen sie nicht vergessen
Auf Simsen, Thüren, Oefen und Essen,
Muß auf die Ofenbestecke passen,
Ob Schaufel und Zange sich böslich verlassen,
Und ob Dorette des Staubes verschont,
Der gleich dem Veilchen im Schatten wohnt.

Handtücher von Schlingenstoff darf man nicht plätten,
Noch Stärke bringen an die Servietten,
Noch Wichse auf einem Lackschuh finden,
Noch mit Petroleum Feuer anzünden.
Auch sehe sie, daß, ob noch so erhitzt,
Die Lampe doch nimmer Petroleum schwitzt.

Die Reste lerne sie richtig verwenden,
Zwar alles reichlich, doch nichts verschwenden,
Gehörig nützen so Fett als Knochen,
In Gährung gerathenes Obst austochen,
Auch prüfen die Aepfel und kennen den Wein,
Kurz: „Hans in allen Ecken" sein.

Muß sorgen, daß richtiges Tischzeug genommen,
Daß die Messer zu tief nicht ins Wasser kommen,
Die Salattöpfe zu hoch nicht schießen,
Daß die Mädchen den Holz- und Torfstall verschließen,
Auch möchte sie lernen, — zu schwer ist's fast! —
In welches Loch jeglicher Schlüssel paßt.

Mit diesen und noch manch' anderen Sachen
Muß sie nach Kräften bekannt sich machen,
Dann wird sie die Stütze von Groß und Klein,
Von dem Haus, von dem Herrn und der Hausfrau sein.
C. v. M.

Büchse für Seifenpulver. — Gewisse kleine Untugenden giebt es, von denen auch unsere besten und bildungsfähigsten Küchenfeen nun einmal nicht lassen mögen. Wo ist z. B. die Köchin, die die Seife, nachdem sie dieselbe in der Küche zum Händewaschen benutzt hat, wieder ordnungsmäßig in den Seifenbehälter

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

legt und nicht in dem Waschwasser liegen läßt, sodaß das Stück sich unnöthig abnutzt, weich und unansehnlich wird? Wenn eine sanfte Erziehung nicht ausreicht, muß man den Frevel unmöglich machen. Dies geschieht in diesem Fall am sichersten, indem man das Seifenstück durch Seifenpulver ersetzt und sich für dieses einer Streubüchse bedient, wie untenstehende Skizze sie zeigt. Ich fand das kleine Geräth in dem Ausstattungs-Magazin von P. Naddatz & Co., Berlin W, Leipziger Straße 11, und da der Preis von 1 Mk. 50 Pf. mein Budget nicht allzusehr belastete, entschloß ich mich ohne Bedenken zur Anschaffung. Neben der Wasserleitung habe ich die Blechbüchse an der Wand angebracht mittelst eines durch Nägel befestigten Eisenhalters, in den ein mit der Büchse zusammenhängender, horizontal stehender Arm eingreift. Nachdem man das Gefäß mit Seifenpulver gefüllt, braucht man nur gegen den unteren beweglichen Theil leicht zu drücken, und eine genügende Menge Pulver stäubt über die Hände. Eine sparsame Hausmutter.

Büchse für Seifenpulver.

Plafond-Feger mit verstellbarem Stiel. — Schon aus Gesundheitsrücksichten bin ich für möglichst gründliche Staubvertilgung in allen Räumen unseres Hauses, und da ich dabei selbst mit Hand anlege, habe ich auch versucht, den Plafond-Besen so zweckentsprechend wie möglich umzugestalten. Die gebräuchlichen Kopfbesen mit langem geraden Stiel leiden an dem Uebelstande, daß man sie, um die horizontalen Flächen von Thürsimsen, Gardinen-Stangen ꝛc. zu erreichen, sehr schräg halten muß, dadurch aber leicht die Herrschaft über das Geräth verliert und zugleich den Staub nur unvollkommen entfernt. Ich habe nun den Stiel so anfertigen lassen, daß er oben, ungefähr in einem Viertel seiner Höhe sich durch ein Charnier umlegt. Ein halbkreisförmiges Eisen stellt den Griff beliebig schräg; in der gewünschten Stellung wird derselbe erhalten durch einen an einem Kettchen hängenden Eisenstab, der durch den Holzstiel und zugleich durch das entsprechende der in der Eisenrundung befindlichen Löcher greift. Meine Erfindung ist patentirt; den Versand der Stiele besorgt die Firma Domke, Graudenz, Unterthornerstr. 32. Man kann den Stiel, dem sich jeder gewöhnliche Breit- oder Kopfbesen aufstecken läßt, einzeln zum Preise von 2 M. erhalten. Frau E. G.

Plafond-Feger mit verstellbarem Stiel.

Fadenbesen. — Die bekannte Art der Strickarbeit mit einzelnen, eingestrickten Fäden habe ich für einen Fadenbesen verwendet, der sich als überaus praktisch zum Aufreiben von parkettirten und gestrichenen Fußböden bewährt. Jeder der Fäden aus starker ungebleichter Baumwolle mißt 25 cm und ist in der Mitte mit festgestrickt; jede Masche faßt einen Faden. Die Strickarbeit ist dem schwarz gebeizten Gestell mittelst Schraubennägel angefügt, die leicht losgemacht werden können, wenn die Fäden der Wäsche bedürfen. Auch als Kinderarbeit für Geschenke dürfte die leichte Strickerei sich eignen. R. G.

Fadenbesen.

Quillaya-Gall-Seife. — In Ergänzung des Artikels „Das Waschen verschiedener Stoffe“ in der Nummer unserer Zeitung vom 14. April möchte ich noch eine Seife erwähnen, die kürzlich als „Quillaya-Gall-Seife“ in den Handel gekommen ist und bei ihrer chemischen Zusammensetzung sich vorzüglich zur kalten Wäsche aller wollenen, baumwollenen oder seidenen Stoffe eignet, deren Farben etwas empfindlich sind, oder matt geworden, der Auffrischung bedürfen. Zu diesem Zweck wird die zerschnittene Seife in warmem Wasser aufgelöst, der Stoff einige Stunden darin eingeweicht, darnach kalt herausgewaschen und tüchtig nachgespült. Zur Reinigung von Möbelbezügen, Hüten, Rockkragen und solchen Stoffen, die nicht eingeweicht werden können, bedient man sich einer mit der Seifenlösung getränkten Bürste und spült mit kaltem Wasser mittelst eines Schwammes nach. In gleicher Weise behandelt man Flecke aller Art mit bestem Erfolge. A. H.

Herrenwäsche (55). — Nach meinen Erfahrungen ist das vorzüglichste Mittel, um Herrenwäsche Glanz und Steifheit zu verleihen, Mack's Doppelstärke. Dieselbe bietet vor anderen Stärkesorten, die man noch mit Borax, Wachs oder Gummi versetzen muß, den Vortheil, fertig in den Handel zu kommen; ein Mißerfolg beim Plätten, wie er leicht durch falsche Mischung der verschiedenen Bestandtheile verschuldet wird, ist deshalb bei dem Mack'schen Präparat ausgeschlossen. Wer sich aber dennoch nicht sicher fühlt, kann sich die „Plättregeln“, die genaueste Anleitung über die Behandlung der Wäsche beim Plätten geben, von der Firma Heinrich Mack, Ulm, gegen Einsendung von 20 Pf. kommen lassen. Frau Anna L., Kiel.

Küche.

Pfirsiche in Zucker einzumachen. — Die Pfirsiche werden in Hälften geschnitten und geschält, mit gestoßenem Zucker zu gleichen Gewichtstheilen in einen Topf geschichtet und zugedeckt eine Nacht darin belassen. Am nächsten Tage nimmt man die Früchte heraus, kocht den aufgelösten Zucker mit geringem Zusatz von Wasser und schäumt ihn ab. Nun läßt man die Pfirsiche nach und nach einige Minuten in dem Syrup kochen, legt sie in den Topf zurück und übergießt sie mit der Flüssigkeit, nachdem diese abgekühlt ist. Das Aufkochen wiederholt man an den beiden nächsten Tagen und bindet die Töpfe mit Blase zu. A. H.

Grillade von kaltem Geflügel. — Man kann hierzu ansehnliche Reste von frischgebratenem Geflügel verwenden. Jedenfalls muß man für schöne, möglichst gleichmäßige Stücke sorgen, die, mit Ausnahme von Schenkeln und Flügeln, von den Knochen befreit werden. Man legt das Fleisch in eine große tiefe Porzellanschüssel, streut Salz und etwas Cayenne-Pfeffer darüber und beträufelt es mit dem Saft einer großen oder zwei kleineren Citronen (auf ein Huhn oder einen mittleren Hahn rechnet man eine Citrone) und läßt es eine Stunde, bei mehrmaligem Umwenden, ziehen. Dann wird jedes Stück abgetrocknet, in geschlagenes Ei getaucht und in feinen Brotkrumen, die man mit Salz und Pfeffer und etwas sehr fein gewiegtem Schinken vermischte, umgedreht. Nach zehn Minuten wiederholt man das Verfahren und nach abermals fünf Minuten bäckt man die Grilladen in reichlichem und sehr heißem Fett. Sie müssen eine gleichmäßig goldbraune Farbe haben. Man serwirt dieses Gericht als Kranz um hochaufgeschichtete, mit Majonnaise verzierte, kalte grüne Erbsen. Doch auch als Zugabe zu Rosenkohl oder Blumenkohl ist es sehr zu empfehlen. H. W.

Hohlhippen. — Man nimmt 2 Theile Mehl, 1 Theil feinen Zucker, auf dem zuvor etwas Citronen-Schale abgerieben wurde, etwas Vanille-Zucker, etwas feinen Zimmet, gießt soviel süße Sahne dazu, daß man den Teig fein und glatt verrühren kann, giebt 1 Ei hinein und 1 Eßlöffel voll Rum, wenn nöthig noch etwas Sahne, doch darf der Teig nicht zu flüssig werden, sondern muß sich in Bändern lang ziehen. Dann streicht man die gut erwärmte Backform mit Butter oder Wachs aus, giebt einen Eßlöffel voll Teig in die Mitte, drückt die Form zu und bäckt die Masse erst auf der einen, dann auf der anderen Seite schön gelbbraun. Sobald die Hohlhippen aus dem Eisen kommen, rollt man dieselben auf ein fingerdickes Holz, um sie zu runden. Es ist rathsam, zum Versuch eine Kleinigkeit Teig, vielleicht von 6 Eßlöffeln Mehl, herzustellen. Die Hohlhippen darf man nicht an einem feuchten Ort aufbewahren, weil sie sonst weich werden. M. O.

Omelette mit Gurkenfüllung. — Drei Eier werden zu Schaum geschlagen, dann giebt man 30 Gramm Butter, einen großen Eßlöffel voll Mehl, einen Eßlöffel gehackten mageren Schinken oder Zunge, Salz und Pfeffer nach Geschmack hinzu, schüttet die fortwährend geschlagene Masse in eine sehr saubere Pfanne, in der man reichlich Butter zum Schäumen kommen ließ, und bäckt sie unter leichtem Schütteln in 2-3 Minuten, bis sie sich zu verdicken beginnt. Dann stellt man die Pfanne zurück und giebt der Omelette mittelst eines Löffels eine halbmondförmige Gestalt. Bevor man die Omelette zusammenschlägt, füllt man die Gurke hinein, die vorher auf folgende Weise zubereitet wurde: Eine kleine Gurke durchschneidet man der Länge nach, nimmt mit einem Löffel das Innere, Weiche heraus und schneidet die festen, fleischigen Theile in kleine Würfel, die man in einer Pfanne mit kaltem Wasser, etwas Salz und Essig zum Kochen bringt und dann ziehen läßt, bis sie weich sind, was in ungefähr 10 Minuten erreicht ist. Nun gießt man die Gurke durch ein Sieb, sodaß alles Wasser abläuft, reibt die Pfanne trocken aus, giebt 30 Gramm Butter, ebenso viel in Würfel geschnittenen mageren Schinken oder Zunge und die gekochte Gurke hinein, läßt es unter Schütteln heiß werden, belegt damit die eine Hälfte der Omelette, schlägt die andere Hälfte darüber und serwirt das Gericht sofort. H. W.

Gärtnerei.

Gartenfreundin vom Lande. — Wenn Sie Nelken aus Samen ziehen wollen, müssen Sie allerdings jetzt säen. Damit das Resultat günstig wird, also möglichst viel gute, gefüllt blühende Pflanzen aus dem Samen hervorgehen, muß derselbe von musterhaften Topfpflanzen gewonnen sein. Sie säen am besten in einen mit gutem Wasserabzug versehenen Blumentopf, bedecken die Samen nicht zu stark mit feiner Erde, halten sie gleichmäßig feucht und bis zum Aufgehen auch schattig. Die Pflänzchen müssen Sie aber bald an die volle Sonne gewöhnen. Sind die Nelken dann so weit herangewachsen, um bequem mit der Hand gefaßt werden zu können, so pikiren Sie dieselben in ein anderes Gefäß, d. h. Sie verpflanzen in geringen Abständen und kürzen vorher nöthigenfalls die Hauptwurzeln etwas. Da die Nelke unter leichter Bedeckung völlig winterhart ist, so werden die Pflanzen noch vor Eintritt kalter Witterung in mindestens 30 cm Abstand auf jene Beete gesetzt, auf denen sie im kommenden Jahre blühen sollen. Weil es auch bei Verwendung des besten Saatgutes nicht zu vermeiden ist, daß einfachblühende Nelken auftreten, so müssen Sie, damit die Beete im kommenden Jahre keine Lücken zeigen, eine Anzahl von Nelken in Töpfen hatten. Wo sich dann im Sommer einfachblühende Nelken zeigen, werden dieselben ausgenommen und durch gefüllt blühende Topfpflanzen ersetzt, die sich auch dann schadlos verpflanzen lassen, wenn sie in vollem Flor stehen. Trockene Farnblätter und dünne Fichtenzweige bilden während des Winters die beste Schutzdecke für Nelken. M. H.

Blumenampel aus einem Kohlrabi. — Um die amüsante kleine Spielerei herzustellen, wähle man einen großen Kohlrabi mit kräftigem Kraut, höhle ihn an der Wurzelseite, — also so, daß die Blätter nach unten fallen, — mit einem scharfen Messer soweit aus, daß eine Hyazinthen-Zwiebel hineingesetzt werden kann, und noch für deren Wurzelchen etwas freier Raum bleibt. Die Zwiebel muß recht gerade in die Höhlung gepaßt werden und mit der halben Höhe darüber hinaus reichen. Nun stellt man das Netz aus Bindfaden, in dem die Ampel ruhen soll in folgender Weise her. Man häkelt soviel Luftmaschen als nöthig sind, um den unteren Theil des Kohlrabi zu umspannen; in diese Tour werden nun sechs Schnüre von Luftmaschen, beliebig lang, eingeschlungen, und dann wird die Tour um den Blätterkranz herum zum Kreise geschlossen. Die Schnüre leitet man hinauf und vereinigt sie in der Höhe von ungefähr 50 cm durch einen Knoten. Nach Belieben kann das Netz auch bronzirt werden. In die Höhlung des Kohlrabi wird soviel Wasser gegossen, daß dasselbe einen Centimeter unter der Zwiebel steht, auch thut man ein Stückchen Holzkohle hinein; entsprechendes Nachgießen ist nothwendig. Am geeignetsten sind „schon angetriebene Zwiebeln“, wie man sie, für Gläser bestimmt, beim Gärtner bekommt. Es ist ein hübscher, eigenartiger Anblick, wie die Kohlrabiblätter lustig hervorwachsen, sich zuweilen um die Schnüre ranken, häufig auch kleine gelbe Blüthen ansetzen, während oben die Hyazinthe sich in ihrer Pracht entfaltet. Elfe St., Augsburg.

Blumenampel aus einem Kohlrabi.

Allgemeines.

Arbeits-Ständer aus einem Cylinder-Hut. — Eine gute Idee hat gewöhnlich andere im Gefolge, — so hat der Erfolg, den die „Sammlerin“ in der zweiten Juli-Nummer dieser Zeitung mit ihrem imitirten Münzengefäß errang, mich angeregt, etwas Ebenbürtiges und auch „durchaus Neues“ zu schaffen. Welche Frau hätte bisher eine würdige Verwendung für den Cylinder-Hut des Gebieters ausfindig gemacht, nachdem derselbe seine Frische und Modegerechtigkeit eingebüßt? Ich habe es fertig gebracht, aus der alten abgenutzten „Angströhre“ einen allerliebsten Arbeitsständer herzustellen; derselbe ziert nun meinen Arbeitsplatz in der Fensternische. In einem Gestell aus drei geschnitzten Stäben hängt der vorher mit rother Seide gefütterte Hut, der in seinem Innenraum Platz für alle Arten Näh-Utensilien und kleine Handarbeiten gewährt. Der Hutkopf ist mit einem Tuchstreifen, mit bunter Seide gestickt, umgeben; den oberen Rand schließt eine breite Franze aus Knüpfarbeit ab. Herr Julius Weiß, Leipzig, Körnerstr. 36, II, übernahm den Vertrieb meiner „Erfindung“ und liefert die gesetzlich geschützten Gestelle für einen billigen Preis. Erfinderin.

Wandtasche aus einer Strohmatte. — Das moderne Bestreben bei der Wohnungseinrichtung scheint es zu sein, Gegenstände zu einem ihrer ursprünglichen Bestimmung entgegengesetzten Zweck umzuprägen. Der Stiefelknecht wird, mit Brandmalerei verziert, zum Photographien-Ständer, der Schinkenteller, mit Malerei geschmückt, zum Wandschmuck, — wer will es mir da verdenken, wenn ich eine der unzeitgemäßen groben Strohmatten zum Reinigen der Füße, die ich einer armen Händlerin abkaufte, zu einer Wandtasche umgestaltete? Wohlverstanden, nur zu einer Wandtasche für den Corridor, und nur für den Zweck, allerlei Reinigungs-Geräthe, Staubtücher und Bürsten aufzunehmen! Es war dafür nichts weiter nöthig, als die Matte in einem Drittel ihrer Länge nach außen umzuschlagen und den Bruch durch ein paar Stiche mit starkem Hanfzwirn zu sichern. Breite olivgrüne Moiré-Bänder verbinden dann die Rück- und Vorderwand der Tasche und ergeben, von Schleifen aus gleichem Material gehoben, den ferneren decorativen Schmuck. Die geräumige Tasche nimmt sich zum mindesten durchaus eigenartig aus und bewährt sich, ihres festen Materiales wegen, als sehr haltbar und praktisch. Frau Grete S.

Wandtasche aus einer Strohmatte.

Ausbildung zu Krankenpflegerinnen (48). — Das Krankenhaus Urban und das Krankenhaus Friedrichshaus in Berlin sowie das Alicen-Krankenhaus in Darmstadt nehmen immer Damen höherer Stände zur Ausbildung auf. Frau Dr. Anna G.

Frau Marie Sch., München. — Für Ihre Sommerfrische im Oetzthal sind wir zufälliger Weise in der Lage, Ihnen aus eigener Anschauung die Villa Lantschner empfehlen zu können. Gerade das was Sie suchen, eine vollständig und behaglich eingerichtete Familienwohnung nebst Küche, wird hier in herrlicher Lage etwas oberhalb des Dorfes Oetz geboten. D. Red.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin und Wien. — Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Paul Logemann in Wien. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltungs-Beilage

11. August 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 16.

Nachdruck verboten.

Der eitle Wacknitz.

Roman von Katharina von Doering in Berlin.

(8. Fortsetzung.)

Ihm wurde ganz schwindlig, denn ein unendliches Glücksgefühl überkam ihn, und er schwieg. Mechanisch gingen sie beide den Weg zurück, nach dem Felden'schen Hause, und stiegen die Stufen zum Eingang hinauf. Wacknitz fragte sie nicht, ob er sie begleiten dürfe, er trat mit hinein, und als er sich in dem Treppenflur vor forschenden Augen sicher sah, fragte er sie, ihre Hand ergreifend: „Darf jener Mensch sehr muthig werden?"

Mimi ließ ihm ihre Hand, und während ihre dunkeln blauen Augen ihn ruhig anblickten, ohne die Fülle von Liebe zurückzuhalten, die aus ihnen strahlte, sagte sie leise: „Er darf!" Sie stiegen die Treppe hinauf; dann machte sie sanft ihre Hand los, schloß die Thür auf und trat mit ihm aus dem dunkeln Vorzimmer in den hellen, von Blumen durchdufteten Salon.

Aber nun hielt er sich nicht mehr, und sie an sich reißend, bedeckte er ihr Mund und Augen mit Küssen, immer wiederholend: „Ich hab' es nicht verdient, daß ich Dich lieben darf!"

„Wir haben alle nichts verdient," sagte sie und ließ glücklich lächelnd den Strom seiner Zärtlichkeit über sich ergehen. „Aber Liebe fragt nicht nach Verdienst; sie nimmt und giebt, wo sie will. Sie ist frei!"

Und wieder hielt er sie in seinen Armen, überwältigt und benommen von dem eigenen großen Liebesvorrath, den er in sich fand, und den er mit aller Mühe nicht hatte zerstören können.

Sie hatte die Hände gegen seine Schultern gelegt, und drängte ihn sanft etwas zurück, aber dabei bot sie ihm die Lippen, und er beugte sich zu ihr nieder und küßte sie wieder und wieder. Und dann sah er sich plötzlich um. In der Thür stand der General.

„Na, das ist ja recht erbaulich!" rief dieser, indem er sich den Schnurrbart strich. „Ich sehe Euch mindestens schon zwei Minuten lang zu, aber Ihr scheint für die Außenwelt keine Sinnes-Organe mehr zu haben!"

Die beiden standen vor ihm stumm vor innerer Bewegung, und er umschlang jedes mit einem Arm. „Gott segne Euch, Ihr leichtsinniges Volk! — Aber fragt die Mama erst um Erlaubniß," fügte er listig hinzu. „Der Mann hat bekanntlich in häuslichen Angelegenheiten keine Stimme." —

Als am Abend Lili's Jubel über Mimi's Glück und die Erwerbung des ihr so herzlich willkommenen Schwagers sich gelegt hatte und sich dann die Eltern gute Nacht sagten, fragte der General seine Frau: „Nun, Mieze, das war überraschend, was?"

„Ja, aber unser Kind wird glücklich; so glücklich, wie Deine alte Frau!" Und sie nahm seine beiden Hände und küßte ihn auf den grauen Schnurrbart.

Als sie dann an Mimi's Bett trat, um ihr noch einmal eine gute Nacht zu wünschen, setzte sie sich auf den Bettrand und fragte leise, indem sie das Haar aus der Stirn ihrer Tochter strich: „Warum hast Du mir nie gesagt, daß Du ihn liebtest, Mimi?"

Mimi stützte den Kopf auf den Ellbogen; sie sah die Mutter nachdenklich an. „Ja, siehst Du, Mütterchen, das ging nicht!"

„Das ging nicht?"

„Nein, ich durfte es mir ja selbst nicht eingestehen, denn ich glaubte — Du weißt ja — Lotte —." Sie verstummte, als habe sie schon zu viel gesagt, und legte sich auf das Kissen zurück, die Hände der Mutter an die Lippen ziehend.

Frau von Felden beugte sich über sie.

„Es war nicht Mangel an Liebe oder Vertrauen zu Dir, Mutter, es war die Scheu vor mir selbst, vor —."

„Laß nur, mein liebes Kind, ich verstehe Dich schon, aber sage mir, bist Du dieser Liebe nun auch ganz gewiß?"

Mimi lächelte nur. „Mütterchen, bist Du auch sicher, daß Du unserm lieben Vater gut bist?"

Die Mutter küßte sie, und Mimi schlang die Arme um ihren Nacken und zog sie fester an sich.

„Gute Nacht, Gott behüt' Dich!"

„Gute Nacht, meine Herzensmutter!"

28.

Wacknitz trat ins Vorzimmer und hob den Vorhang zu Mimi's Stübchen. „Marie!" Er sagte nicht gern Mimi.

„Wilhelm!" Sie nickte ihm zu, als er ins Zimmer trat, und bot ihm den Mund zum Kuß.

„Wollen wir heute nicht zu Tante Lisa gehen, Marie?" Er reichte ihr einen Strauß wundervoller Rosen.

„Weißt Du," sagte sie, indem sie die Blumen betrachtete, „daß ich sie mir schon lange, lange wünschte? Und nun bringst Du sie mir selber!"

„Ja," sagte er, „ich möchte Dir einen ganzen Garten voll bringen, Dich damit überschütten." Dann setzte er hinzu: „Es thut mir leid um jede Blume, die ich in meinem Leben nicht Dir geschenkt habe." Er setzte sich auf ihr kleines Sopha und zog sie an den Händen herunter, neben sich.

Sie mußte an den Strauß denken, den er Lotte im Winter geschickt hatte, und wie sie da ganz im geheimen sich gesehnt hatte, die Empfängerin zu sein. Sie füllte eine Vase mit Wasser und stellte die Rosen hinein.

Er sah ihr lächelnd zu. „Warum steckst Du sie nicht an?"

„Eine genügt, die anderen sind glücklicher so. Du mußt aber nicht so exclusiv werden, Wilhelm, in Deiner Liebe."

„Doch," sagte er schnell, „ich liebe nur Dich, denn Du verkörperst mir die Liebe, die ich mein Leben lang unbewußt suchte, die ich verneinte. Nun übertrage ich alle guten Gefühle, alle herzlichen Empfindungen, mit einem Worte, meine ganze Seele auf Dich. Was ist mir die ganze Welt ohne Dich? Und wieder: was brauche ich die ganze Welt mit Dir?

Sie hatte ihn lächelnd und glücklich angehört, und doch schüttelte sie den Kopf. „Ich meine immer, Liebe kann nicht so einseitig sein, Wilhelm!"

„Wie meinst Du das?" Er runzelte die Stirn ein wenig, aber sie glättete die Falten, leicht mit der Hand darüber hinstreichend. „Nun?" fragte er.

„Siehst Du, ich möchte die Liebe mit einem Bache vergleichen, der immer größer und breiter anschwillt, bis er zum Strome wird. Aber er strömt nicht nur in seinem Bette hin, auch seine Ufer werden benetzt und gesegnet, und die Kraft seines Laufes macht sich geltend."

Er strich ihr leise über das goldene Haar, als sie schwieg, und sagte lächelnd: „Weiter!"

Leise hob sie wieder an. „Mein Strombett, das bist Du, darin meine Liebe fließt und schwillt; aber die um mich sind, als wären sie am Ufer meines Lebens, sollen nicht ohne Segen weitergehen. Und ich möchte, Du liebtest mich auch so. Deine Liebe zu mir soll nicht Gleichgültigkeit gegen andere erzeugen, sondern im Gegentheil, sie soll auch den Menschen abgeben können!"

„Du Schwärmer," sagte er neckend und sie doch voll Ernst und fast mit Erstaunen betrachtend.

„Bin ich Dir etwa je schwärmerisch erschienen, Wilhelm?"

„Nein! Ich dachte nur daran, daß jemand einmal gesagt hat, die Schwärmer seien immer diejenigen gewesen, die die großen Ideen in die Welt hineingetragen hätten. Aber vielleicht ist es nur ein Name, den ihnen der nüchterne Verstandsmensch gegeben hat, vielleicht sind sie nichts weniger als nur Träumer, sondern haben die Fähigkeit, das Ideal schärfer zu erkennen, und rütteln die Menschheit von Zeit zu Zeit auf. Und Du bist von dem Schlage, Marie."

„Und Du? Zu welchem Schlage gehörst Du?" fragte sie neckend.

Er zuckte die Achseln. „Ich weiß wahrhaftig nicht, was ich bin; ich weiß nur, daß ich sehr glücklich bin!

„Wollen wir nun zur Tante Lisa gehen? Ich will Lili bitten, mitzukommen."

Wacknitz brummte etwas von „dummem Zeug" und „alberner Sitte", nicht allein spazieren gehen zu können. Mimi gab ihm zwar recht, aber er mußte sich fügen.

„Was!" rief Lili in das Zimmer hinein, „soll ich schon wieder als Elephant oder Anstandsmops gebraucht werden? Das ist doch empörend! Aber das sag' ich Euch: bis zu Tante Lisa's Thür bring' ich Euch, aber keinen Schritt weiter; ich will selbst einen anderen Besuch machen, und die Treppe hinauf werdet Ihr wohl allein finden!"

Bei Tante Lisa war die alte Gräfin Wittsberg, und als Mimi und Wacknitz eintraten, klatschte sie in die Hände und rief: „Bravo, bravo! Das nenne ich doch vernünftige Leute; am liebsten würde ich da capo sagen!"

„Verzeihung, Gräfin, wir sind schon da capo," rief Wacknitz, „wenn Sie Sich gütigst erinnern, daß vor sehr kurzer Zeit Graf Delsberg die Gräfin heimführte. Ich habe doch damals Ihren Auftrag prächtig ausgerichtet, nicht?"

„Sie Schwerenöther!" drohte die alte Gräfin, „Sie haben mich furchtbar überrascht; das vergebe ich Ihnen nie. Gar kein Vertrauen zu Ihrer alten Freundin!"

Er sah seine Braut stolz und glücklich an. „Wir haben uns ganz allein gefunden. Nicht wahr, Marie?"

Sie nickte nur und blickte unwillkürlich hinüber zu Tante Lisa, die ihr an jenem Abend so forschend und scharf in die Augen geschaut hatte und ihr jetzt lächelnd zunickte.

„Nun setzt Euch, Kinder," sagte sie, „kommt, gebt mir erst die Hand, und Gott segne Euch!"

Die Thür öffnete sich, und Erich trat ein. Er war im ersten Augenblick etwas bestürzt, faßte sich aber schnell und trat auf Mimi zu, ihr seine Glückwünsche auszusprechen. Sie gab ihm voll Herzlichkeit die Hand; es war ihr alles bekannt, was zwischen ihm und Wacknitz vorgegangen war. Bald wandte er sich an Tante Lisa. „Nun, Tante, wie geht es?" rief er, eigentlich mehr um sein Unbehagen zu bemeistern, denn er wußte immer genau nach ihrem Aussehen, wie die Tante sich befand.

Sie glitt auch schnell darüber hinweg und erkundigte sich mit der ihr eigenen Liebenswürdigkeit nach Arbeit und Dienst und den kleinen Abwechslungen seines Lebens.

Er ging mit ungewöhnlichem Eifer darauf ein, wobei er so lebhaft sprach, daß man ihm die Ueberwindung, die es ihm kostete, erst recht anmerkte.

„Wissen Sie, womit ich mich jetzt beschäftige?" fragte die alte Gräfin auf einmal. „Mit höherer Politik!"

„Ah!" sagte Heyden.

„Ja, mit Napoleon! Die Franzosen sind mir zu unruhig! Was ist das nun wieder für eine alberne Geschichte mit dem Hohenzollern!"

„Ach, sie werden sich wohl von selbst wieder beruhigen, Liebe," antwortete Tante Lisa; „wie oft ist schon so etwas gewesen!"

„Nun, meine liebe Vornung, schließlich müssen wir doch noch einmal daran glauben! Wenn Napoleon gar nicht mehr weiß, womit er seine Leutchen amüsiren soll, benutzt er schließlich irgend einen Vorwand, um uns ein bißchen mit dem Schwert zu kitzeln. Was meinen Sie dazu, lieber Wacknitz?"

Dieser zuckte die Achseln. „Es ist schwer, irgend ein Urtheil zu haben, gnädigste Gräfin, besonders für uns jüngere Offiziere, die wir doch den leitenden Kreisen ziemlich fern stehen."

„Das Unsinnreden ist furchtbar leicht über dergleichen Dinge," sagte Erich Heyden.

„Ja, und sehr verführerisch für unsereinen, dem Nichtsoldaten gegenüber," bestätigte Wacknitz. „Wir haben eben nichts zu thun, als zu arbeiten, um fertig zu sein, wenn es nöthig ist."

„Und werden wir fertig sein?"

„Ich bin davon überzeugt."

„Gott bewahre uns vor einem Kriege!" rief Mimi ganz entsetzt.

„Hast Du Angst, Marie?" fragte Wacknitz besorgt. Er sah ihr zärtlich in das blaß gewordene Gesicht.

„Ja!" sagte sie ehrlich.

Es wurde noch mancherlei hin und her gesprochen, aber die alte Gräfin kam fortwährend auf Napoleon zurück, und entfernte sich schließlich mit den Worten: „Nun, wir werden ja sehen!"

Heyden saß still und nachdenklich da, von Zeit zu Zeit seinen Blick auf das Brautpaar heftend und ihn dann schnell wieder senkend.

Wacknitz betrachtete den Freund oft und lange, und manchmal flog ein Schatten über sein Gesicht. Mimi ansehend, suchte er bei ihr die Erlaubniß zum Aufbruch. Sie erhob sich sofort und verabschiedete sich.

„Ich glaube," sagte Wacknitz auf dem Heimwege, „Erich kann es immer noch nicht verwinden."

„Mit der Zeit, Wilhelm; es geht alles, wenn es gehen muß!"

„Würdest Du es auch verwinden, wenn wir uns lassen müßten?"

„Um Gotteswillen!" Sie schmiegte sich dichter an seinen Arm, „glaubst Du an die Geschichten der guten Gräfin? Du weißt, so alte Herrschaften prophezeien überhaupt gern!"

„Ich kann weder glauben, noch nicht glauben; ich stelle nur die Möglichkeit auf. Würdest Du es überwinden?"

Sie antwortete nicht, sondern erhob die Augen zu ihm, und er sah die Thränen darin schimmern.

„Mein Herzblatt," beruhigte er, „ich wollte Dich nicht bekümmern! Du brauchst mir auch gar nicht zu antworten, ich kenne die Antwort schon."

„Nun?"

„Ich weiß, Du würdest mich nie vergessen; es ist unmöglich, weil Du mich liebst! Aber ich weiß auch, daß es Dir unmöglich wäre, Dein Leben in thatenloser Trauer hinzubringen."

„Wilhelm!" flehte sie.

„Aber warum soll ich nicht auch einmal so sprechen? Deswegen trifft es noch lange nicht ein! Du bist doch nicht abergläubisch? Wir können ja beide hundert Jahre alt werden!"

Sie lächelte. „Was bist Du für ein sonderbarer Mensch, und was Du für Hypothesen aufstellst!"

„Ja, siehst Du, ich liebe es, die Dinge nach allen Seiten hin zu beleuchten, obgleich eigentlich dieses Thema zu vielseitig ist. Es ist merkwürdig, aber ich bin gar nicht eifersüchtig, nicht die Spur! Bist Du es vielleicht?"

Sie lachte. „Nein, gar nicht, Du liebst mich ja!"

„Ja, nicht wahr, wir sind unserer Liebe so sicher! Darum wäre es mir unerträglich, zu denken, daß mein Tod Dein Leben verpfuschen könnte. Es wäre mir geradezu eine Beruhigung, wenn Du dann z. B. Erich glücklich machtest!"

„Wilhelm, nun höre auf, ich bitte Dich! Gott wird uns vor allem Uebel bewahren! Das glaubst Du doch?"

Er schüttelte nachdenklich den Kopf; dann meinte er lächelnd: „Nein, mein Herzchen; wenn Du aber an einen allweisen Gott glaubst, so mußt Du auch dessen gewiß sein, daß er immer das allein Richtige thut, trotzdem wir sehr oft etwas ganz anderes für das Beste halten. Und das müßtest Du dann auch annehmen und keine Vorschriften machen, wenn Du glaubst. Das wäre logisch, nicht wahr?"

„Ja, aber ist nicht Kinderglaube der beste?"

„Es giebt auch eigensinnige Kinder."

„Weißt Du," sagte sie lächelnd, „daß Du Dir immerwährend widersprichst? Du gönnst jetzt schon keiner Blume einen freundlichen Blick, bloß, um ihn für mich aufzuheben, und von mir verlangst Du —. Nein, es ist nicht zu sagen! Ist das nicht unlogisch?"

Er ging einige Augenblicke schweigend neben ihr her. „Vielleicht ist es so," sagte er dann langsam und wie nach Worten suchend. „Und dennoch ist es verständlich! Mein ganzes Leben lang hab' ich die Liebe bewitzelt, denn ich sah sie so oft herabgezogen, und habe doch darnach gehungert. Nun ich sie kenne, geb' ich mein ganzes Wesen hinein. Ich möchte Dir immer nur geben, geben, geben. Du sollst alles haben, auch wenn Du mir nicht Dein reiches Herz schenktest. Du sollst glücklich sein, und darum beunruhigt mich noch eins!"

„Was?"

„Daß Du gläubig bist und ich nicht! Daß wir nicht auch da eins sind! Es wird Dich vielleicht unglücklich machen."

„Nein!" sagte sie ruhig.

„Willst Du mich bekehren?"

„Ich liebe das Wort nicht sehr," sagte sie sanft. „Es hat in unserer Zeit einen so hochmüthigen Klang angenommen, und wir sind alle arme, fehlende, suchende Menschen. Nein, ich werde Dich nicht bekehren. Du bist nicht der Mensch dazu, ich auch nicht."

„Was willst Du thun?" Er sah auf in die grünen Wipfel, als sie durch die Baumreihen des Thiergartens schritten.

„Ich werde weiter glauben!"

„Sage mir, mein Herz, warum handelst Du so?" fragte er, und eine liebevolle Neugierde war in seinem Blick, als er sich zu ihr niederbeugte.

„Warum?" Sie sah ihn fest und lächelnd an. „Du kannst nicht glauben, weil Du so gelehrt bist aus Ueberlieferung. Du kannst nicht glauben, weil ich es thue. Du kannst nicht glauben, weil Du es gern möchtest. Bei Dir müßte der Glaube nicht in der Ueberlieferung, nicht in der Liebe, nicht im Willen liegen, sondern in der Ueberzeugung, eine lebendige That sein. Er könnte Dir nie durch Menschen kommen. Gott allein ist es, mit dem Du ringen wirst, zu sehen, wer der Stärkere ist. Und darum werde ich weiter glauben; weil ich Dich kenne, Wilhelm."

Er wußte nun, daß er ganz von ihr durchschaut und verstanden wurde, und im überquellenden Glücksgefühle dieses Bewußtseins zog er sie fester an sich und ging neben ihr her, ohne noch ein Wort weiter zu reden.

29.

Es war den ganzen Tag sehr heiß gewesen, und kein Mensch wagte sich gern auf die staubige Straße hinaus. Das Pflaster strahlte eine glühende Hitze aus, und an den Bäumen fingen die Blätter schon an gelb zu werden, sich aufzurollen, abzufallen; sie bereiteten sich in der Stadt schon auf den Herbst

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

vor, versengt und staubig, wie sie waren, während draußen in Feld und Wald alles in üppigster Hochsommerpracht stand.

Herr von Holzhausen saß bei Feldens im Salon und sprach mit Lili, während Frau von Felden und Mimi dabei saßen und von Zeit zu Zeit ein Wort in die Unterhaltung warfen, die auch so munter genug dahin floß. Der Husar und Lili erzählten sich Kindergeschichten aus ihrem eigenen Leben, „Jugend-Erinnerungen", wie sie es stolz nannten, und brachen sehr oft in ein tolles Lachen aus, in das die Mutter und Mimi munter einstimmten, während sie dabei ihre Finger flink arbeiten ließen.

Jetzt handelte es sich um einen früheren Spielkameraden, der als Fähnrich wieder aufgetaucht war.

„Ja," rief Lili und lachte Thränen, „er ist zwar nicht mehr so schlimm wie früher, aber damals war er wirklich ganz gräßlich. Und einmal, es ist schon schrecklich lange her, liefen wir zusammen Schlittschuh; ich war so ungefähr sechs und er sieben Jahre alt; da machte er mir einen regelrechten Heirathsantrag!"

Beide brachen wieder in schallendes Gelächter aus.

„Und Sie, haben Sie ihn erhört, gnädiges Fräulein?" fragte Holzhausen, ganz roth vor Vergnügen.

„Wo denken Sie hin!" protestirte Lili. „Ich sagte ihm: ‚Ich will Dich gar nicht, Du bist mir viel zu scheußlich!' Wir duzten uns damals nämlich noch."

Holzhausen war entschieden sehr befriedigt von diesem Ausgang der Sache. Er drehte seinen blonden Schnurrbart und zeigte alle seine weißen Zähne. „Jetzt will ich Ihnen aber noch eine Geschichte erzählen, gnädiges Fräulein," sprach er. „Bei uns zu Hause, — Sie wissen, hier in der Mark sind wir angesessen —," er hielt einen Augenblick inne, als fiele ihm plötzlich noch etwas ein, was er gern anbringen möchte. „Wir haben ein ganz altes Schloß, im Garten —"

„Es spukt doch nicht?" fiel Lili ein.

„Natürlich!" sagte er, und dann sich schnell verbessernd: „Ach, bewahre, Sie brauchen Sich gar nicht zu fürchten, und wenn ich das Gut übernehme, wird sofort allen Ahnfrauen der Dienst gekündigt. Ich bin ja der einzige Sohn und habe nur noch zwei Schwestern, zwei reizende Mädels. Versichere Sie, gnädige Frau, die würden Ihnen auch gefallen!"

Lili war etwas roth geworden, sie verstand sehr gut den Sinn der langen Abschweifung. „Aber Sie wollten doch 'was erzählen, Herr von Holzhausen," meinte sie.

„Ja so," sagte er und that, als ob er eigentlich gar nicht die Absicht gehabt hätte, etwas anderes zu sagen, „einen Jungenstreich! Ich hatte nämlich einen Hauslehrer . . . ."

In diesem Augenblick erklangen hastige Schritte im Flur; die Thür wurde aufgerissen, und auf der Schwelle erschien der General, gefolgt von Wacknitz, beide erregt aussehend.

„Was giebt's?" riefen alle aus einem Munde.

„Der Krieg ist erklärt!" sagte der General leise und schnell.

Wie ein Donnerschlag wirkten die wenigen Worte auf die eben noch so heiteren Menschen. Alle sprangen auf. Frau von Felden und Lili ließen Holzhausen stehen, und Mimi umklammerte ganz erstarrt eine Stuhllehne.

Wacknitz trat zu ihr und schlang den Arm um ihren Nacken. „Marie, es muß nun einmal sein, wollen wir uns die Trennung noch unnöthig erschweren?"

Sie zuckte zusammen bei dem Worte „Trennung" und schmiegte sich fest an ihn. Er zog sie in die Fensternische und küßte ihr blasses Gesicht. Da raffte sie sich auf.

„Du hast recht!" sagte sie einfach. „Laß nur, ich werde schon mit mir fertig werden!"

„Nein," sprach er innig, „das geht nicht; wir können nicht mehr allein, sondern nur noch mit einander fertig werden. Und das werden wir, nicht wahr, Marie?"

Sie lächelte. „Ja, mit einander, für unser Vaterland."

„Vaterland!" wiederholte er langsam.

Sie sah erstaunt zu ihm auf.

„Ich dachte eben daran," fuhr er fort, „wie ich vor einiger Zeit, — Dein Vetter Hans lebte noch, — zu Felde zog gegen das viele Gespreche über Vaterlandsliebe und es einfach Phrase nannte, wie unser ganzes Leben. Delsberg trat mir damals entgegen; er rieth mir, einen Sinn hineinzulegen."

„Hast Du das gethan?"

„Nein, Du hast es gethan! Mir erscheint das Leben nun anders; ich erkenne mich selber nicht mehr, oder erst jetzt. Ich habe mein Vaterland gefunden."

Schweigend, tief erregt, traten beide zu den anderen zurück.

„Du bleibst doch heut' zum Abendessen, Wilhelm?" fragte Frau von Felden, „und auch Sie, lieber Holzhausen?"

Man sah, daß letzterem nichts lieber war, und auch Lili hatte nichts dagegen einzuwenden.

„Ich bleibe gern, Mama," erklärte Wacknitz.

Mimi lächelte. „Du sagst immer ‚Mama', als ob es Dir einen wahren Genuß bereitete."

„Ja, das thut es auch, Du glaubst es gar nicht, wie!"

Das Abendessen wurde schnell eingenommen. Die Speisen blieben fast unberührt auf den Tellern liegen; das Gespräch war abgerissen; jeder war mit seinen eigenen Gedanken beschäftigt, die er dann plötzlich den anderen mittheilte, um ebenso schnell wieder zu verstummen. Nach dem Essen begleiteten alle den General in sein Zimmer.

„Nun," sagte Frau von Felden, „da sind wir wieder auf dem Standpunkte von vor vier Jahren."

„Aber diesmal ist es kein Bruderkrieg, gnädige Frau!" rief Holzhausen.

„Nein, diesmal wird es wohl kein preußischer, sondern ein deutscher Krieg werden," meinte der General. Es handelt sich um unser Sein oder Nichtsein. Da müßte doch der Kuckuck drin sitzen, wenn wir nicht alle wie ein Mann aufstünden!"

Mimi war die erste, die, wenn auch stockend, fragte: „Wann glaubst Du, daß Ihr ausrücken werdet, lieber Vater?"

„Nun, es werden wohl noch ein paar Tage ins Land gehen, mein Kind, ehe die Garde dran kommt."

Sie sah Wacknitz an und fühlte dabei einen entsetzlichen Schmerz. „Ist das Gottes Wille?" dachte sie. „O, was ist denn leichter: nie besitzen, oder wissen, was Besitz heißt, und ihn wieder hinzugeben?"

„Muß Delsberg auch mit?" fragte Lili eifrig.

„Ja, natürlich; er ist Reserve-Offizier, Kleine!" antwortete der General. „Lotte wird wohl so lange die Geschäfte übernehmen müssen. Ihr könntet am Ende hinreisen, um ihr etwas Gesellschaft zu leisten."

„Nein, nein, Papa!" wehrte Mimi, „wie lange würde es dauern, bis wir Nachricht von Euch hätten in der Landeinsamkeit! Besser hier bleiben!"

Gegen neun gingen die beiden jüngeren Männer. Wacknitz schritt mit Holzhausen in eigenthümlicher Stimmung seiner Wohnung zu. Sie verabschiedeten sich bald von einander, denn Holzhausen wollte Näheres erkunden, und Wacknitz hatte das Bedürfniß, allein zu sein. Ein Gefühl allgemeinen Gehobenseins beherrschte ihn, das er bisher nur empfunden, wenn es sich um Mimi handelte. Obgleich er das Weh der Trennung bitter empfand, gerade jetzt, wo er mehr und mehr lieben lernte, schwellte ein starkes Gefühl der Genugthuung seine Brust. Er forschte sorgfältig nach, ob dies wieder etwas Phrasenhaftes wäre, worüber er seinen scharfen Spott ergießen könnte, und fand nichts davon. Diese ernste Begeisterung trug nichts in sich von Ehrsucht und Selbstliebe, von Ruhm- und Abenteuerlust. Sie entsprang aus der Liebe zu der Frau, die sein Herz erfüllte, zu dem Lande, das sie hervorgebracht. Die Freude am Opfer hatte ihn ergriffen. Er schritt an eifrig sprechenden Menschen vorbei, die überall Gruppen bildeten.

Unter einer Laterne standen einige Männer zusammen, deren Gesichter ziemlich hell beleuchtet waren. Es waren augenscheinlich Handwerker, die das große Ereigniß besprachen. Er sah die Augen glänzen, und um den Mund jenes lebendige Mienenspiel, das oft hervortritt, wenn das Herz mehr bewegt, als die Lippen auszudrücken vermögen. Als er sein großes, sprechendes Auge voll auf sie richtete, griffen sie an die Mützen, und einer rief: „Guten Abend, Herr Lieutenant!"

Er grüßte und antwortete ihnen laut und herzlich.

„Wir wollen ihnen schon kriegen!" rief ein anderer; „wir machen auch mit, Herr Lieutenant, wir sind ja bei die Landwehr!"

Er lachte. „Dann treffen wir uns vielleicht nochmal! Auf Wiedersehen, Kameraden!"

„Auf Wiedersehen, Herr Lieutenant!"

Diese Menschen setzten auch Hoffnungen auf ihn, als auf einen Theil des Heeres, und vom König bis zum Kleinsten im Volke erwartete man, daß die Opfer nicht gescheut wurden. Noch nie war er sich so bewußt gewesen, ein Theil des großen Ganzen zu sein, ein bewußter, denkender Theil, voll starker Persönlichkeit, der sich dennoch stolz und glücklich fühlte, dem Ganzen unterthan zu sein, alles hingeben zu können für das Eine, selbst eine große Liebe. Was war nur dieses Eine, dieses Verbundensein mit allen, dieses Sein für alle? War das nicht eben das Vaterland, die Vaterlandsliebe?

Als er seine Wohnung betrat, saß Soßna in der kleinen Küche, die als Putzkammer benutzt wurde, und putzte Knöpfe.

„Nun, Soßna, weißt Du es schon?"

„Jawohl, Herr Lieutenant; aber ich bleibe Bursche bei Herrn Lieutenant!"

„Ja gewiß!" Wacknitz ging in sein Zimmer. „Das sind nun dessen Vaterlandsgefühle," dachte er; „na, schadet nichts; ich habe auch erst klein angefangen, wenn auch nicht so klein!"

30.

Aufregende Tage folgten nun, ausgefüllt mit den letzten Vorbereitungen. Mimi sah sowohl Vater als Bräutigam selten, da diese den ganzen Tag in Anspruch genommen waren. Fortwährend zogen Regimenter durch Berlin, die, aus den östlichen Provinzen kommend, an dem einen Bahnhof ausgeschifft und am anderen wieder eingeschifft wurden, dem Westen zu. Oft lag Mimi des Nachts mit offenen Augen da, lauschend, wenn wieder eins unter dem Fenster vorübermarschirte. Aus der Ferne hörte sie schon den taktmäßigen Schritt dumpf herüber schallen; dann kam es näher und näher, bis die Colonnen unten mit schwerem Tritt vorüberzogen: trap, trap, trap trap. Wie viele Herzen schlugen, wie viele Füße gingen da fremdem Lande entgegen, in den Tod vielleicht, weiter, weiter! Und dann verklang es wieder, bis nur der Wind noch schwache Laute herübertrug. Sie vergrub das Haupt in die Kissen, schloß die Augen und versuchte zu schlafen. Sie hielt sich die Ohren zu, um nichts mehr zu hören. Aber wie innerlich dazu gedrängt, horchte sie dennoch angestrengt, bis sie wieder Lärm hörte und ein neues Regiment vorüberzog.

Eines Tages kam Lotte, die ihren Mann nach Berlin begleitet hatte, und wohnte wieder in ihrem Stübchen bei Feldens. Es war das erste Mal, daß sich die beiden sahen, seit Mimi's Verlobung.

Als Mimi ihr ablegen half, schlang Lotte plötzlich den Arm um ihren Nacken und sagte: „Hast Du ihn schon von Anfang an geliebt?"

„Ja, von Anfang an!"

„Und das sagst Du mir erst jetzt?"

Mimi sah Lotte voll in die Augen. „Weil ich Dich liebte!"

Lotte antwortete nicht, aber die Thränen traten ihr in die Augen, und sie küßte Mimi auf die Stirn. „Er hat nie an mich gedacht," sagte sie dann, „denn ohne es zu wissen, liebte er nur Dich. Und ich, ich habe mir den Hof von ihm machen lassen und mir aus Eitelkeit etwas eingeredet. Und jetzt," fügte sie leise hinzu, „fange ich an, mein eigen Glück zu verstehen; Gott wolle es mir nur bewahren!"

Der Abend vereinigte alle Mitglieder der Familie zum letzten Male. Delsberg und Wacknitz waren erfreut, erzählen zu können, daß sie bei demselben Bataillon stehen würden. Jeder umging es mit Fleiß, vom morgenden Tage zu sprechen; aber schon eingetroffene Depeschen wurden lebhaft erörtert, und die aufleuchtenden Augen der Männer zeigten, daß sie nun auch nicht mehr zurückstehen wollten.

Delsberg's verbrachten die letzte Nacht im Hotel, und Mimi versuchte umsonst zu schlafen. Sie horchte auf die ruhigen Athemzüge Lili's, die mit vom Weinen gerötheten Gesichtchen schließlich eingeschlafen war. Nebenan hörte sie die Eltern leise sprechen; dann verstummte das Gemurmel von deren Stimmen, und endlich gegen Morgen fiel auch Mimi in einen leichten Schlummer. Nach kurzer Zeit schreckte sie wieder auf. Der General sollte früh geweckt werden. Würden es die Leute nicht verschlafen? Sie sah nach der Uhr. Es war fünf. Leise stieg sie aus dem Bett und schlich nach dem Zimmer des Stubenmädchens. „Steh auf, Therese, es ist Zeit! Daß nur nichts versäumt wird!" Als das Mädchen schlaftrunken antwortete, ging sie weiter und weckte auch den Diener und die Köchin. Dann kehrte sie zurück in das Schlafzimmer, wo sie sich geräuschlos anzog. Nach und nach begann das Leben in der Wohnung sich zu regen, und als sie hörte, daß Johann bei den Eltern anklopfte, weckte sie Lili. Es war ihr wie im Traume. Sie kam sich wie jemand anders vor, ganz losgelöst von sich selber.

Beim Frühstück saßen sie alle stumm und in sich gekehrt. Mutter und Töchter sahen bald vor sich nieder, bald blickten sie fast verstohlen auf den Vater, dessen Stimme rauh wurde, wenn er sie anredete, und der immer versuchte, von ganz gleichgültigen Dingen zu reden. Sie merkten kaum auf das Gesagte, sondern lauschten nur immer auf den Ton der geliebten Stimme, die sie, ach! so lange nicht mehr hören sollten.

Gegen sieben Uhr kam Wacknitz, ganz fertig gerüstet.

Mimi war einen Augenblick in ihr Zimmer gegangen.

Er trat zu Frau von Felden und zog sie mit sich fort in ihr kleines Gemach, ihr ein Päckchen übergebend. „Mama, das hier ist mein letzter Wille, in aller Form Rechtens abgefaßt."

„Gott verhüte, mein Junge!" rief sie erschreckt.

„Darum sterbe ich noch lange nicht," scherzte er, „und wenn es dennoch der Fall wäre, so habe ich doch meine letzte Pflicht gethan dem Liebsten gegenüber, was ich auf Erden besitze. Bitte, Mama, verwahre es; bei Dir ist es gut aufgehoben!"

Die Generalin nahm es und verschloß es vor seinen Augen in ein Fach ihres Schreibtisches.

„Wo ist sie? In ihrem Zimmer?" Noch ehe Frau von Felden antworten konnte, war er auf dem Wege dahin. „Marie, es ist Zeit!"

Sie schlang beide Arme um seinen Hals und legte ihr Haupt an seine Brust, während er sie fest an sich drückte. So standen sie ein paar Minuten in enger Umarmung, als könnten sie sich nicht lassen. Von weitem hörte man die Stimme des Generals, der noch Anordnungen traf.

Sie ließen sich los, und auf einmal kniete er vor sie hin, lehnte den Kopf an sie und sagte: „Sprich ein Gebet, Marie, ehe wir scheiden, es wird Dir dann leichter sein!"

Sie küßte ihn auf die Stirn und faltete die Hände über seinem Kopfe. Leise, aber mit fester Stimme sprach sie das Vaterunser, während langsam die Thränen auf ihre gefalteten Hände und sein dichtes Haar tropften.

Als er sich erhob, war sein Ausdruck gehalten und der ihre still, aber sie war sehr bleich. Sie traten zusammen in das Zimmer des Generals, der schon marschfertig dastand, während Lili bitterlich weinend an seinem Halse hing. Herr von Felden küßte Frau und Töchter, immer wieder sagend: „Gott behüte Euch! Auf Wiedersehen!" Dann riß er sich los und ging.

Noch ein letzter Kuß, ein Gruß, ein Winken mit der Hand, und Wacknitz folgte ihm.

Wortlos wandten sich die Frauen und traten ans Fenster. In ungefähr einer halben Stunde mußten Delsberg und Wacknitz mit dem Regiment vorbei kommen. So warteten sie, ohne zu sprechen, bis sie die Männer zum letzten Mal sahen.

Schon von weitem erkannte Mimi Wacknitz. Er wandte den Kopf und sah unverwandt zu ihr hinauf, während er im strammen Schritt vorbei marschirte. Dann war auch das vorüber, und das Stampfen der Colonnen verlor sich in der Ferne.

Bis zum letzten Augenblick blieb Mimi stehen. Aber als sie nichts mehr von der geliebten Gestalt erkennen konnte, ging sie gesenkten Kopfes in ihr Zimmer, fiel vor ihrem kleinen Sopha in die Kniee, und das Haupt in die Hände bergend, brach sie in leidenschaftliches, herzbrechendes Schluchzen aus.

31.

Delsberg hatte sich schwer von seiner jungen Frau losgerissen.

In den ersten Wochen ihrer Ehe hatte er noch immer irgend etwas Trennendes zwischen sich und Lotte gefühlt. Sie gab sich große Mühe, heiter zu sein, aber daß sie sich eben Mühe geben mußte, bekümmerte ihn. Oft, wenn er unversehens in das Zimmer der Gräfin trat, fand er sie grübelnd und nachsinnend; aber sowie sie seiner gewahr wurde, lächelte sie ihn freundlich an und entfaltete die ganze Liebenswürdigkeit ihres Wesens. Er sagte nichts, obgleich es ihm schmerzlich genug war, daß er ihr Vertrauen noch nicht besaß. Sie hatte es sich gleich von Anfang an zur Aufgabe gemacht, ihr Haus auf eine musterhafte Art zu führen. Ihr aufmerksamer Blick sah alle Schäden und Unregelmäßigkeiten, wenn sie ihren täglichen Streifzug durch ihr Reich unternahm, und alles ging wie am Schnürchen; denn sie besaß die Art, zugleich durch Festigkeit und Milde die Leute zu regieren.

Einmal ritt sie mit ihrem Mann durch die Felder, und ihr Auge verlor sich einen Augenblick träumend in die Weite. Des Grafen Blick ruhte mit Stolz und Liebe auf seiner schönen Frau, und er hielt die Worte nicht mehr zurück, die ihm oft daheim hatten entschlüpfen wollen.

„Lotte," sagte er, sein Pferd dichter an das ihre drängend, „ich möchte Dein bester Freund sein!"

Sie drehte ihm lebhaft ihr Gesicht zu und reichte ihm die Hand, die er fest umschloß. „Du bist es," sprach sie, „laß mir nur noch ein wenig Zeit!"

Und er ließ ihr Zeit und warb um ihre Liebe; nicht als der, der ein Recht dazu hatte, sondern als ob er einer wäre, den sie nicht kannte und beachtete, stets sich gleichbleibend an Innigkeit, Zartheit und Geduld.

In der Nacht vor seinem Ausmarsch lag er wach auf seinem Lager und merkte, daß sie nicht, oder wenigstens sehr unruhig schlief. Eben wollte er sie fragen, ob ihr etwas fehle, als er fühlte, daß sie nach seiner Hand tastete und diese an ihr heißes Gesicht drückte.

„Verzeih mir, Lebrecht," flüsterte sie, „ich habe Dir weh gethan. Es soll nie, nie wieder vorkommen, denn ich habe Dich so lieb!"

„Warum hast Du mir das nicht eher gesagt, Liebste?"

„Weil ich erst ganz sicher sein wollte, ob es auch wahr sei. Ich wollte mir nicht wieder etwas vormachen. Ich, — ich, — ich habe mir nämlich einmal etwas eingebildet — —."

„So?" Es lag etwas wie neckender Klang in seinem Ton. „Ich kann mir beinah' denken, was!"

„Ja? Bist Du mir böse?"

„Nein, es war ja nur eine Einbildung!"

„Es mußte erst diese Nacht kommen, um es mir ganz klar zu machen, jetzt wo Du fortgehst, Lebrecht. Was werde ich nun thun ohne Dich?" Sie sprach ganz, leise wie ein Kind, das sein Unrecht eingesteht und sich dabei schämt.

Er schwieg und streichelte ihre Hand.

„Was werden wir thun ohne einander, Lebrecht?"

„Unsere Pflicht, mein Liebling, und Gott wird weiter helfen."

(Fortsetzung folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Geistige Interessen.

Unsere Söhne. — Es ist eine eigenthümliche, aber unbestrittene Thatsache, daß in der häuslichen Erziehung unserer heranwachsenden Kinder die Söhne stets hinter den Mädchen zurückstehen müssen. Tritt das Mädchen in das Backfisch-Alter, so wird die Mutter alles aufbieten, um ihre Tochter richtig zu leiten, alles fernzuhalten suchen, was die geistige Entwicklung hemmen, die Ausbildung des Gemüthes hindern könnte. Sie wird den Umgang des Mädchens controlliren, die Lectüre sorgsam auswählen, und sie wird sorgen, daß ihre Tochter ihr immer ganz vertraut. Die Tochter wird allgemach zur Freundin der Mutter, in deren theilnehmendes Herz sie ausschüttet, was sie empfindet, denkt und thut, und es entwickelt sich zwischen beiden ein Verhältniß, wie es schöner nicht gedacht werden kann.

So wächst das Mädchen heran, beschützt, beschirmt vom Auge der Liebe. Unmerklich wird es von der mütterlichen Fürsorge geleitet; es erfüllt alle Hoffnungen der Eltern, Verwandten und Freunde. Man hat das Mädchen gern um sich, erfreut sich an seinem Liebreiz, an seiner Bescheidenheit und Sittsamkeit und wundert sich nicht, wenn ein tüchtiger Mann es sehr bald heimführt.

Wie aber verhält es sich mit den Söhnen? Hat sich nicht manche Mutter einen Vorwurf zu machen, wenn der heranwachsende junge Mann das elterliche Haus meidet, wo er weder Verständniß für seinen Beruf und seine Liebhabereien, noch die liebevolle Fürsorge findet, die der Schwester in so reichem Maße zufällt?

Sehen wir uns um unter den halberwachsenen Söhnen unseres Bekanntenkreises. Das Alter zwischen dreizehn und sechzehn Jahren ist bekanntlich bei Knaben das unliebenswürdigste. Sie dünken sich wichtig, erhaben über das, was sie umgiebt; sie wittern überall eine Beeinträchtigung ihrer Rechte und ihrer Freiheit; den geringsten Dienst, den sie leisten sollen, sehen sie als Schande und unter ihrer Würde an. Und welch traurige Rolle spielen solche Jungen meistens, wenn sie fremden Gästen vorgestellt werden, oder wenn sie solche unterhalten sollen, bis Vater oder Mutter sich einfinden, wie linkisch bewegen sie sich, wie befangen lachen und sprechen sie! Beim Mädchen würde die Mutter sofort eingreifen, beim Sohne aber tröstet sie sich mit dem Gedanken: ‚die Welt wird ihn abschleifen'. — Jawohl, der Verkehr in der großen weiten Welt schleift vieles ab, leider aber oft gerade solche Unbeholfenheit nicht, und ich habe elegante Herren beobachtet, die weitgereist und sehr erfahren und gebildet waren, und trotzdem während der ersten zehn Minuten in einem fremden Salon die traurigste Gestalt boten, über die heimlich gekichert wurde. Einer dieser Herren sagte mir: „Das ist die Schuld der häuslichen Erziehung! Wir Knaben wurden nicht wie die Mädchen herangezogen, sondern im Gegentheil aus dem Salon verbannt, weil wir nicht wußten, wie wir uns benehmen und was wir mit Händen und Füßen beginnen sollten. Es ist uns niemals gezeigt oder gesagt worden, wie man Unterhaltung führt! Das klebt, dem einen mehr, dem andern weniger, aber jedem an und giebt ein unangenehmes Gefühl der Unsicherheit."

Ist damit nicht alles gesagt?

Darum, Ihr Mütter, die Ihr den Vorzug habt, Söhne zu besitzen, benachtheiligt sie nicht, weist sie nicht zurück, sondern zieht sie im Gegentheil immer mehr an Euch heran, laßt sie Euch begleiten, wenn Ihr ausgeht, zieht sie mit in die Unterhaltung, damit sie später nicht den Vorwurf gegen Euch erheben können, daß man sie auf Kosten der Mädchen vernachlässigt habe. Knaben bedürfen, schon allein ihres rauhen äußeren Wesens halber, mehr Aufmerksamkeit als Töchter, die sich viel leichter anschmiegen und zurecht finden. H. Waldemar.

Gesundheits- und Körperpflege.

Junge Mutter. — Zahnhalsbänder bewähren sich immer noch für Fabrikanten und Händler; für die Kinder sind sie absolut unwirksam, oft aber durch Hautreizung lästig. D.

Gertrud, Leipzig. — Die in der Nummer vom 10. Febr. 95 empfohlenen Mittel gegen Nasenröthe wirken der Gefäßerweiterung entgegen. Selbstverständlich muß aber die Ursache der Stauung, nämlich die klemmende Brille, beseitigt und nöthigenfalls durch eine besser passende ersetzt werden. Dr. D.

Grete. — Der schmerzhafte Ballen muß vor jedem Drucke geschützt werden, sollte also nur mit einem querüber hinreichend weitem und weichen Strumpf und einem auf eigens geformtem Leisten gemachten Schuh bekleidet werden. Im Nothfalle kann die Hervorragung auch mit einem Hühneraugen-Ring umgeben werden. Trotzdem andauernde Schmerzen deuten auf eine Entzündung, die ärztliche Behandlung, zuweilen sogar eine Operation nothwendig macht. D.

Träumende und Karzta. — Schwere und störende Träume können durch Körper-Beschaffenheit, Lebensweise, durch ein zu warmes Bett oder Schlafzimmer, sowie durch schlechte Luft in letzterem und noch durch manches andere bewirkt werden. Je nach der Ursache sind die Hülfsmittel verschieden. Allgemeine Regeln darüber im Briefkasten zu geben, ist unmöglich. Dr. D.

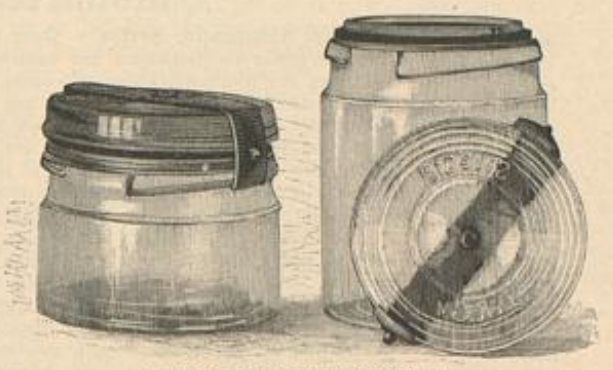
Anonym. — Wenn unter „Hautwucherungen am Finger" Warzen oder warzenartige Hautverdickungen zu verstehen sind, so können sie durch mehrmaliges Bestreichen mit concentrirter Chromsäure oder mit Salicyl-Collodium entfernt werden. Welches von diesen Mitteln in Ihrem Falle vorzuziehen ist, kann nur nach ärztlicher Besichtigung entschieden werden. Dr. D.

Fürs Haus.

Sylesia-Conserven-Büchsen. — Noch bei vorgerückter Einmache-Saison geht uns eine neue Art von Conserven-Gläsern zu, die so praktisch erscheint, daß wir noch davon Notiz nehmen wollen. Mit Glasdeckel, Metallbügel und Verdichtungs-Ring aus Gummi ausgestattet, geschieht der Verschluß, indem man den Deckel so weit umdreht, wie der Metallbügel sich auf den abgeschrägten gläsernen Randleisten schieben läßt. Durch das Kochen im Wasserbade, wobei unter die Gläser ein Tuch zu legen ist, saugt sich der Gummiring fest und bewirkt so einen vollständig festen Verschluß; das Oeffnen geschieht durch Rückwärtsdrehen des Deckels. Das größere Glas ist für saftreiche Früchte, das kleinere für fest eingekochte Marmeladen berechnet, der Preis der Gläser steigt von $^1/_4$—5 Liter Inhalt, der Preis von 20 Pfg. bis 2 Mk.

Bezugsquelle: Paul Barth, Cöln a. R. D. Red.

Polir-Handschuh. — Um allerlei blanken, frisch geputzten Metallsachen den letzten spiegelnden Glanz zu verleihen, um andere



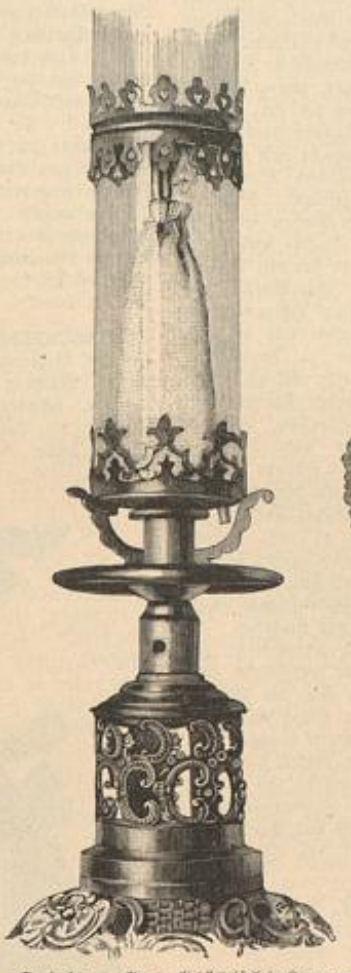
Sylesia-Conserven-Büchsen.

Polir-Handschuh.

matt gewordene ohne Zuhülfenahme von einem besonderen Putz-Material leicht abzureiben, bewährt sich der Polir-Handschuh vortrefflich. Derselbe ist in Form eines Fausthandschuhs aus schwarzem Ledertuch gefertigt, dem an der unteren Seite ein Stück Schafpelz aufgesetzt ist. Die Hand greift sicher ein und leidet nicht durch die Beschäftigung; das Blankreiben der genannten Sachen wird in wenigen Minuten ausgeführt. C. E.

Bezugsquelle: P. Raddatz & Co. W. Leipzigerstr. 11.

Spiritus-Gas-Glühlicht-Lampe. — Jede Neuerung auf dem Gebiete des Beleuchtungswesens wird immer mit Interesse begrüßt werden; wir möchten deshalb auch schon heute von einer neuen Erfindung, der Spiritus-Gas-Glühlicht-Lampe, Notiz nehmen, obgleich dieselbe entschieden noch verbesserungsfähig erscheint. Dasselbe Princip, das schon bei dem in der Nummer vom 12. Mai 95 dargestellten Reform-Spiritus-Gaskocher zur Anwendung kam, findet sich auch hier verwerthet: Nicht der Spiritus selbst brennt, sondern die aus demselben erzeugten Gase. Die Heiz-, resp. Leuchtkraft ist dadurch größer, die Gefahr einer Explosion erscheint ausgeschlossen. Man füllt das Lampen-Bassin zu dreiviertel Höhe mit Spiritus (auch der billige, denaturirte ist zu verwenden), der durch zwei dünne, von engen Röhren umschlossene Dochte bis zu dem durchbrochenen Theile der Lampe geleitet wird. Ein dritter kleiner Docht dient nur zum Anzünden. Nach einer halben Minute entwickeln sich die Spiritus-Gase, die durch das Röhrchen inmitten der Lampe nach oben geleitet werden, dort durch ein Sieb gehen und schließlich in ein Stück unverbrennbaren Gewebes eintreten. Man entzündet nun die Lampe, wie bei Gaslicht, oberhalb des Cylinders und löscht das untere Flämmchen. Die Leuchtkraft entspricht ungefähr der einer hellen Petroleum-Lampe; die entwickelte Hitze ist nicht ganz unbedeutend, auch macht sich, besonders nach dem Verlöschen, der Spiritus-Geruch bemerkbar. Bei der Neuheit der Erfindung ist jedoch anzunehmen, daß später für diese Uebelstände Abhülfe geschaffen werden wird. C. E.



Spiritus-Gas-Glühlicht-Lampe.

Bezugsquelle: Neue Gasglühlicht-Actien-Gesellschaft, Berlin W. Leipzigerstr. 34.

Küchensieb mit verschiedenen Einsätzen. — Von der Firma Jacob Ravené Söhne, Berlin C, Stralauerstraße 28/29, geht uns ein neues Blechsieb für den Küchengebrauch zu, das, obwohl mit einem Boden von sehr grober Draht-Gaze versehen, noch zwei entsprechend feine Siebeinsätze enthält, die über das erste Sieb gelegt werden und so ein sorgfältiges und beliebig langsames Filtriren jeder Flüssigkeit ermöglichen. Diese Verbesserung erweist sich sehr praktisch; wir können das Sieb unseren Leserinnen warm empfehlen. Mit den Größen von 20-24 cm Durchmesser steigen die Preise von M. 2.25 auf M. 2.75. D. Red.

Gestrichener Fußboden. — Welche freundliche Leserin würde mir mittheilen, wie man einen mit Oelfarbe gestrichenen Zimmerfußboden reinigt, um denselben darnach zu wichsen? Frau Louise in M.

Küche.

Gefrorenes von geschlagener Sahne, Mandeln und Nüssen. — Ein Liter Sahne wird zu steifem Schnee geschlagen, mit Puderzucker gesüßt und mit 125 gr gebrannten Mandeln, ebenso viel candirten Wallnüssen vermischt, die in einem Mörser fein gestoßen und dann durch ein Sieb getrieben wurden. In der Gefrierbüchse muß dieses gut verpackt 2-2$^1/_2$ Stunden im Eise stehen bleiben. Beim Anrichten übergießt man den Kegel mit einem Guß von erkaltetem, in Wasser gekochtem Kakao und garnirt ihn mit kleinen, mit Schlagsahne gefüllten Baiser. A. H.

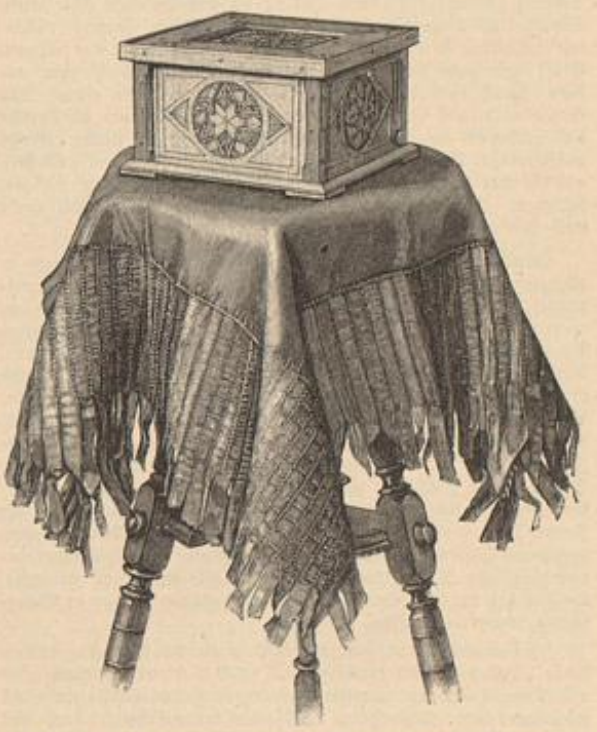
Glasirtes Obst. — Birnen, Reineclauden, sowie alle Arten Pflaumen werden nach dem Schälen, wobei ihnen jedoch der Stiel belassen wird, in gesponnenen Zucker eingetaucht, mit pulverisirtem Zucker bestreut und im Ofen bei mäßiger Wärme langsam getrocknet. Zu hohe Ofenwärme würde das Zergehen und Ablaufen des Zuckers und auch des Saftes bewirken. Während des Dörrens werden die Früchte wiederholt in feinem Puderzucker umgedreht. Birnen drückt man dabei leicht platt. A. H.

Hammelkeule als Gemsbraten. — Eine Marinade von einer Flasche Wein, Essig, Salz, Gewürz, 2 Lorbeerblättern, Pfeffer, Thymian, Wachholderbeeren, Weinraute und Majoran wird $^1/_2$ Stunde lang gekocht, durch ein Sieb und nach dem Erkalten über eine gehäutete und entfettete Hammelkeule gegossen. In dieser Marinade läßt man die Keule acht Tage liegen, wendet sie aber täglich mindestens einmal um. Nach Verlauf dieser Zeit wird der Braten sauber gespickt, mit $^1/_2$ Pfund Butter und unter allmähligem Zugießen der Marinade ungefähr 2$^1/_2$ Stunden in einer irdenen Pfanne schön braun gar gebraten. In der letzten Stunde rührt man 2 Tassenköpfe voll saurer dicker Sahne nach und nach unter die Braten-Sauce und überfüllt die Hammelkeule von nun an häufiger denn zuvor. A. H.

Tiroler Brandstrauben. — Zu einer Portion stellt man $^5/_8$ l Milch auf und läßt sie mit 160 g Zucker und 60 g Butter kochen. Zu diese kochende Milch rührt man langsam 1 Pfund Mehl und läßt den Teig unter fortwährendem Rühren kochen, bis er glatt ist, giebt ihn dann zum Abkühlen in eine Schüssel, schlägt nach und nach 5 ganze Eier und 3 Eigelb hinein und verrührt das Ganze recht gut. Alsdann füllt man den Teig in die Straubenspritze und drückt denselben in das siedende Schmalz, worin er goldbraun backen muß. Die Strauben sollen recht heiß angerichtet werden; man giebt am besten eine Weinschaum-Sauce dazu. Aus einfachem Blech, ganz wie eine gewöhnliche Blumenspritze, ist die Straubenspritze gefertigt. Die Blechhülse hat ungefähr 20 cm Länge und 3 cm Durchmesser; unten, anstatt eines Siebes, ist ein Stern in das Blech geschnitten, durch den der Teig in das siedende Schmalz getrieben wird, sobald man den Holzdrücker dagegen preßt. Ch. v. H.

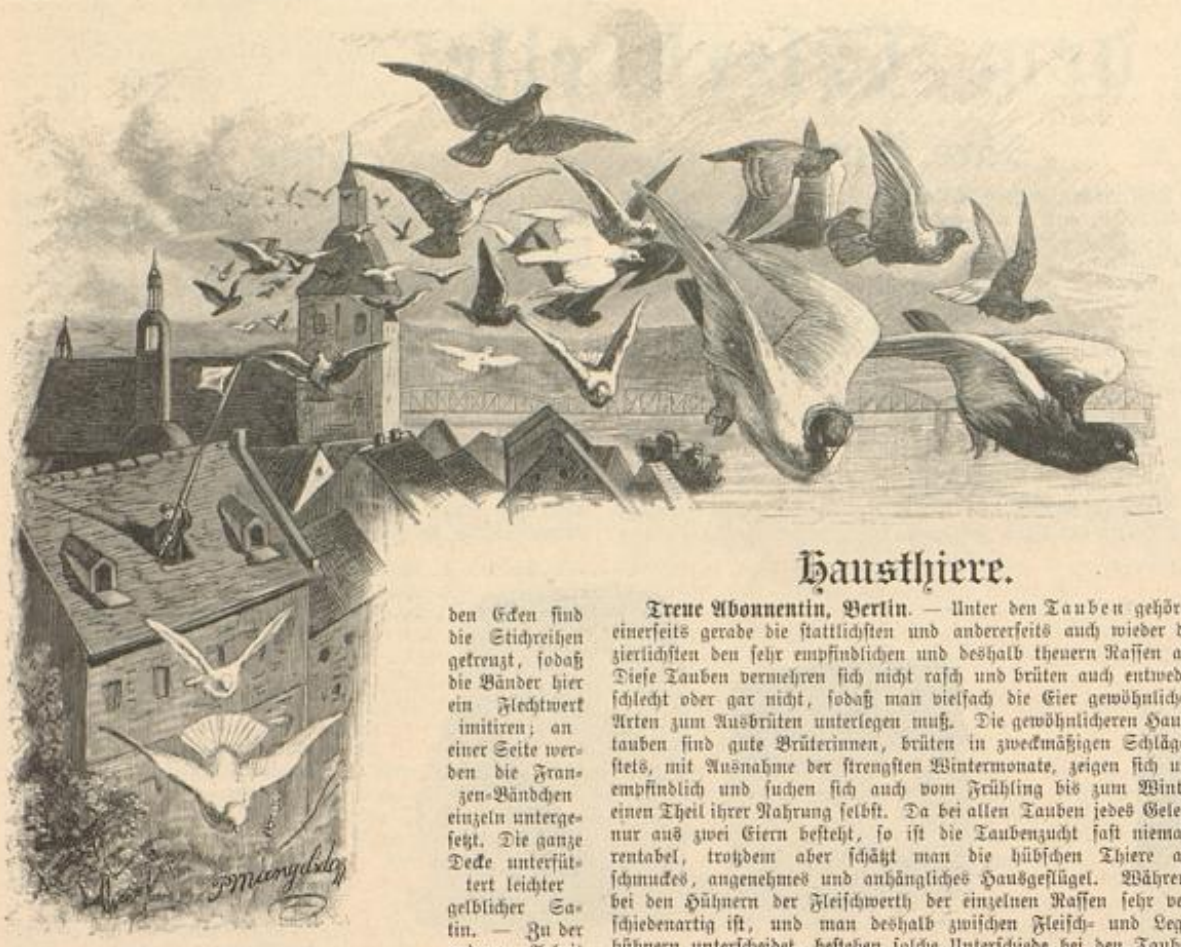
Zimmereinrichtung.

Decke aus Cigarrenbändern Kassette aus Cigarrenkisten mit Kerbschnitt. — An dem, wohl am besten für ein Herrenzimmer geeignetem Tischdeckchen besteht der 43 cm im Quadrat große Fond aus tiefrother indischer Seide, dazu die Bordüre aus einzelnen, 22 cm langen Cigarrenbändern in drei Farben Gelb, die 14 cm lang durch Hexenstiche zusammengehalten werden, während der übrige Theil als Franzen ausspringt. Zu



Decke aus Cigarrenbändern. Kassette aus Cigarrenkisten mit Kerbschnitt.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf



Hausthiere.

den Ecken sind die Stichreihen gekreuzt, sodaß die Bänder hier ein Flechtwerk imitiren; an einer Seite werden die Franzen-Bändchen einzeln untergesetzt. Die ganze Decke unterfüttert leichter gelblicher Satin. — Zu der andern Arbeit liefert das Holz der Cigarrenkisten das Material. Die Kassette, die sich trefflich als Cigarren-Behälter eignet, mißt 22 cm im Quadrat und ist 13 cm hoch. Deckel und Seitenwände sind mit Kerbschnitt verziert, der aber bei der geringen Dicke der Bretter ziemlich flach gehalten sein muß. Schmale, seitwärts abgeflachte Leisten, gleichfalls aus Cigarrenholz gefertigt, sichern die Bretter an den Seiten, der Deckel faßt ringsum gleichmäßig über. Deckchen und Kassette nehmen sich zusammen prächtig aus, da der matte, grau-braune Ton des Cedernholzes durch die rothe Seide der Decke wirkungsvoll gehoben wird. Gabriele L.

Die Glasschränke unserer Großmütter sind wohl noch einer jeden von uns im Gedächtniß, und die Erinnerung an die vielen schönen Tassen, Kuchenkörbe, bunten Gläser und fein gearbeiteten Silbersachen, mit denen die Bretter bestellt waren, begleitet uns bis ins hohe Alter. Ein solcher Glasschrank ist auch jetzt noch ein äußerst nützliches Möbel, nur passen die meist einfachen, geradlinigen Formen nicht mehr so recht in die heutige Einrichtung mit ihrem bunten, krausen, verschnörkelten Ausputz. Um nun trotzdem solch altes Erbstück aus der „Urväter Hausrath" salonfähig zu machen, kaufe man einige Meter bunter Gretonne (erlauben es die Mittel, so ist japanischer bedruckter Seidenstoff natürlich vorzuziehen) und fertige daraus zunächst zwei Gardinen in ganzer Länge der Schrankhöhe, ferner ein hübsch gebogtes Lambrequin in der Breite der Thür. Shawls und Bogenstück werden mit bunten Pompons umrandet und dann außen an den Schrank genagelt, die Gardinen auf den Seiten, das Lambrequin auf dem oberen Rande der Thür, doch so, daß dieselbe leicht aufgeht. Als oberer Abschluß dient eine handbreite, aus doppeltem Stoff gelegte reiche Tollrüsche; das über die Thür laufende Stück ist besonders anzunageln. Meist reichen die Glasscheiben nicht ganz bis zum Boden des Schrankes herab, sondern die Wände sind unten ein Stück mit Holz belegt. In diesem Falle bringt man hier ein Paar Metall-Bogengriffe an, durch welche man Schnüre zieht, womit man die Seiten-Gardinen zurücknimmt. Der Schrank gewinnt durch diese Bekleidung das Ansehen einer alten Sänfte. Will man ihn nicht fest an die Wand, sondern rückenfrei aufstellen, so benagelt man auch die Hinterwand mit faltigem Stoff und zieht dann die Schnur von einem Griff zum andern, sodaß auch die hintere Seite dadurch gehalten wird. Das Ganze wird noch zierlicher und origineller, wenn man die Bretter des Schrankes an ihrem vorderen Rande in einen flachen Bogen ausschneiden läßt, sodaß sie nur mit den Ecken vorn anstoßen, und sie mit einfarbigem Tuch, zur Zimmer-Einrichtung passend, bekleidet. In dieser Weise kann die alte „Servante" auch heute noch ihrem Namen rechtfertigen. B. v. L.

Hauseinrichtung (48). — Ihre Frage wurde im voraus in einigen früheren Artikeln der „Illustr. Frauen-Zeitung" beantwortet. Ich fand dort wiederholt unter der Devise „Mein Heim, mein Stolz" die „Illustr. kunstgewerbliche Zeitschrift für Innen-Decoration" (zur Ausschmückung und Einrichtung der Wohnräume), Verlag von Alexander Koch, Darmstadt, empfohlen und entschloß mich vor länger als Jahresfrist zu einem Probe-Abonnement. Seit dieser Zeit bin ich treue Leserin dieses interessanten Blattes, das mir fast ebenso unentbehrlich geworden ist, wie mein Moden-Journal, und kann es Ihnen aus voller Ueberzeugung empfehlen. Die genannte Zeitschrift zählt zu ihren Mitarbeitern nur die hervorragendsten Künstler und Kunstschriftsteller auf dem Gebiet der Innen-Decoration und enthält in seinen künstlerisch vollendet wiedergegebenen Illustrationen, sowie in gediegenen Text-Beiträgen eine unerschöpfliche Fundgrube für allerlei Rathschläge und Hinweise, die sich bei der Ausschmückung und Einrichtung moderner Wohnräume verwerthen lassen.

Ich füge noch hinzu, daß demnächst im gleichen Verlag unter dem Titel „Das vornehme deutsche Haus" (30 Cartons mit Interieurs und Details für ein complettes, elegantes Privat-Haus) ein Werk erscheinen wird, das Ihren Wünschen voraussichtlich auch entsprechen dürfte. Irma S. in Stuttgart.

Treue Abonnentin, Berlin. — Unter den Tauben gehören einerseits gerade die stattlichsten und andererseits auch wieder die zierlichsten den sehr empfindlichen und deshalb theuern Rassen an. Diese Tauben vermehren sich nicht rasch und brüten auch entweder schlecht oder gar nicht, sodaß man vielfach die Eier gewöhnlichen Arten zum Ausbrüten unterlegen muß. Die gewöhnlicheren Haustauben sind gute Brüterinnen, brüten in zweckmäßigen Schlägen stets, mit Ausnahme der strengsten Wintermonate, zeigen sich unempfindlich und suchen sich auch vom Frühling bis zum Winter einen Theil ihrer Nahrung selbst. Da bei allen Tauben jedes Gelege nur aus zwei Eiern besteht, so ist die Taubenzucht fast niemals rentabel, trotzdem aber schätzt man die hübschen Thiere als schmuckes, angenehmes und anhängliches Hausgeflügel. Während bei den Hühnern der Fleischwerth der einzelnen Rassen sehr verschiedenartig ist, und man deshalb zwischen Fleisch- und Legehühnern unterscheidet, bestehen solche Unterschiede bei den Tauben nicht. Jedes junge Täubchen ist zart und schmackhaft. Am meisten Fleisch liefern die großen, sogenannten Hühnertauben. Wirkliche Nutzthiere sind unter den Hühnertauben nur die auch sehr hübsch aussehenden Strasser, die man in Deutschland wenig, in einzelnen Gegenden Oesterreichs aber sehr viel zu halten pflegt. Von sonstigen schönen und gut brütenden Taubenforten nennen wir Ihnen noch Eistauben, Trommeltauben, Schmalkaldener Mohrenköpfe, Strassunder Hochflieger und Danziger Wolkenstecher. Die beiden letztgenannten Sorten gehören zu den Flugtauben, die hoch und weit fliegen, sich also viel Nahrung selbst suchen. Ebenso verhalten sich die Brieftauben und die gewöhnlichen Feldflüchter. Unter letzteren giebt es recht hübsche Farbenschläge, einfarbige, blaue mit schwarzen oder weißen Flügelbinden, weiße mit blauen, schwarzen oder rothen Flügeln u. s. f. Wir rathen Ihnen, nur eine Rasse in einem Farbenschlage anzuschaffen, weil sonst gewöhnlich unschöne Mischlinge entstehen.

Der Schlag soll hoch liegen, hell, aber auch warm sein. In Regalen müssen für jedes eingesetzte Taubenpaar wenigstens zwei Nester vorhanden sein. Den Boden bestreuen Sie mit grobem Sand, als Baustoffe bieten Sie feine Reiser, Stroh und Heu. Junge Tauben gewöhnen sich rasch ein, alte Paare dagegen läßt man am sichersten erst dann ausfliegen, wenn nackte Junge im Neste sind. Frisches Trink- und Badewasser müssen Sie täglich reichen. Das beste Taubenfutter ist der kleine sogenannte Perlmais, daneben giebt man etwas Wicken, Weizen und Gerste, zur Brutzeit auch wohl täglich eine Kleinigkeit Hanf, den alle Tauben außerordentlich lieben. M. H.

Allgemeines.

Thermometer in einem Maiskolben. — „Mais als Gemüse" betitelte sich ein kleiner Aufsatz, den die „Modenwelt" vor ungefähr zwei Jahren brachte und der kürzlich wieder durch Zufall in meine Hände gelangte. Die Aufgabe reizte mich, aus diesem allerpraktischsten Material etwas Decoratives herzustellen, etwas, das dieses Material so zeigt, wie es ist, und dennoch hübsch und graziös wirkt. Nach längerem Probiren und Austüfteln entstand das nebenstehend dargestellte Gebilde, das doch nicht so ganz alltäglich sein muß, denn sonst würde sich die Modenwelt, die zwar indirect die Schuld der Urheberschaft trägt, nicht für die Annahme entschieden haben. Den Maiskolben beizte ich mit Anilin schön braunroth, die getrockneten Blätter blieben in ihrer natürlichen zarten Färbung und wurden strahlenförmig zu beiden Seiten des Kolbens arrangirt, an jeder Spitze durch einen braunrothen Seiden-Pompon abgeschlossen. Bandartige Streifen, auch aus den Blättern geschnitten, dienen als Schlupfen. Das Ganze wurde einem Streifen Carton aufgeleimt, der den nöthigen Halt gewährt. Den kleinen Thermometer befestigte ich mit rothen Seidenfäden unsichtbar auf dem Kolben. Rothe Bandschleifen dienen zum Aufhängen, kleine Schleifen sind oben und unten am Thermometer angebracht. Das Ganze wirkt allerliebst und ist trefflich als kleines Geschenk geeignet. Frau Anna H.

Unsere am Strande gesammelten Muscheln. — Diese reizenden Dinger, Erinnerungen an das Meer, sollen später zu Hause möglichst originelle und hübsche Verwendung finden, wozu ich mit nachstehenden Vorschlägen anregen möchte. 1. Die kleinen rosigen, blau und grünlich schimmernden fingernagelgroßen Muscheln geben, wenn der Klempner eine Stiel- oder Broschen-Nadel einfügt, reizende Schmucknadeln. 2. Kleinere mit größeren Muscheln zu Gruppen zusammengestellt, verwandeln einfache Holzrahmen in stilechte Rococo-Bilderrahmen, — bekanntlich entstand das Rococo durch die Verwendung der rocaille (Muschelwerk). Man drückt in dick aufgetragenen Tischlerleim die verkehrt und rechts zusammengepaßten einzelnen Muscheln und vergoldet nach dem Trocknen alles mehrmals mit in Terpentinlack verrührter Goldbronze. 3. Einer kleinen gestürzten Muschel als Fuß wird eine größere offen als Salzfäßchen (für eine Person bei Einladungsessen) aufgeschraubt. Zwei größere Muscheln geben Rauch- und Aschenschalen. 4. Ganz eigenartig können Muscheln beim Nachtisch-Confect verwendet werden, indem sie auf reizende Weise die unschönen Papiertütchen ersetzen, in denen weiche Chocolade, Bonbons und glacirte Früchte angeboten werden. Der Conditor müßte die betreffenden Bonbons sogleich in die Muschelchen füllen. 5. Eine zweite Verwendung beim Nachtisch können die Muscheln als Butterformen finden. Man drückt mit ihnen die Butter aus, statt die Butter, wie es meist geschieht, in kleinen Kügelchen anzubieten. Isa von der Lütt.

Als ich vor einigen Tagen die letzten Hefte Ihres geschätzten Blattes, dessen Abonnentin ich schon seit vielen Jahren bin, durchblätterte, fielen mir einige Fragen von Mitarbeiterinnen auf, die ich aus eigener Erfahrung beantworten kann. So kehrt z. B. die Bitte um ein Mittel zur Entfernung der Sommersprossen immer wieder. Ein von mir selbst erprobtes Mittel ist als „Gesichtssalbe" in Wien VII, Lerchenfelderstr. 29, in der Walfisch-Apotheke zu erhalten und zugleich bestens zu empfehlen, da es vorzüglich wirkt. — Zur Entfernung von Obstflecken könnte ein in meinem Haushalt oft erprobtes und durch seine Einfachheit besonders beliebtes Mittel vielleicht erwünscht kommen: Man feist die fleckige Stelle ein und legt das Stück 24 Stunden in Milch, worauf man es auswäscht. Auch ganz alte Obstflecke entfernt man auf diese Art mühelos. — Nun möchte ich aber selbst noch einige Fragen an den Leserkreis richten und ersuche um freundliche, baldige Beantwortung. 1. Ein von meiner Mutter selbst geschriebenes und mir dadurch doppelt werthvolles Buch mit Koch-Recepten wurde durch meine Köchin beim Umwenden der Blätter mit schmutzigen Fingern übel zugerichtet. Giebt es wohl ein Mittel, dasselbe zu reinigen? 2. Könnte mir jemand mittheilen, mit welchem Firniß die Gärtner Palmenblätter z. B. für Grabkränze bestreichen, sodaß dieselben oft noch nach Monaten wie frisch erscheinen? 3. Ich bitte um gütige Auskunft, welche Art warmer oder kalter, süßer oder saurer Speisen bei einem five o'clock tea, der einen kleinen Kreis guter Bekannten vereinigt, gereicht werden? A. in G.

Buchzeichen mit Brandmalerei. — Glücksklee und kein Ende! Auch das niedliche Lesezeichen, das eine Freundin unseres Blattes uns zur Veröffentlichung einsendet, trägt das Glück bringende Symbol, mit dem Brennstift umrandet und mit grüner Farbe ausgemalt. Der Grund bringt die natürliche braune Farbe der Brandpappe zur Geltung; die dunkleren Streifen an beiden Enden sind mit dem Brennstift in einzelnen, dicht neben einander gelegten Strichen eingebrannt. Oben ist eine grüne Seidenschnur mit kleinen Quasten eingeknotet. Die undecorirten Lesezeichen, — das unsere stellen wir in halber natürlicher Größe dar, — sind in weißer und brauner Brandpappe mit eingeknoteter Schnur für den Preis von 1 Mk. 20 Pf. das Dutzend käuflich bei Frl. Hedwig Schwartz, Berlin NW, Louisenstr. 62 I. C. E.

Thermometer in einem Maiskolben.

Buchzeichen.

Krankenpflegerinnen (48). — Im Verbande des „Rothen Kreuz", München, können „unbescholtene, gesunde" Frauen und Mädchen im Alter von 21-35 Jahren beider Confessionen sich sowohl als Krankenpflegerinnen ausbilden, als sich diesem Berufe dauernd widmen.

Will eine Bewerberin sich nur dort ausbilden, so hat sie während der Lehrzeit, die zwischen 5 und 12 Monaten dauert, ein Monatsgeld von 50 Mk. zu entrichten und für Kleidung, Wäsche und Besorgung der letzteren einzutreten.

Will sie sich dem Berufe im Verbande widmen, so hat sie ihrem Aufnahmegesuch neben den üblichen Scheinen ein Leumundszeugniß, eine Lebensbeschreibung, die Zustimmung der Eltern, des Vormundes oder Ehemannes und die Zusicherung, sich nach abgelaufener Lehr- und Probezeit mindestens 3 Jahre der Krankenpflege im „Rothen Kreuz" zu widmen, beizufügen.

Beim Eintritt muß die Betreffende eine Caution von 150 Mark stellen; diese wird ihr zurückgegeben, wenn sie nach den erwähnten 3 Jahren aus dem Verbande austritt; erfolgt ihr Austritt früher, so fällt die Caution an die Vereinskasse. Kann die Caution nicht, oder nur theilweise erlegt werden, so ist sie durch späteren Abzug am „Taschengelde" zu ersetzen, beziehungsweise zu ergänzen. Wäsche ist von der Eintretenden mitzubringen, Dienstkleidung erhält sie, ebenso freien Aufenthalt in der Anstalt und nach 6 Monaten ein monatliches Taschengeld von 6 und später 9 Mark. Dieses steigt nach Einreihung als „Probe-" und später als „Berufsschwester" zum Monatsgehalte von 15-25 und nach 10jährigem Verbleib im Verband allmählich zu einem Jahresgehalte von 336 Mark. Ebenso erwirbt sie Pensions-Berechtigung und im Krankheitsfalle volle Verpflegung.

Das erst vor kurzem gegründete, unter hoher Protection stehende Krankenhaus vom „Rothen Kreuz" ist ein sehr schöner, frei und gesund gelegener Bau. Die für die Zahl der Schwestern viel zu zahlreichen Gesuche aus dem Publicum um eine der allgemein beliebten und verehrten Schwestern zu einer Krankenpflege werden an die Oberin gerichtet und von dieser die Schwestern entsandt und abberufen. — Anmeldungen und Anfragen zu richten an die Oberin des „Rothen Kreuz", München, Nymphenburgerstr. L.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin und Wien. — Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Paul Logemann in Wien. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltungs-Beilage

1. September 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 17.

Nachdruck verboten.

Im edelsten Dienste.

Von G. von Lieres und Wilkau in Berlin.

Wer kennt sie nicht, die liebliche Legende von den Rosen der heiligen Elisabeth! In frommer Nächstenliebe stieg im dreizehnten Jahrhundert Elisabeth von Ungarn, Landgräfin von Hessen und Thüringen, im Werke der Barmherzigkeit Tag für Tag selbst hernieder in die Hütten der Armen, bis ihr Gemahl, Landgraf Ludwig, aufgestachelt von den Reden seiner Höflinge, im emporbrausenden Unmuth ihr untersagte, fürder die Behausungen der Bedürftigen aufzusuchen. Von der Gluth heiligen Mitleides hingerissen, vermochte Elisabeth es dessenungeachtet nicht, den Dienst an den Unglücklichen aufzugeben. Ein Körbchen, dessen Deckel milde Gaben verbarg, am Arme, wanderte sie trotz allem von der Wartburg wieder hinab ins Thal, als auf ihrem Pfade der Landgraf ihr entgegentrat. Das Ziel ihres Weges errathend, herrschte er sie mit zorniger Frage an: „Was hast Du in dem Korbe?" Da überwältigten halb menschliche Schwäche, halb der brennende Wunsch, ihr frommes Werk dennoch heute zu vollenden, die Frau dargestellt, daß sie flüsterte: „Rosen". Mißtrauisch riß der Landgraf den Deckel vom Korbe. Und siehe, der Himmel that ein Wunder an der Heiligen, auf daß sie nicht gelogen habe: was das Weidengeflecht umschloß, das waren wirklich duftende Rosen!

Echt deutsche Art ist er, dieser persönliche Dienst an der Armuth. Während beispielsweise in England vor allem das Patronage-System besteht, die Fürsorge für Schulen, für religiöse Bedürfnisse, hat sich bei uns aus den Zeiten unserer Voreltern bis auf den heutigen Tag jene herzhafte, fast möchte ich sagen hausmütterliche, schlichte Wohlthätigkeit erhalten, die unterm Dache der Armuth selbst zum Rechten sieht, mit eigenen Mühen die Kinder pflegt, die Hungrigen speist, die Frierenden kleidet.

In erster Reihe gedeiht ein Barmherzigkeits-Ueben, wie ich es eben schilderte, heute noch auf Dörfern und in kleinen Orten. Wer je in unseren ländlichen Verhältnissen heimisch wurde, der kennt sicherlich so manche deutsche Frau, — der Dienst der Mildthätigkeit war ja von jeher nicht am wenigsten Sache der Frauen, — so manche Gutsherrin, so manche wohlhabende Bäuerin, die ihren Tagelöhnern, ihren Ortsangehörigen gegenüber mit anspruchsloser schöner Selbstverständlichkeit dafür sorgt, daß jene in Fällen der Noth nicht unberathen und stützelos seien. In die armen Hütten treten sie, diese Frauen, und mit dem Rechte des Helfers halten sie bald mit milden, bald mit strengen Worten deren Bewohner zum Guten an.

In größeren Städten findet man eine so gestaltete Thätigkeit zum Wohle der Armen dagegen in nur recht beschränktem Umfange. Und das ist begreiflich. In der großen Stadt geht einer am andern vorüber, ohne so leicht in dessen Verhältnisse Einblick gewinnen zu können. Wir dürfen ja leider nicht daran zweifeln: viel Elend wohnt zwischen den Mauern, die sich hier zusammendrängen. Aber wo ist das Elend, das unserer Hülfe bedarf? Stoßen wir am Ende nicht nur auf Hohn und Spott, wenn wir dem und jenem unseren Beistand anbieten? Unterstützen wir nicht vielleicht nur die frech sich aufdrängende Bettelei, während, uns unbewußt, dicht daneben die verschämte Armuth vergeblich weint? Unser Drang, Mildthätigkeit zu üben, ist da; aber wir wissen nicht, wohin mit ihm. Und weil wir nicht wissen, wie und wo, thun wir zuletzt — gar nichts.

Auf der einen Seite willige Kräfte, die nicht zur Entfaltung gelangen, — auf der andern die Noth, die umsonst nach Hülfe ausblickt! Traurige Erwägungen erfüllen den Menschenfreund, wenn er die enge Nachbarschaft der einen und der anderen betrachtet.

Und doppelt freudig berühren muß es ihn nach solchen Erwägungen, entsteht in einer Weltstadt eine so ganz aus deutschem Fühlen, wie's von altersher war, hervorgehende und in ihrem Aufbau dabei so trefflich den Forderungen der Neuzeit angepaßte Organisation, wie wir sie in den „Mädchen- und Frauengruppen für soziale Hülfsarbeit" in Berlin seit mehr als einem Jahre besitzen.

Auf Anregung der Frau Schulrath Cauer vereinigte sich im October 1893 in der deutschen Reichshauptstadt ein aus Männern und Frauen aller Richtungen und Parteien zusammengesetztes Comité, in der Absicht, junge Mädchen und Frauen der gebildeten Stände mehr als bisher für den Dienst der öffentlichen Wohlfahrt zu gewinnen und auszubilden. In einem gedruckten Aufruf, später in einer Versammlung im Rathhaus zu Berlin, wurden jene Bestrebungen dem Publicum auseinandergesetzt, und infolge dieser Anregung meldeten sich gegen hundert Frauen und Mädchen der höheren Stände zur Mitarbeit. Dieselben sind, — da die Vereinigung von Anfang an nicht beabsichtigte, neue Wohlfahrts-Einrichtungen zu begründen, sondern lediglich die schon bestehenden öffentlichen und privaten, der Wohlthätigkeit gewidmeten Veranstaltungen durch Zuführung freiwilliger, freudiger Mitarbeiterinnen thatkräftig unterstützen wollte, — in den verschiedensten Wohlfahrts-Einrichtungen Berlins, ihren Kräften und Fähigkeiten entsprechend, beschäftigt worden: so im städtischen Waisenhaus, in Mädchenhorten, in Krippen, in den äußeren Stationen der Krankenhäuser, durch Besuch bei einzelnen Blinden u. s. w.

Um die Mitwirkenden auch theoretisch in den Dienst der socialen Wohlfahrt einzuführen, stellten eine Anzahl von Fachleuten durch Vorträge, sowie durch Leitung von bezüglichen Excursionen ihre Kräfte in uneigennütziger Weise zur Verfügung. — Der Umfang und die Art der Mitarbeit richteten sich durchaus nach der individuellen Neigung und Fähigkeit und nach dem Maße der verfügbaren Zeit der Helferinnen.

Soviel über die äußere Organisation der „Hülfsgruppen", wie sie sich nach dem von dem Vereine herausgegebenen „Programm für das Arbeitsjahr 1894/95" darstellt. (Von der gegenwärtigen Vorsitzenden der „Mädchen- und Frauengruppen für sociale Hülfsarbeit", Frau Bürgermeister Kirschner in Berlin NW, Alt-Moabit 90, kann dies den Aufbau der Vereinigung klar wiederspiegelnde Programm kostenlos bezogen werden.) Und nun einige persönliche Bemerkungen über die Organisation!

Mit eigenem Reiz berührt es den Beobachter, daß, — wiewohl selbstverständlich auch Frauen als Helferinnen bei der Liebesthätigkeit willkommen sind, ja, für einzelne Zweige der letzteren ihrer Art noch gerade verheirathete Damen herangezogen werden müssen, — daß trotzdem die praktische Arbeit der Hülfsgruppen in der Hauptsache thatsächlich von jungen Mädchen ausgeführt wird, und zwar von jungen Mädchen aus bestem Hause. Töchter der wohlhabenden Berliner Bürgerfamilien, frohe, helläugige „Kinder des Glückes", junge Erbinnen aus dem Berliner Thiergarten-Viertel sind es vorerst zumeist, die sich bei der in der Reichshauptstadt getroffenen Organisation seit Jahresfrist in den Dienst der Armuth stellen. Je zehn von ihnen bilden eine Arbeitsgruppe, und jede Gruppe wird von einer aus der Mitte der Genossinnen gewählten Führerin gleich jugendlichen Alters geleitet. Ungefähr alle Monate einmal aber finden sich die ein und derselben Gruppe Angehörenden zusammen, um über die Erlebnisse und Erfahrungen, die ihnen in ihrer Arbeit begegneten, Bericht zu erstatten.

Wenn schon die äußere Leitung des vielverzweigten Ganzen erfahrenen Frauen anvertraut ist und bleibt, der Haupttheil, die werkthätige Ausführung der von den „Hülfsgruppen" zu leistenden Arbeit liegt in den Händen der jungen Töchter der Familien.

Und darin finden wir noch ein weiteres bedeutsames Moment für die hohe Verdienstlichkeit der in Berlin ins Leben gerufenen Veranstaltung, die den weitesten Kreisen zur Nachahmung sicher warm zu empfehlen ist. Jeder Einsichtige weiß es, wie schnell gerade diejenigen jungen Mädchen, die ihrem Gemüthsleben nach am reichsten und schönsten veranlagt sind, einen bitteren Ueberdruß an dem ins Maßlose gesteigerten Geselligkeitstreiben unserer Tage, an der Inhalts- und Nutzlosigkeit des eigenen Daseins empfinden. Die Thätigkeit am heimischen Heerde wird einem solchen Empfinden nicht immer steuern können. Besonders dort, wo mehrere Töchter in der Familie sind, ferner, wo die äußeren Verhältnisse das Halten einer Anzahl von Dienstboten mit sich bringen, wird die in der Neuzeit durch die Einführung mannigfacher Maschinen-Arbeit ꝛc. ohnehin vereinfachte Hauswirthschaft Zeit und Kräfte des erwachsenen jungen Mädchens oft nur in ganz geringem Maße in Anspruch nehmen. Was liegt näher, als daß im Gemüth der Unbeschäftigten eine, schädliche Grübeleien, Blasirtheit und anderes geistiges Unkraut heraufbeschwörende Leere entsteht? Und was könnte eine solche traurige Leere edler und besser ausfüllen, als die Beschäftigung in der Armen- und Krankenpflege!

Noch ein dritter reicher Sinn, ein Ausblick auf, — lieber noch möchten wir sagen, eine Gewähr für eine zukünftige zweite Ausgestaltung des schönen menschenfreundlichen Gedankens liegt in dem Umstand, daß die Arbeiterinnen der „Hülfsgruppen" eben so vielfach junge Mädchen aus den besten Kreisen („höhere Töchter" nennt sie der Spötter) sind. Diese „höheren Töchter" werden sich zum großen Theile dereinst als Frauen an der Seite von äußerlich wohlsituirten, von einflußreichen Männern befinden; sie werden sich dann in der Lage sehen, auf das Geschick einer vielleicht bedeutenden Anzahl von Arbeitern und sonstigen Untergebenen ihres Gatten, von deren Kindern und Familien wohlthätig einwirken zu können. Wer ermißt das Gute, das die von Jugend an in selbständiger barmherziger Thätigkeit geschulten Angehörigen von Vereinigungen, wie die „Hülfsgruppen", in den erweiterten Wirkungskreisen ihrer Zukunft noch stiften werden, — stiften müssen, wenn er daran denkt, wie sehr ihr Liebesdienst ihnen zur theuern, herzerfreuenden Gewohnheit geworden sein wird!

Und wieder: um wieviel mehr könnte die Kluft zwischen dem Proletariat und den besitzenden Klassen geschlossen um wieviel mehr könnten die verbitternden Mißverständnisse zwischen dem einen und dem anderen Berufe, der einen und der anderen Partei gebessert werden, wenn sie, die mit dem Hader der Parteien doch eigentlich kaum etwas zu thun haben, die Frauen und Töchter der Beamten, der Offiziere, der Kaufleute, sich monatlich, wöchentlich, ein oder mehrere Male, in Ernst und Treue bei der edelsten Arbeit zusammenfinden wollten! Gerade aus dem thätigen, demüthigen Zusammenarbeiten von Frauen aller Kreise könnte sich ein besonderer Segen des Werkes ergeben.

In Ernst und Treue und aufrichtiger Arbeit! Daran liegt's. Wenn irgend etwas, so muß die Arbeit an dem bedürftigen Mitmenschen nicht als Zeitvertreib, sondern in Ernst und Treue geübt werden, sonst hat sie ihren Lohn und ihren Werth dahin.

Nachdruck verboten.

Der eitle Wacknitz.

Roman von Katharina von Doering in Berlin.

(9. Fortsetzung.)

Ueber dieses letzte Zusammensein mit Lotte dachte Delsberg nach, als er mit Wacknitz, Heyden und anderen Kameraden, in seinen Mantel gehüllt, am Lagerfeuer lag. Die meisten der Herren schliefen, nur Delsberg, Wacknitz und Heyden warfen von Zeit zu Zeit ein halblautes Wort hin. Die Nacht war schön, obgleich wolkig, und durch einzelne Wolkenrisse flimmerten ziemlich hell ein paar Sterne.

„Was mögen sie jetzt in der Heimat machen, Wacknitz?" fragte der Graf.

„Möcht' es wohl wissen!" antwortete Wacknitz.

„Ich auch!" dachte Heyden.

Sie lagen wieder eine Weile still und hüllten sich fester in ihre Mäntel, während das Feuer mehr und mehr in sich zusammensank und nur träge aufflackerte, wenn jemand ein frisches Scheit auflegte.

Wacknitz schob den Arm unter den Nacken, legte sich bequem zurecht und schloß die Augen, nicht um zu schlafen, sondern um sich die Heimat besser zu vergegenwärtigen. So rief er sich alle lieben Stunden wieder ins Gedächtniß zurück. Die Gespräche, die er mit Mimi geführt, von Anfang ihrer Bekanntschaft an; Rede und Gegenrede, Frage und Antwort hörte er deutlich wieder und versenkte sich, alles um sich her vergessend, in seine frohe Erinnerungen. Er hatte ihr am Morgen geschrieben und, an ihr einstiges Gespräch anknüpfend, im Briefe neckend gesagt: „Ich versuche, Deiner Weisungen eingedenk, meine ‚Menschenliebe' nicht nur auf Dich zu beschränken. Manchmal wird es mir zwar sauer, doch hast Du es so weit gebracht, daß sich eine Art herzlichen Verhältnisses zwischen mir und meinen Leuten herausgebildet hat. Wir wissen, daß wir uns auf einander verlassen können. . ." Er vertiefte sich weiter in diese Gedanken, und als Delsberg neben ihm sich umkehrte, sagte er: „Was halten Sie von allgemeiner Menschenliebe, Delsberg? Ist sie überhaupt durchführbar?"

„Wie reimt sich Krieg mit Menschenliebe?" warf Heyden hin. „Meiner Ansicht nach gar nicht; aber solange Leidenschaften sind, werden Kriege sein!"

„Gewiß!" sagte Delsberg. „Wie kann Zwietracht verschwinden, wenn die Leidenschaftlichkeit verschiedener Ansichten besteht? Höchstens die Verhältnisse könnten den Krieg verdrängen!"

„Sie meinen," erwiderte Heyden, „daß im Verlaufe verschiedener Jahrhunderte die Technik so fortschritte, daß der Krieg einfach unmöglich würde, weil man alles in die Luft sprengen könnte? Nette Träumerei das! Die Leute träumen überhaupt soviel, speculiren, calculiren, und hinterdrein geht die Weltgeschichte doch ihren Gang, trotz Federfuchsern und Kriegsbeschwörern."

„Wie vereinigen Sie aber Menschen- und Vaterlandsliebe, und wie trennen Sie sie, Delsberg?" Wacknitz stützte den Kopf auf und drehte sich so, daß er den Grafen neben sich ansah.

„Sie lassen sich allerdings manchmal schwer vereinigen und ebenso schwer trennen. Sie wachsen aus einem Stamme. Aber wir sind so geschaffen, daß uns der Theil näher steht als das Ganze, oder daß wir das Ganze nur durch den Theil erkennen."

„Ja," sagte Wacknitz, „wir sind gewiesen vom Kleinen in das Große und verlieren uns gewöhnlich vom Großen in das Kleine. Man kann ja allerdings nicht oben anfangen, man muß erst hinauf." Er lag eine Zeit lang stumm, dann hob er wieder an: „Ich glaube, man opfert sich leichter für eine große Idee, z. B. für das Vaterland, als daß man sich hingiebt für ein paar beliebige Menschen. Für etwas Geliebtes sterben, ist nicht schwer. Aber das nenne ich dann nicht allgemeine Menschenliebe. Ich frage mich manchmal, ob man nicht einen Widerwillen hat gegen das Opfer für eine gleichgültige Person?"

„Ich zweifle aber nicht daran, daß Du jederzeit das Opfer bringen würdest," bemerkte Erich, „das ist doch die Hauptsache!"

„Nein," antwortete Wacknitz, „ich möchte wissen, ob ich es von Herzen thun würde!" Er hatte leise gesprochen und erwartete keine Antwort. Er bedurfte ihrer auch nicht, denn er wußte jetzt, daß er jedes Opfer bringen könnte, weil es gut wäre, und er verlangte nach dem Guten. Er fragte sich, woher diese Sehnsucht käme, und indem er diesmal eine Antwort von sich selbst erwartete, schlief er ein.

32.

Auf der staubigen Landstraße hin wälzten sich die Colonnen. Der Staub wirbelte um sie her und hinter ihnen drein; die Sonne stach, die Hitze war fast unerträglich. Manche unter den Leuten konnten sich kaum mehr aufrecht erhalten, aber sie taumelten mit, die letzte Kraft anspannend. Die Füße schmerzten bei jedem Tritt, der Helm und das Gepäck drückten; dazu der unerträgliche Staub, die Ausdünstung der Menschenmassen, der Leder- und Schweißgeruch, die ausgetrocknete Kehle, kein Wasser weit und breit, und die glühende Sonne! So zogen sie weiter und weiter, stumpfsinnig vor Hitze, Durst und Ermattung, bis in den sinkenden Abend hinein. Endlich, bei Dunkelheit, wurden die Quartiere in einem kleinen Städtchen erreicht.

Wacknitz' Compagnie — er war zum Hauptmann befördert worden — kam in ein paar außerhalb liegende Häuser; hier, sowie auch in Scheunen und Ställen wurde sie untergebracht. Wacknitz mit ungefähr vierzig Leuten belegte eine ziemlich weit vorgeschobene Villa. Die Mannschaften vergingen fast vor Durst, doch befand sich nur ein Brunnen in der Nähe, und dieser war ausgetrocknet.

„Wir wollen im Keller nachsuchen, ob Wein da ist!" erklärte Wacknitz und ging voran, mit der Laterne in der Hand.

Die Soldaten, vom Durst gepeinigt, folgten nach.

„Da sind Fässer, Herr Hauptmann!" rief voller Freude einer der Unteroffiziere, der eben ein offenes Licht in der Hand herbeitrug.

Erschreckt wandte sich Wacknitz ihm zu. „Das Licht auslöschen, Mann! Es könnte ein Unglück geben!"

Aber der Unteroffizier hatte den Spund schon aus einem der liegenden Fässer gezogen und hineingeleuchtet. Plötzlich schoß eine lange, schmale, bläuliche Stichflamme aus dem Loch, und der Mann prallte entsetzt zurück.

„Spiritus!" schrieen die Leute und stießen einer den anderen, um aus dem Keller zu kommen. Es entstand ein fruchtbares Gedränge.

Wacknitz fühlte das Blut wirbelnd zum Kopfe steigen. Eine furchtbare Angst um alle die frischen, blühenden Menschen erfaßte ihn plötzlich und schnürte ihm die Kehle zusammen. Jeden Moment konnte der Spiritus explodiren; der schrecklichste Tod erwartete sie! In einem Nu durchströmten ihn diese Gedanken, und er war sich plötzlich bewußt, daß es nicht sein Ehrgefühl war, das sprach, sondern sein Herz. „Halt!" rief er, sich zusammenraffend, mit Donnerstimme und drängte selbst nach vorn, dem Fasse zu.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Das gewohnte Commando verfehlte auf keinen seinen Eindruck. Einen Augenblick stand alles.

Wacknitz benutzte die günstige Gelegenheit und trat an das Faß. Da keine Secunde mehr zu verlieren war, legte er ohne Besinnen die Fläche seiner linken Hand auf das Spundloch, um die Luft von dem brennenden Spiritus abzuschneiden. „Ganzes Bataillon kehrt! Marsch!" commandirte er, indem er einen stechenden Schmerz fühlte, aber die Hand dennoch keinen Augenblick von dem Spundloch ließ.

Die Leute verließen, langsam und in Ordnung die Kellertreppe hinauf tappend, den gefährlichen Ort.

Als er den letzten Mann oben ankommen hörte, zog er die Hand vorsichtig ab. Das Feuer war erloschen, aber das Glied furchtbar verbrannt. „Die wird wohl hin sein!" dachte er, die Zähne zusammenbeißend, und kletterte selber hinauf, die Laterne zurücklassend. Oben gab er Befehl, mit aller Vorsicht nach Wein für die Mannschaften zu suchen, und trat in ein kleines Zimmer zu ebener Erde, wo er sich erschöpft an einem Tische niederließ.

Nach einer Viertelstunde ungefähr trat Soßna ein und setzte einen Becher Wein vor ihn hin. „Wein sehr sauer," meinte er, „aber naß!"

Wacknitz lächelte. Er hielt die verbrannte Hand nach oben, den Ellenbogen auf den Tisch stemmend. „Geh' schlafen, ich brauche nichts mehr!"

Soßna blieb stehen und trat von einem Bein aufs andere. „Dem Herrn Hauptmann seine Hand," sagte er endlich.

„Laß nur, da ist doch nicht zu helfen! Verbandzeug darauf halt' ich nicht aus. Das einzige wäre Wasser, und das haben wir nicht! Schick' mir den Feldwebel!"

Soßna ging.

Wacknitz ertheilte noch einige Weisungen für die Nacht und den nächsten Morgen, dann verließ ihn auch der Feldwebel. Es wurde bald todtenstill. Er löschte die Laterne, die vor ihm auf dem Tische stand, und versuchte zu schlafen. Umsonst! Der Schmerz war unerträglich. Er rückte den Stuhl so, daß er sich mit dem Kopf an die Wand lehnen konnte, während er die Hand immer noch nach oben hielt, sich mit dem Ellenbogen aufstützend. So blieb er ganz still sitzen. Die Gedanken kamen und gingen. Was hatte er gethan? Seine Schuldigkeit, nicht mehr und nicht weniger! Aber das Merkwürdige war, daß er nicht einen Augenblick daran gedacht hatte, daß seine Ehre es erfordere, diese Menschen zu retten, sondern ein übermächtiges Gefühl der Zusammengehörigkeit mit ihnen hatte das Opfer von ihm geheischt, und er hatte es gern gebracht. Was waren ihm diese Leute? Sie standen ihm doch ganz fern! Aber sie waren ein Theil seines Volkes, Menschen, die Freude und Schmerz fühlten wie er, die ihre Lieben zurückgelassen hatten, um die gesorgt, für die gebetet wurde. Es war Liebe gewesen, die ihn getrieben hatte; ganz einfach schien es ihm nun. Das also war Menschenliebe! Er lächelte im Dunkeln vor sich hin. „Marie," dachte er, „nun hab' ich's endlich begriffen. Wie verstehen wir uns doch so gut!" Es war ihm so leicht um's Herz. „Wenn ich doch jetzt mit ihr sprechen könnte!" Trotz der Schmerzen fühlte er sich schläfrig, vielleicht war es aber auch eine Art von Fieberbetäubung, die über ihn kam. Es war ihm, als lehne sich Mimi leicht an seine Schulter und sage leise: „Gott segne Dich!" Ein glückliches Lächeln ging über sein Gesicht. Er schlief ein.

Es war noch dämmerig, als er wieder erwachte. Er sah nach der Uhr. Sie war stehen geblieben, da er am Abend vergessen hatte, sie aufzuziehen. Er erhob sich, trat an den Tisch, und sah darauf den Becher Wein stehen, den er am Abend nicht berührt hatte. Er holte ein Stückchen Zwieback aus der Tasche, denn er war hungrig, und aß dieses zu dem abgestandenen Wein. Dann ging er ans Fenster. Im Osten begann der Himmel sich zu röthen. Er stand regungslos und sah sinnend in den Morgen hinein. Dem Sonnenaufgang nach mußte es ungefähr fünf Uhr sein. Er beobachtete, die Fortschritte des Tages. Außer der Wache rührte sich noch kein Mensch. Sie schliefen alle wie todt; es schien ihm, als sei er allein auf der Welt. Ein großer Friede überkam ihn, und wie es langsam, langsam am Horizonte sich lichtete, steigerte sich dieses Friedensgefühl bis zur Feierlichkeit. Den Blick gleichsam nach innen richtend, stand er lange da, als ob er wartete; und nach und nach anschwellend und steigend, wie das goldene Sonnenlicht, das von draußen hereinströmte, überfluthete ihn das Bewußtsein der Gegenwart Gottes. Und, wie jene ersten Bekenner, den Arm emporhebend und ihn dem Licht entgegenstreckend, als wolle er es fassen, sagte er leise: „Mein Herr und mein Gott!" — Einen langen Blick sandte er noch hinaus, dann faßte er nach seinem Taschenbuch, schrieb ein paar Worte quer über Mimi's letzten Brief und öffnete die Thür.

„Soßna!"

„Herr Hauptmann!" Es klang ungeheuer schläfrig.

„Rufe den Feldwebel!"

In kurzer Zeit waren die Leute fertig. Ihr Frühstück war nicht viel anders, als das von Wacknitz. Vom Städtchen her tönte Trompeten-Geschmetter.

„Führe das Pferd vor!" Wacknitz trat vor die Thür. Er sah sehr bleich und übernächtig aus, sodaß Soßna ihn besorgt betrachtete. Es war ihm unmöglich, die linke Hand zu gebrauchen, so nahm er Zügel und Degen, beides in die rechte Hand. Dann nickte er Soßna zu, der ihm den Bügel über den Fuß streifte und ganz betrübt aussah. „Du bist ein treuer Mensch, ich danke Dir!"

Soßna bückte sich schnell und streifte den Rocksaum seines Herrn mit den Lippen, worauf er auf sein Gewehr zulief, das er an den Thürpfosten gelehnt hatte.

Wacknitz wandte sich um. „Nun vorwärts, Jungens! Mit Gott für König und Vaterland!" — — — — — — — —

Das Regiment stand im dichten Kugelregen, und man konnte wohl sagen, die Reihen sanken hin, wie die Halme unter der Sense.

Wacknitz hatte noch keinen Schuß erhalten. Heyden war leicht verwundet, stürmte jedoch immer noch vorwärts. Dicht neben sich sah er Wacknitz zu Pferde. Dieser wendete sich um und nickte Heyden zu, als er ihn gewahrte; und sich einen Augenblick gegen ihn neigend, flüsterte er: „Vielleicht sehe ich sie nicht mehr, Erich, und dann sag' Du ihr, *ich hätte es nun gefunden!*" Dann sprengte er vorwärts, und der Kamerad sah ihn weit voraus im dichtesten Gewühl.

Heyden hatte nicht viel Zeit, über die seltsamen Worte nachzudenken, sondern stürmte weiter. Da vorn tauchte Wacknitz wieder auf, laut seine Leute anfeuernd; plötzlich aber sank er zurück, und da er die Zügel nicht ließ, stieg das Thier kerzengerade in die Höhe, sodaß sein Reiter aus dem Sattel fiel.

„Wilhelm!" schrie Heyden auf und strebte zu ihm hin. Mit einem Satz war auch ein Mann neben dem Pferde, um zu verhindern, daß der Hauptmann geschleift würde. Es war Soßna. Wacknitz glitt willenlos in dessen Arm. — Soßna lud sich den Körper auf den Rücken, und trug ihn hinter die Feuerlinie.

„Soßna!" rief Erich, aber der Pulverdampf verhüllte ihm das Bild, und der Schlachtenlärm übertönte seine Stimme. — Immer vorwärts!

Der Tag neigte sich, — die Schlacht war geschlagen. Krankenträger suchten das Schlachtfeld ab, Lagerfeuer wurden angezündet, Zelte aufgeschlagen.

Heyden ging auf den Verbandplatz, um seinen leichten Streifschuß behandeln zu lassen. „Wie geht es Wacknitz?" fragte er Delsberg, der ihm hier mit verbundenem Kopf entgegentrat.

Ein schmerzlicher Schatten flog über das tiefernste Gesicht des Grafen. „Er ist todt!" — Schweigend führte er den Kameraden zu der Leiche.

Wacknitz lag mit friedlichem Gesichte neben den anderen stillen Gefährten. Die Kugel war ihm mitten durchs Herz gegangen.

Soßna stand daneben, und dicke Thränen rollten ihm langsam die Wangen herunter.

„Was hat er an der Hand?" fragte Heyden leise, erschüttert auf den Freund blickend.

„Der Oberstabsarzt sagte, Gott habe es gut mit ihm gemeint," erwiderte Delsberg. „Hätte er nicht die Kugel durchs Herz bekommen, so wäre er an der Verbrennungswunde unter entsetzlichen Schmerzen gestorben. Der Brand war schon dazugetreten."

„Ach Gott," klagte Erich, „die arme, arme Mimi! Warum lieg' ich nicht lieber da? Er war so glücklich, so auf der Höhe des Lebens!"

„Vielleicht gerade deshalb!" sagte der Graf und reichte Erich von Heyden die Hand. „Er sollte wohl droben bleiben und nicht wieder herabsteigen."

33.

Tante Lisa saß am offenen Fenster und las. Von Zeit zu Zeit sah sie auf und blickte nach der Uhr, denn sie hoffte, den kleinen Kreis ihrer Freunde zur gewöhnlichen Stunde bei sich zu sehen.

Endlich klingelte es; die Gräfin Wittsberg erschien. „Nun, noch niemand hier?"

„Nein, Liebe, aber ich denke, sie werden wohl bald kommen. Lotte Delsberg ist auch seit gestern hier und bleibt drei Tage. Sie wohnt bei Feldens."

„Ah, das freut mich ja, sie zu sehen! Wie lauten übrigens die Kriegsnachrichten? Was macht der Neffe?"

„Ich ängstige mich etwas; es ist schon einige Zeit her, seit ich die letzte Nachricht erhielt. Bis dahin waren alle wohlauf, Erich, Delsberg, Wacknitz."

Feldens und Lotte traten ein. Mimi und Lili schleppten gleich die Arbeit herbei; Auguste brachte Kaffee, Thee und Kuchen, und bald waren alle eifrig beim Charpie-Zupfen, Socken-stricken und Hemdennähen.

„Ich habe gute Nachricht von Lebrecht," sagte Lotte und zog einen Brief aus der Tasche. „Es geht allen ganz gut. Du hast ja auch etwas, Mimi!"

„Ja, Mama ebenfalls! Von Papa kam gestern ein Brief, und von Wilhelm bekam ich heute früh einen."

„Wißt Ihr wohl noch, wie ich hier vor einiger Zeit prophezeite?" fragte die alte Gräfin. „Damals waret Ihr alle nicht recht meiner Ansicht. Nun seht Ihr, das Alter hat Erfahrung!"

Auguste steckte den Kopf hinein. „Fräulein Mimi, wollen Sie mal' so freundlich sein und 'rauskommen?"

Mimi stand auf.

„Was giebt's?" fragte Lili, ganz Auge und Ohr. „Auguste, was ist denn los?"

„Nix, nix, ich wollte man bloß 'was fragen!"

Mimi ging hinaus.

„Es ist eine Depesche da, für die gnädige Frau, gnädiges Fräulein. Ich hab' mir nicht getraut, sie 'reinzubringen, weil gewiß dem Herrn Erich 'was passirt ist. Was soll ich denn machen?"

„Ich werde mit Mama sprechen. Gieb!" Sie steckte das Telegramm ein und ging zurück. „Mütterchen, bitte, komm 'mal," bat sie, und zog sie ins Nebenzimmer. Hier gab sie der Mutter die Depesche, ihr Auguste's Bedenken mittheilend.

„Ich werde sie aufmachen, Kind, damit die arme Tante nicht so sehr erschrickt." Sie entfaltete das Blatt.

Mimi sah ihr über die Schulter und las: „Wacknitz gefallen. Schone seine Braut. Brief folgt. Erich." Ein leichter Aufschrei kam von Mimi's Lippen. „Es ist nicht wahr," stöhnte sie leise, „mein Gott, mein Gott, es ist nicht wahr!"

Im Nebenzimmer hatten sie doch den Schrei gehört und kamen herein. Lotte, alles ahnend, drückte Mimi, die wie zu Stein erstarrt auf demselben Flecke stand, fest an sich.

Frau von Felden gab Lotte schweigend das Telegramm, um den Inhalt Tante Lisa mitzutheilen. Dann umschlang sie ihre Tochter und weinte heiße Thränen, während Mimi in thränenlosem Schmerz immer noch wiederholte: „Es ist nicht wahr! Es ist nicht wahr!"

34.

O, der lange, lange, schwere Winter, die dunkeln Tage, die düstern Wolken, der schneidende Frost! Wie viele schwarze Gestalten mit traurigen Gesichtern gingen durch die Straßen, wie viel bitteres Leid hatte der große Krieg in die Häuser getragen! Aber was dieses Leid groß und heilig machte, das war das Opfer, das gebracht worden war. Die einen hatten ein reiches Dasein hingegeben, voll erfüllter Versprechungen, ein Leben, das ein starker Halt gewesen war für die Ihrigen. Die anderen kamen, wie der blühende Mai; sie brachen die Blüthenzweige ihres Lebens und schmückten damit den Altar des Vaterlandes. Und die Zurückgebliebenen hatten Liebe, Stolz und Glück geopfert, und nun überließen sie sich auch dem Schmerz, daß er aufstieg gen Himmel, wie der Weihrauch. Und aus all' den begrabenen Hoffnungen, aus Stolz, Liebe und Glück, aus der lodernden Begeisterung und den bitteren Thränen, aus Blut und Kraft stieg der neue Phönix auf und breitete die Fittiche zur Sonne: Alldeutschland!

Auch Mimi hatte ihr Leid hingenommen, wie es ihr Gott geschickt. Sie war selbst gegen die nächsten Angehörigen sehr zurückhaltend, was ihre Gefühle anbetraf; und da niemand an die tiefe Wunde rühren wollte, so ließen alle sie ruhig gehen, wie es ihr gefiel. Die erste Zeit war sie wie betäubt, und wenn die Mutter sie traurig ansah, so küßte sie deren Hände, legte einen Augenblick den Kopf an deren Schulter und ging dann schnell fort. Doch war es ihrer kräftigen Natur unmöglich, in Unthätigkeit zu verharren, und gerade im Andenken an Wacknitz raffte sie sich auf und suchte alle seine Wünsche, auch was sie selbst anbetraf, zu erfüllen und nicht in thatenloser Trauer zu verweilen. Sie wollte so sein, wie er sie gekannt und geliebt, so, wie er sie gewünscht hatte; sie wollte seinem Ideal nahe kommen! — Als der Frühling erschien, und das neue Werden, das frische Leben den Winter überwand, wurde es ihr noch schwerer, stille zu sein, und oft am Abend, wenn sie sich zur Ruhe gelegt hatte und nachsann über die glücklichen Stunden, die sie einst durchlebt, kamen die finsteren und quälenden Gedanken, sodaß sie oft flehte: „Mein Gott, laß mich nicht bitter werden! Gieb mir den rechten Muth!"

So rang sie sich immer wieder durch, und auch sie vernahm mit Stolz und Freude die Kunde der Erneuerung des deutschen Reiches, und dachte: „Wir haben mit daran gebaut, er und ich!"

Und dann kam der Tag, an dem die Truppen wieder einrückten in Berlin. Es war entsetzlich heiß, und von frühem Morgen an liefen die Menschen aufgeregt in den Straßen umher. Die keinen Tribünen-Platz hatten, suchten, wenigstens einen günstigen Standort auf dem Pariserplatz oder in der Nähe zu erobern.

Lotte war aus Wiesenthal ihrem Mann nach Berlin entgegengereist und ging nun mit Mimi im Zimmer auf und ab, sie bei der Hand haltend und von Zeit zu Zeit ihr plötzlich um den Hals fallend. „Mimi, Mimi," sagte sie, wobei sie ihr herzlich in die Augen sah, „ich wage es kaum, glücklich zu sein, wenn ich denke, mit wieviel Blut und Schmerz dieses Glück erkauft ist!"

Mimi's dunkelblaue Augen schimmerten. „Nein, Lotte, im Gegentheil! Du mußt Deine Dankbarkeit beweisen, indem Du sehr, sehr glücklich bist!"

„Tante Lisa wird es schmerzlich empfinden, daß Erich Heyden versetzt ist."

„Ja, aber doch mit Beförderung!"

„Wann kommt er nach Deutschland?"

„Wohl nicht vor einigen Monaten. Er steht noch in Frankreich."

Von weitem hörte man Trompeten-Blasen.

„Sie kommen, sie kommen!" schrie Lili, durchs Zimmer stürzend.

„Was hat die Kleine, Mimi? Sie ist so besonders erregt."

„Es kam vor einigen Tagen ein Brief von Papa mit einer Einlage von Holzhausen. Du kannst Dir denken, um was es sich handelte!"

„Wo steht er jetzt?"

„Bei den Rathenower Husaren. Er hat Urlaub."

Sie gingen auch ins Nebenzimmer, denn eben fingen die Truppen an vorbeizuziehen.

Mimi trat etwas zurück. Ebenda war er ausgezogen, — es war bald ein Jahr her, — ihr Glück, ihr Stolz, ihre Liebe! Und nun? Sie mußte sich Gewalt anthun, um nicht laut aufzuschreien vor Schmerz, und ging leise aus dem Zimmer, um die anderen in ihrer Freude nicht zu stören. Bald kam die Mutter zu ihr und strich ihr zärtlich über das Haar, und Lotte und Lili waren so voll von allem Gehörten und Gesehenen, daß sie sich bezwang und ruhig mit ihnen plauderte.

Dann hörte man Sporengeklirr auf der Treppe. Alles stürzte nach der Thür. Sie wurde aufgerissen, und der General drückte seine Frau an die Brust und ebenso Lili, die an seinem Halse hing.

Lachend und weinend lag Lotte in den Armen ihres Mannes. „Nun bist Du wieder da," jubelte sie, „Gott sei Lob und Dank!"

In der Thür stand Holzhausen und sah zu Lili hinüber. Als sie ihn gewahrte, streckte sie ihm die Hände entgegen und lachte unter Thränen. „Das wird nun wieder ein Jugendstreich!" sagte sie, an ihr letztes Gespräch in demselben Zimmer anknüpfend.

„Und diesen werd' ich noch weniger bereuen," antwortete er, sie küssend. Dann ging ein so ernsthaft schöner Schein über sein glückliches Gesicht, wie er nur auf einem so edlen Antlitz liegen konnte als seines war, und sich vor Mimi neigend, ergriff er deren Hand, die er an die Lippen führte: „Das Opfer wurde hier gebracht," sagte er einfach und mit tiefer Empfindung. „Ehre seinem Andenken!"

Mimi stand etwas zurück, und nun zog der Vater sie an sich, und ohne ein Wort zu sprechen, küßte er sie so innig und sah ihr so liebevoll in die Augen, daß sie aufschluchzend ihren Kopf an seiner Brust barg und sich ausweinte. —

Am Nachmittag, als alle beisammen saßen, meldete der Diener, daß draußen ein Unteroffizier sei, der Mimi zu sprechen wünsche. Er wurde in das Zimmer des Generals geführt.

Als Mimi eintrat und ihn etwas befremdet ansah, sagte er: „Ich bin der Soßna, der Bursche von Herrn Hauptmann von Wacknitz gewesen."

Sie gab ihm die Hand und bat ihn, sich zu setzen. Er ließ sich auf einer Stuhl-Ecke nieder, als meine er, es schicke sich nicht für ihn, zu sitzen, während sie vor ihm stand.

„Haben Sie noch einen Auftrag für mich?" Sie hatte die Hände gefaltet und sah ihn so gespannt an, als könne er ihr Kunde aus einer anderen Welt bringen.

„Nein, gnädiges Fräulein! Ich hob' nur so gedacht, daß, weil ich bin gewesen der einzige, der bei ihm ist gewesen am letzten Abend, daß ich wollt' dem gnädigen Fräulein erzählen, wie wir sind beinah' verbrannt, und wie er uns hat gerettet." Und nun erzählte Soßna in seinem närrischen, gebrochenen Deutsch die ganze Geschichte, wie der letzte Abend seines Herrn Hauptmanns verlaufen war.

Mimi stand dabei und rührte sich nicht. Als er geendet, drückte sie ihm die Hand: „Ich danke Ihnen so von ganzem Herzen, daß Sie gekommen sind, mir alles zu erzählen! Sagen Sie mir, kann ich Ihnen nicht einen kleinen Dienst leisten?"

„Das gnädige Fräulein wüßte keine Anstellung für mich?"

Mimi bat ihn, zu warten, und ging zu ihrem Vater und Delsberg.

(Schluß folgt.)

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Geistige Interessen.

Der freiwillige Dienst in der wirthschaftlichen Hochschule. — Ueberall gewinnt die Ueberzeugung Raum, daß die Ausbildung unserer Töchter eine unzulängliche und verkehrte ist, sowohl für diejenigen, welche im Haushalt als Gattin und Mutter zu wirken haben, als auch für die zahlreichen Frauen, die auf eigenen Erwerb angewiesen sind. Von allen Seiten ertönt der Ruf nach Aenderung und Besserung. Frau Ida v. Korzfleisch richtet in ihrer Brochüre: „Der freiwillige Dienst in der wirthschaftlichen Frauen-Hochschule" (Verlag von Carl Meyer, Hannover) einen Appell an die Frauen Deutschlands, durch Beisteuer und Hülfe diese „Frauen-Hochschule für Töchter höherer Stände zum Gedächtniß der verewigten Fürstin Bismarck" gründen zu helfen. In der lesenswerthen Schrift entwickelt sie mit warmen Worten ihren Plan. Wir sollen und dürfen die Frau nicht mehr ausschließlich auf ihren sogenannten natürlichen Beruf verweisen, sondern müssen sie „zu allgemeiner Erwerbsfähigkei und allgemeiner Leistungstüchtigkeit erziehen". Die Hochschule soll dem Zweck dienen, in zweijährigem Cursus „als Muster- und Uebungsanstalt für alle specifisch weiblichen Berufsarten zu dienen und ihre Schülerinnen mit den Errungenschaften der Neuzeit, soweit sie in den Kreis dieser Berufsarten eingreifen, systematisch bekannt zu machen". Für den Dienst der „Freiwillig-Einjährigen" wird „der Zweck für die Vorbildung zur tüchtigen Hausfrau ins Auge gefaßt sein".

Viele gute Ideen hat die Verfasserin ihren Ausführungen zu Grunde gelegt, nur geht durch die Brochüre ein Widerspruch, zu dem sie durch das Betonen der echt deutschen Frauenart, „in der Verborgenheit zu schalten und walten", und anderseits durch ihre vorgeschlagenen Reformen gelangt. Ida von Korzfleisch wirft einen Seitenblick auf jene „Wauwaus der Emancipation, jene Unnaturen, jene Weiber, die nach politischen Rechten und Männerämtern trachten", und gleich darauf will sie Aerztinnen, Juristinnen, Uhrmacherinnen, Töpferinnen, Glasschneiderinnen, Tapeziererinnen, Goldschmiedinnen, Steinschneiderinnen ꝛc. an der Hochschule angestellt, resp. ausgebildet wissen. In demselben Athemzuge verlangt sie das echt deutsche Walten in Verborgenheit, und in dem Satze „Gymnasium und Universität sind der Beginn und die Vorbedingung zur Lösung der Frauenfrage", fordert sie vollständigste Freiheit in der Oeffentlichkeit. Glaubt die Verfasserin, wenn sie eine Menge jugendkräftiger, geistig und wirthschaftlich selbständiger Frauen „in das Rauschen der Zeit, ins Rollen der Begebenheit" gelangen läßt, daß dieselben auch die von ihr gesteckten Grenzen innehalten, daß sie sich vom Streben nach Aemtern, die bisher ausschließlich Männer inne hatten, fernhalten werden, fernhalten können? Und wenn die Verfasserin sich von dem weiblichen Dienstjahr einen so erzieherischen Einfluß auf das deutsche Volk verspricht, warum schließt sie die Töchter der niederen Stände davon aus, denen doch Erziehung in dem angeregten Sinne so besonders nöthig ist? Es sei hier auf die nordischen Volks-Hochschulen hingewiesen, die in den skandinavischen Ländern bereits einen so großen, veredelnden Einfluß geübt haben. Wäre es nicht eher ein Ideal einer wirthschaftlichen Frauen-Hochschule, daß alle Stände, wie beim Militär, ihrer Dienstpflicht genügten? Die Consequenzen der jetzt von allen Seiten vorgeschlagenen Reformen der Frauenausbildung zu ziehen, ist schwer oder unmöglich; erfreulich ist es aber stets, zu sehen, wie Schlechtes und Schädliches angegriffen wird. Der Angriff ist der erste Schritt zur Besserung. D. K.

Gesundheits- und Körperpflege.

Rathlose. — Odol ist ohne Zweifel ein angenehmes Mundwasser ohne schädliche Nebenwirkungen; ob es ein so starkes Desinfections-Mittel ist, wie seine Anpreisungen behaupten, steht noch nicht fest. Jedenfalls ist es viel besser als übermangansaures Kali, das wohl Gerüche vertilgt, wenn es in stärkerer Lösung angewendet wird, aber nicht nur sehr widerlich schmeckt, sondern auch die Mundschleimhäute und die Zähne gelb oder gar braun färbt. Dr. D.

G. W., Mainz. — Die in den Zeitungen ꝛc. empfohlenen Mittel und Curen gegen Trunksucht beruhen sämmtlich auf Schwindel; das Leiden läßt sich nur in besonderen Anstalten mit Erfolg bekämpfen, und zwar nur dann, wenn die Cur lange genug fortgesetzt wird. Empfehlenswerthe und von Mainz aus gut erreichbare Anstalten sind: „Curort Silvah" in Lintorf bei Düsseldorf und Schloß Marbach am Bodensee, Anstalt des Dr. Smith. Dr. D.

H. K. — Die Zusammensetzung der von Ihnen benutzten Crème ist nicht bekannt; als wirksames Mittel gegen Sommersprossen wird er wahrscheinlich scharfe oder ätzende Bestandtheile enthalten, die den Augen gefährlich sein können, wenn sie hineinkommen. Auf der gesunden Haut würden sie höchstens bei längerem Haften eine gewisse Reizung hervorbringen. Wer Geheimmittel anwendet, muß übrigens stets auf unvorhergesehene Unannehmlichkeiten und Schädigungen gefaßt sein. Dr. D.

A. Tr. — Weiße Flecken in den Fingernägeln rühren meistens von kleinen Verletzungen der Nagelwurzel, zuweilen von Ernährungs-Störungen bei Krankheiten u. dgl. her. Zu beseitigen sind sie nicht, zu verhüten aber durch Vermeidung der Ursachen, z. B. der Verletzungen des Nagelgrundes und der dasselbe bedeckenden Hautfalte, die nur mit stumpfen Instrumenten und nicht gewaltsam zurückgeschoben werden darf. Dr. D.

Elvire, Freiin von B. — Zur Bereitung künstlicher Seebäder mischt man nach Dr. E. Winkler: 170 Loth salzsaures Natron, 30 Loth verwittertes schwefelsaures Natron, 8 Loth trockenen, salzsauren Kalk, 32 Loth trockene, salzsaure Magnesia, 2 Quent. Jodkalium und 1 Gran Bromkalium. Hiervon verwendet man zu jedem Bad 12 bis 16 Loth. A. H.

Kindererziehung.

Baby-Waschtisch. — Ein praktischer Waschständer für unseren Liebling vereinigt Waschbecken, Schwammbehälter nebst Korb für die nothwendigen Toiletten-Gegenstände und ist zudem mit einem niederzulegenden Henkel versehen, sodaß er sich bequem von einer Stelle zur andern tragen läßt. Dünne, lackirte Eisenstäbe dienen

Baby-Waschtisch.

für das Gestell; das Waschbecken besteht aus buntbemalter Fayence, Korb und Schwammbehälter sind aus Schnurgeflecht gefertigt. Da aber für Baby nichts hübsch und zierlich genug sein kann, wurde das Schwammnetz mit einer Rüsche aus rosa Seidenband und gleichfarbigen Pompons geschmückt und der Ständer mit einem Gretonne-Shawl, gelblich mit rosa Blumen gemustert, drapirt, den rosa Seidenschleifen halten. C. E.

Bezugsquelle: Baby-Bazar, C, Werderscher Markt 9; E. Neustadt, W, Leipzigerstr. 101/102.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Erwerb durch Handarbeiten. — Wäre eine der geehrten Leserinnen so freundlich, einem jungen Mädchen, das durch den Tod seines Vaters auf den eigenen Erwerb angewiesen ist, ein Geschäft zu nennen, für das es Häkelarbeiten, Flachstickereien ꝛc. anfertigen könnte! Grete E.

Gemalte Ofenschirme. — Welches Geschäft kauft gemalte Fächer, Theile von Ofenschirmen, spanischen Wänden u. s. w.? Ich würde auch gern auf Bestellung derartige Gegenstände arbeiten.

Langjährige Abonnentin, Oesterreich.

Langjährige treue Abonnentin. — Als Malschulen in Berlin, die auch Damen zugänglich sind, empfehlen wir Ihnen die „Akademische Schule für bildende Künste", W, Lützowstr. 82, und die „Mal- und Zeichenschule des Vereins Berliner Künstlerinnen", W, Potsdamerstr. 49. Als Theaterschulen werden empfohlen die von Frau Alma Rinkleben-Nachtigall, SW, Planufer 2, und von Direktor F. Deutschinger, O, Wallner-Theaterstr. 20. D. Red.

Geselligkeit.

Nußbesteck.

Traubenschere.

Nußbesteck. — Immer mehr erscheinen allerlei kleine Geräthe, an die man früher kaum dachte, als durchaus unentbehrlich. So genügt jetzt der alte ehrliche Nußknacker allein nicht mehr; ihm muß sich daß Nußbesteck gesellen, das den Kern sicher und appetitlich aus der geöffneten Schale hebt. Das Gäbelchen mit dem gedrehten Griff, wie das myrtenblattförmige, unten leicht gerundete Messer besteht aus Nickel; der Griff des letzteren aus Perlmutter. E. E.

Bezugsquelle: E. Meier, Augsburg, Carolinenstr. D. 43.

Traubenschere. — In der Zeit der Trauben darf auf der festlichen Tafel auch die silberne Traubenschere nicht fehlen, mit der man leicht die auserlesenen Pracht-Exemplare theilen kann. Unser Modell ist in hervorragend schöner Arbeit aus getriebenem Silber hergestellt, wobei die Weinpflanze als Decorations-Motiv geschickt verwerthet wurde. Blätter und Trauben schlingen sich um die Schenkel der Schere, Weinreben, von schmalen Bändern umwunden, bilden die Griffe. Die Schere selbst erscheint innen und außen mit einem ciselirten Flach-Ornament geschmückt. E. E.

Von der modernen Tafel. — Butter und Käse servirt man neuerdings nicht mehr in einer Serviette auf einer Schüssel. Man nimmt ein mäßig großes, rundes oder ovales, silbernes oder kupfernes Brett, stellt das achteckige geschliffene Glas für den englischen Sellerie in die Mitte und ordnet rings herum kleine Glasteller von gleichem Schliff, welche zwei Sorten Käse, Radieschen, Jordan-Mandeln, Butter, Käse-Cakes, Brot und Pumpernickel, oft auch Kresse enthalten. Unter den Käse-Cakes sind die schottischen Oatmeal-Cakes augenblicklich am beliebtesten. Man hat sie in den verschiedensten Formen; ganz neu sind solche in der Form eines ausgespannten Fächers. Für den Gebrauch in der Familie bestimmt, ist ein elfenbeinerner Käsehalter, eine runde Scheibe mit Elfenbeinspitze, welche in den Käse getrieben wird. An demselben wird der Käse, z. B. echter Chester, zum besseren Abschneiden angefaßt. L. H.

Häusliche Kunst.

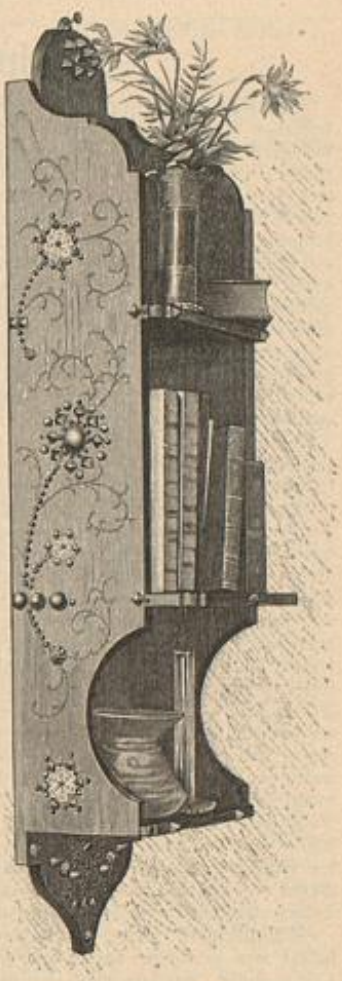
Brandmalerei. Thürfüllungen für ein Herrenzimmer. — Trotz der mannigfachen modernen Hand- und Kunstarbeiten sind wir doch hin und wieder in Verlegenheit um Geschenke für unsere Herren.

Vor mehreren Monaten hatte ich nun Gelegenheit, bei einem Aufenthalt in Ostfriesland Bauernhäuser mit ihren originellen alten Einrichtungen zu sehen; dabei fielen mir besonders die buntbemalten Zimmerthüren auf, die den Wohnräumen ein viel gemüthlicheres Aussehen geben. Das brachte mich auf den Gedanken, mittelst Brennstift und Pinsel unseren Zimmerthüren einen ähnlichen Schmuck zu verleihen.

Der Tischler lieferte mir für die einzelnen Felder einer Flügelthür genau passende, ziemlich dünne Platten aus Ahornholz, das jedoch ganz trocken sein muß, damit es sich weder werfen noch verziehen kann. Mein Vater ist passionirter Jäger, darum wählte ich zur Decoration verschiedene Jagd-Scenen, sowie einzelne Thierköpfe, die sich besonders gut auf den Holzflächen ausnehmen. Auf diesen wird die aufgepauste Zeichnung mit dem Platin-Stift correct eingebrannt und schattirt; der Hintergrund bleibt beliebig ganz hell, oder wird mit Sepia bräunlich getönt. Sehr gut wirken die Füllungen auch, wenn man den Grund dunkel und tief einbrennt, sodaß das Muster sich hell abhebt; doch läßt sich Bestimmtes hier nicht angeben, denn es kommt dabei zu sehr auf die Tapete und die Einrichtung des betreffenden Zimmers an. Sind die Füllungen gewachst und glänzend gebürstet, so befestigt man sie an den entsprechenden Stellen in der Thür mit Heftzwecken, die man jederzeit wieder leicht herausziehen kann. Man ist hierdurch in der Lage, die Thürfüllungen bei etwaigem Wohnungswechsel auch in anderen Räumen anzubringen. Meine Freundin, die Frau eines Marine-Offiziers, wurde durch mich angeregt, für ihren Mann solchen Zimmerschmuck herzustellen. Sie zeichnete auf die Holzplatten Bilder aus ihrer Heimat, eine Allee, einen hübschen Aussichtspunkt, ihr Wohnhaus, den Kieler Leuchtthurm ꝛc. Himmel, Bäume, Wasser wurden ganz leicht mit Aquarell-Farben getönt, was die kleinen Landschaften wirkungsvoll belebte.

Nun begleiten diese Heimatsbilder den Herrn Corvetten-Capitain auf allen Reisen; sie schmücken die Wände seiner Cajüte und gewähren ihm so auch auf fernem wildbewegten Ocean eine Art Heimatsgefühl.

Vielleicht versucht eine oder die andere der verehrten Leserinnen diese dankbare Arbeit; möge es jeder gelingen, damit dauernde Freude zu bereiten! Thesi.



Bücherbrett mit Nagelarbeit und Brandmalerei.

Bücherbrett mit Nagelarbeit und Brandmalerei. — Zwei Techniken vereinigen sich zur Decoration des hübschen Bücherbretts. Der bekannten Nagelarbeit, — hier runde und eckige Goldnägel für die größeren, Silbernägel für die kleinere Rosetten und runde Kupfernägel für die Stiele, alles auf einem hellbraun gebeizten Grunde, — gesellt sich die Brandmalerei, die in Form leichter Ranken zwischen Nagelarbeit und Holzgrund vermittelt. Um das Geräth noch etwas gefälliger zu gestalten, füllte ich die drei Etagen nicht nur mit Büchern, sondern mit verschiedenen kleinen Kunstgeräthen. Eine gefüllte Blumen-Vase krönt das Ganze. C. E.

Fürs Haus.

Der Schimmel. — Zu jenen kleinen Dingen, die in der Natur eine unbegreiflich große Wirkung ausüben, gehört der Schimmel, dessen zudringliche Pflänzchen als ein dichter, grauweißer oder röthlicher Wald die verschiedensten Stoffe überziehen und deren Zersetzung und Fäulniß bewirken. Mit der größten Schnelligkeit wuchern diese kleinen Pilze; ihre Samen oder Sporen gedeihen fast überall, wo Wasser und eine bestimmte Menge organischer Substanz vorhanden ist, und sie werden dadurch zum gefürchteten Feinde des Menschen und zu einer Plage für die Hauswirthschaft. Jedes eiweißhaltige Nahrungsmittel wird von dem Schimmel bedroht; er macht unsere Speisen ungenießbar, verpestet zugleich die Luft und nistet sich auch im menschlichen Körper ein, Erkrankungen der Haut, der Mund- und Rachenhöhle und selbst innerer Organe verursachend. — Der Schimmel gehört, wie die Algen und Flechten zu der großen Gruppe der einzelligen Pflanzen; es fehlt ihm das charakteristische Blattgrün anderer Pflanzen, und er wurzelt nur in organischem Boden, wo aus einer einzigen Zelle lange, dünne Fäden

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

emporschießen, die mit großer Geschwindigkeit an der Spitze fortwachsen, sich allseitig ausbreiten und in das Gewebe des angegriffenen Körpers eindringen. Es giebt zahlreiche Gattungen und Familien dieser Pilze; der Staubbrand an Gerste und Hafer, der Rost, der zuweilen beim Stroh, bei Erbsen und Bohnen auftritt, wird von solchen Parasiten hervorgerufen; die Traubenkrankheit und die unregelmäßigen braunen Flecke in kranken Kartoffeln sind ebenso von schmarotzenden Schimmelpilzen bewirkt, wie der dicke, schwarze, schillernde Ueberzug, der zuweilen alte Fässer und Holzwerk befällt, während eine andere Schimmelart sich besonders in Bergwerken als baumwollähnlicher, schneeweißer Faden zeigt. Stets nähren sich die Pilze von dem Stickstoff der Organismen, auf denen sie sich ansiedeln; sie zersetzen dieselben immer weiter, bis sie schließlich in Kohlensäure, Wasserdampf und Ammoniak zerfallen. Diese anorganischen Stoffe vermischen sich mit der Luft, aus der sie von den Pflanzen wieder aufgenommen und in organische Stoffe verwandelt werden, ein Prozeß, den nur die chlorophyll-haltige Pflanze vollbringen kann. Es ist von Bedeutung für die ganze organische Welt, daß die Schimmel-Vegetation die Atmosphäre mit Kohlensäure für die Pflanzen versorgt, zugleich ein Zeugniß für den wunderbaren Zusammenhang von Naturerscheinungen, die beim ersten Blick in gar keiner Beziehung zu einander stehen. So hat zwar der Schimmel eine wichtige Aufgabe zu erfüllen, aber der schädliche Einfluß, den er auf viele Naturerzeugnisse, wie auf den menschlichen Körper ausübt, zwingt uns zum Kampfe gegen ihn. Das beste Mittel zur Abwehr des schlimmen Feindes ist strenge Reinlichkeit und das Aufbewahren leicht faulender Nahrungsmittel in luftdichten Gefäßen. Eingekochte Früchte werden durch eine aufgestreute Zuckerschicht oder etwas Saccharin vor Schimmel geschützt; größere rohe Obstsorten hüllt man mit Erfolg in Baumwolle oder Papier ein, oder bedeckt sie mit trockenem Sande, Sägespänen, feiner Thonerde; Schinken, Wurst und andere Fleischwaren bestreicht man mit einer breiartigen Lösung Kochsalz in Wasser, mit ein wenig Butter oder Fett. Hedwig Brühl.

Neues Verfahren, um Obst frisch zu erhalten. — Nach Versuchen, die in Frankreich gemacht sind, halten sich Früchte vorzüglich, wenn sie in einem geschlossenen Gefäß aufbewahrt und den Dämpfen von Alkohol ausgesetzt werden. Das Verfahren ist ungemein einfach, erfordert keine besonderen Vorrichtungen und läßt sich daher überall anwenden. Bisher hat man Versuche nur an Weintrauben angestellt, die aber sehr günstig ausfielen und der Société d'agriculture mitgetheilt wurden. Die Trauben waren an Holzleisten in einer Kiste befestigt; nachdem man ein Näpfchen mit Alkohol hineingesetzt hatte, wurde der Deckel gut geschlossen und die Kiste in einen Raum mit niedriger, gleichmäßiger Temperatur (8-10 Grad) aufbewahrt. Im December zeigten sich die Trauben noch vollkommen gut erhalten und von vorzüglichem Geschmack; die Verdunstung des Spiritus ließ keinen Schimmel ꝛc. aufkommen. Da der Verbrauch an Alkohol unerheblich ist, sollte dies einfache Verfahren namentlich zur Erhaltung edler Traubensorten weiter erprobt werden. O. A.

Küche.

Richtige Zubereitung der Braten. — Wer einmal den trefflichen Spießbraten gegessen hat, wird nur schwer den Braten Geschmack abgewinnen, die unsere Hausfrauen gewöhnlich auftischen. Leider haben wir in Deutschland nur sehr selten Vorrichtungen zur Spießbraterei, und wir müssen wohl oder übel auf andere Weise versuchen, dem Braten annähernd den gleichen Wohlgeschmack zu verleihen. Es giebt verschiedene Brat-Apparate, — ich weise auf den Heuffi'schen Brat-Apparat und Kunze's Schnellbrater hin, — die den Zweck haben, dem Fleische seinen Saft völliger zu erhalten, als dies beim Braten im Ofen oder auf offener Herdflamme möglich ist, und die diesen Zweck erreichen, ohne aber dem Braten eine dem Spießbraten ähnliche Zartheit zu bewahren; denn in diesen Geräthen wird das Fleisch mehr gedämpft als gebraten, zumal die Fabrikanten, um die Hausfrauen zum Kauf zu veranlassen, von großer Fettersparniß schreiben. Das Braten in sehr reichlich Fett ist unumgänglich nöthig, damit sich erstens die Fleischporen sofort bei Beginn des Brat-Prozesses schließen und keinen Saft ausfließen lassen, was nur durch rasches, mehrmals hinter einander wiederholtes Begießen mit kochend heißem Fett möglich ist, und damit man zweitens keinen Tropfen Flüssigkeit während der Bratzeit nachzugießen braucht. Hierin liegt das große Geheimniß; sobald man Wasser ꝛc. nachgießt, wird das Braten unterbrochen und das Fleisch wird gedämpft oder gedünstet; der Spießbraten-Geschmack ist verloren. Bei knapper Fett-Anwendung würde das Fett bald zu dunkel werden und der Braten verbrennen; bei reichlichem Fettgebrauch ist diese Gefahr geringer, und träte sie doch bei zu starker Feuerung ein, so braucht man den Braten fest verdeckt nur 10 Minuten an eine Herdstelle zu setzen, wo er nicht brät; er hat dann durch das feste Verdecken Saft gezogen, und die Butter hat sich soweit abgekühlt, daß er ruhig weiter gar braten kann. Ein nur in Fett gebratenes Stück Fleisch bedarf einer kürzeren Bratzeit als das auf gewöhnliche Art mit Nachgießen bereitete, da die Hitze des Fettes höher ist. Das überflüssige Fett wird vor Herstellung der Sauce abgegossen; es ersetzt bei Gemüsen, Kartoffel- und gedämpften Fleischspeisen trefflich Butter oder Bratenfett. Die Sauce muß stets mit Zusatz von Wein, Sahne oder leichter Bouillon vollendet werden. L. H.

Schaumspeise (Neue Eiweiß-Verwendung). — Acht Eiweiß schlägt man zu steifem Schnee und vermischt diesen behutsam mit 175 g Zucker, mit dem man eine halbe Schote Vanille gestoßen hat, sowie einer Prise Salz. Eine Cylinder-Form aus Blech wird dann mit Butter ausgestrichen, die Schneemasse hineingethan und in eine Casserolle mit heißem Wasser gestellt, in der sie 45 Minuten zum Garwerden stehen muß, ohne daß das Wasser kochen darf. Indes bereitet man eine gute Chocoladen-Sauce. Dazu löst man 150 g feine Chocolade langsam unter Rühren mit einer Tasse heißer Milch auf, giebt dann 1 Theelöffel Maismehl, ein wenig Citronenschale, eine Prise Salz und 75 g feinen Zucker, sowie nach und nach 2 bis 3 Tassen heiße Sahne dazu, sodaß man eine dickliche Sauce erhält, die man bis zum Gebrauch im Wasserbade heiß stellt. Wenn die Schaumspeise gar ist, stürzt man sie auf eine heiße Schüssel, überfüllt sie mit einem Theil der Sauce und reicht die andere dazu. Das Gericht muß sofort serirt werden. L. H.

Neugieriges Leckermäulchen in München. Chocoladen-Bonbons. — 250 g grob gestoßene Raffinade mit 50 g Wasser unter stetem Rühren auf gleichmäßigem Feuer gelöst und so lange gekocht, bis eine mittelst eines angefeuchteten Holzstäbchens herausgenommene und durch sofortiges Eintauchen in kaltes Wasser abgekühlte Probe zwischen den Zähnen nicht mehr klebt. Hat der Zucker diesen Grad erreicht, setzt man 25 g in Wasser gelöste Chocolade hinzu, rührt die Masse so lange, bis sie dickflüssig geworden ist, gießt sie danach auf ein geöltes, heißes Blech und schneidet sie, ehe sie ganz erstarrt, in viereckige Stücke. A. H.

Hausthiere.

Das Terrarium. — Zu den dankbarsten und anregendsten Beschäftigungen im Zimmer gehört für jede Naturfreundin die Einrichtung und Pflege eines Terrariums. Kann schon im Aquarium ein reiches Thier- und Pflanzenleben zur Entfaltung gelangen, so bietet doch das Terrarium Gelegenheit zur Pflege noch weit mannigfaltiger gestalteter Thiere und Pflanzen. In seiner einfachsten Ausführung ist das Terrarium ein treibhausartiger Glaskasten mit starkem Boden, oben fest verschlossen durch ein Dach aus Gaze-Draht. Je nach Art der Thiere und Pflanzen, die wir pflegen wollen, unterscheiden wir kalte feuchte und kalte trockene, temperirte trockene und temperirte feuchte und schließlich heiße feuchte und ebensolche trockene Terrarien. Die temperirten und heißen Terrarien müssen mit zweckmäßigen Heizvorrichtungen ausgestattet sein. Der Pflege heimischer Pflanzen und ebensolcher Amphibien und Reptilien dienen die kalten Terrarien.

Terrarium.

Einige charakteristische Pflanzen, von den Oertlichkeiten geholt, an denen die zu pflegenden Thiere vorkommen, werden sachgemäß in den mit Erde ausgestatteten Terrarien-Boden ausgepflanzt. Vereinzelte Steine, ein einen Schlupfwinkel bietender Felsen, ein großes Wassergefäß und möglichst auch einige Baumstämmchen vervollständigen die wichtigste innere Einrichtung. Den ganzen Boden des Terrariums belegen wir mit frischem Moos- oder Grospolster. In das trockene Terrarium setzen wir verschiedenartige Eidechsen, in

Construction eines Terrariums.

das feuchte Terrarium, das an Stelle des Wassergefäßes ein kleines, mit Sumpfgewächsen besetztes Schwimmbassin aufweisen soll, Gras-, Wasser- und Laubfrösche, Schildkröten, Salamander oder auch einige Ringel- und Würfelnattern. Im Terrarium soll Frieden herrschen, es dürfen deshalb nicht Thiere zusammengesetzt werden, die sich gegenseitig bekämpfen und auffressen. Setzen wir Eidechsen und Frösche mit den genannten, den Menschen gegenüber ganz harmlosen Schlangen zusammen, so würden die ersteren in ständiger Todesangst leben und nach und nach auch sämmtlich gefressen werden. Die Liebhaberin, die sich erst in der Pflege einfacher Terrarien Kenntnisse angeeignet hat, kann späterhin auch Versuche mit warmen Terrarien machen, die Gelegenheit bieten, die merkwürdigsten Geschöpfe warmer Länder und die herrlichsten tropischen Gewächse kennen und pflegen zu lernen. In einem eingerichteten und bevölkerten Terrarium entfaltet sich bald ein hochinteressantes Treiben. Im trockenen Terrarium herrscht an trüben Tagen vollständige Ruhe, beginnt aber die Sonne die Glastafeln des Behälters zu bescheinen, so kommen die verschiedenartigen, in den wunderbarsten Farben schillernden Eidechsen oder Schlangen aus ihren Verstecken hervor, strecken sich behaglich an der wärmsten Stelle im Sande, jagen in harmlosem Uebermuth einander nach, erklimmen Baumstämme und Felsen, und da an solchen Tagen auch die Freßlust rege wird, so liegen sie bald mit Eifer und Geschick der Jagd ob. Mehlwürmer, Regenwürmer, Fliegen und andere Insecten bilden die Nahrung für Eidechsen, Salamander, Frösche und Schildkröten. Die Schlangen nähren sich vorzugsweise von Fischen, kleinen Eidechsen und Fröschen. Alle Nahrung muß lebend geboten werden; auch ist zu beachten, daß die Schildkröten ihre Beute nur im Wasser fassen und verschlingen können. Im feuchten Terrarium herrscht, je nach der Art der Thiere, zu den verschiedenen Zeiten ein buntbewegtes Leben. Ringel- und Würfelnattern lieben Hitze und Sonnenschein; sie sind deshalb an den warmen Mittagsstunden am beweglichsten und suchen dann auch häufig das Wasser auf, in dem sie sich mit bewundernswerther Eleganz bewegen, mit Geschick Jagd auf kleine Fische machen, sich überhaupt als Schwimmkünstlerinnen ersten Ranges zeigen. In den Abendstunden, bei feuchtem trüben Wetter auch am Tage, zeigen sich die Salamander und manche Frösche beweglich, die letzteren stimmen dann als nicht gerade begabte Musikanten des Terrariums auch das sogenannte Froschkonzert an, für das sich freilich nicht jede Hausfrau begeistern dürfte. Das ganze Leben und Treiben der durchweg harmlosen Terrarien-Bewohner bietet ein nicht geringes Interesse, handelt es sich doch meist um Thiere, die sich im Freien fast ganz unseren Blicken entziehen, und die, trotzdem sie vielfach noch verkannt und verschrieen sind, oft mit seltener Schönheit des Körpers eine große Anmuth der Bewegungen vereinen. Im Hochsommer erreicht das Leben im Terrarium seinen Höhepunkt; gegen den Herbst hin wird es dann stiller, die vordem so rege Freßlust schwindet fast ganz, und die Thiere ziehen sich in ihre Verstecke zurück, aus denen sie im Winter nur bei sonnigem Wetter hervorkommen, wenn die Zimmer-Temperatur 15° R. übersteigt. In kühler Stube halten alle Terrarien-Bewohner einen langen Winterschlaf. M. H.

Bezugsquelle für Terrarien, Aquarien, geeignete Thiere und Pflanzen: Paul Matte, Fischzüchterei, Lankwitz bei Berlin.

R. H. 55. Experies. — Gute und ungefährliche Käfige fü Singvögel sind diejenigen, die man aus Eisendraht herstellt und danach verzinnt. Silberbronze an und für sich schadet dem Kanarienvogel nicht; wenn aber Ihr Gebauer aus Kupfer- oder Messingdraht besteht, so rathen wir, von der Verwendung abzusehen. Derartige Gebauer müssen stets blank geputzt sein, dabei geht aber die Bronze verloren. Unterbleibt das Putzen, so setzen die Stäbe Grünspan an, und das Vögelchen könnte sich dann beim Wetzen des Schnabels leicht eine Vergiftung holen, der es zum Opfer fallen würde. H.

Allgemeines.

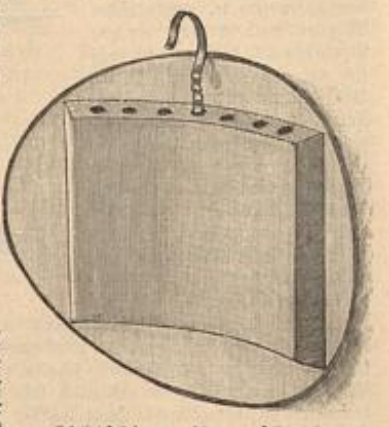
Leicht herzustellende und wenig kostspielige Geschenke. — Für Bazars, Verlosungen, Geburtstage u. dgl. sind wir oft um kleine Geschenke verlegen, die nicht viel kosten sollen, und deren Herstellung nicht mit zu großer Mühe verbunden sein darf. Sehr hübsch sind dafür Steinkruken mit kleinen Henkeln, in der Form genau den Brunnenkruken gleichend, die bemalt prächtige Liqueur-Behälter ergeben. Die Grundfarbe ist meist ein reines Grau, von welchem sich die verschiedensten Blumensträuße, in Oel gemalt, sehr schön abheben, z. B. Mohnblumen, große gelbe und weiße Sternblumen, Chrysanthemen, Tulpen ꝛc. mit leichten Gräsern. Ebenso können japanische Pflanzen-Motive einen reizenden Schmuck bilden. Ein mit der Farbe der Blumen harmonirendes Atlasband wird um den Flaschenhals gewunden und am Henkel in eine Schleife geschürzt. Auch Glasflaschen von Steinhäger ꝛc. lassen sich für den gleichen Zweck in ähnlicher Weise verwerthen. Natürlich muß beim Arrangement der Blumen-Motive stets der Form der Gefäße Rechnung getragen werden.

Hübsche Nadelkissen zum Aufhängen kann man herstellen, indem man einen schmalen Pappring mit einer leichten Polsterung ausfüllt, dann das so entstandene Kissen mit Stoff bezieht, ringsum mit einer Pompon-Franze besetzt und mit einer Schlupfe zum Aufhängen versieht. Geschickte Hände können den Bezug aus rein weißem Material wählen und ihn mit einer bunten Malerei verzieren; hin und wieder lassen sich auch zwischen den Pompons kleine Schellen anbringen, sodaß das Kissen Aehnlichkeit mit einem Tambourin erhält. G. B.

Bett- oder Fußwärmer aus getrockneten Kirsch- oder Pflaumensteinen. — Ja, die gute alte Zeit! Heutzutage steckt man seine kalten Füße in Pelzschuhe und Fußsäcke, um sie zu wärmen, — früher war man bescheidener. In der Obstzeit wurden die Kirsch- und Pflaumensteine gesammelt, gewaschen und unter häufigem Umrühren sorgfältig an Luft und Sonne getrocknet, auch wohl mit den Hasel- und Wallnüssen zusammen noch in den Rauch gehängt, damit sie nicht schimmelten. Die Wärmflasche von heute ersetzte ein etwa 30 zu 35 cm großes Kirschkern-Säckchen in Kissenform, das, aus grauem, häufig selbstgesponnenem und gewebtem Leinen gefertigt, zu etwa drei Vierteln mit den glatten, runden Steinchen gefüllt und nach Bedarf tagsüber in der Ofenröhre, auf einer flachen irdenen Schale liegend, erhitzt wurde. Die Wärme hielt dann in den früher allgemein üblichen Federbetten die ganze Nacht vor.

Auch eines originellen Fußwärmers erinnere ich mich aus meiner Jugendzeit, der bei uns Kindern eine große Rolle spielte, insofern wir auf seine Instandhaltung, sowie rechtzeitige Erwärmung und Erscheinung vor Großmutters Sorgenstuhl acht zu geben hatten. Es war eine Fußbank, bestehend aus einem Holzkistchen von etwa 36 cm Länge bei 30 cm Breite und 10—12 cm Höhe, mit beweglichem, durch Knebel verschließbarem Klappdeckel, innen einfach mit Stoff gefüttert, außen mit Tuch überzogen. Die Oberseite des Deckels aber war mit einer Kreuzstich-Stickerei, — ein farbiges Blumen-Bouquet auf schwarzem Grunde! — verziert und wie ein Kissen gepolstert. Den Deckelrand umgab rings eine lange Wollfranze, die zugleich die beiden, an den Schmalseiten des Fußbänkchens angebrachten Ledergriffe verdeckte. Der innere Hohlraum diente zum Behälter für ein erhitztes Pflaumenstein-Säckchen, das dem ganzen Bänkchen eine behagliche, lange vorhaltende Wärme mittheilte.

Eine Großmama.



Lichtschirm „Augenschutz".

Augenschutz nennt sich mit vollem Recht ein neuer Lampenschirm, der von der Firma J. Rodenstock, W, Leipzigerstraße 101/102, in den Handel gebracht wird. Derselbe ist aus Carton in der Form eines Ovals oder eines japanischen Fächers gefertigt und außen mit Seide überzogen, die sich beliebig bemalen läßt. Innen ist eine zweite Carton-Schicht, mit einem ca 2 cm breiten abstehenden Rande angebracht; der obere und untere Rand erscheinen durchlöchert, sodaß die Luft bequem circuliren kann. Ein Messinghaken, dessen geknickter Rand in die mittelste Oeffnung eingeführt wird, ermöglicht es, den Schirm höher oder tiefer an der Lampenglocke zu befestigen. Nicht allein das Licht wird wirksamer als bei den sonst üblichen durchsichtigen Schirmen von den Augen ferngehalten und auf Buch oder Arbeit concentrirt, auch eine Erhitzung des Kopfes bleibt vollständig ausgeschlossen, da die zwischen den beiden Pappflächen circulirende Luft eine wirkungsvolle Isolir-Schicht bildet. Der Lampenschirm „Augenschutz", zum Preise von 1 Mk. aufsteigend, dürfte daher wohl zu empfehlen sein. G. E.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin und Wien. — Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Paul Logemann in Wien. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltungs-Beilage

8. September 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 18.

Nachdruck verboten.

Kleinstädtisch.

Skizze von Ch. Wirau in Breslau.

Kuckucksnest ist eine blühende Stadt von fast zweitausend Seelen, gelegen in jenen gesegneten Gefilden, welche der Volksmund, der der trocknen Lehre von den Länge- und Breitegraden durchaus abhold ist, mehr treffend als genau bezeichnet: „drei Meilen hinter dem Backofen".

Und dieses idyllische Städtchen war im Rathe der Götter bestimmt, die Wiege von meines Edy Minister-Laufbahn zu werden; denn daß meinem künftigen Gatten einst ein Minister-Portefeuille angetragen würde, war für mich zweifellos, wenn anders noch gediegenes Wissen, edles Streben auf dieser Welt den wohlverdienten Lohn empfingen. Die treue Ruth aus der Bibel war mir sicher in keiner Weise überlegen; mein felsenfester Entschluß war ja auch das „wo Du hingehst, da will ich auch hingehen", aber niemand wird mir verübeln, wenn ich lieber anderswo unser Nestlein gebaut hätte.

Unser Heim freilich ward dann, trotz Kuckucksnest, einfach ideal; so etwas Trautes gab es überhaupt auf der Welt nicht mehr. Ob wohl jede junge Frau in der Hauptstadt so glückselig in ihrem Reich schaltete, als ich? Mit den alten Ueberlieferungen brechend, hatte mein Edy unsere Residenz nicht im „Geheimrath-Viertel" aufgeschlagen, sondern ein Haus außerhalb der Stadt ausfindig gemacht, rings von Gartenland umgeben, in welchem eine uralte Linde und schlanke Akazien, sowie ein großes Rasenrund, zu englischen Parkanlagen förmlich herausforderten, während stattliche Gemüsebeete reichen Ertrag für unsere Mittagtafel versprachen. Die Zimmer waren, nach hauptstädtischen Begriffen, wohl ein wenig leer. Wer kann beim Beschaffen einer Aussteuer aber Rücksicht auf lauter Säle nehmen? Ein richtiger Großstadt-Baumeister hätte allein aus meinem Salon deren drei gemacht, und auch in meinen Wirthschaftsräumen däuchte mir anfangs ein Ariadne-Faden vollkommen angebracht; sehr bald lernte ich es aber als Annehmlichkeit schätzen, wenn der Mensch Platz hat. Zudem erwies sich Kuckucksnest als Eldorado für Hausfrauen mit etwas beschränkter Wirthschaftskasse, und wenn ein junges Paar im ersten Jahre der Ehe nicht von Herzen gern auf Theater, Konzerte und Museen verzichtet, nun, so kann mir ein solches Ehepaar eben bloß leid thun.

Mein Edy und ich, wir waren uns jedenfalls geistige Anregung genug; aber nach Verlauf einiger glückseliger, in völliger Abgeschiedenheit verlebter Wochen erklärte mein Schatz eines Sonntags, es sei allerhöchste Zeit, sein Frauchen den Honoratioren Kuckucksnests vorzustellen, die sämmtlich auf diesen erhabenen Augenblick brannten. Da wir bei unseren Spaziergängen die Schönheiten von Flur und Hain den zweifelhaften des Städtchens vorgezogen, hatte ich noch niemand von den Herrschaften gesehen. Nachbarn gab es nicht: die festverschlossenen Läden im einzigen Hause geradeüber kündeten die Abwesenheit seiner Bewohner an, eines alten Ehepaares, Doctor Mertens mit Frau, die wenig umgängliche Leute sein sollten.

Ich rüstete also zur großen Besuchsreise, und mein Gatte fand mich in dem neuen Anzug ganz allerliebst, ein Urtheil, gegen das ich mich als fügsame Ehefrau nicht aufzulehnen wagte, und das einigermaßen mein Selbstgefühl hob; denn trotzdem ich, das Kind der Großstadt, es den Krähwinklern gegenüber doch wahrlich nicht nöthig hatte, verspürte ich ein eigenes, beklemmendes Gefühl in der Herzgegend angesichts des bevorstehenden Spießruthen-Laufens.

Leider hatten wir vergessen, Kuckucksnests frühe Speisestunde in Betracht zu ziehen. Gedämpftes Klappern von Tellern und Gabeln, kräftiger Duft von Schweinebraten mit Sauerkohl und die Lebhaftigkeit der Kinder beschwörende Pst-Laute drangen aus dem Nebenzimmer, als wir bei Bürgermeisters „einen Augenblick" in der guten Stube warteten. Lange, lange dauerte es, bis sie hereinrauschte die Mutter der Stadt, jeder Zoll eine — Bürgermeisterin, und was das besagt, ermißt voll und ganz nur ein Kuckucksnester Kind! Eine Würde, eine Höhe entfernte die Vertraulichkeit, und voll bewußt wurde mir meines Nichts durchbohrendes Gefühl. Bei Apothekers nebenan wurden erst die Staubkappen der Möbel entfernt, was ich folgern durfte aus dem eiligen Hin und Her in dem Zimmer und aus einem unbestimmbaren grauen Etwas, das tückisch den Händen des dienstbaren Geistes auf die Diele des Salons entschlüpft war; zudem störten wir auch Frau Apothekers Mittagsschläfchen, wie das kirschrothe linke Ohr und das eilige Schließen der letzten Taillenknöpfe ihres Sonntagskleides ahnen ließ. Frau Pastor hatte als sparsame Familienmutter — in kleinen Städten haben die geistlichen Herren mit der alten Ueberlieferung noch nicht gebrochen, daß zu einem richtigen Pastor wenig irdische Güter, aber viele, viele Kinder gehören — nur im Sommer alle Zimmer warm, ließ es sich aber durchaus nicht nehmen, uns in der kalten Pracht zu empfangen, sodaß wir schon aus Mitleid mit der kleinen blaugefrorenen Frau unseren Besuch möglichst kürzten. Und so ging es fort — aus einer guten Stube in die andere. Wenn es wahr ist, daß man aus der Einrichtung eines Zimmers genaue Schlüsse auf den Bewohner ziehen darf, so offenbarte sich hier eine ganz wunderbare Aehnlichkeit der Charaktere in der Kuckucksnester haute volée. Der sogenannte eine Augenblick des Wartens gewährte für Studien vollauf Zeit: Den Pfeiler zwischen den Fenstern nahm überall „der Trumeau" ein, an die Längswand war das Sopha verwiesen, mit zwei Fauteuils in halbrechts Wendung, davor der Tisch mit Schondeckchen und der unvermeidlichen Schale; geradeüber stand „der Vertikov", und über dem Sopha hingen in großer Photographie, mitunter in Oel, der Herr und die Frau vom Hause, meist in der Zeit der jungen Liebe verewigt. — Ueberall war es unsagbar ordentlich, aber auch unsagbar langweilig. — Der Dichter, der da sagt: „gehabte Schmerzen, die hab' ich gern," wollte damit gewiß auch Antrittsbesuche verstanden wissen; immer wieder dieselben gleichgültigen Fragen in nur etwas veränderter Reihenfolge, beantworten zu müssen, ist auch für den anspruchslosesten Menschen ein geringes Vergnügen. Die Gegenbesuche aber brachten den Kuckucksnester Damen anscheinend die größte Herzensbefriedigung durch die Gelegenheit, den großstädtischen Haushalt einer kurzen, aber gewichtigen Prüfung zu unterziehen, und während die Zunge eifrig plauderte, drangen die Augen in die entferntesten Ecken.

Die Vorverhandlungen waren glücklich erledigt, — wohl, nun konnte der Guß beginnen! Und er begann mit einer Einladung zu „einem einfachen Täßchen Kaffee" zu Frau Rath. Raths, als unseren unmittelbaren Vorgesetzten, kam es zu, den Reigen zu eröffnen. Kuckucksnest zählt nicht zu den Herrnhuter Gemeinden, in geselliger Beziehung schwärmt es aber für völlige Trennung der Geschlechter; die Frauen vereinigen sich nur zu Kaffees, die Herren zu Abendfesten. Immer aber geht es hoch her. Gebeten war zu Frau Rath alles, was überhaupt zählte, und „alle, alle kamen"; eine Behinderung ist für eine echte Kuckucksnesterin eigentlich nur der Tod, — und gar, wenn ein Neuling dem erlauchten Kreise einverleibt werden soll. Ich glaubte, mich mit einem hübschen Wollkleide von tadellosem Sitz der Haupt- und Staats-Aktion würdig geschmückt zu haben; wie grausam aber wurde ich Aermste enttäuscht, als ich nur rauschende Seide rings umher wahrnahm. Was verschlug es, daß die Anstrengungen, das Gewand, dessen Farbe langjähriges Dasein verrieth, der herrschenden Mode anzupassen, einen etwas krampfhaften Anstrich erhielten, wenn durch Spitzen und Krausen die Aermel zur Weite von Luftballons aufgebauscht wurden, die sie in ihrer früheren Anspruchslosigkeit nie erträumt, — was verschlug es, wenn eine fürwitzige Stichreihe verrieth, daß hier das Unterste zu oberst gekehrt wurde! Bei meiner verspäteten Ankunft, ich wußte noch nicht, wie hübsch pünktlich man hier Kaffee trank, fand ich einen Fauteuil für mich aufbewahrt, wie überall da, wo ich zum erstenmal Gast war; späterhin hatte ich mich in die meiner Jugend gebührenden Schranken zurückzuziehen und mich mit einem Rohrstuhl abzufinden. O, in Kuckucksnest weiß man, was sich schickt; streng geht es hier nach Rang und Würden! Die Sophaplätze gebühren selbstverständlich den zwei „obersten Spitzen", und wer sie sieht, stolz durch die goldene Brille über die Getreuen Heerschau haltend, die vielbebänderte Haube auf dem würdigen Haupte, Recht und Unrecht genau wägend, der weiß, daß sie die geborenen Kaffeekönigginnen sind. Nach dem Kaffee erquicken Crêmes oder Gefrorenes die müden Seelen, und die Wirthin fühlt sich besonders geschmeichelt, wenn sie „um das Recept" gebeten wird; darauf werden die Lebensgeister durch Bowle und Torten angeregt, und wer es besonders fein liebt, bietet noch Südfrüchte. — Leider war es mit der geistigen Kost nicht annähernd so herrlich bestellt. Die mir völlig fremden Localverhältnisse Kuckucksnests wurden eifrig verhandelt, und mein schüchterner Versuch, das Gespräch auf allgemeine Gebiete zu lenken, scheiterte kläglich an dem gänzlichen Verstummen meiner Nachbarinnen; ich fürchtete, mein Mißerfolg hätte mich überdies in den Ruf gebracht, ein Blaustrumpf zu sein. Das Wort Musik nur griff eine Dame freudig auf, die eine sehr zärtliche und sehr fügsame Mutter zu sein schien und bei jeder Gelegenheit von „meiner Emilie" sprach. Diesmal nun hatte Fräulein Emilie, die sich im Nebenzimmer mit „jungen" Mädchen befand, ein neues Lied eingeübt, und auf allseitiges Drängen versicherte die Künstlerin denn auch der Gesellschaft nach bescheidenem Zögern, „daß sie's ihm nimmer sagen wolle". Leider hatte der Lauf der Jahre ihrem kraftvollen Sopran einen eigenthümlich blechernen Klang verliehen. Ganz bei der Sache war nur die stolze Mutter, die übrigen Damen verfolgten unbeirrt ihre Sonderinteressen; die eine raunte mir zu, dieser Singsang sei die reine Kaffeeplage, und eine andere prüfte durch verstohlenes Fühlen den Stoff meines Gewandes auf seine Güte, wohl innerlich empört, daß es „nur" Wolle war; alle aber überschütteten „meine Emilie" zum Schluß mit überschwenglichen Lobpreisungen, — mit dieser kleinen Falschheit haben die Kuckucksnester vor den Residenzlern eben nicht viel voraus. — Müde an Leib und Seele kam ich heim, und dieses Gefühl steigerte sich noch bei jeder neuen Geselligkeit. Immer der kleinstädtische Kaffeetratsch in höchster Potenz, — es war zum Verzweifeln! Zudem war unter dem Deckmantel von Europens übertünchter Höflichkeit ein erbitterter Krieg der weißen und der rothen Rose lichterloh entbrannt, mit dem Feldgeschrei: „Hie Frau Bürgermeister! Hie Frau Rath!" Aeußerlich friedfertig, saßen die Gegnerinnen selbander auf dem Sopha; keiner war die Nachbarschaft genehm, aber keine gönnte der anderen den Triumph, vom Ehrenplatz zu weichen, und nur Eingeweihte verstanden die spitzen Wortgefechte, diese Blicke und dieses aufgeregte Klappern der Stricknadeln. Wer das Leben kennt, wird einsehen, daß ich von rechtswegen sofort zur Fahne unser hohen Vorgesetzten hätte schwören müssen; doch auch die feindliche Partei versuchte ein eifriges Liebeswerben, und oft kam mir das Bild in Erinnerung, auf welchem der Engel des Lichts und der Fürst der Hölle um den Leichnam Mose streiten, wennschon ich zugeben muß, daß die Kuckucksnester Damen mit Engeln wenig und, zu ihrer Ehre sei's gesagt, mit Herrn Beelzebub gar keine Aehnlichkeit aufweisen. Aber äußerst ungemüthlich war es zwischen den zwei Feuern; die liebwerthen Damen deckten die Schwächen der feindlichen Elemente schonungslos vor mir auf, — natürlich nur „im Vertrauen!" Mein Vertrauen zu ihnen schwand aber dadurch mehr und mehr, und bald hatte ich das wenig beneidenswerthe Gefühl der bekannten einzig fühlenden Brust unter Larven. Je länger, je mehr widerte so kleinliches Treiben mich an, und mit wahrhafter Seelenangst fragte ich mich: Ist diese Engherzigkeit nicht eine nothwendige Folge des verknöchernden Lebens in der kleinen Stadt? Muß nicht auch dir ohne jede geistige Anregung das Interesse für Höheres endlich abhanden kommen? Siehst du nicht in diesen Frauen, die einzig Sinn haben für Kochtopf, Kleiderschrank und die Schwächen des Nächsten, das eigene traurige Zukunftsbild? Noch erfüllt Grauen dich in solchem Gedanken, aber die Zeit hat kleine weiche Wellen, — wie lange noch, dann sind diese Frauen dir verständlich, und allgemach wird auch dir eine Lebensauffassung zur zweiten Natur, vor der du jetzt noch schauderst!

Im Hause geradeüber sah ich eines Morgens Thür und Thor geöffnet; richtig! ich hatte ja gestern im Kaffee gehört, Mertens seien zurück, „das Mädchen habe beim Schlächter fünf Pfund Schmorfleisch geholt". Nicht übermäßig begierig war ich nach meinen bisherigen Erfahrungen auf die neue Bekanntschaft; ein Kaffee mehr in Aussicht, — das war alles! Aber außerordentlich freundlich sah es jetzt drüben aus. Blühende Topfgewächse zierten die Fenster, und eben beugte sich ein feiner Frauenkopf liebevoll über die Blumen und — es war keine Täuschung — nickte mir freundlichen Gruß. Längst wußte die Dame natürlich, wer hier eingezogen, und der Gruß war ein freundliches Willkommen für die Fremde; aber keine der anderen Kuckucksnester Damen hätte solchen zuerst gespendet, beileibe nicht! ich war ja die Jüngere und, vor allem, noch nicht vorgestellt!

Herzlich wurden wir bei unserem Besuch empfangen. Ja, war denn das dieselbe Luft, die überall sonst in Kuckucksnest wehte? O nein, hier waltete sinnige Frauenhand! Hier war's wie bei meinem Mütterchen daheim. Die nachgedunkelten Mahagoni-Möbel mit den schön gezeichneten hellen Einlagen waren wohl alte Erbstücke; sogar der ehrwürdigen „Servante" mit ihren tausend gläsernen und porzellanen Herrlichkeiten war hier noch ein Ehrenplatz gegönnt. Gemüthliche Ruheplätzchen winkten einladend; gute Stiche an den Wänden, hübsche Bronzen kündeten der Besitzer Kunstsinn; der Bücherschrank mit dem traulichen Lese-Eckchen daneben sprach von fleißiger Benutzung, und der herrliche Blumenflor zauberte den Frühling ins Zimmer. Und wie den Pflanzen hier das sonnigste Plätzchen eingeräumt war, so schien eben für jedes Ding der dafür günstigste Raum gefunden. Ein eigener Zauber lag über dem allen und umfloß nicht zum wenigsten die Erscheinung der Herrin dieses Reiches, obschon ihre Jugendblüthe in die Zeit fiel, da der Großvater die Großmutter nahm. Sie schien eine jener gesegneten Frauen, die, trotz des ergrauenden Scheitels und trotzdem sie durch keine Toiletten-Künste den Schein der Jugend zu wahren suchen, nie und nimmer alt erscheinen, denn ihr reger Geist und liebenswürdiges Herz wurzeln voll in der Gegenwart. Ja, hier war es gut sein; und als wir gebeten wurden zu verweilen und dann der funkelnde Samovar sein Liedchen summte, da war es mir, als sei ich schon Jahre mit diesen Menschen vertraut. — Während die Herren bei einer Havanna über der Völker Wohl beriethen, wandte ich mich an die Hausfrau mit der Frage: „Wohnen Sie schon lange in Kuckucksnest, gnädige Frau?"

„Nun, ein Weilchen wohl," lautete die lächelnde Antwort, „just so lange wie ich alt bin, — sechzig Jahre."

Mir fiel vor Schreck fast das Theeglas aus der Hand.

„Und nicht allein geboren bin ich hier," fuhr die liebenswürdige Frau fort, sichtlich ergötzt durch mein Entsetzen, „ich habe sogar all' die Zeit in eben diesem Hause gewohnt. Es ist mein Vaterhaus, und als ich heirathete, zog ich aus dem Erdgeschoß — nur eine Treppe höher."

Sechzig Jahre in demselben Hause, — und das in Kuckucksnest!

„Aber," stotterte ich endlich, „wie haben Sie es nur fertig gebracht, so frisches Fühlen und Denken sich zu wahren inmitten dieser entsetzlichen Spießbürgerlichkeit?" Und ich berichtete von den in Kuckucksnest empfangenen Eindrücken und von meiner Angst, dereinst vielleicht gleicher Engherzigkeit zu verfallen.

„Meine junge Freundin," erwiderte meine Nachbarin, „nicht auf das, was wir erleben, sondern wie wir's erleben, kommt es in der Hauptsache an. Auch ich träumte einst, wie wohl jedes junge Herz, von einem großen, märchenhaften Glück weit draußen in der großen Welt und grollte dem Schicksal, das mich in so gar enge Grenzen gebannt, und doch, ach! wie seelengern wurde ich die bescheidene Doctor-Frau im weltfernen Städtchen. Wie schrumpfen Aeußerlichkeiten zusammen angesichts einer großen, wahren Liebe! Ich gelobte mir: In dem kleinen Kreise willst du trotz alledem leben, wirklich leben, mit jedem Athemzuge, köstlich und reich soll dein Dasein sich gestalten, soviel an dir ist. Dein Haus ist deine Burg, und da hinein darf der Staub des Alltagslebens nicht dringen, und daß mir das gelinge, dazu hilf du mir, Göttin Poesie! Fortan fiel kein Sonnenstrahl vom Himmel, dem ich nicht Herz und Haus weit aufthat; kein Vöglein sang, dem ich nicht mit Lust lauschte, keine Blume erschloß sich in meinem Reich, deren Duften und Blühen mich nicht herzinnig erfreute. Und was die Gewaltigen der Erde und gute Menschen dachten und schufen zum Wohle der Völker, in meinem Hause fand es freudiges Verständniß, und was meine Schutzpatronin den von ihr Gesegneten zu singen und zu sagen gab, hier klang es wieder in Wort und Ton. Das Hohelied der Poesie klang mir auch entgegen aus meiner Kinder Stammeln, aus meiner Kinder Jauchzen; und doch hätte ich den Kleinen zürnen sollen, denn sie allein trugen die Schuld, daß ich die brennende Sehnsucht, in Wundern der Natur, in Wundern der Kunst, an der Quelle zu schwelgen, nur nothdürftig stillen konnte. Sogar heute noch, nachdem längst alle flügge geworden, führt unsere alljährliche Erholungsreise, wie auch eben jetzt wieder, nicht in das Land meiner Träume! Jedweder Wunsch versinkt in ein Nichts vor der herzlichen Bitte: „Mütterchen, komm!" — Ja, die Poesie hielt ihren Einzug in mein Haus; aber wie es einer Fürstin ziemt, mit Gefolge, und unter diesem hatte sie einen besonderen Liebling, einen frischen Burschen mit Sonnenaugen, und dieser senkte einen Strahl daraus in mein Herz, und fortan erblickte ich das Treiben um mich her, das so oft durch seine Kleinlichkeit mich erbittert hatte, in einem anderen Licht. Ich lernte mich gut abfinden mit den Kuckucksnestern; ich ließ ihnen ihre Art, und sie gewöhnten sich allgemach an die meine, wennschon sie es mir anfangs schwer vergeben wollten, daß ich mit niemand „intim" wurde und ihre großen Gesellschaften mied, soviel es thunlich war. Aber mochte ich mich auch über ihre Kleinigkeits-Krämerei erhaben fühlen, hochmüthig auf diese Menschen herabblicken durfte ich darum doch nicht, der Verkehr mit meiner hohen Schutzpatronin war sehr geeignet, mir die eigene Unzulänglichkeit vor die Seele zu führen; nur ein unendliches Mitleid erfaßte mich mit den Menschen, die nicht hinaus können aus den Staub der Alltäglichkeit.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Ich lernte lächeln über ihr Thun und Treiben, mitleidig lächeln über diese Stürme im Wasserglase, und der mich das besonders gelehrt der sonnige Knabe, er heißt — Humor!"

„Wenn Frauen ins Plaudern kommen, kann unsereins verhungern und verdursten, sie kümmert's nicht!" ertönte da des Hausherrn Stimme, und lachend reichte er der Gattin das geleerte Theeglas.

Mir aber war eigen ums Herz, daß so eine Frau zu sprechen vermochte, die sechzig Jahre in Kuckucksnest lebte. Muth und Selbstvertrauen gaben ihre Worte mir zurück; ein Ideal hatte ich in ihr gefunden, und solange der Mensch noch Idealen nachstrebt, ist es gut um ihn bestellt. In Gottes Namen mag ich nun in Kuckucksnest Urgroßmutter werden, eine Kleinstädterin von echtem Schrot und Korn brauche ich ja drum nicht zu sein; davor behüten auch mich in Gnaden, die guten Geister: Poesie und Humor!"

Nachdruck verboten.

Der eitle Wacknitz.

Roman von Katharina von Doering in Berlin.

(Schluß.)

Könntest Du Soßna nicht auf dem Gute anstellen, Lebrecht? Er ist ein so treuer Mensch!" sagte Lotte.

Delsberg nickte, und Soßna wurde hereingerufen.

„Möchten Sie gern aufs Land?" redete ihn der Graf an.

„Ja, lieber als in die Stadt! Ich bin vons Land, Herr Graf!"

„Wo waren Sie schon beschäftigt?"

„Beis Vieh, Herr Graf."

„Na, das ist Ihnen wohl jetzt nicht fein genug, als Unteroffizier! Was?"

„Nein, zu Befehl, Herr Graf; wenn ich könnte bei die Pferden kommen —."

„Gut!" antwortete Delsberg. „Kommen Sie in einer Woche nach Wiesenthal, da wollen wir sehen, was sich machen läßt!"

Alle waren hinzugetreten, und nun reichte Soßna Mimi treuherzig die Hand und küßte die ihre, als sie sie herzlich in seine breite, schwielige Rechte legte. Darauf machte er rechtsum Kehrt, — und fort war er.

Mimi trat ans Fenster und sah ihm nach. „Ich wußte es, Wilhelm," flüsterte sie, „ich kannte Dich ja viel besser, als Du Dich selber kanntest!"

35.

Das Frühjahr 1872 brach an.

Mimi saß bei Tante Lisa und plauderte mit ihr. Es war ein Brief von Erich angekommen, in dem er seine baldige Rückkehr ins Vaterland anzeigte. Er wollte einige Tage Urlaub nehmen, um in Berlin zu bleiben und sich dann nach seiner neuen Garnison begeben. Tante Lisa war sehr glücklich darüber und las Mimi seinen Brief vor, in dem auch Grüße für diese enthalten waren.

„Du glaubst gar nicht, was für ein prachtvoller Mensch er ist, Mimi, ein ganzer Mann!"

Mimi sagte, das glaube sie, und erhob sich, um Abschied zu nehmen. Diese Art der Gesprächswendung war ihr immer peinlich. Sie wußte, Tante Lisa sprach ganz ohne Absichten, nur aus reiner Begeisterung für ihren Neffen, aber dennoch vermied es Mimi immer, sie darauf zu bringen. Wenn von Heyden die Rede war, so mußte sie immer an jenes Gespräch mit Wacknitz denken, als er sich auf eine so eigenthümliche Art ausgedrückt hatte. Jetzt war der Fall eingetreten, den er damals gewissermaßen im Scherz hinstellte. Sie wußte ganz genau, daß Heyden sie ebensosehr liebte wie früher, aber gerade der Gedanke daran war ihr unangenehm, und sie suchte ihn zu bannen.

Einige Tage später erhielt sie von Erich einen Brief, in dem er ihr seine Ankunft in Berlin anzeigte und sie um eine Unterredung bat, da er ihr einige Andenken zu übergeben habe.

Sie schrieb ihm sofort und gab ihm die Stunde zur Zusammenkunft an. „Vielleicht läßt er sich doch kuriren," dachte sie.

Als er sich am festgesetzten Tage bei ihr anmelden ließ, wurde er in Frau von Felden's Zimmer geführt und wartete dort kurze Zeit. Den Helm in der Hand sah er sich erregt um; dann hörte er Schritte, und gleich darauf that sich die Thür auf, und Marie Felden trat über die Schwelle.

Sie hatte sich verändert seit den zwei Jahren, in denen er sie nicht gesehen. Sie war schlanker geworden, und obgleich sie nie schön gewesen war, so lag doch der Zauber einer großen Lieblichkeit auf ihr. Sie trug ein graues, einfaches Kleid und hatte das blonde, krause Haar leicht im Nacken aufgesteckt, sodaß sich kleine natürliche Löckchen zwanglos heraus stahlen. Mit einem Gemisch von Schüchternheit und Würde ging sie ihm entgegen und reichte ihm die Hand. „Willkommen in der Heimat!" erklärte sie herzlich.

Als er sich tief vor ihr verneigte, war er froh, auf diese Weise die jähe, heiße Gluth zu verbergen, die ihm plötzlich in die Wangen stieg. Er fühlte, daß er sie mehr als je liebe.

Auch er hatte sich verändert. Seine schlanke Gestalt war etwas breiter als früher, das schöne Gesicht gebräunt; die Züge um den Mund erschienen noch fester und männlicher, doch in den Augen lag ein etwas trauriger Ausdruck.

Mimi bat ihn mit einer Handbewegung, Platz zu nehmen, und erröthete unter seinem Blick. Es lag eine große Ehrerbietung darin, vielleicht zu viel, dachte sie, denn sie fühlte gleich heraus, was er verbergen und zurückdrängen wollte.

Heyden setzte sich, stellte den Helm hin und zog ein Päckchen aus der Brusttasche. „Ich nahm die Sachen selber an mich," sagte er und reichte sie ihr.

Sie ergriff das Päckchen und öffnete es. Es lagen die Uhr nebst zwei Ringen darin, sein Verlobungs- und sein Siegelring, und seine Brieftasche. Sie streifte die Ringe über, obgleich sie ihr zu groß waren, und schob den ihren davor. „Bitte, erzählen Sie mir, was Sie noch von ihm wissen!"

„Wenige Augenblicke vor seinem Tode," fuhr Heyden leise fort, „stand ich zufällig neben ihm; er sagte mir etwas, das für Sie bestimmt war: ‚Vielleicht sehe ich sie nicht mehr, Erich, und dann sag' Du ihr, ich hätte es nun gefunden!' Das waren seine letzten Worte!"

Mimi neigte das Haupt. „Er hat noch daran gedacht," flüsterte sie, wie zu sich selbst, „denn er wußte, daß ich es wissen mußte!"

Heyden fuhr fort: „Ich sah, wie er vom Pferde stürzte, und wie Soßna ihn auffing; aber dann verhüllte mir der Pulverdampf das Bild. Er muß gleich todt gewesen sein; die Kugel war ihm durchs Herz gegangen. Soßna trug ihn aus dem Gewühl, und der Oberstabsarzt untersuchte ihn sofort. Aber es war alles aus, und gewiß ist es ein Glück für ihn gewesen, gnädiges Fräulein, denn er wäre sonst der Brandwunde an der Hand erlegen."

Mimi zuckte zusammen. „Soßna hat mir davon erzählt; glauben Sie, daß er vorher sehr gelitten hat?"

„Ja, das glaube ich."

Sie schwieg und verlor sich in Gedanken. Dann öffnete sie die Brieftasche. Einige von ihm gemachte Aufzeichnungen lagen darin, eine Karte, ein paar welke Blumen, die sie kannte, und ihre Briefe an ihn. Der letzte lag oben auf, und quer darüber war mit Bleistift geschrieben: „Ich habe es gefunden, Marie!" Sie sah zu Heyden auf und gab ihm die Hand. „Ich danke Ihnen," sagte sie einfach; „Sie sind so gut und waren ihm sehr lieb; er hat es mir selbst oft gesagt."

Heyden schlug das Herz bis in die Kehle. „Sie sind mir keinen Dank schuldig," antwortete er, „nur um Verzeihung möchte ich Sie bitten, weil ich Ihnen den Kummer machen mußte."

„Dieser Kummer ist beinahe Freude, Herr von Heyden; er lehrt mich noch viel besser verstehen. Und hier in seinem Buche steht die Wiederholung dessen, was er Ihnen anvertraute, und Sie haben ein Recht zu wissen, was er meinte. Er meinte, daß er Gott gefunden habe."

„Ich habe von jeher gewußt, daß er nicht nur der eitle Wacknitz war," sagte Heyden. „Ich habe ihn erst bewundert und geliebt, nun hab' ich ihn auch verstehen gelernt." Dann stand er auf und nahm Abschied. Aber Mimi merkte wohl, daß er gar nicht kurirt war.

— — — — — — — — — — — — —

Der Sommer verging, und Feldens brachten alle einige Wochen in Wiesenthal zu, wo auch Lili's Verlobung mit Holzhausen noch gehörig nachgefeiert wurde.

Für Mimi gestaltete sich der Sommer freundlicher, als sie erwartet hatte. Sie suchte sich Lotte nützlich zu machen, die auf eine rührende Art versuchte, ihr alle Wünsche an den Augen abzusehen. Sie streifte viel in Wald und Feld umher und besuchte oft Tante Martha. Manchmal fuhr sie mit Onkel Roden, dem sie sich sehr anschloß, über Land und half ihm in seinen gemeinnützigen Bestrebungen. Soßna versäumte nie, Front vor ihr zu machen, wenn er ihr im Hofe begegnete; er schien überhaupt viele der Gefühle, die er für Wacknitz hegte, auf sie übertragen zu haben. Auch Hanne und Jule stritten sich um ihre Gunst und geriethen deswegen öfters an einander. Es wurde ihr wirklich schwer, wieder in die Stadt zurückzukehren und sich von Lotte zu trennen, deren schönes Eheleben sie ungemein beglückte. — —

Zu Weihnachten meldete sich Erich bei Tante Lisa an. Er wohnte im Gasthaus, verbrachte aber viele Stunden am Tage bei ihr. Am Morgen vor Heilig-Abend kam er mit einem Christbaum an, den er schrecklich theuer gekauft hatte, und erklärte Tante Lisa, er werde ihn selber aufputzen.

„Paß auf, Tantchen, Du sollst Dein blaues Wunder sehen! Ich habe nämlich furchtbar viel Geschmack, und den muß ich irgendwo anbringen. Ich werde sonst ein ganz griesgrämiger alter Hauptmann. Wir wollen uns auch 'mal einen vergnügten Abend machen!" Der beinahe traurige Ernst, der aus seinen Augen redete, schien seinen Worten zu widersprechen.

„Mein lieber Junge!" sagte sie und streckte ihm die Hand hin. „Nicht wahr, Du bist doch immer noch mein lieber Junge?"

„Ja, Tantchen, nur daß ich jetzt Deine Liebe noch höher zu schätzen weiß."

„Erich, heirathe doch! Du paßt gar nicht zum Hagestolz; vergiß doch die alte Geschichte!"

„Das geht nicht!" sagte er ruhig und einfach. „Ich kann nicht heirathen, nur um zu heirathen. Ich kann nicht vergessen, weil ich sie eben liebe. Und dennoch scheint es mir wie eine Untreue gegen Wilhelm, daß ich diese Liebe nicht lassen kann. Ich muß immer so sehr auf meiner Hut sein, wenn ich Mimi sehe," er zwang sich zum Lachen, sodaß sein hübsches Gesicht einen ganz wunderlichen Ausdruck bekam, „damit sie nichts merkt; weißt Du, Tante, denn sie könnte es am Ende auch so auffassen!"

Tante Lisa wiegte den Kopf hin und her. Sie wollte sagen: „Ich sehe es gar nicht ein, weshalb Du Dich herumquälst," aber sie unterdrückte diese Worte und meinte nur: „Wilhelm war eine so großherzige Natur, daß er unter den obwaltenden Umständen Dich gewiß nicht der Untreue gegen ihn zeihen würde. Nun, der liebe Gott wird schon Ordnung in Deine Verhältnisse bringen!"

Heyden antwortete nicht. Er schüttelte den Kopf, als wolle er unangebrachte Gedanken verscheuchen, und suchte Kleister und Pinsel. Dann fing er an, Ketten zu kleben, Netze zu schneiden und sich ganz der Ausschmückung des Baumes zu widmen. „Wir müssen noch Aepfel und Nüsse haben," sagte er nach einiger Zeit, „und etwas Zuckerwerk. Könnte das Auguste nicht besorgen?"

Auguste war nicht sehr angenehm überrascht über den Auftrag. „Wer wird denn die Thür aufmachen, wenn Besuch kommt?" fragte sie.

„Ich, natürlich!" antwortete er, „es wird wohl niemand kommen. Gehen Sie nur, bitte, schnell, Auguste!"

Sie war kaum fünf Minuten fort, als es klingelte.

„Hol' der Kuckuck die Gesellschaft!" brummte er, „muß ich da mit meinen Kleisterhänden 'raus schieben, um irgend eine Pantoffelfrau die Treppe 'runter zu befördern!" Er lief hinaus und öffnete die Thür. „Ah!" rief er ganz bestürzt.

Mimi stand draußen, wie ein Schneemann anzusehen, ein bißchen erfroren, und ganz erstaunt, ihn vor sich zu haben. „Ich hatte keine Ahnung, daß Sie hier seien," sagte sie lächelnd, „da hat ja Tante Lisa die beste Gesellschaft!"

„Verzeihen Sie mein etwas verkleistertes Aussehen; ich kann Ihnen kaum einmal die Hand geben, gnädiges Fräulein! Ich putze nämlich unseren Christbaum." Dabei nahm er ihr mit gebührender Vorsicht den Mantel ab, zog ihr die Pelzüberschuhe von den Füßen, und benahm sich ganz wie ein höchst gewandtes Dienstmädchen.

„Aber wo ist Auguste, daß Sie das alles thun?" fragte sie belustigt.

„Ich bin jetzt Auguste; sie ist nach Aepfeln gegangen."

Mimi hatte ein Packet mitgebracht, das die Geschenke der Familie für Tante Lisa enthielt. Sie wollte es ihr übergeben, aber Heyden meinte: „Erlauben Sie, gnädiges Fräulein, das baue ich heut' Abend auf. Das muß eine Ueberraschung bleiben!"

Sie händigte es ihm lächelnd ein und ging, die Tante zu begrüßen. „Ein Stündchen darf ich bleiben, Tante, dann werde ich zu Hause erwartet. Kann ich nicht ein wenig behülflich sein?" Sie setzte sich Heyden gegenüber an den Tisch und war sehr bald eifrig ins Kleistern vertieft.

Erich befand sich auf durchaus unsicherem Boden. Er beschloß, sich weder durch Wort noch Blick zu verrathen, und wurde infolge dessen ungemein einsilbig und steif.

Mimi fühlte sich unbehaglich; doch erzählte sie ruhig weiter und unterhielt sich mit Tante Lisa, Heyden von Zeit zu Zeit ins Gespräch ziehend. „Wie gefällt Ihnen Ihre neue Garnison, Herr von Heyden?"

„Es ist eine sehr hübsche Stadt, gnädiges Fräulein, aber ich habe fast keinen Verkehr, kann nicht recht warm werden. Die Menschen lassen mich, und ich lasse sie laufen." Er bohrte ingrimmig den Pinsel in den Topf.

Es war ihr leid um ihn, und sie streckte ihm, einer raschen Eingebung folgend, die Hand hin. „Sie sollten sich dort gute Freunde machen, wie hier!" sagte sie herzlich.

Er hielt ihre Hand fest, und fühlte, wie er alle Ueberlegung verlor. Die Worte, die er plötzlich redete, hielt er selbst für Wahnsinn und Tollheit. Es war wie ein Taumel, der ihn ergriff, und all seine Vorsätze über den Haufen warf. „Darf ich diese Hand behalten?" fragte er leise, und blickte Mimi in die Augen.

Tante Lisa sah ihn entsetzt an. War der Erich auf einmal verrückt geworden?

Er fühlte, wie die schmale Hand in der seinen sich mit einem Ruck befreien wollte, und dann zitternd darin liegen blieb. Ja, sie blieb liegen! Mimi war aufgestanden und todtenblaß geworden. Dann sagte sie, und ihre Stimme bebte nur ein klein wenig: „Wenn Sie es so wollen, Herr von Heyden, ja, Sie dürfen sie behalten! Aber Sie wissen, daß ich nicht vergessen kann!"

„Und ich will nicht vergessen," rief er aufspringend, sodaß er die Tischdecke herunterriß, und Kleistertopf, Pinsel, Schere und Papier zu Tante Lisa's Schrecken zur Erde fielen. Dann richtete er sich, plötzlich ruhig werdend, zu seiner ganzen Höhe empor, und Mimi's Hand immer noch haltend, wiederholte er feierlich: „Ich will nie vergessen, daß Sie sein Kleinod waren, und werde dieses Kleinod lieben, ehren und schützen bis zum letzten Athemzuge!"

„Amen," sagte Tante Lisa.

36.

Wieder waren zwei Jahre vergangen. Der Frühling hielt seinen Einzug mit Apfelblüthen, Veilchen und Goldregen; allenthalben zwitscherten die Vögel, und die leichten Wölkchen zogen am Himmel hin.

In einer hübschen Villa vor einer freundlichen rheinischen Stadt standen die Fenster des Schlafzimmers weit auf, um die weichen Lüfte einzulassen.

Eine junge Frau saß am Fenster in einem bequemen Lehnstuhl und sah lächelnd auf ein wenige Wochen altes Kind hernieder, das ihr auf dem Schoße lag und mit fest zugekniffenen Augen, die Fäustchen am Kopfe haltend, ruhig schlief. Sie lehnte den Kopf zurück und sah sinnend aus dem Fenster in die blühende Welt hinein.

Im Nebenzimmer ertönte ein leiser, fester Schritt. Die Thür wurde vorsichtig geöffnet, und herein trat ein Offizier, der offenbar eben vom Reiten kam.

„Guten Morgen! Wie geht es Dir, mein Herz?" Er küßte die junge Frau auf die Stirn.

„Sehr gut, Erich, ich danke Dir!" Sie reichte ihm die Hand während sie lächelnd zu ihm aufsah. „Sieh 'mal, wie er schläft!"

„Herrlich!" rief der Vater bewundernd, und zog einen Stuhl herbei, um den Jungen anzustaunen. „Einen Flaum hat er wie ein kleiner Piepmatz." Er strich ihm vorsichtig mit dem Zeigefinger über den Kopf.

„Mimi, bist Du mir auch ein bißchen gut?" fragte er dann plötzlich ganz unvermittelt.

Die junge Frau schüttelte den Kopf. „Warum frägst Du, Erich? Du weißt doch, daß es keinen auf Erden giebt, den ich so achte, ehre und liebe, wie Dich. Mein bester Freund, nicht wahr?"

„Dein bester, Marie!"

„Und morgen ist nun die Taufe von unserem kleinen Georg, Erich!"

„Nicht Georg, Marie! Als ich die Geburt des Kindes meldete, gab ich, ohne es Dir zu sagen, noch einen anderen Namen an, einen Namen, der uns beiden theuer ist. Ich denke, Marie, wir heißen ihn Wilhelm!"

Sie sah überrascht und mit tiefer Dankbarkeit und Bewegung zu ihm auf. „Ich danke Dir, Du Guter, Treuer! Gott segne diesen Namen an uns und an unserem Kinde!"

Ende.

☛ Im neuen Quartal beginnt in der Unterhaltungs-Beilage zur Illustrirten Frauen-Zeitung die dem Frauenleben entnommene Novelle:

Signor

von Frida Schanz.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Gesundheits- und Körperpflege.

Häusliche Hygiene. — Schon seit Jahren haben die Heilweisen, die sich der natürlichen Mittel zur Wiederherstellung der Gesundheit bedienen, in weiten Kreisen lebhafte Anerkennung und eine zahlreiche Anhängerzahl gefunden, und diejenigen Kuranstalten, in denen nach den Principien der Physiatrie verfahren wird, sind fast überfüllt mit Patienten. Daneben hängt aber noch ein großer, ja vielleicht sogar noch der größte Theil des Publicums der Ansicht an, daß Krankheitserscheinungen nur durch Anwendung von Medicamenten zu vertreiben sind, und vergißt ganz, daß es bei weitem werthvoller ist, den Krankheiten überhaupt vorzubeugen, als dieselben, erst nachdem sie sich festgesetzt und den Körper zerrüttet haben, zu bekämpfen. Mit kurzen Worten: es sollte im allgemeinen mehr an Gesundheitspflege gedacht werden, dann würde viel weniger Krankenpflege nöthig werden; der ganze nationale Gesundheitszustand würde sich heben, und, im engsten Zusammenhange damit, auch der nationale Wohlstand. — Dieses außerordentlich ersehnenswerthe Ziel ist für jedermann mit leichten Mitteln zu erreichen, — freilich müssen dazu die Grundlagen unserer Lebensbedürfnisse und Gewohnheiten zum Theil verändert werden; es würde sich dann aber für eine Menge Menschen eine glücklichere, weil gesundere Existenz darauf aufbauen, sie würden widerstandsfähiger und thatkräftiger werden. Es ist deshalb von großer Wichtigkeit, die Grundregeln kennen zu lernen, mit deren Hülfe ein gesunderer Menschenschlag zu erzielen ist.

Die Hauptaufmerksamkeit ist darauf zu richten, wie wir schlafen, uns kleiden und uns nähren. Während der Nacht nimmt der menschliche Körper bekanntlich die doppelte Menge Sauerstoff in sich auf, als am Tage; es ist demnach widersinnig, während dieser Zeit sich in geschlossenen Räumen aufzuhalten, in denen die Luft schon nach kurzer Zeit fast gar keinen, oder doch nur sehr wenig Sauerstoff mehr enthält. Man sollte also für alle Schlafräume den Zugang der frischen Luft ermöglichen; in stark bewohnten Häusern ist dies doppelt nothwendig. Ferner müßten die Betten einer gründlichen Reform unterworfen werden. Es ist eine im Volke von jeher bekannte Redensart, daß „Federn zehren“. Trotzdem mögen sich so viele Menschen nicht von ihren Feder-, Unter- und Oberbetten trennen! Für alte, lebensschwache Menschen, wie bei besonderen Kälte- und Krankheitsfällen behalte man die kleineren Auflagekissen (Plümeaux) mit Federn bei, schütte diese aber in durchlässige Woll- oder Baumwollstoffe, im übrigen aber lege man sich auf Woll- oder Baumwoll-Friesdecken und bedecke sich gleichfalls mit solchen. Vor allem aber vermeide man die Anwendung der Stärke an Bett- wie an Leibwäsche, weil sie die Gewebe absolut undurchlässig macht und die Ausdünstung dadurch vollständig hemmt. So sollte auch besonders darauf geachtet werden, daß als Futterstoffe für Garderobestücke nicht geleimte (appretirte) Materialien verwendet werden, damit auch die Kleider einen gewissen Grad von Durchlässigkeit behalten und die Hautthätigkeit nicht gestört wird. Wie großes Gewicht auf verständiges Schuhwerk zu legen ist, haben wir unseren Lesern bereits in der Nr. vom 12/5 95 gesagt.

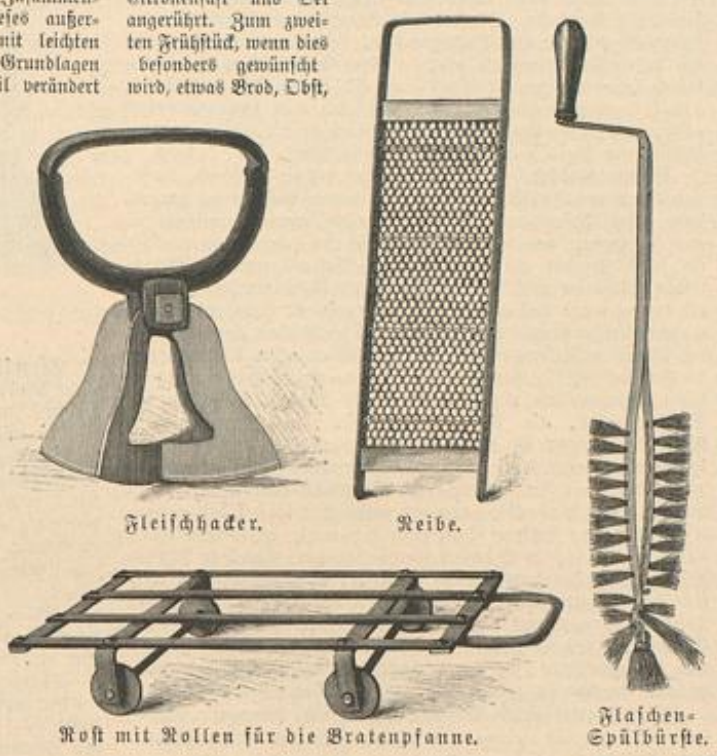
Das Hauptaugenmerk aber wäre auf eine vernünftige Ernährung zu richten, und zwar handelt es sich hierbei nicht nur um die Erhaltung der Erwachsenen, sondern in erster Linie um eine gesunde Ernährung der Kinder, damit sich aus dem kräftigen Kinderkörper der reife Mensch gesund entwickle. Ein großer Theil aller Krankheiten sind nichts weiter als Ernährungs-Störungen, die daraus entstehen, daß dem Körper in der eingenommenen Nahrung nicht genug mineralische Substanzen (Nährsalze) zugeführt werden. Dieses wichtige Element ist in Fleisch, Brod und Kartoffeln nur in geringer Menge vorhanden; wir müssen also unseren Mahlzeiten noch andere Zusätze geben, welche die wichtigen Nährsalze in reicherem Quantum bieten. Die Haupt-Lieferanten der für Gesundheit so nöthigen Substanzen sind die grünen Gemüse, die Wurzelgemüse, die grünen Salate, die Früchte und vor allen Dingen die Milch in süßem oder saurem Zustande. Beim Kochen müssen die Nährstoffe möglichst erhalten bleiben, was durchaus nicht immer geschieht. In den Gemüsen z. B. sind die Nährsalze sehr leicht löslich; verfolgt man also die alte Methode, daß man die Gemüse blanchirt (abwellt), oder mit sehr viel Wasser ansetzt, so laugt man dieselben allzu sehr aus und gießt, besonders im ersteren Falle, den größten Theil der Nährsalze fort. Man sollte demnach die Gemüse mit möglichst wenig Wasser ansetzen und sie nach dem Garwerden mit Butter anrichten. Zum Kochen von Salzkartoffeln empfehlen sich Töpfe mit durchlöchertem Boden, die auf einen Untersatz mit etwas Wasser gestellt werden. Letzterer kommt auf das Feuer, und so werden die Kartoffeln nur durch den Dampf gar gemacht; es bleiben ihnen also alle guten Nährstoffe vollkommen erhalten. Wo nun Wasser in größeren Quantitäten zum Kochen der Gemüse nothwendig ist, wie z. B. bei Spargel und Blumenkohl, sollte man das Abkoch-Wasser zur Bereitung von Suppen und Saucen aufheben. Der Einwand, daß nicht abgewellte Gemüse streng schmecken, ist nicht ganz ungerechtfertigt; man kann diesem kleinen Übel jedoch durch geringen Zusatz von Milch abhelfen, die fast ganz mit verkocht und durchaus nicht weichlich vorschmeckt.

Wenn eine Hausfrau erst einmal angefangen hat, sich um die Ernährung ihrer Familie in der von uns hier kurz angedeuteten Weise zu bemühen, so wird sie erstaunen, wie viele nahrhafte Ingredienzien ihr die Pflanzenwelt bietet. So ist die Cocosnuß-Butter ein vorzüglicher Ersatz für die Kuhbutter, und besonders zum Backen und Braten empfehlenswerther, als diese. Anstatt des Essigs nehme man Citronensaft, oder wenn dieser sich nicht beschaffen läßt, krystallisirte Citronen-Säure, die in Wasser löslich und vollkommen zweckentsprechend ist. An Stelle der häufig giftigen Vanille-Schoten setze man das künstliche Vanillin, und anstatt des mit Knochen-Bouillon gewonnenen Gallerts verwende man die Pflanzen-Gelatine Agar-Agar, die ebenso löslich ist, aber nach dem Kochen durchgeseiht werden muß.

Die Zusammenstellung der verschiedenen Speisen zu den einzelnen Mahlzeiten bedingt natürlich besondere Aufmerksamkeit, vorzugsweise, wenn bei eingetretenen Verdauungs-Störungen Heilung erzielt werden soll, zu welchem Zweck dann längere physiatrische Kuren nöthig werden. Für den normalen Körper erforderlich sind die Morgen-, Mittag- und Abendmahlzeit; zweites Frühstück und Vesper sind nur bei Bedarf zu nehmen.

Des Morgens empfiehlt sich süße oder saure Milch, Nährsalz-Chocolade oder Cacao, einige Schnitten Brod mit wenig gesalzener Butter, bei sehr empfindlichem Magen altes Gebäck. Mittags: Suppe möglichst selten, wenn aber, dann lieber dicke Gemüsesuppen und Kalteschalen als Bouillon; Gemüse, wenig Kartoffeln, etwas Fleisch, aber ohne viel Saucen, Salat oder vegetarische Cotelettes, d. h. Klößchen, die aus vorher gekochten, dann panirten und gebratenen Hülsen- oder Körnerfrüchten hergestellt sind. Zum Schluß Compots, Obst und Mehlspeisen. Abends: Rührei, Pfannkuchen, Maccaroni ꝛc., Brod, Käse, Obst und in der warmen Jahreszeit grüner Salat mit Citronensaft und Oel angerührt. Zum zweiten Frühstück, wenn dies besonders gewünscht wird, etwas Brod, Obst, vielleicht ein Ei und bei besonderer Schwäche ein Glas Wein; zum Vesper Zwieback und Obst. Das Trinken sollte beim Essen überhaupt vermieden werden, damit der Magensaft sich nicht durch Getränke verdünnt, sondern die Speisen in concentrirtem Zustande durchdringt. — Wer bis dahin anders gegessen und gelebt und sich anders gekleidet hat, der wird, wenn er von dieser neueren Lebensweise hört, dieselbe für undurchführbar halten; nach kurzem Versuch aber wird er die Vorzüglichkeit derselben herausfühlen und sich sehr schnell daran gewöhnen. Sie bringt, abgesehen von den sanitären Vortheilen, auch eine Menge Erleichterungen für die Wirthschaft mit sich und entlastet sowohl die Hausfrau als die Dienstboten in nicht zu unterschätzender Weise.

C. Braune.



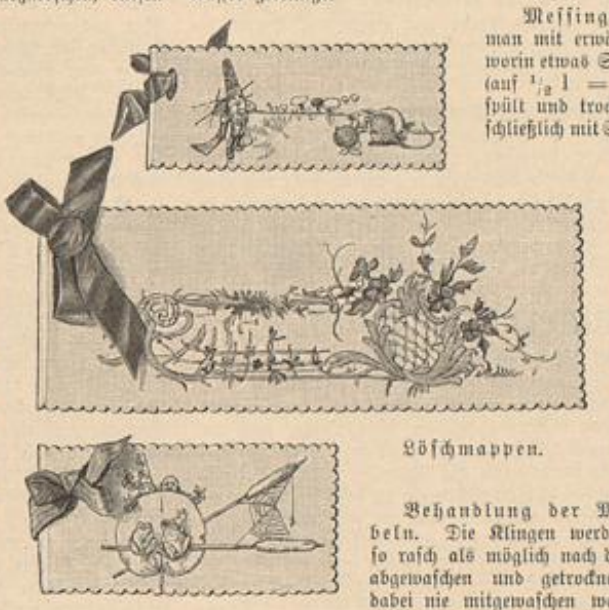
Fleischhacker. Reibe.

Rost mit Rollen für die Bratenpfanne. Flaschen-Spülbürste.

Häusliche Kunst.

Löschmappen jeder Größe, sei es, um den Brief, die Postkarte, den „Laufzettel“ für das Dienstmädchen abzulöschen, dürfen jetzt auf keinem Schreibtische fehlen. Ich habe darum auch deren Ausschmückung mit Malerei zu einer Special-Kunst erhoben und bemühe mich, immer neue, theils humoristische, figürliche, theils streng stilisirte, ornamentale Motive dafür aufzufinden. Die drei dargestellten Mappen sind aus dickem, roth marmorirtem Löschpapier hergestellt und mit rothem oder lachsfarbenem Seidenbande gebunden. Die Größen betragen 11 zu 29 cm, 16 zu 8 cm, 16 zu $6^1/_2$ cm. Ein in Braun gehaltenes Rococo-Ornament, durch hellbraune und dunkelrothe Blumen mit grünen Blättern belebt, wurde für die große Mappe gewählt, für die obere ein Gnom, der an einem Riesen-Strickstrumpf arbeitet, während ein paar Mäuse das Knäuel abwickeln; nur Roth und Grün kamen für die Ausführung zur Verwendung. Frösche und Schilfkolben um ein Seerosenblatt gruppirt, über das ein paar Gnomen-Köpfe gucken, bilden, ebenfalls in Roth und Grün, die Ausschmückung der letzten Mappe.

M. Pf.



Löschmappen.

Bezugsquelle: Verkaufsstelle des Frauen-Gewerbe-Vereins, Leipzig, Universitätsstraße 4.

M. K., Iglau. — Um eine Zeichnung auf Tuch zu übertragen, müssen Sie dieselbe zuerst auf starkem Papier mit einer Stopfnadel längs all ihrer Contouren durchlochen, dieselbe dann auf den Stoff legen und mittelst eines Wattebausches Mehl darüber stäuben. Nach vorsichtigem Abheben des Papieres wird die so markirte Linie mit Pinsel und Farbe nachgezogen. Sie bedienen sich dazu am besten eines steifen Marderpinsels und einer Mischung aus Wasser, Magnesia und ein wenig Gummi arabicum, der, wenn es sich um ganz hellen Stoff handelt, ein wenig Preußisch Blau zugesetzt wird.

D. Red.

Fürs Haus.

Rost mit Rollen für die Bratenpfanne. — Ein neues Reibeisen. — Hackmesser für Gemüse, Fleisch ꝛc. — Flaschen-Spülbürste. — Ich gehöre noch zu den Frauen, die selbst kochen, und ich kann sagen, daß mir das Walten in der Küche und am Kochherde eine aufrichtige Genugthuung gewährt. Besonders dankbar bin ich deshalb auch immer, wenn ich von Neuerungen höre, die diese oder jene Küchenverrichtung erleichtern. Bei dem Besuch eines bekannten Berliner Geschäftes für Haushaltungs-Gegenstände, fielen mir ein paar sehr nützliche Erfindungen in die Hände, die ich inzwischen als durchaus praktischer probt habe, und den Mitleserinnen hiermit aufs beste empfehlen möchte. Recht unbequem erschien es mir stets, beim jedesmaligen Begießen die große und schwere Bratpfanne aus der Tiefe des Bratofens hervorzuziehen, und sehr glücklich war ich, als ich einen Rost aus Eisenstäben entdeckte, der auf vier Rollen ruht, und auf dem die Bratenpfanne sich ohne die geringste Mühe vorziehen läßt. Der Rost bietet zudem den Vorzug, daß der Braten darauf etwas erhöht zu stehen kommt, die Oberhitze directer empfängt und deshalb viel intensiver bräunt. Seit einigen Monaten habe ich den nützlichen kleinen Apparat beständig im Gebrauch; derselbe bewährt sich vorzüglich und ist mir eine wirkliche Hülfe. — Bei dem neuen Reibeisen besteht die Reibefläche aus einem schneidend scharfen Drahtnetz, das in einzelnen Sechsecken, wie die Zellen einer Honigwabe, zusammengefügt ist. Jede dieser winzigen Kanten ist nach oben noch einmal gezähnt; beide Seiten der Reibe sind gleichmäßig gearbeitet und lassen sich gleichmäßig benutzen; zudem ist es ganz ausgeschlossen, daß die einzelnen Oeffnungen sich verstopfen, wie dies bei den Reiben älterer Construction so häufig vorkommt. — An der für Hackmesser als praktisch bewährten Form aus vier kreuzweise gestellten und gerundeten Messern, vertritt hier den sonst üblichen Holzstiel ein niedriger schwarzer Eisengriff, der bequemes Eingreifen der Hand ermöglicht, wodurch die Handhabung bedeutend erleichtert und das Handgelenk nicht ermüdet wird. Der Preis für das Hackmesser stellt sich auf 1 Mk. 50 Pf. — Das Bemerkenswerthe an der praktischen Bürste zum Flaschenspülen ist, daß die Borsten zwischen zwei schmalen, federnden Metall-Leisten eingefügt sind, die sich beim Einführen in die Flasche zusammendrücken und in der Flasche wieder aus einander biegen, sodaß die Borstenbüschel die Flaschenwände innen treffen. Der hölzerne Griff ist einem Knie von Eisen angesetzt, wodurch beim Umdrehen des Geräthes der Hand jede Anstrengung erspart bleibt. Eine Provinzlerin.

Bezugsquelle: P. Raddatz & Co., W, Leipzigerstr. 11.

Die mannigfachen Fragen nach der in der Nummer vom 13. Jan. 95 dargestellten Eismaschine veranlassen uns zur nochmaligen genauen Angabe der Bezugsquelle: Gebr. Schweitzer, vorm. Christ, Stuttgart, Königstr. 23. D. Red.

Wie sind die Küchengeräthschaften in Ordnung zu halten?

Zinksachen werden mit Sodawasser gereinigt, von Zeit zu Zeit mit Essig, Salz und Lehm gescheuert und mit schaumigem heißen Seifenwasser nachgespült, dann trocken gerieben.

Kupfer scheuert man mit einem Brei aus feinem Sand und Bierneigen, spült es in Kleiewasser und reibt es dann trocken. Innen wird es mit leichtem Sodawasser ausgewaschen, aber, falls es verzinnt ist, selten gescheuert.

Holzsachen werden, nachdem man Fettflecken einige Stunden zuvor mit einem Brei von Thon oder Lehm und Wasser ausgezogen, mit Wasser und Sand gescheuert, mit lauwarmem Wasser ordentlich nachgespült, getrocknet und an die Luft gestellt. — Neue Löffel und Quirle kocht man vor dem ersten Gebrauch aus und trocknet sie an der Luft.

Das Kochgeschirr. Es ist unbedingt erforderlich, sowohl eisernes, als auch emaillirtes Kochgeschirr vor der ersten Benutzung mit kaltem Wasser auf das Feuer zu stellen und es etwa $^1/_2$ Stunde tüchtig kochen zu lassen. Niemals darf man kaltes Wasser in die Töpfe gießen, wenn sie heiß vom Feuer kommen, da durch den starken Temperatur-Wechsel das Email Risse bekommt und ausspringt. Am besten werden diese Geschirre mit lauwarmem Sodawasser gereinigt.

Messingsachen scheuert man mit erwärmter Buttermilch, worin etwas Salz aufgelöst wurde (auf $^1/_2$ l = 1 Eßlöffel voll), spült und trocknet sie und putzt schließlich mit Schlemmkreide nach.

Blechzeug scheuert man mit Sodawasser, spült nach, läßt es im heißen Ofen trocknen und putzt mit Wiener Putzkalk nach.

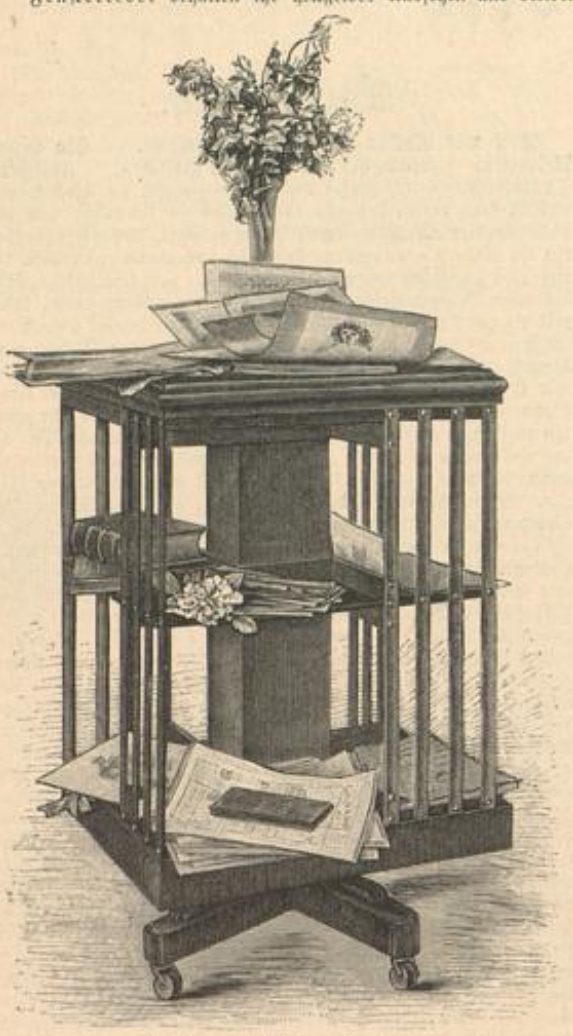
Nickelsachen werden mittelst eines Wolllappchens mit Putzseife eingerieben, nachgespült, abgetrocknet und abgeledert.

Behandlung der Messer und Gabeln. Die Klingen werden im Messereimer so rasch als möglich nach dem Gebrauch warm abgewaschen und getrocknet; die Hefte, die dabei nie mitgewaschen werden dürfen, reibt man feucht ab und trocknet sie ebenfalls sofort. Fleckige Klingen reibt man mit einem Kork ein, der in Spiritus und Putzpulver getaucht ist, läßt dieses antrocknen, putzt die Klingen dann auf dem Messerbrett blank und wischt sie sauber ab. Mit den Gabeln verfährt man ebenso, nur sind die Zwischenräume in den Zinken auf dem Riemen zu reinigen. Um Herings- oder Zwiebelgeruch von Messern und Gabeln zu entfernen, reibt man sie mittelst wollener Lappen mit einem Brei aus Holzasche und Lauge ab und spült sie mit warmem Wasser nach.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Gläser und Flaschen erhält man klar und ohne Bodensatz, wenn man sie von Zeit zu Zeit mit Wasser reinigt, dem einige Tropfen Salzsäure zugesetzt sind, und sie dann in klarem Wasser nachspült.

Fensterleder behalten ihr hellgelbes Aussehen und bleiben



Drehbarer Bücherständer.

weich und elastisch, wenn sie nach jeder Benutzung in starkem Salzwasser ausgewaschen, in Seifenwasser gespült, an der Luft getrocknet und danach quer genommen hin- und hergezogen werden. A. H.

Küche.

Florentiner Salat, Zugabe zu Rinder- und Kalbsbraten für die gemüse-arme Zeit. Man bricht 125 g Pfeifennudeln in kleine 1 bis 2 cm lange Stücke, kocht sie in Salzwasser sehr weich, schüttet sie auf einen Durchschlag und übergießt sie dort wiederholt mit kaltem Wasser, damit sie abkühlen und nicht an einander haften. $^1/_8$ l heiße Sahne schlägt man zu steifem Schaum, reibt etwa 1 Löffel voll Meerrettich und mischt diesen nebst einem Löffel Essig, einer Prise Salz, Zucker und Pfeffer unter die Sahne. Hiermit verrührt man rasch die abgetropften Maccaroni, häuft sie bergförmig an und garnirt sie mit junger Kresse. L. H.

A. G. aus Arnsdorf. — Zu einem besonders wohlschmeckenden und vollkommen nahrhaften Graham-Brod gehört bestes, frisch geschrotetes Weizenmehl, das man auch zu gleichen Theilen mit Roggen-Schrotmehl mischen kann. Das Mehl wird ohne jede weitere Zuthat mit lauwarmem Wasser zu einem weichen Teig angerührt, den man so lange gehörig durchknetet, bis er sich von dem Backgefäß abhebt und von den Händen leicht abstreift, worauf man ihn zugedeckt an einem warmen Orte aufgehen läßt. Hierauf wirkt man den Teig gehörig aus, formt kleine, nicht zu hohe Brode davon und durchsticht deren Oberfläche mit einem Holzstäbchen, um das Abspringen der Kruste zu verhüten. In gut geheiztem Ofen bäckt man die Graham-Brode auf einem mit Butter bestrichenen Backblech in zwei Stunden gar und bestreicht sie während der letzten Hälfte der Backzeit mit Wasser, um ihnen eine blanke Oberfläche zu geben. A. H.

Langjährige Abonnentin Frankfurt a/M. — Englische Käse-Toasts. — 100 gr geriebener Gloucester-Käse werden in einer Reibschale mit 2 Eidottern, 140 gr geriebenem Weißbrod, 100 gr Butter, einem Kaffeelöffel Senf, ein wenig Salz und einer kleinen Prise Cayenne-Pfeffer gut vermischt und auf dünne, geröstete Weißbrodscheibchen gestrichen. Dieselben läßt man in einer zugedeckten Schüssel im Ofen heiß werden und, nach Abnahme des Deckels, sich bräunen, um sie dann sehr heiß zu serviren. A. H.

Zimmereinrichtung.

Bildwerke aus Marmorguß. — Die edlen Meisterwerke der Sculptur, die in unvergänglicher Schönheit strahlenden Bildwerke griechischer Kunst, die herrlichen Schöpfungen Thorwaldsen's, Canova's und unserer modernen Meister finden leider noch viel zu wenig zum Schmuck des Hauses Verwendung. Wohl besitzen viele Kunstfreunde Verständniß für die Schönheit plastischer Kunstwerke, aber die Marmor-Gebilde stellen gar zu hohe Anforderungen an das Budget, während die Nachahmungen aus anderem Material meist unbefriedigt lassen. Gips wirkt in seiner kalten Weiße zu leblos; Elfenbein-Masse erscheint zu gelb, auch beeinträchtigt der glänzende, speckige Ton den künstlerischen Eindruck. Nach vielen Versuchen ist es der Firma Schumacher u. Co., Osterode a./Harz, gelungen, Marmor zu gießen und so für die vielfältigende Kunst ein Material herzustellen, das durch feines krystallinisches Korn dem echten weißen Marmor täuschend ähnlich sieht, das Bildwerk aber bei vollendeter künstlerischer Ausführung erheblich billiger stellt. Die aus dieser Masse gewonnenen Sculpturen werden nie gelb und blauk, sie lassen sich auch leicht und, ohne Schaden zu nehmen, reinigen. Man hat nur nöthig, den lose aufliegenden Staub zu entfernen, dann den Gegenstand mit einem Borstenpinsel und reinem warmen Wasser von 40 bis 50 Grad C. kräftig abzuwaschen und mit einem weichen Tuch abzutrocknen. Sollte später einmal eine gründlichere Reinigung nöthig werden, so taucht man die Spitze des nassen Pinsels in ganz feines Marmormehl, das in jedem Droguen-Geschäft käuflich ist, und wäscht hiermit die Bildwerke, ohne starken Druck anzuwenden, nur leicht hin- und herreibend, bis dieselben nach dem Abspülen und Trocknen in neuer, fleckenloser Schönheit erstehen. Einen wirkungsvollen Gegensatz zu der Marmorweiße der Kunstwerke bilden Sockel aus grau geadertem, polirtem Marmorguß, der sich ebenfalls durch Abreiben leicht auffrischen läßt, wozu man ein Stück Flanell, mit sehr wenig Stearin bestrichen, benutzt. Neuerdings fertigt die Firma auch plastische Darstellungen aus Seladon-Marmorguß, dessen feiner, grünlich-grauer Farbenton sich jeder modernen Zimmer-Einrichtung harmonisch einfügt. Die illustrirte Preisliste zeigt, wie reichhaltig das Lager der auf diese Weise hergestellten klassischen und modernen Bildwerke ist. O. A.

Drehbarer Bücherständer. — England, der Heimath des Komforts, verdanken wir den praktischen Ständer für Bücher und Journale, der wenig Platz einnimmt und drehbar eingerichtet ist, sodaß man durch eine Handbewegung die gewünschte Seite bequem erreichen kann. Schriftsteller, Gelehrte, Rechtsanwälte, überhaupt alle Leute, die bei ihren Arbeiten am Schreibtische gern eine kleine Bibliothek zur Hand haben, benützen mit Vorliebe diese Etagère. Durch seine Leichtigkeit und mühelose Beweglichkeit auf Rollen empfiehlt sich das kleine Möbel auch für den Salon und das Damenzimmer, und hier giebt decorativer Schmuck ihm Anmuth und Zierlichkeit: ein Blumenstrauß, einzelne Photographien, eine hingeworfene Blüthe, wie unsere Darstellung es zeigt. — Das Geräth ist durch das bekannte „Hohenzollern-Kaufhaus", H. Hirschwald, W, Leipzigerstr. 117/118, in jeder Holzart, eichen, nußbaum oder mahagoni, matt oder polirt, zu beziehen. Die Größe beträgt 91 cm Höhe zu 51 cm Breite; der Preis stellt sich auf etwa 75 Mark. C. E.

Bambusmöbel. — In neuerer Zeit hat die Bambus-, Rohr- und Korbwaren-Fabrikation einen ungeheuren Aufschwung genommen. Die Anfertigung der Möbel und Luxus-Gegenstände ist eine so elegante und dauerhafte, daß sie eine Zierde nicht weniger für jedes Zimmer als für Veranden, Balcons und den Garten bilden. Für die geschickte weibliche Hand ist Gelegenheit geboten, all die reizenden kleinen und großen Gegenstände mit Handarbeiten jeglicher Art zu schmücken. Da giebt es Theetischchen, deren Platten mit Majolica-Malerei verziert werden können, oder Ahornplatten, die sich trefflich für Brandmalerei eignen, ebenso Hocker, Kamintritte, Blumentische und -Ständer. Als Neuheit empfehlen sich Ständerlampen, die sich auch gut für den Balcon eignen. Unter der Lampe ist ein Tischchen angebracht, das für Arbeitszwecke dienen kann; zwei kleine Brettchen für Blumen vervollständigen die Ausstattung. In Bambusmöbeln ist ein reichhaltiges Lager vorhanden, von den einfachsten bis zu den elegantesten Formen. Letztere scheut man sich nicht, auf Rückenlehnen und Sitz mit schöner Brocat-Seide zu beziehen; chinesische Matten bilden freilich das bevorzugteste Material, doch werden auch vielfach Handarbeiten dazu verwendet. Zu erwähnen seien noch ein Toiletten-Spiegel mit dazu gehöriger Console und ein Schirm-Ständer für den Corridor, aus Bambusstäben gefertigt. Da die Bambusgegenstände sich durch verhältnißmäßige Billigkeit auszeichnen, werden sie gewiß viele Liebhaber finden. M. E.

Bezugsquelle: G. Wronker, Berlin SW, Zimmerstr. 95/96.

Gemüse- und Zimmergärtnerei.

E. M. — Wenn Ihnen Ihre Pflanzen lieb sind, so unterlassen Sie es, dieselben täglich dreimal mit Wasser zu gießen, dem Schwefelsäure zugesetzt ist, wie dies in der uns eingeschickten Zeitungsnotiz empfohlen wird. Gegen Ungeziefer ist Schwefelsäure ein unfehlbares Mittel, das dafür den Fehler besitzt, gleichzeitig auch die von schädlichem Gezücht belästigten Pflanzen vollständig zu vernichten. Bestreuen Sie die von Schnecken heimgesuchten Beete bei trockenem Wetter mit Weizenkleie, Ruß oder trockenen Tannennadeln; die Schädlinge werden dann bald verschwinden. Wirksam ist auch das Ueberbrausen der Beete mit schwach salzigem Wasser, doch sollen die Pflanzen möglichst nicht von demselben benäßt werden. M. H.

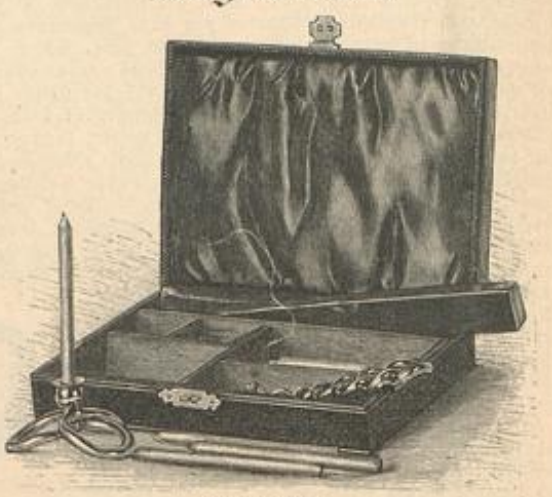
Bertha W. in W. — Auf wenig begangenen Gartenwegen wird, namentlich in verwahrlosten Gärten, in denen der geregelte Schnitt der Rasenplätze unterbleibt, immer Graswuchs auftreten. Der bequemste Weg zur einmaligen Vertilgung des Grases ist das Begießen der Wege mit ätzenden Flüssigkeiten, z. B. Salz- oder Schwefelsäure in entsprechender Verdünnung. Durch derartige Flüssigkeiten kann aber auch der Pflanzenwuchs in nächster Umgebung der Wege erheblich geschädigt werden, deshalb dürfte immer noch die mühevollere Beseitigung des Unkrautes durch Ausstechen und Aushacken vorzuziehen sein. M. H.

E. Sch., Wien. — Wir können Ihnen leider keine Sie befriedigende Auskunft geben, weil von allen drei gewünschten Pflanzenarten Samen nicht im Handel zu haben ist. Die Ophiopogon werden als Pflanzen aus Japan eingeführt; von den sehr kleinen moosartigen Steinbrechern (Saxifraga) sammelt man keine Samen; man vermehrt diese rasenbildenden Pflanzen durch Theilung. Von Asparagus Sprengeri verlieren die Samen sehr rasch ihre Keimfähigkeit. Bei Bezug von Pflanzen haben Sie keinen Zoll zu bezahlen; die Sendung muß nur von einem Reblaus-Attest begleitet sein, für das die liefernde Firma sorgt. M. H.

Frau Ilka Sch. — 1. Ziergräser werden während ihrer Blüthezeit gesammelt, zu Bündelchen zusammengebunden und in einen luftigen Raum gehängt, wo sie gut trocknen. Für die Bouquet-Fabrikation bestimmte Gräser bleicht und färbt man auch. — 2. Wenn Sie die Blumen nicht pressen, sondern präpariren wollen, so thun Sie dies am besten durch Einlegen in Sand. Sehr empfehlenswerth ist folgendes Verfahren: 75 g reinweißes krystallisirtes Chlor-Calium wird grob zerstoßen und mit 425 g gewaschenem und getrockneten Sande vermengt. Die Mischung erhitzen Sie nun auf dem Ofen, damit das Chlor-Calium schmilzt, sich mit dem Sande vermischt und der letztere auch gut austrocknet. Ist dies geschehen, so wird noch auf je 100 g Sand $^1/_2$ g Paraffin hinzugethan. Zwischen so hergerichteten Sande werden die Blumen vorsichtig in ein Kistchen eingelegt und dann in der Sonne getrocknet. Mehr oder weniger brüchig werden viele der getrockneten Blumenarten immer sein, das ist nun einmal nicht ganz zu vermeiden. M. H.

Anna G. Stallek. — Die sogannte Vanille-Pflanze, unter welcher man den Heliotrop aus Peru versteht, wird mit Leichtigkeit durch abgeschnittene Triebspitzen vermehrt, die in Töpfe gesteckt rasch wurzeln und oft schon wenige Wochen später blühen. Wenn Sie nun diese Pflanzen aus Samen vermehren wollen, so müssen Sie von vornherein auf Enttäuschungen gefaßt sein. Die Saatgefäße verlangen sorgsame Pflege, die Sämlinge müssen erst pikirt werden, bevor Sie dieselben einzeln in Töpfe pflanzen dürfen, und dabei ist es sehr leicht möglich, daß Sie Ihre Pfleglinge im ersten Jahre gar nicht einmal zum Blühen bringen. Auch der Gärtner zieht Heliotrop nur dann aus Samen, wenn er die Züchtung neuer Sorten beabsichtigt. M. H.

Allgemeines.



Siegelkasten.

Siegelkasten. — Die Briefe zu siegeln, wird neuerdings immer mehr Mode, und gerade jene kleinen Billets mit dem unbedeutendsten Inhalt, Einladungen, Verabredungen, versehen wir am liebsten mit diesem Schmuck, der ihnen einen koketten Anschein von Wichtigkeit giebt. In einem Kästchen aus Cedernholz, außen mit dunkelgrünem Saffian, im Innern des Deckels mit hellgrünem Atlas bekleidet, finden sich alle zum Siegeln nothwendigen Geräthe vereinigt: ein Petschaft aus Goldbronze aus kettenartig ineinandergreifenden, nach oben vergrößerten Ringen, ein entsprechend aus drei großen Ringen gebildetes Leuchterchen für die Wachs-Streichhölzer, diese selbst in leuchtend hellgrüner Färbung und endlich eine Stange olivgrünen Siegellacks. Ursprünglich ist der Siegelkasten für die Reise berechnet; doch erweist er sich für jeden Schreibtisch als ebenso praktisch wie hübsch.

Bezugsquelle: Fr. Schlöske, W, Jägerstr. 57. C. E.

Bettvorleger aus gestreiftem Fell mit Stickerei-Umrandung. — Einen originellen Bettvorleger aus gestreiftem Thierfell mit Stickerei-Umrandung arbeitete ich mir im vergangenen Winter für mein neues Landhaus. Da derselbe sehr gut gelungen sein soll, wie meine Bekannten, die ihn zu sehen bekamen, allgemein versichern, möchte ich ihn gerne auch anderen Damen zur Nachahmung empfehlen.

Die Breite der auf tabakbraunem Java-Canevas gestickten

Bettvorleger aus gestreiftem Fell mit Stickerei-Umrandung.

Streifen beträgt 24 cm, die Kreuzstich-Stickerei ist roth und blau gehalten; das Muster entnahm ich meiner Mappe „Muster altdeutscher Leinenstickerei, Verlag von Franz Lipperheide." Sodann montirte mir der Kürschner die fertige Stickerei. Das innere hell und dunkel gestreifte Fell mißt 75 zu 52 cm. Ein 6 cm breiter, rothbrauner Tuchstreifen sichert den Außenrand der gestickten Streifen. Als Futterstoff dient schwarze Glanzleinwand. A. v. M.

Verlag von Franz Lipperheide in Berlin und Wien. — Redigirt unter Verantwortlichkeit des Verlegers. — Verantwortlicher Redacteur für Oesterreich-Ungarn: Paul Logemann in Wien. — Druck von Hesse & Becker in Leipzig

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltungs-Beilage

1. October 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 19.

Nachdruck verboten.

Signor.

Novelle von Frida Schanz in Berlin.

Als Fräulein Magdalene Linke ihre Berufung an die städtische Töchterschule von Neuhausen erhielt, hätte sie am liebsten laut aufgeschluchzt vor Herzweh und Beklommenheit.

Die Verwandten, bei denen sie lebte, wünschten ihr mit strahlenden Gesichtern Glück. Nun war das Ziel erreicht! Magdalene hatte ihre Studien nur mühsam zu Ende geführt, halb der ganzen Berufswahl widerstrebend, halb an sich selbst verzagt. Ihr Zeugniß war keineswegs eins der besten.

Und nun doch eine Stelle mit so hübschem Gehalt! Wie wunderschön!

Magdalene weinte sich eine Nacht lang aus Herzensgrunde satt und sah der Zukunft dann stark und tapfer ins Auge.

Ja, sie mußte Gott wirklich danken, daß es so gekommen war! Was hatte sie eigentlich anderes gewollt? Worauf hatte sie gehofft? Den Verwandten länger zur Last fallen? — Unmöglich! — Eine passende Gouvernanten-Stelle in einem reichen Hause hatte sie auch nicht finden können. Und wenn auch; — mit leichterem Herzen hätte sie auch diese nicht angetreten. Hier und dort sah sie strenge, kalte Augen über sich, langweilige, eintönige Schienengeleise der Pflicht vor sich und neben sich.

Am liebsten hätte sie einmal, nur einen Tag lang, in einem Wirbel von unbekanntem, heißem Glück, zwischen Blumen und unter blauem Himmel, in einem fremden, lieblichen Lande gelebt und wäre dann gestorben.

Glücklicher Weise merkte ihr von diesen unschulmäßigen Ideen niemand so leicht etwas an.

Das stutzende Befremden, mit dem der Director und die Collegen in Neuhausen sie zuerst empfingen, konnte nur ihrem Aeußeren gelten. Ihr Auftreten war völlig correct, ernst, still, schüchtern-liebenswürdig, wie es sich für eine bescheidene junge Lehrerin ziemt. Aber in ihrer äußeren Erscheinung überraschte so manches: ihr schlanker, vornehmer Wuchs; die reiche Fülle ihres graziös aufgesteckten, hellblonden Haares; ihr feines Gesicht mit dem ein wenig hochmüthig geschnittenen Adlernäschen; vor allem der wundervolle Glanz der braunen, von starken Wimpern umsäumten Augen, die so aussahen, als seien sie von verstohlen vergossenen Sehnsuchtsthränen feucht.

Magdalene war weitaus die Jüngste im Lehrer-Collegium. Daß man ihr fremd und abwartend entgegentrat, war natürlich. Eine der zwei älteren Colleginnen gab ihr zu ihrem Troste zu verstehen, daß das Band des allgemeinen freundlichen Einverständnisses ganz gewiß über kurz oder lang auch sie mit umschlingen werde, wenn sie, — dies war nur wie ein zarter Hauch angedeutet, — sich dessen würdig zeigen werde.

In der That war der Ton zwischen den Collegen äußerst munter und angenehm, heiter, sogar neckisch.

Einer der jüngeren Lehrer, Doctor Stephany, der eine Hauptstütze des Instituts zu sein schien, gab unter den Collegen offenbar den Ton an. Er verfügte, wie ein Virtuos, über die angenehme gesellige Kunst, kleine Neckereien, die sich der Eitelkeit leicht ins Ohr schmeicheln, zur richtigen Zeit und an richtiger Stelle anzubringen.

Der neuen Lehrerin, die während der Frühstückspausen der ersten Tage schüchtern und abseits von den anderen im geräumigen Lehrerzimmer stand, nur redend, wenn man das Wort an sie richtete, gefiel dieser geschmeidige Spaßmacher mit seinem rothblonden Spitzbart, dem liebenswürdig lächelnden Mund und den kalten Augen nicht entfernt so gut, wie er den anderen und offenbar sich selbst gefiel. Er gab sich überlegen und verzogen und schien mit seinen kleinen Witzen und Bemerkungen diesem pedantischen Lehrervölkchen gegenüber eigentlich ein gewagtes Spiel zu treiben, während er doch, wie Magdalene bald bemerkte, jedes Wort genau erwog und jedem, indem er ihn scheinbar schalkhaft auszog, aufs feinste schmeichelte.

Wirklich leid that es dem jungen Mädchen, daß selbst der Director der Schule von diesem geschickten Taschenspieler so völlig bezaubert schien. Doctor Stephany wußte ihn zu behandeln wie einen incognito reisenden Fürsten, dem gegenüber man alle Unterthänigkeit in Behagen und Gemüthlichkeit auflöst, während doch die tiefste Ergebenheit deutlich aus tausend Kleinigkeiten des Verkehrs herausschimmert.

Der erste Eindruck, den Herr Director Hertz auf Magdalene gemacht, war so, daß sie ihn kleinen Eitelkeiten eigentlich nicht unterworfen glaubte. Er hatte etwas Strenges und doch Gütiges in seinem ernsten Blick und seinem sympathischen Gesicht, das einen ernsten Menschen wohl anziehen mochte.

Aber freilich, die kleine Majestät seiner Stellung mochte das leise Gefallen an zartgespendetem Weihrauchduft mit der Zeit, ohne daß er es selbst merkte, erzeugt haben.

Director Hertz hatte außer der Leidenschaft für seinen Beruf eine große Menge von Liebhabereien, an die sich die Speculation geschickten Einschmeichelns klammern konnte.

Er war ein überaus großer Kinderfreund; vier seiner blondlockigen Töchterchen waren der Schmuck von ebenso vielen seiner Schulklassen. Rosel, die zweitjüngste, Magdalene's Schülerin, bildete unter diesen wieder die Krone; ein Kind wie ein Sonnenstrahl: froh, klug und so schön, daß einem das Herz bei seinem Anblick lachte. „Kein Wunder," dachte die neue Lehrerin, „daß der glückliche Mann vernarrt ist in diese holden Schätze!" — Daneben war er ein Thier- und Blumenfreund, der seines Gleichen suchte. Sein Privatgarten war der größte und schönste des ganzen Städtchens; in seinem Studierzimmer zwitscherten und sangen seltene Vögel. Ein nicht schöner, aber klugäugiger, braunzottiger Hund, ein wahres Wunder von Anhänglichkeit und Dressur, war auf Schritt und Tritt sein Begleiter.

Der Hund war der Liebling der ganzen Schule. Er lag reglos und lautlos vor den Thüren, hinter welchen sein Herr Unterricht gab. Er hielt die Grenzen erlaubten und unerlaubten Gebietes, — als letzteres galten sämmtliche Schulzimmer, — mit bewunderungswürdigem Verständniß inne. Nie machte er sich eines Verstoßes schuldig, der seine Ausnahmestelle in der Welt auch nur um Haaresbreite beeinträchtigt hätte. In seiner Brust schien er einen Thermometer zu tragen, das die Stimmungen seines Herrn anzeigte. Ein Wort, ein halber Blick von diesem weckten Gunst oder Ungunst gegen Personen in ihm. Laute Bezeugungen seiner Gefühle waren ihm streng verboten; aber er wußte auch ohne sie seine Unterscheidungen deutlich bemerkbar zu machen. Ja, lachend behauptete man, daß er die Vorzugsschüler schweifwedelnd begrüße, die räudigen Schafe aber mit bösen Blicken strafe.

Im Lehrerzimmer war „Signor" ein- für allemal ein gern gesehener Gast. Magdalene, die Hunde nur leiden mochte, wenn sie groß und schön, oder zierlich und klein waren, ärgerte sich im stillen über die übertriebenen Aufmerksamkeiten, die dem Hunde geschenkt wurden; vor allem fand sie die Umstände, die Doctor Stephany mit dem Thiere machte, übertrieben und abgeschmackt.

Die leise Verstimmung der Vereinsamten mochte wohl zu diesem Gefühl beitragen. Nie hatte die Unfreundlichkeit eines Menschen so niederdrückend auf sie gewirkt, wie das Betragen dieses Hundes. Das Thier machte, wenn es mit seinem Herrn das Lehrerzimmer betrat, jedem einzelnen durch ein kleines Schweifwedeln förmlich seine Aufwartung, am freudigsten und lebendigsten Herrn Doctor Stephany, der persona grata bei ihm, wie bei seinem Herrn zu sein schien. Der alte Schreiblehrer, der meist, Hefte corrigirend, am unteren Ende des langen Mitteltisches saß, bekam seinen kurzen Gruß nur gleichsam im Vorübergehen. Vor der Neu-Angekommenen blieb der Hund am ersten Tage stehen, die Nase vorgestreckt, zögernd, mißtrauisch fragend, gleichsam auf eine Ermunterung oder einen Zuspruch seines Herrn wartend.

Erschreckt schlug Magdalene mit einer unwillkürlich unfreundlichen Geberde nach dem Hunde, der einen kurzen Zorneslaut ausstieß. Etwas verlegen suchten ihre Blicke gleich darauf die ihres Chefs. Dieser war in ein Gespräch mit einer der Lehrerinnen verwickelt und sah nicht nach ihr hin; dafür begegnete sie einem Blick von Doctor Stephany, der sie empörte.

Wie konnte der Mann, der sich noch nicht einmal die Mühe genommen hatte, sie anzureden, eine so verletzende Vertraulichkeit in die Sprache seiner Augen legen?

Sie gab ihm Antwort in einem eisig kalten Hochmuthsblick.

Die Folge davon war, daß er, spöttisch von ihr wegsehend, mit den lustigsten Schmeichelnamen den, von ihr schlecht behandelten Hund zu sich rief, der während der ganzen Frühstückspause schweifwedelnd zu seinen Füßen lag.

Magdalene lachte sich den Anflug von bitterem Aerger, der sie erfassen wollte, innerlich mit Gewalt hinweg. Sie gab sich Mühe, ein paar freundliche Worte mit dem und jenem aus dem Lehrerkreise zu tauschen. Die Menschen hatten sie daheim arg verzogen, und sie war im stillen sicher, sich auch hier bald Zuneigung und Wohlwollen erringen zu können.

Aber es war seltsam, — ein freundliches Verhältniß zwischen ihr und den anderen stellte sich viel schwerer her, als sie gedacht. Der feste, freundschaftliche Zusammenhalt zwischen den anderen hatte für den fremd dabei Stehenden etwas Unbehagliches. Dazu lag, wie Magdalene sich oft fröstelnd gestand, unleugbar ein von dem Liebling des Kreises ausgehendes Vorurtheil gegen sie in der Luft. Doctor Stephany nahm seit dem bösen Blick, den er von ihr empfangen, möglichst wenig Notiz von ihr, so wenig, wie der kluge Signor, der sich nach dem erhaltenen Puff consequent von ihrer näheren Bekanntschaft fernhielt.

Sie setzte sich, so gut sie konnte, mit Heiterkeit und stiller Ironie über diese sonderbare Feindseligkeit hinweg. Die wenigen wohlwollenden Worte des Directors wogen ihr die Zurückhaltung der anderen auf. Die kleinen Verstimmungen der Frühstücksstunden waren nur Nadelstiche, die ihr flüchtig das Herz durchzuckten.

Im übrigen dünkte ihr das Leben auf einmal frisch und frühlingsschön, — viel freundlicher, als sie es von einem Schulmeisterleben je geglaubt hätte.

Sie hatte ganz am Ende des altehrwürdigen Städtchens im Hause einer lieben, alten Frau ein Stübchen in einem malerisch gezackten Giebel, mit einer Aussicht auf die noch regenumhüllte, aber unaufhaltsam knospende Frühlingswelt uralter weitgedehnter Vorstadtgärten gemiethet.

Das Alleinsein in dieser Stille kam ihr nach dem Trubel in der kinderreichen Familie der Verwandten köstlich vor, und ihre kleine Welt schien ihr ein Königreich.

Sie hatte sich das Unterrichten, weil sie eigentlich schwer gelernt hatte, freudlos und unüberwindlich schwer vorgestellt. Jetzt indessen kam ihr etwas zu Hülfe, etwas Rührendes, Liebliches, an das sie nie gedacht hatte.

Sie hatte eine Klasse elf- und zehnjähriger Mädchen in Geschichte, Erdkunde und Religion zu unterrichten.

Vor dem genauen Ausarbeiten und Auswendiglernen des Lehrstoffes, dem pedantischen Innehalten der Lehrpläne hatte ihr gegraut.

Aber nun ward sie sich des trockenen Gerüchtes kaum bewußt. Die Kinder hatten sie lieb gewonnen, — im Flug, im Sturm. Sie hatten sich ihr förmlich ans Herz geworfen, die holde Rosel mit den sonnigen Haaren und den sonnigen Augen voran. An dem frohlockenden Gruß, den die Kinder ihr schenkten, wenn sie die Klasse betrat, an allen den lieben, blanken Augen, die unverwandt an ihr hingen, an dem fröhlichen Klang der eifrigen Antworten konnte und mußte sie die Liebesverschwörung deutlich merken.

Mit weisem Ernst, mit Zurückhaltung und Würde nahm sie das Geschenk dieser Kinderschwärmerei entgegen. Sie ahnte nicht, wie gut ihrem zarten, stolzen Gesichtchen diese Würde stand, wie bezaubernd jedes leise Lächeln von dem gesetzten Wesen abstach. Sie wollte pädagogisch handeln, indem sie sich ein wenig Unnahbarkeit vorbehielt, — aber sie handelte so recht frauenklug. In wenigen Tagen wurde sie die ganze Liebe, die höchste Gottheit der kleinen Schar.

In der herzlichen Freude über diese Errungenschaft schmolz ihr der Zwang ihrer Thätigkeit dahin; sie freute sich auf ihre Stunden und fand es bald nicht mehr nöthig, sich für diese Wort für Wort zu präpariren. In kurzen Umrissen legte sie sich ihren Stoff zurecht; die gute Laune ihres Herzens gab ihr die richtigen Worte ein, wenn sie den Kindern gegenüber stand.

Dadurch gewann sie einen großen Theil ihrer Freistunden für sich. Sie konnte zum ersten Mal in ihrem Leben stundenlang über einem guten Buch, einer zierlichen Handarbeit, oder an ihrem Reißbrett sitzen, Frühlingsblumen in zartem Aquarell malen und sich deren hoffnungsreichen Duft dabei ins feine Näschen ziehen lassen.

An frischen Vorlagen fehlte es nie.

Die Kinder legten ihr jeden Morgen so viel Anemonen, Schneeglöckchen und goldenblühende Kätzchenzweige aufs Pult, daß sie manchmal Mühe hatte, die Fülle ihrer Schätze heil und ganz nach Haus zu bringen.

Einmal, als der Flieder zu blühen begann, schritt sie nach Schluß der Stunden so reich mit Blüthenzweigen beladen die Treppe des Schulgebäudes hernieder, daß sie langsam gehen mußte, um die großen, lose gebundenen Sträuße, die sie im Arme hielt, nicht auseinander fallen zu lassen.

Es war eine Viertelstunde nach zwölf; sie hatte sich mit dem Aufräumen botanischer Bildertafeln ein wenig lange aufgehalten. Das Schulhaus war schon leer, und sie fuhr deshalb doppelt erschrocken zusammen, als sie auf dem untersten Treppenabsatz mit Doctor Stephany zusammenstieß.

Der in eleganter, neuer Frühjahrs-Garderobe prangende College grüßte sie so verbindlich und liebenswürdig, wie er es nie gethan, und fragte mit einschmeichelnder Artigkeit, ob sie ihm gestatten wolle, ihr die Hälfte ihrer blühenden Last nach Hause zu tragen.

„Sage Ja, sage Ja!" raunte ihr eine angstvoll mahnende Stimme in ihrem Herzen zu. — „Verdirb es nicht mit ihm!"

Sie war drauf und dran, ihm zu willfahren. Aber ein lauernder Blick, den sie von ihm auffing, weckte ihren Stolz, ihre Freiheitsliebe, warf ihre ganze Klugheit über den Haufen.

Unsagbar waren ihr diese kalten Augen, diese glatten Züge zuwider.

Die volle hochmüthige Abneigung ihrer freien, jungen Seele prägte sich in ihre feinen Züge. Sie nahm ihre Fliederzweige enger zusammen, dankte sehr verbindlich und kühl und schritt mit einer leichten, kleinen Verbeugung ruhig an ihm vorbei.

Draußen in der engen Straße, durch die der Frühlingswind strich, kam ihr die Bedeutung dessen, was sie gethan, voll zum Bewußtsein. Aber die Wangen brannten ihr trotzdem vor jubelnder Freude. Noch niemals hatte sie aus Vorsicht und Berechnung gegen ihr innerstes Gefühl gehandelt. Sie war zufrieden und jubelte im stillen, daß sie auch jetzt der Versuchung widerstanden hatte.

Was lag ihr an der Gesinnung dieses Menschen? Mochte er doch ruhig über sie hinwegsehen, wie er es bisher gethan! Sie erfüllte ihre Pflicht in ihrem Amt. Was konnte er ihr schaden?

Wie eine junge, freudige Frühlingsgöttin eilte sie mit ihrer Blumenlast zwischen den niederen Häuserreihen der kleinen Stadt dahin und gewahrte es nicht, daß ihr nun doch die schönsten Fliederzweige, die blaurothen, türkischen, heimtückisch aus ihrem Strauße glitten.

Ein junger, schlanker Mensch in ledersarbener Jagdjoppe und hohen Reitstiefeln, der lässig hinter ihr drein schlenderte, hob die Zweige auf. Unschlüssig, ob sich ritterliche Ehrlichkeit der Mühe lohne, sah er Magdalene nach. In diesem Augenblick schwand die träge Gleichgültigkeit mit einem Schlage von seinem hübschen, frischen Jünglingsgesicht.

Mit Sturmschritten holte er die schlanke Mädchengestalt ein.

„Lene!" rief er entzückt und ungenirt, noch ehe er die Voraneilende ganz erreicht hatte. „Menschenkind, so drehe Dich doch endlich 'mal nach mir um!"

Sie wandte blitzschnell, voll fröhlichster Ueberraschung, den Kopf.

„Fritz!" Alle Heiterkeit und Traulichkeit der Welt lag in dem einen Wort.

Er schüttelte ihr die Hände, daß es einem Angst hätte werden können für die zarten Gelenke.

„Lene, da hört einfach die Weltgeschichte auf!" rief er mit seiner burschikosen, lauten Stimme. „Du hier gelandet, Aermste, Du, in dem erbärmlichen Nest? Dazu drei Jahre lang das Brüten über den elenden Büchern, daß Dich kaum zehn Pferde einmal hinausbrachten in den Stadtpark, oder im Winter aufs Eis! Und diese Examen-Angst dann zuletzt, diese ganz unnöthige!"

Sie sah ihn mit einem herzigen Blick voll Spott und überlegener Güte an.

„Du hast Dich allerdings sehr darum gekümmert, ob sie nöthig oder unnöthig war!"

Der baumlange, kräftige Mensch wurde roth wie ein Kind.

„Freilich ja, — Gott im Himmel, was da auch alles zusammenkam!" entschuldigte er sich kleinlaut. „Ich hatte ja wieder 'mal unglaubliches Pech, — wie immer! Jeder harmlose Ulk ist mir immer gleich zu einem Kapital-Verbrechen gediehen, — zu zwei Dritteln dank Deinem edlen Onkel und seiner Spionage. Daß mein Dienstjahr eben um war und ich die Uniform ausziehen und der Stadt den Rücken wenden konnte, war mein Glück. An Dich, Lene, wollte ich immer schreiben, aber nimm mir's nicht übel, die Gemüthlichkeit war mir fürs erste doch verhagelt!"

„Und nach der rückständigen Strafpredigt sehntest Du Dich eben auch nicht sehr!" meinte die junge Schulmeisterin voll allerliebster Würde.

Das gab er zu, sorglos und grundehrlich, wie sein Wesen schon beim allerersten Eindruck jedem erscheinen mußte.

Die Hände, die in neuen, eleganten Reithandschuhen steckten, auf den Rücken gelegt, den blonden, edelgeformten Kopf mit den schönen, etwas weichen Zügen nachlässig vornübergebeugt, so ging er, zutraulich und kameradschaftlich wie ein Bruder, neben dem reizenden Mädchen her, nicht nur bis an deren Wohnhaus, sondern wohl noch zehnmal die holperig gepflasterte enge Straße auf und ab.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Denn die Freude des Wiedersehens war in beiden groß, und an dieses behagliche Schlendern und Aussprechen waren sie beide so sehr gewöhnt. Dazu gab es von beiden Seiten eine unendliche Menge zu fragen und zu berichten.

Volontär auf einem in der Nähe gelegenen, großen, gräflichen Gute war er jetzt, der Thunichtgut, der nun schon dreimal das Lebensziel geändert hatte. Ein halbes Jahr lang versuchsweise Student der Rechte und dann, des trockenen Tones über und über satt, — Avantageur im Kavallerie-Regiment derselben Stadt, mit Noth und Mühe aber nur das obligate Dienstjahr und dessen, durch ungerechte, kleinliche Vorgesetzte verschärften Zwang ertragend. Ein großes Kind, — von einer früh verwitweten, schwachen Mutter viel zu zeitig auf die weichen Daunen des Reichthums und zugleich auf die Dornen vorzeitiger Selbständigkeit gebettet. —

Eine ausgesucht unliebsame Unterbrechung, ein auffallend kühler und unfreundlicher Gruß des von seinem Mittagsbrod im Rathskeller heimkehrenden Doctor Stephany mußte Magdalenen an den Gang der Zeit erinnern. Sie hätte sonst dem traulichen, leichtsinnigen Geplauder des alten, lieben, schlimmen Kameraden gern noch, wer weiß wie lange, gelauscht.

In freundliche, stille Gedanken versenkt, saß sie vor ihrem duftigen Blumenstrauß beim einsamen Mittagsmahle. Wie ein Hauch von Heimatluft wehte es um sie her.

Fritz, ihr großes theures Sorgenkind, ihr Bruder, ihr Freund, ihr Schützling, den sie endlich ihrem Schulmeisterbann entflohen glaubte, war wieder in ihrer Nähe! Sie wurde ihn nicht los! Fast komisch war es, — ach! und doch so lieb und tröstlich! — Gerührt dachte sie über den unruhigen Sturmvogel nach. Sie hatte ihm nie böse sein können, so große Schatten seine Fehler warfen, so leichtherzig und unbesonnen, so gleichgültig gegen das Urtheil der Welt er auch war.

Einer, der nicht nach billigem Lob und langweiligen Erfolgen ringt und strebt und jagt, wie alle andern, der Jugend und Jugendlust nicht daran giebt, um anderen ein paar Schritte vor zu sein auf einer trockenen Laufbahn; — im tiefsten Grunde ihrer Seele hatte sie ihre stille Freude daran!

Freilich, trotz ihres heimlich verzeihenden Wohlwohlens war sie immer streng und überlegen genug gewesen, und er hatte von seinen Knabenjahren an manches offene und harte Wort von ihr hinnehmen müssen.

Seit sie die Häuslichkeit ihrer Verwandten theilte, war auch der um drei Jahre ältere Fritz von Langerke des Onkels Pensionär gewesen; nicht zum Vortheil ihrer Jugendjahre, denn in das schon an sich unruhige Haus, in dem sie groß ward, hatte niemand mehr Aerger und Aufregungen gebracht, als er.

Und doch, in dieser Stunde ruhigen Nachdenkens bedachte sie zum ersten Mal, daß ihr mit dem schlimmen Quälgeist doch auch der beste Reiz ihres jungen Daseins gefehlt hätte.

Die Kämpfe, die sie für Fritz mit den Verwandten ausgefochten, die offenherzigen Geständnisse, die er ihr gemacht, die Ermahnungen, die sie ihm aufgedrängt, hatten ein Band der Vertraulichkeit und Zusammengehörigkeit zwischen ihnen beiden geknüpft, wie sie, die Waise, kein zweites auf Erden besaß.

In einem solchen alten Freundschaftsbunde ändert auch eine Unterbrechung nichts. Sie hatte genau gewußt und ohne Unruhe und Ungeduld bestimmt erwartet, daß Fritz ihr eines Tages mit einem seiner leichtgeschürzten, drolligen Reu- und Bittbriefe ins Haus fallen und ihren Rath und Trost in irgend einer neuen Ungelegenheit holen werde.

Und nun war er auf einmal selbst da, und alles war wie einst. Und doch anders!

Bisher hatte sie ihm nur gegeben, mit vollen Händen, — Rath und That und Trost. Nun aber, in ihrer Verlassenheit, war schon seine Anwesenheit ihr eine tröstende, liebe Gabe. Sie fühlte noch den warmen, brüderlichen Druck seiner kräftigen Hand, und ihr Herz sonnte sich in dem Gefühl: „Ich bin nicht mehr allein in dieser engen, fremden Welt."

* * *

Als Magdalene vor Beginn der Nachmittagsschule das Lehrerzimmer betrat, verstummte das Gespräch in so auffallender Weise, daß die ganze vornehme Unbefangenheit der jungen Lehrerin dazu gehörte, sie nicht mißtrauisch werden zu lassen.

Die Schulglocke schlug zum Glück eben zwei und ließ nur gerade noch zu einer kurzen Begrüßung Zeit. Daß diese von Seiten ihrer Collegen besonders frostig war, bemerkte Magdalene nur wie im Traum. Das freudige, hellstimmige „Guten Tag!" ihrer Schulkinder und die folgende frisch und flott verlaufende Lehrstunde lösten den kurzen Mißton in lauter stille, helle Freude auf.

Und dann brachte ihr der klare, milde Frühlingstag, dessen feinste Schönheit in den späten Nachmittagsstunden nach Schluß des Unterrichts sich erst zu entfalten begann, noch ein paar einsame Wanderstunden durch die stillen, sprossenden Felder in den maigrünen Buchwald hinauf, die sie vollends glückselig stimmten.

Sie hatte nicht gefragt, wie ihre Colleginnen es hielten, und ob es auch für schicklich erachtet werde, wenn sie mutterseelenallein, wie sie nun einmal war, durch die liebliche Umgebung des altväterischen Städtchens strich. Daß diese Umgebung so reizend war, schien ihr die Hauptsache. Blühende Hecken und blumige Raine zogen sich überall kreuz und quer durch das Acker- und Wiesenland. Ein Viertelstündchen von der Stadt entfernt, dehnte der blanke, sonnenblitzende See seine kleinen duftigen Buchten ins zarte Lichtgrün des Frühlingswaldes hinein. Und durch den Wald ging die breite Landstraße weit, weit ins Land nach den von fern herübergrüßenden Höhen des Gebirges zu. Wie ein Hauch von Wanderglück und Reiselust lag's über dieser grünumschatteten Wald-Chaussee. Für Magdalene war es nach dem langen Stehen und Sitzen im dumpfigen Schulzimmer eine wahre Lust, hier in frischem Tempo auszuschreiten und die jungen Glieder zu dehnen.

Erst in der Dämmerung kehrte sie heim. Da lag vor der großen altmodischen Blumenvase in ihrem Stübchen ein an der unbändigen Handschrift kenntlicher Brief von Fritz, ein vier Seiten langes „Hurra!" über das göttliche Wiederfinden. Er werde sich seine Stadtbesorgungen nun öfter so einrichten, daß er ihr die auf dem Schulweg verlorenen Blumen auflesen könne, hieß es am Schluß.

Sie las die flüchtigen Zeilen flüchtig durch und lachte.

Fritz machte sein Versprechen in den nächsten Wochen mehr als einmal wahr. Im schärfsten Trab fuhr er gewöhnlich um die Mittagszeit mit seinem leichten Wägelchen über das holperige Straßenpflaster und am ersten Gasthaus des Städtchens vor, das nur wenige Häuser von der Schule entfernt lag. Bei dem lustigen „Guten Tag"! mit dem er Magdalenen im Vorübergehen überfiel, blieb es dann nicht, denn der junge Mann hatte fast jedesmal ein Anliegen, das nicht mit drei Worten abzumachen war. Er besaß von Kindheit an ein eigenes Talent, die Menschen, zu denen er sich hingezogen fühlte, möglichst stark in Anspruch zu nehmen. Magdalene hatte ihn mit dieser Art der Zuneigung oft genug geneckt.

In tausend Dingen sollte sie jetzt wieder sein Orakel und sein Gewissensrath sein. Er hatte sich, wie er's immer that, mit dem ersten Sprung in die neuen Verhältnisse alle Chancen flotten Erlebens zu nutze gemacht und den besten Platz am neuen Tische gesichert. Nie zuvor war es einem Wirthschaftsbeamten gelungen, die gesellschaftlichen Absperrungsgrenzen, mit denen der sehr adelsstolze Gutsherr sich und seine Familie umgab, zu durchbrechen.

Der flotte Fritz hatte sich um die diesbezüglichen Weisungen des alten Inspectors wenig gekümmert, sondern das Hinderniß plein chasse genommen und am ersten Sonntag im tadellosen, modernsten Gesellschaftsanzug seine Aufwartung gemacht.

Zwischen einer zu Besuch anwesenden, sehr schönen eleganten Cousine der Hausfrau und ihm stellte sich eine weitläufige und nicht völlig klar nachweisbare Verwandtschaft heraus, die er sich mit fabelhafter Gewandtheit zu verwerthen verstand.

In wenig Tagen war alle Steifheit der Herrschaft gegen ihn geschwunden. Er gehörte zum Hause, hatte seine Hand in allen Vergnügungsplänen der Familie und machte Fräulein Hertha von Ildberg in jener kecken und doch hinreißend zarten Weise, die verwöhnte Schönheiten meist so sehr lieben, den Hof.

„Ich lasse mir's gefallen," sagte die nachlässige, anspruchsvolle Art, in der sie seine Dienste hinnahm. „Natürlich nur zum Spiel!"

Aber es war ein eigenes, feines, aufregendes Spiel. Sie nahm seine lebhaften Gedanken reichlich in Anspruch. Er war immer beschäftigt, immer in Feuer und leiser Sorge, immer mit tausend Fragen hinter Magdalenen her: „Wie soll ich das und das verstehen? Kann sie das und das übel genommen haben? Was habe ich ihr wieder nicht recht gemacht?"

Magdalene gab ihm immer ein bißchen spöttisch, aber taktvoll und richtig Bescheid. Sie konnte sich merkwürdig in das Gespinnst von Vertraulichkeit und Koketterie, von Schmollen und Plänkeln, das sich zwischen den beiden Weltkindern hin- und herzog, hineindenken. Das Nichtige in all den Wichtigkeiten sah sie wohl, aber je tiefer Fritz von der ganzen Sache erregt schien, um so mehr packte diese auch sie; es war förmlich, als habe der prickelnde Schaumwein, an dem die beiden jungen Leute sich täglich berauschten, sie, die ferne Zuschauerin, ein wenig mit berauscht.

Aufmerksamer als sonst lauschte sie, wenn auf den Heimwegen Fritzens Schritt hinter ihr erklang. Die Schulverhältnisse fingen seit kurzem doch an, auf ihr zu lasten. Den Ehrgeiz, sich durchaus Herzen gewinnen, als liebenswürdig gelten zu wollen, besaß sie nicht. Aber sie hatte ein gutes, collegiales Verhältniß zu den Collegen so sehr gewünscht. Die Thatsache, daß diese sie wirklich abscheulich behandelten, ließ nur ihr Stolz sie noch nicht klar und deutlich erkennen. Aber die Hoffnung auf ein freundliches Einverständniß war doch unrettbar dahin. Alles war so beklemmend, so freudlos und eng; der Schulschluß war jedesmal eine Erlösung für sie, und Fritzens Geplauder eine frische, tausendmal willkommene Zerstreuung und Erquickung.

Daß die Colleginnen sie seltsam ansahen, wenn sie sie mit dem schönen jungen Menschen auf dem holprigen Stadtpflaster schlendern sahen, beachtete sie nicht. Flüchtig kamen ihr wohl einmal Erwägungen, ob man das Freundesverhältniß zwischen Fritz und ihr wohl gar glossiren könne. Aber der Gedanke erschien ihr lächerlich. — Ihr Pflegebruder, der ihr seine Herzenssorgen anvertraute, — — nein, mit dem Bewußtsein solcher Ungefährlichkeit konnte man der Klatschlust des Städtchens in jedem Falle trotzen!

Fritz war jetzt sehr glücklich. Die schöne Hertha war sanft und gnädig. Er durfte sie begleiten auf ihren waghalsigen Ritten; im Knopfloch ihres schwarzen Reitkleides trug sie die wilden Rosen, die er ihr gepflückt; sie sang mit Vorliebe ein kleines Lied, dessen Melodie er für sie erdacht, und das er mit Hülfe von Magdalene's musik-theoretischen Kenntnissen mit niedlicher Klavierbegleitung zu Papier gebracht hatte. Ihre spröden Launen waren neben diesen feinen Gunstbezeichnungen nur von doppeltem Reiz.

Magdalene konnte sich das gnädige Gefallen eines verwöhnten Weltkindes an Fritz' frischem, hingebendem und leichtblütigen Wesen wohl vorstellen. Sie konnte sich denken, daß das halb unfertige, halb leidenschaftliche Starke seiner Natur schließlich auch ein kühles Herz bezauberte. Wenn es Fräulein Hertha Ernst wäre? Auf einem ihrer einsamen Abendspaziergänge fiel ihr der Gedanke plötzlich ein, ziemlich im selben Augenblick, als der, um den sie sorgte, mitten durch die Waldstille laut ihren Namen rief.

(Fortsetzung folgt.)

Die weltliche „Maria".

Von Zoë von Reuß in Liegnitz.

Das Arbeitsrecht der Frau ist zur Thatsache geworden, trotz aller Widersacher und der traditionellen beschränkteren Anschauungen! Ja, das Weib von heute ist eingetreten in einen Kreis selbstgewählter Arbeitsthätigkeit, die, wie eine gliederreiche Kette, die menschliche Gesellschaft in allen ihren Theilen umschlingt. Die Frau der Gegenwart hat bereits theilweise selbstgeschaffene Pflichten übernommen, ohne dabei, — wie zahlreiche Unglücks-Propheten geweissagt, — aus dem Kreise ihrer überkommenen, natürlichen und heiligen Pflichten herauszutreten! Sicherlich wird später noch einmal erkannt werden, wie eine höhere, bewußtere, freiere Anschauung der Ausübung jeder Pflicht nur förderlich sein kann; ebenso, daß der gebildetere Geist die hohe Wichtigkeit der dem Weibe hauptsächlich anvertrauten Pflege des Kleinen besser und vollkommener zu würdigen wissen wird, als die, schon mit dem gewohnheitsmäßigen, gedankenlosen Schlendrian des Alltagslebens zufriedengestellte, geringere Einsicht. Je reifer und gesunder das weibliche Urtheil ist, um so gewisser wird es sich selbst das richtige Ziel stecken. Dies ist eine Wahrheit, von der sicher ein künftiges Geschlecht Zeugniß ablegen wird.

Weil nun aber einmal hienieden allen Dingen die Erdenschlacken anhaften, und das Hineinwachsen in die neue Form dem Hineinpressen jederzeit vorzuziehen ist, so ist auch hier im Druck der Verhältnisse und des Zeitmangels manches verdorben! Das Recht selbständiger Arbeit hat sich die Frau erworben, die eine mit Wort und Feder, die andere schon längst mit dem vielleicht noch besseren stillschweigenden Thun. Dabei hat sich nun aber ein neuer Uebelstand entwickelt, der dringend Abstellung verlangt und verdient. Es hat sich nämlich sichtbarlich eine weibliche Aristokratie des Geistes und Wissens herausgebildet.

Nur die Frau, die geistige Arbeit verrichtet, ist im engeren Sinne gesellschaftsfähig geblieben. Dagegen stehen sämmtliche Frauen, die in anderer praktischer Thätigkeit ein ihren speciellen Neigungen und Fähigkeiten entsprechendes, gleich achtungswerthes Ziel gefunden haben, gesellschaftlich eine Stufe tiefer. Was von weiblicher Kraft arbeiten, aber dabei die äußere Lebensstellung wahren will, muß entweder künstlerisch thätig sein, oder wenigstens Lehrerin, Erzieherin, Pensions- oder Schulvorsteherin werden, ohne scrupulöse Rücksicht auf Naturanlage und individuelle Begabung, die beim Weibe doch eben so stark das Wort redet als beim Manne. Der Mann pflegt unter normalen Verhältnissen zu wählen, wozu ihn innerer Beruf und Neigung treiben, und ein vernünftiger Vater läßt seinen Söhnen nach Möglichkeit freie Wahl. Mag er als Kaufmann, Landwirth oder Gewerbetreibender ꝛc. sein erstrebtes Ziel finden, sobald er durch das Freiwilligen-Zeugniß geaicht und abgestempelt ist und dazu ein tüchtiger Mann in seinem Fache und ordentlicher Bürger, wird es seiner gesellschaftlichen Stellung nichts schaden. Findet er auch, gewöhnlich seinem Geschmack entsprechend, den specielleren Umgangskreis unter den eigenen Berufsgenossen, so ist ihm doch nach außen hin die gesellschaftliche Stellung gewahrt geblieben.

Anders, ganz anders bei der Frau!

Das Gewerbe, zu dem die Frau durch angeborene Sorgfalt für das Kleine und durch eine oft hochentwickelte Anstelligkeit und Geschicklichkeit vorzugsweise prädestinirt erscheint, stellt sie gesellschaftlich immer eine Stufe tiefer.

Das werden alle diejenigen schon mit Schmerzen empfunden haben, denen innere und äußere Verhältnisse solchen Platz anwiesen. Modistinnen und Putzmacherinnen, Stickerinnen und Weißnäherinnen, wenn sie eben nur ausführen und nicht selbst erfinden, und vor allem nicht Gelegenheit besitzen, ihre Erfindungen durch irgend ein großes Journal als geniale Neuschöpfung auf dem Gebiete der Mode zu verwerthen, oder als Veronica und Alphonsine einen Ministerposten des Geschmacks bei ihrer Majestät Mode einnehmen, — werden von der weiblichen Aristokratie des Geistes für wenig mehr als eine gebildete Kammerjungfer angesehen werden. Und doch verlangen alle diese Gewerbe durch den im letzten Jahrzehnt entwickelten Kunstgeschmack eine nicht geringe, wirkliche Bildung. Einrichtung und Toilette müssen, um schön und vornehm zu sein, ihren eigenen, den speciellen Bedürfnissen und Zwecken entsprechenden Charakter besitzen, den Stil, den aber nur die echte Bildung, der in Fleisch und Blut übergegangene Kunstgeschmack herausfinden kann.

Mit vollem Rechte schreibt man der Frau eine starke Empfänglichkeit für die Vortheile und Annehmlichkeiten der äußeren Lebensstellung zu; sie gilt im allgemeinen als eine Folge der größeren weiblichen Eitelkeit. Diese Eitelkeit ist nun aber verhängnißvoll. Arbeiten und Schaffen, sie will es gern, bis zur Aufopferung, — aus ihrer gesellschaftlichen Stellung heraustreten, nein, das vermag sie nimmermehr! Aus diesem Grunde wählt sie in erster Linie nur einen Lebensberuf, der ihr dieselbe dauernd verbürgt!

Die äußere Wirkung dieses Umstandes ist selbstverständlich ein übermäßiger Andrang zu den wenigen weiblichen Berufszweigen, die auf geistigem Boden wurzeln, sodaß auf diesem Gebiete das Angebot die Nachfrage längst überholt hat. Wie manches liebe, blasse, aber nur mittelmäßig begabte Geschöpfchen quält sich im stillen im Seminar ab und bangt und sorgt sich um das böse Examen und wird davon immer blasser und stiller. Mutter Natur gab ihm als Ausgleich den glücklichen „sechsten Sinn" und dazu ein Herzchen voll unberechenbarer, unverwerthbarer Liebe. Wahrlich, ihm wäre geistige Ruhe und tüchtige häusliche Bewegung und Thätigkeit die beste Medicin, heilkräftiger als Stahlpillen und China-Wein, die der Arzt zur Stärkung verordnet. Wenn das junge Mädchen keine Hausfrau werden sollte, so wird es sich, auf geeignetem Boden, doch zu einer tüchtigen Martha entwickeln können, die als guter Hausgeist durchs Leben geht, zur Hülfe und zum Trost ihrer Angehörigen. Glücklich das Haus, dem solche hülfsbereite, opferfreudige Martha zur Verfügung steht! Eine Maria durch inneren Beruf wird solche Martha niemals. Die praktische Brauchbarkeit eines Koch-Receptes und ein neuer Hemdenschnitt interessiren sie tausend Mal mehr, als der gehaltvollste Vortrag des Gymnasial-Professors, der im Seminar den Geschichtsunterricht giebt. Wozu uns die Natur bestimmte, das macht sie uns leicht: darum bringt sie den Forderungen des Alltagslebens, trotz ihrer sonstigen geistigen Unbedeutendheit, ein fast wunderbares Verständniß entgegen. Aber Martha's Mutter ist vielleicht die Wittwe des Rectors, und die Tochter eines solchen kann, wenn sie den Kampf ums Dasein einmal mitkämpfen muß, doch nur auf geistigem Gebiete arbeiten! So besucht Martha das Seminar, und die Furcht vor dem Examen wird immer größer. Oder sie ist die hübsche Tochter eines frühverstorbenen Gerichtsbeamten, die den feinsten weiblichen Geschmack besitzt und dazu zwei Feenhände von so wunderbarer Leichtigkeit und Geschicklichkeit, daß sie sofort zu schaffen vermögen, was Martha's Augen an reizenden Neuheiten der Mode erblicken. Das arme Kind besitzt einen Horror vor thèmes und englischen Uebersetzungen und möchte lebensgern Modistin werden. Doch die Familie mag um keinen Preis die gesellschaftliche Stellung opfern, und die geängstigte Mutter nimmt zum Andenken des Vaters ihre Zuflucht, um die Tochter auf den „richtigen" — falschen Weg zu weisen!

Daß ein großer Bruchtheil unserer heutigen jungen Damenwelt aus äußeren Gründen das Seminar besucht, ist nicht zu bezweifeln. Neben der zwingenden Nothwendigkeit der Verhältnisse sind Eitelkeit und Mangel an anderweitiger genügender Beschäftigung die Haupttriebfedern. Aber auch die Mode hat unzweifelhaft ihren Antheil daran. Die Signatur unserer heutigen allgemeinen Frauenerziehung ist die Bildung zur weltlichen „Maria"!

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Zur Beachtung.

Die Abtheilung „Aus dem Leserkreise" steht unseren Leserinnen zur freien Verfügung. Wir ersuchen die geehrten Abonnentinnen freundlichst, bei Einsendungen von Fragen stets ihre deutlich geschriebene, genaue Adresse angeben zu wollen, damit wir in der Lage sind, in Fällen, wo der Gegenstand der Frage kein allgemeines Interesse besitzt, oder wo eine schnelle Antwort geboten erscheint, diese direct zu ertheilen. Fragen, die ein Inserat ersetzen sollen, kann die Aufnahme nicht gewährt werden; ebenso wenig vermögen wir, auf kürzlich erst erörterte Themata zurückzukommen, und bitten deshalb, vor der Fragestellung stets die in der letzten Zeit veröffentlichten Antworten nachzulesen. Anfragen nach Bezugsquellen der im „Leserkreise" beschriebenen Gegenstände können im einzelnen nicht beantwortet werden, da die Adressen stets in den betreffenden Artikeln selbst angegeben sind. — Alle für den Druck bestimmten Manuscripte müssen deutlich auf nur einer Seite des Papiers geschrieben und mit vollständiger Adresse der Einsenderin versehen sein. Beiträge, die zum Druck gelangen, außer den „Fragen", finden angemessene Honorirung; Unverwendbares kann nicht zurückgesandt werden. D. Red.

Gesundheits- und Körperpflege.

Alte Abonnentin. — Krampf in den Füßen und Waden entsteht durch Druck auf die Fußsohlen, z. B. beim Stehen auf einer Leitersprosse, oder nach großen Anstrengungen und beim Kaltwerden der Füße im Bett u. dgl. m. Bei alten Leuten, besonders bei mageren und schwachen, kommt derselbe leichter, sogar ohne äußere Ursachen, wahrscheinlich infolge kleiner Blutstockungen. Zur Verhütung dient Vermeidung der äußeren Ursachen und Belebung der Nerventhätigkeit und Blutbewegung, am besten durch kalte Waschungen, allenfalls nach einem warmen Fußbade; auch spirituöse Einreibungen und kunstgerechtes Massiren werden oft mit Nutzen angewendet. Dr. D.

A. N. K. — Die Bekömmlichkeit der Speisen oder die Möglichkeit, durch dieselben gestärkt zu werden, hängt bei Nervenschwäche, wie überhaupt, nicht nur von Beschaffenheit und Bereitung der Speisen ab, sondern mindestens ebenso sehr von der Verdauung und dem Zustande desjenigen, der gestärkt werden soll. Ebenso ist es mit Heilmitteln, Ruhe, Bewegung ꝛc.: jedes kann unter Umständen nützlich oder auch schädlich sein. Um diesen Körperzustand und besonders auch die Ursachen einer vermeintlichen „Nervenschwäche", sowie das für den einzelnen Kranken nützlichste Heilverfahren festzustellen, ist ärztliche Untersuchung und fortgesetzte Behandlung nothwendig, letztere aus dem Grunde, weil, was heute nützlich ist, nach einiger Zeit unnütz oder sogar schädlich sein kann. Das Allerverkehrteste aber, was „Nervenschwache" thun können, ist, daß sie sich selbst curiren, sei es auch mit den bestempfohlenen und bestbewährten Mitteln: Eines schickt sich nicht für alle! Viele Nervenschwache, wahrscheinlich die meisten, bedürfen auch der seelischen Leitung eines erfahrenen und ihr Vertrauen besitzenden Arztes. Dr. D.

B. v. N. — Amandine ist uns nicht bekannt. Die unzähligen Geheimmittel mit mehr oder weniger schönen Namen und theuren Preisen zu untersuchen, übersteigt unsere Kräfte. Dr. D.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Gewerbliche Fortbildungs-Curse des Hülfsvereins für weibliche Angestellte. — Wenn man sich einmal eingehender mit der Entstehungs-Geschichte der Mode beschäftigt hat, so muß es einem auffallen, daß die Frau, die an der Mode unzweifelhaft in viel höherem Grade interessirt ist als der Mann, einen verhältnißmäßig so geringen Einfluß auf ihre Gestaltung hat, daß die künstlerische Leitung unserer bedeutenden Kostüm-, Mäntel- und Wäsche-Ateliers sich meistens in Händen von Männern befindet, daß das Entwerfen der Muster vorherrschend männlicher Geschicklichkeit überlassen bleibt. Das Streben unserer Zeit nach erweitertem Frauenerwerb wird auch hier allmählich Wandel schaffen und der Frau eine ganz in ihrer Sphäre liegende Thätigkeit eröffnen. Vorher muß jedoch die nothwendige Grundlage geschaffen werden durch eine Vorbildung, welche die natürliche Erfindungsgabe der Frau auf den rechten Weg praktischer Ausnutzung leitet. Will die Frau den ihr gebührenden Einfluß auf die Mode gewinnen und ihn lohnend verwerthen, so muß sie vor allem künstlerisch sehen und das Gesehene mit feinem Verständniß wiederzugeben wissen, mit anderen Worten: sie muß nach der Natur zeichnen lernen. Das ist zunächst für alle nothwendig, die sich auf dem Gebiet der Mode schöpferisch bethätigen, Ateliers leiten wollen ꝛc., dann aber auch von großem praktischen Werthe für jede Hausfrau und Haustochter. Manches Geschmack- und Naturwidrige würde aus der Mode verschwinden, wenn diese von der Frau ganz und gar beherrscht wäre! Aus dieser Erkenntniß heraus hat der Hülfsverein für weibliche Angestellte vor einem Jahre gewerbliche Fortbildungs-Curse eingerichtet, in denen sich der Unterricht auf das Zeichnen von modernen Damen-Toiletten, Damen-Confection, Wäsche-Gegenständen, Weißwaren nach der Natur, sowie auf Schnittmuster-Zeichnen in Verbindung mit Zuschneiden und Zusammensetzen derselben erstreckt. Wir haben es hier nicht mit Eil-Cursen zu thun, in welchen den Schülerinnen möglichst schnell unvollkommene Kenntnisse beigebracht werden, sondern mit einer gründlichen Ausbildung, die jede Schülerin zu selbständigem Denken anleitet und anregt. Im October beginnen wieder Curse, deren Besuch jungen Mädchen wie Frauen freisteht. Der Preis ist sehr mäßig, da es sich nicht um eine Einrichtung handelt, die Gewinn abwerfen soll, sondern die vielmehr Zuschuß erfordert. Anmeldungen werden im Bureau, Seydelstr. 25, entgegengenommen; dort sowohl, wie in allen Spindler'schen Annahmestellen werden auch Prospecte unentgeltlich verabfolgt. Dr. J. M.

Atelier für Damenschneiderei — In welcher deutschen Stadt würde voraussichtlich die Errichtung eines Ateliers für Damenschneiderei von Erfolg sein? Frau A. K.

Unterhalt durch Malereien (55). — Malereien der erwähnten Art, Brandmalereien ꝛc., übernehmen wir zum commissionsweisen Verkauf. Wir berechnen nach dem Verkauf 10% Provision; alle andern Spesen sind ausgeschlossen.

R. A. Türke & Söhne, Künstler-Magazin, Dresden, Ferdinandplatz 1.

Geklöppelte Spitzen (55). — Wenden Sie Sich an Frau Dr. Kunert, Graudenz. Die Red.

Häusliche Kunst.

Kürbis als Kalender. — Zu den wunderlichen Gebilden, die sich häufig unter den Zierkürbissen finden, gehört auch der kleine goldgelbe Turbankürbis, dessen flache, scheibenförmige Gestalt mit ihrer originellen, gesichtähnlichen Ausbildung fast unbezwinglich dazu herausfordert, dieser Laune der Natur mit Pinsel und Farbe in humoristischer Weise nachzuhelfen. So entstand das nebenstehend wiedergegebene, drollig schmunzelnde Sonnenantlitz aus einem ausgehöhlten und vollständig getrocknetem Kürbis der genannten Art; die broncirten Samenkörner der Frucht und getrocknete, spitzugeschnittene Blätter der Maispflanze umgrenzen strahlenförmig das Ganze. Gelbe Atlasbänder, mit dem Namen der Monate, Tage und Daten bedruckt und durch feine Einschnitte in Augen und Mund gezogen, gestalten den Scherz zu einem Kalender, der besonders über dem Schreibtisch eines lustigen Bruder Studio an seinem Platz sein dürfte. A. H.

Turban-Kürbis als Wand-Kalender.

Neue Farben. — Die durch ihre Email-Lackfarben rühmlich bekannte Firma Aspinall hat jetzt eine neue, waschbare Tempera-Farbe hergestellt, welche den Namen „Wapicti" führt. Dieselbe findet auf Gips, Stuck, Cement und Stein Verwendung. Bei der Reichhaltigkeit und Schönheit der Farbentöne kann sie zur Decoration der verschiedensten Gegenstände benutzt werden. Wegen ihrer Haltbarkeit, die selbst den stärksten Regengüssen widersteht, eignet sie sich auch zur Bemalung von Vorhallen, Baderäumen, ja selbst zum Anstrich von Häusern, Villen ꝛc. — Ebenso wird von London aus unter der Bezeichnung „Maurice-Porzellan" eine Farbe empfohlen, die auf harten, wie auf porösen Flächen vorzüglich haftet, ohne daß ein Gummiren des Materials erforderlich ist, und die Widerstandsfähigkeit mit Glanz und Schönheit vereinigt. Je nach der Bereitung trocknet sie mit porzellanartigem Glanz oder auch matt auf. Neben ihrer vielseitigen Verwendbarkeit für Decorations-Zwecke, die für häusliche Kunstarbeiten zunächst in Betracht kommt, messen die Erfinder ihr auch großen Werth bei zum Anstrich von Maschinen und sanitären Geräthschaften, denn sie soll das Oxydiren der Metalle verhindern und bei trockener wie feuchter Wärme unveränderlich bleiben. O. A.

Zwei Sachets, Brandmalerei auf Sammet. — Wenn man einmal den Brennstift zu handhaben versteht, so wird diese Kunst bald so sehr zur Leidenschaft, daß man sie gern an die Stelle von allen anderen Handarbeiten, Stickereien und Malereien setzt und auch kühn an Materialien sich versucht, die scheinbar wenig geeignet sind. Mit dem Brennstift auf Sammet zu arbeiten, erfordert schon große Uebung, auch eine sehr leichte Hand, um die Linien glatt herzustellen und sie nicht zu tief und zu dunkel einzubrennen. Von den beiden Sachets zeigt das eine aus maisgelbem Sammet zwei Vögel auf einem Kiefernzweige sitzend, das andere,

Sachets mit Brandmalerei.

elfenbeinweiße, einen Zweig von Phantasie-Blumen. Das erstere Sachet, — es mißt 52 zu 25 cm, — fütterte ich mit grasgrünem Atlas und faßte es mit rothlila Seidenband ein, das, der einen Schmalseite angesetzt, den Schluß bildet. Eine Ecke wurde nach außen umgeschlagen und mit einer Bandschleife gehalten. Taschenform mit abgestumpften Ecken zeigt das andere Sachet; es erfordert zu seiner Herstellung ein 50 zu 27 cm großes Stück Sammet, ist mit hellgrünem Foulard unterfüttert und, nachdem es taschenartig zusammengeschlagen, mit rothlila Seidenband eingefaßt, aus dem auch die Schleifen bestehen. Fr. v. H., Dresden.

L. M. — Grüne Holzbeize ergiebt eine Lösung von Kupfer in Salpetersäure; nach dem Trocknen überstreichen mit dünner Pottaschelösung. — Durch Zusammensetzen von blau und gelb erzielt man jeden beliebigen grünen Ton, also zu gelber Beize — eine Lösung von Gummigutt in Weingeist — etwas Anilinblau. E. F.

Fürs Haus.

Patent-Leuchter. — Sobald die Tage beginnen, kürzer zu werden, pflegen sich die verschiedensten Lampen und Leuchter, sämmtlich in „bedeutend verbesserter Construction", in unserer Redaction einzufinden. Wir greifen davon heute einen Leuchter heraus, der sich nach den Proben, die wir damit anstellten, in der That als äußerst praktisch bewährt, indem er es ermöglicht, eine Kerze, ganz gleich welcher Stärke, vollständig sicher zu befestigen und auch das letzte Stümpfchen davon zu benutzen. Schiebt man die runde Metallplatte, an der vier Klammern befestigt sind, in die Höhe, so biegen diese sich auseinander, um sich beim Niederdrücken wieder zu schließen. Man setzt nun zwischen die geöffneten Klammern die Kerze, drückt sie fest auf die vier winzigen Dornen inmitten der Platte und schiebt letztere dann nieder, bis das Licht vollkommen fest steht. Ein Lichtstümpfchen befestigt man mit seinem äußersten Rande zwischen den Klammern, sodaß es frei über der Platte steht, aber selbst in dieser Stellung wird es durchaus fest gehalten. Mit schwarz lackirtem Teller beträgt der Preis des Leuchters 1 M. 25 Pf., in Nickel-Ausführung 2 M. Derselbe stammt aus der Fabrik von Wolff, Baad & Co. in Wien, XIV, Stättermayer-Gasse 19, ist jedoch auch durch jede Eisenwaren-Handlung zu beziehen. D. Red.

Kapsel für eine Bindfaden-Rolle. — Um zu vermeiden, daß die angebrochene Bindfadenrolle in Verwirrung geräth, bewährt sich eine Kapsel aus dünnem, leicht getriebenem Kupferblech vorzüglich. Durch Zurückschieben eines der vier Theile, aus denen die Kapsel zusammengesetzt ist, läßt sie sich mühelos öffnen, um die Bindfaden-Rolle aufzunehmen; der Faden wird durch einen seitlichen, kreuzförmigen Ausschnitt geführt. Das kleine Geräth hängt an einer Kette von einzelnen Haken aus Kupferdraht. C. E.

Kapsel für eine Bindfaden-Rolle.

Patent-Leuchter.

Bezugsquelle: F. P. Krüger, W, Lützowstraße 6. Preis 5 M.

Teppichklopfen. — Als Leiterin eines größeren Miethshauses frage ich an, ob nicht eine der geehrten Mitleserinnen Abhülfe für das viele Teppichklopfen weiß? In bekannten Familien werden vielfach die Teppich-Kehrmaschinen gebraucht, wobei man die Teppiche, anstatt sie zu klopfen, auf beiden Seiten abkehrt; doch sagte man mir, daß dabei die Wolle sehr litte. Ich füge noch hinzu, daß es bei den herrschenden Verhältnissen nicht möglich sein würde, die Teppiche außer dem Hause klopfen zu lassen. Für freundlichen Rath dankbar wäre Eine Abonnentin in Oesterreich.

Zimmereinrichtung.

Langjährige Abonnentin in Oedenburg (56). — Die Grundbedingungen für einen Salon im Barock- oder vielmehr Rococo-Stil, zu dem sich ersterer für das Wohnhaus bald abklärte, sind dieselben, nämlich: die gemalte oder reich ornamentirte Decke mit Spiegelgewölbe, hohe Flügelthüren und etwa 75 cm hohe Lambris. Sie wählen also jedenfalls für Ihren „Barock-Salon" das jetzt moderne Rococo, da Ihnen ein Studium der beiden Stile zeigen wird, wie zierlich elegant dieses Rococo für den Salon ist, wie schwerfällig dagegen das bombastische Barock. Vielleicht nehmen Sie Sich ein Zimmer des Bruchsaler Schlosses, das bekanntlich eine der reizendsten Rococo-Schöpfungen war, zum Muster und wählen gestreifte Seidenstoff-Tapeten in stumpfem Hell- und Mittelblau, durch Goldleisten mit vergoldeten Eckstücken (auch aus Papier-Maché zu fertigen) in Längsfelder getheilt; Lambris und Thüren mehrere Töne heller blau und alle Cassettirungen mit feinen Goldlinien; Thürbeschläge und -Schlösser in Rococo-Bronze. Als Wand-Decoration sind vor allem sehr stilecht „surportes": gemalte Portraits oder Rococo-Scenen, die in Ornament-Rahmen, welche sich der Thürbekleidung anschließen, die Flügelthüren krönen. Diese Rahmen wiederholen mit reicher Vergoldung die Farbe

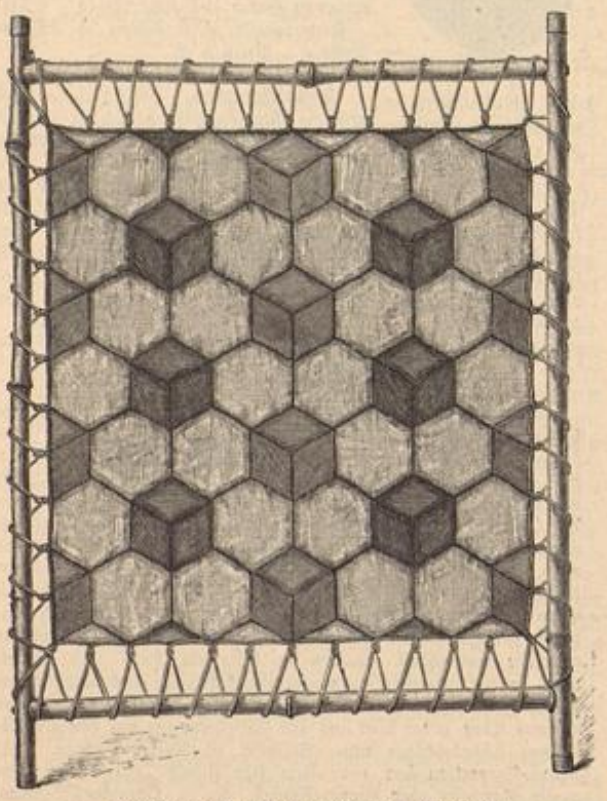
Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

der Thür. In jedem Längsfeld ist ein Medaillon-Bild in schmalem Goldreif eingelassen; rechts und links, oder darunter, ein Kerzenhalter aus Meißener Porzellan, Krystall oder Bronze, passend zum Kerzen-Lüstre angebracht. Wenn der Raum nicht sehr groß und ohnedies vielwandig getheilt ist, würde eine Felder-Eintheilung unruhig wirken; Sie wählen dann besser eine ganz einfarbige Tapete und lassen Eckstücke und Leisten nur einen dunkleren Eck- und Höhenfries abgrenzen. — Für kunstgeübte Hände wäre ein prächtiger Rococo-Salon wie folgt herzustellen: Sandfarbene Papiertapete mit kräftig aufgemalten Blumen und Ornament-Ecken, herabhängenden Bändern und Fruchtschnüren, wie sie in vergoldetem Schnitzwerk in Friedrichs des Großen Schlössern zu sehen sind. Den charakteristischen Eindruck würden, wenn die Medaillon-Bilder wegfielen, einige Rococo-Portraits machen, oder Landschaften mit heiterer Staffage im Genre Boucher's. — Nächst reichen Schnitzrahmen, die auch jetzt sehr stilecht geliefert werden, waren, besonders für Portraits, die aus dem einfachen Perlstab gefertigten Rahmen beliebt. Dazu dann Etagèren mit Nippes, Pagoden 2c. bestellt. Obwohl damals zu Gunsten reicher Schnitzereien auf die großen Fenstervorhänge verzichtet wurde, wäre es thöricht, wenn wir, nur um stilecht zu sein, dieser Gewöhnung der Neuzeit entsagen wollten. Wählen Sie hierfür nur den beliebtesten Stoff jener Epoche: schimmernden Atlas oder Damast in der Farbe der Wand, — allenfalls mit Spitzen darunter, — mit Bekrönung aus ornamentirter Goldleiste oder Goldfranze; den Halter bilden die Schleifen „Louis XV." Der Spiegel, ein schmaler Perlrahmen mit Bekrönung, soll in die Pfeiler- oder in die Kaminwand eingelassen sein. Dann müssen Sie unbedingt einen „Kamin-Ofen" haben mit dem kleinen Paravent, der im petit point gestickte Rococo-Bildchen aufweist, und auf der Marmorplatte Standuhr und Girandolen. Vor dieser „cheminée à la royale" erhalten die verschiedenen Sitzmöbeln ihren Platz. Die Rococo-Zeit liebte die Ueberfüllung der Zimmer nicht; demnach besteht die übrige Einrichtung nur aus dem feinen Sopha für officielle Besuche, aus hochlehnigen, an den Wänden stehenden Stühlen und einigen Gueridons mit kostbaren Platten. Die freie Mitte des Zimmers zeigt auf einem hellen Teppich den meist ovalen oder runden Tisch, dessen Schnitzereien und kostbar eingelegte oder marmorne Platte jede Decke unnöthig machen. Ein solcher Tisch kann alle charakteristischen Motive des Rococo aufweisen, vor allem aber die aus dem griechischen Dreifuß entstandenen Bockfüße (häufig mit Ornament geschlossen), das Ornament mit Muschel, Ohren, Perlstab und Festons. Auch die Holztheile der Polstermöbel, sofern sie nicht überpolstert sind, sollen diese Ornamente zeigen; für den Bezug ist gestreifter Seidenstoff charakteristisch, an dessen Stelle für die Rücklehne auch ein mattfarbig eingewirktes oder gesticktes Medaillon-Bildchen treten kann. Als Holz wählen Sie das jetzt beliebte, naturfarben belassene Nußbaum mit feinen Gold-Zierlinien, wenn Sie nicht alles Holz blaßblau lackirt mit reicher Vergoldung bevorzugen. Isa von der Lütt.

Der Fragestellerin, wie auch unsern andern Leserinnen, dürfte außer der kleinen Darstellung die Angabe einiger Firmen erwünscht sein, die gerade in der Herstellung von Rococo-Decorationen und -Möbeln Hervorragendes leisten. Wir nennen für Berlin: Gebr. Bauer, Hof-Decorateure, W, Unter den Linden 2; Hoflieferant Fried. Thierichens, W, Leipzigerstraße 20/21; Hof-Decorateur Ferd. Vogts, SW, Alte Jacobstraße 18/19; für Wien: Carl Bamberger, V, Kgl. Serb. Hoflieferant, Hundsthurmerstr. 24; C. Giani, VII, Westbahnstr. 21. D. Red.

Salon-Einrichtung im Rococo-Geschmack.

Fenstervorsetzer aus Seiden-Mosaik.*) — Eine sehr freundliche Zimmerzierde ist mein, in der Art von bunten Glasfenstern aus farbigen Seidenstücken zusammengefügter Fenstervorsetzer. Die Ausführung dieser Mosaik-Näharbeit ist wohl bekannt; man spannt die Seidenstückchen mit ein paar großen Heftstichen über Pappformen und näht sie fein überwendlich aneinander. Die Pappe wird dann herausgetrennt und die Arbeit links sauber gemacht, gebügelt und gefüttert. Neu und gewiß willkommen dürfte es aber sein, daß diese Pappförmchen, die man sich bisher mühsam zurecht schnitt, und von deren genauer Regelmäßigkeit das Gelingen der Arbeit abhängt, jetzt in allen Größen und Formen — Rechtecke, Quadrate, spitze Vierecke, Sechsecke 2c. — dutzendweise käuflich sind, sowohl aus weißem Carton, als auch in bunten Sortimenten, so daß man die Farbenwirkung der Arbeit bequem vorher berechnen kann. Mein Fenstervorsetzer ist aus Sechsecken von feinem dünnen Seidenstoff in den Farben der Glasmalerei rautenförmig zusammengestellt. In gelbem Grunde bilden je drei Rauten bald rothe, bald violette, bald blaue Sechsecke, die durch den schmalen durchschimmernden Umschlag der einzelnen Stücke wie zartgefaßte Glasscheibchen wirken. Das fertige Feld wird mit ganz dünner weißer Seide gefüttert und mit gelber Schnur umrandet, von der man Oesen stehen läßt, um das Ganze, ebenfalls mit Schnur, in einen passenden Bambus-Rahmen zu spannen. Eine zweite Anordnung zeigt die nebenstehende kleine Skizze. Bezugsquellen für die unter Musterschutz stehenden Formen, im Dutzend 30-60 Pf. und in Sortimenten à 1 Mark, sind der Fabrikant E. Petzold, Dresden, Kreuzstr. 6, und Frl. Clara Hartmann, Berlin W, Potsdamerstr. 125. R. P.



Fenstervorsetzer aus Seiden-Mosaik.

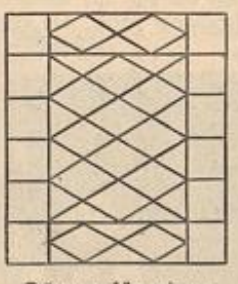
Wir glauben, daß es für unsere Leserinnen interessant sein wird, gleichzeitig zwei ganz verschiedene Arten von Seiden-Mosaik dargestellt zu sehen, — hier die Zusammensetzung aus vollständig regelmäßigen, geometrischen Formen, unter „Allgemeines" die willkürliche Verwendung der verschiedensten Stoffrestchen zu einem bunten, unregelmäßigen, vielleicht aber nicht minder reizvollen Ganzen. Beide Arten sind leicht auszuführende und insofern künstlerische Arbeiten, als für die harmonische Gesammtwirkung vor allem ein geschultes Farbenempfinden nothwendig ist. D. Red.

Allgemeines.

Offener Brief an die Redaction.

Sehr geehrte Redaction! — Nichtsahnend kam ich kürzlich gegen Abend zu einer Geburtstagsfeier, als ich die versammelten Damen in äußerst erregter Unterhaltung vorfand. Die Stimmen schwirrten durch einander, und ein Zeitungsblatt flog von Hand zu Hand. Es handelte sich, wie ich bald erkannte, um die in einer Ihrer Nummern erschienenen „Zehn Gebote des Mannes." Ein Theil der Damen, die Partei der „deutschen Edelfrau," war für die Gebote begeistert, andere wollten den einen oder anderen Punkt nicht gelten lassen. Die einzelnen Paragraphen wurden nach allen Richtungen hin erörtert, bis plötzlich Stille eintrat und eine Dame, — es war die Hausfrau selbst, wie mir schien, denn wir hatten uns inzwischen als „Untersuchungs-Object" discret ins Nebenzimmer zurückgezogen, — bis diese allein das Wort nahm und ungefähr folgende Ansprache an die versammelten Mütter, Frauen und Jungfrauen richtete: „Meine lieben Freundinnen, so sehr ich auch der ‚deutschen Edelfrau' beistimme und die Gebote, die sie aufstellt, für richtig halte, so muß ich mich doch gegen verschiedene ihrer Anschauungen verwahren. Wenn z. B. im 2. Gebote die Rede ist von den lockeren Gesellen des Mannes, so sind die Leute, mit denen mein Mann beim fröhlichen Glase sich von des Tages Mühen und Sorgen erholt, für mich keine „lockeren" Leute, sie sind die Freunde meines Mannes. Und glauben Sie, daß es eines besonderen Gebotes bedarf, um den Mann während des Feiertages, wie es im 3. Gebote heißt, an das Haus und an seine Familie zu fesseln? Macht nur dem Manne den Tag zum Feiertage, es steht in Eurer Macht, ja es gehört zu Euren Pflichten, und er wird nicht daran denken, sein Vergnügen außerhalb des Hauses zu suchen, ebenso wenig an Fest- als an anderen Tagen. Und nun zu Nr. 4, dem Schwiegereltern-Paragraphen! Ich kann mich zwar nur schwer in die Lage versetzen, daß die Eltern der Frau mit deren Manne, mit dem Manne ihres Kindes, nicht in gutem Einvernehmen stehen; denn wie sollten sie den nicht lieben, dem sie ihr eigenes Blut fürs ganze Leben anvertraut haben? Liebt aber die Frau ihren Mann, wie es sich gebührt, dann gehört es zu ihren Pflichten, etwaige Mißverständnisse auszugleichen, nicht dem Manne Gebote vorzuschreiben! Und wo eine Versöhnung nicht so rasch zu erreichen ist, da soll sie dem Manne vertrauen nach dem Gebot: Du sollst Vater und Mutter verlassen und an der Seite Deines Mannes stehen in guten und bösen Tagen. Nur wenn sie ihm Vertrauen entgegenbringt, hat sie auch ihrerseits solches zu beanspruchen, und erst dann gilt das 1. Gebot! Traurig aber muß es mit des Weibes Liebe bestellt sein, die, wie es im 5. Gebote heißt, durch Gleichgültigkeit getödtet werden kann. Hat sich die ‚deutsche Edelfrau' wohl gefragt, ob die Frau, der das geschieht, nicht selbst schuld ist, ob sie die Gleichgültigkeit nicht hervorgerufen? In diesem Falle wird es ihr auch ein Leichtes sein, sie zu beseitigen und das alte, herzliche Verhältniß wieder erstehen zu lassen. Endlich, — kaum möchte ich davon sprechen, — werden Cigarren und Bücher als ein giftiger Drache bezeichnet, der mit dem Gelde der armen Witwen und Waisen gefüttert wird! Und Bier nicht, und der Alkohol? Die armen Bücher in Gesellschaft von Cigarren, und wo möglich noch schlechter Cigarren! Das ist böse; das ist freilich schlimmer, als wenn die Frau sich mit Brillanten schmückt! Cigarren verderben nicht bloß die Gardinen, sie verderben sogar den Charakter, indem sie der Verschwendung Vorschub leisten. In diesem Sinne —"

Schon bereitete sich die Sprecherin mit lebhafter Geste auf einen pathetischen Schluß vor, als wir beide, mächtige Rauchwolken vor uns her blasend, wieder ins Zimmer zurückkehrten. „Sehen Sie!" rief die junge Frau mit seltener Geistesgegenwart, „er ist ein vortrefflicher Mann, und doch qualmt er wie ein Schornstein aus seiner Cigarre, und sein Schwiegervater hat sie ihm geschenkt!" Da mußten die versammelten Damen lachen, ob sie wollten oder nicht, und beim Abendessen herrschte die fröhlichste Stimmung, ja wir brachten ein Hoch aus auf die Modenwelt, die schließlich den Anlaß dazu gegeben, und auf die „deutsche Edelfrau", wenn wir auch nicht in allen Punkten mit ihr übereinstimmten. Ihr treuer Abonnent.



Schema für einen Fenstervorsetzer aus Seiden-Mosaik.

Mittheilung einer Missions-Freundin. — Dem weiten Gebiet jeglicher Missions-Arbeit und speciell der Thätigkeit der Missionarinnen in Indien gehört mein lebhaftes Interesse. Gleich vielen Missions-Freundinnen arbeite ich in meiner freien Zeit allerhand praktische und unpraktische Dinge, die ich dann dem „Frauenverein für christliche Bildung des weiblichen Geschlechtes im Morgenlande" zum Verkaufe in Indien übergebe. „Wenn Sie uns doch nicht so viel Unbrauchbares arbeiten möchten!" wurde mir von berufener Seite gesagt, als ich mein letztes Scherflein ablieferte. Ich erkundigte mich hierauf, — freilich etwas spät, — darnach, welche Arbeiten am willkommensten sein würden, und erfuhr, daß allerlei Gegenstände aus Seiden-Mosaik, vorzüglich Kannenwärmer verschiedenster Größe, Decken, kleine Kissen auf den Bazaren in Indien mit Vorliebe gekauft werden. Gertrud Götze selbst, die eifrige Missionarin in Indien, deren Porträt ich in den Spalten dieser Zeitung (1. Juni 1895) fand, hat eine solche Mosaik-Arbeit, einen Theekannen-Wärmer mit dazu gehörigem Henkel-Angreifer, zur Verfügung gestellt, die als Vorlage und Anregung dienen

Theekannen-Wärmer und Henkel-Angreifer aus Seiden-Mosaik.

soll. Also fortan keine Schürzen, Decken, Kissen, aus mühsamer Häkel- und Stickarbeit mehr, meine verehrten Mitleserinnen! Dafür aber sammeln Sie fleißig alle Sammet-, Seiden- und Damastflicken; auch die allerkleinsten können verwendet werden. In regellosen Formen heftet man die nach innen schmal umgebogenen Flicken auf eine feste Grundform aus Leinwand, befestigt und verbindet sie mit seidenen Zierstichen und mustert nach Belieben größere glatte Flächen durch allerhand Sterne, Ranken 2c. aus leichten, losen Seidenstichen. Für den hier dargestellten Theekannen-Wärmer sind zwei gleiche, oben abgerundete Theile zu benähen, dann mit Tuch oder Flanell zu füttern und mittelst Naht zu verbinden. Eine kräftige Gold- oder Seidenschnur kann am untern Rande den Abschluß bilden und die Naht decken. H. L.

Briefmarken. — Es soll eine Firma existiren, die 10,000 Stück abgestempelte Briefmarken gegen praktische Gegenstände umtauscht. Wer könnte mir dieselbe nennen? G. R.

Bonus-Verein. — Ich bitte um die Adresse des Bonus-Vereins (Italien?), an welchen man alle möglichen Stoffreste, Bücher, Bilder, kurzum alles Ueberflüssige sendet. Die Sachen werden durch Kinder sortirt und finden dann Verwendung. Giebt es auch in Oesterreich eine Sammelstelle? Baronin B.-W.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: J. Wilda, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltungs-Beilage

13. October 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 20.

Nachdruck verboten.

Signor.

Novelle von Frida Schanz in Berlin.

(Fortsetzung.)

Mit seinem leichten Wagen, dessen Räderrollen Magdalene schon eine Weile gehört hatte, ohne darauf zu achten, kam Fritz hinter ihr drein.

Er hatte sie im Städtchen vergeblich zu sprechen gesucht und war glücklich, daß er sie nun auf der Heimfahrt traf.

„Komm, steig' auf und fahr' ein Stück mit, Lene!" bat er in herzlichem Ton. Ach, Fahren! Wenn sie eine Leidenschaft besaß, so war es die, zu fahren, auf schönen Waldwegen, mit edlen, feinen Pferden, wie die vor Fritz' Gig. Die Worte:

„Ich bin so jung an Jahren!
Mir ist es nur ums Fahren,
Wohin, das gilt mir gleich!"

hätten auf sie gedichtet sein können. Fritz kannte ihre kleine Schwäche genau und ließ nicht nach mit Bitten und bat immer dringender, je mehr sie zögerte und sich besann.

Da schwang sie sich endlich, von seiner Hand gestützt, lächelnd auf den Sitz, und die Fahrt ging in der wohlig kühlen Abendluft unter den wehenden, ins rothgoldene Sonnenlicht tauchenden Tannenwipfeln lustig ins Weite.

Was Fritz zu erzählen hatte, war auch wie lauter volles Sonnenlicht. Er wollte heute einmal ausnahmsweise weder Rath, noch Hülfe, noch Trost. Alles stand unvergleichlich. Er hatte die Idee eines ländlichen Balles, den Fräulein Hertha gewünscht, bei deren Verwandten glücklich durchgesetzt. Zum Danke hatte sie ihm die besten Tänze versprochen. Sie waren heute schon Stunden lang zusammen geritten und hatten die wunderbarsten Gespräche geführt, immer am Rande hin, hinter welchem das Zauberland „Liebe" beginnt. Er war noch wie im Traum von dem prickelnden Reiz dieser Stunden.

Ein bißchen wehmüthig saß Magdalene in ihrem braunen Schulhütchen und dem lichtblauen Kattunkleid neben ihm und hörte ihm zu.

Ihre Vorstellungen von rauschendem Lebensglück hatten mit diesem koketten Getändel nichts zu thun. Aber es lag doch etwas in Fritz' Geplauder, was ihre ganze Sehnsucht weckte. Sie stellte sich den köstlichen Morgen vor, den Ritt im grünen, thauigen Walde, das graziöse, verwöhnte Mädchen, vornehmsicher, von großer Selbstbeherrschung und doch voll heimlicher Zärtlichkeit für das liebenswürdige, fehlerreiche Menschenkind an ihrer Seite. Das war doch Leben, — Erleben!

Mit einer Art von wehmüthigem Stolz blieben ihre Blicke auf den schöngeschnittenen Zügen ihres Kameraden haften. Er merkte den Blick und nickte ihr mit herzensgutem Lächeln freundlich und munter zu.

Und dann war's auf einmal, als walle ihm sein rasches junges Blut auf in besonderem Mitgefühl für sie, als müsse er ihr etwas Besonderes geben, ihr das Herz mit ein paar besonders herzlichen Freundesworten erwärmen und beleben.

Er fand es bezaubernd lieb, daß sie mitgefahren sei; er sprach begeistert von ihrer Freundestreue. Wenn sie nicht wäre, wenn er ihr nicht alles sagen dürfe, wo bliebe dann der Duft der Erlebnisse? Diese Plauderstündchen mit ihr seien eben doch der Extract von allem Guten!

Mit feinem Spott wies sie den Ueberschwang zurück.

Aber ein leises Glück blieb ihr doch im Herzen. Und so gab es an der Straßenbiegung, wo sie vom Wagen stieg, um heimzukehren, ein ganz besonderes freundliches und herzliches Lebewohl, einen ganz besonders festen, treuen Händedruck, ein ganz besonders warmes „Auf Wiedersehen!"

Das heimliche Klagen und Nagen der Sehnsucht wollte, als sie allein zurück schritt, wieder in ihrer Brust beginnen. Aber sie hob sich mit einem stolzen Aufschwung ihrer jungen Seele darüber hinweg und erzwang sich die Kraft, wirklich fröhlich und heiter gestimmt zu sein bei dem Gedanken an fremdes Glück.

Der Klang bekannter Stimmen schreckte sie auf aus ihrem Sinnen. Sie wandte sich rasch um und war sehr unangenehm überrascht, als sie Fräulein Krüger und Fräulein Steiner, ihre beiden älteren Colleginnen, mit großen Waldsträußen beladen, hinter sich herkommen sah. Innerlich seufzend blieb sie stehen, um zu grüßen.

Die Damen flüsterten ein paar Worte mit einander und gingen dann auffallend rasch an ihr vorbei. Sie stand und starrte ihnen betroffen nach. War es denn möglich? Hatte sie recht gesehen? Sie hätte darauf schwören mögen, daß ihr artiger Gruß gar nicht erwidert worden war.

Sie sagte sich im nächsten Augenblick, eine solche Unhöflichkeit sei einfach unmöglich. Das Flüstern hatte wohl einen Gruß für sie bedeuten sollen. — Aber die feindseligen, kalten Blicke waren nicht falsch zu verstehen.

Ihrem ganzen Mädchenstolz zum Trotz befiel sie plötzlich eine Unruhe, ein Unbehagen, wie sie es nie vorher kennen gelernt hatte. Ein paar Minuten vor dem Zusammentreffen mit ihr waren die beiden Damen Fritz' Gefährt begegnet. Wie sie sich die Sache nun auslegen mochten, konnte sie sich denken. Es war ihr, als müsse sie rasch hinter ihnen drein laufen, um ihnen zu erklären, wie unschuldig die Begegnung war, wie harmlos und zufällig sie gekommen. Gleich darauf aber schämte sie sich der eigenen Verwirrung. Gesenkten Kopfes, mit sorgenvoll gefalteter Stirn, schritt sie weiter. Eine tiefe und immer tiefere Muthlosigkeit kam über sie. Sie hatte nur eben im Flug ein bißchen Lebensfreude mitgenommen, aber schon mehr, als ihr gegönnt und erlaubt war. Sollte ihr das letzte Fünkchen Sonnenschein noch genommen werden? Den schwachen Schein von Glück, das dürftige bißchen Lebensthau, — sollte sie auch das noch missen?

Mit Thränen kämpfend, saß sie den ganzen Abend vor ihren Büchern. Sie hatte sich für eine Geschichtsstunde vorzubereiten, aber ihre Gedanken waren müde, und die wirren Streitigkeiten zwischen den Häusern York und Lancaster waren ihr unsäglich gleichgültig. Mit Ueberdruß dachte sie an den kommenden Tag.

So Schlimmes, wie dieser ihr brachte, hatte sie nicht voraus gesehen. Sie war wahrhaftig nicht durch Freundlichkeit verwöhnt, aber dieses eiskalte Verhalten der Collegen, dieses absichtliche Uebersehen und Ueberhören ihrer Gegenwart machte sie ganz verstört. Bisher hatte der Director immer noch einen freundlichen Gruß und ein paar liebenswürdige Worte für sie gehabt. Aber als sie heute hülfesuchend in das Gesicht des still von ihr verehrten Mannes blickte, erschrak sie, so scharf prägten sich Tadel und Mißbilligung in seinen Mienen aus.

„Sie können in der Zwischenpause wohl einmal zu mir herauf kommen, Fräulein Linke," sagte er, dicht zu ihr herantretend, in seiner ruhigen, klaren Weise.

Sie wurde roth wie Blut vor Schreck und Scham. In scheuer Hast warf sie einen Blick nach dem Collegen-Kreis hinüber. Signor, den die Töchterchen des Directors mit einem neuen Halsband geschmückt hatten, war drüben wieder einmal Gegenstand der allgemeinen zärtlichen Aufmerksamkeit. Aber ein einziger Blick, der von Dr. Stephany zu ihr herflog, sagte ihr, daß die ganze Gesellschaft genau wußte, worum es sich handle.

Wie im Fieber verbrachte sie die beiden Schulstunden vor der Pause. Sie hatte sich in ihrer schwermüthigen Gemüthsverfassung ohnehin mangelhaft präparirt und verlor nun den Faden alle Augenblicke. Verwundert sahen die Kinder, wie sie schließlich das Lehrbuch zu Hülfe nahm, um ihren kleinen Geschichtsvortrag zu Ende zu führen. Namentlich die großen braunen Augen der blonden Rosel, die sie immer so warm angeblickt, peinigten sie heute mit ihrem klugen, kritischen Blick.

Wie von Gott verlassen, kam sie sich vor, als sie nach dem zehnten Glockenschlage die Treppe hinauf stieg, um sich zum Verhör zu begeben. Und doch stand sie dem Director stolz und gefaßt gegenüber, und keine Thräne zeigte, wie verwundet sie war. — Es war natürlich ihr Verhältniß zu Fritz, über welches der Director in väterlich ernster und doch dringender Weise Aufschluß verlangte. Ihr ungenirter Verkehr mit dem jungen Manne hatte längst im Städtchen Aufsehen erregt, und seit gestern wußte man, daß auch ihre einsamen Waldspaziergänge damit in Verbindung standen. Sie sei wohl mit dem jungen Landwirth verlobt? Aber so lange sie dem Schulverbande angehöre und die Sache nicht öffentlich sei, müsse er auch in diesem Falle verlangen, daß sie ihren Ruf strenger und ängstlicher hüte. Er sei für diesen verantwortlich.

In mildem, maßvollem Ton, ein zerknirschtes, bescheidenes Zugeständniß erwartend, hatte der gewandte Schulmann seine Sache vorgebracht. Aber Magdalene schlug nicht einmal die Augen vor ihm nieder. Nicht bescheiden, sondern tief beleidigt und verletzt blickte sie ihn an, und der feine Hochmuthszug ihres blassen Gesichtes trat schärfer als je zu Tage, als sie die wenigen Worte, die sie zu ihrer Vertheidigung nöthig zu haben glaubte, sprach.

Sie gab ihr Ehrenwort, daß auch nicht der Hauch eines Liebesverhältnisses zwischen ihr und Herrn Fritz von Langerke existire. Fritz sei ihr Pflegebruder, der Freund ihrer Jugend, weiter nichts. Ein paar Worte auf offener Straße mit ihm zu sprechen, könne ihr nicht verwehrt werden. Das Zusammentreffen im Walde sei Zufall gewesen, und das Stück gemeinsamer Fahrt eine harmlose Freiheit, die aber nicht wieder vorkommen solle.

Der Director mußte sich wohl oder übel mit dieser Erklärung zufrieden geben. Er lenkte mit ein paar kühlen Worten ein und erklärte die Sache dann für erledigt. Stolz und ungebeugt ging Magdalene zur Thür hinaus. Aber ihr Herz schlug ihr in tiefem Bangen und in bitterem Weh. Sie fühlte deutlich, daß der einzige sympathische Mensch in ihrem Berufskreise das freundliche Wohlwollen, das er bisher für sie gehegt, und das er ihr vielleicht, trotz ihrer muthmaßlichen Fehler, hatte wahren wollen, in den letzten Minuten aus seinem Herzen getilgt hatte. Der Verlust dünkte ihr namenlos schwer. Und doch gab es kein Ruhen, kein Flüchten; doch mußte sie vorwärts auf der nun ganz kahl, ganz freudlos gewordenen Bahn.

Wie im Traume gab sie die nächsten Stunden. Sie fühlte, wie schlecht sie sie gab. Das laute Reden schon kostete ihr die größte Ueberwindung. Wie nach einem Labetrunk, sehnte sie sich darnach, allein sein und schweigen und nachgrübeln zu dürfen.

Zum Glück folgte dem unglückseligen Morgen ein freier Nachmittag, der wenigstens Zeit ließ zu einsamen, tiefen Gedanken. So gut es ging, zimmerte sie sich das zerbrochene Gerüst ihrer Lebensthätigkeit wieder zurecht. Sie nahm sich vor, allen Stolz, alle Thatkraft, alle leise Ironie ihres Innern gegen das feindliche Geschick zusammenzutragen. Gegen die allgemeine Mißstimmung konnte sie die Augen nun nicht mehr verschließen. Aber sie wollte sich wenigstens selbst nicht schlecht behandeln, sich nicht elend fühlen, nicht beugen und verbittern lassen von den unverdienten Widrigkeiten.

So raffte sie sich auf und nahm ihren Lehrstoff für morgen mit besonderem Eifer durch. Dem klaren, ruhigen Gesicht, mit dem sie am anderen Morgen das Lehrerzimmer betrat, sah niemand die leiseste Demüthigung an.

Aber es gehörte viel Kraft und Muth dazu, die kleinen Widrigkeiten der nächsten Wochen zu überwinden. Das Verhalten der Collegen war nicht unfreundlicher als früher, doch seit Magdalene sich die allgemeine Feindseligkeit ehrlich eingestanden, traf jeder Nadelstich, der ihr in Blicken oder Worten zugetheilt wurde, auf eine Wunde. Sie machte sich einen ganz eigenen stillen Humor, eine förmlich lachende Todesverachtung zurecht, um über alle die kleinen Kränkungen hinwegzusehen, um sich zu amüsiren über die kalten Grüße, die unliebenswürdigen Anreden und kurzen Antworten, die allgemeinen Heiterkeitsausbrüche, von denen man eben nur sie ausschloß.

Sie schien alles in heiterster Resignation hinzunehmen. Dennoch mußte sie oft, wenn sie ihr Schulzimmer betrat, erst mit höchster Menschenkraft das bittere, erstickende Thränengefühl im Halse niederschlucken, um die Stimme frei zu bekommen und klar und unbefangen sprechen zu können. Mit Gewalt richtete sie dann die Gedanken auf die wenigen lichten Punkte, die ihr Dasein durchleuchteten: auf die lieben Kindergesichter, die andächtig zu ihr aufschauten, oder auf ein paar besonders heitere, herzliche Worte, die ihr von dem letzten Zusammensein mit Fritz im Gedächtniß hängen geblieben waren.

Den Verkehr mit dem Jugendfreund einzuschränken, war ihr, trotz ihres anfänglichen Vorsatzes, nicht gelungen. Fritz traf, nach wie vor, wöchentlich mindestens zwei Mal um die Mittagszeit im Städtchen ein; er erwog Magdalene's Verhältnisse nicht in seinem eigennützigen Freundschaftsbedürfniß; er erwartete die junge Pflegeschwester immer leidenschaftlich ungeduldig, blickte ihr fröhlich entgegen und drückte ihr die Hand kräftig und innig zum Abschied. Es war, als sei ihm jetzt auf einmal der ganze Reiz dieses innigen Freundschaftsverhältnisses aufgegangen, als habe er jetzt erst den ganzen Werth des vornehmen Mädchenherzens erkannt, das so rührend selbstlos und treu an ihm hing.

Etwas Gemüthliches lag über dem ganzen Verkehr, das er früher nie in dem Maße besessen hatte; dem ernsten Mädchen wurde er mehr und mehr zum Glück, und mit einer Art trotziger Freude wahrte sie gegenüber der Engherzigkeit, unter der sie litt, ihre warme Sympathie für den leichtherzigen, liebenswürdigen Jungen.

Die graziösen Koketterien des Fräulein von Ildburg machten Fritz das Herz tüchtig warm. Er hatte immer ein Riesenbündel von schimmerndem, glimmerndem Daseinsglück vor seiner leise und fein spöttelnden Zuhörerin auszupacken. Ein Stück echt goldener Liebe hatten Magdalene's scharfe Augen unter all dem Tand und Prunk prickelnder Gefühle und reizvoller Erlebnisse, die sie zu hören bekam, noch nicht funkeln gesehen. Aber die Schwierigkeit, das kühle Mädchenherz der schönen Hertha voll zu entflammen, schien Fritz so maßlos zu reizen, daß er wohl gern bereit war, sein Lebensglück dafür einzusetzen.

In dem ritterlichen Kampf um spröde Frauengunst hatte sich übrigens sein weiches, knabenhaftes Wesen merkwürdig geändert. Seine Züge hatten in wenigen Wochen etwas Festes, Männliches bekommen, sein Körper, den das Frühaufstehen und die Landarbeit gestählt, schien noch rasch ein Stück versäumten Wachsthums nachgeholt zu haben.

Es war kein Wunder, wenn die Kleinstadtseelen unter dem Lehrervölkchen die rein schwesterliche Neigung des jungen Mädchens zu ihrem auffallend schönen Freunde hämisch und spottend in Zweifel zogen. — — —

Magdalene hatte immer schwerere Mühe, ihre Stimmung auf der Höhe zu halten, die ihr das Unterrichten, das heitere freundliche Sichversenken in die jungen Kinderseelen allein möglich machte. Sie kam so spät wie möglich und hielt sich so viel wie möglich von dem Lehrerzimmer fern, um das peinvolle Gefühl des Verbannt- und Ausgestoßenseins nicht täglich wieder durchkosten zu müssen. Die Lieblosigkeiten gegen Magdalene drückten keinem das Gewissen; man nahm sie, wie Magdalene sich ironisch sagte, einfach als schmerzliche Nothwendigkeit mit in den Kauf und wetteiferte im übrigen um so mehr an Tugend, an Freundlichkeit und Wohlwollen gegen einander und gegen alle Welt, ja sogar gegen das Thier, den verhätschelten, verzogenen Signor, den die arme Magdalene mit einer wirklich krankhaften Reizbarkeit zu hassen begann.

Sie lachte sich anfangs lustig aus wegen dieser kindischen Abneigung, aber das Lachen wurde ihr immer schwerer; eine zu große Marter und Unruhe, ein zu tiefer Riß ging durch ihr ganzes Wesen.

Nicht die Schulverhältnisse allein waren es, die sie quälten. Es war ihr etwas geschehen, was sie nie für möglich gehalten hatte, was sie sich selbst nicht zugestehen wollte. Sie wußte nicht, wann es begonnen, und wie es gekommen, das Dornige, Peinvolle, das ihr nun doch ihr letztes Stückchen Jugendglück verdarb, — den Verkehr zwischen Fritz und ihr.

Fritz war ihr auf einmal nicht mehr der Bruder, der Knabe, den sie bisher in ihm gesehen. Nicht harmlos, wie in all den langen Jahren, fühlte sie den herzlichen Druck seiner Hand, nicht ruhig und gleichmäßig schlug ihr Herz den Takt zu dem Auf und Nieder seiner wechselnden, lebhaften Stimmungen.

Unmerklich, wie ein verstecktes, süßes Gift, hatte sich ihr das Gefühl einer unnennbaren Zärtlichkeit, einer frauenhaft tiefen Neigung für den stürmischen Wildfang ins Herz geschlichen. Eine seiner innigen Dankeslaunen, seiner raschen Aufwallungen von warmer, sprudelnder Herzlichkeit hatte sie vielleicht zuerst aus dem stillen Geleise gebracht.

Ihr bisheriger Antheil an dem Freundschaftsverhältniß hatte darin bestanden, ihn zu entschuldigen, ihm, wo sie konnte, zu helfen, ihm alles Gute in reichstem Uebermaß zu gönnen. Nun traten auf einmal ihre eigenen Wünsche, ihre eigene schmerzliche Sehnsucht zwischen ihn und sein unbefangenes Glücksgeplauder. Mit einer eigenen zehrenden Schwermuth fühlte sie ihr Beiseitestehen und Entbehren. Das Los der Frau, der die Herrschaft der Liebe über dies weiche, reiche, übersprudelnde Menschenkind gegeben sein sollte, dünkte ihr unendlich beneidenswerth. Sie wollte sich die unbequemen Gedanken mit Gewalt aus dem Herzen reißen. Aber je mehr sie kämpfte, um so tiefer grübelte sie sich in das Gefühl verschwiegener, schmerzlicher, zum Verzicht geborener Liebe hinein.

Der letzte Halt war ihr genommen! Es schien ihr nun wirklich, als müsse sie die Begegnungen mit dem Jugendfreunde vermeiden, als hätten die Colleginnen mit ihren spöttischen und der Director mit seinen traurig tadelnden Blicken recht. Und doch zählte sie heimlich die Stunden von Wiedersehn zu Wiedersehn, und wenn sie es über sich gewonnen hatte, einer Begegnung mit Fritz wirklich auszuweichen oder seine unbefangene Herzlichkeit ernst und kühl zurückzuweisen, so kam die Traurigkeit hinterdrein mit doppelter Macht.

Das Herz so über und über voll haben von starken Empfindungen, von drängenden, drückenden Gedanken, und dabei Stunder geben, ein Stückchen Lehrstoff freundlich und heiter und wichtig in unendliche Breite zertheilen, — es war eine trostlose Aufgabe!

Die Kinder merkten, daß sich zwischen ihnen und ihrer Lieblingslehrerin irgend etwas geändert hatte. Die allgemeine Anbetung war einer Art Verlegenheit, einer ungeschickten, manchmal sogar unartigen Zurückhaltung gewichen. Das ganze

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

weite Gartenland, das sich um das ehrwürdig ummauerte Städtchen herumzog, duftete jetzt nach Rosen. Aber selten verirrte sich noch ein Strauß auf Fräulein Magdalenens Katheder-Platz. Sie entbehrte die Blumen gern. Nur daß die herzigen Liebesblicke, mit denen die holde Rosel sie früher so oft geliebkost, seltener und seltener wurden, daß dies geliebte lerneifrige Kind streng zu der Lehrerin hinsah, wenn deren Aufmerksamkeit einmal erschlaffte und sie traurig und träumerisch den straffen Faden des Lehrstoffs fallen ließ, erfüllte sie mit Scham und Schmerz.

Als sich eines Tages laute Männertritte von draußen her der Schulthür näherten, wurde Rosi purpurroth. Director Hertz und Doctor Stephany traten nach raschem Anklopfen ins Zimmer. Magdalene glaubte, es handle sich um Angelegenheiten irgend einer Schülerin und wollte die Stunde abbrechen. Aber der Director bat sie mit einer höflichen Handbewegung, ruhig fortzufahren; lautlos nahmen die Herren sich ein paar freie Stühle aus den Reihen und ließen sich darauf nieder.

Ein Schreck, der ihr beinahe das Herz lähmte, durchzuckte Magdalene.

Daß der Director und wohl auch einer der älteren Lehrer in den Stunden einer angehenden Collegin hospitirten, war nichts Außergewöhnliches, Magdalene hatte es sich in den ersten Wochen mehrmals gefallen lassen müssen. Aber diesem heutigen Besuch lag eine bestimmte Verabredung, ein deutliches, tief kränkendes Mißtrauen zu Grunde. Das fühlte Magdalene so deutlich und scharf, als ob es ihr eine laute Stimme rücksichtslos und hämisch entgegenriefe.

Ihre Verwirrung war so groß, daß sie sich kaum zu fassen vermochte. Sie hatte eine Katechese über die Luther'sche Erklärung des dritten Glaubensartikels zu halten und hatte sich den Stoff unter dem Druck ihrer traurigen Gedanken mühsam in das vorschriftsmäßige Gliederwerk von Fragen und Antworten ausgearbeitet. Nun aber war ihr die ganze Gedankenleiter plötzlich in nichts zerfallen. Sie verstrickte sich bei den ersten Fragen in einen peinlichen Widerspruch, stockte, kam nicht weiter und brach dann plötzlich mit trotzigem Entschluß das Thema rasch ab, um zu einer nochmaligen Wiederholung der Bibelsprüche, die die Kinder am Anfang der Stunde schon aufgesagt hatten, überzugehen.

Während dies geschah, tauschten die Herren einen Blick, erhoben sich leise und verließen mit kurzem Gruß das Zimmer. Magdalene saß ein paar Minuten still und bleich, wie versteint, auf ihrem Platz. Dann zwang sie sich mit Gewalt zu einem Lächeln, blickte die Kinder freundlich an, als wäre nichts geschehen, und fuhr in ihrer unterbrochenen Katechese fort.

Innerlich aber bebte und flammte sie vor Empörung und Zorn. Sie kam sich nun völlig geschlagen, völlig vernichtet vor. Ihre Feinde hatten alles Recht auf ihrer Seite, und sie mußte sich alles gefallen lassen. Unterrichten zum Schauspiel für andere konnte sie nicht. Das wollte sie dem Director offen und muthig sagen, wenn er sie wieder ins Verhör berief.

Aber sie wurde nicht herausberufen, kein Wort wurde ihr gesagt. Tadel und Mißbilligung lagen nur als erhöhte Kältegrade in der Luft des Lehrerzimmers.

Im Gegensatz zu der gegen sie geübten Reserve dann das Spielen und Spaßen und Tollen mit Signor, — es war, um einem reizbaren, gedrückten, trübegelaunten Menschen vollends alle Nerven zu zermartern!

In unerträglichen, peinvollen Lebenslagen richtet sich die schrille Abneigung der Gefühle so oft gegen einen einzigen Punkt, der alles Unangenehme, Quälende förmlich zu concentriren scheint.

Eine solche bis zur Krankhaftigkeit gesteigerte zornige Abneigung empfand Magdalene gegen den Hund.

Daß das Leben so allen Halt, alle Stützen verlieren könnte, — sie hätte es nie geglaubt! Stolz und Selbstgefühl hatten sie bisher so kräftig emporgehalten. Aber nun brach auf einmal das Gefühl des Ertrinkens, des Verlassen- und Verlorenseins unwiderstehlich über sie herein.

Zweimal allein und einmal in Begleitung von Doctor Stephany erschien der Director in den nächsten Wochen wieder als Zuhörer in ihren Stunden. Sie empfand jedes Mal wieder dieses zornige, lähmende Erschrecken, das sie nur mit Mühe ihre Aufgabe lösen ließ.

Mit ängstlicher Genauigkeit bereitete sie sich ihre auf Stunden vor; aber je pedantischer sie es versuchte, um so widerlicher wurden ihr die Bücher, um so unzuverlässiger wurde ihr Gedächtniß, um so trockener und trostloser dünkte ihr ihr ganzer Beruf.

Das Gefühl des Verfolgt- und Gehetztseins ging bis in ihre Träume hinein. Leise fiebernd wachte sie nachts oft auf, und, — es war seltsam, echt nervös, echt fieberhaft, — alles, was sie im Traum anfeindete, verfolgte und quälte, nahm schließlich die verhaßte Gestalt des Hundes an. Der Hund lag auf ihrem klopfenden Herzen als drückender Alp; er jagte ihr nach, wenn sie von Flucht und Freiheit und Erlösung träumte; vor allen Thoren des Glücks, vor allen Pforten der Liebe und Lust und Lebensfreude stand der Hund.

Daß die Wonnen des Lebens ihr noch so winkten im Traume, daß die Sehnsucht noch so rief und lockte, das war ihr das Allerschlimmste.

Mit aller Gewalt wollte auf einmal die Frau in ihr, wollte die aus der strengen Entsagung erwachte, reiche, junge, glückdurstige Mädchenseele ihr Lebensrecht. Ein eigenthümliches Glühen und Sehnen war über sie gekommen. Sie hatte nie von Liebe geträumt. Aber nun wußte sie, es gab lachenden Sonnenschein, es gab Frauenglück, ein ganz besonderes, eigenartig feines, nach dem sie sich unbändig sehnte. Dieses Glück hieß: zum Segen eines theuren, herzig lieben Menschen leben, sein guter Geist auf Erden sein und dafür Freude und Erquickung trinken an seinem sorglosen, liebenswürdigen, lebensfrohen Wesen.

Lockende, lachende Vorstellungen tauchten vor ihr auf.

Aber sie schob sie gewaltsam, mit höchster, mühsamster Anstrengung von sich weg. Ihr heimliches Sehnen erschien ihr verächtlich und demüthigend. Sie schämte sich, den jungen lebensfrohen Menschen zu lieben, der so gar nicht, mit keinem Hauch, mit keinem Athemzug daran dachte, daß sie ein Weib sei, um das man ringen und werben könne, wie er um die schöne Hertha warb.

Die Gemüthlichkeit des alten Freundschaftsverkehrs litt unter diesen heimlichen Kämpfen. Der zarte neckische Spott, den sich Fritz immer so gern von ihr gefallen ließ, wandelte sich in einen eigenen trüben Ernst, in eine fast unliebenswürdige Abwehr um.

Immer öfter richtete sie es so ein, daß Fritz vergeblich auf sie wartete. Es war ihr eine kleine, traurige Genugthuung, das verwöhnte Glückskind zu enttäuschen. Ihre Seele war so verstimmt, daß sie den reinen Klang verlor; — die gutmüthige, heitere Zuhörerin seiner fröhlichen Abenteuer zu sein, schien ihr wirklich zu viel verlangt.

Aber Fritz gehörte nicht zu den Menschen, die sich leicht abweisen lassen, die eine grillige Laune verjagt, wo sie sich einmal mit tausend Fäden festgeklammert haben.

Mit seinem ganzen Ungestüm, seiner ganzen knabenhaften Gutmüthigkeit stürmte er auf Magdalene ein: „Lene, was ist Dir, — um alles in der Welt? Was hast Du? Was ist in Dich gefahren?"

Sie suchte seine Aufmerksamkeit kühl und ruhig von sich abzulenken.

Doch Fritz ließ ihr keine Ruhe. Es lag etwas Aufgeregtes, etwas Werbendes in seiner Sorge um die Freundin, in seinem Bemühen, sie sich wieder zu erobern, sie heiter und gut zu stimmen.

Magdalene hatte ihm nie sagen mögen, daß der Verkehr mit ihm ihr Unannehmlichkeiten gebracht hatte. Nun trieb eine leise innere Bitterkeit sie auch zu dieser Abwehr. Ein krankes, trotziges Bemühen, auch das letzte bißchen Sonnenschein aus ihrem Leben zu löschen, war über sie gekommen.

Es war ein seltsames, aufregendes Gespräch, in dem sie ihm ihre Meinung sagte, ein Gespräch, das gar kein Ende nehmen wollte.

Eine so tiefe, aufregende Wirkung ihrer Worte hatte sie nie erwartet. Wie ein Sturm brach Fritz' Entrüstung über die „kleinlichen Schulmeister-Grundsätze" und über Magdalene's eigene Kleinmüthigkeit los.

Daß sie ihn aufgeben, ihm ihre Freundschaft entziehen wollte, das einzige Feste, Starke, Werthvolle in seinem Leben, war für ihn ganz unfaßbar. Sie durfte es nicht, er ließ sie nicht los! Mit einer Lebhaftigkeit, aus der es ihrem wunden Herzen wie erquickende Frühlingsluft entgegenwehte, sprach er in sie hinein. Die schöne Hertha war für den Augenblick vergessen. Alles, was er von liebem, sympathischem Mädchenwesen, von Frauengüte und Frauenwerth sprach, galt ihr, ihr allein! Er griff so tief in die Saiten ihres Herzens, er predigte mit so unwiderstehlicher Gewalt Kraft und Lebenslust ein treues, fröhliches Zusammenhalten, daß sie ihm schließlich nach halbstündlichem Hin- und Herwandern vor der Thür des Hauses mit einem Thränenlächeln der Versöhnung die Hand zum Abschied gab.

Eine wundersam wohlthuende Ruhe, ein Hauch von neuer Festigkeit und Fröhlichkeit überkam sie nach dieser Aussprache. Sie wollte zufrieden werden, alle ihre verwegenen Wünsche begraben und sich des stillen Sonnenscheins freuen, den die Freundschaft des theuren Menschenkindes um ihr Leben wob.

Sie wollte mit neuen Kräften den mühsamen Kampf des Lebens beginnen und sich mit Muth und Ruhe rüsten gegen die scharfen Nadelstiche unverdienter Feindseligkeit.

Zum ersten Mal machte ihr das Ausarbeiten einer Lehrstunde wieder Freude. Bis tief in die Nacht hinein saß sie bei ihrem Lämpchen am offenen Giebelfenster und hörte die Laubkronen rauschen und das Brünnchen plätschern. — Mit friedlichen Gedanken schlief sie später ein. Aber ihr Herz zuckte und zitterte noch zu sehr von dem Leid der letzten Wochen; über die Schläferin kam wieder die alte fieberhafte Angst, das Gehetztsein und Erschrecken im Traum. Ein bleiches, schmerzlich verzogenes Antlitz war es, das von der, durch die Birnbaum-Kronen schimmernden Morgensonne am anderen Tage geküßt wurde.

Vielleicht machte eben gerade diese Blässe, die Zartheit, welche sinnere Kämpfe jungen Zügen verleihen, dies weiche Antlitz so schön und bedeutend. Doctor Stephany, der vor dem Schulhaus mit ihr zusammen traf, sah wieder einmal mit einer Art stutzender Bewunderung in die eigenartig belebten, reizvollen Züge.

Unwillkürlich schreckte Magdalene zurück. — Dasselbe Spiel von halbem Entgegenkommen und impulsiver Abwehr hatte sich schon so oft zwischen den beiden Menschen wiederholt. Heute schien es den verwöhnten Herrn besonders zu ärgern. Mit einem beleidigend kalten Gruß eilte er an der schönen jungen Collegin vorbei die Treppe hinauf.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Frauen-Titulaturen.

Ein Beitrag zur deutschen Kulturgeschichte.

Von Eufemia von Adlersfeld-Ballestrem in Durlach.

Motto:
„Wie? Ich, die Frau Director Schmidt
Hieße nur Frau Schmidt alsdann?
Wie? Ich, die Frau Inspector Schulze
Hieße nur Frau Schulze dann?"
A. Schäffer.

Viele meiner Leserinnen werden bei obigem Motto sich des komischen Duettes für zwei Soprane erinnern, dem es entnommen ist, und das in drolligster Weise die Titelsucht der Frauen geißelt. Seit August Schäffer's heitere Muse dieses Duett entstehen ließ mit seinem Entrüstungsschrei der „Frau Director Schmidt" und der „Frau Inspector Schulze" gegen den empörenden Antrag der „neuen Frau Assessor":

„Sich im Kränzchen „Frau" zu nennen,
Ohne alle Titelei'n,"

seitdem ist schon manches Jahr vergangen; die lustige Verspottung für zwei Soprane ist verklungen und verweht im Strome der Zeit, aber geändert hat sich seitdem wenig oder nichts in der Sucht der deutschen Frauen, sich den Titel ihrer Männer anzueignen und damit benennen zu lassen. Daß ein komisches Musikstück an dieser Thatsache nichts ändern würde, war vorauszusehen, daß aber auch die offenkundige Belustigung fremder Nationen über solche Schwäche deutscher Frauen bis jetzt nichts geholfen hat, ist bei der, jedermann angeborenen Furcht vor dem Fluche der Lächerlichkeit schon verwunderlicher und beweist schlagend, daß die Titelsucht der Frauen zu den Dingen gehört, gegen welche Götter selbst vergebens kämpfen. Liebste Leserin, glaubst Du wirklich, daß sich in England Mrs. A., in Italien Signora B., in Frankreich Madame C. schlechter befinden als in Deutschland die Frau Director A., die Frau Steuer-Assistent B., die Frau Lieutenant C. und die Frau Lehrer D.? Und auch jene Frauen haben doch Männer, welche eine mehr oder minder hohe und angesehene Stellung im Staats- und Privat-Dienst einnehmen; aber es fällt einer Engländerin, Französin, Italienerin ꝛc. überhaupt gar nicht ein, sich den Titel ihrer Männer beizulegen, und wenn sie hören, daß es die, in jeder Hinsicht, und so oft mit Recht vielgerühmten deutschen Frauen thun, so ergreift jene nicht ein neidisches Sehnen nach dem lockenden Titel, sondern sie lachen über die bloße Idee; sie lachen die deutschen Frauen ohne Deuteln und Uebertreiben einfach aus, und ich habe das jedesmal mit unleugbarem Vergnügen gehört. In einem Romane schilderte ich einst eine „Frau Commerzienräthin", und als ein feingebildeter Italiener mein Buch in seine Sprache übersetzte, fragte er schriftlich bei mir allen Ernstes an, in welcher Weise man bei uns die Frauen im Handel beschäftige und zu derartigen, ihm bisher unbekannten Stellungen von Commerzien-Räthinnen avancirt lasse. Meine Anwort darauf war für uns deutsche Frauen eine recht beschämende, denn sie bildete das Eingeständniß einer großen und recht, recht thörichten Schwäche, die sicherlich dem Frager einen heiteren Moment bereitet und ihm Veranlassung gegeben hat, seinen Witz daran zu üben. Natürlich schmeicheln Ausländer zuweilen auch dieser Schwäche, und es kommen dadurch so unfreiwillige, Zwerchfell-erschütternde Producte zu Tage, wie jene Adresse eines Franzosen an eine „Frau Königl. Zuchthaus-Directorin", welche nach vielem Kopfzerbrechen des Absenders schließlich lautete: „A Madame la directrice des filous de Sa Majesté le Roi de Prusse". Ja, liebste Leserin, nun lachst Du! Aber ich könnte Dir noch viele ähnliche Beispiele nennen im reinsten, deutlichsten Deutsch, Frauentitel, die ich selbst in der Karlsbader Kurliste gelesen habe, wie z. B. die „verpachtete Feldherrn-Gattin", die so drastisch wirken, daß ich auf eine weitere Wiedergabe aus ästhetischen Rücksichten verzichten muß.

Wenn nun aber die Civildienst-Titel, die oft ins Unglaubliche gehen, neben den Frauennamen schon imposant wirken, — denn selbst die „Frau Straßenkehrer" will doch ihren Titel haben und die „Frau Fuhrmann" würde sich nie mit dem bloßen Namen begnügen, — so stehen die Militair-Titel der Frauen eigentlich über dem Niveau des Spaßes. Daß es in der That noch Garnisonen giebt, wo die Frau Lieutenant, die Frau Premier-Lieutenant, die Frau Rittmeister und Frau Hauptmann, die Frau Majorin, Frau Oberstlieutenant, Frau Oberst und Frau General einherstolziren, ist ebenso unleugbar, als es nicht hübsch ist, denn die Frauen unserer Offiziere, der Offiziere einer glorreichen Armee, die im Deutschen Reiche eine so bevorzugte und ehrenvolle Stellung einnehmen, die Frauen dieser „Männer in des Königs Rock", sie sollten eigentlich alle über der kleinlichen und lächerlichen Titelsucht stehen und auf die Charge verzichten, deren Titulatur nur einzig und allein ihren Ehegatten betrifft. Ich habe schon oft die Beobachtung gemacht, daß man adligen Offiziers-Frauen das Recht ihres Namens zugestand und sie gern als Frau v. X. X. bezeichnete, dagegen den Gemahlinnen bürgerlicher Offiziere die Charge des Mannes vor dem Namen setzte, also z. B.: Frau Major N. N. Das geschah natürlich in dem dunkeln Gefühl, die simple Frau N. N. für das fehlende „von" durch einen Titel trösten zu müssen. Aber dies dunkle Gefühl entspringt nur einer falschen Voraussetzung. Der bürgerliche Offizier gilt in unserer Armee genau so viel, wie der adlige, und so lange er des Königs Rock trägt, ist seine sociale Stellung absolut dieselbe, wie die des Ritterbürtigen. Wozu also bürgerlichen Offiziers-Damen den Titel ihres Mannes aufbürden, auf den sie doch kein Recht besitzen, und ihnen dadurch noch außerdem das Gefühl einflößen, daß ihnen etwas, — das „von" vor ihrem guten und ehrenwerthen Namen, fehle? Offiziers-Frauen zu tituliren, ist leider eine noch weiter verbreitete Sitte oder Unsitte, als viele glauben; obgleich ich gern gestehen will, daß hierin schon viel gebessert ist, und in manchen Regiments-Kreisen wird es keinem Herrn und keiner Dame mehr einfallen, den Namen der Frauen die Charge ihres Mannes beizufügen, gleichviel, ob diese Damen einen bürgerlichen oder adeligen Namen tragen. Die Frau des Offiziers oder Staatsbeamten sollte nie eher den Titel ihres Mannes führen, als bis dieser „Excellenz" geworden ist; denn „Excellenz" wird auch die Frau angeredet, weil für die „Excellenz-Damen" ein besonderer Platz in den Hof-Rangordnungen vorgesehen ist. Freilich führen auch diese Damen ihren Titel, wie die Engländerinnen den Titel „Lady", nur by courtesy, — aus Höflichkeit.

Neben den „Excellenzen" giebt es noch einige andere Titel, die auch die Ehefrau mitführt, und die selbst der republicanische Amerikaner und Franzose den aus seinem Lande auserwählten Frauen nicht vorenthält. Wir meinen damit selbstverständlich nicht jene Bezeichnungen, die mit dem Namen eins sind; die Gemahlin des Kaisers oder Königs heißt und ist eben Kaiserin oder Königin. Dasselbe gilt für die Fürstin, die Herzogin, Gräfin und Baronin. Wir meinen die besonderen und hohen Stellungen der Botschafter und Gesandten, deren Frau nicht nur der Deutsche in seiner Titelsucht Botschafterin oder Gesandtin, sondern, auch der Ausländer ambassadrice, ambassadress oder ambasciatrice nennt, weil die Gemahlin des Gesandten, des Vertreters seines Souverains, auch die Vertreterin ihrer Souverainin an dem ihnen designirten Hofe ist, beide mithin das hohe Paar repräsentiren, von dem sie entsendet wurden. Wir wollen also diese Titel von unserer Philippika ebenso ausgeschlossen wissen, wie jene, welche sich die Frau selbst erworben hat, wenn sie sich durch ihren eignen Kopf und eigene Talente Doctor, Malerin u. s. w. nennen kann.

Ich glaube freilich nicht, daß meine Worte viel nützen werden. Man wird über die „directrice des filous de Sa Majesté" ebenso lachen, wie damals über den Zorn der „Frau Director Schmidt" und der „Frau Inspector Schulze", der noch vor meinen Worten den Vortheil hatte, daß er gesungen werden konnte; aber ich will ja auch nicht viel nützen, nur etwas, nur ein klein wenig. Und wenn andere eben so viel helfen, so werden zuletzt die Titulaturen der deutschen Frauen doch abnehmen; ja, es werden sich sogar jene gewissen Damen bewogen finden, die schöne Bezeichnung: Frau Major A., oder Frau Steuer-Inspector B., wenigstens von ihren Visiten-Karten zu streichen. Hand aufs Herz! Eigentlich ist dies doch auch ein schauderhaft schlechter Stil! Und nun sei auch nicht böse, verehrte Leserin, daß eine Mitschwester sich dem Convent männlicher Spottdrosseln hierdurch anschließt; aber bevor wir Frauen selbst nicht gegen unsere Thorheiten vorgehen, eher werden wir sie doch nicht los! Nicht wahr?

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Geistige Interessen.

Kindervereine in England. — An einer Ecke des Hyde-Park saß eine arme Frau, neben ihr ein blasser, elender Knabe, dem Krankheit und Entbehrung aus den großen Augen sprachen.

Sehnsüchtig blickte er über die grünenden Bäume, sehnsüchtig auf zwei frisch erblühte Rosen in der Hand eines elfjährigen Mädchens, das, fröhlich seiner Mutter voraushüpfend, rief: „Zu schön sind meine Rosen, Mutter! Zu schön! Und wie herrlich sie duften! Ah!“ Da fiel ihr Blick auf den blassen Knaben; sie hörte, wie er eben seiner Mutter halblaut zuflüsterte: „Die Rosen, Mutter! Sieh doch die Rosen! Wenn ich die für unsere Amy hätte!“ —

Einen Augenblick zögerte die kleine Lily, dann trat sie auf den Knaben zu und reichte ihm eine der Rosen. Ueber sein hageres Gesichtchen flog ein beglücktes Lächeln:

„Für Amy!“ fragte er schnell.

„Nein, für Dich!“ —

„O,“ — und etwas wie Enttäuschung klang aus der Stimme, — „ich dachte, die Rose wäre für unsere kranke Amy!“

„Ist die sehr krank!“ —

„Sehr!“ —

In dem lieblichen Mädchengesicht malten sich etwas wie Bedauern und innerer Kampf. „Meine schönen Rosen!“ stand da geschrieben, „muß ich ihm die zweite auch geben?“ — Aber nur für einen Augenblick, dann trat sie entschlossen näher und bot dem Knaben auch die zweite Rose mit freundlichem Kopfnicken: „Für die kranke Amy!“ Sie wandte sich schnell, wie um dem Danke zu entgehen, und sprang ihrer Mutter nach, deren fragenden Blick sie fröhlich beantwortete: „Ich hab's gern gethan, Mama, — ich gehöre ja zum Kinderverein!“

Obige kleine Scene, die ich vor kurzem Gelegenheit hatte, in London zu beobachten, veranlaßt mich, hier ein paar Worte über diesen „Kinderverein“ zu sagen.

Aus England, der Wiege religiöser und philantropischer Bestrebungen und Vereine für Erwachsene wie Kinder, ist schon manche segensreiche Einrichtung zu uns nach Deutschland herübergekommen: Sonntagsschulen, christliche Jünglings- und Jungfrauen-Vereine u. s. w. Neuerdings hat sich nun auch ein Verein für Kinder gebildet, dessen Zweck und Einrichtung wohl werth sind, in weiteren Kreisen bekannt und, wenn möglich, nachgeahmt zu werden. Es handelt sich darum, schon die Kinder an eine gewisse Controlle ihrer Handlungen zu gewöhnen, sie zur Nächstenliebe anzuhalten, indem man sie lehrt, selbstlos und freiwillig ihre Herzensfreundlichkeit zu bethätigen durch gefälliges, freundliches Wesen, durch Verträglichkeit und Nachgiebigkeit unter einander, nicht minder als durch Mildthätigkeit gegen die Armen und Verlassenen.

Der „Kinderverein“ ist bereits über ganz England verbreitet. Jedes Kind darf bis zur Confirmation demselben beitreten, zu welchem Zweck es sich bei dem Pfarrer seiner Parochie zu melden hat, der zugleich Leiter des Vereins in seiner Gemeinde ist und die Mitgliedskarten vertheilt. Auf letzteren ist in kurzen Worten gesagt, was der „Kinderverein“ erzielen will. Unter einem zum Himmel fliegenden Engel liest man dort: „Jedes Mitglied verpflichtet sich, jeden Tag mindestens eine gütige Handlung zu vollbringen.“ — Zweimal im Jahre versammelt der Pfarrer die Mitglieder um sich. Am Nachmittag erscheinen alle Vereins-Brüder und -Schwestern zu einem „tea“; danach beschäftigen sich die Mädchen mit kleinen Handarbeiten zum Besten der inneren Mission, während dessen der Geistliche etwas aus dem Wirken und Gedeihen des Vereins erzählt; zum Schlusse ergötzen sich Klein und Groß, — unter Mitwirkung von Damen aus der Gemeinde, — an gesellschaftlichen Spielen.

Die Kinder sind meist stolz darauf, dem Verein anzugehören und halten ihre Mitgliedskarte in hohen Ehren; mit gewissenhaftem Eifer befleißigen sie sich der „gütigen Handlung“, und Lehrer und Lehrerinnen versichern, daß die „Mitglieder“ sich durch gutes Benehmen und Fleiß rühmlich auszeichnen.

Ich selbst habe streitende Kinder beobachtet, die im heftigsten Zorn, sich plötzlich ihrer „membership“ bewußt werdend, ein ungezogenes Wort hinunterschluckten, oder die zum „Boxen“ erhobene Faust sinken ließen; — schon das Kind empfindet ja mit richtigem Instinct, daß eine unterlassene Unfreundlichkeit gleichwerthig mit einer gütigen Handlung ist. Oefters auch habe ich lustige Antworten erhalten auf meine Frage, welches denn heute die „gute That“ sei. So antwortete mir einst ein kleines Mädchen: „Ich habe vorgestern meinen ganzen Kuchen dem Stiefelputzer-Jungen gegeben, — das ist genug für drei Tage!“ —

Der „Kinderverein“ ist zweifellos eine Pflanzstätte der „guten Werke“, und ich möchte wohl wünschen, daß sich in Deutschland willige Hände für eine derartige Einrichtung fänden, unter Hinweis auf das Wort im Evangelium: Etliche brachten hundertfältige Frucht. Gertrud von Sydow.

Gesundheits- und Körperpflege.

Blanchefleur. — Bei Nervenleiden und Krämpfen kann Suggestion zuweilen nützlich, oft aber sehr schädlich sein. Wenn bei Bleichsucht der Magen kein Eisen verträgt, so ist daran wahrscheinlich das gewählte Eisen-Präparat schuld, vielleicht auch ein zunächst zu beseitigendes Magenleiden. Ihre Fragen vermag nur ein tüchtiger Arzt sicher zu beantworten; vor allen anderen Rathschlägen muß dringend gewarnt werden. Dr. D.

Abonnentin aus B. — Cigarretten-Rauchen wird durch Uebermaß nicht bloß auf vollblütige junge Damen, sondern überhaupt nachtheilig wirken. Außer dem höchst giftigen Nikotin und den aromatischen Stoffen, die das Nerven-System, das Herz und die Augen schwächen, kann auch die mit dem Rauchen gegebene Verführung zum Nichtsthun und zu thörichten Träumereien schädlich sein. Dr. D.

E. Pl., Charlottenburg. — Das Spalten der Fingernägel ist ein Zeichen mangelhafter Ernährung derselben, oft verbunden mit Entwicklung mikroskopischer Pilze. Kräftige Einreibungen und Bürstungen mit Kampherspiritus nach vorausgegangener Seifenwaschung erweisen sich oft nützlich. Ob noch innere Mittel, etwa Eisen und Arsenik, nöthig sind, kann nur durch ärztliche Untersuchung entschieden werden; wir rathen unbedingt dazu, falls die Behandlung nicht bald entschiedene Besserung zu Wege bringt. Dr. D.

A. N. B. — Ein Arzt des von Ihnen angegebenen Namens ist in Berlin nicht ansässig. D. Red.

Lehrer K—r., Burg. — Die Behandlung in der Dr. Brehmer'schen Heilanstalt für Lungenleidende zu Görbersdorf geht darauf aus, durch Kräftigung des Gesammt-Organismus die locale Erkrankung der Lunge zu beseitigen; wie gute Resultate die Anstalt damit erzielt hat, dürfte bekannt sein. Neuerdings ist auch eine Zweiganstalt für Minderbemittelte errichtet worden, in der die Preise sich in der That sehr niedrig stellen: volle Pension mit ärztlicher Behandlung, mit Bädern, Douchen, Abreibungen, je nach Größe und Lage des Zimmers monatlich 130, 145 oder 160 Mk. D. Red.

Kindererziehung.

Badewanne mit Decke und Sicherheits-Vorrichtung. — In Weiß und Blau gehalten, mit schön gestickter, spitzenbesetzter Decke verhängt, stellt sich die Bade-Einrichtung für unser Baby so allerliebst dar, daß sie auch nach dem Gebrauch ganz gut ihren Platz in dem Kinderzimmer behaupten kann, ohne denselben irgendwie zur Unzierde zu gereichen. Auf einem ca. 66 cm hohen Holzgestell steht die Zinkwanne in bequemer Höhe, sodaß die Wärterin sich beim Baden des Kindes nicht zu bücken braucht. Das bisherige Halten desselben mit der einen Hand wird überflüssig durch die Sicherheitsvorrichtung, welche das Kind gerade so weit liegend im Wasser erhält, als zum mühelosen Waschen nöthig ist, wobei die Mutter oder Wärterin nun beide Hände frei hat. Diese sehr einfache, mit der kleinen Skizze dargestellte Vorrichtung, besteht aus einem viereckigen, netzartigen Gewebe, das mit starkem Stoff eingefaßt ist und mit vier Gurten an der Badewanne befestigt wird. In bekannter Weise ist das Seifennäpfchen mittelst Haken der Wanne innen eingehängt. Nach dem Gebrauch verhüllt man die Wanne mit einer Decke aus weißem Piqué, 136-75 cm groß, die den Namenszug „Baby“ und außerdem einen Blumenzweig, einen Kranz, Trompete, Vogel, Reifen mit Stab, Kugel, Stuhl, Stern, Kaffeekanne und einen schmucken Lieutenant, in blauem und weißem Garn gestickt, aufweist; 8 cm breite Klöppelspitze bildet die Umrandung. Im gleichen „Stil“ ist auch ein Beutel für „Baby's Wäsche“ mit Latz, Windelhöschen, Strümpfen, Schürze und Jacke verziert. Die Höhe des Beutels beträgt 57, die Breite 40 cm. Blaue gehäkelte Wollschnur, durch Pompons abgeschlossen, dient zum Zusammenschnüren. Wie schon erwähnt, ist das Gestell für die Wanne weiß gestrichen, lackirt und mit hellblauen Streifen geschmückt; in den gleichen Farben sind Kanne und Eimer aus Eisen-Emaille gehalten. C. E.

Badewanne mit Decke.

Badewanne mit Schutzvorrichtung.

Bezugsquelle für sämmtliche Badegeräthe: Baby-Bazar, W, Werderscher Markt 9.

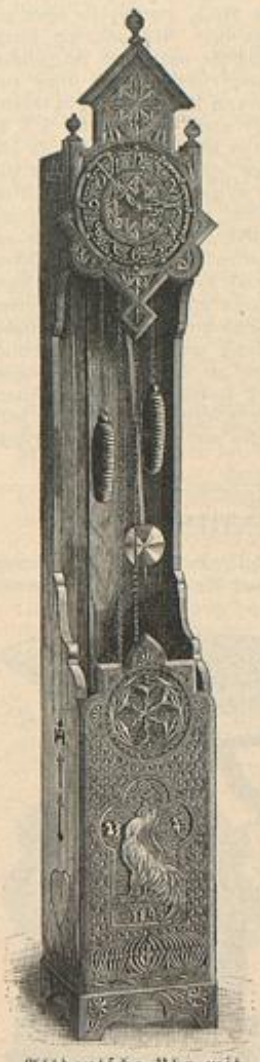
Erwerbsthätigkeit der Frau.

Erwerb durch Handarbeiten (67). — Herr J. Gruber (Schlesische Leinen-Industrie), Ober-Glogau i/Schl., Ring 7, hat sich bereit erklärt, Ihnen Aufträge auf Handarbeiten, Häkeleien 2c. zu übermitteln. D. Red.

— Aus eigener Erfahrung möchte ich Ihnen die „Verlagsanstalt Frauenerwerb“, Dresden-N., Melanchthonstr. 10 part., empfehlen. Dieselbe vermittelt die Annahme von literarischen Arbeiten, Romanen, Novellen, Uebersetzungen, den Verkauf von Kunstarbeiten, Malereien und feinen Handarbeiten, letztere jedoch nur im Werth von über 10 Mk. Im Falle die Anstalt nicht Selbstkäufer ist, betragen die Gebühren für die Vermittlung 10 % des Verkaufspreises. Die Vorsteherin der Anstalt, Frl. Mangelberg, ist mir persönlich bekannt; sie besitzt Verbindungen im ganzen Reich, ja über das deutsche Reich hinaus; das ganze Unternehmen ruht auf äußerst solider Grundlage. Eine langjährige Abonnentin.

Häusliche Kunst.

Altdeutsche Uhr mit bemaltem Kerbschnitt. — Zur Hochzeit einer Freundin arbeitete ich die nebenstehend abgebildete Standuhr, und da dieselbe viel Anklang gefunden hat, glaube ich annehmen zu dürfen, daß sich auch weitere Kreise dafür interessiren werden. Die Uhr weist die stattliche Höhe von 2 m auf. Das Ausmalen geschah mit Oelfarben, die nach dem Trocknen durch Ueberstreichen mit französischem Retouchir-Firniß widerstandsfähig gemacht wurden; die ganze Uhr deckt ein Wachsüberzug. Umrisse und Schnitzmuster zeichnete ich zuerst auf Papier, worauf der Tischler nach meinen Angaben die Bretter schnitt. Diese wurden nun einzeln mit dem Schnitzmesser bearbeitet, dann aber, vor dem Beizen und Ausmalen, zusammengefügt. Wie ersichtlich, sind die ganzen Vorderflächen geschnitzt, die Seidenwände dagegen nur an den Kanten ausgeschweift, um die Einförmigkeit der geraden Linien zu unterbrechen. Die Schnittflächen haben gelbe und rothe Umrandung. Auf dem Zifferblatte ist der Theil, welcher die Zahlen trägt, ausgegründet und gepunzt. Ganz besonders deutlich tritt das Zifferblatt durch die Farben hervor. Während die ganze Uhr, mit Ausnahme des Hahnes und seiner nächsten Umgebung, dunkel nußbraunfarben gebeizt ist, erscheint der Ring mit den Zahlen in einer hellen Eichenholz-Schattirung gehalten; die erhaben stehenden Zahlen und Minutenzeichen sind elfenbeinfarben, der innere geschnitzte Kranz pfauenblau und ziegelroth, die Verbindungs-Borte wieder mattgelb, der innerste Stern ziegelroth. An dem unteren Theile hebt sich der in natürlichen Farben gemalte Hahn von dem eichenholzfarbenen, ausgegründeten, gepunzten Grunde wirkungsvoll ab. Da die Uhr als Hochzeitsgeschenk bestimmt war, geben hier Zahlen, Jahr und Tag der Hochzeit an. In das vollendete Gehäuse setzte der Uhrmacher ein schönes Schwarzwälder Uhrwerk mit Secunden-Pendel und sicherem vollen Schlag (Tonfeder) ein. Die Zeiger sind zierlich aus Messing geschnitten, besonders hübsch wirken aber die bronzirten Gewichte in Form von Tannenzapfen.


Altdeutsche Uhr mit bemaltem Kerbschnitt.

Frau Leonore K. Marburg.

Metalloid-Malerei. — Welche der Leserinnen hat die Metalloid-Malerei schon versucht, und ist dieselbe zu empfehlen? M. G., Eitorf.

Musikalisches.

Stummes Klavier. — Wer würde mir ein „stummes Klavier“ beschreiben und sagen, ob es zerlegbar ist oder großen Raum beansprucht, auch wo und zu welchem Preise die einfachste Art zu erhalten wäre? Eine Klavierfreundin.

Claviatur-Zither. — Könnte ich nicht Auskunft über das Erlernen der Claviatur-Zither erhalten? Ist es möglich, das Instrument selbst zu stimmen? In welcher Handlung Wiens wäre eine solche Zither wohl gut und preiswerth zu kaufen? A. Fr. Zara.

H. L. in Kärnten. — Eine empfehlenswerthe Klavierschule zum Selbstunterricht ist die von H. Reiser (Deutsche Verlagsanstalt in Stuttgart). Der Preis für die vier Abtheilungen beträgt zusammen 13 Mk. 50 Pf.

Küche.

Krammetsvögel auf westphälische Art. — Man lasse in einer Bratpfanne, welche die Vögel gerade faßt, Butter goldbraun werden, lege die Vögel dicht neben einander hinein und brate sie zuerst auf der Brust, dann auf dem Rücken etwas an, bestreue sie mit feinem Salz, gebe etwas kochendes Wasser darunter und füge feingestoßene, möglichst frische Wachholder-Beeren, — auf zwei Vögel eine Beere, — hinzu, wonach man die Vögel mit einer gebutterten Papierscheibe bedeckt und in nicht zu heißer Röhre zwanzig bis fünfundzwanzig Minuten lang bratet. Dann röste man so viele Weißbrodscheiben, als man Vögel hat, ziehe sie beim Anrösten durch die Sauce und gebe auf jede Scheibe einen Vogel. Die Sauce verrührt man mit etwas saurem Rahm und servirt sie in einer Saucière; man giebt warmes Apfel-Compot zu den Krammetsvögeln. L. v. P.

Warmes Apfel-Compot. — Man nehme auf 500 Gramm geschälte und in dicke Scheiben geschnittene gute Aepfel, — am besten ist der Pariser Rambour, — 180 Gramm Zucker, 90 Gramm sehr frische Butter, einen halben Theelöffel Zimmt, die fein gewiegte Schale einer halben Citrone und einige Eßlöffel gut gereinigte Corinthen, mache dies alles heiß, lege die Aepfel sorg-

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

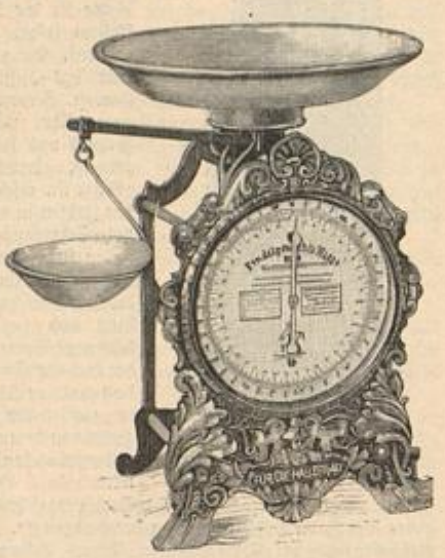
fältig hinein, lasse sie einige Minuten lang darin dämpfen und schwenke sie gut um, bis sie gar sind, richte sie dann gehäuft recht heiß an und gieße den Saft darüber. L. v. P.

Sauerkraut auf Straßburger Art, mit Gansleber. — Man gebe, für $1^1/_2$ kg Sauerkraut, $^1/_2$ kg frische Butter in eine hohe irdene Cassercolle, thue das wohl ausgedrückte Sauerkraut darauf, das nöthige Wasser dazu, ein mit Butter bestrichenes Papier darüber und decke das Ganze zu. Das Papier darf nicht eher abgenommen werden, als bis das Sauerkraut gar ist, wonach man letzteres mit einer großen Gabel durcheinander rührt und nun fest in einen glatten, drei Querfinger hohen Reif (Moule à bordure) drückt, nach einer Minute stürzt und eine schöne große frische Gansleber, wie man sie aus dem Elsaß erhält, in die Mitte giebt. Die Gansleber wird vorher folgendermaßen zugerichtet: Man legt sie ein paar Stunden lang in süße Milch, trocknet sie dann gut ab und bestreut sie mit gestoßenem und fein gesiebtem Weißbrod, dämpft sie mit einer Citronenscheibe und einem Lorbeerblatt ganz langsam in sehr frischer, ungesalzener Butter etwa eine halbe Stunde lang und thut kurz vor dem Anrichten Capern, sauren Rahm, der eben aufkochen muß, und etwas Salz daran. L. v. P.

Frau Fanny S. — Saccharin hat sich nachgerade so allgemein eingeführt, daß Ihre Frage uns überrascht. Also auf die Gefahr hin, schon Bekanntes zu wiederholen: Saccharin ist ein Versüßungs- und Conservirungs-Mittel und 500 mal süßer als Zucker, enthält jedoch nicht dessen Nährwerth. Personen, die zur Corpulenz neigen und deshalb zuckerhaltige Sachen vermeiden müssen, ebenso Zuckerkranke, für die Zuckergenuß direct schädlich ist, ersetzen deshalb den Zucker gern durch Saccharin und pflegen sich desselben zum Kochen und Backen, wie zum Einkochen von Obst und Fruchtsäften zu bedienen. Die Preisersparniß gegen Zucker ist ziemlich bedeutend, doch ist vielen der neben der Süße etwas weichliche Geschmack unangenehm. Ein gutes Fabrikat liefert die Firma Fahlberg, List & Co. in Salbke-Westerhüsen a/E.; dasselbe wird in den meisten Droguerien, Apotheken und Materialwaren-Handlungen geführt. D. Red.

Fürs Haus.

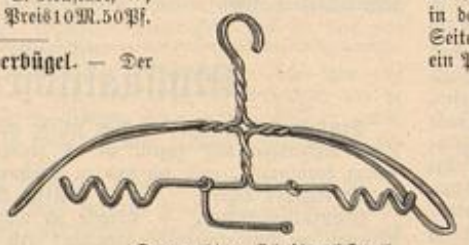
Patent-Wage. — Der hauptsächliche Vorzug dieser Küchenwage liegt in der Möglichkeit, außer größeren Warenmengen auch wenige Gramm ganz genau abwägen zu können. Während die größere obere Schale ein Gewicht bis zu 10 kg trägt und der Betrag des Gewichts auf dem äußeren schwarzen Zahlenkreise des Zifferblattes durch den Zeiger angegeben wird, kann man auf der seitwärts mit einer Hebelvorrichtung angebrachten kleinen Schale ebenso sicher die kleinsten Quantitäten als auch andere bis zu der Höhe von 400 g bestimmen; zur Gewichtsangabe dient der innere, rothe Zahlenkreis. Vor dem Wägen ist es nothwendig, mit der unten rechts stehenden Schraube den Zeiger auf Null zu stellen.



Patent-Wage.

Bezugsquelle: E. Neustadt, W, Leipzigerstr. 101/102. Preis 10 M. 50 Pf.

Doppelter Kleiderbügel. — Der Großstädterin, die häufig sehr mit dem Platz zu rechnen hat, wird voraussichtlich eine neue Art von Kleiderbügel recht willkommen sein, die es gestattet, Kleiderrock und Taille gleichzeitig aufzuhängen, ohne daß die Sachen im geringsten gedrückt werden. Ueber den unteren, in Wellenlinien gebogenen Theil wird der Kleiderrock gezogen, der obere trägt ausgebreitet die Taille. Der Bügel ist aus verzinntem Eisendraht gefertigt und mißt 42 cm im Durchmesser. C. E.



Doppelter Kleiderbügel.

Bezugsquelle: H. Beermann, W, Friedrichstr. 193a. Preis 50 Pf.

Bei Angabe der Bezugsquelle der Silesia-Conserven-Büchse in der Nummer vom 11. August d. J. bitten wir an Stelle von Paul Barth Gustav Barth (früher Mich. Hölz) Köln a./Rh. zu setzen. D. Red.

Petroleum-Kocher. — Wer hat den neuen Petroleum-Kocher „Vulcan" im Gebrauch, und wie bewährt sich derselbe?

M. G. in E.

Gestrichener Fußboden (63). — Mit Oelfarben gestrichene Fußböden reinigt man am besten mittelst eines alten Kehrbesens und einer starken Lösung von Laugenstein. Nachdem die Farbe sich gelöst hat, reibt man den Boden ordentlich auf; danach kann derselbe wie Parkett behandelt werden. — Die Hände sind bei dem Verfahren zu schützen. Abonnentin in Budapest.

Doris G-r. — Das Princip, Speisen in Dampf anstatt in Wasser gar zu kochen, ist nicht neu, wird aber zur Zeit immer mehr ausgenutzt. Wir selbst gedachten desselben schon in der Nummer vom 1. Mai d. J. und werden voraussichtlich demnächst noch ausführlicher darauf zurückkommen. Es wird Sie interessiren,

Fruchtkorb, mit Blumen decorirt.

daß sich auch unter den Nickel-Kochgeschirren der Berndorfer Metallwaren-Fabrik, die Sie mit Recht wegen ihrer Haltbarkeit und ihrer vollständigen Unschädlichkeit für die Gesundheit so hoch schätzen, ein Dampftopf mit Einsatz befindet, der ebensowohl für Zubereitung von Fleisch als für die von Kartoffeln und Gemüse geeignet ist. D. Red.

Zimmereinrichtung.

Alpen-Ecke. — Da wir stets für Humor empfänglich sind, gönnen wir der launigen Parodie, die uns aus dem Kreise unserer Leserinnen zugeht, gern an dieser Stelle Raum.

Die sinnige Idee der „Strand-Ecke" in der Nummer vom 12. Juli d. J. hat in uns, als begeisterte Alpenschwärmer, den Plan geweckt, eine „Alpen-Ecke" zu construiren. Wir haben dieselbe bereits in Angriff genommen und hoffen, daß die „Alpen-Ecke" auch bei anderen Freunden der schönen Bergwelt Anklang findet. Man kann diese Ecke gegenüber der „Strand-Ecke" anbringen, damit man, je nach der Stimmung einmal hier, einmal dort in Erinnerungen schwelgen kann. — Als Grunderforderniß ist eine 2-3 m hohe, $2^1/_2$-$2^3/_4$ m breite, blendend weiße Leinwand nöthig. Ein paar alte Latten, nett zusammengefügt, lustig mit Moos besteckt, bilden den Eingang einer Alpenhütte. Im Hintergrunde malt man das eben erlöschende offene Herdfeuer auf die Leinwand; neben dem Eingang ist eine kleine Thür angebracht, hinter der man den Stall vermuthen kann. Man vergesse aber nicht, als charakteristisches Zeichen auf die Thüre die Buchstaben C + M + B + und Jahreszahl mit Alpenkreide zu schreiben. Ueber der Hütte werden auf die Leinwand Gletscher gemalt, rechts von der Hütte eine fliehende Gemsenschar, über der ein Geier kreist. An die Thür hänge man eine ungeladene Flinte, den Gemsen sichtbar, sodaß man nicht recht weiß, fliehen sie vor dieser oder vor dem Geier. Als Vervollständigung des Bildes sind getrocknete Alpenrosen, Edelweiß, Krummholz ꝛc. angebracht. — Damit es in der Ecke auch alpengemäß riecht, legten wir unsere Alpenwelt in der Nähe der Milch- und Räucherkammer an, — es riecht nämlich in den Alpenhütten zumeist nach Milch und Rauch. Auf der linken Seite von der Hütte hängen, als Attribut eines richtigen Touristen, ein Paar sehr abgenutzte Lederhosen, eine Flasche Magenbitter, ein Rucksack, ein Bergstock, an dem die Namen der erstiegenen Höhen eingekerbt sind, rostige Steigeisen, vertretene Scheanken-Schuhe, Schneebrillen, ein Eispickl und ein Seil, wozu man eine Waschleine verwenden kann. — Der Anblick des Berggipfels wird oft durch Nebel unseren Augen entzogen. Dies kann man sehr anschaulich durch eine den traulichen Winkel abschließende spanische Wand darstellen, die man mit lichtgrauem, nebelartigem Tüll lose überspannt. Auch soll man sich wie auf der kühlen Alp fühlen, daher lege sich jener, der keine Kosten scheut, das ganze Eckchen auf einem Podium an, das beständig mit Eis gefüllt ist. Kuhglocke, Holzschuhe der Sennerin und rothe Wegmarkirung auf dem Wege zur Hütte bringe man nach Belieben an. Nähere Auskunft ertheilen bereitwilligst Seppl und Nandl von der Schädlbach-Alm.

Alter Spinnrocken (56). — Die verschiedenen eingelaufenen Antworten haben wir Frau Dr. M. in Hamburg direct zugestellt. D. Red.

Hausthiere.

Futternapf für Hunde und Geflügel. — Neuerdings wird ein praktisches Geräth in den Handel gebracht, das von der einen Seite als Futternapf für Hühner, umgewendet als Freßgefäß für die Hunde dient. In der größeren Ansicht zeigen wir dasselbe in seiner Bestimmung für Geflügel; das Futter füllt die Rille zwischen der Außenwand und dem erhabenen Mitteltheile; die Hühner sollen dadurch verhindert werden, mit den Füßen in das Futter zu treten. In der kleinen Skizze geben wir die Ansicht des umgewendeten Geräthes, das dabei gewöhnliche Napfform zeigt. Das Gefäß ist aus einem einzigen Stück verzinnten Eisenblechs hergestellt und deshalb durch Haltbarkeit ausgezeichnet.

Futternapf für Hunde und Geflügel.

Bezugsquelle: E. Neustadt, W, Leipzigerstr. 101/102.

Langjährige Abonnentin in Rußland. — Ihrem von Ungeziefer geplagten Canarienvogel ist in folgender Weise zu helfen: Reinigen Sie zunächst den Käfig und waschen Sie ihn, ebenso wie die Sitzstangen, die nicht hohl sein dürfen, gründlich mit heißem Wasser. Den Vogel nehmen Sie wiederholt gegen Abend in die Hand und blasen ihm an allen Körperstellen unter Anwendung eines geeigneten Zerstäubers echtes Insecten-Pulver unter die Federn. Am allerbesten hat sich Mortein bewährt, das Sie wohl auch in Rußland erhalten, sonst wenden Sie Sich an die Samenhandlung von Julius Mildebrandt in Köln a./Rh. H.

Horst und Jolly, Hermsdorf. — Das Bologneser-Hündchen nähren Sie mit Spratt's Hundekuchen, daneben auch abwechselnd mit rohem und gekochtem mageren Kalb- und Hammelfleisch. Füttern Sie das Hündchen nur einmal im Tage, dann aber so, daß es völlig gesättigt wird; bieten Sie ihm viel Gelegenheit zur Bewegung und verweichlichen Sie es nicht. Junge Hunde dürfen nicht gewaschen werden. H.

Gärtnerei.

Fruchtkorb, mit Blumen decorirt. — Ein besonders hübsches Arrangement der jetzt immer mehr an die Stelle der Geburtstagssträuße tretenden Zusammenstellungen aus Blumen und auserlesenen Früchten bieten wir in nebenstehender Abbildung. Der hochhenkelige Korb aus naturfarbenem, nur leicht lackirtem Rohr ist auf einer Moosunterlage mit prächtigen Früchten, Aepfeln, Birnen, Pfirsichen, Wallnüssen und Weintrauben gefüllt, zwischen die sich Reseda und ungefüllte Georginen mischen. Ein Strauß wundervoller la Franco-Rosen erhebt sich an der einen Seite des Henkels; oberhalb desselben ist ein Zweig dunkelroth und violetter Fuchsien angebracht. G. E.

Die Behandlung empfindlicher Zimmerpflanzen im Spätherbste. — Wer an seinen empfindlichen Zimmerpflanzen im Winter Freude erleben will, der muß sie jetzt schleunigst von ihren sommerlichen Standorten im Garten und auf dem Blumenbrette vor dem Fenster fortnehmen und wieder in wärmere Wohnräume bringen. Bevor nun die Pflanzen an dem ihnen zugedachten Standort Aufstellung finden, ist es nöthig, die Blumentöpfe mit warmem Wasser zu waschen, die Erde auf den Töpfen von Moos und Flechten zu reinigen, etwa hängende Pflanzen frisch an Stäbe zu heften und großblättrige Gewächse gründlich zu waschen. Im Zimmer gebe man dann den so behandelten Pflanzen einen hellen Standort und stelle besonders schöne Exemplare nicht in den Blumentisch, sondern in freistehende Blumenständer. So lange es die Witterung gestattet, ist das Blumenzimmer während des Tages reichlich zu lüften, bei Sonnenschein sind dann die Pflanzen noch zu besprengen, das Gießen jedoch darf nicht mehr so reichlich, wie vorher, und nur mit erwärmtem Wasser geschehen. Wird es so kalt, daß man heizen muß, so sorge man dafür, daß die Gewächse niemals in der Nähe des Ofens stehen, wie überhaupt plötzliche, starke Wärmeschwankungen und Zugluft von den Pflanzen fern zu halten sind. Bei einer Reinigung des Zimmers müssen die Blumentöpfe stets in einen anderen erwärmten Raum gebracht werden. M. H.

Allgemeines.

Gestrickter Kragen für kleine Kinder. — Als eifrige Leserin der Modenwelt mache ich mir die vielen, von derselben gebrachten hübschen Handarbeits-Vorlagen so viel wie möglich zu nutze und freue mich besonders, wenn es mir gelingt, ein früher gegebenes Muster zu variiren. In der Nummer vom 12. Febr. 1893 bieten Abb. 17 und 50 eine zierliche Strickarbeit für den Rand eines Baby-Strumpfes, die sich mit Leichtigkeit als Kragen für einen kleinen Erdenbürger verwerthen läßt. Abweichend von der früheren Vorlage wurde die Strickarbeit hier nach der fünften Zackenreihe in ihrer Weite eingeschränkt, durch Zusammenstricken dreier Maschen zu einer, sowohl in dem à jour-Streifen als an jeder Hälfte der Blättchen; der gerade Streifen gestaltet sich dadurch volantartig und ist in dieser Form, aus je fünf Zackenrändern bestehend, für den unteren wie mittleren Volant des Kragens verwendet. Für den niederhängenden Volant der Hals-Garnitur sind zwei Zackenreihen, für den hochstehenden ist eine einzige zu stricken. Als Grundform der Pelerine schließt sich dem unteren Volant ein 14 cm hoher gerader Streifen, je eine Tour rechts wie links gestrickt, an, der in seinem oberen, ca. 4 cm breiten Theile durch allmähliches Abnehmen bis zu der entsprechenden Halsweite eingeschränkt wird. Der zweite Volant wird später da aufgesetzt, wo das Abnehmen begann. Ich stellte meine Arbeit aus feiner weißer Taubenwolle her und wählte hellblaue Wolle für alle links gestrickten Zackenränder. Der Kragen hat eine Gesammthöhe von 23 cm und schließt vorn unter einer Schleife von 3 cm breitem, himmelblauem Ripsbande. C. E.

Gestrickter Kragen für Kinder.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: J. Wilda, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltungs-Beilage

1. November 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 21.

Nachdruck verboten.

Signor.

Novelle von Frida Schanz in Berlin.

(Schluß.)

Dieser feindliche Morgengruß des Doctors Stephany war für Magdalene wie ein böses Vorzeichen für den ganzen Tag. Director Hertz feierte seinen zwölften Hochzeitstag, und das ganze Lehrervölkchen hatte sich mit Blumen und Versen und allerhand niedlichen kleinen Scherzen oben in der Familienwohnung eingestellt. Nur Magdalene wußte nichts, nur ihr hatte niemand etwas von dem Familienfeste gesagt. Erst als der ganze fröhlich aufgeregte Schwarm ins Lehrerzimmer herunter kam, erfuhr sie aus den allgemeinen Reden von der Sache, und nun war sie zu schüchtern und zu beklommen, um ihren Glückwunsch noch anzubringen.

Bedrückt und traurig ging sie in ihre Klasse. Ihr einziger Trost war die Hoffnung, daß sie doch wenigstens heute sicher vor einem Klassenbesuch des Directors sei.

Aber sie hatte zu viel gehofft. Auch heute öffnete sich während der Religionsstunde, der zweiten Unterrichtsstunde des Morgens, wieder die Thür, und Director Hertz trat ein, freundlicher grüßend als sonst und mit einem Ausdruck des Wohlwollens in den ernsten Zügen, der zu sagen schien: „Ich gebe die Hoffnung nicht auf. Vielleicht bekomme ich heute einmal etwas Gutes zu hören!“

War es dieser Hauch von Majestät und Gnade, der Magdalene so aufreizte und empörte? War es das Gefühl, daß sie vor der störenden Aufsicht nie mehr sicher sei? Es war ihr, als müsse sie aufschreien vor Qual und Unbehagen. Mit trockenen Lippen, in schleppendem müden Ton, mit sichtbarem Unwillen gab sie ihre Erklärungen. Mehrere lange peinliche Pausen, in denen sie zerstreut und finster vor sich hinsah, traten ein. Als der Director nach einer Viertelstunde das Zimmer verließ, war der gönnerhafte Ausdruck bis auf die letzte Spur von seinem Gesicht verschwunden.

Magdalene hatte die Empfindung: Nun ist alles verloren! Nun ist alles aus!

Sie gab die Stunde mechanisch zu Ende und machte sich dann so lange wie möglich im Klassenzimmer zu schaffen, um nur die Gesichter der Collegen jetzt nicht zu sehen. Sich flüchten, sich verstecken, am allerliebsten von der Welt verschwinden, war ihre stille Sehnsucht.

Aber auch den Kindern, die ein heftiger Gewitterregen während der Pause ins Schulzimmer bannte, schien ihre Gegenwart, dem verlegenen Schweigen nach, störend und unbequem.

Ihre eigene Trostlosigkeit, ihre Unbeliebtheit und Verlassenheit belächelnd, ging sie endlich hinüber ins Lehrerzimmer. Es war ausnahmsweise leer; die Collegen waren offenbar oben in der Director-Wohnung bei einem gemeinsamen kleinen Festtags-Frühstück. Das war eine willkommene Ueberraschung, eine tiefempfundene Wohlthat für sie. Ausruhend und aufathmend setzte sie sich auf einen der längs den Wänden stehenden Stühle, lehnte den Kopf zurück und schloß die Augen, nichts denkend, nichts hoffend und fürchtend, nur dem sanften Plätschern des Sommerregens lauschend, wehmüthig-froh über die augenblickliche Zuflucht.

Ueber zehn Minuten mochte sie wohl so gesessen haben, als plötzlich halblautes, häßliches Hundeknurren sie aufschreckte. Sie stieß einen leichten Schrei aus, schlug die Augen auf und sah mit äußerstem Abscheu ihren Feind, den zottigen Signor, dicht vor sich stehen. Bei diesem Anblick verließ sie alle Fassung, alle mädchenhafte Beherrschung; es war, als verwandle sich ihr ganzer stiller Kummer in Zorn und Widerwillen gegen das Thier; sie sprang auf und stieß ihn so heftig mit dem Fuße von sich, daß er mit hellem Wuthgebell zurücksprang.

„Signor, komm zu mir! Komm, armes, gutes Thier!“ lockte eine schmeichelnde Stimme von der Thür her. Doctor Stephany stand dort und sah Magdalene höhnisch und vernichtend an.

— — — — — — — — — — — — — — — —

Magdalene's freundliche alte Wirthin trug an diesem Tage die Mittagsschüsseln unberührt wieder aus dem Zimmer ihrer jungen Mietherin. Magdalene's Schläfen schmerzten und brannten; sie fröstelte und schauderte und mochte nichts essen. Nur sich strecken, den schmerzenden Kopf in die Sopha-Ecke schmiegen, allein sein und ungestört der schwermüthigen Melodie nachhängen: Verlassen! Verlassen!

Mit gutem Gewissen konnte sie die Nachmittagsstunden absagen lassen. Sie wäre nicht im stande gewesen, heute ihre Pflicht zu erfüllen. Zu ihrem Glück nahm ein fester, einer Betäubung ähnlicher Schlaf sie auf mehrere Stunden in seine beschwichtigende Hut.

Als sie erwachte, leuchtete die Nachmittagssonne durch die Baumkronen mit einem eigenen Zauberschimmer in ihr stilles Gemach. Ihr vollster Goldschein fiel auf einen großen Strauß zarter, frischer La France-Rosen, der prangend auf dem Tische stand. Magdalene sah wie im Traume darauf hin; ihre Gedanken waren so seltsam verworren, ihr Herz schlug so eigen. Wie durch ein Zauberglas sah sie ihre ganze Umgebung.

Sie zog die Rosen mit müder Handbewegung zu sich heran. Ein mit Bleistift geschriebener Brief von Fritz fiel ihr daraus entgegen, ein im Gasthof-Zimmer eilig hingeworfener, stilloser, wunderlich aufgeregter Brief voll leidenschaftlicher Empfindung.

Er habe, schrieb er, vergebens nach der Schule auf sie gewartet, gerade heute, nach der offenen Aussprache, die ihm so unendlich viel zu denken gegeben.

„Es ist mir etwas geschehen, theure, einzige Lene, etwas, worüber ich mit Dir sprechen muß, — und heute noch! Ich kann's nicht erwarten, Dir alles zu sagen. Ich fahre um sieben von hier durch den Wald zurück. Deinen Abendspaziergang so einzurichten, daß ich Dich in der Nähe des Straßenkreuzes treffe, — würdest Du das thun? Dies eine Mal, denn ich bin vielleicht nur noch wenige Tage hier! Wenn ich Dich inständig bitte, wenn ich Dich so recht dringlich flehe, Lene?“

Noch ein paar Seiten lang ging es so weiter in wirrem aufgeregten Durcheinander. Magdalene preßte die Handflächen gegen die pochenden Schläfen und las den Brief wieder und wieder. Welch ein Tag war das! Alles stürmte heute auf sie ein. Was mochte dem Thoren wieder geschehen sein? Sie konnte ihm seinen Willen nicht thun. Es war nicht daran zu denken! Und wenn ihr das erste zufällige Zusammentreffen im Walde nicht so unselig bekommen wäre, wenn sie weder Geklatsch noch Strafreden fürchtete, sie hatte sich heute krank gemeldet, schon das war genug! Und sie war krank, vielleicht ernstlich krank. Ihr Kopf war so schwer, ihr ganzer Körper jetzt nach dem Schlummer so eigenthümlich erschlafft und matt.

Sie legte sich wieder zurück und lag lange in einem seltsamen Traumzustand. Es war ihr immer, als ob Fritz sie rufe, und als ob sie ihm eilig sagen lassen müsse, warum sie nicht komme. Immer von neuem besann sie sich dann, daß es nicht möglich sei, ihm Botschaft zu senden. Und immer von neuem hörte sie seine einschmeichelnde, sympathische Stimme rufen: „Sei lieb, sei gut, Lene! Komm, Lene!“

Eine heiße Unruhe und Sorge um ihn ergriff sie. Und zugleich lag in seinem stürmischen Verlangen nach ihr ein solches Locken, eine so bethörende Versuchung; eine fast unbezwingliche Sehnsucht nach ihm riß sie fort, in einer eigenen rührenden Beleuchtung sah sie das Verhältniß zu ihm, das einzige Schöne, was ihr im Leben blieb, das starke, warme Freundschaftsverhältniß, das wundersame Gemisch von Verzichten und Besitzen.

Der goldene Nachmittags-Sonnenschein schwand schon aus ihrem Zimmer, als sie endlich die schweren Augenlider hob.

Mit klarem Blick sah sie plötzlich in die Wirklichkeit. Wenn sie dennoch das Aeußerste wagen und Fritz zuliebe, vielleicht einer seiner tollen Launen zuliebe, ihre schon wankende Stellung vollends aufs Spiel setzen, wenn sie trotz der abgesagten Lehrstunden den Spaziergang nach dem Walde wagen und es riskiren wollte, daß sie jemand nun doch bei einem wirklich verabredeten Stelldichein sah, so mußte sie eilen, denn der Abend kam.

Sollte sie gehen?

Ein kurzes, kühles Erwägen kam über sie, abmahnend, warnend.

Aber dann hob sich ihr Empfinden auf einmal wieder zu luftiger Höhe, zu jugendfrischem Schwung und Wagemuth, zu stillem Trotzbieten und Triumphiren.

Sie überlegte nicht länger; sie strich sich das wirre, schöne Haar glatt, kühlte ihre brennende Stirn, steckte eine Rosenknospe aus Fritz' Strauß in den Gürtel ihres dunklen Alltagskleides und ging.

Eilig, mit ihrem graziösen, elastischen Gang schritt sie dahin. Und doch schlug ihr Herz in heimlicher, verlegener Aengstlichkeit und Furcht: nur jetzt keine Begegnung mit ihren Widersachern, kein Aufhalten, kein Stein auf dem Wege nach dem still ersehnten Ziel!

Eine Scheu vor den Menschen, die gegen Abend den schönen Uferweg belebten, der zum Walde hinausführte, beschlich sie. — Zwischen den Hecken und Zäunen der Vorstadtgärten führte ein einsamerer Pfad auf Umwegen zu der Wald-Chaussee hinaus, ein ungepflegter, wilder Pfad, den sie einmal zufällig herausgefunden hatte; den wählte sie. Um die größere Entfernung wieder einzubringen, verdoppelte sie die Eile ihrer Schritte.

In einer eigenthümlichen Spannung und Aufregung eilte sie dahin. Jedes Summen und Rauschen, jeder rasche Tritt, jeder Laut von Menschenstimmen in den stillen Gärten ließ sie zittern und zusammenzucken. Ihr Herz schlug unbändig, ihr Kopf schmerzte zum Zerspringen.

Plötzlich klangen aus einem der dicht verwachsenen Gärten bekannte Stimmen an ihr Ohr.

Tief erblassend stand sie still, die Blicke fieberhaft erweitet. Dieses Durcheinander von echtem Wohlbehagen und forcirter Lustigkeit hatte sie im Lehrerzimmer so oft vernommen, daß sie es nicht verkennen konnte.

„Vorbei! Nur vorbei!“ dachte sie erschrocken und nahm ihren flüchtigen Lauf wieder auf. Da wurde hinter der Hecke plötzlich ein wüthendes Gebell laut.

„Signor!“ rief von fern der kleinen Rosel silberhelle Kinderstimme.

In demselben Augenblick aber sprang das Thier mit einem gewaltigen Satz über die breite, hohe Rothdorn-Hecke und fuhr der im Schutz der Zaunwände dahineilenden, schattenhaften Mädchengestalt zornig entgegen.

Aus schneeweißem Gesicht starrten ein paar große, dunkle Augen in tödtlichem Entsetzen auf das gehaßte Thier. Vergebens suchte das geängstigte Mädchen an dem wüthend bellenden Hunde vorbeizukommen.

Der Hund sprang an ihr empor in aufgeregter, unbändiger Wildheit. Die Gesetze, die er im Schulhaus respectirte, galten hier im Freien und im Dunkeln nicht. Er riß an Magdalene's leichtem Kleid, fuhr wie besessen auf sie ein.

Da entfuhr plötzlich ein herzbewegender Klagelaut ihrem Mund, und das entsetzte Mädchen sank, bewußtlos von der ungeheuren Aufregung, wie ein schlanker Baum von einem Axtschlag gefällt, zu Boden nieder.

Der Hund hörte nicht auf mit seinem lauten Gebell. Die Pforte im Rothdorn-Zaun öffnete sich, und die weißgekleidete, mit einer lichtblauen Seidenschärpe und blauem Haarband geschmückte Rosel stand neugierig auf dem dämmerigen Pfad.

„Was giebt es denn, Du närrischer Kerl?“ rief das Kind lachend.

Dann wurden die frohen braunen Augen plötzlich ernst und starr, und mit dem gellenden Ruf: „Fräulein! Ach Fräulein!“ warf sich die schöne Kleine auf die leblose Gestalt der Lehrerin.

* * *

Magdalene, die noch ohnmächtig in einem Wagen in ihre Wohnung gebracht wurde, lag viele Wochen im heftigsten Nervenfieber auf ihrem stillen Lager. Was ihr zarter Körper und ihre zwischen Lebensfurcht und Todesangst hin und her irrende Seele in dieser Zeit litten und in klagenden Fieberworten herzrührend zum Ausdruck brachten, war eine ernste, ergreifende Mahnung für alle, die sich einen Theil Schuld an der inneren Qual und Noth des jungen Geschöpfes beimessen mußten.

Director Hertz ging seltsam ernst und gedankenvoll umher in dieser Zeit.

Als ihm sein Töchterchen leidenschaftlich schluchzend, untröstlich aufgeregt, die Nachricht von Magdalene's Unfall brachte, und er dann das so todtblasse, so auffallend schmerzverzogene Gesicht seiner jungen Collegin vor sich sah, war er tief erschrocken. Sein ehrliches Gewissen schenkte ihm den Vorwurf nicht, daß er in seiner Strenge gegen die neue Lehrerin zu weit gegangen sei, daß er dem allgemeinen Vorurtheil gegen sie zu wenig durch Milde und Freundlichkeit gesteuert habe.

Mit tief-ernstem Mitgefühl und väterlicher Sorge nahm er sich der schwer Erkrankten an. Seine Frau, deren stille Sympathie für Magdalene nur in der starken Gegenströmung nicht zur Geltung gekommen war, unterstützte jetzt die bezahlte Pflegerin mit liebevollem Eifer bei der Wartung der Kranken und war Zeugin, wie alle Seelenwunden des armen Mädchens ihr Blut in angstvollen Phantasien ausströmten.

Je peinvoller Magdalene litt, je höher die Gefahr stieg, um so mehr versank das allgemeine Uebelwollen. Ein Thauen und Schmelzen ging leise durch alle Herzen. Fräulein Linke wurde, während sie auf dem Krankenlager feierte, auf einmal wieder die Lieblingslehrerin der verwaisten Klasse.

Das einstimmige, chormäßige Fragen nach ihrem Ergehen, das den Director jedesmal beim Eintritt in das Schulzimmer empfing, hatte etwas tief Rührendes, fast Feierliches.

Rosels leidenschaftliche Aufregung und Theilnahme hatte wohl die ganze Klasse angesteckt. Es war, als ob dieses Kind an dem allgemeinen stillen Schuldbewußtsein der Großen mittrüge, so ausschließlich war sein junges Herz, das seine Liebe eine Zeit lang verleugnet hatte, mit der kranken Lehrerin beschäftigt.

Eine gesegnete Krankheit war es, trotz all ihrer Qual.

Es schien, als ob alles zu straff Gespannte nachgäbe, alles Verwickelte sich löste, während das heiße, starke Fieber dem armen, müden Dinge die Augen zuhielt, es absperrte gegen alle Wirren und Widrigkeiten der Welt.

Magdalene's Auferwachen war eine Freude für die ganze kleine Stadt.

Lauter Trost, lauter Friede umfing sie bei ihrem Wiedereintritt ins gefürchtete Leben.

Wieder in Gnaden aufgenommen sein, erlöst von der Pein und Angst vor den Menschen, gestreichelt, umschmeichelt von Freundlichkeit und Güte, von Blumen umduftet, von den zärtlichen Blicken des geliebten Kindes umsonnt, — wie köstlich wohl that es der Erwachenden!

Das Rührendste in dem Genesungsglück war ein Brief von Fritz, auf dem die Augen der Genesenden immer wieder ruhten. Nicht einer der gewöhnlichen Knabenbriefe war es, sondern der Brief eines Mannes, der sein heißes Herz zum ersten Mal in wirklichem tiefen Lebensernst schlagen fühlt. Nicht der Freundin, sondern dem geliebten, heißgeliebten Mädchen gestand er, wie er an jenem Abend glühend und sehnend gewartet, um ihr zu sagen, wie die oberflächliche Tändelei mit Fräulein Hertha plötzlich in Luft und Schaum zerronnen sei vor dem Gefühl wahrer, tiefer Frauenanbetung, tiefer, ernster Zuneigung — zu ihr, die von je seiner jungen Seele Halt und Zuflucht gewesen sei. Wenn sie den Gedanken fassen könne, sein eigen zu sein, so fühle er sich gesichert, geborgen für Zeit und Ewigkeit. Nicht heute wolle er ihr Ja. Aber wenn das Landgut, das er in den nächsten Wochen kaufen werde, durch die ersten Ernten vom Fleiß und Werth seines Herrn Zeugniß abgelegt haben würde, dann solle sie sagen, ob sie den Muth habe, ihm weiter zu vertrauen, ihr Leben an sein Leben zu ketten.

* * *

Es war Spätsommer, und die großen Ferien waren seit einigen Wochen zu Ende, als Magdalene zum ersten Mal wieder das Schulhaus betrat.

Ihr Herz bebte, als sie der Director mit einem Händedruck, der herzlichste Freundschaft und tiefes Verständniß ausdrückte, im Lehrerzimmer empfing, als die Collegen sie theilnehmend begrüßten. Daß sie einen dieser, Doctor Stephany, nicht mehr antreffen würde, hatte sie schon vor Wochen erfahren. Der feine Streber hatte durch geschickte Bemühungen eine Rector-Stelle in einer entfernt liegenden Stadt zu erringen gewußt. Als heitere Abschiedsgabe war ihm Signor, sein Liebling, mitgegeben worden.

In Magdalene's Klassenzimmer hatten die Kinder, die sich in Freude und neuerwachter Liebe nicht genug thun konnten, Blumen gestreut; große prangende Sträuße schmückten das Katheder, und der Stuhl der jungen Lehrerin war mit Rosen umwunden.

Sie sah sich glücklich in dem festlich durchdufteten, traulichen Raume um. Mit stiller Heiterkeit fühlte sie voraus, daß sie ein paar Jahre lang froh und gern hier walten werde, geliebt, geschätzt, ihrer Pflicht gewachsen, mit einer lachenden, sicheren Hoffnung im Herzen.

Denn wie Sonnenschein durchfluthete es ihr Herz, wenn sie an die Zukunft dachte. Sie vertraute Fritz, sie wußte genau, daß der junge, starke Wein nun ausgeschäumt hatte und sich veredeln und klären würde von Jahr zu Jahr.

Nicht Leidenschaft war es, mit der sie an ihn dachte, sondern jene tiefe, zärtliche Frauenneigung, die gern mehr geben als empfangen will, die sich zum Glück eines theuren Menschen nöthig fühlt, die ihm Schutz und Schirm sein möchte, die den Erkorenen in ihren stillen Gedanken nicht „Du Geliebter“ nennt, sondern „Du Liebling meiner Seele“.

Ende.

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

Nachdruck verboten.

Ein schwieriger Geschäftsbrief.

Humoreske von Robert Barr.
Autorisirte Uebersetzung von Fritz Länder.

Es ist seltsam, wie eine oberflächlich hingeworfene Bemerkung oft denjenigen, an den sie gerichtet ist, in Aufruhr bringt, ohne daß der, dessen Lippen sie entflohen ist, sich irgend etwas Ernstes dabei gedacht hat.

So ging es Richard Denham, als ihm ein Geschäftsfreund eines Tages im Laufe des Gespräches sagte: „Sie sind ein reicher Mann, Herr Denham, und auf dem besten Wege, Millionär zu werden.“ Der Mann hatte nicht geglaubt, Denham damit etwas Neues oder Ueberraschendes gesagt zu haben, aber es war so. Richard Denham stammte aus einer Familie, in der sich von Generation zu Generation — die Armuth vererbte. Er selbst hatte sein Leben lang mit ihr gekämpft, stets in der Angst, doch noch von ihr übermannt zu werden, bis er sie schließlich besiegt hatte, ohne sich des befreienden Gefühls seines Sieges bewußt zu werden. Er hatte rastlos gearbeitet, ohne sich eine Ruhe zu gönnen, oder zurückzublicken auf das, was er geschaffen, und so war es gekommen, daß ihm die zufällige Bemerkung eines Bekannten sein eigenes Glück verkünden mußte. Er athmete tief auf, wie ein Wettrenner, der gesiegt hat und nun frei Athem holen kann. So in Gedanken vertieft war er, daß er seinen Kassirer nicht bemerkte, der den Kopf zur Thüre herein steckte und, wie jeden Abend, fragte: „Haben Sie noch etwas für mich zu thun, Herr Denham?“

Denham fuhr empor, als verstände er diese Frage nicht, obgleich er sie doch seit Jahren jeden Abend hörte.

„Wie, — was meinen Sie?“ rief er fragend.

Der Kassirer war, obgleich hoch erstaunt, zu wohlerzogen, um es zu zeigen.

„Haben Sie noch etwas für mich zu thun, Herr Denham?“ wiederholte er.

„Ach so! Nein, Rogers, danke, es ist nichts mehr!“

„Gute Nacht, Herr Denham!“

„Wie meinen —? Ach so, ja. Gute Nacht, lieber Rogers!“

Die Straße, in die Denham hinaustrat, hatte heute für ihn ein ganz anderes Aussehen als sonst. Er schaute die eleganten Häuser an und dachte dabei, daß er auch so eines kaufen könne, wenn er wolle. Er sah Equipagen vorbeifahren, und es fiel ihm ein, daß er ein reicher Mann sei und auch eine Equipage haben könne, wenn er Lust dazu hätte. Aber er hatte keine Lust dazu, denn was sollte er mit einem großen Haus und einer eleganten Equipage machen? Hatte er doch keinen Menschen, den er hätte einladen können, in sein Haus zu kommen oder mit ihm spazieren zu fahren! Und da fiel ihm in seinem Reichthum plötzlich ein, wie ganz allein er in der Welt stand. Auch daran zu denken, hatte er bis jetzt keine Zeit gehabt; nun aber, wo er hätte genießen können, fehlte ihm ein Freund, einer, mit dem er seinen Reichthum theilen konnte. Wohl hatte er einige Geschäftsfreunde, von denen wohl die meisten ein Haus und eine Familie hatten, aber er konnte keinem dieser Geschäftsfreunde sagen: „Laden Sie mich ein in Ihr Haus! Ich brauche Menschen; ich bin so einsam!“

Und selbst wenn man ihn eingeladen hätte, so hätte er nicht gewußt, was er mit sich anfangen sollte. Denn er war heimisch im Contor, er kannte dessen Sprache; der Salon aber war ihm ein unbekanntes Land, und fremd waren ihm seine Sitten. Er fühlte, daß sich bei dem Kampfe mit der Armuth etwas nicht hatte mit entwickeln können, was zu lernen jetzt unwiederbringlich vorbei war. Erst gestern hatte er einen seiner jungen Leute, der nicht wußte, daß er in Hörweite war, von ihm, als von dem „Alten“, sprechen hören, und obgleich er sich so frisch fühlte, wie immer, wollte ihm das böse Wort nicht aus dem Sinn.

Als er jetzt die Straßen verließ und im Freien wanderte, nahm er den Hut vom Kopfe und strich mit der Hand durch sein früh ergrautes Haar.

Er dachte an die Vergangenheit, und da stieg das Bild eines Mädchens vor seinem inneren Auge auf, das ihn vielleicht geheirathet hätte, wenn er den Muth gehabt hätte, die Frage zu thun. Aber er hatte den Muth nicht gehabt, denn das war von jeher an dem Unglück der Denham's schuld gewesen: sie hatten alle, nur mit Ausnahme von ihm selbst, jung geheirathet und hatten sich dadurch nicht empor arbeiten können, sondern waren in Armuth und Elend gestorben.

Das Mädchen hatte einen Bäcker geheirathet; o, wie lange Zeit das her war! Ja, der junge Mann hatte recht, ihn den „Alten“ zu nennen!

Da sah er plötzlich ein anderes Mädchen vor seinem Geiste stehen, ein modernes Mädchen, anders wie jene, die den Bäcker heirathete. Sie war das einzige weibliche Wesen, das er kannte und mit dem er sprach, und das nur, weil sie in seinem Geschäft die Schreibmaschine bediente.

Fräulein Gale war ein hübsches Mädchen, natürlich! denn alle Mädchen, die an der Schreibmaschine sitzen, sind hübsch, und man wußte im Geschäft, daß sie aus guter Familie sei, deren Verhältnisse sich verschlechtert hatten. Ihr ruhiges, sicheres Benehmen bestätigte diese Ansicht und hielt die jungen Leute in Respect.

Sie war ein verständiges Mädchen, die, nachdem sie herausgefunden hatte, daß die Handhabung der Schreibmaschine lohnender sei, als Klavier-Unterricht zu geben, sich dem ersteren zugewandt hatte.

Richard Denham setzte sich auf eine Bank und fuhr sich wiederholt mit der Hand über die Stirn.

„Warum nicht?“ fragte er sich. Es gab keinen Grund, der dagegen sprach, außer dem einzigen, daß ihm der Muth zu der entscheidenden Frage fehlen würde. Trotzdem war er fest entschlossen, es zu thun.

Der nächste Tag verlief in gewohnter Weise. Briefe kamen und wurden beantwortet und, wie jeden Tag zur bestimmten Stunde, kam Fräulein Gale in das Privat-Contor Denham's, um zu fragen, ob sie noch etwas schreiben sollte. Denham zögerte, er fühlte, daß ein Geschäftslocal nicht der passende Ort für eine Liebeserklärung sei, aber er wußte, daß er außerhalb des Geschäftes noch verlegener sein würde. Außerdem hatte er überhaupt keinen Grund, das Mädchen zu Hause aufzusuchen; so blieb ihm also keine Wahl: entweder hier und jetzt, oder niemals!

„Setzen Sie Sich einen Augenblick, Fräulein Gale,“ sagte er, „ich möchte Sie um Ihre Meinung in einer Angelegenheit, — einer geschäftlichen Angelegenheit, befragen.“

Fräulein Gale setzte sich, nahm den Bleistift zum Stenographiren in die Hand, legte das Heft auf die Knie und blickte ihren Chef fragend an. Denham, der vor Verlegenheit nicht still sitzen konnte, sprang auf und fuhr sich mit der Hand durch die Haare.

„Ich gehe mit dem Gedanken um,“ begann er schließlich, „mir einen Socius zu nehmen. Das Geschäft geht gut, schon seit langer Zeit.“

„So?“ sagte Fräulein Gale fragend.

„Ja. Ich halte es für richtig, mir einen Socius zu nehmen, und darüber wollte ich mit Ihnen sprechen.“

„Wäre es nicht besser, Sie besprächen das mit Herrn Rogers? Er kennt das Geschäft besser als ich; doch vielleicht soll er selbst der Socius sein?“

„Nein, er ist es nicht. Rogers ist ein guter Kassirer, aber — — nein, nein, er ist es nicht!“

„Dann denke ich doch, daß Sie in einer so wichtigen Sache Herrn Rogers oder jemand anders, der so geschäftskundig ist wie er, um Rath befragen sollten.“

„Ich brauche eigentlich gar keinen Rath, denn ich bin entschlossen, mir einen Socius zu nehmen, d. h. wenn derselbe es will.“

Es wurde Denham heiß; die Sache war doch weit schwieriger, als er geglaubt hatte.

„Dann handelt es sich wohl um das Kapital, das der Socius in das Geschäft geben soll?“ fragte Fräulein Gale, bemüht, ihm zu helfen.

„Nein, nein, es ist mir nicht um Kapital zu thun! Ich habe selber genug, und das Geschäft wirft jährlich so und soviel ab, Fräulein Gale.“

Das Mädchen blickte ihn erstaunt an.

„Sie wollen doch nicht Ihren Nutzen mit einem Socius theilen, der Ihnen kein Kapital dazu bringt?“ fragte sie.

„Doch, das beabsichtige ich, denn ich brauche, wie gesagt, nicht mehr Kapital.“

„O, wenn Sie das wollen, dann sollten Sie Sich doch lieber erst mit Herrn Rogers berathen, ehe Sie Sich binden!“

„Rogers würde das nicht verstehen.“

„Ich fürchte, ich verstehe auch nicht, wie man so etwas thun kann. Es erscheint mir närrisch, — wenn ich sagen soll, was ich denke.“

„Ja, thun Sie das, bitte! Aber es ist lange nicht so närrisch, wie Sie denken. Ich hätte mir schon längst einen Socius nehmen sollen und bin jetzt entschlossen, den Fehler gutzumachen.“

„Dann weiß ich nicht, wozu ich dabei nöthig bin, wenn Sie doch schon entschlossen sind!“

„O doch; ich brauche Sie dazu. Ich fürchte, daß mein Anerbieten zurückgewiesen wird.“

„Es wird aber sicher angenommen, wenn der Betreffende bei Verstande ist. Solch ein Anerbieten wird doch keiner zurückweisen! Das findet sich nicht alle Tage! Da können Sie ganz sicher sein!“

„O, glauben Sie wirklich, Fräulein Gale? Es ist mir lieb, das von Ihnen zu hören. Um was ich Sie befragen wollte, das ist die Form des Anerbietens. Ich möchte dasselbe recht — ja, wie soll ich sagen? — recht zartfühlend stellen, sodaß es nicht beleidigt und nicht zurückgewiesen werden kann.“

„Sie wünschen also, daß ich ihm einen Brief schreibe?“

„Jawohl, jawohl,“ rief Denham befriedigt aus. Er hatte zwar nicht daran gedacht, einen Brief zu senden, jetzt aber schien es ihm das beste Mittel, aus dieser fürchterlichen Verlegenheit herauszukommen.

„Haben Sie schon mit ihm darüber gesprochen?“

„Mit ihm? Worüber?“

„Mit Ihrem künftigen Socius über das Anerbieten?“

„Nein, o nein; ich — ich habe außer mit Ihnen noch mit niemand darüber gesprochen.“

„Und Sie wollen nicht mit Herrn Rogers darüber sprechen, ehe Sie schreiben?“

„Nein. Es geht Rogers absolut nichts an.“

„Nun, dann will ich schreiben,“ sagte Fräulein Gale kurz, sich über ihr Heft beugend. Es war ihrem Tone anzuhören, daß ihre Achtung vor Denham's Verstande beträchtlich sank. Plötzlich schaute sie auf: „Wie hoch soll ich die jährlichen Einkünfte beziffern? Oder wünschen Sie, daß das gar nicht erwähnt wird?“

„Nein, erwähnen Sie das lieber nicht. Denn, sehen Sie, Fräulein Gale, ich möchte das Verhältniß nicht auf einer gesellschaftlichen Basis aufbauen, durchaus nicht!“

„Auf was für einer Basis denn?“

„Ja, das kann ich nicht so recht sagen; auf einer persönlichen Basis, vielleicht. Ich hoffe, daß mein Socius *gerne* mein Partner werden möchte.“

„Also auf einer freundschaftlichen Basis, wenn ich recht verstehe?“

„Jawohl; freundschaftlich, natürlich, vielleicht noch mehr als das!“

Fräulein Gale blickte ihn rathlos an: „Ja, warum wollen Sie ihm dann nicht lieber ein paar Zeilen schreiben, in denen Sie ihn um eine Unterredung bitten? Dann können Sie alles mündlich besprechen.“

Denham erschrak!

„Ach nein,“ sagte er, „ich hatte auch daran gedacht, aber es geht nicht, nein, es geht wirklich nicht! Ich möchte lieber alles schriftlich erledigen.“

„Ich fürchte, daß ich den Brief nicht zu Ihrer Zufriedenheit schreiben kann. Es sind so viele Schwierigkeiten zu überwinden. Der Brief ist so ungewöhnlich.“

„Das ist wahr, und gerade darum habe ich mich an Sie gewandt, Fräulein Gale. Sie sind die einzige, die mir helfen kann. Wenn Sie mit dem Brief zufrieden sind, bin ich es auch.“

Fräulein Gale schüttelte den Kopf, schrieb einige Zeilen und fragte dann: „Wird das gehen?:

‚Sehr geehrter Herr!‘“

„Einen Augenblick, bitte,“ rief Denham; „finden Sie nicht, daß die Anrede zu formell klingt? Ich möchte vielleicht lieber sagen: ‚Lieber Freund!‘“

„Wie Sie wünschen,“ erwiderte Fräulein Gale, verbessernd; dann fuhr sie zu lesen fort:

„‚Lieber Freund!

Seit geraumer Zeit gehe ich mit dem Gedanken um, mir einen Socius zu nehmen, und bitte Sie, in Erwägung zu ziehen, ob Sie Lust hätten, bei mir einzutreten. Das Geschäft ist seit langem ein sehr einträgliches, und da ich kein Kapital von Ihnen verlange, hoffe ich, daß Sie mein Anerbieten vortheilhaft finden werden. Ich —‘“

„Ich möchte es lieber nicht so haben,“ warf Denham zögernd ein. „Es klingt, als böte ich alle Vortheile, und der Socius — hm; Sie verstehen?“

„Es ist doch aber so!“ antwortete Fräulein Gale.

„Schreiben Sie lieber vom freundschaftlichen Standpunkt aus, wie Sie selber vorschlugen, Fräulein Gale!“

„Ich habe gar nichts vorgeschlagen, Herr Denham. Aber wenn Sie mir lieber den Brief wörtlich dictiren wollten! Ich wußte, daß ich ihn nicht zu Ihrer Zufriedenheit würde schreiben können.“

„Ich bin vollkommen zufrieden, aber ich denke an meinen künftigen Socius. Sie haben den Brief vorzüglich geschrieben, weit besser, als ich es könnte, aber seien Sie so gut, ihn etwas freundschaftlicher zu halten!“

Einen Augenblick später las Fräulein Gale:

„‚— bei mir einzutreten. Ich mache Ihnen dieses Anerbieten nicht vom geschäftlichen, sondern vom freundschaftlichen Standpunkte aus und hoffe, Ihnen sympathisch genug zu sein, daß Sie Lust haben, Sich mit mir zu associiren.‘

Soll ich noch etwas hinzufügen, Herr Denham?“

„So ist es gut, sehr gut! Wenn Sie nur noch andeuten wollten, daß mich eine abschlägige Antwort äußerst enttäuschen würde.“

„Jawohl, das will ich,“ antwortete das Mädchen; „soll ich zeichnen: ‚Ihr ergebener‘, oder ‚Ihr ganz ergebener‘?“

„Schreiben Sie, bitte, ‚Ihr Freund‘.“

Fräulein Gale verließ das Zimmer, und man hörte während einiger Minuten das schnelle Ticken der Schreibmaschine aus dem Nebenzimmer; dann kam Fräulein Gale mit dem fertigen Briefe zurück.

„Soll der Brief copirt werden?“ fragte sie.

„Um Himmelswillen, nein!“ antwortete Denham, die hellen Schweißtropfen auf der Stirne.

„Er will die Sache vor Rogers verheimlichen, natürlich, denn es ist ein ganz unkaufmännischer Vorschlag,“ dachte Fräulein Gale, und laut sagte sie: „Haben Sie heute noch etwas für mich zu thun?“

„Nein, Fräulein Gale, und nochmals besten Dank für den Brief!“

Am nächsten Morgen trat Fräulein Gale lächelnd in das Zimmer des Prinzipals.

„Sie haben Sich gestern Abend geirrt, Herr Denham,“ sagte sie, einen Brief aus der Tasche ziehend.

„Wieso?“ fragte er, roth werdend.

„Sie haben den Brief an mich geschickt. Ich erhielt ihn heute Morgen und öffnete ihn, weil ich dachte, daß Sie mich vielleicht heute nicht brauchten. Ich sah aber gleich, daß Sie Sich im Couvert geirrt hatten. Sollte ich heute kommen?“

Es schwebte ihm auf der Zunge zu sagen: „Ich brauche Sie nicht nur heute, sondern immer!“ — aber anstatt dessen sagte er gar nichts, sondern streckte nur die Hand nach dem Brief aus, um sich von seinem Irrthum zu überzeugen.

Am nächsten Morgen erschien Fräulein Gale später, als gewöhnlich, und legte mit erschrockenem Gesicht denselben Brief vor Denham hin. Sie meinte bestimmt, der arme Mann habe den Verstand verloren, und sah eine Bestätigung dieser Annahme in dem verstörten Gesicht des Prinzipals, als sie ihm sagte: „Sie haben den Brief zum zweiten Male an mich geschickt, Herr Denham!“

Der Muth der Verzweiflung beseelte Denham plötzlich: „Warum beantworten Sie ihn denn nicht?“ fragte er mit rauher Stimme.

Sie wich einen Schritt zurück:

„Beantworten?“ fragte sie verständnißlos.

„Natürlich! Wenn ich einen Brief zwei Mal erhalte, muß ich ihn doch beantworten!“

„Was meinen Sie damit?“ rief das Mädchen, die Hand auf der Thürklinke.

„Genau das, was in dem Briefe steht. Ich möchte Sie zum Partner haben, ich möchte Sie heirathen! Zum Teufel mit dem Geschäftlichen.“

„O!“ rief das Mädchen, einen tiefen Seufzer ausstoßend. Dann floh sie aus dem Zimmer in ihr eigenes Schreibmaschinen-Contor, die Thür schließend.

Richard Denham ging ruhelos in seinem Zimmer auf und ab, klopfte dann an ihre Thür, aber ohne eine Antwort zu erhalten. Er nahm seinen Hut vom Ständer und verließ das Geschäft. Als er nach langem ziellosen Wandern zurückkam, begrüßte ihn der Kassirer mit den Worten: „Fräulein Gale ist fort, Herr Denham!“

„So?“

„Ja, sie hat einen Brief hinterlassen; sie kommt aber nicht wieder.“

„Es ist gut, Rogers!“

Er ging in sein Privat-Contor und fand auf seinem Pult einen Brief liegen, mit dem Vermerk „Privat“; er riß ihn auf und las folgende, sauber mit der Schreibmaschine geschriebenen Zeilen:

„Ich gebe meinen Platz an der Schreibmaschine auf, da ich eine bessere Offerte habe. Man hat mir die Stellung eines Socius in dem Geschäft von Richard Denham angeboten, und ich bin entschlossen, dieses Anerbieten anzunehmen, weniger der finanziellen Vortheile halber, die diese Stellung bietet, als vielmehr des freundschaftlichen Verhältnisses wegen, in das ich zu dem obengenannten Herrn treten werde. —

Warum mußten Sie mich so mit dem dummen Brief quälen, wo ein paar Worte alles in Ordnung gebracht hätten? Sie scheinen wirklich einen Socius zu *brauchen*! Meine Mutter wird sie jederzeit empfangen, — die Adresse haben Sie ja.

Ihr Freund

Margarethe Gale.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Geistige Interessen.

Zu Allerseelen. — Wieder sind die ernsten, stillen Tage nahe, die „Tage der Todten", und ihrer sind wohl nur wenige, die nicht hinauspilgern zur Stätte des Friedens, das Herz voll wehmüthiger Erinnerung an die Heimgegangenen, in der Hand das Liebespfand in Form von Kränzen aller Art. Hier trägt ein altes Mütterchen seine Gabe, — einen Kranz aus buntem Herbstlaub mit weißen Papierrosen, dort legen zitternde Hände ein Kreuz, aus Epheuranken gewunden, auf ein kleines, noch frisches Grab; daneben schmückt einen Hügel ein selbstgewundener Kranz aus rothem Laub, mit Schleedornbeeren, weißen Federblüthen und Strohblumen durchflochten. Immer ist das Bestreben bemerkbar, an Stelle der allzu vergänglichen frischen Blüthen Dauerndes, dem Wind und Wetter Trotz Bietendes zu wählen, und die Industrie hat in den letzten Jahren auf diesem Gebiete viel geschaffen. Bescheidenen Mitteln erreichbar, giebt es Kreuze, Kränze aus Pergament-Laub und Ceresin-Blumen; kostbarer sind Palmwedel, weiße und farbige Blumen-Arrangements aus Celluloid-Masse, die wieder durch besonders reizvolle Gewinde aus venetianischen Glasperlen an täuschender Natürlichkeit übertroffen werden. Bald erscheinen einzelne der künstlerisch fein ausgeführten Blüthen zwischen Celluloid-Laub, bald ist auch das Laubwerk aus Perlen geformt, und auf welche Weise geschickte Hände diese Perlenblumen selbst ausführen, lehren die Abb. 32-37 der heutigen Nummer. Aber wie kostbar, oder wie werthlos die Gabe sein mag, die den Hügel schmückt, aus jeder spricht es laut: Seht, sie sind nicht gestorben, sie leben treu in den Herzen der Zurückgebliebenen. E. Sch.

Gesundheits- und Körperpflege.

Eva. — Die Frage, ob Rowland's Kalydor ein unschädliches und empfehlenswerthes Teint-Mittel sei, ist nicht zu beantworten, weil die Zusammensetzung derartiger Schönheitsmittel nicht bekannt gegeben wird. Da es aber sehr verschiedene Arten von „Teint" oder, deutsch, von Hautbeschaffenheit giebt, so kann nicht ein und dasselbe Mittel für alle passen; Schönheitsmittel müssen eben auch für die einzelnen Personen ausgewählt werden, wenn man nicht sich selber zum Probirstein hergeben will. Dr. D.

Haut- und Haarleidende ꝛc., die recht oft unseren Rath in Bezug auf irgend einen sich selbst so nennenden „Heilkünstler" und seine Mittel nachsuchen, würden uns die Antwort sehr erleichtern, wenn sie einen Prospect oder auch nur eine Anzeige einsenden wollten. Wenn z. B. eine „Haar-Klinik" sagt: „hierauf wird sich bald das Ausfallen der Haare einstellen. Es ist eine Hauptsache, diese letzteren zu beseitigen; ist dies geschehen, so wird das Ausfallen der Haare sofort aufhören," so braucht man keinen David, um selbst zu wissen, daß Haare nicht ausfallen können, wo keine mehr sind! Dr. D.

„Bügelbrett". — Wenn nur mangelhafte Entwicklung vorliegt, kann Einleitung der Säfte durch nasse Umschläge, Braufen, Elektrisiren hülfreich sein; fehlt die Anlage, so vermag auch Aeskulap selber nicht zu helfen. Dr. D.

Zierschränkchen aus Kisten.

Fürs Haus.

Frau Admiralitäts-Räthin J. v. D. — Margarine-Butter läßt sich selbst für das geübteste Auge schwer von Naturbutter unterscheiden; es ist daher rathsam, vorerst eine Kleinigkeit davon der Feuerprobe zu unterziehen. Zu diesem Zweck bestreicht man unbeschriebenes Briefpapier mit der betreffenden Butter und zündet es an; verbreitet sich dann ein unangenehmer, brandiger Talggeruch, so handelt es sich um Kunstbutter, während Naturbutter bei demselben Prozeß einen aromatischen Geruch entwickelt. Außerdem setzt sich Margarine beim Auslassen und Braunbraten als fester brauner Bodensatz am Gefäß fest, während die oberen Fetttheile hellgelb bleiben. Der obenerwähnte eigenartige Geruch läßt auch hierbei keine Täuschung zu. A. H.

E. A. 100. — 1. Angora-Felle reinigt man durch gründliches Abreiben mit erwärmtem Roggenmehl, bürstet sie dann aus und kämmt sie mit einem weiten Kamm dem Striche nach glatt. — 2. Ein berühmter Specialarzt für Ohrenleiden ist Professor Dr. Trautmann, Berlin, Steglitzerstr. 44; Sprechstunden von 11-1 Uhr an den Wochentagen. A. H.

Generalin von L. — Um Schimmel aus dem Weinkeller zu vertreiben, muß der Keller fest geschlossen werden, sodaß kein Abzug der Luft stattfinden kann; dann entzündet man Stangenschwefel, der in verschiedenen Näpfen reichlich aufgestellt wird, und entfernt sich möglichst schnell aus der mit Schwefeldämpfen angefüllten Atmosphäre. Hat man dieses Verfahren mehrere Tage hinter einander wiederholt, so bestreicht man die Kellerwände, Flaschenlager und andere Gegenstände mit einer starken Borax-Lösung. A. H.

Adele v. B. O. — Trübe Goldfischgläser werden klar durch eine Reinigung mit stark verdünnter Salzsäure, sauberes Nachspülen und längeres Wässern. A. H.

Häusliche Kunst.

Zierschränkchen aus Kisten. — Nichts vermag einem Heim mehr das Gepräge behaglicher Wohnlichkeit zu verleihen, als jene modernen Ziermöbel, die in gefälliger Form praktischen Zwecken dienen, und meist nur den Fehler besitzen, recht kostspielig zu sein. Schaffensfreudige, geschickte Hände haben aber auch dieses Hinderniß zu bekämpfen verstanden und aus einfachstem Material mit verhältnißmäßig geringen Kosten ein derartiges kleines Möbel hergestellt, das in seiner Anspruchslosigkeit selbst vor kritischen Augen bestehen dürfte. Die Grundform des Spindchens mit seinen Fächern und Abstufungen besteht aus vier Kisten verschiedener Größe, die auf und neben einander befestigt, dann an ihren Außenseiten mit einer Bekleidung von kupferfarbenem, plüschartigem Tizian-Stoff benagelt und innen mit gleichfarbigem Satin ausgeklebt sind. Schwarz gebeizte Garnrollen, durch ebensolche schmale Holzleisten befestigt, begrenzen als Galerien die freien Flächen und offenen Fächer der Kisten, deren obere Ränder eine Bällchenfranze im Farbenton des Stoffes, von Ziernägeln gehalten, umgiebt. Nagelarbeit und einzelne Bronze-Auflagen schmücken die mit Plüsch bekleidete Thür des einen Faches und die Ränder der Galerien. Kugelfüße tragen das Spindchen, während oberhalb desselben in einer Höhe von 38 cm eine Draperie aus Plüschstoff eine leichte Wand-Decoration vermittelt. Näheren Anhalt für die Ausführung sollen neben der Darstellung folgende Maße geben: die untere, größte Kiste hat zu 76 cm Breite, 46 cm Höhe und 37 cm Tiefe; die darauf neben einander befestigten zwei Kisten, deren eine mit Thür versehen, und deren andere einen kleinen stufenartigen Aufsatz trägt (eine flache Cigarrenkiste), sind je 38 cm breit, 38 cm hoch und 34 cm tief. Die obere und kleinste Kiste endlich hat ein Maß von 38 zu 34 und 31 cm. — Zur Bekleidung sind $2^1/_2$ cm Tizian-Stoff in doppelter Breite, zur inneren Füllung 2 m Satin einfacher Breite erforderlich. Die anmuthige Decoration des Schränkchens mit Fächern, Vasen, Statuetten, Photographien, Büchern ꝛc. bildet noch eine besonders dankbare Aufgabe. A. H.

Gärtnerei.

Lina in Frankfurt a./M. — Durch Nahrungsmangel, ungeeigneten, insbesondere zu sonnigen und wechselnden Standort, auch durch unregelmäßige Bewässerung wird das Abfallen der Fuchsienknospen verursacht. Die Pflanzen müssen an halbschattigem Standort unverändert stehen bleiben und auch flüssigen Dünger erhalten. Die Ueberwinterung erfolgt im Keller. M. H.

Frau O. B. — Amaryllis Belladonna ist eine Herbstblüherin. Die Zwiebel ruht im Sommer vollständig und wird erst im Herbst gepflanzt. Bald nach der Pflanzung entwickeln sich die Blüthen, darnach gelangen erst die Blätter zur Entfaltung, die bis zum Beginn der Ruhezeit im Vorsommer weiterwachsen. — Die Jacobslilie (Amaryllis formosissima) blüht naturgemäß im Mai bis Juni, gleichfalls vor Entfaltung der Blätter. Im Spätherbst nimmt man die Zwiebel aus der Erde, reinigt sie und bewahrt sie trocken und frostfrei auf. Im Mai wird dieselbe sehr tief in lockeren Gartenboden gepflanzt. Wollen Sie die Jacobslilie im Winter im Zimmer treiben, so legen Sie im Januar oder Februar die trockene Zwiebel so lange recht warm, am besten in die Nähe des Ofens, bis die Blumenknospe hervortritt, worauf dann das Einpflanzen erfolgt. — Die Ferrarien werden im Winter gleichfalls trocken aufbewahrt, im Frühling ausgepflanzt und späterhin immer tüchtig gegossen; sie blühen im Hochsommer. M. H.

Schirm für elektrische Lampen.

Lichtschirm mit Spitze aus Medaillon-Bändchen.

Lichtschirm aus Frivolitäten.

Allgemeines.

Lampen- und Lichtschirme. — Die Sommertage habe ich benützt, um vorsorglich eine ganze Anzahl Lampenschirme und Lichtschützer anzufertigen, die nun im Winter gute Dienste leisten sollen; vielleicht bieten sie auch meinen Mitleserinnen Anregung zu ähnlichen Schöpfungen. Der große Lampenschirm und der kleine Schutzschirm für elektrische Glocken erfordern Drahtgestelle, wie sie in verschiedenen Größen in jedem Lampengeschäft erhältlich sind. Der Lampenschirm besteht aus mehreren Lagen Seidenpapier, abwechselnd rosa und grün, das in der bekannten Weise fein gefaltet und zur Hälfte franzenartig in schmale Streifen eingeschnitten ist; darüber fällt ein 48 cm breiter Gaze-Schleier, den ein gemalter Schwalbenzug ziert. Den unteren Rand schließen Bogen ab; oben faßt den Schirm eine breite Rüsche zusammen, die gleich dem Schleifenschmuck aus Band oder aus Papierstreifen bestehen kann. Ein bei M. Kimmelstiel in Berlin, Leipzigerstraße 36, gesehener Schirm hatte mir als Vorbild gedient. — Für den Schirm zum elektrischen Beleuchtungskörper benützte ich rothen Atlas, weil die Farbe den Augen am angenehmsten ist. Die einzelnen Felder spannen sich glatt über das Gestell, eine breite Spitze bildet den Abschluß, Rüschen- und Schleifenschmuck erhöht die Eleganz. — Besondere Freude machte mir die Herstellung der beiden zierlichen Lichtschützer, die ich mit Handarbeit verzierte. Ein selbstgefertigtes Gestell aus rosa Pappe von 8 cm Breite zu 16 cm oberem und 40 cm unterem Umfange bekleidete ich außen und innen mit rosa Seide, legte darüber faltigen, doppelt genommenen grünen Tüll, um eine hübsche Lichtwirkung zu erzielen, und bekleidete das Schirmchen schließlich mit einem Schleier aus einfach geschürzten weißen Frivolitäten nach der Vorlage, Abb. 14 der Modenwelt vom 10. März 1895. Die Schleifenrosette bildet strohhalmbreites rosa Band. Der zweite Lichtschützer zeigt als Grundlage einen kleinen Schirm aus dunkelrothem geripptem Papier, den weißer Illusions-Tüll puffig bekleidet. Ein 6 cm breiter Volant aus weißem Leinenbatist in schräger Stofflage ist am unteren Rande mit grünseidenen Languetten-Bogen abgeschlossen. Ueber denselben markirt sich ein durchbrochener Rand aus Spitzenarbeit. Großes Medaillon-Bändchen ist hierfür, ebenfalls in Bogen, dem Batist aufgeheftet, während Spinnen und lose Fadenstäbe die Bändchen mit einem grünen Languetten-Rande verbinden, der den Abschluß der 2 cm breiten Spitzenarbeit bildet und zugleich die Sicherung des Leinenstoffes übernimmt; letzterer wird dicht neben den Languetten unter der Spitzenarbeit fortgeschnitten. Eine Tüllpuffe schließt oben den Volant ab. H. L.

Lampenschirm aus Papier mit Gaze-Schleier.

Für unsere Kleinen. — Bei unseren Allerkleinsten, die noch an allen Sachen beißen und reißen, hält bekanntlich auch das unzerreißbare Bilderbuch nicht stand. Ich habe mir deshalb für den ersten Anschauungs-Unterricht ein ganz besonderes Bilderwerk hergerichtet. Auf die Vorder- und Rückseite von einigen hölzernen Schinkentellern habe ich, mit Hülfe von Brennstift und Farben, alles gezaubert, was Baby's Herz begehrt und sein junges Begriffsvermögen zu fassen vermag. Hottepferd, Bähschaf und alle anderen Lieblingsthiere, Hampelmann, Ball, Puppe und was sonst ihm Eindruck macht, alles hat im bunten Durcheinander darauf Platz gefunden. Wo die Phantasie beim Zeichnen nicht ausreichte, nahm ich mir einen Spielwaren-Katalog und Bilderbücher zu Hülfe; selbst der alte Struwelpeter wurde mit abkonterfeit. Die Contouren brannte ich mit dem Platin-Stift sehr scharf und tief ein. Die Flächen wurden mit verdünnter Oelfarbe ausgemalt und gefirnißt. Baby mag nun an seinen Bildern beißen und selbst Tellerdrehen damit spielen, — sie sind unvergänglich! H. A.

Bezugsquellen: Perlenkränze: P. Leuchtmann, SW. Leipzigerstr. 83. — Deckchen für den Nachttisch: A. Walter, München, Odeonsplatz 8. — Nadelbuch: Graser u. Schmidt, W, Friedrichstr. 78.

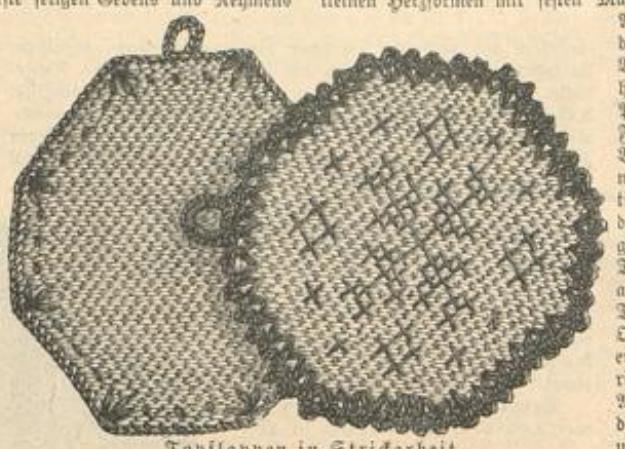
Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Weihnachts-Arbeiten für Kinderhände.

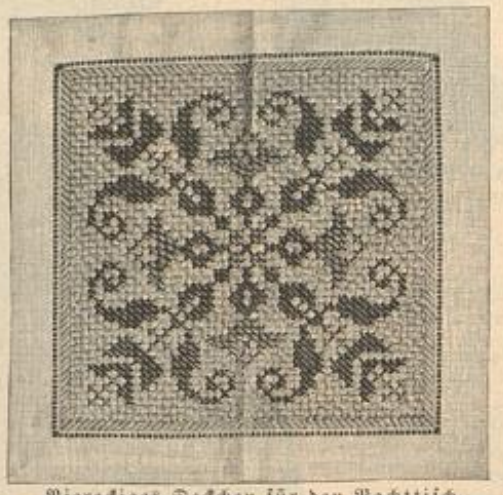
Den jüngsten Familiengliedern gilt heute unsere Fürsorge; — früher als die Erwachsenen noch müssen sie anfangen, ihre Vorbereitungen zu treffen, um an dem Feste seligen Gebens und Nehmens nicht zurückzustehen, sondern auch ihrerseits allen lieben Angehörigen eine Freude zu bereiten. In Wort und Bild wollen wir fleißige kleine Mädchen und Knaben anspornen, und wo eigenes Können zu selbständigem Schaffen noch nicht ausreicht, wird es an freundlicher Hülfe nicht fehlen.

Längliches Deckchen mit Kreuzstich-Stickerei und Durchbruch. Siehe die Durchbruchstreifen naturgroß.

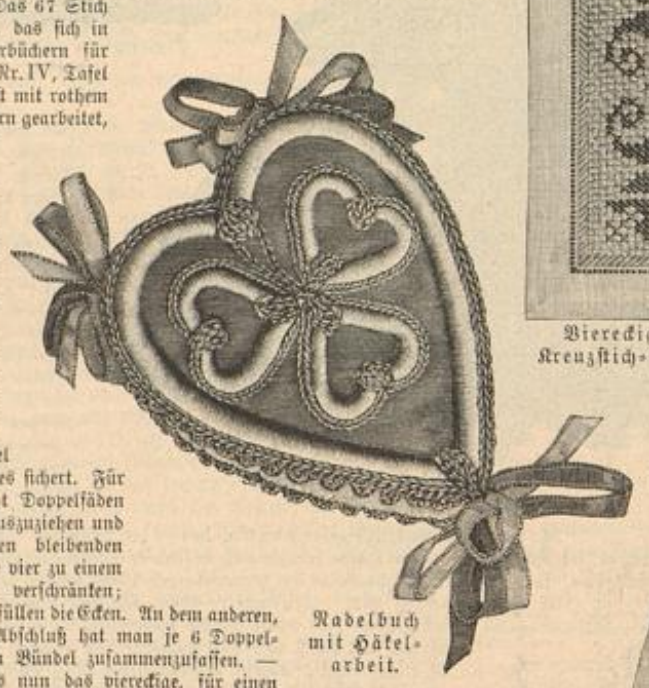


Topflappen in Strickarbeit.
Siehe Typenmuster und gehäkelte Ränd chen.

Wir beginnen mit der leicht ausführbaren Kreuzstich-Stickerei. Das kleine längliche Deckchen aus weißem Java-Gewebe läßt sich durch Wiederholung einzelner Carreaux zu beliebiger Länge fortsetzen. An der 65 cm langen, 42 cm breiten Vorlage besteht der Abschluß in einem Durchbruchrand, der, neben einem verwendbaren, naturgroß wiedergegeben ist. Das 67 Stich große Carreau, das sich in unseren Musterbüchern für Leinenstickerei, Nr. IV, Tafel 12, befindet, ist mit rothem und blauem Garn gearbeitet, und zwar sind der Mittelstern und die vier großen Blumen blau gestickt. Im Randabschluß erscheinen die Kreuzstich-Reihen blau, die Sternstiche roth; roth ist auch der Arbeitsfaden, der die Fadenbüschel des Durchbruches sichert. Für diesen sind acht Doppelfäden des Gewebes auszuziehen und von den stehen bleibenden Doppelfäden je vier zu einem Stäbchen zu verschränken; rothe Spinnen füllen die Ecken. An dem anderen, verwendbaren Abschluß hat man je 6 Doppelfäden zu einem Bündel zusammenzufassen. — Sehen wir uns nun das viereckige, für einen Nachttisch bestimmte Deckchen näher an: Aus abgepaßtem Baumwollen-Guba bestehend, mißt dasselbe 37 cm im Quadrat, einschließlich des 4 cm breiten Randsaumes. Die Kreuzstich-Stickerei, deren vierten Theil das Typenmuster giebt, ist mit dunkelrothem Twist und goldgelber Filoselle-Seide gearbeitet. — Das zweite, kleinere Typenmuster gehört zu einem der achteckigen Topflappen, die mit ungebleichter Baumwolle im Patent gestrickt sind. Der eine Topflappen erhält zu blau gesticktem Kreuzstich-Muster einen blau gehäkelten Rand mit Picot-Abschluß, der andere schließt nur mit einer rothen gehäkelten Kettenmaschen-Tour ab, durch die ein weißer Faden geleitet ist; beide Ränd chen erklären die naturgroßen Darstellungen. Die Strickarbeit wird in hin- und zurückgehenden Touren ausgeführt: 1 M. links, 1 M. abheben, doch so, daß der Faden stets vor der Hand bleibt und sich um die abgehobene M. legt. Bei der nächsten Tour versetzt man das Muster, indem man die abgehobene M. strickt und die gestrickte abhebt, u. s. w. — Besonderes Vergnügen dürfte die Herstellung des originellen Staubfegers bereiten, der aus nichts anderem als einer Waschleine besteht. Erforderlich sind vier Enden einer dünnen, gebleichten Leine von je 50-55 cm Länge, die man zunächst zu einer viersträhnigen, sehr festen Flechte ordnet. Je 8 cm von den Enden ist die Flechte mit feinem, starkem Bindfaden zusammen zu binden. Die Enden werden sauber ausgefasert, wodurch sich der kleine, weiche Staubfeger bildet. Zur Ausstattung des Fegers wird 3 cm breites farbiges Band um die als Griff dienende Flechte geschlungen und zu zierlicher Schleife gebunden; erforderlich sind ungefähr 75 cm Band. — Für eine liebe Tante ist das Nadelbuch in Herzform bestimmt. Dazu erbetteln wir von Mama ein Restchen Seide, ein Stückchen Carton, farbige Häkelseide und etwas Goldfaden. Aus dem Carton schneidet man die Grundform in der dargestellten Größe und umhäkelt diese, sowie die kleinen Herzformen mit festen Maschen, wobei man die Formen an einander schlingt. Um den Außenrand erhalten sie eine Goldfaden-Tour aus Kettenmaschen; die Mitte markirt ein Blättchen von je 5 Doppelstäbchen. Nach Vollendung der Häkelarbeit, die für beide Seiten die gleiche ist, heftet man das Seidenfutter ein und befestigt auf diesem eine Picot-Reihe aus Goldfaden. Zum Einstecken der Nadeln dienen Flanellblätter. Schleifchen aus schmalem lachsfarbenen und grünen Bändchen. — An Derartiges kann sich unser Nesthäkchen noch nicht wagen. Es wird aber nicht weniger Ehre einlegen mit dem praktischen Besentuch. Aus kräftiger ungebleichter Baumwolle schlägt die Mama 92 M. an, auf denen zunächst eine Tour Stäbchenm. gehäkelt wird; auf diesen häkelt man je 1 St. in 1 St. der vorigen Tour, 1 L., 1 St. bis ans Ende. Die 3. Tour besteht wieder aus St., die abwechselnd in die L. und in die St. der vorigen Tour greifen. Hat man so ein Quadrat von ungefähr 55 cm erreicht, so sichert man dasselbe ringsum durch eine Tour feste M. An einem Seitenrande sind für den Anhänger 14 M. aufzuschlagen und mit Kettenm. zu überhäkeln. Unsere kleine Darstellung zeigt, wie man den Besen auf das Besentuch legt, worauf man die vier Zipfel darüber schlägt und an dem Stiel festbindet. — Aus Hausmacher-Leinen hergestellt, kann der Wäschebeutel in jedem Schlafzimmer seinen Platz finden. Er verlangt einen Stofftheil von 150 cm Länge zu 80 cm Breite, der zusammengelegt und der Länge nach theilweise durch Naht verbunden wird; an jedem Ende bleiben 10 cm offen für die auszuziehenden Franzen und, 60 cm vom Rande, ein 50 cm langer Schlitz. Das Futter aus blauem Satin wird an den Querrändern geschlossen und mit dem Beutel längs der Schlitzränder vereinigt. Für die $2^1/_2$ cm breiten Durchbruch-Streifen sind 30-40 Querfäden auszuziehen und die Längsfäden in Gruppen von je sechs mit Hülfe eines starken Arbeitsfadens zu verschränken. Der erste Durchbruch setzt 6 cm oberhalb der Franze ein, 5 cm höher folgt der zweite. In der Mitte des Beutels befestigt man ringsum fünf umschürzte Ringe, durch die $5^1/_2$ cm breites Seidenband geleitet und zur Schleife gebunden wird. — Auch der Knaben dürfen wir nicht vergessen, die mit Vorliebe mit Kleister und Pappe hantiren. Wir bieten ihnen drei hübsche Vorlagen: eine Schreibmappe und zwei Kasten in verschiedener Form zur Aufnahme von Schleiern, Spitzen, Taschentüchern und Handschuhen. Die größere Schwester kann den zur Bekleidung von Mappe und Kasten dienenden Stoff durch Malerei verzieren oder mit Stickerei schmücken; sonst wählt der kleine Buchbinder bunt bedruckten Baumwollstoff. Die Mappe mißt 26 cm Höhe zu 20 cm Breite für die untere Fläche, die außen mit breit nach innen umschlagendem Stoff zu beziehen ist; hierauf bekleidet man eine nur 23 cm hohe, 18 cm breite Platte auf der oberen Seite mit Stoff und befestigt sie auf der größeren, wobei gleichzeitig vier, je 3 cm lange Stoff-Dreiecke und ein doppelter Stoffstreifen für den Rücken mit einzukleben sind. Die Dreiecke dienen zum Einschieben der Unterlage aus Löschblättern. Für den Mappendeckel ist ferner eine Platte von 23 zu 18 cm erforderlich, die außen mit Stoff bezogen wird; an der Innenseite bringt man eine Tasche aus doppeltem Stoff an, die seitlich 11 cm, an dem geschweiften Rande 7 cm Breite mißt. In diese Tasche schiebt sich eine dünne, mit Stoff bezogene Carton-Platte von der Größe des Deckels, die umgeschlagenen Stoffränder desselben deckend. — Zur Herstellung der beiden Kasten bleibt nicht viel zu sagen. Aus starkem Carton mit Stoffbekleidung fertigt man Grundform und Deckel, der beliebig nur wenig über den Kasten greift oder wie eine Glocke darüber gestülpt wird. Innen bekleidet man Deckel und Boden mit Satin über einer Lage parfümirter Watte, außen umschnürt man den Kasten mit Gold- oder Seidenschnur. E. F.



Viereckiges Deckchen für den Nachttisch.
Kreuzstich-Stickerei. Siehe das Typenmuster.



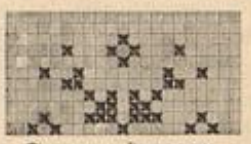
Nadelbuch mit Häkelarbeit.

Wäschebeutel mit Durchbruch.

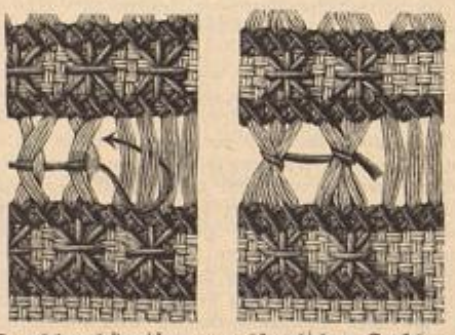
Besentuch in Häkelarbeit.

Staubfeger.

Roth. Gelb.
Typenmuster zum viereckigen Deckchen.



Typenmuster zum Topflappen.



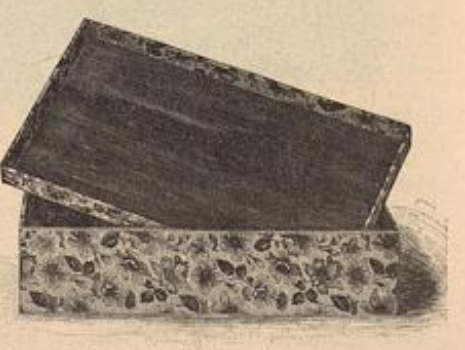
Durchbruchstreifen zum länglichen Deckchen.

Gehäkelte Ränder zu den gestrickten Topflappen.

Schreibmappe.

Schreibmappe geöffnet.

Kasten mit übergreifendem Deckel.



Kasten mit flachem Deckel.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: J. Wilda, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: B. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltungs-Beilage

10. November 1895. — XXII. Jahrgang. Heft 22.

Nachdruck verboten.

Unlogisch.

Novelle von A. M. Witte in Berlin.

Astrid Strathmann saß an dem steil abfallenden Uferrand und erforschte den Inhalt der Posttasche. In der Hand hielt sie eine Verlobungs-Anzeige, die ihr ein ironisches Lächeln entlockt hatte. „Erna Theden und ein — Lieutenant!“ murmelte sie, „eigentlich hätte ich das denken können, — quand même!“

Erna, eine Bekannte aus der Jugendzeit, mehrere Jahre jünger als Astrid, hatte in der kleinen Garnison, in der sie lebte, überwiegend mit Offizieren verkehrt. Spreu und Weizen lagen naturgemäß auch dort durcheinander, wie es in jedem Lebensberuf zu sein pflegt. Die jungen Mädchen der Stadt hatten sich für die Jünger des Mars interessirt, wie es eigentlich ziemlich selbstverständlich war, nur Erna nicht. Sie wollte nun einmal etwas anderes sein, wie die Mehrzahl ihres Geschlechtes. Sie glaubte, eine große Klugheit dadurch zu beweisen, daß sie, ohne auch nur eine einzige Ausnahme gelten zu lassen, von vornherein alle jungen Lieutenants für dumm, oberflächlich und arrogant erklärte, also für Menschen, die ihr, welche mehr als die schillernde Außenseite verlangte, unmöglich genügen könnten.

Sie vergaß ganz, daß viele flotte Lieutenants zu recht hohen Ehrenstellungen im Laufe der Zeit hinaufgerückt waren, die entschieden nicht allein durch elegante Taillen, das Schnarren des R und eng anschließende Beinkleider oder kunstgerecht gebürstete „Fledermäuse“ zu erreichen sind.

Erna war stets sehr schnell mit ihrem Urtheil fertig und belächelte mitleidig jede Altersgenossin, die sich mit einem Offizier verlobte. Natürlich hatte keine auf das Herz gesehen. Ein Lieutenant besaß ja an der Stelle, wo sich gemeinhin dieses Organ befinden soll, irgend etwas anderes, was — darüber war sie sich selbst nicht klar. Die eine hatte sich in die silbernen Schnüre, die andere in den goldgestickten Kragen verliebt. Erna mußte dies natürlich ganz genau wissen, sie war eben die Klügste von allen!

Ihre Abneigung gegen die Tänzer der Garnison war allgemein bekannt; man nannte sie kurzweg: die Männerfeindin. Man machte es ihr nicht besonders schwer auf den Bällen, ihrem Grundsatz, den dummen Lieutenants aus dem Wege zu gehen, treu zu bleiben, denn es forderte sie einfach kein Offizier mehr zum Tanz auf. Natürlich glaubte sie, man wage es nicht. So war beiden Theilen geholfen.

Und heute schickte dies Urbild aller geistigen Ueberlegenheit die Verlobungs-Anzeige mit einem Kürassier-Lieutenant, — freilich aus einer entfernten Garnison. Astrid war starr! Wie würde Erna das Unlogische ihres Handelns erklären! Erna war zweiundzwanzig Jahre alt, acht Jahre jünger als Astrid, die nie ein Hehl daraus gemacht, daß sie einst sehr geliebt und nicht vergessen gelernt hatte. — —

Ein tückischer Windstoß entführte in diesem Augenblick die Verlobungs-Anzeige. Astrid machte eine vergebliche Handbewegung, das Blatt zurück zu erhalten; dann blickte sie sinnend dem Flüchtling nach und überließ ihn willig dem Spiel des Windes, der kühl und erfrischend über das Land strich.

„Wind, wehst du weg der Wolken Nacht
Dann weh' auch mir ums Haupt,
Daß es, von Sonnenlicht umlacht,
Geträumt zu haben glaubt.“

Unwillkürlich fielen ihr diese Verse ein. — Sie nahm den Hut vom Kopfe und gab ihr Antlitz dem Windhauche preis. Wenn er es doch vermochte, den Druck hinwegzublasen, der auf ihrer Stirn lag!

Astrid war hübsch, obwohl sie gestern ihr dreißigstes Jahr vollendet hatte, und der Reiz der ersten Jugend ihre Züge nicht mehr überstrahlte.

Ihre schlanke, elegante Gestalt ließ sie jünger erscheinen; der geistig bedeutende Ausdruck ihrer dunkelbraunen Augen hatte für alle die viel Anziehendes, welche mehr verlangen als ein rosiges Gesicht mit harmlos zufriedenem Kinderausdruck und dem gewissen, bescheiden sein sollenden Augenaufschlag jener hübschen Puppengesichter, die auf die Dauer so unbeschreiblich langweilig werden.

Astrid war als Tochter eines Offiziers vielfach umher geworfen worden, und der Begriff „Heimat“ hatte nicht allzu tief in ihr wurzeln können. Sie hatte nie zu jenen jungen Mädchen gezählt, die auf jedem Ball einen anderen Tänzer lieben, in jedem ersten besten Verehrer wirklich d e n Besten zu sehen glauben, und wenn sie sich nach hundert Courmachereien verloben, andern einreden wollen, „ihre erste Liebe“ zu heirathen. Astrid hatte sich nie interessirt, aber ein Mal aufrichtig und innig geliebt, — einen Marine-Offizier. Daß dieser ihrer Liebe nicht würdig gewesen, daß er sehr bald in die Netze einer Kokette gefallen war und Astrid leicht aufgegeben hatte, — konnte sie doch nicht dem ganzen Stand entgelten lassen. Astrids Herz und Verstand hielten sie vor solchem ungerechten Urtheil zurück. Im Gegentheil, heute noch hegte sie eine gewisse Vorliebe für das Meer, da er darauf lebte; und wenn sie in die bläuliche Ferne schaute, dorthin, wo Luft und Meer sich vermählen, dann glaubte sie das Schiff verschwinden zu sehen, das ihn hinwegnahm in unbekannte Zonen.

Astrid strich mit der Hand über die Augen. Blendete sie der Sonnenglanz, der auf den schaumgekrönten Wellen lag und das Gefieder der Möven weithin blitzen ließ?

Still und einsam war es im weiten Umkreis. Die Fischerhütten, die zwischen den sandigen Dünen auftauchten, schienen eingeschläfert von der Musik der brandenden Fluthen.

Kein Menschenfuß überschritt die Stätten, wo aus dem Dünensande wehendes Riedgras und Disteln zwischen Steingeröll emporwuchsen. Der feuchte Duft des Seetangs stieg zu dem Mädchen empor.

In bläulich verschwimmender Ferne lag die Welt mit ihrem wogenden Treiben, mit ihrer Liebe und ihrem Haß, — die Welt, in der einst auch Astrid gelebt, in der sie sich wohl gefühlt hatte.

Wie lag dies jetzt alles so weit, weit hinter ihr. — — Nach dem Tode des Vaters war sie zu ihrem alten Großvater gekommen. Der Uferrand, auf dem sie saß, schloß den Garten seiner Besitzung gegen das Meer ab. Der alte Herr war vor zwei Jahren gestorben. Das Gut wurde für so viele Erben verwaltet, daß keiner zum Leben genug und doch alle zum Verhungern noch zu viel hatten. — Der alten Schwester des Großvaters und Astrid hatte man eine Wohnung in dem fern vom Getriebe der Welt gelegenen Hause überlassen.

Ja, fern von der Welt! Der Strand, der sich mit seinen hellen Farbentönen in die blaue Meeresfläche hineinschob, lag entfernt von den Modebädern, die zur Sommerzeit von den Großstädtern heimgesucht werden, damit diese ihre, von der Winter-Campagne zerrütteten Nerven zu einem neuen Angriff stärken, ihnen erneute Spannungskraft geben.

Astrid war diese Einsamkeit gerade recht. Sie liebte sie seit der großen Enttäuschung, die ihr Herz erduldet; sie paßte zu ihrem Herzen, das sich auch so allein fühlte. — Sie besaß Freundinnen. Sie hatte sogar viele durch ihr stets gleichbleibendes, ernst-freundliches Wesen gewonnen; aber sie hatte niemand, für den sie nöthig war. In ihrer Brust lagen viele Herzensgeheimnisse bewahrt; selbst ihre leichtlebigen Vettern schrieben ihr, wenn sie ein stärkeres Interesse gefaßt, und baten sie um ihre Hülfe bei Erforschung zu streng verbarrikadirter Mädchenherzen. Manche Vorurtheile hatte sie besiegen, manche sinkende Hoffnung durch treues Zureden beleben helfen. Aber wenn dann die Verlobung geschlossen war, dann bedurfte man ihrer nicht mehr. Das eigene Glück macht egoistisch.

So kamen Tage, an denen das alte Leid sie übermannte; besonders an gewissen Merksteinen ihres Lebens, — gestern an ihrem Geburtstage und heute, der Tag darnach, wo einst vor Jahren das entscheidende Wort gefallen war, das auf kurze Zeit sie so glücklich gemacht. Dann flüchtete sie an diesen Platz und schaute hinaus in die Brandung und ließ sich von dem Brausen der Wellen alte Märchen erzählen. Die Bilder vergangener Tage tauchten auf voll Jugendlust und Jugendmuth; die Gestalten der heimgegangenen Lieben entstiegen aufs neue dem Grabe. Verlorenes Glück, getäuschtes Hoffen, gebrochenes Vertrauen und die alte Liebe — — zogen schattenhaft an Astrid vorüber. Dann sah sie ihn, wie sie ihn damals gesehen, und alle Schlacken fielen von ihm ab; es erschien ihr aufs neue das Glück ihrer Jugend, und sie sagte sich, daß sie genau wieder so handeln würde, wie damals. Und der elementaren Gewalt des Meeres gegenüber dünkte sie sich so klein und ihr Leid erschien ihr so nichtig, daß Frieden in ihre Seele zog und der Schmerz sich in linde Wehmuth löste.

So war sie auch heute hinausgeschritten, da es ihr so eng im Zimmer geworden, und nun hatte sie sich hier wieder verträumt und ganz vergessen, der alten Tante ihre Briefschaften zu überbringen. Da lag das große weiße Couvert, das die Adresse des Freifräuleins Adelma von Gundelhausen-Illenheim trug.

Welch seltsames Siegel! Astrid konnte sich nicht enthalten, die Chiffren zu studiren: Kloster Arnstein. — — Es war also doch eingetroffen, was Tante Adelma's Wunsch seit langen Jahren gewesen, dessen Erfüllung sie kaum noch erwartet hatte. Das mußte die Nachricht sein, daß endlich eine der alten Stiftsdamen dort in Arnstein das Zeitliche gesegnet, und Tante Adelma in die Stelle einrückte, in die kleine, engbegrenzte Welt, die ihr als Ideal vorschwebte. Eine Welt, in der es keine Parvenus und keine Fabrikanlagen (die größten Antipathien des alten Fräuleins) gab; eine Welt die nur aus Töchtern feudaler Familien mit Reminiscenzen an Heldenthaten berühmter Vorfahren besteht, wo in jedem Gärtchen die „eigenen Rosen“ der Stiftsdamen blühen, das Wappen der Verstorbenen in die Kirche gehängt wird und man sehr Bedeutendes gilt, weil man Bewohnerin des Klosters Arnstein mit so und so viel Ahnen im Hintergrunde ist.

Astrid lächelte etwas spöttisch, wie sie dies stets bei den Zukunftsträumen der Tante gethan. — Ihr graute vor einem solchen Leben. Und doch wird es auch ihr einst bevorstehen. Wenn die Erben über kurz oder lang auf den Verkauf von Seefrieden bestehen, hat sie überhaupt keine Heimat und muß zufrieden sein, wenn Tante Adelma sie als Gast nach Kloster Arnstein bittet.

Gedankenvoll blickte Astrid auf des Meeres unendliche Fläche. „Ob Erna ihr Jawort gab aus Furcht vor dem Alleinsein?“ fragte sie sich, in Gedanken-Verbindung mit der, von den Wellen entführten Anzeige.

„Und würde auch ich mich noch einmal entschließen können, meine Hand in die eines Gatten zu legen, nur aus dem heißen, leidenschaftlichen Wunsch, einem Wesen alles sein zu können? Nein, denn ich kann nicht vergessen,“ sagt sie halblaut, — „ich kann es nicht!“ wiederholte sie, als müsse sie einen Zweifel widerlegen.

„Was kannst Du nicht, Cousine Astrid?“ tönte fragend eine Männerstimme an ihr Ohr. Astrid wandte sich etwas erschreckt um. Sie hatte die Schritte auf dem weichen Dünensande nicht vernommen und blickte überrascht zu der eleganten, schlanken Gestalt eines Herrn auf, der ihr zur Begrüßung beide Hände entgegenstreckte.

„Elimar, was führt Dich her? Ich vermuthete Dich am Nordpol oder bei den Pyramiden, aber keineswegs in der Heimat!“

Der Angeredete ließ sich nach der ersten, die Ueberraschung erklärenden Aussprache behaglich an Astrids Seite nieder.

„Tante Adelma, die ich soeben begrüßt, verrieth mir Deinen Aufenthalt, Astrid, denn ich wollte Dich doch auch gleich sehen.“

„Ach, die Tante! Ich vergaß ganz, daß die Posttasche ihr heut eine jedenfalls hochwillkommene Botschaft brachte. Das Siegel des Klosters verrieth es.“ — Sie reichte ihm den Brief und wollte aufstehen. Elimar hielt sie zurück. „Tante Adelma hat so viele Jahre auf die Erfüllung ihres Wunsches gewartet, daß es auf eine halbe Stunde doch wirklich nicht mehr ankommt. Ich bin nach meiner vierjährigen Reise auf der Verwandten-Tournée zuerst nach Seefrieden gekommen, und nun willst Du gleich davonlaufen?“

Sie ließ sich erweichen und blieb. Ihr Blick hing beobachtend an Elimar. Seine dunkelbraunen Haare spielten um Stirn und Schläfe schon etwas ins Graue hinüber, und nur der Bart, der dem vornehm geschnittenen Gesicht eine eigenthümliche Folie verlieh, war unverändert, wie die Augen, die ernst, wie damals, als Astrid ihn zuletzt gesehen, in die Welt schauten.

Elimar gehörte zu jenen Naturen, die ein weiches Gemüth mit starrer Außenseite vereinen und dadurch zuweilen in Conflict mit dem eigenen Herzen gerathen. Mehr den Traditionen der Familie, als eigener Neigung gemäß, hatte er die Militär-Carrière ergriffen, um, als sie ihm durchaus keine Befriedigung gewährte, einer plötzlichen Eingebung entsprechend, ferne Länder aufzusuchen und dort kennen zu lernen, daß überall — Geduld die Quintessenz des Lebens sei, und niemand mit dem Kopf durch die Wand kommt, ohne sich selbst am meisten dabei zu verletzen.

So wurde, wie es diesen Naturen nur zu leicht ergeht, aus dem ungestümen Jüngling — ein Mann, der für alle, die gleich ihm den Himmel erstürmen wollen, nur Spott hatte, — doch ein Träumer, sobald er allein war und seiner Jugend gedachte. — Astrid wollte es oft erscheinen, als sei dieser Spott nur eine Mauer, die der Vetter zwischen sich und der großen Menge errichtet, damit keiner in seinem Herzen lese, daß das Gefühl für das Ideale doch noch in ihm lebe, wie einst in der Jugendzeit. Sie hegte tiefe Sympathie für ihn.

„Du hast gewiß wieder viel Schönes dort draußen gesehen und wirst vieles von Deinen Reisen erzählen können?“

Er seufzte: „Weißt Du, Astrid, es bedürfte der Gabe eines Demosthenes, um das alles interessant zu schildern, Dir das Vergangene heraufzubeschwören, die letzten Jahre meines Lebens aufzurollen. Es ist schließlich überall dasselbe, — man sehnt sich zuletzt nach der Heimat.“

„Und doch entflohst Du ihr einst.“

„Nur um einzusehen, daß sich die Gegend ändert, die Menschen aber dieselben bleiben. Das Beste ist schon, alles zu verlachen. Siehst Du, das habe ich auf meinen Reisen gelernt.“

„Eine traurige Ausbeute!“ bemerkte Astrid leise. „Dann wird Dir auch die Heimat nicht besonders schön erscheinen. Dann hättest Du lieber fern bleiben sollen und von ihr träumen.“

Elimar lächelte spöttisch: „Ich bin kein Träumer,“ sagte er abwehrend, als glaube er es selbst; „außerdem verlangte mein Inspector dringend und immer dringender meine Rückkehr. Es fehlt überall das Auge des Herrn!“

„Sage lieber, das Auge der Herrin.“

Der Baron sah seine Cousine belustigt an. „Ach so, — ich verstehe, Du hast schon öfter gütige Vorsehung gespielt; da vermagst Du auch mir vielleicht die Adresse der zukünftigen Herrin auf Lagowitz anzugeben?“

Astrid war ernst geworden. „Sage, Elimar, hast Du noch nie daran gedacht, Dich zu verheirathen?“

Er schüttelte, jetzt auch ernst werdend, den Kopf.

„Nein, Astrid, niemals! Ich habe mir noch stets meine Freiheit gewahrt.“

„Wie stolz Du das sagst! — Nun wohl, es mag etwas Schönes um die Freiheit für Euch Männer sein, — aber Einsamkeit bleibt doch immer Einsamkeit.“

„Hast Du dies empfunden, Cousine Astrid? — Auch Du bist allein!“

Sie wich seinem Blick aus. „Mit mir ist das etwas ganz anderes! Ich bin ein Weib; auch habe ich Tante Adelma, und dann . . . .“ Sie hielt inne, fuhr darnach aber, lebhafter werdend, fort: „Ich gebe zu, daß auf Reisen die Freiheit etwas unendlich Angenehmes für Dich gehabt haben muß, obwohl Du selbst dort zuweilen die richtige Behaglichkeit entbehrt haben wirst; — die vermag nur eine Frau zu geben. Aber nach dem bunten, abwechslungsreichen Leben, das Du geführt, wird Dir die Stille des Hauses nicht genügen.“

„Du thust, als wolle ich als Eremit leben!“

„Du hast wenigstens die Absicht, nach Lagowitz zu gehen, und ich finde, für einen Mann muß Ruhe ohne Anregung, ohne Gedankenaustausch gleichbedeutend mit tödtlicher Langeweile sein. Die behaglichste Ruhe für einen Mann ist, meines Dafürhaltens, eine Einsamkeit zu Zweien, eine Ruhe, die ihn umfängt, wenn er heimkehrend das Walten eines edeln Frauengemüthes empfindet. Diese Ruhe, die allem Unangenehmen, was die Außenwelt bietet, den Stachel nehmen kann, die Kummerfalten von der Stirn zu scheuchen versteht, wohnt in Deiner einsamen Häuslichkeit nicht! Das Leben mit einer Wirthschafterin wird Dir auf die Dauer unerträglich werden. Du darfst Dein Herz nicht verschließen, Elimar, wenn Du nicht ewig entbehren willst.“

Sie sprach überzeugend. Der Baron blickte überrascht auf seine Cousine, deren blasse Wangen sich leicht geröthet hatten.

„Es muß schön sein, wenn man in sein Haus kommt, erwartet zu werden, alles besprechen zu können mit seinem zweiten Ich,“ fügte sie halblaut hinzu, da er schwieg.

„Du schilderst die Ehe allerdings ideal! Wenn das Deine Ansichten in Wahrheit sind, warum heirathest Du eigentlich nicht?“ sagte er plötzlich.

Astrid's Augen schweiften traumverloren über die Meeresfläche.

„Ich tauge nicht zur Ehe!“ erwiderte sie kurz.

Elimar hatte den Blick aufgefangen und — verstanden.

„Du hast außerdem die Pflicht, Deinem großen Besitz eine Hausfrau zu geben. Dir muß dort eine Gattin zur Seite stehen, Elimar.“

Der Baron konnte seiner Cousine nicht so ganz Unrecht geben. Er war wirklich des Umherreisens müde; ihn verlangte nach einem Ruhehafen. Astrid hatte die Wahrheit gesagt: seine einsame Häuslichkeit bot eigentlich wenig Behaglichkeit. Das Casino-Leben der Großstadt lockte ihn auch nicht mehr; Freundschaft hatte wenig Reiz für ihn. Was blieb ihm, im Grunde

Universitäts- und
Landesbibliothek Düsseldorf

genommen, anderes übrig, als — zu heirathen? Seit frühester Kindheit verwaist, reich und unabhängig, hatte er stets der eigenen Kraft vertraut; aber es mußte ein befriedigendes Gefühl sein, für ein Wesen zu sorgen und es zu schützen, wenn es ihn verstand und seine Einsamkeit theilte.

„Du meinst also," begann er, plötzlich zu seinem alten Spott zurückkehrend, „daß ich für manches Mädchen eine ganz annehmbare Partie sei? Was meinst Du zu Erna Theden? Ich trage den ihr verhaßten bunten Rock nicht mehr; vielleicht ließe sie sich herab, meinen Namen zu tragen."

„Das hättest Du früher bedenken müssen, Elimar. Erna Theden ist seit gestern verlobt."

„Im Ernst?" Es lag ein solches Erstaunen in seinem Tone, daß Astrid unwillkürlich lachte.

„Im vollkommenen Ernst, Elimar, und zwar mit — einem Lieutenant! Hätte mir nicht, kurz ehe Du kamst, ein Windstoß die Anzeige entführt und sie zum Spiel der Wellen gemacht, würdest Du es Schwarz auf Weiß lesen können!"

„O Logik der Frauen! sobald das Herz in Frage kommt, hört jeder Grundsatz auf! — Wer hätte das gedacht! Also in den Jahren meiner Abwesenheit hat sie sich so geändert?"

Astrid machte eine Bewegung mit der Hand. „Vier Jahre hat sie dazu nicht gebraucht; ich war selbst aufs äußerste überrascht. Er kam, sah und siegte, wie es scheint, denn im Winter waren ihre Ansichten über das Militär noch die alten. Erna denkt aber wohl auch, daß Einsamkeit auf die Dauer . . . . ." Sie sprach nicht zu Ende; es hätte bitter geklungen. Sie fühlte das und schwieg deshalb lieber.

„Nun?" ermunterte Baron Elimar lächelnd. „Du giebst also zu, daß auch weibliche Herzen die Einsamkeit empfinden können?" Dann fuhr er, wieder ernst werdend, fort. „Es gefällt mir eigentlich von Erna, daß sie durch ihre Verlobung offen eingesteht, sich geirrt zu haben, und daß es in jedem Stande Ausnahmen giebt. — Es wäre gut, wenn andere Menschen diesem Beispiele folgten und einsehen lernten, daß eingewurzelte Vorurtheile eben nur — Vorurtheile sind, mit denen man als vernünftiger Mensch brechen muß!"

„Wen meinst Du damit?" fragte Astrid unsicher. Sie verstand den Vetter nicht recht; und er wußte ja selbst kaum, was ihn plötzlich dazu getrieben, ihre Ansicht, daß sie nach der ersten großen Enttäuschung ihres Herzens keinem Manne mehr trauen könne, ein Vorurtheil zu nennen.

Er konnte ihre Frage nicht beantworten. Sie hatten beide nicht darauf geachtet, daß der Himmel sich verdunkelte. Am fernen Horizonte hatten sich schwarzgrau und düster die Wolken aufgethürmt, das Meer war bewegter geworden, lauter und lauter rauschten die Wogen; die Wasserberge wälzten sich gleich weißhäuptigen Ungethümen heran, von der entfesselten Windsbraut gegen das Steingeröll getrieben, auf dem sie saßen. — Es begannen einzelne Regentropfen zu fallen.

Elimar half seiner Cousine von ihrem Sitze. Er legte ihr das Tuch fester um die Schultern und führte sie den allmählich naß und schlüpfrig werdenden Pfad hinab. Astrid stützte sich unwillkürlich fest auf den starken Arm, der sie führte.

An der Biegung des Weges blickten beide sich um. Die Scenerie war eine durchaus andere geworden. Der Wirbelwind trieb die Wassermassen durch einander, das Meer tobte und brandete unter den finstern, gigantischen Wolkengebilden; dazwischen verkündete der melancholische Ton des Nebelhorns ein Schiff.

„Wie ängstlich, bei solchem Wetter auf der See zu sein," bemerkte Astrid, der das Schweigen beklemmend wurde.

„Ein guter Lootse führt das Schiff trotz Sturm und Wogen in den Hafen!" meinte Baron Elimar gleichmüthig. „Vielleicht fühlte Fräulein Theden auch, daß man seinen Lebensnachen nur bei stiller See und Sonnenschein allein zu steuern vermag und es für die Stürme des Lebens besser ist, sich einem Führer anzuvertrauen."

„Wenn der Führer sicher ist," entgegnete Astrid mit Betonung.

„Das hofft man, denke ich, sonst dürfte man den Schritt nicht thun. Aber, ich vergaß, Du gehörst ja zu denen, die sich selbst am besten führen." — Astrid that der Spott, der in seinen Worten lag, weh.

„Wo ist der Brief an Tante Adelma?" fragte sie plötzlich ängstlich.

„Ich habe ihn, Astrid: Tante bekommt ihre freudige Nachricht sofort." Sein Ton klang ironisch.

„Du findest es nicht angenehm für sie? Ich möchte ja auch nicht nach Kloster Arnstein, aber für sie ist es doch eine Freude," eiferte Astrid.

„Und was wird aus Dir?"

Er schaute Astrid mit langem, forschenden Blick an. Sein Herz wallte heiß. Da schritt sie neben ihm, die nur der Güte fernstehender Verwandten die Heimat verdankte, die jeden Augenblick schutzlos dem Leben gegenüber gestellt werden konnte; und er ging neben ihr, ein gereifter Mann, dem plötzlich die Erkenntniß gekommen, daß mit Astrid seine Häuslichkeit nicht öde, nicht verlassen sein würde.

„Was aus mir wird, Elimar? Sorge Dich nicht, ich habe keine Furcht vor der Zukunft; ich habe, gottlob, viel Muth."

„Muth? O Astrid! Es kommen vielleicht kurze heroische Augenblicke im Leben eines Mädchens, — aber wie oft auch reibt sich der gefangene Vogel wund an den Sprossen des Käfigs, der für Euch die öffentliche Meinung ist."

„Das sage nicht, Elimar! Wem Flügel gegeben, der erringt auch durch sie die Kraft, sich über alle Schranken hinweg zu schwingen."

Er schüttelte den Kopf. „Gab es noch nie Momente in Deinem Leben, Astrid, wo Du Dich danach sehntest, Dein Leid einem andern zu klagen, wo es Dir nicht genügte, nur die Vertraute anderer zu sein; wo Deine Flügel erlahmten, weil Du die Unmöglichkeit einsahst, das Ziel zu erreichen, das Glück heißt?"

„Ich gab es längst auf, dem Glück nachzujagen, Elimar, das weißt Du ja. Mein Glück . . . ." Sie vollendete nicht.

„Hast Du dort gesucht, wo es nicht war," fuhr er statt ihrer fort. „Du hast Dich hineingeträumt in dieselben Vorurtheile, die Du bei Erna belachtest. Sie glaubte einen Stand verspotten zu müssen, Du — die ganze Männerwelt!"

(Schluß folgt.)

Kerbschnitt-Arbeiten für Knaben.

Unsere heutigen Vorlagen gelten den Knaben, die sich durch Handfertigkeits-Unterricht die Kunst des Schnitzens zu eigen gemacht haben. Der praktische Löscher und der originelle schwedische Korb für Schreib- und Arbeitstisch der Eltern, der Untersetzer für heiße Kannen und der Servietten-Ring, von dem sich mehrere Exemplare mit Hülfe der verschiedenen Muster arbeiten lassen, sowie die kleine Fensterklammer, die ein plötzliches Zuschlagen des geöffneten Fensters unmöglich macht, — sie alle sind ebenso viele hübsche Gegenstände, an denen unser kleiner Kerbschnitzer seine Kunst beweisen kann.

Tintenlöscher.

Untersetzer für heiße Kannen. Siehe ein Viertel des Musters naturgroß.

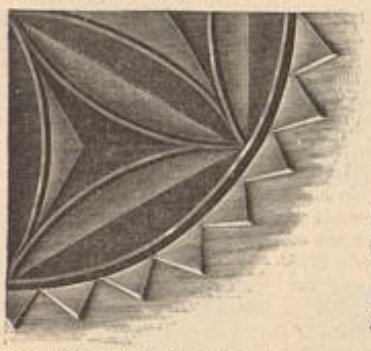
Zu dem Untersetzer für Schüsseln oder Kannen, den Großmama für ihren Theetisch willkommen heißen würde, wählen wir das neue amerikanische „Satin-Holz" mit seinem schönen warmen, an Cedernholz erinnernden Ton. Dies Holz schneidet sich leicht und giebt, da es sehr feinfaserig ist, glatte Schnitte, die Hauptsache bei correctem Kerbschnitt. Aus einer 1 cm starken Platte von $16^1/_2$ cm im Quadrat bestehend, ruht der Untersetzer auf vier abgeflachten, 1 cm hohen Kugelfüßchen. Von dem Muster ist der vierte Theil naturgroß gegeben, und zwar mit zwei verschiedenen Randbörtchen, von denen sich jedes auch zur Verzierung eines Servietten-Ringes eignet, mit Hinzufügen von je zwei Abschlußlinien, die der Zierbohrer in das Holz gräbt. Den zwölftheiligen Sternchen in den Ecken der Vorlage hat man besondere Aufmerksamkeit zu widmen, damit die einzelnen Strahlen stets einer über den anderen zu liegen kommen, wie an einem Schaufelrad. Nach vollendetem Kerbschnitt sind die kleinen Zwischenfelder sauber zu punzen. — Nicht mindere Sorgfalt verlangt die Ausführung des Löschers, dessen geschnitzte Oberfläche reichlich 12 cm lang ist, während die ganze gekehlte Platte 14 cm Länge und 8 cm Breite beträgt. Für die reiche Verzierung theilen wir die ganze Fläche in drei Felder, von denen das mittlere $4^1/_2$ cm im Quadrat mißt; in die Mitte desselben ist ein Loch zu bohren, durch das eine im unteren Theil des Löschers befindliche Schraube tritt, der man den gedrehten Holzgriff aufschraubt. Das Quadrat verziert ein schmaler Doppelkreis mit halben Vergißmeinnicht. Jedes der beiden Seitenfelder mißt knapp 3 cm Breite zu 4 cm Länge und erhält als Mittelstück den gleichen zwölftheiligen Stern, wie der Untersetzer; die Ecken sind nur eingekerbt, dazwischen liegen doppelte Dreischnitte. Um diese drei Felder zieht sich ein Vergißmeinnicht-Rand von $^1/_2$ cm Breite. Auf den Seitenflächen des Löschers wiederholt sich der Stern in knapp $1^1/_2$ cm Durchmesser, begleitet von schräg ausladenden Dreischnitt-Formen. — Der Servietten-Ring besteht aus Birnbaumholz und wird nicht gebeizt. Zu beiden Seiten von einem Rändchen aus halben Vergißmeinnicht begrenzt, markirt sich der Mittelstreifen im spitzwinkligen Dreischnitt gearbeitet. Der Buchstabe in der Mitte des Musters kann fortgelassen werden, muß aber sonst mit dem Namen des Besitzers correspondiren. Nach der Weite des Ringes hat man die Eintheilung für die fächerartige Musterung zu bemessen; das Gleiche gilt von den naturgroß gegebenen Borten, die auch zur Verzierung von Linealen, Kastenrändern, Bürsten- und Kamm-Etuis dienen können. — Das schwedische Arbeitskörbchen, das mit und ohne Muster käuflich ist, läßt sich mit wenig Mühe auch selbst herstellen. Erforderlich sind zwei Bretter von 18 cm oberer zu $14^1/_2$ cm unterer Breite und zwei von 22 cm oberer zu 19 cm unterer Breite bei 11 cm Höhe, die man zusammenleimt. Das Brett für den einzufügenden Boden mißt 19 zu 16 cm und erhält an den vier Ecken kleine Ausschnitte, durch welche 13 cm lange, vierkantige Stäbe heraustreten, die im Innern des Korbes an den Ecken mittelst feiner Stifte zu befestigen sind. Um den oberen, wie unteren Rand des Körbchens nagelt man $1^1/_4$ cm breite, mit der Laubsäge ausgezackte Leisten, die roth bemalt werden; andere glatte Leistchen sind flach dem oberen Rande aufzuleimen und blau zu bemalen. Der $2^1/_2$ cm breite Henkel verlangt im ganzen einen 60 cm langen Spanstreifen, dessen Enden in zwei Einschnitten des Bodens verschwinden. Als Verzierung des Henkels ist ein geschnitztes Zackenbörtchen gewählt, das blau auf rothem Grunde liegt und sich in gleicher Weise auf den vier Wänden des Korbes wiederholt; die naturgroße Wiedergabe desselben, sowie des vierten Theiles der Rosette erleichtern dem Schnitzer die ihm gestellte Aufgabe. In der Rosette malt man die im Mandelschnitt gehaltenen Strahlen dunkelgrün, die Dreischnitt-Füllungen roth, die mit dem Zierbohrer gezogenen Linien schwarz und den Zäckchenrand blau, wozu man sich am besten der Email-Lackfarben von Horn & Frank bedient. — Von den Fensterklammern dürfte es rathsam sein, gleich mehrere durch den Tischler aus 2 cm starkem weißen Holz schneiden zu lassen, wofür das naturgroße, zur Hälfte veranschaulichte Muster Form und Maße bietet. Der Kerbschnitt ist so einfach, daß er keiner weiteren Erklärung bedarf; doch ließe sich mit etwas Geschick aus den anderen Vorlagen ein zweites und drittes Muster leicht zusammenstellen. Man kann die Fensterklammern weiß lassen oder in beliebigem Braun beizen.

E. F.

Servietten-Ring. Siehe die Borte.

Schwedischer Arbeitskorb mit ausgemaltem Kerbschnitt. Siehe Rosette und Börtchen naturgroß.

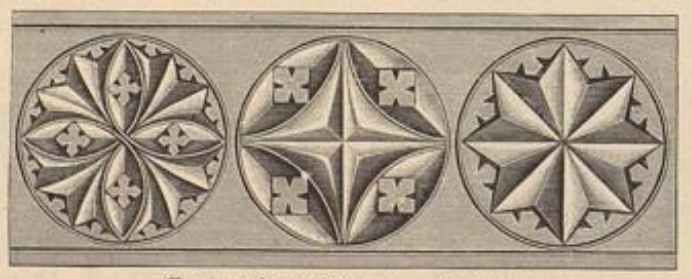
Fensterklammer. Siehe das Muster naturgroß.



Rosette zum Arbeitskorb.

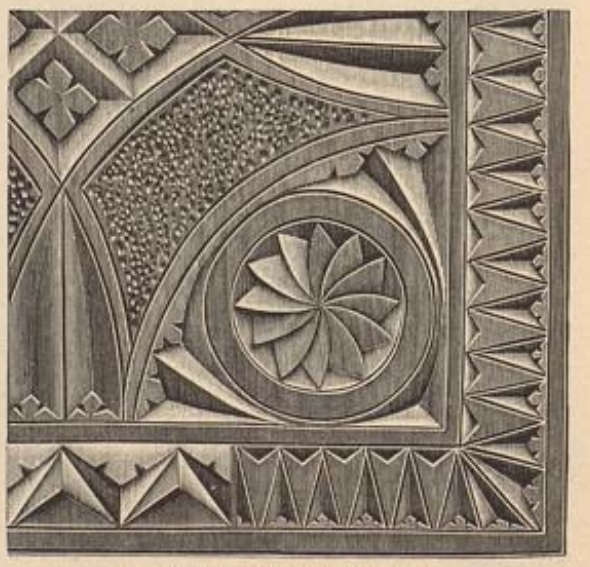
Verzierung zur Fensterklammer.

Börtchen zum Arbeitskorb.



Borte mit verschiedenen Rosetten; verwendbar zum Servietten-Ring.

Bezugsquellen: Holzwaren, auch vorgezeichnet und angefangen: Frau Clara Roth, W, Lützowstr. 84a.



Verzierung zum Untersetzer.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Geistige Interessen.

Ein Mahnwort an viele Mütter. — Unendlich viel ist schon darüber geschrieben worden, daß wir die Lectüre unserer Kinder auf das sorgfältigste auswählen und überwachen sollen, und gewissenhafte Eltern überlegen genau, welches Buch sie ihren Söhnen und Töchtern in dem und dem Alter unbedenklich in die Hand geben dürfen, welches dagegen nicht.

Aber Bücher dienen nicht allein dem Kinde zur Befriedigung seines Lese-Bedürfnisses. Gar oft wird bei dieser Sache eine große Gefahr ganz übersehen, nämlich der theils verwirrende, theils sogar demoralisirende Einfluß, den die Lectüre unserer modernen illustrirten Witzblätter auf ein unbefangenes Kindergemüth ausüben muß. Auf die literarische und künstlerische Qualität der Zeitschrift kommt es dabei nicht an. Leider habe ich sehr oft Gelegenheit gehabt, zu beobachten, daß gerade diese Producte der Literatur mit wahrer Leidenschaft von Kindern verschlungen werden, daß letztere schon die halbe Woche sehnsüchtig auf das Erscheinen der neuen Nummer warten!

Die Familie hat sich um den gemeinsamen Tisch versammelt, — da kommen die Journale! Der Vater vertieft sich sofort in die „Illustrirte Zeitung", die Mutter nimmt die „Gartenlaube" zur Hand, und Märchen — greift nach den „Fliegenden Blättern".

Warum sollte man ihm dieses unschuldige Vergnügen nicht gönnen? Mag er doch seinen Spaß an den lustigen Bildern und harmlosen Scherzen haben! Gewiß, an harmlosen Scherzen! Doch nichts ist wohl weniger für die Jugend geschrieben, als gerade diese humoristischen Blätter, an denen ein wirklich harmloses Vergnügen nur der gereifte, mit den Verkehrtheiten und Schwächen des Lebens vertraute Mensch haben kann, der durch seine Erfahrung mehr oder weniger zum Philosophen geworden ist!

Welche lächerlich verschrobenen und einseitigen Vorstellungen muß dagegen ein großer Theil des Inhaltes im Kopfe eines urtheilslosen Kindes erwecken! Um ein überall gleich beliebtes Thema für humoristisch-satyrische Laune herauszugreifen: Die Schwiegermutter! Muß es dem Kinde mit ihr nicht schließlich so ergehen, wie mit der Stiefmutter im Märchen? Man hat sie ihm so lange als die Personification aller erdenklichen menschlichen Schwäche und Lächerlichkeit dargestellt, bis das Wort allein genügt, um die Vorstellung von etwas Verabscheuungswürdigem zu erwecken. In welchem Widerspruche steht es mit der bedingungslosen, unumschränkten Verehrung, die das Kind seiner Mutter erzeigen soll, wenn es dieselbe zugleich als Schwiegermutter in der bekannten Weise lächerlich gemacht sieht! Und wird nicht die hohe, reine Anschauung, die es mit dem Begriff „Mutter" verbindet, auf das bedenklichste getrübt werden, wenn ihm in jenen Blättern die Ueberzeugung beigebracht wird, daß es für eine Frau nichts Schöneres und Höheres auf der weiten Gotteswelt giebt, als das Schaufenster eines Confections-Geschäftes, und daß der Hauptberuf einer Gattin darin besteht, den geplagten Ehemann um einen neuen Hut oder einen modernen Wintermantel zu prellen?! Eine ständige Zielscheibe des Spottes ist ferner der unter dem Pantoffel stehende Ehemann. Wie schädlich die oft beschriebenen Scenen auf die Gedanken des Kindes dort einwirken müssen, wo in der That die Frau das Regiment im Hause führt, liegt auf der Hand. Auch die Gestalt des fidelen, ewig borgenden Studenten, der auf die ergötzlichste Weise seine Gläubiger übertölpelt, wird nicht von besonders erziehlichem Einfluß auf das Gemüth des Knaben, des dereinstigen Studenten, sein. Es würde zu weit führen, die mannigfachen typischen Figuren, die für jedes derartige Blatt in gleicher Weise charakteristisch sind, auf ihre Schädlichkeit oder Unschädlichkeit zu prüfen. Jedenfalls sollte es mich innig freuen, wenn diese Zeilen dazu dienten, daß man der Jugend möglichst lange diesen ebenso amüsanten, wie verderblichen Lesestoff vorenthielte und durch wirklich gediegene Jugendschriften ersetzte.

E. Schmidt.

Gesundheits- und Körperpflege.

C. v. P.; D. von Bund, Mariaschein. — Augenbrauen fallen aus denselben Gründen aus, wie andere Haare, und es erfordert genaue Untersuchung, ob etwa eine Hautkrankheit vorhanden, die ärztliche Behandlung verlangt. Zeigt sich nichts, so ist ein Versuch mit 5%gem Boraxwasser zum Waschen, oder mit 5%iger Borax-Vaseline zu abendlicher Einreibung anzurathen.

Abonnentin in Triest. — Die Zusammensetzung von Odol wird geheim gehalten. Ein empfehlenswerthes Mundwasser ist jedoch Wasserstoff-Paroxyd in 3% wässeriger Lösung, wovon einige Tropfen zu einem Glase zugesetzt werden. Letzteres Mittel wird noch angenehmer durch gleichzeitigen Zusatz von einigen Tropfen Eau de Cologne. Dr. D.

Briefpapier nebst Behälter mit Malerei.

Hedda vom Lande. — Wenn die kleinen gelblichen Hautverdickungen, wie es nach der Schilderung scheint, Oberhautknötchen sind, können sie durch eine Oberhaut-lösende Seife entfernt werden. Am mildesten sind Bor-Seifen, etwas kräftiger Salicyl-Seifen, am kräftigsten Kali-Seifen, wie Kali-Glycerin-Seife oder Schmierseife (grüne, gelbe, schwarze). Wird die Haut dadurch zu sehr gereizt, so wende man Waschungen oder Umschläge aus reinem weichen Wasser an. Dr. D.

J. C. M. — Die Erweiterung der Hautporen nach Entfernung von Mitessern erfordert spirituose Einreibungen, zunächst mit Seifenspiritus, später mit Lavendelgeist, Eau de Cologne u. dergl. Höchst zweckmäßig sind Douchen gegen das Gesicht mit warmem Wasser. Dr. D.

Frau Sofie M. in W. — Angeerbte Eigenthümlichkeiten des Körperbaues und der Constitution zu verändern, ist im ganzen wenig Aussicht vorhanden. Unter Beibehaltung der geschilderten, durchaus gesundheitsgemäßen Lebensweise würden wir rathen, besonders die Rumpf- und Oberarm-Muskeln gymnastisch zu üben und womöglich täglich einen Ritt zu machen. Dr. D.

Kindererziehung.

Wanddecke für ein Kinderzimmer.

Wanddecke für ein Kinderzimmer. — Baby soll gewaschen werden oder irgend eine andere, ihm unbehagliche Procedur droht, — es langweilt sich vielleicht auch nur oder ist verdrießlich, weil es eben verdrießlich ist! In all diesen kritischen Augenblicken wirkt nichts so beruhigend, als wenn man seine Aufmerksamkeit auf irgend etwas Bestimmtes lenkt. Thiere sind nun dem kleinen Menschen vom ersten Beginn seines Begriffsvermögens etwas ungemein Interessantes, selbst wenn sie nur, wie auf der Wanddecke meines Kinderzimmers aus rothem Kattun ausgeschnitten und auf weißen Köper applicirt sind! Nur allzuklein dürfen die Figuren nicht sein, — auf der 118 zu 87 cm großen Decke präsentirt sich z. B. der Elephant in 15 cm Höhe. Weißer Plattstich und einzelne Stielstich-Linien befestigen und gliedern die Thiere, rothe wollene Litze umrandet das Ganze. Frau Maria.

Erwerbsthätigkeit der Frau.

Filiale einer Schuhfabrik. — Welche norddeutsche Schuhfabrik wäre bereit, in einer süddeutschen Stadt, hart an der schweizerischen Grenze, eine Filiale zu errichten? Es könnte zugesichert werden, daß dieselbe sich gut verlohnen würde. — Kann eine Leserin Adressen von norddeutschen Schuhfabriken angeben, die gutes und billiges Schuhzeug liefern? F. J., Konstanz.

Verein zur Verwerthung von Handarbeiten. — Giebt es in Bayern einen ähnlichen Verein wie den „Bienenkorb" in Berlin, an welchen erwerbsuchende Damen tadellose, originelle Handarbeiten zum commissionsweisen Verkauf einsenden können? Frau M., Landshut.

Stickerin in Bukarest. — Könnten freundliche, mit den Bukarester Verhältnissen vertraute Leserinnen mir mittheilen, ob eine Stickerin dort ausreichende Beschäftigung finden würde? Fl. M. L. A.

Häusliche Kunst.

Briefpapier nebst Behälter mit Malerei. — Das Wort Dilettantismus hat im Laufe der Zeit einen Nebenbegriff bekommen, über dem man seine eigentliche schöne Bedeutung — dilettare: sich erfreuen — fast ganz vergißt. Es ist eben schade, daß die Schaffensfreude sich so oft auf Gebiete versteigt, die dem Laien unerreichbare Ziele stecken, was mißlungene Productionen im Gefolge haben muß. Um so angenehmer berührt es, wenn bescheidenes Können sich daran erfreut, Nützliches anmuthig auszustatten, das Alltägliche liebenswürdig zu schmücken. Diese berechtigte Kleinkunst hat ein dankbares Material gefunden in der bekannten Lederpappe, die der Pinsel wie der Brennstift mit gleichem Erfolg behandelt. Schreibmappen, Kasten, Buchhüllen, Kalender ꝛc. lassen sich daraus herstellen, nicht zuletzt jene praktischen offenen Behälter für Briefpapier und Couverts, deren die Darstellung einen zeigt. Auf dem graubraunen Grunde hat der Pinsel große Mohnblumen flott in Aquarell-Farben hingeworfen, und entsprechend sind auch die dazugehörigen Briefbogen mit allerlei Blüthen geschmückt. Das giebt eine willkommene Weihnachtsgabe, besonders wenn die Empfängerin ihre Lieblingsblumen auf Papier und Behälter findet! A. G.

Tischläufer mit Malerei. — „Kleine Mühe und große Wirkung", das ist mein Princip für Handarbeiten. Und manchmal — leider nicht immer! — bewährt es sich, so bei einem Salon-Tischläufer aus rothem Atlas, auf dem das Muster braun ausgemalt und mit feinem Goldschnürchen contourirt ist, wodurch es wie Auflagen wirkt. Rothes Köperfutter und Goldschnur bilden die weitere Ausstattung, nebst 12 cm langer eingeknüpfter Franze, für welche rothe Seide mit Goldfaden abgebunden wurde; auch in die Büschelchen sind Goldfaden eingelegt. Der Tischläufer mißt im ganzen 174 cm Länge und 43 cm Breite. B. L.

Indem wir die uns freundlichst zur Darstellung überlassene Arbeit in entsprechender Verkleinerung wiedergeben, wird damit gleichzeitig die naturgroß Vorlage für — ein Buchzeichen geboten. Dieses wäre auf farbigem Band mit Braun und Muschelgold zu malen, mit Band zu unterlegen und an den Enden auszufranzen. D. Red.

Holzschuh mit Delfter Malerei. — Schon häufig hat der prosaische Holzschuh als Decorations-Gegenstand herhalten müssen. Ich kaufte ein reizendes Exemplar in der Verkaufsstelle des Frauen-Gewerbe-Vereins in Leipzig, Universitätsstr. 4, das in Delfter Manier mit einem holländischen Landschafts-Motiv bemalt ist. Innen befindet sich ein Gläschen zur Aufnahme von Blumen. Ellen S.

Fürs Haus.

Fettflecke aus beschriebenem Papier zu entfernen (64). — Um Fettflecke aus Papier zu entfernen, benutzte ich mit Erfolg Benzin. Nachdem man ein zusammengefaltetes weißes Tuch unter die betreffende Stelle gelegt hat, damit das Fett nicht in die folgenden Blätter zu dringen vermag, reibe man mit einem weißen, mit Benzin befeuchteten Läppchen die Stelle so lange, bis der Fleck verschwunden ist; wenn nöthig, wiederholt man das Verfahren auch auf der linken Seite des Papieres. Papier und Tinte werden durch das Benzin weder angegriffen noch verlöscht. M. R.

Man bestreut die befleckte Stelle mit dem in allen Droguen-Handlungen erhältlichen Pulver „Terre de somière" und läßt dasselbe 24 Stunden darauf. Das Verfahren kann zwei- bis dreimal wiederholt werden. Dieses Pulver bewährt sich auch, um Fettflecke aus Wollstoffen zu entfernen. Abonn. in Bern.

Adele von B. O. — Unsauber gewordenem weißen Pelzwerk ist die zarte weiße Färbung wiederzugeben durch Abreiben mit Benzin mittelst eines weißen, oft zu erneuernden Läppchens. Darnach wird es, mit pulverisirter Kreide bestreut, mehrere Stunden der Sonne oder auch der Ofenwärme ausgesetzt, geklopft und gebürstet; nöthigenfalls ist dieses Verfahren zu wiederholen.

— Elfenbein läßt sich kitten mit einer Mischung von pulverisirtem ungelöschten Kalk und Eiweiß, die zu einem Teig angerührt werden. Die gekitteten Gegenstände müssen 24 Stunden trocknen. A. H.

Tischläufer mit Malerei.

Küche.

Käse-Pasta. Von den mannigfachsten Sorten Käse, wie Schweizer, grünem Kräuter-, Parmesan-, Stilton, Edamer, oder kleinem Kümmelkäse, auch Käseresten, läßt sich die Pasta herstellen. In 250 gr über dem Feuer zerlassener Butter giebt man ebensoviel geriebenen Käse, läßt dieses aufkochen, streicht Tassenköpfe mit Speise-Oel aus, füllt die Masse zum Erkalten hinein und stürzt sie vor dem Gebrauch. Wohlschmeckende Käseschnitten zur Suppe oder abends zum Thee lassen sich aus dieser Pasta bereiten, wenn man nicht zu hart geröstete Semmelschnitten damit bestreicht. Sollte die Masse zu steif sein, so stellt man den Tassenkopf einen Augenblick auf den Herd, bis sie die gewünschte Weichheit erlangt hat. J. Pitus.

Wilde Tauben mit Tomaten. — In die vorbereiteten, gut gewaschenen Tauben legt man je eine Tomate nebst Herz und Leber und brät sie in einer Casserole in zerlassener Butter, der man je zwei Tomaten, ein Lorbeerblatt, Zwiebelscheibchen, etwas Citronenschale und Citronensaft, wie Pfeffer und Salz hinzufügte. Die auf der Schüssel angerichteten Tauben werden mit Endivien-Salat zu Tisch gegeben. E. H.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Zimmereinrichtung.

Console mit Malerei. — Zum Selbstschaffen fehlt mir Zeit und Geschick, und so muß ich mich darauf beschränken, mein Heim mit dem zu schmücken, was sich mir in der einen oder anderen Weise dazu bietet. Aus lieben, kunstgeübten Händen erhielt ich eine Console, wie sie ähnlich in der Modenwelt erschienen ist, nur verbindet an der meinen die Seitenwände ein runder Stab, der gleich einer Barrière die auf dem Wandbrett stehenden Gegenstände vor dem Herunterfallen behütet. Aber der leere, kahle Stab verlockte mich, als Decoration eine schöne alte Goldstickerei darüber zu hängen, die mir als „Mitbringsel" von einer italienischen Reise zu theil geworden. Hinter dem Behang versteckt sich der Sockel, auf dem ein kleiner Amor sitzt und sich anschickt, seine Heldenthaten einer Tafel einzuschreiben. Die braune Bronze der Figur hebt sich fein ab von dem graugrünen Ton der Console, auf der Clematis-Zweige in natürlichen Farben, — mehrere Töne lila für die Blumen, grün für die Blätter, — gemalt sind. Mancher meiner glücklicheren Mitschwestern wird es ein Leichtes sein, sich die Console selbst herzustellen, so mögen hierfür die genauen Maße dienen: Die ganze Länge der Rückenwand beträgt 40 cm zu 16 cm oberer und 14 cm mittlerer Breite, dort wo die Seitenwände ansetzen, die ihrerseits 14 cm hoch und 12 cm breit sind; das Brettchen ist 12 cm von unten angebracht. Marianne.

Console mit Malerei.

Praktisches Notengestell. — Drei Besenstiele, 125-130 cm lang, die ich zuerst mit gehäkelter Kordel spiralförmig umwunden, befestigte ich 25 cm unterhalb ihrer Spitzen mittelst Schrauben so an einander, daß zwei nach vorn standen, während der dritte, nach hinten gestellt, den Halt gab. Nun ließ ich mir beim Schreiner zwei Bretter schneiden, das eine 45 zu 30, das andere 38 zu 29 cm groß. 38 cm vom unteren Ende entfernt, trieb ich in die vorderen Stiele zwei je 5-6 cm lange Schrauben ein, die etwa 4 cm vorstehen müssen, setzte auf diese das kleine Brett und befestigte es noch mit vier Nägeln an die Stäbe. Das größere Brett erhielt seitwärts, etwas über der Mitte, zwei Ohrenschräubchen eingefügt, durch die ich eine Kordel leitete, und wurde gleichfalls auf die Schrauben gestellt; je nachdem man die Kordeln dann weiter oder enger hinter dem kleineren Brett verknüpft, werden die beiden Bretter in beliebiger Weite von einander entfernt gehalten. Um das Durchfallen der Noten zu verhindern, fügte ich zwischen die beiden Bretter eine 45 cm langes, 2 cm breites dünnes Brettchen und hatte nun das Gestell im Rohbau fertig. Um es salonfähig zu machen, überstrich ich das Ganze mit Goldbronze und vervollständigte das praktische kleine Möbel mit einer resedagrünen Schleife um den Kreuzungspunkt der Stiele. Noch präsentabler, — besonders als Geschenk, — wird das Gestell, wenn man das vordere Brett mit Malerei oder Stickerei verziert.

Praktisches Notengestell.

Johanna F...sch.

Hausthiere.

Johanna in Frankfurt a./M. — Wenn die Mäuse auch in der Nachbarschaft vorhanden sind und von dort immer zuwandern können, werden Sie dieselben nie völlig los. An vergifteten Weizen gehen Mäuse nur dann, wenn sie keine andere Nahrung finden. Vor Auslegung des Giftes müssen Sie Nahrungsmittel jeder Art verschließen. Gute Dienste leisten die kleinen Schlagfallen aus galvanisirtem Draht, in die Sie angebratenes Brod geben. M. H.

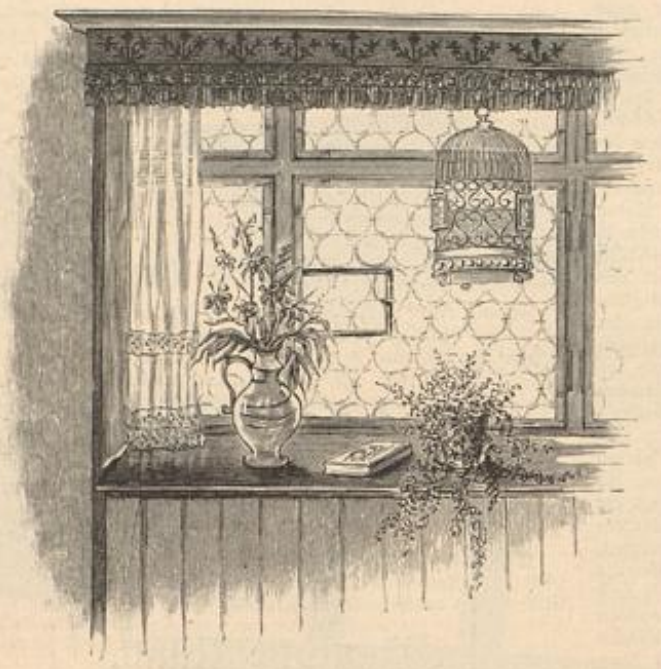
Gräfin M. S. (Prov. Posen). — Die Angewohnheit der Papageien, sich die Federn auszurupfen und die Kiele zu verzehren, wird meist durch unrichtige Ernährung hervorgerufen. Wollen Sie Ihren Vogel noch retten, so dürfen Sie ihm weder Fleisch, Kartoffeln, Gemüse oder Brot, sondern nur Körnernahrung, Hanf, auch Grünkraut, Tradescantia (bei jedem Gärtner erhältlich) und Salat bieten. Geben Sie stets reinen, mit etwas gelöschtem Kalk vermischten Sand, darin sich der Vogel baden kann, dann aber besprengen Sie ihn im warmen Zimmer mit dem Zerstäuber. Tritt keine Besserung ein, auch nicht durch möglichste Bewegungsfreiheit, so lassen Sie den Vogel, falls er gut genährt ist, bis zu eintretender Besserung zweimal wöchentlich 24 Stunden hungern und bieten ihm in dieser Zeit nur reines Trinkwasser. M. H.

Ich möchte mir gern einen Geflügelhof in größerem Maßstabe anlegen und würde sehr dankbar sein für freundliche Mittheilung über gute Racen, sowie für Angabe von Bezugsquellen und Empfehlung diesbezüglicher Werke resp. Zeitungen.

Eine junge Gutsfrau aus der Stadt.

Plauderecke für Backfischchen.

Butzenscheiben-Imitation. — Die Modenwelt hat uns „Backfischchen" doch eine besondere Ecke eingeräumt, aber es scheint, als ob wir zu schüchtern wären, um davon Gebrauch zu machen. Vielleicht muß nur erst einmal ein Anfang gemacht werden, und so möchte ich ganz muthig von meinem „Butzenscheiben-Fenster" erzählen, womit ich mir mein Mansarden-Stübchen ausgeputzt, das nun noch einmal so gemüthlich ist, als vorher. Und dabei ist die Sache so einfach. Mit der Blechschere schneidet man 7 mm breite, im äußeren Durchschnitt etwa 8 cm messende glatte Ringe aus Zinkblech und verbindet, in versetzten Reihen, immer je zwei derselben, indem man ihre seitlichen Ränder über einander schiebt, mit ebenso breiten Bändern desselben Metalles bis die Größe der zu verzierenden Scheibe erreicht ist. Nun wird diese Ringenfläche fest auf das Glas gelegt und genau passend zugeschnitten, wobei man immer zu beachten hat, daß bei den versetzten Reihen am Außenrande stets gleich große Ringtheile mit vollständigen Ringen abwechseln. Zum Befestigen der Platte dienen Zinkpfeile, die man vom Abfall der Ringe schneidet. Jeder halbe oder ganze Ring, der an den Fensterrahmen stößt, wird befestigt, indem man mit einer Messerspitze in den Holztheil stößt, den Pfeil hineinklopft und denselben sodann dicht an das Fensterglas drückt. Diese Art der Befestigung ist zwar etwas umständlich, aber sie wirkt natürlicher, als das bloße Anbringen der Butzenscheiben-Imitation am Fensterrahmen mittelst einiger Stifte, wogegen hier freilich das nothwendige Abnehmen zur Fensterreinigung bedeutend erleichtert wird. Will man den Butzen ein Diaphanie-Bild einfügen, — das wünsche ich mir nämlich zu Weihnachten! — so braucht man nur die Ringenfläche in Größe des betreffenden Bildes auszuschneiden; letzteres wird am Fensterrahmen in passender Höhe aufgehängt. — Aller Backfisch-Schüchternheit zum Trotz muß ich mich zum Schluß auch noch meiner selbstgestickten Vorhänge rühmen; — Mama behauptet, die Freude am Ausputzen meines kleinen Reiches hätte mich endlich die Freude am fleißigen Schaffen gelehrt! Nelly B.



„Butzenscheiben"-Fenster.

Allgemeines.

Uhrketten aus Thierzähnen. — Man kann einem echten Jägersmann keine größere Freude machen, als wenn man seine Jagd-Trophäen gebührend ehrt und zur Geltung bringt, wie er seinerseits sie als Huldigung nur dem ihm Höchsten und Liebsten zu Füßen legt. So werden die Zähne der erlegten Beute als Breloque getragen, — neuerdings aber fertigt eine schlesische Firma (siehe Bezugsquellen) ganze Uhrketten aus Dachs- oder Fuchszähnen. Die einzelnen Zähne werden in Silber gefaßt und durch kleine Kettenringe verbunden. Aus kleinen Dachszähnen wirkt eine Kette so zierlich, daß sie auch eine Sportliebhaberin tragen darf. E. Sch.

Uhrketten aus Thierzähnen.

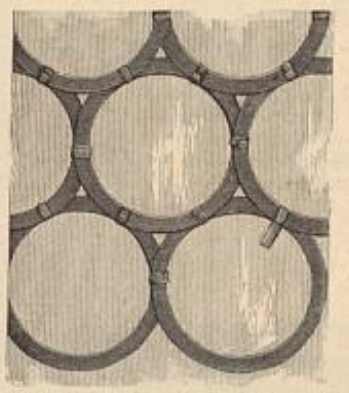
Englisches Theegeschirr. — Nach englischer Sitte bekommen liebe Hausgäste bei uns das erste Frühstück stets in ihrem Zimmer serwirt. Hierfür sind die schlichten, handlichen Formen des Wedgewood-Geschirres besonders am Platz. Der warme, braune Ton des glänzenden Steinguts hat etwas Gemüthliches, und gut paßt dazu eines der hübschen, geflochtenen Korb-Tablets mit weißem Leinendeckchen, auf dem ein Delfter Motiv mit blauen Garn in Stielstich gestickt wurde. E. A.

Buchladen als Kinderspielzeug. — Ein Spielzeug, das meinem Knaben zur größten Freude gereichte und zu umfassender Belehrung diente, war ein Buchladen, ausgestattet mit zahllosen literarischen Werken und Kunstschätzen, deren Vermehrung und Erweiterung dem Kinde selbst den weitesten Spielraum bot. Der große Kaufladen, der am vorhergehenden Weihnachtsfeste noch mit Leckereien gefüllt war, kam zu dem nächstfolgenden Christfest als Buchladen unter den Weihnachtsbaum, und da die Herstellung des Bücherschatzes viel Zeit erfordert, möchte ich schon früh auf dieses Weihnachtsgeschenk aufmerksam machen. Die allmähliche Vorbereitung ist eine leichte, erfreuliche Arbeit. Kleine Heftchen, wie sie in die Fächer des Ladens paßten, umgab ich mit einem Carton-Umschlag, der mit farbigem Papier oder mit dem Leder alter Handschuhe bekleidet wurde. Mit Verzierungen mannigfaltigster Art ward der Einband ausgestattet, mit Gold- oder Silberschnitt und -Schrift, mit einer kleinen Zeichnung oder dergl. geschmückt.

Englisches Theegeschirr.

Der größte Fleiß galt jedoch dem Inhalte. Die Heftchen, wohl mehr als hundert, wurden mit Auszügen aus den Werken der verschiedensten Schriftsteller beschrieben; ich suchte mit Eifer diejenigen Stellen heraus, die der jugendlichen Auffassungsgabe angemessen erscheinen, und oft fanden sich solche zu meiner freudigen Ueberraschung auch bei Autoren, bei denen ich sie kaum vermuthet hatte. Welches Vergnügen bereitete mir diese Durchsicht all der literarischen Schätze von der Bibel an, bis zu den Klassikern aller Perioden! Sehr schön stellte ich die Bibel her in einem Einband aus Leder mit Silberschrift und kleinen Stahlknöpfchen. Auch Prachtwerke und Atlanten wurden versertigt, ein Kostümwerk mit einzelnen Blättern, mit kleinen gepreßten Papierfiguren; Noten wurden geschrieben, Bilder und Büsten der Klassiker, Componisten ꝛc. aufgestellt. Die Schaufenster erhielten verstellbare Vorrichtungen, um eine reiche Auslage anzubringen. Der Sinn für Selbstbeschäftigung bildete sich durch diese Unterhaltung hervorragend aus, denn die Lust, die vorhandenen Schätze zu vergrößern, erweckte schon das beigelegte Material an Papier und farbigen Einbänden. Manche Bücher wurden auch allen Ernstes verkauft; die Bezahlung durfte jedoch nur in Material für Erhaltung des Buchhandels geleistet werden. „Walther von der Vogelweide", den ich mit besonderer Liebe ausschmückte, gehörte von dieser Zeit an zu den Lieblingsbüchern meines Sohnes. Ein Auszug aus den Psalmen bildete in Leder-Einband mit Ziernägeln auch äußerlich ein schönes Buch und mußte, wie so viele andere, oft erneuert werden. Robinson, Cornelius Nepos, Bismarck-Reden, Goethe und Schiller in den verschiedensten Ausgaben und nicht weniger das Commers-Buch waren äußerst gangbare Werke. Es ist sicher, daß diese Beschäftigung mit den Büchern den Sinn für Edles und Schönes erweckt, und daß dadurch das Kind sich spielend manches Wissenswerthe aneignet. Mein Knabe bemühte sich zudem, seine Schrift zu verbessern, hübsche Zeichnungen für die Bücherdecken zu entwerfen, und endlich wurde der Buchhändler sogar Verleger seiner eigenen Werke. Er machte Geschenke aus seinem Buchladen, die in der That erfreuten: Auszüge aus dem Katechismus und der Bergpredigt fanden fortan bleibende Stätte in Großmama's Arbeitskorb und wurden oft zur Hand genommen, wie auch ein Geschichtswerk und ein Plötz im kleinsten Format. Von vornherein sollte alles mit eigener Hand verfertigt werden, damit das Kind im stande ist, es nachzuahmen. Eine kleine Druckerpresse, Schere und Messer, wie solche die Buchbinder im Gebrauch haben, erhöhen den Werth des Geschenkes. Frau H. F.

Gedenket der armen Vögel! — Dieser Mahnung kommt man wohl allerorten bei Eintritt von Kälte und Schnee nach. Doch ich möchte hier noch auf eine besondere Art des Fütterns unserer befiederten Lieblinge hinweisen, wodurch dasselbe uns selbst zum Vergnügen und zur Belehrung werden kann. An unserem vor dem Thore gelegenen Häuschen habe ich außen, vor unserem Wohnstubenfenster, ein niedliches Körbchen angebracht, das mit Bändern rechts und links am Fensterladen eingehängt wird. In das Körbchen streue ich gestoßene Nüsse, als besonderen Leckerbissen für Dompfäffchen, Blau- und Kohlmeisen und viele andere Vögelchen. Den ganzen Tag schaukelt dann das Körbchen vor dem Fenster hin und her zur Belustigung für Klein und Groß. So oft sich ein unbekannter Vogel naht, wird Brehm's Thierleben zur Hand genommen, um den Fremdling zu identificiren. Das Fensterbrett belege ich mit Vogelfutter, auch mit geriebenem Weißbrod, was Finken und Ammern, natürlich auch die Sperlinge anzieht. Doch warum diesen gefiederten Straßenjungen nicht auch ein Plätzchen gönnen? S.



Butzenscheiben zum Fenster.

Bonus-Verein (4). — Mit Bonus-Verein ist der katholische Bonifacius-Verein in Paderborn gemeint. Für die Protestanten verfolgt denselben Zweck der Gustav-Adolph-Verein. R. in L.

Ich möchte auf die Anstalten des Herrn Pastor von Bodelschwingh in Bethel bei Bielefeld aufmerksam machen, wo das scheinbar Werthloseste angenommen und verwerthet wird. E. A.

Bezugsquellen:

Material für Butzenscheiben-Imitation: Frl. Pauline Pfannenschmied, Friedrichshofen a. Bodensee.
Uhrketten a. Thierzähnen: Fr. Erbe, Alt-Reichenau bei Freib. i/Schl.
Englisches Theegeschirr: H. Hirschwald, W, Leipzigerstr. 117/118.
Thee-Tablet mit vorgedrucktem Deckchen: H. Langenbeck, W, Potsdamerstr. 37.
Commissionen nach Abb. Aus dem Leserkreise: Fr. A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: J. Wilda, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck: Hesse & Becker, Leipzig.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltungs-Beilage

1. December 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 23.

Nachdruck verboten.

Wie es kam.

Von A. D. Olbry in Piorkowo.

„So waren Sie gestern doch zu Hause, Fräulein Rockland? Ich ritt zweimal Ihre Auffahrt hinauf und hinunter, da ich aber niemand von Ihnen am Fenster oder auf den Rasenplätzen bemerkte, glaubte ich Sie ausgefahren und ritt wieder davon."

Es war ein großer stattlicher Mann, der diese Worte mit einer bei ihm seltenen Geläufigkeit hervorbrachte und dabei unverwandt in das offene, liebliche Gesicht seiner Tischnachbarin blickte.

„Wirklich zu Hause, Herr von Arnim!" antwortete das junge Mädchen, ihn mit ihren strahlenden Augen voll ansehend. „Ich habe Ihretwegen sogar in aller Eile meine Küchenschürze abgebunden, wie mir gemeldet wurde, ein Herr reite zum zweiten Male an unserem Hause vorbei. Als ich dann vor die Thür trat, sah ich nur noch gerade Ihres schönen Braunen Schweif in der Auffahrt verschwinden. Und wenn ich aufrichtig sein soll," fügte sie lächelnd, aber plötzlich etwas stockend hinzu, „ich war sogar einen Augenblick geneigt, es Ihnen ein wenig übel zu nehmen, daß Sie in dem Versuche, uns zu sehen, so wenig Ausdauer bewiesen hatten."

„In der That, Fräulein Rockland?" Der große Mann beugte sich etwas vor und machte den Versuch, wieder einen Blick seiner Nachbarin aufzufangen. Doch gelang ihm dies nicht, da sie jetzt etwas leiser und mit gesenkten Augen fortfuhr:

„Später aber dachte ich, es wäre doch wohl recht gut gewesen. Die Brüder waren alle fort, und Sie hätten sich vielleicht aus reiner Liebenswürdigkeit veranlaßt gefühlt, eine mühselige halbe Stunde mit mir allein zu verplaudern, was ich Ihnen bei Ihrer allbekannten Abneigung gegen Damengesellschaft doch nicht wünschen konnte."

„Gnädiges Fräulein sind gar zu gütig," sagte der stattliche Herr, sich in seinen Stuhl zurücklegend. „Wie Sie übrigens auf den Gedanken kommen, daß ich ein Feind aller Damengesellschaft sei, weiß ich factisch nicht. Wenn diese Abneigung auch allbekannt ist, wie Sie sagen, so muß ich ihre Existenz doch in Wirklichkeit energisch bestreiten." Er fuhr mit der Hand über die Augen und setzte dann leiser, mit etwas zitternder Stimme hinzu: „Ich war früher leidend, Fräulein Rockland, und deshalb gezwungen, mich von vielen Vergnügungen der Jugend zurückzuhalten. Nun aber, da meine Lungen durch eine glückliche Kur vollständig geheilt sind, und ich nicht mehr fürchten darf, durch mein elendes Aussehen das Mißfallen sämmtlicher mitfühlender Damenseelen zu erregen und die Glücklichen im Genuß ihres jungen Lebens zu stören, habe ich meine einsiedlerischen Gewohnheiten gänzlich aufgegeben und bin sehr dankbar dafür, wenn Damen mich freundlichst in ihrer Gesellschaft dulden. Ich habe so viele Jahre meiner Jugend verloren, daß ich den großen Wunsch habe, noch recht frohe Zeiten zu verleben, ehe das Alter über mich hereinbricht."

„Du Narr!" grollt es während dieser langen Rede in ihm, „Da siehst Du, wie Deine unselige Schüchternheit aufgefaßt wird. Du hast nicht den Muth, hineinzugehen, weil Du zu stören fürchtest und kommst dabei um unwiederbringlich schöne Augenblicke und zugleich in den Ruf eines tölpelhaften Gesellen und Damenfeindes."

„Ja, wenn ich gewußt hätte —!" vertheidigt sich sein bescheidenes Ich.

„Ja wenn, ja wenn!" höhnt die kräftigere Natur in ihm. „Wenn es kein Wenn gäbe, wärst Du eben kein Pechvogel!"

Sein Auge ruht wieder auf seiner Nachbarin, die eben durch eine Unterhaltung über den Tisch hinüber eifrig in Anspruch genommen wird.

Er kann sich an den feinen Linien ihres zarten Köpfchens, an dem goldenen, welligen Haar, das sich in festem Knoten an ihr Haupt schmiegt, nicht satt schauen.

Dabei sieht er im Geiste ihre strahlenden Augen mit dem ihnen eigenen Ausdruck von Freundlichkeit und Milde auf sich gerichtet, und es wallt heiß in seinem Herzen auf.

Er möchte die holde Gestalt an sich reißen für immer und ewig, und wagt dabei nicht einmal, sie durch ein Wort oder einen Blick ahnen zu lassen, wie theuer sie ihm ist.

Wenn sie ihn nicht wollte! — Nein, bei der Angst, von ihr als unbescheiden betrachtet und zurückgewiesen zu werden, verzichtet er lieber stillschweigend auf sein Glück.

Was würde es ihm helfen, von seinen Gefühlen zu reden? Er ist trotz seines heißen Gemüthes ein guter Rechner. Er weiß sich leicht in ihre Lage hineinzudenken und kann sich deshalb, als Antwort auf eine etwaige Anfrage, einen Korb mit Leichtigkeit vorhersagen. Einen Korb aber will er nicht haben, folglich wird geschwiegen.

Und dabei rechnet er im Geiste noch einmal nach:

Ihr Vater ist der erste Mann des Kreises, weniger durch seine Vermögenslage, als durch seine Persönlichkeit, die sowohl im Äußeren als in geistiger Beziehung weit über das Mittelmäßige hinausragt; seine Vermögens-Verhältnisse haben durch die letzten schlechten Jahre derartig gelitten, daß er wohl nicht mehr im stande ist, seinen Kindern eine bedeutende Zulage zu geben.

Elly selbst aber ist als einziges Töchterchen unter sieben Brüdern etwas verwöhnt. Freilich nicht in der Art vieler junger Mädchen, die beständig Geld zur Vervollständigung ihrer Toilette brauchen, sondern darin, daß sie stets freie Herrin ihrer Zeit gewesen und, an die großen Verhältnisse ihres väterlichen Hauswesens gewöhnt, nie den Zwang täglicher Arbeit gefühlt hat.

Ihm aber hat das Schicksal leider nicht so viel Glücksgüter in den Schoß geworfen, um der Geliebten aus eigenen Mitteln ein von Arbeit vollständig befreites Los bieten zu können. Er hat zwar ein gutes Auskommen, doch wird er immer genöthigt sein, von seiner zukünftigen Frau zu verlangen, daß sie sich um das Getriebe seines weitläufigen Hauswesens kümmere.

Und dann, wenn schlechte Zeiten kämen, statt der guten, die er erhoffte! Wenn es Mißernten gäbe und schlechte Preise! Dann könnte vielleicht eine Zeit kommen, in der er von der Herrin seines Hauses gar verlangen müßte, daß sie selbst Hand anlege, — — und er wäre vielleicht nicht einmal fähig, drückende Sorgen von ihr abzuwenden.

Wieder streifte Arnim's Blick mit verhaltener Gluth die zarte Gestalt. Wie schön sie war! Wie elfenhaft zart!

Konnte er, durfte er ein solches Wesen an sich ketten, ohne ihr eine sorgenfreie Zukunft sichern zu können?

Und wenn er es wagte, und sie vielleicht einwilligte, die Seine zu werden, würde er es ertragen können, den schillernden Blütenstaub ihres reichen geistigen Lebens in der Beschäftigung mit den täglichen Kleinigkeiten sich abstreifen zu sehen? Doch, was zerbrach er sich den Kopf mit solchen unnützen Gedanken!

Von der andern Seite der Tafel hob eben Herr Rockland sein Glas und trank mit der ihm eigenen Anmuth seiner Tochter freundlich lächelnd zu.

Der Mann, so dachte Herr von Arnim, der würde seine hellen Augen, die einem jeden bis mitten in das Herz zu schauen schienen, wohl in unaussprechlichem Staunen öffnen, wenn er hörte, daß jemand, der nur gerade das Auskommen habe, es wage, die Hand nach seinem Kleinod auszustrecken, von dem er einst erklärt hatte, es sei für einen Mann eigentlich zu schade.

Elly nickte ihrem Vater lächelnd Dank und wandte sich dann wieder ihrem vernachlässigten Nachbar zu.

„Sie sind so ernst geworden, Herr von Arnim. Sollte ich Ihnen durch meine unbedachten Aeußerungen wehe gethan haben, so verzeihen Sie mir! Es war ganz gewiß nicht meine Absicht!"

Dabei sah sie so sanft und bittend zu ihm auf, daß dem ruhigen Mann abermals eine heiße Blutwelle zum Herzen schoß und er nur mühsam seine gleichmüthige Miene beibehalten konnte, um ihr volle Absolution zu ertheilen.

„Sie können mich nicht verletzen, Sie nicht, Sie nicht!" sagte er leise, und das unfreiwillige Beben seiner Stimme strafte sein Lächeln Lüge, sodaß selbst die harmlose Elly aufmerksam wurde und ihn fragend ansah.

Da wurde ihr Blick aufgefangen und von der verhaltenen Gluth seiner dunkeln Augen festgehalten, sodaß sie zum ersten Mal in ihrem Leben von des andern Antlitz nicht los konnte, sondern ihn unverwandt ansehen mußte. — Secundenlang währte der Blick. Dabei stieg ein heftiges Gefühl angstvollen Unbehagens in ihrem Herzen auf, bis sie endlich aufseufzend, wie ermattet, einen Augenblick die Lider schloß.

Das Diner war zu Ende. Aus dem Tanzsaal lockten die lieblichen Weisen eines Walzers. — Herr von Arnim war kein Tänzer. Deshalb beeilten sich die Herren, die ohne Tischdame geblieben waren, in Ellen Rockland's Nähe zu kommen, um sich den Tischwalzer zu sichern.

Eben wollte Ellen dem ersten der Herbeigeeilten eine freundliche Zusage geben, als Herr von Arnim zwischen ihnen stand, und, den jungen Offizier mit leichter Handbewegung ein wenig bei Seite schiebend, verbindlich sagte: „Verzeihen Sie, mein lieber Freund! Wenn Fräulein Rockland mir die Ehre gönnen will, möchte ich mein Recht aufrecht erhalten und meine freundliche Tischnachbarin um diesen Walzer bitten."

„Entschuldigen Sie, Herr von Secken," meinte Elly lachend, „ich dachte wirklich nicht daran, daß ich im Begriffe stand, über etwas zu verfügen, worüber ich kein Verfügungsrecht mehr besaß. Es ist aber so allgemein bekannt, daß Herr von Arnim nicht tanzt —"

„Nicht tanzte, meine Gnädigste," fiel Herr von Arnim mit gerunzelter Braue ein; „er möchte sich aber jetzt mit Hülfe und Bewilligung der liebenswürdigen Herrschaften wieder an allen Vergnügungen der Jugend betheiligen."

Sprach's und verneigte sich vor seinem Concurrenten, bot Fräulein Rockland den Arm und führte sie, zum Staunen aller älteren Damen, an denen das junge Paar vorüber kam, in den Tanzsaal. Herr Rockland aber, der sein Töchterchen selten lange aus den Augen ließ und eben auf die Schwelle des Saales trat, wie Elly in Herrn von Arnim's Armen mehr über den Boden zu schweben als zu tanzen schien, that einen leisen erstaunten Pfiff.

* * *

Es war die Zeit der Gesellschaften.

Bälle jagten Diners, Diners Soupers und Konzerte.

Herr von Arnim, der bis dahin stets zurückgezogen gelebt hatte, versäumte keine Gelegenheit, mit frohen Menschen zusammen zu sein. Und wunderbar! Als ob Gott Amor es ganz besonders auf ihn abgesehen habe, verging nicht ein Diner oder Souper, an dem er nicht Fräulein Rockland's glücklicher, wenn auch unfreiwilliger Tischnachbar, und nicht ein Ball, nicht eine Tanzgesellschaft, an der er nicht Ellen Rockland's mehr denn freiwilliger Cotillon-Tänzer gewesen wäre.

Seine anfänglichen Gewissensbisse brachte er zum Schweigen.

Wer konnte ihm verdenken, daß er gern in Elly's Gesellschaft war? Wenn er sich dabei den fast unerträglichen Qualen stillschweigender Entsagung mit dem heißen Eifer der früheren Märtyrer aussetzte, so ging das doch nur ihn allein etwas an.

Elly hatte keinen Schaden davon, er wußte es ganz genau.

Sie war zwar gern mit ihm zusammen, das fühlte er wohl; doch betrachtete sie ihn noch immer als halben Onkel, wie sie ihn in ihrer Kindheit anzusehen gelernt hatte, und fand darin, daß er ihre Gesellschaft so ausschließlich suchte, offenbar nur das Bedürfniß eines in der Gesellschaft fremd Gewordenen, sich der ihm aus früheren Zeiten bekanntesten Dame anzuschließen. Ellen Rockland war in der That so an Herrn von Arnim's Gesellschaft gewöhnt, daß sie überhaupt nicht darüber nachdachte und wahrscheinlich erst dann zu denken angefangen haben würde, wenn das stete Zusammensein unvermuthet ein Ende genommen hätte.

Auch die Gesellschaft nahm dies stete Beieinander der beiden nach dem ersten unvermeidlichen Kopfschütteln mit genügend gnädiger Miene hin. Elly's Wesen zeigte eben allen, wie völlig harmlos es aufzufassen sei.

Der Frühling kam ins Land. Das häufige Zusammentreffen in der Gesellschaft hörte auf, dafür aber hatte Herr von Arnim Zeit, sein einsames Haus, seinen prächtigen, alten Garten mit den Phantasie-Bildern einer lieblichen Frauengestalt, umringt von blondköpfigen Kindern, die alle eine unverkennbare Aehnlichkeit mit Ellen Rockland hatten, zu bevölkern, wenn er abends nach anstrengender Tagesarbeit sich dem Genuß einer Junggesellen-Pfeife hingab.

„Es schadet ja nichts," sagte er entschuldigend, sobald er sich auf diesen Träumen ertappte. „Ich bilde mir ein, ein beneidenswerth glücklicher Mann zu sein, bin dabei aber vernünftig genug, einzusehen, daß meine Traumbilder sich niemals realisiren können. Ich bin ebenso plump, wie sie zierlich und schlank; ebenso ungeschickt, wie sie gewandt; ebenso unbeholfen im Denken und Reden, wie sie geistreich, kurz: sie ist mir in allem überlegen, nur ‚in der Armuth bin ich ihr über', um mit Onkel Bräsig zu reden."

„Ja," — und hier ging ein grimmiges Lächeln über seine Züge, — „wenn ich wenigstens reich wäre! Wenn ich sagen könnte: ‚Ich weiß, Elly, daß ich Deiner in keiner Beziehung werth bin, aber sieh her: Mit allem, was ich bin und habe, will ich Dich vor den Kämpfen des Lebens schützen, damit Du stets bleiben kannst, wie Du bist und aller Herzen erfreust. Damit Deine Anmuth nicht vergehe und Du nach wie vor Gerechten und Ungerechten lächeln kannst, sollst Du die Abgründe der menschlichen Existenz nicht einmal ahnen.' Wenn ich so sprechen könnte!"

Da er es nicht konnte, würde er nie vergessen, welche Kluft zwischen ihnen lag. Nein, — nie! — Denn er war kein selbstsüchtiger Narr. Und so fuhr er ruhig fort, zu träumen.

Ehe er es aber recht merkte, nahm Elly täglich ein größeres Stück seines Herzens in Besitz und festen Gewahrsam.

* * *

Elly aber, im Duft der Frühlingstage, hatte auch nur eine Erinnerung, nur einen Gedanken, und das war ihr alter Freund, in dessen Gegenwart sie sich diesen ganzen langen Winter hindurch stets so glücklich gefühlt, und dessen Gegenwart dazu beigetragen hatte, all' die glänzenden Kerzen der Ballsäle noch glänzender, die fröhlichen Menschen noch fröhlicher erscheinen zu lassen.

Es war eigentlich ein merkwürdiges Resultat seiner Gesellschaft, denn gewöhnlich war Herr von Arnim still.

Nur zuweilen, wenn alle anderweitig beschäftigt gewesen und er mit ihr allein in irgend einem verborgenen Eckchen gesessen, hatten sich die Schleusen seiner Beredsamkeit geöffnet, hatte sich seine vorzügliche, so selten zu Tage tretende Unterhaltungsgabe so fesselnd Luft gemacht daß sie ihm immer unverwandt hätte zuhören mögen.

In solchen Augenblicken hatte sie den Wiederbeginn des Tanzes nur als eine unangenehme Unterbrechung empfunden.

Und wie in der weichen Frühjahrsluft beim Sange der Vögel ihre Sehnsucht nach dem Nachbar immer größer wurde und ihr bei der Erinnerung an einen Abend in den Wintergärten der Baronin Malachow Thränen in die Augen traten, als sie des warmen Blickes gedacht, mit dem Herr von Arnim ihr eine frisch gepflückte Rose überreicht hatte, da stieg in ihrem Herzen plötzlich die bange Frage auf: „O, Gott, ist es Liebe?" Und mit Entsetzen folgte dann die Erkenntniß: „Es mag Liebe sein, aber nur von Deiner Seite! Er liebt Dich sicher nicht! — Wie oft hat er gesagt, er denke nicht daran, sich zu verheirathen. Er hat als Freund mit Dir verkehrt. Fasse es ja nicht falsch auf und laß ihn nichts merken!"

Und bei solchen Gedanken wurde es dunkel in ihrem sonst so lichten Herzen. Sie legte ihre kleine Hand fest darauf und sagte mit lächelndem Munde aber trübem Blick: „Es kann nicht Liebe, — es muß Freundschaft sein!"

* * *

Der Sommer war wieder dahin

Es folgte auf ihn ein Winter, der den vorhergegangenen an heiteren Zusammenkünften noch übertraf.

Elly begrüßte ihn mit Entzücken, brachte er ihr doch ein häufigeres Wiedersehen mit Herrn von Arnim, den sie im Laufe des Sommers sehr vermißt hatte, da die seltenen Besuche, die er sich während der dringenden Arbeitszeit gestattete, ihr keinen hinreichenden Ersatz für die traulichen Plaudereien des Winters gewährt hatten.

Sie kam Herrn von Arnim nach der verhältnißmäßig langen Trennung in der Ueberzeugung, daß sich ihre Liebe in aufrichtige Freundschaft verwandelt habe, mit lebhafter Natürlichkeit entgegen.

Doch mischte sich in diese Natürlichkeit, ihr selbst unbewußt, ein solcher Grad von Wärme und bezaubernder Freundlichkeit, die mitunter von ebenso unbewußter kalter Zurückhaltung abgelöst wurde, daß Herr von Arnim sich eines Tages auf dem Gedanken ertappte: „Das ist nicht mehr Freundschaft, das ist Liebe, — allerdings von der Besitzerin noch unerkannt im Herzen glühend, aber nur eines Hauches, eines einzigen Wortes bedürftig, um in hellen Flammen aufzuschlagen."

Warum, warum, sollte er das bindende Wort nicht sprechen?

Der Kampf in seinem Herzen war ein verzweifelter.

Sein Einkommen schien ihm in diesem Augenblicke nicht mehr so klein. Und wenn es selbst klein war, hatte es nicht zu allen Zeiten Frauen gegeben, die eingewilligt hatten, in kleinere Verhältnisse herabzusteigen, um dem Geliebten zu gehören?

Elly's Seele war so edel, so groß: sie gab so wenig auf die äußeren Glücksgüter des Lebens, daß er vielleicht hoffen durfte.

Seine Gedanken malten sich in seinem ausdrucksvollen Gesicht, das mit einer Zärtlichkeit sondergleichen in das unschuldige Gesichtchen der ahnungslos vor ihm stehenden und harmlos mit ihm plaudernden jungen Dame blickte.

Durch sein Schweigen verwirrt, sah sie plötzlich zu ihm auf. Da traf ihr Blick den seltsam heißen, suchenden Ausdruck seiner dunkeln Augen.

Sie verstummte jäh.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Wie durch einen elektrischen Schlag fand das Blut seinen Weg zu ihrem Herzen.

Ihre Augen weiteten sich.

Die Lippen halb geöffnet, sah sie nur ihn, und erst leise, dann immer lauter rief es in ihr: „Du liebst ihn, Du liebst ihn, — und er auch Dich!"

Wie angezogen von dem unaussprechlich schönen Ausdruck, der ihre Augen durchleuchtete, neigte er sich vor, näher und näher, und so, Auge in Auge mit ihr, rang es sich leise von seinen Lippen: „Elly"!

Sie fühle, was kommen sollte und kommen mußte.

Sie senkte unruhig das Köpfchen, und statt in ihre hingebenden Augen, fiel Joachim von Arnim's Blick auf Herrn Rockland, der scheinbar mit einem Bekannten, welcher den beiden den Rücken zukehrte, plaudernd, mit eigenthümlich hartem und doch sorgenvollem Ausdruck zu dem jungen Paare hinübersah. Herr von Arnim stockte, — und: „Elly, wollen Sie morgen an dem Kirchen-Konzert in Herzwalde theilnehmen? Ich kann Ihnen Billete zur Verfügung stellen," vollendete er seine Frage mit klangloser Stimme.

Der schwere Kampf in seinem Herzen war vorüber.

„Er ist ein Ehrenmann," hatte Herr Rockland im vorigen Jahre von ihm gesagt, als ihn jemand vor etwaigen Bewerbungen des Vermögenslosen gewarnt hatte.

„Er ist ein Ehrenmann. Er wird Herz und Hand meines Kindes nicht ohne meine Zustimmung zu gewinnen trachten, da er weiß, daß er meiner Tochter in keiner Hinsicht etwas zu bieten hat."

Das hatte den Ausschlag gegeben!

„Morgen, — am Kirchen-Konzert — —? Nein, — ja, — ich weiß nicht," stammelte Elly die Blicke ihres Gegenübers vermeidend, wie mit Blut übergossen.

Es hatte bei seiner Anrede in ihrem Herzen gejauchzt und geklungen. Ein nie gekanntes Glücksgefühl hatte sie durchströmt, und mit Entzücken hatte sie empfunden: Das ist Liebe! Wahre, heilige, gegenseitige Liebe!

Die kalten Worte, die nun plötzlich auf den zärtlichen Anruf folgten, der veränderte Ton der Stimme, sein Zurücktreten, die ganze Zurückhaltung, die sich plötzlich unverkennbar in seinem Wesen ausprägte, machten das feinfühlige Weib, das soeben in dem harmlosen Kinde erwacht war, im höchsten Grade bestürzt: „Wie konntest Du ihn so falsch verstehen?" dachte sie.

„Er hat Deine Gedanken errathen und will durch doppelte Zurückhaltung zeigen, daß er nichts für Dich fühlt, als herzliche Freundschaft. Nun gilt es, ihm durch ruhiges, harmloses Betragen zu beweisen, daß seine Absicht gelungen ist, und vielleicht ihn ganz von seinem Argwohn zu heilen."

Und ob sie gleich am liebsten von seiner Seite geflohen wäre, wie ein geschecktes Reh, besaß sie doch genügende Selbstbeherrschung, um während des Liedes, das jetzt durch die Gemächer tönte, regungslos neben ihm zu verharren.

Als das Lied zu Ende war, stand sie auf, und sich mit leichtem Neigen ihres blonden Köpfchens von Herrn von Arnim verabschiedend, ging sie mit ihrem leichten, schwebenden Schritt in das Musikzimmer, um ihrer Jugendgespielin, die sich kürzlich in Berlin im Gesange vervollkommnet hatte, ein paar freundliche Worte zu sagen.

„Elly, bist Du blaß!" rief diese erschrocken, die Veränderung im Gesichte der Freundin bemerkend.

„Es war so ergreifend," sagte Elly leise und setzte sich müde in den herbeigeschobenen Sessel.

Herr von Arnim starrte der Entschwundenen düster nach.

* * *

„Was sagte Herr von Arnim zu Dir, Elly, wie Ihr heute vor Beginn des Gesanges in dem kleinen rothen Zimmer am Kamin standet," fragte Herr Rockland seine Tochter, als er mit ihr gemeinsam, wie er nach jeder Gesellschaft zu thun pflegte, eine Tasse Thee in ihrem Wohnzimmer trank.

Es war ein gemüthlicher Aufenthalt, dies lauschige Gemach, mit seinen satten Farbentönen, den wundervollen Blattpflanzen und Blumen, dem hellflackernden Kaminfeuer. Und diese Stunde, sei es nach geselligem Zusammensein mit fröhlichen Menschen, sei es nach anstrengender Tagesarbeit, war die Lieblingszeit für Vater und Tochter, in der sie sich stets so viel mitzutheilen hatten, daß ihnen selten der Unterhaltungsstoff ausging.

Heute herrschte im Gegensatze zu sonst ein drückendes Schweigen zwischen den beiden.

Elly hatte, blaß aussehend, dem Vater mechanisch den Thee eingeschenkt und ihm diesen ohne aufzublicken hingereicht. Sie hatte auf seine, der Erkundigung nach Herrn von Arnim vorangehenden Frage, ob ihr schlecht sei, so lakonisch mit „nein" geantwortet, daß er nun auf seine zweite Frage die unangenehmste Antwort, die ihm werden konnte, zu hören erwartete:

„Herr von Arnim?" sagte Elly, die Tasse Thee, die sie eben zum Munde führen wollte, mit leisem Klirren wieder auf den Tisch setzend, während eine dunkle Gluth in ihrem Gesichte aufstieg, die sofort wieder der vorherigen Blässe Platz machte: „O nichts, Papa, was des Erwähnens werth wäre! Er fragte, ob wir morgen am Kirchen-Konzert theilnehmen wollten, und bot uns Billette an."

Herr Rockland sah seine Tochter durchdringend an. War's möglich? Verschwendete dieser wunderliche Mann eine solche Zärtlichkeit in Blick und Haltung bei einer so gleichgültigen Frage? Er hätte darauf geschworen, daß dieser Ausdruck nur zu einer Liebeserklärung gehörte, und sollte sich nun getäuscht haben? Er, der weltersahrene Mann?!

Ein heftiges: „Elly, Du hintergehst mich!" wollte sich über seine Lippen drängen, doch hielt er es noch rechtzeitig zurück.

Nein, er wollte sein Kind nicht kränken, ohne einen Beweis zu haben! — Kannte er seine Tochter doch und wußte, daß sie nie die Unwahrheit sprach. — Aber wunderbar blieb es doch!

* * *

Die Gesellschaften nahmen ihren Fortgang.

Elly erlangte eine wunderbare Routine im Verbergen ihrer Gefühle.

Niemand, der sie mit Herrn von Arnim zusammen sah, hätte denken können, daß Elly ihn jemals anders, denn als guten Kameraden betrachtet habe, so vollständig harmlos heiter und freundschaftlich ging sie mit ihm um.

Doch war es augenscheinlich, daß dieser Winter, ganz im Gegensatz zu dem vorigem, Elly Rockland schlecht bekam.

Ihre Wangen waren blaß und schmal, und ihre Augen hatten häufig jenen matten, erloschenen Blick, der Menschen eigen zu sein pflegt, denen der Tod oder das Leben das Liebste entrissen hat. Herr Rockland war nicht der letzte, der diese Entdeckung machte. Er war im höchsten Grade betrübt, daß seiner Tochter nun doch so viel Kummer durch das häufige Zusammensein mit Herrn von Arnim bereitet wurde.

Nie hatte er früher an die Möglichkeit einer Neigung seines Töchterchens zu dem ernsten Manne gedacht; und doch! — wenn er um sich sah, um die junge Herrenwelt mit kritischem Blick zu betrachten, mußte er sich sagen, schönere Männer und reichere wären in Fülle da; aber nicht einer, von dem er nur annähernd so viel hielt, der einen so prächtigen Charakter, ein so goldenes Herz besaß, wie Arnim, und keiner, dem er unter anderen Verhältnissen so gern seines Kindes Glück anvertraut hätte.

In seinem Herzen wurde ein Kampf ausgefochten, der dem in Arnim's Herzen fast gleichkam.

Sollte er ein milder Vater sein, und sein Kind auf eigene Weise glücklich werden lassen?!

Er wußte, daß es nur eines freundlichen Entgegenkommens seinerseits bedurfte, um die Eiskruste von Arnim's Benehmen schmelzen zu machen.

Er hatte seit jenem Abend noch eifriger und schärfer beobachtet und wußte genau, wie es in dem Herzen des andern aussah.

In seiner Jugend, da gerade er der eifrige Anwalt aller armen Liebenden gewesen, hätte er sofort gewußt, was zu thun sei.

Wie viel widerstrebende Väter und ängstliche Mütter unter der Schar seiner Verwandten hatte er nicht zu gunsten seiner unglücklich liebenden Vettern, Cousinen und Geschwister zu bekehren gesucht und bekehrt!

Nun aber hatte er gesehen, daß die Ehen aus Liebe nicht immer die glücklichsten waren, hatte selbst den harten Druck der Sorge kennen gelernt, — kurz, aus dem idealen Jüngling, der gegenseitige Liebe als Hauptsache und Grundbedingung alles Lebens nahm, war ein Vater geworden, der es für höchst wünschenswerth hielt, sein Liebstes vor den Sorgen, die ihn streng gemacht hatten, zu schützen.

Und als der Winter mit seinem lustigen Treiben zu Ende war, hatte auch Herr Rockland seinen Entschluß gefaßt:

Er blieb der strenge Vater und Elly's Liebe mußte durch Veränderung ihrer Umgebung und andere Lebensweise ausgetilgt werden. —

Herr Rockland ging mit seiner Tochter auf Reisen.

* * *

Herr von Arnim saß Tag für Tag in seinem öden Hause und sann seinen entschwundenen Glücksträumen nach.

Er hatte hart um Entsagung gekämpft und ruhte nun mit einer Art befriedigten Stolzes auf seinen schwer errungenen Lorbeeren.

Nie aber kam ihm der Gedanke, er könne durch seinen Verzicht ohne Kampf mit den Verhältnissen an Elly ein Unrecht begangen haben, — sie könne ebenso heiß lieben, wie er sie, und, gleich ihm, verlangend die Hände nach ihrem Glück ausstrecken, das sie berechtigt sei, von ihm zu fordern, da sein Herz es längst für sie in Bereitschaft hielt.

Er widmete sich mit Feuereifer seiner Wirthschaft und zeigte für nichts außerdem mehr Interesse.

Da traf ihn im Herbst ganz unerwartet die Nachricht, daß Elly Rockland ihm nun für Zeit und Ewigkeit verloren sei.

Sie hatte auf der Reise ihrem Vater zu liebe und zugleich, um ihre Liebe, die sie für eine verschmähte und darum unberechtigte hielt, endgültig zu bekämpfen, einem reichen Offizier und entfernten Vetter, der sich schon einige Male um sie beworben, aber stets ihrer Jugend wegen von ihrem Vater vertröstet worden war, ihr Wort gegeben. —

Herr von Arnim fehlte später bei der Vermählungsfeier, die mit großer Pracht vor sich ging, nicht im Kreise der Nachbarn.

Stolz aufgerichtet stand er während der Trauung unter ihnen.

In wohlgesetzten Worten sprach er der Braut seine Glückwünsche aus, die diese mit voller Selbstbeherrschung aufnahm.

Er plauderte bei Tisch lebhaft mit seiner Nachbarin. Vor dem Tanz aber zog er sich schweigend zurück und fuhr heim.

Es war das letzte Fest, das er besuchte. — Fortan lebte er nur seiner Wirthschaft und seinen Büchern und galt bald für einen Sonderling, der für Theilnahme an heiteren Zerstreuungen nicht zu haben sei.

(Schluß folgt.)

Nachdruck verboten.

Unlogisch.

Novelle von A. M. Witte in Berlin.

(Schluß.)

Ich habe die Männer nicht verspottet," widersprach Astrid, „ich konnte sie nur nicht lieben."

„Weil Du Dir nicht nach einer Enttäuschung die Mühe gabst, zu erforschen, ob nicht ein anderer Deiner Liebe viel würdiger sei. Erna Theden glaubte ihre Klugheit durch ihr Handeln zu beweisen, Du — Deine Liebe; und es war Dir eine Art Genugthuung, Dir zu sagen: ‚So groß war meine Liebe, daß sie nicht vergessen kann'. — Echte Liebe aber ist ein Sonnenschein für alle, die zieht sich nicht in sich selbst zurück, die strahlt Freude und Wonne überallhin aus, — die hat Verständniß für andere, Astrid."

Er versuchte sie anzusehen, sie wich seinem Blicke aus. Ihre Seele fühlte plötzlich, was er meinte. Es wurde ihr manches klar, was sie vor seiner Abreise nicht verstanden hatte. Er war eine zurückhaltende Natur und würde vielleicht auch heute nicht gesprochen haben, wenn sie selbst ihm nicht zugeredet hätte, zu heirathen.

Wie konnte er so genau ihr Inneres kennen! Ja, es gab Tage, wo sie mit Schmerz empfand, daß sie zu keines Menschen Glück nöthig wäre, und sie wünschte dann, einen Lebensberuf zu haben, der sie Vergessenheit lehrte. Wenn es nun ihr Beruf sein sollte, ihrem Vetter die vereinsamte Häuslichkeit zu verschönern?

War es falsch, zu brechen mit dem, was sie einst so hochgehalten, — ihre Liebe einem Würdigeren zu schenken?

Unwillkürlich preßte sich ihre Hand auf ihr Herz, das wild und athembeklemmend schlug. Astrid erkannte sich selbst kaum. — Sollte es noch einmal zu ihr wiederkehren, das Glück, nach dem auch sie verlangte?

Ihre Blicke trafen das Meer. Der Wirbelwind war vorübergebraust; die schweren, schwarzen Wolken waren gebrochen; ein vielfarbiger, hell leuchtender Bogen spannte sich dahin über die weite Meeresfläche und spiegelte sich glänzend wieder. Purpurner und goldner Glanz strahlte über dem düsteren Gewölk.

„Sieh dorthin!" unterbrach Baron Elimar, der ihrem Blicke gefolgt, das Schweigen. „Wie die Stürme des Meeres sich legen und Sonnenschein den dunklen Wolken folgt, so wechselt Leid und Glück im Menschenleben. Doch warum sage ich Dir dies alles," fuhr er in dem alten spöttischen Tone fort, „mit Vorurtheilen kämpfen, ist ein Streit mit Windmühlen-Flügeln."

„Als ob Du frei von Vorurtheilen wärest, Elimar." Astrid hatte die alte Schlagfertigkeit wieder gewonnen. „Du verspottest und verlachst die Menschen, ein Zeichen, daß Du Dir nicht die Mühe giebst, sie kennen zu lernen; denn es giebt noch Edelmuth auf Erden."

„Das aber einzugestehen, Astrid, wäre Deiner Meinung nach — unlogisch."

Sie sah ihn erstaunt an; er erwiderte spöttisch lächelnd diesen Blick.

„Ja, unlogisch," wiederholte er, „ebenso unlogisch, wie Du Erna Theden's Handlungsweise findest, daß sie einsah, mokuant und unüberlegt gehandelt zu haben und lieber jetzt kühn das Spottlächeln der Menge erträgt, als daß sie ihr Lebensglück an dem eigensinnigen Festhalten einer falschen Meinung scheitern läßt; ebenso unlogisch, wie Du handeln würdest, wenn Du einen Mann glücklich machtest, dessen Liebe Dich vergangenes Leid vergessen lehrte." — Er seufzte tief auf und fuhr dann fort, da sie schwieg: „Und da Du es vorziehst, lieber unglücklich, als unlogisch zu sein, lieber andere mit unglücklich machst . . . ."

Astrid wußte nicht, wie ihr geschah. Es war eine plötzliche Klarheit über sie gekommen. — Ja, Elimar hatte nicht so unrecht, — sie war, trotz der Erinnerung an ein kurzes, reiches Glück, nicht glücklich. Hier stand ein Mann, dessen Häuslichkeit öde und verlassen war, den sie an die Heimat fesseln, dessen Leben sie reich und glücklich gestalten konnte. — Sie sehnte sich so oft nach Thätigkeit und Pflichten, hier winkten ihr diese. Warum sollte sie ihr Herz verschließen, wo er, dem es gehört, es achtlos bei Seite geworfen hatte! — Warum sollte sie nicht, wenn auch nicht glücklich sein, doch glücklich machen?

„Dir gewährt es volle Befriedigung, immer logisch gehandelt zu haben," sagte er endlich und bemühte sich vergebens, die Bitterkeit zu unterdrücken, die aus seinen Worten klang, „das macht vielleicht Dein Glück aus, und das zu zerstören habe ich kein Recht. Ich gehe, wieder um eine Enttäuschung reicher und eine Hoffnung ärmer, denn als ich Dich sah, da fühlte ich plötzlich, wo für mich der Inbegriff des Glückes sei; — — aber mir ist es nicht beschieden. Ein eignes Geschick trennt uns, denn ich gehe wieder fort ins Weite. Laß uns hier ohne Zeugen Abschied von einander nehmen." Er war stehen geblieben und schaute sie ernst an. Seine Stimme zitterte leicht.

Astrid's Hände sanken matt herab. Sie fühlte, daß sie nicht den Muth besaß, ihm Lebewohl zu sagen, ohne ihre Schwäche zu verrathen. Sie fühlte, daß sie trotz allem — nur ein Weib war, und daß ein eigner Zauber in dem Gedanken lag, von diesem Mann geliebt zu werden. Sie hatte stets Sympathien für ihren Vetter besessen, — wo es möglich, daß daraus ein zweites, spätes Glück für sie erblühen könne? Kann man zwei Wesen sein Herz geben?

Hatte der Wind, der die Meeresfluth bewegte, auch ihr Leid fortgescheucht, so daß sie geträumt zu haben glaubte?

„Du könntest mir wenigstens zum Abschied die Hand reichen, wie — einem Vetter." Er stand dicht neben ihr, noch immer regte sich Astrid nicht.

„Wie Du denn willst," sagte er nach einer Pause, „Du hast es selbst erfahren, was es heißt, von jemand verlassen zu sein, den man namenlos liebt, und doch hast Du kein Mitleid mit mir."

Er machte eine Verbeugung und ging. Sie blieb allein, — allein mit ihren Gedanken. Ja, sie wußte, was sie gelitten, und wie sie so oft nach einem Herzen sich gesehnt, dem sie alles sein wollte; und doch hatte sie ihn gehen lassen.

Elimar blickte noch einmal zurück, um sich die Gestalt der Geliebten zum letzten Male einzuprägen; da sah er, wie sie das Gesicht in beide Hände barg und bitterlich weinte.

„Astrid," rief er und stürzte auf sie zu, „Du weinst! Hast Du endlich Dein Herz verstanden?"

Er hielt sie fest in seinen Armen, er küßte sie auf die weiße Stirn. Er verlangte nach keinem Worte, denn er fühlte, daß ihre Hand die seine fest und innig hielt, und daß sie vertrauensvoll ihr Haupt an seine Brust lehnte. — Ihr armes, betrogenes Herz war versöhnt und konnte das Reich der Liebe von neuem aufrichten. — —

„Wo bleibst Du, Astrid, mein Kind? Ich ängstigte mich." Sie waren beide aus einander gefahren, als Tante Adelmas Stimme sie in die Wirklichkeit zurückrief.

„Tante, Du willst die Postsachen, nicht wahr?" stotterte Astrid verwirrt.

„Es dauerte doch etwas gar so lange," entschuldigte sich die Tante, welche Astrids Verlegenheit falsch deutete; — dann öffnete sie den Brief und überflog den Inhalt.

„Das ist eine frohe Nachricht für mich, Astrid, meine Stiftsfielle! Aber, was wird aus Dir?"

„Sie hat bei mir eine Heimat gefunden," sagte Elimar und zog liebkosend die zarte Gestalt Astrids an sich.

Tante Adelma schüttelte halb zweifelnd, halb mißmuthig den Kopf. Sie hatte die Nichte zwar bemitleidet, die treue Liebe aber so romantisch gefunden, daß auch auf ihren Zügen sich deutlich wiederspiegelte: „Wie unlogisch!"

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Aus dem Leserkreise

Nachdruck auch im einzelnen untersagt. — Die Seitenzahlen hinter den Schlagworten der Antworten weisen auf die bezüglichen Fragen hin.

Kindererziehung.

Korbbettchen mit Bambusgestell.

Korbbettchen mit Bambusgestell. — Lange habe ich überlegt, ob ich meiner Tochter die schöngeschnitzte eichene Wiege aus „alter guter Zeit" für das erste Enkelkindchen herrichten oder eines jener neumodischen spitzenbehängten Dinger besorgen sollte, von denen man nicht recht weiß, was sie im Kinderzimmer sollen, wo doch vor allem „hygienisch und praktisch" die beiden Losungsworte sein müssen. Schließlich entschied ich mich für das Mittelding, eine Art Korbbettchen, das auf einem quadratischen Untersatz aus gekreuzten, an ihren Enden nickelbeschlagenen Bambusstäben ruht; den Wiegenkorb aus japanischem Rohrgeflecht, mit Handgriffen an beiden Seiten, bezog ich innen, ebenso wie das viertheilige Halbverdeck außen, mit lachsfarbener indischer Seide. Schmale Stoffrüschen markiren die Bügel des Verdecks, ein mit crèmefarbener schmaler Spitze besetzter Volant umgiebt den Korbrand, lachsfarbene Bandschleifen bilden den Ausputz und dienen zugleich zum Zurückbinden der seidenen Gardinen. Die Decke arbeitete ich aus weißem Tuch, die Blumen in lachsfarbener, die Blätter in olivgrüner Seide gestickt. Lachsfarbene indische Seide bildet das Futter. Wenn dann das Ganze unter den Lichterbaum gestanden hat, so fliegt das Weihnachtsengelchen hoffentlich bald hinein! Eine Großmutter.

Fürs Haus.

Eine süße Liebhaberkunst. — Im Besitze des so betitelten Büchleins von Emma Miller, und erfreut über die vielseitigen, darin gegebenen Anleitungen, möchte ich gerade für die Festzeit meine Mitleserinnen ganz besonders auf die kleine Schrift aufmerksam machen. Das Werkchen bietet Gelegenheit, Süßigkeiten aller Art, Bonbons, Pralinées, Fondants, ja sogar ein allerliebstes Lebkuchenhäuschen, verschiedene Liqueure und noch vieles andere selbst auf die einfachste Art herzustellen, sowohl zum eigenen Gebrauch, als für kleine Geschenke und Aufmerksamkeiten. Für letzteren Zweck giebt die Verfasserin auch einige Anregungen zur Herstellung hübscher Attrappen. Ganz abgesehen davon, daß eine solche, von eigener Hand hergestellte Gabe immer besonders geschätzt wird, kommt dieselbe auch bei weitem billiger als im Handel. Es ist alles so genau und ausführlich beschrieben, daß selbst ganz junge Damen mit etwas Fleiß und Geschicklichkeit zum Weihnachtsfest reizende, köstlich schmeckende Dinge für Puppenküche und Kaufladen, wie für die „bunten Schüsseln" verfertigen können. Das Büchlein ist im Selbstverlag der Verfasserin in Wiesensteig (Württemberg) erschienen. Frau Olga.

Neue Küchenmöbel. — Nicht nur unsere Wohnräume, sondern auch die Wirthschaftsgelasse erhalten heutzutage oft eine fast künstlerische Ausstattung. Da giebt es für die Küche büffetartige Renaissance-Schränke mit Säulenverzierung und Butzenscheiben, mit Griffen und Beschlägen aus mattem Nickel oder Cuivre poli. Anrichtetisch, Scheuerschrank und consolenartige Küchenrahmen genügen allen Ansprüchen an praktische Bequemlichkeit. Besonders leicht und gefällig wirken jedoch die allerneuesten Küchenmöbel mit emaillirten Metall-Einlagen, deren größter Vorzug in ihrer Haltbarkeit besteht. Die starken, emaillirten Eisenplatten sind als Thür- und Kastenfüllungen der Schränke, sowie als Leisten an den Seiten eingelassen und ermöglichen die denkbar größte Sauberhaltung. — Unter dem Porzellan machen den altbeliebten blauen Zwiebel- die originellen Delfter-Muster starke Concurrenz. A. H.

Wasserkrug und Bierkanne aus Zinn. — Als Zier- und Gebrauchsgefäße zugleich bieten sich Krüge und Kannen aus Zinn, nach der Firma, die das gediegene, in seinem matten Glanz so vornehme Material wieder in Aufnahme gebracht, „Kayser-Zinn" genannt. Dasselbe erscheint an dem 18 cm hohen Wasserkrug für Hals und Griff polirt, für den Bauch geschlagen mit ausdrucksvoller Wappen-Verzierung. 27 cm hoch ist die Bierkanne, an welcher geschlagene und polirte Carreaux-Flächen regelmäßig wechseln. Da die Geräthe, — außer den Krügen sind auch Teller, Schalen, Vasen u. s. w. vorhanden, — durch Form und Ausführung den Werth von Kunstgegenständen haben, ist der Preis dementsprechend: 26 M. für den Krug und 16 M. für die Kanne. A. Gr.

Wein-Service. — Auf einem runden Alfenide-Tablet von 29 cm Durchmesser werden je zwei der geschliffenen, am oberen Rande mit einem silbernen Reifen eingefaßten Henkelgläser von einer zierlich aufsteigenden Metallranke gehalten. Die Gläser sind 10 cm hoch; an der schlanken, 34 cm hohen Krystall-Flasche bewirkt ein kleiner Mechanismus Selbstschluß. G. A.

Wasserkrug aus Zinn.

Bierkanne aus Zinn.

Wein-Service.

Zimmereinrichtung.

Schlafzimmer-Ausstattung. — Schon lange war es mein Wunsch, mir mein Schlafzimmer recht zierlich auszustatten, — nur daß mir Kattun nicht stilvoll genug, Seide zu theuer war. Endlich bot sich in dem bedruckten indischen Musselin, dem schmiegsamen, in so schönen Mustern lockenden Gewebe, das Richtige! Fenster, Toiletten-Tisch, Puffs, alles wurde damit behängt, bekleidet und garnirt, und der Effect ist ganz so luftig und freundlich, wie man ihn sich für den Schlaf- und Toiletten-Raum wünscht. Zuletzt krönte ich mein Werk mit einem Bänder- und einem Handschuhkasten und der bequemen Wandtasche, die die Französinnen sehr bezeichnend „vide-poche" nennen. Für diese schneidet man einen 70 cm langen, 35 cm breiten Stoffstreifen an einem Ende dreieckig (für die Klappe), füttert ihn über leichter Wattirung mit einfarbigem Musselin und verbindet die Längsseiten soweit, daß nur die Klappe überfällt, worauf die Tasche selbst mit einfarbigem Volant, die Klappe nur mit Schnur umrandet wird. Atlasbänder zum Aufhängen. Der 22 zu 33 cm große Toiletten-Kasten ist, über einer Grundform aus Pappe, in ähnlicher Weise mit Volants und Schleifen ausgestattet, der Handschuhkasten dagegen ganz glatt bezogen. Erna P.

Wandtasche zur Schlafzimmer-Ausstattung.

Toiletten-Kasten zur Schlafzimmer-Ausstattung.

Handschuhkasten zur Schlafzimmer-Ausstattung.

Allgemeines.

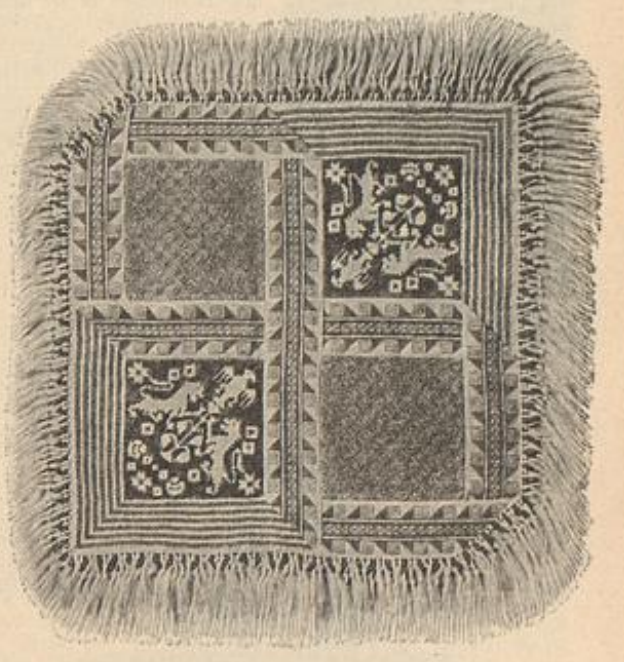
Puppen-Spielplatz. — Die vielen reizenden Spielsächelchen allerkleinsten Formats, die mit jedem neuen Weihnachtsfest in getreuer Nachbildung moderner Gebrauchs- und Sport-Gegenstände erscheinen, verlocken dazu, aus diesen niedlichen Einzelheiten ein zierlich geordnetes Ganzes zusammenzustellen. So läßt sich auf einen 50 cm großen Kistendeckel mit Hülfe von Moos, kleinen Kieseln, einigen Tannen- und Immergrün-Zweigen ein Spiel- und Sportplatz für kleine Püppchen anlegen. Die Mitte desselben bildet ein kleiner Sandhaufen, auf dem die Püppchen in zierlichen irdenen Schüsseln und Töpfen Kuchen backen, mit Spaten, Karre und Rechen hantiren. Ein Gießkännchen neben dem buntlackirten Blechbrunnen, der wirkliches Wasser giebt, darf natürlich nicht fehlen zum Begießen der mit Muscheln umrandeten Strohblumen-Beete. Das zweiräderige Sport-Wägelchen mit zwei Babys darin und einem Bübchen, an rother Leine davorgespannt,

Alpenstock und Rucksack als Schreibtisch-Geräthe.

bildet eine besondere Gruppe, während zwei übermüthige Wildfänge von Puppenjungen sich auf einer Wippe belustigen, einem beweglichen Brettchen, das in seiner Mitte leicht auf einem kleinen Holzklotz befestigt ist. Zur Herstellung einer Schaukel sind zwei dünne Stäbe erforderlich, die, auf Garnrollen gesteckt, beide oben durch einen Querstab verbunden werden; zwei an diesem befestigte Schnüre tragen ein kleines Sitzbrett. Für die größeren Puppen ist ein kleines Lawntennis-Spiel herzurichten mit einem länglichen, zwischen zwei Klammern aufgespannten Netz, einigen aus Draht gebogenen und mit Tüll bespannten Rackets und verschiedenen Bällen aus gefärbten oder bunt überhäkelten Erbsen. Ein Zelt von grauer Leinwand darf zum Schutz für die zarten Puppenkinder ebenso wenig fehlen, wie einige kleine Ruhesitze, Tische und eine zwischen zwei Bäumen befestigte Hängematte. — In ähnlicher Weise lassen sich aus Puppen-Spielzeug andere Gruppen zusammenstellen, wobei der mütterlichen Phantasie der weiteste Spielraum bleibt und zugleich die Möglichkeit geboten wird, auf besondere Liebhabereien der Kinder Rücksicht zu nehmen. A. H.

Alpenstock und Rucksack als Schreibtisch-Geräthe sind für einen passionirten Bergsteiger ein gewiß willkommener Weihnachtsscherz. An dem mit Edelweiß und Alpenrosen geschmückten Miniatur-Bergstock läßt sich die eiserne Spitze umgekehrt einstecken, wodurch er sich in einen Federhalter verwandelt. Federn und Tintenwischer nimmt der treulich copirte kleine Rucksack auf. A. G.

Deckchen mit Leinenstickerei. — Ohne die 9 cm langen Franzen mißt der Fond aus kräftigem Leinen, an zwei gegenüberliegenden Ecken in 9 cm Breite abgestumpft, 39 cm im Quadrat. Darauf erscheint eine $5^1/_2$ cm breite Borte aus feinem Java-Canevas, in Form einer eckigen 8 geordnet und an beiden Längsrändern, sowie längs der Bruchkanten fest gesteppt. Zwei der so gewonnenen Leinen-Quadrate zeigen zwei stehende Löwen, einen Adler und verschiedene Bäumchenfiguren, alles durch Kreuzstich-Füllung aus dem Leinengrund ausgespart. Sechs dreifache Kreuzstich-Reihen schließen diese Quadrate an ihren beiden äußern Seiten ab. In den beiden anderen Vierecken ist durch einfache schräge Stiche, die sich stets zu einem Quadrat verbinden, dasselbe hübsche Muster zu einem Plein zusammengefügt, das sich auf den Java-Borten zu beiden Seiten eines Kreuzstich-Börtchens in einzelnen Figuren wiederholt; der erforderlichen Gleichmäßigkeit halber wurde über Canevas-Auflage gearbeitet. Selbstverständlich kann auch die Java-Borte, da sie in den Ecken umgeschlagen ist, erst nach dem Aufsteppen bestickt werden. Den Außenrand sichern Languetten, über die die eingeschlungenen Franzen fallen. An meiner Decke ist der Kreuzstich mit blauer Baumwolle, der lange Stich mit blauem Leinengarn ausgeführt. E. F.



Deckchen mit Leinenstickerei.

Eine **Sicherheits-Flicknadel**, mit deren Hülfe man einen Riß so zusammenstecken kann, daß derselbe wie zugenäht aussieht, ist neuerdings einem Herrn Adalbert Richau in Königsberg i. Pr. patentirt worden. Der einfache, sichere Verschluß verhindert ein Herausfallen der Nadel, die unter dem Kleid, also nicht sichtbar, getragen wird; ebenso ist ein Ritzen oder Verletzen der Haut ausgeschlossen. Selbstverständlich will diese neue Erfindung nicht mit der fleißigen Hand der sorgsamen Hausfrau in Wettbewerb treten; aber die Nadel kann zur augenblicklichen Aushülfe auf Ausflügen, Berg-Touren, Reisen sehr gute Dienste thun und einen Riß im Kleide, den man sich unterwegs zugezogen hat, geschickt verbergen, bis Faden und Nähnadel den Schaden gründlich bessern können. A. O.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Allerlei für den Weihnachtstisch.

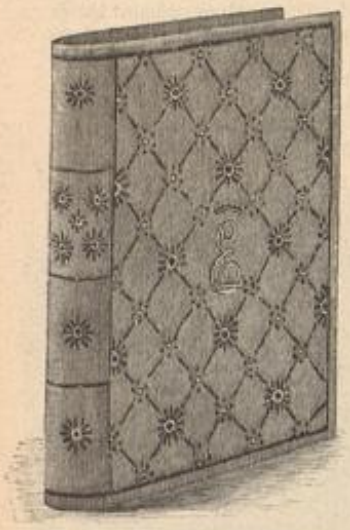
Nachdem wir in erster Reihe unserer Kleinen gedacht, die noch der Hülfe bei ihren Arbeiten bedürfen, und dann der Schaffensfreudigkeit der Knaben eine Anzahl hübscher praktischer Vorlagen geboten haben, wenden wir uns heute an diejenigen Leserinnen, die neben der Stecknadel auch Pinsel und Brennstift führen,

Scheren-Etui. Farbige Brandmalerei auf Waschleder.

Nadelbuch. Brandmalerei auf Leder.

oder gern zum Schnitzmesser greifen. Da sind zunächst zwei zierliche Kleinigkeiten für den Nähtisch, Scheren-Etui und Nadelbuch, beide aus Leder mit Brandmalerei geschmückt. Das erstere erfordert zwei Theile aus schwedischem gelben Waschleder, wovon dem untenliegenden eine Klappe angeschnitten wird. Bis zum Ansatz derselben messen beide Theile je 11 cm Länge zu 7 cm oberer und 3 cm unterer Breite; die Klappe ist $3^1/_2$ cm breit und an den schrägen Rändern $4^1/_2$ cm lang. Ueber Vorder- und Rückseite breiten sich bunt ausgemalte Blumenzweige, deren Contouren der Brennstift vorschreibt. Nach vollendeter Malerei werden die Ledertheile auf einander gesteppt und die Ränder in feine Zäckchen ausgeschlagen. — Aus naturfarbenem Kalb- oder Schafleder zu schneiden, verlangt die Blattform des Nadelbuches nur wenige Striche mit dem Brennstift, um die Adern zu markiren und ein Marienkäferchen auf die Fläche zu zaubern. Zwischen den beiden Lederblättern, deren größte Ausdehnung 9 cm beträgt, liegen in gleicher Form geschnittene Flanellblätter, ein durch sämmtliche Theile geleitetes schmales Seidenbändchen verbindet sie in einfachster Weise und bildet ein zierliches Schleifchen. — Als Lampenuntersetzer, Brodteller oder Tablets in verschiedener Größe bieten sich flache, runde Holzplatten, — unsere Vorlage hat 25 cm Durchmesser, — die zunächst mit Nußbaum- oder Ebenholzbeize gefärbt werden. Hierauf hat man das kleine Randmuster correct aufzuzeichnen und die Linien mit dem Zierbohrer so sauber als möglich auszuheben, sodaß es weiß auf dunklem Grunde liegt, wie dies auch aus dem naturgroßen Mustertheil hervorgeht. Ebenfalls für das Eßzimmer bestimmt ist der sogenannte „Tantalus", ein Wein- oder Liqueur-Behälter, dessen Verschluß-Vorrichtung den Inhalt der Flaschen vor unberufenen Gästen schützt. Eine Freundin unseres Blattes hat auf die Holzflächen des Ständers mit kunstgeübter Hand ein Stillleben gemalt, das zur Nachahmung anspornen soll. Sprüche, zierliche Ranken oder andere Ornamente können die Seitenflächen bedecken. Wer sich nicht an die Oelmalerei wagt, der nehme auch hier die Zuflucht zum Brennstift, für den sich mancherlei Vorlagen in unseren Blättern finden. — Dieser allzeit Hülfreiche erbietet sich auch zur Ausschmückung des einfachen Spankorbes, der im Haushalt

Ritzarbeit zum Lampenuntersetzer.



Notizbuch. Brandmalerei auf Leder oder Lederpappe.

Spankörbchen mit farbiger Brandmalerei.

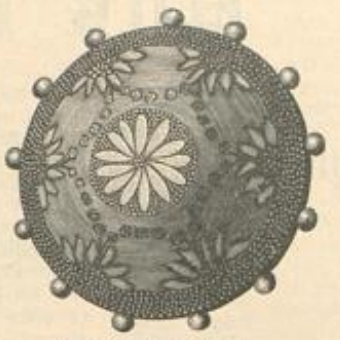
schier unentbehrlich ist, — im kleinsten Format nimmt er die Schlüssel auf, im größten dagegen füllt er sich mit Wäschestücken, die der ausbessernden Hand harren. Hier ist es ein Schlüsselkörbchen, außer mit dem braungebrannten Rande noch mit Stiefmütterchen in bunten Farben verziert, deren lila Tönen auch das um den Henkel gewundene Atlasband entspricht. Dem einer jungen Frau zugedachten Wirthschaftskörbchen gesellt sich naturgemäß ein Notizbuch; wir stellen den Deckel aus Waschleder her, — auch Handschuhreste sind ein gutes Material — ziehen mit dem Brennstift Carreaux-Linien, die am Treffpunkt von großen und kleinen Sternen unterbrochen werden, und verschönern das Ganze durch Goldbronze für einzelne Punkte und Kreise; auch die Farbe darf mit hinzugenommen werden. Es sei auch daran erinnert, daß man anstatt des Leders die bekannte Lederpappe verwenden kann; die beiden Deckelplatten sind dann außen durch einen Streifen Leder, innen durch Leinwand zu verbinden. — Die unscheinbare Schachtel aus Span, wie man sie zum Einpacken von Spielzeug in allen wünschenswerthen Größen findet, wird, mit Hülfe des Brennstiftes, eine begehrenswerthe

Lampenuntersetzer. Ritzarbeit auf Holz. Siehe das Muster naturgroß.

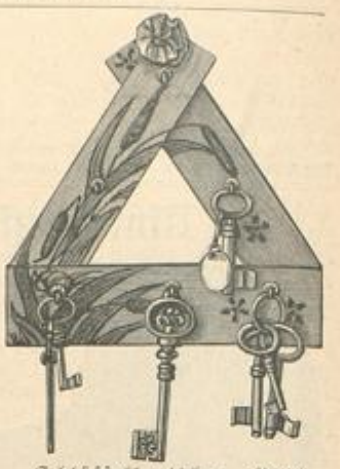
Wein- oder Liqueur-Behälter „Tantalus". Malerei auf Holz. Siehe den Behälter geöffnet.

kleine Gabe, zumal wenn den Inhalt an Süßigkeiten noch ein zierliches Schmuckstück oder derartiges begleitet. Unser Modell trägt den Namen der künftigen Besitzerin, umgeben von Blüthen und Ranken, die sich auf dem Rande des Deckels wiederholen. — Eine sehr hübsche Idee ist es, die Rosetten der Gardinen-Halter künstlerisch auszustatten. Stab und Rosette sind braun gebeizt; der grün gemalte Rand der letzteren zeigt aufgeleimte Erbsen, die man zuvor vergoldet. Die Punkte brennt der Stift tief ein; er zieht auch die Contouren der Blumen, die roth, blau und gelb gemalt werden, und narbt den Blüthenkelch. — Den hübschen Gegenständen, die sich aus Cigarrenkisten-Holz mit wenig Mühe herstellen lassen, gesellt sich die kleine Spruchtasche, der Großmama gern über ihrem Bett einen Platz gönnt, und das Schlüsselbrettchen, dem sogar der Hausherr die Aufnahme in sein Zimmer nicht verweigert. Für die Spruchtasche werden zwei Brettchen von je 13 cm Breite zu $10^1/_2$ cm Höhe mit dem Brennstift verziert; die eine Platte zeigt 1 cm breite Streifen, welche rahmenartig die griechischen Buchstaben umgeben, die zuletzt mit Goldbronze auszumalen sind; auf die andere Platte brennt man ein Carreaux-Muster in feinen Linien. Schmalste rothe Bändchen, durch vorgebohrte Löcher in den Rändern der beiden Platten geleitet, verbinden

Spanschachtel mit farbiger Malerei.



Gardinen-Halter. Ausgemalter Holzbrand.



Schlüsselbrettchen. Brandmalerei auf Cigarrenkisten-Holz.

Spruchtasche. Brandmalerei auf Cigarrenkisten-Holz.

diese an drei Seiten und bilden auch die Oese zum Anhängen; farbige Seiden-Pompons an den Ecken. Die Tasche nimmt kleine Kärtchen mit Bibelsprüchen für die tägliche Losung auf. — Zwei Brettchen von je 20 cm Länge zu $4^1/_2$ cm Breite sind für den Schlüsselhalter einem dritten Brettchen von 22 cm Länge zu $5^1/_2$ cm Breite in ersichtlicher Weise aufzuleimen, worauf man, ohne Rücksicht auf die Abstufung der Holztheile, das Schilfkolben-Motiv aufzeichnet. Contouren und Adern sind zunächst zu brennen, die Kolben hat man leicht zu narben, dann diese mit brauner, die Blätter mit grüner Aquarell-Farbe zu bemalen und das Ganze mit Firniß zu bestreichen; schließlich werden die kleinen Messinghäkchen eingeschraubt. — Zum Schluß mag mit dem praktischen Kammtuch auch die Nadel zu ihrem Recht gelangen. Ein abgepaßtes, 41 cm großes Deckchen mit farbig gewebtem, fast 5 cm breitem Rande und Fond aus weißem Kreppleinen erscheint mit feinem blauen Garn gestickt, wie es die ausgebreitete kleine Ansicht zeigt. Alle Stielstich-Contouren sind dunkel gehalten, alle Füllstiche markiren sich hell. Als Abschluß erhält das Deckchen eine blau-weiße, 2 cm breite Spitze, in Häkel-, Strick- oder Klöppelarbeit, als Futter weißen Satin. Während des Frisirens findet alles an Nadeln ꝛc. dazu Nöthige auf dem Deckchen Platz, — tagsüber verbergen sich Kamm und Bürste darunter, — jeden Augenblick zum Gebrauch zur Hand.

E. F.

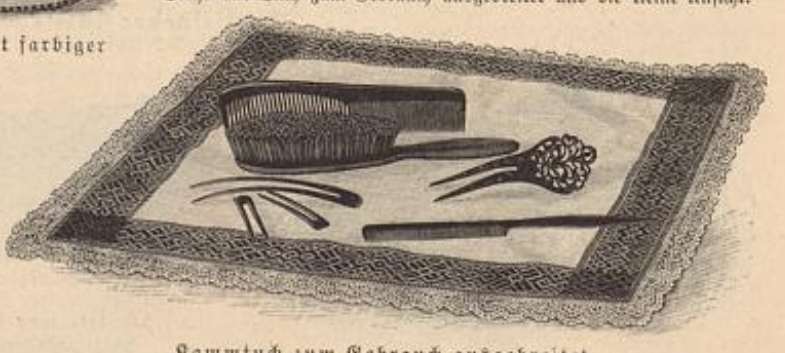
Weinbehälter „Tantalus", geöffnet.

Bezugsquellen: Scheren-Etuis: Geschw. Rehm, W, Leipzigerstr. 129. — Gardinen-Halter: Fräul. E. Foß, W, Bülowstr. 104. — Wein- oder Liqueur-Behälter: Fräul. L. d'Heureuse, W, Lützowstr. 84. — Lampenuntersetzer, Frau C. Roth, W, Lützowstr. 84 a. — Kammtücher: L. Siegel, Ulm a. D. — Wiege, J. C. F. Schwartze, W, Leipzigerstr. 112. — Kanne ꝛc.: E. Kayser, W, Leipzigerstr. 124. — Stofffachen: H. Beermann, W, Friedrichstr. 193 a. — Küchenmöbel: Emil Neustadt, W, Leipzigerstr. 101/102. — Bergsex: L. Schreibmayr, München, Theatinerstr. 10.

Commissionen nach Abbildungen „Aus dem Leserkreise" übernimmt Frau A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Kammtuch mit Leinenstickerei. Siehe die beiden anderen Darstellungen.

Kammtuch mit Leinenstickerei. Siehe das Tuch zum Gebrauch ausgebreitet und die kleine Ansicht.



Kammtuch zum Gebrauch ausgebreitet. Siehe das Tuch zusammengelegt.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: J. Wilda, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck Hesse & Becker, Leipzig

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Unterhaltungs-Beilage

15. December 1895. — XXII. Jahrgang, Heft 24.

Nachdruck verboten.

Wie es kam.

Von A. D. Olbry in Piorkowo.

(Schluß.)

Jahre sind in das Meer der Vergessenheit gesunken.

Herrn von Arnim's Einkommen hat sich in wunderbarer Weise gesteigert. Aus dem wenig bemittelten Anfänger ist einer der wohlhabendsten Leute des Kreises geworden.

Er erzieht sich den Sohn einer Schwester zum muthmaßlichen Erben und möchte sich einreden, daß sein Leben ein vollkommen glückliches sei, und daß ihm zu seiner Befriedigung nichts fehle.

Sein Neffe ist Offizier geworden und verleitet ihn mit vielen Bitten, wieder einmal den Versuch zu machen, unter Menschen zu leben, und zwar in Berlin.

Er läßt sich von der übermüthigen Jugend ins Schlepptau nehmen und folgt einer Einladung zum Casino-Ball des Regiments, wo er sich bei der Vorstellung ganz unerwartet Frau von Bürow gegenüber sieht.

Täuscht ihn der Schein, oder ist das blasse Gesicht vor ihm noch eine Schattirung bleicher geworden?

Es ist nur ein Augenblick. Dann steht sie in ihrer mattblauen Seidenrobe, gegen die sich das blonde Haar wundervoll abhebt, am Arme eines höheren Offiziers vor ihm und ihre Stimme sagt mit freundlichen Klang zu ihrem Begleiter: „Dies, lieber Hans, ist ein alter Freund unserer Gegend und unseres Hauses. Möchtest Du Dich seiner nicht besonders annehmen?

Und Herr von Bürow nimmt sich des Freundes seiner Frau mit großer Herzlichkeit an. Sie fahren und reiten, sie jagen und frühstücken zusammen. Herr von Bürow bringt seinen neuen Kameraden, der ihm ausnehmend gefällt, häufig zum Diner nach Hause.

Kurz, Herr von Arnim lebt hauptsächlich mit den Bürow's. Er sieht sie geistig wie körperlich, in Gesellschafts- sowie in Haus-Toilette. Er sieht Elly als Herrin des Hauses mit, wie ihm scheinen will, unnachahmlicher Grazie die Honneurs des Hauses machen; er sieht sie als Gattin und glückliche Mutter, und doch dünkt es ihm zuweilen, als liege ein leichter Druck auf ihrem Leben. Von früher her gewohnt, nach ihren Wünschen zu fragen und kleine Unannehmlichkeiten für sie aus dem Wege zu räumen, steigt unwillkürlich der lebhafte Wunsch in ihm auf, sie möge sich ihm gegenüber aussprechen, damit er ihr helfen könne.

* * *

Sie sitzen zusammen in Elly's traulichem Heim.

Es ist Abenddämmerung. — Das Feuer im Kamin flackert zuweilen hell auf, um dann, in sich verlöschend, Dunkelheit eintreten zu lassen.

Herr von Bürow ist noch im Dienst; die Kinder spielen in ihrem Zimmer, aus welchem ab und zu ein helles Lachen herüberschallt.

Frau von Bürow erzählt ihrem Freunde von den Beschäftigungen, mit denen sie die müßigen Stunden ihres Lebens ausfüllt, und hält zuweilen, wie ermüdet, inne.

„Gnädige Frau," sagt er plötzlich, „was Sie da reden, ist gut für einen Fremden, aber hätte ich, als alter bewährter Freund, nicht etwas mehr Vertrauen verdient?

Wollen Sie mir nicht mittheilen, was die leichten Seufzer bedeuten, die von Zeit zu Zeit, Ihnen halb unbewußt, Ihren Lippen entfliehen?"

Sie sieht ihn nachdenklich an.

„Es ist nichts, was sich in Worte fassen ließe, und läßt sich doch auch nicht leugnen. Sie sehen mein Leben ja selbst. Es geht mir unverdient wohl, denn ich trage eigentlich wenig dazu bei, meine Umgebung froh zu machen. Mein Mann und meine Kinder aber sind gut und lassen es mich nicht entgelten.

Wissen Sie, Herr von Arnim, ich glaube, es ist die Stadt, die auf mir lastet. Dies unruhige glänzende Leben, dies fortwährende Repräsentiren, dies fortwährende Hergeben meines Mannes, meiner Zeit, meiner Person an die Gesellschaft, ohne Zweck und Ziel, ist mir unangenehm. Ich wünschte, wir hätten ein kleines Gütchen mit hübschem Garten, einen Hof mit selbstgezogenen, edeln Pferden und Rasse-Rindvieh, und ich selbst hätte eine einfache gesunde Thätigkeit.

Mir, dem Landmädchen, fehlt die gewohnte Umgebung, die durch die verschiedenen Ansprüche, die sie an die Gutsherrschaft stellt, Interesse weckt, und selbst das einfachste Leben für ein größeres Ganzes wirken und bedeutsam werden läßt."

„Gnädige Frau," sagt Herr von Arnim mit beinahe stockendem Athem, „Sie schildern da mein Heim, mein Leben; und so wunderbar ist das Gemüth der Menschen, ich betrachte hinwieder das Ihre als den Inbegriff alles Idealen. Wenn ich Ihren Herrn Gemahl inmitten seiner entzückenden Kinder, in seinem lustigen, glänzenden Leben, und Sie, gnädige Frau, ihm zur Seite sehe, dann weiß ich niemand, der beneidenswerther schiene, als er."

„Ach, mein armer Mann hätte besser gethan, eine Frau zu nehmen, die dies Leben und Treiben gewohnt war. Er macht zwar die beste Miene zum bösen Spiele, doch denke ich, er muß meine Unfähigkeit, auf den Wogen dieses gesellschaftlichen Lebens so leicht und fröhlich hinzuschwimmen, wie er, wohl längst erkannt haben und muß mich deshalb weniger lieben.

Ich bin aber im Grunde schuldlos. Ich fühle mich nun einmal glücklicher in kleinen Verhältnissen, die den geschäftigen Müßiggang nicht dulden, sondern mich zur Arbeit zwingen."

Arnim's Herz zittert: Ein kleines Gütchen mit Garten und See, wie er es ihr stets hätte geben können, ist ihr Ideal, und Arbeit würde ihr an seiner Seite auch nicht gefehlt haben.

Er denkt an den vernachlässigten Zustand seiner Dorfbewohner, denen die milde Hand einer Herrin schon so lange fehlt. Er vergißt, daß er damals seinen Wünschen nicht Worte geliehen. Er beugt sich vor und nimmt ihre Hand.

„Elly," sagt er leise, mit verhaltenem Athem: „Was Sie ersehnten, ist mein und war es seit vielen Jahren. Was aber mein war, hätte ich Ihnen so gern gegeben. Warum, ach, warum haben Sie es nicht genommen?"

Sie sieht ihn einen Augenblick fassungslos an. „Wie konnte ich es nehmen, lieber Freund! Sie haben es mir ja nie geboten," sagt sie unwillkürlich, und die Erinnerung an die Kämpfe jenes Sommers zieht heiß durch ihr Herz.

„Es nicht geboten? Nicht mit Worten, Elly, aber jeder Blick, mein ganzes Leben damals hätte Ihnen sagen müssen, daß es für mich nur einen Gedanken, nur einen Wunsch gab, den: Ihnen das Wenige, was ich besaß, zu Füßen legen zu dürfen.

Sie aber hatten mich nie ermuthigt, Elly. Nicht ein Wort, nicht ein Blick von Ihnen gab mir das Recht, mich Ihnen gegen Ihres Herrn Vaters Willen zu erklären. O Elly, wenn Sie für mich fühlten, wie ich nach Ihren letzten Worten anzunehmen berechtigt bin, wenn meine wenig glänzenden Verhältnisse Ihnen nicht als Hinderniß erschienen, warum, warum haben Sie mit diesem einen Worte gegeizt?"

Der ganze Schmerz seines einsamen Lebens hebt in diesen Worten und reißt die blonde Frau zu der Antwort hin: „Ich glaubte wohl einmal an Ihre Liebe, dachte dann aber, mich getäuscht zu haben."

„Elly," ruft er nun, während seine Blicke in nie geahnter Leidenschaft aufflammen: „Elly Sie haben mich geliebt, Sie lieben mich noch! — Sie sind nicht glücklich gewesen; aber warum sollten Sie es von jetzt ab nicht sein?

Geben Sie Ihren Mann frei, damit er ein Glück suche, wie Sie es für ihn geschildert haben! Ergreifen Sie selbst ein Leben, wie es Ihnen zusagt, nehmen Sie den Fluch meines einsamen Lebens von mir!"

Sie starrt ihn an. Die Gegenwart schwindet vor ihren Blicken. Sie sieht nur die schweren Herzenskämpfe jener Zeit, und was damals als höchstes Gut für sie in unerreichbarer Ferne geschwebt, nun vor sich in greifbarer Nähe.

Er hält ihren Blick gebannt, wie damals vor vielen Jahren, und plötzlich legt er den Arm um ihre Schultern und preßt sie heftig an sich. Da löst sich die Erstarrung, die sich ihres Denkens bemächtigt hatte. Mit einer leisen, festen Bewegung macht sie sich frei und steht nun vor ihm, — bleich, aber ruhig.

„Herr von Arnim," sagt sie traurig, „ich bitte um Verzeihung, daß ich Worte gesprochen, die einen solchen Auftritt nach sich ziehen konnten. Ich liebte Sie in meiner Jugend, ich will es nicht verhehlen; ich habe Sie noch heute von Herzen gern; aber der erste, verzeihen Sie, sind Sie nicht mehr in meinem Leben.

Mein Mann, meine Kinder! — — Sie verstehen mich —!"

Damit hält sie ihm, Verzeihung bittend, ihre kleine Hand hin. Er faßt diese und küßt sie.

Unverzeihlich scheint ihm, was er gethan.

Er hat sein fünfzehn Jahre treulich gehütetes Geheimniß verrathen. Er hat seine Hand nach dem Weibe eines andern ausgestreckt. Langsam mit tiefem Seufzer läßt er die Hand sinken; Frau Elly aber drückt auf die elektrische Glocke, und wenige Augenblicke darauf erschimmert das Gemach im matten Glanz einer, von rosigem Schleier umhüllten Lampe, die der Bursche auf den Tisch stellt.

„Ach liebe Mama, wie himmlisch, daß Du heute so früh Licht gemacht hast. Ich habe noch so viel zu lernen. Ach, bitte, Du mußt mir diese Aufgabe erklären!" schmeichelt Klärchen, die dem Burschen auf dem Fuße gefolgt ist.

„Auf Wiedersehen, gnädige Frau," sagt Herr von Arnim. „Mein Kopf schmerzt stark. Wenn Sie gestatten, komme ich ein ander Mal wieder."

Er ist gegangen.

Frau Elly tritt ans Fenster und sieht dem Davoneilenden träumerisch nach. Sie kann seine Gestalt die ganze Straße hinab verfolgen. Da geht er, — und endlich ist er verschwunden, der einst für sie der Stern des Lebens war.

„Und es war doch Liebe!" sagt sie seufzend. „Was ist es nun?"

„Was treibt mein süßes Herz so allein?" schlägt plötzlich mit zärtlichem Laut eine wohlbekannte Stimme an ihr Ohr. „Man sollte meinen, ein junges Mädchen träume hier seinen ersten Liebestraum!"

Ein starker Arm hat sie umfaßt; die Hand ihres Mannes biegt ihren Kopf zurück; seine Lippen suchen die ihrigen und küssen ihr dann mit schneller Bewegung die Thränen von den Wimpern, die der durch die Thüre fallende Lichtstrahl verrätherisch beleuchtet.

Sie hat ihn nicht kommen hören. Sie hat die Thränen auf ihren Wangen nicht gefühlt. Erst sein erschrockenes Fragen bringt ihr alles zum Bewußtsein. — Da umschlingt sie seinen Hals mit ihrem Arm und flüstert leise in sein Ohr: „Ach, Hans, hast Du mich lieb?"

„Elly," sagt er halb verwundert und von dieser unerwarteten Frage seltsam bewegt, „hast Du je daran gezweifelt? Der Gedanke ist wahrhaftig keiner Thräne Deines lieben Auges werth. Sieh, ich bin ein lustiger Geselle und machte nicht viel Aufhebens von meinen Gefühlen; aber vor Gott und den Menschen, Elly, bei dem Namen unserer geliebten Kinder: es giebt für mich kein Wesen, das mir theurer wäre, als Du!"

Er hat sich niedergesetzt und sie auf seinen Schoß gezogen. Ihr Haupt ruht an seiner Brust und seine Linke streicht sanft über ihr seidenweiches, welliges Haar.

Dann die Erregung, die bei ihm etwas sehr Seltenes ist, gewaltsam niederzwingend, lacht er plötzlich auf. „Nun sag' mir aber, mein sonst so vernünftiges kleines Weib, welche Gewalt Dir eine Frage auf die Lippen gezwungen, die in unserer ganzen langen, fünfzehnjährigen Ehe nicht einmal darüber gekommen ist, obgleich ich zeitweise, wenn Du die Existenz eines solchen Gegenstandes, wie eines strengen Eheherrn und Gebieters, gänzlich vergessen zu haben schienst, innig gewünscht hätte, sie zu hören. Ja, Elly," und er wird plötzlich ernst, „wenn ich mir die Geschichte unserer Ehe zurückrufe, muß ich gestehen, es wollte mir oft scheinen, als habe von jeher ein leichter Schatten zwischen uns gestanden. So etwa der Schatten einer ersten Liebe, Elly, und siehst Du, da wollte ich Dir nicht lästig fallen und meine Liebe nicht zeigen, wo Du sie so wenig zu begehren schienest."

Sein Sprechen ist fast ein Flüstern geworden, und wieder streicht er leise über ihr Haar.

Sie erzittert unter seiner Berührung, wie sie es in der ganzen langen Zeit ihrer Ehe nicht gethan hat. Und leise, anfangs stoßweise, dann immer fließender kommt die Geschichte ihrer ersten, halb ihr unbewußten Liebe über ihre Lippen.

„Erst heute, als so plötzlich die Verlockung, meinen Jugendtraum zu verwirklichen, vor mir lag, kam mir die Erkenntniß, daß trotz aller Träumereien die Vergangenheit für mich todt sei. Erst heute, in der Möglichkeit, Dich zu verlieren, erwachte mir das Bewußtsein, wie theuer Du mir bist, wie fest ich in unserem langen Zusammenleben, ohne es selbst zu wissen, mit Dir verwachsen bin. — Ach, Hans, kannst Du mir verzeihen?"

Er spricht nicht, aber er zieht sie fester an sein Herz und preßt seine Lippen heiß und inbrünstig auf ihren Scheitel.

Ihre geprüfte Treue und ihre endlich errungene Liebe erscheinen ihm köstlicher denn alles.

Seine Gedanken fliegen zu jenem Manne hinüber, der ihm im Sturme des Augenblicks sein Liebstes hat rauben wollen, wie er es ihm vor Jahren, freilich unbewußt, genommen.

Er denkt seiner nicht in Zorn oder Haß, — nein, — ein tiefes Mitleid erfüllt sein Herz, während er sich des Einsamen erinnert, den er stets hoch gestellt hat.

Wenn diese Einsamkeit von nun an *sein* Loos gewesen wäre? Er fühlt, wie bei diesem Gedanken sein Herzschlag stockt. Ein inniges Dankgebet steigt in seinem Herzen auf, und zärtlich drückt er seine Lippen auf seines Weibes Hand. Scheint es ihm doch, als sei sie nun erst ganz sein eigen geworden.

„Papa, liebes Mütterchen, wo bleibt Ihr denn?" schmeicheln die Stimmen der Kinder. „Ihr spielt wohl Versteck? Kommt helfen!"

Und lächelnd, sein liebes Weib mit sich ziehend, tritt Herr von Bürow über die Schwelle, — aus dem Schatten in das Licht.

Nachdruck verboten.

Die Nähmaschine.

Ein kulturhistorisches Gedenkblatt von E. Brausewetter in Berlin.

Als vor fünfzig Jahren der arme Mechaniker Elias Howe in Amerika bei Herstellung einer Strickmaschine eine Nähmaschine erfand, bei welcher durch die Schlinge eines, vermittelst der Nadel durch den Stoff geführten Fadens mit einer Art Weberschiffchen ein Unterfaden geführt wurde, ahnte er wohl nicht, welche Verbreitung seine Erfindung einst erlangen, und welche Umwälzung sie in vielen Verhältnissen hervorbringen würde.

Allerdings ist Howe nicht der erste, der eine Nähmaschine construirte; das hatten schon lange vor ihm, um 1790 und 1804, Amerikaner und Engländer, das hatte 1814 bis 1839 ein ehrsamer Wiener Schneidermeister gethan; aber diese Maschinen beruhten auf Systemen, die so unpraktisch, langsam und umständlich arbeiteten, daß ihnen keinerlei Bedeutung innewohnte. — Howe ist auch nicht der einzige, der den Ruhm für sich in Anspruch nehmen kann, allein ein System zuerst erfunden zu haben, welches das Problem eines maschinellen Nähens in erschöpfender Weise löste; das war schon 11 Jahre vor ihm durch einen gewissen Walter Hunt in New York geschehen; nur sollte die Erfindung dieses Mannes erst mehrere Jahre später, als die Howe's, an die Oeffentlichkeit kommen. Und ein französischer Schneider, Namens Barthélemy Thimonnier, hatte schon 1829 eine Kettenstich-Maschine construirt und eine Schneider-Werkstätte mit Maschinenbetrieb errichtet, die aber während der Juli-Revolution vernichtet wurde. In demselben Jahre, 1845, construirte Thimonnier eine neue, verbesserte Nähmaschine, errichtete mit einem Kapitalisten zusammen eine Fabrik, um abermals 1848 ein Opfer der Revolution zu werden, da die Arbeitermassen damals in den Maschinen ihren Feind zu sehen glaubten.

Wenn so Elias Howe auch nicht als der erste, noch einzige Erfinder der Nähmaschine betrachtet werden darf, so ist es doch sein System, dem zuerst eine Herstellung in großem Maßstabe zu theil geworden, das die Erfindung zuerst in alle Welten hinausgetragen hat.

Freilich sollte auch ihm das Erfinderlos nicht ganz erspart bleiben. In der Heimat, wo der Prophet bekanntlich nichts gilt, wurde er anfangs ausgelacht, und als er dann nach England ging, gerieth er in die Hände eines habgierigen Speculanten, der zwar für sich Geld aus der Erfindung zu schlagen wußte, den armen Howe aber an die Luft setzte, sobald er ihn nicht mehr zu brauchen glaubte.

Inzwischen aber hatte ein speculativer Kopf auch in Amerika sich der Idee bemächtigt, — der Ingenieur Isaac Singer, — und eine große Nähmaschinen-Fabrik errichtet, sodaß Howe bei seiner Heimkehr zu seinem Staunen sehen mußte, wie andere mit dem Producte seines Talentes sich Reichthümer erwarben. Aber Howe muß eine zähe Natur gewesen sein; so leicht ließ er sich die Früchte seiner Arbeit nicht entreißen, sondern klagte gegen Singer auf Patent-Verletzung. Singer wollte naturgemäß weder den Gewinn sich rauben, noch den Vorwurf auf sich sitzen lassen, daß er widerrechtlich eine fremde Erfindung benutzt habe; es galt also, zu beweisen, daß er ein anderes, womöglich noch älteres System sich zu eigen gemacht hätte, und siehe da! der Beweis ließ sich erbringen: in einer Bodenkammer schlummerte ja vergessen die Nähmaschine Walter Hunt's! Dieses Patent konnte man jetzt billig erwerben und dann einem Gerichtshofe beweisen, daß von Howe's Erfindung nicht die Rede sei. Allein es gab Richter in Amerika. Der Patent-Anspruch Howe's wurde anerkannt, und Singer mußte mit ihm einen Vergleich schließen, derart, daß Howe von jeder verkauften Nähmaschine eine bestimmte Summe erhielt. Nachdem er selbst zusammen mit einem Kapitalisten eine Nähmaschinen-Fabrik errichtet hatte, starb er wohlbelohnt im Jahre 1867 als mehrfacher Millionär.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Der neue Fabrications-Zweig aber blühte mächtig empor; bald wurden noch ganz andere, eigenartige Systeme construirt, wie das von Allen Wilson, der mit dem Kaufmann Wheeler eine Fabrik begründete, oder das des Schneiders Grover, der in Baker einen kapitalkräftigen Socius fand. Jedes von diesen Systemen eignete sich für einen bestimmten Zweig am besten; sodaß die Concurrenten sehr wohl neben einander bestehen konnten, wenn auch das Howe-Singer-System in seinen späteren Verbesserungen mehr und mehr in den Vordergrund trat, seitdem die Nähmaschine zum unentbehrlichen Geräth des Hauses geworden ist und hier für die mannigfaltigsten Arbeiten verwendet wird.

Allerlei für den Weihnachtstisch.

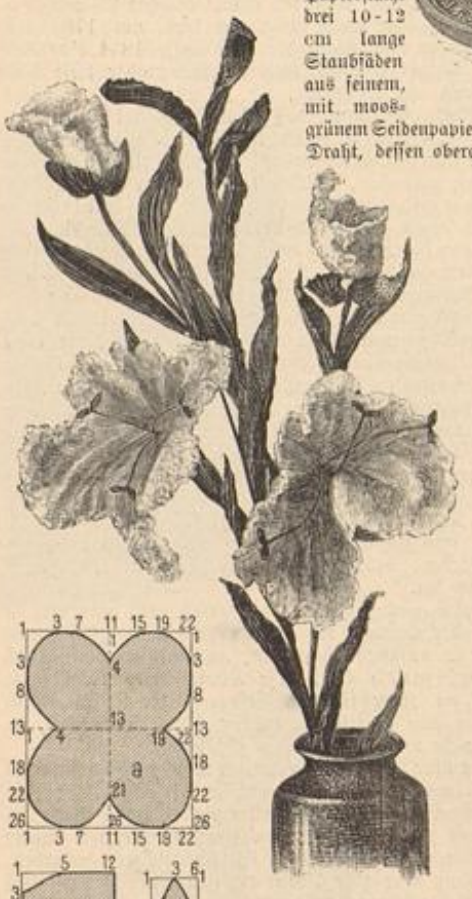
Baby ist photographirt worden, und das reizende Bildchen soll der Mama auf den Weihnachtstisch gestellt werden, in einem zierlichen Rahmen, der sich möglichst von dem alltäglich Gebotenen entfernt. Wie wäre es da mit der Filigran-Arbeit, die obenein so amüsant in der Ausführung und so anspruchslos in Bezug auf Material und besondere Kunstfertigkeit ist?

Rahmen in Filigran-Arbeit.

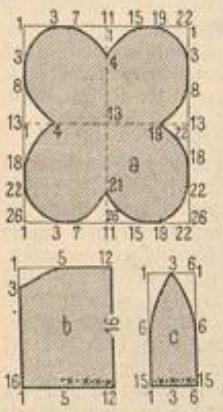
Zur Herstellung eines 11 cm im Quadrat großen Rahmens bedarf man einer Grundform aus starkem Messingdraht von 8 cm im Quadrat, auf der die Filigran-Arbeit an den Ecken mit feinem Golddraht befestigt wird. Die geraden Stäbe, von denen je vier nach außen, je drei nach innen liegen, bestehen aus Golddraht; die kleinen C-Formen sind aus Gold- und Silberdraht, die Picot-Oesen nur aus feinstem Golddraht geformt. Glatte und gemusterte Goldperlen bilden die Blüthen an den Ecken, wie in dem einzeln herzustellenden Strauß, den man zuletzt mit Golddraht auf dem Rahmen befestigt; zu den ovalen Blättern dienen Silber- und Golddraht nebst glatten Perlen für die Adern, zu den Stielen Gold-Cantille. Für nähere Anleitung zur Ausführung der Filigran-Arbeit dürfen wir auf die Nr. vom 1/3 94 hinweisen, da die Wiederholung an dieser Stelle den Raum überschreiten würde. Da Blumen, in welcher Form es auch sei, nun einmal der reizendste Schmuck des bescheidensten Zimmerchens, wie des glänzendsten Salons bleiben, so entwickelt sich die Kunst des Blumenmachens aus Papier immer mehr; Beweis dafür liefert ein Lilienstengel, der um so willkommener sein wird, als die Nachfertigung auch ungeübteren Fingern keine schwere Aufgabe stellt. Im ganzen 70 cm Länge messend, besteht der Zweig aus fünf Stengeln; der eine zeigt nur Blätter, vom hellsten Grün bis zu Dunkelbraun abgestuft, zwei andere tragen je eine Knospe und zwei je eine voll erschlossene Blüthe. Für die in Rosa, Gelb oder Orange auszuführenden Blumen nimmt man Krepp-Papier oder kreppt Seidenpapier in bekannter Weise, worauf man die Grundform nach der Schnitt-Methode a herrichtet und die vier Ecken mit den Fingern nochmals nach verschiedenen Richtungen drückt, zumal an den Rändern, damit diese sich unregelmäßig und leicht wellig gestalten. Nun leitet man durch die Mitte der Papierfläche drei 10-12 cm lange Staubfäden aus feinem, mit moosgrünem Seidenpapier umwickeltem Draht, dessen oberes Ende zuvor um ein Stückchen blaurother Chenille gelegt wurde. Die Drahtstiele erfassend, streift man mit der anderen Hand über die nach unten hängende Papierfläche, sie glockenförmig zusammendrückend, worauf die Staubfäden noch ein wenig zu biegen sind. Der Ansatz des Papiers ist mit seinem Draht an den drei Drahtstielen und diese sind in gleicher Weise an einem starken Draht von ungefähr 25 cm Länge zu befestigen. Beim Umwickeln des Stieles mit einem Streifchen Papier fügt man die Blätter ein. Die Knospen schneidet man nach b der Schnitt-Methode, drückt die Papierfläche zwischen den Fingern, erfaßt das eine Ende derselben und dreht sie zu einer Tüte, die am oberen Ende breit ausläuft. Das zusammengedrehte Ende wird zunächst an einem Drahtstiel befestigt, worauf man zwei kleine muschelförmige, grüne Kelchblätter hinzufügt; auch hier sind beim Umwickeln des 35-40 cm langen, starken Stieles verschiedenfarbige Blätter gleichzeitig zu erfassen. Aus Seidenpapier in grünen und braunen Tönen schneidet man die glatten Blattformen, legt diese der Länge nach zusammen und knifft das Papier so eng als möglich in Plissé-Falten; beim Entfalten der einzelnen Blätter dreht man sie um den Finger, knickt und drückt sie hier und dort, um sie in eine möglichst naturgetreue Form zu bringen. Nachdem auch der Blätterstengel vollendet ist, vereinigt man alle fünf Stiele der Abbildung gemäß an einem starken Draht. — Blumen stehen auch als vielgestaltiges Motiv der Malerei obenan, besonders der Malerei auf Porzellan oder Fliesen. So heben sich von der getönten Majolica-Platte des dargestellten Tablets gelb schattirte Stiefmütterchen ab, begleitet von rosa angehauchten Schierlingsdolden nebst Epheublättern und zarten Gräsern, diese hellgrün und bräunlich, jene tief dunkelgrün gehalten. Die Platte mißt 24 cm Länge zu 16 cm Breite, der Holzrahmen wirkt 4-5 cm breit. — In neuer praktischer Form und origineller Verzierung präsentirt sich das Butterbrod-Brett aus Lindenholz, dessen Platte 40 cm Länge zu 13 cm Breite und 1 cm Stärke hat. Das gerundete Ende füllt eine im Durchmesser 12 cm große Rosette, ausgeführt in feinen, zierlichen Schnitten, die

Tablet mit Majolica-Malerei.

Butterbrod-Brett mit Kerbschnitt-Arbeit.



Lilienstengel. Decorationsblume aus Krepp-Papier.



Schnitt-Methode zur Lilie.
a Blume, b Blüthe, c Blatt.

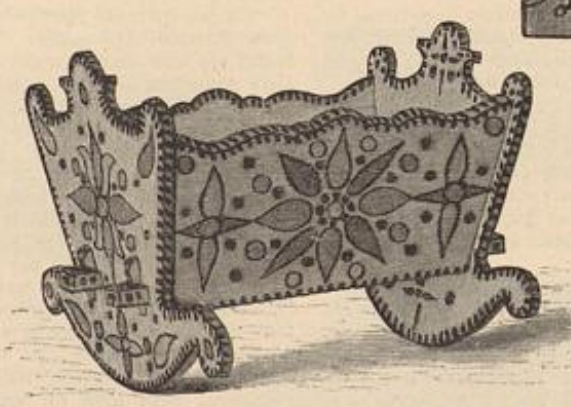
Bonbon-Säckchen aus Krepp-Papier.

den Kreisformen des Mittelstückes angepaßt sind. Zweimal fünf Kreise von je $3^1/_2$ cm Durchmesser wurden hier derart in einander geschlagen, daß sie innen einen reichlich 2 cm großen Raum freilassen; jeder Kreis zeigt als Füllung zwei Mandelschnitt-Ovale mit Vergißmeinnicht verziert, dazu eine Palmette im Dreischnitt. Zwischen doppelten Zierlinien schließt sich der Rosette ein 1 cm breites Zackenrändchen an, das auch die geraden Ränder des Brettes begrenzen kann. Die Bretter lassen sich in jedem Format auch für die Küche herstellen und entsprechen ihrem praktischen Zwecke um so mehr, als die Verzierung durch den Gebrauch nicht geschädigt wird. Auf dem Weihnachtstisch dürfte ein Marcipan-Brod die Bestimmung des Geschenkes am besten illustriren. Süßigkeiten anderer Art sucht man in möglichst zierlicher Hülle zu präsentiren, und auch hier ist mit dem gekreppten Seidenpapier ein prächtiges Material zu allerlei reizenden Kunstwerken geboten, die sich mit wenig Mühe und Zeit herstellen lassen. Da ist zunächst ein kleines, einer Blume nicht unähnliches Bonbon-Säckchen. Zwei kreisförmige Rundungen aus Seidenpapier, die äußere grün, die innere rosa, werden zunächst viersach, dann dreifach gefaltet, hierauf ringsum in $^1/_2$ cm breiten Zwischenräumen mit 2 cm langen Einschnitten versehen, worauf man diese Papierfranzen über einem Messerrücken kräuselt. Nun wird das doppelte Säckchen zum Theil mit Confect gefüllt und mit einem seidenen Bändchen zusammengebunden. Als inhaltsreiche Attrappen erweisen sich auch das sittsame Dämchen und ihr starker Ritter, beide mit Kostümen aus farbigem Krepp-Papier. Unternehmungslustigem Geschick werden die folgenden Angaben genügen. Einer röhrenförmigen Cartonschachtel von etwa 12 cm Länge zu 5 cm Durchmesser wird ein Puppenköpfchen aufgeleimt; das hellrosa Kostüm der Dame besteht aus einem 42 cm breiten, 36 cm langen Papierstreifen, der, mit schmalem Band um den Hals und um die Grundform befestigt, zugleich Haube, Krause und Hänger bildet. Der kleine Herr ist noch leichter anzuziehen, da man das blaue Papier erst am Hals der Puppe anlegt und den Hut für sich bestehend herstellt, genau wie jeder Knabe ihn aus Zeitungspapier beim „Soldat spielen" sich fertigt. Eine weiße Federpose ist vorn durch den Hut geschoben. — Und nun zum Schluß noch zwei besonders reizende Gegenstände für die Puppenstube: eine Wiege und eine Wanduhr.

Attrappen mit Kostümen aus Krepp-Papier.

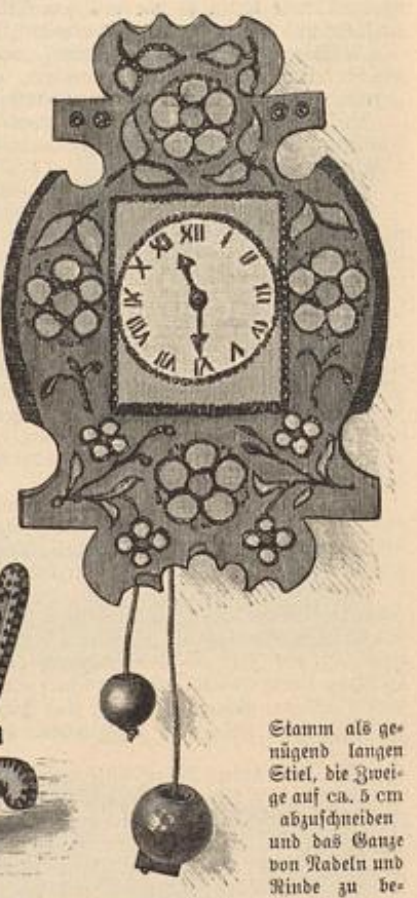
Die Wiege ist aus weißem Holz mit der Laubsäge geschnitten; die 5 cm hohen Seitenwände messen oben 10, unten 8 cm Länge, die Querwände oben 8, unten 5 cm Breite und laden von hier ab in die $10^1/_2$ cm breiten Läufer aus. In Tiroler Bauern-Manier haben Brennstift und bunte Farben die Flächen verziert. Die Strahlen des großen Sternes sind abwechselnd grün und roth, die des kleinen blau und grün, dazu gelbe und rothe Muschen. Die Uhr ist nur um ein geringes verkleinert dargestellt und in gleicher Weise geschmückt. Von dem blauen eckigen Felde hebt sich das weiße Zifferblatt ab; roth markiren sich die großen Blumen, die kleinen gelb mit grünen Blättern. Zu den Gewichten sind zwei Perlen verschiedener Größe gewählt, die an einem Faden über den Uhrkasten, — zwei schmale Leistchen, — geschoben werden.

E. F.



Puppenmöbel (Wiege und Wanduhr) mit farbiger Brandmalerei.

Verwendung des Christbaumes. — Manche Leserin bedauert es vielleicht wie ich, den seines weihnachtlichen Schmuckes beraubten Christbaum, der sie an so festliche Stunden erinnert, als Brennholz in den Ofen wandern zu lassen. Ich finde es pietätvoller, die Christbaumstämme, sowie die schönsten Zweige aufzuheben und mir aus denselben allerlei Gegenstände herzustellen. Die Anfertigung ist überaus einfach. Für einen Blumenständer verkürzt man drei Stämme bis auf 90 cm, nagelt sie in der Mitte kreuzweise zusammen und verbindet sie durch kleinere Zweige, die mit Tannenzäpfchen zu verzieren sind. 5 cm vom oberen Ende entfernt befestigt man ein rundes Brett, als Halt für einen aus Rinden gefertigten Korb. Das Ganze kann bronzirt werden oder naturfarben bleiben. — Ein Notenständer besteht aus zwei 135 cm langen Stämmen, die kleinere Zweige mit einander verbinden. 84 cm von oben gerechnet wird eine Leiste angebracht, an die ein schräg stehendes 50 cm langes, 37 cm breites Brett aus Ahornholz zu leimen ist, das dem Notenheft als Stütze dient. Daran schließt sich nach rückwärts, schräg gestellt, als drittes Bein des Ständers noch ein Tannenstämmchen. Die Ecken des Brettes verzieren Buchecken, Eicheln, Tannen- und Lärchenzapfen, zwischen die etwas Moos geklebt wird. — Die obere Spitze des Tannenbäumchens verarbeite ich zu einem Quirl, wozu es nöthig ist, den Stamm als genügend langen Stiel, die Zweige auf ca. 5 cm abzuschneiden und das Ganze von Nadeln und Rinde zu befreien.



Frau B. H.

Bezugsquellen:

Filigran-Rahmen, auch Material: Fräul. Marie Hahn, Dresden-A., Serrestr. 3; — Papierblumen, Attrappen: L. Schreibmayr, München, Theatinerstr. 10; — Majolica-Malereien: Fräul. M. Ludolff, W, Potsdamerstr. 134a; — Butterbrod-Brettchen, Puppen-Wiege: Frau Clara Roth, W, Lützowstr. 84a; — Uhr für die Puppenstube: Fräul. G. Wunder, W, Siegismundstr. 3.

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Weihnachtliches.

Weihnachten. — In das Dunkel der Decembertage strahlt hell ein Stern, — das Weihnachtsfest verkündet sein Erscheinen! In diese wundersame Zeit flüchtet sich das Beste, was uns bei dem materiellen Streben, der Anspannung aller Kräfte, an Poesie übrig geblieben ist, in ihr pulsirt ein Leben voll öffentlicher und heimlicher Bewegung, voll fröhlicher Sorgen, im Großen, wie nicht weniger im Kleinen und Kleinsten! Denn unter all den lieblichen Bildern das rührendste ist die mit heiligem Eifer schaffende Kinderschar, der die Seligkeit des Gebens gar nicht früh genug erschlossen werden kann. Und daneben giebt es dann für die jüngsten Familienglieder nichts Stolzeres, als wenn sie selbst dem Christkindchen ins Handwerk pfuschen und an dem Schmuck des Christbaumes mithelfen dürfen! Ob es nun die altbekannten Ketten und Netze sind aus buntem Papier, oder kunstvollere Phantasie-Gebilde, zu denen in jedem Jahre neu gebotenes Material verlockt, — die erwartungsvolle, geheimnißreiche Weihnachtsstimmung ist dabei die Hauptsache!

Sehr hübsch können nun diesmal kleine Mädchenhände Guirlanden aus Lametta winden, die sich festonartig um den Christbaum schlingen sollen. Hierfür werden um einen mittelstarken Bindfaden einzelne, etwa 5 cm lange Büschel Lametta befestigt und dazwischen Blüthen, in Gestalt von bunten Zuckererbsen und Bonbons an goldenem Draht. Diesen macht man an einem Ende glühend, worauf er sich dann leicht in den Zucker hineinstecken läßt. Ein niedliches Körbchen zum Anhängen geben drei Muscheln, wie man sie im Sommer am Meeresstrande gesammelt; dieselben werden ebenfalls mit glühendem Draht an ihrer Wurzel durchlöchert und mit $1^1/_4$ cm breitem rothen Atlasbändchen zusammengefaßt, das zugleich die kreuzweis darüber gelegten Lametta-Bündel hält und zum Anhängen dient. Auch die Rolle, auf die das Band gewickelt war, liefert Material zum Baumschmuck, zu einem zierlichen Confect-Behälter in Tambourin-Form. Die Rolle wird oben 2 cm breit aufgeschnitten und mit kleinen Relief-Bildchen beklebt; um den Rand legt sich farbiges, mit Goldsternen beklebtes Band, das sich unten zu zierlicher Schleife, oben zum Anhänger gestaltet. Die langen Enden der Schleife schließen mit kleinen Schellen ab. Eine gleichfalls sinnreiche Verwendung von vorhandenem Material zeigt die silberne Sonne, die aus dem Staniol, das die Korke von Weinflaschen bedeckt, gefertigt ist; der Stempel bleibt als Mittelstück stehen, der Rand wird strahlenförmig eingeschnitten. Noch sei ein 10 cm großer Kranz erwähnt, aus silberner Lametta mit rothen Bonbon-Blüthen auf Draht gewunden, ferner ein Lametta-Kranz, in dessen Oeffnung ein buntes Glöckchen hängt. Für die lustige Schaukel erscheinen Rosinen auf Draht gereiht; das „süße" Püppchen, das sich darin wiegt, ist in der bekannten Weise aus Feigen für den Körper und Backpflaumen für Arme und Beine gefertigt, alles auf Draht gezogen. Eine Feige bildet die Mütze für das bunte Carton-Gesichtchen. Sehr wirksam ist auch die links angebrachte exotische Papierblume mit dem Staubfäden-Büschel aus bunter Gelatine, am schönsten aber vielleicht immer wieder die bekannte Papierrose, in Weiß oder in Rosa, die nur im Verein mit Lichtern und Lametta den Baum ganz märchenhaft schmückt. Eine aus dem Leserkreise uns zugegangene Anregung dazu, nebst eingehender Anleitung zur Herstellung solcher Papierrosen ist umstehend besonders gegeben. — Die Form für den in der größten Ausdehnung 12 cm messenden Schmetterling wird für alle vier Flügeltheile im Zusammenhang aus Draht gebildet; gekreppte Goldfäden und grüne Flittern verzieren die mit Watte bekleideten Flügel. Den Körper des Schmetterlings formt man ebenfalls aus Watte und umwickelt ihn in regelmäßigen Windungen mit grünem Krausgespinnst; die Augen bilden bunte Metallperlen. Für die Fühlhörner dient feiner Draht und gleiches Krausgespinnst; der Draht, mit dem man schließlich Flügel und Körper verbindet, und der möglichst unsichtbar sein soll, erhält, zur Spirale gewunden, den Schmetterling schwebend. — Ein immer beliebter Schmuck des Baumes sind 15 cm lange Eiszapfen aus Krystall, mit Wasser gefüllt, die im strahlenden Lichterglanz alle Farben der bunten Herrlichkeit wiederspiegeln.

Unter dem geschmückten Tannenbaum finden sich dann die lieben, wohlbekannten Gestalten zusammen, mit denen der Weihnachtsbegriff von Alters her so eng verknüpft ist, daß sie bei keinem echten „Aufbau" fehlen dürfen. Hier ein 15 cm großes Schneefräulein aus Carton-Papier mit langem Pelerinen-Mantel und Capuze aus weißer Brillant-Watte, mit glänzenden Sternchen besetzt, daneben der Nußknacker in seiner unverwüstlichen gutmüthigen Grimmigkeit und der Schornsteinfeger im dunklen Wattekleid, der sich als Süßigkeitsspender entpuppt. Im Hintergrunde des Stilllebens finden unsere Kleinen das ihnen aus dem Zoologischen Garten bekannte Elephanten-Haus in der Nachbildung von Chocolade und Marzipan; in gleicher Weise ist auch das Leoparden-Haus vorräthig. Die genaue Beschreibung des Weihnachtsschäfchens folgt nachstehend.

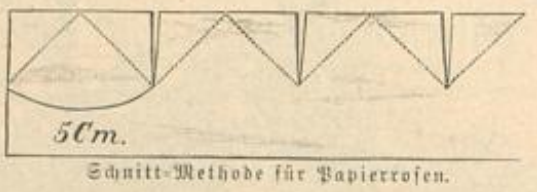
Auch mistletree und holly, — die Wahrzeichen des englischen Christfestes, — hat der Stift unserer Künstlerin wiedergegeben nach hübsch ersonnener, theilweiser Imitation. Einem natürlichen Stechpalmenzweig sind die rothen Beeren in Gestalt kleiner Zuckererbsen angefügt, der „Mistelzweig" dagegen ist gar kein natürlicher Mistelzweig, sondern ein Zweig länglicher, grüner Stoffblätter mit weißen Zuckererbsen. Ob unter ihm dennoch das gefürchtete und doch gern ausgeübte Recht der Kußfreiheit bestehen bleibt, wagen wir nicht zu entscheiden. Jedenfalls geben die Sträußchen einen hübschen Schmuck für die Weihnachtstafel.

G. K.

Weihnachts-Schäfchen. — Als ein Spielzeug für unsere Allerkleinsten ist das im Grase ruhende Schäfchen in Strickarbeit mit weißer Zephyrwolle herzustellen. Man schlägt auf einer feinen Stricknadel etwa 28-30 Maschen an und strickt hin- und zurückgehend stets rechts. Nach 28 Touren ist die Hälfte des Körpers vollendet; es werden nun für den Hals 6 M. auf eine besondere Nadel genommen und mit diesen zunächst zehn Touren gerade aufsteigend gearbeitet; dann sind in fünf Touren, von denen sich die 3.-5. Tour auf der rechten Seite rechts markiren, etwa 3 M. am Außenrand zuzunehmen, die in der sich wieder links markirenden sechsten Tour beibehalten werden. Hierauf nimmt man im selben Verhältniß wieder ab, strickt erst die zehn kurzen Touren bis zum Hals und vollendet die zweite Körperhälfte mit der ganzen Maschenzahl. Nachdem die Seitenränder zusammen genäht sind, wird die Strickarbeit mit Watte ausgestopft, wobei man den Körper geschickt modellirt; die unteren Ränder erfassen einige weitläufige Stiche, um die Wattefüllung zu halten. Schwanz und Ohren bestehen aus einer Tour fester Häkelmaschen und sind anzunähen; rothe Wollstiche bezeichnen das Maul und befestigen die schwarzen Perlaugen. Rothes Halsbändchen mit Glocke. Auch das Gras ist gestrickt; man schlägt mit grüner Wolle 42 M. an und strickt, — wieder nur Rechtsmaschen arbeitend, — in der ersten

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf

Tour über einen 1 cm breiten Carton-Streifen Schlingen. Es folgen noch vier Touren Rechtsmaschen, worauf abgekettet und der Streifen zur Rundung genäht wird. Schließlich näht man das Schäfchen in dem Grasstreifen auf ein $7\frac{1}{2}$ cm langes, 4 cm breites Papp-Oval fest. M. St.



Schnitt-Methode für Papierrosen.

Papierrosen für den Christbaum. — Kürzlich sah ich in einer befreundeten Familie den kleinen Sohn des Hauses damit beschäftigt, aus Seidenpapier Rosen zur Decoration seines Marien-Altärchens anzufertigen. Da Papierrosen auch ein hübscher Schmuck des Weihnachtsbaumes sind, so dürfte die einfache Art der Herstellung, wie ich sie bei meinem kleinen Freunde sah, gerade jetzt von besonderem Interesse sein. Einen etwa 80 cm langen und 6 cm breiten Streifen Seidenpapier legt man doppelt und schneidet in Zwischenräumen von 5 cm das Papier bis zur Hälfte der Breite ein. Die Ecken der so entstandenen Papier-Vierecke rollt man um eine starke Stricknadel, je bis zu der punktirten Linie auf der gegebenen Schnitt-Methode, schiebt das Papier so viel wie möglich zusammen, damit es gekraust erscheint, und zieht dann die Nadel heraus. So verfährt man mit allen Ecken. Nun schlägt man behutsam den zu Anfang doppelt gelegten Streifen wieder auseinander und findet dann selbstverständlich die eine Hälfte des Streifens nach innen, die andere nach außen gekraust. Mit ersterer Hälfte anfangend, wickelt man den Streifen einige Male um einen, dann um zwei und schließlich um drei Finger, zieht das Ganze vorsichtig ab, drückt es unten zusammen, umwickelt es mit Draht und giebt der so gebildeten Rose schließlich noch eine mehr geöffnete oder geschlossene Gestalt, die man auch durch loseres oder festeres Wickeln, größere oder kleinere Einschnitte beliebig variiren kann. E. S.

Stecknadel-Kissen in Form eines Schilfkolbens. Als eines jener kleinen Geschenke, die sich noch im letzten Augenblick mit wenig Mühe und Kosten herstellen lassen, möchte ich den Schilfkolben empfehlen. In Form und Farbe genau nach dem natürlichen Vorbilde kopirt, dient der Kolben zur Aufnahme von Stecknadeln, das Ganze zugleich als originelle Dekoration. Zur Herstellung wird zuerst ein 32 cm langer, dünner Blumenstab in der Höhe von 10 cm fest mit Wolle umwickelt, bis er Fingerstärke erreicht hat. Diesen Theil, der den Kolben vorstellt, überzieht man mit braunem Plüsch, der oben und unten durch Zusammennähen fest schließen muß; der Stiel wird mit $2\frac{1}{2}$ cm breitem, hell gelbgrünem Atlasband umwickelt. Für die Schilfblätter sind aus ganz dünnem Carton 4 gleiche, lanzettförmige Theile in 20 cm Länge und, an der größten Ausdehnung, 4 cm Breite zu schneiden, von denen zwei mit hell gelbgrünem, die beiden andern mit dunkelgrünem Atlas zu bekleben sind. Diese Theile werden so zusammengefügt, daß die dunkleren Seiten nach außen, die helleren nach innen zu stehen kommen. Man näht sie, den Stiel eng umschließend, zusammen und wickelt den Ansatz mit dem Seidenbande fest. Ueberdies wird noch eine kleine Seidenbandschleife darüber gebunden. E. E.

Schilfkolben als Stecknadelkissen.

Cakes-Büchse und Butterdose mit Delfter Malerei. — Malereien im Delfter Geschmack sind augenblicklich das Schoßkind der Mode, soweit es sich um die Decoration von Porzellan- und Fayence-Geräthen zum Zimmerschmuck oder zum praktischen Gebrauch handelt. Wie wirkungsvoll die einfache blaue Malerei auf weißem Grunde sich den verschiedensten Formen anpaßt, zeigt die Butterdose, wie die Cakes-Büchse: an dieser auf der einen Seite das beliebte Motiv der holländischen Windmühle und der knorrigen Weidenstämme, auf der anderen Seite eine Wasserlandschaft mit ruhig dahingleitendem Boot, an jener, lang gestreckt ein Städtchen am Wasser gelegen, und ein stiller Bergsee. Oben und unten werden die Landschaften durch erhabene, gleichfalls blau übermalte Ornamente abgeschlossen. Deckel und Henkel bestehen aus polirtem Nickel. Die Höhe der Cakes-Büchse (ohne Henkel) beträgt 18 cm, die der Butterdose 9 cm. E. E.

Cakes-Büchse mit Delfter Malerei.

Butterdose mit Delfter Malerei.

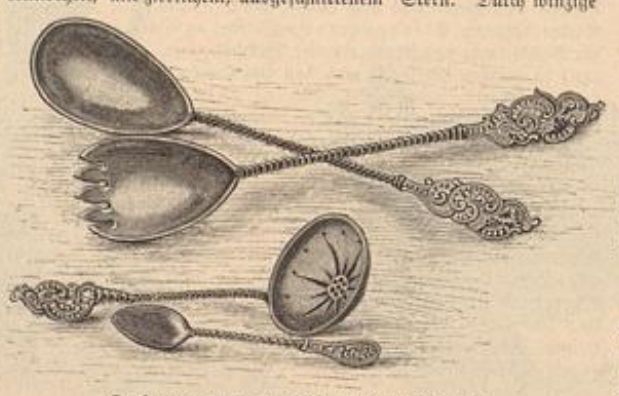
Liqueur-Service.

Kleine Geschenk-Gegenstände in Lederschnitt-Arbeit. — Eine ganze Auswahl von kleinen praktischen Geschenken ist hier zusammengestellt, — sei es zum Bezug der in der dargestellten Ausstattung vorräthigen Gegenstände durch die genannten Firmen, sei es als Anregung zum Selbstschaffen. Vorlagen für Lederschnitt, die sich leicht dem zu verzierenden Gegenstand anpassen lassen, brachten wir häufig in dem technischen Theil unserer Zeitung, wie auch in Lieferung 6 der in unserem Verlage erschienenen „Häuslichen Kunst". Links auf unserer Darstellung, neben dem Etui für schwedische Zündhölzer, das die übliche Größe zeigt, befindet sich ein Riesen-Etui von $12\frac{1}{2}$ cm Länge

Kleine Geschenk-Gegenstände in Lederschnitt-Arbeit.

für eine der für 15 Pf. käuflichen großen Zündholz-Schachteln. Es zeigt die Form eines Werthpackетes, ist mit Cigarren-Bändern verschnürt und mit großem Siegel geschmückt, das in Lederschnitt ausgeführt, röthlichen Ton gegen den braunen Grundton stellt. Apfelblüthen-Zweige in Gold und Silber für die Rückwand, denen auf der Vorderwand eine Borte aus Knospen entspricht, verzieren den hübschen, aufrecht stehenden, 19 cm hohen Kalender, der das Kalendarium für jeden Monat in der Art eines Notiztäfelchens der vorderen Fläche eingefügt zeigt. Bei dem kleinen Abreißkalender wird der ganze Raum durch Ornamente gefüllt. An dem Notiztäfelchen links im Hintergrunde ist das Ornament in Gold und Silber, der Buchstabe, die Initiale des Empfängers (siehe Abb. d. Nr. v. 1/4 95) kräftig in Roth ausgemalt; auf dem hellgelben Grunde des Heftpflaster-Behälters erscheint die französische Wappenlilie in kupferfarbiger Bronze abgetönt. Ganz besonders farbiger Reiz zeichnet den davorliegenden Tintenlöscher aus. Von leuchtend rothem Grunde hebt sich eine Marguerite-Blüthe in getöntem Silber mit kupfernem Kelch und Goldblättern ab. Blüthenzweige, in verschiedenfarbigem Gold, Silber und leichtem Rosa ausgemalt, schmücken das kleine Bürsten-Etui; mit ein wenig Gold und Blau ist das dreieckige Buchzeichen verziert, während Brillen- und Kamm-Etui ohne Zuhülfenahme von Farbe nur in leicht getriebener Arbeit ausgeführt sind. Goldener Grund hebt den in Schwarz und Roth ausgeführten preußischen Adler mit dem silbernen Brustschild wirkungsvoll hervor, der das gelbbraune Leder der Cigarrentasche schmückt. Ganz ohne Verzierung, nur in dunkelgrünem Saffian gehalten, mit gleichfarbigem Seidenbeutel ist der Opernglas-Behälter; auf der vorderen Seite befindet sich ein kleines Portemonnaie, gewiß eine angenehme Neuerung, um das nöthige Kleingeld für Garderobe und Droschken zur Hand zu haben. E. E.

Tafelgeräthe aus vergoldeter Bronze mit Griffen in buntem dänischen Email gehören zu den reizenden Neuheiten, die uns die diesjährige Weihnachts-Industrie beschert. Das Salatbesteck zeigt die bekannte, als praktisch bewährte Eiform, die für die Gabel an der oberen Seite zu spitzen Zacken ausgebrochen erscheint. Originell ist die Form des Zuckerstreuers, ein vertieftes Rundtheil, mit zierlichem, ausgeschnittenem Stern. Durch winzige Kleinheit zeichnet sich das Mocca-Löffelchen aus; es mißt nur 10 cm Länge. Besonderen Reiz erhalten die Geräthe durch die Anwendung farbigen dänischen Emails für die Griffe, wobei Weiß und Blau vorherrschen, durch ein wenig Dunkelroth und Frischgrün belebt. E. E.


Tafelgeräthe mit dänischem Email.

Liqueur-Service. Die bekannte, langgestreckte Tablet-Form, die sich fürs Serviren bei etwas beschränktem Raum als so praktisch erweist, bürgert sich immer mehr ein. Auch unser zierliches Liqueur-Service zeigt die sechs kleinen Gläser, dicht nebeneinander gereiht, auf langer, polirter Goldbronze-Platte, gehalten von bronzenen Ringen. Schmale Reifen aus gleichem Metall fassen die geschliffenen Gläser am oberen Rande ein. Die Länge des Tablets, einschließlich der Griffe, beträgt 30 cm. E. E.

Englischer Lichtschirm. — Alle mir bisher bekannten Lampenschirme schlossen das Licht in einer so unvollkommenen Weise aus, daß für meine lichtscheuen, angegriffenen Augen immer noch ein quälender Lichtpunkt offen blieb. Bei dem über die Glocke gebreiteten Schirm oder Schleier funkelte der Fuß, oder zum mindesten der Metallbeschlag des Bassins, bei den vor die Lampe gestellten, störte in unangenehmer Weise jeder über den Schirm hinausragende Theil der beleuchteten Glocke. Endlich habe ich in einem englischen Lichtschirm aus dem bekannten Hohenzollern-Kaufhause (Berlin W, 117/118) das gesuchte Ideal gefunden. Der Schirm zeigt die Form eines Wandschirmes und ist mit gelb und olivgrün gestreiftem dünnen Baumwollstoff faltig bekleidet, der einen warmen, transparenten Ton annimmt, wenn die brennende Lampe dahinter steht. Vor dem Gestell aus olivgrün bronzirtem Holze, tritt noch eine originelle Decoration aus gedrehten Stäben über den Rahmen. Hinten ist ein Holzstab zum Aufstellen angebracht. Die ganze Höhe beträgt 70, die Breite 45 cm. Für die Ruhe nach gethanem Tagewerk, für ein Plauderstündchen oder für das Krankenzimmer läßt sich kaum etwas Wohlthuenderes denken, als das gedämpfte Licht, das durch die Stofffalten des Schirmes dringt, wobei noch der Vorzug in Betracht kommt, daß der übrige Raum des Zimmers hell bleibt, sei es zur Arbeit, sei es zum Vorlesen der übrigen Anwesenden. E. E.

Lichtschirm. Siehe die Rückansicht.

Rückansicht zum Lichtschirm.

Schweizer Leckerli. (Original-Recept). — Zu 120-130 Stück Leckerli sind erforderlich: 500 g gestoßener Zucker, 4-10 l Honig, 270 g grob geschnittene, ungeschälte Mandeln, 46 g grob gestoßener Zimmt, 14 feingestoßene Gewürznägel, von 2 Citronen die grob gewiegte Schale, 65 g fein geschnittenes Citronat, 3 Löffel voll Kirschwasser oder spanischem Wein und 1 kg Weizenmehl. Hiervon werden 250 g Zucker und 5 Löffel Mehl mit den übrigen Zuthaten zu einem geschmeidigen Teig gemischt, dieser über Nacht an den warmen Ofen zum Aufgehen gestellt und am anderen Morgen mit dem übrigen Mehl und Zucker sorgfältig durchgewirkt. Der Teig wird hierauf zu 1 cm starken Platten ausgerollt, in nicht zu große Leckerli geschnitten, da diese während des Backens noch aufgehen, auf Bleche gelegt, die mit feinstem Olivenöl bestrichen sind, und im Ofen schön gelb, nicht braun, gebacken. Eine Zucker-Glasur eignet sich am besten dazu. A. H.

Echte braune Nürnberger Pfefferkuchen. — Nachdem 2 l Honig mit 2 kg Zucker unter stetem Rühren 20 Minuten lang gekocht haben und wieder abgekühlt sind, fügt man zu der noch lauwarmen Masse 750 g gelb geröstetes Mehl, 750 g geschnittene, geröstete Mandeln, 125 g Citronat und 125 g candirte Orangenschale, beides fein geschnitten, 4 g weißen Pfeffer, 5 g Cardamon, 6 g Nelken und 15 g Zimmt, alles fein gestoßen, und arbeitet das Ganze mit 30 g in bestem Branntwein aufgelöster Pottasche zu einem nicht zu festen Teig gehörig durch. Ist dieser während einer Nacht am warmen Ofen aufgegangen, so rollt man ihn am nächsten Morgen aus, drückt ihn in mehlbestäubte Formen, legt die so geformten Kuchen auf ein mit Mehl bestreutes Blech, läßt sie mehrere Stunden ruhen, segt das Mehl ab und bäckt sie bei mäßiger Ofenhitze. Nach dem Backen überzieht man die Nürnberger Kuchen mit einer beliebigen Glasur. A. H.

Wiener Christspringerl. — 125 g Zucker wird mit $\frac{1}{4}$ l Honig aufgekocht, mit 3 Löffeln Rum, 2 g gestoßenen Nelken, 3 g gestoßenem Zimmt und der abgeriebenen Schale einer Citrone untermischt, und nach dem Abkühlen mit 200 bis 250 g Mehl zu einem leichten Teig geschlagen und mit etwas Mehl bestreut, gehörig durchgeknetet. Nach 24 Stunden rollt man den Teig aus, sticht kleine Plätzchen, Ringe, Sterne oder Herzen davon ab, bäckt die Springerl in mäßig heißem Ofen und bestreicht sie mit einer Chocoladen-Glasur. A. H.

Bezugsquellen: Christbaumschmuck: (Schmetterling, Ring mit Glocke, Wattefigur, Schornsteinfeger, Eiszapfen, Kraus-gespinnst, Lametta): Kühnert & Co., SW, Seidelstr. 25. Chocolade-Menagerie: Felix u. Sarotti, W, Leipzigerstr. 136. Behälter für Opernglas: Fr. Schlöske, W, Jägerstr. 57. Sämmtliche andere Lederfachen: G. Hulbe, W, Leipzigerstr. 95. Lichtschirm: H. Hirschwald, Hohenzollern-Kaufhaus, W, Leipzigerstr. 117/118. Delfter Dosen, Tafelgeräthe aus Bronze, Liqueur-Service: E. Kayser, W, Leipzigerstr. 124. **Preise:** Butterdose: 8 Mk.; Cakes-Büchse: 10 Mk. 50 Pf.; Salatbesteck: 15 Mk.; Zuckerstreuer: 5 Mk.; Mocca-Löffel das Dtzd. 18 Mk. Weihnachts-Schäfchen: Frl. Katharine Wagner, Asyl Winterbach, Württemberg. Preis 50 Pf.

Commissionen nach Abb. Aus dem Leserkreise: Fr. A. Herrmann, Charlottenburg, Kantstr. 111.

Verlag: Franz Lipperheide, Berlin und Wien. — Verantwortlicher Redacteur für den literarischen Theil: J. Wilda, für den technischen Theil: A. Grosse; — für Oesterreich-Ungarn: P. Logemann, Wien. — Druck Hesse & Becker, Leipzig

Universitäts- und Landesbibliothek Düsseldorf